image
not
available

Geog 18.H

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
FREDERICK ATHEARN LANE
OF NEW YORK
Class of 1849

Digitized by Google

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

---

## Dritter Jahrgang.

Herausgegeben und redigirt

von

J. P. Kaltenbaeck.

---


Wien 1837.

In Commission der F. Beck'schen Buchhandlung.

Gedruckt bei den Edlen von Ghelen'schen Erben.


Digitized by Google

Geog. 18.4

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Lowe Fund.

Digitized by Google

# Inhalt.


Seite

A. E. J. O. U. Kaiser Friedrich's IV. Devise . . . 205
Ahnentafeln, Südslawische . . . . . . . . . . 150
Albrecht V. . . . . . . . . . . . . . . . . 40
Alterthümer, Merkwürdige, Ungarns . . . . . . 170
Apafy, Suleymann's II. Schreiben an den Fürsten . 397
Aspang, Marktsiegel . . . . . . . . . . . . 190
Baden. Die älteste Druckschrift über Badens Heilquellen 303
Belvedere, das k. k. Lustschloß . . . . . . . 117
Bildstein, Die Pfarre, bei Bregenz . . . . . . 343
Böhmische Dörfer. Redensart . . . . . . . . 370
Bregenzerwald, Volkssprache s. Blätter S. 309.
Busbeck. Biographie . . . . . . . . . . . . 197
Carl V. Titulatur . . . . . . . . . . . . . 372
— — und seine Zeit . . . . . . . . . . . 289
— — Zur Befreiung von der Fabel rc. rc. . . . 385
Carl von Steiermark, Beilager mit Maria von Baiern . . . . . . . . . . . . . . . . . 177
Cilly, Ein seltenes Siegel der Grafen von . . . . 329
Colonen- und Contadinen-Wesen im Ragusaner Kreise 144
Combination, Eine politische, aus dem J. 1601 . . 123
Confession, die Augsburgische, für Oesterreich gedruckt 371
Constantinopel, die Bazars und die Buchhändler in 102
Doll, das Lied von der Stadt . . . . . . . . 367
Donaugesellschaft, die, zu Wien unter Max I. . . 69
Dornach, Schlacht bei, im J. 1499 . . . . . . . 184
Dreißigjähriger Krieg . . . . . . . . . 207, 252
Eckendorf in Oesterreich ob der Enns . . . . . . 408
Eisengrein, Martin. Biographie . . . . . . . . 238
Elephantenbund in Tirol . . . . . . . . . . 16
Erbrecht in Wien . . . . . . . . . . . . . 20
Erdbeben zu Wien im J. 1581 . . . . . . . . 404
Ferdinand I. Hochzeitsfeier zu Linz . . . . . . 369
—— Gebeth . . . . . . . . . . . . 380
—— Edikte, s. Miscellen.
Friedrich's IV. Devise A. E. J. O. U. . . . . . . 205
Friedrich von der Pfalz bei Carl V. . . . . . . 149
—— 's Zug nach Oesterreich . . . . . . . . . 229
Fürkauf in Oesterreich, Lied . . . . . . . . . 384
Gasteinerthal . . . . . . . . . . . . . . 240

Seite

Geschichte. Mit welchem Geiste soll man vaterländische Geschichte schreiben? . . . . . . . . . . . . 137
Gesellschaften, die slawischen gelehrten . . . . 103
Görgey, die Familie, in Ungarn . . . . . . . . 195
Goldgang in Ungarn . . . . . . . . . . . . 367
Grabmäler der Alten . . . . . . . . . . . . 49
Grein, das Archiv zu . . . . . . . . . . . . 175
Güns, Zeitung über die Belagerung 1532 . . . . . 129
Harsch, die Grafen von . . . . . . . . 209 u. 291
Heiligenkreuz, die österr. Grabmäler in . . . . . 242
Hippuriten, s. Salzburg.
Holzknechte im Salzkammergute . . . . . . . . 309
Joachim Georg. Biographie . . . . . . . . . . 307
Joseph I. Brief . . . . . . . . . . . . . . 135
Judenstadt in Wien . . . . . . . . . . . . 12
Jüdisches Concilium zu Nagy-Ida . . . . . . . 6
Karpathen, der westliche Theil der . . . . . . . 9
Kepler . . . . . . . . . . . . . . . . . 16, 52
Landsknechte . . . . . . . . . . . . . . . . 7
Lavantthal. Geschichte der Bergwerke 107, 125, 136, 216
Lebensversicherungs-Anstalten, über, . . . . . 253
Leibnitz u. die Errichtung einer Akademie in Wien . . 173
Lenoble von Edlersberg . . . . . . . . . . . 354
Leopold I. . . . . . . . . . . . . . . . . . 10
—— und der Buchdrucker Knorß . . . . . . . 382
Lordmayor der Stadt London . . . . . . . . . 377
Mailand. Numismatisches Cabinet . . . . . . . 281
Maximilian I. . . . . . . . . . . . . . . . 8
—— Epitaphium zu Wels . . . . . . . . . 15
—— Zeichnungen zur Charakteristik 266, 392, 403, 409
—— Belagerung von Hohenkren . . . . . . 308
Maximilan II. . . . . . . . . . . . . . . . 144
Menteli . . . . . . . . . . . . . . . . . . 21
Mittheilungen aus Handschriften . . . . . . . 88
Mohammed. Zwei Gesandtschaften an Heraklius . . 45
Nikobaren . . . . . . . . . . . . . . . . 315
Numismatisches Kabinet in Wien und Mailand . 281
Oesterreich. Aeltere, innere Verwaltung . . . . . 29


Digitized by Google

Seite

Oesterreich. Beiträge zur Geschichts-Quellen-Sammlung . . . 127
— das Regiment 1502 . . . 231
Oesterreichischer Niederlassungs-Versuch auf den Nikobaren . . . 313
Palatinal-Donationen in Ungarn . . . 292
Parmigianino's Bildniß in der k. k. Gemälde-Gallerie 185
Peter der Große in Wien . . . 38
Pinzgau . . . 308
Primisser, Alois, s. Blätter S. 393.
Propheten, Personalbeschr. der . . . 77
Ragusa . . . 144
Rasch, Weinbuch für Oesterreich . . . 408
Rechtsgeschichte, Beiträge zur vaterländischen 16, 20, 44, 55, 320
Reichard, Pfalzgraf, zu Wien . . . 68
Reichersberg. Gründung. Sage . . . 411
Römerkerker in Lorch . . . 126
Rüfensberg, die Pfarre im Bregenzerwalde . . . 335
Rudolph I. Urkunden . . . 200
Rudolph IV. Reitersiegel . . . 157
Salzburg, das römische Bad in der Vorstadt Mülln 90
— städtisches Museum . . . 110
— letzte Medaille . . . 127
— Hippuriten am Untersberg . . . 181
Schlesien. Naturproducte . . . 19
— Klima . . . 130
Schneeberg . . . 310
Schreyvogel, Joseph . . . 324
Schriftdenkmäler Aegyptens . . . 167
Schrötter und Rauch . . . 99
Serbische Sitten . . . 57
Siber, Franz Freiherr von . . . 27
Siebenbürgen, die Osmanen in . . . 269
Siegel der österr. Herzoginen . . . 225
Siegelkunde. Vaterländische . . . 157

Seite

Slawen, die, ein europäisches Urvolk . . . 354
Sparkassen, die ersten, in Europa . . . 94
Staphylus, Friedrich. Biographie . . . 353
Statistik, Ursprung des Namens . . . 2
Strein, Reichard. Zwei Gutachten . . . 11
Tirol. Heuschrecken in Tirol . . . 52
— Elephantenorden . . . 16
— Gefundene Goldmünzen . . . 378
Tököli. Belehnung vor der Festung Fillek . . . 193
Tolemei . . . 289
Troppau's sittlicher Zustand im Mittelalter . . . 413
Ungarn. Beschreibung des Goldganges . . . 367
— Alterthümer . . . 170
— die Familie Görgey . . . 195
— Palatinal-Donationen . . . 292
Venedig. Continentalsperre der alten Venetianer . . 121
Verwaltung, Innere, ältere, in Oesterreich . . . 29
Vorarlberg, s. Bildstein, Bregenzerwald, Rüfensberg, Walserthal.
Waizen's Eroberung . . . 72
Walserthal . . . 401
Wappenbuch von Steir . . . 47
Wien. Universität . . . 1
— Judenstadt . . . 12
— Landhaus . . . 219
— k. k. numismatisches Cabinet . . . 281
— griechische Kirche und Schule . . . 370
— Erdbeben im J. 1581 . . . 404
Wiener Neustadt. Rückblick auf den Brand . . . 141
Wiener Zeitung . . . 133
Ybbs. Altes Siegel . . . 162
— Bruchstück aus der Geschichte von . . . 406
Zwettel. Altes Siegel . . . 169
— Szenen aus dem 30jährigen Krieg . . . 321

Miszellen. Anfragen. Erörterungen.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

1. Mittwoch, den 4. Jänner 1837.

## Die Universität zu Wien um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

Wenn unter Kaiser Maximilian I. die Hochschule zu Wien einen Ruf erlangt, wie ihn zu jener Zeit keine andere in Europa genossen hat, liegt der Grund dieses Vorzuges eben so sehr in ihren trefflichen, freisinnigen Institutionen, als in der Tüchtigkeit der Talente, welche von der Lehrkanzel herab wirksam waren. Diese vorerst zu gewinnen und festzuhalten, scheute Maximilian keine Kosten; jene aber *gab er in* einem Geiste, dem die Bedürfnisse der Zeit klar geworden, und der die einzig wahre Idee einer Universität nach allen Richtungen hin erkannt und gewürdigt hatte. Es läßt sich nicht läugnen, daß Ferdinand I. in dieser Beziehung treu in die Fußstapfen seines unvergleichlichen Großvaters trat; Urkunden in Menge bezeugen, wie sehr ihm der begründete Ruhm der Hochschule am Herzen lag, und wie schmerzlich ihn auf der andern Seite das immer mehr um sich greifende Verderben bewegte. Wir sehen ihn Gelehrte unterstützen, befördern, auszeichnen; Professoren werden aus den fernsten Gegenden berufen, und besser noch als früher besoldet; Verordnungen zum ferneren Gedeihen, zur Ermunterung und Abhilfe erscheinen alljährig, und doch sinkt mit jedem Tage mehr das Ansehen und die Bedeutsamkeit des Institutes! Nichts hilft; selbst die im September 1537 durchgeführte, gänzliche Reform bleibt ohne merkbaren Erfolg. Unbestreitbar übten die Türkenkriege einen höchst nachtheiligen Einfluß aus; allein sie wirkten nur unterbrechend, durchaus nicht zerstörend: die nächste Ursache liegt in den Bewegungen, welche von Wittenberg ausgingen, und bald auch in Wien nicht Wenige mit sich fortrissen. Es fehlte hier nicht an vorbereitetem Boden; seit beinahe zwei Decennien hatte man durch Wort und Schrift das eingerissene Uebel bekämpft, und kräftig genug Abstellung der Mißbräuche gefordert; kein Wunder also, wenn Luthers Schriften und Schritte schnellen und großen Anklang fanden. So erzählen bereits auf das Jahr 1522 die Akten, wie sich die Zahl der Studierenden fast stündlich verringert, und Melanchthons Aufruf, das Lesen der Alten zu vermeiden, und des »In sudore vultus tui vesceris pane tuo« stets eingedenk zu seyn, die Meisten so sehr ergriffen habe, daß sie ihre Bücher verbrannten und — Handwerker wurden. Wenn nun auch diese Angaben übertrieben, sind der Zeugnisse genug auf uns gekommen, daß sich sowohl Lehrer als Schüler den Neuerungen offen und heimlich angeschlossen haben. Indessen waren aber die Männer, welche regierten, oder der Regierung nahe standen, ihnen entgegen. Diese übersahen keineswegs die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung, allein sie mißbilligten und verwarfen Luthers Mittel, die nur zu bald nach der Verneinung griffen, und zum Theile auch, weil sie die Kämpfe voraussahen, welche daraus hervorgehen mußten. Reformation durch Aufklärung war das Losungswort[1] ihres Wirkens; das Resultat sprach sich in Ferdinand I. später und fast bis an sein Ende als Idee der Vermittlung aus. Bei solchen Ansichten mußte dem Umsichgreifen der neuen Lehre entgegengewirkt, und jede Spur der Anhänglichkeit, wo sie sich nur immer zeigen mochte, erstickt werden. Nun wär nichts natürlicher, als daß Rückhalt und Verstellung auf der einen, und wohl auch Verdächtigung und Verdacht auf der andern Seite an die Tagesordnung kamen — Erscheinungen, welche ihrer Natur nach nicht ohne die traurigsten Folgen bleiben konnten. In welch' hohem Grade aber erstere wirklich vorhanden gewesen, beweist zur Genüge die Thatsache, daß die zwei ersten Lehrer des Erzherzogs Maximilian erst nach Jahren als die eifrigsten Schüler und Anhänger Luthers erkannt, und entfernt worden sind. Nicht das Zerfallen in theologische Streitigkeiten, sondern

1 Vergl. Conrad Celtis in Nr. 49 des Jahrganges 1835.

Digitized by Google

das bezeichnete Uebel hemmte und zerstörte zunächst jedes freudige, lebendige Streben. Den versteckten Anhängern war es nicht um das Wohl der Wissenschaft, sondern um Vergrößerung ihrer Partei zu thun; nicht Wenige der wahrhaften aber erkalteten vor dem Medusenhaupte des Mißtrauens. Die Begeisterung für die Sache war zernichtet, und diese gibt keine, wenn auch noch so hohe Besoldung. So blieb jeder Versuch, das alte Ansehen der Universität wieder herzustellen, fruchtlos; sie sank vielmehr immer tiefer, und selbst die Toleranz Kaiser Maximilians II. trug nicht wenig bei zu ihrem — gänzlichen Verfalle. Die Jesuiten, welche sie später übernahmen, gaben ihr zwar eine neue Richtung, allein das Leben für wahre Wissenschaft war früher schon auf Jahrhunderte aus ihren Hallen entwichen.

Mit diesem kurzen Ueberblicke, welcher die Ergebnisse mehrerer Jahrzehente im Allgemeinen umfaßt, sey indessen keineswegs gesagt, als wenn unter Ferdinands I. Regierung Wien ohne literarischen Verkehr gewesen wäre. Die Schwingungen der großen Lebensthätigkeit, welche von Maximilian dem Ersten hervorgerufen ward, konnten nicht so plötzlich untergehen; zudem lebten am Hofe fortan ausgezeichnete Gelehrte, und auch die Universität wurde, wie schon erwähnt worden, zeitweise mit ruhmwürdigen Männern versehen. Wissenschaftliche Bestrebungen fanden an Ferdinand I. stets den wärmsten Verehrer und den thätigsten Beförderer; und die Pressen Wiens haben unter ihm nicht wenige Werke zu Tage gefördert, die als unvergängliche Denkmale des menschlichen Geistes dastehend, größtentheils seiner Unterstützung ihr Daseyn verdanken. Ja selbst die Universität hatte Lichtpunkte, kurze Epochen, in denen sich das alte Leben wieder zu regen schien; nie aber so sehr, als um die Mitte des Jahrhunderts.

Was den thätigsten Bemühungen von Oben nicht gelang, was alle Verordnungen und Opfer nicht bewirken konnten, das brachte ein einzelner Mann zu Stande. Georg Eder, von Freisingen gebürtig, hatte zu Cölln seine theologischen und juridischen Studien vollendet, an der Schule in Passau Vorlesungen gehalten, und durch kräftig ausgesprochene Ansichten über und wider die Religions-Neuerungen bereits vielseitige Aufmerksamkeit erregt. Im Jahre 1549 kam er nach Wien, gerufen und unterstützt von zwei höchst einflußreichen Männern, dem als Rechtsgelehrten bekannten k. Rathe Stephan Schwarz, und dem Probste von Herzogenburg Bartholomäus a Cataneis. Das männlich ernste Auftreten des jungen Gelehrten, der noch näher dem Jünglings- als dem Mannesalter stand, die tiefe Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, welche jeden seiner Schritte bezeichnete, und dazu die entschieden katholische Richtung in seinem Vortrage und in seinem Handeln zu einer Zeit, wo beinahe die Besten zauderten, ihr Bekenntniß laut auszusprechen — diese hervortretenden Vorzüge konnten nicht ohne Beachtung, nicht ohne Einfluß bleiben. Entsprachen sie einer Seits auf das vollkommenste der Tendenz des Regenten und seiner Räthe, so überraschten sie auf der andern Seite nicht minder die Collegen an der Universität, und ermuthigten die besser Gesinnten zu einer freieren Thätigkeit. Je mehr sich aber diese näherten und anschlossen, desto schneller mußte sich das Fremdartige absondern und ausscheiden, und die Wirksamkeit des Institutes wieder eine bestimmtere Richtung gewinnen.

Dieß zeigte sich insbesondere, als nach wenigen Jahren (1557) Eder zum Rektor Magnifikus gewählt, und viermal nach einander als solcher bestätigt wurde, eine Erscheinung, die eben so selten als ganz geeignet ist, das Ansehen darzuthun, in dem er lebte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Einige Bemerkungen über den Ursprung des Namens Statistik.

Viel ist von je her über den Ursprung des Namens »Statistik« gestritten worden; die meisten Schriftsteller kommen aber darin überein, daß erst Achenwall dieses Wort (wo nicht erfunden, doch) allgemein in Uebung gebracht habe. Vor ihm soll Philipp Andreas Oldenburger der Erste gewesen seyn, der in seinem Itinerario Germaniae politico (Tom. IV. seines Thesauri rerum publicarum. Genevae 1675. 8.) sich eines ähnlichen Ausdruckes bediente, indem er dort Seite 824 den Kanzler Veit Ludwig Seckendorff einen egregium *Statistam* christianum nennt [1].

Auch diese Meinung theilen fast alle Gelehrten un-

---

1 Herr Professor Springer hat jüngst in seinen Vorlesungen darauf aufmerksam gemacht, daß der Ausdruck Statista schon um sieben Jahre früher vorkömmt, nämlich in des Constantini Germanici epistola politica ad Justum Sincerum de peregrinatonibus Germanorum recte et rite juxta interiorem civilem prudentiam instituendis. (Cosmopoli, ohne Jahreszahl) — einem Werke, das wahrscheinlich im Jahre 1668 gedruckt ist, und bekanntlich denselben Philipp Andreas Oldenburger zum Verfasser hat.

Digitized by Google

seres Faches; insbesondere findet sie sich ausgesprochen bei Schlözer (Theorie der Statistik. Göttingen 1804. 8. Seite 3. Anmerkung a.) — Bei Butte[1] (Statistik als Wissenschaft. Landshut 1808. 8. §. 14. Seite 157.) — Klotz (Theoriae Statistices Particula I. Lipsiae 1821. 8. pag. 11.) — Zizius (Theoretische Vorbereitung und Einleitung zur Statistik. Zweite Auflage, bearbeitet von Dr. Franz Kerschbaumer. Wien und Triest 1828. 8. §. 28. S. 24.) — Holzgethan (Theorie der Statistik. Wien 1829. 8. §. 1. S. 2.) u. a. m.

Dieser beinahe allgemeinen Uebereinstimmung ungeachtet, dürfte obige Ansicht dennoch einige Berichtigung verdienen; denn es finden sich die unwiderlegbarsten Beweise dafür, daß Oldenburger nicht der Erste war, der sich des Wortes Statista (Statist) bedient, daß also nicht Er der Erfinder desselben genannt werden kann, sondern daß dieser Ausdruck zum wenigsten um fünf und zwanzig Jahre früher in einem damals viel gelesenen Druckwerke vorkömmt, und wahrscheinlich noch älteren Ursprungs ist.

Zu besserem Verständnisse sey es mir erlaubt, Folgendes voraus zu schicken:

Johann Michael Moscherosch[2], ein Schriftsteller aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, schrieb unter andern eine Reihe von Erzählungen, welche er Anfangs einzeln herausgab, später aber in Straßburg unter dem Titel:

»Wunderliche und wahrhaffte Gesichte Philanders von Sittewald, das ist Strafschriften Hans Michel Moscherosch u. s. w. (1650. 2 Bde. 8.) [1],« zusammen drucken ließ. Schon früher (in den Jahren 1645—1647) war eine andere Ausgabe dieses Werkes bei Johann Gottfried Schönwetter in Frankfurt erschienen, welche Moscherosch aber nicht für echt anerkennen wollte. Sie enthält offenbar eine Menge fremder Zusätze und umfaßt daher im Ganzen 7. Theile in 12.

Was nun den sechsten Band dieser Ausgabe anbelangt, so lautet sein vollständiger Titel:

»Philander von Sittewald weitberühmbten Ritters
»Somnium sive itinerarium historico-politicum. Von
»Wundergeschichten der Welt: Darinnen was sich so wohl
»in Regiments-Politischen als auch Kriegs- vnd sonsten
»andern Sachen vnd deren Verenderung, Natürlich, vber-
»natürlich in Geschichten (Gesichten?) vnd sonsten, wun-
»derbarlich zugetragen. Durch Philanders gehabte Träumb
»vnd durchwanderten zwölffen Königreichen vorgestellt vnd
»abgebildet wird. Frankfurt, bei Johann Gottfried Schön-
»wetter. Anno 1649. 12.«

Der ungenannte Verfasser sagt in der Vorrede, daß er es dem Belieben des Lesers überlasse, seine Arbeit entweder für ein abgesondertes Werk, oder wegen Gleichheit der Materien für den sechsten Theil seiner (des Philanders von Sittewald) Visiones zu halten. Aus dieser Stelle nun, so wie überhaupt aus der veränderten Schreibart schließt man, daß dieser sechste, so wie der nachgefolgte siebente (und vielleicht schon mancher frühere) Theil nicht von Moscherosch, sondern von einem fremden Verfasser herstamme, was uns aber hier nicht weiter berührt.

Genug — in dem zweiten Capitel dieses Buches kommt Philander in Gesellschaft mehrerer Deutschen nach

1 Dieser Schriftsteller bedauert, daß der Name »Statistik« sein Daseyn einem Mann verdanke, der selbst so wenig Verdienst um diese Wissenschaft hatte, da er es vielmehr gewesen, cujus quisquiliis commaculatam fuisse graviter conquestus est Conringius, wie sich Goebel in der Vorrede zum 6. Conringischen Bande ausdrückt.

2 Moscherosch (eigentlich eine halb griechische, halb hebräische Uebersetzung des deutschen »Kalbskopf«) war geboren zu Willstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg am 5. März 1600. Er studirte zu Straßburg, wo er auch im J. 1624 die Magisterwürde annahm. Später wurde er Hofmeister des Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Kirchingen und 1636 Rath und Amtmann zu Vinstingen. Einige Jahre nachher gelangte er zur Würde eines königl. schwedischen Kriegsrathes; und wurde Secretarius und Fiskal zu Straßburg. — 1656 ernannte ihn der Graf von Hanau zum geheimen Rathe und bald darauf zum Präsidenten der dortigen Kanzley Auch bekleidete Moscherosch die Rathswürde bei dem Churfursten zu Mainz und bei der Landgräfin zu Hessen. Er starb zu Worms den 4. April 1669. In der »fruchtbringenden Gesellschaft« führte Moscherosch den Namen des »Träumenden.« — Vergl. Frehori (theatr. virorum erudit. clar. Norimbergae 1688. pag. 1187). — Henningus Witte (Diarium biograph. Gedani. 1688. Vol. I. Ann. 1669.) — Ejusdem Memoriae Philos. Orat. Poet. Hist. et Philolog. etc. Francof. 1679. Decas IX. pag. 544. — Das Zedler'sche Universal-Lexikon. Leipzig und Halle 1739. Bd. XXI. S. 1823. — Jöcher (Allgem. Gelehrten-Lexicon. Leipzig 1751. Bd. III. S. 695.) und dessen Fortsetzung und Ergänzung von Rotermund. Bremen 1813. Bd. IV. S. 2166. — Meister (Charakteristik deutscher Dichter. St. Gallen 1785. Bd. I. S. 181.) Strieder (Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Cassel 1780—1804. Bd. IX. S. 201). — Flögel (Geschichte der komischen Literatur. Liegnitz 1786. Bd. III. S. 445.) und Ebendesselben Geschichte der Hofnarren. Leipzig 1789. S. 33. — Koch. (Compendium der deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1979. Bd. I. S. 175 und Bd. II. S. 98.) — Jördens (Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig 1808. Bd. III. S. 695) u. s. w.

1 Eine spätere Ausgabe erschien eben daselbst im J. 1666 und 1667 in 2 Bden. 8. Die Ausgabe von Adrian Weingarten in Leyden (1646—1647. 7 Theile. 12.) wurde von Moscherosch nicht als echt anerkannt. Vergl. Ebert's allgemeines bibliographisches Lexikon. Leipzig 1830 Bd. II. S. 164.

Digitized by Google

Rom und kehrt dort in dem nächsten Gasthofe ein. Der Wirth desselben, mit dem sie sich in ein weitläufiges Gespräch einlassen, erzählt ihnen Manches über den damaligen politischen Zustand Italiens, worauf der Secretarius, einer der Gefährten Philanders (S. 155, Zeile 3—10) entgegnet: »Ich sehe wol, ihr seyet nicht nur ein Wirth, sondern auch ein Statist, der ihr das Interesse der Potentaten verstehet, ein Historicus, weil ihr in den vitis Pontificum versiret, darzu ein Philosophus, der ihr den Brauch und Mißbrauch so wol zu unterscheiden wißet.«

Da nun das vorliegende Werk schon im Jahre 1649[1] gedruckt ist, Oldenburgers Werk aber erst im Jahre 1675 (oder 1668) erschien, so ist hiedurch an sich schon erwiesen, daß das Wort »Statist« zum mindesten wohl gegen ein Viertel-Jahrhundert älter ist, als man bisher vermuthete, und daß die Erfindung desselben keineswegs dem vielgedachten Oldenburger zugeschrieben werden darf.

Es kömmt aber hierbei noch Folgendes in Erwägung zu ziehen: Moscherosch (oder der ungenannte und unbekannte Verfasser der oberwähnten Fortsetzung des Philander von Sittewald) ist durchaus kein Schriftsteller vom Fache; sein Feld war nicht Politik und Staatenkunde, sondern Romantik und Satyre. Wohl ist es wahr, daß er oft mit unzeitiger Gelehrsamkeit prunkt[2]; wenn er aber das Wort »Statist« einem herrschaftlichen Secretarius in den Mund legt, und es von diesem im Laufe des Gesprächs — einem Wirthe gegenüber — gebrauchen läßt, so ist doch gewiß nicht zu vermuthen, daß dieses Wort ein selbstgeschaffener Ausdruck unsers Verfassers sey, sondern wir müssen im Gegentheile annehmen, es sey dasselbe schon damals — wenigstens für gebildetere Leser — allgemein verständlich gewesen, und habe somit einen weit älteren Ursprung, als man gewöhnlich zugeben will. Denn um einem fremden Worte gleichsam das Bürgerrecht zu verschaffen, bedarf es wohl einiger Zeit. Moscherosch (oder sein Nachahmer) dürfte also nach unserem Dafürhalten eben so wenig als Oldenburger auf die Erfindung des Namens Statist (Statistik) Anspruch machen können, und es muß einer weitern Forschung überlassen bleiben, denjenigen zu entdecken, dem diese Ehre gebührt. Wir begnügen uns, einen allgemein verbreiteten Irrthum hiermit berichtiget zu haben, und es würde uns freuen, wenn obige Andeutungen zu einem weitern Resultate führen sollten.

Auch für die Etymologie des Namens Statistik dürfte die obgedachte Stelle Philanders von Sittewald nicht ohne Gewicht seyn; der Verfasser erklärt nämlich denjenigen für einen Statisten, »der das Interesse der Potentanten versteht,« und der römische Gastwirth erhält diesen Ehrentitel, nachdem er den Zustand der italienischen Staaten geschildert, ungefähr wie Oldenburger den Seckendorf einen Statistam nennt, der in seinem deutschen Fürstenstaate ebenfalls den Zustand dieser Reiche, und die Art und Weise ihrer Verwaltung dargestellt hatte.

Wenn es uns aber auch gelungen ist, den Ursprung des Namens Statistik (der Statist) vielleicht in ein früheres Jahrhundert zurück zu versetzen, so stimmen wir doch völlig der Meinung Jener bei, welche den Ursprung der Statistik als Wissenschaft erst aus einer späteren Periode herleiten. — Führt doch auch heut zu Tage noch manches Erzeugniß unsers schreibseligen Jahrhunderts den Titel einer Statistik, ohne auf einen wahrhaft wissenschaftlichen Werth den geringsten Anspruch machen zu können!

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

---

1 Es ist zu vermuthen, daß die Jahrzahl 1649 einen Druckfehler enthält, und daß es eigentlich 1647 heißen soll, was wir aber dahingestellt seyn lassen.

2 Meister sagt über die Träume des Moscherosch (deren Grund-Idee den Suenos des Don Fr. Quevedo de Villegas entlehnt ist): — »Wenn nicht dieses Werk durch Wortspiele, durch pedantische Weitläufigkeit und müßige Citationen, die herrschenden Fehler der zeitverwandten Schriftsteller, beflecket wäre, so würde man es noch heute mit Vergnügen lesen.« (Geschichte der deutschen Sprache und der deutschen Schriftstellerwelt im 15. und 16. Jahrhundert. Bern 1796. Bd. I. S. 334). — Aehnliche Urtheile fällen Flögel, Wachler und Horn.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

2. Sonnabend, den 7. Jänner 1837.

## Die Universität zu Wien um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte auch K. Ferdinand Eder zu seinem Rathe ernannt, wie überhaupt die Regierung nichts versäumte, wodurch von ihrer Seite dessen Bestrebungen gefördert werden konnten. Er selbst aber benützte seine Stellung, um die bereits erwachte Regsamkeit immer noch höher zu steigern, und so wieder jene Begeisterung zunächst unter den Lehrern zu erwecken, ohne welche keine Anstalt bestehen kann. Hatte dabei schon seine Persönlichkeit auf die geistige Richtung den wohlthätigsten Einfluß, und wußte sein Scharfblick stets das Unlautere, das Unwahre zu finden und zu entfernen, so verstand er nicht minder, durch andere Mittel zu wirken. Vor Allem that es Noth, das tiefgesunkene Ansehen der Universität sowohl, als ihrer Repräsentanten wieder herzustellen; dazu genügte aber damals, wie gewöhnlich, noch nicht, daß sich die Gesellschaft nach Innen regenerirte; auch in ihren Beziehungen und in ihrer Stellung nach Außen mußte es geschehen. Deßwegen suchte er sorgsam die alten Rechte und Freiheiten hervor, ließ sie erneuern, und nach allen Richtungen hin ins Leben treten. Eben so hielt er es bei den verschiedensten Akten mit Wiedereinführung der früheren Feierlichkeiten, und wie er der Ueberzeugung war, daß besonders Gebräuche, mit deren Ausübung Erinnerungen an bestimmte Rechte in Verbindung stehen, nie sollen unterlassen werden, weil sonst auch letztere zu verschwinden drohen, vindicirte er vor Allem das von Kaiser Maximilian I. der Hochschule verliehene Privilegium, Dichter zu krönen. Zweimal sah unter seinem Rektorate Wien das seltne Fest, mit all' dem Zauber, den ihm Maximilians poetischer Genius zu geben verstanden hatte, und zu nicht geringer Erhebung der Gelehrten und Ungelehrten[1].

Wo indessen die alten Gewohnheiten nicht mehr auslangten, oder zu sehr dem Geiste der Zeit widerstrebten, da reformirte er sie, oder setzte neuere Einrichtungen an ihre Stelle. So die schöne Feierlichkeit bei Verleihung der Doktorswürde, welche, abgesehen von ihrem praktischen Einflusse, zugleich die edelste Gesinnung beurkundet. Wir kennen sie aus einer Rede[2], die er am 19. Jänner 1559 bei der Promotion des Professors der griechischen Literatur, Laurenz Leemann, zur juridischen Doktorswürde gehalten hat, und wenn gleich der Gebrauch der vorkommenden Insignien schon früher bestanden, so war doch die Art und Weise, wie der umsichtige Vorsteher sie ertheilte, eben so neu, als ihres Erfolges gewiß. Mit heiligem Ernste sprach er vorerst zu der zahlreichen Versammlung von der Hoheit der Gesetze im Allgemeinen; und hierauf übergehend zu den akademischen Würden mit wahrhaft tiefer Innigkeit von ihrer Bestimmung, ihrer Bedeutsamkeit, ihrem Werthe. Vor Allem sollen die Zuhörer einsehen lernen, daß es keine geringe Mühe, sie zu erlangen, um dadurch ermessen zu können, wie jede Auszeichnung des Siegers nur verdiente Anerkennung. In der That ergreifend sind die Worte, mit denen er die einzelnen Acte der Promotion selbst begleitete. Sie eröffnete die Führung des Kandidaten zum Katheder, als Mahnung: wie die schöne Würde stets dem Erprobten nur offen gestanden, so soll er nun ernstlich bedenken, daß er eine öffentliche Person geworden, hingestellt zur Nachahmung für alle Uebrigen.

---

1 Im Jahre 1558. Vergl. Actus poeticus in Gymnasio Viennensi celebratus etc. Viennae Austriae. Hofhalter 1558. 4. — Laurea poetica ex Caesareo Privilegio in celeberrimo Gymnasio Viennensi tribus nuper Viris — collata. — Ibidem. 1558. 4.

2 Die letzte in der Sammlung, welche 1559 bei Raphael Hoffhalter erschienen ist. S. Denis, Wien's Buchdruckergeschichte. S. 576.

Würde durch ihn die Reinheit der Lehrkanzel verletzt, oder ihre Wirksamkeit gehemmt, fällt unabwendbar die Schande auf ihn, denn nicht jene verdienen Ansehen, welche Vorsteher sind, sondern nur, die da handeln im Geiste der Wahrheit und der Pflicht.

Hierauf erfolgte die Uebergabe der Rechtsbücher, sowohl der offenen, als der geschlossenen, mit der Erklärung, daß er nun Macht habe, öffentlich und außerämtlich Recht zu sprechen; doch soll er dabei die Kenntniß der Bücher für so unerläßlich erachten, als ob er dieselben nie wieder benützen wollte, und in allen Fällen mit solcher Vorsicht antworten, daß er nicht leicht, außer er habe die Bücher früher zu Rathe gezogen, etwas entscheide. So wie keine Sache nach der Ansicht des Richters, sondern nach dem geschriebenen Gesetze abgeurtheilt werden soll; so kann das Recht ohne Erklärung und practische Uebung nicht begriffen werden, daher soll er die Leuchte berathen und das lebendige Wort des Gelehrten. Auch ist jener noch kein vollkommener Rechtsgelehrter, der auf einem Fuße stehend hundert Gesetze aus dem Kopfe herzusagen weiß, sondern welcher Einsicht hat in alle göttlichen und weltlichen Dinge, welcher gut und rechtsliebend ist, der nicht bloß begreift, was an und für sich das Beste, sondern was nach dem Verhältnisse der Zeit zu erlangen möglich; welcher stark im Wissen und Rathen, mit der Erfahrung zu lehren Gefälligkeit der Rede und Feinheit der Auslegung verbindet, und das innerste Wesen der Philosophie durchdrungen hat.

Das Aufsetzen des rothen, runden Hutes sollte ein Zeichen seyn der Gnade, des Sieges, der Vollendung. »Nicht eine gewöhnliche Ehre, noch ein Amt, sondern eine neue Würde wurde dir verliehen, auf daß du vor Andern hervorragest, und Andere durch Sitte und Tugend übertriffst, damit die Feinde einsehen lernen, wie nur jener gekrönt werde, welcher früher nach Gebühr gestritten und gerungen hat.«

Die Uebergabe des goldenen Ringes, in dessen Mitte ein Edelstein glänzte, sollte nicht nur die Bestätigung der verliehenen Würde bedeuten, sondern auch anzeigen, daß er mit einer neuen Würde, mit dem Ritterstande, oder dem Rechte der goldenen Ringe ausgezeichnet worden. Daraus werde nun kund und klar, daß nur jener Adel der wahre, welcher durch Tugend und Mühe erworben; allein so schön es ist, mit solchem Vorzuge begabt zu werden, so kräftig müsse das erhaltene Zeichen auch zu uns sprechen, daß wir der Gerechtigkeit, der Treue, der Religion und dem Staate zugeschworen, für welche Alles zu wagen, und zu deren lebendigen Förderung kein Opfer zu scheuen.

Wahrhaft erhebend sind die Worte bei Ertheilung des Kusses, der zuletzt erfolgte. »Ich umarme dich mit dem Kusse des Friedens, mit welchem der Staat für die verliehene Würde von dir Seelenreinheit, Wohlwollen, Herzensgüte, Sinn für Humanität, und kräftige Nächstenliebe fordert. Du sollst die Unterdrückten gern hören und ihr Schicksal schnell und klug erleichtern, davon dich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen abschrecken lassen. Alle deine Gedanken, deine Gesinnungen und Rathschläge seyen dem gemeinen Wohle, dem Troste unglücklicher Witwen und Waisen, dem Staate gewidmet; und nichts gelte dir für so schön und heilig, als das Verdienst um den Nächsten, und um das Vaterland.« —

Es ist wohl sehr begreiflich, wie einer Zeit, deren hervorleuchtender Charakterzug Selbstsucht ist, alle dergleichen Feierlichkeiten bedeutungslos erscheinen können, ja es steht zu befürchten, daß sogar der Versuch, das Andenken derselben zu erneuern, als überflüssig bezeichnet werde. Dem sey aber wie ihm wolle, für Eder waren sie von der größten Wirksamkeit, und wenn es ihm gelungen, Lebenswärme wieder in den großen Lehrkörper zu bringen, so haben sie keinen geringen Theil daran. Freilich waren Einheit der Gesinnung, Einheit der religiösen Ueberzeugung die erste Potenz und ohne diese hätten wohl auch jene kaum etwas zu Stande gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das große jüdische Concilium zu Nagy-Ida in Ungarn 1650.

Das Volk der Juden ward nicht selten von solchen Betrügern, welche sich für den Messias ausgaben, geäffet; wie denn das zwölfte Jahrhundert allein neun falsche Propheten hervorgebracht hatte. Das größte Aufsehen aber machte im siebzehnten Jahrhundert der bekannte Betrüger Sabathai Levi, der im Jahre 1638 in Syrien aufstand, sich in Smyrna zum Könige Israels ausrufen ließ, und einen unglaublichen Anhang, selbst unter den Gelehrtesten seines Volkes, bekam. In Konstantinopel jedoch

nahm er aus Furcht gespießt zu werden, Mahomeds Glauben an; wurde aber demungeachtet bald hierauf enthauptet.

Da die Juden nun durch solche ohnmächtige Erlöser so oft hintergangen worden, erregte dieses bei den Vernünftigeren derselben Zweifel und Nachdenken; ja sie hielten es für unabweisbar nöthig, die Weissagungen genau untersuchen und durch ihre berühmtesten Gelehrten entscheiden zu lassen: ob der Messias schon da gewesen, oder noch erwartet werden müsse? Dem zu Folge wurde die Abhaltung eines großen rabbinischen Conciliums beschlossen, und man besprach sich zu verschiedenen Malen über den Ort, wo die Versammlung Statt finden sollte. Endlich ward Ungarn, weil es damals durch die vielen Türkenkriege größtentheils entvölkert war, als das bequemste Land zu dieser Unternehmung gewählt. Die Zusammenkunft sollte auf dem freien Felde bei Nagy-Ida geschehen. Dieses Nagy-Ida ist ein Dorf in dem Abaujwarer Komitate, mit einem Schlosse, das der gräflich Csakischen Familie gehört.

Das Concilium fiel in das Jahr 1650, und es kamen zur bestimmten Zeit dreihundert Rabbiner und eine große Anzahl anderer Juden aus verschiedenen europäischen und asiatischen Ländern am genannten Orte zusammen, wo bereits die besten Anstalten getroffen waren, um eine so beträchtliche Menschenmenge mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen. Alle hielten sich unter freiem Himmel in Gezelten auf, von welchen das größte zu ihren Unterredungen bestimmt war. Zu dem Concilium aber wurden nur jene Juden zugelassen, welche die hebräische Sprache fertig reden und ihr Geschlechts-Register aufweisen konnten. Durch letzteres wurden sehr Viele ausgeschlossen, die aus Spanien, Italien und Frankreich gekommen waren, und sie erhielten bloß die Freiheit, sich in einer gewissen Entfernung von dem Zelte, wo die Rabbiner berathschlagten, unter den Uebrigen, die nur Neugierde halber von fremden Ländern herbeigeströmt waren, aufzuhalten. Ein Rabbiner aus dem Stamme Levi, Zacharias mit Namen, ward zum Vorsitzer und Sprecher der Versammlung erwählt.

Den ersten Tag brachte man mit der Untersuchung zu, ob auch Alle, die da sich eingefunden hatten, die erforderlichen Eigenschaften besäßen; über 600 wurden, weil sie ihr Herkommen nicht beweisen konnten, ausgeschlossen. Am zweiten Tage ward das Concilium mit einer Anrede eröffnet, und der Vortrag gemacht, daß man vor Allem untersuchen müsse, ob der Messias bereits erschienen, oder ob man auf dessen Ankunft noch warten müsse? Nachdem hierüber lang und viel gestritten worden, ward man endlich einig, daß der Messias noch nicht erschienen, und daran allein die Unbußfertigkeit der Nation Schuld sey. — Man untersuchte hierauf die Art, wie sich der Messias offenbaren würde, und setzte einige Kennzeichen fest.

So hatte bereits sieben Tage das Concilium gedauert, da ward es wegen der Ankunft sechs christlicher Fürsten, welche von Rom abgeschickt worden waren, plötzlich aufgehoben; denn der gründliche Beweis dieser, daß Christus der verheißene Messias sey, warf den Zunder des Aufruhrs unter die Versammlung, und den folgenden Tag gingen alle Mitglieder auseinander. Indessen waren sie vorher noch übereingekommen, nach drei Jahren ein anderes Concilium in Smyrna zu halten.

Fischer.

---

## Die Landsknechte.

Matthis Quaden von Kinkelbach handelt in seiner »deutschen Nationalherrlichkeit«, einem Buche, das zu Kölln am Rhein im Jahre 1609 gedruckt worden ist, von den Ständen Deutschlands, den Geistlichen, dem Adel, den Bürgern und den Bauern, und fährt dann fort:

»Aus diesen Bauern und Bürgern ist in wenig hundert Jahren noch der fünfte Stand dazu gekommen, das ist der Landsknechtsorden. Was Nutzes aber derselbige in allen Provinzen geschafft habe, sind Bürger und Bauern wohl gewahr geworden, daß derselbige Nam, ich geschweig den Orden, oder die Leut selbst, nit fast ehrlich mehr geschätzt wird.

In sich selbst ist der Nam und das Amt eines Landsknecht also alt, löblich, ehrlich, ja göttlich, als das Amt eines Priesters seyn konnte, wenn es nach erster Institution gehalten wurde. Denn in, nach, und vor Kaiser Karoli Magni Zeiten, als erstlich Deutschland von den Hunnen und andern barbarischen Völkern, darnach als sie allgemach zu dem Christenglauben gekommen, von Unglaubigen und Heiden aufs heftigste verfolgt, und angegriffen wurde, und deshalben die Bauern den Acker mit Frieden nicht bauen konnten, auch die Prediger und Geistlichkeit in stätiger Gefahr des Ueberfalls standen, dadurch nicht allein gute Polizey, sondern auch das menschliche Leben selbst hat vergehen müssen: haben sie die Ordnung gemacht, damit

der Ackerbau seinen Fortgang und der Kirchendienst in ruhigen Leben blieb, daß man eine sichere Anzahl Knechte annehme aus ihrem eigenen Volke, die anders nichts thun, oder sich weiter nit bekümmern sollten; dann daß sie die Feinde wohl in acht nehmen, und das Land vor allen Ueberfall beschützen; deren Hauptleut und Obersten, den Fürsten jeder Landschaft vorgestellt, und geordnet worden; und und daß jeder Bauer nach seinen Vermögen etwas dazu kontribuirte oder steuerte, daß diese Knecht aus gemeinem Seckel erhalten wurden. Da ließen sich viel zu diesem gottseligen Dienst finden, die ihr Leib und Leben für den Wohlstand gemeines Vaterlandes setzen wollten. Und darunter waren viel junger, gerader Knecht; denn obschon auch die betagten und vollständigen Männer zum Krieg stark und beherzt genug waren, so war gleichwohl die Fertigkeit und Behendigkeit der Jugend bequemer dazu, auch damit dieselbig in Zeiten, in Wehr und Waffen geübt worden. Daher wollten da dieselbe Knechte lieber »Landsknechte, dann Kriegsmänner« heißen, dieweil sie unangesehen ihres eigenen Nutzens dem Lande und gemeiner Landswohlfart zu dienen bereit wären. Knechte heißen sie darum, weil sie den Bauern dienten, und ihnen an Meisterschaft und Herrschaft nicht gleich begehrten, noch vermochten, zu seyn: dann sie in den Bauern Dienst waren, welche sie derhalben als ihre Knechte unterhielten. So hatten deßwegen beide, Bauern und Priesterschaft, Gott und diesen Knechten zu danken, wenn sie in guten Frieden und Wohlfart saßen.

Und aus diesen Landsknechten ist die Ritterschaft und der ganze deutsche Adel entsprossen, wiewohl dieselben heutiges Tags das ganze Widerspiel beweisen. Denen aber fremd dünken würde, daß solche große Herren aus den geringen Knechten hergekommen wären — der besehe die Historie der deutschen Herren, welche heutigs Tags, doch vor 80 und 90 Jahren noch viel mehr, der edelste Orden des ganzen Reichs geschätzt wird, und die auch allein würdig erkannt, daß sie den Namen der Deutschen führen; besehe ihr eigen Regelbuch: so wirst du inne werden, wie ein geringes Häuflein von armen und getreuen Landsknechten es anfänglich gewesen sey, und in ungefährlich nur 400 Jahren zu solcher Hochheit gekommen, daß sie nunmehr nit allein der Bauern, sondern auch Allermanns Herren geworden, wie sie sich auch nennen lassen. Wie rechtfertig aber solche Knechte da mit ihren natürlichen Herren gehandelt haben, da frage die Bauern und Bürger um; wie ehrlich sich auch die heutigen Landsknecht halten, sieht man daran, daß beide, Bauern und Bürger, sie für tausend Teufel wünschen, wo sie dieselben nur sehen oder hören ankommen.

So weit Matthis Quaden von Kinkelbach. An. 1609.

---

## M i s c e l l e n.

Das Purpurkleid der Kardinäle ist deutschen Ursprungs. Die Erzbischöfe von Salzburg trugen es seit alten Zeiten; Pabst Pius II. fand Wohlgefallen daran, und ließ ein Modell nach Rom kommen. Der Brief darüber ist vom Jahre 1459 und wird im Archive zu Salzburg aufbewahrt. Bald hierauf ward die Kleidung für das Kardinals-Collegium eingeführt; aber auch die Erzbischöfe von Salzburg tragen sie immer fort, ohne Kardinäle zu seyn.

---

Große Damenhüte waren schon im v i e r z e h n t e n Jahrhundert den Männern ein — Aergerniß. Ein Zürcher Minnesänger, der zu Anfang des gedachten Jahrhunderts lebte, belehrt uns, daß zu seiner Zeit in O e s t e r r e i c h die Schönen das Haupt mit breiten Hüten bedeckt haben. Sehr galant tadelt er diese mißgünstigen Hüte, welche den schönsten Theil des Gesichtes verbergen.

»Der Sitte ist in Oesterreiche umminneckliche
Das schöne Frowen tragent alle Hütte breit
Was ir minnecklichen was mag man gar
Selten geschowen, so sie ir Hüete han aufgeleit
Mangen wäre die Zit gar unverdrossen
Sehe man dicke ir Wengel vnd ir lichten Augenschin
Mann wer in die Hüete gevlossen
Tonowe ab so möchte es sin.

---

B r ü g g e, 12. April 1486: Kaiser Maximilian und sein Sohn Philipp als Herren der Niederlande bestellen Graf Engelbert II. von Nassau zum Regenten und Statthalter von Flandern, Lille, St. Omer, Orchies und Terouane. (Original im Oranischen Archiv.) Diese Urkunde ist ein Beweis, daß die Fertigung der Urkunden höchst unsicher zur Bestimmung des Aufenthaltortes ist; denn Maximilian war am 12. April 1486 nicht in Brügge, sondern in Aachen zur Krönung, kam auch, wie historisch erwiesen ist, erst im Monat Mai nach Brabant zurück.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. K a l t e n b a e c k. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

3. Mittwoch, den 11. Jänner 1837.

## Der westliche Theil der Karpathen in Oesterreichisch-Schlesien.

Der österreichische Antheil von Schlesien ist mit bedeutend hohen und ausgedehnten Gebirgen bedeckt, welche zwei verschiedenen grossen Ketten-Gebirgszügen angehören, daher dieses Land auch in orographischer Hinsicht in zwei Abtheilungen zerfällt.

Die erste dieser Abtheilungen ist der Teschner Kreis, welcher größtentheils von dem westlichen Theil der Karpathen bedeckt wird.

Die Oder ist der natürliche Gränzscheider des obigen Gebirges von dem östlichen Theile der Sudeten, welches den andern, und grösseren Theil Schlesiens, nämlich den Troppauer Kreis, überzieht.

Da die Sudeten bereits im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift (1835) ausführlich behandelt worden, so wollen wir hier nur das erstere Gebirge in kurze Betrachtung ziehen. Dieses, welches von seinem höchsten Stocke, dem Lissahora (Gigula), von West nach Ost und Nordost im Teschner Kreise hinzieht, und einen langen Kettenzug bedeutend hoher Berge bildet, wird mit dem Namen Beskiden bezeichnet.

Der ganze südliche Theil des Teschner Kreises ist von den Beskiden bedeckt, und dieses Gebirge bildet den Kern der Haupt-Gebirgskette zwischen Galizien und Ungarn und den Wassertheiler zwischen obigen Ländern und Schlesien.

Die auf den Beskiden entspringenden Flüsse, Weichsel, Olsa, Ostrawicza, Biala und andere mehr, eilen in den Hauptthälern dieses Gebirges fort, und zwischen ihnen ziehen sich die Haupt-Ausläufer mit ihren Nebenrücken hin, und dehnen sich in verschiedenen Zweigen aus.

Die merkwürdigsten und höchsten Puncte der Beskiden sind folgende: Der Lissahora (Gigula), der Sulow, der Palom, der Przilik, der Girowa (Herenberg), die Ochsenschanze, der Mala-Dubni, der Wielky-Dubni, der Mladahora, der Troyaczka, Ochodita, Rzowka, Zuprom, Gonczarka, Skalka, der kleine und große Baranio, der Wirczinkow, der Malinow (Himberberg), Brenna und der Klingschack. Von dem Baranio, Wirczinkow und Malinow, auf welchen Bergen die Weichsel ihren Ursprung hat, geht ein Gebirgsarm über Brenna, Ligowatz, Bistorey, Ernsdorf, Kamitz, Alt-Bielitz, Watzdorf und andere Orte gegen Schwarzwasser, wo er sich verflacht. Die höchsten Berge in diesem Nebenzuge sind der Jankow, Kamiene, Rownica, Stolow und Giraberg.

Weiter geht von dem Haupt-Gebirgsstocke (Beskiden) zwischen der Ostrawicza und Elsa, ein Nebenzweig über Morawku, Naschkowitz und Friedeck bis in die Ebenen der Oder.

Die wichtigsten Berge dieses Nebenrückens, der sich in mehreren Armen gegen die Ostrawicza und Oder zieht, sind der Uplas, Policzane, Trawno, Slabicz, Kaminite, Kolubowa, Ostry, Ropiczka, Jaworowy, Ropiczer, Kolarz, Pralziwka, Praszziwa, Kiczera und Godula. Ein zweiter Nebenrücken zieht sich von den Quellen der Elsa über Istebna, einen Theil des Dorfes Weichsel und Ustron, bildet bei Zeislowitz, Golleschau und Kosakowitz durch den im Norden sich entgegenstemmenden Chelm-Berg einen Kessel, und verläuft sich sodann mit den Anhöhen von Ogrodczon und Schimoratz in die Ebenen gegen Kunzendorf, Pruchna ꝛc.

Die höchsten Berge in obigen Nebenrücken sind, der

große Czantory in der Nähe von Ustroin, und der Stoschek nächst Weichsel, dann der Zazow, Kobila, Polodny, Ostry, Wruzna, Klein-Czantory und andere mehr.

**Held-Ritt.**

## Eine Abendtafel
### am Hofe Kaiser Leopold's I.

Ein Originalbericht über den Einzug und Aufenthalt des Churfürsten zu Sachsen in Wien 1695, welcher handschriftlich vor uns liegt[1], enthält auch eine ziemlich genaue Beschreibung der ersten Tafel, die dem hohen Gaste zu Ehren bei Hofe gegeben worden ist. Da dergleichen ganz specielle Nachrichten eben nicht häufig vorkommen; der Gegenstand aber immer einige Bedeutsamkeit hat, dürfte die nachstehende Mittheilung nicht ohne Interesse seyn. Schon der Empfang außer der Schiffbrücke war im hohen Grade feierlich. Der Kaiser selbst und der römische König waren dem Churfürsten bis dahin entgegen gefahren, und die ersten Minister des Hofes befanden sich in ihrem Gefolge. Unter Trompeten- und Pauckenschall geschah der Einzug, und mit eben so großem Prunke ward der Gast in die für ihn bereiteten Gemächer eingeführt. Hier verweilte dieser, bis ein Hoffourier kam, an die Thür klopfte und zur Tafel rief. Die churfürstlichen Cavaliers und zwei zugetheilte kaiserliche Kammerherren umgaben den Churfürsten; einem seiner Kammerjunker ward ein Leuchter mit Licht gegeben, um damit unmittelbar vor ihm bis zur kaiserlichen Retirade zu gehen, wo sich Ihre Majestät der Kaiser, die Kaiserin, der römische König und die älteste Erzherzogin befanden. Hierauf begann der Zug zur Tafel durch die geheime Rathsstube in die Gallerie: der Kaiser voran, umgeben von den Ministern und Cavalieren des Hofes, dann der Churfürst, dem der Kammerjunker wieder das Licht vortrug, dergleichen kaiserliche und königliche Kammerherren vor dem Kaiser, der Kaiserin, dem König und der Erzherzogin thaten. Nach dem Churfürsten folgte der König, dann die Kaiserin, von ihrem Obersthofmeister, dem Fürsten von Schwarzenberg, und endlich die Erzherzogin von dem ältesten Kammerherrn an der Hand geführt. Die Hofdamen und viele Andere aus der Stadt machten den Beschluß. Auf der einen Seite der Tafel, in der Mitte, saß der Kaiser, ihm zur rechten Hand die Kaiserin, zur linken der König; gegenüber aber rechts die Erzherzogin und links die churfürstliche Durchlaucht. Weil es Freitag, mithin ein Fasttag war, so war die ganze Tafel bloß mit Fastenspeisen besetzt, weßwegen der Churfürst wenig zu sich nahm. Während der Tafel wurde fortwährend eine schöne Musik gemacht. Weil Seine kaiserliche Majestät gewöhnlich Abends bei der Kaiserin speisen, und dabei ihre Damen zur Tafel dienen, so servirten auch dieses Mal der Kaiserin Hofdamen mit Vorlegen und Credenzen des Trinkens. Nachdem der Kaiser den ersten Trunk der Kaiserin zugetrunken, und sie dagegen, wie gewöhnlich, sich ein wenig vom Stuhle erhebend gedankt hatte, brachten Se. Majestät, als sie nach einer guten Weile den zweiten Trunk thaten, denselben dem hohen Gaste zu, der darüber ganz vom Stuhle aufstand, sich tief verneigte, und stehen blieb, bis die kaiserliche Majestät getrunken hatte. Als der Churfürst den ersten Trunk machte, trank er Seiner Majestät Gesundheit, stand dazu auf, neigte sich gegen Seine Majestät, und blieb selbst nach dem Trinken noch stehen; Seine Majestät aber blieben sitzen und dankten mit Neigen. Der König trank nun dem Churfürsten, doch nur indem er sich neigte zu; wogegen sich dieser gleichfalls nur mit ebenmäßigem Neigen bedankte, ohne vom Stuhle aufzustehen. Hierauf brachte der Churfürst sitzend des Königs Gesundheit aus, und mehr denn diese zwei Toaste hat er nicht gethan. Als das Confect und das Tischtuch mit der darunter liegenden ledernen Decke von den Hofdamen aufgehoben war, stand der Churfürst von der Tafel auf, machte gegen Ihre Majestäten eine tiefe Verbeugung, wofür diese mit dem Haupte neigend dankten, aber so wie auch die Erzherzogin an der Tafel sitzen blieben. Der Churfürst trat hinter Seine kaiserliche Majestät, empfing von der einen Hofdame, dem Fräulein von Kniphausen, ein in die Länge zusammengelegtes Serviet, welches er auf den Tisch vor den Kaiser hinlegte, und das dieser mit Neigen annahm und auf dem Tische selbst ausbreitete. Endlich brachte die Hofdame, die den Hauptdienst hatte, ein vergoldetes Handbecken und eine Kanne, credenzte das Wasser von der Tafel und setzte das Becken auf das von der churfürstlichen Durchlaucht übergebene Serviet, reichte Seiner kaiserlichen Majestät das Wasser über die Tafel herüber, goß es derselben auf die Hände mit dem empfangenen Serviet und ließ es liegen. Auf gleiche Weise gab dieselbe Hofdame

[1] Relation von Ihro Churfürstl. zu Sachsen Einzug zu Wien. So geschehen den 24. Juni anno 1695. 22 Bl. 4.

das Wasser der Kaiserin, dem König und der Erzherzogin, und so lange blieben sie alle sitzen; während dem hatte der Churfürst, nachdem er Anfangs eine kleine Weile hinter dem Kaiser gestanden, sich wieder an die Tafel an seinen vorigen Platz begeben, war aber nicht wieder niedergesessen. Sobald die Erzherzogin die Hände gewaschen hatte, standen sie Alle auf, und die Hofdame, die das Wasser herumgegeben hatte, kam nun auch zu dem Churfürsten, und präsentirte ihm stehend das Wasser, was er aber nicht annahm. Nach dem Gebete begab man sich in derselben Ordnung, wie man hergegangen war, wieder in die kaiserliche Retirade.

Unser Referent erwähnt auch der Ceremonien, welche bei den ferneren Tafeln beobachtet worden; sie sind indessen wenig abweichend und nur bei der zweiten Tafel bemerkt er, daß man mittlerweile dem Churfürsten beigebracht hatte, wie er das erste Mal in zwei Stücken zu wenig gethan; was er denn auch verbessert. Er hatte sich nämlich bei dem *Zutrinken* des Königs gar nicht vom Stuhle erhoben, wie er es doch zur Hälfte des Körpers hätte thun sollen, und war von der Tafel zu spät aufgestanden, und auch hinter dem Kaiser nicht die gehörige Zeit stehen geblieben. Ersteres mußte nach dem Gebrauche der Churfürsten zu Augsburg in dem Augenblicke geschehen, wo das Confect von dem Tische genommen wurde, und letzteres so lange dauern, bis sich der Kaiser von der Tafel erhob. Auffallend ist es, daß immer nur bei der Kaiserin gespeist wurde; unser Berichterstatter glaubt, es sey einiger Scrupel willen geschehen, die man in Rücksicht der Ceremonien bei einer vollständigen kaiserlichen Tafel gehabt habe.[1]

---

## Zwei Gutachten von Reichard Strein.

Aus dem Riedecker-Archive
mitgetheilt
von J. Chmel.

### I.

**Guetbedunken, Ob Ir Fürstliche Durchlaucht ꝛc. sich zu haltung des Reichstags gebrauchen lassen soll. A° 1597.**

Gnedigister Herr ꝛc. Ich hab Ir Kays. Mt. Schreiben ersehen,

Befindt das die sachen auf diesen Puncten beruet, Ob Eur Fürstl. Durchl. sich derselben vnndersachen sollen.

Zum andern, Ob Sy die mitl darezue haben, solches in das werckh zurichten.

Fürs Dritt, Wie es beschehen möcht.

Souill das ersst anlangt, khündte Ichs Eur Fürstl. Durchl. gehorsamist nit wideraten. Denn ersstlichen gratificiern dardurch Eur Fürstl. Durchl. Ir kays. Mt. ꝛc. Zum Andern, so ist diß ain actus, aines khünfftigen Römischen kunigs, zum dritten, Ob woll Chur vnd Fürssten persondlichen nit gegenwärtig seyn werden, doch Ihre furneme Rät vnd Canzler, welche gmainighklich Ihre herrn regiren, bey denen ist so nothwendig, das sich Eure Fürstl. Durchl. insinuiren, als bey Jrn herrn selbst, darczue khünen Sy kain bessere gelegenhait haben, alls dise, vnd das kündte durch mererlay weeg beschehen, daruon zu seiner Zeit zu reden wer, daher Ich der gehorsambisten mainnung bin, Eur Fürstl. Durchl. hetten sich des genedigisten brüederlichen vertrauen gegen Ir kays. Mt. ꝛc. zu bedanckhen, erkenten sich auch darbey zu gehorsamen schuldig.

Allain müesst Eur Fürstl. Durchl. ꝛc. bekhennen, wie auch Ir kays. Mt. selbst bewüsst wer, das Sy der Reichssachen nit bericht sein, Weill aber Ir kays. Mt. ꝛc. Sy mit solchen Räten zu uersehen erclerten wie das Schreiben vermöcht, So wolten Sy sich Ir kays. Mt. ꝛc. zu gehorsamb, darzue willig gebrauchen lassen.

Belangund den andern Punct, Ob Eur Fürstl. ꝛc. die mitl darzue haben, solches in das Werckh zu richten, darczue gehört nun nit allain was sich Ir Kays. Mt. des reiß vnd Zerungskosten halber erbieten, sunder auch wie Eur Fürstl. Durchl. von hinnen khumen khünen, darzue gehert ersstlichen die hoffbezahlung, die khan hie vnnder ain drey monat besoldung, vnd dort wider ain drey, nit beschehen, darauf etlich tausend gulden lauffen werden. Zum andern, die Contentirung, was man, von kuchl vnd keller, vnd sunsst in die Officia den leutten schuldig ist. Zum Dritten, was man etlichen anwartunden Partheyen schuldig ist, welche drey Possten sich auf ain nambhafftes erstreckhen wirt, außer des werden Eur Fürstl. Durchl. mit ehren von hie nit, Ja woll gar khumen mügen, vnd wer daher ain vorschlag zu machen, was darauf gehen möcht, vnd Ir kays. Mt. ꝛc. die andeutung zu thuen, das Eur Fürstl. Durchl. sich von wegen Jrer geleisteten veldzüg in merckhliche beschwerung gesteckht, daher auch entschlossen gewest, bevorab, weil Sy auch mit Jen deputat nit gelangen khünen, Jrn hofstat wider zu ringern, vnd sich mit der Camer zu betragen, vnd wie Sy daher Ir raittung machen, so khundten Sy vnnder souill tausend gulden von hie nit wekh khumen, Bäten daher Ir kays. Mt. ꝛc. Sy wollen Ir dißfalls zu hülff khumen, vnd souill tausend fürleyhen lassen, die wollten Eur Fürstl. Durchl. hernacher auf termin, wie Sy sich derwegen mit der HoffCamer vergleichen würden, Ir kays. Mt. wider guett

machen, vnd des khundt alßdann an dem Wirtembergischen gelt abgehen.

Der Zerung vnd vncosten auf dem Reichstag müsse man sich auch zeitlichen vergleichen.

Schließlichen, wie es beschehen möcht, da würde von nöten seyn auch beschaid von Ir kays. Mt. zu haben, Ob villeicht Eur Fürstl. Durchl. Zuuor ghen Prag müessten, vnd von dannen aus auf Regenspurg, oder aber von hier aus, Ich khan auch woll erindern, das etliche dergleichen Reichstäg weillund Kaiser Ferdinand per posta Besuecht hat, darbey khund woll ain ersparung beschehen ꝛc.

## II.

### Guetbeduncken per Ausbott des zwainczigisten Manns 19 Nouembris Anno ꝛc. 97.

Erstlichen der herrn verordneten vnd anwesunden Landleutt entschuldigung in zwayen Puncten betreffend, khan es darbey, weill man von den Regiment khnecht one das weicht, tacite verbleiben.

Mit dem Ausbott wer Ich der mainung, Sy möchten aus den vermelden vrsachen, bey äusmanung des zwainczigisten Man gelassen werden, trag aber sorg, das die obern zway viertl so kurczlich schwerlich werden ausskhumen, hetten nur 14 tag beuor, vnd darczue die Mussterplacz weit entlegen, ehe die general herumbgehen, die herschafften die vnderthanen aussstafieren, vnd Sy den Mussterplacz alßdann erreichen werden, darzue wirt diese Zeit zu kurz sein, vnd besorglich ain Confusion bringen, vermainet daher, es mecht den obigen vierteln wo nit vmb ain acht doch vmb ain fünff tag der termin erstreckht werden, die vndern viertel aber die so woll zu den Musster Placzen alls ghen Raab nahener häben, alsobald nach der mussterung fortziehen.

Schließlichen Besorg Ich mich des, das dieser Zwainzig Mann so woll an die ort der Mussterplacz, alls in das lager die Infection bringen wirt, Ob alßdann diß aufbott mer nuszen, oder schaden möcht, wird euentu zu erkhennen geben, der Almechtig welle es aber mit gnaden verhüten. Die publication weill Sy strittig, vnd Ich mich anderst selbsst auch nit zu berichten waiß, alls das tempore Ferdinandi vnd Maximiliani von der Regierung oder hoff aus beschehen, auf dem all das Jüngste ausbott von den verordneten ergangen, So möcht es vielleicht zu befürderung der sachen noch auf dißmall darbey verbleiben, Doch allain per expressum Indultum das In auf dißmall aus gehörten vrsachen vnd gar zu kainen praeiudicio zuegelassen sein soll.

---

## Miscellen.

Im Mittelalter wurden jene Gassen der Städte, in denen sich Herbergen für Fremde befanden, und die gewöhnlich in einem Viertel der Stadt nahe beisammen lagen, mit dem allgemeinen Namen »Elend« bezeichnet. Zu Wien hat sich diese Benennung in der »Elend-Bastei« erhalten, und in der That war die ganze Gegend, von Maria Stiegen an, durch das Arsenal bis zum Schottenkloster, einst größtentheils zur Unterkunft reisender Handwerker bestimmt.

---

In Böhmen betrug im Jahre 1775 die Zahl der Schulkinder auf 2½ Millionen Einwohner 14.000; zehn Jahre später war sie auf 117.733 gestiegen!

---

Nach Aufhebung der Templer waren die Augustiner der zahlreichste Orden in Ungarn. Im Jahre 1498 besassen sie 20 Klöster, wozu später noch 6 kamen; jetzt sind alle eingegangen.

---

Die Judenstadt im Unterwerd (jetzt Leopoldstadt) lag dicht an der Klostermauer der Karmeliter, an der Hauptstraße und erstreckte sich bis gegen die Augartenstraße. Die Stadt war mit Mauern und Thoren versehen, und hatte zwei Synagogen, von welchen eine die alte, und die andere die neue genannt wurde. Die alte war das Gebäude, welches noch später im Karmelitergarten zu sehen war. Die neue stand auf dem Platze der heutigen Leopoldskirche. Gegen 2000 Juden haben die Stadt bewohnt. Im Jahre 1669 am 2. August wurde der landesfürstliche Befehl kund gemacht, daß die Juden Wien verlassen sollten. Die Zeit zur gänzlichen Räumung ward bis zum Frohnleichnamstag 1670 festgesetzt. Der Wiener Magistrat hatte sich erboten, nicht nur alle jüdischen Schulden, sondern auch alle in der Judenstadt befindlichen Häuser gegen Bezahlung von 100.000 Gulden zu übernehmen, und in so fern diese Summe nicht hinreichen sollte, auch mehr zu geben; dagegen behielt er sich vor, daß 1. ohne sein Wissen und Willen Niemand in der leeren Stadt sich niederlasse. 2. Der ganze Unterwerd vom Hof-Quartier frei bleibe. 3. Die auf dem Platze der neuen Synagoge erbaute Pfarrkirche mit Weltpriestern besetzt und ihm das Jus advocatiae et patronatus eingeräumt werde.« Durch kaiserl. Entschluß vom 24. Juli 1670 wurde das Anerbieten des Magistrats nebst den vorgelegten Bedingungen angenommen.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

4. Sonnabend, den 14. Jänner 1837.

## Die Universität zu Wien um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Um den wirksamen Einfluß, welchen Eder auf die bessere Gestaltung der Universität von 1549 an genommen hat, in seinem ganzen Umfange würdigen zu können, dürfte es hier wohl nothwendig seyn, die zeitweiligen Reformationsversuche Kaiser Ferdinand's I. noch in einige nähere Betrachtung zu ziehen. Abgesehen von den oft wiederholten Verboten wider Luther's Schriften, die indessen anfänglich kaum mit dem gehörigen Nachdrucke festgehalten worden sind[1], wurde in dem ersten Decennium seiner Regierung auf den religiösen Zustand der Hochschule wenig Rücksicht genommen, und die Art und Weise, wie der Eine oder der Andere bei dieser zum Widerruf seiner Lehre gezwungen worden, war durchwegs nicht geeignet, von neuen Versuchen abzuhalten. Erst nach den Türkenstürmen von 1529 und 1532, die dem Eindringen nicht wenig günstig gewesen, ward man zum Theile des Uebels gewahr, das im Eingange dieses Aufsatzes bezeichnet worden ist. Die Anzahl der Studierenden war auf einen beispiellos geringen Stand herabgesunken; denn selbst Inländer hatten Wien verlassen und waren auf ausländische Universitäten gezogen. Dieß gilt insbesondere von dem größten Theile des jungen österreichischen Adels; in den Matrikeln von Wittenberg, Tübingen, Straßburg erscheinen von nun an die ersten Namen desselben. Er kümmerte sich wenig um die, von der Regierung dagegen erlassenen Mandate; obgleich man auch auf der andern Seite gestehen muß, daß nur eine sehr geringe Anzahl wußte, um was es sich eigentlich handle. Die alte Sünde der Menschheit, die Sucht nach Neuem, hatte die Meisten mit in den Wirbel hineingerissen, von dem sie freilich immer mehr und mehr festgehalten wurden. Wie verwirrt aber die Begriffe waren, wie unbestimmt die Ansichten über das Lutherthum, davon sind die sprechendsten Beweise auf uns gekommen. Einer möge hier für Viele genügen. Im Jahre 1530 schreibt der edelfeste David von Trauttmansdorff zu Dozenbach dem edlen festen Christoph dem Enenkel zu Albrechtsberg, seinem vertrauten lieben Schwager, um einen Pfarrer für sich und seine Leute zu Dozenbach, der nicht ein lauterer Päbstler wäre. »Er hoffe auch, daß etliche Mißbräuche abgethan werden, so möchte er (der Pfarrer) das Maul auch desto besser aufthun. Alle Sonntage soll er eine Messe lesen, und das Evangelium predigen[1].« — So kehrten auch Viele wieder aus der Ferne zurück, ohne eine bestimmte kirchliche Richtung mitzubringen, weil es ihnen darum nicht zu thun war; — und wenn in späterer Zeit beinahe der ganze Adel Oesterreichs als Anhänger und Vertheidiger des Protestantismus auftritt, lassen sich häufig die, der Sache desselben vollkommen fremden Motive nicht verkennen. — Doch wir wollen uns wieder zur Universität und ihren Zuständen wenden.

Nicht bloß Studierende, auch Professoren hatten Wien verlassen, und die Vorlesungen waren dadurch in eine heillose Unordnung gerathen. Ferdinand sagt dieses

---

1 So besaß der 1524 inquirirte Priester Jakob Peregrinus mehr als 60 lutherische Bücher. Merkwürdig ist das über ihn ergangene Urtheil. Er wird vom Wiener-Consistorium angehalten, an einem Sonntage zu St. Stephan vom Predigtstuhle zwölf Punkte zu widerrufen, und diesen Widerruf auch im Universitätssaale, und vor der Spitalgemeinde, wo er Capellan war, zu machen. Dann wird ihm aufgelegt, in einem sechsmonathlichen Verhafte dreimal die Woche in Brot und Wasser zu fasten, darauf in einer Karthause zwei Jahre Buße zu wirken, dann, wenn er den Orden nicht annehmen wollte, sich von Rom Lossprechung zu holen, und endlich aus den österreichischen, baierischen und vielen andern bischöflichen Landen auf immer wegzubleiben. Er hat, so viel man weiß, seiner Pflicht genug gethan. (Vgl. Denis, Wien's Buchdruckergeschichte, S. 313.)

1 Hartmann Enenkels Aufzeich-Buch. Msc. I. B. S. 644.

selbst in dem Patente vom 26. Juli 1533, das hier wohl zunächst als erster öffentlicher Ausspruch der Reformationsversuche näher zu betrachten kommt. Die Bestätigung der alten Privilegien und Freiheiten hatte bereits Statt gefunden, neue waren hinzufügt worden, und die Unterhandlungen über die Gehaltserhöhung der Professoren zum Theile beendet; das Patent sollte davon »allermänniglich« in Kenntniß setzen. »Nachdem weiland unsere Vorfahren,« heißt es darin, »die Erzherzoge zu Oesterreich, aus christlichem Gemüth, zu Mehrung Gottes Lob und Ehre, auch Erzüglung guter Künste, geschickter und gelehrter Leute — eine Universität in Wien löblich aufgerichtet und fundiret, dieselbe mit vielfältigen Privilegien, Gnaden, Freiheiten und Einkommen bedacht und fürgesehen, welche auch lang und viele Jahre her in hohem Aufnehmen gestanden, in und dabei eine namhafte Anzahl gelehrter, geschickter und wohlverständiger Doktores, Meister und Studenten gewesen, davon allerlei Nationen nicht kleiner Nutzen und Ehre in mancherlei Wege zugestanden und erfolgt ist, und künftig auch, wo bemeldete Universität dermaßen bestanden, erfolgen hätte mögen: welches aber wegen der schweren Läufe, und daß Uns an Unsern Königreichen, Fürstenthümern und Landen viel Krieg, zuvor von dem harten Feinde der Christenheit, dem Türken, zugestanden, — die Universität dadurch in Unordnung und großen Abfall kommen und fallen müssen; wie dann der mehre Theil der Lehrer und Studenten davon gezogen und sich weggethan haben. So gelangt Uns auch an, daß anderer Orten die Universitäten gleicher Weise in merkliches Abnehmen und Abfall kommen, davon dann eine große Minderung an gelehrten, geschickten, wohlverständigen Leuten erfolgen muß, und bisher erschienen: auch darum in deutscher Nation aus solchem nicht kleiner Irrthum, Zwiespalt und Zerrütheit entstanden ist, und künftighin erstehen mag; so Wir dann auch dabei gnädigst erwägen, wo die Menschen nicht in Lehr, Tugenden, Künsten zu Vernunft und Geschicklichkeit für und anerzogen, daß zuletzt das menschliche Geschlecht gar in Unvernunft fallen, und den Thieren gleich geachtet werden möchte, so doch allein Tugend, Vernunft, Kunst und Ehre den Menschen ziert; — darum Wir sondere Neigung und Begierde gehabt, damit Wir berührte Unsere Universität, Gott dem Allmächtigen zu Lob und beständiger Erhaltung christlichen Glaubens, wieder in Aufnehmen bringen, in Würden und Wesen erhalten möchten, daran Wir doch wegen angeführten Kriegsläufe (gleichwol wider Unsern Willen) bisher verhindert worden. Nun aber Uns Gott der Allmächtige Gnade verliehen, daß wir von den beschwerlichsten Folgen solcher Kriegsläufe erledigt, und mit dem türkischen Kaiser zu einem ehrlichen, löblichen, leidlichen und langwierigen Frieden gekommen sind, und den mit ihm angenommen und beschlossen haben, welchen Uns auch seine göttliche Gnade hoffentlich beständig erhalten wird; haben Wir obberührtes Unser Fürnehmen zu Wiederaufrichtung der Universität jetzt desto füglicher in Gang zu bringen, auch beständiger zu bleiben bedacht. Derohalben Mittel und Wege fürgenommen, und dieselbe Universität nach Bestätigung ihrer vorigen und alten Privilegien und Freiheiten, nach Gestalt der Nothdurft, mit mehreren Gnaden begabt, an dem Einkommen erhöht, gemehrt und gebessert, Uns auch um ansehnliche, gelehrte und wohlberühmte Lehrer von allerlei Künsten, Facultäten und Sprachen, davon zuversichtlich die Scholaren und Studenten zu göttlicher Ehre, christlichem Leben, Vernunft, Geschicklichkeit und Tugenden gute Unterweisung empfangen und darin zunehmen werden, gnädiglich beworben, und die also versehene mehrbemeldete Universität wieder in gute Richtigkeit, Ordnung und wesentliches Aufnehmen gebracht, und alle die, so dieselbe mit fleißiger Lernung besuchen, davon gute Früchte der Kunst und Tugend begreifen und empfahen, und darnach gemeinem Nutz vorseyn und dienen, sich selbst und ihren Geschlechtern Lob, Ehre und Aufnehmen erlangen werden mögen. — So haben Wir auch in allen Unsern Königreichen, Fürstenthümern und Landen Verordnung und Befehl gethan, daß Alle, welche zur Lernung auf vorermeldete Unsere hohe Schule oder wieder davon nach Gelegenheit ihrer vollbrachten Studien ziehen, mit ihrem Leib, Habe und Gut, was sie derselben zu oder von dem Studieren bringen und führen lassen, allenthalben von Zoll, Mauth, Aufschlag und dergleichen Anforderungen frei seyn, auch während der Zeit ihres Studierens hier mit Kost und Zehrung unbeschwerlich gehalten werden sollen.«

Der ernste feste Wille, dem Uebel zu steuern, läßt sich in dem vorliegenden Patente nicht verkennen, obgleich man auch nicht übersehen kann, wie wenig man noch die eigentliche Quelle desselben zu würdigen verstanden hat. Um den Gehalt der Professoren besser zu stellen, wurde insbesondere ein jährlicher Beitrag der Klöster vorgeschlagen, und im folgenden Jahre 1534 von Ferdinand geneh-

migt; zudem aber auch der halbe Ertrag des St. Nikolausklosters vor dem Stubenthor, das den Kanonikern zu St. Dorothea eingeräumt worden war, dem Besten der Hochschule gewidmet. Auch der Bischof von Neustadt mußte die Hälfte der Einkünfte aus dem Ulrichskloster abtreten, und der Vorsteher der Religiosen zum heiligen Geist vor dem Stubenthore jährlich 54 Gulden für den Lector der Theologie erlegen. Bei dem Allen aber wollte es mit der Besetzung der Lehrkanzeln nicht recht vorwärts gehen; erst 1535 kam man damit — und dieß nur theilweise — zu Stande. Einige der Professoren waren aus dem Auslande verschrieben worden; die Meisten gehörten indessen der früheren, besseren Zeit an; und wenn man ihre literarische Wirksamkeit in's Auge faßt, muß man wohl gestehen, daß sie in ihrem Fache ausgezeichnete Männer waren; allein — doch wir wollen sie etwas näher betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Sebastian Tombners Ephitaphium auf Kaiser Maximilian I. in der Burg zu Wels.

Von Joseph Bergmann.

Nachdem ich, den k. k. General-Major im Genie-Corps, Herrn Ludwig de Traux, auf seiner Dienstreise nach Salzburg begleitend, mit demselben am 20. September 1836 zu Wels die Stadtpfarrkirche mit ihren an Wänden und Pfeilern prangenden Grab- und Denkmälern dortiger Landesedeln besehen hatte, so konnten wir uns nicht enthalten, auch die alte Burg Wels, in welcher Kaiser Maximilian I. in der Nacht vom 12. auf den 13. Jänner 1519 verschied, zu besuchen.

Der fürstlich Auerspergische[1] Oberpfleger, Herr Krakowitzer, welcher in dieser Burg dermals wohnt, hatte die Gefälligkeit, uns alsogleich selbst die wohlerhaltene Burg von einem Stockwerke, und besonders das Zimmer und die Stelle, wo der Kaiser dieser Erde entrückt ward, zu zeigen. Dieses Zimmer mit seinen dicken Mauern, mit der Aussicht gegen Mittag auf die Traun und seinen im Plafond gezogenen Balken, ist das nicht geräumige Empfangzimmer des freundlichen Oberpflegers im ersten Stockwerke; an der linken Wand, an der Stelle, wo der Kaiser verschied, steht nun ein Sopha. Zur Linken dieses Sterbezimmers sind noch ein Paar Wohnzimmer, zur Rechten desselben ein größeres, an welches ein Nebenzimmerchen stößt, über dessen Thür von innen eine einfache, hölzerne Tafel von dem übrigens unbekannten Sebastian Tombner vom Jahre 1543 hängt, die in geschriebenen deutschen Reimen den Lebenslauf und das Ende des allhier verstorbenen ritterlichen Kaisers enthält, wie folgt:

* * *

Khayser Maximillian hochloblich hat regiert
aus vernunfft vnd ritterlichen thatn gespyert.
Anhaimbs mit glimpf. höslich vnd millt.
im fellt. seinen Feint selbs gesuecht vnd gestillt.
Den gemainen nutz. so hoch geacht.
auch sein höchst. khayserlich ambt. dermaß. betracht.
Das er in noten. khain gefar hoch gewegen.
gemeinen nutz. fürgesetzt. seinem aigen leben.
solliches hat im gemacht. groß lob vnd gunst. ;
ist auch der regierung rechte. khunst.
dardurch im genaigt. wardt jederman.
besonder. trews Herz vnd gemüet der vnnterthan.
Woll gewisst. zu we er. sey geboren.
zu was. ambt in got hab auserkhoren.
Dasselb. sein. loblich regumendt.
hat er salligklich diss Ort geendt.
Im. tausenndt fünfhundert vnd neunzehnden jar.
den zwellften january. das ist war.

---

1 Die Burg Wels gehörte Anfangs den Grafen v. Lambach, Wels, Pütten und Formbach, nach deren Erlöschen (1158) den Markgrafen und Herzogen von Steyer, hierauf den Landesfürsten von Oesterreich, unter denen sie durch Burgvögte und Burggrafen aus den angesehensten Geschlechtern verwaltet wurde. (S. Pillwein's Hausruckkreis, Linz 1830. S. 423, wo ihre Namen aufgezählt sind.)

Am Ende des XVI. Jahrhunderts besaß sie Freiherr von Weiß zu Wierding pfandweise. Sein Sohn Franz Christoph mußte aber wegen schlechter Gebahrung der Pfandherrschaft und Burg Wels 1651 entsagen. Hierauf zog sie der kaiserliche Hof wieder an sich. Kaiser Ferdinand III. übergab sie — mit Ausnahme der noch landesfürstlichen Stadt Wels — im Jahre 1652 seinem Sohne, dem ungarischen, böhmischen und römischen Könige Ferdinand IV., und dieser schenkte seinem Oberst-hofmeister und gewesenen Ajo, Johann Weickard Grafen v. Auersperg, am nämlichen Tage, an dem ihn der Kaiser zu Regensburg in den Reichsfürstenstand erhob (den 17. September 1653), die Grafschaft, Burg, Vogtei Wels mit allem Eigenthum, Lehenschaften, Rechten 2c. 2c.; daher derselbe sich auf dem Thaler von 1654 »COMES IN GOTSCHE ET WELS« nennt. Dessen Geschlecht beerbte im folgenden Jahrhunderte, im J. 1704, das Fürstenhaus Losenstein und 1775 das Fürstenhaus Trautson noch dazu, und kam so zu ausgedehntem Besitzthum im Lande ob der Ens.

Mit großer Clag. voon meniglich.
sein Lob gemacht untodlich.

15▽43.

Umb das Tombner macht das Epitavium
zu Lob dem Edlen Khayser Frumb
Setzt man sein Wappen hierher darumb.

Sebastian Tomb ner.


## Beiträge zur vaterländischen Rechtsgeschichte.

### I. Von der Chawflewt Recht. 1312.

Wir Fridreich von Gotz gnadn herczog in Osterreich vnd in Steir herrn ze Kran auf der marich vnd zu Portnaw tun chund allen leutn ewichleich die disenn brief sehennt oder hörent lesen Das wir ze vnsern liebn getrewen purgern chrameren vnd auch kaufleutn ze wienn vmb ir stete trew vnd willige dinst dew si vns erczaiget habent vnd furbas laisfn sullen haben die besunder guad. Das wir si behaltn werdn an Ir rechtn gutn gwonhait die si von alter Zeit habent gehabt vnd in dieselbn recht also verrichtet beschaidn vnd bestettn Das furbas chain zweiffel oder krieg da mer werde, Dauon seczn wir vnd welln, vnd pietn vestichleich, das kain gast oder frömder chausman der in dem lannde nicht hausse hat oder selber nicht gesessenn ist, chain recht oder gewalt habe in der Stat ze wienn chauffens oder verchauffens, ain gast wider den andern gast Es sey in seiner herberg, oder ausserhalb der herberg, Wir seczen auch vnd gepietn das die purger vnd kauffleute die sind gesessen in den steten zu Osterreich, einer von dem andern ze Wienn chauffenn müge chaufschacz vber ain virtail ains Centn vnd nicht darvnder Es sey parichant oder schetter pheffer oder ander ding die man verchaufft mit der wag, mit der zall, oder maß vnd sulln dieselbn chausleut chainen kauff habn oder treibn in der Stat ze wienn mit gesten, Die ausserthalb vnsers lanndes gesessenn sind, auch seczn wir daz chain gastgeb mit kainem gaste chainen slacht chaufschatz kauffenn oder verchauffn sullen, wir welln auch das chain purger durich leutkauff noch durch chainen pösen list chainem gaste chauffen noch verchauffn sulle Da den egenantn chauffleutn von wienn Ir recht mit zu prochn werde. Es soll auch kain gastgeb ze wienn in seinem haus gestatten chains chauffs anders denn vor an disem brief vorbeschaidn ist, Darczue welln wir auch vnd ist vnser sacz vnd gepot das die fronwage ze wienn die die vorgenannten kaufleut vnd kramer mit alter gewonhait herpracht habent auch furbas in Irer gwalt bleibe Vnd Jun daran niemant gwalt oder vnrecht sulle tun vnd sulln auch Si zu derselbn wage ainen man seczen den man woll fur ainen getrewn piderbenn manne gehabenn vnd gehaissenn mug an aller stat, der armen vnd reichn paide gestn vnd purgern ze recht wege, wer die vorgeschribnen gesecz vnd gepot freuenlichn vberget oder dawider tut der ist vns genallen ze pueß in vnser kamer zehen pfunt, vnd dem Richter ze Wienn zwai phunt an alle widerred vnd das dise recht vnd gesecz ewigleich bleibn Daruber gebn wir disen brief zu einem offenn vrkund versigelt mit vnserm Insigel.

Der Brief ist gebn ze Wienn do von Cristes gepurdt warn ergangn dreweczehenhundert Jar darnach in dem Zwelistn Jar, an vnser Frawntag als Si geporn wardt ꝛc.

## Miscellen.

Am Montag vor Bartholomäus 1406 traten mehrere Ritter in Tirol (Vogt Ulrich von Mätsch der ältere, und Ulrich von Mätsch der jüngere an der Spitze) zu einem Bunde zusammen, um ihre Rechte gegen Jedermann zu verwahren. Sollte der Herzog gegen einen aus ihnen wider Landsrecht gewaltthätig verfahren, so wollten sie ihn gemeinschaftlich ersuchen und mit Fleiße bitten, keine Neuerung einzuführen. Sollte einer aus ihnen anderwärts an seinen Rechten verkürzt werden, so wollten sie sich vereinigen, ihm zum Rechte zu verhelfen; gleichfalls wenn Einer aus ihnen unverschuldet an seiner Ehre gekränkt würde, so wollten sie ihm Alle beistehen u.s.w. Bundeszeichen war ein silberner Elephant auf der Brust, daher der Name Elephantenbund. Der Bund sollte fünf Jahre dauern, und aus ihrer Mitte ein Oberster gewählt werden.

---

Im Codex Nr. 14 zu Riedeck steht am Schlusse, wahrscheinlich Autographon: „Joh. Keplerus Caes. Mathematicus. Ex astrologia mea Jacobum R. B. elegi in RR. Pro Jacobo apud me haec. Odit puritanos. Amat veteres ceremonias. Dogmata blasphema Calvinistarum sepelit, jubens filium, non ultra Biblia credere. Domat ministros Ecclesiae, distinquit inter politicam Papae postetatem et Ecclesiasticam. Fertur agitare pacem religionis. Opportunus est contra Hispanicam potentiam. Belgarum democratiam compescere idoneus et promptus est. Sedem Imperii in Belgio potest legere. Affines habet Electores etc.“ —

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

5. Mittwoch, den 18. Jänner 1837.

## Die Universität zu Wien um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Professoren der Theologie waren die beiden Domherren bei St. Stephan: Ambros Salzer und Johannes Aurifaber; ihnen wurde Johann Gaudentius beigegeben. Der erste, 1478 in Oedenburg von sehr dürftigen Aeltern geboren, studierte unter den mühseligsten Umständen, indem er Andern zu Tische diente, in Wien, und wurde 1519 Licentiat der Theologie. Er hielt mehr als vierzig Jahre Vorlesungen und starb am 14. Juni 1568. Eder in seinem Kataloge der Rectoren spricht mit Auszeichnung von ihm [1]; handschriftlich hinterließ er gelehrte Anmerkungen zu mehreren Theilen der heiligen Schrift. — Der zweite, vielleicht Goldschmid, bekleidete zu wiederhohlten Malen die ansehnlichsten Würden an der Universität, und scheint sich insbesondere durch den mündlichen Vortrag hervorgethan zu haben. Bedeutender jedenfalls war Gaudentius, eigentlich Anhauser. Dieser, von Reutlingen gebürtig, studierte Anfangs in Tübingen, dann zu Wien Theologie, wo er auch die Doctorswürde erlangte. Er war ein eifriger Anhänger des katholischen Glaubens, und kräftiger Bekämpfer der Neuerungen. Im Jahre 1537 beförderte er zwei Reden: „De dulcissimo puero Jesu« und »In sacrae theologiae laudem« zum Drucke, war 1537 Rector Magnifikus, von 1538 an dreimal Dekan seiner Fakultät und starb 1542.

Zum Lehrer des kanonischen Rechtes wurde der königliche Rath Dr. Claudius Canciuncula [2] ernannt, ein Mann, der insbesondere durch seine »Topica legalia« die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. In Basel zum Doctor promovirt, war er 1530 Kanzler zu Ensheim im oberen Elsaß, und seine Abhandlungen über die Macht des Pabstes, des Kaisers und eines Conciliums sichern ihm unter den katholischen Rechtslehrern einen dauerhaften Namen. — Für die Lehrkanzel des bürgerlichen Rechts war von Ingolstadt der Römer Fabius de Narnia berufen worden, der aber erst, weil man wegen des jährlichen Gehalts mit ihm nicht einig werden konnte, im Jahre 1538 dieselbe besetzte. Ueber griechische Sprache und Literatur las Georg Rithaymer, ein Gelehrter aus der alten guten Zeit, der auch unter den Deutschen vielleicht der erste, welcher an einer griechischen Sprachlehre gearbeitet hat. Er war zu Mariazell in der Steiermark geboren, und hielt bereits 1515 im Namen der Universität bei der großen Fürstenzusammenkunft die Rede an Wilhelm, Herzog von Baiern. Im Jahre 1523 erschienen von ihm die: »Erotemata Guarini pro rei necessitate nonnihil aucta. Anomala Verba. Formationes temporum Georgii Rithaymer. Sententiae Monostichi ex variis Poetis.« (Viennae Pannonia per Joannem Singrenium. IV. 247 S. 8.) und dieser Arbeit folgten bald mehrere andere [*]. Er setzte seine Vorträge bis 1543, seinem Sterbejahre, fort; der berühmte kaiserliche Arzt und Mathematiker Paul Fabricius war sein Tochtermann.

[1] Vir ingenio praeclarus, doctrina magnus, conversatione jucundus et pietate integerrimus: singulare hujus Academiae decus et ornamentum.

[2] Die Scriptores Univ. Vindob. haben Caciuncula; wir folgen dem gleichzeitigen Eder u. A.

*) Επιτομη Γεωργιου Ριθαύμηρου περι των οκτω του λογου μερων, και σχηματισμου των χρονων. Γρηγορίου τοῦ θεολόγου γνῶμαι μονόστιχοι κατα ἀλφάβητον, ἰαμβικόι. Χρυσᾶ ἔπη τοῦ πυθαγόρου. Compendium Georgii Rithaymer etc. etc. Viennae Pannoniae per J. Singrenium MDXXIV. 8. — »De Orbis terrarum situ Compendium ad Hieron. Weyrer Praepositum Reycherspergensem. Norimbergae 1538. 4. — Libellus εἰσαγωγικος in octo libros physicorum Aristotelis. Ad Valentinum Pierer divino nutu Abbatem Monasterii divi Lamberti. Viennae Pannoniae per Joannem Singrenium MDXXXIX. 8.

Unter einer nicht minder trefflichen Leitung stand das Studium der lateinischen Philologie. Lukas Agathopädius oder Gutenfelder, der Professor, war zugleich fünfmal Rektor Magnifikus, und Eder im angezeigten Werke sagt von ihm zum Jahre 1546: »Huic viro clarissimo et Oratori et Philosopho nunquam defuit neque voluntas neque affectus quam optime semper de hoc Gymnasio bene merendi Juventutem per annos 28 cum privatim tum publice summa cum laude instituit, atque multa praeclara et optima in omnes Reip. partes efformavit ingenia. Meritus qui rude donaretur, et in hac aetate fere grandiuscula privato otio perfrueretur.« Er starb am 22. Juli 1562.

Die Professur der hebräischen Sprache war dem Anton Margaritha übertragen worden, der eines Rabbiners zu Regensburg Sohn im Jahre 1522 zu Wasserburg in Baiern die christliche Religion angenommen hatte. Verfolgt von seinen Glaubensgenossen, suchte er sein Fortkommen als Lehrer der hebräischen Sprache in Tübingen, Augsburg, Meissen, Zelle und Leipzig, wo er 1533 den hebräischen Psalter drucken ließ. Schon in Augsburg hatte er 1530 ein Werk unter dem Titel: »Der gantz jüdisch Glaub« u. s. w. herausgegeben, das in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte, und vielfache Theilnahme erregte. Ferdinand berief ihn daher mit einem bedeutenden Gehalte nach Wien; und hier hielt er bereits 1534 Vorlesungen, wie es nachstehendes Werk bezeugt: „Anthonius Margaritha, der hebrayschen zungen bey der löblichen Vniversitet zu Wien in Osterreich ꝛc. dißmal Ordinari Lector, erklerung. Wie aus dem heylligen 53. Kapittel des fürnemigisten Propheten Esaie grüntlich außgefüert, probiert, daß der verhaischen Moschiach (wellicher Christus ist) schon khomen, die Juden auff khainen anndern mer warten sollen ꝛc. Gedruckht zu Wienn in Osterreych durch Joannem Singrenium. 1534. 4.«

Der Ruhm, welchen die Hochschule zu Wien in Bezug auf die mathematischen Wissenschaften ansprechen kann, indem von ihr das Studium derselben durch Johannes von Gmunden, Peuerbach, Regiomontanus ausging, hat sich durch mehr als ein Jahrhundert in tüchtigen Lehrern fort erhalten. Auch in unserer Zeit hatten sie einen würdigen Vertreter. Johann Voegelin, von Heilbronn gebürtig, und Schüler des berühmten Tannstätter, wurde am 11. December 1528 zum Professor »utriusque Astronomiae, theoretices scz. et apotelesmaticae, nec non Geographiae« von den Curatoren der Universität ernannt, und bekleidete diese Stelle bis 1540, in welchem Jahre er Anfangs Juli starb. Seine zahlreichen Schriften hat Denis verzeichnet, und von seinen Lebensumständen geben die »Threni in obitum M. Joan. Voggelii — per J. Prasinum Halium«, welche bei Singriener 1540 erschienen sind, nähere Nachricht.

Am besten aber war unstreitig die medicinische Fakultät versehen; wenigstens gehörte der Eine ihrer Lehrer zu den größten Aerzten seines Jahrhunderts, und dieß sowohl durch seine Schriften, als auch durch die Art, wie er auf die Zuhörer wirkte. Franz Emerich war zu Troppau im Jahre 1497 geboren, studierte in Krakau Philosophie und Medicin, und machte hierauf mit Leonhard von Harrach eine Reise durch Italien. Von hier zurückgekehrt, trug er 25 Jahre an der Universität über alle Theile der Medicin vor, war achtmal Dekan und viermal Rektor Magnifikus, und starb am 27. Mai 1560. Er gehört zu den Ersten, welche sich in Deutschland dem Unfuge mit der Urinschau widersetzten, und insbesondere war er es, der den Vorzug des Pulses als Zeichen der Veränderungen in hitzigen Krankheiten siegend herausstellte. Dieß Werk erschien 1552 (zu Wien) und enthält mehrere praktische Fälle, die den Harnpropheten stark zu Leibe gehen. Aber auch seine übrigen, weniger bekannten Schriften zeichnen sich durch bessere Richtung, gediegene Kenntnisse und Scharfsinn aus. Hierher gehören: »De medicorum Auxiliorum dextro usu ad veram Hippocratis et Galeni mentem (Norimbergae, 1537 4.)« — »Febrium putridarum Expositio et Methodica cura« (Viennae, 1552. 8.) — »Rathschlag zu verhüetung, mit Gottes hilff zuvor, Pestilentzischer ansuechung sambt seinen zufalen.« (Wienn, 1554. 4.) Uebrigens bemerkt über ihn noch Eder: »*Primus auditores ad aegrotos in Praxi secum circumduxit!*

Der zweite Professor der Medicin war Ulrich Fabri, der sich indessen, als Schriftsteller wenigstens, größere Verdienste um die Aufnahme der griechischen Literatur in Wien, als um seine Wissenschaft erworben hat. Er war bereits 1514 in Oesterreich, und zwar Schulmeister zu Klosterneuburg, erlangte hierauf die medicinische Doktorswürde, und befand sich gewiß noch 1544 in Wien, indem er zu diesem Jahre als Dekan seiner Fakultät erscheint.

Nach dieser kurzen Würdigung der Kräfte, welche den

lehrenden Körper der Universität bildeten, läßt sich wohl nicht verkennen, daß vom wissenschaftlichen Standtpunkte aus das Möglichste geleistet worden ist; indessen wollte es doch nicht vorwärts gehen, und selbst die wiederhohlte Bekanntmachung des Patentes blieb ohne Erfolg. So fand sich z. B. im Jahre 1536 nur ein Einziger, der sich bei der philosophischen Fakultät um den Gradus bewarb, und dieser war ein geborner Wiener; bei den übrigen Fakultäten stieg die Zahl mehrere Jahre hindurch höchstens nur auf vier. Zwar kamen fast alljährig einzelne Studierende von fremden Anstalten, allein sie hielten nicht an, und seit 1538 wurden auch mehrere nicht aufgenommen, weil sie früher zu Wittenberg die Kollegien besucht hatten. Diese Maßregel würde allerdings gut gewirkt haben, wenn sie sich auch auf andere Städte erstreckt, und selbst bei den Professoren angewendet worden wäre. Unter diesen gab es immerzu Einige, die zumindest nicht zu den eifrigsten Anhängern des Katholizismus gehörten, und somit konnte die Universität keinen entschiedenen Charakter gewinnen, ohne welchen ihre Wirksamkeit gehemmt bleiben mußte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Natur-Producte in Oesterreichisch-Schlesien.

### I. Pflanzenreich.

In den Thalflächen des Troppauer und Teschner Kreises, wo ziemlich guter Boden angetroffen wird, baut man Weitzen, Korn, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen und Hirse, Heidekorn, Wicken, alle Gattungen von Gartenfrüchten, Kraut, Feldrüben, Erdäpfeln, Hanf, Flachs und gutes Obst. Am Fuße des Gebirges wird aber schon selten Weitzen gebaut, dagegen gerathen aber auch hier die übrigen Feld- und Gartenfrüchte bei einigem Fleiße ziemlich gut.

Im Gebirge dagegen ist die Kultivirung aller obigen Früchte bei dem angestrengtesten Fleiße nicht möglich, indem das Winterkorn und die Gerste nur bis zu einer Meereshöhe von 1600 Wiener Fuß mit einigem Vortheil gebaut werden kann, in den höher gelegenen Orten aber nur Sommerkorn, wenig Gerste, dagegen aber Hafer, Flachs, Kraut und Erdäpfel gut gedeiht. Hülsen- und Gartenfrüchte werden meistens eingeführt.

Der rothe Klee (Trifolium pratense) wird allgemein und mit Vortheil angebaut, denn die meisten Wirthschaften haben die Wohlthat der Stallfütterung, welche die Anbauung der Futterkräuter nothwendig macht, einsehen gelernt.

Die Obstbaumzucht findet im Lande und selbst auch im Gebirge besseren Fortgang, seitdem mehrere Freunde der Pomologie dieselbe der Gegend und Klima gemäß kultiviren, und solche Gattungen anpflanzen, welche hier am besten ihre Fortkommen finden, deren nicht wenige vorhanden und die ganz vortrefflich sind.

Zwei und zwanzig geogr. Quadrat-Meilen sind im österreichischen Antheile von Schlesien mit Waldungen bedeckt, von denen im Teschner Kreise zum Herzogthum Teschen und Bielitz allein 60.000 Joch; im Troppauer Kreise aber dem Fürstbischof von Breslau im Antheile des Fürstenthums Neisse 62.000 Joch; zur Herrschaft Freudenthal 21.000 Joch, und zum Herzogthum Jägerndorf 10.000 Joch gehören. Im Ganzen befinden sich im Lande über 220.000 Joch[1] Waldungen, welche im Teschen'schen meistens aus Tannen, Fichten und Buchen, im Troppauer Kreise und nähmlich im Herzogthum Troppau und Jägerndorf größtentheils nebst obigen Holzgattungen mit Eichen, Lehrbaum, Kiefern, Espen, Linden, Birken und Erlen untermischt sind. In dem hohen Neisser- und Freudenthaler-Gesenke bestehen die dichten und großen Waldungen meistens aus Fichten, Tannen und Buchen; im Uebergangsgebirge befindet sich aber mehr Laubholz, nähmlich Buchen, Linden, Ahorn, Ulmen, Saalweiden, Birken, Eichen, Lehrbaum, Ahornbäume, Ebreschen, Saalweiden und Aspen.

Das Laubholz wird bis auf 2000 Fuß Meereshöhe von vorzüglicher Stärke angetroffen, in einer höheren Region dürfte es aber nicht mehr so gut fortkommen. Das Nadelholz gedeiht am besten bis zu einer Höhe von 2500 bis 2800 Fuß, steigt man höher, so werden die Bäume krüppelhafter, und mit 3800 Fuß findet man schon das sogenannte Knie-, Krumholz, Zwergkiefer, deren Stämme im Durchschnitt nur gegen 10 Fuß Höhe haben.

Von Gesträuchen findet man im Gebirge häufig den rothen Hollunder, die Heckenkirsche, die Hundsrose, Haselstrauch, Kellerhals, den wilden Stachelbeerstrauch, den gemeinen Spindelbaum und viele andere mehr.

---

1 Die Ausmessung vom Jahre 1785 gibt 224.923 Joch 17 1/2 Quadrat-Klaftern Waldungen in Oesterr. Schlesien an.

Digitized by Google

Außer dem sind die Bergwände und Thäler des Gesenkes bis zum königlichen Altvater, mit den verschiedenartigsten wildwachsenden Kräutern, Blumen und Pflanzen bedeckt, welche dem botanisirenden Naturfreund ein weites Feld für sein Studium eröffnen, und eine eigene reichhaltige Flora bilden.

(Fortsetzung folgt.)

## Beiträge zur vaterländischen Rechtsgeschichte.

### II. Erbrecht in Wien 1381.

Allenn den die nu lebent vnd hernach kunftig, sey kunt das nach Cristi gepurdt, Drewzehenhundert vnd in dem ains vnd achczigisten Jar des Erichtags in denn phingstfeyrtagn chom zu dem Ratgebenn der Stat ze wienn in denselbn Rat der durchleuchtig hochgeporne fürst unser gnädiger lieber herr, Herczog Albrecht Herczog ze Osterreich ze Steir ze Kerndn rc. Vnd ist da mit ganczenn Rat enain wordn wie furbas in der Stat zu wienn alle erbgütter erbn sullen das die bey denn Rechtenn erben beleiben vnd an demselbn stukch, das erbrecht haissenn, ist ettweuil zeit von vnbesichtikait wegn hie ze wienn vnordnung gehaltenn dem Rechtn widerberttichait, Dauon die rechten erben enterbt sind wordn vnd die güter geuallen sind vnrechtleich zu frömder Leut hannt die da nicht erbn warn, also das der egenant vnser herr herczog vnd der gancz Rat gesaczt habent vnwiderrufleich zu einem ewigen Rechtn Das alle erbgütter die ein mensch Es sey mann oder fraw anerstorbn sind, von Enen oder von Anen von vater vnd von müter erben sullen auf das geslechte des stamens von dem die güter herkommen sind, In soleicher weyse, Ob ein man abget mit dem tod ee denn sein haussfrawe vnd das er ir chinder hinder Im lett, die si miteinander habent vnd das denne die fraw einen andern mann nymbt vnd mit demselbn auch chinder gewynnet, die sind denn mit den erstn kinder geswistreid muterhalbn, vnd das denne kinder die si hat mit dem erstn man abgiengn mit dem tod ee si zu irn beschaidnen Jarn chömen vnd ee si vogtber wurdn, oder das si die erbgüter vnuerkümert vnd vnuerschafft vnd vnuermacht hinder In liessen, Das denne dieselbn güter erbn vnd geualln sulln auf des erbergen mannes erbergen von dem die selbn guter herkommen sind, nach des lanndes Recht zu Osterreich vnd also ze gleicher weis sol Im sein von der frawn. Ob ein fraw abget mit dem tod ee denn ir man vnd das si Im chinder hinder Ir lett, die si miteinander habent vnd das denne der mann ein ander fraw nympt, vnd mit derselbn auch kinder gewinnet die sind denn mit denn erstn chinder geswistreid vaterhalbn vnd das denne die kinder die er bey der ersten frawn hat abgiengn mit tod ee denn Si zu irn beschaidnen iarn komen, vnd ee si vogtber wurdn, oder das si die erbgütter vnuerchümert vnuerschaft vnd unuermacht hinder in liessenn So sulln denn dieselbn güter erbn vnd geualln auf der Erern fraun erben von der dieselben güter herkomen sind Nach des lannd Recht ze Osterreich vnd nicht auf der chinder geswistreid vaterhalbn, also Werdent die güter zu den rechten erben chömen vnd chumbt dikch von einem wolhabunden mann oder frawen ein ganczes geslechte wider zu eren vnd zu gute. Das anders vnrechtleich zu frömden hanndn chem wer aber das man kainen erben eraischn chund der die güter nach dem vorgeschriben rechtn solt erbn So sullen dieselbn güter geuallen der Stat ze wienn ze einen gemainen nucz Als das mit altn rechtn herkomen ist, vnd darüber ze ewiger vestigung des auffaczes des erbrechts hat es der vorgenant herczog mit sambt dem Rat in dicz groß Stadtpuch haissen schreibn.

## Miscelle.

Zu den vielen Zeitschriften, welche unter K. Joseph II. in Wien erschienen sind, gehören auch die »Wiener Mannigfaltigkeiten. Ein wöchentliches Leseblatt für Gelehrte und Ungelehrte zur Unterhaltung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten. Verlag der Lukas Hochenleitterischen Kunst- und Buchhandlung 1785.« Jede Numer bestand aus einem Bogen in 8. Mit dem 24sten Stücke erklärten die Herausgeber, »daß, da sich auf dieses allgemein nützliche Wochenblatt dennoch so gar wenige Pränumeranten und Leser zeither gefunden haben, daß sie daher nicht im Stande sind, solches länger ohne nahmhaften Schaden fortzusetzen, sie mit dem 25. Stücke desselben oder dem ersten halben Jahrgang den Beschluß machen werden u. s. w.“ Es läßt sich indessen in der That nicht recht begreifen, was an dieser Wochenschrift „allgemein nützlich“ gewesen, wenn nicht etwa einige Geschichtchen von Adepten, oder die alchymistischen und ökonomischen Mittheilungen und Recepte aus andern Büchern und Zeitschriften.

Berichtigung. In Nr. 4, erste Seite, erste Spalte, Z. 5 v. o. ist statt Kaiser Ferdinand, „König Ferdinand“ zu lesen, und bei einigen Exemplaren, S. 15 Ephitaphium mit „Epitaphium“ zu verbessern.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

6. Sonnabend, den 21. Jänner 1837.

## Menteli.

Biographische Skizze von Ch. Nodier.

(Aus dem Journal »Le Temps« vom 1. Jänner 1837.)

Im April-Monate des Jahres 1824 nahm das alte Arsenalgebäude zu Paris drei neue Bewohner auf; Hr. St. Martin von der Académie des inscriptions et belles lettres wurde als Administrator und der Schreiber dieser Zeilen als Bibliothekar dahin geschickt, der dritte war ein Ungar, Namens Menteli, dem die Regierung ein Obdach in einem Plätzchen des Gebäudes zu gewähren für gut fand. Ich bin der einzige dieser drei Menschen, welcher noch lebt, wenn anders der Zustand, in dem ich schmachte, Leben genannt werden kann. Menteli, dessen historische Gelehrsamkeit nie täuschte, würde mich sicher dem Spartaner Othryadas vergleichen, der seine Gefährten nur überlebte, um sie zu begraben.

Mentelis Lebensgeschichte war ein undurchdringliches Geheimniß; umsonst hätte man versucht, einige nähere Notizen hierüber aus seinen überströmenden, aber unzusammenhängenden und weitläufigen Herzensergießungen, die überdieß noch in verschiedenen Sprachen geschahen, aufzufassen. Es war selbst schwer zu sagen, ob er Rechtsgelehrter, Geistlicher oder Soldat gewesen. Was man bestimmt von ihm weiß, ist, daß Niemand je eine kräftigere und ungleichere Erziehung erhalten, oder besser zu sagen, es je dahin gebracht, den Mangel der ersten Erziehung durch ausgebreitetere und anstrengendere Arbeiten zu ersetzen. Er verstand alle, oft Gelehrten nur dem Namen nach bekannte Sprachen und rühmte sich gleich seinem Vorbilde Wilhelm Postel, ohne Dolmetsch nach China und zwar von einem ihm beliebig angegebenen Punkte Europa's aus gehen zu können. Indeß war das Slawische, Arabische, Persische, Hebräische, Griechische und Lateinische bei ihm besonders im Gebrauche, und dieses letzte Wort sagt selbst nicht zu viel, denn aus der Verschmelzung dieser von der französischen so verschiedenen Mundart hatte er sich im Schreiben wie im Reden eine eigene Sprache gebildet; nicht daß es ihm etwa an einem einzigen Ausdruck im Französischen gebrach, aber die ausnehmende Schnelle seiner Ideen, sein Leben gestatteten ihm nicht mittelst der unglaublichen Geläufigkeit der Aussprache den nöthigen Ausdruck zu errathen, da ihm deren 60, um die nämliche Sache zu bezeichnen, zur Verfügung standen. Nur wenn er merkte, daß man ihn auch dann nicht verstand, wenn er die lange Litanei seiner Synonime erschöpft hatte, würdigte er sich auf eine Secunde eine Pause zu machen, und endlich dem erstaunten Zuhörer die gewöhnliche Uebersetzung mit der kleinen Zustimmungsphrase hinzuwerfen: »Wie ihr Andern sagt.«

Vor 13 bis 14 Jahren hatte man den glücklichen Einfall, Menteli zu einer Untersuchung zu verwenden, deren er allein fähig war. Man beauftragte ihn, in einer ungeheuren Bibliothek die Sprache und den Inhalt aller Handschriften zu bestimmen, die der Allwissenschaft unserer Gelehrten entgingen, und für diese wichtige Arbeit war ein Honorar von 1800 Franken angesetzt. Nach Verlauf eines Monats waren alle Sprachen genannt, alle Titel übersetzt, alle Bücher classificirt. Menteli bezog seinen monathlichen Gehalt und erschien nicht wieder. Und Ihr Platz? fragte man ihn. — „Ich habe keinen mehr“, antwortete er, „denn die Arbeit ist zu Ende.“ Zum Beweise der Erkenntlichkeit gab man ihm alsdann ein kleines Zimmer im Pallaste Sully.

Mehr verlangte Mentelli nicht. Er genoß eine Rente von 154 Franken, bei welcher er sich viel zurückzulegen schmeichelte. Ich habe ihn selbst oft mit seinem Gelde verlegen, und in Sorge gesehen, es sichern Händen anzuver-

trauen aus Furcht eines Unfalls. Seit einigen Wochen fühlte er alles Mißliche des Reichthums; er fürchtete die Diebe.

Diese letzteren Umstände erfordern eine Erklärung, welche jene Personen gerne vermieden, die Menteli gesehen haben und seine Lebensweise kannten. Unter allen Studien, die seine thätige Existenz beschäftigt hatten, war keines so gründlich als das der alten Philosophen betrieben worden. Besonders war Plato sein Orakel, er konnte ihn auswendig und mengte ihn in seine Reden; er hätte selbst im Namen des Plato, wie Pythagoras in jenem des Euphorbus geantwortet, und die Natur hatte nichts gespart, um in ihm die Idee jener philosophischen Einfleischung zu erwecken, an welche ich selbst zu glauben nicht entfernt war; denn der Zufall der Aehnlichkeiten hatte keine treffendere als jene Platos und Mentelis hervorgebracht. Doch war es nicht das practische Leben Plato's, das er zum Vorbild genommen, sondern jenes des Diogenes, und die, welche die Bibliothek besuchten, bezeichneten ihn nur mit diesem Namen.

Die sämmtlichen Kleidungsstücke Mentelis bestanden aus einem alten Militär-Ueberrocke, der nie neu gewesen zu seyn schien, seine Fußbekleidung in einem Paar Holzschuhe. Sein dichter etwas grauer Bart gaben ihm einiger Maßen das Ansehen jenes Bauers von der Donau, dessen Bild Guevara und Lafontaine gezeichnet. Er nährte sich vom Ausschußbrote, mit welchem man an den Thoren der Kasernen handelt, und wozu er höchstens an Festtagen einige Wurzel und rohe Zuspeise mischte, denn der Gebrauch des Feuers war ihm wie den ersten Menschen fremd. Seine Einrichtung bestand aus einem hölzernen Lehnstuhl, einem Schämel und einem kleinen zur Verwahrung seiner Schriften und Papiere geeigneten Koffer; allein ich glaube, daß er diese Gegenstände des Luxus in der Anstalt vorgefunden hatte und also nicht bemüssigt war, sich mit etwas andern als einem Schreibzeuge und zwei irdenen Krügen zu versehen.

Nicht zu vergessen ist indessen ein großer Sack von Leinwand, mit welchem er alle 14 Tage ins Vorrathsammeln ging und der ihm als Speisekammer diente. Dieß ist das ganze Inventar für den Fiskus, der seine Erbschaft antreten wird. Die große Wirthschaftlichkeit Mentelis ist eben so leicht zu begreifen, als es die glänzenden Ersparnisse sind, welche ihm vor einigen Jahren gestatteten, 400 Franken zum Ankaufe eines kostbaren Manuscripts zu verwenden. Ich glaube nicht, daß jene, welche er seither gemacht, diesen Schatz sehr vermehren.

Man wird mich sicher fragen, ob es nicht möglich gewesen wäre, das Schicksal dieses trefflichen Mannes zu verbessern, und ich werde diese Frage kühn verneinend beantworten. Im Laufe eines strengen Winters schickten wir ihm Holz und er nahm es nicht an. Jedes Anbot dieser Art war eine Beleidigung für seinen Charakter. Ich sprach ihm im letzten Monate von der Möglichkeit, ihm eine kleine Pension zu verschaffen. Er antwortete mir lächelnd: »Zu was? ich habe schon zu viel.« Dieß kömmt daher, weil Menteli in seinem merkwürdigen Leben alle Träume der Weisen verwirklichet hatte; weil er sich nicht, wie sie, darauf beschränkte, die Theorie der Weisheit zu studieren, sondern sie praktisch übte. Indem er seine Bedürfnisse verminderte, war er so frei geworden als der Mensch auf Erden seyn kann, und er war glücklich, weil er frei. Dennoch hatten wir es dahin gebracht, ihm eine kleine reinlichere und gesundere Wohnung bereiten zu lassen, als der Winkel darbot, in dem er so viele Jahre zugebracht; und da er sich dieser Gunst der Regierung nicht entgegen zeigte, da er wußte, daß sie ihm für ehrenvolle Leistungen gebührte, hatte er von dieser neuen Wohnung mit kindischer Freude Besitz genommen. Er hatte sie seit acht Tagen inne.

Letztverflossenen Donnerstag am 22. December gegen 3 Uhr Nachmittags ging Menteli wie gewöhnlich aus, um seine beiden Wasserkrüge an der Seine zu füllen, das Wasser stand sehr hoch. Der Philosoph erreichte langsam das äußerste Ende der Insel Louviers auf der Seite, welche gegen die Marienbrücke sieht; ein wenig unter der Verpfählung. Er füllte seinen ersten Krug und setzte ihn an's Ufer, dann tauchte er den zweiten in den Fluß. Wahrscheinlich fühlte er einige Beschwerde im Herausziehen, denn Menteli alterte, und seine Lebensweise war nicht stärkend. Man glaubt allda bemerkt zu haben, daß er sich mit der linken Hand auf ein Schiff stützte, welches die Strömung gegen das sandige Ufer getrieben hatte, das aber nicht fest stand; sonderbare Zerstreuung bei einem Gelehrten, der sein ganzes Leben hindurch mit Statistischem und Dynamischem beschäftigt war, und darüber mit Archimed gestritten hätte. Bei der Anstrengung stieß das Schiff ab, und der Unglückliche verschwand in den Wellen. Tagelöhner, welche Holz aufschichteten, schrien nach Hülfe, einige Schiffer

fahren vorbei, ohne sie zu hören oder darauf zu achten. Nach einer Viertelstunde sah man einen davon einen Versuch wagen, doch es war zu spät, man fand nichts und hätte nur einen Leichnam gefunden. Diese Leute trösteten sich leicht; war es doch nur der Wilde vom Arsenal, und sie wußten nicht, daß dieser Wilde einer der merkwürdigsten Menschen des Jahrhunderts gewesen.

Menteli hatte bei fünfzig Jahre. Er muß zahlreiche Schriften hinterlassen, aber an diesen großen Mann werden nur diese traurigen Abschiedszeilen erinnern. Um seine Werke zu benützen, müßte man sie lesen können, und um sie lesen zu können, müßte man Jemand finden, den man nie mehr finden wird, — einen andern Menteli.

---

## Die Natur-Producte in Oesterreichisch-Schlesien.

(Fortsetzung.)

### II. Thiereich.

Im Land-Gebiete von Oesterreichisch-Schlesien, so wie auch hie und da im Gebirge, wird auf die Rindviehzucht eine besondere Sorgfalt verwendet, auch ist bei den größeren Wirthschaftsbesitzern die Stallfütterung fast allgemein eingeführt werden. Im Gebirge dagegen, wo man das zur Stallfütterung nöthige Futter nicht bauen kann, und das Rindvieh auf Hutweiden gepeischt wird, wo es wenig Nahrung findet, sodann in elenden Ställen beisammen gedrängt liegen muß, auch die Kühe überdieß noch zur Feldarbeit auf den bergigen und steinigen Aeckern an Hacken, Pflug und Egge gespannt werden, wie kann bei diesen Umständen die Viehzucht gedeihen und guten Fortgang nehmen?

Dagegen hat sowohl im Gebirge, als auf dem Lande die Veredlung und Vermehrung der Schafheerden einen erfreulichen Fortgang genommen, zu welchem Zwecke die hohen hierländigen Herrschafts-Besitzer große Opfer gebracht haben, und den übrigen großen Wirthschaftern mit einem glänzenden Beispiel vorangegangen sind, dem es auch das Land zu danken hat, daß seine erzeugte Wolle als ganz vorzüglich guten Absatz findet.

Auf die Zucht schöner Pferde wird besonders im Herzogthum Jägerndorf, Troppau, und auch in den Landdörfern des Fürstenthums Neisse große Sorgfalt verwendet, wozu aber hauptsächlich unsere hohe Regierung durch die in den Provinzen bestehenden Beschäl- und Remontirungs-Anstalten das Meiste beiträgt. Im Gebirge des Troppauer Kreises findet man nichts als Hengste vom starken Knochenbau; jedoch werden solche schon, ehe sie noch das gehörige Alter haben, zur schwersten Arbeit verwendet, und wegen den schlechten, engen und steinigen Hohlwegen wird allgemein nur einspännig gefahren, daher diese Thiere angestrengt arbeiten müssen, und zur Zucht wenig oder gar nicht geeignet sind. Im Teschner Kreise findet man größtentheils kleine und unansehnliche Pferde polnischer Race.

Die Schweinzucht wird im Teschner Kreise mehr als im Troppauer betrieben, und da ein fetter Schweinebraten, Klöße und Sauerkraut das Festtagsgericht der Schlesier sind, so reicht die eigene Zucht nicht hin, sondern wird der Bedarf des Schwarzviehes größtentheils aus Galizien eingeführt.

Der Viehstand im Troppauer Kreise betrug nach der neuesten Aufnahme 8.315 Pferde, 3.818 Ochsen, 38.865 Kühe und 70.568 Schafe.

Im Teschner Kreise befinden sich 13.066 Pferde, 3.197 Ochsen, 42.080 Kühe und 63.963 Schafe.

Folglich zählt man in beiden Kreisen 21.381 Pferde, 7.015 Ochsen, 80.945 Kühe und 134.531 Schafe.

Dergleichen Aufnahmen ist aber kein unbedingtes Vertrauen zu schenken, indem solche auf den willkührlichen Angaben der Viehhalter beruhen, welche nicht immer die Wahrheit sagen, daher der Viehstand in den beiden Kreisen wenigstens um ein Drittel höher angenommen werden kann.

Von den übrigen vierfüßigen Thieren sind noch die Ziegen anzuführen, welche eigentlich bloß im Gesenke zu Hause sind, und deren Milch meistens zur Käsebereitung verwendet wird.

Der Wildstand ist hier zu Lande auf mehreren Dominien noch sehr gut; im Durchschnitte werden aber die Hirsche selten, Rehe dagegen sind zahlreicher, Schwarzwild ist im Gesenke selten, dagegen in den Karpathen häufiger. Die niedere Jagd auf Hasen und Rephühner ist besonders in den Landgegenden beider Kreise ergiebig.

Wassergeflügel wird besonders auf den Teichen von Schwarzwasser, Czechowitz, Drahomischel, Deutschleuten 2c.

vielfach getroffen, worunter die Schnatter- und Löffelente, der gehäupte Steißfuß, der Grünfuß, das rußfärbige Wasserhuhn, der gemeine Reiher und andere mehr anzuführen sind.

Auch enthalten die Teiche und Flüsse eine Menge wohlschmeckender Fische, worunter der Lachs in der Weichsel und Olsa nicht selten, so wie auch die Lachsforelle. In den übrigen Bergwässern ist die gemeine Forelle am meisten zu Hause, auch fehlt es nicht an guten Karpfen in den bestehenden Teichen.

Die Bienenzucht wird von vielen Landwirthen mit Eifer und Vortheil betrieben, steht jedoch noch auf einer minderen Stufe der Vollkommenheit.

Schließlich gehört hierher noch anzuführen, daß in den Wässern von Schwarz- und Rothwasser im Fürstenthum Neisse, welche sich eine halbe Stunde oberhalb der Stadt Weidenau vereinigen, und den Namen Jüppelwasser erhalten, edle Perlmuscheln (Mya margaritifera) gefischt werden, in denen zwar kleine, aber sehr reine Perlen befindlich sind.

III. Mineralreich.

Wie es schon bei der geognostischen Beschaffenheit der Gebirge im Allgemeinen gesagt worden [1], besteht der westliche Theil der Karpathen des Teschner Kreises aus altem oder Ur-Sandstein, der im Olsa-Thale und mehreren andern Orten der Ebene, von Alpenkalkstein überlagert wird.

Ueberall wechseln zwischen obigen Hauptsteinarten Schieferthon und Kräuterschiefer; älterer, mittlerer und jüngster Sandstein; Kieselfelskonglumerat von allen Abstufungen der Größe; verhärteter Thon, Brandschiefer und Basalt, mit derb eingesprengtem und kristallisirtem Olivin und Augit.

Bituminöser Thonschiefer (Schieferthon) mit vegetabilischen Abdrücken, am meisten mit Schilfstücken, Farrenkräutern und Palmabdrücken, wird am häufigsten als Begleiter der Steinkohlen gefunden. Walker-Thon bei Alt-Bielitz.

Kalkstein-Flötzgebirge überlagern bei Wendrin, Gotteschau und andern Orten die Sandstein-Formation. In der Gegend von Kotzebenz, Stanislowitz, Schöbischowitz, und Domaslowitz, bricht Muschelkalkstein vom dichten Gefüge, mit häufigen Petrefakten, z. B. Belemniten, Terebratuliten, Trochiliten und mehrere Varietäten von Seesternen ꝛc.

Stinkstein, in denen der dort sogenannte Weiber-Feuerstein vorkömmt, ist auf dem Helmberge bei Golleschau und den Anhöhen von Blogotisch und Rostropitz zu finden.

Thoneisenstein, als Flötze erster Flötzformation ist durch den ganzen Kalkstein des Teschner Kreises ausgedehnt. Bergwerke, wo solches Erz gefördert wird, befinden sich bei Malinowitz, Althammer, Kraßna, Janowitz, Skalitz, Ober-Elgoth, Brusewitz, Leskowitz, Damaslowitz, Trzannowitz, Trzitiesch, Koniakow, in der Nähe von Teschen, auf dem Gute Orlau, in Zeislowitz, Oberlischna, Punzau, Wilamowitz, Gurek, Ustron und andern Orten.

Ein Schwefelkieslager von ziemlicher Mächtigkeit befindet sich bei Kotzebenz.

Schwarzbraunsteinerz bei Riegersdorf, wo sich auch eine Torfstecherei befindet.

Steinkohlenflötze, dem ältesten Steinkohlengebirge und theils der Flötztrappformation angehörend, indem darin die Grob-, Blätter- und Schieferkohle vorkommt, lagern bei Polnisch-Ostrau, Orlau, Dombrau und Karwin, von wo dieselbe über die Oppa und Oder in den östlichen Theil von Preußisch-Schlesien bis nach Polen fortsetzen, wie solches schon beim Bergbau ausführlicher beschrieben worden.

Schließlich verdient noch bemerkt zu werden, daß sich zu Orlau und Salza Salzquellen (Sohle) befinden. Im Jahre 1678 war noch im Dorfe Soliza eine Salzkoktur, welche aber zu Ende des 17ten Jahrhunderts aufgelassen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

[1] S. Jahrgang 1835.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

7. Mittwoch, den 25. Jänner 1837.


## Die Universität zu Wien
### um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Akten der Universität bemerken zum Jahre 1537, daß die Reformation nun völlig zu Stande gebracht worden. Dieses gilt wohl nur in so fern, als darunter die Besetzung der Professorsstellen, die Bestimmung ihres Gehaltes[1], und etwa die Beilegung des alten Streites zwischen dem Bischof zu Wien und der Universität in Gerichts- und Erbsachen geistlicher Personen verstanden wird; denn in allen übrigen Beziehungen blieb es beim alten Zustande, der wenig Erfreuliches darbot. Einen schlagenden Beleg, wie alles wissenschaftliche Leben zu Boden lag, geben auch die Pressen Wiens. Diese haben in einem Zeitraume von beinahe zwanzig Jahren (1530—1549) nur etwas über achtzig Druckschriften zu Tage gefördert, von welchen die meisten noch überdieß unbedeutende lateinische Dichtungen, während sie in dem darauffolgenden Decennium allein das Dreifache lieferten, und darunter Werke, die durch Umfang und Gehalt gleich beachtenswerth erscheinen! — Insbesondere aber wollte es mit der theologischen Fakultät nicht vorwärts gehen; ja sie sank vielmehr mit jedem Jahre immer tiefer, und die Folgen äußerten sich bald auf eine höchstbetrübende Weise. So klagt 1545 der Dichter und Schulmeister bei den Schotten, Wolfgang Schmelzl: »wie vil Pfarrkirchen allein in disem Herzogthumb Osterreich gefunden, darin kain Priester der dem armen arbaitsamen Pauerßman an dem Sontag das Evangelium saget, — so in ainer Pfarmenig kain halter zu dem Vieh wär, da wurd jederman lauffen vnd schreien, so lang vnd vil das Viech versorget würdt,« — und als im selben Jahre die erste Sitzung des Conciliums zu Trient gehalten wurde, fand sich ebenfalls kein Abgeordneter der Universität zu Wien dabei ein, wie es doch in früheren Zeiten geschehen war, weil es an dem gehörigen Manne fehlte. Die theologische Fakultät hatte sich nun beinahe ganz aufgelöst, und selbst die wenigen Mitglieder, die noch vorhanden waren, scheinen dem geistlichen Stande nicht weiter geneigt gewesen zu seyn. Bei den übrigen Fakultäten stieg wohl im Jahre 1542 die Anzahl der Zuhörer in Etwas, und namentlich führen die Akten mehrere aus den ersten Familien Oesterreichs an; doch hatten diese größtentheils lutherische Privatlehrer, welche bei der nächsten besten Gelegenheit ihre Zöglinge wieder abzuziehen veranlaßten, worauf selbst die angestellten Professoren keinen geringen Einfluß nahmen, weil sie aus heimlichen Anhängern nun zum Theile öffentliche geworden waren.

Jetzt konnte der Sitz des Uebels länger kein Geheimniß mehr bleiben, und wie im Allgemeinen K. Ferdinand um diese Zeit an der Idee der Vermittlung irre zu werden, und ernster auf strengere Gegenmittel zu denken begann, so mußte dasselbe auch in Beziehung auf die Universität Statt finden. Die nächste Veranlassung dazu gaben zwei Professoren, die sich ohne Rückhalt als Freunde der Neuerungen aussprachen. Ferdinand erließ daher am 30. März 1546 von Olmütz aus ein Edikt an die Universität, beide abzusetzen und aus dem Lande zu entfernen, mit nachstehenden ferneren Bestimmungen: »Daß nun hinfür in Annehmung der Professoren und Lehrer der Jugend so viel sicherer gegangen, und allerlei beschwerlicher und nachtheiliger Unrath, daraus Verführung der Jugend zu befürchten ist, entfernt werde, haben Wir Unsern Statthalter, Kanzler, Regenten und Räthen Unsers Regiments der Nieder-Oesterreichischen Lande aufgelegt und befohlen, daß

[1] Doch selbst dieser hatte keine feste bestehende Grundlage; denn schon 1539 trugen die angeführten Klöster nichts mehr bei, und die Prälaten des Landes weigerten sich, das ihnen zugewiesene Contingent zu leisten. Im Jahre 1540 verließ Fabius de Narnia wieder Wien, weil die Regierung ihm die 400 Gulden nicht ferner zu zahlen erklärte.

sie nun hinfüro keinen Professor, er sey von welcher Facultät oder Sprache er wolle, zur Universität annehmen noch kommen lassen, er sey denn zuvor, und ehe er angenommen wird, per Facultatem Theologicam, sammt dem Bischof und Dompropst zu Wien, Glaubens und der Religion halber nothdürftlich examinirt, und in solchem Examen unserer alten wahren christlichen Religion verwandt, und als ein gehorsames Glied der heiligen christlichen Kirche befunden worden. Zeigen euch solches gnädiger Meinung an, und ist darauf Unser ernstlicher Wille, Meinung und Befehl an euch, daß ihr solcher Unserer Verordnung bis auf Unsere oder Unserer Erben gnädige Veränderung lebet und nachkommet, und euch hierin keines Wegs anders haltet, damit also die Lecturen bei Unserer Universität mit ehrbaren, gelehrten und Unserer alten, wahren und christlichen Religion verwandten Professoren und Lehrern ersetzt und versehen, und dasjenige so zur Erbauung und Erhaltung Unserer christlichen Religion und Beförderung des gemeinen Nutzens und aller Ehrbarkeit bedacht und fürgenommen werde, nicht aber zum Widerspiel, als zum Abfall der Religion und Verführung der Jugend gedeihe.«

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Natur-Producte in Oesterreichisch-Schlesien.

### III. Mineralreich.

(Fortsetzung.)

Der östliche Theil der Sudeten, oder das Mährisch-Schlesische Gebirge, dessen größter Theil dem Troppauer Kreise angehört, bietet ein reiches Feld zum Studium der Geologie dar, und faßt einen großen Reichthum von verschiedenen Mineralien in sich, deren Vorkommen hier beschrieben werden wird.

Wie bei allen Urgebirgen, so ist auch hier der Granit die Grundlage der gewaltigen Bergriesen und sichert ihre Unveränderlichkeit seit Jahrtausenden. Manchesmahl schaut er zu Tag aus, bildet auch einzelne Kuppen im Vorgebirge, meistens aber dient er dem Gneiß, und ganz besonders dem Glimmerschiefer, aus welchen die meisten Gebirgsrücken bestehen, zur Unterlage.

Der Granit wird nicht allein am Fuße des Neissisch-Glatzer-Gränzgebirges, in den Umgegenden von Weidenau, Groß̈e, Barzdorf, Wildschütz und Weisbach schon sichtbar, sondern es bestehen aus ihm auch einzelne Höhen im Vor- und Mittelgebirge, so z. B. der Gotthardsberg, Kihnberg, Schneiderberg, Saalberg und viele andere in der Umgegend von Friedeberg.

Auf vielen andern Bergen lagert der Granit in horizontal über einander liegenden Schichten, steigt auch oft säulenförmig empor, wie solches theils bei den Heringsteinen, dem Reinelsteine, dem Spitzberge bei Schwarzwasser, dem Pfeifersteine bei Kaltenstein, dem Prinzenstein bei Friedeberg, dem Dürrenberg, dem Huthberg bei Gurschdorf, dem Predigerstuhl bei Jungferndorf, dem Heidelbeerstein und vielen andern der Fall ist.

Der Granit erscheint am öftersten grobkörnig, und seine Farbe hängt von fremden Beimengungen ab, wozu besonders der röthlichte Feldspath und der Quarz gehören, welch Ersterer ganz besonders vorherrschend ist.

Feinkörniger Granit oder neuer Granit, zwischen Gneiß und Glimmerschiefer gelagert, findet sich bei Friedeberg, Schwarzwasser, Gurschdorf, Wildschütz, besonders mächtig aber bei Groß-Große, wo man aus ihm Thür- und Fensterpfosten, Tröge, Weichstöcke für Malzhäuser rc. verarbeitet.

Bei Jungferndorf, besonders auf dem Bauerngute sub. Nr. Consc. 77 am Weidenauer Kirchsteige, liegt vorzüglich schöner Schriftgranit am Tage, auch findet er sich am Gräfenberge und bei Böhmischdorf.

Der Gneiß bedeckt die Bergwände des höheren Gebirges, besonders zeigt er sich an den Lehnen des Bielkammes, dem Hirschbadkamme und der Falkenlehne, wo der Felshang gegen 400 Fuß Höhe beträgt. Im Neissisch-Glatzer-Gränzgebirge ist der Gneiß besonders vorherrschend, wo er die Berglehnen des Krauttenwalder Thales und des Krebsgrundes mit seinen gewaltigen Massen, Felsen und Trümmern bedeckt. Auch ist er bei Johannesberg, Wildschütz, in der Gabel, am Gratzenberge und bei Karlsbrunn zu Hause.

Das dritte und mächtigste Gestein, welches alle hohen und höchsten Gebirgsrücken und Lehnen bedeckt, ist der Glimmerschiefer.

Der lange Gebirgskettenzug vom Altvater anfangend, welcher sich an der Mittel-Oppa gegen Einsiedel und von hier bis zur Bischofskoppe bei Zuckmantel ausdehnt, besteht aus ihm. Eben so mächtig zeigt sich der Glimmerschiefer im Hauptgebirgskamme des Neisser-Gesenkes, wo fast alle Bergriesen aus ihm bestehen, nämlich vom großen und

kleinen Keilich anfangend bis zum Hockschar. Er bildet hier die Urformation und hat zur Unterlage Gneiß. Der Quarz ist häufig beigemengt oder durchsetzt ihn, als schieferig-glimmriger Quarz erscheinend. (Hornstein, Quarzschiefer, Gestellstein [1].)

In diesem so eben beschriebenen langen Gebirgszuge findet sich vom Altvater bis zur Bischofskoppe der Urthonschiefer häufig und eng mit dem Glimmerschiefer verbunden. Hier und da zeigt sich Talkschiefer und bei Karlsbrunn Grünstein.

Die Gebirgsarme, welche theils von der Bischofskoppe in die Mährische Enklave, von Herrmanstadt bis Olbersdorf, von Würbenthal über Karlsthal am linken Ufer der Oppa bis gegen Jägerndorf, von Engelsdorf über Freudenthal und Bennsch, und dann von Klein-Mohra längs dem Mohraflusse über Raase, Rautenberg, Spachendorf, Hartau, Meltsch, Grätz, Rhabin und Wüst-Pohlom bis zur Oder hinziehen, gehören dem Uebergangsgebirg und eben so den dazu verwandten Mineralgebilden an. Die Verbindung zwischen diesem und dem Urgebirg macht noch immer der Glimmerschiefer, welcher häufig Kohlenblende mit sich führt, weiterhin bilden aber Thonschiefer und Grauwacke die Hauptbestandtheile.

Der Thonschiefer ist in allen Varietäten vorhanden; dickblättrig und in großen schönen Tafeln findet er sich bei Zechsdorf, Johannisbrunn, Wickstein und andern Orten. Dünn und vollkommen blättriger ist aber jener auf dem Riemerberge, zwischen Olbersdorf und Neudörfel, Mankendorf, Brattersdorf, Hrabin 2c., wo Brüche zur Erzeugung der Dachbedeckung vorhanden sind.

An der Bischofskoppe findet sich in ihm oft Kieselschiefer und lydischer Stein.

Auf dem Galgenberge bei Hotzenplotz finden sich im verwitterten Thonschiefer verschiedene Versteinerungen von Schalthieren aus der Urwelt.

Alaunschiefer von besonderer Mächtigkeit und reich an Schwefelkiesen befindet sich bei Wüst-Pohlom und auch bei Tropplowitz.

Die Grauwacke ist im ganzen öst- und südöstlichen Theile des Troppauer Kreises verbreitet, sie kommt theils als gemeine und als feinkörnig schieferig und flachmuschelig im Bruche vor, und liefert vorzüglichen Baustein.

Der Basalt spielt nicht allein im Uebergangs-, sondern selbst im Urgebirge eine bedeutende Rolle. Die kleine und große Horka bei Stremplowitz, dann die Höhen bei Ottendorf und Schönwiese enthalten kuglichten Basalt mit verwittertem Olivin. Bei Raase befindet sich ein ungemein mächtiges Lager von basaltischem Konglomerate und Tuffe, der dasige Steinbruch ist vielleicht älter, denn tausend Jahre, und wird in abermals Tausend nicht erschöpft werden.

Der Köhlerberg bei Freudenthal und der Raudenberg am rechten Ufer der Mohra bestehen aus basaltischer Lava, beide werden als vulkanische Producte angesehen, jene aber des Raaser Steinbruchs verdankt vermuthlich ihre Entstehung einer großen urweltlichen Ueberschwemmungs-Periode, indem selbe von außerordentlicher Dichte und Festigkeit ist, dagegen diese ganz das Ansehen durchlöcherter Lava haben und in einzelnen Stücken durcheinander geworfen um den muthmaßlichen Krater des Bergkegels aufgethürmt liegen.

Auch im Neissisch-Glatzer-Gränzgebirge, im Rücken des Hohensteines, am Heidelberge, da wo sich letzterer in das Glatzer Gebiet zum Ueberschaar und Winklerberg hinüberzieht, findet der Forscher gewaltige Basaltmassen, welche sich zu senkrechten Säulen von mehr denn 100 Fuß Höhe aufthürmen, und an deren Fuße Riesenmassen von knolligem Basalt und Chlorit, welche von grauer, schwarzer und röthlicher Farbe sind, lagern.

Obwohl diese großartigen Basaltmassen nicht denjenigen vom Rauden- und Köhlerberge ähnlich sind, so wollen viele doch ihr Entstehen frühern vulkanischen Einwirkungen zuschreiben, und stützen diese Meinung auf die in der Nähe solcher Lager befindlichen Mineralquellen.

(Fortsetzung folgt.)

## Nekrolog.

Franz Freiherr v. Siber, Ritter des königl. ungarischen St. Stephan-Ordens, k. k. wirkl. Hofrath 2c.

Der am 30. December 1836 verstorbene Franz Freiherr v. Siber gehörte noch in die Reihe der wenigen gegenwärtig lebenden höheren Staatsbeamten, die bald nach dem Tode des römisch-deutschen Kaisers Franz I., Gemahls der großen Kaiserin Maria Theresia, ihre Diensteslaufbahn begonnen haben.

Daß er nach Vollendung der juridischen Studien an der Universität zu Wien, wo er 1751 geboren war, unter den

[1] Dieser im Feuer sehr ausdauernde Stein wird bei den Hochöfen als Gestellstein verwendet, er bricht in großen Platten beim hohen Fall, am Rauschbache und der Staritz, bei Reiwiesen, an der Mittelloppa und vielen andern Bergen.

allerhöchsten Auspicien Kaiser Josephs II. eine feierliche Disputation halten durfte, gab wohl dem jugendlichen Streben die erste Aneiferung.

Bei der Ni. Oest. Landesregierung im J. 1770 als Conceptspraktikant eingetreten, erprobte er bald seine Fähigkeit, dereinst einen größeren Wirkungskreis auszufüllen. Das Vertrauen seiner Chefs, das er sich erwarb, gewährte ihm in der Folge manche auszeichnende Würdigung, und bewirkte seine Vorrückung. Die Huld der Monarchen, die er durch rastlose Pflichterfüllung auf sich zu lenken wußte, führte ihn durch mehrere Grade der ämtlichen Würden bis zu jenem eines k. k. wirkl. Hofrathes und Polizey-Ober-Direktors in Wien (1810).

Die bewegte Zeit des Congresses, die Anwesenheit der Mächte Europa's, das Zusammenströmen der Fremden aus allen Gegenden erschwerten Siber's Stellung sehr, auf der einen Seite, indem sie seine angestrengteste Thätigkeit erforderten, verliehen ihr aber dafür auf der andern Seite eine größere Bedeutsamkeit.

Im nächstfolgenden Jahre (1815) ward seinem Eifer, über den sich selbst die auswärtigen Minister lobend ausgesprochen hatten [1], der schönste Lohn. Seine Majestät Kaiser Franz I. nahmen ihn unter die Ritter des königl. ungarischen St. Stephan-Ordens, des ersten Civilverdienst-Ordens des Kaiserreiches, auf, mit gnädigster Erwähnung seiner nützlichen Dienste und seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an das durchlauchtigste Kaiserhaus, in dem hierüber gefertigten Diplome.

Schon früher Mitglied des Adels der k. k. Erblande, ward er den Ordensstatuten gemäß in den österreichischen Freiherrenstand erhoben.

Im Jahre 1820 feierte er das Jubiläum seiner 50jährigen Dienstzeit. Die Beweise der Gewogenheit, welche er bei dieser, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten von hochgestellten Staatsmännern erhielt, die Liebe und Hochschätzung, welche die ihm untergeordneten Beamten hierbei aussprachen, waren hinlängliche Zeugnisse für seinen Charakter und sein Benehmen, wodurch ihm auch die Achtung des Publikums geworden war.

Nach mehr als 53jähriger unausgesetzter Amtsthätigkeit unter vier österreichischen Herrschern machte sein vorgerücktes Alter ihm Ruhe zum Bedürfniß. Die allerhöchste Gnade ließ ihm diese (1824) mit einer Personalzulage, in Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste, zu Theil werden.

Zwölf Jahre verbrachte er noch mit dem Bewußtseyn, nicht umsonst gelebt zu haben, und ging hinüber im 86sten Jahre, treu seinem Gotte, wie er es dem Kaiser und dem Vaterlande gewesen war.

M. L—g.

[1] Nach dem Inhalte des Freiherrenstandes-Diplomes.

## Ausstattung eines adelichen Fräuleins im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts.

(Aus dem Riedecker-Archive.)

Zu uermergkhen was Ich Gregor von Starhemberg awß sunder Väterlicher Lieb Trew vnd Frewntschafft meiner lieben Tochter Junkchfraw Katherina, von weylund meiner lieben Gemahl, seligen Gedechtnus verlassen darunden guets zugeaigent zu handen gestölt, vnd awß meinem gueten wyllen gegeben habe ꝛc. Namlich vnd Erstlich ain schwartz Samateue schawben mit zoblen vntersietert vnd guldin parten verprembt Mer ain Schwartz Thamaschkene Schawben mit wockln vnd Hermlein vnderzogen vnd Auch mit guldin partn verprembt mer ain schwartz Damaskine schawben mit Fechrugkch vndterzogen vnd vmb die schnit an den Ermlen verguldt knöpf Mer ain schwartz Samaten Rogkch mit vil valten, mit guldem Stugkch vmb dem hals verpremt auch die Ermel damit vndterzogen mer ain schwarcz zendl dorten Rogkh mit vil falten vmb das goller vnd Ermel mit guldem Tuech verprembt mer ain schwartz tamasken rogkh mit vil faltn ain schwartz halb atlassen rogkh mit vil faltn Aynen leberfarben Jangken rogkh Purpianisch thuech mit schwartzem Samat vergetert. Ain feyelfarben thuechen rokh mit gulden Flinderwerch verpremt vntz auf die gürtl Ein weysse Leinbat phaytn vnder mit zwifachem Flinderwerch] vnd oben umb mit Schlingen vnd Flindern verpremt Ain Leterfarben Tuechen rogkh mit gruen gulden tuech vmb den Puesen vnd Ermel verprembt mit strichen vnd vnten mit thamaskh Ainen grossen vergoltn Kopff ain Sylbern kandl mit acht eckchen vnd etleich vergulte Raiffl daran — mer ain klain Sylbern khandl Ain geschmeltzts sylbern vnd vergults Köpffl in der mit ain cristalln gläsl, zwen silbern löffl vnd ain messer das Hefft auch der masn vnd zway Staindl vnd ain Perl darin versetzt vnd in dem ain löffl ain polais, Ain rot samaten Pirret, mit vergoltn steffiten geschmigkht so gebunden vnd ain kreytzl daran hanget mit fünff staindl vnd ain Perl Ein geflinderte guldene hawben. vier hupsche hawbtleng von gold darein genet vnd ain Par Ermel auch ain halstuech von gulden parten Ain beschlagne gurtl Prawn mit ainem seugkhl zway halsgoller von gold awsgnet. Mer ain guldene gurtl mer ain gulden Porten mit grossem Senckhl beschlagen ain Lannge guldene ketten mer ain grosse guldene kettne mit grossen praitn tigkhen gewunden ringen Ain halspand mit hangenden Perln Robin, diemuet, hoffyr. vnd ander mer Stain, auch ain klaynat daran hangent, mer ain halspand, mit arbassen Robin vnd Perln Ain klainat sand Anna mit sechs Stain, darundter ain grosser Spietziger diemuet. Des zu gedächtnus vnd warn Vrkhund hab Ich obgenenter Gregor von Starhemberg der gemelten meiner Lieben tochter Jungkhfrawn Katherina herrn wolffgangn von Scherffenberg ꝛc. versprochne gemahl vnd Jrn Erben, dise anff verzaichente schrifft vnder meinen anhangunden Jnsigl veruertigt geben. Beschehen an Pfingstag nach saund Veits des h. Marterer tag Nach der geburdt Christi fünffzehen hundert vnd Jm zwaintzigistn Jar.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

8. Sonnabend, den 28. Jänner 1837.

## Versuch über die ältere innere Verwaltung Oesterreichs [1].

Oesterreich, das Ostreich des bis in die Ebenen Pannoniens erweiterten fränkisch-deutschen Reichs- und Staaten-Systems, findet seine ursprüngliche politische Begründung in der gegen Hunnavaren und Slawen errichteten Markgrafschaft. In seinen äußeren sowohl, als inneren Verhältnissen, in jenen der Markgrafschaft zum Reich, und anderer Seits zu dem landsässigen Adel, in der frühe ausgebildeten Territorialgewalt ist vieles wohl unstreitig aus dieser Eigenschaft und Bestimmung einer Gränzmacht zu erklären. Erweitert wurde das Gebiet dieser ersten und vornehmsten Ostmark, als Schild und Herz des Reichs, durch die Vereinigung mit dem oberen Oesterreich, so wie mit jener an der Ens und Traun nach der zweiten Befreiung des Landes unter Otto dem Großen entstandenen (bald aus dem Erbe der Grafen von Eppenstein, Wildon, Mürzthal und der Gränzgrafen von Pütten bereicherten) Markgrafschaft Steier (1186), und mit der kärntnerischen Mark zwischen der Sawe und Drawe. Zugleich mit solcher Erweiterung begründeten die reichsgesetzliche Vollendung und Sicherstellung der landesherrlichen Territorialgewalt durch den großen Freiheitsbrief Kaiser Friedrichs (1156) hier an diesen, der Völkerbewegung von Osten her vorzugsweise ausgesetzten Gränzen, eine sehr bevorrechtete, fast in ungetheilter Fülle bestehende Fürstenmacht, wenn gleich gegen das Reich hin noch dadurch bedingt, daß die Lande die Eigenschaft von Reichslehen behielten, und für wenige und seltne Fälle die Anrufung der kaiserlichen Hoheit vorbehalten blieb [1]. — Diese Stellung zum Reich vergönnte den Regenten derselben aus beiden Dynastien, während der großen Spaltungen der mittleren Zeiten, ein mehr unabhängiges, sicher stellendes Verfahren. Bald ergänzte sich dieser Länderverein auch durch den Zuwachs jener bis in die großen Scheidungsgebirge Mittel-Europa's aufsteigenden Thäler, wo der Südosten des Reichs bis ans Meer herab, während der Carolingischen Herrschaft durch herzogliche und markgräfliche Gewalt (auch ohne bleibend feste Gestaltung, dennoch wirksam) beschirmt worden, und wo der Name eines Herzogthums Kärnthen nachmals im Geschlecht der Grafen von Andechs erblich geworden war (1335): eine Erwerbung, welche die Grundlage für diejenige weitere ward, wodurch die Dynastie Habsburg eine Territorialverwaltung mit ihren alten Stammlanden gewann.

Nach innen zu bedingte sich diese Fürstenmacht in den erwähnten Gränzlanden als einer Mark des Reichs, zunächst durch die erblichen Rechte an Grund und Boden, durch die hergebrachten Rechte aller Glieder der grundbesitzenden und zur Vertheidigung des Landes, unter dem Befehl ihres mächtigen Hauptes verpflichteten Körperschaft. — In Hinsicht jener vorzüglich kirchlichen Stiftungen, durch welche zum Theil schon vor den Anfängen der Markgrafschaft, namentlich von Salzburg und Passau aus Christenthum und Colonisirung in diesen Landen verbreitet worden war, bestand um so gewisser und bleibender eine Schranke landesherrlicher Gewalt als die genannten Bischöfe und Reichsfürsten (wie neben ihnen auch Bamberg

1 Einleitung in den Abschnitt: »Innere Verwaltung der deutschen Erblande unter Ferdinand I.« aus dem nächstens zu erscheinenden letzten Bande der »Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten,« von J. B. v. Bucholtz.

1 So hieß es im jus antiquissimum austriacum: »Grafen, Freiherr und Dienstmann sollen nicht zu Rechte stehen auf ihren Leib, Ehre oder Eigen, als nur in offner Schraune vor dem Landsherrn. — Auch der Landsherr soll über ihn richten (wenn er selbst eine Klage wider ihn hat) nach der Landesgewohnheit. Begreift er ihn an der Handschaft (?), soll er ihn richten mit dem Tode. Entrinnt er, soll er ihn ächten. — Jener kann ins Reich dingen, und der Landesherr muß ihn, soll die Acht kräftig seyn vor dem Reiche beklagen, wan (denn) sie von dem Reiche des Landesherren Lehen sind.«

und Freisingen) mit ihren Diöcesanrechten auch große weltliche Einkünfte und Befugnisse behielten. Andere eigne, herrlich blühende Stiftungen der Markgrafen, so wie Städte und Märkte erfreuten sich im weiteren oder engeren Umfange selbstständiger Rechte, die auf den, mit großartiger Milde und rechtlich ordnender Herrschaft ertheilten Bewilligungen und Freiheitsbriefen der Landesfürsten beruhten.

Außer diesen hier kurz angedeuteten staatsrechtlichen Grundlagen sind die nationalen in Verbindung mit der geographischen Lage und der Naturbeschaffenheit des Landes für Einrichtungen, Rechte und Sitten hier von einem besonderen Interesse, weil die vielverzweigten, von Stromthälern durchschnittenen Gebirgszüge des südlichen und südöstlichen Deutschlands nicht sowohl trennende Scheidewände, als vielmehr Verbindungspunkte, gleichsam Thore, erstrebte Bollwerke, wechselseitig behauptete Burgen und Sitze der verschiedensten Völker und Völker-Systeme geworden sind. Celten, Römer, Germanen und Slawen haben durch bleibende Bewohnung ihre verschiedene Cultur und Nationalsitte in diesen Ländern in Gründungen und Einrichtungen mannigfaltiger Art fortwirken lassen, ohne hier die bloß durchziehenden Völker, wie die Gothen, oder die bloß verwüstenden, wie die Hunnen, in Anschlag zu bringen. Es waren Stämme von den drei Haupt-Familien deutscher Völker (nähmlich der Sueven, Sachsen und Franken) deren Anfänge von neueren scharfsinnigen Forschern schon in den Hermionen, Ingevonen und Istevonen des Tacitus erkannt werden, welche zu verschiedenen Zeiten nachweisbare Elemente der Bevölkerung des Landes dargebothen haben. So die Longobarden, welche dem Sächsischen, die Gepiden, Markomanen, Baiern, welche dem Suevischen, und dann die Begleiter und Vasallen der Markgrafen, welche dem fränkischen Hauptstamm angehörten; außerdem fanden besondere Kolonisirungen, und fortwährende Einwanderungen von Franken und Schwaben Statt. — Auch die slawischen Völker, welche diese Länder bewohnten, waren ausgebreitet und bedeutend, wie es sich in jenem mächtigen Vordringen der annoch heidnischen Slawen bis über Lungau und Oberkärnthen hinaus, gegen die von Baiern aus sich verzweigende christlich-germanische Cultur, im siebenten Jahrhundert, dann unter wechselnder Freundschaft oder Kampf mit deutscher Macht in dem Reich des Samo, in jenem des Privina und seiner Nachfolger, vor allem in der Macht des großmährischen Reiches, und auch nach Annahme des Christenthums durch jene von den Kärnthner Slawen ausgegangene eigenthümliche Liturgie und Kirchensprache (die glagolitische nämlich) beurkundet. Aber vorherrschend ward und blieb das Germanische, und mit Ausnahme slawischer Dorf- und Gemeindeeinrichtungen in einzelnen Theilen des Landes, findet man nicht bloß im Kriegs-System, im Lehenwesen und Landrecht, sondern auch in den Bauerngemeinden und besonders in den Städten, bis auf die eigenthümlichsten Wortbezeichnungen, germanische Einrichtung und Entwicklung, wie solches auch im benachbarten Mähren hinsichtlich des Stadtrechts besonders auffallend ist, und sich aus jenen zahlreichen, alten und merkwürdigen Handfesten und Statuten, welche in den österreichischen Landen vorkommen, und ihrem größeren Bestandtheil nach aus deutschem Rechte bestehen, erweiset. Daß in den politisch-kirchlichen Verhältnissen alles einen ganz ähnlichen Charakter gewonnen hatte, wie im übrigen Deutschland, und zumal im südlichen ist von selbst begreiflich, da mit Ausnahme einiger dem Sprengel von Aquileja südwärts der Save angehörenden Theile alles Kirchliche von den genannten deutschen Bischofssitzen ausgegangen war. — Es ist dieses Vorherrschen des germanischen zwar zum Theil die Folge fränkischer Waffenmacht, behaupteter Herrschaft, so wie des deutschen Ursprungs des Fürstenhauses und der vornehmsten Geschlechter des Landes; deutsche Sprache mag sich auch einem Theil der slawischen Bevölkerung mitgetheilt haben; im Ganzen aber erscheint das deutsch-nationale Element in dem größeren Theile dieser edlen Gränzländer ungezwungen, echt und ursprünglich. Eigenthümlich provinzielle Rechtsgewohnheiten und Modifikationen mangeln auch nicht, von welchen schwer seyn dürfte, eine allgemeinere Entstehungsursache aufzufinden.

Die herrliche Gebirgswelt dieser Lande war aber nicht bloß ein Berührungspunkt des kräftigsten Völkerlebens, sie both auch eigenthümlichen Segen der Natur, und gab sowohl der landesherrlichen Dominialmacht, jenem außer dem Privatrecht bleibenden, unter königlicher Hoheit stehenden Gesammtgut des Landes (regale), als auch zum Theil der privatrechtlichen und fundirten Patrimonialmacht eigenthümliche und wichtige Aufgaben. So wie schon sehr früh an der Saale und Salzach, so war später an der Traun und Ens, und ist bis auf den heutigen Tag die Gewinnung des Steinsalzes und die Benützung reicher Salzquellen eine Aufgabe landesherrlicher Fürsorge zum Besten der Bewohner; mannigfache Bergwerke auf Eisen, Silber,

Quecksilber u. s. w. konnten nur unter dem besonderen Schutz und zum Theil durch die eigene Capitalkraft des Landesherrn gedeihen. Die Weide der Almen und Alpenthäler gab Gelegenheit zu einer besseren und reicheren Viehzucht und Schwaigenwirthschaft, den Mangel an Triften in den Ebenen und Stromthälern ersetzend. — Außerdem benützte ein um so fleißigerer Ackerbau, die durch so ausgedehnte Mittelgebirge und waldbedeckte Höhen verengten Ebenen oder des Anbaus fähige Hügel und Niederungen; die Ansiedlungen auf den einzelnen Höhen, auf dem mannigfach unterbrochenen Boden, bis hoch in die Schluchten der Gebirge hinein begünstigten in manchen Gegenden des Landes das System der einzelnen Hofeswirthschaften, während in andern, namentlich den östlicheren Theilen sich ein Netz von Dominien, und unter diesen, von gesammelten Dorfwirthschaften gestaltete, vielleicht zum Theil aus Eroberung oder aus slawischen Einrichtungen herzuleiten, für welche jedoch eben so feste Bestimmungen für Erblichkeit, ungetheilten Besitz des eigentlichen Ackergutes, und für Selbstbewirthschaftung sich gesetzlich ausbildeten, als in jenen Theilen, wo mehr die Wirthschaft einzelner Höfe sich verbreitete. Gleichmäßig beurkundet sich sowohl ein strenges Grundrecht der Herrschaften (vielleicht in Anwendung eines Begriffs von altgermanischem echten Eigenthum auf einen defensiv-kriegerischen Lehnstaat und erobertes Territorium) als nicht minder andererseits das Bestreben, ein Schutzrecht für gemeinheitliche Verhältnisse und einen persönlich freien, auf gestiftetem Grundbesitz selbstständigen Bauernstand zu begründen. — Zugleich aber haben sich die Städte in diesen Herzogthümern, theils als Sammlungsorte für vereinigte Landesvertheidigung, theils als Mittelpunkte des Gewerbes, vornehmlich an den alten landesherrlichen Vesten und Burgen, und zugleich als Stapelorte für den Handel (theils mit Landesprodukten z. B. Wein, Salz, Eisen, und theils mit Waaren der Fremde) an den Hauptstationen der Handelsstraßen gebildet. — Mehrere Städte, wie Ens, Steyer, Krems, Neustadt u. a. wurden früh bekannte Handelsplätze, und genossen eines nicht unbedeuten Wohlstandes. Hat sich aber im Ganzen (mit Ausnahme von Wien) städtischer Reichthum und Macht des Bürgerstandes nicht völlig auf gleiche Höhe, wie im Westen des Reichs erhoben, so liegt davon der Hauptgrund in der beschränkteren Anzahl großer Handelsstraßen, da der Handel mit dem unermeßlichen, sparsamer kultivirten Osten von Europa seiner Natur nach beschränkt blieb, und die Straßenzüge aus Deutschland und den nordwestlichen Ländern nach Venedig und dem adriatischen Meere auch andere Gegenden in zum Theil kürzeren Richtungen durchschnitten.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Natur-Producte in Oesterreichisch-Schlesien.

### III. Mineralreich.

(Fortsetzung.)

Im Ur- und Uebergangsgebirge lagern noch, oder finden sich den obigen Gebilden beigemischt folgende Mineralien:

Der Quarz, von welchem sich ein mehrere hundert Klafter mächtiges Lager bei Groß-Große befindet, der durchaus kristallinisch, mit schiefriger Ablösung und von schneeweißer oder röthlicher Farbe ist.

Ein noch mächtigeres Quarzlager befindet sich im Krautenwalder Thale, da wo sich der Weg nach Waldeck und Landeck theilt. Weitere Quarzlager sind auf dem Nesselstein, Hirschbadkamm, der Habichtskoppe und vielen andern Orten.

Uebrigens ist der Quarz häufig dem Granit, Gneiß und Glimmerschiefer beigemengt, auch erscheint derselbe fast überall in einzelnen Nestern und Bruchstücken.

Bergkristalle und Rauchtopase werden besonders schöne und große bei Friedeberg am Gothardsberge und im Masch am Brand bei Freiwaldau gefunden.

Der Feldspath findet sich häufig dem Granit beigemischt, besonders vorherrschend und in großen Stücken ausgeschieden erscheint derselbe am Kihnberge und Saalberge bei Friedeberg[1], dann am Gräfenberge bei Freiwaldau; eben so erscheint der Feldspath dem Gneiß beigemischt, und von ihm ausgeschieden in der Gabel, am Grabenberg und Tögelhau bei Hubertskirch.

Kristallisirter Feldspath in Säulen und Würfeln findet sich dem Glimmerschiefer beigemengt bei Waldeck und Bieberteich.

1 Von diesem Feldspathlager haben unternehmende Köpfe aus Preußisch-Schlesien schon seit Jahren Nutzen gezogen, indem sie das Fossil zur Fabrikation eines guten Geschirres verwendeten.

Blumenblättriger Feldspath findet sich bei Schwarzwasser.

Turmalin und Hornblende sind ebenfalls dem Granit beigemengt und bilden untergeordnete Lager, beide finden sich an der Mitteloppa, letzterer aber bei Böhmischdorf, im Marsch am Brand bei Freiwaldau, dann mit dem Gneiß innig verbunden, und auch wieder in dessen Formation als hornblendereicher Sienit und Hornblendeschiefer bei Waldeck, Krautenwalde, im Krebsgrunde, Wildschütz, Siebenhuben, Gurschdorf, Buchbergsthal ꝛc. vorkommend.

Kristallisirte Hornblende von besonderer Schönheit fand Verfasser auf Magneteisenerz in der Segen-Gottes-Zeche oberhalb Reihwiesen und Tobia-Zeche am Querberge bei Obergrund.

Andalusit als Geschiebe bei Ober-Lindewiese und längs dem Flußbeete der Staritz bei Freiwaldau, dann bei Jauernig mit Chlorit.

Epidot findet sich bei Kaltenstein, Friedeberg, Bielerteich und Waldenburg. Sehr schöner kristallisirter Epidot, dem Arenthalit nicht unähnlich, findet sich im Quarz, Kalkspath und gemeinen Granat eingewachsen in den Klüften auf dem Scheitel des Gotthardberges bei Friedeberg.

An demselben Berge wurde Omphacit mit eingesprengten Granaten und Thalit gefunden.

Derber Granat mit edlen Granaten in entkanteten Rautendodekaedern, im Quarz, Kalkspath und gemeinen Granat auf demselben Berge im Glimmerschiefergange.

Granaten in Dodekaedern im Glimmerschiefer, oder der sogenannte Murkstein, in großer Menge im Gränzgebirgskamme oberhalb Krautenwalde, dann zwischen dem Grünenberge und der Fichtlichkoppe bei Böhmischdorf, wo sich auch der sogenannte Granatenstein befindet, nebst dem Granaten-Floß, dann auf der Goldkoppe bei Freiwaldau.

Turmaline und Granaten gegen Landek.

Lepidolith und Talk findet sich auf dem Saalberge unweit Friedeberg, eben so dort und auf dem Gräsenberge bei Freiwaldau Faserkiesel.

Diallage kommt in Adelsdorf oberhalb Freiwaldau und Eurit bei Reichenstein vor.

Albit, weiß und gelblich, grau, blumig-blättrig, ins Breitstrahlige übergehend, bei Weidenau und Schwarzwasser.

Schwerspath wird in Obergrund, derber blättriger Eisenglanz mit Pistacit und Quarz am Kaltenstein unweit Friedeberg gefunden.

Porzellanerde oder Porzellanthon befindet sich ein bedeutendes Lager auf dem Gute Nieder-Rothwasser, am Fußsteige nach Weidenau, welches den reinsten und magersten Thon enthält, daher, wie es auch von Sachkennern erprobt worden, zur Erzeugung eines guten Geschirrs brauchbar ist, jedoch bis jetzt noch unbenutzt und todt liegt.

Der Kalkstein nimmt ebenfalls einen wichtigen Rang im Uebergangsgebirge ein, wo derselbe in mächtigen Lagern vorhanden ist, deren Anführung hier nach der Qualität des Produkts folgen wird.

Das Kalksteinlager bei Saubsdorf ist bedeutend mächtig und das Erzeugniß aus ihm wird sehr gesucht, weil dieser Kalk sehr fett und ausgiebig ist. Nächst diesem Orte befindet sich eine Stalaktitenhöhle, unter dem Namen das Kummetloch bekannt.

Das Kalksteinlager bei Lindewiese enthält nebst vorzüglichem grauen grobkörnigen Kalk, auch sehr feinkörnigen und blättrigen Kalk (Marmor) von weißer, grauer und schwarzer Farbe, welcher eine schöne Politur annimmt, und vielfach von Steinmetzen und Bildhauern verarbeitet wird.

Schöner körniger Kalkstein von großer Festigkeit und ebenfalls als grauer Marmor sehr verwendbar, bricht zu Groß-Kunzendorf preußischen Antheils.

(Schluß folgt.)

## Miscelle.

Im Jahre 1786 betrug die Ausfuhr aus Ungarn 17.600000 fl. die Einfuhr 12.100000; im Jahre 1787 Ausfuhr 17.800000; Einfuhr 13.800000; darunter betrug der Werth der verarbeiteten eingeführten Wolle 1.100000; jener der rohen ausgeführten über 2.460000. (Manuskript.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

9. Mittwoch, den 1. Februar 1837.

## Versuch
über
## die ältere innere Verwaltung Oesterreichs.

(Fortsetzung.)

So zeigen auch diese Gränzherzogthümer, unter hervorragenden Fürstengeschlechtern, in höchst anziehender Weise jenen Organismus der Stände, welcher sich überhaupt in den deutschen Ländern, nach der Carolingischen Zeit ausgebildet hat. Der ursprünglich kriegerische oder kriegerisch-religiöse Geist der freien Germanen hatte zum Theil durch den Zerfall des Heerbanns in erblichen Dienstverhältnissen neue Formen seiner Gestaltung gefunden, und dieser Dienst war häufig ein auf erblichen Grundbesitz dotirtes Amt. Hier wie anderswo erneuerten sich jene in ihrer wahrscheinlich uralten Bedeutung gänzlich veränderten Hofämter; entsprechend jener schon ursprünglichen Abtheilung und Verschiedenheit der hervorragenden und bloß freien Geschlechter, bildete sich der Unterschied des Herren- und Ritterstandes aus. Auf Allen, dem Fürsten als dem Haupte, den vornehmern und freien sowohl, als den minder begüterten Ministerialen ruhete die Pflicht, das Land und in dem Lande die Mark des Reichs wehrhaft zu behaupten[1]. — Zugleich aber zeigte sich auch hier der germanische Geist in allen jenen andern Bildungen, welche unter dem Einfluß des Christenthums bei den deutschen und deutsch-romanischen Völkern in so reicher Fülle und zum Theil so eigenthümlich sich gebildet haben. Nachdem durch Annahme der Welt-Religion den Germanen jener Glaube an erbliches Heiligthum des Stammes genommen worden, welcher die religiöse Grundlage seiner freien Verbindungen und seines kriegerischen Adels gewesen war, trat ihm zunächst die Kirche im Glauben an ihren übernatürlich-sakramentalen, göttlich-menschlichen und simbolischen Charakter in wesentlicher und ursprünglicher Selbstständigkeit gegenüber; der große auf eine neue und höhere Vereinigung zielende Gegensatz zwischen geistlicher und zeitlicher Herrschaft, einer auf Thatsachen der Schöpfung und einer auf Thatsachen der Erlösung beruhenden Ordnung, mußte fortan alles Uebrige bedingen und allem Uebrigen voranstehen. Zugleich aber verschmolz sich auch der germanische Geist mit den kirchlichen Institutionen, und verband in vielfachen Beziehungen nicht ohne Gefährdung für reine Auffassung und Anwendung, mit kirchlich-idealen Bestrebungen Adel und Grundreichthum, und mannigfaltige Nachbildungen jenes alten Urbildes weltlich würdiger Verbindung von gleichen Familienvätern in der Laga unter fürstlichen Häuptern. — Die einzelnen Erscheinungen, welche diese Tendenz der germanischen Völker durch reiche Dotirung und auch weltlich korporative Einrichtung und Vorrechte kirchlicher Stiftungen; durch Entwicklung des Begriffs von Patronats- und Vogteyrechten; durch religiöses Ritterthum u. s. w. hervorbrachte, fehlen auch in diesen großen Gränzlanden in keiner Weise, wo sich so frühe schon das vordringende Schwert mit geistlichen Stiftungen, als den Herden neuen Anbaus und friedlicher Eroberung, verbunden hatte. — Das Land war von selbst das offene Thor für alle Züge zu Lande gegen das Heidenthum im Osten; die Kreuzzüge zu Lande fanden ihren Weg durch Oesterreich und die Herzoge nahmen daran Antheil; die geistlichen Ritterorden wurden auch hier begütert, und spät noch wurde ein neuer, der St. Georgs-Orden, selbst in einer dem Gedeihen solcher Institutionen schon ungünstig gewordenen Zeit begründet. — Es hatte aber auch das Christenthum jene naturgemäßen, würdigen und nütz-

[1] Nur in außerordentlichen Fällen sollten auch die Hintersassen an dieser Verpflichtung Theil zu nehmen haben, regelmäßig aber ihnen nur der Ackerbau vorzugsweise obliegen, theils in erblichen Gütern bei persönlicher Freiheit, theils auch dienend auf dem Acker des Grundherrn, seinem Gericht unterworfen, und zu beträchtlichen Abgaben verpflichtet, in einer jedoch durch feste Rechte gemilderten Hörigkeit und in Gemeinden vereinigt mit gewählten Richtern und Geschwornen und mit einer wenn gleich sehr untergeordneten Selbstverwaltung.

lichen Arbeiten des Friedens, Ackerbau und Gewerbe, in ihre Rechte gleichsam wieder eingesetzt, das menschliche Geschlecht wurde als ein Ganzes anerkannt, worin ein jeder mit persönlicher Würde die ihm obliegende Function zu vollziehen habe. Dieser allgemeinen Veredlung hat sich der germanische Geist (wenn gleich nur unvollkommen, und von alter Barbarei manche Nachwirkungen hinübernehmend) vielfach hingegeben, und die ursprünglich den Stammverhältnissen des kriegerischen Adels angehörenden Begriffe von erblichem Eigenthum, würdiger Gleichheit in einer wehrhaften Gemeinde, Mitwirkung zur Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten, Erhaltung der gesammelten Kräfte u. s. w. wurden auch auf die materiellen, mehr dienenden Beschäftigungen übertragen, und selbst in den niederen Hörigkeitsverhältnissen schwächere Abbilder jener alten Freiheit und gemeinheitlichen Verbindung erneuert. In den Städten und Bürgergemeinden wurde zwar dem Erwerb, der gewinnenden Thätigkeit, worin die Grundlage ihres Entstehens und ihrer Blüthe liegt, durch größere Zertheilung des Familiengutes der nöthige Spielraum gegeben; zugleich aber für die Erhaltung des Vermögens beim Stamme, für Erhaltung gewerblicher Einrichtungen und aller öffentlichen Stiftungen, für die Erhaltung des gesammelten Capitalvermögens in der Corporation, so wie für die einzelnen gewerblichen Unternehmungen, so lange dieselben hinreichend und zweckmäßig geachtet wurden, gleichsam nach Analogie eines fundirten Vermögens, eine Fülle von schützenden Gesetzen gegeben.

Der auf so gearteten Grundlagen auch in Oesterreich begründete Organismus zeigte in dem Verhältniß der Stände unter einander und zu dem Landesherrn vieles, was zu dem oft gebrauchten Bilde von Haupt und Gliedern, von lebender Leiblichkeit berechtiget. Die Einzelnen waren durch vorwiegende Lebensbeschäftigungen und Funktionen zu Ständen verbunden, und nahmen in diesen Theil an körperschaftlichen Vereinigungen, welche sich durch freien Zutritt und Aufnahme ihrer Glieder unter strengeren oder loseren Bedingungen ergänzten, und worin die vornehmsten Glieder oder aus diesen ernannte oder gewählte Obere eine untergeordnete Regierung führten. Weniger als in neueren Zeiten waren Verbindungen der Menschen auf willkürlicher und wechselnder Wahl, mehr dagegen auf Naturverhältnissen und einem gleichsam socialen Instinkt begründet, eben darum aber fester und dauernder, mehr das ganze Leben der Personen umfassend, und bestimmtere Standes-Existenzen gründend[1]. — Die einzelnen Körperschaften, in denen sich die Interessen der Stände rechtlich sicher stellten, bildeten wieder Theile eines größeren Ganzen, und die Verbindung dieser ständischen Verbindungen als Landschaft stand dem Landesherrn als ihrem Haupte gegenüber. Die Landschaften der verschiedenen Länder beriethen sich vorkommenden Falls, und faßten Beschlüsse durch Ausschüsse, als durch ein gemeinsames Organ unter Genehmigung der landesherrlichen Gewalt. — Diese höchste Gewalt hatte es viel weniger, als in neueren Zeiten unmittelbar mit den rein privaten, mehr unbedingt Unterworfenen zu thun; sie äußerte sich einem großen Theile nach nur mittelbar lenkend, verbessernd, ordnend die sekundaire Regierung der Körperschaften über ihre Mitglieder. — Weder die Organe der höchsten, noch die untergeordneten Gewalten waren nach jenen abstrakten Begriffen, ob eine Entscheidung gesetzgebend, verwaltend oder richterlich sey, geschieden und getrennt, und viel weniger hätte man den Versuch einer Abtheilung der Gewalten selbst nach diesen Begriffen für denkbar gehalten. Die Regierungsgewalt war nach Lebensbeziehungen der Herrschaft der selbstständigen Mitwirkung und der gehorchenden Vollziehung, so wie nach dem Verhältniß des lebenskräftigen Ganzen und seiner Theile, nicht nach abgezogenen Begriffen vertheilt und geordnet. — Der Fürst selbst führte das oberste Richteramt auch durch persönlichen Vorsitz früher regelmäßig an den bestimmten Gerichtsstätten in offener Schranne, später noch wenigstens in außerordentlichen oder vorbehaltenen Fällen. Es war eine und dieselbe oberherrliche Gewalt, welche Recht und Frieden aufrecht erhielt, die Kirche und geistigen Interessen schützte, den Organismus des Ganzen ordnete, die Landesvertheidigung führte, die Quellen des Nationalwohlstandes pflegte und das Ganze persönlich repräsentirte. Aber auch in den besonderen Gliedern und Theilen hatten die vorhandenen Obrigkeiten, aus den ansehnlicheren, meistbetheiligten, erfahrensten Mitgliedern genommen, innerhalb der ihnen gezogenen Gränze von Autonomie eine ungesonderte Gewalt; sie hatten die Angelegenheiten der Körperschaft zu verwalten, zu regieren oder auch mitbestimmend gesetzlich zu ordnen, und übten Gerichtsbarkeit über deren Glie-

[1] Die neueren Assoziationen haben mehr nur die Tendenz von Verbindungen nach vereinzelnten und vorübergehenden Beziehungen, an welchen jeder nach Willkür privatrechtlich Theil nimmt, und Theil zu nehmen jeden Augenblick aufhören kann. Es können große Hülfen in ihnen liegen, wofern Einsicht in das, was Vielen wahrhaft frommt, sich mit dem guten Willen vereinigt, es zu verwirklichen.

der aus. — Nach den verschiedenen Ständen und rechtlichen Verhältnissen gab es besondere Jurisdiktionen; man trennte zwar scharf, wenigstens in den späteren Zeiten, als der Rechtsbegriff durch das Studium des römischen Rechts geschärft war, das rechtlich-richterliche von dem gütlichen oder bloß schiedsrichterlichen Verfahren, aber man hielt es für naturgemäß, daß öfters dieselben Personen verwalteten und richteten. Man faßte damahls überhaupt Recht und Gerichtsbarkeit weniger getrennt von besonderen Lebensaufgaben und Standes-Interessen auf, vermittelst deren das allgemeine Recht erst so zu sagen Anwendung und Verleiblichung erhält, und man meinte, daß Jene über das Recht, bei sonstiger Unparteilichkeit, am besten urtheilen würden, welche gerade die besonderen Lebensverhältnisse, welche das eigentliche Objekt des Rechts in dem gegebenen Fall betreffen, am besten kannten.

(Schluß folgt.)

---

## Die Natur-Producte in Oesterreichisch-Schlesien.

### III. Mineralreich.

(Schluß.)

In anerkannter Güte folgt der Kalk aus dem mächtigen Lager bei Setzdorf, wo sich ebenfalls eine Staлaktitenhöhle befindet. Weitere Kalksteinlager von großer Mächtigkeit befinden sich der Güte nach zu Einsiedel, Buchbergsthal, Herrmanstadt, Endersdorf, Niklasdorf, Zuckmantel, Petersdorf, Wildschütz, Johannesberg, Weiswasser und vielen andern Orten, z. B. das Lager in den so genannten Erzbergen zwischen Raase und Spachendorf, welche aber von minderer Mächtigkeit und Güte sind.

In den meisten obiger Lager finden sich schöne Kalkspathe und auch Steinmarke.

Chlorit kommt theils im Basalt am Hohensteine, Heidelberge und Ueberschaar, dann aber auch als Lager am Hunberg bei Freiwaldau und am Querberge bei Obergrund vor, allwo derselbe meistens als Chloritschiefer erscheint.

Tremolit zeigt sich bei Obergrund und Bieberteich.

Diorit wird bei Niesnersberg im schwarzen Grund gefunden, wo der Feldspath in demselben zickzackförmige Linien, welche parallel laufen, bildet.

Stilpnomelan; dessen Fundort ist die nun schon längere Jahre verlassene Karoli-Eisenzeche bei Obergrund, unweit und schräg über vom Mundloche des Erbstollens.

Dieses seltene und merkwürdige Fossil ist krystallinisch, geht aber auch in eine unkrystallinische Masse über. Die Struktur ist ausgezeichnet blättrig, und geht ins Strahlige über, die herrschende Härte ist die Kalkspathhärte, welche auch bis zur Flußspathhärte steigt. Die Farbe ist rabenschwarz und zwar sehr constant. Auch geht sie ins dunkel-lauchgrüne und dunkel-graugrüne über. Vor einiger Zeit fand Schreiber dieses, nachdem derselbe die letzten Ueberbleibsel dieses jetzt selten werdenden Fossils sammelte, einige schöne Exemplare, welche stahlfarbig bunt angelaufen waren, und auch ein Stück von fleischrother Farbe. In Hinsicht des Glanzes ist der Stilpnomelan auf den Strukturflächen glänzend, von einem Mittel zwischen Fett- und Perlmutterglanz.

Der dichte Stilpnomelan, welcher in größerer Masse als Grundlage dient, ist schimmernd matt, und hat einen beträchtlichen Eisengehalt.

Die Begleiter sind röthlich weißer und fleischrother Kalkspath, gemeiner Quarz, Magnetkies und Schwefelkies.

Der dichte Stilpnomelan hat ein serpentinähnliches Ansehen und scheint sehr verwandt mit demselben zu seyn.

Vom Smirgel befindet sich ein mächtiges Lager auf der Gränze des Einsiedler und Thomasdorfer Reviers, zwischen der Wolfsplänе und der Hirschlehne, wo derselbe zu Tag aus geht, und nach dessen Güte zu vermuthen steht, daß jener in der Tiefe lagernde von Brauchbarkeit seyn könnte, daher einer besondern Beachtung verdient. Die in dieser Gegend entspringenden Smirgelflößer haben den Namen vom feinsten und edlen Smirgel, welcher sich in Menge im Flußbeete befindet.

Edle und halbedle Metalle sind in den großen Erzlagern der verschiedenen Gebirge des Gesenkes in Menge vorhanden.

Der Alt-Hackelsberg oder Querberg bei Zuckmantel und Obergrund, so wie das mit diesem im Zusammenhang stehende Gottesgaber Gebirge enthalten die verschiedenartigsten Mineralien und Metalle.

Hier lagern Gold, silberhaltiger Bleiglanz und Bleierz, gelbe und braune Blende, Magneteisenstein, derber und krystallisirter Eisenkies, Arsenikkies, Kupferkies, goldhal-

tiger Schwefelkies, Zinkblende und Zinkvitriol, Kalkspath, faseriger Kalk, Asbest, Strahlstein, Quarz, Stilpnomelan unter, durch und übereinander, in Nestern und Gängen im Chlorit.

Goldhaltiger Erze, so wie Silber enthalten die Goldkoppe bei Freiwaldau, dann die alten Bergwerke um Engelsberg, Würbenthal, Benesch und andere Orte, wie solches schon beim Bergbau gesagt worden.

Eisen ist überall, besonders aber im Ur- und Uebergangsgebirge verbreitet, beim Bergbau sind die bemerkenswerthen Gruben schon benannt worden, und es sind hier nur noch jene mächtigen Lager von Braun- und Rotheisenstein anzuführen, welche sich zwischen Seitendorf und Benesch befinden, dann jene von Rotheisenrahm und Bleiglanz, begleitet von Kalk- und Baritspath bei Seitendorf, Lichten und Benesch.

Bei Waldenburg findet sich derber Eisenkiesel und Kieselkupfer, welchen man hier als Trippel verwendet.

Unter den Halbmetallen ist der Graphit oder Wasserblei von besonderer Mächtigkeit und Reinheit vorhanden. Lager davon befinden sich im Friedeberger-Amte, Gurschdorfer-Reviere an der Schlippe, bei Nießnersberg, bei Bieberteich unweit Freiwaldau am Blausteinberg oder Blaukoppe.

---

Da, wo sich im Norden und Nordosten das Uebergangsgebirge abdacht, fängt sich das Flötzgebiet an, an welches sich sodann das tertiäre Gebiet und das aufgeschwemmte Land anschließt. Die Uebergänge oder Gränzen von einer zur andern Bildungsform können nicht genau angegeben werden.

Der Kohlensandstein ist im ersteren Gebiete vorherrschend, er wird bei Ostrau zu Mühlsteinen gebrochen, und sein Lager erstreckt sich über Orlau und Kavin weit ins teschnische und preußische Gebiet. Die Farbe ist größtentheils grau oder schmutzig weiß.

Es werden darin Palmaciten, Kokos, Kalamiten und Nester von Porphyren und Hornsteinen gefunden. Die Steinkohlenformation umlagert oder überdeckt dieses Gebilde, welches schon ganz dem Gebiete des Teschner Kreises angehört, daher auch hier bei den Mineralien des westlichen Theiles der Karpathen beschrieben worden.

Die Hügelkette, welche sich von Troppau über der Oppa nördlich fortzieht, so wie jene von Weidenau, gegen Neisse ziehend, enthalten Formationen, welche dem tertiären Gebiete angehören, und daher der Bildungsepoche unserer Zeit am nächsten liegen.

In ersterer Hügelkette, die sich über Rößnitz, Dirschel, Katscher und Deutsch-Neukirch ausdehnt, bilden Thon und Mergel die Grundlage, welche von blauen Letten überdeckt wird, und versteinertes Holz, Fischabdrücke und Süßwässer-Muscheln enthält.

Nebst andern Lagern von Gyps sind die bei Dirschel und Katscher, wegen ihrer Mächtigkeit anzuführen, eben so befinden sich welche bei Troppau im österreichischen Antheile, welche wenig benützt werden.

In das Gebiet dieses Zeitabschnittes der Erdbildung gehören die hier und da verbreiteten Lager von Töpferthon, Mergel, Sand und Kalktuff.

In den Sandlagern finden sich oft Eisennieren (Adlersteine), besonders in der Umgegend von Weidenau, Weisbach und Weiswasser. Versteinerte Süßwasser-Muscheln bei Troppau, Ottendorf und Braunsdorf. Meermuscheln bei Landeck. Echiniten, Knochen großer Vierfüßer an der Oppa und Oder.

Die Braunkohle und schönen reinen honiggelben Bernstein fand Verfasser bei Weidenau, auf den Feldern, welche sich von der Landesgränze gegen Preußisch-Arnsdorf ziehen [1].

In den kleinen Bezirken, die durch mechanische Anschwemmungen entstanden sind, deren man im Troppauer Kreise außer um Troppau selbst wenige findet, enthalten die Sandhügel ebenfalls Eisennieren, und Torfmoor bildete sich bei Kauten, Jakter und Palhanetz.

Held-Ritt.

1 Stücke reinen honiggelben Bernsteins von 9 Zoll Länge und 5 Zoll Durchmesser wurden auf den Arnsdorfer Feldern häufig ausgeackert.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

10. Samstag, den 4. Februar 1837.

## Versuch
über
## die ältere innere Verwaltung Oesterreichs.
(Schluß.)

Es ist ohne Zweifel etwas Großes um jede Einrichtung, wodurch die Unparteilichkeit der Rechtspflege gesichert werden kann, und man kann dafür eine Garantie nicht bloß in Feierlichkeiten und Formen, sondern auch darin finden, daß dieselbe von Richtern ausgeübet werde, welche dem Gegenstande des Streites möglichst fremd sind; anderer Seits aber ist einleuchtend, daß je mehr es sich in einer gegebenen Zeit von besonderen Standes- oder durch korporative, lokale, nationale Interessen bedingten Rechten handelt, es auch um so nothwendiger ist, daß der rechtliche Ausspruch, wenigstens in der nächsten Instanz auf einer lebendigen und vollständigen Kenntniß dieser letzteren und auf kundiger Anwendung der Gesetze in dem gegebenen Fall beruhe. — Die besondere Gerichtsbarkeit erstreckte sich natürlich auf die ganz allgemeinen, für Alle gleichartigen Rechte mit; es bildete sich aber mehr und mehr die Berufung an den höhern Richter, die Weigerungsbefugniß in einzelnen Fällen, und die zugelassene Rechtshülfe gegen einzelne Handlungen des Fürsten selbst oder seiner Diener aus. — Die fürstliche Regierung wurde auch hier die regelmäßige Berufungsinstanz für alle fünf Erblande und hatte die obere Aufsicht über die Ausübung aller jener untergeordneten Jurisdiktionen.

In ähnlicher Weise war auch die Aufgabe der Gesetzgebung mehr nur die Sammlung, Reformirung, theilweise Aenderung der schon früher bestandenen oder hergebrachten Rechte und es wurde dabei mehrentheils unter Berathung und Mitwirkung der Stände im Ganzen, so wie des insbesondere Betheiligten verfahren. Die Gesetzgebung des Landes bestand dem größern Theil nach aus Zusammenfassung der den einzelnen Gliedern eigenthümlichen geschriebenen oder ungeschriebenen Satzungen, so wie deren Berichtigung und Reform nach einem dem Ganzen innewohnenden Gesetz; womit sich die aus der Verwaltung der Regalien fließenden Ordnungen vereinigten.

Gegenüber der weltlichen Ordnung stand die Kirche, hinsichtlich ihrer inneren geistlichen Wesenheit in anerkannter Selbstständigkeit für Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit, welche sich auch auf die weltlichen Verhältnisse ihrer Personen, so wie auf äußere Güter und Rechte mit erstreckten, in einer Immunität, deren Gränzen häufig zweifelhaft oder bestritten waren. — Dem erwachten Bestreben des menschlichen Geistes nach vernünftiger Ordnung und Begründung des Begriffes, nach Erweiterung der Kenntnisse, nach Aneignung einer durch Kunde der alten Sprachen zugänglich gewordenen Cultur einer früheren Weltepoche kamen auch die Fürsten durch Gründung großartiger Lehrkörper entgegen und die Kirche bestätigte und ergänzte von ihrer Seite die denselben gegebenen Rechte.

Gegenstand gemeinsamer Berathungen und Beschlüsse für alle Stände, auf den von dem Landesherrn häufig berufenen Tagen waren unter andern solche Bedürfnisse des Ganzen, welche das gewöhnliche Maß überstiegen und welchen nur in einer, durch das Grundgesetz des Landes, durch die Domainen, die Regalien, die althergebrachten Zölle nicht vorhergesehenen Weise, durch außerordentliche Anstrengungen und Beiträge aller Theile abgeholfen werden konnte. Diese erforderten regelmäßig die Bewilligung der Stände, am meisten von Seiten des erblich-selbstständigen Eigenthums; hinsichtlich der auf Privilegien und Fundation beruhenden Körperschaften schwankten zuweilen die Begriffe. Das neuere Besteuerungswesen bildete sich mit der neuen Kriegsart und dem steigenden Geldbedürfniß aus; anfangs ward die Grundsteuer als Folge oder theilweiser Ersatz der ritterlichen Wehrpflicht,

nach der Gütereinlage von den Grundherrn allein, bald aber nach dem Geldwerth des Vermögens (mit Abwälzung eines gewissen Theiles, hier niemals der ganzen Rate) auf die Unterthanen; und sodann indirect Steuern wie schon vor Alters für den Handel, so nun auch für den Verkehr, für die Verzehrung nach und nach in steigendem Betrage bewilligt.

Vielleicht kann die bessere Kenntniß des frühern Organismus, dessen Grundlinien im Vorstehenden angedeutet worden, und dessen bessere Seite jeder Forschung werth ist, so sehr derselbe auch oft, zumal in Folge des oft erneuerten Zwiespalts unter den höchsten Autoritäten und der Begründung einer festeren neuen Ordnung, durch Willkür und Gewaltsamkeit getrübt erscheint, und so wenig auch derselbe in seinem damaligen Bestande für die Forderungen der Gegenwart zureichend seyn könnte, dennoch auch zur Beurtheilung der letzteren fruchtbare Vergleichungspunkte darbiethen. — Unsere Aufgabe ist jedenfalls, diese Verhältniße, wie sie bis in die Regierungszeit Ferdinands und darüber hinaus bestanden, und besonders die Einwirkung dieses Regenten darauf, wenigstens in fleißig gesammelten Bruchstücken, klar zu machen. Es war damals ein schon Vieles erschütterndes und umgestaltendes Zeitalter eingetreten; ein Zeitalter des Uebergangs, auch für die Legislation über innere Staatsverhältnisse sehr merkwürdig. Man sammelte und ordnete das Vorhandene, nahm davon und that dazu, gab festere Form für Instanzenzug und wirksames Aufsichtsrecht, legte in manchem den Grund zu einer unbedingteren und unmittelbareren Herrschaft, zur Ausbildung der neuern Monarchien, beobachtete das scheinbar Kleinste, wie das Größte, und die gründende Festigkeit der früheren Jahrhunderte wirkte noch in solchem Maße, daß die damals den verschiedenen Instituten gegebene Gestalt und getroffenen Anordnungen mehrentheils bis in die neueren Zeiten gesetzliche Grundlage geblieben sind. — Ferdinands ausgezeichneter Sinn für Gesetzgebung, der sich selbst hinsichtlich Ungarns, ungeachtet aller Stürme des äußern und innern Krieges, welche seine Regierung dort bedrängten, in so bedeutender Weise bewährte, — konnte sich in den Erblanden umfaßender und organisirender, als anderswo erweisen, wenn gleich das immerwährende, sich stets erneuernde und gebieterische Geldbedürfniß für einen ungleichen Vertheidigungskrieg vielfach nachtheilig seyn mußte für hergebrachtes Recht, Wohlstand und Entwicklung, und die tiefe Bewegung des Glaubensstreites für Alles, was darauf Bezug hatte, das vertrauenvolle Einverständniß zwischen Fürst und Ständen nur zu sehr gefährdete. —

## Peter der Große in Wien,
### im Jahre 1699.

Zur Zeit, da Peter I. als Alleinherrscher von Rußland auftrat, stand dieses Reich in Hinsicht auf Cultur, auf Wissenschaften, Künste und Gesittung weit hinter allen europäischen Reichen zurück. Peter selbst war in Unwissenheit erzogen und von einem heftigen Temperamente. Aber in ihm wohnte ein Geist, der die größten Dinge auszuführen vermochte, und zum Erstaunen der Welt auch wirklich ausführte. Die Geschichte nennt ihn mit Recht den Großen.

Ein einziger Lichtstrahl leitet manchmal große Männer zu einem unglaublichen Fortgange. Peter lernte zufällig einen Genfer Namens Lefort kennen, einen talentvollen jungen Mann, den die Lebhaftigkeit seines Alters und die Begierde, sein Glück zu machen, nach Moskau gezogen hatte. Er hatte viel gesehen und ohne sich durch tiefes Nachdenken von irgend einer Sache gründliche Kenntniße erworben zu haben, war sein durchdringender Geist hinlänglich, den Verstand des Czaren aufzuklären. Dieser war ganz Ohr, wenn Lefort ihm erzählte, was er in verschiedenen europäischen Ländern gesehen und beobachtet hatte. Lebendig stand es vor seiner Seele, daß Rußland das nicht sey, was es seyn und werden sollte. Er wünschte aber daselbst die Künste, die Wissenschaften, die Kriegskunst, die Vortheile einer Seemacht, und alles dasjenige einzuführen, was andere europäische Staaten blühend machte. In dieser Absicht nahm er viele Fremde in seine Dienste, allein je mehr er von diesen lernte, desto mehr fühlte er die Nothwendigkeit sich Unterweisung geben zu lassen. Sein leidenschaftlicher Hang zu großen Dingen flößte ihm den Gedanken ein, sich selbst auf den Weg zu machen, um die Kenntnisse an ihrer Quelle aufzusuchen. Nicht als Monarch, sondern als Privatmann wollte er reisen, um an dem Ende Europas dasjenige aufzusuchen, was seinem Reiche nützlich seyn könnte.

Im April 1697 verließ P. sein Reich, nachdem er die nöthigen Vorkehrungen zur Sicherung der Ruhe im Innern getroffen hatte. Er befand sich als Großcomman-

denn bei einer glänzenden Gesandtschaft, bei welcher der Großadmiral Lefort, der Statthalter von Sibirien, Gollowin, und der Kanzler Wasnicyi seine Person vorstellten. Ihr Gefolge belief sich auf 300 Personen, größtheils junge Leute aus den angesehensten Häusern. Die Gesandschaft, welche ihren Weg über Nowgorod, Esthland, Liefland, Danzig und Königsberg nahm, reiste dem wißbegierigen Czar zu langsam. Er eilte voraus nach Holland, wo er die meiste Befriedigung zu finden hoffte. Hier arbeitete er in dem Dorfe Saardam in Schiffszimmermannskleidung unter dem Namen Meister Peter (Peterbaaß) auf den Schiffswerften, und lernte alles, was zum Schiffsbau erfordert wird. In Amsterdam lernte er Anatomie, Naturgeschichte und nützliche Künste, und suchte überhaupt seine Größe darin, das selbst in Ausübung zu bringen, was er in seinen Staaten einzuführen gedachte. Er ging nach England, um sich zu vervollkommnen, lernte daselbst die mathematischen Verhältnisse der Schiffe kennen, und baute selbst eines, das man als ein Muster betrachtete. Nachdem er zuletzt ausgesuchte Leute aus allen Classen, See-Officiere, Steuermänner, Wundärzte, Künstler, Konstabel, Matrosen u. s. w. in seine Dienste genommen hatte, trat er die Rückreise an.

Peter kam, im Gefolge seiner Gesandtschaft, am 1. Juni 1698 in Dresden an, und besah mit besonderer Aufmerksamkeit alle dortigen Merkwürdigkeiten. Dann reiste er nach Prag, und kam am 16. Juni über Iglau und Znaim nach Wien an die Donaubrücken, die noch aus der alten Hussitenzeit »am Tabor« hießen. Dort wurde die russische Gesandtschaft von den österreichischen Commissarien feierlich empfangen. Auf das Signal dreier Kanonenschüsse erhob sich der Kaiser Leopold von Larenburg nach der Favorite, einem Lustschlosse auf der Wieden, wo nun die adeliche Erziehungs-Anstalt des Theresianums ist. Der Kaiser Leopold hatte sich hierher begeben, um die geringere Beschränkung des Landlebens zu genießen, und dennoch seinem hohen Gaste nahe zu seyn, und sich jeden Augenblick mit ihm unterhalten zu können.

Die Wohnung für die russische Gesandtschaft war nicht weit von dem kaiserlichen Lustschlosse Favorite entfernt. Sie befand sich ebenfalls außerhalb der Stadt, im gräflich Königseck'schen Garten zu Gumpendorf, wahrscheinlich der ältesten Vorstadt Wiens. Der ganze Wieneradel und viele vom diplomatischen Corps strömten der russischen Gesandtschaft in prachtvollen Karossen bis an die Donaubrücken entgegen. In einem prächtigen Fackelzuge, der fast eine Stunde lang war, wurden die fremden Gäste nach ihrer Wohnung begleitet. Der Zug ging durch die Leopoldstadt, über die Schlachtbrücke (jetzt Ferdinandsbrücke) zum rothen Thurm herein, den Stephansdom vorbei, und durch das Kärnthnerthor wieder zur Stadt hinaus nach Gumpendorf. Zwei Schwadronen Reiterei und die ganze Stadtguardia begannen und beschlossen den glänzenden Zug. Die Bürger selbst, reich und streitbar, wie sie es bei der türkischen Belagerung der Residenz 1683 wahrhaft bewiesen hatten, hielten in langen Reihen zu Fuß und zu Pferde. Von allen Seiten schallte Musik durch den schönen warmen Abend. Dem Czar gefiel alles gar wohl, nur waren ihm zu wenig Trompeten und Paucken dabei und sehr ungern vermißte er die vielgeliebten Sackpfeifen. Uebrigens beobachtete er streng sein Incognito als Groß-Commandeur des Groß-Admirals Lefort, des Oberhauptes und Anführers des ganzen Gesandtschafts-Personals.

Der gemeinsame Krieg wider die Pforte war der Hauptgegenstand der Unterredungen und Unterhandlungen des Czars mit dem obersten Kanzler Grafen Kinsky, mit dem Vice-Kanzler Grafen Kaunitz und mit dem Kriegs-Minister Grafen Starhemberg. Er brauste gewaltig auf wider die Geneigtheit des Wienerhofes, den türkischen Friedensanträgen Gehör zu geben, und versicherte, daß Rußland alle seine Kraft aufbieten werde, um den Erbfeind der Christenheit aus Europa zu verjagen. Dagegen klagten die österreichischen Minister über die Schläfrigkeit Polens und Venedigs. Aber der wahre Grund der Geneigtheit des Wienerhofes zu dem, einige Monate darauf wirklich abgeschlossenen Karlowitzer Frieden war das stündlich bevorstehende Erlöschen der spanischen Linie des Hauses Habsburg. Carl II. von Spanien siechte immer mehr dem Grabe entgegen, und dann wär die reichste Erbschaft auf der Erde ledig: Spanien und die neue Welt, Mailand und beide Sicilien. Man wußte in Wien, daß der ländersüchtige König von Frankreich, Ludwig XIV., diese Erbschaft an sich zu reißen trachte, und schloß deßwegen mit den Türken Friede, um auf alle Fälle zum Kampfe gerüstet zu seyn.

Die Jesuiten hatten bereits in Polen und in Prag Peters durchdringenden Blick auf sich gezogen. Der pythagoräisch-militärisch-colonisirende Geist ihres Instituts konnte einem Fürsten wie P. unmöglich entgehen. Er that unter andern

die naive Frage: »ob es denn nicht möglich wäre, daß ihm die Jesuiten eine griechische Zunge ihres Ordens, eigens für Rußland stellen könnten?« — Am 29. Juni, dem Peterstage, hörte der Czar in der Universitätskirche die Predigt des Jesuiten Wolff in böhmischer Sprache. Der Czar gewann diesen Pater Wolff so lieb, daß er ihn sich zu seinem beständigen Begleiter erbat. In Gesellschaft dessen bestieg er den Stephansthurm, nahm ihn mit nach Baden, wo er vier Tage die Heilquellen gebrauchte, und nach Preßburg, wo er eine bewunderungswürdige Kenntniß aller innern und äußern Verhältnisse des ungarischen Reichs an den Tag legte. Von Wolff begleitet besah P. alle Merkwürdigkeiten der Kaiserstadt, und besuchte auch den Oberschiffmeister in der Leopoldstadt, an den er unzählige Fragen richtete über die Donauschifffahrt und deren ungeheuren Aufschwung, wenn Constantinopel wieder an einen christlichen Monarchen fiele, und das Kreuz auf der Sophienkirche prangte.

An seinem Namensfeste empfing P., trotz des Incognito, das er beobachtete, die Glückwünsche des hohen österreichischen Adels. Abends hörte er mit unsäglichem Erstaunen ein reich besetztes Instrumental-Concert, das er manchmal durch grimmiges Auf- und Niedergehen, durch lautes Lachen und durch russische Volkslieder, so wie das zum Schlusse desselben Abends im Garten der Favorite abgebrannte Feuerwerk mit lautem Aufjauchzen begleitete.

Schon am ersten Abende seiner Ankunft, die in seinem Pallaste zu Gumpendorf erst in der Nacht erfolgte, begehrte P. mit seiner natürlichen Ungeduld den Kaiser zu sehen. Er wurde auch durch den Grafen Thomas Czernin, rückwärts durch den Favoritengarten, über eine geheime Treppe, daß selbst die Schildwachen es nicht merkten, zum Willkommen, und zu einer Unterredung eingeführt, die mehrere Stunden dauerte. Am 29. Juni sah P. den Kaiser und die Kaiserin zum zweiten Male in der angegebenen zahlreichen Gesellschaft. Sein Incognito schien ihm bald lieb zu seyn, bald leid zu thun: aber er ließ sich dadurch eben so wenig von einem Vergnügen abhalten, als von irgend einer Belehrung.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

Der österreichische Befehlshaber, welcher 1386 Rothenburg vertheidigte, hieß nicht, wie Johannes Müller u. A. behaupten, Hermann von Hünnenberg, sondern war nach allen Urkunden und den meisten Chroniken aus dem Hause Grünenberg. Er besaß Rothenburg als österreichische Pfandschaft, und schon sein Vater, Herr Peter von Grünenberg, hatte diese Pfandschaft inne gehabt.

---

Das Volkslied auf das plötzliche Hinscheiden König Ladislaus Posthumus:

Ach durch got vernembd dye klag
Der Christenhayt ein großer schlag u. s. w.

das in Hormayr's Taschenbuch 1833 abgedruckt ist, steht vollständiger und vielfach abweichend bei Pez, Scriptores rer. Austr. T. II. p. 679. Ein zweites Lied aber über denselben Gegenstand, mit dem Anfang:

»Nun hört zu vnd schweiget still
Was ich jetzunder singen will u. s. w.«

theilte P. Felix Reineccius mit. (Hundert hohe heilige Frawen. Ynsprug, 1660. 8. S. 71.) Vergl. damit den Abdruck, welchen Wolff (Volkslieder der Deutschen. Stuttgart 1830. S. 726) veranstaltet, der dem Senkenberg (Selecta juris T. V.) folgte. Die erste Strophe bei Reineccius fehlt hier; die Endstrophen sind durchgehends verschieden.

---

Vermerckt waz mein herr kunig Albrecht selig vnd die Lantschaft ze Osterreich auf die veld vnd in ander weg auf daz land gen Merhern gelegt haben, seid dez anfang dez velds zue Prag an daz veld vor dem Tabor die lanntschaft zu zehen mal hundert Tawsent gulden vnd mein her kunig Albrecht aus seiner kron dartzue zu fünf maln hundert Tawsent gulden. Vnd man hat daz Kaiser Sigmundn ane drigla gerait, als er am lesten gen Behem gezogn ist Da sy Jn zu hrn wider aufnamen. Also wolt der kayser daz lannd von Merhern von kunig Albrechtn habn daz er dann kunig Albrechtn vnd sein erbn den von Osterreich darumb benugen ter. Daz ist mit ainer klayn Sum geltz die man dem kaiser solt gebn habn verlast wordn. (Handschr. i. m. Sammlung.)

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

**11.** Mittwoch, den 8. Februar **1837.**

## Peter der Große in Wien, im Jahre 1699.

(Schluß.)

Der Kaiser Leopold versäumte nichts, was dem Selbstbeherrscher Rußlands den Aufenthalt in Wien angenehm machen konnte. Er gab unter andern ihm zu Ehren am 11. Juli einen großen geschlossenen Ball in prächtigen Charakter-Masken, der Kaiser und die Kaiserin stellten den Wirth und die Wirthin vor; der Czar und die ihm zugewiesene Dame, die schöne Gräfin Johanna von Thurn, einen Friesländischen Bauer und Bäuerin. Unter den berühmten Masken dieses festlichen Abends befand sich, als schwäbischer Bauer, eine der unspaßhaftesten Personen in der Christenheit: der Kriegs-Minister Graf Starhemberg, ein ergrauter Held, dessen Vertheidigung Wien's wider die Türken ihm einen europäischen Namen erworben hatte. Als Miquelet und Schweizer erschienen der Prinz Eugen von Savoyen, Graf Siegbert Heister, mehrere Prinzen von der Pfalz und Zweibrücken, von Sachsen, Hannover, Lothringen, Mümpelgard, Salm, Liechtenstein u. a. m. Der Czar tanzte als friesländischer Bauer unermüdlich und mit lauter Freude bis an den lichten Morgen. Er sang hellauf dazwischen russische Weisen, und schwenkte jubelnd die Damen im Kreise und bald in Lüften. Nur wollte er lange gar nicht begreifen, daß er die ihm auserkorne friesländische Bäuerin, die Gräfin Thurn, nicht bei sich behalten sollte. Der Kaiser, als Wirth, stand von der Tafel auf, trat mit einem herrlichen Krystallpokal zum friesländischen Bauer, und trank ihm des Czars Gesundheit zu. Dieser nahm ihm den Pokal vom Munde, und stürzte den Wein in einem Zug hinunter, mit den ziemlich gut deutsch ausgesprochenen Worten: »Ich kenne den Czar von Moskau in- und auswendig, der ist dem Kaiser so zutrauungsvoll ergeben, daß, wenn auch pures Gift in diesem Becher wäre, er ihn doch flugs austrinken würde.«

Die feierliche Auffahrt und Audienz der russischen Gesandtschaft hatte sich um einige Wochen verzögert. Die Geschenke, welche dem Kaiser überreicht werden sollten, waren noch nicht angekommen. Sie bestanden aus dem köstlichsten Pelzwerk, aus persischen Shawls und Teppichen, aus Silber- und Goldstoffen, Pferdedecken, Sätteln und Reitzeug, aus künstlich gearbeiteten, mit morgenländischen Steinen verzier'ten Säbeln und schönen Pferden. Sie wurden von 48 der angesehensten, ganz gleich in schwarzen Sammet gekleideten Wiener Bürgern des äußern Raths getragen und geführt. Der Czar richtete an die erstaunten Bürger zahllose Fragen. Das ganze glänzende Gefolge erschien bei dieser feierlichen Audienz in der alten russischen Nationalkleidung, als besuchte das fernste Morgenland den Abend. Höchst bedeutungsvoll erschienen Peter und Lefort ganz allein ohne die den Russen so heiligen langen Bärte.

Bei allen Zerstreuungen, die diese Reise mit sich führte, verlor Peter sein Reich, und was in demselben vorging, nie aus den Augen. Immer waren seine Couriere auf dem Wege, als Ueberbringer seiner Befehle. Auch die Angelegenheiten mit den auswärtigen Cabinetten besorgte der nie rastende Monarch aufs pünktlichste. Von Wien aus entsendete er mehrere seiner Begleiter an die Orte ihrer ferneren Ausbildung für den Krieg zu Land und zur See, unter andern nach Italien zum Galeerendienste, und nach Berlin, um die Artilleriekunst zu erlernen. Er selbst war Willens, von Wien nach Italien zu reisen, und er hatte bereits Couriere nach Venedig, Florenz und Rom abgesandt, um seine nahe Ankunft zu melden, als eine Empörung der Strelitzen ihn bestimmte, schleunig nach Moskau zurück zu kehren.

Die Strelitzen waren eine stehende russische Miliz,

welche vor etwas mehr als 100 Jahren Iwan der Große aus dem niedern und höhern Adel zur Sicherheit für die Person des Czaren und der Residenz errichtet hatte. Sie bildeten gewöhnlich ein Corps von 40.000 Mann, erhielten einen beständigen Sold, und hatten die Freiheit Handel zu treiben. Sie hingen fest an den alten russischen Sitten, widerstrebten hartnäckig einer strengen Kriegszucht, und fochten im Felde wie Tataren, unregelmäßig in einzelnen Haufen. Schon mehrmals hatten sie sich zu fürchterlichen Unruhen mißbrauchen lassen, und nichts war ihnen mehr zuwider, als Peters Reformen. Seitdem er das Zepter in seiner gewaltigen Hand hielt, sah man eine Menge Fremdlinge unbekannte Gebräuche einführen. Daß er selber aus dem Lande gegangen war, um Kenntnisse zu sammeln, und daß er seine Unterthanen reisen ließ, um aus ihnen geschickte Leute zu machen, wurde bitter getadelt. Man schalt die Erlaubniß gottlos, die er den Engländern gegeben hatte, in Rußland Tabak zu verkaufen, denn die Popen untersagten denselben als sündlich. Dieser letzte Umstand besonders brachte die Strelitzen auf, und reitzte sie zur Empörung.

Verschiedene Umstände beschleunigten den Ausbruch der Meuterei. In Polen war der Thron erledigt; der Churfürst von Sachsen, August, und ein französischer Prinz bewarben sich um denselben; jenen im Falle der Noth zu unterstützen, mußten die Strelitzen von Moskau an die lithauische Gränze rücken. Diesen Marsch traten sie mit dem größten Unwillen an, vornehmlich, da sie einen rückständigen Sold von 6 Monathen zu fordern hatten. Auf einmal, man weiß nicht woher, läuft die Nachricht herum, Peter sey im Auslande gestorben, und nun bricht das Feuer in helle Flammen aus. Die Strelitzen verlassen ihren Posten bei Storozzo, jagen die Officiere fort, welche nicht Theil nehmen wollten, und rücken nach Moskau, ihren rückständigen Sold zu fordern, alle Fremden zu ermorden, und die Prinzessin Sophie, Peter's Schwester, auf den Thron zu setzen. Aber 7 Meilen vor der Residenz stellte sich ihnen der General Gordon mit 10.000 Mann entgegen, und überwand sie nach einem harten Gefechte durch das Feuer seiner Kanonen: 3000 waren geblieben, und über 1000 wurden in Ketten gelegt.

Auf die erste Nachricht von dieser Empörung beschloß Peter die italienische Reise zu unterlassen, und nach Moskau zurück zu kehren. Derselbe Courier, der ihm die unangenehme Bothschaft gebracht hatte, mußte spornstreichs wieder umkehren, die Pferde voraus zu bestellen. Des andern Morgens eilte der Czar nach, mit ihm im Wagen Lefort, Menzikof und Golowkin. Scheremetew blieb in Wien zurück, zur Fortsetzung der Unterhandlungen über den Türkenkrieg.

Als Peter in Moskau ankam, war der Aufruhr bereits gedämpft, und die Rebellen, welche dem Tode entronnen waren, lagen in Ketten. Ein schreckliches Gericht erging über die Schuldigen. Sie beobachteten ein hartnäckiges Schweigen über den Ursprung und die einzelnen Umstände ihrer Empörung, obgleich die härtesten Martern gegen sie angewendet wurden. Peter leitete die Untersuchung in Person. Sechs Wochen dauerte dieselbe, worauf die Rebellen alle zum Tode verurtheilt wurden. Es war kein Zweifel, daß des Czaren Schwester Sophie, die er in ein Kloster hatte sperren lassen, von dort aus an dem Aufruhr den thätigsten Antheil genommen hatte. Daher wurden vor dem Kloster, in welchem sie war, 30 Galgen errichtet, und 200 Rebellen daran aufgeknüpft.

Der aufrührerische Geist, welcher unter den Strelitzen herrschte, war durch die härtesten Strafen nicht auszurotten. Peter verlegte das Corps derselben in kleinen Haufen nach Astrachan, Sibirien und andere weit entfernte Oerter, und als 1705 eine neue Empörung unter denselben in Astrachan ausbrach, hob er es völlig auf. G.

---

## Die Universität zu Wien
### um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Ausschließung der Nicht-Katholiken, die strenge Prüfung Aller, welche zu Mitgliedern der Universität aufgenommen werden wollten, war unstreitig hohes Bedürfniß, ja damals eine Maßregel, ohne die kein Gedeihen, keine — Reform denkbar, und es bleibt in der That höchst auffallend, wie man so lange den Umtrieben zusehen konnte, welche von wandernden Lehrern und Schülern zum wahren Nachtheile der Wissenschaft und zur immer größeren Zerrüttung des Studienwesens angesponnen und genährt worden sind.

Eine ganz natürliche Folge dieses Patentes war das Schreiben Ferdinand's I. vom 17. November desselben Jahres (1547) an den Kanzler Markus Beck von Leopold-

storff, wodurch diesem eine gänzliche Umgestaltung der theologischen Fakultät anbefohlen wurde, was sich, wie wir bereits gesehen haben, als unabweisbar herausstellte. Der Geldrier Burkhard v. Berge, der am Concilium zu Trient die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wurde mit einem Gehalte von 150 fl. zum ersten Professor derselben ernannt, und die Adjunkten, die ihm zugetheilt worden, hatten in jeder Beziehung den nun strengeren Anforderungen entsprochen. Dieß schien indessen noch nicht zu genügen; am 5. April des folgenden Jahres erließ Ferdinand von Augsburg aus ein offenes Edikt, das jedem Inländer verbot, auf ausländischen Schulen seine Studien zu beginnen oder fortzusetzen. »Nachdem weiland Unsere Vorfahren, die regierenden Fürsten und Erzherzoge zu Oesterreich, löblichsten Gedächtniß, aus christlichem, wohlmeinendem Gemüte, in Unsern erblichen Fürstenthümern und Landen, nicht ohne besondere große Unkosten und Darlehen zwei ansehnliche Universitäten in Unsern Städten Wien in Oesterreich und Freiburg in Breisgau gestiftet aufgerichtet und bisher erhalten, und hinfüro gnädigst und väterlich, der Nothdurft nach, und nicht weniger als bisher mit ehrbaren, tauglichen und geistlichen Professoren und Lehrern aller Fakultäten und Künste, Alles dem Allmächtigen zu Lob, Ehr und Preis und gemeinem Nutzen, sonderlich aber Unsern treuen Landleuten, Unterthanen und derselben Kindern zur Beförderung, Aufnehmung und Gnaden zu versehen gedenken: und Uns aber glaubwürdig anlanget, daß unangesehen solchen Unsers gnädigsten und väterlichen Darlehens, und Unterhaltung solcher Universität, etliche Unserer Landleute und Unterthanen ihre Kinder und Verwandten mehr aus Fürwitz als eigener Nothdurft, an andere Orte und Universitäten in deutscher Nation gelegen, mit großen Unkosten zu der Lernung schicken und unterhalten; welches sie doch mit viel wenigeren Unkosten und besserem Nutzen auf angeregten Unseren Universitäten wohl bekommen möchten: und Wir dann bei Uns gnädigst gedenken, daß es schier unnütz und vergeblich wäre, mit so großen Unkosten in Unsern Erblanden solche Universitäten, hohe Schulen und gemeine Studia Unserer Erblanden Unterthanen halber zu erhalten, wenn dieselben von Unseren Landleuten und Unterthanen, Kindern und Verwandten nicht, sondern andere fremde Schulen und Studia besuchet werden sollten.

Dieweil nun Uns aus allerlei Ursachen nicht gemeint ist zuzusehen und zu gestatten, daß Unserer Unterthanen Kinder und Verwandte auf Universitäten und hohen Schulen anderer Orten deutscher Nation, als bei angeregten Unsern Universitäten und Studiis, erhalten werden, und Unsere Universitäten, so fürnehmlich sich Unserhalben nicht ohne große Unkosten erhalten lassen, leer und unbesucht bleiben; so gebieten Wir euch Allen, und jedem insbesondere mit allem Ernste und wollen, daß ihr alle, so ihre Kinder oder Verwandten anderwärts und auf andere Universitäten deutscher Nation, als auf angeregte Unsere beiden Universitäten und des Hochgebornen Wilhelm Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogen in Ober- und Nieder-Baiern, Unsers lieben Schwager, Vetter und Fürsten, Universität zu Ingolstadt (welche Wir der Verwandtnus, damit Wir und seine Liebden und Unserer beiden Land und Leute einander zuergeben sind, und anderer Ursachen halber — hiermit ausgenommen haben wollen) zum Studieren und der Lernung geschickt, dieselben eure Kinder und Verwandte, innerhalb zweier Monate dem nächsten nach Publicirung dieses Unsers Generals zwieder von dannen abfordert und abzuziehen verschaffet; und wenn ihr hinfüro und künftiger Zeit eure Söhne und Verwandte in deutscher Nation auf hohe Schulen zu schicken Willens und Vorhabens seyd, dieselben nirgends anders wohin, als auf angeregte Unsere oder — Unsers lieben Schwagers und Vetters Universität schicket, und daselbst studieren lasset, alles bei Vermeidung Unserer schweren Ungnad und Strafe, so Wir gegen die Verbrecher unnachläßlich fürzunehmen gedenken, dergleichen auch bei Pön und Strafe der Verweisung aus Unsern erblichen Fürstenthümern und Landen, in welche Strafe der Verweisung Jeder, der nach Ausgang der zwei Monate gehöriger Maßen nicht abziehen oder hinfüro auf andere hohe Schulen teutscher Nation, ausser Unserer Land und Gebiet, mit Ausnahme der Universität zu Ingolstadt, zu studieren ziehen und daselbst sich aufhalten wird, mit der That gefallen seyn soll.«

Diese Maßregel blieb, wie es sich auch erwarten ließ, nicht ganz ohne Wirksamkeit; wenigstens nahm die Zahl der Studierenden im nächsten Jahre (1548) um einige zu, und auch zur Graduirung meldeten sich Mehrere, die auf auswärtigen Anstalten bereits ihre Kurse vollendet hatten. Zu gleicher Zeit wurden von der Regierung vier neue Professoren berufen, von welchen die drei Belgier: Andreas Dadius, Wilhelm Coturnossius und Johannes Ramus, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf

die humanistischen Studien in Wien genommen haben. Der erste von diesen, eigentlich Kienbaum, und von Barl in Brabant gebürtig, heißt bei Eder »Organi Aristotelici Professor,« und er ist wahrscheinlich auch Verfasser der Uebersetzung, welche von demselben während den Jahren 1550—1554 bei Aquila erschienen ist. Uebrigens studierte er zugleich Medicin und erlangte darin 1558 die Doctorswürde. Er starb 1582, war siebenmal Decan der philosophischen Fakultät und 1564 Rektor Magnifikus. Seine Liebe zur Botanik feierten mehrere Zeitgenossen in Gedichten; 1559 führte er die längst vergessenen leontinischen Disputirübungen wieder ein. Der zweite, zu Courtrai geboren, und Wachtelbein zu Deutsch, war ein guter lateinischer Dichter, aber ein noch besserer Arzt. In dieser Eigenschaft begleitete er auch 1554 den berühmten österreichischen Gesandten Auger. Busbeck nach Konstantinopel, wo er 1561 an der Pest starb. Johannes Ramus, Professor der griechischen Literatur, ward zu Goes in Seeland geboren, und hatte an der Schule zu Löwen seine Studien gemacht. Wie sehr er seines Gegenstandes mächtig gewesen, bethätigte er zuvörderst durch die »Epigrammata ex Thesauris Graecorum deprompta et jam recens latina facta,« welche 1551 bei J. Singrienner gedruckt worden, und leider den meisten Literatur-Historikern unbekannt geblieben sind. Außer diesen veröffentlichte er in Wien noch mehrere andere lateinische Dichtungen, die jedenfalls zu den besten gehören, welche das sechzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, und wohl auch durch ihre historische Richtung von vielseitigem Interesse sind. Den Namen Ramus für Meyer nahm er bei seiner Ankunft in Wien an. Er hörte hier zugleich die Rechte, erhielt 1559 zu Löwen das Doktorat und lehrte hierauf die juridischen Wissenschaften in Löwen, Douai und Dole bis auf sein Todesjahr 1578. Der vierte neue Professor war Martin Bondenari, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer Italiens. Er las über das Privatrecht, wurde 1554 Kanzler der Universität, und zum Lohne seiner Bemühungen, zur weiteren Ausmunterung zugleich Probst von Ardacker. Allein er genoß diese Vortheile nicht lange; denn bereits nach zwei Jahren traf ihn das endliche Loos der Sterblichen.

Bei all diesen Vorkehrungen, die ohne Zweifel zweckmäßig nur das Emporbringen der Universität im Auge hatten, läßt sich doch nicht verkennen, wie noch immer der Zustand ein schwankender geblieben, und weder eine festere Haltung noch eine bestimmtere Richtung gewinnen wollte. Die fremden Lehrer, abgesehen davon, ob nicht der Eine oder der Andere dennoch Ansichten und Gesinnungen mitbrachte, die dem Geiste der Spaltung zugethan gewesen, konnten dem Institute keine Lebenswärme geben, und die öfter wiederholten Verordnungen wirkten um nichts weniger und um nichts mehr, als die Verordnungen aller Zeiten, wenn sie keinen empfänglichen Boden finden. Dabei darf man wohl auch nicht übersehen, daß die Ereignisse der Zeit die Aufmerksamkeit der Regierung häufig, wenn nicht ganz ablenkten, doch nicht zur nöthigen Energie kommen ließen. Daher bedurfte es eines Mannes, der mit der Kraft den — Willen verband, der, getrieben von der Begeisterung, für die gute Sache sich hinstellte, kämpfte und aushielt; und dieser Mann war — Eder! —

(Fortsetzung folgt.)

## Beiträge zur vaterländischen Rechtsgeschichte.

### III. Von dem Stand des Glaswerchs 1354.

Jn dem virundfünfzigisten Jar des nachsten Eritags vor dem heiligen pfingstag hat der Rat gemain der Stat zu wienn mit ainer gemainen frag, vnd vrtail nach alter gewonhait vnd kuntschafft, die vorher gewesen ist, an dem Stand des Glaswerchs ertailt vnd erfunden, Alles das glaswerch das her zu wienn kumpt Es sei venedigisch glas oder von wann man es daselbs herpringt, das nicht waltglas ist, Anderswo nyndert vail haben noch verchauffen sol, denn an der rechten stat, das ist an dem hohenmarckcht zu wienn auß den mittn glastisch steten, an der zeil zunachst an dem vischmarkcht, hinab zu tal vntz an das Gessl, vnd die alle diement, den durftegen in vnser purger Spital, vnd wer der ist, er sey purger oder gast, der Glaswerch anderswo vail hiet, an welichen steten in der Stat das wer, Alsofft man Jn damit begreifft Alsoft soll man Jn alles das Glas nemen, das er vor Jm hat, vnd soll es dannoch dem Rat vnd dem Richter puessen, als er stat an vindet, Aber waltglas mag jeder vail haben vnd verkauffen wo er will.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

12. Sonnabend, den 11. Februar 1837.

## Von den zwei Gesandtschaften Mohammed's an Kaiser Heraklius.

Aus den arabischen Geschichten und Lebensbeschreibungen Mohammed's ist es in Europa bekannt genug, daß er im siebenten Jahre nach seiner Auswanderung von Medina, nachdem er durch den Sieg von Chaiber die Macht der Juden in Arabien vertilgt und schon früher mit seinen stammverwandten Feinden von Mekka durch den Friedensschluß von Hodeibe sich vertragen hatte (er war damals im sechzigsten Jahre seines Alters), endlich den seinem Volke, seit sechzehn Jahren, verkündeten Islam auch den anderen Völkern zu künden, und ihre Herrscher zur Annahme desselben mittelst Gesandtschaften einzuladen beschloß. In diesem Jahre, von welchem das Gesandtschaftswesen des Islams datirt, legte sich Mohammed einen Siegelring, mit der Inschrift: Mohammed Gottes Gesandter, bei, und der Gesandte Gottes ordnete nun sechs Gesandte mit Sendschreiben an die sechs Herrscher ab, deren Länder dem Araber am nächsten, für denselben die ihm damals bekannte Welt. Diese sechs Gesandten gingen 1) an den Kaiser Heraklius nach Konstantinopel; 2) nach Alexandrien an den byzantinischen Statthalter in Egypten; 3) an Perwis den persischen Chosroes; 4) an den König Aethiopiens; 5) an den König der Beni Ghassan, welcher der Statthalter des griechischen Kaisers in Syrien, und 6) an den persischen Statthalter in Jemen.

Dieser sechs Sendungen geschieht in den europäischen Lebensbeschreibungen Mohammed's zwar überall Erwähnung, aber die Beglaubigungsschreiben selbst sind bisher nirgends in ihrer vollen Ausdehnung übersetzt worden; dieselben befinden sich in der zu Kairo erschienenen großen Lebensbeschreibung Mohammed's von Ibrahim aus Haleb mit dem Berichte über den Erfolg der Gesandtschaften selbst gedruckt, und wir übersetzen daraus den Bericht über die erste, welche nicht nur von den arabischen Biographen als die merkwürdigste voran gestellet wird, sondern welche für den Deutschen und Oesterreicher insbesondere deßhalb höchst merkwürdig, weil die Morgenländer von jeher die römisch-deutschen Kaiser als eine Fortsetzung der byzantinischen in ununterbrochener Linie betrachtet haben, wie denn auch der Kaiser von Marokko in dem letzten, die Ratifikation des mit Oesterreich erneuerten Friedens begleitenden Schreiben, seine besondere Freundschaft mit Oesterreichs Kaiser auf die präsumtive Abstammung desselben mit Kaiser Heraklius gründet, welcher dem Gesandten des Propheten bessere Aufnahme, als der persische Chosroes angedeihen ließ, indem dieser das Beglaubigungsschreiben zerriß, jener aber ehrenvoll annahm, wofür denn auch das persische Reich alsbald in Stücken zerrissen worden, die Nachkommenschaft des Kaisers Heraklius aber (nach jener marokkanischen Genealogie) noch in dem erlauchten Kaiserstamme Oesterreichs glücklich fortherrscht.

Aus der Lebensbeschreibung Ibrahims von Haleb. S. 227.

Das Schreiben an den Kaiser von Griechenland wurde dem Dahije Ben Chalife, aus dem Stamme Kelb, behändigt. Der Name des Kaisers war Hirkal (Heraklius); nachdem Dahije mittelst der Kämmerer in des Kaisers Gegenwart gelangt, brachte er ihm das ambragesiegelte Schreiben des Sultans der Propheten dar, nachdem er dasselbe zuvor mit ehrenbezeichnender Hand an Aug und Mund gedrückt.

Uebersetzung des (arabischen) Schreibens.

» Im Namen Gottes des Allmilden, des Allbarmherzigen.
» Von Mohammed, dem Gesandten Gottes, an Heraklius
» den Großen der Griechen. Heil über den, so der wahren
» Leitung folgt. Hernach aber rufe ich dich zum Berufe des Is-
» lams; ergib dich dem Islam, so bist du gesichert (oder
» auch, wirst du dich ergeben, so ist dir vergeben!) und Gott

»wird dir doppelten Lohn geben, wirst du dich aber davon »abwenden, so wirst du dich als Herrscher doppelt schänden; »o ihr Besitzer der heiligen Schrift! kommt zu Gottes Reich, »zu Seinem Worte, das zwischen uns und zwischen Euch »gleich. Beten wir nicht einen einzigen Gott an, dem wir »keinen Gefährten und nichts Anderes an die Seite setzen, »und uns nicht gegenseitig als Götter schätzen, saget daher »und bezeuget, daß ihr Moslimen seyd[1].

Als Heraklius den Inhalt des Briefes gelesen, befiel ihn Zittern am ganzen Leibe und in der Versammlung entstand ein Gemurmel; dem Dahije wurde ein Wohnort angewiesen, und in der Stadt Rumije (Roma nova, d. i. Konstantinopel) eine Versammlung von Bischöfen, Mönchen, Diakonen und Patriarchen zusammenberufen, in welcher der Mönch Saghatir (?), um seine Meinung über das Schreiben befragt, dieselbe dahin abgab, daß der Inhalt desselben dem Evangelium gemäß, welches noch einen kommenden Propheten bezeichne. Heraklius nahm, nachdem der Mönch eine, das Prophetenthum bestätigende Antwort verfaßt, in der Versammlung den Vorsitz, und redete dieselbe an: »Versammelte Griechen, wollt ihr nicht das Glück beider Welten?« Als ein einstimmiges Ja erscholl, fuhr er fort: »Nun so wißt denn, daß der heilige Geist im Evangelium einen Propheten, der zwischen Jesus und dem jüngsten Tage erscheinen wird, verkündet hat, und alle Zeichen sind dafür, daß dieses der vom Evangelium verkündete Prophet sey, welchem zu folgen ersprießlich und nothwendig.« Auf diese Rede stürzten alle wie wilde Esel der Thüre zu. — Heraklius, als er dieses sah, rief ihnen zu, seine Absicht sey bloß gewesen, ihre Festigkeit im Christenthum zu erproben, und er freue sich, daß er sie so fest gefunden. Sie glaubten es und schwiegen. Heraklius sandte den Dahije mit reichen Geschenken und einem Schreiben zurück, in welchem er sich heimlich zum Islam bekannte, aber sich entschuldigte, daß ihn die Uebermacht verhindert, den Islam zu veröffentlichen. Als Dahije zurück kam, und der Prophet den Brief des Heraklius gelesen, sagte er: »Der Feind Gottes lügt, er ist kein Moslim,« und ließ die Geschenke unter die Moslimen vertheilen. Die Schlacht von Mauta, welche im folgenden Jahre wider die Griechen Statt fand, bestätigte vollkommen die Wahrheit des Prophetenwortes.

Drei Jahre nach der ersten Bothschaft, im selben, wo Mohammed in das große Stufenjahr von drei und sechzig getreten, und der Feldzug gegen Tebuk Statt hatte, wohin Mohammed Donnerstags den 5. Redscheb (d. i. den 11. October 630) ausgezogen war[1], hatte die zweite Bothschaft an Kaiser Heraklius, der sich damals zu Himß (Emeſſ) befand, Statt. Ibrahim von Haleb erzählt davon, was folgt[2]: »Der Kaiser versammelte, wie das erstemal, Patriachen und Bischöfe und redete dieselben bei verschlossenen Thüren an: »Versammelte Christen! der Edle, welcher auf das Prophetenthum Anspruch macht, ist in unsere Nähe gekommen, und hat uns ein Schreiben gesendet, worin er uns den Islam antragt oder Kopfsteuer begehrt; es ist Euch allen bekannt, daß dieses der Prophet sey, von welchem die heiligen Schriften sagen, daß derselbe am Ende der Zeiten gesendet werden, und Euch eure Herrschaft entreißen würde; nun liegen zwei Wege vor uns offen, entweder seiner Religion zu folgen, oder uns ihm mit Zahlen von Tribut gehorsam zu unterwerfen.« Auf diese Anrede standen Alle zugleich auf; indem sie den Kaiser schmähten, daß er sie bewegen wolle, das Christenthum zu verlassen und sich einem aus Hedschas gekommenen Araber als Sclaven zu ergeben, eilten sie Alle der der Thüre zu. Kaiser Heraklius, als er, solcher Unsitte Zeuge, voraussah, daß die Versammlung, wenn sie zur Thüre hinauskäme, das vor derselben versammelte Volk zum Bösen stimmen und die Herrschaft zerstören würde, nahm seine Zuflucht zur Dissimulation und glimpflichen Behandlung. „Ich wollte Euch nur prüfen, sagte er; jetzt da ich Euch in Euerem Glauben so fest gefunden, liebe ich Euch um desto mehr.“ So brachte er sie, indem er jedem derselben insbesonders schmeichelhafte Dinge sagte, zum Schweigen und zur Ruhe. Die irregeführte Schaar glaubte seinen Befehlen; dann schrieb Kaiser Heraklius eine Antwort und sandte dieselbe durch einen Araber vom Stamme Tenuch, welchem er als Prüfungs-Aufgabe drei Dinge auf-

1 Der Commentar Ibrahims von Haleb commentirt nun die einzelnen Ausdrücke des Schreibens, als »den Großen der Griechen« statt des Kaisertitels, die Grußformel an Ungläubige: »Heil, wer der wahren Leitung folgt!« Die Anrede: »Besitzer des Buchs,« d. i. der heiligen Schrift u. s. w.

1 Dieses Datum ist eines der schlagendsten wider die Astronomen und Orientalisten, welche der in den hiesigen Jahrbüchern der Literatur durch so zahlreiche Belege bewiesenen Wahrheit widerstreben, daß nur die Berechnung der Hidschret vom 16. Julius an (wie die art de verifier les date dieselbe berechnet) die wahre sey, eines der schlagendsten Daten, weil eines der frühesten, nur nach der Berechnung vom 16. Juli an ist der 5. Redscheb, d. i. der 11. October (Sonntagsbuchstabe G) ein Donnerstag.

2 S. 358.

trug: erstens, unterwies er ihn, wirst du beobachten, ob der Prophet seines an mich gesandten Schreibens Erwähnung thue; zweitens wirst du die Frage von Tag und Nacht zur Sprache bringen; drittens wohl Acht haben, ob der Prophet, das zwischen dessen Schultern befindliche Siegel des Prophetenthums (ein eiförmiges mit Haaren bewachsenes Muttermaal) in Vorschein bringe. Als der Gesandte das Schreiben des Kaisers dem Propheten überreicht hatte, legte dieser dasselbe auf das Knie und fragte den Ueberbringer, welchem Stamme er angehöre; er antwortete, daß er ein Araber des Stammes Tenuch. »Verlangt dich, fragte der Prophet, den Islam, welcher die Religion deines Ahnherrn Abraham war, anzunehmen?« — Ich bin, antwortete der Araber, derselben Religion mit meinem Volke, und kann, ehe ich zu demselben zurückgekehrt, davon nicht abweichen. Der Prophet lächelte, und sagte den Vers des Korans: Du wirst nicht leiten, wen du willst, aber Gott leitet, wen Er will. Dann fuhr er fort: »Bruder Araber Tenuchi! ich habe dem Chosroes von Persien ein Schreiben geschickt, das er in Stücke zerrissen, wofür Gott der Schöpfer der Himmel und der Erden, dasselbe Reich zerstücket und vernichtet hat; auch dem Heraklius habe ich geschrieben, welcher mein Schreiben mit Ehren aufgenommen; so lange er im Besitze desselben, wird auch sein Reich aufrecht stehen.« Der Gesandte, der hierdurch den ersten der drei Punkte seiner Verhaltungsbefehle erfüllet sah, zog einen Pfeil heraus, und kerbte darauf das Wort des Propheten ein. Hierauf las mit dem Propheten Moawia das Schreiben des Heraklius, und sagte, nachdem er es gelesen: o Mohammed! du berufest uns zum Paradiese, dessen Breite sich über die Himmel und Erden dehnt, sage mir, wo bleibt denn noch ein Platz für die Hölle? der Prophet antwortete: »Lob sey Gott! wenn der Tag vorausgeht, wo bleibt denn die Nacht.« Der Gesandte kerbte des Propheten Wort, als die Erfüllung des zweiten Punktes seiner Verhaltungsbefehle dem Pfeile ein. Hierauf wandte sich der Prophet zu seinen Gefährten, und fragte: »wer von Euch begleitet den Gesandten?« Einer der Hülfsgenossen (Anßar) bot sich dazu an, und als der Gesandte schon eine Strecke zurückgegangen, rief ihn der Prophet: »Bruder Tenuchi!« der Gesandte kehrte um, und der Prophet, indem er den Mantel vom Rücken zurückschlug, und ihm das Siegel des Prophetenthums zeigte, sagte: »komm, um deine Sendung ganz zu erfüllen!« Der Feldzug von Tebuk, welcher durch die Opposition der Gegner Mohammeds, welche den Krieg nach Syrien zu tragen keine große Lust hatten, mißlang, ist nicht nur durch diese systematische Opposition, deren Mitglieder Ibrahim von Haleb in acht verschiedene Klassen theilt, und an deren Spitze der Jude Ibn Selul stand, durch die Verschwörung am Passe Akba, wo zwölf bis vierzehn Verschworene den Propheten vom Pferde stürzen wollten, sondern auch durch die Freiheitsbriefe, welche Mohammed auf diesem Feldzuge den Einwohnern von Aila, Dscherba und Asreh und ihren Bischöfen ertheilte, und durch das Geschenk merkwürdig, welches Mohammed mit seinem Mantel den Bewohnern von Aila machte, und nach Mecca's Eroberung dem Dichter Kaab Ben Soheirs, welcher dem Propheten sein berühmtes (mehrmal gedrucktes und übersetztes) Lobgedicht sang. Das soll derselbe Mantel seyn, welcher zu Konstantinopel alljährlich durch feierliche Anrührung und Weihwasser verehrt wird. Moawia trug dafür dem Dichter zehn Tausend Dirheme an, diesem aber war das Andenken des Propheten nicht feil und erst von seinen Erben kaufte denselben Moawia um zwanzig Tausend Dirheme und nach dem Sturze des Chalifats der Beni Ommeije kaufte denselben Seffah, der erste der Chalifen aus dem Hause Abbas, um dreihundert Dukaten. Der Biographe des Propheten, Ibrahim von Haleb[1], entblödet sich nicht der freisinnigen Bemerkung, daß dieser Mantel wohl bei dem Verderben Bagdads durch die Mongolen zu Grunde gegangen seyn müsse, in welchem Falle dann der zu Konstantinopel als Reliquie verehrte, nur jener Mantel seyn könnte, welchen der Prophet (ebenfalls auf dem Feldzuge von Tebuk) den Bewohnern von Aila geschenkt.

Hammer-Purgstall.

---

## Erörterung.

In dieser Zeitschrift 1836, Nr. 103, S. 412 heißt es: „Zu den größten typographischen Seltenheiten gehört unstreitig das: »Wappenbuch darinen aller Geistlichen Prälaten Herrn vnd Landleut auch der Stett des löblichen Fürstenthumbs Steyer Wappen vnd Insignia, mit ihren Farben nach Ordnung wie die im Landthauss zu Grätz angemalt zu finden.«

[1] Ibrahim von Haleb. S. 373.

Gedruckt zu Gräß durch Zachariam Bartsch, Formschneider.«

So lautet der Titel in zehn Zeilen. Da am angeführten Orte zugleich nach der Existenz eines vollständigen Exemplars und nach dessen Blätterzahl gefragt wird, so freut es den Unterzeichneten, hierauf vielleicht genügenden Bescheid geben zu können.

Diese typographische Seltenheit befindet sich unter dem Bücherschatze der k.k. Ambraser-Sammlung Nr. 71; sie ist in Kleinquart, in altem braunem Ledereinbande, mit Goldschnitt, und auf der Vorder- und Rückseite erscheint der zweiköpfige Adler von Gold eingepreßt.

Das Ganze hat nach meiner Zählung (indem keine Seitenzahlen angegeben sind) 171 Papier-Blätter, mit den zwei eingeschalteten Blättern, wovon das eine (Bl. 8) nach der Vorrede mit lateinischen Bemerkungen und Stellen aus römischen Classikern auf beiden Seiten beschrieben, und das andere (Bl. 26) unbeschrieben.

Die Einleitung besteht aus sechs Blättern, und fängt mit der Widmung also an: »Denen Hoch und Erwirdigen, Wolgebornen, Gestrengen, Edlen, Hochgelerten vnd Ernuesten auch fürsichtigen, Ersamen Weisen Herrn N. und N. denen Stenden einer Ersamen Löblichen Landtschafft des Fürstenthumbs Steyr in jetzigem Landtag zu Gräß versamblet, wünscht Zacharias Bartsch Formschneider vnnd Buchdrucker daselbst rc. rc.; im Contexte und am Schlusse ist öfter von E. (eur.) Fr. (Fürstlichen) G (naden) die Rede, was sich auf den Landesherrn, Erzherzog Carl († 1590) bezieht.

Hierauf kommen die Wappen, welche sämmtlich nach den Regeln der Heraldik bemalt sind, was den Werth des Werkes um so mehr erhöht.

Das neunte Blatt beginnt: „Carl Ertzhertzog zu Osterreich, Hertzog zu Burgundi, Steyr, Kärnten, Cräin vnd Wirtenberg rc. rc. Graue zu Tyroll vnd Görtz, rc. rc.

Dann folgt mit Dinte eingeschrieben:

Quid juvat admotam per avorum nomina coelo
Inter cognatos posse referre Jovem?
(Ovid. Heroid. Epist. XI. V. 17 et 18.)

Darunter in einem Rhombus, der mit einem Lorbeerkranz umgeben ist, steht die gedruckte Jahreszahl 1567.

Am Schlusse wieder geschrieben:

Nobilis est solus Virtute insignis et arte,
Virtus nobilibus clarior una viris.

Die Rückseite jedes Blattes ist leer.

Bl. 10. Das Wappen des Erzherzogthums Oesterreich; darunter (wie durchaus die Worte unter den Wappen stehen): Fürstenthumb Osterreich.

Bl. 11. Fürstenthumb Steyr.
Bl. 12. Fürstenthumb Kärnten.
Bl. 13. Fürstenthumb Kräin.
Bl. 14. Graffschaft Tyroll.

Bl. 15—28 incl. (Blatt 27 ist als eingebundenes Papier leer) enthalten die dreizehn geistlichen Herrn Stände, als: Bistumb zu Seccaw; Abtei zu Rein; Abtei zu S. Lamprecht; Abtei zu Admündt; Abtei im Neuperg; Comenderey zum Suntag; Comenderey zu Fürstenfeldt vnd Melling; Probstey zu Seccaw; Probstey zu Waraw; Probstey zu Pöla; Probstey zu Stäntz (Stainz); Probstey zu Ratenmann; Abtei zu Goss.

Hierauf folgen die landessässigen Grafen, Freiherrn und Edel«, 127 an der Zahl, vom 29.—156. Blatte. Den Anfang Bl. 29 machen: Die Vngnaden Frei-Herrn zu Sonnegg, Obriste Spän der Graffschafft Wärasdin rc. rc.

Bl. 30. Die Hoffmann, Freyherrn zu Grunpuhel vnd Strecha, Erblandthoffmeister in Steyr.

Bl. 31. Die Grauen von Montfort [1].

Bl. 32. Die von Dietrichstein Freyherrn zu Hollenburg, Vinckhnstein vnd Talberg u. s. w.

Bl. 156. Die Schweinpeckhen rc. rc.

Den Schluß vom 156. bis zum letzten 171. Blatte machen fünfzehn Städte:

»Die Statt Gräß; die Statt Rackherspurg; die Statt Marburg; die Statt Fürstenfeld; die Statt Voytsperg; die Statt Pruckh an der Muer; die Statt Leoben; die Statt Knüttelfeldt; die Statt Judenpurg; die Statt Rottenmann; die Statt Zilla; die Statt Feisteritz; die Statt Windischgrätz; die Statt Pettha (Pettau); die Statt Harperg (Hartberg).«

Auf der innern Seite des Deckels steht geschrieben: Ex dono Nobilis viri Domini *Mathei Vintler Christophorus a Wehingen* me possidet. Actum Brixinae 10. Decemb. A. 1570.

Auf dem letzten Blatte:

1. 5. A. 71.
† Gedult. Erwarte. †

Christoph von Wehingen, zu Sigmundsfried. vnd Walburg. Fst. Dt. Ertzhertzog Ferdinands zu Oesterreich rc. Rath vnd Regent (der) oberösterreichischen Lande.

Darunter dessen Wappen gezeichnet und heraldisch bemalt.

Wahrscheinlich kam dieses Exemplar von diesem schwäbischen Ritter oder nach dessen Tode in die erzherzogliche Bibliothek zu Ambras.

Bergmann.

1 Graf Hugo von Montfort-Bregenz erhielt durch seine Vermählung mit Margaretha von Pfannberg, Erbtochter Ulrichs, des letzten Grafen von Pfannberg († 1369) erblich die Herrschaft Peckau nebst einigen andern Gütern, wie auch später das dem Erzhause zugefallene Pfannberg als landesfürstliches Lehen. Im Jahre 1590, 31. März, verkaufte Graf Wolfgang von Montfort die Herrschaft Peckau rc. rc. an Paul von Eibiswald. — Der Schloßberg oder St. Gebhardsberg zu Bregenz bekam von diesem steierischen Pfannberg durch die Grafen von Montfort den Namen Pfannberg oder Pfannenberg, der sich beim gemeinen Mann bis auf den heutigen Tag fort erhalten hat.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

13. Mittwoch, den 15. Februar 1837.

## Ueber die Grabmäler der Alten, mit einem Blick auf Canova's Denkmal der Erzherzogin Christina.

Von F. M. Freiherrn v. Nell.

Je höher der wohlverdiente Ruf des Künstlers und die Bewunderung der Mitwelt ein Kunstwerk stellen, das auf die Nachwelt als ein würdiges Vorbild zur Nachahmung übergehen soll: desto wichtiger ist es, in der Beurtheilung desselben nicht bei der Ausführung stehen zu bleiben, sondern die Idee des Dargestellten kritisch zu beleuchten. Nur diese nämlich ist das Erbtheil, welches der große Künstler dem kommenden Genius zur Anregung verwandter Ideen hinterläßt, dem sklavischen Nachahmer genügt freilich, einen Abguß der gepriesenen Formen zu nehmen, die er vorfindet, ohne in den Geist des Kunstwerkes einzudringen. Ueber Canova's Grabmal der Erzherzogin Christina in der Augustiner-Kirche zu Wien sind eigene Abhandlungen[1] geschrieben, und es ist auch bereits besungen worden[2]. Aber jene Abhandlungen und die Bemerkungen der Kunstkenner drehen sich sämmtlich nur um das Lob der Ausführung dessen, was wir auf dem Grabmale vorgestellt finden; die Kritik der idealen Zweckmäßigkeit des Vorgestellten blieb dahingestellt. Wenn daher in den vorliegenden Zeilen einige Bemerkungen über die Idee dieses großen Kunstwerkes gewagt werden: so möge man in deren Mittheilung nicht den krittelnden Sinn eines Zoilos, wohl aber das aufrichtige Streben entdecken, eine Lücke in der Beurtheilung und Würdigung eines Denkmals auszufüllen, auf dessen Besitz das Vaterland sowohl wegen des erhabenen Kunstschätzers, der es errichten ließ, als auch wegen des Meisters, der es ausführte, mit Recht stolz seyn darf. Die österreichische Zeitschrift, welche jeder unparteiischen Beleuchtung vaterländischer Gegenstände in Wissen und Kunst offen stehet, schien uns zur Bekanntmachung der nachfolgenden Bemerkungen über Canova's Meisterwerk vollkommen geeignet; die Schüler unserer Zauner, Fischer, Kiesling u. s. w. dürften sie nicht ohne Theilnahme lesen.

Die durchaus antike Haltung des Denkmals, dessen Beschreibung wir hier nicht wiederholen zu müssen glauben, erfordert vorerst einen Rückblick auf die Idee eines Grabmals bei den Alten in nothwendigem Zusammenhange mit dem Volksglauben und mit der Sitte ihrer Zeit. Bei den Griechen und Römern[1] war nämlich die Ruhe der Todten im Grabe der Hauptzweck des wirklichen Grabmals und die Grund-Idee des Kainotaphiums. Hundert Jahre lang ließ der Volksglaube der Unbegrabenen Manen am neunfach sich schlängelnden Styx in der Unterwelt irren, und erst nach Verlauf dieses Zeitraumes gestattete ihnen Charon die Ueberfahrt in das Reich der Schatten. Dieser

---

1 Am ausführlichsten in der Beschreibung von Hrn. Van de Viere und von Carl Ludwig Fernow in dessen Römischen Studien. Zürich 1806. I. Band, S. 149—183.

2 Monumentum aeternae memoriae Mariae Christinae Archiducis Austriae a ser, conjuge Alberto Saxone Duce Tesc. Viennae in templo D. Augustini Marmore erectum opera Antonii Canota equit, rom. MDCCCV. Carmen posthumum J. Melchioris à Birkenstock. Folio mit der deutschen Uebersetzung von dem unvergeßlichen Grafen Franz von Enzenberg.

1 Die Grabfelsen von Naxschi-Rustam, welche Herr Porter in seinen Travels in Georgia, Persia etc. Lond. 1821. 4. pag. 514 Platte 16 beschrieben und abgebildet hat, zeigen uns die Vorsorge der alten Perser für die Ruhe ihrer Könige im Grabe; Labyrinthe, in den Felsen gemeißelt, führen zu der Stätte der königlichen Leichen, auf daß kein unberufener Ruhestörer sich ihnen nähern könne. In der prächtigen Cyrus, und von Strabo (pag. 1062) aufbehaltener Grabschrift heißt es unter den Anfangsworten: »Hier liege ich Cyrus der Herrscher von Asien« ausdrücklich: »störe mich nicht in meinem Grabe.« — Die Pyramiden der Aegypter, und ihre in Felsengrüfte beigesetzten Mumien sind bekannt genug; auch bei ihnen galt die Ruhe des Todten für das erste Erforderniß seines Grabes.

Glaube war aber nicht nur etwa jener des Pöbels, er gehörte den Königen und Heroen der griechischen Vorzeit an, und der Gedanke, nach dem Tode nicht zur Ruhe des Grabes gelangen zu dürfen, war selbst diesen so grausenhaft, daß die Verweigerung des Begräbnisses die gefürchtetste Strafe war, mit der man die Lebenden bedrohte, und welche die Rache die gesunkenen Helden erfahren ließ.

Die herrliche Tragödie des Sophokles »Antigone« dreht sich um diese Ansicht der Griechen vom Grabe. Creon nämlich will dem Polynikes, der im Kampfe gegen seinen Bruder Eteokles das Leben eingebüßt hat, unbegraben liegen lassen; — der Schimpf dieser, der Hülle des Brudermörders zugedachten Strafe ergreift Antigone, dessen Schwester, so sehr, daß sie die bei Todesstrafe verbothene Begräbniß desselben muthig unternimmt. Creon läßt sie darob lebendig begraben, und Hämon, Creons Sohn und der Antigone Bräutigam, ersticht sich am Grabe des Polynikes, das auch die Schwester aufgenommen. Den hohen Werth, den der Grieche auf die Ruhe im Grabe legte, erkennen wir darin, daß die Verweigerung des Grabes bei einem Sophokles als Motiv tragischer Leidenschaft erscheint. Antigone beklagt nämlich das Schicksal des Todten, indem sie sagt [1]: vers. 26 seqq.

»miseri vero mortuum Polynicis cadaver
»civibus dicunt edixisse, ne quis
»Sepulcro tegat neque adeo defleat,
»Sinant vero indefletum insepultum alitibus dulcem
»Thesaurum, usque intentis ad voluptatem pastionis.«

Dann aber faßt sie den Entschluß ihn gegen das Verbot zu begraben; ein schöner Tod winkt ihr als der Preis ihres Wagnisses, sie will den Göttern der Unterwelt mehr als jenen der Oberwelt gefallen, »denn im Grabe,« ruft sie aus, »werde ich ewig liegen!« (εκει γαρ αιει κεισομαι) Sophokles läßt sie sagen:

sepelians *pulchrum mihi hoc facienti mori*
charo cum illo jacebo, cum illo charo
ubi haec pia fecero facinora nam, *longius est tempus*
*Quo me inferis placere oportet*, quam his superis
Ibi enim *semper* jacebo! —

Ewige, ununterbrochene Ruhe im Grabe war daher der fromme Wunsch für die Todten, und das Grabmal das ihnen die Liebe oder Freundschaft machte, mußte daher auch vor Allem — Ruhe verbürgen.

Eine der ergreifendsten Szenen in des Sophokles geißelschwingendem Ajax ist eben so auch jene, wo Teucer, gegen Agamemnons Befehl [1], die Beerdigung seines Bruders, des sich selbst entleibten Helden, anordnet. Auch hier also tritt die religiöse Ansicht hervor, welche die Griechen von der Ruhe des Grabes hegten. Daher ward den Grabmälern der alten Hellenen jene einfache Gestalt des rechtwinkeligen, viereckigen Sarges, den ein schwerer Deckel verschließt. Auch in der schönsten Zeit der griechischen Kunst blieb man dieser Form des Grabmals getreu, nur die Außenwände schmückte man mit Hautreliefs, welche die Thaten des Begrabenen vorstellten.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Universität zu Wien
### um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Es ist bereits im Eingange gezeigt worden, wie Eder's Persönlichkeit auf die nächste Umgebung wirkte; welchen Antheil er an den nachfolgenden Reformen von der Regierung aus genommen, läßt sich schwer ermessen; gewiß ist es,

[1]) Τον δε αθλιως θανοντα Πολυνεικους νεκον
Αδοισι φασιν εκκεκηρυχθαι το μη
Ταφω καλυψαι, μηδε κωκυσαι Τινα.
Εαν δακλαυσον, αταφον οιώνοις γλυκον
Θησαυρον, εισορωσι προσχαριν βορας.

Sophocl. Tragoed. Sept. curante Joanne Cappaonier Antigone. Paris. 1781. 4.

1 Antigone. loc. vers. 71 seqq.

— — — κεινον δ' εγω
Θαψω, καλον μοι τουτο ποιουση θανειν
Φιλη μετ αυτου κεισομαι, φιλου μετα
Οσια πανουργησας! επει πλειων χρονος
Ον δει μ' αρεσκειν τοις κατω, τοις ενθαδε —
Εκει γαρ άιει κεισομαι.

Auch Merelaus bedrohte der Teucer mit der Strafe des Lebendigbegrabens, wie Creon Antigonen, falls er den Ajax begraben würde, mit den Worten

και σοι προφωνω τον δε μη ταπτειν οπως
μη τον δε ταπτον, αυτος εις ταφας πεσης.

1 Der Verfasser des römischen Blattes, welches das Denkmal Christinens würdigte, fühlte sehr wohl, wie hier den Moment des theatralischen Leichenpomps mit der ewigen Bestimmung des Grabes verwechselt worden ist, indem er davon sagte: »l'azione di queste figure rappresenta una scena di Sofocle.

daß er sie größtentheils veranlaßt hat. Wir wollen nun diese näher betrachten, und dann auf die Wirkungen übergehen, welche in so kurzer Zeit die Universität zu einem wahrhaft blühenden Zustande gehoben haben. Im Jahre 1551 ernannte Ferdinand Commissäre, die dem Befehle desselben zu Folge und nach mehrfachen Berathungen dem Rektor Magnifikus die sieben nachstehenden Artikel vorlegten. Im ersten wird erklärt, wie der König gnädigst zur Förderung und Aufnahme des Studienwesens beschlossen habe, die jährlichen Einkünfte der Universität von 930 Gulden aus dem Ipserzolle auf 2000 zu setzen, unter der Bedingung jedoch, daß die Universität den Zuflüssen entsage, welche sie von den Gütern des Klosters St. Ullrich in Wiener-Neustadt bisher genossen hat. Im zweiten wird zur Wiederherstellung des Hauses Goldberg, das eine Art Convict gewesen, die Summe von 400 fl. bewilligt; für die Ausbesserung der übrigen Häuser aber, und des herzoglichen Collegiums soll die Universität selbst Sorge tragen. Der dritte Artikel befiehlt, daß der Universitätsrath mit allem Ernste untersuchen möge, worin zunächst die hohe Schule einer Reformation bedürfe. Im vierten wird die Ernennung einiger tüchtiger Doktoren gebothen, von welchen die nöthigen Schulbücher, als ein Katechismus, eine Grammatik, ein Handbuch der Dialektik und der Rhetorik verfaßt werden sollen. Der fünfte fordert anzuzeigen, welche Mängel bei den Professoren zu verbessern, und welche Anzahl derselben als nothwendig erscheine; der sechste, wie viele Zöglinge und Lehrer in den Bursen und den übrigen Häusern für Scholaren untergebracht, und der siebente, mit welchen Ausgaben die Erhaltung derselben bestritten werden könne? —

Die Erörterung, welche über diese vorgelegten Punkte von der Universität gegeben wurde, entsprach indessen weder den Erwartungen noch den Ansichten Ferdinand's; besonders waren die Nummern 3—6 auf eine sehr ungenügende Weise beantwortet worden, die sich doch zunächst als die eigentlichen Lebensfragen herausstellen. Die unentschiedene Sprache des Referats, das unverkennbar überlegte Hinwegschlüpfen und Ausweichen, und die allgemeinen Tiraden über Verfall und Verbesserung sind hier, wie überall, Beweise genug, wie mächtig noch immer die trennenden Elemente wirkten. Die königlichen Commissäre legten daher dem Universitätsrath die Artikel von Neuem vor, und zwar mit dem ausdrücklichen Befehle, sie einer nochmaligen ernsteren Prüfung zu unterziehen, und bestimmte, abgeschlossene Antworten zu geben. Jetzt erst fielen diese entsprechend aus, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Eder dabei bereits einen entscheidenden Einfluß genommen hat. Das Bedürfniß besserer Schulbücher wurde anerkannt, und die Hebung desselben mit allem Fleiße versprochen; auf gleiche Weise fanden die Hindernisse, welche in der Persönlichkeit oder Lage der Professoren ihren Grund hatten, eine eben so offene als umständliche Darlegung, wobei freilich, so wie in Rücksicht auf die geringe Anzahl der Studierenden, der Mangel an den nöthigen Subsistenzmitteln besonders hervorgehoben erscheint. Ganz treffend indessen waren die Bemerkungen zum dritten Artikel, und die Andeutung, wie es noch keineswegs genüge, für die Lehrkanzeln literarische Notabilitäten zu gewinnen, sondern daß es bei der Lage der Dinge vor Allem Noth thue, das Zweideutige fernzuhalten, und das Unlautere auszuscheiden, enthüllte wohl zunächst den wahren Sitz des Uebels.

Hier muß zugleich angeführt werden, daß in diesem Jahre die Jesuiten, von Ferdinand gerufen, nach Oesterreich kamen, und bereits 1554 die Summa Doctrinae Christianae von Peter Canisius[1] erschien, ein Werk, das zu den fruchtbarsten und denkwürdigsten aller Jahrhunderte gehört. Mit Edikt vom 14. August desselben Jahres erklärte Ferdinand diesen berühmten Katechismus zum alleinigen Vorlesebuch in allen deutschen Erbländern, und 1556 veranlaßte er auch „der christlichen Jugent vnd allen ainfaltigen zu nutz,“ eine deutsche Uebersetzung. Die Vorlesungen an der Universität über scholastische Theologie hielt Canisius zuverläßlich schon 1558; die Uebertragung dieser Lehrkanzel indessen auf seine Ordensbrüder scheint etwas früher zu fallen. Uebrigens nahmen in unserer Periode die Jesuiten keinen so entscheidenden Einfluß auf die Zustände der Universität, um hier ihrem Erscheinen und erstem Auftreten ein Weiteres zu folgen.

Der Vortrag, den die Universität in Beziehung auf die geringe Anzahl der Studierenden gemacht hat, deutete unter Anderm, wie bereits angeführt worden ist, zuvörderst auch auf den Mangel an nöthiger Unterstützung hin; Ferdinand benützte daher den Landtag des folgenden Jahres 1552, hielt an die Stände eine kräftige Rede, und forderte sie darin mit Nachdruck auf, zum Gedeihen der Wissenschaften und der Schulen »ein Merkliches« beizutra-

[1] Er kam 1552 nach Wien.

gen. Diese bewilligten auch wirklich, für den Zeitraum von fünf Jahren, hundert Studierende, zunächst Theologen, völlig zu erhalten; und die Stadt Wien bestritt zu dieser Zeit noch außerdem für 25 und deren selbstständigen Lehrer die Kosten. Man muß gestehen, daß es an den äußern Mitteln, die Universität emporzubringen, durchaus nicht fehlte; wir wollen nun sehen, in welchem Geiste die inneren gegeben und verwendet wurden, und diese wird uns die Reformations-Urkunde, welche im Jahre 1554 veröffentlicht worden ist, näher kennen lehren.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Ein Expensarium der Stadt St. Pölten aus der Zeit der Gegen-Reformation, enthält nachstehende Aufzeichnung: »Item den letzten Tag Juli auf Befehl des Herrn Stadtrichter für die Herren Reformations-Comissäre samt den innern und äußern Rathspersonen auf die drei verschiedenen Tafeln eine Malzeit zurichten und geben lassen; für solches Alles in Erwägung der so theuern Zeit aufgangen: 594 Gulden. Die ganze Summe, was aufgangen, beträgt 2595 fl. 26 kr. Zuerst Herrn Aschinger einen Auszug, was die Herrn Reformations-Comissarii vom 28. Januar bis 10. Mai 1623 bei ihm verzehrt haben, bezahlt 1361 fl. 54 kr.

Ferdinand I. (Linz, 20. October 1541) an Alle und Jede in den österreichischen Erblanden: Obschon zu verschiedenen Malen Mandate ausgegangen, die zum Gebete, zu einer frommen, christlichen Lebensweise ermahnt, seyen doch die Gefahren der Zeit, Pest und Türke, ein zu sichtbares Strafmittel, als daß nicht zur Abwehrung derselben von Neuem an Aenderung des Lebens gemahnt werden sollte. Demnach befehlen Wir, an allen Pfarreien und Kirchen wöchentlich wenigstens eine Prozession zu veranstalten, und dabei durch Predigten auf das Volk zu wirken.

1 — »hic libellus solus, praetermissis reliquis Catechismis, per omnes Austriae Inferioris Provincias, et Goritiae Comitatum in scholis cum privatis tum publicis praelegatur et conservatur.« — »Proinde ad hujusmodi Catholicum opus conscribendum, non dubiae fidei et doctrinae viros delegimus, conscriptumque eorum quos non solum sacrosanctae Theologiae scientia, verum etiam vitae innocentia et integritate perspicuos esse constat, judicio et censurae subjecimus.«

Heuschrecken in Tirol. Aus Goswin's handschriftlicher Chronik von Marienberg: Anno Domini 1364 secunda vice vermes illi qui locuste dicuntur in istis partibus volaverunt venerunt autem de partibus Ytalie multo plures quam antea in tanta multitudine quod fere illis volantibus circa meridiem aut horam vacandi vix facies celi poterat videri, et ubicunque nocturnum faciebant per turbas, omnia terre nascentia vastavere. *preter vinum et oleva que dicuntur* Rabchraut que minime contigebant, fuerunt autem in partibus illis a festo assumptionis b. Virg. quo supervenerunt usque ad tempus hiemis montes et colles, planum et valles intrantes, vastantes omnia que eorum usui apta erant.« (Di Paulis Sammlung 251 B. N. 4. Bl. 12.)

»Den 18. November 1630 ist herr Magister Johann Keplerus derzeit der führnembste Mathematicus, so den 15. dito gestorben alhier in Regensburg zu Weich St. Peter begraben worden. Ist wie vorig Rudolphi vnd Mathiä also auch Ferdinandi II. Römisch Kays. bestellter wie auch Herzogen zu Friedlandt Hn. zu Wallenstein vnd der Land ob der Ennserischen Löbl. Stände bestellter Mathematicus bis an sein End gewest vnd verblieben. War mein gar guter Freundt, vnd sind erstensmal zu Grätz, als er von Prag wegen Erbschaffts-Sachen mit gar statlich Kays. Schreiben, Irer Dht. recomendirt worden, bekahndt worden. (Tagebuch des Andreas Ochs v. Sonnau; Msc. in m. Sammlung.)

»Stralsundische Bete- und Faste-Tagk, welcher auff die allgemeine Beliebung durch Gottes Gnade den 15. Januarii ist angestellet und gehalten worden. Bei wehrender langwieriger und für der Welt unverschuldeter gewaltsamen Belagerung daselbst. Stralsund, Augustin Ferber 1629, 4 1/2 Bogen in 8.« Es ist hier nicht zu vergessen, daß, obwohl Wallenstein's Heer am Abend vor Jacobi 1628 von Stralsund abzog, dennoch die Kaiserlichen die Provinz nicht verließen, sondern sogar sich nicht lange nachher wieder vor die Stadt lagerten und sie umschlossen. Diese lesenswerthe Beschreibung des Bettages, wahrscheinlich von dem damaligen Superintendenten M. Arnold Stappenbeck, Pastor zu St. Jakob, ist in dem verbesserten Vor-Pommerschen Historien- und Curiositäten-Kalender auf das Jahr 1733 wieder abgedruckt worden; das Original gehört zu den größten Seltenheiten.

Berichtigung. Seite 39, Zeile 4 v. o. ist „Schlagbrücke" statt Schlachtbrücke zu lesen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

**14.** Sonnabend, den 18. Februar **1837.**

## Ueber die Grabmäler der Alten,

mit einem Blick

auf Canova's Denkmal der Erzherzogin Christina.

(Fortsetzung.)

Die Römer legten denselben hohen Werth auf das Begräbniß wie die Griechen. Die eigentliche Beerdigung[1] war bei ihnen lange vor der Verbrennung[2] der Leichen gebräuchlich; aber die Beisetzung der Asche des verbrannten Leichnams wurde für eben so wichtig gehalten, als die Beerdigung des Todten, und wenn auch die Sprache der spätern Römer unter *sepelire* und *sepulcrum* die Verbrennung (combustionem) verstand[3]; so wurde der Asche des verbrannten Leichnams darum nicht minder ein unzugänglicher Ort zur ewigen Ruhe angewiesen. Die in früheren Zeiten mit Wein[4], später mit Wasser besprengte Asche des Verstorbenen wurde nämlich im Aschenkruge, mit wohlriechenden Essenzen[5] vermengt, in einer gemauerten Grabhöhle beigesetzt, und der Eingang zu solcher Grabhöhle mit einer Votivtafel verschlossen, welche den Wunsch ausdrückte, daß den Verstorbenen die Erde unter ihrem schwarzen Mantel Ruhe gönnen möge[6]. Die Grabmäler der Römer drücken alle, noch in ihren ehrwürdigen Ueberresten deutlich erkennbar, durch edle Einfachheit und ernste Form die Grund-Idee jeder Todesstätte: »ungestörte Ruhe« aus. Hadrians prachtvolles Mausoleum (die heutige Engelsburg in Rom) wollte des Todten Ruhe im Grabe mit undurchdringlichen Mauern, mit einer Schutzwehr sichern, hinter welcher nach anderthalb Tausend Jahren sich noch die Lebendigen verkriechen konnten.

Daß aber der Vorsorge der Römer für die Ruhe der Asche ihrer Verstorbenen dieselbe Idee der Griechen (derselbe Aberglaube, wenn man will) von dem Schicksale der Manen der Unbegrabenen zum Grunde gelegen, erhellt aus den Aeußerungen ihrer Redner und Dichter über das traurige Loos der Unbegrabenen. Cicero wählt, um die Schrecknisse des bürgerlichen Krieges zu malen, das Bild der unbegrabenen[1] gefallenen Bürger. Allgemeine Theilnahme erweckte selbst bei seinen Feinden des großen Pompejus Schicksal nach dem Tode; sein Leichnam war nämlich nackt von den Wellen des Meers an den Strand geworfen worden, wo er lange unbegraben lag. Einer seiner dankbaren Freigelassenen fand ihn dort, wusch ihn heimlich und bedeckte ihn mit seinem Gewande; dann verbrannte er mit den Trümmern eines Fischerkahns die Leiche des Helden, und bedeckte dessen Asche mit einem Häuflein Erde; daher man in Rom von Pompejus mit Wehmuth sagte: „Er, der Tempel verdiente, fand kaum ein Grab!“ Den Abscheu der Römer vor dem Entbehren einer Ruhestätte nach dem Tode, finden wir am schönsten und klarsten in Horazens 28. Ode des 1. Buches[2] ausgedrückt, wo

1 In den ältesten Zeiten Roms beerdigte man die Todten daselbst. Plin. Hist. nat. L. VII. c. 54.

2 Einer Verbrennung der Leichen um das Jahr der Stadt 253 finden wir erwähnt bei Dion. Halycar. V. 47.

3 Terent. Andr. T. I. vers. 101. Plin. Hist. nat. L. VIII. Cap. 14.

4 Virgil. Aen. VI. vers. 227.

5 Tibull. III. 2. vers. 23.

6 Sit tibi Terra levis. — Molliter ossa cubent. Ovid. Trist. III. 3. vers. 75. Virgil. Eclog. X. 33. Pers. Satyr. I. 37. Juven. VII. v. 207 oder griechisch — κουφη γηπουτοι καλυπτοι — S. Suid. Lex. in voce κουφος — κουφου Σογυδλι επάνω πέσεις γύναι. Euripid. in Alcest vs 462.

1 » — cerno animo sepultam patriam, miseros atque insepultos acervos civium.« Cicero in Catilin.

2 »Me quoque devexi rapidus comes Orionis
Illyricis notus obruit undis.
At tu, nauta, vagae ne parce malignus arenae
Ossibus et capiti inhumato
Particulam dare sic, quodcumque minabitur Eurus
Fluctibus Hesperiis, Venusinae
Plectantur silvae, te sospite, multaque merces
Unde potest, tibi defluat aequo
Ab Jove, Neptunoque sacri custode Tarenti.

der Dichter einen Unbegrabenen redend einführt, welcher den Lohn der Götter demjenigen verspricht, der ihm ein Grab bereiten würde, und einen fürchterlichen Fluch, der solches zu unterlassen im Stande wäre. Er sagt: (Horazens Oden von H. v. Ramler, Berlin 1808. 8. S. 54, 1. Buch, 28. Ode):

»Mich gab der Sturm, der Orions Hinabgang begleitet,
Den Illyrischen Wellen zum Raube;
Aber, o Schiffer! verweigerst du nicht ungütig ein Häuflein
Sandes den unbegrabenen Schedel
Und Gebein, so müsse, was Eurus Hesperiens Meere
Droht, der Wald bei Venusia büßen,
Du frei ausgehn, reichliche Waare von daher von dorther
Auf dich regnen durch Jupiters Milde
Und die Gnade Neptuns, der über sein gutes Tarent wacht;
Kümmert's dich nicht, auf die spätesten Enkel
Unverschuldte Strafe zu laden, so trifft die gerechte
Rache für deine Härte dich selbst wohl:
Ungerächt wird dieß mein Flehen nicht bleiben, und dich wird
Kein Sühnopfer entsündigen können.
Eilst du, so wirf, es bedarf nicht langer Weile, nur dreimal
Staub auf mich, und fahre dann weiter.«

„Kein Sühnopfer“ also konnte denjenigen „entsühnen,“ welcher dem Unbegrabenen die Ruhe im Schooße der Erde verweigerte! —

(Schluß folgt.)

---

## Die Universität zu Wien
### um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Am 1. Jänner 1554 wurde die neue Reformationsurkunde den Mitgliedern der Universität zur Unterzeichnung vorgelegt, wenige Tage hierauf öffentlich angeschlagen, und im Hofe des Gymnasiums sämmtlichen Schülern vorgelesen. Die Hauptartikel derselben waren: Bestätigung und Erneuerung der alten Privilegien, Gehaltsvermehrung der Lektoren und Befreiung aller Inskribirten von den gemeinen Steuern, wie dieses schon von den Gründern der Universität festgesetzt worden war. Zu den näheren Bestimmungen gehört vorerst die dem Rektor Magnifikus im Vereine mit dem Superintendenten und Consistorium ertheilte Vollmacht, alle Lehrkanzeln, keine ausgenommen, zu vergeben. Doch soll kein Professor zugelassen oder angestellt werden, der nicht entweder bereits einen anerkannten Ruf hat, oder früher durch eine strenge Prüfung als würdig befunden worden. Auch sollen die neuernannten Professoren dem Statthalter, Kanzler und den übrigen Räthen des Regiments namentlich angezeigt und vorgestellt werden, welche hierauf jene zu bestätigen haben, wenn nicht gerechte Gründe zur Verneinung, oder andere gesetzliche Hindernisse vorwalten. Zugleich wird ferner verordnet, daß bei Vertheilung der öffentlichen Vorlesungen keine Persönlichkeit, sondern nur der Grad der Würdigkeit bestimmen, und daß jeder Professor den Schülern sogleich nach der Stunde über die angeregten Zweifel die nöthigen Aufschlüsse geben soll. Einer ganz besonderen Quelle des bisherigen Uebels aber begegnete das Verboth, die pflichtgemäßen Lesungen, ohne hinreichenden Grund und ohne Vorwissen des Rektors oder des betreffenden Dekans, durch Substitute halten zu lassen. Es war nämlich früher nichts Seltenes, daß der eine oder der andere Professor, um der Verantwortlichkeit zu entgehen, nichts desto weniger jedoch zur Förderung seiner geheimen Absichten, sich von neu angekommenen Gelehrten mehrere Stunden hindurch ersetzen ließ, welche denn ohne Scheu diese Gelegenheit benützten, den Samen der Neuerung und des Widerstandes auszustreuen. —

Nicht minder erscheint als eine höchst zweckmäßige Einrichtung die Verminderung der einst vorgeschriebenen, so genannten Fakultätszeit. Wer von nun an fünf Jahre die Vorlesungen der ordentlichen Professoren, in der Theologie sowohl, als in der Medicin und Jurisprudenz gehört, und eine strenge Prüfung bestanden, sollte zum Doctor promovirt werden können, dabei aber diese kurze Zeit unter keiner Bedingung eine weitere Abkürzung zulassen. Der allenthalben fühlbare Mangel an Geistlichen machte wohl zunächst eine kürzere Studienzeit wünschenswerth;

---

Negligis, immeritis nocituram
Postmodo te natis fraudem committere forsan?
Debita jura vicesque superbae
Te maneant ipsum: precibus non linquar inultis;
Teque piacula nulla resolvent.
Quamquam festinas, non est mora longa, licebit
Injecto ter pulvere, curras.
Horat. Carm. I. od. XXVIII. vs. 21 seqq. curante T. S. Millero. Berolini 1761 8. pag. 23.

übrigens ist es gewiß, daß für den damaligen Standpunkt der Wissenschaften selbst die fünf Jahre noch immer mehr als zu viel waren; allein Ferdinand wollte dadurch nicht so sehr eine schnelle Zunahme bewirken, als vielmehr — tüchtige Männer erhalten. Dahin zielte denn auch vorzugsweise die fernere Bestimmung, daß der Universitätsrath überlegen wolle, wie außer der Goldbergischen Stiftung noch andere Häuser gewonnen werden können, in denen arme Studierende Unterkunft und Versorgung finden, da gerade aus diesen oft die gelehrtesten und um den Staat verdientesten Männer hervorgegangen sind [1]. Wie sehr übrigens das Bestreben Ferdinands, so viel als möglich das Studieren zu erleichtern — ohne Widerrede eines der schönsten Zeugnisse für dessen echt humane Gesinnungen — nach allen Seiten hin sich ausbreitete, beweist auch die sorgsame Beachtung der Klagen, welche häufig über die Theurung der Schulbücher geführt wurden. Er verordnete daher, in demselben Reformations-Edikte, mit Hinweisung auf den Eid, an den die Buchhändler *beim Kaufe und Verkaufe* ohnehin gebunden waren, daß der Rektor Magnifikus und die Dekane der vier Fakultäten mit jenen die nöthige Uebereinkunft treffen und für die Schulbücher einen billigen, entsprechenden Preis feststellen sollen. Schließlich ward noch eine Commission niedergesetzt, die aus dem Rektor, dem Superintendenten und den vier Dekanen bestand, und jährlich wenigstens einmal zu untersuchen hatte, ob auch alle die gemachten Verfügungen in voller Wirksamkeit fortdauerten.

Kurz nach Bekanntmachung dieser Reformationsschrift erließ Ferdinand ein neues Edikt, wodurch die Anzahl der Professoren und das Verhältniß ihres Gehaltes festgesetzt wurden, was um so nothwendiger erschien, da jene bisher fast immer schwankend gewesen, und häufig aus keinem anderen Grunde, als der leidigen Unsicherheit wegen, in welcher die Professoren in Rücksicht ihres Lebensunterhaltes fortwährend standen. Um Aehnliches für die Zukunft zu verhüthen, bestimmte Ferdinand, daß die Universität ihre Einkünfte an die Regierung abtreten, dafür aber von dieser das Doppelte zur Förderung derselben verwendet werden soll. Gleichzeitig ernannte er auch in der Person des berühmten Kanzlers, Albert v. Widmanstad, einen Vertreter und Protektor, zu dem der Universitätsrektor mit seinem Consistorium im nöthigen Falle recurriren konnte und sollte. Der Status der Professoren aber war folgender: In der Theologie erklärte Leonhard Villinus die heilige Schrift; zwei andere Doktoren [1] lasen über scholastische Theologie; der erste hatte 170, von den beiden letzteren jeder 140 fl. Besoldung. Die juridische Fakultät zählte vier Professoren: Laurenz Kirchamer trug das Kirchenrecht vor; Martin Bondenari und mit ihm Stephan Hauptmann das Privatrecht und Sigmund Oeder die Institutionen. Der erste hatte 170, der zweite wegen anderer Verdienste 300, und die beiden letzten erhielten 100 Gulden. Die medicinischen Wissenschaften lehrten Franz Emerich, Wolfgang Lazius und Johann Schrötter; jener mit 150, diese mit 120 fl. Besoldung. In der philosophischen Fakultät lehrte Laurenz Zadesius Grammatik, Georg Muschler Dialektik, Nikolaus Polites Rhetorik, Wilhelm Coturnossius Physik, Andreas Dadius Logik, und der systemisirte Gehalt jedes Einzelnen betrug 80 fl. Für die Mathematik waren drei Lehrer bestellt: Paul Fabricius und Georg J. Rhetikus mit 100; Bartholomäus Reisacher mit 80 fl. Caspar Pirpach hielt Vorlesungen über Ethik, Lukas Gutenfelder über Poesie; das Hebräische erklärte Andreas Blank; das Griechische Peter N. Amadonus zugleich mit Wilhelm Postell, der auch die Anfangsgründe der arabischen Sprache lehrte. Der letzte hatte einen Gehalt von 200, die übrigen aber von 100 fl.

Wir haben bereits Mehrere der Genannten kennen gelernt, und unter ihnen Einige von bedeutender Gelehrsamkeit gefunden; hier mag es denn auch am rechten Orte seyn, von den übrigen nähere Notiz zu nehmen, um so den ganzen Umfang der Mittel zu überblicken, welche zur Hebung des Studienwesens wirksam gewesen sind.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Beiträge zur vaterländischen Rechtsgeschichte.

### IV. Von dem Stand des wachs 1360.

In dem Sechtzigisten Jar des nachsten pfinztags nach

---

1 — cum ex iisdem Doctissimi et de republica optime meriti viri saepe prodierint.

1 Der Conspectus nennt zum Jahre 1555 die beiden Jesuiten, Peter Canisius und Nikolaus Lanoy; welche Angabe wir dahingestellt seyn lassen.

sannd Bertlens tag, hat der Rat der Stat zu wienn durch der Stat ern nutz vnd frumen willen mit gemainer frag vnd vrtail ersunden, ertailt vnd ausgesatzt, das man auf den Tischen an dem hohenmarckht an den wechselpenckhen fürderlichen wachs vail haben sol in der weise vnd rechten als man das engegen aber, auf dem Tischen von vischmarckht hin zu tal, vncz an das gessl besunderlich alles glas das man von venedig herpringt, oder von wanne man in herpringt, vail hat, vnd vail haben sol als es in disem puch geschriben stett.

---

## Miscellen.

Existirt irgendwo des Constanzischen Jesuiten, Professors und Missionärs, Andreas Arzet, Genealogia Montfortica, Cedrus Montfortica, oder wie dessen Schrift heißen mag?

B.

---

„Allerhand lustige Kriegs Lieder, der sehr starken Stralsundischen Belagerung betreffend, Geschehen im Jahr 1628. Monats Maij, Junij vnd Julij. Gedruckt im Jahr MDCXXX. 4.“ Aus dieser, sechs hochdeutsche und ein plattdeutsches Stück enthaltenden Sammlung sind bereits drei Lieder in erneuter Orthographie von Dr. Zober mitgetheilt worden, nämlich das erste als Anhang seiner Geschichte der Belag. Stralf. ꝛc. (Stralf. 1828. 4.); das zweite, angeblich historische Parodie eines geistlichen Liedes, in der Stralf. Wochenschrift: Sundine, Jg. 1829, Nr. 29, und das letzte hochdeutsche als Anhang zu seinen Ungedr. Briefen Wallensteins ꝛc. (Stralf. 1830). Einen hie und da bessern Text von zweien dieser Lieder, des plattdeutschen und jener Parodie, kennen wir noch als alten Druck unter dem Titel: Stralsund. Lied zu den Zeiten Wallensteins. 1627. 4 Bl. 4.

---

Nach Johannes Müller soll Junker Antheim zur Porta, zu Flüelen bei Altdorf seßhaft, der in der Sempacher Schlacht seinen eidgenössischen Mitstreitern die feindlichen Glänen zu zerschlagen den Rath gab, dabei umgekommen seyn; — nach Dörflinger's (weiland Caplan's zu Münster) Handschrift aber vom Sempacher Krieg, in der Bibl. des Gotteshauses zu St. Urban befindlich, den Habsburgischen Löwen von Herrn David von Jünkerburg getragen, erobert und mit sich heimgebracht haben.

---

„Den 28. Mai 1605 haben Freibeuter, darzu sich auch west loß gesindt, thails so zu Gräz auß der Soldateska und Quardia wegen vbl verhalten außgemustert worden, vnd auch Türken geschlagen, item Tarttarn ꝛc., ain Straiff vnd Einfall in das Landt Steyr gethan, Fürstenfeldt eingenomben, geplündert, Item Felspach vnd andere vill märkt vnd Dörffer in Prandt gesteckt. Des Stainpeiß aines des Ritterstandts Edlmanns Sitz vnversehens vberfallen, ja auf die anderthalb Meill nach Gräz zuegestraiffet, allso daß ain solcher Jammer, Forcht vnd Flucht drauß worden, daß vill hundert Menschen ir beste Sachen nach Gräz und auf die nächstgelegenen Perckschlösser geflüchtet. Haben vill Menschen vnd auch Viech mit sich hinwegh. Da war kain Defension noch gegenwöhr, hat ethlich tage gewehrt. Jre fürstl. Dht. wie auch Ertzherzog Max. Ernestus waren zu Prag. (Tagebuch des Ochs von Sonau in meiner Sammlung.)

---

Der Codex Nr. 69 zu Kremsmünster enthält: »Collectionem Tabularum de equacionibus motuum solis et lune compillatam ex tabulis alphacii (Alphonsi) regis Hyspanie. 66 Bl.

---

Den 16. Februar vmb 8 Vhr zu der Nacht sein von Gravlich Herrn vnd Ritterstandts Frauen, deren XII einerlei gekleidet gewest, nach hoff in stattlicher Maskarade kommen, wellche, alls auf die vorgangene Avisa, alles darzu, sonderlich die fürstlich statliche musica, Auch die Fürsten, Fürstinen, Frauenzimer, Cammerherren vnd officier präeparirt, statlich sein angenohmben vnd auff den Sall vor der Ritterstuben belait worden, allda die fürstlichen Persohnen sambentlich gesessen vnd Jerer gewartet, Alls nun die Reverenz vnd erzaigung beschehen, hat aine aus den Masca: Frauen, So ain brinende Fackl vom weyssen Wax schön mit gold vnd farben in der lincken handt (dergleichen die andern Eylff gehabt) gemald, halltundt, den Regierunden Fürsten aufgezogen zum Tanth, da er wie die Frauen nachtantzen müssen. Ein andre hat die regierunde Fürstin, die dritte Ertzherzogen Maximilianum Ernestum in voriger manier aufgezogen vnd getantzt, vnd sollichés hat neben andern mehr schönen Freuden bis auff 12 Vhr continuirt. Regiererin oder Inventrix dieses werckhs war die Frau Gränitz Obristin von Trauttmansdorff Freyherin, geborne Riedterin aus Bayrn.

---

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

15. Mittwoch, den 22. Februar 1837.

## Serbische Sitten.

Die serbische Literatur besteht erst seit sechzig Jahren, und doch hat sie sich schon den ungetheilten Beifall der ergrauten Fremd-Literatur erworben, welchen sie freilich wohl nur unserm deutschen Vaterlande verdankt, dem es wahrhaft zum Lobe gereicht, alles Schöne und Gediegene auf heimischen Boden zu verpflanzen. Die ehrenvollste und billigste Aufnahme fanden die Volkslieder, weil sie, russisirende Schminke und das Gemenge von Kirchen- und Volkssprache verschmähend, echt serbisch, überdieß wahrhaft poetisch sind; wie überhaupt »poetische Naturen in Nordländern — auch die große Welt ist der geborne Norden des Geistes — nichts weiter als Elephantenzähne in Sibirien sind, die unbegreiflich an einem Orte abgeworfen werden, wo der Elephant erfriert.«

Da es nun der Lesewelt einiges Interesse gewähren könnte, sowohl zur Verständigung serbischer Schriften, als der Sache selbst willen, über Sitten, Feste und religiösen Glauben dieses Volkes aus seinem eigenen Munde Aufschlüsse zu erhalten: gedenkt der Mittheiler vorliegender Zeilen aus Vuk Stefanovitj, dem lebendigen Orakel serbischer Volkspoesie, solche zu liefern. Vor Allem wird eine kurze Geschichte der Volkslieder als Einleitung nicht am unrechten Orte seyn.

Alle serbischen Volkslieder werden eingetheilt in männliche oder Heldenlieder, die von Männern mit Begleitung der Gusle, und in weibliche oder Scherz- und Liebes-Lieder, die sowohl von Frauen und Mädchen als auch von jungen Männern gesungen werden, und zwar ein- oder zweistimmig. Scherzgedichte singen die Serben lediglich der Unterhaltung wegen; männliche zur Belehrung und Aufmunterung; deßhalb sieht man bei jenen mehr auf die Melodie als auf das Gedicht, bei diesen gilt aber der umgekehrte Fall. Heldenlieder werden heutigen Tages am häufigsten in Bosnien, in der Herzegowina, in Montenegro und den südlichen gebirgigen Gränzen Serbiens gehört, wo durchgehends in jedem Hause eine Gusle, besonders in der Wohnung des Hirten ist, so wie man selten jemand findet, der damit nicht umzugehen wüßte; da sogar viele Weiber und Mädchen zu diesem Instrumente singen. An den untern Gränzen Serbiens[1] (um die Save und Donau) sind sie seltener; höchstens wird man in jedem Dorfe, vorzüglich an der linken Seite der Morava, noch eine finden. In Sirmien aber, in der Batschka und im Banat findet man die Gusle nur mehr bei den blinden Bettlern. Die Scherz- und Liebeslieder sind hier am beliebtesten, wo es weniger Heldenlieder gibt, denn gleichwie in den unteren Gegenden die Leute weichlicher sind, so sind auswärts auch die Weiber männlicher, und denken mehr an Heldenthaten als an die Liebe, oder ist es vielleicht auch darum, weil dort Weiber und Mädchen mehr in Gesellschaft leben?

In den Orten, wo noch Volksheldenlieder gesungen werden, trifft man kaum Jemand, welcher nicht einige wüßte; es gibt aber Leute, die über fünfzig und mehr kennen, und diesen ist es ein Leichtes, neue zusammenzusetzen. Gleichwie nun gut gelaunte Greise und Jünglinge Scherzlieder dichten, so besingen Andere kriegerische, berühmte Ereignisse. Heldenlieder werden größtentheils durch blinde Bettler, Reisende und Räuber verbreitet. Die ersteren haben die Poesie zu ihrer Dienerin herabgewürdigt. Ihre Wirkung auf das Gemüth wohl verstehend, gehen sie von Haus zu Haus, singen überall ein Lied, und bitten dann um eine milde Gabe; dazu aufgefordert, singen sie auch mehrere. An Feiertagen aber wallfahrten sie nach Klöstern und Kirchen, und auf Märkte, wo sie den ganzen

1 Der dem österreichischen Gebiete zugekehrte nördliche Theil.

Tag hindurch zur Gusle singen. Eben so ist es gebräuchlich, wenn ein Reisender beherbergt wird, daß man ihn Abends ersucht, mit Begleitung der Gusle die Lieder seiner Gegend ertönen zu lassen; auch hat an den Straßen jede Schenke ihre Gusle, auf welcher Reisende spielen, während andere zuhören. Räuber, welche bei Tage in ihren Schlupfwinkeln verborgen liegen, lassen sich's zur Nachtzeit wohl ergehen, und singen das Lied vom Räuber.

In Bezug auf das Alter ist es wahrscheinlich, daß es ältere Scherz- als Heldenlieder gibt; denn Heldenlieder finden sich wenig ältere vor, als die Schlacht am Amselfelde ist, und ältere, als vom König Nemanitj gibt es gar nicht; unter den kleineren d. h. Scherzliedern sind aber vielleicht auch über tausend Jahre alte, als z. B. die der Königinen und der Dodola [1]. Die Serben mögen wohl auch vor jener Katastrophe am Amselfeld Heldenlieder gehabt haben, und wahrscheinlich hat jenes Ereigniß die Nation so hart getroffen, daß sie für Alles den Sinn verlor, was bis dahin geschehen, und von nun an neuerdings anfing, ihre Geschichte in Lieder einzukleiden. Die heutigen Heldenlieder sind beinahe durchgehends aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von küstenländischen Helden und Emigranten, die sich aus der Herzegowina und aus Bosnien ins Küstenland unter venetianischen Schutz flüchteten, von da auf Abenteuer (wie Räuber) auszogen und das venetianische Gebiet gegen die Türken vertheidigten. Aehnliche Lieder singen auch die Serben muhamedanischer Religion; nur handeln diese größten Theils davon, wie die Ihrigen Meister und Herren geworden, und christliche Mädchen und Frauen entführt haben.

---

Wir beginnen unsern Cyklus mit dem **Weihnachtsfeste**. Dieses wie alle übrigen hat sein Vorfest. Am Vorabende müssen zwei oder drei Pfühle Cerreiche gefällt und wenn der Abend heranbricht, vom Hausherrn nach Hause getragen und aus Feuer gelegt werden. Wenn er mit den Scheitern ins Haus tritt, sagt er: »Guten Abend! geehrt sey Euch der Scheitertag.« Aus dem Hause aber besprengt ihn Jemand mit Getreide [2] und antwortet ihm: »Gott gebe ihn Dir glücklich.« In der Herzegowina, wo es große Besitzungen gibt, führen sie die Scheiter mit 6, ja 8 Ochsen herbei. Mit diesen nun ist eine eigenthümliche abergläubische Sitte verbunden. Jedes Haus wählt sich jährlich oder hält sich beständig einen Loosmann, den sogenannten Besucher, von welchem das Glück oder Unglück des ganzen Jahres abhängt. Er kommt am Morgen des Christtages, bringt im Aermel Getreide, ruft bei der Thür: »Christus ist geboren,« und streut Getreide mit der Hand aus; aus dem Hause aber bestreut ihn Jemand mit dem Gegengruß: »Wahrhaft geboren;« alsdann behaut er die Scheiter, wo sie brennen, mit der Feuerschaufel, daß die Funken davon sprühen, sagend: so viel Rindvieh, so viel Pferde, so viel Schafe, so viel Schweine, so viel Bienenkörbe u. s. w.; hernach zerwühlt er die Asche und wirft einige Para [1] oder größere Münzen (je nach dem Vermögen) hinein, auch bringt mancher ein Bündel Flachs und hängt es ober der Thür auf. Wenn ihm nun ein Sitz angetragen wird, und er sich setzet, hängen ihm die Weiber eine Bettdecke um, damit sie eine dicke Sahne bekommen.

Nachdem sie ihn bewirthet mit Branntwein und er etwas zum Scherze dafür verpfändet hat, geht er nach Hause, kommt aber wieder zum Mittagmahle, wo sie ihm bis spät in die Nacht zutrinken. Oft besauft er sich bis zum Ekel (ein gutes Vorzeichen!). Wenn er nach Hause geht, geben sie ihm ein Halstuch, Strümpfe, Oberstrümpfe und Kuchen. So viel von den Bränden und dem ersten Besucher.

Im Verlaufe des Abends hernach singen sie und erfreuen sich. Wenn sie Morgens aufstehen, geht ein Mitglied des Hauses fort, bringt zuerst Wasser, dann Getreide und besprengt damit das Wasser (als ob er es begrüßte), wenn er zu demselben kommt. Mit diesem Wasser begießen sie das Weihnachtsbrot [2], die Mahlzeit und die Hausknechte. Bei vorgerücktem Tage füttern sie zuerst die Heerde und begeben sich hierauf zur Mahlzeit (zuvor aber feuern sie einige Flinten ab; so auch Früh Morgens beim Aufstehen). Es versammeln sich alsdann Alle um den Tisch, bethen, eine Wachskerze in der Hand haltend, und geben sich nach der Reihe den Friedenskuß, indem sie zu einander sagen: »der Friede Gottes sey mit uns! Christus wird geboren, wahrhaft geboren; beugen wir unsere Knie vor Christus und seinem Geburtsfeste.« Hierauf nimmt der Hausherr alle

---

1 In diesen findet man unbestreitbare Spuren heidnischer Zeiten. Wir wollen von ihnen später Beispiele liefern.

2 Eine sehr gebräuchliche Art sich zu begrüßen.

---

1 Eine kleine vom Winde leicht zu verwehende türkische Silbermünze.

2 Das Weihnachtsbrot muß die Hausmutter Früh am Christtag einteigen aus Weizenmehl wie die Pogatschen. Gebräuchlich ist es, in dieses Brot eine halbe Para oder eine andere Silber- oder Goldmünze hinein zu legen; beim Mahle nun brechen sie das Brot, und geben davon jedem ein Stückchen; in dessen Theile die Münze ist, der wird das kommende Jahr der Glücklichste seyn.

die Kerzen in die Hand, stellt sie in eine Schüssel mit Getreide, brennt sie ein wenig an und löscht sie wieder mit jenem Getreide aus, das nun die Frauen den Hühnern geben, damit sie fleißig Eier legen. Beim Beginne der Mahlzeit verkosten zuerst einige die Käse, andere den Braten, manche aber vor Allem ein Glas Weinsuppe [1]; Branntwein jedoch trinken viele nicht, weil er da hitziges Fieber verursacht. Zur Hälfte der Mahlzeit stehen sie zum Lobgesang auf, und brechen einen Kuchen gerade so wie am Patron-Tag, nur fehlt der Weitzenkuchen. Man speist gewöhnlich aus einem Sack (es wird ein leerer Sack auf dem Tischtuche ausgebreitet) und der Tisch wird drei Tage lang nicht aufgehoben, noch das Zimmer gefegt. An diesem Tage sich vollzusaufen, ist keine Schande; daher das Sprüchwort der Weiber: Wenn ich mich vollgesoffen habe, war es zu Weihnachten, wenn ich mein Gesicht enthüllt, war es gegenüber meinem Brautführer. Das Fest hat auch seine Octave: bis zum Neuenjahre ist der Gruß gebräuchlich: »Christus ist geboren,« und die Antwort: »Wahrhaft geboren.« Eben so, wenn man trinkt, statt des gewöhnlichen Toastes: Thue Bescheid, oder: Zur Gesundheit.

(Forsetzung folgt.)

---

Ueber

# die Grabmäler der Alten,

mit einem Blick

## auf Canova's Denkmal der Erzherzogin Christina.

(Schluß.)

Blicken wir nun nach diesem Eingange, welcher vielleicht manchem Leser als eine überflüssige Wiederhohlung bekannter Dinge erscheinen dürfte, auf das *Grabmal Christinens von Canova*, und wir werden finden, daß eine Darstellung der griechischen und römischen Ansicht vom Grabe keineswegs überflüssig ist, wenn über die Idee eines im antiken (römischen) Geschmacke ausgeführten Todten-Denkmals ein richtiges Urtheil gefällt werden soll. Auf den ersten Anblick vermissen wir an *Canova's* meisterhaft ausgeführtem Grabmale den *Grund-Charakter des griechischen oder römischen Grabes, die Ruhe des Todten* (des *Aschenkruges*) *im unzugänglichen Grabe. Die Asche der Verklärten ist erst auf dem Wege zur Ruhe.* Daher zerfällt, um des Mangels der *einzigen Idee* der griechischen Grabstätte, *Canova's* Denkmal in *zwei gesonderte Theile*, in den *Leichenzug*, und in das *eigentliche Grabmal*, wohin die Asche *erst gelangen soll*. Die *Pyramide* enthält wohl in der einfachen Aufschrift »Uxori Optimae Albertus« ihre Bestimmung deutlich ausgedrückt, aber sie ist *noch offen*, sie ist ein Grab, welches die Asche, für *die es bestimmt* ist, nie aufnehmen wird [1], daneben aber sehen wir in schneidendem Contraste mit der Idee der Alten vom Grabe einen römischen Aschenkrug, der ewig *außerhalb der Ruhestätte* bleibt, die ihm mit königlichem Aufwande bereitet worden. Beleuchten wir die Marmorgruppe an der Pyramide mit der *Blendfakel*, in deren Scheine die herrlichen antiken Gebilde in den Gallerien von *Florenz* und *Rom* des Nachts sich zu verklären scheinen, so gewahren wir das traurige Schauspiel eines (um uns so auszudrücken) *versteinerten Leichenzugs*; der Schreiber dieser Zeilen will nicht verhehlen, daß bei diesem Anblick nicht selten der Wunsch in ihm erwachte, ein guter Geist möge die Urne aus den Händen der Tugend nehmen, sie in das Innere des Grabmals bringen, und dieses mit einer Steinpforte verschließen. Wer sieht nicht dem Ende eines Leichenzuges mit leichterer Brust entgegen? wer gräbt ein Grab und stellt den Sarg, für den es bestimmt, an den Rand desselben, ohne ihn je hinabzulassen, und mit Erde zu bedecken? — Ein griechisches oder römisches Auge müßte in dem Denkmale mit bittern Gefühlen, die sich nach dem Vorangeschickten leicht errathen lassen, nur *eine Unbegrabene* gewahren, und im Stillen dem Künstler grollen, welcher der Asche den Weg zur Ruhe gezeigt, und ihr doch die *Tantalische Qual* bereitet hat, ewig am Eingange in eine Grabstätte zu harren, die sie niemals aufnehmen wird. Der innere Widerspruch des Leichenzuges, der nie an sein Ziel gelangt, mit der Ansicht eines Grabmals *im Sinne der Alten* erscheint uns daher offenbar und beleidigend, und wir glauben damit unser Urtheil begrün-

---

1 Diese ist eigentlich ein warmer mit Honig und Pfeffer angesetzter Wein.

1 In dieser Hinsicht erscheint das von *Birkenstok* zu seiner oberwähnten poetischen Beschreibung dieses Denkmals aus *Ovid* (Fastor. L. III) gewählte Motto: *compositus cinis*, tumulique in marmore carmen, als eine bittere Satyre auf das Grabmal, denn die *Asche ist dort nicht beigesetzt*, und die Grabespforte kann keinen Wunsch für die Ruhe der Todten ausdrücken, denn das Grab ist und bleibt unverschlossen.

det zu sehen, wornach die Idee des Denkmals in sich selbst nicht einig und darum keine der glücklicheren des großen Künstlers seyn dürfte.

Die Asche der Todten verlangt aber nicht bei den Griechen und Römern nur, sie verlangt bei allen Völkern der Erde die ersehnte Ruhe im Hafen des Grabes nach den Stürmen des Lebens, und darum befremdet das Hinsetzen des Aschenkruges an die Pforte des Grabes auch das Auge und das Gemüth des Christen, der seinen heimgegangenen Lieben ein herzliches »Ruhet im Frieden« nachruft. Ueber der Ruhestätte der Begrabenen findet der Künstler stets noch ein weites Feld, die Symbole der Verklärung ihres besseren Theils, und manche Erinnerung an ihr Wirken im Leben anzubringen. Finelli's Grabmal der Frau von Rottmann zu Penzing nächst Wien, welches man längere Zeit hindurch dem Meißel Canova's[1] zuschrieb, läßt die Psyche der Verewigten, den Schleyer des gegen den Himmel gewandten Antlitzes lüftend, der ruhenden Asche entschweben, dem Leben des Geistes ist also hier das Seinige gezollt, aber auch dem Leibe ward, wornach er verlangte — die ewige Ruhe.

Das Ganze des Denkmals, dessen Idee wir hier zu würdigen gewagt haben, erinnert an den Vorwurf, welchen Kenner den Werken Canova's im Allgemeinen gemacht haben, daß seine Darstellungen nämlich sich oft zu sehr dem Gebiete der Malerei nähern, wie sich die Gemälde der ältern deutschen Schule nicht selten in jenes der Plastik verloren. So können wir auch das Gemälde eines Leichenzuges noch gelten lassen, weil das gemalte Grab keinen andern Zweck als jenen der Darstellung eines Grabes hat, die Pyramide von Marmor dagegen ist ein wirkliches Grab, der steinerne Leichenzug dahin vernichtet aber, wie wir oben erwähnten, den Zweck desselben.

Fühlen wir uns gleich nicht berufen, unser Urtheil über ein großes Werk des großen Meisters den Urtheilen eines Goethe (über das Grabmal Clemens XIII.), August Wilhelm Schlegel (über den Theseus), Fernow (über das Denkmal der Frage und über den Kreugos und Damoxenos a. a. O.) u. a. m. anzureihen; so glaubten wir uns doch dazu berechtiget, es der Einsicht gründlicherer Kenner der Kunst und des Alterthums zu unterziehen, um von diesen vielleicht durch überzeugende Gegengründe eines Besseren belehrt zu werden.

[1] Die Aufklärungen über dieses Denkmal, welche beweisen, daß nicht Canova, sondern Peter Finelli aus Florenz unter den Augen des Ersteren der Verfertiger dieses Denkmals gewesen, finden sich im Wiener »Conversationsblatt« Jahrg. 1820. Nr. 80, S. 739 und Nr. 83 S. 789. seqq.

## Miscellen.

Den 21. Septembris 1601 Ist ier Hochw. Herr Melchior Glesselius, Bischofe zu Wien vnd Neustatt (hernach auch Cardinal worden) auf Ertzfürstlich ersuechen zu Grätz aukhomben, zimblich bei Nacht. Dieses Bischofs war deßwegen dahin begehrt, weil die Zeit nunmehr vorhanden, daß Ertzherzog Leopoldus zum Bischove zu Passaw sollte installiert werden. Er nebens des Bischoffs Martin von Seggaw ime geferten geben vnd in den Bischofflichen Sachen assistirn vnd treulichist vnterweisen wollen.

Den 29. September 1601 liessen Jer Fürstl. Dht. Ertzherzog Ferdinandus ein Ansehentliche procession, darbey sich alle fürstliche Persohnen fanden, auch Bischoffe Glessel von der Schloß Kirchen zum heyligen Blueth oder Pfarrkirchen vmb glückh vnd Sig wider den Türckhen vnd alle Ketzer halten. Bischoff Glessel verrichtete die Predigt. Sein Thema war von Anruffung der heylligen, vnd derselben Fürbitt. Die vorvergangene Nacht war ein erschrecklich Zaichen am Himmel, gegen den Niedergang von vielen Menschen mit grossem Beseufzen gesehen. Anfang dieses Monats hat der Oberst zu Pest Jägenreutter, ein Land ob der Enserischer Landman, aus verzagter weiß, war noch kein feindt da, den Abzug genomben. Ist lang gefangen gelegen, doch letztlich aus gnaden ledig gelassen worden. (Tageb. des Ochs von Sonnau in m. Sammlung.)

Berichtigung. Im letzten Blatte der Zeitschrift haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen, die folgender Verbesserung bedürfen: S. 51, Note, letzte Zeile, lies Injecto statt Inzecto, S. 56, Spalte 1, Z. 9 v. o. Anthoni st. Antheim, Spalte 2, Z. 1. v. o. sonst st. west, Z. 6 Feldbach st. Felsbach und Z. 21 ist nach: »Den 16. Februara einzuschalten: »(Grätz 1605).«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

16. Sonnabend, den 25. Februar 1837.

## Serbische Sitten.

(Fortsetzung.)

### Der Patron-Tag.

Jeder Serbe hat einen Tag im Jahre, den er heiliget, den Patron-Tag. Der Hausvater ist das ganze Jahr hindurch besorgt, wie und mit wem er diesen Tag verherrlichen soll. Am Vorabende vor Anbruch der Dämmerung ladet ein junger Bursche alle Einwohner des Dorfes, die nicht eben diesen Tag feiern, ein: er nimmt vor jedem Hause seine Kappe herab, und fängt gewöhnlich so an: »Gottes und Euer Haus! es grüßt Euch der Vater und bittet Euch, daß Ihr Abends zu einem Becher Branntwein kommet, um uns zu besprechen und eine Weile der Nacht zu verkürzen; was der heilige Patron bringen wird, wollen wir Euch nicht vorenthalten. Kommet! thut uns nicht das Leid an, nicht zu kommen!« Wenn es noch später wird, geht zu dem Einen der Hausvater, zu dem Andern schickt er den Sohn, zum Dritten den Miethknecht (Weiber dürfen bei der Nacht wohl nicht fortgeschickt werden) oder sonst Jemanden vom Hause, um abermals einzuladen. Beim Hausvater angelangt, grüßen die geladenen Gäste also: »Guter Abend! geehrt sey dein heil. Tag, mögest du ihn feiern viele Jahre in Gesundheit und Freude!« Manche reichen ihm auch einen Apfel oder in den Städten eine Limonie dar, Freunde aus andern Dörfern kommen auch ungeladen. Hier nun nachtmahlen Alle, trinken, besprechen sich, und singen bis spät in die Nacht. Beim Nachhausegehen sagt der Hausvater zum Abschied: »Kommt auch morgen auf einen Becher Branntwein,« und so ladet er jeden Tag vom Abendmahl zum Frühstück, und bei diesem zum Mittagmahl ein; die Freunde aber bleiben beständig da.

Zum Mittagmahle des Festes muß auch der Pope kommen, um den gekochten Weitzen einzuweihen und zu segnen. Zur halben Mahlzeit zünden sie Wachskerzen an, räuchern mit Weihrauch und holen den Wein, dann stehen sie auf zum Gebeth, essen den Weitzenkuchen, trinken sich mit dem Toaste: »Zur Ehre Gottes, die uns helfen kann« zu, und brechen den Patrons-Kuchen, der aus gesäuertem Weitzenmehl zubereitet, und mit dem Hostienmodel gepreßt seyn muß. Sodann singen sie, je zwei und zwei, den Lobgesang:

»Der zu dem Lobgesang
Traubensaft kostet,
Sey uns begünstigt
Hoch von den Göttern!
Schöneres ist nichts
Vor dem Gesange
Und vor der Feier
Freundlichen Mahles.«

Abermals setzen sie sich, und trinkend und essend besprechen sie sich bis zum Morgenthau; der Hausvater aber setzt sich nicht zu Tische, sondern geht mit bloßem Haupte herum und bedient die Gäste mit Wein und Branntwein. Auf gleiche Weise feiern sie das Fest durch drei Tage, nur stehen sie nicht mehr auf zum Lobgesang. Der zweite Tag dieses Festes heißt das Morgenfest, der dritte das Schlußfest; die Freunde jedoch gehen erst am vierten Tage fort. Selbst der elendeste Arme muß seinen Patrons-Tag feiern, sollte er auch gezwungen seyn, ein Thier oder sonst was vom Hause zu verkaufen, um Branntwein und die übrigen Auslagen zu bestreiten. Am häufigsten wird der Nikolai-, Johannes- und Georgi-Tag gefeiert, besonders jedoch das Schutzengelfest; und der einmal angenommene Patrons-Tag verändert sich nicht, sondern bleibt beständig bei derselben Familie: aus diesem Grunde halten sich alle für Verwandte, welche denselben heil. Tag feiern.

---

Am Tage des heil. Georg fängt früh vor Sonnenaufgang die Badezeit im Flusse an; die Frauen aber holen sich Abends Mühlradwasser, damit jedes Uebel, und die Unfruchtbarkeit sich hebe und abfalle, wie das Wasser

vom Mühlrade. Dieses wird mit stärkenden Kräutern angesetzt, über die Nacht gelassen, und des andern Tages baden sich darin die Frauen unter den Lauben des Gartens. Auch ein wichtiger Loostag ist der St. Georgstag, der Anfang des natürlichen Jahres; vor demselben ist es nicht gerathen, das grüne Liebstöckl abzubrechen und daran zu riechen, an demselben aber ziert es alle Gürtel und Halstücher. Gewissenssache ist es, vor diesem Tag Lammfleisch zu essen, heute aber muß jeder Familienvater ein Lamm schlachten, die Nacht des Festes darf nicht verschlafen werden, der Uebertreter dieses Gesetzes muß sich am Markus-, d. h. am folgenden Tage vom Schlafe enthalten; daher auch das Sprüchwort: Der Georgstag ist der Straßenräuber Schlaftag.

---

Der Tag des heil. Johannes wird mit Feuer gefeiert. Er ist ein Festtag von so hohem Range, daß an demselben die Sonne aus Ehrfurcht dreimal stehen bleibt, und so den längsten Tag erzeugt. Am Vorabende ist es Sitte der Hirten, den pechhältigen Bast der Haselnußstaude und des Kirschbaumes um die Hürde herum zu verbrennen. Sie lösen nämlich den Bast ab, stecken ihn in Holzkloben, und binden diese in große Bündel zusammen; am Vorabende nun, sobald es dunkel geworden, zünden sie die Kloben an, tragen solche um die Hürde herum, und begeben sich, nachdem sie einige in den Hürden brennend stecken gelassen, mit den Uebrigen auf einen Hügel, wo bei diesem Fackelscheine getanzt wird. Auf gleiche Weise wird am Vorabende des St. Peter-Festes Pechbast verbrannt. An einigen Orten aber, wie in Sirmien, sammeln die Mädchen Waldstroh[1], das bei den Serben Johannesblume heißt, unter verschiedenen Gesängen, winden daraus Kränze, und werfen sie vor den Dachvorsprung des Hauses, oder binden sie an die Zäune.

---

Religiöser ist die Feier des Armen-Seelentages, der auf den Samstag vor der Fastnacht der großen Faste fällt, und jener ganzen Woche den Namen der Armen-Seelen-Woche gibt. Da nun hat herkömmlicher Weise der Serbe Wachskerzen bereit für alle Todten, deren Andenken er feiert, und auf einem besonderen Todtenzettel vorgemerkt hat. Jede Kerze wird zum Heil eines der Verblichenen bestimmt, angezündet und verbrannt, zu Hause in den entlegenen Orten, vor dem Altare in der Kirche, wenn diese oder ein Kloster nicht entfernt ist. Seinen Todten-Register überreicht er dem Priester, der aller Dahingeschiedenen beim Gottesdienste gedenkt, während welchem ersterer seine Kerze anzündet. Nach dem Momento erscheinen die Akolythen mit dem Wasserbecken und Körben, löschen die Kerzen aus, und sammeln sie zum Gebrauch der Kirche. Andern Orts wallfahrtet man auch mit dem Priester auf den Friedhof, erwähnt dort seiner Todten im Gebethe auf die beschriebene Art, und betheilt die Armen.

Einheimisch sind auch in Serbien die Todtenmahle. Nach herkömmlicher Sitte gibt man deren drei: nämlich nach vierzig Tagen, nach einem halben Jahr, und nach einem Jahr. Dazu werden alle Bewohner des Dorfes gerufen, und besonders eingeladen mit den Worten: »Kommt Abends, daß wir der Todten gedenken.« Der Priester muß den Weizenkuchen segnen. Der Toast beim Todtenmahle ist: »Zur Ruhe der Seele des Bruders N. (oder der Schwester, wenn es ein Weib war) Gott verzeihe seiner Seele!“ Alle Uebrigen pflichten dem Rufe also bei: »Gott möge seiner Seele verzeihen.«

---

Der gemeine Serbe, dessen Haupt-Charakterzug bis zum grassesten Aberglauben ausschweifende Religiosität ist, muß natürlich auch Momente des gewöhnlichen Lebens haben, bei welchen es zur Gewissenssache gewordenes Herkommen ist, sich an Gebethszeiten zu binden. Die dreimalige Bethzeit im Tage ist: früh Morgens beim Aufstehen, Abends beim Schlafengehen, und vor dem Abendmahl. Da allein bethen alle zugleich, jedoch still, und nach keiner bestimmten Gebethsform; denn jeder stellt das Anliegen des eigenen Herzens seinem Gotte vor. Am Sonnabend und am Vorabend großer Feiertage wird eine Wachskerze angebraunt und vor einem Heiligenbilde an die Mauer angeklebt, das nun der Familienvater mit Weihrauch beräuchert. Nach dieser Feierlichkeit räuchern sich alle, und bethen vor dem Bilde. Das Gebeth des Priesters für Andere hat auch hier seinen besonderen Werth. Dieß beurkundet die Sitte, zum Kranken nicht den Arzt, wohl aber den Popen, oder einen Mönch zu rufen, damit er ihm entweder das große, oder das kleine Gebeth vorlese. Dieses heilt Kopfschmerzen, hitziges Fieber, und geringere Störungen des Organismus, jenes auch gänzliche Zerrüttungen; dieses wurde daher auch noch unlängst nur mit einem Siebenzehner, jenes mit einem Piaster bezahlt. Doch jetzt ist auch das kleine Gebeth im Preise gestiegen.

1 Waldstroh, Labkraut, galium verum Linn., ist eine wildwachsende Pflanze, deren Blätter die Milch laben, auch statt des Labes angewendet werden.

Der religiöse Sinn des Volkes zeigt sich auch in den verschiedenartigsten Gelübden. Einige geloben in Krankheits- und Unglücksfällen Freitag und Mittwoch nie Fische zu essen, oder eine ganze Woche zu fasten, Andere, daß sie einen bestimmten Tag feiern wollen. In Serbien hat überdieß jedes Dorf seinen Bußtag, den es heiliget. An diesem kommen alle Dorfbewohner mit den Freunden aus den nahen Dörfern auf einem Hügel, oder sonstigem schönen Orte zusammen, die Popen und Mönche lesen ihre Gebethe herab, salben das Schmalz, und weihen das Wasser; darauf erheben sich alle, ziehen mit Kreuzen und Heiligenbildern ins Freie, und halten, nachdem sie an denselben Ort zurückgekehrt, ein fröhliches Mahl mit Tanz und Gesang. Gelübde fordern aber oft größere Opfer und heißen dann fromme Stiftungen.

Kirchen und Klöster wurden, wie überall so auch hier, nach vorhergegangenen Gelübden von einheimischen Zaren und Königen erbaut. Aber auch viele Anstalten zur Beförderung des Gemeinwohles brachten die Gelübde ans Tageslicht: so entstanden Brücken über Flüsse und Sümpfe, gepflasterte Straßen auf schlechtem Wege, Wasserleitungen aus den Gebirgen an die Fahrtstraßen u. a. m. Die Türken, und vorzüglich die bosnischen Begen, beinahe durchgehends serbischer Abstammung, stellen noch heutigen Tages die Springbrunnen und Wasserleitungen wieder her, welche ihre Vordern vor Jahrhunderten gemacht haben; denn solche Stiftungen darf hernach auch Niemand ausbessern, als dessen sie von Alters her sind.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Universität zu Wien
### um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Es läßt sich nicht übersehen, daß für den Lehrkörper Kräfte gewonnen worden, wie sie kaum unter Maximilian I. in einem vorzüglicheren Grade vereint waren, und wider eine fernere zweideutige Wirksamkeit derselben hatte man sich durch feierliche Eide zu sichern gesucht. Jeder neue Professor mußte nämlich dem Rektor geloben, dem orthodoxen Glauben und der römisch-katholischen Kirche treu ergeben zu seyn, ja in besonderen Fällen sogar einer Prüfung des Wienerbischofes sich unterziehen. In wiefern diese Vorkehrung vollkommen ihren Zweck zu erreichen im Stande gewesen, möge dahin gestellt bleiben; wir wollen zur Würdigung der einzelnen Lektoren übergehen.

Leonhard Villinus, eigentlich Höffler, Doktor der Theologie und Domherr bei St. Stephan, war von Leibnitz in der Steiermark gebürtig, und bereits 1540 Prokurator der sächsischen Nation. Er bekleidete dreimal die Rektorswürde, noch öfter die Stelle eines Dekans seiner Fakultät, und starb am 11. September 1567. Seine Zeitgenossen verehrten in ihm einen der eifrigsten und tüchtigsten Vertreter des Katholicismus und die große Anzahl von Gelehrten, die ihm ihre Bildung verdankten, sichert seinem Andenken einen ehrenvollen Platz in der vaterländischen Literaturgeschichte [1]. Auch Laurenz Kirchamer, der Professor des kanonischen Rechts, wirkte mehr durch mündlichen Vortrag als durch Schriften. Er war ein geborner Wiener, verwaltete mehrere der ersten Aemter an der Hochschule, und wurde „ob singularem eruditionem, fidem perspectam et eximiam integritatem,“ wie Eder bemerkt, von Ferdinand zum Regierungsrathe befördert. Die durch ihn erledigte Lehrkanzel bestieg Stephan Hauptmann, den wir als Vondenari's Substituten aus dem Privatrechte angeführt haben, ein Mann von eben so außerordentlichen Kenntnissen, als großem Eifer für wissenschaftliche Fortbildung [2]. Er war ebenfalls in Wien geboren, und starb nach Denis 1560. Sigismund Oeder, bereits 1551 Rektor Magnifikus, in welchem Jahre er auch die juridische Doktorswürde erlangte, wird von allen gleichzeitigen Schriftstellern und insbesondere von Eder mit Lobederhebungen überhäuft. Seine Vorlesungen über die Institutionen hatten einen wahrhaft zahlreichen Zuspruch, überdieß gehörte er zu den Wenigen, die sich mit unermüdetem Ernste das Wohl der Universität angelegen seyn ließen. „Hic maximos sustinuit pro Rep. literaria labores,“ sagt Eder, „cujus industria revisa sunt omnia hujus Academiae acta, Privilegia et Statuta, ex quibus nova iterum colligitur Reformatio.“ Er wurde später Regierungsrath und Kanzler, auch Superintendent der Universität, und starb, 68 Jahre alt, am 10. Februar 1591, wie seine Grabschrift bei den Schotten bezeugt.

---

1 — »de Republica literaria multis nominibus deque Catholica Ecclesia bene merito,« so heißt es in der Grabschrift, die ihm bei St. Stephan gesetzt worden.

2 »Vir praeter aetatem maturus et insignis Juris-Consultus, prae caeteris de Gymnasii rebus optime meritus.« Eder l. c.

Unter den Professoren der medicinischen Fakultät haben wir bereits den ausgezeichneten Emerich kennen gelernt; Wolfgang Lazius, jedenfalls mehr Alterthumsforscher und Historiker, und als dieser, was man auch wider ihn vorbringen mag, eine höchst achtenswerthe Erscheinung, besaß nichts desto weniger vielfache praktische Kenntnisse, die er sich beim Kriegsheere erworben hatte, und wirkte auf seine Zuhörer mit entschiedenem Erfolge. Bedeutender indessen war unstreitig Johannes Schrötter. Dieser, von Weimar gebürtig, kam 1545 als Magister der Philosophie von Wittenberg nach Wien, hörte hier die Medizin, und erlangte 1550 die Doktorswürde, zu deren Begründung er drei medicinische Disputationen hielt, die mit Recht Aufsehen machten und im folgenden Jahre erschienen sind. Aus der Zuschrift an Georg Fugger von Kirchberg und Weißenhorn vom 1. December 1551 erfahren wir, daß er kurz vorher einige Zeit in Padua gewesen, um den berühmten Montanus zu hören, dessen Ansichten de Idea Hippocraticae doctrinae, so wie sie ein junger Arzt, Abibon Gebfrid, nachgeschrieben hatte, er bereits im December 1550 bei Aquila in Wien dem Drucke übergeben. Früher aber noch, als die medicinischen Disputationen, gab er seines Lehrers Perlach commentaria Ephemeridum, und als Beweis, daß er durch seine mathematischen Kenntnisse dazu berufen, die von ihm verfaßten „Tabulae, ex quibus quisque facile discet, qua via praedictiones rerum futurarum elici debeant" heraus. Er spricht darin im Ernste von dem Nutzen und Mißbrauch der Vorhersagungen aus dem Gestirne! Dagegen eiferte er in der Arzneikunde mit Nachdruck wider allen Aberglauben, und suchte insbesondere seine Zuhörer von den Arabern abzulenken, und auf Hippokrates, Galenus und andere gute Autoren[1] aufmerksam zu machen. König Ferdinand würdigte seine Verdienste, indem er ihn 1553 zum Hofarzt ernannte; und von der medicinischen Fakultät wurde er im nämlichen Jahre zum Dekan erwählt. Doch folgte er bereits das Jahr darauf dem Rufe seines Churfürsten nach Jena. Was er dort gearbeitet und geschrieben, hat Manget in seiner Bibl. Script. Med. T. II. P. 2. p. 220 verzeichnet.

In der philosophischen Fakultät treten die Professoren der Grammatik und der Dialektik, Laurenz Zadesius und Georg Muschler, wenigstens als Schriftsteller nicht besonders hervor. Ersterer, zu Bischoflak in Krain geboren, war wienerischer Domherr, und bekleidete wiederholt die ersten Stellen an der Universität; letzterer, von Oettingen in Schwaben, wird von Eder auf eine seltene Weise gerühmt. »Hic ea authoritate bis praefuit huic Academiae, qua ab hoc Gymnasio celeberrimo amplissimam meritus fuerit gratiam. Qui dum per annos XIX integros non publice tantum Artes hic maxima fide docuit, sed Scholae etiam privatae apud D. Stephanum toto hoc tempore summam curam habuit, multa praeclarissima produxit in hanc Remp. ingenia. Adeo ut maxima Scholae hujus pars hunc Virum, cum de Juventute, tum de tota Academia praeclare meritum, suum agnoscat Praeceptorem.« Im Jahre 1563 wurde er seiner Verdienste wegen unentgeldlich mit dem juridischen Doktorate beehrt; 1565 hören die Nachrichten von ihm in unsern akademischen Schriftstellern auf. Einen nicht unbedeutenden Namen als lateinischer Dichter hat sich Nikolaus Polites (Bourgeois) erworben, der über Rhetorik las. Er war von Brüssel gebürtig, trat in Wien zuerst 1549 mit einer Elegie auf den Tod der Königin Anna auf, in welchem Jahre er auch rheinischer und sächsischer Prokurator war, und gab bis 1552 mehrere ähnliche Druckschriften heraus, die sich eines allgemeinen Beifalls erfreuten. Ueber Wilhelm Coturnossius und Andreas Dadius ist bereits das Nöthige gesagt worden.

(Fortsetzung folgt.)

1 Typus ex Hippocrate, Galeno, aliisque bonis Autoribus etc. etc. Viennae Austriae excudebat Egidius Aquila. Anno MDLI. 8

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C.M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

**17.** Mittwoch, den 1. März **1837.**


## Serbische Sitten.

(Fortsetzung.)

Interessant ist es, die einzelnen Gebräuche eines Volkes dann besonders aufzuzeichnen, wenn ihnen der Untergang mit dem Systeme des Modelns und Zuschneidens nach einer Form droht. Wir wollen, von dieser Ueberzeugung ausgehend, eine aus inneren und äußeren Gründen für aus heidnischen Zeiten abstammend gehaltene Sitte wieder geben. Zur trocknen Sommerszeit vereinigen sich mehrere Jungfrauen, um von Dorf zu Dorfe gehend Regen vom Himmel zu erflehen. Eine derselben wird auf dem bloßen Leib mit bunten Blumen und Gesträuchen so umwunden, daß sie ganz gekleidet erscheint; diese heißt Dodola [1]. Die so natürlich geschmückte Jungfrau ist zum Sprüchworte geworden. »Sie kleidet sich als Dodola an,« sagt man von einem Frauenzimmer, das ihren Kopf sehr putzt. Vor dem Hause angelangt, tanzt die Dodola, während die übrigen, eine Gruppe zum Reigen bildend, singen:

Gott! erhöre unsre Bitten,
Daß bethauend Regen falle,
Daß er unsre Flur bewäss're;
Nur vom Mais zwei zarte Stengel
Und die Wintersaat des Weitzens.

Doch die Hausfrau ist so unhöflich, das Naturmädchen mit Wasser zu begießen, ohne es indessen dadurch im Tanze, und die Begleiterinen im Gesange zu stören:

Unsre Doda fleht zum Himmel,
Daß bethauend Regen falle,
Daß benäßt wird, der Euch ackert,
Der Euch ackert, der Euch karstet,
Und das ganze Hausgesinde.

[1] Die Wurzel dieses Wortes, eines Nachklanges aus heidnischen Zeiten, ist nicht bekannt, das Volk kennt seine Bedeutung nicht: ihm ist es genug zu wissen, daß es so gesungen wird.

Den Regen, als den Erfolg ihres Gebethes, heranrücken sehend, verkünden sie ihn mit stolzer Selbstgefälligkeit:

Wir durchziehn das Dorf in Reihen,
Wolken zieh'n am Hochgewölbe;
Wir beeil'n uns; — seht! die Wolken!
Ha! die sind uns vorgeeilet,
Satt bethauend Flur und Rebe.

Diese Sitte erhielt sich vorzüglich in Serbien vom Valjevo-Thal an gegen den Timok, den Gränzfluß zwischen Serbien und der Bulgarei; in Sirmien, in der Batschka und im Banat haben sie die jungen Priester abgeschafft und ausgerottet.

---

Der Königinen Fest ist nicht so sehr religiöser Art als die vorigen. Am Dreieinigkeitssonntag machen zehn bis fünfzehn wohl geübte Mädchen singend die Runde um das Dorf. Die vorzüglichste und schönste spielt die Rolle der Königin, das Haupt und Gesicht in einen weißen Schleier gehüllt; eine zweite will mit bekränztem Hute und Säbel für den König, eine dritte mit einer weißen und rothen Lanzenfahne für den Fähnrich gehalten werden; eine vierte nennt sich die Hofdame, Kammerfrau. Bei einem Hause angelangt, setzt sich die Königin auf einen kleinen Stuhl, oder ihr steht die Hofdame, und um sie herum bilden die übrigen einen halbmondförmigen Kreis, und tanzen zwei Schritte links und vorwärts schreitend bei munterem Gesange den Kolotanz.

Der König steht am linken Ende des Kreises, macht die Bewegung gleichförmig mit, indem er sich bei dem Vorschreiten der Koloanführerin zurückzieht, und mit dem Säbel fechtend sich gleichsam vor dem Angriffe vertheidiget; der Fahnenträger tanzt am Ende des Kreises. Hat der Tanz eine Weile gedauert, so kehren König und Fähnrich plötzlich auf ihren Platz zurück, machen eine Tour um den stille-

stehenden Kreis der Tänzerinen, und beginnen auf ihren Platz zurücktretend abermals den Reigen. Das Spiel beginnt stets vor der Wohnung des Königs, welchen sie zur Theilnahme also einladen:

König, goldner König!
Junger Ban und König!
Wache auf und komme
Mit von Hof zu Hofe,
Bis zum Kaiserssitze,
Wo der Sultan nippet,
Sultans Frauen schenken
Wein aus goldnem Becher.

Mit ihm beginnen sie dann die Runde. Das erste Lied vor jedem Hause befiehlt dem Hausherrn, einen Stuhl für die Königin zu bringen. Hierauf besingen sie jeden nach der Reihe. Zuerst den Hausvater und dessen Frau, und hierauf als besonderen Gegenstand der Aufmerksamkeit die jungen blühenden Mädchen.

Der Studierende, obwohl dem Volke seiner künftigen Bestimmung wegen eine mystische Person, ist doch auch seinem gesunden Witze nicht entgangen. Der Königin Begleiterinen singen ihm so zu:

Diesem selbstbefliß'nen
Schüler war kein Lehrer,
Traun — er liest stets Bücher.
Aus dem Buch vernimmt er:
Reiten soll er niemals,
Soll kein Schwert umgürten,
Keinen Wein je trinken,
Nicht mit Mädchen kosen. —
Doch des Buches Worte
Bleiben unbefolget:
Auf das Pferd sich schwingend
Schnallt er fest den Säbel,
Mehr noch trinkt er Weines
Mehr liebkost er Mädchen.

Da nun jedes Dorf nicht so viele Schönheiten aufzuweisen hat, vereinigen sich die Mädchen mehrerer Dörfer, und ziehen unter Begleitung von zwei oder drei Junkern von Dorf zu Dorfe. Der Gesang am Wege ist:

Weichselbaum! lieb Bäumchen!
Deine Zweig' erhebe,
Unter dir sind Wilen [1]
So den Götterreigen führen.

Vorne hüpft das Männchen
Peitscht den Thau im Tanze
Führt am Arm zwei Wilen
Sprechend zu der dritten:
»Komm mit mir, o Wila!
Wirst bei meiner Mutter
Sitzend kühl im Schatten
Feine Seide spinnen
An der goldnen Spule.

(Fortsetzung folgt.)

1 Die Wilen, halbgöttliche Personen des slawischen Mythos, leben auf großen Waldgebirgen nahe an Flüssen und Seen. Sie sind jung und schön, in ein weißes Florkleid gehüllt, mit langen, den Schultern und Brüsten entlang aufgelösten Haaren; sie thun Niemanden was Böses, bis sie nicht beleidigt werden, die Beleidiger aber werden mit Pfeilen in den Fuß, in die Hand, oder gar ins Herz geschossen. Den Slowacken sind die Wilen Geister der abgeschiedenen Bräutigame.

## Die Universität zu Wien
### um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Ganz ausgezeichnete Männer waren die drei Professoren der mathematischen Wissenschaften; wie denn überhaupt seit alter Zeit her Wien in diesem Fache die ersten Gelehrten herangebildet hatte. Bartholomäus Reisacher, zu Waltenstein in Kärnthen geboren, der Philosophie und Medicin Doctor, war ein Schüler des berühmten Mathematikers Andreas Perlach, dem er auch 1551 in der Professur folgte. Als solcher hat er mehrere Abhandlungen[1] geschrieben, auch gab er eine Reihe von Jahren hindurch Kalender[2] heraus, doch sind die meisten seiner Schriften poetischen Inhalts[3]. Paul Fabrizius von Lauban in der Oberlausitz, scheint zu Nürnberg die Mathematik studiert zu haben. Dabei trieb er die Humaniora, wurde 1553 von K. Karl V. nach Wien berufen und erwarb sich hier 1557 die medicinische Doctorswürde. Von 1558—1578 war er fünfmal Dekan seiner Fakultät, und dabei Ferdinand's I., Maximilian's II. und Rudolph's II. Hofmathematikus. Er starb 1588 den 20. April, als er eben öffentlicher Lehrer der Arzeneikunde geworden war. Seine literarischen Arbeiten, nach drei Richtungen zerfallend, haben in jeder Ausgezeichnetes geleistet. Besondere Verdienste jedoch erwarb er sich um das Studium der Botanik. Zwanzig Jahre früher, als Clusius, sammelte er die Pflanzen um

1 Tabulae quantitatis dierum et noctium artificialium 1561. Msc. De mirabili novae Stellae mens. Nov. anno 1572 conspectae phoenomena. Viennae Austriae, Steinhofer. 4. etc.

2 Denis scheint diese Angabe Vogel's (Specim. Bibl. Germ. Austr. P. I. p. 411) für nicht ganz richtig gehalten zu haben; ich besitze selbst einige Jahrgänge.

3 De nato mundi Salvatore carmen elegiacum etc. Viennae MDL. 4. Doctorum in Viennensi Academia brevis depictio, Ibid. 1551. 4. Epithalamium quo describitur Triumphus Virtutum — Sigismundi Regis Poloniae — ac Catharinae, Archiducissae Austriae — nuptiis celebratus. Ibid. 1552. 4. etc..

Wien, und gab deren Beschreibung in einem selbstständigen Werkchen heraus: Pauli Fabricii Catalogus Stirpium circa Viennam nascentium. Viennae 1557. 4. — Seine Kenntnisse in der Astronomie und Mathematik hat er durch mehrere Druckschriften und als Verbesserer des Kalenders bewährt; zunächst merkwürdig ist die Stelle in einem Briefe desselben, worin er berichtet, daß an der verlangten Uhr für Andr. Wolf, den Rentmeister von Regensburg, gearbeitet werde, und hinzufügt: »In eo non modo minuta, sed et secunda, imo et quindena tertia scrupula notari poterunt. Viennae 9. Cal. April 1557.« Also schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ist die Bestimmung der Zeit nach Minuten, Secunden und Terzen mit Zuziehung der Uhren bekannt gewesen! Uebrigens gab er auch Prognostica, meistens als Anhang zu seinen Kalendern heraus, die beweisen, daß er in dieser Beziehung wenigstens nicht über seiner Zeit gestanden. Desto hervorragender durch Reinheit der Sprache und Schönheit der Gedanken sind die zahlreichen lateinischen Dichtungen, die wir von ihm besitzen, ja sie verdienten, auch ihrer historischen Grundlage wegen, gesammelt und wieder gedruckt zu werden. — Der dritte Professor, Georg Joachim von Feldkirch, bekannter unter dem Namen Rhetikus, hatte bereits 1551 zu Nürnberg einen Canon doctrinae Triangulorum drucken lassen, und gehört überhaupt zu den besten Mathematikern seiner Zeit. Schade, daß wir von seinen Lebensverhältnissen so wenig wissen; es ist unbekannt, wie lang sein Aufenthalt und Wirken in Wien gedauert hat.

Zu den noch übrigen Professoren übergehend, müssen wir ebenfalls gestehen, daß sich von dem Professor der Ethik, Caspar Pirbach, wenig sagen läßt. Geboren zu Waidhofen an der Thaya, erscheint er 1568 als Rektor Magnificus, und zugleich als Professor des praktischen Theiles der Medicin, war dreimal Dekan seiner Fakultät und starb wahrscheinlich 1585. Von Lukas Gutenfelder, dem Professor der Poesie, ist bereits gesprochen worden; Andreas Plank folgte dem Johann Sylvester als öffentlicher Lehrer der hebräischen Sprache zwischen 1552—1554. Im Jahre 1552 gab er die Institutiones Grammatices Ebreae heraus, denen der Prophet Jonas mit einer lateinischen Uebersetzung angehängt ist. Die Seltenheit dieses Druckstückes, das sich in der Lyceums-Bibliothek zu Linz befindet, läßt sich aus den Unrichtigkeiten schließen, mit welchen die Bibliographen davon reden. Wahrscheinlich ist Andreas Placus, dessen Schriften Geßner verzeichnet, unser Plank. Er verheirathete sich 1554, und aus dem gedruckten Hochzeitsgedichte geht hervor, daß er Doktor der Philosophie und Medicin gewesen, auch heißt er hier schon im November Professor der hebräischen Sprache. Nach Locher war er im selben Jahre noch Dekan der medicinischen Fakultät; Eder's Katalog der Rektoren setzt sein Sterbejahr auf 1564, den 11. November. Le Long (Bibl. sacra. P. II.) nennt ihn Placus mit dem Beisatze: Germanus, Monguntinus, Calvinista; er war aber Prokurator der österreichischen Nation, was seine Abkunft von Mainz zweifelhaft macht. — Peter Raymund Amadonus, der an der Universität bereits 1550 über Homer Vorlesungen hielt, war von Lausanne gebürtig, und gab 1551 mit Erläuterungen und kritischen Untersuchungen zur Feststellung des griechischen Textes Plato's Dialog: De Furore Poetico heraus. (Viennae Austriae, Joannes Carbo excudebat MDLI. 8.) Dieses einzige Werk genügt, um über dessen Befähigung als Philolog ein wahrhaft günstiges Urtheil aussprechen zu können; Eder zählt ihn überdieß zu den berühmteren Aerzten Wien's. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung ist der zweite Professor der griechischen Literatur, Wilhelm Postell, welcher zugleich die arabische Sprache lehrte. Am 25. März 1510 zu Barenton in der Normandie von armen Aeltern geboren, mußte er so lange einen Dorfschulmeister abgeben, bis ihn de la Forest, der als Gesandter nach Constantinopel ging, dahin mitnahm. Hier (1534) fing er an, die arabische und türkische Sprache zu erlernen, verlegte sich dabei noch auf das Vulgargriechische, und brachte es bald so weit, daß er bei seiner Zurückkunft in Paris Professor der orientalischen Sprachen wurde. Allein 1542 entfloh er, mit dem Verluste seines Gehaltes von 250 Goldgulden, heimlich aus Paris, und eilte abermals nach Constantinopel, wo er bis 1551, unterstützt vom französischen Gesandten, seinen philologischen Bestrebungen lebte. Im genannten Jahre verließ er Constantinopel wieder, wendete sich an viele Große, um sie zur Beförderung einer Vereinigung der Menschen durch die Sprachen zu vermögen, jedoch vergebens, bis ihn endlich, wahrscheinlich zu Ende des Jahres 1553, der einzige, den er übergangen, Kaiser Ferdinand auf Widmanstad's Anrathen nach Wien berief. Widmanstad hatte ihn zu Rom kennen gelernt, und wünschte insbesondere durch ihn eine arabische Druckerei in Wien eingeführt zu sehen. Doch hielt es hier der wunderliche

Kopf nicht lange aus; denn schon im Mai 1554 entledigte er sich, wie zwölf Jahre früher in Paris, der eingegangenen Verpflichtung durch die — Flucht. Merkwürdig ist die während seines kurzen Aufenthaltes bei Michael Zimmermann von ihm erschienene Schrift: »De linquae Phoenicis sive Hebraicae excellentia et de necessario illius et Arabicae penes Latinos usu, praefatio, aut potius loquntionis humanaeve perfectionis Panegyris,« worüber Denis und ein Aufsatz von Gevay in den Jahrbüchern der Literatur nachgelesen zu werden verdienen. Ueber die ferneren Schicksale Postell's, da sie nicht hieher gehören, gibt Colomesii Gallia Orient. S. 59 die nöthigen Aufschlüsse. Er starb am 6. September 1581 im Kloster St. Martin des Champs zu Paris. —

Dieß waren nun die Männer, welche im Geiste der neugetroffenen Institutionen wirken, und zugleich mit diesen den immerfort schwankenden Zustand der Universität heben sollten. Die Regierung hatte unstreitig nichts versäumt, was im Bereiche ihrer Kräfte lag, und ihre letzten Schritte waren auch, wenigstens vom theoretischen Standpunkte aus, ganz geeignet, dem Verderben Schranken zu setzen. So wie es aber im Großen bei ganzen Staaten, so ist es bei kleineren Körperschaften. Die positiven Einrichtungen mögen noch so tadellos, die einzelnen Individuen noch so verwendbar seyn; das Ganze wird sich zu keiner Bedeutsamkeit erheben, sobald es an dem Geiste fehlt, der in die Institutionen Leben, in die wirkenden Glieder — Begeisterung bringt. Man kann nicht in Abrede stellen, daß sich nun an der Universität dort und da Spuren zum Besseren zeigten, daß die Anzahl der Studierenden zunahm, und darunter insbesondere Mehrere vom höheren Adel waren; allein diese Erscheinungen haben noch keineswegs Gewicht genug, um die Reformation als wirksam und ihre Folgen als glücklich bezeichnen zu können. Noch volle zwei Jahre dauerte jene unbestimmte, haltlose Lage, die zumindest noch keine durchgreifende Aenderung und allseitige Sicherstellung erwarten ließ — bis endlich Eder, der, wie gesagt, bisher nur indirekten Einfluß genommen hatte, zur Universität übertrat, und 1557 das erste Mal als Rektor Magnifikus kräftig in die bestehenden Verhältnisse eingriff. Es bleibt immerhin eine auffallende Erscheinung, wie der Einzelne im Stande gewesen, eine Reformation durchzuführen, die jahrelangen Versuchen mißlungen; allein wer weiß, was klares Selbstbewußtseyn, fester Muth, und eine große Persönlichkeit vermögen, dem wird die Lösung des Räthsels keine Schwierigkeit machen. Gewiß ist es, daß die nächstfolgenden Jahre eine der glänzendsten Epochen bilden, die Wiens hohe Schule je gehabt hat; und dieß nicht allein durch die Anzahl der Studierenden, und die Tüchtigkeit der Professoren, sondern vor Allem durch den Einfluß, den sie im Allgemeinen auf die wissenschaftliche Fortbildung ausgeübt. Eine nähere Darstellung derselben behalten wir uns für einen zweiten Artikel vor, in der festen Ueberzeugung, dadurch hinlänglich zu beweisen, wie nicht Vorliebe, sondern Thatsachen uns gezwungen, dem seltnen Manne das wahrhaft große Verdienst der Restauration zuzuschreiben.

(Schluß in einem zweiten Artikel.)

---

## Miscelle.

Pfalzgraf Reichard am Hofe zu Wien. (Aus einem Schreiben des Reichs-Vicekanzlers Dr. Seld an den Herzog Albrecht von Baiern. D. d. Wien, den 7. April 1565.) „Die kay. Mt. hat wie ich hör vill gueter conuersation mit „ime, er beut sich an Irer Mt. wenn sy sein bedurfft drey „tausent pferdt in Hungern, die lautter guth leutt sein sollen, „vnd darunter auch etliche junge Fürsten, als seines bruders „Sohn Hertzog Casimirus, deßgleichen den jungen Hertzogen von „Wirtenberg vnd andre zuzufueren, vnd sagt doch daneben lächerlich, er will sy woll hinab pringen, aber wie sy widerumb „herauf khumen, da well er sy dafür sorgen lassen, Er hab „sonst nichts zu verlieren, So sey auch an seiner Person wenig „gelegen. Er bittet ir Mtt. sy welle ine bald widerumb abfertigen, dann also hab er zu guet leben, Ir Mtt. laß Ine gar „zu wol tractiren, vnd wenn er gern zechen will, so hab er gesellschafft genug, die ime darhue helffen. Wann er aber etwas „verlustig, so sey khain mensch, der inne darhue nöthige oder „anstrenge. Er thuet auch Irer Mtt. furschlag, ir Mtt. soll „allen Thumbherrn so in Teutschland sein, aufbieten, daß sy „in Vngarn ziehen. Do vermaint er dieweil sy zum gueten „tal vest vermöglich, vnd doch sonst dahaim zu nichten nutz, „wie er dann bey ime selbst woll befinden, weil er ain „Thumbherr gewesen, so wird Ir Mtt. woll etlich fanen Reutter „daruon aufrichten mögen. Ich glaub für meine Person gerne, „als es mit den rheinischen Thumbherrn als zu Maintz, Cöln, „Trier, Straßburg ꝛc. ain solliche gestalt hab, aber wann „er heroben bei vnsern Stifften gewesen wer, als zu Passau, „Freising vnd dergleichen, wurd er gute Baccalarios finden, „dern ainer (mit genediger erlaubnus) khaum ain alte Katzen zu „fatten hat."

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt: bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

**18.** Sonnabend, den 4. März **1837.**


## Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

Das Verderben, welches in das innerste Mark Deutschlands gedrungen war, hatte bereits gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts viele Männer hervorgerufen, die mit Entschiedenheit dagegen auftraten, und in Schriften sowohl, als auf der Kanzel Abstellung der Mißbräuche, Verbesserung in Haupt und Gliedern forderten. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß sich bald jene drei Richtungen herausbildeten, die großen politischen oder kirchlichen Erschütterungen immer vorangehen, und wohl, mehr oder minder, zu allen Zeiten bestehen, in denen der Geist der Bewegung lebendig ist. Gab es Vertheidiger des Herkömmlichen, des Bestehenden; so predigten Andere Ausrottung desselben bis in die Wurzeln, d. h. absolute Neuerung; zwischen beiden standen die Männer der Vermittlung. Diese letzten aber sahen und suchten die Rettung im — Volks-Unterrichte, in einem allgemeinen wissenschaftlichen Aufstreben, und dafür kämpften sie rastlos thätig, wohl erkennend, daß die Tendenz des Stillstandes nicht minder, wie die des Umsturzes gefährlich. An ihrer Spitze stand Conrad Celtis, voll lebendigen Geistes, in der Schule der Alten gebildet, und die Gefahren des Tages durchschauend wie Wenige seiner Zeitgenossen. Die vielen Reisen, welche er wiederholt durch Deutschland, Ungarn, Polen unternommen, hatten seinen praktischen Blick geschärft, und ihn zur Ueberzeugung geführt, daß eine Reform, die allen Bedürfnissen entsprechen sollte, nur aus Gelehrten-Vereinen hervorgehen könne. Demzu Folge suchte er überall, wohin er kam, die vereinzelten Strahlen in einen Brennpunkt zu sammeln, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. In kurzer Zeit erhoben sich an mehreren Orten Deutschlands gelehrte Gesellschaften, unter deren Mitgliedern stets die durch Rang und literarische Bildung ausgezeichnetsten Bewohner erscheinen. So war Johannes Dalburg Curator der rheinischen, welche auch vorzugsweise die celtische hieß, und jene an der Donau, unstreitig die fruchtbarste, weil besser gepflegt und länger dauernd, nahm nach dem Tode des Bischofs Vitez Kaiser Maximilian I. selbst in unmittelbaren Schutz.

Mit wahrem Feuereifer verfolgte Celtis seinen Zweck, der, wie gesagt, in Läuterung des Vergangenen, Feststellung des Künftigen durch wissenschaftliche Forschung und Fortbildung bestand. Dazu forderte er, sich nicht selten als Beispiel hinstellend, alle seine gelehrten Freunde auf, und immer und immer wieder kehrte er darauf zurück: »Benützt die unerschöpflichen Schätze der Alten; erforscht die Gesetze der Natur; reinigt die Philosophie und Theologie von dem Unrathe der Skolastik; steigt in den Schacht der Geschichte; prüfet das Leben großer Männer; studiert die Sitten der Völker — so, so entzündet sich euch die wahre Leuchte des Lebens, die ihr schwingen sollt zum Wohle Anderer.« Mit diesen Worten enden sehr Viele seiner Oden und Elegien, die im Eingange gewöhnlich noch eine gute alte Zeit mit der verderbten Gegenwart in Vergleich stellen; nie aber sucht er den Born der Rettung, der Genesung von den herrschenden Uebeln auf anderm Wege. Seine Anhänger und Schüler wirkten in demselben, durch sie noch näher abgegränzten Geiste, und dieser sprach sich nirgends so klar aus, als in Wien, wo auch Luther's Benehmen so lange Anklang gefunden, als er innerhalb jenem Wirkungskreise blieb, der Verbesserung, aber keinen Umsturz bezweckte. Cuspinian, der Freund des unermüdeten Celtis, das würdigste Mitglied der gelehrten Donaugesellschaft, und lange fort der Repräsentant derselben, entzog seine Theilnahme der Sache Luther's mit dem Augenblicke, als

er zu weit gegangen war, und wies die freundschaftlichsten Briefe desselben zurück[1].

Hier dringt sich die Frage: Was hätte das schöne Institut, wenn es mit Maximilian's Tode nicht zerfallen, bei dem Eindringen des Protestantismus in Oesterreich gewirkt? wohl von selbst auf, und ihre Beantwortung kann keinem Zweifel unterliegen. Unläugbar ist die Thatsache, daß die noch übrigen Mitglieder desselben und zugleich Alle, welche mit diesen in näherem Umgang standen, der Trennung stets entgegen waren, und durch sie die Idee der Vermittlung — freilich jetzt in einem anderen Sinne — selbst auf Ferdinand I. überging. Aber auch im Allgemeinen war der Einfluß nachhaltig; und wenn in der ersten Zeit das Lutherthum zu Wien nicht so raschen Eingang, wie anderswo gefunden, so war es der Geist, der aus der Gesellschaft hervorgegangen, welcher ihm entgegentrat. Dieser wollte und forderte Verbesserung des Kirchenwesens, Abstellung der Mißbräuche, und mit Recht; Losreißung hingegen schien ihm weder wünschenswerth noch nothwendig und wohl auch mit Recht. — Zwar gab es immerhin Einige, die damit die Stimme aus Wittenberg verwechselten, und wieder Viele wendeten sich dieser zu, weil es in der Natur des Menschen liegt, dem Neuern zu huldigen; allein hätte eine Anstalt fortbestanden, die allgemein so großes Ansehen genoß, würde ihre Wirksamkeit nicht von unberechenbaren Folgen gewesen seyn?

(Fortsetzung folgt.)

---

1 S. »Conrad Celtis« im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift.

## Serbische Sitten.

(Fortsetzung.)

Zur Schilderung des religiösen Glaubens in einem Volke gehört auch nothwendiger Weise die seines Aberglaubens: wir wollen also Glauben und Aberglauben um so weniger von einander trennen, als noch Niemand die Gränzsteine dieser Begriffe in ihrer Anwendung auf Bestehendes unbestreitbar angegeben hat.

Here ist den Serben ein Weib, dessen Körper vom bösen Geiste besessen ist, welcher im schlafenden Zustand des Leibes entweicht, die Gestalt eines Schmetterlings, einer Henne oder Truthenne annimmt, und sich mit dem Fleische kleiner Kinder, und andrer Menschen nährt. Gräßlich ist die Art dieses Mahles: aus der Brust, die sie mit einer Ruthe öffnet, nimmt sie das Herz heraus, und verzehrt es, bestimmt aber zugleich, wann und welchen Todes der nun Ausgeweidete, dessen Brust sogleich wieder zusammen wächst, sterben soll. Schimmernd und feuersprühend sehen die Hexen aus, wenn sie zur Nachtzeit zu ihrem Versammlungsort, einer Dreschtenne, fliegen. Vor dem Flug besalben sie die Achselhöhle mit einem Fett, und dem salbungsvollen Zauberspruch: »Nicht in ein Dorngebüsch, sondern auf eine ausgekehrte Dreschtenne.« Ein specifisches Mittel gegen diese Unmenschen ist der Knoblauch[1], an die Brust, die Sohle und die Achselhöhle geschmiert, und zwar in den Fastnächten, in welchen die Hexen das meiste Verlangen nach Menschenfleisch haben. Am besten ist es aber freilich, wenn sie selbst ihre Sünden bekennen; dann mögen sie diese Kost nicht mehr, geben vielmehr den Ausgeweideten wirksame Arzneien. Tödten würde man die Hexe, wenn man, während der unreine Geist ausgefahren ist, ihren gleichsam todt daliegenden Körper so umkehren würde, daß der Kopf an die Stelle der Füße zu liegen kommt. Doch wissen sich die Serben auf eine minder gewissenhafte Art der Hexen zu entledigen. Weh dem alten Weib, auf das der Verdacht beim Eintritt einer ansteckenden Krankheit fällt; es ist unwiderruflich verloren. Die Probe einer Hexe ist, sie in tiefes Wasser zu werfen: rettet sie der Zufall, so wird sie getödtet, weil sie eine Hexe ist, die bekanntlich im Wasser nicht untergeht.

---

Männliche Ungeheuer ähnlicher Art sind die Vampyre, deren Körper nach dem 40. Tage ihres Todes vom bösen Geiste beseelt und belebt werden, um aus dem Grabe herauszugehen, Leute zu würgen, und ihr Blut zu trinken. Zum Vampyr wird der Verstorbene wegen seiner Sünden, oder aus zufälligen Ereignissen; als da sind: das Fliegen eines Vogels, und Kriechen eines andern Thieres über den Leichnam; daher das emsige Bewachen desselben. Bei eintretenden Sterbefällen, und gemachten Anzeigen: man habe den Vampyr mit einem Leichentuche über die Schultern gesehen, fängt man an besorgt zu seyn,

---

1 Daher auch der Volksglaube: Ein Knoblauchkern in dem Kopfe einer vor Mariä Verkündigung getödteten Schlange auferzogen, und an diesem Tage in der Kirche hinter die Mütze gesteckt, gibt alle Hexen zu erkennen, da sich's diese angelegen seyn lassen, ihm den Knoblauchkern zu entwenden.

in welchem Grabe wohl der Vampyr sey. Das sicherste Orakel ist da ein schwarzer Hengst ohne Gestütbrand, der in den Friedhof geführt, über das Grab eines Vampyrs nicht darf und sich nicht getraut zu gehen. Nach derartig gewonnener Ueberzeugung versammeln sich alle Bauern mit Pfählen von Weißdorn, vor welchen allein der Vampyr sich fürchtet, öffnen und durchwühlen das Grab, ziehen den Leichnam, wenn er noch nicht der Verwesung unterlag, heraus, und verbrennen ihn. Nach ihren Aussagen sieht der Vampyr im Grabe aufgeblasen, wohlgemästet und roth aus vom gesaugten Blute. — Schöne Frauen müssen sich nächtliche Besuche ihres zum Vampyr gewordenen Gemahles gefallen lassen; Kinder, durch Vampyre erzeugt, haben keine Beine. Zur Zeit einer Hungersnoth sieht man Vampyre bei Wassermühlen, Getreide-Magazinen und Scheuern.

---

In den Cyclus der Schilderungen des südslawischen Volksglauben gehört noch die Darstellung der allgemeinen Meinung von der Pest, einem Uebel, das den größten Theil der Serben von näherem Verkehr mit dem gebildeteren Europa ausschließt, und ihnen die Früchte der Civilisation nur spärlich zukommen läßt.

Daß der Südslawe, so wie viele seiner Nachbarn, auf eine natürliche Causalität der Krankheiten noch nicht aufmerksam geworden, wurde bereits erwähnt; wie sollte ihm die Pest naturgemäß scheinen? — Sie ist ihm personificirt ein altes, hageres Mütterchen in weiße Lacken eingehüllt. Dieß behaupten alle, die einmal von der Pest befallen gewesen, mit mehr Recht aber noch jene, welche sie haben tragen müssen. Denn sie packt die Menschen am Felde, am Wege, oder im Hause an, und sagt ihnen: »Spute dich, mich da oder dorthin zu tragen, und wohl Niemand weigert sich, die sanfte Bürde an den verlangten Ort zu bringen; einmal, weil sie, wie die Hexen, im Allgemeinen sehr leicht; dann, weil sie fernerhin aus Erkenntlichkeit des Trägers Haus mit ihrem unfreundlichen Besuch verschont. Das Vaterland dieser Wesen versetzt die Fantasie des Serben jenseits des Oceans in ein unbekanntes Land, das er sich wahrscheinlich nicht als ein Eldorado ausmalen wird. Von dort schickt sie Gott hierher, wenn das Geschlecht ausartet und sündiget; er bestimmt die Zahl der für die allgemeine Sühne zu fallenden Opfer. — Zur Zeit der Pest wähnt man ihr Mitleid zu erwecken, wenn man sie Gevatterin nennt; auch muß vor der Nacht alles Küchengeräthe wohl gescheuert werden: die Nachlässigkeit hierin hat zur Folge, daß die Pest alle Löffel und Schüsseln zerkratzt und zerschellt, ja manchmal sogar den Speck fortträgt.

Wer kennt selbst im deutschen Vaterlande den Volksbegriff des Wortes Sympathie nicht? Daß der Begriff sogenannter sympathischer Heilungsart in Serbien gang und gebe sey, ist schon öfter gezeigt worden. Hier noch Folgendes:

Hat jemand Halsweh, rathen ihm alte Mütterchen, die Volksärzte der ganzen Welt, daß er ein mit der Zauberformel: »der Hund hat Halsweh, nicht ich,« bekräftigtes Stück Brot dreimal behauche, und es einem Hunde vorwerfe. Die Verhärtungen unter der Haut werden durch das Anhauchen eines nach dem Tode des Vaters gebornen Kindes geheilt. Unumstößliche Belege für die Heilkraft der Natur!

---

Hier möge noch ein kleines Gemälde der Freuden Platz haben, als Uebergang zur Beschreibung des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens.

Der Slawe würzt sich gern die Arbeit deß Feldbaues mit Gesang und Fröhlichkeit; der Südslawe ist seinem Nachbar gern behülflich im Bebauen und Einernten der ausgedehnten Grundbesitzungen, und steigert dadurch den Fleiß, so wie die Heiterkeit jedes Einzelnen. Geschmückt, wie zum festlichen Kirchengang, erscheinen Burschen Mädchen und Brautleute zur Ernte, arbeiten, muntere Lieder trillernd, schäckernd und scherzend den ganzen Tag; den Abend, und einen Theil der Nacht aber bringen sie mit Tanz, Gesang und Gastiren zu.

Der Zug vom Felde nach dem Hause des Landwirths ist sehr feierlich: die Mädchen machen Fahnen aus ihren Tüchern, und tragen sie unter Gesang, gleichwie bei Hochzeiten, dem Zuge voraus, vor dem Hause angelangt pflanzen sie die Fahnen auf. Nun kommt die Pflicht, gesellig und freigebig zu seyn, an den Hausvater; er muß die Gäste bewirthen, als feierte er seinen Patron-Tag. Der ärmere Bauer kommt dieser Verpflichtung dadurch nach, daß er Reichere einladet, und ihnen die Ehre des Vorsitzes gestattet. Selbst aus benachbarten Dörfern kommen Freunde mit Schaaren von Junkern und Dirnen, wenn nicht zur Arbeit, doch gewiß zum Zechgelage. Daß da Gelegenheit zu dem in Serbien nicht ungewöhnlichen Mädchenraub gegeben wird, übergehen wir mit Stillschweigen. Die Arti-

kel über Mädchenraub, Hochzeitsfeier und m. dgl. sind in Talvj's »Volksliedern« und W. Gerhard's »Wila« zu finden.

Liebe zur Geselligkeit und Theilnahme an den häuslichen Freuden des Familienlebens zeigt auch der Serbe durch die Sitte des Wochenbesuches. Das Wochenbett hüthen die serbischen Frauen pünktlich eine Woche lang. Am siebenten Tage kommen bekannte Weiber zum Wochenbesuch mit Geschenken, als da sind: Kuchen, Krapfen, Wein u. dgl., und werden, wie natürlich, wieder bewirthet. Am Abend aber kommen alle Freunde und Freundinen, Verwandte und Pathen, das Wochenbett und die Wöchnerin zu bewachen; sie bleiben die ganze Nacht singend und schäckernd beisammen, daher das Sprüchwort: »Er ist die siebente Nacht nicht bewacht worden,« einen tollen, nicht reif gewordenen Mann bedeutet. Sollte jemand seine Rolle vergessend vom Schlaf überwältigt werden, der wird im Gesichte durch Ruß entstellt, oder durch angeheftete Lappen und Scherben gestraft, und so dem allgemeinen Spott und Gelächter ausgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

## Waizens Eroberung durch den Statthalter Karakasch.

(Aus dem zu Ostern erscheinenden III. Bande der Geschichte der osmanischen Posie. Nadiri, der 1007te Dichter.)

Der Dichter, dessen Aufschwung groß,
Erobert so des Wortes Schloß:
Es ist ein Schloß, das zahlet Batzen [1],
Mit Donaubrück, genennet Wazen;
Als Drach' ist Brücke hingelegt,
Das Schloß Juwele [2], die es trägt;
Welch schönes Land, das Neid [3] aufregt,
Und hunderttausend Drachmen trägt [4]!
Das Schloß schaut in das Feld mit Zinnen,
Und Geld ist angehäuft darinnen;
Dem, der davon Besitz genommen,
Ist es unmöglich beizukommen.
Es ist das Schloß des Schatzs der Schlangen,
Kanonen sind des Feldes Schlangen.
Wenn dieser Schatz dort nimmt den Platz,
Bedenke welch ein großer Schatz:
Kanonen, welche Männer rauben,
Verborgen in Schießschartenlauben,
Sie stecken d'rin mit offnem Munde,
Wie die Kopey steckt in der Wunde.
So steht das Schloß unüberwindlich,
Dem Auge, das es sieht, empfindlich;
Gehörig war es zu Budim [1],
Das Land beherrschend von Budim;
Durch Jahre lang war dieser Stein
Krystallen Glas für lichten Wein;
Der deutsche König, wie ihr wißt,
Nahm es zur Friedenszeit mit List.
Er nahm's den Gläubigen zum Graus,
Verwandelt es in Götzenhaus;
Als nun nach Ofen war gekommen
Der Pascha, der viel Land genommen,
Der Pascha mit den schwarzen Brauen [2].
Wesir, dem Länder anzutrauen,
Der Reiches Flur mit Glanz umzieht,
Vor dessen Dolch der Löwe flieht,
Der Gaben schenkt und Feinde jagt,
Und der den Unterthan nicht plagt.
Als dessen Heer nach Buda kam,
Besitz von der Regierung nahm,
Gerechtigkeit das Land beglückt,
Und Frühling Morgenland entzückt.
Als Angst zu Buda eingenistet,
Weil die Ungläub'gen es verwüstet,
Gab er der Festung Kraft und Mark,
Und machte sie zum Damme stark;
Da kam ihm Waizen in den Sinn,
Eroberung und Beutgewinn,
Es floh in einer Segensnacht
Wie Pfeil beschwingt mit Peri's Macht,
Es öffnet Gabriel die Schwingen,
Um das Gezüchte zu verschlingen,
Des Morgens war er schon davor,
Und drang hinein beim offnen Thor,
Gott gab ihm leichten Schlag und Stoß,
Und leicht erobert ward das Schloß.
Der Pascha mit den schwarzen Brauen
War schwarzen Aug's itzt anzuschauen,
Doch als er in dem Schlosse war,
War weiß sein Antlitz ganz und gar.

1 Badsch sind die von Charadsch (der Kopfsteuer) verschiedenen Abgaben, da dasselbe ganz mit dem deutschen Batzen verwandt, konnte es unbedenklich durch dieses übersetzt, so wie der Name Waitzen zur türkischen Form Wadsch zurückgeführt werden.

2 Muhre ist der Edelstein, welchen der Drache im Munde trägt, der Pantarbas, von welchem schon Ktesias erzählt.

3 Den Neid des Paradieses.

4 Täglich 10.000 Drachmen.

1 Budim statt Budun, was das gewöhnlichere für Ofen (Buda).

2 Karakasch heißt: der mit schwarzen Augenbraunen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

**19.** Mittwoch, den 8. März **1837.**

## Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Nach der kurzen Schilderung, welchen Standpunkt die gelehrte Donaugesellschaft und ihr Stifter zu den Bewegungen der Zeit im Allgemeinen eingenommen, wollen wir zur Geschichte ihrer Gründung, ihres Zustandes und ihrer wissenschaftlichen Wirksamkeit übergehen. Merkwürdig genug fiel mit Celtis Bestrebungen Kaiser Maximilian's I. hohe Gesinnung für Verbreitung einer durchgreifenden intellectuellen Bildung zusammen. Dieser unvergleichliche Fürst hatte kaum von den Erbländern, die unter Friedrichs langer Regierung in jeder Beziehung tief gesunken waren, siegend wieder Besitz genommen, als er auch schon seine vollste Aufmerksamkeit dem Zustande der Wiener Universität widmete. Die alten Privilegien und Freiheiten wurden erneuert, erweitert und fester begründet, die eingerissenen Mißbräuche entfernt, die Vorlesungen vermehrt, und Männer von anerkanntem Rufe aus allen Theilen Europa's bestiegen die Lehrstühle. Die raschen Fortschritte gränzen an das Wunderbare; kaum war ein Decennium verflossen und schon stieg die Zahl der Studierenden auf sieben Tausend. Sie kamen aus ganz Deutschland, aus Italien und Belgien; insbesondere verdankt die Schweiz ihre größten Gelehrten jener Zeit Wien's literarischen Anstalten. Ulrich Zwingli, selbst aus ihnen hervorgehend, schickte seine ausgezeichnetsten Schüler, seine beiden Brüder, von denen Jakob bei den Schotten Mönch würde, bald aber starb, zur weiteren Ausbildung hieher, und bewies so durch die That die Achtung und Verehrung, die er oft und kräftig ausgesprochen. Es gab aber auch damals keine Anstalt, die in allen ihren Verzweigungen so vollkommen, durch ihre Lehrer so wirksam gewesen wäre, wie Wien's Universität. Alle hatten Mängel, selbst die von Paris, die größte Nebenbuhlerin, stand nach des berühmten Geographen und Ausländers Loreti (Glareanus) Zeugniß weit zurück.

Unter den Männern nun, welche Maximilian I. allenthalben zu finden gewußt, war auch Conrad Celtis, den er im Jahre 1497 mit einem höchst ehrenvollen Schreiben[1] nach Wien berief. Schon früher hatte Celtis, obwohl nur kurze Zeit, hier Vorlesungen gehalten, und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Die meisten hiesigen Gelehrten traten mit ihm in freundschaftliche Beziehungen, wie der Briefwechsel bezeugt, der sich in einem Codex der kaiserlichen Bibliothek erhalten hat; zudem war die gelehrte Donaugesellschaft, welche sich zuerst freilich ohne innere und äußere Bedeutsamkeit, in Ofen gebildet hatte, bereits nach Wien übergesiedelt, und hier durch Maximilian zu einer bestimmteren Haltung gekommen. Celtis ließ im Jahre seiner Ankunft in Wien (1497) »Lucii Apulei Platonici et Aristotelici philosophi Epitoma divinum de mundo seu Cosmographia« drucken, und aus der ersten Abtheilung dieser typographischen Seltenheit lernen wir die Mitglieder der Gesellschaft kennen. Diese enthält nähmlich: »Episodia sodalitatis litterariae *Danubianae* ad *Conradum Celtem*, dum e Norico gymnasio (Ingolstadt; nicht Nürnberg, wie Denis übersetzt) ad *Viennam* Pannoniae concesserat;« und da die Namen vollständig angesetzt sind, mag es hier am rechten Orte seyn,

---

1 S. dieses Schreiben bei Mosel (Geschichte der k. k. Hofbibliothek) S. 7. Wir heben hier folgende Stelle aus: »Nos vero ingenuis artibus eloquentiaeque faventes, quae solae omnes homines a ceteris animantibus secernunt, censuimus publicas potentis Oratoriae suavisque Poetices lectiones primum erigendas esse: sed, cum summa diligentia doctissimos quosque, qui super his Lectoris munus assumerent, inquireremus, celebris commendatio doctrinae tuae coram Majestate nostra ventilata est, affectus nostros movit, ut te ejusdem lecturae officio oneratum in universitate nostra sub nostro stipendio militare cupiamus: te summopere hortamur, quatenus sine mora his literis nostris perlectis ad capitaneum, senatum, regentesque provinciarum nostrarum Viennam te conferas, lecturam praedictam ex ipsorum manibus nostro nomine accepturus etc.«—

von den Einzelnen eine gedrängte Nachricht zu geben. Diese aber wird uns nicht nur zeigen, wie der Verein aus Männern bestanden, welche in bürgerlicher und wissenschaftlicher Beziehung gleich hochgestellt, sondern auch, wie er bereits von der Idee ausgegangen, die verschiedenen Völker durch ein geistiges Band zu nähern, und für gemeinsame Interessen zu beleben. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete Maximilian mehr oder minder alle gelehrten Anstalten; nichts war daher natürlicher, als daß er an der thätigen und einflußreichen Donaugesellschaft persönlichen Antheil nahm, und dadurch ihr erst jene Sanktion ertheilte, die eine wirksame Fortdauer verbürgte. Wir finden unter den Mitgliedern des Jahres 1497 nicht nur Oesterreicher und Deutsche, sondern auch Ungarn und Böhmen, und zum Vorsteher wird wiederholt der Bischof von Vesprim, Johannes Vitez, erwählt. Dieser von armen adeligen Aeltern geboren, war zugleich seit 1490 Administrator des Wienerbisthums, oberster Kanzler der Königin von Ungarn, und erhielt 1495 von K. Vladislaus den Auftrag, mit dem gelehrten Bischofe zu Stuhlweissenburg, Dominicus, die Landesgesetze zu erneuern. Sein Leben ist öfter beschrieben worden, hieher gehört, daß er ein großer Eiferer für die Reinheit und die Rechte der Kirche gewesen, und seiner ausgebreiteten literarischen Bildung wegen von den Zeitgenossen vielfach gefeiert worden. So besang ihn Hieronymus Balbi in mehreren Gedichten, und Aldus Manutius widmete ihm sein Athenaeum, aus dessen Zuschrift wir zugleich erfahren, daß Vitez in Italien von dem Cretenser Musurus das Griechische erlernt, und hierauf das Studium desselben in seinem Vaterlande eingeführt habe. Er starb 1499.

Das erste Mitglied indessen, das wir aus dem angeführten Werke kennen lernen, ist Johann Fuchsmagen (Fusemannus), ein vorzüglicher Rechtsgelehrter und Rath K. Friedrichs IV. und Maximilians I. Er war zu Hall in Tirol geboren, studierte an der Universität von Freiburg (1469), wurde Magister der Philosophie und Licenciat des canonischen Rechtes und hielt auch hier einige Zeit Vorlesungen. Celtis, dessen Berufung er zunächst veranlaßte, sagt von ihm: „Quis enim inter germaniae proceres te Fusemanne in inquirenda utraque (h. e. coeli terreque superficie) diligentior? Quis numerorum et dimensionum telluris circulorumque coelestium doctior? Quis eruditius gentes, populos, urbes, mariaque et flumina, variasque animalium et hominum figuras corporibus et affectibus differentes sub diversis coelestibus circulis et in diversis climatibus degentes melius te explicare potest?“ Er sammelte Münzen, suchte alte Denkmale, und ließ sein Haus und die Wiener Akademie mit römischen Steinen und Inschriften zieren, von denen einige noch dem berühmten Lazius zu seinen Arbeiten als Erläuterungen dienten. Seine Bibliothek besaß viele Seltenheiten, die nach seinem Tode größtentheils dem Cuspinian zufielen, und jetzt noch in der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt werden. Unter diesen erwähnen wir nur des Furius Dionysius Philokalus römischen Kalender, der, dem Joseph Scaliger und Markus Welser räthelhaft, nach neun Ausgaben noch nicht vollständig erklärt ist. Fuchsmagen starb am 3. Mai 1510 und wurde im Kloster bei St. Dorothea begraben.

In der k. k. Hof-Bibliothek zu Wien befindet sich ein schöner Pergament-Codex, der in einer chronologischen Aufzählung der Kaiser besteht, und von Fuchsmagen für Maximilian I. verfaßt worden ist. Aufschrift: Divo Maximiliane Cesar sacratissime. Ordo et series Augustorum, Caesarum, ac Tyrannorum qui imperium invadere ausi sunt, cum annotacione quo quisque tempore et quot annis imperaverit: ex suppotacione Eusebii, Prosperi et Palmerii ad Majestatis tue jussa subnotatur: cujus clemens aequusque censor ut sis, devotissimus Johannes Fuchsmagen Doctor per dexteram rectricem Imperalis culminis tui supplex orat. Mit dem zehnten Blatte beginnt ein Verzeichniß römischer Münzen, die Fuchsmagen dem Kaiser geschenkt hatte, mit folgender Aufschrift: Divo Maximiliano Cesari invictissimo varia haec veterum numismata priscam Romae urbis Majestatem testantia, et Augustorum Cesarum atque magistratuum nominibus inscripta. Johannes Fuchsmagen Doctor dono dedit. Eine Handschrift aus dem sechzehnten Jahrhundert in der Universitäts-Bibliothek zu Insbruck enthält mehrere Gedichte an Fuchsmagen von Zeitgenossen.

Pierius Graccus, eigentlich Johann Krachenberger, von Passau gebürtig, k. Rath und Sekretär, als Jurist und Dichter, noch mehr aber als Beschützer und Mäcen der Gelehrten ausgezeichnet. Von seiner literarischen Thätigkeit zeugen insbesondere mehrere Bücher Elegien, ein längeres Gedicht über Retz, die österreichi-

schen Annalen, und zahlreiche Briefe. Er lebte zuverlässig noch im Jahre 1514, und war damals gesonnen, eine deutsche Sprachlehre zu schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Serbische Sitten.

(Fortsetzung.)

Ganz eigenthümlich erscheint in Serbien auch das bürgerliche Leben und das Hauswesen. Patriarchalisch herrscht das Oberhaupt der Familie, der Starjeschina, über Hab und Gut; er theilt jedem Gliede die angemessene Verrichtung und Arbeit zu, er verkauft mit Beiziehung der Hausgenossen das Entbehrliche, und kauft das Nöthige; ihm gebührt der Schlüssel zum Geldkasten, ihm liegt die Zahlung der Ausgaben, so wie der Steuern ob, und das Tisch- und Abendgebeth zu beginnen und zu schließen, ist, wie gesagt, seine Sache. Ist ein Gast geladen, unterhält sich und speist der Starjeschina allein mit ihm, wo viel Hausgesinde ist, wird ihm und den Gästen zuerst aufgetischt, am zweiten Tische sitzen die männlichen Feldarbeiter, dann erst speisen die Weiber und Kinder.

Das Oberhaupt der Familie ist nicht immer der Aelteste im Hause; wird der Familienvater zu schwach und alt, übergibt er die Herrschaft dem klügsten Sohne, Bruder oder Neffen, sey er auch der jüngste. Die absolute Gewalt des Starjeschina wird jedoch durch das Volk, die Hausgenossen nämlich, welchen das Recht den unklugen Hausvater abzusetzen zusteht, eine beschränkte. —

Das Hauswesen führt uns zur Darstellung eines serbischen Dorfes. Es gibt in Serbien Dörfer von 100, aber auch von 15 Häusern, im Durchschnitt zählen sie deren 30 bis 50. In den gebirgigen Theilen sind die Häuser so weit von einander entfernt, daß ein Dorf von 40 Wohnungen den Raum einer Hauptstadt einnimmt; es steht in einer Thalschlucht ein Haus, und oft eine halbe, ja ganze Stunde davon ist das nächste wieder in einem andern Thale; das Gebiet eines Spahia von vielen solchen Besitzungen ist nun ein Dorf, so daß zwei Bewohner verschiedener Dörfer Nachbarn seyn können. Aber selbst im ebenen Lande, wo die Häuser dichter angebaut, sind sie durch Gärten und Felder getrennt. Hier kann jeder Bauer aus einem Dorf ins andere nach Belieben übersiedeln, er braucht weder dem vorigen, noch dem neuen Spahia die Anzeige davon zu machen; sein Haus kann er verkaufen oder zerstören, Obst- und Weingärten pflegen und benützen gegen Entrichtung des Zehenten; am neugewählten Orte aber baut er sich auf nicht bearbeitetem Boden ein Häuschen, wählt sich urbaren Boden für Felder und Wiesen, pflanzt Obstbäume und Reben so viel ihm beliebig. Kommt der Spahia ins Dorf um die Kopfsteuer, und ruft er alle Bewohner aus dem Grundbuch beim Namen, wird der neu Angekommene mit dem Bedeuten, daß er sich hier festgesetzt hat, dem Grundherrn vorgestellt. In den Ebenen, besonders in kahlen, unfruchtbaren Gegenden sind die Wohnungen sehr elend, größtentheils mit Stroh und Bast bedeckt; in den Gebirgstheilen sind sie schöner und fester, aus Stein gebaut oder gemauert, und mit Schindeln bedeckt.

Im Hause gibt es nicht überall hinreichend viele Zimmer für die große Familie, die da beisammen wohnt, jedes Paar hat daher um das Haus herum sein besonderes Schlafgemach, wo es im Winter kein wohlthätiger Herd begrüßt; Rauchabführer gibt es nur in der Matschwa, in dem Pasarowitzer Kreis, und in den Erdhütten der Wallachen.

Unter den Serben ist keine Leibeigenschaft, kein geborner Herr, kein geborner Sclave. Die Grundherren, welchen der Zehent und die Kopfsteuer gebührt, sind die türkischen Spahien. Nur die Namen: Ljubowitj, Widaitj, Brankowitj, Philipowitj, Gjurgjewitj u. s. w. gleich wie die Sprache, verrathen noch serbische Abstammung, längst sind sie schon nationalisirte Türken. Sie erscheinen gewöhnlich im Herbst und im Winter in den Dörfern, die Abgaben einzusammeln. Der Spahia steigt im betreffenden Dorfe bei einem größeren und schönen Bauernhof ab, wo er gastlich empfangen wird; sich selbst indessen von dem Ertrag der Ernte zu überzeugen, ist nicht seine Gewohnheit. Hier nun wird auf die bloße Aussage des Landmannes, und das Zeugniß des Nachbarn die Zehentabgabe bemessen. Beklagt sich der Bauer: er habe spät angebaut, und der Reif habe den Mais verbrannt, die Aecker habe Hagel verheert, oder das Wasser verschwemmt, er habe wenig eingeerntet: läßt sich der Spahia leicht bereden, und tröstet ihn auf's künftige Jahr. Das Verhältniß des Bauers zum Grundherrn, wenn man ihn so nennen darf, ist also sehr erfreulich, und wohl nicht so, als es uns Pirch darstellen will. Bei Vielen findet auch eine Ablösung der Naturalabgaben Statt. So zahlen die Terschitjaner für jeden Verheiratheten jährlich 10 Piaster, und weiter keine Abgaben.

Die Verwaltung des Landes geschieht durch Knesen und Oberknesen. Zum Richteramt werden noch Geschworne zu-

gezogen, welche so wie die Knesen nur durch das Vertrauen des Volkes bezahlt werden. Sie sowohl, als die Männer des fürstlichen Hauses haben den Titel Hospodar, Herr, womit vor dem Aufstand 1804 nur die Begen und Spahien beehrt wurden.

---

Noch jetzt ist die Bestellung des öffentlichen Unterrichtes sehr mangelhaft. Aus den Klöstern sind bis jetzt noch immer die Lehrer des Volkes, die Priester, hervorgegangen, seltener aus den Händen der Letzteren selbst. In jedem Kloster findet man mehrere Studenten, deren Aufgabe es mehr zu seyn scheint, die Mönche zu bedienen, als sich auszubilden. Die kleineren hüten im Sommer Ziegen, Schafe, Schweine, verrichten leichtere Garten- und Feldarbeiten, klauben das Obst ab u. s. w.; die größeren folgen den Mönchen auf die Kollekte, im Winter aber führen sie Holz herbei und pflegen die Pferde, während die minderen zum Zimmerausfegen verwendet werden. Zum Lernen versammeln sich entweder Alle im Schulzimmer, wo sie ein Diakon oder Mönch im Lesen unterrichtet, oder jeder geht zu seinem besondern geistlichen Lehrer. So geschieht es, daß manche 4 und 5 Jahre im Kloster vergeuden, ohne das Lesen zu lernen, weil die Frucht des Winters durch die häufige Arbeit im Sommer verloren geht. Es sind jedoch schon viele öffentliche Schulen eingeführt.

---

Da in Serbien kaum in jedem zehnten Dorfe eine Kirche anzutreffen, besucht das gläubige Volk zur Zeit der großen Faste und anderer Festtage die zahlreichen Klöster, um da zu beichten und das heil. Abendmal zu empfangen. An den Festtagen erscheinen sie wohl bloß zum Markt, wo sich bei günstiger Witterung am Maria-Verkündigungstage, am Palmsonntag, Christi-Verklärungs- und den Frauentagen mehrere tausend Wallfahrter versammeln. Hier verkaufen verschiedene Käufer ihre Waaren: die Wirthe schenken Wein, Most und Branntwein aus; die Fleischer braten Lämmer, Schafe, Ziegen und Schweine zum Verkauf; hier suchen junge Männer eine Braut aus (gebräuchlich kommen Jungfrauen am Palmsonntag, Bräute zu Ostern); hier begegnen und besprechen sich Pathen, Freunde und Verwandte von verschiedenen Dörfern. — So besuchen die Batscher am Dreieinigkeitstage die Syrmier Klöster, halten sich jedoch bei keinem lange auf, sondern wandern von einem zum andern, die Heiligenbilder küssend, und das Refectorium besichtigend (als z. B. in Rawaniza, wo die Schlacht am Amselfelde, oder in Jaska, wo der Tod des Königs Urosch gemalt ist); im eigentlichen Serbien aber erscheinen die Kirchenbesucher schon am Vorabend, die von der nächsten Umgebung am Morgen des Festes, und bleiben bis nach Mittag. Männer sowohl als Weiber erscheinen in ihren schönsten Festkleidern. Reichere Landleute gehen nach berühmten Wallfahrtsorten sogar zehn Tage weit, in Studeniza strömen sie aus ganz Serbien, Bosnien und der Herzegowina mit Opfergaben zusammen, und gewiß würden auch die syrmischen Klöster häufiger besucht, wenn nicht die Quarantaine wäre.

Die Weltpriester hingegen spielen eine sehr untergeordnete Rolle. Ihr Aeußeres unterscheidet sich wenig von Bürgern oder Landleuten, das Kleid gewiß nicht, höchstens der lange Bart, welchen die älteren pflegen. Ein Pope hat gewöhnlich mehrere Gemeinden unter sich; sein geistliches Amt besteht größtentheils darin, daß er zum Patrons-Tag seiner Pfarrkinder mit geweihtem Wasser erscheint, um den Patronskuchen einzusegnen. Sollte aber der Bauer seiner bedürfen, um Gebethe über den Kranken auszusprechen, oder zur Kindstaufe, muß er ihn von seiner Wohnung abholen; findet er ihn nicht, so muß er ihn oft Tage lang aufsuchen.

Zu Hause ist der Pope angewiesen, alle Feldarbeiten zu verrichten: er ackert, karstet, bebaut das Feld, und erntet, wie jeder Andere des Dorfes, die Früchte seines Fleißes selbst ein. Die Klostergeistlichen sind älteren Ursprungs, ferner reicher, höher gestellt, wegen der Ehelosigkeit, und der häufigen Uebung willen vertrauter mit dem Ritus, weil in Klöstern sehr häufig Gottesdienst gehalten wird, während mancher Pope nur einmal jährlich der Liturgie bedarf.

Wenn uns viele Sitten der Serben an die Geschichte des Mittelalters erinnern, so ist dieß vorzüglich bei der Probe durch glühendes Eisen der Fall. Wird Jemand von Mehreren des Diebstahles beschuldigt, und er läugnet, muß er diese Probe bestehen. Es wird alsdann in einem mit heißem Wasser angefüllten Kessel ein glühendes Eisen (wohl auch ein halbverglaster Kieselstein) eingesenkt, das der Beschuldigte mit beiden Händen sogleich wieder herausziehen muß. Seine Schuld wird dadurch, daß er sich die Hand verbrennt, so wie die Unschuld durch das Unverletztseyn bewiesen. Wohl wenige mögen da mit heiler Haut davonkommen. (Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

20. Sonnabend, den 11. März 1837.


Ueber die
## Personalbeschreibung der Propheten
nach der Ueberlieferung der Morgenländer.

Der vortreffliche Aufsatz im Stuttgarter Kunstblatte über die Malerbegriffe christlicher Kunst in der Darstellung hebräischer Propheten und christlicher Heiligen hätte von dem Gegenstande dieses Artikels kaum Kunde nehmen können, wenn dem Verfasser auch die Quellen, an welche hier die Wünschelruthe des Orientalisten anschlägt, zu Gebote gestanden hätten, weil trotz der Gründlichkeit jenes Aufsatzes die Vorstellungen moslimischer Kunst und Ueberlieferungen außer den Gränzen der christlichen liegen; näher lag der Gegenstand des im eilften Bande des Nouveau journal Asiatique von Ferdinand Denis aus dem Handbuche des Malers und Bildhauers des Hrn. Arsenne gegebenen Auszuges über die Miniatur-Gemälde orientalischer Handschriften und Gemälde von Reisebeschreibungen in ihrem Verhältnisse zur neueren Malerei betrachtet. In diesem schmächtigen Auszuge von acht Octavblättern ist aber von einer Systemisirung der Mustergemälde gar nicht die Rede, es wird nur oberflächlich von den Gemälden einiger orientalischer Handschriften gesprochen, ohne daß der Verfasser auf den Gegenstand derselben näher eingegangen wäre. Wenn er sich nur hätte die Mühe geben wollen, den Gemälde-Cyclus eines einzigen Schahname in den Bereich seiner Untersuchungen zu ziehen, so hätte er aus demselben eine Gallerie von Mustergemälden für Helden, Diwe, Schlachtrosse und Köschke zusammenstellen können; hieran aber hat der Verfasser gar nicht gedacht, noch weniger an eine Classifikation der Gegenstände altpersischer Malerei und Sculptur. Die Architektur blühte im Islam unter den Beni Omeije durch die herrlichen Moscheen derselben zu Damaskus und Cordova auf, welche die Muster saracenischer Baukunst für alle künftigen Zeiten; die Malerei aber datirt ihre Blüthe in Persien wohl erst von dem Beginnen der mongolischen Herrschaft in diesem Lande, wodurch der Perser in nähere Berührung mit China gebracht, seinem natürlichen Talente in der Malerei, trotz der strengen Satzung des Islams, freien Lauf ließ. Bekannt sind die Stellen der Ueberlieferung, wodurch der Prophet dem Moslim Figuren zu malen oder Statuen zu schnitzen verboth, weil der Mensch das Werk seiner Hände zu beseelen nicht im Stande, und weil am jüngsten Tage diese Machwerke menschlicher Kunstfertigkeit von ihren Urhebern die Seele fordern würden, die sie ihnen zu ertheilen nicht vermögend gewesen; eine in anderer Beziehung höchst beachtungswerthe Lehre für Künstler, welche, nicht im Stande ihre Kunstwerke mit dem Hauche des Genius zu beleben, dem Verdammniß-Urtheile des Weltgerichtes verfallen sind. Trotz des vom Propheten wider Gemälde und Statuen geschleuderten Bannstrahles, erhob sich zwar nicht die Sculptur, aber doch die Malerei in Persien zu einem beachtungswerthen Grade von Vollkommenheit, zwar nicht in der Perspektive, deren Mangel die Erbsünde chinesischer Malerei, aber in dem brennenden Schmelze dauerhafter Farben, in der Zartheit von Blumengemälden und in der fantastischen Verschlingung der Arabesken und Goldschnörkel. Blumen und Figuren sind die beiden Hauptgegenstände persischer Malerei; die letzten, die wir hier vorzüglich ins Auge fassen müssen, um zu dem Ziele dieses Aufsatzes zu gelangen, zerfallen in die sieben Classen, 1) von Engeln oder guten Geistern; 2) von Diwen oder Dämonen; 3) von Königen oder Helden; 4) von Frauen und ihren Zofen, nähmlich den Heldinen romantischer Gedichte und dem Gefolge ihres Frauengemachs; 5) die Propheten; 6) die Genien der Planeten; 7) die Thiere, die wirklichen und fabelhafte Ungeheuer. Die letzten sind der Gegenstand der Naturgeschichte, und die Handschriften des Abschaibol-Machlukat, d. i. von den Wundern der Geschöpfe und andere naturhistorische Werke sind damit

ausgeschmückt. Da diese Werke nicht nur die Thierwelt, sondern die ganze Natur in ihren höchsten und tiefsten Regionen umfassen, so enthalten sie auch die Gemälde der guten und bösen Geister, der Engel und Diwe, der fabelhaften Ungeheuer und der Genien der Planeten. Aus einer solchen Handschrift sind die Genien der Planeten abgezeichnet, womit vor acht und zwanzig Jahren die Fundgruben des Orientes geöffnet worden. Eine höchst merkwürdige bildliche Darstellung derselben Genien der Planeten und der zwölf Bilder des Thierkreises befindet sich in Metall gearbeitet auf einem sehr kostbaren Trinkgefäße in der zwar minder, als andere dieser Art zahlreichen, aber höchst gewählten Sammlung Sr. Durchlaucht des Herrn Haus-, Hof- und Staatskanzlers Fürsten von Metternich, deren Beschreibung mit den beigegebenen Abbildungen eine für den Antiquar, Numismaten, Orientalisten und Künstler gleich lehrreiche Erscheinung, ein würdiges Seitenstück zu der, von Reinaud mit so viel Sachkenntniß beleuchteten, Beschreibung der moslimischen Denkmale des Herrn Herzogs von Blacas [1] seyn würde. Ein Seitenstück zu dem Aufsatze, welcher die Fundgruben des Orients unter dem Titel: über die Sternbilder der Araber, eröffnet, geben wir hier durch die folgende Uebersetzung eines Abschnittes aus dem Chamis, d. i. das Fünfgeschaarte, der vortrefflichsten aller Lebensbeschreibungen Mohammed's [2], aus der auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Handschrift [3].

Nischam der Sohn des Aaß erzählt: Ebubekr sandte mich und einen anderen Koreischiten als Gesandte an Heraklius, um ihn zur Annahme des Islam einzuladen; eines Nachts sandte er nach uns und führte uns in ein großes vergoldetes Gemach, in mehrere kleine Behältnisse untergetheilt, deren jedes mit einem besonderen Thore versperrt und verriegelt war. Er öffnete eines und zog daraus ein Stück schwarzen Seidenzeuges hervor, auf welchem ein rundes Gemälde mit Farben nach dem Leben; es war ein Mann mit großen Augen und ungeheuern Hüften, langem Halse, ohne Bart, doch mit dem schönsten und längsten Haare begabt. »Wißt ihr, sagte Heraklius, wer dieses ist? dieses ist Adam, über den Heil sey! welcher mehr Haare hatte, als ein jeder anderer Mensch.« Er öffnete dann einen anderen Schrank und zog ein schwarzes Seidenzeug heraus, worauf ein weißes Bild gemalt, ein Mann von ungemein krausem Haaren, rothen Augen, dickem Schädel, schönem Bart, — es war Noe; dann öffnete er einen anderen Schrank und zog daraus ein schwarzes Seidenzeug hervor, worauf das Bild eines Mannes von ungemein weißer Gesichtsfarbe, schönen Augen, hoher Stirne, langen Wangen, gerader Nase, weißen Bartes, lächelnden Angesichts; — er sprach, kennt ihr diesen? wir sagten, nein! es ist, sagte er, Abraham. Hierauf öffnete er einen Schrank, worin er ein weißes Bild, bei Gott! das des Propheten (Mohammeds). Diesen, sagte er, kennt ihr wohl, wir weinten, denn das Bild schien uns mit besonderer Rührung anzusehen. Er verweilte eine Zeitlang, und öffnete einen anderen Schrank, worin auf schwarzem Seidenzeuge das Bild eines Mannes von ungemein krausem Haare, tief liegenden Augen, trotzigen Angesichtes, dichtverflochtener Haare, und schwellender Lippen als ob er zornig; dieses, sagte er, ist Moses, der Sohn Amran's; neben ihm war das Bild eines anderen, ihm ähnlichen Mannes, nur waren die Haare gesalbt und die Stirne breit, dieß war Aron sein Bruder. Er öffnete dann einen anderen Schrank und zog ein Stück weißen Seidenzeugs hervor, worauf das Bild eines vierschrötigen Mannes, von schönem aber zornigem Angesichte, — es war Loth. In dem nächsten Schranke, aus welchem er ein Stück weißen Seidenzeugs hervorzog, war das Bild eines Mannes von weißem Schnurbarte, rothen Wangen, schönem Gesichte, — es war Isaac. Im nächsten Schranke befand sich auf weißem Seidenzeuge das Bild eines dem vorigen ganz ähnlichen Mannes, nur mit einem Muttermale auf der Lippe, — es war Jakob; aus dem nächsten Schranke zog er abermal ein Stück schwarzen Seidenzeugs hervor, worauf das Bild eines Mannes von weißem schönen Gesichte, mit hochgewölbter Nase und mit strahlendem Angesichte, das in's Röthlichte fiel, — dieß sagte er, ist Ismail, der Ahn eueres Propheten. Noch weit strahlender, fast wie das Anlitz der Sonne, war das des nächsten, auf weißem Seidenzeuge gemalten Bildes, welches der ägyptische Joseph. Im nächsten Schranke war auf weißem Seidenzeuge das Bild eines dünnschenkelichen Mannes, mit schwachen blöden Augen, und dickem, schwertumgürteten Bauche, — es war David; er rollte das

1 Description des monumens Musulmans du cabinet de M. le Duc de Blacas par M. Reinaud. Paris 1828. 2 Bände.

2 S. der Islam und Mohammed im LXIX. B. der Jahrbücher. S. 26.

3 Die kaiserl. Hofbibliothek besitzt zwei Handschriften dieses vortrefflichen Werkes, die vorzüglichere, ein kleiner Foliant von 589 Blättern Bl. 14 unter der Aufschrift: Ueberlieferung von den Gestalten der Propheten.

selbe zusammen, und zog auf weißem Seidenzeuge das Bild eines starkhüftigen, langfüßigen, auf einem Pferde sitzenden Mannes hervor, welches Salomon, der Sohn Davids; dann öffnete er einen anderen Schrank, worin auf schwarzem Seidenzeuge das Bild eines jungen Mannes, von schwarzem Barte, reichem Haarwuchs, schönen Augen und schönem Angesichte, — es war Jesus der Sohn Maria's. Wir fragten den Kaiser, woher er denn alle diese Bilder habe? — er sagte uns, daß Adam den Herrn angefleht, daß er ihm die Bilder der Propheten, seiner Nachkommen zeigen möge, worauf ihm Gott diese Bilder gesendet, die er in seinem Schatze in Westen aufbewahrt, wo dieselben Alexander aufgefunden, und durch Daniel diese Copien auf schwarzem und weißem Seidenzeuge habe verfertigen lassen.

Hammer-Purgstall.

---

## Serbische Sitten.

(Fortsetzung.)

### Sagen- und Märchenkranz.

Der innere Reichthum der Serben an Gefühl und Fantasie wird uns durch die Volkslieder, deren Ruf europäisch ist, so wie durch ihre Sagen, die minder bekannt sind, belegt. Vielleicht der schönste in der Geschichte Serbiens ist der wahrhaft große Charakter des Milosch Obilitj. Der innigste Vertraute des letzten Knesen Lasar, wurde er diesem kurz vor der blutigen Schlacht am Amselfelde 15. Juni 1389 durch Wuck Brankowitj verdächtiget; seiner Unschuld sich bewußt, und entschlossen sich großmüthig an dem argwöhnischen Fürsten zu rächen, eilte er mit zwei Gefährten nach dem türkischen Lager, als wollte er dem Sultan Amurat wichtige Geheimnisse verrathen.

In das Zelt das Großherrn eingeführt, glaubte er durch den Tod des von seinem Dolche hingestreckten Amurats Verwirrung unter die Feinde gebracht, sein Vaterland ohne Schlacht, deren gefährlicher Ausgang vorauszusehen war, gerettet zu haben. Doch der Sultan lebte gerade so lange noch, daß er dem tapfern Scävola der Serben die Todesstrafe diktiren, seine Truppen zur Rache auffordern, ja den Untergang des serbischen Reiches nach der unheilvollen Schlacht sehen konnte. Diesem wahrhaft tragisch-interessanten, und historisch-unsterblichen Charakter glaubte das serbische Volk auch einen Platz in seinem Märchenkranze anweisen zu müssen, ein Denkmal seiner Art, nicht griechisch, nicht römisch.

Stephan der Gewaltige sah auf einer Jagdpartie im Gebirge Zer von weitem die Zweige eines Baumes sich wechselweise erheben und zur Erde senken. Verwundert naht er dem Orte, wo er unter dem Baume einen Knaben rücklings bei einer Heerde Schafe schlafen, und eine Art in den Stamm des Baumes eingekeilt sieht: die Bewegung der Zweige rührt vom Knaben her, durch dessen Athem sie herabgezogen, und beim Aushauchen abgestoßen werden.

Noch mehr erstaunt, versucht es der Zar, dem Kleinen die Art vom Stamme zu nehmen, aber vergebens! Sogleich schickt sich die geschäftige Zahl der Vasallen an, dem Knes behülflich zu seyn, sie können indessen ebenfalls die Art nicht von der Stelle rücken. Der Knabe wird dadurch munter, Stephan fragt ihn: »Wie heißest du?« — »Milosch« — »Hast du Aeltern?« — »Nur die Mutter, der Vater ist gestorben,« — »und wo ist deine Mutter?« — »Sie ist da unten im Dorfe zu Hause,« »wohlan! führe uns zu derselben,« — »ich kann wegen der Schafe nicht,« — »wir wollen dir beistehen, die Heerde nach Hause zu treiben.« — So wurde er endlich bewogen, sie in seine Wohnung zu führen. Alle waren nun neugierig, was er mit der Art thun, ob er selbe aus dem Pflock herausbringen, oder ob da lassen werde. Als die Herrde in Bewegung war, zieht Milosch die Art mit einer Hand aus dem Stamme und wirft sie auf die Achseln. Zu Hause angelangt, verläßt Milosch die Heerde und die unbekannten Gäste, um hinter dem Gebäude seine Mutter aufzusuchen. Der Zar besorgt, der Knabe möchte ihm entgehen, folgt ihm nach, und sieht durch die Spalte eines Balkens in das Haus, wo er die Mutter des Milosch erblickt, welche Brot knetend die linke Brust über die rechte Schulter, die rechte Brust über die linke geworfen hat. Verwundert rief der Zar aus: »Also diese fruchtbare (obil) Mutter gebar den kräftigen (obil) Sohn.« Diesen nimmt der Zar zu sich an den Hof, und gibt ihm den Nahmen Obilitj.

---

Von der Geschichte springen wir auf die Metamorphose. Den Serben war der Guckguck (Kukawica) eine Frau, welche so lange um den Tod ihres Bruders weinte und trauerte, bis sie sich in diesen Klagevogel verwandelt hat. Nach andern wurde es dem Geiste des Bruders lästig, daß sie so lange klage, und auf seinen erbitterten Fluch sey sie ver-

Digitized by Google

wandelt worden; endlich halten andere dafür, Gott habe sich erzürnt über ihre ungerechte Klage, und ihr die Gestalt zur Strafe auferlegt. Daher wird jede Serbin, die einen Bruder verlor, zu Thränen gerührt beim Schlage des Guckgucks. — Der Guckguck ist ferner für die Räuber ein ominöser Vogel: läßt er sich frühzeitig im dichten, finstern Walde hören, deutet er denselben Unheil für jenes Jahr an; Freude verkündet er am Saume des Waldes.

---

Das Märchen vom Märzenschnee gehört ebenfalls in die Reihe der grauenhaften Metamorphose. — Ein Weib hatte einst im März eine Heerde junger Ziegen das Waldgebirg hinan in die Sommerweide getrieben, als sich plötzlich Schnee und der Nordwind einstellte; ergrimmt, sein Vorhaben vereitelt zu sehen, ließ es dennoch von demselben nicht ab, sondern fluchte über das Wetter. Nun kam die Reihe zu zürnen an dieses. Frost, Wind und Schnee stürmen furchtbar auf das Weib los, so daß es sammt seiner Ziegenheerde in Steinmassen verwandelt wird, die noch auf irgend einer Anhöhe dem abergläubischen Volke zur Warnung dienen; das Weib steht in der Mitte, rund herum die Ziegen.

Ein ähnliches Märchen wird von der Nacht vor dem Feste der Erscheinung des Herrn erzählt. Es herrscht hier der Aberglaube, der Himmel öffne sich in dieser Nacht, und Gott gewähre Jedermann, was er verlangt, wenn er nur um Eines bittet. Darum lauern Manche die ganze Nacht unter freiem Himmel, um sich ihren Wunsch zu erbitten, aber es ist nicht jedem gegönnt, mit profanen Augen die Herrlichkeit zu sehen. So nun traf das offene Himmelsgewölbe einen lang im Antichambre harrenden Bittsteller in der Wohnstube; um die Zeit nicht zu versäumen, während die Gnadenthore offen stehen, steckt er eiligst den Kopf zum Fenster hinaus, und ruft aus vollem Halse: Gib mir Gott! den Kopf eines achtjährigen Pferdes (daj mi Bozje! od osmak glavu) anstatt zu sagen: Gib mir! Gott! ein Viertel Geld (daj mi Bozje! osmak blaga). In demselben Augenblicke wird sein Wunsch erfüllt: Schädel und Schnauze werden länger, und sieh! der Mensch erlangt einen Pferdekopf. — —

(Schluß folgt.)

---

## Aus dem Tagebuch des Andreas Ochs v. Sonnau.

1604.

Den 17. Juni haben Jre Fürstl. Dht. Ferdinandus, herzog Albrecht aus Bayern, wie auch all die andern Ertzherzogen vnd Ertzherzoginen, dem Fest des Fronleichnams, So gar ansehnlich gehalten worden, beygewohnet. Wie auch alls es vber acht tag, den 24. Juni, widerumben celebriert worden, alle fürstl. Persohnen (außer herzog Albrecht aus Bayrn, so schon abgereist war) Sich darbey befunden. Disen abend war ain Schön kostbarlich Sonwendt Feuer vor St. Paulus Thor gehalten.

---

Den 20. Juni war Sontag, bin ich mit meinem hrn Vettern Peter Cassälu nach dem Closter Rein, zwo meill von Grätz verraist, vnd weill sie gleich ieren Vmbgang hielten, Sendete Jre fürstl. Dht. die alte Ertzherzogin, So auch Alda war, den hoff Furier Dionisium; ließ mier bevelchen, Sollte neben des Papler, war ain Crainerischer vom Adl vnd neulich Catholisch worden, den himel helffen tragen. (Vermuetblich wars mier von meinem hrn Vettern allso angefrimbt) wie hoch Jch auch imer batte mich zu entschuldigen, habe ich doch nichts gerichtet, Sondern habe dem Bevelch benügen leisten müssen rc. da wäre es am sicheristen gewesen, weit davon.

---

Den 10. Juni haben die Congregation S. Spiritus, deren Rector für dismallen war Frater Georgius Falbius, Monachus Garstensis, So hernach Prälat zu Göttweich im Ertzherzogthumb Oesterreich vnder der Enuß worden, und Endlich auch Religions-Reformator in Oesterreich ob vnd vnder der Enuß rc. Jre Festum oder Bruderschaft Feste in Grätz gehalten. Weill dan mein herr Vetter auch in diser Bruderschaft war, vnd vom Rector der Congregation zum Mittagmall in das Convict eingeladen wurde, hatt er mich mit Jme genomben rc. Regens des Convicts für dismall war herr Pater David, des Ferdinandei Regens aber war Pater Marcellus.

---

Den 4. September ist hr. Prälat Johann Wilhelm Heller in Weyr von Gärsten komen, allso balden forth nach Maria Cell verreiset. Jm widerkhern hat er die vor diesem angefangene Reformation continuiren gänßlich in Forsatz gehabt, als in aber seine Burger vnd Baurn, So demütig darfür gebetten vnd hr. Prälat ohnediß nicht vill Lust darzu hatte, auch eines frommen gemüths war, Jst es biß auf hr. Abbten Anthonium Spindler so bliben.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

21. Mittwoch, den 15. März 1837.

## Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Augustinus Olomucensis (Kaesenbrot), Theolog, Astronom, Dichter, Geschichtsschreiber, war zu Olmütz geboren, studierte in Padua Philosophie, Rechtswissenschaft und Theologie, und erhielt in der ersten sowohl, als in der letzten die Doktorswürde. Seine ausgebreiteten Kenntnisse öffneten ihm die Bahn zu bedeutenden Ehrenstellen. Er ward Domherr, später Probst zu Olmütz und Brünn, und leitete als erster Sekretär König Wladislaw's sehr viele und wichtige Staatsgeschäfte. Wie natürlich mit den größten Gelehrten seiner Zeit in fortwährend naher Berührung, erscheint er auch als einer der eifrigsten Theilnehmer an den Interessen der Donaugesellschaft. Wir besitzen von ihm mehrere Schriften, unter denen insbesondere die Briefe über und wider die Waldenser als schöne Denkmale streng kirchlicher Gesinnung, und der historische Catalog der Bischöfe von Olmütz [1] unsere Aufmerksamkeit verdienen. Aber auch der Dialogus in defensionem poëtices, der 1493 in Venedig erschienen, die Epigramme, welche Celtis in Wien herausgegeben, und das größere Gedicht de bellis Pannonicis haben bleibenden Werth. Ueberdieß besorgte er noch 1495 zu Venedig den Druck von J. Bianchini's »Tabulae coelestium motuum,« und widmete sie seinem gelehrten Oheim Andreas Stiborius. Er starb in seiner Vaterstadt 1513, nicht älter, wie die dortige Grabschrift in der Domkirche bezeugt, als 46 Jahre, 8 Monate, und hinterließ seine zahlreiche Büchersammlung dem Domkapitel.

Julius Milius, Leibarzt des Königs von Ungarn, und, wie aus dem letzten Verse seiner Episode an Celtis hervorgeht, der Geburt nach ein Italiener. Der Geschichtsschreiber Bonfin nennt ihn Aemilius, und rühmt nicht nur dessen edle Abkunft,[2] sondern auch die große Gelehrsamkeit, von der wir indessen keine weiteren Denkmale besitzen.

Johannes Cuspinianus (Spießhaymer — so heißt es auf dem Grabsteine bei St. Stephan) gehört, man mag ihn nach seiner politischen oder literarischen Wirksamkeit betrachten, zu jenen Erscheinungen, welche sich in allen Jahrhunderten als Seltenheiten herausstellen. Um das Jahr 1473 zu Schweinfurt geboren, kam er, kaum 15 Jahre alt, nach Wien, und machte hier, besonders unter der Leitung des Professors der Dichtkunst, Paulus Amalthäus, die außerordentlichsten Fortschritte in seinen Studien. Schon 1493 erhielt er den poetischen Lorbeerkranz. Hierauf studierte er Medicin, wurde Doktor, und bekleidete von nun an die ersten Ehrenämter an der Hochschule. Nach Celtis Tode übernahm er die Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst, und zugleich die Stelle eines Vorstehers der kaiserlichen Bibliothek, bald aber verwendete ihn K. Maximilian, der sich oft ganze Nächte hindurch mit ihm unterhielt, zu den wichtigsten Staatsgeschäften, und auch Ferdinand I. schenkte ihm das vollste Vertrauen. Seine Leistungen als — Rath, Gesandter und Vermittler; seine Verdienste um die Universität als beständiger Superintendent, sein Verhältniß zur Stadt Wien als Stadtanwalt — gehören wohl nicht hieher; wenn man indessen bedenkt, wie bei all den Geschäften, die auf ihm lasteten, und deren Durchführung nie etwas zu wünschen übrig ließ, er dennoch einen so thätigen und fruchtbaren Einfluß auf die Cultur der Wissenschaften genommen hat, wird man um so weniger anstehen, dem Ausspruch der Verehrung beizupflichten, den die Geschichte seinem Andenken schuldig ist.

---

1 Augustini Olomucensis Episcoporum Olomucensium Series, quam recens. continuav. notisque illustr. Fr. X. Richter. Olomucii 1831.
8. Die erste Ausgabe erschien zu Wien 1511 in 4.

Cuspinian war unstreitig das würdigste Mitglied der gelehrten Donaugesellschaft, und dieß nicht allein der vielen Werke willen, die er hinterließ, sondern durch den lebendigen Geist, mit dem er auf dieselbe wirkte. Es wird sich im Verlaufe unserer Darstellung wiederholt die Gelegenheit darbieten, diesen näher kennen zu lernen; hier möge es genügen, in Kürze der schönen Denkmale zu erwähnen, die wir dem unermüdeten Fleiße des vortrefflichen Mannes verdanken. Das Studium der Alten war allenthalben lebendig geworden; Cuspinian wirkte dafür nicht nur selbst durch kritische Ausgaben aus Handschriften[1], sondern veranlaßte auch solche, indem er aus seiner reichen Sammlung gute Codices Anderen mittheilte[2]. So kam er schon frühzeitig zu der Idee, eine Geschichte der Cäsaren sowohl als der römischen Consulen zu schreiben. Erstere vollendete er im Jahre 1512, wie aus einem Briefe hervorgeht, den er am 6. April an Reuchlin geschrieben: sie erschien aber erst 1540 im Drucke[3]; letztere fand sich nach seinem Tode ebenfalls vollständig vor, kam indessen nicht früher, als im Jahre 1552 unter die Presse[4]. Beide Werke verschafften ihm in der literarischen Welt einen Namen erster Reihe, und mit Recht; denn was auch die neuere Kritik daran zu rütteln und schütteln finden mag, kann sie doch nie übersehen, wie Cuspinian der Erste war, welcher mit seltenen Studien und nicht ohne tiefe Kritik an die Ueberlieferungen der Alten ging, und diese zu einem schönen Ganzen verschmolz. Insbesondere verdankt die deutsche Geschichte dem ersteren Werke viele höchst wichtige Aufschlüsse, und Niemand wird die Biographie Kaiser Maximilian's I. ohne innige Rührung lesen können. Für vaterländische Geschichte hat Cuspinian überdieß noch zwei Werke geschrieben, die in jeder Beziehung unsere vollste Anerkennung in Anspruch nehmen: wir meinen seine Austria[1], und das wahrhaft schöne „Diarium de congressu Caesaris Maximiliani et trium regum in urbe vienensi 1515[2].« Ist dieses, als einzige Quelle, eine meisterhafte Darstellung eines der wichtigsten Momente in der Geschichte des Hauses Habsburg; so bietet jene des Interessanten und Gehaltvollen so Vieles, daß man darüber die dort und da eingeschlichenen irrigen Angaben wohl leicht übersehen mag. — Auch die »Oratio Protreptica ad Sacri Ro. Imp. Principes et proceres, ut bellum suscipiant contra Turcam," die bald nach der Schlacht von Mohacz bei Singrenius erschienen, ist eine höchst beachtenswerthe Stimme der Zeit, denn sie vereinigt edle Freimüthigkeit mit gründlicher Kenntniß der Verhältnisse, und gewährt dadurch einen tieferen Blick in die damaligen Zustände, als ganze Reihen diplomatischer Ueberlieferungen. Krieg wider den Erbfeind von Osten war bereits seit mehreren Decennien der allgemeine Ruf Deutschlands geworden; je näher aber die Gefahr rückte, desto größer zeigte sich das Bedürfniß der Abwendung zunächst in den österreichischen Ländern, und wenn Maximilian diese Aufgabe stets vor Augen hatte, und selbst an die Wiedereroberung Jerusalems dachte, kann man es wohl, wie manche Neuere vorschnell thaten, weniger eine Träumerei, als vielmehr eine richtige Ahnung der Bedrängnisse nennen, die ohne kräftiges Entgegentreten später oder früher hereinbrechen würden. In diesem Sinne hatte auch Cuspinian schon früher mehrere Gedichte geschrieben und im Jahre 1522 überdieß noch das Werkchen: De Itineribus in Turciam, Felice Petantio cancellario Segniae Autore, zum Drucke befördert[3]. Dieses gibt vorerst zwei Wege nach der Türkei an, den einen von Belgrad aus, den andern durch Siebenbürgen. Hierauf wird gezeigt, wie die Feinde durch Dalmatien und Kroatien in Deutschland einfallen können, und endlich werden nach dem Beispiele der Römer noch ein Paar Wege von der Meerseite gegen Thracien gewiesen. Den Schluß macht ein nachdrücklicher Epilogus exhortatorius ad invadendum Turcos. Cuspinian's Zuschrift an Ferdinand I. handelt vom Ursprunge der Türken, von der Vertreibung ihrer Sekte aus Spanien unter dem

1 Dionysii Periegesis, I. Situs Orbis Ruffo Avieno interprete. Viennae, Winterburger, 1508. 4. Lucii Flori libri historiarum a Cuspiniano castigati, cum indice. Ib. 1511. 4. Panegyrici Variorum Autorum et Declamationes nonnullae perquam eruditae, hactenus non impressae. Ib. 1513. 4. Liber hymnorum Prudencii. Impr. Viennae per I. Winterburg. 4. etc. etc.

2 So schickte er 1502 dem Aldus die vier ersten Kapitel des Valerius Maximus, die dieser auch bei der im selben Jahre erschienenen Ausgabe benützte. Dem Nikolaus Gerbelius übergab er den Philostratus, dem Conrad Peutinger den Jornandes u. s. w.

3 De Caesaribus atque Imperatoribus Romanis opus insigne. Argentor. 1540. Fol. Enthält noch: »De Turcorum origine; Foelicis Petancii, quibus itineribus Turci sint aggrediendi; Diarium de cogressu — in urbe Viennensi 1515 facto.«

4 De Consulibus Romanorum Commentarii etc. Basil 1553. Fol. Damit erschien zugleich die Austria. Wechel in Frankfurt legte diese, sowie das vorhergehende Werk 1601 von Neuem auf.

1 Austria cum omnibus ejusdem Marchionibus, Ducibus, Archiducibus, ac rebus praeclare ad haec usque tempora ab iisdem gestis. Basil. 1553. Fol.

2 Erschien im nähmlichen Jahre auch deutsch.

3 Imprimebat Viennae Austriae Joannes Singrenius Chalcographus. Anno Salutis MDXXII. 4.

mütterlichen Großvater Ferdinand, von des väterlichen Großvaters, Maximilian's, durch den Tod vereitelten Anstalten. Es käme nun also auf seinen Bruder Carl und ihn.« — So griff der seltene Mann in die Fragen der Zeit, deren Berathung und Lösung häufig in seiner politischen Stellung lag, auch als Literator ein, und wenn wir die bisher angeführten Werke noch einmal übersehen, können wir wohl nichts anderes thun, als auf den im Eingange gemachten Ausspruch in der Ueberzeugung hinzuweisen, daß unsere Leser dieselbe Ansicht gewonnen haben. Indessen sind noch einige andere Schriften zu erwähnen übrig, die nicht minder unsere Aufmerksamkeit verdienen. Die wiederholten Reisen nach Ungarn in diplomatischen Angelegenheiten benützte Cuspinian zugleich, um sich nähere Kenntnisse von diesem Lande zu verschaffen. So entstand sowohl seine Beschreibung, als seine Karte desselben, von welchen wir jedoch keine weiteren Notizen haben, als die wir durch ihn selbst überkommen: »Descriptiones regni Hungariae et tabulam ejus edidi ac Regi Hungariae Ferdinando dicavi, quae jam impressa circumfertur. Opus hercle insigne, absit invidia verbo.« (De Consul. p. 418.) Als Vorarbeiten zu seinen beiden größeren historischen Werken besorgte er 1515 die erste Ausgabe des Otto von Freisingen aus einer Handschrift des Schottenklosters zu Wien, und verwendete gleiche Sorgfalt auf einen Catalogus Consulum Rom., den er vom Stabius in Handschrift erhalten hatte. Auch schrieb er an einem Stammbaum der österreichischen Regenten, worin ihm jedoch Stabius, wie er selbst sagt, zuvorgekommen, und im Jahre 1527 gab er zu Wien ein chronologisches Verzeichniß der Kaiser und Päbste heraus. Seine Gedichte, welche sich zerstreut in verschiedenen Werken befinden, und jedenfalls einen mäßigen Octavband füllen würden, hätten schon längst ihrer sprachlichen Gewandheit und historischen Richtung wegen gesammelt zu werden verdient. Uebrigens stand er mit den größten Gelehrten des Auslands in fortwährender Verbindung, so wie er in Wien — auch außer den Beziehungen zur Donaugesellschaft — beinahe auf jede literarische Erscheinung Einfluß genommen hat. Er starb am 19. April 1529, und liegt bei St. Stephan begraben.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Serbische Sitten.

(Schluß.)

Daß dem Entstehen vieler serbischer Städte Märchen zu Grunde liegen, ist mehrfach erzählt worden; minder bekannt dürfte jenes von der Entstehung Constantinopels seyn, das der Serbe Kaiserstadt (Zarigrad) nennt. — Auf der Jagd stieß der Kaiser auf einen Todtenkopf, und setzte mit dem Pferde darüber; dieser redete ihn aber an: »Was trittst Du mich, da ich dir säen und verderblich werden will [1].« Der Kaiser springt vom Pferde, trägt den Kopf nach Hause, verbrennt ihn, und verwahrt die zu Staub zerstoßenen Ueberreste in einem Papier. Als er nach einiger Zeit verreiste, durchsucht seine mannbare Tochter den Schrein, findet das Pulver, und verkostet ein wenig davon auf der Zunge; sie verschließt es zwar wieder, wird aber davon schwanger. Dieß mit der Zeit wahrnehmend, und nachspürend, erfährt man die Ursache. Die Folge war die Geburt eines Sohnes. Der Neugeborne, vom Großvater am Arm genommen, erhascht sogleich dessen Bart mit beiden Händen. Der Zar läßt nun zwei Tassen, die eine mit glühenden Kohlen, die andere mit blanken Dukaten angefüllt, herbeibringen, neugierig, nach welcher von beiden das Söhnchen verlangen wird, um zu erfahren, ob es die vorige Handlung aus Unvernunft, oder vorsätzlich gethan. Die Probe bewahrheitet die letztere Vermuthung, da es sogleich mit beiden Händen nach dem Golde, und nach den Kohlen gar nicht greift. Der Kaiser findet darin die Bestätigung des zweideutigen Orakels. Daher schickt er den Knaben, als er erwachsen war, in die weite Welt mit dem Befehl, nirgends stehen zu bleiben, als wo sich zwei Uebel bekämpfen.

Der Prinz durchreiste die Welt, und fand, als er an den Ort des nachherigen Constantinopels kam, eine Weißdornstaude, um die sich eine Schlange wand: die Dornen verletzten die Schlange, diese biß in die Dornen. Da dachte er bei sich: „Nun hier sind zwei Uebel im Kampfe miteinander," besichtigt demnach die Gegend, und kommt, einen Kreis beschreibend, abermals dem Dornbusch nahe, bleibt stehen, und ruft aus: „Hier also soll ich stille stehen," und im selben Augenblick, als er sich umsieht, hebt sich nach

---

1 Es ist hier ein Wortspiel in einem und demselben Worte dovaditi, welches setzen, säen, aber auch verderblich werden heißt.

seinen Fußstapfen eine Mauer empor, von dem Gehäge an bis zu dem Orte, wo er steht. Er wirft sich später zum Kaiser auf, und nimmt seinem Großvater das Reich, damit geschehe, was da vorhergesagt worden.

---

Schijak ist ein Schimpfwort, heißt beinahe so viel als Pinzgauer, Krähwinkler, und hat seinen Grund in der verschiedenen illyrischen Aussprache des cyrillischen Buchstabens ѣ — je, e und ije. Die Herzegowiner nennen die Syrmier und Batscher Schijacken, weil sie e, diese umgekehrt die Herzegowiner, Dalmatiner und Kroaten so, weil sie ije aussprechen. Dießmal gilt es die Letzteren. Mit hochbepackten Rossen[1] schlugen einige Herzegowiner in Serbien den Weg gegen ein Kloster ein, als einer der Carawane zu den Gefährten sagte: »Geht, treibt mir einer meine Lastpferde, ich gehe hier ins Kloster, das Abendmahl und den gesegneten Wein aus der Amphora zu empfangen, ich komme gleich wieder.« In der Kirche angelangt, schreit er mit lauter Stimme, und im Accent seines Dialectes: »Wo ist der, der da das Brot und den Wein darreicht beim heil. Abendmal, ich habe nicht Zeit zu warten, es gehen mir die Pferde fort.« Die Kirchendiener erkannten bald, mit wem sie es zu thun hätten, und konnten wohl voraussetzen, daß der Herzegowiner noch nie communicirt habe; sie führten ihn in einen Erker der Kirche und fragten ihn aus, ob er den Tag noch nichts gegessen habe, weil er das heilige Abendmahl verlange; dieser gibt sich dadurch bloß, daß er aussagt, er habe schon mittaggemahlt. Nun heißen sie ihn warten, und Einer von ihnen bringt in einem Becher herben Käse mit türkischem Pfeffer zugerichtet, und steckt ihn dem Bauer in den Mund; der Betrogene fährt mit der Hand zum Mund und lauft durch die Kirche, aber hier erwartet ihn ein Zweiter mit einem Stock, und fällt ihn an, mit dem Bedeuten: warte Herzegowiner! ich will dir noch die Amphora geben. Am Wege aus der Kirche begegnet er einem Mann mit mehreren Kindern, der ihm auf die Frage, wo er hingehe, antwortet: er führe die Kinder zur Communion; da kann der Herzegowiner sein Bedauern nicht unterdrücken: »Gott!« sagte er, »und Gottes Glaube! vielleicht wird eines der größeren mit Leben davonkommen, von den kleineren gewiß keines, denn welche die Communion des Brotes verschont, bringt die Amphora um.«

[1] Ihre Waaren bringen die Herzegowiner gewöhnlich auf Pferden in die Stadt, da die Batscher Lastwägen hierzu gebrauchen.

---

Zum Schlusse noch von der Nagelsuppe. Ein Soldat kam zu einer Bäuerin in die Küche, um sich ein Essen zu erbetteln, sie fertigte ihn damit ab, daß sie nichts habe. »So wirst du mir doch eine Pfanne und etwas Wasser geben, um mir eine Nagelsuppe zu machen.« Die Hausfrau neugierig, was da werden soll, gibt es ihm; er wirft einen eisernen Nagel hinein, und setzt das Compot zum Feuer; als das Wasser warm wird, begehrt er etwas Salz, später etwas Mehl; das Weib, immer begieriger auf den Kuchen geworden, bewilligt ihm auch dieses. Als das Wasser zu sieden beginnt, begehrt er ein Ey, endlich etwas Schmalz, und nachdem er das Ganze abgeseiht, den Nagel herausgenommen hat, ist die Nagelsuppe vollendet.

L. H.

---

## Aus dem Tagebuch des Andreas Ochs v. Sonnau.

1604.

Den 12. Julij. Obe zwar Von ier fürstl. Durchl. Scharffe Mandata auf die Palger vnd dergleichen gesindt, in bedenckung seit des Neuen Jarr hero fünff Persohnen entleibt worden, die mit ernstlicher Lebens Straff vnverschont auch ohne ansehen der Persohn, zubestraffen, So ist doch an disem Tage vngefehr vmb 2 Vhr Nachmittentag zu Grätz, gleich vor dem Landthauß (so ich selber mit augen gesehen) ein feine junge Persohn am Palgen erstochen worden. Der Thäter machte sich fluchs beim Thor hinaus. Den 13. hujus wurde wider ainer entleibt, vnd den 14. einer halb tott geschlagen, So den dritten tag darauff gestorben.

---

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

22. Sonnabend, den 18. März 1837.

## Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Andreas Stiborius (Stöberl) von Vilshofen in Baiern, lehrte die Mathematik vorerst zu Ingolstadt, dann an der Hochschule zu Wien mit ausgezeichnetem Erfolge. Er ward Domherr bei St. Stephan und starb um das Jahr 1515. Als 1514, in der zehnten Session des lateran. Conciliums, die Verbesserung des Kalenders in Berathung sollte gezogen werden, trug Kaiser Maximilian I., von Innsbruck aus (4. October), ihm und dem berühmten Georg Tannstetter auf, ihr Gutachten darüber einzuschicken. Sie thaten es in einer selbstständigen Abhandlung[1]; Maximilian berichtete der Universität (Innsbruck, 16. December 1514) die Absendung derselben nach Rom, indem er ihr zugleich die beiden Verfasser auf das Nachdrücklichste anempfahl. Die übrigen Schriften unsers Gelehrten hat Weidler in seiner Geschichte der Astronomie verzeichnet.

Johann Stabius, kaiserlicher Historiograph, vorzüglicher Mathematiker, und einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, heißt bald Austriacus, bald Styrensis; beide Angaben lassen sich vereinigen, wenn man Steyer, die bekannte Stadt in Oesterreich ob der Ens, als dessen Geburtsort annimmt. Nach Chyträus soll er zu Schletstadt unter dem Westphalen Ludwig Dringenberger die ersten Studien gemacht haben; gewiß ist, daß er in Ingoldstadt Magister der Philosophie und hierauf Professor der Mathematik wurde. Da er sich aber mit dem Vicekanzler Georg Zingel nicht vertragen konnte, ging er nach Wien, und erwarb sich hier in kurzer Zeit das volle Vertrauen Maximilian's. Am 31. October 1501 hatte dieser das Diplom zur Errichtung des Collegium Poetarum et Mathematicorum unterzeichnet. »Duos,« heißt es darin, »in mathematicis disciplinis eruditos ad ipsum collegium deputamus;« daß Stabius einer der beiden gewesen, ersehen wir aus einem Briefe des Vincenz Lang an Celtis[1]. Im nächstfolgenden Jahre erhielt er den poetischen Lorbeerkranz, wurde zugleich Sekretär des Kaisers, und kam nun nicht mehr von dessen Seite. Unter den vielen Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden, erwähnen wir der Erhebung in den Ritterstand, und der Ernennung zum Dechant an der Metropolitankirche zu Wien. Er starb am 1. Jänn. 1522 in Grätz, eben im Begriffe, einige größere Arbeiten zu vollenden, von denen ihn das bisher geführte Hofleben immerfort abgehalten hatte. Seine Schriften zerfallen nach drei Richtungen und sind allerdings sehr zahlreich. Die Bibliographen verzeichnen nicht mehr als 15 mathematische, 5 poetische, 6 historische; dazu kommen noch drei Werke anderer Autoren, die er zum Drucke befördert. Hier möge es genügen, nur einige derselben namentlich anzuführen. Die zwölf ersten mathematischen Inhalts hat schon Tannstetter vor den Tabulis Eclypsium Peuerb. zusammengestellt, dem Geßner und Voß in ihren Angaben folgten; dazu gehören noch: 1) »Form eines Irrgartens in einem Dreieck, Viereck, oder runder Gestalt,« worüber der bekannte J. Vadianus Nachstehendes berichtet: „Labyrinthi formam quibusque flexibus, figura trigona, quadrangulari et rotunda strui queat, aeditis, ut sic

[1] Andreae Stiborii Boii Theologi et Mathematici et Georgii Tannstetteri Collimitii Phisici et Mathematici, super requisitione sanctissimi Leonis Papae X. et divi Maximiliani Imp. P. F. Aug. de Romani Calendarii correctione Concilium in Florentissimo studio Viennensi Austriae conscriptum et aeditum. Joannes Singrenius impressit Viennae, expensis suis. 4.

[1] »Corrivalem Jo. Stabii fuisse Stephanum Rosinum, ex eadem comperimus Longini epistola, qua Celtem monuit, ne, velut machinatus est Rosinus, pateretur, mathematicum stipendium a collegio poetarum avelli atque collegio Universitatis uniri.« (Klüpfel T. I. p. 203).

dicam, Iconibus, jam pridem docuit Joannes Stabius Austriacus Mathematicus, maximi ingenii homo, et cui neminem in acute judicando et inveniendo recte praetuleris.“ 2) Prognostica für mehrere Jahre. Von diesen befinden sich die Jahre 1499 und 1500 in Handschrift auf der kaiserlichen Bibliothek. 3) Beschreibung Oesterreichs: dessen Lage, Berge, Flüsse, Städte, Schlösser, Märkte und Dörfer[1]. Ein schönes Denkmal seiner mathematischen Kenntnisse hat sich in Nürnberg erhalten: „Zum steten Andenken seiner delineirte Stabius A. 1502 daselbst an der Laurenzer Kirchen, oben auf der Wand, die gegen Mittag hin siehet, und nur 6 Grad von Mittag gegen Morgen abweichet, eine Sonnen-Uhr von considerabler Größe, auf welcher er die kleine und große Uhr, auch die Arcus, wann die Sonne in ein neues Zeichen tritt, gar geschickt angedeutet, die noch bis dato, da sie jederzeit wohl conservirt worden, davon ein genugsames Zeugnus gibt[2].«

Die poetischen Schriften sind meist religiösen Inhalts: Ad sanctos Austriae Patronos praecatio; Ode de Martyrio S. Colomanni Scoti Martyris; Carmina de Sancto Andrea c. cruce u. s. w. Unter den historischen sind bemerkenswerth: I. „Der Triumphwagen[3].“ II. »De genealogia Domus Austriacae,« Handschrift der kaiserlichen Bibliothek, enthält eine Widerlegung des Suntheim und Manlius, die seiner Ansicht nach in der Ableitung von den alten fränkischen Königen Fehler begangen. III. »Stammbaum des Hauses Habsburg« ausgehend von — Noe, Anfangs von Kaiser Maximilian mit Wohlgefallen aufgenommen, dann aber verworfen, nachdem ihn die Theologen näher untersucht hatten. IV. »Notae in Trithemium,« handschriftlich in der kaiserlichen Bibliothek, und zunächst die Geschichte der Franken betreffend. V. »Res a Maximiliano Imp. gestae.« Er vollendete die Arbeit nicht, doch sprach man allgemein davon, wie eine Aufschrift des Johann Habel zeigt: Ad Joannem Stabium rerum a Divo Maximiliano gestarum scriptorem, Poetam laureatum, Mathematicumque insignem.« Mitterdorfer in seinem Consp. hist. Univ. behauptet, Stabius habe dem Kaiser in der letzten Krankheit einen Theil davon vorgelesen; Cuspinian erzählt es von Manlius; wir müssen um so mehr diesem beipflichten, als eine Stelle im Leben Maximilian's über das ganze Werk andere Aufschlüsse gibt[1]. Uebrigens scheint Stabius noch mehrere historische Arbeiten hinterlassen zu haben. So erzählt Jakob Spiegel, Stabius habe der Erste vermuthet, daß das churfürstliche Collegium des deutschen Reiches von Pabst Gregor V. gegründet worden, und Wolfgang Lazius bedauert, daß Alles, was Stabius von den Unternehmungen der Römer in Deutschland geschrieben, verloren gegangen, oder irgendwo verborgen und vergessen liege. Die Werke fremder Autoren, deren Herausgabe er besorgt, sind: »Messalah de motu orbis. Nürenberg 1564; Bartholini Odeporicon. Viennae 1515, und Quadratum geometricum praestantissimi Georgii (Burbachii) Mathematici. Nürenberg 1516.

Christoph von Weitmil, aus einem edlen böhmischen Geschlechte, hatte in Bologna studiert, und unter Philipp Beroaldus große Fortschritte gemacht. Es scheint, daß er bei seiner Rückkehr ins Vaterland habe Geistlicher werden wollen; wenigstens nennt er sich selbst in der Episode an Celtis Praepositum Pragensem; doch nahm er die Weihen nicht, sondern folgte seiner Neigung zum Kriegerstande. Ob er außer der angeführten Episode noch etwas geschrieben, ist unbekannt. Sein Vater, Benedict von Weitmil, war reich und angesehen. Er genoß insbesondere der großen Beredsamkeit willen, die er sich zu eigen gemacht, die Achtung der meisten Fürsten seiner Zeit, und wurde zu den wichtigsten Gesandtschaften verwendet.

Johannes Sturliuius de Schmalcaldia (Steurle), Dichter und Geschichtsschreiber, den auch Menken

---

1 »Superest, ut nunc omnes fluvios, montes, oppida, castra et villas pro complemento subjiciamus, quae omnia sua peregrinatione Joannes Stabius oculis lustravit, et jussu Maximiliani Caesaris descripsit: Georgius Collimitius auxit, et in pulchram tabulam redegit, quam nunc subjungem, ut omnibus innotescat Austriae situs. (Cuspinian, zum Schlusse seiner Austria.)

2 Doppelmayr, historische Nachricht von den Nürnberg. Mathematicis und Künstlern. Nürnberg 1730. Fol. S. 32. Anm. s.

3 »Stabius hat auch den Triumphwagen gannz und gar zum weg gericht. Aber wier haben den noch nit ubersehen.« (K. Maximilian an Sig. v. Dietrichstein: Niederwels, 16. Oct. 1512).

1 »Erat Johannes Stabius judicii acutissimi vir, raraeque doctrinae, qui pluribus annis sub eo (Maximiliano I.) militarat, multa adjecturus allaturusque, quae posteritas fuisset admirata, utpote, qui castra ejus sequutus, semper lateri adhaesit annis jam assiduis sedecim. Et quum Austriam Carinthiamque graphice depinxerat, ac stemma domus austriacae ingeniosissime in lucem produxerat, depromturus adhuc multa et speciosa et insignia, potissimum nunc aulicis liberatus tempestatibus et tranquilitati redditus, ecclesiae Viennensis factus Decanus. Sed eminentioribus omnibus invidet invida mors, quae hunc insperato, cum moliretur ingentia quaedam, Graetzii in Stiria nobis abstulit Kalend. Januarii, vigesimi secundi anni post Millesimum quingentesimum, quum Maximilianum scribendum suscepissemus ejus ductu. Erat mihi namque animus exemplo Plutarchi Suetoniique et aliorum hic subsistere aliisque scribendum hunc relinquere, sed hic me vicit, ut modis omnibus hunc pium ac foelicem Principem scriberem. (Caesares, p. 723.)

unter die Wiederhersteller der lateinischen und griechischen Literatur in Meissen zählt. Er lehrte einige Zeit zu Leipzig, errichtete eine Privatschule in Annaberg, und begleitete hierauf den obengenannten Christoph von Weitmil nach Italien. Von da im Jahre 1497 nach Deutschland zurückkehrend, begab er sich zugleich mit diesem nach Wien, und feierte hier die Ankunft Celtis ebenfalls mit einem schönen Gedichte. Der berühmte Bohuslaus von Hassenstein, dessen Kinder er später unterrichtete, schätzte ihn ungemein hoch, widmete ihm viele seiner Gedichte, und unter Andern auch das Werkchen: »De Avaritia [1].« Aus einigen Epigrammen erfahren wir, daß er von strengen Sitten gewesen, und auf ein ernstes Aussehen viel gehalten. Schwarzen Angesichts, trug er noch einen ungewöhnlich langen und starken Bart. Gedichte und Briefe von ihm befinden sich in Hassensteins Werken; Klüpfel nennt noch: 1) Res bello et pace gestae, sermone metrico. 2) Centuria Uladislao Bohemiae Regi dicata anno 1510.

Hieronymus Balbi, bereits 1494 Professor der Rechte an der Hochschule zu Wien, in welchem Jahre auch hier sein »opusculum epigramaton« erschien, war unstreitig einer der scharfsinnigsten Köpfe seiner Zeit. Retzer hat im Jahre 1791 dessen Werke gesammelt, und mit einer biographisch-literarischen Würdigung in zwei Bänden herausgegeben; wir können uns daher über ihn kurz fassen. Daß er zu Venedig geboren worden, liegt außer allem Zweifel; Me Veneti genuere lares, singt er selbst von sich. Er studierte in Rom unter Pomponius Lätus, ging hierauf nach Paris, und wurde hier in sehr nachhaltige literarische Streitigkeiten verwickelt. Mehrere Schriftsteller lassen ihn darüber 1496 nach England fliehen; da er aber schon zwei Jahre früher in Wien Vorlesungen hielt, und diese bis 1499 fortsetzte, fällt diese Angabe von selbst zusammen. Ueberdieß erzählen zum Jahre 1494 die Akten der juridischen Fakultät: Balbi sey von Padua berufen worden, und habe die Kanzel der Rechtswissenschaft um das Fest Johannis des Täufers mit ungewöhnlichem Zulauf betreten. Im folgenden Curse hat er auch über die Beredsamkeit zu lesen angefangen, und daß er die Poetik vorgetragen, geht aus dem bekannten Briefe des Pierius Graccus hervor, der den Celtis an dessen Stelle zu kommen einlud. Mit Anfang des Jahres 1499 wollte er über Ungarn nach seinem Vaterlande reisen; unterhalb Ofen jedoch, in dem Walde Vértes, von Räubern geplündert und verwundet, mußte er wieder nach Wien zurückkehren. Nun verhalf ihm Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein zu einer Lehrkanzel in Prag, wo er auch Anfangs großes Aufsehen erregte, allein später selbst das Vertrauen seines Beförderers verlor. Die Ursachen werden von Verschiedenen verschieden angegeben; Georg Nitsch, Domherr zu Olmütz, schrieb an Celtis 1500, daß Balbi in den Verdacht der Haeresie gerathen, dem wir aus mehr als einem Grunde beistimmen zu müssen glauben. Derselbe scheint indessen nicht anhaltend gewesen zu seyn, denn Balbi trat hierauf in den geistlichen Stand, wurde an den Hof König Wladislaw's gezogen, und selbst Bohuslaus rief ihm vor der Abreise nach Ungarn zu: »Facito, ut is sis, qui caepisti, et rem meam, magis tamen Rempubl. et *religionem christianam*, quantum in te est, cures.« Budik läßt ihn bereits nach drei Jahren Probst in Preßburg werden; allein er war gewiß noch im März 1514 Probst zu Waitzen, und erscheint in ersterer Würde erst 1515. Als solcher wurde er zu den wichtigsten Gesandtschaften verwendet; unter Andern 1521 an Carl V. nach Worms, wo er jene schöne Rede gehalten, die Pray im fünften Bande seiner Annal. Hung. wieder hat abdrucken lassen. Sie öffnete ihm die Bahn zu höheren Ehren, und nach Isthuanffy war er auch wirklich zum Bischof von Triest bestimmt (ohne Zweifel 1522, da Peter Bonomo für die Wienerinsel ausersehen); indessen er erhielt — Gurk. In demselben Jahre ward er von Ferdinand I. an Papst Adrian VI. abgeordnet, um diesem die Gefahren zu schildern, die durch das Näherrücken des Erbfeindes der Christenheit immer drohender wurden. Er that es in einer kräftigen Rede, welche auch ohne weitere typographische Angaben in 4. erschienen ist. Eine ähnliche Bestimmung hatte seine Gesandtschaft 1526 an Clemens VII., wie wir aus der Rede erfahren, die im selben Jahre zu Rom gedruckt worden ist. (De rebus Turcicis ad Clement. VII.) Das letzte Geschäft, dem sich Balbi unterzog, war die Reise nach Bologna 1530 zur Krönung Carl's V.; wahrscheinlich starb er auf dem Wege nach Hause in Venedig. Indessen hatte er bei dieser Gelegenheit sein bekanntes Werk de coronatione verfaßt, das mit dem, ein Jahr früher erschienenen „Vaticinium de futuris Caroli V. triumphis" inniger Verbindung steht. Uebrigens verweisen wir, wie gesagt, auf Retzer's Gesammtausgabe.

1 »Cupienti mihi aliquid de Avaritia scribere, Sturne optime, te potissimum delegi, cui opusculum hoc dicarem, qui semper et avaritiae hostis fuisti et nihil unquam pecuniae causa fecisti.« —

Bartholomäus Scipio (Steber), gewandter Redner und bedeutender Arzt, war ein geborner Wiener. Im Jahre 1481 wurde er Magister der Philosophie, hörte hierauf die Medizin, ging nach Italien und erlangte dort die Doktorswürde. Bei seiner Zurückkunft ward er Mitglied der hiesigen Fakultät, sechsmal Dekan derselben, und 1490 Rektor Magnifikus. Er schrieb: A Malafranczos morbo Gallorum preservatio ac cura. Impr. Viennae per I. W. 1497. 4. und starb, wie seine Grabschrift bei St. Stephan bezeugt, im Jahre 1506.

(Fortsetzung folgt.)

## Mittheilungen aus Handschriften.

Nachstehende Notizen befanden sich in einem Codex des 15. Jahrhunderts, welcher ehemals dem Stifte St. Paul im Lavantthale gehörte, und das deutsche Civil-Recht nebst verschiedenen Formularien von Kauf-, Heiraths-, Geleitsbriefen enthält. Sie sind größtentheils (nämlich bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts) von gleichzeitiger, die übrigen aber von neuerer Hand.

A. d. 1338. Fuerunt locuste (Haberschreckh) qui comederunt omnes fructus terre, segetes et alia.

A. d. 1348. Fuit terre motus magnus ita quod Villacum ciuitas cecidit in die conuersionis S. Pauli.

A. d. 1392. Fuerunt multi francigeniti inter paganos interfecti atque aliarum multitudo nacionum populi. Zu Schiltarn.

A. d. 1393. Creuerunt uina amara, dicta Zirnnbeüt.

A. d. 1401. Hat man herrn Markharten v. Grolzhaym geschriben, dem Erbern vessten Rittern.

A. d. 1409. Fuit captus Patriarcha Pragensis cum comitiua sua in Ciuitate St. Viti in Karinthia in feria festi assumpcionis Marie et natiuitatis eiusdem a militibus Domino Rudolfo Capitaneo karinthie de Sulcz et Dominis Burkchardo et Wilhelmo fratribus de Rabenstain et sic vitam male finierunt et sui complices.

A. d. 1410. Amiserunt cruciferi de Prussia magnum exercitum, qui erant a paganis interfecti. Vna cum uno Capitaneo dicto de Plaben seu Plawen qui erat de terra aduocatorum.

A. d. 1414. Fuit celebratum generale Concilium in Constancia et ibidem Huss de Bohemia fuit concrematus pro heretico.

A. d. 1416. Obsessum fuit castrum Kolnitz per dominum Johannem Ehrenfelser tunc temporis Capitaneum domini Bambergensis.

A. d. 1419. Celebrauit Dominus Newnhawss Episcopus Salczburgensis Concilium etc.

A. d. 1421. In die St. Gregorii cremati seu combusti sunt omnes Judei qui fuerunt in tota Austria de mandato illustrissimi Principis Domini Alberti Ducis Austrie, Styrie, Karinthie etc. ad vindicandum sacratissimum corpus Domini nostri ihesu, contra quod hew irreuerenter dinoscebatur ab eisdem in Anaso (zw Ens in der stat) fore tractatum ante tempora etc.

A. d. 1425. In vigilia beati Thome Apostoli Comes Cilie obsedit ciuitatem Wolfsberg, sed nichil lucratus est nisi quod aliquas vineas absciderunt et deuastauerunt etc. et deinde abiit cum eodem exercitu Villacum volens ciuitatem obsidere et inito bello extra muros ciuitatis receperunt foris magna dampna etc. et cum suis recessit.

A. d. 1438. Am Ostertag des abents in der VIIIten or ist die grosse prunst gewesen zu Marpurg.

A. eodem. Comes Cilie recepit Monasterio et Johanni Abbati duos carros cum equis et vino.

A. d. 1440. Unus presbyter qui fuerat socius dominorum de Grednitz ad S. Martinum, recepit prefato Abbati 17. equos, solutos deducens, et vina et carros stare permittens.

A. eodem. Feria quarta post festum St. Georii hora nona noctis vel citra, hew combusta est tota ciuitas Marburge ex domo cuiusdam ciuis dicti Hechtel proueniens, nichil remanens nisi Monasterium mendicancium et Curia Seitzer et vna domus Rogendorff pons et valuae eiusdem ciuitatis penitus nichil remansit. Sunt eciam ibidem combusti plus quam 20 ex christianis et judeis ab eodem igne.

A. eodem. Spoliatum est forum St. Pauli in Lauentina per Sigismundum Weyssenbach a castro Mautenperg ad Seldenhofen.

A. d. 1441. Iterum combustum est forum St. Pauli vallis lauentine in die Petronelle virginis per ebenbegiam ciuissam eiusdem fori.

A. d. 1442. Feria quarta post Michahelis iterum forum predictum per Comites Cilie Fridericum et Vlricum filium eius depredatum et combustum est etiam per latronem beiuatter. Idem latro preuentus est in vilacum morte actus 1454.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

**23.** Mittwoch, den 22. März **1837.**


## Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Johannes Schlechta von Wssehrd, Herr in Kostelecz, geboren am 24. Jänner 1466, war nach den einstimmigen Ueberlieferungen seiner Zeitgenossen eben so gelehrt als liebenswürdig. Vollkommen der lateinischen und griechischen Sprache mächtig, verdankte er diese Bildung den Vorlesungen des M. Gregorius, welcher an der Universität zu Prag zuerst es wagte, den Virgil mit den Glossen des Servius vorzutragen. Im Jahre 1484 wurde er Baccalaureus der Philosophie, und nach vollendeten Studien Sekretär König Wladislaw's, welche Stelle er sechzehn Jahre bekleidete. Nachdem er aber den Hof verlassen, kehrte er für immer zu den Seinen zurück und vermählte sich 1504 mit Magdalena von Straßnicz. Er starb am 29. August 1525, und wurde zu Kostelecz, wo auch sein Vater 1508 begraben worden, beigesetzt. Die Verse auf dem Denksteine:

Joannis SSlechtae recubant hoc membra sepulcro,
Commendat animam qui tibi Christe suam.

sind bezeichnend. Aus den wenigen Schriften, die wir noch von ihm besitzen, leuchtet durchgehends ein tiefer, religiöser Sinn hervor, und der größte Schmerz seines Lebens war der beklagenswerthe Zustand seines in drei Religionsparteien zerrissenen Vaterlandes[1]. Er wollte dieses lieber ungelehrt, als lasterhaft sehen[2]. Bohuslaus von Hassenstein ließ keine Gelegenheit unbenützt, um die seltnen Tugenden des treuen, herrlichen Freundes hervorzuheben; in Briefen und Gedichten feyerte er ihn. Schlechta war gelassen in allen Zufällen, dankbar, freigebig gegen seine Freunde, und ein wahrhaft thätiger Gönner gelehrter Männer, wenn sie dem Rechte und der Wahrheit nicht abgeschworen. Außer einigen Gedichten, und mehreren Briefen, welche sich unter Hassenstein's Werken befinden, und von denen jener an Sigismund Gelen höchst merkwürdig, schrieb er noch unter dem Titel: »Microcosmus« eine Unterredung von Gott, und wie man Alles nach ihm richten, die Laster aber fliehen soll, die bereits 1501 fertig war. Er legte sie Anfangs dem Stanislaus Thurzo, und hierauf dem Hieronymus Balbi und seinem Freunde Bohuslaus vor. Dieser rieth ihm mit der Herausgabe noch zu warten, und überhaupt lieber, statt aus griechischen und arabischen Skribenten zu schöpfen, über Verbesserung der Sitten, gute Verwaltung des Landes, Unterdrückung der einheimischen Zwistigkeiten zu schreiben. Schlechta ließ die Arbeit bis 1522 liegen; da schrieb er am letzten April von Kostelecz aus eine Widmung an Stanislaus Thurzo, und Velius verfaßte einige Verse zum Lobe derselben. Die Widmung ist im Anhange zu Hassensteins Gedichten abgedruckt. Das Werk selbst blieb, wahrscheinlich des inzwischen erfolgten Todes wegen, ungedruckt. Wo befindet sich die Handschrift?

Georg Neudecker, aus einem altösterreichischen Geschlechte, legte den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung an der Hochschule zu Wien, ging hierauf nach Bologna, und studierte dort unter dem Magister Johannes Campegius die Rechtswissenschaft. Zum Doktor erhoben, ward ihm die Auszeichnung zu Theil, der Akademie als Rektor Magnifikus vorzustehen. Nach seiner Rückkehr aus Italien kam er an den Hof König Wladislaw's von Ungarn, und erhielt eine Sekretärsstelle; im Jahre 1503 aber rief ihn Kaiser Maximilian in sein Vaterland zurück, ernannte ihn zum Kanzler, und 1505 zum Bischof von Trient. Er starb 1505; nähere Nachrichten über ihn enthalten Pyrrh. *Pincii* annales Trid.

Erasmus Pinifer war in Krakau geboren, wie

1 Brief an Erasmus.

2 Epistola inter Hassenstein. poem. p. [illegible]

aus der Episode an Celtis hervorgeht; und dieß ist auch das Einzige, was wir von ihm wissen.

Johann Tolophus, eigentlich Dolhopf, war Domherr in Regensburg, Doktor der Rechte, und, wie Trithemius bemerkt, ein ausgezeichneter mathematischer Schriftsteller. Wir kennen von ihm noch mehrere Briefe und Gedichte, die nicht minder einen geläuterten Geschmack als vielfache Kenntnisse verrathen. Kurz vor seinem Tode, der im Jahre 1503 erfolgte, hatte er die Probstei zu Forchheim erhalten.

Theodorich Ulsenius (Velsen) ein geborner Friesländer, widmete sich Anfangs den schönen Wissenschaften, später der Medizin, und erlangte darin die Doctorswürde. Als praktischer Arzt in großem Ansehen, lebte er zuerst in Nürnberg, dann in Augsburg, und endlich am kaiserlichen Hofe. Er kehrte aber in sein Vaterland wieder zurück, und starb zu Herzogenbusch. Mit Celtis stand er in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse, wie denn der bereits öfter erwähnte Codex vierzehn Briefe von ihm enthält. Seine übrigen literarischen Arbeiten, außer vielen Eklogen und Epigrammen, sind: „De Pharmacandi comprobata ratione libri duo. Norimbergae 1496. 4. auch Basileae 1571. 8. und Guilermi Parisiensis Episcopi opera de fide, legibus, virtutibus etc. (Norimbergae) hortante Dannhausero. 4.

Heinrich Cuspidius (Spieß) war in der Gegend von Heidelberg geboren, und ein eifriger Schüler Celtis, dem er auch von Heidelberg nach Ingolstadt und von da nach Wien folgte. Er verlegte sich auf das Studium der Rechtswissenschaft, und dieß ist Alles, was uns von ihm bekannt.

Peter Bonomo, aus einem altadeligen Geschlechte von Triest, trat nach dem Tode seiner Gemahlin in den geistlichen Stand, und war ein ganz besonderer Liebling Kaiser Maximilian's. Schon Friedrich IV., dessen Sekretär er gewesen, hatte ihn zum Grafen erhoben; im Jahre 1502 wurde er Bischof in seiner Vaterstadt, und von nun an verwendete ihn Maximilian zu den wichtigsten Gesandtschaften. So wohnte er 1512 der lateranens. Synode, 1515 der großen Fürstenversammlung in Wien, und 1518 dem Reichstage in Augsburg bei. Er war in Wels bei dem Tode Maximilians, und wurde von diesem zum Exekutor des Testamentes ernannt, so wie auch unter die Zahl derjenigen gesetzt, welche die österreichischen Erbländer bis zur Ankunft des neuen Fürsten verwalten sollten. Vom Alter gebeugt, erhielt er endlich 1523 die Erlaubniß, nach Triest zurückzukehren, um ganz seinen Pflichten als Bischof leben zu können. Er starb 1546 in einem Alter von 88 Jahren. Wir haben von ihm mehrere Briefe und Gedichte, auch gab er 1518 zu Augsburg Complurium eruditorum vatum carmina ad Blasium Hoelzelium heraus.

Franz Bonomo, der letzte unter den Mitgliedern der Donaugesellschaft im Jahre 1497, war ein Bruder des Vorigen, Sekretär der Königin Blanka, und in der lateinischen, griechischen und hebräischen Literatur wie Wenige seiner Zeitgenossen bewandert. Johann Trithemius nennt ihn noch einen ausgezeichneten Redner und Dichter.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das römische Bad
### in der Vorstadt Mülln zu Salzburg.

Im westlichen Ende von Mülln erhebt sich das St. Johannes-Spital, das ein menschenfreundliches Denkmal des edelmüthigen Fürst-Erzbischofes Johann Ernst Grafen von Thun, und an der Stelle der alten Ritterburg der Herrn von Grimming 1709 erbaut worden ist.

Erst vor einigen und 30 Jahren ließ im Hofe des linken Flügels ein Unfall von zwei Pferden die Oberfläche des Erdreichs durchbrechen, und dadurch eine unterirrdische Halle mit einem römischen Badgebäude sich aufschließen.

Koch-Sternfelds Notizen über den Straßen- und Wasserbau (Salzburg 1810, Seite 6—7) erwähnten hierauf zum ersten Male dieser Entdeckung; ihnen folgte das Conversationsblatt von Wien 1819, Nr. 22 und 25; und die Jahrbücher der Literatur (Wien 1831, 55. Band, S. 25, Nr. 22) erinnerten neuerdings daran, jedoch nur im Allgemeinen; eine nähere Beachtung hat dieses Denkmal einer edlen Vergangenheit bisher noch nicht gefunden.

Und doch ist dieses Badgebäude das einzige, und zugleich vollständig erhaltene dieser Umgegend aus der Zeit des alten Juvavum, der Colonia Aelia Hadriana! Auch ist es eine Rotunde, also von einer andern Bauanlage und Form, als überhaupt die römischen Bäder und Badbecken, die nach Vitruv in länglicher Ausdehnung angelegt gewesen sind, und selbst die 3 römischen Bäder, die ich 1815 zu Tittmanning an der Almoninger-Leite, 1826 zu Rabenschwand bei Oberhofen in Hausruckkreise, und 1829 zu Hallein im Garten des Gürtlerhauses Nr. 197,

also westlich, östlich und ostsüdlich um Salzburg entdeckte, erbauet waren.

Das Gebäude des römischen Bades (Balneum, Balineum) zu Mülln ist vorerst ein am Fuße des Mönchsberges einem Flötzgebilde von Nagelflur [1] abgeteufter Tagschacht, der eigentlich eine cylinderförmige Rotunde bildet, die im Erdgeschoße bei 5′ dick, im Innern aber 15′ hoch ist, und deren Raum im innern Umkreise 52′, und im Durchmesser 12′ 6″ enthält. Die Wände dieses Gebäudes sind ringsum mit regelmäßig behauenen Quaderstücken von Sandbreccie ausgesetzt und bekleidet. Auf diesen ruht ein Gurtbogen und das halbkreisige Deckengewölbe, das aus Backsteinen und Kalkmörtel erbaut ist. Untenher in der Mitte des Bodens ist das gleichfalls mit Quaderstücken von Sandbreccie ausgesetzte runde Wasser- oder Badebecken (Βαλανεῖον, Labrum, Baptisterium) 6′ 8″ im Durchmesser weit, und 2′ 5″ tief, umgeben von einem 3′ breiten, und mit rothen Marmorplatten gepflasterten Rand, oder Gang (Schola) ohne Geländer (Pluteus), der kümmerlich breit genug ist, um nach römischer Sitte ein Paar beweglicher Sessel (Sella portatoria, gestatoria) oder ein einziges kleines Ruhebett (Lectum, Torum accumbendi) aufzunehmen. Auch ist kein Sitz (Solium, Sella) oder ein Platz zur Salbung (Unctiatorium) hier erbauet; dagegen aber befinden sich rings an den Wänden in verhältnißmäßigen Abständen unter sich, und 3′ hoch über den Boden des Ganges vier 3′ 6″ weite, 4′ 10″ hohe, und 3′ 8″ tiefe, mit Flußsteinen gepflasterte, eingewölbte besondere Blenden (Niche), die wahrscheinlich einst entweder Standbilder (Statua) oder Standleuchter (Candelabrium) zierten, oder zur Aufbewahrung von Badgeräthschaften, z. B. der Striegeln (Strigilis), der Tücher zum Abreiben (Lintea), der Oehlfläschchen (Guttus), eines Kruges, oder einer Flasche (Ampulla), einer Schale, oder eines anderen Gefäßes (Lenticula), oder wohl auch zum Niederlegen der Kleider dienten. Eine eigene fliegende Wendeltreppe, welche von 22 sehr künstlich eingefalzten Tafeln aus Sandbreccie im halben Kreise zwischen Süd, Ost und Nordwest sich schlängelnd erbaut, auch nach einigen Merkmalen einst mit einem Geländer versehen gewesen ist, erhält noch jetzt die einzige Verbindung zwischen dieser unterirrdischen Halle, und der Oberfläche des Erdreichs über Tag. Allein am eilften Staffel dieser Treppe von unten nach oben zeigt sich an der nördlichen Wand eine senkrechte Aushöhlung eines Pfostens von einer Thür, die ursprünglich daselbst gegen West in das Innere der darüber gestandenen Tag-Gebäude führt. Eine zweite Eingangsthür scheint auch einst am oberen Ende dieser Wendeltreppe gegen Süd bestanden zu haben, die in das Innere der dortigen Tag-Gebäude leitete; da die römischen Männer- und Frauen-Wohnungen (Ἀνδρῶν Γυναικωνῖτις) für den Gebrauch der Bäder entweder abgetheilt, oder örtlich abgesondert waren. Vielleicht diente eine dieser Thüren zugleich, dem Tageslicht den Eintritt in die unterirrdische Halle zu gestatten, da dieselbe sonst keine Fenster hat.

Eine besondere Erscheinung ist endlich, daß sich in den Badbecken von selbst ein unterirrdisches kaltes Quellwasser sammelt, und darin regelmäßig sich ein Wasserschatz von 8″—10″ Teufe [1] dadurch erhält, aber auch mehret oder vermindert, in dem Verhältnisse, als über Tag Niederschläge durch Schnee, Regen, Thau bei mehr feuchten als trockenen Tagen und Jahrszeiten sich ergeben [2], so daß sich bereits einige Mal der ganze Wasserschatz verloren; aber auch noch öfter den Rand von dem Becken um 3—4 Fuß überspület hat. Hiernächst entstammen also die natürlichen Quellwasser dieses Badbeckens nicht unmittelbar dem Schoße des Erdreichs, sondern treten hier nur wieder aus den Niederschlägen über Tag durch die Oberfläche der Dammerde hervor. Wahrscheinlich war diese Eigenschaft von jenen bereits in römischer Zeit schon bekannt; weil an der Südseite des Beckens, und gegenüber an der Nordseite nach der ganzen Tiefe des Beckenrandes zwei sich entgegengesetzte 1′ 7″ weite Kanäle erbaut, und mit Quadern ausgesetzt, noch jetzt vorhanden sind, von denen Ersterer allem Ansehen nach um den darin aufsteigenden

1 Dieser Flötz ist nach Schrolls Mineralogie unfehlbar Sandbreccie aus größeren und kleineren Sandsteingeschieben durch Sandkitt zusammen gesetzt, nicht aber, wie Reisende 1807 noch meinten, ein erhärteter Sandstein, weil am Mönchsberg weder Quarz noch Thonerde, nach Lenz Mineralogie, als Bindungsmittel erscheint; auch ist dieser Nagelflurflötz noch überdem gegen Ebels Bau der Erde darum merkwürdig, weil seine Mächtigkeit gegen 90 bis 100 und 160 Fuß beträgt.

1 In jüngerer Zeit wurde der Wasserschatz dieses Badbeckens zur Herberge von Blutegeln (Hirudo medicinalis) benützet, und derselbe seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet.

2 Das Steigen und Fallen des Wasserspiegels der nahe vorbeiströmenden Salzach, obwohl ihr Rinnsal nach Silberschlags hydrographischer Bestimmung hier, so gut wie bei jedem anderen Flusse, nur der sichtbare Kanal eines beweglichen weiter in das Ufergelände verbreiteten Sees ist, hatte nach bisheriger Erfahrung auf den Kubus des Wasserschatzes in diesem Badbecken keinen Einfluß. Auch bestehet der Boden dieses Beckens hauptsächlich bloß aus [illegible] lockern Kies und Steingerölle, Kalk und Kieselerde bei 8—12″ mächtig, das auf einem Lager von gelbgraulichem beinahe fossilen Thon ruht.

Zufluß der Quellwasser [1], letzterer um ihren Abfluß gegen die Salzach nach der natürlichen Inklination des Erdreichs zu befördern, oder die Produktion und Consunktion des dießfälligen Wasserschatzes gegenseitig auszugleichen, bestimmt ist.

Diese Quellwasser sind übrigens, wie gesagt, durchgehends kalter Natur. Das einschlägige Temperatur-Verhältniß war indessen den 11. December 1832 [2] in der äußern Luft über Tage im Spitalhofe nach Reaumur — 1°, innerhalb des Badgebäudes aber + 6°, und das der Quellwasser im Badbecken selbst + 7 ½°, zugleich aber das Gewicht dieser Badewässer selbst + 1° über die specifische Schwere des natürlichen Wassers; eine Erscheinung, welche auf einigen gleichverhältnißmäßigen Zusatz von Kiesel und Kalkerde deutet [3].

Die Farbe dieser Quellwasser ist übrigens weiß, der Gehalt nicht sehr rein, und zum Theil nicht ohne leichten Staub; ihr Geschmack ist mehr weich, als hart, und im Ganzen dem des Wassers ähnlich, das aus dem nahen Brunnenschachte des nämlichen Spitalhofes durch Ventile erhoben wird.

(Schluß folgt.)

---

## Mittheilungen aus Handschriften.

(Fortsetzung.)

A. d. 1446. In der Wochen palmarum ist Reysperrn zeerstört worden mit der Kirchen darunder ligund.

A. d. eodem. In der Antlas-Wochen haben die hungern ain Volkh als auf 7000 man in Tragfeldt zu pettaw gehabtt vnd haben da gebrendt gerawbt die lewt, frawen vnd man prewnt (sic!) vnd tödt vnd sind gar an der klausen ob Rurst gewesen.

A. d. 1447. Dom. Rex F. (Fridericus) romanor. rex dux Austrie etc. fuit Marpurge ex parte hungarorum.

A. d. 1448. In die Luce Ewangel. ist der Huniat Janus ains kriegs vndergelegen vnder den Türkchen dapey vil bewts ch Pehem vnd vngrisch herren vnd grafen gewesen sein.

A. d. 1452. In dominica infra octauam corporis christi venit Cesar Fridericus de Austria etc. cum conijge sua de Roma ad S. Vitum in Karinthia.

A. d. 1453. Fuerunt vina multum amara. Destructa prope ruinam per frigus et niuem omnia grana noualia et septemtriualia.

A. d. 1456. Am Erchtag vor Martini ist Graf Ulrich von Cillo zu Griechisch Weissenburg, von dem jungen Huniat Janusch erslagen worden.

A. d. 1457. Am Mittich nach reminiscere in der Vasten ist aber derselb Huniat Janusch von kunig Lasla enthaupt worden.

A. eodem. Hat sich kaiser Friedrich in der vasten der herschaft zu Cili vnderwunden vnd darnach in dem ersten Mayen hat in der Jan Willobus von Grebing zu Cili überfallen vnd sein pesst Rette gefangen vnd von dannen gefüihrt. Vnd kaiser Friedrich ist gewichen auf Ober-Cilij. Darnach haben sich die Land lewt von Steyer, Kernden vnd Krain mer als 8000 zu Roßen vnd zu Fueßen nach Cillij gefuegt.

A. d. 1466 et 1467. Fuit maxima pestilencia que per omnes regiones Bauarie, Bohemie, Austrie, Styrie valde maxime Karinthie et Carniolie.

A. d. 1471. Ferria tercia pentecostes Carnioliam circa Leubacum et sequenti die vallum sauuie Turca improviso suo more depredatus est. Et eodem anno tempore autumpnali prouincie Khast usque ad tragestum similia intulit dampna, hinciude infinitum abducendo populum.

A. d. 1482. Ad festum apostolor. Petri et Pauli in Campo drauensi in limitibus Marchpurg et pettaw etc. similem exercuit.

A. d. 1473. Carnioliam transiens Sabbato post translacionem St. Ruperti, per viam Kancher improuiso intrans vallem lunensem consequenter karinthiam vsque Velkirchen et prope S. Vitum omnia comsumpsit duce Yssbwekh. Eodem quoque anno in carnisbriuio Waradinum in hungaria cepit expugnando et spoliando.

A. d. 1474. Sageriam (sic!) Kreppinis residens cumcircumjacentibus depredabatur. In estate ac autumpnali tempore marchiam schlauonicam et limites hungarie et S. crucem inuasit.

(Schluß folgt.)

---

1 Seit einiger Zeit wird indessen auch ein kleiner Sprudel von Quellen etwas westlich von dem obbemerkten Kanale an dessen Südseite wahrgenommen.

2 Damals machte ich die letzte Untersuchung dieser Temperatur-Verhältnisse, wo gerade auch die eingeschlossene Luft in dieser Halle durch Dampf vorzüglich geschwängert gewesen ist.

3 Wirklich zeigen sich auch an den Wänden dieses Badgebäudes, und zwar vorzüglich von dem Deckengewölbe herab viele feuchte, lange, und zum Theil breite Streifen von Kalksinter, den die Wasserdämpfe hier früher abgesetzt haben, und noch immer abzusetzen fortfahren.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

24. Sonnabend, den 25. März 1837.

## Das römische Bad

### in der Vorstadt Mülln zu Salzburg.

(Schluß.)

Unfehlbar wurden die Quellwasser bei dem Mangel an Mineralgehalt, Sauerstoffgas, oder firer Luft, einst von den Römern bloß als Reinigungsmittel, als kaltes Bad (Frigidarium) benützt, und über dieselben diese angeschlossenen cella frigidaria deßwegen erbaut; denn nirgends ist ein Merkmal, eine Spur örtlicher Erwärmung (Hypocaustum) bemerkbar.

Ohnehin hatte Anfangs die Sitte, sich zu reinigen, zu stärken, nur durch Bäder in Flüssen und Seen, oder mit kaltem Wasser in Becken, oder zu Hause in Wannen, länger und öfter, oder kürzer und seltner begonnen. Erst später gingen die Völker zu dem Gebrauch der Bäder von natürlichem gehitztem Wasser und warmen Mineral-Quellen über. Nach Homer hatten jedoch auch die Griechen schon Bäder von gehitzten und kalten natürlichen Wassern, und diese Sitte ging aus dem Oriente nachher in das Abendland zu den Römern und Celten über. Die Bäder in den warmen Heilquellen von Gastein waren in altceltischer Zeit, nach Koch-Sternfelds Tauern und Muchars Norikum, bereits im Gebrauche; desgleichen auch, nebst andern Bädern, unter der Herrschaft der ewigen Roma. In letzterer Periode war nach Plinius die gewöhnliche Zeit sich zu baden zwischen 2 und 3 Uhr des gegenwärtigen Nachmittages, und überhaupt ein dringendes, häufiges Bedürfniß für Männer und Frauen, weil beide Geschlechter weder Hemden noch Strümpfe trugen. Es gab daher sowohl öffentliche, als Privat-Bäder, einfache, auch wieder über die Maßen prächtige. Rom selbst zählte einmal 22 warme und 856 bis 909 kalte Bäder; an Privat-Bädern allein 880. Das gegenwärtige Bad-Gebäude gehörte sicher einst zur Classe der letzteren, und dieß in mehr als einer Hinsicht. Dafür spricht schon der erwähnte kleine Umfang dieser Rotunde überhaupt, wie insbesondere der des Wasserbeckens selbst, der Rand um dieses, und der Thatumstand, daß letzterer keine Spur eines Geländers für Zuseher zur gesellschaftlichen Unterhaltung darbietet. Auch findet sich hier nur ein einziges Badgemach, und keine Abtheilung für zwei Geschlechter. Ueberdem ist diese Badanlage selbst unterirdisch abgeteufet, wie andere römische Bäder in Privathäusern; zwar mit verschiedenen Aus- und Eingängen von und nach den Männer- und Frauen-Wohnungen; jedoch weder stockwerkartig abgetheilet, noch mit eigenen Heitzstätten, oder mit Kammern für kaltes und warmes Wasser nach der besonderen römischen Sitte versehen. Allein alle diese besondern Eigenthümlichkeiten hindern nicht, diese Rotunde als eine Badanstalt zu erkennen, die Männer und Frauen in einer Anzahl von einer oder mehreren Personen, doch nur abwechselnd benützen konnten, und benützt haben werden. Auch kann die Entstehung dieses römischen Bades nur in den ersten zwei Jahrhunderten der Regierung Roms über das Norikum gesucht werden. Der massive sehr regelmäßige Bau des Innern dieser Halle, die ausgezeichnete kühne Anlage der fliegenden Wendeltreppe, der edle Halbkreis des Deckengewölbes verkünden an sich selbst diese Blüthezeit tiberinischer Architektonik. Zudem dankt das alte Juvavum seine römische Restauration unmittelbar dem Imperator Hadrian (117—138 nach Christus) urkundlich nach der Juvavia §. 23 und 26; und die gemeinschaftliche Regierung der Antonine Septimus Severus, und Markus Aurelius (198—210 n. Chr.) ist nicht weniger durch Inschriften und Denkmäler verewigt. Die Erweiterung des Weichbildes dieser Aelia Hadriana über das Clausenthor (Clusa) bis in die Vorstadt Mülln, die Vermehrung die Verbesserung ihrer Gebäude, das Entstehen des gegenwärtigen römischen Bades gerade in dieser Vorstadt,

nach Apian, Gewold, und Kleinmeyers Juvavia §. 67 an dem Platze der heutigen Klosterkirche die Sonne den römischen Haupttempel mit dem Standbilde Jupiters[1] umstrahlte, lassen daher nur noch zuversichtlicher die Anlage dieses Bades mit der dazu gehörigen Männer- und Frauenwohnung zwischen 117 und 210 annehmen, besonders, nachdem es seit 1804—1815, und 1831 durch die neuesten Entdeckungen bei Himmelreich — Marlon von massiven Thürmen, prächtigen Pallästen und Privat-Gebäuden, mit Bädern und Quadrigen, mit Tempeln und Altären des römischen Herkules, und der Diis Manibus erwiesen ist, daß Juvavum's Weichbild sich südlich und westlich ausbreitend, einst sogar die Niederungen des Glonflusses überschritten, also auch das des gegenwärtigen Mülln gewiß umfaßt habe.

Daher sind denn auch, wie die allgemeine Tradition weiß, bereits bei dem ursprünglichen Baue des Johannes-Spitales mehrere römische Denkmäler, die sich nachher, wie gewöhnlich, wieder verloren haben, ausgegraben worden, und wenn nach den geschichtlichen Angaben eigene Bäder nur als Zubehörden und Theile eines Wohngebäudes von einem edleren Römer in der Perodie des größeren Luxus nie fehlen durften, so werden sich gewiß auch in den Umgebungen dieses Badgebäudes bedeutende Reste von einem Haupt-Gebäude mit manchen andern Alterthümern noch finden. Denn jedes Bad hatte nach der allgemeinen Regel an der Nord-, oder Süd-, oder Westseite von jenem zu stehen; neben sich aber gegen Morgen die Wohn- und Schlafzimmer mit der Bibliothek, gegen Nord die Bilder-Gallerie, die Speisezimmer, jedoch diese für den Winter gegen Südwest, und für den Sommer gegen Nordwest, auch außer dem noch ihre Sommerlauben mit Gärten und Lustwäldern (Peristilium) ihre eigenen Hausfluren (Vestibulum) besondere Empfangssäle (Atrium) nebst den Dienstbothen-Gemächern um sich, und unter sich ihre Erdgeschoße mit Küchen- und Heerdstätten (Testuaceum). Eine absichtliche Nachgrabung, oder ein neuer glücklicher Zufall werden daher auch im Kreise der gegenwärtigen Rotunde für die Archäologie und die Geschichte von Mülln kaum weniger lohnend werden.

J. And. Seethaler.

[1] Jovioptimo-summum signum—Cum Baere.

# Die ersten Sparkassen in Europa.

Das neunte Heft der Bibliothèque universelle de Genève (Nouvelle Série 1836), enthält einen interessanten Aufsatz von Alphonse de Candolle sur l'Origine de l'Institution des Caisses d'Epargne, aus welchem wir unsern Lesern in getreuem Auszuge Folgendes mittheilen:

»Vermuthlich sind es die Engländer gewesen, welche zur Errichtung der Sparkassen den Weg bahnten. Ihre friendly und ihre benefit-societies sind schon im Mittelalter entstanden, wo auch Frankreich und die meisten übrigen Staaten von Europa ähnliche Verbrüderungen zwischen Meistern und Handwerksgesellen aufzuweisen hatten. Mehr noch näherte sich Swift der Idee unserer Sparkassen, indem er von einem Gesetze der Lilliputaner spricht, vermöge dessen jeder Arbeiter einen monathlichen Abzug von seinem Lohn erdulden mußte, um daraus die Erziehung seiner Kinder zu bestreiten.

Der berühmte Pitt soll einen ähnlichen Plan gehabt haben, den er aber nicht in Ausführung bringen konnte. Erst im Jahre 1798 wurden einige Sparkassen in England errichtet; zu einer allgemeineren Ausbreitung gelangten sie aber nicht vor dem Jahre 1815 und 1816.

Die erste Sparkasse in der Schweiz, und vielleicht in ganz Europa, ist die im Jahre 1787 zu Bern errichtete Caisse des domestiques. Sie war ursprünglich nur für das Dienstgesinde bestimmt. Der große Rath von Bern hatte ihre Statuten genehmigt, und die Regierung selbst hatte ihr bedeutende Vorschüsse gemacht, die sich im Jahre 1799 auf 112.000 Fr. beliefen, und erst im Jahre 1828 ganz zurückbezahlt werden konnten. Die geringste Einlage war auf 75 Fr. festgesetzt. Im Jahre 1829 belief sich die Summe der Einlagen auf 831.000 Fr. Nach dem neuen Reglement vom 1. März 1830 ist der Zinsfuß auf $3^{1}/_{2}$ pCt. bestimmt worden.

Im Jahre 1792 gründete die Stadt Basel eine ähnliche Sparkasse, welche aber allen Ständen ohne Unterschied geöffnet war. (Vergl. Bernoulli's Archiv für die Statistik der Schweiz, Basel. 8.)

Auch der Canton Genf hatte um das Jahr 1789 eine Art von Sparkasse, die aber nur der Kaufmannschaft und dem Mittelstande zugänglich war, da man das Minimum

der Einlage auf 60 L. (97 Fr. 17 C.) festgesetzt hatte. Dieses Institut blieb nicht lange in Wirksamkeit.

In Zürich entstand im Jahre 1805 und in Aarau im Jahre 1811 eine wohleingerichtete Sparkasse.

Eine Gesellschaft von 12 Personen gründete im J. 1812 ein derlei trefflich organisirtes Institut zu Neuenburg; welches vorzüglich darum so sehr in Aufnahme kam, weil es in 40 Ortschaften Bevollmächtigte aus der Classe der angesehensten Bürger als Einnehmer aufstellte, welche die Barschaften in Empfang zu nehmen und monatlich in die Hauptkasse zu hinterlegen hatten.

Im Jahre 1815 entstand eine Sparkasse zu Vivis; im Jahre 1816 in der Landgemeinde Chenet (ebenfalls im Canton Waadt) und in dem Städtchen Wädenschreil (im Canton Zürich) endlich im Jahre 1818 zu Winterthur.

Gegenwärtig besitzt Waadt allein schon 13 und Zürich 8 verschiedene Sparkassen. Die von Genf wurde am 15. October 1816 eröffnet, nachdem Herr de Candolle Boißier schon am 10. November 1814 den Plan dazu vorgelegt hatte.

Die Geschichte der englischen Sparkassen ist in dem Werke Annals of banks for savings, London 1818 ausführlich dargestellt. Wie schon erwähnt, entstand das erste Institut dieser Art im Jahre 1798 zu Tottenham, einem Dorfe in der Umgegend von London, auf Veranlassung einer Dame, Namens Wackefield, und eines Gutsbesitzers, Mr. Sperling. Sie war anfänglich nur für Frauen bestimmt; doch hatte man gestattet, auch auf den Namen der Kinder kleine Einlagen zu machen, die, wenn sie 25 Fr. erreicht hatten, mit 5 pCt. verzinst wurden. Später trennte sich dieser Zweig als eine eigene Bank for the cernings of poor children.

Am 1. Jänner 1804 endlich wurde gedachtes Institut in eine allgemeine Sparkasse, unter dem Namen *Tottenham benefit bank* verwandelt. Das Minimum der Einlage war auf 1 Shilling festgesetzt. Im Jahre 1816 belief sich die Summe der Einlagen auf 42.500 Fr.

Im Jahre 1799 gründete Joseph Smith zu Wendover eine Gesellschaft zur Ermunterung der Sparsamkeit und des Fleißes, der ehrwürdige Geistliche empfing die Beträge jeden Montag in der bessern Jahreszeit, und zahlte sie am Ende jeden Jahres mit einem Drittheile Ueberschuß zurück.

Den Plan seines Institutes ließ er in der Schule von den Kindern abschreiben, und legte ihren Verdienst selbst in der Sparkasse an, deren Fond sich durch die freiwilligen Beiträge wohlhabender Bürger ergänzte.

Dieselbe menschenfreundliche Gesinnung äußerten zwei Geistliche in Schottland. John Muckersy zu West-Calder in der Grafschaft Mid Lothian, und Henry Duncan zu Ruchwell durch Errichtung ähnlicher Sparkassen in den Jahren 1807 und 1810. — 1808 entstand die zu Bath auf Veranlassung der Lady Isabelle Douglas, Schwester des Grafen von Selkirk, mit einem Fonde von 50.000 Fr. (jedoch nur für das Dienstgesinde bestimmt).

In Edimburg gründete die Gesellschaft zur Abstellung der Bettelei unter der Leitung des Herrn J. H. Fortes im Jahre 1813 eine Sparkasse, welche bald die reißendsten Fortschritte machte, wozu die Errichtung von Filialen in vier verschiedenen Vorstädten Edimburgs das Ihrige beitrug. Ein vortreffliches Institut dieser Art erhob sich abermals zu Bath unter dem Schutze des Marquis von Lansdom im Jahre 1815. Endlich folgte auch London dem Beispiele dieser Städte, und gründete im Jahre 1816 unter dem Vorsitze des Sir Thomas Bäring die provident institution or bank for savings. Seitdem wuchs die Anzahl dieser Institute auf das rascheste, und im Jahre 1817 waren deren schon 101 nur in England und Wales allein.

Nach Prevost, Notice sur les Caisses d'épargne (Paris 1832. 8.), wurde die erste Sparkasse in Frankreich im Jahre 1818 errichtet, auf Antrieb des H. Benjamin Delessert, der seinen Plan zuerst der Seeschaden-Versicherungs-Gesellschaft vorgelegt hatte.

Bald darauf folgten Sachsen, die freien Städte Deutschlands, das Königreich der Niederlande, Schweden und Norwegen dem Beispiele Englands, Frankreichs und der Schweiz."

So weit unser Schriftsteller. Wir fügen nur bei, daß die erste österreichische Sparkasse zu Wien bekanntlich schon am 14. October 1819 eröffnet ward, und daß Oesterreich gegenwärtig schon mehrere ähnliche Institute besitzt. Auch im übrigen Deutschland ist die Zahl derselben nicht unbedeutend, und sie wird sich hoffentlich noch von Jahr zu Jahr vermehren, da sich der wohlthätige Einfluß dieser Anstalten auf die unteren Volksklassen nicht verkennen läßt. Wie viele Millionen werden dadurch auf eine sichere, frucht-

bringende Weise angelegt, die sonst in die Hände listiger Betrüger übergegangen, oder wohl gar im Lottospiel und in der Branntweinschenke vergeudet worden wären!

Dr. Moriz von Stubenrauch.

---

## Mittheilungen aus Handschriften.

(Schluß.)

A. d. 1475. Prouinciam Histerreich (sic!) vastans, consequenter in profesto assumpcionis b. virginis Campum drauensem ut antea ingressi cum monte pach (sic!) integraliter consumpserunt, quos cum nostri insequerentur circa fluuium Zatel non longe a Visel Castro ceciderunt. CXX. occisis captisque ijC. (sic!) die St. Bartholomei. Non his contenti circa festum St. Michahelis relicta antea in Carniolea circa rattmansdorff et alibi cepit.

A. d. 1476. Ad festum S. Michahelis montem Kramperg circa Villacum drauum traiiciens singula sub Villaco circa assbacum, S. Vitum, Gurkch etc. deuastans partem inferiorem vallis lauentensis vsque ad Tragberg more suo absumpsit.

A. d. 1478. In principio Augusti per montem Flitsz superioris Carinthie progrediens, omnes superiores ejusdem Carinthie partes, per tres ebdomadas circumuolans vsque ad Volkn et partes Geile traiiciens vallem lunensem totam incendio consumpsit duce Schayderwegkch.

A. d. 1480. In die Oswaldi a Cilia per lunensem vallem intrans Karinthiam per frisacum transiens totam superiorem Styriam vsque ad Rottenman et inferiorem vsque ad Raba fluuium et colles prope Marchburch in via St. Laurencii vallem Lauentis ingressus per octo dies pene exterminauit, nec fuit vallis, mons vel petra ipsis resistens, duce Dahut Wascha.

A. d. 1491. Celebratum fuit concilium prouinciale in oppido Muldorff, per Dominum friderium natum de Schawnberg episcopum Salczeburgensem.

A d. 1511. Fuit nix super modum grandis et tempus gelidissimum et quo maior pars frumentorum hyemalium periit.

A. d. eodem. Proxima feria quarta post dominicam Oculi, hora tercia post meridiem fuit terremotus magnus et horribilis sentitus per multas prouincias de quo destruxerunt castra, Turres et forcia edificia in partibus Italie et Carniolie.

A. d. eodem. In die St. Vdalrici fuit magnum diluuium fluuiorum Traa, Langut et Gradneths de quo in pluribus locis fundus prata et foenum perierunt.

A. d. 1531. Regnante Domino Mathia fürtner et quarta post corpus Christi, media pars fori St. Pauli combusta est. Et quidam ciuis nomine Kilianus figuli diues et abundans in eodem igne permansit.

A. d. 1542. Amara fuere vina et omni dulcedine priuata. Regnante Domino Mathia fürtner.

Franz Goldhann.

---

## Miscellen.

Die Akten der philosophischen Fakultät in Wien enthalten zum Jahre 1482: „Am 28. Oktober versammelte sich die Universität, um zu berathen, ob man der Pest wegen, die bereits das ganze Jahr hindurch gewüthet, so viele Studierende hinweggerafft und noch nicht aufgehört hatte, die Vorlesungen einstellen soll, oder nicht? Die Ansicht der medicinischen Fakultät, daß das Uebel schon nachlasse, und bald ganz aufhören werde, bestimmte sowohl die theologische, als juridische Fakultät, die Vorlesungen fortzusetzen; aber wollte Gott, es wäre nicht geschehen! Sehr viele und sehr brave Jünglinge, die im Vertrauen auf das medicinische Gutachten im Collegium nun erschienen, mußten ihr Leben, das sie vielleicht sonst erhalten hätten, durch die leidige Krankheit enden. Ueberdieß hatten wir einen Mangel an Lebensmitteln, der bisher in Oesterreich nie vorgekommen war: der Muth Weitzen wurde um acht Talente und noch theurer verkauft, das Pfund Fleisch kostete sechs, sieben, auch acht Pfennige; ein ungarischer Gulden galt zehn Silberstücke und zehn Pfennige, ein rheinischer aber sieben Silberstücke und zwanzig Pfennige.

---

Waß auf Khünig Lasla Khuchel vnd Stall An. 1457 aufgangen: auß Conrad Hölzler Huebmaister Raittbuech. So ist aufgangen auf vnser Khuchen Zehrung zu Wien auch vmb Brott vnd speiß, Wein vnd fuetterung alß vmb habern heu vnd Streu des ehegenannten Jars 5400 Pfund 4 Groschen 10 Pfennige.

---

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

25. Mittwoch, den 29. März 1837.


## Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir nun die Männer, welche dem schönen Institute 1497 angehörten, etwas näher kennen gelernt, wollen wir zur Entwicklung der inneren und äußeren Verhältnisse des Vereines übergehen. Beide gewannen mit Celtis Ankunft eine bestimmtere Richtung, eine festere Grundlage; was sich auch in kurzer Zeit durch die allseitig erhöhte Wirksamkeit des Ganzen aussprach. Es ist eine alte, oft bethätigte Wahrheit, daß Anstalten, denen der belebende Geist fehlt, — sie mögen nun von Privaten oder Regierungen gegründet worden seyn — ewig nur Maschinen bleiben, die da im vorgezeichneten Geleise sich bewegen und drehen, bis sie endlich dem Marasmus erliegen. Darum zerfielen auch, während die Donaugesellschaft zu immer frischerem Leben sich erhob, ihre übrigen Schwestern in Deutschland, weil es ihnen an dem Manne fehlte, der, von der Idee wahrhaft durchdrungen, durch Persönlichkeit und kräftiges Vorwärtsschreiten auch Andere dafür zu begeistern im Stande gewesen wäre. In Wien trafen übrigens noch mehrere günstige Umstände zusammen. Kaiser Maximilian I. nahm selbst, wie bereits gesagt worden, gleich Anfangs den wärmsten Antheil daran, und aus dem Verlaufe unserer Erzählung wird hervorgehen, wie er nicht nur ermunternd und belohnend, sondern fördernd und unterstützend eingegriffen. Vor Allem aber waren die Mitglieder durchgehends Gelehrte, die ihren Beruf erkannten, und daher nur des Vereinigungspunktes bedurften, von dem aus ihre Wirksamkeit geleitet, geregelt und in Thätigkeit erhalten werden sollte. Dieser fand sich in Celtis, und wie die Gründung der Gelehrten-Vereine und deren Tendenz zunächst den Bewegungen der Zeit gegenüber, von ihm ausgegangen, so verstand er es auch, die Richtungen vorzuzeichnen, nach welchen, dem allgemeinen Bedürfnisse entsprechend, die literarischen Bestrebungen sich theilen mußten. Die damals mehr, als je, richtige Ansicht, daß in den Schriften der Alten, der Griechen und Römer, für alle Zweige der Wissenschaft die erste und kräftigste Basis zu finden, stellte das Studium derselben als obersten Grundsatz auf. Daß Celtis selbst dieses mit Erfolg betrieben, bezeugen sowohl seine zahlreichen lateinischen Gedichte, als auch die von ihm verfaßte griechische Grammatik, nach welcher er, bald nach seiner Ankunft in Wien, Vorlesungen hielt. Ueberhaupt gehörten, bei dem vorherrschenden Gebrauche der lateinischen Sprache, Reinheit und Eleganz des Ausdrucks zu den ersten Erfordernissen, und nicht selten wurden, wenn die Arbeiten der einzelnen Mitglieder zur Discussion kamen, gerade darüber die strengsten Untersuchungen angestellt. Eine höchst wichtige Folge dieser Richtung, abgesehen von dem Einfluß, den sie auf die Bildung im Allgemeinen und nach allen Seiten hin gewonnen, waren die emsigen Forschungen nach neuen Handschriften, und die Bemühungen, die bisher bekannten Texte zu verbessern, und mit kritischen und historischen Erläuterungen zu versehen. So erschienen in Wien mehrere Editiones Principes, und auch einige der berühmteren Ausgaben des Aldus haben hier ihre Bearbeiter gefunden. Uebrigens war Celtis in letzterer Beziehung sehr empfindlich; es verdroß ihn, daß Schätze, welche in Deutschland gefunden worden, nicht auch in Deutschland sollten gedruckt werden. Wiederhohlt brach er darüber in Klagen aus, und wir müssen diesen um so mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als sie keineswegs der Ausdruck engherziger Eifersucht, sondern die Sprache des

edelsten Stolzes waren, der sein Vaterland nirgends zurück sehen wollte [1].

In enger Verbindung mit dem Studium der Alten standen die Vorträge über Poetik und Redekunst, welche der Verein zuerst in die Schulen einführte, und deren nächste Tendenz es war, zur Nachahmung der Griechen und Römer aufzumuntern. Entwickelten sie nun einerseits aus diesen die Elemente und Grundbedingungen, so suchten sie auf der andern Seite durch gutgewählte Beispiele die gewonnene Theorie zu befruchten, oder auch in selbstständigen Arbeiten zu bethätigen. Wir haben von ihnen Gedichte und Reden, deren sich ihre Vorbilder nicht zu schämen brauchen, und es bedarf hier wohl keiner weiteren Nachweisung, welch großen Einfluß diese Bestrebungen auf die wissenschaftliche Fortbildung im Allgemeinen nehmen mußte. Derselbe äußerte sich zunächst im Gebiete der Philosophie auf eine höchst vortheilhafte Weise. Diese hatte sich bisher in einem wahrhaft beklagenswerthen Zustande befunden, die elendeste Wortgrübelei ward noch immer für ihr Wesen gehalten, und je verwirrter die Vorlesungen des einzelnen Lehrers, desto größer war sein Ansehen. Dem finsteren Geiste entgegenzutreten, und eine bessere Richtung zu begründen, stellte sich um so mehr als dringendes Bedürfniß heraus, als jener auch größtentheils über die Lehrkanzeln der Theologie den verheerendsten Despotismus ausübte. Die Aufgabe der Gesellschaft war keine geringe; nichts ist so gefährlich, als der Kampf wider alte Mißbräuche, verjährte Vorurtheile und liebgewonnene Stupidität; allein mit unerschütterlichem Muthe übernahm es ein Theil der Mitglieder, den Popanz zu stürzen, und durch Erschließung und Reinigung der Quellen auf die Bahn reiferer Prüfung und tieferer Begründung zu leiten. Plato und später auch Cicero waren die Leitsterne für jene, die sich philosophischen Untersuchungen widmeten, und die Theologen unter ihnen strebten vor Allem, den leeren Schwulst der Skolastik zu entfernen, und, fest an den heiligen Schriften und den Ueberlieferungen der Kirche haltend, geläuterten Ansichten Eingang zu verschaffen. Den hochwichtigen Erfolg dieser letzteren Bemühungen haben wir bereits angedeutet: die aus langjährigen Studien entsprungene Ueberzeugung ließ sich von dem Reitze der Neuheit nicht fortreißen, denn sie verstand den Geist der Bejahung von dem der Verneinung zu unterscheiden, während die skolastische Bildung und die totale Unwissenheit keinen Haltpunkt wider diesen finden konnten, und somit, das Eine zugestehend, auch dem Andern folgen mußten.

Von nicht minder bedeutendem und nachhaltigem Einflusse war die historische Richtung anderer Mitglieder. Ihre Aufgabe bestand zunächst in Auffindung alter guter Quellen, und dabei wurde die vaterländische Geschichte mit Vorliebe bedacht. Sie durchforschten Archive und Bibliotheken, sammelten Urkunden und Handschriften in den fernsten Gegenden, und übergaben sie entweder dem Drucke, oder benützten sie zu selbstständigen Arbeiten. Viele der wichtigsten geschriebenen Denkmale fanden auf diese Weise eine mehr gesicherte Verwahrung, und merkwürdig genug fällt gerade in jene Zeit die Gründung des geheimen Haus-Archives in Wien. Aber auch Münzen, Inschriften, Gedächtnißsäulen, Gemälde, Grabeshügel u. s. w. waren Gegenstände ihrer besonderen Aufmerksamkeit, und diese entsprang aus der vollkommen richtigen Ueberzeugung, daß Monumente ähnlicher Art, wenn nicht zugleich Quellen, doch immer höchst beachtenswerthe Hülfsmittel sind, um zweifelhafte oder schwankende Angaben kritisch festzustellen. Eben so innig erkannten sie die Wichtigkeit einer näheren Kenntniß der Völker in ihren Festen, Gebräuchen, Sitten und Sprachen; daher schrieben sie auf ihren Reisen Alles nieder, was in einer dieser Beziehungen ihnen als merkwürdig genug auffiel. So haben sich in ihren Werken selbst ältere Sagen erhalten, wodurch wir nicht selten in den Stand gesetzt werden, den Ursprung oder eigentlichen Lebenskreis derselben näher zu bestimmen. Die Geschichtsschreibung aber mußte auf diesem Wege an Lebendigkeit gewinnen, und je inniger sie sich an die Klassiker hielt, desto erfreulicher zeigten sich ihre Fortschritte. Es handelte sich nun nicht mehr um eine ganz einfache Hinstellung der Fakten, wie früher; die Kritik sichtete den Stoff, die Auswahl folgte dem Grade der Wichtigkeit, und Anordnung, Verbindung und Einkleidung verrathen schon deutlich, wie jener pragmatische Geist, welcher den innern Zusammenhang der Fakten

---

[1] »Quo circa cum vidissem multa praeclara, et illustria exemplaria, tanquam egregia, et optima quaedam de nobis spolia, ab Italis e Germania in Italiam delata, ibique impressa, cogitabam et ego, ad me hominem in media Germania, et Hercinia natum, successionis et hereditatis jure spectare debere, ut latentes in obscuro codices, velut venator egregius, elicerem, germanisque meis typis procusa traderem.«

zu durchdringen und darzuthun sucht, bereits wach geworden [1].

Hierher gehören auch die Bemühungen der Gesellschaft zur Feststellung und Verbreitung geographischer Kenntnisse. War es für ihre Mathematiker eine der ersten Aufgaben, den Lauf der Flüsse, die Lage der Berge und Orte zu bestimmen, und Plane und Karten einzelner Gegenden und ganzer Länder zu entwerfen, so übernahmen Andere die Beschreibung derselben nach selbstgemachten Forschungen [2]. Die österreichischen Erbländer haben dadurch früher, als viele andere Staaten, nähere Aufschlüsse über ihre geographischen und topographischen Verhältnisse erhalten. — Die Verdienste, welche sich Camers und Vadian durch ihre Bearbeitungen des Pomponius Mela und Solinus um die alte Geographie erworben, sind hinlänglich bekannt. Gerade aus dem Streite derselben gingen Erörterungen und Bestimmungen hervor, die in allen späteren Ausgaben der beiden Classiker Anerkennung und Würdigung gefunden haben. Uebrigens wurde bereits mehrerer Leistungen in diesem Gebiete gedacht; Andere werden noch später zur Sprache kommen und darthun, wie wahrhaft groß und allseitig der Einfluß gewesen, den die Gesellschaft mit ihren Arbeiten genommen hat. Dieser zeigte sich indessen in keiner Richtung so hervortretend, als in der — mathematischen. Wie das Wiederaufleben der mathematischen Studien durch Johannes von Gmunden in Wien begonnen, und von da aus durch Regiomontanus und Peuerbach weiter fortgepflanzt worden, so erreichte die hiesige Hochschule in dieser Beziehung nun eine Bedeutsamkeit, dergleichen sich kaum eine andere rühmen kann. Alles strömte hieher, um die Vorlesungen eines Stiborius, Stabius, Tannstetter, Perlach u. s. w. zu hören. Diese Mitglieder, zugleich Professoren, hatten sich in ihren Arbeiten mit Umsicht zertheilt: die einen trieben Geometrie und Astronomie nach Euklid und Ptolemäus, die andern beschäftigten sich zunächst mit Erfindung und Verfertigung von Instrumenten, und haben hierin Ausgezeichnetes zu Stande gebracht. Die Zahl sowohl als der Werth ihrer Schriften ist im hohen Grade bedeutend, und dieß von Zeitgenossen und späteren Literaturhistorikern oft und nachdrücklich anerkannt worden. Um so mehr können daher wir eine weitere Nachweisung hier unterlassen: das Verdienst der Gesellschaft hat sich überdieß lange fort in — tüchtigen Schülern erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

1 S. Cuspinian's, des Stabius, Augustinus Olomucensis Werke u. s. w.

2 Bei der großen Oberflächlichkeit, welche neuere Geographen häufig an den Tag legen, hier ein Beispiel: Anasus qui et Anisus, haud procul ob eo castello quod Charnstat rude vulgus Rasstat nominat, in profundae vallis planitie ortus, primo tenuis, mox utrinque illabetinbus rivis auctus, asperrimis montium angustiis illabitur atque inde longis sonorisque flexibus eluctatus Norici Ripensis campestria ingreditur, cursu adeo citato, ut his in locis quibus interdum vadosus, et quamvis fortia jumenta subsistere et ferre impetum vix queant. — Anisus infra urbis Ensii moenia juxta Mathausen Danubio commiscetur. — Oenus flumen rapidissimum, vulgo der Inn, qui Rhetiae primae alpibus, quibus nunc nomen est Athesinarum, a fluvio Athesi, vulgo Etsch, delapsus oppidum Oenipontis Innsbrug praeterfluit — — a quo quidem loco primum navigabilis, sed montium confractibus varie tortus, nec etiam in plana admissus, ubi longius per campestria ingressus est, amnibus aliquot non ignobilibus e Norico venientibus demum juxta Patavium cum tali impetu undarum in Danubium ruit ut per longissimum spatium cursum suum servet, nec Danubianis aquis admisceatur, quem admodum perspicue ex undarum colore adparet.

## Ueber eine Stelle in Schrötters und Rauch's österr. Geschichte.

Im ersten Bande Seite 332 wird gesagt, daß Gertrud die dritte Tochter des heiligen Leopold, Gemahlin des Herzogs und nachmaligen Königs Wladislaw von Böhmen, Gründerin des Frauenstiftes Doxan in Böhmen, den 23. Hornung 1119 gestorben und in Doxan begraben sey. Es wird sich wegen der Begräbnißstätte in der Anmerkung (2) mit folgenden Worten auf den Balbinus berufen:

(2) „Also Balbinus dec. I. p. 139. — Haselbach beim Pez „Tom. II. p. 706 nennet dieses Kloster Spon. Allein entweder „muß das Kloster Doxan auch diesen Namen geführt haben, „oder es ist des Balbini Erzählung vorzuziehen, welcher selbe „aus einem alten Todtenbuche dieses Klosters entnommen „hat.“

Sowohl die Angabe, daß Gertrud in Doxan begraben, als die Vermuthung, Doxan habe auch Spon geheißen, ist unrichtig. In dem von Balbin angeführten Mortuarium wird für's Erste nicht gesagt, daß Gertrud in Doxan begraben, sondern nur, daß sie daselbst gestorben sey. Die Stelle lautet:

„*Obiit* piae recordationis Gertrudis Fundatrix nostra
quae primitias
Ordinis nostri in terram hanc introduxit.

So richtig es nun ist, daß Gertrud in Doxan gestorben, so unrichtig ist dagegen die Annahme Balbins und der obge-

genannten Verfasser der österreichischen Geschichte, daß sie auch daselbst begraben sey. Vincenz, der Fortsetzer des Cosmas, belehrt uns, daß die Herzogin, wie sie es gewünscht, in Strahow begraben worden. Er sagt:

„Eodem anno (1151) Domina Gertrudis Ducissa, ipsam Suam regalem genealogiam morum honestate exsuperans II. Non. Augusti viam universae carnis ingreditur, et in eodem montis Sion monasterio, sicut optaverat, sepelitur.«

Der von Rauch und Schrötter citirte Haselbach sagt dasselbe

„Gertrudis et ejus maritus sepulti sunt in Bohemia, in monasterio Syon dicto, eorum fundatione.“

Endlich spricht für die Begräbnißstätte in Strahow auch die vom Abte Milo herausgegebene, sehr seltene „historische Darstellung des Ursprungs ꝛc. des königlichen Stiftes Strahow, Prag. Schönfeld 1805.“

Das nun von beiden Chronisten erwähnte Monasterium Syon ist nicht Doxan, sondern Strahow in Prag; welches der Herzog Wenzel und seine Gemahlin Gertrud für Prämonstratensermönche im J. 1142 gestiftet haben. Ein Jahr später errichteten Gertrud und der Bischof Heinrich Zdick von Ollmütz das Frauenstift eben dieses Ordens in Doxan, welches daher von Strahow oder Syon ganz verschieden ist. Der Gebrauch, Syon für Strahow zu setzen, ist uralt. Er entstand durch die Aehnlichkeit des Berges, worauf Strahow gebaut ist, mit Syon in Palästina. Die meisten böhmischen Geschichtsschreiber alterniren Strahow mit Syon und umgekehrt, aber alle sind über die Gleichbedeutung beider Benennungen einverstanden.

Der Seelauer Chronist (nur ein Beispiel anzuführen) gibt die Identität wie folgt an:

„Henricus monasterium Regalis operis in monte Strahow, quem alio nomine „Sion nominavit — construxit.“

Dagegen findet sich keiner, und kann sich keiner finden, der Doxan und Syon, wie die Verfasser der österreichischen Geschichte muthmaßen, für gleichbedeutend hielte. Wie sehr dieß unmöglich, lehrt uns folgende Stelle des Vincenz:

„Dux autem Wladislaus, sua orbatus conjuge, filium suum Adalbertum in montem Sion, filiam suam Agnetem in Doxan, sacris litteris conversationi ad erudiendum tribuit.«

Man sieht hieraus, daß Herzog Wladislaw seinen Sohn Adalbert nach Sion (Strahow) zu den Chorherren, seine Tochter Agnes aber nach Doxan ins Frauenstift gesendet habe.

Da nun die gleichzeitigen Vincenz, der Fortsetzer des Cosmas, und der Seelauer-Chronist, ferner Haselbach, so wie viele Andere, in der Benennung der Grabesstätte der Herzogin Gertrud übereinkommen, und Alle Syon, welches Strahow ist, setzen; das Doxaner Mortuarium aber nur die Todesanzeige (obiit) nicht aber den Beerdigungsort enthält, so muß angenommen werden, daß Gertrud um so gewisser in Syon oder Strahow begraben ist, als Vincenz ausdrücklich sagt: „in eodem montis Sion monasterio, *sicut optaverat*, sepelitur.“ Dort ist auch nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Seelauer-Chronisten der Mitgründer von Doxan, Bischof Heinrich Zdick, begraben. Auch er wollte nicht in Doxan zur Erde bestattet werden, sondern in Syon ruhen. »Henricus,« heißt es von ihm, »sepultus est in ecclesia montis Sion, *sicut semper optaverat.*

Irrig ist aber in der oben angeführten Stelle des Haselbach, daß auch Gertrudens Gemahl der Herzog Wladislaw in Strahow oder Syon begraben ist. Er hat zwar in der von ihm gestifteten Abtei Strahow, wo die Gebeine seiner Gemahlin beigesetzt waren, nach Abtretung der Regierung an seinen Sohn Friedrich in klösterlicher Einsamkeit bis zum Jahre 1173 gelebt, allein die in Böhmen nach seiner Abdankung entstandenen Kronstreitigkeiten zwischen seinen eigenen Verwandten bestimmten ihn, seinen Ruhesitz Strahow zu verlassen und sich auf das Schloß Mehre in Thüringen, welches ein Eigenthum seiner zweiten Gemahlin Judith gewesen, zu begeben. Dort starb er im Jänner 1174 und wurde, dem Zeugnisse des Seelauer-Chronisten zu Folge, in der Kathedrale zu Meissen begraben.

Matthias Koch.

## Miscelle.

Den 2. November 1622 ist Kaiser Ferdinandt d. And. mit deren Gemahlin Leonora geborne Herzogin von Mantua, sambt gantzen Kaiserlichen Hoffstatt vmb halbe vier Uhr nacher Steyer khomen, Irer May. sindt im Schloß samt allen Frauenzimmer losirt. Die Hr. Räthe aber vnd übrige Hoffstatt in der Statt einquartirt vnd Alles frey gehalten worden. Der Kaiser hat sich einmall allergnedigst erzeigt, jedermann Audienz anbotten, vnd der Statt mit allen Kaiserl. Gnaden zugethan zu verbleiben sich erklärt. Ist den 3. darauf nach gehörter Messe, und nach genohmbenen Fruemall gleich umb 11 Uhr Mittagszeit nacher Crembsmünster zum Nachtlager verruckt. Ihre Mayest. raisen auf den Churfürsten tage nachher Regenspurg.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

26. Sonnabend, den 1. April 1837.

## Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Für naturhistorische Studien scheint die Gesellschaft wenig oder nichts gethan zu haben. Zum Theile lagen wohl diese noch außer der Zeit; anderer Seits mögen auch die geringen Resultate nicht auf uns gekommen seyn. Daß man übrigens die Wichtigkeit derselben eingesehen, geht aus den wiederhohlten Ausgaben einzelner Bücher des Plinius hervor; nicht minder finden sich dort und da Andeutungen über botanische Durchforschungen der Wienergegenden. Die literarischen Arbeiten der Mediciner selbst beschäftigten sich nur mit den hervortretendsten Erscheinungen des Tages, dergleichen die Pest und insbesondere die Venusseuche waren; an Physiologie und Anatomie wurde noch wenig gedacht. Der letzteren stand der Volksglaube geradezu entgegen, und obschon wir Beispiele kennen, daß von der medicinischen Fakultät an Leichnamen selbst Versuche angestellt worden, so unterlagen sie doch immer großen Schwierigkeiten. Im J. 1454 mußte eine Frauensperson, die verurtheilter Maßen ertränkt, und hierauf der Universität zum Seciren übergeben worden war, von dieser am dritten Tage unter Begleitung aller Würdenträger und sämmtlicher Doktoren feierlichst zur Erde bestattet werden.

Noch erübrigen zwei Gegenstände, die von der Gesellschaft in den Kreis ihrer Wirksamkeit gezogen worden, und zu deren Förderung insbesondere Celtis sehr Vieles beigetragen hat: wie meinen die Musik und die Aufführung alter oder auch selbstgeschriebener Schauspiele. Die Ansichten, welche über den Nutzen der ersteren sowohl, als der letzteren Kunst vorherrschend waren, dürften noch heutzutage gelten; nur wollte Celtis durch diese auch die Latinität mit höher bringen. Daß Wien in der nächsten Zukunft schon mehrere theoretische Musiker von großer Bedeutsamkeit hatte, war ohne Widerrede eine Folge der ersteren Richtung; übrigens hat die Gesellschaft selbst unter dem Titel »Melopoea« ein musikalisches Werkchen herausgegeben, aus welchem sich der Zustand dieser schönen Kunst hinlänglich erkennen läßt. Die Tage ihrer Zusammenkunft wurden mit Musik gefeiert, wie mehrere Gedichte von Celtis und viele Briefe seiner Freunde darthun, die uns zugleich von der allgemeinen und großen Empfänglichkeit dafür Zeugniß geben.

Celtis Verdienste um die Einführung dramatischer Darstellungen in Deutschland sind bekannt. Zum Jahre 1502 bemerkte der Rektor Magnifikus, Wilhelm Puelinger, in den Akten der Universität: „Erat profecto Memoria dignissimus actus, antea non visus a me, neque ceteris: Comoediae plures in aula Universitatis, me annuente, et ut plurimum praesente, per pueros recitatae, ac scenico plausu repraesentatae sunt.“ Celtis lud dazu durch öffentlich angeschlagene Epigramme ein, und die Zeit der Darstellung war um 1 Uhr Nachmittag. Die Lustspiele des Terenz wechselten mit Seneca's Tragödien, wenigstens an der Universität[1]; vor Maximilian führten, wie wir noch sehen werden, die Mitglieder der Gesellschaft selbst mehrere Gelegenheitsstücke auf. Sie erregten allgemeine Theilnahme; besonders wurden erstere sehr zahlreich besucht. —

Dieß waren nun die Richtungen, nach welchen sich

---

1 Hanc in rem occurrunt in libris epigrammatum epigrammata duo; quorum altero denuntiabat, exhibendam esse in aula academica Aularium Terentii; altero autem comoediam Eunuchi Terentianam annuntiavit, jussitque spectatores, ut adsint post meridiem hora prima, in aula academica. Neque ob finem alium reor a Celto fuisse editas Senecae tragoedias binas, Herculem nimirum furentem, atque coenam Thyestae, quarum editionem ad annum 1486 referre licet. Id genus comoedias, tragoediasve magno fore usui Latinae linquae rectius perdiscendae, nemo nisi rudis, ac imperitus earum rerum inficiabitur. (Klüpfel.)

die gelehrte Donaugesellschaft bewegte. Das Gebiet ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit erscheint, zumal wenn man die Zeit nicht außer Augen läßt, von wahrhaft bedeutendem Umfang, und — ihre Leistungen blieben hinter dem gesteckten Ziele nicht zurück. Beinahe wöchentlich traten die Mitglieder zusammen, um die vollendeten oder begonnenen Arbeiten der Einzelnen gemeinschaftlich zu prüfen, Aufgaben für die Zukunft festzustellen, und durch mündliche Mittheilungen sich gegenseitig zu fördern. Bei größeren Versammlungen fehlte es nicht, wie bereits gesagt worden, an musikalischen Produktionen, und nicht selten schloß ein heiteres Mal die ernste Berathung. Kamen fremde Gelehrte, wurden sie hier eingeführt, und mit in die Gespräche gezogen, welche das Wohl der Wissenschaften, den Sieg der Wahrheit und des Rechts, kurz die allgemeinen Interessen der Menschheit betrafen. Es sind mehrere Briefe auf uns gekommen, die mit Begeisterung davon sprechen, und wohl noch Jeden innig ergreifen werden, dem der Sinn für so heilige Bestrebungen nicht ganz erstorben ist.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Bazars,
### und
## die Buchhändler in Constantinopel.

In dem Bazar der Droguerien, welcher der ägyptische genannt wird, findet man alle Droguerien vom Arsenikum bis zum Rhabarber, alle Körner und werthvollen Substanzen vom Opium bis zum Surme, vom Reis bis zur Mokka-Bohne zur Schau ausgestellt; man glaubt sich in eine ungeheuere Apotheke oder in eine reiche naturgeschichtliche Sammlung versetzt. Der Papier-Bazar enthält alle nothwendigen Schreib-Materialien, als: messingene Schreibzeuge, Federn aus Rohr, grobes, hartes und buchiges, sogenanntes türkisches Kanzleipapier; allein Briefpapier findet man hier nicht. Der Bücher-Bazar gleicht ganz einer Kirche. Von den hier versammelten muselmännischen Künstlern nehmen einige Abschriften, andere malen die Buchstaben aus, oder glätten das Pergament mit scharfem Jaspis, um es glänzend zu machen; allein bei allen diesen Arbeiten herrscht immer eine feierliche Stille, und die arbeitenden Künstler haben ganz das Aussehen von Betenden. Der Zutritt zu diesem Bazar war einst den Franken und Christen verboten, und nur verstohlen wagte ein europäischer Reisender im Vorbeigehen einen flüchtigen Blick auf die vielen Abschriften des Korans zu werfen. Doch jetzt sind der Koran und die übrigen heiligen und profanen Bücher aller Welt sichtbar und an Jedermann verkäuflich. Die Bücher sind fast durchgehends Manuskripte, denn gedruckte Werke werden, weil die türkischen Buchhändler zugleich Kopisten sind, natürlich nur schwer verbreitet. Gut kopirte Manuskripte sind selten und sehr theuer; der ganze Vorrath von guten persischen, arabischen und türkischen Büchern wurde in jüngster Zeit zur Versendung nach Persien gekauft. Bücher, in griechischer, lateinischer oder in einer andern europäischen Sprache sind in Constantinopel nur bei einem einzigen Buchhändler, der auch mit Büchern der abendländischen Literatur handelt, in seinem Laden zu Galata zu finden. Dieser Laden liegt fast unterm Dache und ist fünf bis sechs Quadratfuß groß. Wenn man hinein will, muß man über die Bücher hinwegschreiten, und man kann nicht anders verweilen, außer man setzt sich auf Bücherballen. Hier hausen alle schönen Geister aus Frankreich, Italien, Deutschland und England. Doch sind diese Bücher nur für die hier lebenden oder durchreisenden Fremden vorhanden. Es gehört zu den Seltenheiten bei einem in Constantinopel ansäßigen Franken eine Bibliothek zu finden; die Bücher der lateinischen Klöster sind alle von Würmern angefressen; in den Pallästen der Gesandten von Frankreich, England und Rußland findet man kaum einige bloß zufällig zusammengebrachte Bücher, und nur der österreichische Internuntius ist im Besitze einer ausgewählten Bibliothek. Hinsichtlich des Einbandes übertreffen die Einbände zu Constantinopel alle übrigen an Schönheit, Eleganz und Vollkommenheit. Die von den türkischen Arbeitern gebundenen Bücher sind sehr leicht zu öffnen und zu schließen, und ihre Deckel und Futterale sind sehr geschmackvoll verziert. Es ist unglaublich, welche Sorgfalt auf die Erhaltung der Bücher verwendet wird, so daß es zweifelhaft scheint, ob in den türkischen Ländern je ein Autor so wohl gekleidet, so gut gehalten worden sey, als eines seiner Werke in einer Bibliothek oder in der Bude eines Buchhändlers aufbewahrt wird.

Der Waffen-Bazar bildet ein großes viereckiges Gebäude, in dessen Mitte alle orientalischen Waffen, wie in einem Arsenale zur Schau prangen. Es gewährt einen

sonderbaren Anblik, die Türken von ihren Bänken herab, die mit Silber ausgelegten Pistollen, die Yatagans und die langen Pallasche zum Kaufe anbieten zu sehen. Dieser Waffen-Bazar, einst der Stolz der Muselmänner, soll in neuester Zeit sehr viel verloren haben; troß der Reform Mahmuds ist hier doch jeder Franke vom Ankaufe der Waffen ausgeschlossen, weil ihm das Gesetz nur erlaubt, Waffen zu tragen, nicht aber solche zu kaufen, so widersprechend dieses immerhin seyn mag.

Der Kupfer-Bazar, wo die Küchen-Geräthe verfertigt werden, macht allein mehr Lärm als die ganze Hauptstadt mit ihren Vorstädten. Die Pfeifen-Fabriken befinden sich in einer eigenen Straße. Zur Anfertigung eines Chibus scheinen alle Industrien des Orientes beitragen zu müssen; alle Länder des Reiches steuern dazu bei. Aleppo liefert seine Jasmin- oder Kirschenröhre, Klein-Asien einen rothen oder schwarzen Thon, der in Ungarn zubereitet wird, Persien seine Edelsteine, sein Elfenbein, seine Perlen, das Meer endlich seinen grauen oder gelben Bernstein. Wie viele Menschenhände sind nicht bei Verfertigung des Kopfes, des Rohres und des Mundstückes der Pfeife erforderlich. Und ist die Pfeife endlich fertig, deren Erzeugung so viel Sorgfalt, so manchen Handgriff erfordert, so müssen erst Laodicäum und Thessalonich die braunen Blätter schicken, womit der Muselmann sich berauscht. Das Verbot des Tabakrauchens, welches hier schon öfters eingeführt war, würde jetzt ohne Zweifel hunderttausend Familien in der Hauptstadt und in den Provinzen der Armuth und dem Hunger Preis geben. Um sich eine Idee von den berühmtesten Bazars machen zu können, denke man sich eine Menge hölzerner Barraken, wie auf den Jahrmärkten Buden, an einander gereiht, in denen die verschiedenartigsten Waaren prangen, als: Marockin, indische Shawls, bengalische Mousseline, Hermelin-Pelzwerke, chinesisches Porzellan, indischer Stahl, aleppische Glaswaaren, Diamanten aus Golkonda, Pelzwerke vom Kap Komorin und dem persischen Meerbusen u. s. w. Die Käufer, noch mehr aber die Gaffer, strömen hier haufenweise zusammen. Durch die vielen türkischen Frauen, die man nicht drängen darf, wird man so sehr am Weiterkommen verhindert, daß man an einem Vormittage oft nur 2 bis 3 Bazars besehen kann. Die einzige Verzierung der Buden besteht in den in denselben ausgestellten Waaren. Der reichste Kaufmann beschränkt seine Bude auf einen sehr kleinen Raum. Die Kaufleute bedienen sich der Kerbhölzer, nach Art der französischen Bäcker, und helfen sich bei ihren Berechnungen auch mit den Kügelchen ihres Rosenkranzes. Sie halten keine Commis, schreiben auch sehr wenig, da sie die größten Rechnungen oft bloß durch ihr Gedächtniß zu Stande bringen. Wie es heißt überbieten die Türken ihre Waaren in den Bazars um ein Drittel, die Armenier um die Hälfte und die Juden sogar um zwei Drittel ihres wahren Preises. Doch scheint unter den Türken weniger Geschäfts-Neid zu herrschen, als unter den Kaufleuten aller übrigen Nationen, da hier ein Kaufmann den Käufer oft auf die bessere Waare seines Nachbares hinweist. Diebstähle ereignen sich in den Bazars nur höchst selten. Der Kaufmann verläßt oft stundenlang seine offene Bude, in der Ueberzeugung, bei seiner Rückkunft alles noch so zu finden, wie er es verlassen hat. Das Stehlen ist den Türken fast ganz unbekannt, und jeder Raub muß gewaltthätig und einem Siege ähnlich seyn, wenn sich ein Türke damit befassen soll, weßhalb man wohl Muselmänner unter den Straßenräubern, nie aber, oder nur sehr selten, unter den gewöhnlichen Spitzbuben findet. Uebrigens tragen die Türken starke Lust nach fremdem Gelde, und sie schielen, bei Bezahlung einer Schuld oder bei Empfang eines Bakchis, mehr nach dem hin, was man behält, als nach dem, was sie empfangen haben. Auch fehlt es den osmannischen Kaufleuten nicht an Geschicklichkeit, den Kunden das Geld abzulocken, worin sie, in Hinsicht ihrer höflichen und einnehmenden Manieren, die Armenier und Griechen übertreffen. So mancher Fremde, der einen Bazar bloß besucht, um die Buden zu besehen, wird durch mancherlei Artigkeit, ohne zu wissen wie, zum Einkaufe verleitet. In den Zeug-Bazars erregte eines Tages das Gerücht, daß die kaiserlichen Garde-Regimenter neu montirt werden sollten, eine allgemeine Unruhe. Es werden nämlich bei jedesmaliger Montirung der Truppen die Kaufleute und Schneider zusammen berufen, welche Tuch und Arbeit zu sehr billigen Preisen liefern müssen. Deßhalb scheut Jedermann die Lieferung, und die Regierung sah sich oft gezwungen, zur Auffindung von Lieferanten zu der Bastonade oder zu noch herbern Mitteln Zuflucht zu nehmen. Es ist auch auf keinem Aushängeschilde eines Kaufmannes der Name der Veziere der Sultane oder Sultaninen zu finden. Schilder und Inschriften sind überhaupt nicht gebräuchlich, ja der Wunsch,

seine Waaren zur Schau zu stellen, wird zuweilen durch die Besorgniß, sie möchten diesem oder jenem zu Gesichte kommen, neutralisirt. Hierzu kommt noch, daß die schlechter ausgeprägte Münze öfter unter den Kaufleuten der Hauptstadt Schrecken und Verlegenheiten verbreitet. Wenn diese Münze am meisten verrufen ist, so werden die Waaren abgeschätzt, was fast dasselbe ist, als das Maximum in Frankreich im Jahre 1793. Obwohl dieses lange nicht geschehen ist, so fürchtet man es doch fortwährend. Man lebt hier mehr als anderswo bloß für den Augenblick, und die letzten unruhigen Bewegungen haben den Handel der Hauptstadt im Allgemeinen sehr zerrüttet; alle Kaufleute gehen zu Grunde und die Verarmung macht die Gemüther nicht sorgloser. Sicher werden die Finanziers sagen, daß es Constantinopel an einem wesentlichen Etablissement, an einer Börse, fehle. Es ist wahr, keine einzige türkische Stadt hat eine Börse, man kennt keine Anleihe, keine Staatsschuld. Nach dem Traktate mit Rußland hatten zwei große Pariser Banquierhäuser sich erboten, das erforderliche Geld für die Zahlung, welche die Pforte an Rußland zu leisten hatte, anzuschaffen; allein dieser Vorschlag fand kein Gehör. Ueberdieß kümmern sich die Osmanlis nicht, ihren Verkehr mit den Ausländern zu vervielfältigen und sie von ihren Angelegenheiten zu verständigen. Dazu trägt noch bei, daß eine Anleihe ihre religiösen Meinungen verletzen würde, und daß die Agiotage, die unvermeidliche Folge einer Staatsschuld, sehr leicht von den Ulemas in die Classe der von dem Koran so verbotenen Hazardspiele gestellt werden könnte. Aus diesen Gründen haben die Osmanlis keine Börsen. In Betreff der Handelsgesetze herrscht in der Türkei noch die größte Barbarei. Mahomed hat zwar dem ehrlichen Kaufmanne einen Platz unter den Engeln des Paradieses angewiesen; damit ist es aber auch abgethan. Die Türken haben ihre Gesetze aus der Wüste mitgebracht, und in Betreff des Handelsverkehres nichts mehr hinzugefügt. Sie haben kein Handelsgericht; ihre Gesetzbücher enthalten nichts über Wechselbriefe; es gibt nur Firmans und eine Art von Jury, um die große Lücke der muselmännischen Gesetzgebung zu ergänzen. Die Handels-Innungen und Corporationen Constantinopels gleichen denen der großen europäischen Städte im Mittelalter. Gr.

## Aus dem Tagebuch des Andreas Ochs v. Sonnau.

### 1605.

Den 1. Novembris Sein Jre Fürstl. Durchl. vnsere genedigste Landtesfürstin vnd Frau mit ainer frölichen vnd glückselligen Leibesgeburt erfreuet worden, alls aines Jungen frischen Prinzen, welcher den Nachfolgunden Tag den 2. dits zwischen 2 vnd 3 Vhre Nachmittentage vom Bischove Martin von Seccau in der Hoff- oder Jesuiter Kirchen offentlich getaufft, vnd Johann Carl genandt worden. Ertzherzog Carl hatt in in der Tauffe an statt Königl. May. in Hispania gehalten vnd gehoben. Jer Fürstl. Durchl. selbsten, wie auch die zwo Ertzherzogin Leonora vnd Magdalena (welche Magdalena hernach Großherzogin zu Florenz geworden) sambt dem gantzen hoff Statt, auch vill Landtherrn vnd Landtfrauenzimer war zugegen. Die Hofftrometer gratulierten disen Mittage noch vor verrichter Tauffe, am Purckh Platz. Doch drinen im hoff, Jerer Dht. mit ainem gar schön blasunden Joseph. Summa es war aller orthen Freudt vnd Jubilieren.

Den 22. Nov. ist der Schöne Fueßturnier in Grätz vorm Landthauß gehalten worden, alda sich beede Ertzherzogen Ferdinandus vnd Maximilianus Ernestus gefunden. Sein vberdiemassen mit schönen Neuen Inventionen, Musica, wie auch die andern Graven, Herrn vnd Ritter in allerhanden Maniec kostbarlich aufzogen, hatt von 7 Vhr Abends biß auf 11 Schlagen gewehrt. Den 23. darauff Ist ain Schön Ringelrennen bei dem fürstlichen Stall gehalten worden in publico.

## Miscelle.

Der Herzog von Alba in seinem Feldherrn-Costüme. (Aus einer Beschreibung der spanischen Herrschau bei Badojoz den 10. Junius 1580.)

„Der Herzog von Alba hat angehabt vnd ist nachfolgen„der gestalt geklaiht gewest, Erstlich ain paar roth carma„sinen Hosen mit einem gulden stuck, auch von silber geziert „vnderzogen, ain wammes von guldner Leinwat, auch mit „silber geziert, darüber ain weis golder von Leder mit sil„bernen passament verprembt, ain mandl von aschenfarb „Seidenzeug vnd pordiert, ain Huet von ebenmessigen „aschenfarben Seidenzeug vnd mit Seidn außgestickht, dar„auf ain große rote fedr, das gulden Fließ am Hals, vnd „ain Rappier vnd Dolchen vergult.“

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

27. Mittwoch, den 5. April 1837.

## Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

So lange indessen die Gesellschaft keine andere Grundlage hatte, als jene, welche der feste Wille ihrer Mitglieder bildete, mußte sich ihr Bestand immerfort als schwankend und prekär herausstellen. Konnten nicht Mehrere der Mitglieder, durch äußere Umstände gezwungen, mit einem Male zurücktreten; oder auch — hatten die Einzelnen Mittel genug, um ihre begonnenen Forschungen mit Nachdruck fortsetzen zu können? Die Gesellschaft bedurfte eines höheren Schutzes, eines Mäcens, der nicht allein durch Anerkennung ermunterte, sondern auch durch Unterstützung erleichternd und fördernd eingriff. Kaiser Maximilian I. verstand, wie Wenige vor und nach ihm, das Geheimniß, auf das Gedeihen der Wissenschaft zu wirken: er wußte, daß die Verwendung von Summen wohl der erste Hebel, indessen doch immer ohne bedeutenden Erfolg bleibe, wenn sie nicht vom belebenden Hauche der Liebe durchdrungen. Dieser Ueberzeugung, und zugleich dem innersten Rufe seiner Neigung folgend, zeichnete er überall, wohin er kam, Künstler und Gelehrte aus; die Mitglieder der Donaugesellschaft umgaben seine Person; sie wurden zu den wichtigsten Stellen befördert, und der kleinsten ihrer Leistungen fehlte es nie an würdigender Aufmerksamkeit. Oft erschien der Kaiser bei den Sitzungen derselben, und hörte den Verhandlungen zu; öfter noch lud er Alle zu sich, um ihnen zu beweisen, wie sehr ihm ihre Bestrebungen am Herzen liegen. So befand sich, als er im Jahre 1501 auf dem Schlosse zu Linz residirte, ein großer Theil derselben bei ihm, und führte vor dem ganzen Hofe das von Celtis verfaßte Schauspiel: »Ludus Dianae« auf. Die österreichische Zeitschrift hat in ihrem ersten Jahrgange eine vollständige Beschreibung dieser Kunstleistung geliefert; hier mag es daher genügen, die dabei beschäftigten Hauptpersonen zu nennen. Im Ganzen belief sich die Zahl der Darsteller auf 24; die ersten Rollen aber hatten Celtis, Vincenz Longinus, Peter Bonomo, Theodor Ulsenius und Joseph Grünpeck [1], des Kaisers Sekretär, Theolog, Arzt, Historiker und Astrolog, übernommen. Im dritten Akte erscheint Bachus, von Vincenz Longinus dargestellt, mit Syllen und Bachanten, grüßt den König, »die Krone der römischen Cäsaren,« rühmt sich als Spender der Freude, und stürzt endlich mit der Bitte um den poetischen Lorbeerkranz [2] zu des Kaisers Füßen. Maximilian erhebt sich von seinem Sitze, gibt dem knienden Gotte der Reben den Kuß des Friedens, und den bedeutungsvollen Ring von Jaspis, und bekränzt dessen Haupt mit dem Zeichen des Sieges. Die Bachanten brechen in lautem Jubel aus; in dreistimmigem Chore singen sie den unvergänglichen Ruhm des erhabenen Herrschers und die Pflichten des neugekrönten Dichters: »In heiligen Liedern soll er die Ehre feiern, die ihm eben zu Theil geworden, und nie mögen Unlust, eitle Klagen, oder

---

1 Dieser, mittlerweile in die Gesellschaft aufgenommen, war 1473 zu Burghausen geboren. Er lebte in seinem vorgerückten Alter zu Steyre auf einer Mühle, die ihm Kaiser Maximilian geschenkt hatte, und wahrscheinlich hat dieser Umstand Preuenhuber veranlaßt, aus ihm einen gebornen Steyrer zu machen. Denis hat dessen Schriften im Anhange zur Buchdruckergeschichte Wien's verzeichnet; in der königlichen Bibliothek zu München befinden sich noch handschriftlich von ihm: »Vitae pontificum sanctae Salzburgensis ecclesiae,« 53 Blätter in Folio, und im hiesigen geheimen Haus-Archive wird ein noch ungedrucktes lateinisches Exemplar von dem Leben Kaiser Friedrich's und Maximilian's aufbewahrt, das in jeder Beziehung besser seyn soll, als die von J. Jak. Moser zu Tübingen 1721 veranstaltete deutsche Ausgabe. Uebrigens war Grünpeck ein vielseitig gebildeter Mann, wie schon das Verzeichniß seiner Schriften zur Genüge darthut; nur war er mehr, als gewöhnlich, astrologischen Träumereien ergeben.

2 Ueber die Feierlichkeit der Dichterkrönungen s. die Oesterreichische Zeitschrift, 1836. S. 289.

freche Begierden seine Seele umschleiern. Frei sollst du streifen durch dichte Wälder und singen das Lob der reinen Sitten und kämpfen gegen Trug und Arglist; so wirst du berühmt werden auf der weiten Erde, und dein Ruf wird am Ister und am Rheine erschallen.« — Nach dem vierten Akte öffnen sich plötzlich die Thüren, königliche Diener erscheinen mit goldenen Bechern und Schalen voll perlenden Weines, und unter Paukenschall und Hörnerklang wird das Wohl des Kaisers, seiner Gemahlin, der anwesenden Fürsten von Mailand, das Wohl — Aller getrunken. Im fünften Akte erscheinen die 24 Mitspielenden zugleich; Diana, Abschied nehmend, wünscht dem königlichen Hause des Himmels reichsten Segen, und der ganze Chor wiederhohlt in vierstimmigen Weisen ihre Worte. So endete das Schauspiel; am folgenden Tage ehrt Maximilian alle Theilnehmer mit einer wahrhaft kaiserlichen Tafel! —

Eine solche Liebe mußte Begeisterung erwecken, und in der That werden die dankbaren Gelehrten nie müde, dem erhabenen Gönner ihre tiefste Erfurcht zu bezeigen. In allen ihren Werken erscheint Maximilian so recht eigentlich als Mittelpunkt, von dem die Strahlen des Lebens ausgingen, ja wenige Fürsten sind so wahr und innig gefeiert worden; aber auch wenige haben es in demselben Grade verdient! Durch die bisherigen Leistungen die Wichtigkeit des schönen Institutes immer mehr erfassend, und zur festen Ueberzeugung gekommen, daß nur aus einem Vereine von Kräften, die, obschon verschiedener Richtung, dennoch dem einen großen Ziele zustrebten, die Erfüllung des allgemeinen Bedürfnisses hervorgehen und eine durchgreifende intellektuelle Bildung begründet werden könne, sah es Maximilian für eine seiner ersten Regentenpflichten an, der Gesellschaft, um ihren Bestand zu sichern, und den Kreis ihrer Wirksamkeit zu erweitern, auch in materieller Beziehung zu Hülfe zu kommen. Er bestritt die Ausgaben zu den Reisen der Historiker und Geographen; auf seine Kosten wurden die wichtigsten Codices angekauft, Urkunden gesammelt, Vermessungen vorgenommen, und die Resultate in der kaiserlichen Bibliothek niedergelegt. Wir müssen hier eines der thätigsten Mitglieder, den Ladislaus Suntheim anführen, von dem zu reden wir bisher noch keine Gelegenheit hatten. Suntheim war aus einem edlen, schwäbischen Geschlechte von Ravenspurg, studierte in Wien und wurde 1465 Baccalaureus der freien Künste. Hierauf widmete er sich dem geistlichen Stande, und hielt sich wahrscheinlich am Hofe Sigismunds auf, bis Tirol an Kaiser Maximilian kam. Dieser ernannte ihn zu seinem Kaplan und endlich zum Domherrn in Wien, ließ ihn mit Stabius und Manlius ganz Deutschland durchreisen, um zunächst Sammlungen zu einer Geschichte des Hauses Habsburg anzulegen, wobei er indessen auch vieles Andere gefunden, das er ausgearbeitet hat. Bereits 1491 hatte Suntheim mit dem Probst Jakob zu Klosterneuburg, die bekannten »Tabulae claustro-neoburgenses« verfertigt, die, wenn auch hie und da mangelhaft und unrichtig, dennoch für die Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern sehr Vieles zu Tage gefördert haben. Sie erschienen im selben Jahre zu Basel gedruckt; Pez hat sie in den ersten Band der Script. rer. Aust. wieder aufgenommen. Ferner haben wir noch von ihm die »Historia Guelphorum«, welche Leibnitz aus der Handschrift der hiesigen Hof-Bibliothek herausgegeben hat, und 1511 vollendet worden ist, und: „Familiae Germaniae Principum illustratae.“ Diese, an der Zahl 31, sind im zweiten Bande von Oefelle's Scriptores abgedruckt, und zwar aus einem Exemplare, das der berühmte Conrad Peutinger mit eigener Hand geschrieben. Daß Suntheim mit Maximilian und Manlius an einem Stammbaum des habsburgischen Hauses gearbeitet, geht aus der Widerlegung des Stabius hervor; mehrere Literaturhistoriker führen auch noch eine Abhandlung »de linqua vulgari per Germaniam superiorem« an. Es ist in der That eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß mehrere Mitglieder der Donaugesellschaft mit der Muttersprache sich beschäftigten — zu einer Zeit, wo für ähnliche Bestrebungen kaum die geringste Empfänglichkeit vorhanden war. Wir haben bereits erwähnt, wie Johann Krachenberger an einer deutschen Sprachlehre gearbeitet, und hier treffen wir eine Untersuchung über die Eigenthümlichkeiten der oberdeutschen Mundart! — Wenn sich nun auch diese Richtung als keine vorherrschende herausstellt, kann sie doch mit Recht unsere vollste Anerkennung in Anspruch nehmen, und dieß um so mehr, als sie nicht ohne Früchte geblieben ist. Mehrere Werke, welche damals zu Wien in deutscher Sprache geschrieben worden, geben Zeugniß davon; ja sie sind, abgesehen selbst von so vielen späteren Erzeugnissen, wohl mehr als hinreichend, um die absprechenden Urtheile zurückzuweisen, als hätte Oesterreich im sechzehnten Jahrhundert die Muttersprache ganz vernachlässigt. Wir könnten eine große Anzahl Volkslieder aufzählen, die bei uns entstanden, und mit den besten der Nachbarländer den

ergleich aushalten — wir könnten deutsche Schauspiele nennen, die hinter den gleichzeitigen anderer Gegenden nicht zurückstehen, — doch wir wollen zu den Unterstützungen zurückkehren, mit welchen Maximilian I. unsere Gelehrten zu weiteren Forschungen aufmunterte.

(Fortsetzung folgt.)

## Beitrag
zur
## Geschichte der Bergwerke im Lavantthale.

Die geringe Ergiebigkeit des Goldbergwerkes zu St. Leonhard in der letzteren Zeit, der Mangel an Capitalien zum Betriebe desselben, das Aufhören der Darlehen von der kärnthnerischen Landschaft, da die Gewerke in Zurückzahlung der den Ständen schuldigen Summen die Zahlungs-Termine nicht eingehalten hatten, und das Mißlingen des Fürstenbaues, der so viel Geld verschlungen, machten, daß das Goldbergwerk im Ober-Lavantthal im ersten Decennium des 17. Jahrhunderts fast ganz ins Stocken gerathen war.

Zu Bamberg mochte man indessen die Ansicht haben, der Goldbergbau, zweckmäßig und mit Ernst betrieben, könne dennoch wieder, wie vorher, einträglich werden. Der Bischof trug daher dem bambergischen Bergrichter Hans Rüdlen auf, das Goldbergwerk bei St. Leonhard auf das genaueste zu untersuchen, und darüber zu berichten. Insbesondere wurde ihm, da Bamberg den Gäppelschacht wieder erheben wollte, und deßwegen zur Unterhaltung des Erbstollens 6 Bergleute angestellt hatte, der Auftrag ertheilt, zu erforschen, ob mittelst der Betreibung dieses Gäppels neue Klüfte und gutes Erz angetroffen worden, oder was dießfalls für gute Hoffnung vorhanden wäre, und was besonders für Gänge damit erbaut werden könnten.

In dem hierüber erstatteten Berichte, St. Leonhard am 26. Juni 1613, sagt der Bergrichter, daß er sich in Bezug auf den Gäppelschacht auf einen älteren Bericht (der nicht bekannt ist) beziehe und nur dieß beisetze, daß der alte Gäppelschacht der Berg sey, wohin man dermalen mit dem tiefsten Stollen zu bauen gedenke.

Dann folgt eine Specifikation, was an Holzwerk, sowohl zur Bergewältigung des Schachtes, als zur Aufrichtung des zerbrochenen Gäppels beigeschafft und verbraucht worden, auch was für Zahlungsposten der Knappen und was für andere Kosten ausständig haften.

Uebrigens, fährt er fort, seyen in Kliening folgende 8 Gruben die namhaftesten gewesen:

1. Der alte Gäppel.
2. Der mittlere Gäppel.
3. Die Gruben beim Hebenstreit.
4. Der Gesellenbau, und der Stadionische Gäppel, der letzthin eingegangen, durch den aber die übrigen Gruben wieder erhoben werden könnten, weil mit dem oberen Erbstollen der Durchschlag sey.
5. Die Gruben bei dem Fuggerischen Hause, die Gottes-Gabe genannt.
6. Unter dem Fuggerischen Hause bei St. Bartholomä.
7. Unter St. Bartholomä, wo vor Zeiten ein Gäppelschacht war.
8. Die rechte Gottes-Gabgrube, in welcher ein ebensohliger Stollen, worin viel Gold gehauen worden, und welches der Ort wäre, wo man aufzuschlagen hätte, da der ganze Klieninger Berg kein besseres Gebäude haben soll, und wo vor Zeiten 2 Pochwerke waren. Daß aber dieser Bau eingegangen, sey keine andere Ursache gewesen, als weil die Herrn Gewerken über die Bauführung nicht einig waren. Bei dem letztmahlig geführten Gäppelschachtbau seyen Hauptgewerke gewesen: Ihre fürstl. Gnaden zu Grätz, die löbl. kärnthnerische Landschaft, die Herren Tonhausen und Khünburg. Außer den angeführten Hauptgruben gebe es noch andere minder bedeutende.

Dermalen, schließt der Berichterstatter, bauen die HH. von Dietrichstein und Mosheim in vier Gruben, und die Knappen haben die beste Hoffnung, gutes Erz anzutreffen.

Bischof Johann Gottfried erließ daher auf diesen Bericht am 27. Juni 1614, am 18. November 1615 und am 25. Hornung 1616 dießfalls Verordnungen, worin er dem Vicedome dringend die Wiedereröffnung des Baues auf Kosten des Bisthums befahl. Es scheint aber nicht, daß diesen Befehlen Folge geleistet worden sey, da man hierüber nichts findet und die berggerichtlichen Aufschreibungen vom Jahre 1609 bis zum Jahre 1630 eine gänzliche Lücke darbieten. Ja es läßt sich vielmehr mit hoher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Vicedom damals den Befehlen des Bischofs gar nicht einmal entsprechen konnte, da Bamberg in Betreff seiner Herrschaften in Kärnthen damals 71.230 fl. mit jährlichen 3178 fl. Interessen an verschiedene Gläubiger schuldig war. Woher also bei der ohnedieß schon so großen Schuldenlast neuerdings Geld nehmen, und

zwar zu einer Unternehmung, die so kostspielig war, und deren glücklicher Erfolg keineswegs mit Gewißheit sich voraussehen ließ? Ueberdieß erforderten einige Jahre darauf (1618) die Rüstungen gegen Venedig großen Aufwand. Man findet vom Jahre 1614 nur, daß in der Lavant Gold gewaschen wurde, welches in dem bambergischen Rentamte per 1 Ducaten (2 fl.) um 14 ß. (1 fl. 45 kr.) ohne fernere Frohnreichung abgelöst wurde, wobei die Goldwäscher täglich 4 kr. Löhnung erhielten. Dr. K. Tangl.

## Die slawischen gelehrten Gesellschaften.

In Rußland arbeiten und bestanden früher für slawische Sprache und Literatur folgende Gesellschaften:

1. Die königl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, von Peter dem Großen 1724 gegründet, von Katharina der I. 1725 eröffnet, und neu eingerichtet von Katharina der II. und Alexander dem I. Von dieser erscheint das periodische Blatt: »St. Petersburger Zeitung« (S. Petersburgskija vedomosti) russisch und deutsch, zweimal in der Woche, einen Bogen stark.

2. Die k. russische Akademie in Petersburg zur Bildung der russischen Sprache, von Katharina der II. 1783 gestiftet, veröffentlicht: „Originalaufsätze und Uebersetzungen (Socinenija i prevody 1823 in 7 — »Berichte der russischen Akademie« (Izvestija rosiskoi akademii) 1823 in 11 Heften; u. dgl.

3. Die freie russische Gesellschaft für Sprache, Geschichte und Vergangenheit (volnoe rasijskoe sobranie) entstand an der Moskauer Universität durch die Bemühungen des Kurators J. J. Melissino 1771, dauerte bis 1785, und förderte an's Licht: „Versuch der Anstrengungen“ (Opyty trudov) bis 1785 in 6 Heften.

4. Die freie adelige Gesellschaft zu Petersburg seit dem Jahre 1765.

5. Die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft, Literatur und Geistesbildung (Obscestvo ljubitelej slovesnosti, nauk i hudozesto) entstand in Petersburg im Jahre 1801 und steht jetzt unter der Leitung A. E. Ismaelow's. Sie förderte: „Die Bücherrolle der Musen“ (Svitok Muz) 1802 bis 1803, in 2 Heften zu Tage; der St. Petersburger Bote aber 1812 wurde später der Zeitumstände wegen unterbrochen.

6. Der Verein für die russische Geschichte und Vergangenheit (Obscesto istorii i drevnostej rosijskih) in Moskau unter dem Vorsitze des P. P. Beketow gestiftet, und mit der hohen Schule verbunden, gab die Schrift »Russische Merkwürdigkeiten« (Ruskie dostopamjanosti) heraus; verlor aber im französischen Kriege viele Früchte seines hochgefeierten Fleißes.

7. Die k. Gesellschaft der Naturforscher (Obscestvo ispitatelej prirody) im Jahre 1805 unter der Leitung des Professor Fischer in Moskau gegründet, verlegte die Denkwürdigkeiten der Gesellschaft von Naturforschern (Zapiski obscestva izpitatelej prirody) russisch und französisch von 1809 bis 1816 in 5 Bänden.

8. Die Gesellschaft der Aerzte in Wilna.

9. Die Gesellschaft für Medizin und Naturlehre in Moskau (Obscestvo sorevnovanai vracebnih, i fiziceskih nauk) unter dem Vorsitz des Professors und Staatsrathes W. M. Richter.

10. Die Gesellschaft der Freunde vaterländischer Literatur (obscestvo ljubitelej otecestvenoj slovesnosti) in Kasan 1808 gegründet; eine Ausgabe ihrer Werke erschien 1817 in zwei Bänden.

11. Der Verein der russischen Sprachfreunde (beseda ljubitelej ruskago slova), zu welchem G. R. Derschawin und A. S. Schischkow in Petersburg 1810 den Grund legten. Er hörte mit dem Tode des Ersteren im Jahre 1816 auf; die literarischen Arbeiten desselben erschienen von 1811 bis 1816 in Petersburg.

12. Die Gesellschaft der Freunde russischer Literatur (Obscestvo ljubetelej slovesnosti) zu Moskau, vereint mit der Universität. Den Vorsitz der Gesellschaft führt der Rektor A. A. Prokowitsch-Antonski; von ihr ging eine gediegene Zeitschrift: „Die Bemühungen des Vereines der Freunde russischer Literatur“ bis 1822 in 20 Heften aus.

13 Die Gesellschaft der Freunde russischer Literatur an der Dawidow'schen Lehranstalt zu Jaroslaw.

14. Die Gesellschaft der Wissenschaften (obscestvo nauk) an der Charkower Universität gab 1815 einen Band ihrer Arbeiten heraus.

15. Der freie Verein der Freunde russischer Literatur (volnoe obscestvo ljubetelej nosiskoj slovesnosti) gegründet 1816 in Petersburg, gibt seit 1818 die Zeitschrift: „Der Eiferer für Aufklärung und Wohlstand“ (Sorevnovatelj prosvescenia i blagotvorenia) heraus.

16. Die k. Gesellschaft des gesammten Hütten- und Bergwesens zu Petersburg vom Jahre 1818.

17. Der pharmaceutische Verein in Petersburg datirt sich ebenfalls vom Jahre 1818.

18. Die Gesellschaft für Schulen des wechselseitigen Unterrichtes vom Jahre 1819, steht unter der Leitung des Grafen Th. P. Tolstoy.

19. Die russische Bibelgesellschaft vom Jahre 1813 in Petersburg bestand 1820 aus 53 Ausschußmännern und 145 Filial-Vereinen; sie hat bis jetzt 430.000 Bibeln in 26, vorzüglich slawischen Sprachen gedruckt und vertheilt.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

28. Sonnabend, den 8. April 1837.

## Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Die Erfindung neuer Instrumente setzt unabhängige Muße, die Verfertigung nicht selten große Opfer und Kosten voraus. Außerordentliche Leistungen im Gebiete der Astronomie, Physik, Mechanik u. s. w. sind fast immer nur von Männern gekommen, die ihrem Berufe ganz leben, und auch die nöthigen Mittel dazu verwenden konnten. Wie viele schöne Ideen mußten zu Grabe gehen, weil sie keine Unterstützung gefunden haben. Kaiser Maximilian setzte die Mitglieder der mathematischen Sektion nicht nur in den Stand, ungestört ihre begonnenen Forschungen zu verfolgen, indem er ihnen eine so viel möglich freie Stellung im Staate verschaffte, sondern er machte es ihnen auch möglich, ihre Entdeckungen und Combinationen ins Leben zu rufen, oder durch praktische Versuche zu bekräftigen. Peter Ramus, der ein halbes Jahrhundert später lebte, spricht mit großen Lobeserhebungen von den vielen außerordentlichen Kunstwerken, welche Wien's Mathematiker unter Kaiser Maximilian verfertiget haben; seine ausführlichen Beschreibungen derselben bestätigen vollkommen die Angaben anderer Schriftsteller, die sich auch Alle in der Behauptung vereinigen, daß zu jener Zeit an keiner Hochschule Europa's diese Studien so gut betrieben worden, wie in — Wien.

Der Umstand, daß Celtis und nach ihm Cuspinian Vorsteher der eben gegründeten kaiserlichen Bibliothek gewesen, und die Benützung der kostbarsten Schätze den Mitgliedern der Gesellschaft freigestanden, beweist, wenn auch keine nähere Verbindung, doch hinlänglich, wie Alles zusammenwirkte, um die wissenschaftlichen Bestrebungen zu fördern. Zugleich bleibt es eine auffallende Thatsache, daß beinahe alle Sammlungen, welche den einzelnen Mitgliedern gehörten, in die kaiserliche Bibliothek übergegangen sind.

In engster Beziehung zur Gesellschaft, und ihrer praktischen Tendenz wegen von großer Wichtigkeit war die Errichtung des Collegium Poetarum et Mathematicorum. Von Maximilian durch ein Schreiben aus Botzen, letzten Oktober 1501, beschlossen, und mit jenen Begünstigungen ausgestattet, ohne die kein wahres Gedeihen denkbar, trat es im folgenden Jahre in's Leben, und hatte zunächst die Bestimmung, die begonnene bessere Richtung in Dichtkunst und Beredsamkeit allgemeiner zu machen, und den Kreis mathematischer Kenntnisse immer mehr zu begründen und auszudehnen. Celtis, zugleich Professor, ward zum Vorsteher ernannt; jede Abtheilung hatte zwei Professoren, und die vorzüglichsten Schüler des Gymnasiums waren ihre erwählten Zöglinge. Aus diesen gingen die künftigen Professoren hervor; nach wenigen Jahren treffen wir schon Mehrere zu Grätz, Laibach u. s. w. wirksam. Wer wird hier in Abrede stellen, daß eine solche Anstalt von unberechenbar wohlthätigen Folgen? Abgesehen von der großen Erleichterung, welche sie bei Ernennung der Professoren gewährte, war sie wohl auch vor Allem berufen, den Geist der Einheit auf die Lehrkanzeln aller bestehenden Studien-Anstalten zu pflanzen, und so eines der schwierigsten Probleme zu lösen, welche die Leitung des öffentlichen Unterrichtswesens zu überwinden hat.

Der Erfolg übertraf in jeder Beziehung die Erwartungen. Die Thätigkeit der Lehrer war, nach mehreren gleichzeitigen Berichten, eben so außerordentlich, als sich die Fortschritte der Schüler erfreulich zeigten. Wien hat in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Dichter und Redner in Menge aufzuweisen, welche durch Beherrschung der Sprache, Reichthum der Ideen und Adel der Gesinnung den Besten aller Zeiten angehören; von der Präpotenz im Gebiete der mathematischen Wissenschaften

ist schon öfter Erwähnung geschehen. Kaiser Maximilian, theils um die Verdienste des Vorstehers, Celtis, auf eine ausgezeichnete Weise zu ehren, theils auch um die Wirksamkeit des Institutes noch mehr zu steigern, ertheilte dem ersteren und allen seinen Nachfolgern das Recht, Dichter zu krönen [1]; ein Recht, das bisher nur von dem Kaiser selbst ausgeübt worden war! —

So wirkte Maximilian auf die Gesellschaft; so benützte er die literarischen Bestrebungen derselben, um seinem großen Plane, durch eine durchgreifende intellektuelle Bildung dem Verderben der Zeit entgegenzutreten, und das veraltete Uebel zu heben, immer näher zu rücken. Er hat das Höchste gewollt, und die einzig wahre Bahn getroffen; die Mitglieder der Donaugesellschaft, von der Idee durchdrungen und dafür begeistert, sind ihm kräftig zur Seite gestanden.

(Schluß folgt.)

---

## Ueber
## die Entstehung, Eintheilung und den Inhalt
## des
## städtischen Museums zu Salzburg.

(Oktober 1836.)

### A. Entstehung.

Salzburg, einst reich an Schätzen jeder Art, reich an Ereignissen, reich an Produkten der Natur und der Kunst, ist weder in seinem Umfange noch in seinem Innern mehr das, was es vor kaum vier Jahrzehenten gewesen; selbst die Erinnerung an dieselben scheint mit den kommenden Geschlechtern allmählig sich zu trüben und zu verdunkeln. Kriege, schnell wechselnde Regierungs-Veränderungen mit allen ihren unvermeidlichen Folgen mußte das schöne Land erdulden, und sich von Vielem, was ihm hohen Werth und Schmuck verliehen, mit bitterm Schmerze trennen, bis es sich endlich des Glückes zu erfreuen hatte, bleibend unter Oesterreichs milden Zepter zu kommen.

Es ist daher der Liebe zu dem heimathlichen Lande gewiß nicht zu mißdeuten, die es wagt und versucht, alles dasjenige, was der Zahn der Zeit und die vielen politischen Veränderungen der jüngsten Vergangenheit noch übrig gelassen, und was hie und da ungekannt und mit Gefahr bedroht dem Auge des Forschers und des Bewunderers verborgen liegt, und was uns Aufschluß und Belege liefert von Salzburgs ehemaliger Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, von einstiger Pracht und Größe, von den Schicksalen und Ereignissen, Sitten und Gebräuchen unserer ruhmbewährten Vorzeit, wieder an den Tag zu rufen, zu sammeln, zu retten und zu schützen, um es in der Mitte des Landes dem treuen Andenken der Kunst und der Geschichte für immer zu bewahren.

Zwei Jahre sind es nun, daß man mit diesen patriotischen Versuchen begonnen, und der im Wege thätiger Verwendung, einzig nur durch die Zusammenstellung freiwilliger Geschenke an derlei Gegenständen, zum erwünschten Ziele führen sollte. Der Anfang wurde mit der decorirten Aufstellung eines kleinen Arsenals gemacht, wozu einige Fahnen und zwei Kanonen, Säbel und Gewehre, von der vormals bestandenen National-Garde den Grund legten; aber schon nach Verlauf Eines Jahres sah man, wegen vielseitiger Beiträge von solchen in der Stadt selbst aufgefundenen Gegenständen, ein weit größeres Lokale fast ohne Lücke mehr.

Doch nicht allein Rüstungen und Waffen wurden gesammelt, man erhielt auch salzburgische Bücher, Pflanzen und Mineralien, Antiquitäten und Münzen. Da jeder dieser Theile für sich ein eigenes Fach bildet, so fordert jedes Fach sein eigenes Lokale, das sich im anstoßenden Arsenale fand.

Mit dem Frühjahre 1836 wurde auch schon ein zweites Lokale, das nun die **eigentliche Museal-Aufstellung** enthält, eröffnet, und die Fächer eines vaterländischen Herbariums, der Bibliothek, der Mineralogie, eines Antiquariums, und einer Numismatik, sind ungeachtet so kurzer Zeit doch so bestellt, daß dieselben jeder Sachverständige, besonders mit billigem Hinblick auf deren Entste-

---

1 »Quo autem,« heißt es in dem darüber ausgestellten Diplome, »praefatum collegium uberiori a nobis gratia, et privilegio decoretur, resque ipsa felici gradu debitum sumat incrementum; pro honore nostro et dignitate augendae Viennensis Universitatis, Caesarea nostra auctoritate, ac motu proprio praefatum collegium hoc praesenti privilegio, ac praerogativa decoramus: ut quicunque in praefata nostra Universitate Viennensi in oratoria et poetica studuerit, lauream que concupiverit, is in praenominato poetarum collegio diligenter examinatus: si idoneus ad id munus suscipiendum habitus, et inventus fuerit, per honorabilem, fidelem, nobis dilectum Conradum Celtem, per genitorem nostrum Fridericum III. divae memoriae primum inter germanos laureatum poetam, et modo in Universitate nostra Viennensi poetices ac oratoriae lectorem ordinarium, ac deinde per successores ejus, qui pro tempore collegio praefuerint, laurea coronari possit, sicque per eum et successores ejus laureatus pro poeta ab omnibus habeatur et celebretur . . . ac si manibus nostris ea dignitate fuisset insignitus etc.«

hen ohne Fond und Mittel, nicht unbefriedigt verlassen dürfte. Nach allen diesen Fächern werden auch besondere Inventarien geführt, in welche nebst der Beschreibung des Gegenstandes und der Acquisitionsweise auch die Namen der wohlthätigen Geber mit ihren etwaigen Bemerkungen über Vorbehalt ihres Eigenthumsrechtes für den Fall fremder Anmaßung eingetragen werden.

Der Unternehmer und Leiter dieser kleinen Anstalt ist ein Beamter nur subalternen Ranges, Herr Vincenz Süß, Cassier und Steuer-Controllor des Magistrates zu Salzburg. Nur seiner rastlosen, vielseitigen Verwendung gelang es, jene reichlichen Unterstützungen zu gewinnen, welche ihren schönsten Lohn in dem baldigen Aufblühen eines Werkes finden mögen, das einst als Kleinod und Zierde der Stadt Salzburg allgemein beachtet und geschätzt werden wird. Sollte daher eine Sache, die schön und hoffnungsvoll in der Blüthe sich entfaltet, nicht eines höhern Interesses, nicht eines mächtigern Einwirkens, nicht einer allgemeinen, selbst fremden Theilnahme würdig seyn? —

Man möge für die Zukunft voll der froheſten Hoffnung seyn, da Se. Durchlaucht der hochwürdigste, hochgeborne Erzbischof von Salzburg, Fürst Friedrich von Schwarzenberg, wie auch der rastlose Herr Albert Graf von Montecuccoli, k.k. Kreishauptmann, diesem Institute hohes Interesse schenken.

Als besondere Beförderer dieser jungen Anstalt bewähren sich der hochwürdigste Herr Abt Albert Nagenzaun vom Stifte St. Peter, Herr Bürgermeister von Heffter, Herr Bürgermeister Alois Lergetporer, Herr Pfleger Ritter Ignaz von Kürsinger, Herr Buchhändler Duyle durch besonders viele Geschenke für alle Fächer des Museums, Herr Buchhändler Zaunrith und Herr Buchhändler Oberer, die Handelsherren Schwaiger und Mayr, Herr Hof-Apotheker Filz, die Handelsherren Gebrüder Spengler, Herr Joseph Kurz von Goldenstein, und Herr Franz Anton v. Braune, k.k. pensionirter Regierungs-Sekretär und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

B. und C. Eintheilung und Inhalt.

Dieses städtische Museum ist in zwei großen aneinander gereihten Lokalitäten in zwei Haupt-Abtheilungen getheilet.

Die erste enthält die aufgestellten Waffen, und bildet die Waffenkammer, die zweite das eigentliche Museum mit den Fächern für:

1. das Herbarium;
2. die Bibliothek;
3. die Mineralogie;
4. das Antiquarium, und
5. die Numismatik.

Sämmtliche Museums-Gegenstände sind entweder inländischen Fundes oder Abkommens. Fremdartige Artikel wurden und werden in dieser Sammlung gänzlich ausgeschlossen.

Bei dem Besuche dieser Anstalt gelangt man zuerst in die Waffenkammer, welche einen Flächenraum von 36 Fuß in der Länge und 36 Fuß in der Breite enthält.

Die darin aufgestellten Gegenstände sind mit möglichster Sorgfalt geordnet, und gewähren im Allgemeinen einen nicht unimposanten Anblick.

Die schöne Fahne der vormals königlich baierischen Nationalgarde mit der reich von Gold gestickten Inschrift:

MAXIMILIAN IOSEPH KOENIG von BAIERN
DER STADT SALZBURG

die beiden schwer von Gold gestickten Standarten der Erzbischöfe Schrattenbach und Colloredo, die Standarte der Erzbischöfe Max Gandolph und Khuenburg, und Paris und Lodron, die Fahne der Bürger-Garde unter der churfürstlich Ferdinandischen Regierung fallen besonders gefällig in die Augen.

Außer den mit den verschiedensten Waffen reichlich gezierten Wänden sieht man vier Haupt-Trophäen, aus salzburgischen Fahnen, Hellebarden, Morgensternen, Harnischen und Helmen aus der ältesten Zeit zusammengestellt. Eine Sturmdrischel, mit eisernen Ringen und Stiften beschlagen, aus den Zeiten des Bauernkrieges unter dem Cardinal-Erzbischofe Matthäus Lang von Wellenburg (1525) ist nicht zu übersehen.

Die Wachsbüste des salzburgischen Obersten und Rupertus-Ritters, Freiherrn von Prank, der bei dem Ausmarsche des Salzburger Bataillons 1793 an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde starb, ist für Salzburg von lokalem Werthe.

Mehrere türkische Gewehre, mit Elfenbein eingelegt, zieren den Umkreis der gothischen Eingangsthür in das eigentliche Museum; dann orientalische Schilde, Eroberungen der Salzburger Hülfs-Truppen, in den Feldzügen gegen die Pforte, und einst eine Zierde des nun schon lange zersplitterten Zeughauses in der Festung Hohensalzburg, wie auch türkische Roßschweife, wovon einer einem Pascha,

der bis in den Lungau streifte, abgenommen, und in die Kirche M. Plain geopfert wurde.

Gleichfalls aus der hohen Festung sind ein Paar Schenkelschienen eines Harnisches von seltener Größe, und eine Anzahl deutscher Schilde.

Besonders schön sind zwei 6½ Schuh lange Kanonen vom Jahre 1565 mit dem Wapen des Erzbischofs Khuen von Belasi; Doppelhaken von 7½ Schuh Länge, und Gewehre mit Luntenschlössern; sie stehen in großem Contraste mit den neuern Musqueten, deren über 200 am Fuße der Wände prangen.

Die am Plafond angebrachten vier aus Holz geschnitzten schönen Stadtwapen sind aus dem alten Rathszimmer des Magistrates, dessen schöner Tafelboden sich im Schlosse zu Laxenburg befindet.

Die Säule in der Mitte des Arsenals ist von hölzernen und weißbeinernen Pulverhörnern vom Jahre 1600 geziert, in deren Mitte zwei Partisanen mit dem erhabenen Wapen und Bildnisse des Erzbischofs Colloredo großen Beifall erhalten.

Ein abgebrochenes Schwert mit eisernem Korbe gehört ins Mittelalter hinauf, und wurde im vorigen Jahre in der Salzach gefunden. Ein Säbel mit der Reihenfolge der römischen Kaiser von Julius Cäsar mit deutscher Schrift gravirt, ein Geschenk des Herrn Abtes Albert zu St. Peter, dann ein Säbel mit erhobenen alten Schriftzügen, mit einem Kalender überschrieben, ein Geschenk des Herrn Bürgermeisters Lergetporer, so auch zwei Dolche, wovon sich der eine durch die schöne uralte Silberverzierung seines eisernen Griffes, und der andere durch seine vielseitigen scharfen Kanten und Wiederhaken zu unheilbaren Verwundungen auszeichnet.

Aus dem einst reichen, nun gänzlich zersplitterten Zeughause der Festung Salzburg findet sich hier gerettet eine sehr schöne mit Elfenbein eingelegte türkische Doppelpistole mit zwei Radschlössern vor.

Eine dem Salzburger nicht angenehme Erinnerung gewähren die in einer kleinen Pyramide aufgestellten Kanonenkugeln, gesammelt auf den Walserfeldern (eine halbe Stunde von Salzburg) nach dem Treffen im Jahre 1800, wo noch im vorigen Jahre ein auch hier befindliches französisches Schwert ausgegraben wurde.

Eine Lanze mit 17 Schuh langem Schafte von einem jungen Eichenstamme, wahrscheinlich noch aus der Festung, dürfte gleichfalls nicht ohne Interesse seyn; eben so die vielen alten eichenen mit eisernen Spitzen beschlagenen Pfeile, die aus verschiedenen Schlössern des salzburgischen Gebirgslandes gesammelt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

## Die slawischen gelehrten Gesellschaften.

(Schluß.)

### II. In Polen.

1. Die k. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (towarzystwo królewskie przyjaciół nauk), welche in Warschau 1801 gestiftet, vom Kaiser Alexander dem I. im Jahre 1815 bestätiget wurde, ließ die Früchte ihres Strebens in der Zeitschrift: »Handbücher der Gesellschaft der Freunde von Wissenschaften« (Roczniki towarzystwa królewskiego przyjaciół nauk) bis 1824 erscheinen.

2. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Krakau (towarzystwo naukowe z universitetem krakowskim polaczone) 1815 gebildet, und mit der Krakauer Universität vereinigt, gibt die Zeitschrift: »Handbücher der Gesellschaft der Wissenschaft« (Roczniki towarzystwa naukowe) bis 1824 in 9 Bänden heraus.

3. Die k. Gesellschaft des Ackerbaues in Warschau (towarzystwo król. rolnicze warszawskie) beschäftiget sich mit dem Journal: »Tagebuch der k. Gesellschaft des Ackerbaues« (Dziennik towarzystwa król. rolnicze warszawskie).

### III. In Böhmen und Ungarn.

1. Die Gesellschaft der Wissenschaften in Prag wurde unter Maria Theresia nach Born's Vorschlag als ein selbstständiges Institut für vaterländische Geschichte und Naturwissenschaft gegründet, und von Joseph dem II. zum legitimen Verein der Wissenschaften erhoben. Wenn dieser auch mehr eine allgemeine wissenschaftliche Tendenz, als eine nationale hat, so ist doch durch ausgezeichnete Leistungen einzelner Glieder desselben das Gebiet der slawischen, besonders aber der böhmischen Geschichte und Literatur sehr bereichert worden.

2. Das böhmische National-Museum vom Jahre 1818 berücksichtiget jeden wahren Fortschritt in vaterländischer Wissenschaft und Geistes-Cultur, so wie jedes Merkwürdige, das Natur, menschliche Betriebsamkeit und Industrie in Böhmen erzeugt, zum allgemeinen Nutzen, und zum Gedeihen der Cultur, der Wissenschaft, der Künste, und der Vaterlandskunde. Es erscheint durch dasselbe eine slawisch-tschechische Zeitschrift von großer Wichtigkeit.

3. Das Institut der tschechisch-slowakischen Sprache und Literatur in Preßburg (Institut reci a literatury cesko-slowenske), verbunden mit einer tschechisch-slowakischen Lehranstalt, ebendaselbst wurde 1803 eingeführt, mußte aber nach einem Jahrzehent sich auflösen.

4. Der Verein für slowakische Literatur, von den Herrn Lowitsch und Tablitsch um das Jahr 1812 gestiftet. L. H.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

29. Mittwoch, den 12. April 1837.

## Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Schluß.)

Mit Celtis Tode, der am 3. Februar 1508 erfolgte, ward Cuspinian Präses der Gesellschaft und dessen Haus zum weißen Rössel in der Singerstraße der Versammlungsort. Noch jetzt befindet sich im Hofe daselbst der Denkstein, welchen Cuspinian im Jahre 1510 zum ewigen Andenken der zwölf vorzüglichsten Mitglieder[1] hat setzen lassen, und daraus lernen wir wieder einige neue Namen kennen, die hier einer kurzen Erläuterung bedürfen.

Gabriel Eubolius, von Laufen in Schwaben, wo sein deutscher Name: »Gutrater,« noch häufig vorkommt. Er studierte zu Wien Philosophie und wurde 1487 Magister derselben. Hierauf verlegte er sich auf das Studium der Rechte, wurde Professor, und 1500 Rektor Magnifikus. Später nahm er die Stelle eines Syndikus der Stadt Wien an, erscheint 1522 als Bürgermeister, und starb nach Lazius 1527. Cuspinian, mit dem er in sehr innigen Freundschaftsverhältnissen stand, nannte ihn gewöhnlich seinen geliebten Pylades, und schätzte dessen antiquarische Kenntnisse ungemein hoch.

Wilhelm Polymnius, eigentlich Puelinger, war von Würting in Oesterreich ob der Ens gebürtig. Er wurde 1491 Magister der Philosophie, hierauf Vorsteher der Burse »Haydenhaym,« und scheint Anfangs den Vorsatz gehabt zu haben, dem geistlichen Stand sich zu widmen. Wenigstens studierte er Theologie, und trug auch 1492 die öffentliche Rede vor, welche alljährig von der theologischen Fakultät an Marien's Himmelfahrtstage gehalten wurde. Doch änderte er bald seine Gesinnung, verlegte sich auf die Arzeneiwissenschaft, und erhielt daraus die Doktorswürde. Neunmal war er Dekan seiner Fakultät, zweimal Prokurator der rheinischen Nation, und im Jahre 1502 Rektor Magnifikus. Er stand seiner medicinischen und theologischen Kenntnisse wegen im großen Ansehen. Ein Beleg für erstere ist die Berufung nach Wels bei Maximilian's Tode, und das Vertrauen in die letzteren zeigte sich 1520, als sich zwischen dem Rektor der Universität und der theologischen Fakultät über das Inquisitionsrecht Zwistigkeiten erhoben. Auch wurde er 1527 bei der gerichtlichen Untersuchung wider einen Bürger Wiens, welcher der Ketzerei beschuldigt worden, zum Beisitzer ernannt. Er starb 1534. Johann Entzianer, damals Dekan der medicinischen Fakultät, schrieb bei dieser Gelegenheit in die Jahrbücher: »Zu Ende dieses Theils des Jahres meines Dekanates (endigte sich gewöhnlich am 14. April) bezahlte die Schuld der Natur der berühmte Mann Doctor Wilhelm Puelinger von Wirsing, dessen Seele dem allmächtigen Gott angenehm seye. Denn er ware ein gerechter, aufrichtiger Mann, nicht allein höchst gelehrt und berühmt in der Kunst zu heylen, sondern auch ein guter Ausleger der heiligen Schrift, in der Geschichte vernünftig, und in der lateinischen Sprache beredt; in den Räthen eine Stütze der Universität und Fakultät. Er hat gelebt vier und Siebenzig Jahr. Bei seinen Mitteln ware er eingehalten und gesparsam: hat auch seine Güter nicht in die Luft zerstreuet, damit er einen Reisepfenning hätte in seinem Alter.« Die Bibliothek zu Klosterneuburg besitzt von ihm ein medicinisches Werk in Handschrift.

Johann Purgrius (Burger) von Eggenburg in Oesterreich, studierte in Wien, wurde 1488 Magister der Philosophie und hierauf öffentlicher Lehrer derselben. In dem Verzeichnisse der Universitäts-Rektoren kommt er

[1] 1. Pierius Graccus. 2. Jo. Cuspinianus. 3. Jo. Stabius. 4. Conrad Celtis. 5. Theodor Ulsenius. 6. Andreas Stiborius. 7. Gabriel Eubolius. 8. Wilhelm Polymnius. 9. Jo. Purgrius. 10. Ladislaus Suntheim. 11. Stephan Rosinus. 12. Heinrich Eutikus.

zweimal vor, 1495 und 1496; mehr ist von ihm nicht bekannt.

Stephan Rosinus, von Augsburg, studierte zu Krakau, erlangte die philosophische Magisterwürde, und ließ sich 1501 der Wiener-Fakultät einverleiben. Er hieß eigentlich „Rößlein," wurde Professor der Philosophie, Baccalaureus der Theologie, und endlich auch Lizentiat der Rechte. Kaiser Maximilian machte ihn zu seinem Hofkaplan, worauf er Domherr zu Trient, Passau und Wien geworden, und einige Zeit auch des Kaisers Geschäfte am römischen Hofe leitete. Unter seinen Freunden erscheinen Peter Bembus, Friedrich Nausea, Johann Reuchlin; und Jakob Spiegel weiß ihn nicht genug zu rühmen. Er lebte sicher noch am 12. April 1534, doch scheint er nicht in Wien gestorben zu seyn. Im Jahre 1528 hatte er das hiesige Kanonikat aufgegeben, und es ist zu vermuthen, daß er sein Leben im hohen Alter beim Bischofe zu Passau, Wolfgang von Salm, geendet habe. Wenigstens singt Sebastian Solidus in seinen Necrophilis von ihm:

Sed tulit hoc tellus Musarum Boiara lumen,
Hic ubi Danubij jungitur Oenus aquis.

Franz Irenikus zählt ihn unter die berühmtesten, lateinischen Dichter Deutschlands, Tannstetter unter die ersten Mathematiker Wien's. Wir kennen indessen nur kleinere Gedichte, und, außer einem deutschen Prognosticon, noch die „Tabula declinationum stellarum fixarum" von ihm.

Heinrich Euticus, war in Nürnberg geboren, wie aus dem Gedichte hervorgeht, das er auf Celtis Panegyrikus verfaßt hat. Dieser ehrte ihn ebenfalls mit einer Ode, aus welcher wir ersehen, daß Euticus Arzt, und der Stadt Frankfurt Physikus gewesen. Trithemius führt viele Gedichte und auch einige medicinische Werke von ihm an.

Mit diesen eben genannten Mitgliedern der Gesellschaft müssen wir denn auch die ganze Reihe derselben beschließen; es bleibt indessen mehr als wahrscheinlich, daß die Anzahl viel bedeutender gewesen. Ueberhaupt beginnen jetzt die Angaben zur äußeren Geschichte immer seltner zu werden, und wenn uns nicht von Zeit zu Zeit einzelne Werke an den Fortbestand erinnerten, würden wir wohl genöthigt seyn, mit so vielen Andern bereits die Zeit des gänzlichen Verfalles anzunehmen. Cuspinian, bald zu wichtigen Staatsgeschäften verwendet, und häufig als Gesandter der Kaisers abwesend, konnte wohl für die Zukunft den Mittelpunkt nicht mehr bilden; es scheint, daß der berühmte Mathematiker, Georg Tannstetter, die Stelle desselben übernommen. Unstreitig aber hat Cuspinian immerfort den wärmsten Antheil genommen; davon geben nicht nur viele seiner Briefe, sondern auch mehrere seiner Schriften Zeugniß; und daß die Gesellschaft fortbestanden, erfahren wir zugleich aus den Unterstützungen, welche Maximilian den Mitgliedern ohne Unterbrechung zufließen ließ. Fallen denn nicht gerade in diese Zeit die erfolgreichsten Reisen der Geographen und Historiker, und haben vor dem Tode Maximilians die Leistungen der Mathematiker nachgelassen? Daß Ursinus Velius von einer Sodalitas *Collimitiana* [1] spricht, beweist keineswegs eine besondere Gesellschaft, sondern nach unserer Ansicht, die sich jedenfalls mit nicht wenigen Gründen unterstützen läßt, bloß eine willkührliche Benennung nach dem — Vorsteher, was eben dem Dichter nicht hoch anzurechnen ist, der in dessen Hause die herrlichen Männer Alle getroffen hat, nach deren Bekanntschaft er so großes Verlangen getragen. Velius ist entzückt und begeistert über das gemeinschaftliche Wirken derselben, und die Stunden, die er in ihrer Nähe zugebracht, gehören zu den schönsten seines Lebens! Auch Bartholinus in seinem Odeporicon Austriacum 1515 spricht davon, und wir ersehen daraus, daß Cuspinian noch immer mit der alten Liebe daran gehangen. Erst nach Maximilian's Tode verschwinden die Nachrichten gänzlich, und die Ursachen des Verfalles und der Auflösung fallen wohl mit jenen zusammen, welche damals im Allgemeinen dem literarischen Fortschritte in Wien hemmend und zerstörend entgegentraten. Die Bewegungen, die von Wittenberg ausgingen, und später die Gefahren und Bedrängnisse der Türkenstürme ließen an keine Wiederherstellung denken; was in den Tagen der Regentschaft untergegangen war, blieb es auch. — Das schöne Institut, das Collegium Poetarum et Mathematicorum, ward mit der Universität vereinigt, und gerieth mit dieser in alle die Verhältnisse, die ein endloses Schwanken herbeiführten, und nicht mehr, wie vordem, zu einer bestimmten Richtung kommen ließen. Indessen hielten die Wirkungen beinahe noch zwei Decennien an: der Geist,

---

1 Georg Collimitius (Tannstetter) war eben so berühmt als Mathematiker, wie als Arzt. Im Jahre 1482 zu Rain am Lech geboren, kam er wahrscheinlich 1510 nach Wien, denn 1511 gab er hier schon »Procli Diadochi Sphaera« heraus. Er ward hierauf Professor der Mathematik, K. Maximilian's Rath, und Leibarzt bei den Kindern Ferdinand's I. Seine zahlreichen Schriften hat Denis verzeichnet. Er starb am 26. März 1535, in einem Alter von 53 Jahren, wie seine Grabschrift auf dem Neustädterkirchhof außer Innsbruck bezeugt.

welcher von der Gesellschaft angeregt und befruchtet worden war, lebte fort in mehr oder minder kräftigen Schwingungen, bis endlich auch diese stille standen inmitten des Kampfes, der die Zeit durch und durch ergriffen hatte. So ging selbst die Erinnerung zu Grabe, denn die Beziehung der schönen Werke, welche von den einzelnen Mitgliedern hinterlassen worden waren, gerieth in Vergessenheit. Wir haben sie wieder herzustellen versucht; die herrlichen Leistungen erregten unsere Bewunderung, aber auch das Gefühl der bittersten Wehmuth, daß eine Anstalt erloschen, der wir sie verdanken, und die, wenn sie fortbestanden und zeitgemäß sich entwickelt hätte, für Wissenschaft und Kunst in Oesterreich von unberechenbaren Folgen gewesen wäre. K.

---

Ueber
die Entstehung, Eintheilung und den Inhalt
des
städtischen Museums zu Salzburg.
(Oktober 1836)
(Fortsetzung.)

Aus dieser Waffenkammer gelangt man durch eine gothische Thür in die

II. Abtheilung,
das eigentliche Museum.

1. Herbarium.

Dieses macht sich zur Aufgabe:

a. Die Sammlung aller salzburgischen wildwachsenden Baum-, Gesträuch-, Ranken- und Zwerg- oder Erdholzarten, mit der auch ein Forst-Herbarium von Blättern und Blüthen-Zweigen, wie auch von Winter- und Knospen-Zweigen, dann eine forstkarpologische Sammlung von allen Früchten und Samen der Forstgewächse verbunden wird.

b. Ein allgemeines salzburgisches Herbarium nach den 24 Classen Linées, dann:

c. eine Sammlung von allen bis jetzt bekannt gewordenen salzburgischen Land- und Wasser-Conchylien. Zu a und c hat bereits Hr. v. Braune, k.k. pensionirter Regierungs-Sekretär, ansehnliche Beiträge geliefert und zu b der k.k. Regierungsrath und Kreishauptmann, Hr. Albert Graf von Montecuccoli, eine vollständige Sammlung, durch alle 24 Classen nach Linée geordnet und beschrieben, zum Geschenke gemacht.

II. Literatur.

Diese kleine vaterländische Bibliothek enthält schon über 500 Bände theologischer, juridischer, medicinischer, historischer und geographischer Werke größerer und kleinerer Art, unter denen besonders Hundins, Metzger, Dücker, Kleinmayrn, Zauner, Hübner, Vierthaler, Hartenkeil und Moll zu nennen sind. Schade, daß rücksichtlich der salzburgischen Emigration nicht mehr vorhanden ist, außer Caspari und Johann Jakob Mosers, herzoglich Würtembergischen Regierungsrathes und Professors Juris zu Tübingen, Emigrations Acta, dann eine bildliche Darstellung der salzburgischen Emigration nebst einer abgedruckten Vollmacht des Königs von Preußen an seinen Gesandten Plotho zur Erhebung des Vermögens der Emigrirten. Unter den Manuskripten und Bildern ist vor allen das Hauptbuch der Bruderschaft des heiligen Kreuzes in Salzburg vom Jahre 1635 ausgezeichnet. Es enthält ohne die Papier-Gemälde dreißig Miniatur- und Pergament-Gemälde mit den eigenhändigen Unterschriften vieler Erzbischöfe, Bischöfe und Domherrn und vieler vom hohen Adel.

Die vorzüglichsten darunter sind:

1. Der gekreuzigte Heiland zwischen den Schächern, mit eigenhändiger Unterschrift:

Maximilianus Gandolphus Archiepiscopus et Princeps Salisburgensis. 1685.

2. Der Gekreuzigte zwischen Maria und Johannes.

Iohann Ernestus Max. Archieps. et Prp. Salisb. 1688.

3. Schlacht und Einsturz der Brücke unter Constantin dem Großen mit dem in der Wolke erscheinenden Kreuze: „In hoc signo vinces.

Philippus Carolus Episcopus et Princeps Lavantinus Landgravius de Fürstenberg. 1709.

4. Der gekreuzigte Erlöser, unter ihm die Stadt Salzburg. Unterschrift:

Franciscus Ant. Archieps. et Princeps Salisburg. de Harrach. 1710.

5. Christus am Kreuze mit zwei Engelchen. Unterschrift:

Leopoldus Archiepiscopus. 1727.

III. Die Mineralien-Sammlung.

Diese enthält über zweitausend Exemplare inländi-

scher Fossilien aller Erd- und Steinarten, Salzarten, brennbarer Substanzen und Metalle.

Den ersten Grund zu dieser Sammlung legte Frau Landrichters-Witwe Prinzinger, durch die Schenkung der von ihrem seligen Herrn Gemahl hinterlassenen nahmhaften Anzahl der auserlesensten Stücke des Landes. Durch viele andere kleine Schenkungen erhob sich diese Sammlung auf den gegenwärtigen Stand, und es ist zu wünschen und zu hoffen, daß auch die Herren Bergbeamten im Gebirge zu dieser Sammlung ihr Schärflein beitragen werden.

### IV. Antiquitäten-Sammlung.

Darin dürften folgende Gegenstände die merkwürdigsten seyn:

1. Zwei Urnen von grauem Thon mit 40 Zoll in der Höhe und 33 Zoll im Durchmesser, die vielleicht zum Aufbewahren des Oeles dienten. (Aus der Residenz.)

2. Ein Glaskasten mit Schubladen, enthaltend die Abbildungen der eilf ausgegrabenen römischen Fußböden auf den Walserfeldern und deßgleichen bei Aigen, mit vielen hier ausgegrabenen römischen Münzen, einer römischen Lampe und andern Bruchstücken von Geschirren. Diese Abbildungen sind von Perlen-Mosaik auf Wachstafeln aufgesetzt, eine Arbeit des seligen Herrn Franz Schöpfer von Klarenbrunn, welche er in einem Alter von 60 Jahren geliefert hat.

3. Die Büste des Baumeisters des Salzburgischen Domes, Santinus Solari, von weißem Marmor; ein Geschenk des Herrn Landrathes Venzler.

4. Modell der hiesigen Domkirche von Papparbeit.

5. Zwei ausgegrabene Urnen aus dem Rosenegger Garten.

6. Die Wapen der Grafen v. Khuenburg aus Einem Stücke Holz geschnitzt, 5 Schuh hoch, 3 Schuh 8 Zoll breit.

7. Eine metallene Gluthpfanne mit der Jahreszahl 1580 und der durchbrochenen Inschrift:

»Allein auf Gott hoff und vertrau, auf Menschen Zusag gar nit bau.«

8. Eine sehr kleine, einen Zoll lange türkische Pistole mit Radschloß, schön vergoldet.

9. Der Legaten-Hut des Erzbischofes Leonhard Keutschach. Aus der St. Georgen-Capelle in der Festung Hohensalzburg.

10. Der Cardinalshut des Erzbischofes Matthäus Lang, ein Geschenk des Herrn Prälaten von St. Peter.

11. Von demselben Erzbischofe ein Pantoffel von einer Länge von 14½ Zoll und 5 Zoll Breite.

12. Drei salzburgische Kammerherrn-Schlüssel mit dem Wapen des Erzbischofes Hieronymus.

13. Ein aus Eichenholz geschnitzter Becher, 7 Zoll hoch und 4½ Zoll im Durchmesser, mit den Vorstellungen:

a. von Maria Verkündigung,

b. wie der Engel dem heil. Joseph im Traum erschien,

c. der Flucht nach Aegypten.

Geschenk eines Bürgers von Salzburg.

14. Ein sogenannter Landthädingstab der alten Pfleger zu Mittersill, ohne welchen diese einst so mächtigen Pfleger kein öffentliches Landrecht halten durften, und ohne den das Volk keiner landesherrlichen Verordnung Glauben schenkte. Geschenk des Hrn. Pflegers Ignaz Ritters v. Kürsinger.

15. Ein ganzes Fenster mit verschiedenen gemalten Glastafeln aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, sämmtlich die Geschichte des Landes betreffend.

16. Ein Globus vom Jahre 1544.

17. Ein Trinkglas mit dem heil. Augustin und der Jahreszahl 1596.

18. Ein Stück Schnitz-Arbeit aus Bein, enthaltend zwölf Reiter und zwei Kanonen, dann ein Zepter, in welchem aus Einem Stück Bein geschnitzt ein Rosenkranz mit Kreuzchen sich befindet.

Aus Berchtesgaden.

19. Ein sehr alter Rosenkranz mit würfelförmiger Messingfassung.

20. Ein großer runder Tisch, 5½ Schuh im Durchmesser von äußerst schöner Gyps-Mosaik mit dem Wapen Wolf Dietrich's vom Jahre 1600.

Dieß sind die vorzüglichsten, der Aufmerksamkeit und nähern Betrachtung würdigsten Gegenstände.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

30. Sonnabend, den 15. April 1837.


## Das k. k. Lustschloß Belvedere
### im Jahre 1725.

Das heutige Belvedere wurde bekanntlich von dem größten Helden seiner Zeit, dem Prinzen Eugen von Savoyen, angelegt, nach dessen Tode es an das allerhöchste Kaiserhaus überging. Bereits im Jahre 1693 wurden die Arbeiten begonnen; aber erst im Jahre 1724 kam das große Werk nach dem Plane des Hof-Architekten Johann Lukas von Hildebrand zu Stande[1]. Schon im darauffolgenden Jahre fand dieses herrliche Lustschloß einen Lobredner an dem Professor Augustin Hingerle, der es in lateinischen Versen ausführlich besang. Der vollständige Titel dieses Werkchens lautet: *Sedes Pacis Martis Austriaci* seu Palatium et Hortus Serenissimi Principis *Eugenii* Honori Illustrissimorum, Perillustrium, Reverendorum, Praenobilium, Nobilium, ac Eruditorum Dominorum AA. LL. et Philosophiae Baccalaureorum dum per R. P. *Augustinum Hingerle* e Soc. Jesu AA. LL. et Philosophiae Doctorem, ejusdemque Professorem Ordinarium Prima Philosophiae Laurea condecorarentur a Parnasso Viennensi dedicata. Anno reparatae Salutis MDCCXXV. Mense (Maji) Die (4.) Viennae Austriae, Typis Mariae Theresiae Voigtin, Universitatis Typogr. (8. 74 Seiten.) Dem Büchlein sind zwei Kupfertafeln beigefügt, welche die Hauptfaçaden des Pallastes gegen Süden und gegen Norden darstellen, und denen die beiden Prospekte in Küchelbeckers Beschreibung von Wien zu S. 487 und 789, mit J. G. Schmidt sc. bezeichnet, offenbar nachgestochen sind. — Der kurze Inhalt unsers Gedichtes (der von dem Verfasser selbst vor jedem Abschnitte summarisch angegeben wird) bestände etwa im Folgenden:

[1] Darstellung der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien. Wien 1832. 8. Bd. III, S. 193.

Pallas eilt dem nach Wien zurückkehrenden Helden entgegen, um ihm zu dem Siege bei Peterwardein und zur Eroberung von Temeswar Glück zu wünschen. Mit den Worten:

Vive decus nostrum — — spes una, salusque
Austriadum, Mavors Maxime! . . . .

reicht sie dem siegreichen Feldherrn die Hand, und bietet ihm ihre Hülfe zur Erbauung des neuen Friedenssitzes an. (§. I.) Während Eugen von Neuem zu Felde zieht, beginnt Pallas das versprochene Werk. Nymphen und Faunen verrichten die Arbeit; der Chor der Musen besorgt die Ausschmückung des Pallastes. (§. II.) Vulcan verfertiget die Thüren dazu aus dem Erz der eroberten Waffen; einige Halbgötter und Halbgöttinen, die dabei seiner spotten, werden in steinerne Ungeheuer verwandelt (§. III), und Collina, die Nymphe des Berges, sieht sich genöthigt, ihren krystallenen Schmuck als Beute zurückzulassen. Calliope ziert die Wände der Gemächer mit schönen Gemälden, die den Kriegsruhm Eugens verherrlichen, und die Religion errichtet im Hause ihre Capelle. (§. IV.) Dyctimna, die Najade, versieht den Garten mit Wasser. (§. V.) Flora bedeckt ihn mit duftenden Blumen (§. VI.) und errichtet ein herrliches Glashaus. (§. VII.) Diana's Gefolge, ein Chor fröhlicher Sänger, in Vögel verwandelt, wird vom Kriegsgotte hier in Käfige eingeschlossen gehalten (§. VIII); und auf ähnliche Weise eine andere Schaar von Diana's Begleitern in seltene Thiere verzaubert. Kurz Alles, was der Erdball Wunderbares darbietet, findet sich hier vereinigt:

Omnia, quae totum sunt rara, aut mira per orbem,
Hac in Magnifica sunt cumulata Domo.

Der Verfasser schließt sein Gedicht mit dem Wunsche:

Inclyte Mars multos (hanc) incole sanus in annos,
Nec tibi devictam despice, quaeso, chelym.

Interessanter für uns, als die zum Theile sehr schwülstigen Verse unsers Dichters, und die mit Allegorien und

mythologischen Tändeleien überhäuften Beschreibungen, sind die Anmerkungen, die sich hier und dort dem Werkchen eingeschaltet finden, und aus denen wir unsern Lesern Folgendes mittheilen:

Im Eingange (Pag. 7) schon bemerkt Hingerle, daß man in keinem Falle erwarten solle, auf einigen wenigen Blättern Alles Merkwürdige aufgezeichnet zu finden, zu dessen Beschreibung ganze Bände kaum hinreichen würden; er begnügt sich also damit, nur das Wichtigste herauszuheben. Vorerst bewundert er die eisernen Gitterthüren, deren künstliches Getriebe, aus verschlungenen Blumenkränzen und Sieges-Trophäen zusammengesetzt, viele Tausende gekostet hatte. Durch diese Pforten tritt man in einen weiten Hofraum, in dessen Mitte sich ein großer Teich befindet, dessen Ufer des Nachts mit Laternen erleuchtet werden; eine dreifache Reihe von Lindenbäumen zu beiden Seiten gewährt den erquickendsten Schatten. (Pag. 8.) Das Wasser zur Speisung jenes Teiches, so wie der übrigen Wasserwerke wird in bleiernen Röhren aus dem eine Meile entfernten St. Veit (unweit Maria-Brunn) hergeleitet. Im Umfange des Schlosses befinden sich außerdem noch ein großer Teich, zwei Cascaden, eilf große und zwölf kleinere Springbrunnen, und ein steinerner Canal, der die ganze Orangerie umschließt, und aus achtzehn Springquellen eine angenehme Kühlung verbreitet. (Pag. 31, 32.) Herrliche Statuen zieren die verschiedenen Wasserfälle und Bassins.

Im Pallaste selbst bemerkt man zuerst den großen Saal, dessen Boden mit Marmor, dessen Wände mit Gold überdeckt sind; Gemälde von den berühmtesten Meistern prangen al fresco an der Decke desselben. Zur rechten wie zur linken Seite befinden sich sieben Zimmer, mit den schönsten indischen und niederländischen Tapeten geschmückt; die vier Gemächer, an den vier Ecken des Gebäudes, sind in Gestalt von kleinen Thürmchen mit schimmernden Kuppeln bedeckt. Das eine ist mit inländischen Stoffen, das andere mit indischen Zeugen herrlich ausgestattet, und mit kostbarem Getäfel versehen. Spiegel bedecken die Wände des dritten und im vierten befindet sich die Haus-Capelle, ganz mit Marmor bekleidet, und reich an Vergoldung. Das Altarblatt ist eine Auferstehung Christi, von Künstlerhand verfertigt.

Unweit davon ist das Schlafgemach des Prinzen (retirade) mit golddurchwirkten Tapeten geschmückt. Die Schildereien an den Wänden stellen die Siegesthaten des Helden vor; auch fehlt es nicht an einer Bibliothek. In allen Gemächern sind die Kamine mit kostbarem Schnitzwerk versehen. Tische aus afrikanischem Marmor und Florentiner Mosaik, prachtvolle Spiegel, schimmerndes Geräthe begegnen überall dem Blicke des Bewunderers. Auch das geräumige Erdgeschoß, das im Sommer einen kühlen Zufluchtsort darbietet, ist auf das Geschmackvollste verziert. (Pag. 9, 10.)

Das untere Gebäude steht dem oberen zwar wohl an Größe, doch nicht an Pracht und an Kunstschätzen nach. Außer den Gemächern des Prinzen sind hier noch mehrere Stuben zur Aufnahme von Gästen bereitet; Statuen (aus weißem ägyptischen Marmor) und kostbare Gemälde schmücken die Säle.

Auch der große Garten zwischen den beiden Pallästen ist mit verschiedenen Statuen und Büsten besetzt, die theils Götter und Halbgötter, theils Ungeheuer und Najaden vorstellen. Die Bäume sind äußerst künstlich in Kegel- und Pyramidenform zugeschnitten; die schönen Rasenplätze (Parterre Gasonage) mit eben so seltsam gestalteten Buchsbaum-Hecken eingefaßt. Schattige Alleen und kleine Gehölze schützen vor der Hitze der Sonnenstrahlen; auch ein reich bepflanzter Obstgarten ist hier nicht vergessen. (Pag. 37—39.) Ein Inbegriff aller Annehmlichkeiten ist das Paradies-Gärtlein (hortus Coronarius) an der rechten Seite des großen Gartens. Dort befindet sich eine Orangerie und ein mit den seltensten Pflanzen besetztes Glashaus, dessen bewegliche Wände im Sommer entfernt werden. Sieben Gartenhäuschen grün bemalt, mit vergoldeten Dächern, erheben sich ringsum. In einem großen Vogelhause werden die seltensten Singvögel verwahrt. (Pag. 47—50.) Eben so merkwürdig ist die Menagerie; man findet dort Strauße und Casuare, mexikanische Vögel, Perlhühner, indianische Adler u. s. w., dann indianische Hirsche, türkische Schafe, Steinböcke, sardinische Lämmer ohne Wolle (Moguli), weiße Damhirsche, einen indianischen Wolf, einen Tieger, mehrere Bisamkatzen, ein Stachelschwein, einen indianischen Affen (den unser Verfasser Marcullus nennt) u. s. w.[1] (Pag. 60 und 61.)

Am Schlusse (Pag. 65—71) fügt unser Verfasser einen ausführlichen alphabetischen Katalog aller exotischen Pflanzen bei, die in den verschiedenen Glashäusern

1 Eine ausführlichere Beschreibung der Menagerie findet sich bei Küchelbecker a. a. O. Seite 789—791.

des Gartens gezogen werden, darunter 22 Species der Aloe, der Ambrabaum und die Ananas, Cappern, Caßia, der nur bei Nacht blühende Cereus, Cedern und Cypressen, Palmen- und Sensitiv-Pflanzen, die bei der Berührung ihre Blätter schließen, Tulpenbäume u. s. w.

Dieß war die ursprüngliche Gestalt unsers heutigen Belvederes, dessen prachtvolle Säle gegenwärtig der Aufbewahrung unserer ausgezeichnetsten Kunstschätze mit wahrhaft kaiserlicher Munificenz gewidmet sind.

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

Ueber
die Entstehung, Eintheilung und den Inhalt
des
## städtischen Museums zu Salzburg.

(Oktober 1836)

(Fortsetzung.)

### V. Numismatik.

Auch diese beschränkt sich nur auf die vaterländische, nämlich salzburgische Münzstätte. Hiermit wurde erst im October 1835 begonnen.

Obgleich schon dem Erzbischofe Hartwik (991—1023) am 25. Mai 996 vom K. Otto III. das Zoll- und Münzrecht verliehen, und im Jahre 1190 vom Kaiser Heinrich VI. dem Erzbischofe Adalbert III. (von 1168—1200) die Urkunde ertheilt wurde, daß Niemand außer die eigenen Münzer des Erzbischofes salzburgische Münzen schlagen soll, auch in spätern Urkunden und Käufen ziemlich bedeutende Summen von Pfunden Pfenningen erscheinen, so wurde es dem fleißigen und wohl unterrichteten Herrn Julius Schilling bisher nicht möglich, Spuren dieser, vor dem Anfange des XIV. Jahrhunderts geprägten Münzen aufzufinden[1].

Es wurden aber, muß Mittheiler dieser Zeilen bemerken, wenn vielleicht auch nicht gerade zu Salzburg, doch zu Friesach, dem Hauptorte der weitläufigen Besitzungen in Kärnthen, unter dem großen Erzbischofe Eberhard II. (1200—1246), dem Gründer der Bisthümer Chiemsee (1215), Seckau (1219) und Lavant (1221) und späteren Fürsten Solidi geprägt, die nicht selten besonders in Inner-Oesterreich gefunden werden (vergl. Appel, Bd. I. S. 432—436), wie auch die sogenannten Schinderlinge vom Erzbischofe Sigmund I. (1452—1461).

Ein prachtvolles Goldstück zu vier Ducaten vom Erzbischofe Pelegrin II. von Puechheim (1365—1396) befindet sich im k. k. Münz-Cabinette zu Wien, und ist in Monnoies en or, Vienne 1759, pag. 21 abgebildet.

Eine interessante Frage für einen Geschichtsforscher Salzburgs wäre die, ob nicht auch zu Salzburg selbst wie zu Friesach, oder gar ursprünglich nur in Salzburg geprägt wurde, wenn sie nicht schon gelöset ist?

Das Museum besitzt bisher keine Münzen aus der Zeit vor dem, auch um den salzburgischen Bergbau hochverdienten Erzbischof Leonhard Keutschach (von 1495 bis 1519).

1. Von demselben besitzt die kleine Sammlung:

1. Gulden-Klippe mit dem Brustbilde, vom J. 1513; 1/3 Thaler, rund, mit dem Brustbilde, mit der Jahreszahl 1513; 1/4 Thaler-Klippe, vom Jahre 1513; vier Stücke Batzen von 1500, 1511, 1513 und 1519.

2. Von Matthäus Lang von Wellenburg (von 1519—1540):

Nur ein Gulden mit dessen Brustbilde vom Jahre MDXXII.

3. Vom Erzbischofe Ernst, Herzoge von Bayern (von 1540, resign. 1554), ist leider, wie von dessen Nachfolger,

4. Michael von Küenburg (1554—1560) noch kein Stück vorhanden.

5. Von Johann Jakob Khuen von Belasi (1560—1586) liegt ein 30 Kreuzerstück von 1576, ein 10 Kreuzerstück von 1577, und ein Heller von 1581 vor.

6. Von Georg von Küenburg (vom 4. Mai 1586, † schon den 25. Jänner 1587) eine Gulden-Klippe.

7. Von Wolf Dietrich von Raitenau (von 1587, resignirt 1612), eine dreifache, zweifache und einfache, eine halbe und 1/4 Thurmthaler-Klippe, dann 1/4 Ducaten vom Jahre 1610, der nur auf einer Seite geprägt ist, nebst mehreren Scheidemünzen.

8. Von Markus Sittikus, Grafen von Hohenems (von 1612 1619) ein Thaler mit dessen Wapen und dem heil. Rupert, 1/3 Thaler-Klippe, 1/2 Ducaten-Klippe und mehrere Scheidemünzen.

1 S. Salzburger Zeitung, Amts- und Intelligenzblatt 1832, Stück 90, S. 1160 ff.

9. Von Paris, Grafen von Lodron (von 1619 —1653) ein Thaler, ½ und ¼ Thaler-Klippe, die Denkmünze auf die Einweihung der Domkirche, nebst kleinern Scheidemünzen.

10. Sehr sparsam spendet Guidobald Graf von Thun (von 1654—1668) seine Münzen. Die kleine Sammlung besitzt nur einen Thaler vom Jahre 1666, ⅙ und ⅑ Thaler-Klippe, und ¼ Ducaten von 1662.

11. Häufiger gab sie wieder Max. Gandolph Graf von Küenburg vom Jahre 1668—1687, wovon mehrere Stücke vorhanden sind.

12. Johann Ernest Graf von Thun (1687—1709) scheint mit ihm zu wetteifern; denn außer Hieronymus Colloredo coursiren wohl am meisten von Max Gandolph und Johann Ernest; auch die seltene Silbermünze auf des römischen Königs Joseph I. Durchreise durch Salzburg vom 9. Februar 1699 findet sich vor.

13. Von Franz Anton, Grafen Harrach (1709— —1727) sind die meisten Münzen schon da, aber noch keine der zwei seltenen Wahl-Medaillen.

14. Von Leopold Grafen von Firmian (1727—1744) besitzt die Sammlung nur einen Thaler mit dem Brustbilde, ¼ Thaler mit dem heil. Rupert, ¼ Ducaten von 1740 und einige Scheidemünzen.

15. Selten finden sich selbst in Salzburg die Münzen des Erzbischofes Jakob Ernest, Grafen von Liechtenstein (1745—1747) vor. Hier sah ich nur einen Thaler mit dem heil. Rupert, und zwei kleine Scheidemünzen.

16. Von Andreas Jakob, Grafen von Dietrichstein (1747—1753) liegt nur ein Thaler mit etlichen Scheidemünzen vor.

17. Von Sigmund III., Grafen von Schrattenbach (1753, 5. April, bis 1771, 16. December) fand ich daselbst (Goldmünzen ausgenommen) bis auf seine große Wahl-Medaille und die große Denkmünze auf die Durchbrechung des Neuthores vom Jahre 1767, dann jene mit dem Gepräge der Stadt Salzburg und die Medaille auf Salzburgs Universität fast alle vor.

18. Von Salzburgs letztem reichsunmittelbaren Erzbischofe Hieronymus, Grafen von Colloredo zu Walsee und Mels (erwählt am 14. März 1772, resignirt 1803, † 1812) ist fast alles vorhanden, außer dessen seltenem Löwenthaler, welcher zugleich das gelungenste Porträt des Erzbischofes enthält, und seiner Wahlthaler-Medaille.

Von dem Churfürsten Erzherzog Ferdinand, der das durch den Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation vom 25. Februar 1803 für das Großherzogthum Toskana erhaltene Land im Preßburger Frieden 1805, 26. December, gegen Würzburg an Oesterreich vertauschen mußte, sind schon die meisten Münzen vorhanden; nur die schöne Medaille auf dessen Besitznahme des Landes ist noch ein Gegenstand des künftigen Glückes für die Sammlung.

Wie vordem Kaiser Franz II. (I.) auf seinen Münzen den Titel eines Großherzoges von Toscana (M.agnus D.ux HET.ruriae) führte, so nahm er auch auf dem neuen Stämpel vom Jahre 1804 bis 1806 mit dem gekrönten Doppeladler im Herzschilde den Titel D.ux SAL.isburgensis an, wie auf denen der folgenden vier Jahre bis einschließlich 1810 D.ux LO.tharingiae SAL.isburgensis WIRC.eburgensis. Mit dem Jahre 1811 verschwindet der Name Salzburg ganz aus dem numismatischen Gebiete. Daher sind wohl mit vollem Rechte auch diese Stücke in die Sammlung aufzunehmen. Bayern schloß die salzburgische Münzstätte 1810.

(Schluß folgt.)

---

### Aus dem
## Tagebuch des Andreas Ochs v. Sonnau.

1605.

Den 29. November ist hörmann Christoph Roswurmb, gewester Kayserlicher Feldtmarschalch zu Prag in der Alten Statt am Rathauß, als er drey tag zu vor Sich in ain Franciscaner Mönchs Kutten einklaiden lassen, decoliert vnd bey Innen auch begraben worden. Regnante Rudolpho II. Rom. Imp.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

31. Mittwoch, den 19. April 1837.

## Die Kontinental-Sperre
### unter den alten Venetianern.

Die alten Venetianer trieben sich nach Cassiodor's Zeugniß, welcher Alles selbst sah, bereits im sechsten Jahrhundert nach Chr. auf den italienischen Flüssen und Meeren als Kaufleute und Spediteurs en gros herum. Schon unter der Römer-Herrschaft strebten sie kräftig zum Principate der Schifffahrt und des Handels hinan. Die Lagunen waren bewohnt und blühend lange vor der Völkerwanderung, und es gehört unter die geschichtlichen Fabeln, wenn man meint, daß ärmliche Fischerhütten, im 4ten Jahrhunderte auf den Lagunen-Inseln aufgeschlagen, der Grundstein des heutigen Venedig's gewesen. Allerdings trugen die späteren Ereignisse zur glanzvollen Entwickelung der venetianischen Republik ungemein viel bei. Nach dem 6ten Jahrhunderte z. B. plünderten Griechen und Longobarden Italien in die Weite. Alles, was sich in die Lagunen flüchten konnte, suchte dort Schutz und Sicherheit vor den Gräueln des Festlandes. Mit der Bevölkerung wuchs der Wohlstand; Betriebsamkeit, Schifffahrt und Handel breiteten sich immer mehr aus. Die Lagune wurde das Band zwischen dem Morgen- und dem Abendlande; hier war der Punkt, wo die Gesittung der Barbarei, — der Reichthum dem Mangel, — wo der Franke, Teutone, Longobarde und Italiener dem Bulgaren, Dalmatiner, Istrianer, Serben, Griechen und Orientalen die Hand boten. Die Lagunenbewohner waren ihre Faktoren, ihre Zwischenhändler. Unabläßig durchkreuzten sie Flüsse und Meere, um dem Einen, was Nothdurft, — dem Andern, was Luxus erheischte, in Masse zuzuführen. Künste und Manufacturen blühten immer üppiger auf unter ihnen.

So roh und einfach ein Volk auf der niedrigsten Stufe der Cultur auch seyn mag: des Salzes, des Brotes, des Eisens kann es nicht entbehren. Seit undenklicher Zeit war die Anlage von Salinen ein Hauptaugenmerk der Venetianer. Die Lagunen enthielten deren unzählige, auch an Punkten, wo bedeutende Schwierigkeiten zu besiegen waren. Man betrachtete jene Salinen wie eine Art von Weltwunder. Nebst dem eigenen Erzeugnisse führten die Venezianer auch überseeisches Salz in Menge ein und versahen damit ausschließlich alle zwischen den Alpen und Apenninen, an den Ufern des Isonzo, Tagliamento, Lemene, Livenza, Piave, Sile, Brenta, Bachiglione, Etsch, Po, Mincio, Oglio, Adda, Parma, Panaro u. s. f. hausenden Völkerschaften. Den Salztransport betrieben sie auf großen bewaffneten Barken. Carl der Große erneuerte im Jahre 775 mehrere, von longobardischen Königen erlassene Handelssatzungen, und gestand den Venetianern sehr ausgedehnte Vorrechte und Begünstigungen zu, kraft welcher sie längs den schiffbaren Flüssen zahlreiche Häfen, Märkte, Waaren-Niederlagen, Kaufhöfe u. dgl. errichteten. Von jener Zeit datiren an dem jetzt wüsten Lagunen-Saume die ehemals reichen Stapelplätze und Hauptmärkte von Oriago, Mestre, Campalto, Musestre, Porto Buffoledo, Porto Gruaro 2c., woher die auf dem Festlande zerstreuten Völkerstämme ihre Bedürfnisse holten.

So wußten sich die Venetianer ihre Nachbarn bald zinsbar, und dergestalt abhängig zu machen, daß ihnen die Herzoge, Grafen, Bischöfe u. s. w. nicht nur in vorbenannten privilegirten Häfen und Marktplätzen, sondern auch in den übrigen Städten ihrer Gebiete zollfreie Einfuhr und freien Verschleiß einer gewissen Waarenmenge, selbst den Pacht des gesammten Zollwesens einräumen mußten. Sie unterhielten deßhalb an jenen Punkten eigene Gastaldi ducali, herzogliche Vögte. Entstanden Mißhelligkeiten mit den Grundherren, so schlossen die Venetianer ihre Kaufhäuser, blokirten die Häfen und Flußmündungen und schnitten jede Zufuhr ab. Der Bevölkerung wurden so harte Entbehrungen auferlegt, daß sie bald in Gährung ge-

rieth; die Grundherren waren eben so bald zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens und des freien Verkehres, oft mit bedeutenden Opfern und unter mancherlei Erniedrigungen, bereitwillig gemacht.

So z. B. sah Wintker, Markgraf von Istrien, mit scheelem Auge, wie Capodistria und vielleicht noch manche andere Küstenstadt mit den Venetianern in sehr enge Verbindung traten. Er beschloß dafür Rache zu üben. Er begann mit der Confiscirung aller Güter, welche die Venetianer Dogen, der Patriarch von Grado, die Bischöfe von Olivolo und Torricello, seit undenklichen Zeiten in Istrien besaßen. Er erklärte alle Schuldforderungen der Venetianer für null und nichtig, plünderte venetianische Kauffahrer und ließ sogar mehrere ihrer Seeleute ermorden. Darob gerieth der Doge Pietro Candiano II. in gerechte Entrüstung. Wintker mußte gezüchtigt und gedemüthigt werden, aber ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen. Istrien wurde alsobald mit dem Sperrbanne belegt, d. h. kein Venetianer durfte hinein und kein Istrianer heraus. Bald trieb die Noth den Marchese zum Kreuze. Der Mangel der wichtigsten Lebensbedürfnisse zwang ihn selbst nach Venedig zu gehen und fast fußfällige Abbitte zu leisten. Dandolo's Chronik und der Trevisaner Codex enthalten den Vertrag, welchen Wintker im Dogen-Pallaste zu Rialto, im siebenten Jahre der Regierung des italienischen Königs Hugo, gemeinschaftlich mit den ersten Ständen der Istrianer Mark unterfertigte, d. h. mit einem Kreuze bezeichnete, weil er nicht schreiben konnte.

Aehnliches geschah unter dem Doge Pietro Candiano III. Die friaulischen Patriarchen von Aquileja lagen mit den venetianischen Patriarchen von Grado in immerwährender Fehde. Kaum hatte Candiano III. den Herzogstuhl bestiegen, als Lupo von Aquileja den Sprengel von Grado feindlich anfiel. Candiano stellte ihm die erprobte Abwehre entgegen. Er verbot allen Handel, alle Salz- und Getreide-Zufuhr nach Friaul und schloß allen Forlanern den Zugang in die Lagunen. Die unausbleibliche Folge war, daß Lupo von den eigenen Unterthanen zum Frieden gezwungen wurde, den er nur schwer und gegen Ausfertigung einer förmlichen Selbstanklage und Buß-Akte erringen konnte.

Italien blieb den Venetianern durch das Salz-Monopol allein bis zum Jahre 1500 zinsbar. Selbst die überseeischen Salzerzeuger hingen von ihrer Willkühr ab. Weder Ungarn, noch Dalmatien, Griechenland, Neapel, die Lombardie konnten — ungeachtet sie oft blutig dagegen ankämpften — jenes Handelsjoch abschütteln, welches die Venetianer tausend Jahre diesen Ländern ausdrückten. So nahe die Salinen von Commacchio und Cervio auch lagen, so waren sie doch für Bologna so gut als nicht vorhanden. Wehe demjenigen, der dort Salz zu holen wagte! Selbst dem eingebornen Venetianer war es bei lebenslänglicher Verbannung und Verlust des Vermögens strenge untersagt. Ein Gesetz vom Jahre 1270 erklärte jeden Zuwiderhandelnden des Hochverrathes schuldig, verjagte ihn aus allen venetianischen Dominien, ließ seine Häuser der Erde gleich machen, u. dgl. Bewaffnete Geschwader durchkreuzten das adriatische Meer nach allen Richtungen und versperrten den nicht venetianischen Fahrzeugen die Flußmündungen. Im Jahre 1381 sah sich selbst der König von Ungarn gezwungen, die kroatischen Steinsalzgruben zu verschütten, und sich mit der im Frieden zu Genua dafür ausgeworfenen jährlichen Entschädigung von 7000 Goldgulden zu begnügen. Solch Verfahren war aber mehr den fremden regierenden Häuptern als ihren Unterthanen gehässig, weil die Venetianer darauf hielten, daß ihr Salz immer besser und wohlfeiler war als alles andere. So oft ihre Gegner also sich jener Zinsbarkeit zu entziehen suchten, konnten die Venetianer sicher darauf rechnen, in dem allgemeinen Mißvergnügen den mächtigsten Verfechter ihres Interesse zu finden. Mit welch' bewundernswerther Feinheit die Venetianer beim Salzhandel mit den Sarazenen, Barbaresken, Sicilianern und Kalabresen zu Werke gingen, darüber liegen sehr interessante geschichtliche Dokumente v. J. 1300 vor. Der Einkauf überseeischer Salz-Gattungen wurde mit genauer Berücksichtigung des Geschmackes ihrer italienischen Abnehmer bewirkt und diesen der möglichst billige Preis gestellt. Zu Venedig bestanden mehrere privilegirte Handels-Compagnien, deren jede mit dem Salz-Verschleiße strenge an gewisse Provinzen gebunden war, so daß keine den Bereich der andern berühren durfte. Für den Artikel Salz allein strömten im Verlaufe eines Jahrtausends ungeheuere Summen Goldes in die Lagunen.

Kitinger.

# Beiträge
zur
# Geschichte der Bergwerke im Lavantthale.

## II [1].

Im Jahre 1618, wo Georg Moser bambergischer Pfleger und Kastner zu St. Leonhard und Reichenfels, und zugleich Land- und Berggerichts-Amtsverwalter im Ober- und Unter-Lavantthal war, führte Wolf Jakob Freiherr von Dietrichstein auf Rabenstein gegen den Vicedom Johann Caspar von Lammersheim einen Prozeß wegen des Goldbergwerkes zu Kliening, woraus manche interessante Nachricht über dieses Bergwerk und über den in berggerichtlichen Prozessen üblichen bambergischen Instanzenzug hervorgeht.

Im Eingange seiner an K. Ferdinand gerichteten Klage sagt er, es werde dem Könige erinnerlich seyn, wie vor Jahren selbst Erzherzog Carl, des Königs Vater, die kärntnerische Landschaft, die Herren Fugger, Thanhausen, Gailler 2c. dieß Bergwerk bebaut haben.

Weil diese Gewerken jedoch ihren Arbeitern den Lohn schuldig geblieben, so sey das Bergwerk den Arbeitern eingeantwortet, und hernach von Vicedom Johann Georg von Stadion an sich gebracht worden, der es etwa drei Jahre besessen, und darauf, da es wenig eintrug, an des Klägers Vater Ludwig Freiherrn von Dietrichstein 1598 verkauft habe. Dieser habe, nachdem er bei 30.000 fl. in dieses Bergwerk verbaut, kurz vor seinem Tode (ich glaube er starb 1615) einen ansehnlichen Gang von 1⁰ Dicke in der Grube bei St. Paul angetroffen, sey aber mit seinem Gesuche um die Belehnung über dieß Gebäu von dem bambergischen Bergrichter abgewiesen worden.

Der Vicedom habe ihn also de facto seines Gebäues entsetzt, und habe, obwohl er als bambergischer Oberbeamter selbst nicht bauen dürfe, dennoch den Berg mit Leuten besetzt und viel Gold und Silber herausgegraben. Auf diese Art, sagt der Kläger, sey sein Vater ohne vorausgegangenes Urtheil eines unparteiischen Berggerichtes seines Rechtes faktisch beraubt worden. Gesonnen, sein gutes Recht durchzuführen, bittet der Kläger, da der bambergische Bergrichter in berggerichtlichen Angelegenheiten die erste und der Vicedom, gegen den die Klage gestellt werde, die zweite Instanz sey, der König möchte befehlen, daß zur Schlichtung dieser Sache ein unparteiisches Berggericht niedergesetzt werde, daß aber bis dorthin der Vicedom sich aller Eingriffe in des Klägers Bergwerk, Werkgäden 2c. enthalten möge. Erst nach 2 Jahren erfolgte eine Resolution vom König durch einen Befehl an den Landeshauptmann in Kärnten, in angeregter Sache nach Recht und Billigkeit zu handeln, worauf dem Vicedom Dietrichstein's Klage zugestellt wurde. Der Vicedom befahl dem bambergischen Berggerichts-Verwalter Georg Moser, ihm zu berichten, was es mit der Dietrichsteinischen Sache denn eigentlich für eine Bewandtniß habe. Der Berggerichts-Verwalter antwortet: was die Grube bei Paul (Name des Stollens) betreffe, so sey sie als eine mit Recht heimgefallene zu betrachten, da nach einem Berichte des damaligen bambergischen Bergrichters Achaz Hinteregger (wahrscheinlich Vorgänger des Moser) dd. St. Leonhard am 15. October 1618, Dietrichstein seit zwei Jahren dieselbe nicht mehr gefreit und keine Rechnung darüber gelegt habe. In diesem Berichte des Hinteregger heißt es auch, daß Dietrichstein in seinem Verweshause einen Alchemisten Namens Simon Reen habe, welcher fast alle zwei Monate »göltig Silberblickhlen« in die Münze nach Klagenfurt liefere, welches Silber und Gold der Münzmeister sehr lobe, und welches die Scheiderei und den Münzschlag bestehe. Wo er es aber mache, sey unbekannt; er halte nebenbei auch Wirthschaft und schenke Wein aus. Diesen Alchemisten soll Bamberg nicht beim Bergwerke dulden, »denn soliche Leute schückhen sich gahr übel so Nahent beim Perkhwerch.«

Uebrigens bemerkt der Berggerichts-Verwalter in seiner Antwort an den Vicedom, daß Dietrichstein, wenn er sich durch den Ausspruch des Bergrichters als erster Instanz in seinem vermeintlichen Rechte gekränkt fühlte, sich ja an den Vicedom als zweite Instanz hätte wenden können und sollen, von wo ihm die Appellation an die vorgeschriebenen Appellationsrechte und Commissäre zu Klagenfurt, als dritte Instanz in Berggerichts-Angelegenheiten, offen gestanden wäre. Was das Urtheil des bambergischen Bergrichters betreffe, so sey dasselbe gegen den Vorwurf der Parteilichkeit dadurch geschützt, weil nicht er allein als ordentlich bestellter und besoldeter Bergrichter dasselbe fälle, sondern alle berggerichtlichen Gegenstände von dem Berggerichte, bestehend aus dem Bergrichter und 5, 6 auch 9 Geschwornen, kollegialisch berathen, und durch Stimmenmehrheit entschieden würden. Diese Antwort dd. St. Leonhard am 19. November 1620 ist das Letzte, was ich über diesen Gegenstand erfahren konnte. Ich vermuthe jedoch,

1 S. Nummer 27 der Oesterr. Zeitschrift.

daß dieser Prozeß sich sehr in die Länge zog, und endlich unglücklich für Dietrichstein ausging, weil in dem Berggerichtsbuche unter dem Jahre 1631 angemerkt ist, daß Dietrichstein, als in jenem Jahre Bamberg das Goldbergwerk im Kliening und Rößlgraben an den Freiherrn Paul Ratkhey verlehnte, dagegen, wiewohl vergebens, protestirt habe.

Dr. K. Tangl.

---

Ueber
die Entstehung, Eintheilung und den Inhalt
des
## städtischen Museums zu Salzburg.

(Oktober 1836)

### V. Numismatik.

(Schluß.)

Als Anhang befinden sich in einer eigenen Schublade des Münzkastens folgende salzburgische Denkmünzen:

Eine Thaler-Medaille auf die Einweihung des Doms 1628 vom Erzbischofe Paris.

Die gewöhnlichen Jubileums-Münzen von Max. Gandolph vom Jahre 1682.

Johann Ernest's kleine Silbermünze auf die Durchreise des römischen Königs Joseph I. mit seiner Gemahlin Wilhelmine Amalia, Prinzessin von Hannover.

Vier Stücke Denkmünzen auf die salzburgische Emigration vom Jahre 1732; als:

a) Christus und Petrus mit der Aufschrift im Av.: HIER VERLAESST MAN NICHT SO VIEL. Rev. ALS DER HIMMEL GEBEN WILL.

b) Christus und neben ihm Andreas mit: DEM IUENGER WIE DEM MEISTER. Rev. Christus mit den vor ihm knieenden Salzburgern mit: »ICH WILL EVCH DAS REICH BESCHEIDEN.«

c) Mit der Wolkensäule und den Worten: ICH GEH MIT DIR AVS VND EIN. Rev. DV SOLST VNSER AVGE SEYN.

d) Christus auf dem Berge der Verklärung mit der Umschrift: HIER IST GVT SEYN. Rev. »WER WILL VNS SCHEIDEN.«

Ferner die Sedisvakanz-Medaille von 1772; das Guldenstück auf die Durchbrechung des Neuthores vom Jahre 1767; die Jubileums-Münzen vom Jahre 1782 vom Erzbischofe Hieronymus; ein Jetton auf die Theurung in Salzburg im Jahre 1816 und 1817.

Eine kleine silberne Denkmünze von Neuß, einem Augsburger Graveur, auf den Tod des Königs Maximilian Joseph von Baiern am 12. October 1825, Salzburgs Regenten nach dem Wienerfrieden vom Jahre 1809 bis 1816; die in Wien von Joseph Lang auf das zweite Dom-Jubileum gearbeitete Medaille mit der Domfaçade vom Jahre 1828, in Bronce; Denkmünze auf den Tod weiland Kaisers Franz I. (1835, 2. März), endlich die auf die Huldigung Sr. Majestät des regierenden Kaisers Ferdinand I.

Sehr erfreulich wäre eine Medaille auf die Consecration Sr. Durchlaucht des Fürsten Friedrich von Schwarzenberg als dermaligen Erzbischofes von Salzburg und Primas von Deutschland, und eine Bereicherung der salzburgischen Numismatik.

Vergeblich suchte bisher das Museum:

1) Die große gegossene Medaille in Erz vom Cardinal-Erzbischof Matthäus Lang mit seinem Brustbilde und Wappen; 2) die kleine silberne Medaille mit dem Brustbilde des Erzbischofes Michael und seines Bruders Hanns von Küenburg, Pflegers in Mosheim, bekannt durch seinen lakonischen Brief, in welchem er die ihm von seinem Bruder angebotene Hausmeistersstelle ausschlägt; 3) die ovale, silberne Jubileumsmünze vom Jahre 1682 mit der Ansicht des Benediktiner-Klosters von St. Peter; 4) die Medaille auf den berühmten salzburgischen Tonkünstler Wolfgang Gottlieb Mozart (geb. 1756, gest. 1791); 5) ganz besonders gehören hieher die übrigen auf die salzburgische Emigration von Holland, Preußen rc. geprägten Denkmünzen, indem jenes Ereigniß tief in Salzburgs Geschichte und Wohlstand eingriff.

Zum Schlusse besitzt das Museum eine reiche Sammlung von Staniol-Abdrücken fast aller und der seltensten Salzburger Münzen nebst vielen andern, besonders eine Suite der Päbste bis auf Clemens XII. († 1740), und zwei Bände der Beschreibung derselben — eine eigene Arbeit und ein Geschenk des freiresignirten salzburgischen Bürgermeisters Anton v. Heffter.

So weit gelang es dem unermüdeten Herrn Süß in diesem Zweige im Laufe Eines Jahres zu kommen.

Gott gebe dieser Anstalt ferneres Gedeihen. ***.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

32. Sonnabend, den 22. April 1837.

## Eine politische Combination
### aus dem Jahre 1601.

Die Memoiren des Herzogs von Sully, die für den Historiker Oesterreichs so manches Beachtenswerthe mittheilen, enthalten auch zum Jahre 1601 eine Unterredung des Verfassers, als französischen Gesandten, mit der Königin Elisabeth von England, aus welcher sich das zeitweilige Verhältniß der beiden Höfe zum damaligen Hause Habsburg spanischer und deutscher Linie ziemlich genau erkennen läßt. Wir wollen sie hier in einer treuen Uebersetzung wieder geben.

Nachdem Elisabeth den Gesandten in eines der inneren Gemächer geführt hatte, um ungestört über die Angelegenheiten Europa's sprechen zu können, that sie dieses nach dem Ausdrucke des Referenten auf eine eben so ausgezeichnete, als umfassende Weise. Sie suchte zuvörderst darzuthun, daß der König von Frankreich mit ihr vereint handeln müsse, um das Ziel zu erreichen, das sie sich beide gegen das Haus Oesterreich gesteckt haben; die Nothwendigkeit gründete sie insbesondere auf die Vergrößerung, welche seit Carl V. mit jedem Tage dieser Macht eine drohendere Stellung gäbe. »Sie erinnerte mich,« fährt Sully fort, »an das, was in dieser Beziehung zwischen dem König und den Gesandten Englands und Hollands im Jahre 1598 verhandelt worden, und fragte mich, ob denn der König nicht fortan dieselben Gesinnungen hege, und warum er so lange zaudere, Hand an das Werk zu legen? Ich entgegnete, daß Seine Allerchristlichste Majestät in diesem Augenblicke eben so denke wie vordem und immer, und nur zu diesem Zwecke Geldmittel, Munition und Kriegsleute sammle; allein noch müsse sehr vieles geschehen, bis die Zustände Frankreichs es gestatten, ein Unternehmen zu beginnen, das eine so fest begründete Macht, wie jene der österreichischen Fürsten, stürzen sollte. Ich rechtfertigte diese Behauptung durch die außerordentlichen Ausgaben, welche Heinrich seit dem Frieden von Vervins zu machen genöthigt war, einer Seits, um die allgemeinen Bedürfnisse des Staates zu bestreiten, anderer Seits, um die inneren Unruhen zu unterdrücken und den Krieg mit Savoyen zu beendigen. Ich verheimlichte der Königin keineswegs, was ich stets über diesen Punkt gedacht hatte: daß nämlich, wenn auch England und Holland die ihnen größtmöglichste Anstrengung gegen das Haus Oesterreich machen würden, ohne Beihülfe der Gesammtkräfte Frankreichs, dem aus tausend Gründen in einem solchen Kriege die Hauptrolle zufällt, das Haus Oesterreich durch Vereinigung der Macht beider Linien sich nicht allein mit leichter Mühe gegen sie vertheidigen, sondern sogar die Wage im Gleichgewichte erhalten könnte. Ueberdieß, wäre es denn nicht ein unnützes und schlecht berechnetes Unternehmen, zum Sturze der so gefürchteten Macht keine anderen Mittel zu verwenden, als durch welche man sich ganz einfach im Vertheidigungsstande wider dieselbe hält? Demnach sey es unabweisbar nöthig, noch einige Jahre mit der öffentlichen Erklärung zu warten; während derselben würde Frankreich erhalten, was noch abgeht, und, um desto sicherer den Schlag gegen den gemeinsamen Feind ausführen zu können, mit den Verbündeten trachten, für ihre Sache auch die benachbarten Könige, Fürsten und Staaten zu gewinnen, unter welchen insbesondere jene Deutschlands, die am stärksten von der Uebermacht des Hauses Oesterreich bedroht wären.

Die Art, wie ich mich ausdrückte, verrieth der Königin nur zu leicht, daß ich weniger meine Ansicht, als jene Heinrichs hervorhob. Sie gab es mir zu verstehen, indem sie versicherte, damit vollkommen einverstanden zu seyn; nur fügte sie hinzu, könne man gegenseitig nicht bald genug über einen Punkt ins Reine kommen. Da der Zweck der beabsichtigten Union Zurückführung des Hauses Oesterreich in die nöthigen Gränzen, sey es erforderlich,

daß bei diesem Unternehmen jeder der Verbündeten von allen speciellen Wünschen abstehe, um nichts zu thun, woran sich die Andern stoßen könnten. Gesetzt z. B. Spanien würde der Niederlande beraubt (dépouillée), so sollte nach diesen ob ganz oder theilweise weder dem König von Frankreich gelüsten, noch dem von Schottland, der eines Tages auch König von ganz Großbritannien werden wird, noch den Königen von Schweden und Dänemark, die zu Wasser und zu Lande mächtig genug sind, um den übrigen Alliirten nicht Mißtrauen einzuflößen. Dasselbe müßte auch von jeder andern Beute gelten, die man von der gedachten Krone machen dürfte, in Rücksicht auf die nächsten Nachbarfürsten der eroberten Länder. »Denn, wenn sich der König von Frankreich, mein Bruder,« sagte sie, »zum Herrscher oder auch nur zum Lehensherrn der Niederlande aufwerfen wollte, würde ich dieses — ich verhehle es nicht — zum Gegenstand der heftigsten Eifersucht machen, im Gegentheile mag und soll es mich auch nicht befremden, wenn er dieselbe Furcht in Beziehung auf mich hegt.«

Dieß waren indessen nicht die einzigen Reflexionen, welche Elisabeth machte; sie fügte noch mehrere andere Betrachtungen hinzu, und zwar von so überraschendem Scharfsinn, daß ich sie nicht genug bewundern konnte. Ein anderer Grund aber meines Staunens war die bis in die kleinsten Nebendinge gehende Uebereinstimmung ihrer Ideen mit jenen meines Königs; obgleich sich beide nie über dieses politische Projekt besprochen hatten.

Die Königin, bemerkend, wie ich sie ohne etwas zu sagen fest betrachtete, glaubte sich allzu dunkel ausgedrückt zu haben, so daß ich den ganzen Umfang ihrer Worte nicht hatte auffassen können. Als ich ihr aber die wahre Ursache meines Staunens- und Schweigens gestand, fürchtete sie noch weniger, in die kleinsten Umstände ihres ausgebreiteten Planes einzugehen. Ich will indessen hier nur die fünf Punkte hervorheben, auf welche sich derselbe zunächst reducirt. Sie sind: Erstens, Deutschland in Rücksicht der Wahl der Kaiser und der Ernennung des römischen Königs auf die alten Institutionen zurückzuführen. Zweitens, die unirten Provinzen vollständig unabhängig von Spanien zu machen, und aus ihnen eine mächtige Republik zu bilden; indem, sollte es nöthig seyn, mit ihr einige von Deutschland abgerissene Provinzen vereinigt würden. Drittens, ein Gleiches mit der Schweiz vorzunehmen: durch Einverleibung mehrerer Nachbarländer, und zunächst des Elsasses und der Franche-Comté. Viertens, die ganze Christenheit in eine bestimmte Anzahl von ziemlich gleichmächtigen Staaten zu theilen, und fünftens, darin alle Glaubensbekenntnisse auf jene drei zu beschränken, die in Europa am gangbarsten erscheinen.«

---

## Der Römerkerker in Lorch.

---

Ueber den Römerkerker in Lorch gibt Herr Hörner in Gmunden mittelst handschriftlicher Mittheilungen folgende sehr merkwürdige Aufklärung:

»Dieser Römerkerker, mehr unter dem Namen Floriansbrunn bekannt, war eine ganz trockene etwa 12 »bis 13 Klafter tiefe Cisterne von 4 Klafter im Durchmesser. Sie war mit Quadersteinen massiv ausgelegt, hatte »oben eine drei Schuh hohe Schutzmauer und ein eisernes »Gitter, womit sie horizontal geschlossen war.« Sie bestand im ehemaligen Garten des Minoritenklosters. Der Sage nach soll der heilige Florian (unter Diocletian als Christusbekenner getödtet) sammt 40 Schülern des heiligen Quirinus in diesem Kerker eingeschlossen gewesen seyn und den Hungertod erlitten haben. (Der Legende zufolge wurde er im Ensflusse ertränkt.) Unverantwortlich, sagt Hörner weiter, ist es in der That, daß schmutziger Eigennutz stumpfsinniger Idioten, um ein unbedeutendes Fleckchen Boden von wenigen Quadrat-Klaftern zu gewinnen, dieses merkwürdige bis auf unsere Zeiten wohl erhaltene Denkmal aus der alten Römerzeit, das ich als Augenzeuge noch in seiner ganzen Vollkommenheit kannte, so gefühllos vernichtete.

Uebrigens sind nicht im Schlosse Enndeck viele Alterthümer ausgegraben worden, wie Emil sagt, sondern im Fürst Auerspergischen Garten nächst der nunmehr demolirten Kirche Maria am Anger geschahen in früherer Zeit Ausgrabungen. Wegen des schlechten Gedeihens und Verdorrens der Bäume befahl der damalige Graf Carl und nachmalige Fürst Auersperg den Garten tief umzugraben. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man unterirdische Säulengänge und Gewölbe, Denksteine, antike Münzen, Broncefiguren und andere Alterthümer, womit der Fürst ein nicht unbedeutendes archäologisches Museum sammelte, das anfänglich im Schlosse Enndeck aufgestellt, und erst nach mehreren Jahren auf das Familiengut Wlaschin übersetzt wurde.

Ich vermuthe, daß das Schloß Enndeck das Wohnge-

gebäude des römischen Befehlshabers gewesen ist, auch Lambecius Comment. Bibl. Vindob. I. II. c. 8. p. 634 seq. sagt ausdrücklich, das Schloß des römischen Präfecten habe an jenem Platze gestanden, wo in der Folge die Stadt Enns, vordem Anesburg, erbaut worden ist. —

Hörner erinnert sich, daß in den Zeiten seiner Kinderjahre, unweit St. Laurenz, bei Anlegung einer Schanze zu einem Uebungslager ein ansehnliches Stück eines Fußbodens von Mosaik entdeckt worden ist. — Gewiß würden Nachgrabungen in der Ebene von Enns zu vielen Entdeckungen der Art führen. — —ch.

## Letzte auf Salzburg bezügliche Medaille vom Jahre 1816.

Nachdem das Herzogthum Salzburg, das Innviertel und der im Jahre 1809 abgetretene Theil des Hausruck-Viertels kraft des Münchener Staatsvertrages vom 14. April 1816 am 1. Mai desselben Jahres von Oesterreich wieder in Besitz genommen war, empfingen weiland Se. Majestät Kaiser Franz I. in allerhöchst eigener Person die Huldigung der genannten Lande am 12. Juni in der k. k. Residenz zu Salzburg, und gaben am folgenden Tage daselbst, wie früher zu Innsbruck am 31. Mai, ein Freischießen, auf welches sich nachbeschriebene Medaille bezieht:

FRANZ KAISER VON OESTERREICH.

Der belorberte lockige Kopf von der rechten Seite.

Unten: Iosephus HARNISCH.F.ecit. Rev. KAISERLICH. FREYSCHIESSEN ZU SALZBURG.

Eine Scheibe auf zwei kreuzweise gelegten Kugelstutzen, auf welcher oben der doppelköpfige österreichische Kaiseradler mit ausgespreiteten Schwingen ruht.

Unten in drei Zeilen: DEN | XIII IUNI | MDCCCXVI. Größe: 1 Zoll 9 Linien Wienermaß; Gewicht: 20 Ducaten in Gold, und 2 ½ Loth in Silber. — Vergl. Appel's Repertor. Band II. A. S. 376. N. 119.

Auf dasselbe Freischießen gibt es noch eine kleinere Medaille von anderthalb Zoll im Durchmesser, die übrigens die nämliche Umschrift und Vorstellung enthält.

## Beilagen zu den Bericht[1] über eine im Jahre 1831 unternommene kleine Reise zum Behufe der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,

regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

### I.

Abschwörungs-Formel für die Waldenser vor dem Inquisitionsgericht.

„Ich N. peicht bechenn und gib mich schuldig dem allmächti „got und ew an gotes stat das ich mich laider swerlich verir„ret hab von meinen christen gelauben besunder damit das ich „lauttern layen mein sünd gebeicht hab || puezz von Jn en„phangen hab und gelaubt hab Das si mich von meinen Sün„den entlediget habent und in vil andern stuchken gelaubt hab „dy da sein wider den heiligen offenbaren römischen christen„gelauben. das ist mir getrewlichen layd von gantzen mein her„tzen und such genad und parmhertzigchait und pit mit gantzer „begyer das Jr mich wider emphahet zu der ainigung der hei„ligen offenbaren chirichen. — (Hic procedatur ad jura„mentum.)

„Damit so swer ich ainn ayd gott dem allmechtigen vn„serm heiligen vater dem pabst | der heiligen römischen offen„baren chirchen vnserm herren dem Bischoff von passaw vnd „ew an seiner stat vor disen gegenbürtigen gezeugen und vor „disem offenbarm Schreiber das ich fürbas in allen meinen „leben nymer chomen will zu den waldenser chetzern die sich „nennen dy chunden weder zu den maistern noch jungen ge„lauber vnd gelauberinn frawn vnd man jung oder alt | arm „vnd reich mit peicht predig ler gunst herberg beschüttung (Be„schickung?) vnd wil sew auch nicht zu mir lassen die weil si „also beleiben wellen und will sew ächten offenbar und melden „meinem pharrer oder irm pharrer oder ander iren obristen in „guten trewn wo ich sew ervar oder vetzund wayß für bar „oder nach dunchken in aller werlt | auch will ich mich stellen „zu der puß vel der pein des fewrs wo hin und wann man mich „ruefft und will püeße empfahen haymlich und offenleich was „man nach genaden auffsetzt und wil die gäntzlich volfüren und „nicht zerugk werffen an urlaub meiner obristen die des ge„walt haben | Auch verpind ich mich und verurtail mich mit „meinem mund zu der peyn des fewrs und zu aller anderer „pein die in den heiligen recht geschriben ist | ob ich wider

[1] S. die Nummer 93 u. f. des Jahrganges 1835 der Oesterreichischen Zeitschrift.

„inpall in disen ungelauben vnd verdamptew chetzerei oder in „ain andrew mit was namen si genant ist und hernach ge„nant möcht werden auch so soll mich mein puezz nicht helf„fen ist das ich überbunden wird das ich in meiner verhörung „nicht hiet gesagt die lauter warhait ; auch gelob ich mit mei„nem aid das ich mich an nyemand rechen will mit worten „noch mit werchen noch mit dhainerlay weys mit mir selber „oder mit andern leuten von diser sach wegen | Damit so ver„swer ich der Irrtumb der waldenser chetzer die sich nennen „die chunden mit allen Irin ungelauben stuken und artikeln „gunst und gemainschaft und allen anderen ungelauben mit „was namen er yhund genant ist ; und in zuchunfftigen zeiten „genant möcht werden und gelob mit chrafft meins gegenbür„tigen aydes das ich fürbas mer in allem meinem leben halden „will gantz und unzebrochen den ainen und heiligen christen„gelauben | wy ew dy heilig römisch chirch offenbarlich chun„det predigt gelaubt lert und halt also mir got helf und sein „heiligew marter und sein ewangeli das ich hewt mit meiner „hant leiblich berür und also mir got genedig sey nu und an „meinen letzten Zeiten Amen."

Darauf folgt die Absolutions-Formel und eine weitläufige Widerlegung der Waldensischen Grundsätze, zum Schlusse eine Relation des Inquisitors Petrus, die er wahrscheinlich an die Herzoge von Oesterreich (Wilhelm und Albrecht) oder an den Bischof von Passau gerichtet hat.

Incipit: „Ego frater Petrus provincialis ordinis fratrum „Celestinorum per alamaniam ac inquisitor heretice pravi„tatis notavi quod isti errores sunt hereticorum de secta „Waldensium que in terra dominacionis illustrium princi„pum dominorum ducum austrie pluribus quam 150 annis „duraverit et istis temporibus scilicet anno domini 1395 „contumaciter inceperit cum violenciis incendiorum et ter„roribus homicidiorum non tam occulte dilatari quam con„temptibiliter et temerarie dominari maxime post obitum „dolendissimum Serenissi principis et domini domini Al„berti nuperrime defuncti proh dolor defuncti ducis preli„bate. Et timendum nimis est Sectam illam nimium di„latari, plurimosque Katholicos utriusque sexus ab orto„doxa fide abduci et ab hereticorum veneno letaliter in„fici nisi eis obstitum fuerit ex acie Christiana. Habent here„tici Waldenses predicti suos Confessores puros laicos he„resiarchas." Item . . .

(Nun zählt er die Lehren und Grundsätze derselben auf, und fügt hinzu:)

„Attendant igitur et cordibus percipiant sanctissimus „in Christo pater dominus noster dominus Papa Cardina„les Archiepiscopi episcopi Abbates prepositi et alii quili„bet ecclesiarum prelati doctores et magistri Invictissimi „domini domini reges katholici principes et maxime du„catus Austrie in quorum dominationis terra conantur ho„die heretici cum violencia domini. Nam nuper in nocte „vigiliarum natalis beate virginis genitricis Dei Mariae „combusserunt horreum domini plebani in Styra eo „quod in domo sua colligit fovet et nutrit inquisitorem „heretice pravitatis cum sua familia. Et ad portas civita„tis vel oppidi Styre affixerunt lignum adustum vel cedam „cum cultello ligneo cruentato volentes taliter suam here„sim defensare. Quapropter attendant et dolentes corde „percipiant omnes katholici instent laborent assidue ut „omnes heretici nequam incendiarii homicidiorum minato„res captiventur penitentientur et ad unitatem fidei revo„centur."

Darauf folgen mehrere Notizen:

„Anno Domini MCCCLXXXXVI. combustus est Domi„nus Johannes vicarius in wolfarn cum omni familia sua „ab hereticis de nocte cum dote sua."

„Item anno 1397 fuerunt captivati qui hanc eciam com„busserunt dotem in wolfarn volentes combussissi domi„num Jacobum pro tunc vicarium cum sua familia sed per „dei graciam evaserunt."

„Anno Domini 1391. die 4. mensis Septembris infra„scripti reperti sunt rectores pro tunc secte Waldensium „hereticorum. Primo Nycolaus de Polonia. Item Johannes „de Polonia filius cujusdam rustici," und andere, deren Lebensweise und Art der Lehrer-Wahl, wie auch Lehren und Dogmen angeführt werden.

Vergl. Preuenhuber Annales Styrenses. p. 72.

Dieser Theil des Codex verdient eine nähere Untersuchung und vollständige Mittheilung. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß in der Lyceal-Bibliothek zu Linz ein interessanter Codex (aus Garsten) ist, mit der Signatur: B. VIII. worin Fol. 69 vorkömmt: Consilium domini Guidonis falcodii de quibusdam dubitationibus in negociis inquisitionis etc. etc. auch B. VI. 46 enthält hierher gehörige Notizen.

(Fortsetzung folgt.)

---

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

33. Mittwoch, den 26. April 1837.

## Zeitung von dem Herrn Nikolitsch, der in der Stadt und im Schloß Güns von den Türken belagert worden ist[1].

1532.

Heute ist es der 22ste Tag, daß sich ein Pascha mit seinem Heer um die Stadt gelagert hat. Drei Tage darnach hat sich der türkische Kaiser in eigener Person und sein Fußvolk sammt dem Geschütz rings um den Flecken mit aufgeschlagenen Gezelten gelagert und sein Geschütz, Falkannen und Falkonete, von vier Seiten aufgepflanzt und darunter 8 Stücke auf das Weingebirge gebracht, wovon Schloß und Stadt überhöht sind.

Am dritten Tage hat er die hohe Wehr um Schloß und Stadt genommen und ist darauf mit vielem Fußvolk von vier Seiten angelaufen; aber der allmächtige Gott hat seine Gnade verliehen, daß er nicht allein Einen, sondern eilf Stürme verloren.

Darauf hat er von der Stunde an sich vorgenommen, die Stadt und das Schloß an 13 Orten zu untergraben: aber auch hier hat der allmächtige Gott verhüthet, daß er nichts Besonderes damit ausgerichtet hat.

Ueberdieß hat er sich unterstanden, etliche tausend Pechkränze in die Stadt einzuwerfen und hat wieder an einem gefährlichen Orte unter die Mauer gegraben, daselbst Pulver gelegt, Leute zum Stürmen verordnet, und das Pulver angezündet. Die Leute sind wieder angelaufen, aber die Gnade des allmächtigen Gottes hat durch Gegengraben viel Uebels verhüthet. Er hat auch zu derselben Zeit an allen vier Orten Leitern angeschlagen, aber überall Schaden genommen, und also von der Mauer abziehen müssen.

Den andern Tag darnach hat er bei der Nacht mit besonderen Künsten, davon viel zu schreiben wäre, Pulver unter die Mauer gebracht. Morgens um 6 Uhr sind seine Fußknechte mit vier Haufen unter ihren Schanzen an der Mauer gestanden, haben das Pulver angezündet und die Mauer 8 Klafter weit gesprengt, dann ist ein Haufe nach dem andern gewaltig zum Sturme angelaufen; aber der Nikolitsch hat sich dermaßen durch die Gnade des allmächtigen Gottes versehen, daß sie nichts ausgerichtet und einen merklichen Schaden genommen haben, wiewohl er, Nikolitsch, bei diesem Sturm seine besten Diener und besonders jene verloren, auf welche er sein Herz und Vertrauen gesetzt hatte.

Nachher haben die Türken etliche tausend Saumrosse und Kamehle mit Holz beladen an zwei Stellen der Mauer gebracht, daselbst das Holz unter ihren Schirmdächern niedergeworfen und unter diese einige Tausend Losgesinde verordnet. Diese haben das Holz mit besonderer Geschicklichkeit an die Mauer geworfen und daraus zwei Berge gemacht, welche die Stadt überragen. Und da feuern sie noch nicht und arbeiten für und für daran. Darauf haben die Feinde ihr gut treffendes Handgeschütz und schießen in die Stadt und um das Schloß. Wiewohl Nikolitsch heute Nacht den einen Berg angezündet hat, so haben sie's doch wieder mit Macht abgelöscht.

Wisset auch, daß er (Suleimann) an dreien Orten die Stadtmauer durchbrochen hat, denn man hat uns an demselben Ort mit keiner Seitenwehr beschützen können. Dieselben Löcher sind genugsam groß zum Stürmen. Er hat sich auch zu zweien Löchern mehr als ein Mal unterstanden

---

1 Gleichzeitige Handschrift. Vergl. »Der Türken erschröckenliche belegerung der Stat vnd Schloß Güns vnd desselben nach zwelff verloren Stürmen abzug, durch den Tewren Ritter Niclaus Iurischitz Haubtman daselbs, Römisch. Künig. Mayestat auß Güns, warhafftiglich zugeschrieben. 1532. 7 Bl. 4

Die Belagerung der königl. Freystadt Güns im Jahre 1532. Aus gleichzeitigen Schriften und Urkunden, auch gedruckten glaubwürdigsten Denkmalen verfasset von P. Martin Rosnak, Augustiner. Wien, 1789. 8.

herein zu kommen, aber durch die Gnade des allmächtigen Gottes ist Alles verhindert worden.

Heute in der vierten Stunde nach Mittag hat er zwei heftige Stürme mit Leitern gethan und ist mit Fahnen auf die Mauer gekommen, aber der allmächtige Gott hat es noch verhüthet, so daß er wieder mit Schaden herab mußte.

Es ist nicht zu beschreiben, wie viel tausend Feuerpfeile und andere dergleichen Feuerkugeln aus Schlangen zu allen Stunden sind hereingeworfen worden. Da hat der allmächtige Gott bisher selber gehüthet. Es ist weder das Schloß noch die Stadt mit Ziegeln bedeckt, sondern bloß mit Schindeln wie arme Bauernhäuser, und darunter das ungedroschene Getreide, wie es die Leute in der Eile eingebracht haben.

Und es ist hier kein Fußvolk und Niemand Anderer als die elenden armen Bauern, so herzu geflohen sind mit ihren Weibern und Kindern und derselben sind Anfangs nicht mehr denn 700 mit der Wehr gewesen. Jetzt ist es nicht mehr die Hälfte. Dazu sind alle Diener, so Befehl gehabt haben, erschlagen und erschossen, und es ist nicht mehr als ein Zentner Pulver vorhanden. Das Schloß liegt in der Stadt, und so lange die Stadt erhalten wird, erhält man auch das Schloß und nicht länger. Wir haben zeitlich gemerkt, daß man uns in eine Schanze schlagen wird, aber wir erfreuen uns doch, durch die Gnade Gottes, solch' ein ehrlich Ende zu haben.

Und wer den Flecken und das schlechte Volk, so darrinnen ist, kennen möchte, der würde augenscheinlich sehen, daß allein Gott, der Allmächtige, mit seiner Barmherzigkeit den Flecken bisher erhalten hat.

Datum Güns den 27. Tag Augusti in der 10. Stunde Nachts, Anno 1532.

---

## Das Klima in Oesterreichisch-Schlesien und dessen Einfluß auf den Gesundheitszustand und die Fruchtbarkeit des Landes.

Der österreichische Antheil von Schlesien ist ein Gebirgsland, und hat daher auch verschiedenartige klimatische Eigenschaften, welche nach den Gebirgszügen, den Streifthälern und Flußgebieten ihren eigenen wandelbaren Charakter annehmen.

Die Gebirgszüge bilden hier den Wind-, Wetter- und Wärmescheider, nicht allein für ihre nächsten Umgebungen, sondern üben auch einen großen Einfluß auf die angränzenden Provinzen aus.

Im Allgemeinen hat Schlesien ein rauhes und kaltes Klima, welches daher rühren mag, weil seine Gebirge sich meistens gegen Nord und Nordost abdachen und diesen Winden ausgesetzt sind.

Die Schneelinie, welche in unserm Grad der Breite auf 6000 Fuß Meereshöhe angenommen wird, erleidet bei diesen hohen Gebirgen eine bedeutende Ausnahme, indem hier der Schnee schon in einer Meereshöhe von 4000 Fuß sehr lange liegen bleibt (ja in einigen Bergschluchten sich gar nicht verliert), und daher der über diese Schneegebirge streifende Südwind fast eben so rauh und kalt herabweht, wie dessen Gegner der Nordwind.

Der südliche Theil des Teschner Kreises, oder der westliche Theil der Karpathen, hat kein so rauhes Klima, als der östliche Theil der Sudeten im Westen des Troppauer Kreises.

Jedoch ist die Luft in den Gebirgen höchst erfrischend und rein, somit der Gesundheit sehr zuträglich, und einer längeren Lebensdauer günstig. Milder dagegen und für eine bessere Vegetation geeigneter ist der südöstliche Theil des Troppauer Kreises, nähmlich das Herzogthum Troppau, und das Oppa-Thal des Herzogthums Jägerndorf.

Im Teschner Kreise erfreuen sich die Bewohner der Weichsel-Niederung, so wie alle jene, die von Teschen anfangend den nördlichen Theil des Kreises bewohnen, eines milderen Klimas.

Die mittlere Temperatur der Luft ist in den Gebirgsorten des Gesenkes und der Karpathen zwischen 5 bis 6 Grad + Reaumur; im flachen Lande aber + 6 bis 7 Grad.

Der herrschendste Wind kommt aus Westen, meistens ist unbeständige Witterung seine Begleitung, und wenn das Quecksilber im Barometer plötzlich fällt, dann dabei sich Westwind einstellt, so ist anhaltender Regen nicht fern.

Nord- und Nordostwind sind auch nicht selten, sie bringen Kälte und treiben oft die Dammwolken der Oder gegen das Gebirg an, und dann hält das üble Wetter so lange

aus, bis der Südwind die Uebermacht erhält. Jeder Bewohner des Gebirges weicht diesem Feinde aus, eben so weisen ihm die Wohnhäuser den Rücken, denn alle haben ihre Ausgänge und Fenster nach Süden. Ostwind bringt trockene Witterung, ist aber selten. Der Südostwind führt die dauerhafteste Witterung mit sich, dagegen hat der Südwind hier besondere Eigenheiten, welche man in andern Gegenden an ihm nicht gewohnt ist.

Im Winter ist er kalt und scharf, im Vorfrühlinge bringt er oft warmen Regen, thaut dann die Schneemassen des Gebirges plötzlich auf, und jeder kleine Bach wird zum verheerenden Strome. In der Blüthezeit erscheint er als Sirokko, und vergiftet alle Blüthen der Obstbäume, wird auch der Gesundheit sehr schädlich. Oft artet er zum Sturme aus, und entwurzelt die größten Waldungen. Stellt sich die Südluft nach vorhergehendem Regenwetter, bei West- und Nordwinden ein, so folgt meistens dauerhafte schöne Witterung, bringt aber der Südwind Regen, Schnee, oder viele Wolken mit, und thürmen sich diese über den Bergrücken auf, so schlägt auch meistens sogleich der Wind um, und die dann erfolgende Nordluft hält so lange an, bis sie die mit feuchten Stoffen geschwängerten Wolken aufgezehrt hat. Derlei Wechsel treten öfter ein.

Die Gewitter nehmen meistens ihre Züge von Westnord nach Südost, oder in entgegengesetzter Richtung, nachdem die herrschenden Winde solche an den Gebirgskämmen hintreiben. Oft ziehen furchtbare Wetter sehr niedrig an den Berglehnen hin, setzen sich ober einem Thal oder Bergkessel fest, und sind dann sehr anhaltend und verheerend.

---

Der Gesundheit und Lebensdauer ist das Klima im Allgemeinen sehr zuträglich, jedoch übt die Lage der Gegend, die Beschäftigungs- und Lebensweise in obiger Hinsicht auf die Bewohner einen großen Einfluß aus.

In den Teschner Karpathen findet man einen hochgewachsenen kräftigen Menschenschlag, dagegen im Neißer Gesenke selten große, schlanke Gestalten vorkommen, und das Volk im Allgemeinen vom mittleren Schlage und mit manch anderen Gebrechen, z. B. Blähhälsen, Scropheln ꝛc. behaftet ist. Am meisten herrschen, besonders in den Gebirgsorten, rheumatische Krankheiten, nähmlich Halsweh, Husten, Katarrh, Lungenentzündungen, Gliederreißen, Koliken ꝛc. Die häufigen Abwechslungen der Temperatur, das beständige und übertriebene Heitzen der Zimmer (denn sowohl im Winter, als auch im heißesten Sommer verlöscht die Flamme in den Oefen der Gebirgsbewohner nicht), das Beisammenwohnen zahlreicher Familien in kleinen niedrigen Zimmern, leichte Bekleidung, seltene Fußbekleidung, das Besteigen der Berge, schwere Arbeiten in den Wäldern, Trinken des frischen fast eiskalten Quellwassers bei erhitzter Lunge ꝛc. sind wohl meistens die Ursachen, welche obige Krankheiten befördern.

---

Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt in dem gebirgigen Theile des Landes wohl meistens von der Lage der Thäler ab, in denen sich die langen Gebirgsorte hinziehen, und an dessen Bergwänden die mühsam zu bearbeitenden steinigen Aecker liegen. Wer im Besitze der Sommerseite ist, hat schon viel gewonnen.

Fetter Boden wird im Gebirge gar nicht angetroffen, sondern derselbe besteht meistens aus gemischten Erdarten und verwittertem Ton und Glimmerschiefer mit Sand gemengt.

Die Erntezeit richtet sich nach der Lage der Gegend, und macht oft auf eine Stunde Entfernung einen Unterschied von mehreren Wochen.

Das Erträgniß ist im Gebirge nur von zwei bis drei Korn Nutzung anzunehmen, dagegen wirft solches am Fuße des Gebirges und auf dem Lande 4 bis 5 Korn ab.

Held-Ritt.

---

## Beilagen zu dem Bericht
über eine
im Jahre 1831 unternommene kleine Reise
zum Behufe
## der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,
regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

II. Vergl. Nr. 37.

»Ex quo in populo hujus civitatis Wiennensis ex predicacionibus contrariis cujusdam octurnarii et cujusdam fratris b. Virginis (siehe unten) de potacione vini cui intingitur vel immergitur lignum S. crucis, magnum murmur surrexit, et quam plurima sunt orta scandala, ideo

ad sedandum id murmur et ad tollerandum hec scandala et precipue ad cavendum ne pro futuro sequantur maiora Reverendus in Christo pater et dominus dominus Wilhelmus ecclesie S. Stephani prepositus ac in hac civitate pastor atque plebanus mihi diligenter supplicavit ut de hac materia predicarem et populum informarem, quid tenere debeat de sancta cruce, et de potacione vini cui intingitur aut immergitur lignum sancte crucis an talis potacio valeat ad sanandum a febribus febricitantes, vel non, et an peccent ac superstitiose agant, qui bibunt tale vinum. Cum autem hec supplicacio fuerit sancta ac rationabilis et pro bono communi ac defensione fidei, Ego onus predicandi de hac materia quamvis mihi multum difficili subii, et de tribus divino mihi assistente auxilio dicere proposui. Et primo de hoc quomodo simplices layci et communis populus debeant se habere, si quod absit contingeret pro futuro contraria predicantes contra se insurgere, et precipue in hijs que tangunt fidem Christianam, videlicet an debeant uni ipsorum adherere et credere esse vera ea, que predicat, vel an nulli ipsorum debeant adherere, nec credere esse vera ea, que ipsi predicant, vel qualiter se debeant habere.«

»Secundo proposui dicere quomodo lignum sancte crucio sit venerandum et adorandum et an potacio sive libicio vini cui intingitur aut immergitur lignum sancte crucis habeat talem virtutem, quod sanet a febribus febricitantes qui bibunt tale vinum vel an non habeat talem virtutem.«

»Tertio proposui dicere, an quilibet homo febricitans semper peccet, quando propter hoc ut sanetur a febribus, bibit vinum, cui intincta aut immersa est sancta crux.«

Vergl. Kraus umständliche Bücher-Historie. S. 181.

Bevor Johannes Gews mit Klugheit diesen Streit beilegte, hatte schon jener Frater Wolfhart öffentlich widerrufen:

»Lieben chinder, als ich prueder Wolfhart an den nachsten heyligen Ostertag hab gepredigt, wie ein achter (octurnarius) zu sand Stephan hiet gepredigt, daz trinkchen wein ab dem heyligen kreutz, darumb daz der mensch erledigt werd von dem fieber, sey ein geistliche gleißnerei, oder ain abergelauben vnd daz der mensch der also getruncken hiet von dem heiligen kreutz, nicht schull zu gotzs tisch gen, er hab dan sein peichtvaters rat daruber, da biter ich gepredigtt hab, das daß nicht war sey, und hab gesprochen wider in Jm namen des vaters vnd des Suns und dez heyligen geists, er leugt und ist nicht war, wo hat er ez gelesen nicht in dem decret noch in dem decretal, noch in dem ewangeli, villeich hat er es gelesen in ainer alten hußen yoppen, es ist nicht also.«

»In dem, zu dem ersten, nach underbeisung der maister des schuell hye, so hab ich unweyslich und freveleich gepredigt, daz ich in liegen hab haysen, und im dy lug zugesetzt hab vor euch allen, da doch wol mocht chain lueg sein, als euch auf den nachsten Suntag nach vnser frawn ampt zu Sand Stephan wiert underweysen ain maister in der heyligen geschrift, wan der wirt preding, wie ir euch schult halten zu den chreutz, und ob trinkchen ab den heyligen chreutz, darumb daz der mensch gesunt wert von dem fieber, Sund sey oder nicht.«

»Zu dem anderen lieben chinder, so furcht ich fast, daz ich euch hab geben ain pozs ebenpild und auch vil ergerung, in dem daz ich des vor benanten achter, an genuegsam thach hab offenleich vngelewnt und besonders in dem daz ich gesprochen hab, er hab ein cheffer geslikcht, oder er ist nicht verr daran, indem ich in inbendig geschuldigt hab der Ketzerein, wie boll ich in des offenleich nicht gecziegen hab, und hab doch chain vozz ding von ihm nicht gebost, darum so pitt ich euch ir bellet in pitten, das er mir daz vergeb durich goczs willen, daz wil umb in und euch hincz gott verdienen mitt meinen fleißigen gebet.«

(Fortsetzung folgt.)

---

## Miszelle.

Am 8 Mai 1476 befiehlt Kaiser Friedrich dem Bürgermeister und Rath, welche den Frauenrichter auf dem Frauflechh zu Wien und seine Diener um ihrer Verhandlung willen gefangen, und sie darum zu strafen fürgenommen haben, »da Sie wissen, daß derselbe Frauenrichter mit der Obrigkeit gegen Hof in das Hofmarschallamt gehört, ihn mit seinen Dienern dem edlen, lieben, getreuen Grafen Michael von Maidburg unserm Landmarschall in Oesterreich zu Handen zu antworten.«

---

## Bemerkung.

Zwei Aufsätze in den letzten Nummern tragen die Unterfertigung G. und Gr. nicht als von ihrem Verfasser, sondern bloß als von deren Mittheiler.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

34. Sonnabend, den 29. April 1837.

## Die v. Ghelen'schen Erben
und
## die Wiener Zeitung.

Zu den adeligen Geschlechtern des vorigen Jahrhunderts gehört das unter obigem Namen in Oesterreich noch in weiblicher Linie bestehende. Seine Ahnen, gleich ausgezeichnet im Staatsdienste wie in jenem der Kirche und im Gebiete der Gewerbsbetriebsamkeit und Industrie, erwarben sich nicht nur Wohlstand und Ansehen bei Allen, welche dem Staate nützliche Bemühungen zu schätzen wissen, sondern ihre Verdienste wurden auch von ihren Landesfürsten erkannt und verschiedener Belohnungen gewürdiget, auf welche die Enkel nun mit Bewußtseyn zurückblicken können. Daher dürfte es auch nicht uninteressant seyn, etwas näher mit diesem Geschlechte bekannt zu werden.

Der Ursprung desselben datirt sich aus Westphalen. Um das Jahr 1520 lebte zu Antwerpen in den Niederlanden Hanns van Ghelen (auf den von ihm gedruckten Büchern Hanneken genannt), und führte das schon von seinem Vater betriebene Geschäft der Buchdruckerei und des Buchhandels fort; er wohnte in der genannten Stadt in der Roy Street. Dessen erster Sohn, auch Johann genannt, welcher des Vaters Geschäft fortführte, erscheint auf zwei bei ihm gedruckten geistlichen Büchern mit den Jahreszahlen 1555 und 1560 als geschworner Buchdrucker Kaiser Carls V. Auch die übrigen Söhne des gedachten Hanneken, Joseph, Jacob und Jeremias, erlernten die Buchdruckerkunst, und betrieben ihr Geschäft auf der Lombarde Vest zu Antwerpen, wo eine vor ihrem Hause stehende blausteinerne Bank mit ihrem Buchdruckerzeichen (einem an einem Baume hängenden Schilde mit I. V. G., an dessen beiden Seiten aufspringende weiße Windhunde, am Fuße ein auf einem Buche sitzendes Kaninchen, mit dem um den Schild herumlaufenden Wahlspruche: Fide nunquam polluta und der Jahreszahl 1585) noch 1666 und vielleicht auch später zu sehen war. — Ein Sprosse dieser Familie scheint auch der Bischof von Münster, Christoph Bernard v. Galen oder Gahlen, zu seyn, indem derselbe das gleiche Wapen führt, und der geringe Unterschied in der Schreibart seines Namens, welcher wohl nur in der Unachtsamkeit seinen Grund finden mag, kein Argument seyn dürfte, ihm die Verwandtschaft mit diesem Geschlechte zu bestreiten.

Johann van Ghelen und dessen Bruder Jeremias, zwischen 1580 und 1590 als Buchdruckerei-Inhaber zu Antwerpen ansässig, mußten, da sie die reformirte Religion angenommen, diese Stadt verlassen. Ersterer begab sich nach Mastricht, letzterer aber nach Rotterdam, in welchen Städten Beide ihr Geschäft wieder anfingen, und sich bedeutendes Vermögen erwarben. Johanns Sohn, Jeremias, war zwar auch mit seinem Vater ausgewandert, kehrte jedoch, da er der katholischen Religion treu geblieben, bald wieder nach Antwerpen zurück, wo er durch ausgezeichneten Fleiß sich solche Mittel erwarb, daß er die Buchdruckerei sowohl als den Buchhandel zu führen vermochte. Aus dessen Ehe mit Anna Drabbe sind vorzüglich zwei Söhne zu nennen, von denen der Eine, Jacob, als Vater des Gründers des in Wien noch bestehenden Geschäftes merkwürdig ist, der andere, Paul genannt, und seines Geschäftes ein Goldarbeiter, sich auf seinen Reisen durch Deutschland eine solche Geschicklichkeit erwarb, daß er bei seiner Anwesenheit in Wien, besonders seiner Kenntnisse in Fassung edler Steine wegen, von Kaiser Joseph I. die Anstellung als Hof-Juwelier erhielt.

Mit Johann van Ghelen, Jacobs Sohn, geb. zu Antwerpen den 27. Mai 1645, beginnt die Reihenfolge dieser Familie in Oesterreich. Er begann seine Studien bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, setzte dieselben bei den Augustinern daselbst fort, und beendigte sie zu Breygen unweit Vill-

worden. Hierauf widmete er sich der Erlernung der Buchdruckerkunst und des Buchhandels sowohl in seiner Geburtsstadt Antwerpen, als auch zu Brüssel und Ryssel, und ging zur Ausübung und Vervollkommnung seiner Kunst auf Reisen, auf denen er Deutschland berührte und zuletzt nach Wien kam. Hier zeichnete er sich durch Fleiß und Geschicklichkeit aus und sammelte sich ein bedeutendes Vermögen, so daß, als er am 28. Februar 1672 sich mit Maria Elisabeth von Fontaine vermählte, er im Stande war, von der Schwester derselben, der Witwe des Buchdruckers Haquet, dessen Buchdruckerei zu erkaufen. Im Besitze ausgezeichneter Kenntnisse (da er unter andern 6 Sprachen, niederländisch, spanisch, französisch, lateinisch, deutsch und ungarisch sprach), wurde er von den Gelehrten damaliger Zeit sehr geschätzt und gesucht, und erwarb sich so ausgezeichneten Ruhm, daß er für den vornehmsten Buchdrucker in Oesterreich gehalten, mittelst Diplom Kaiser Leopolds I. zum italienischen Hofbuchdrucker ernannt wurde, und das Privilegium zur Herausgabe einer italienischen und lateinischen Zeitung erhielt. Bei der zweiten türkischen Belagerung im Jahre 1683 stellte van Ghelen, welcher 1678 das Diplom als Universitäts-Buchdrucker erhalten, sich ebenfalls in die Reihen der tapferen Vertheidiger dieser Stadt, und war Einer derjenigen, welche in diesem Dienste sich unsterbliche Lorbeern erworben[1]. Nach aufgehobener Belagerung kehrte er wieder zu seiner Beschäftigung zurück, gab, nachdem schon seit 1699 in zwangsloser Folge eine Art politischen Tagebuches erschienen war, am 1. August 1703 unter dem Titel Wiener Diarium die erste regelmäßig erscheinende deutsche Zeitung in Wien heraus[2], und führte das von ihm gegründete Werk mit gleicher Thätigkeit bis an seinen Tod fort, welcher am 13. May 1721 in einem Alter von 76 Jahren erfolgte.

Sein Sohn und Nachfolger, Johann Peter, wurde von seinen Aeltern bei der drohenden Gefahr der Belagerung 1683 nach Brüssel geflüchtet; nach seiner Zurückkunft (1685) setzte er die dort begonnenen Studien in Wien fort, erlernte nach deren Beendigung bei seinem Vater die Buchdruckerkunst, und ging 1692 wieder nach Brüssel, um bei dem königl. spanischen Hofbuchdrucker und Buchhändler Heinrich Fritz den Buchhandel zu erlernen. Im nächsten Jahre kam er auf kurze Zeit nach Wien, reiste aber bald nach Italien, von wo er nach dreimonatlicher Abwesenheit wieder zurückkehrte, und von dieser Zeit an von seinem Vater bei der Redaction der italienischen Zeitung verwendet wurde. Nach seines Vaters Tode übernahm er dessen Geschäft, und führte dasselbe in gleichem Geiste und mit gleichem Eifer fort, während sein Sohn, Johann Leopold, sich im Dienste der Stadt so sehr auszeichnete, daß er im J. 1749, nach beinahe 18jähriger Dienstleistung, zum Stadt- und Landrichter erhoben wurde, welches wichtige Amt er durch viele Jahre bekleidete. — Die Kaiserin Maria Theresia erkannte sowohl den Nutzen, welcher durch die industriöse Betriebsamkeit des Vaters dem Staate verschafft, als auch die Dienste, welche der Sohn bei verschiedenen wichtigen, geheimen und gefährlichen Verrichtungen geleistet, indem sie den letzteren, in Anbetracht der Verdienste, welche sein väterlicher Großvater im Jahre 1683 bei Vertheidigung Wiens gegen die Türken, so wie sein mütterlicher Großvater 1690 zu Belgrad, als auch sein damals noch lebender Vater und er selbst sich erworben[1], sammt seiner ehelichen Nachkommenschaft in den österreichischen Adelstand mit dem Prädicate Edler von erhob, und ihm die Verbindung seines alten Familienwapens mit dem ihm neu verliehenen gestattete.

Durch diese Erhebung wurde die Familie nun auch in die Reihe der österreichischen Edlen gestellt, und deren Glieder bestrebten sich, ihrem Stande Ehre zu machen. Zwar nahte der männliche Stamm allmählig seinem Erlöschen, und nur Rudolph und Jacob Edle v. Ghelen griffen noch selbstthätig in die Führung des Geschäftes ein. Da jedoch dasselbe gewisser Maßen ein Fideicommiß der Familie geworden, so lebt der Name des Gründers noch immer fort, und auch der Ruhm wird fortleben, wenn die Enkel fortan

---

1 Bald nach dem Abzuge der Türken, gab derselbe eine Geschichte dieses denkwürdigen Ereignisses heraus. Sie führt den Titel: »Kurtze doch warhaffte, und mit denkwürdigen Umständen verfaßte, Erzehlung der, im Julio 1683. Heil Jahrs von dem Erb-Feinde vorgenommenen, Welt erschollenen Belagerung, Wie auch hernach klüglichst angestellten, und mit Aufschlagung deß gantzen Ottomannischen Heers, am 12. September desselben Jahrs, ja so glücklich als ritterlich ins Werck gesetzten Entsetzung Römisch-Keyserlicher Residenz-Stadt WIEN: Anfänglich, in Italiänischer Sprach, beschrieben, von G. V. Ghelen. Anjetzo aber, dem Teutschen Leser zu Gefallen, in unser Muttersprach übersetzt. Gedruckt im Jahr Christi M. DC. LXXXIV.« und ist mit dem Bildnisse des heldenmüthigen Vertheidigers der Stadt Wien, Ernst Rüdiger Grafen v. Starhemberg, geziert.

2 Sie erschien wöchentlich zweimal, Mittwoch und Samstag, 1 Bogen in Quart, und führte nachstehenden ausführlichen Titel: »Wienerisches Diarium, Welches alles, was von Tag zu Tag sowohl in dieser Residenz-Stadt Wienn, als in der gantzen Welt remarquables, und neues sich zugetragen, mit dem Anhang jedesmaliger Lista, wie viel Leuth allhier täglich gestorben, Item wer von Frembden her- und wieder hinweg gereist, enthaltet. Mit Ihro Römischen Keyserlichen Majestät allergnädigsten Privilegio. Und zu finden im Rothen Ygel.

1 Worte des Diploms.

sich bestreben, in die Fußstapfen ihrer Ahnen zu treten. Daß sie dieses Streben innig erfüllt, davon dürften die Leistungen zeugen, welche vorzüglich in neuerer Zeit aus ihren Pressen hervorgingen, und die manchen gepriesenen Erzeugnissen des Auslandes an die Seite gestellt werden können, ohne fürchten zu müssen, bei dem Vergleiche zu verlieren. — Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, eine Aufzählung sämmtlicher typographischen Leistungen dieser Anstalt zu liefern; wir verweilen bloß bei einer, welche durch einen Bestand von 134 Jahren fast zum Bedürfnisse geworden ist — bei der Wiener Zeitung. — Nicht bloß durch ihr hohes Alter ausgezeichnet, bestrebt sich dieselbe durch ein rastloses Fortschreiten zum Bessern den Anforderungen des Zeitgeistes zu genügen. In dem kurzen Zeitraume eines Vierteljahrhunderts wurde deren Format drei Mal, und gewiß nie zu ihrem Nachtheile geändert. Das gegenwärtige hat bereits den einzigen Vorwurf, welcher ihm im ersten Augenblicke gemacht wurde, jenen der Unbequemlichkeit, zum Schweigen gebracht, und die typographische Eintheilung scheint dem guten Geschmacke nicht zuwider zu seyn, da sie von mehreren Seiten Nachahmung gefunden. Erscheinen auch Schriftgattungen, welche die Mode geboren und welche sie auch wieder verschlingen wird, nie in der Wiener Zeitung, so dürfte der größten Theils deutliche Druck auf gutem Papiere derselben einen Vorzug vor vielen andern politischen Blättern geben, so wie die Anordnung, welche das Gleiche und Aehnliche immer auf demselben Platze finden läßt, ihren Gebrauch sehr erleichtert. Der billige Preis bei der bedeutenden Bogenzahl dürfte keiner ihrer geringsten Vorzüge seyn. Auch gebührt den Verlegern die ehrenvolle Anerkennung, die Ersten in der österreichischen Monarchie gewesen zu seyn, welche die Vorzüge erkannten, die dem Drucke von Zeitungen durch die Erfindung der Schnellpressen gewährt werden, indem nur hierdurch es möglich wird, ohne Vervielfältigung des Satzes in kurzer Zeit eine große Bogenanzahl in einem anständigen Formate zu liefern. — So im Geiste ihrer Vorfahren ruhig und fest vorschreitend, jeder wirklichen Verbesserung in ihrem Fache, oft mit Aufopferung pecuniären Vortheils, die Hand bietend, kann der Familie das Gedeihen nicht fehlen, dessen sie sich in Oesterreich bereits durch 165 Jahre erfreut, und welches ihr jeder Freund des Vaterlandes und der Industrie gewiß auch ferner wünschen wird.

---

## Ein Brief Kaiser Joseph's I.

Mitgetheilt von M. Koch.

Unter den Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Prag befindet sich ein Fascikel mit der Aufschrift: Litterae Aug. Imperatorum aliorumque Principum ad diversas personas, ab anno 1564—1776, dem ich in Abschrift nachstehendes Schreiben Kaiser Joseph's I. an den Probst Andreas Fabricio zu Chotieschau entnommen habe.

»Es ist leider weltkundig, und von Mir auch längst bekannt gemacht worden, was gestalt die Regierungssucht der Cron Frankreichs, mit Unterdrückung der benachbarten Königreiche und Länder, die Universal-Monarchey zu errichten nach äußersten Kraefften sich bemüht, und diese ihre Intention dahin gebracht, daß sie sich in die Possession der Meinem durchleüchtigsten Hause von Oesterreich de jure zugefallenen spanischen Sucession und deren davon dependirenden Ländern, vi, astu, concussionibus et corruptelis eingedrungen, daß Ich dahero ehe derley violenz eine Wurzel fassen, aus Antrieb Meines Gewissens, als Kaysers, gegen Meines Erzhauses Nachkömblingen und getreuen Unterthanen Selbe aus dem französischen Joch retten, die von Gott Mir gegebene Macht, derlei ungerechte Unternehmungen, sondern auch darzu nach erfolgtem Hintritte Meines geliebten Vetters, des Königs von Hispanien Seligen Gedächtnuß, die meisten Potenzen in Europa zu motiviren gedrungen worden, die da, in Consideration der Justiz Meiner Sache sowohl, als in der aus französischer allzu großer Praepotenz imminirenden Gefahr sich mit Mir respective in eine defensiv und offensiv Allianz höchst rühmlichst eingelassen, darauf denn erfolgt, daß Gott der Allmächtige, dem ewiger Dank gesagt sey, Mir und Meinem durchleüchtigsten Erzhause, wie jederzeit, also auch in gegenwärtiger Trübsal, dergestalt beigestanden und Meine Waffen in Italien also gesegnet, daß ungeachtet der feindlichen viel größern Macht, dennoch die Superioritaet behauptet, auch nachhero durch die Beihülfe deren hohen Allyrten, die wunderthätige, nie in den Historien erhörte Victoria bei Hochstätten erstritten, wodurch der Feind mit Schand und Spott den Reichsboden gleichsam verlassen müssen, und der Churfürst von Bayern mit Verlust seiner Länder gedämpft worden ist; auß welchem Vortheil bei dieser Campagne der Feind allein nichts vor sich gebracht, sondern von wohlgemeldten Meinen hohen Alyrten in Niederland in seinen Vortheilhaften starken Linien mit der

größten Bravura angegriffen und mit merklichem Verlust das Feld zu räumen, nicht weniger in Italien gegen Meine Armee in einer Schlacht den Kürzern zu ziehn und derselben die Victoria zu überlassen; im heiligen Römischen Reich aber, einen großen Theil von Elsas von Mir und Meinen Allyrten occupiret, zu lassen gezwungen worden. Ob nun wohl auß allen diesen glücklichen Siegen die Hoffnung blicket, daß Gott Meine gerechte Sache mit starker Hand unterstützen wolle, So ist doch bekannt, mit was für nahmhaften distauamenti die gegen Meine Armee in Italien stehende feindliche unlengst verstärkt worden für Eines; fürs Andere ist das Unheyl in Meinem Königreich Ungarn, welches ebenfalls die Cron Frankreich angesponnen und noch heget; gleichergestalt notorisch, wie Ich nun zum Succurs Siebenbürgens Meine Armee dahin abgefertigt, soll auch ziemlich weit avancieret, doch ohne schleunigen Geld Succurs weiter nicht fortkommen kann; nun aber zu diesen 2 unumgenglichen Nothwendigkeiten wenigsten 1 Million erfordert wird, die weder durch die Ordinari und extraordinari Contrib^en und praestationes der Länder, weder von Meinen ohnedem fast absorbirten Cameralgefällen unmöglich erschwungen werden mag, und dahero zu denen Locupletationibus particularibus gleichwie es 1688 und 1702 beschehen ist, Mein gnädigstes Vertrauen zu setzen, Also u. s. w.«

Hier folgt nun das Begehren einer Beisteuer von 15000 Gulden ins General-Kreisamt. — Dieses Schreiben vom Kaiser unterzeichnet, ist vom 7. November 1705 datirt.

## Beiträge
zur
## Geschichte der Bergwerke im Lavantthale.

### III.

Ein Bericht des bambergischen Bergrichters Michael Gleyerscher vom 5. Jänner 1633, gibt über die Erfolge der damals bestehenden neuen Bauten nachstehende nicht uninteressante Ausschlüsse:

1. Im Rößlgraben habe man bisher kein hältig Erz gefunden, sondern nur Bruch, und es sey noch nicht so viel vorhanden, daß man die Frohn reichen könne; indessen fehle es nicht an der Hoffnung dazu, wenn man nur einmal zu den rechten Klüften kommen werde.

2. Im Kliening habe man auf 100 Klafter hinein gebaut und eine Kluft gefunden, wo man aber auch kein hältig Erz, sondern lediglich Schlich getroffen; daher man keine Frohn fordern könne.

3. In Schwöblgraben (Schwefelgraben) im Kliening habe man 6- bis 7000 Zentner Schwefel und rothen Arsenik zu Tage gefördert; aber der Zentner halte nicht mehr als 1½ Loth Silber und Gold; wenn man ihn aber puche, so halte der Zentner Schlich 2 Loth Gold und Silber und ein wenig löthig Gold; 7 Zentner Schlich, wovon das Gold und Silber geschieden, geben 12 pt. (Prozent) Kupfer. Wollte man die Frohn in Erz davon nehmen, so brauchte Bamberg eine Schmelzhütte und einen Pucher, daher sey es rathsamer, die Frohn in Geld zu nehmen.

4. Im Schneegraben habe man kein Erz gefunden, sondern nur einen Bruch von blauer und grüner Farbe, mit äußerst geringer Spur von Silber 100 Zentner geben ½ Zentner Schlich; der Zentner Schlich aber 4 Loth Silber und ½ pt. Kupfer.

5. Im Weissenbacher Bergwerke des Freiherrn Paul Ratkhey seyen etliche hundert Zentner Erz herausgefördert, worden und noch zu finden; es sey aber größtentheils Hitrach und Schwefel, gold-, silber- und kupferhältig, und zwar sey das Erz hier reicher an Kupfer, hingegen an Gold und Silber gleichhältig mit dem zu Kliening.

6. Im Bergwerke der Eva von Haidenburg (sollte heißen Siegersdorf, weil ihr zweiter damaliger Gemahl so hieß) sey auch kein Erz, sondern nur ein rother und blauer Moder gebaut worden, gold-, silber- und kupferhältig. 100 Zentner geben 4 Zentner Schlich, der Zentner Schlich aber 3 Loth Gold, 3 Loth Silber, und 6 pt. Kupfer. In Vorrath seyen 250 Zentner.

7. In Bezug auf das Bergwerk des Hofkastners Hans Siegmund Otto und des Sebastian Fries frägt sich der Bergrichter an, ob die Frohn in Natura oder Geld zu erheben sey.

8. Veit Schrienz und Mitgewerken hätten noch keine rechten Erz-Klüfte und Gänge angetroffen.

9. Michael Pregl von der Sonne baue einen Neuschurf bei Reichenfels, habe aber noch nichts angetroffen.

10. Leonhard Klöcher baue mit seinen Gewerken beim Schlatt auf Hoffnung.

11. Simon Spieß lasse das Vitriolbergwerk am Lading unbenützt, und sey, wenn er so fortfahre, zu entfernen.

12. Stephan Latanuns, Pfleger zu Waldenstein, baue einen Neuschurf auf Gold und Silber im Schneeberg, habe zwar noch nichts Fruchtbarliches erbaut, indessen gute Hoffnung dazu; denn der Zentner halte sammt dem Berg ein halbes Loth Silber.

Dr. K. Tangl.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

35. Mittwoch, den 3. Mai 1837.

## Mit welchem Geiste soll man vaterländische Geschichte schreiben?

„Voici le lieu de ma naissance. Ie ne puis le revoir sans transport, tant il est naturel d'aimer sa patrie,“ sagt der gute Barbier bei Le Sage zu Gil Blas. Wohl ist es so natürlich sein Vaterland zu lieben, daß nicht bloß das Wiedererblicken des Ortes der Geburt, über den die Natur all ihren Segen ausgegossen, ein feuriges Herz mit Entzücken erfüllt, sondern daß auch, in das schönste Land versetzt, einen armen Lappen die Sehnsucht nach den Eisfeldern seiner Heimath so heftig ergreift, daß sie ihn zu tödten vermag. Allein diese zur tödtenden Krankheit gesteigerte Sehnsucht nach dem Vaterlande, die man außer einigen Gebirgsbewohnern nur bei den Wilden antrifft, hat etwas Instinctartiges, Vegetisches von vielen Thieren an sich, deren Existenz von der Erdscholle, der sie entstammten, bedingt ist; und solche Anhänglichkeit des Wilden an sein Vaterland ist im Grunde doch nichts anders, als stumpfsinnige Troglodítenliebe zu seiner räucherigen thranigen Erdhütte, die ihn zum bloßen Menschen der Zoologie macht. Den durch Geistes-Cultur wahrhaft Menschgewordenen, kann eben die Liebe für sein Vaterland, der Eifer für dessen Ruhm und Ehre ungeschadet durch alle Zonen führen. Ja wenn des Stammlandes, oder eigenes Interesse ihn auf ewig von diesem ferne hält, Meere zwischen beide dehnt, wird er und die von ihm abstammende Generation ihren Ursprung in Liebe nie verläugnen. Dieses bewiesen die römischen und brittischen Kolonien, die unter allen Himmelsstrichen, Jahrhunderte hindurch, römische und brittische Sprache, römische und brittische Sitte, römischen und brittischen Nationalstolz bewahrten. Und Nationalstolz, Bewußtseyn des hohen Werthes seines Volkes, das Erzeugniß der Tugend und des Ruhmes der Ahnen, ist die Seele der Liebe zum Vaterlande, das der Schauplatz glänzender Thaten der Vordern, oder in dem Schooße seiner Erde die theueren Ueberreste birgt. Ohne Nationalstolz wird uns gar bald, wie Parasitenpflanzen, jeder Ort, wo wir des Leibes gemächlich pflegen können, das Vaterland ersetzen. Denn nur dieser edle Stolz der Liebe erhebt über das gemeine Interesse. Diese stolze Liebe ist es, in der das Herz erstarkt, ist der Atlas, der eine Welt trägt. Was gab den Dreihunderten bei Termopylä den hohen Muth, treu den Gesetzen des Vaterlandes zu fallen? Was weihete die Decier auf den Bustis Gallorum den unterirdischen Göttern? Was bewog die Familie der Fabier, die Last eines Krieges ganz allein zu tragen, und bis auf den letzten Mann das Leben zu lassen? Was endlich ließ den jungen Scipio den Spaniern wie eine Gottheit erscheinen? Die erhabene Liebe war es, die sie zu ihrem glorreichen Vaterlande trugen. Und solche Liebe eifert nicht bloß zu großen Thaten an, sondern läßt auch darüber wachen, daß solche Thaten nicht zu Grunde gehen, daß sie aufbewahrt werden durch Denkmale, zur Nacheiferung für die kommenden Geschlechter. Weßhalb, wie zur Unterhaltung des ewigen Feuers, an dem Roms Wohlfahrt zu hängen der Glaube ging, die Vestalinen, aus Roms edelsten Geschlechtern gewählt, sich in die Tag- und Nachtwachen theilten, eigene Priester mit heiliger Ehrfurcht das Abfassen der Fasti und Analen besorgten. Auch sieht man's den Geschichtswerken der alten classischen Autoren an, aus welchen reinen Quellen sie geschöpft. Sie sind sammt und sonders der Spiegel heiliger Vaterlandsliebe. Denn nur wer sein Vaterland so liebt, so innig das Verdienst fühlt, es gerettet zu haben, wie es von Sallusts Römersinne zu glauben ist, nur der wird im Stande seyn, eine Geschichte, wie sein Bellum Catillinarium, zu schreiben. Nur der, welcher wie Tucidides ein so warm fühlendes Herz für das Wohl und Weh seines Vaterlandes, selbst noch in die Verban-

nung trägt, wird eine, seiner Beschreibung des peloponesischen Krieges ähnliche Geschichte liefern können. Ja noch mehr, die Liebe der Alten zu ihrem Vaterlande steigerte sich in der Bearbeitung der Geschichte desselben zur wahren Begeisterung, zu jener Erhebung des Gemüthes, ohne welche der Heros der Geschichte selbst unmöglich zur großen That wäre beflügelt worden. Daher geschah es, daß der Feldherr, der Bürger, der sich ganz dem Vaterlande hingab, unter ihrer Feder zu übermenschlichem Glanze emporgehoben wurde, wie unter dem Meißel eines Phidias Perikles sich unvermerkt zum Jupiter Olympios gestaltet, so daß unserer kälteren Natur ein großer Theil ihrer Geschichte wie eine Mythe erscheint. Und wer tadelt sie darum? Darin liegt ja das Geheimniß, wodurch ihre Erzählungen so unwiderstehlich hinreißend sind; das drückte ja ihren Geschichtswerken den Stämpel der Genialität auf, die sich vorzüglich darin bewährte, daß sie in ihrer Darstellung, ich möchte sagen, plastisch wurden, wodurch das Gesagte wie ein belebtes Bild vor Augen schwebt, und man sich auf einmal in die Zeit der Handlung zurückversetzt sieht. Ich weiß nicht, wie in den neueren Zeiten so Viele auf die Idee gekommen sind, selbst den größten Geschichtsschreibern Genie abzusprechen, weil sie den Stoff schon zubereitet finden, und wie man für den Geschichtner diesen Himmelsfunken für meist entbehrlich halten mag? Wer die Erfordernisse und die Gaben, welche nothwendig sind, eine gute Geschichte zu liefern, gehörig zu schätzen und zu würdigen versteht, wird gewiß anders urtheilen. Ob überhaupt, im »Beatus ille« mit seiner Satyre einen Wucherer zu persifliren, oder in einer Aeneide, in homerischer Manier, eigentlich nur die Cäsaren zu apotheosiren, mehr Genie erfordert werde, als eine Schlacht bei Cannä, Scipios Zusammenkunft mit Hannibal, vor der Schlacht bei Zama, und den Tag bei Zama, so zu schildern, wie solches Livius gelang? darüber bin wenigstens ich nicht im Klaren. Aber das weiß ich, daß nach Goethe das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus ist, den sie erregt, und daß der Geschichtschreiber, der Andere entzünden will, zuvörderst selbst durchglüht seyn müsse von seinem Gegenstande.

Nach dem Vorausgeschickten, wird sich nun die Frage: »Mit welchem Geiste man vaterländische Geschichte schreiben müsse?« von selbst beantworten. Die Geschichte unseres Vaterlandes müßte demnach mit dem Geiste der Liebe, des Enthusiasmus, mit dem uns alles, was das Vaterland betrifft, erfüllen muß, der Genialität, und vor allem, mit dem der »unparteiischen Wahrheit« geschrieben werden. Denn wie unter dem Aequator die Passat- und Seewinde den allzuheftigen Brand der Sonne mäßigen, muß den Geistesaufschwung des Geschichtners stets das besonnene Streben nach Wahrheit leiten, der Icarusflug ist zumeist dem Historiker gefährlich; wobei ihm minder das Herabstürzen aus den höchsten Regionen verderblich werden könnte, als der Umstand, daß von allzu erhöhtem Gesichtskreise aus ihm die Gegenstände nicht im wahren Lichte erscheinen dürften. Die der Wahrheit inneliegende Kraft aber ist ferner so schlagend überzeugend, daß, durch das Bollwerk der Polemik sie zu schützen, der vaterländische Geschichtschreiber nicht braucht, ja sogar sich hüthen muß. Es ist leider eine, nur in der neueren Geschichte vorkommende traurige Erscheinung, daß in derselben Partei - und Sektengeist nur zu häufig eine Rolle spielt, und deßhalb die Polemik in seinem Gefolge mit sich schleppt. Doch diese letztere mag wohl beitragen, die Materie anzuhäufen, dem Geiste aber der Geschichte hat sie immerdar geschadet, dadurch, daß sie der Meinung zu viel Gewicht einräumt, da doch Wahrheit und Größe über jede Meinung erhaben ist. Zudem soll Oesterreichs Geschichte vor allem für Oesterreichs Kinder geschrieben werden; für diese wird die schlichte Wahrheit, ungeharnischt, eine freundlichere Erscheinung seyn, und Auswärtige in seiner Darstellung zu mystificiren, hat kein Schreiber österreichischer Geschichten nothwendig.

Als die Römer in den unheilschwangeren gefahrvollen Tagen des zweiten punischen Krieges, zur Rettung ihres Staates, die große Mutter der Götter aus Phrygien holten, sahen sie sich um den besten Mann in Rom um, sie würdig in ihrer Stadt zu empfangen; und die heilige Muse der vaterländischen Geschichte in die Häuser einzuführen, sollte ein Unberufener es wagen dürfen, der dazu von dem Genius die höhere Weihe nicht empfangen? — Verlanget aber nicht, daß euch dieser hier durch Definition sichtbar anschaulich vor die Augen geführt werde. Er ist wie die Lebenskraft fühlbar in der Wirkung, nicht zu erklären mit Worten. Haltet nur zu euerer Belehrung die Synchronisten der Zeiten Friedrich Barbarossas gegen Tacitus Annalen, vergleichet den trefflichen Otto von Freysingen mit den übrigen Chronisten, und wem dann noch nicht einleuchtet, was an dem Wesen des »Deus in nobis« sey, für den wird auch die weitläufigste Abhandlung der

gefehrtesten Akademie über diesen Gegenstand unfruchtbar bleiben. Doch davon sey jeder im Voraus überzeugt, der eine österreichische Geschichte, von den Babenbergern beginnend, bis auf unsere Zeiten, wie die römische des Titus Livius, zu Stande brächte, daß seinem Genius alle Zeiten, alle Welten preisend Altäre errichten werden.

»Die Kunst geht nach Brot,« läßt Lessing den Mahler in seiner Galotti sagen. Das soll sie nicht, erwiedert ihm darauf der Herzog. Noch weniger sey die Wissenschaft eine Danae, die erst durch den in ihren Schooß sich herabsenkenden goldnen Regen befruchtet werden muß. Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn in derselben alles nach goldenen Preisen rennt, wenn die Erfindungskraft erst durch diese in Anregung gebracht wird. Wer sein Leben dem Treiben des Marktes widmet, dessen Eifer mag die Aussicht auf zu hoffenden Gewinn im Voraus spannen; mit ihm allenfalls auch den des bloßen Brotgelehrten. Allein wer seinen Blick zu den Höhen des Olympos hebt, dessen Geist beflügeln Plutons Gaben nicht. Die Hälfte der Schätze Großbritanniens, zum Preise gesetzt auf die wichtigste Entdeckung im Gebiete der Naturlehre, hätten in Newton's Geist um keinen Moment früher die Idee von der Gravitationslehre zur Reife gebracht, als der Apfel vor seinen Augen von dem Baume zur Erde fiel. Nur vom Geiste getrieben schrieb Herodot seine Geschichte, und bewundernd im einstimmigen Jubelrufe reichte ihm ganz Griechenland die Palme, und sah den Knaben Tucidides heiße Thränen vergießen, ob der Furcht, nie was Gleiches zu Stande bringen zu können. So wird Unsterblichkeit errungen, so geht wahre Größe ein in den unvergänglichen Tempel des Ruhmes. Dort mögen wehende Himmelslüfte die heiße Stirne kühlen. Solcher Preis mag einem österreichischen Livius winken. Nur wer nach solchem strebt, ist würdig Oesterreichs Geschichte zu schreiben.

Auf denn, wer sich berufen fühlt zu dem großen Werke! Auf, thätig fördernd dazu beizutragen, wer sein Vaterland liebt! Lasset uns alle, denen der Gedanke an Oesterreichs Glanz und Ruhm, der in seiner Geschichte niedergelegt ist, das Herz durchglüht, zum schönen Vereine die Hände reichen.

J. B. Koelli.

---

## Beilagen zu dem Bericht über eine im Jahre 1831 unternommene kleine Reise zum Behufe der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,
regulirtem Chorherren von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

### III. Vergl. Nr. 52.

»Cum omnium habere memoriam et in nullo peccare »lege teste non sit hominis immo Dei. vrgens necessitas et »evidens utilitas id exposcit. ut hominum fragili memorie »scriptis et viuo testimonio satellitium prebeamus. Ad no»titiam igitur singulorum presentium et futurorum cupio »pervenire, quod ego Magister H. dictus de Sancta Petro»nella. Canonicus Ardacensis meam aream in Ardakker »propter defectum aliarum arearum diuisam et distinctam »in tres areas canonicis deputatas, do et lego pro reme»dio anime mee Capitulo Ardacensi, hac annexa condicione »ut cuicunque canonicorum aream affectauero iam construc»tam magnis laboribus et expensis, idem omni contradictione »et excusatione cessante singulis annis in vigilia beati Micha»helis archangeli solvat praefato capitulo libram unam de»nariorum Wiennensium usitate monete pro annua pen»sione, qui denarii eodem die tempore misse inter pre»sentes canonicos tantumodo dividantur, et ipsi canonici »pretaxato die cantatis matutinis subsequenter dicant vi»gilias mortuorum et similiter ea die missas celebrent pro »defunctis. Adicio etiam si prefatus canonicus admoni»cione premissa forsitan malitiose vel contumaciter statuto »tempore solvere neglexerit huiusmodi pensionem ex tunc »prefata domus redeat ad Capitulum pleno iure, ipsum»que capitulum alteri canonico quam ad hoc elegerit ean»dem domum locandi liberam habeat potestatem, volo »etiam ut canonici eandem domum inhabitantes nomine »capituli habeant postestatem ipsam aliis canonicis affec»tandi, premissis omnibus condictionibus pena et juribus »observatis. Et ut huiusmodi pensio commodius persolva»tur, eidem aree annecto hubam in Reinswidel, quam mul»tis expensis ad ecclesiam revocavi, feodali titulo a lay»cis occupatam, et pratum meum in tanwisen. Sane de »secunda area adiacenti per sepem pomarii, distincta sic »ordino et dispono, ut cuique canonicorum eandem affec»tavero singulis annis in vigilia beati Martini persolvat »quinque solidos usualis monete decano nomine capituli,

»ut idem decanus ordinet luminaria ante altare sancte »crucis, de sepo a festo Martini usque ad annunciacionem »deinde lampas accendatur oleo per estatem. Si vero de»canus et capitulum in hujusmodi ordinatione fuerint ne»gligentes, tunc prepositus alteri canonico committendi »habeat potestatem provisionem hujusmodi, ne per anni »spatium pereant luminaria. Si vero idem canonicus ne»gligens exstiterit in solvendo censum predictum admo»nicione premissa domus redeat ad capitulum pleno iure, »ut autem sensus huiusmodi facilius persolvatur annecto »decimam meam in Winklarn aree prelibate.«

»De tercia autem area inferiori sic ordino, ut cuique »ipsam affectavero singulis annis inde persolvat tres soli»dos Wiennenses in vigilia Nycolay, qui denarii sunt in»ter presentes tantum dividendi, et missa dicatur pro de»functis mea habita mencione, et ut levius eadem pensio »persolvatur annecto decimam meam in hellinge aree pre»notate. Ceterum de huba mea in Marchstain que fuerat »alienata quasi perpetuo ab ecclesia titulo feodali et quam »interveniente mea pecunia liberavi a nexibus laycorum, »sic ordino et dispono ut ceteris hubis Ardacensis ecclesie »ascribatur, et ejusdem pensio in communes usus omnium »canonicorum post meum obitum redigatur.«

---

2. a. 16. März 1288.

»Iniuriatur nonnunquam oblivio memorie et longinquitate »sepe fit temporis ut res clara presentibus, obscura red»datur posteris et futuris. Ideoque ne illa que aguntur in »tempore simul labantur cum tempore, et ne cum caducis »cadant, et cum decedentibus decedere videantur, prudentum »providit cautela hominum, gesta contra oblivionis peri»culum scripture testimonio roborari. Hinc est quod ego »Hermanus permissione divina Ardacensis ecclesie prepo»situs constare cupio tam presentibus quam futuris ad quos »pervenerit presens scriptum quod ego hubam sitamn idem »Chalmuntzpach quam cum mea pecunia videlicet pro XVIII »libris Wiennensium denariorum comparavi legavi disposui »ac ordinavi ob remedium anime mee post mortem meam »fratribus ac canonicis ecclesie Ardacensis ita videlicet ut »postquam me ab hac vita decedere contingat, ipsi fratres »hubam prefatam cum omnibus iuribus et utilitatibus suis ad usus fratrum communes in perpetuum ordinent et dis»ponant, hoc modo aposito et adiecto, ut in die seu in »anniversario obitus mei singulis annis ipsi fratres cum »choro cantent vigilias mortuorum et missam celebrent »pro defunctis, illaque die de censu ejusdem hube qui »tunc custos ecclesie fuerit, sex solidos denariorum inter »canonicos qui tunc eisdem exequiis interfuerint dividat »et alios sex solidos in die beati Corbiniani confessoris »atque pontificis distribuet inter canonicos qui missarum »sollempniis et aliis horis eodam die sollempniter cele»brandis interfuerint tunc presentes. Insuper et predictus »custos omnes proventus qui de eadem huba poterunt pro»venire, inter canonicos eisdem diebus dividat tunc pre»sentes. Si autem quod absit ipsi canonici qui tunc pre»sentes fuerint in exsecutione eorumdem officiorum extite»rint negligentes, habebit prepositus qui tunc fuerit liberam »potestatem trina tamen admonitione premissa eandem hu»bam sibi ac suis usibus applicandi.«

Acta sunt hec aput Ardakker Anno domini MCCLXXXVIII XVII. Kalendas aprilis.

---

b. 24. Juni 1293.

»Item hubam sitam aput Chalmuntz an dem aegen, »quam emi mea pecunia videlicet pro XXIV libris Wien»nensium denariorum legavi disposui ac ordinavi ob re»medium anime mee post mortem meam fratribus ac cano»nicis ecclesie Ardacensis ita videlicet ut postquam me »ab hac vita decedere contingat ipsi fratres hubam prefa»tam cum omnibus iuribus et utilitatibus suis ad usus fra»trum communes in perpetuum ordinent et disponant, hoc »modo apposito et adiecto ut in die Nativitatis beate virgi»nis mediam partem omnium proventuum eiusdem hube »qui tunc cellerarius fuerit inter canonicos dividat qui »fuerint tunc presentes. Mediam vero partem omnium pro»ventuum de prefata huba in translatione beati Corbiniani »conf. distribuat inter canonicos qui missarum sollempniis »ac aliis horis eodem die sollempniter celebrandis inter»fuerint tunc presentes.«

»Acta sunt hec Anno domini. M. CC. LXXXXIII. VIII Kalendas Julii.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Miszelle.

Der bekannte Caspar Bruschius, welcher unter Andern im Stande war, lateinische Verse aus dem Stegreif herzusagen, die nichts weniger als zu den schlechten gehörten, lebte viel in Klöstern, und erhielt von den Aebten häufig Geschenke. Diese bewirkten endlich, daß er sich in Basel ein neues Kleid machen ließ. Als er indessen damit öffentlich erschien, und sich nun vom Volke ehrfurchtsvoll begrüßt sah, zerriß er es wieder mit dem Bemerken, daß es ein Sklave, der sich der Ehren des Gebieters bemächtigt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

36. Sonnabend, den 6. Mai 1837.


## Rückblick
auf
## den Brand von Wiener-Neustadt.

Von einem Augenzeugen.

Das Jahr 1834 war vorzüglich reich an Brandunglücksfällen nicht nur in allen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, sondern fast in ganz Europa. Eines der größten, und in seinen Folgen betrachtet, vielleicht das größte, dürfte wohl jenes seyn, welches, am 8. September Mittags beginnend, in dem Zeitraume von 40 Stunden die l. f. und geschichtlich so merkwürdige Stadt Wiener-Neustadt in Asche legte. Mannigfache Beschreibungen desselben sind bereits erschienen; aber theils von solchen Verfassern herrührend, welche erst auf die Nachricht von dem Unglücksfalle an Ort und Stelle eilten, und den heftig erschütterten und tief gebeugten Betroffenen die zu ihrem Gemälde nöthigen Umstände abfrugen, tragen sie das Gepräge der Eile und eben dadurch der Unvollständigkeit an sich; theils sind sie in der gewiß löblichen Absicht verfaßt, das Mitleid für die Verunglückten in einem höheren Grade anzuregen, und daher von einiger Uebertreibung nicht freizusprechen[1]. Selbst der Augenzeuge konnte in der kurzen Zeit, welche gewöhnlich zur Abfassung eines Zeitungsberichtes gegönnt wird, keine wahre Beschreibung entwerfen, da seine Ansicht nicht umfangreich genug und er überhaupt noch zu sehr von dem Eindrucke befangen war, welchen die Größe des Unglücks auf ihn gemacht. Nun ist die Begebenheit uns ferner gerückt; wir sind im Stande, die Eindrücke, welche früher in einander verschwammen, zu ordnen und zu sichten, und vielleicht gelingt es, ein Gemälde zu entwerfen, welches der Wahrheit näher als die bisherigen kommt; — diese indessen ganz zu erreichen, dürfte einer Feder eben so wenig als dem Pinsel möglich seyn.

---

Es war am Tage der Geburt Mariens (einem Tage, welchen die meisten Bewohner von Neustadt seit Jahren benützen, um eine Vergnügens- oder auch eine Wallfahrtsreise nach Maria Lanzendorf oder Eisenstadt zu unternehmen), als Mittags 3/4 nach 12 Uhr Feuerlärm die zu Hause befindlichen Bewohner aufschreckte. Das Feuer war in der sogenannten Weltkugel, einer Masse von mehr als 400 Scheunen vor dem Neukirchnerthore ausgebrochen, dem gewöhnlichen Herde fast aller Brände, welche Neustadt verheerten, und wo noch die Spuren eines kurz vorher (um Pfingsten) wüthenden Brandes sichtbar waren. Ein heftiger Sturm blies aus Südost gerade über die Stadt, der auch, die Rauchsäule dahin wälzend, den aus dieser zur Brandstätte eilenden Bewohnern, so wie der zur Löschung beorderten Abtheilung des Raketen-Corps den ganzen Umfang des drohenden Unglücks nicht ermessen ließ. In einer Viertelstunde schlugen die Flammen schon aus dem Dache eines Hauses zunächst der Kapuzinerkirche, theilten sich hierauf jenem Gebäude mit, worin die ehrwürdigen Brüder sich zum Chore versammelten, und als wäre der Untergang beschlossen, brannte es bald zu gleicher Zeit in der Neugasse, am Ungar-, am Wienerthore, und kurz darauf sogar in der vor letzterem befindlichen Vorstadt!

So viele Feuersäulen im selben Momente gegen Himmel wirbelnd, mußten die Aufmerksamkeit der Helfer, welche zum Ueberflusse sich noch selbst in ihrem Eigenthume angegriffen oder doch bedroht sahen, theilen und verwirren; und da derselben in den ersten bedeutenden Augenblicken viel zu wenig waren; da die unglückliche Bauart der Häuser (deren

---

1 So hieß es in einem dieser Berichte: Binnen einer einzigen Stunde wurden fast sämmtliche Häuser ergriffen und zerstört! — Es hätte wohl wenig geschadet, wenn dieser Bericht das geblieben wäre, was er seyn sollte: eine erste Anzeige des Unglücksfalles; da er aber ohne nähere Prüfung in Sickingens Darstellung von Wiener-Neustadt aufgenommen ward, so schien er gleichsam das einzige Authentische über diesen fürchterlichen Brand zu seyn, und erhielt so einen Werth, den er weder haben kann noch haben darf, ohne die Geschichte zum Märchen herabzuwürdigen.

Schindeldächer unmittelbar aneinanderhingen, so daß, wenn Eines brannte, sogleich eine ganze Häuserreihe zum Opfer der Verheerung ward; deren Treppen vom Giebel bis zum Grunde fast sämmtlich von Holz waren), so wie der Umstand, daß in den meisten derselben Schüttböden den Ertrag der nicht lange vorher eingebrachten Ernte bewahrten, der gefräßigen Flamme Nahrung in Fülle bot; da eine einzige herabfallende Schindel, die aufgespreiteten Jalousien entzündend, die Lohe in die Zimmer lenkte, bevor deren Bewohner noch wußten, daß das Hausdach brannte, so war jede Anstrengung, gewisse Stadtviertel zu retten, vergeblich, und man mußte sich darauf beschränken, am Hauptplatze und in den breiteren Gassen dem Wüthen des Elementes zu steuern. Aber auch hier war die Zerstörung schon zu sehr geschäftig gewesen. Indem die Flamme die Lösch-Requisiten ergriff und die Brunnen verzehrte, machte sie selbst ihre Gegner unschädlich, und bevor es möglich war, Hülfsmittel aus weiterer Ferne herbeizuschaffen, griff sie so weit um sich, daß es keine Menschenkraft mehr vermochte, ihrem Wirken Schranken zu setzen. Gleich als ob die Stadt auf einem Vulkan stände, der, in furchtbarem Ausbruche begriffen, seine Lavamassen zerstörend auf sie ergösse, schlugen die Flammen aus Erdgeschoßen von Häusern heraus, deren Dächer noch unversehrt waren, und kaum dämmerte der Abend, so waren schon die Dächer des Chorgebäudes der Kapuziner, des Probsthofes, des Bürgerspitals, der Thurm des Stiftes Neukloster, der Glockenstuhl in den Thürmen der Hauptpfarrkirche, nebst der Brücke, welche von einem dieser Thürme in den andern führte, und mehrere Haupt-Gebäude (die kleineren nicht zu rechnen) den Flammen zum Raube geworden, die Glocken gefallen, oder auch ganz geschmolzen. Die Straßen sah man mit Flüchtigen bedeckt, welche theils ihre Kinder tragend oder nach sich zerrend, theils einige wenige in der Eile zusammengeraffte Habseligkeiten schleppend oder führend, in wilder Hast nach der k. k. Militär-Akademie eilten, in deren Hofraume und Garten Menschen, Thiere und Effekten (erstere theils krank, theils vom Schrecken niedergedrückt) in wildem Chaos durcheinanderlagen. — Und glücklich, beneidenswerth waren noch die, welche wenigstens etwas von ihrer Habe gerettet; eine große Menge Unglücklicher schlich händeringend und weinend, oder im stummen Brüten wilder Verzweiflung umher, — sie hatten nichts, als das Leben, und kaum so viel gerettet, um ihre Blöße zu bedecken! — Wer nicht zu Hause war, erhielt vielleicht früher als die Nachricht von dem Unglücksfalle, welcher die Stadt betroffen, jene von der gänzlichen Zerstörung seines Eigenthumes!

Mitten in diesem schrecklichen Gewirre brach die Nacht herein — pechschwarz; denn vor der Sterne Glanz war eine dichte Rauchwolke gelagert, beklemmend durch ihre Hitze, und wie Schwefel und Pech riechend. Wohl stiegen allenthalben Feuersäulen empor, weithin Neustadts Unglück kündend; die Fakel warf ihr dunkelrothes Licht auf gewisse Punkte der Stadt, und mitten in dem unendlichen Flammenmeere, das, in Schlangenwindungen sich fortbewegend, fast in jeder Minute einen neuen Gegenstand ergriff und alsdann wie ein fürchterlicher Blitz aufzuckte, erblickte man eine glühende Esse, über welcher eine feurige Sonne schwebte. — Das Haus, welches diesen schrecklich schönen Anblick gewährte, war jenes, worin die Hauptschule und das Theater sich befanden! In früherer Zeit ein Frauenkloster, hatte dasselbe noch den Thurm behalten, dessen Blechbekleidung und das auf demselben befindliche Kreuz in voller Gluth waren! — Dieser Anblick, das wilde Geschrei der die Spritzen Leitenden und Bedienenden, im Osten ein lichter Streif am Horizonte, Stinkenbrunns Zerstörung bezeichnend, und in der nächsten Nähe die noch hell brennenden Scheunen mit den Früchten des jüngsten Sommers, die dazwischen liegenden Sommerhäuser, die Holzvorräthe und die Gärten, in welchen die nun so unglücklichen Bewohner der Stadt noch wenige Stunden vorher Erhohlung und Kräfte für neue Mühen gesucht — dieser Zusammenfluß von Schreckensbildern mußte einen furchtbar betäubenden Eindruck machen. Und nun zischte auch das Brauhaus in heller Flamme auf! Zunächst an der ersten Stätte des Brandes, war es doch in diesem Stadtviertel das letzte, welches die Lohe ergriff; aber nun schien dieselbe sich auch für den langen Widerstand rächen und das Versäumte nachhohlen zu wollen, besonders da Holz- und Malzvorräthe sie fortwährend nährten. Daß Jedermann bei diesem Anblicke bebte; daß man sich nun ganz verloren gab, und daß in manchem Gemüthe wilde Verzweiflung jeden Hülfe- und Rettungstrieb verlöschte; daß selbst die Beherztesten und Gefaßtesten sich nach dem Ende der Nacht sehnten, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden! Endlich brach er an der sehnlich erwartete Tag, aber leider mit ihm nicht das Ende des Unglücks! —

Obwohl das Feuer nun schon 16 Stunden gewüthet,

war dessen Wuth doch noch nicht gestillt. Wie Pulver schien die schreckbar erhitzte Luft zu wirken, und was am vorhergehenden Tage und in der verflossenen Nacht verschont geblieben, ward heute zum Opfer. Das tobende Element hatte sich nun den untern Stadttheil zum Schauplatze seines zerstörenden Wirkens gewählt — die Wienergasse, nicht arm an Denkmalen älterer Baukunst und in historischer Beziehung wohl die merkwürdigste der Stadt. Hier und in der unmittelbaren Umgebung, wo mehrere Einkehrgasthäuser mit ihren Fouragevorräthen und hölzernen Hintergebäuden einen immer fangenden Zunder boten, wo Woll-, Geist- und Oehlvorräthe der Kaufleute, so wie Fettvorräthe der Fleischselcher und Seifensieder rc. auch der angestrengtesten Thätigkeit in Wehrung der Flamme spotteten, wüthete dieselbe den ganzen Tag und die folgende Nacht, überhaupt so lange fort, als sie noch etwas zu verzehren fand, und schlängelte sich wieder zurück in die früher von ihr verheerten Stadttheile, wo sie ohnedieß noch nicht ganz erloschen war, um das auf ihrem ersten Wege Versäumte nachzuhohlen. Neuer Schrecken, neue Verzweiflung bemächtigte sich der Gemüther; wer noch nicht Alles verloren, zitterte für das Wenige, was er noch besaß, und nochmahl brach eine Nacht herein, von dem fürchterlichen Lichte brennenden Eigenthums erhellet! — Das Gefühl, welches in dieser zweiten Nacht die Gemüther durchbebte, zu schildern, stehet in keines Menschen Kraft! Man hörte keine Klage mehr, sah keine Thräne mehr fließen. Unter die Maske stumpfsinniger Resignation barg sich die gräßlichste Verzweiflung, die oft ein lautes Gelächter aufschlug, wenn die Flamme an einem neuen Hause leckte! — Man horchte ängstlich jedem Glockenschlage und zählte mit bangem Herzen jede Minute bis zum Eintritte der Morgenröthe, und wäre es auch nur gewesen, um mit Gewißheit die Anzahl jener Gegenstände zu wissen, welche die Flamme noch zu verzehren hatte. Indessen mit des Tages Dämmern brach auch der Hoffnung Morgenröthe sich Bahn; die Gluth glimmte zwar noch, aber sie konnte nichts mehr ergreifen, weil nichts mehr zu ergreifen war, sie mußte sterben, da die Nahrung ihr fehlte, und so durften nach 40stündiger tödtlicher Angst Neustadts bedauernswerthe Bewohner Eine Minute frei athmen! —

Aber auch nicht länger als Eine Minute konnte dieser Trost währen; denn der Anblick der Zerstörung, welche nun erst in ihrer ganzen Größe vor ihre Augen trat, mußte ihre Brust bald aufs Neue niederdrücken. Kein ferner Schimmer jenes Wohlstandes, dessen die Bewohner dieser Stadt sich noch vor wenigen Stunden erfreuten, zeigte sich mehr; überall sah man nur blasse oder verbrannte Gesichter, mit vom Rauche oder Thränen gerötheten Augen und mit allen Spuren eines tiefen Schmerzes. Dazu noch der Jammer der Mütter, die ihre Kinder, der Kinder, welche ihre Mütter suchten; das scheue und unsichere Fragen des Mannes, der sein Weib, des Weibes, welches seinen Mann vermißte; die ängstlich spähenden Blicke der Verwandten, welche jeden Augenblick fürchten mußten, die Leiche eines ihnen theuren Angehörigen zu sehen! Ein Gang durch die Stadt, wenn auch nur in den Hauptgassen unternommen, zeigte ein Bild des gräßlichsten Elendes und der beispiellosesten Verwüstung; in die Seitengassen sich zu wagen, war gefährlich: denn drohten schon in den ersteren die bis auf den Grund durchbrannten Mauern, deren Bindemittel gelöst waren, jeden Augenblick den Einsturz, so stürzten dieselben in den letzteren wirklich ein oder lagen schon in Trümmern, und aus der Masse von Schutt, die allenthalben sichtbar, war der Eigenthümer oft selbst nicht mehr im Stande, jenen Platz zu finden, worauf sein Haus früher gestanden. Es war ein fürchterliches Gefühl, welches bei dem Anblicke des zerstörten Rathhauses, der Neuklosterkirche, der kahl ausgebrannten Pfarrthürme, des Gymnasiums, der Normal-Hauptschule rc. jede Brust durchzitterte; herzzerreißend war es, wenn man wankende Greise und ehrwürdige Mütterchen vor den Trümmern ihrer Häuser stehen sah, wenn ihr thränenleeres Auge auf dem Schutthaufen verweilte, der ihre letzte Hoffnung begrub, und sie, mit zitternder Hand darauf hinweisend, im ausdruckslosen Tone kalter Verzweiflung sagten: Das ist mein Eigenthum! — Und noch kannte man die Zahl der Opfer dieses fürchterlichen Brandunglückes nicht; man nannte wohl Einige, aber man war weit entfernt, ihre Zahl so hoch anzuschlagen als sie sich wirklich belief, und von welchen die meisten in den Kellern, wohin sie sich mit ihren besten Habseligkeiten geflüchtet, so wie in ebenerdigen Lokalitäten, auf deren Wölbung sie bauten, umkamen! —

(Schluß folgt.)

Darstellung des Colonen und Contadinen-Wesens im Ragusaner-Kreise. Von H. D. Eugen Schindler, Doctor der Rechte und Concepts-Prakticanten der k. k. n. öst. Kammer-Procuratur.

Unter dieser Aufschrift enthält die von Hrn. Hofrath Dolliner und Hrn. Reg. Rath Kudler herausgegebene Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit und politische Gesetzkunde, im Februar- und Märzhefte 1837, einen sehr werthvollen Aufsatz, werthvoll aus dem doppelten Grunde, weil er erstens eine der am wenigsten bekannten Partien aus den eigenthümlichen Provinzial-Verhältnissen der verschiedenen Länder des österr. Kaiserstaates mit großer Genauigkeit behandelt, und weil er zweitens eine nicht unwichtige Bereicherung des, die pol. Gesetzkunde betreffenden Theils dieser Zeitschrift ist, welcher bisher immer etwas stiefmütterlich behandelt wurde.

Mit Freuden begrüßen wir daher den vorliegenden Aufsatz, welcher, nebst einem, die gewöhnlichen obligaten Entschuldigungen und Bemerkungen über Beweggrund und Zweck enthaltenden Vorworte, drei Theile in sich schließt:

I. Geschichte Ragusa's. II. Darstellung des vormaligen Zustandes der Ragusaner Bauern. III. Angabe der seit der Vereinigung Ragusa's mit dem öst. Kaiserstaate erflossenen Gesetze über diesen Gegenstand.

Im I. Theile liefert uns nun der Herr Verfasser eine interessante, mit einem großen Aufwande historischer Gelehrsamkeit ausgestattete Skizze der Geschichte, Regierungsform und Verwaltung Ragusa's, welcher nur das auszusetzen wäre, daß sie für den Zweck einer Einleitung in eine so kurze Abhandlung viel zu lang ist, und eher als Einleitung in eine Specialstatistik Ragusa's dienen könnte.

In dem II., aus eilf Paragraphen bestehenden Theile, lehrt uns der Herr Verfasser zuerst den Unterschied zwischen Colonen und Contadinen kennen, indem er zeigt, daß nur die letztern als eigentliche Bauern zu betrachten sind, und daß nur rücksichtlich ihrer besondere gesetzliche Bestimmungen bestanden, während die Verhältnisse der erstern zu ihren Grundherrn durch besonderes Uebereinkommen, eigene fiduciarische Kontrakte und örtliche Gewohnheiten geregelt waren.

Eine Bestimmung des Begriffes fiduciarischer Kontrakte wäre hier wünschenswerth gewesen. Wegen dieses gänzlichen Mangels aller gesetzlichen Bestimmungen bei den Colonen, behandelt der H. Verfasser im weitern Verlaufe ausschließend die Contadinen, ihre Pflichten, Rechte, die Aufhebung ihres Verhältnisses, und das Verfahren gegen ungehorsame oder unordentliche Bauern.

Die Pflichten bestanden in der Leistung gewisser Naturalgaben (unseren sogenannten Kleinrechten an Hühnern, Eiern u. dgl. ähnlich), in der Frohne, in Hausdiensten, endlich in der Abgabe von Antheilen der Getreide-, Wein- und Oehlernte an den Grundherrn.

Statt des Ausdruckes: Hausdienste, wäre vielleicht der Ausdruck: Hofdienste besser gewesen, denn so nennen die österr. Gesetze jene Dienste, welche in früheren Zeiten auch in andern Provinzen der Monarchie von den Söhnen und Töchtern der Unterthanen den Grundherrn zwangsweise geleistet wurden; während man unter Hausdienst oft den Grunddienst (den zur Anerkennung des Obereigenthums entrichteten Canon) versteht.

Die Rechte der Contadinen waren: das jus lignandi und pascendi, dann das Recht, von dem Grundherrn die Erhaltung des Hauses in gutem Baustand, und eine theilweise Vergütung der Kosten des Feldbaues zu fordern.

Die Aufhebung des Verhältnisses geschah entweder von Seite des Grundherrn, wenn er den Bauer entließ, oder von Seite des letztern, wenn er (wie der H. Verfasser sich etwas undeutsch ausdrückt) sich entließ.

Eine Veräußerung des Grundes und Hauses ohne Genehmigung des Grundherrn war nicht gestattet, wohl aber die Uebertragung an die gesetzlichen Erben.

Das Verfahren gegen ungehorsame oder unordentliche Bauern war ein Gemisch von politischer Execution und gerichtlicher Procedur.

(Schluß folgt.)

---

## Miscellen.

Kaiser Maximilian II. verlangte von dem berühmten Johann von Bologna zwei geschickte Künstler, einen Mahler und einen Bildhauer. Bologna wählte den Mahler Bartholomäus Spranger, einen gebornen Antwerpner, den er in Rom hatte kennen gelernt, und Joh. Mont, seinen Schüler, als Bildhauer. Spranger wollte Anfangs seiner weiteren Ausbildung wegen Rom nicht verlassen; endlich begab er sich doch mit letzterem 1575 nach Wien. Umstände zwangen diesen bald sich zurückzuziehen: er ging nach Konstantinopel, und wurde, wie man nach langer Zeit erfuhr, Muhamedaner. Spranger gewann in so hohem Grade die Liebe K. Rudolph's II., daß er nur in dessen Gegenwart mahlen durfte, und die Werkstätte des Künstlers dem deutschen Kaiser zum Erhohlungszimmer wurde. Im Jahre 1588 erhob ihn K. Rudolph in den Adelstand mit dem Prädicate Van den Linde, und hing ihm selbst kniend die goldene Kette um.

---

Wien's Befestigung in den Jahren 1548 und 1567 kostete 1.533.391 fl. 56 kr.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

37. Mittwoch, den 10. Mai 1837.

## Rückblick
auf
## den Brand von Wiener-Neustadt.

Von einem Augenzeugen.

(Schluß.)

So war denn in einem kurzen Zeitraume diese seit Jahrhunderten in Oesterreichs Annalen glänzende, durch Gewerbfleiß und Handel ausgezeichnete, mit dem Namen der **allezeit getreuen** geehrte Stadt in einen Schutt- und Trümmerhaufen verwandelt, der Wohlstand ihrer Bewohner auf Menschenalter hin zerstört und diese dem größten Elende Preis gegeben. 501 zerstörte Gebäude zeugten von der fürchterlichen Wuth des nun erloschenen Elementes, und ein nicht zu schilderndes Gefühl faßte die gänzlich Verarmten, wenn sie mitten unter verheerten größeren Gebäuden ein kleineres gewahrten, an welchem die Flamme spurlos vorübergegangen war, fast als hätte die Vorsicht mit besonderer Vorliebe über dasselbe gewacht.

Mannigfaltige Klagen über gewissenlose Pflicht-Versäumnisse sind bei Gelegenheit dieses Brandes laut geworden, und es läßt sich nicht läugnen, daß beim ersten Blicke es scheinen mußte, als sähen die mit der Sorge für das Eigenthum der Bürger Beauftragten dasselbe freudig von den Flammen verzehren. Wenn man jedoch bedenkt, daß nicht nur zehn Häuser in Einer Reihe, daß eine Masse von vielleicht 100 in verschiedenen Richtungen und Stadtvierteln zu gleicher Zeit emporloderten; daß das Eigenthum derjenigen, die helfen und retten sollten, selbst bedroht, oder gar schon vom Feuer ergriffen; daß das Militär (das geeignetste Hülfe-Corps bei solchen Unglücksfällen) zu wenig; daß dieses wenige noch größten Theils befehligt war, die Habseligkeiten seiner Officiere zu retten; daß zu diesem Zwecke alle ärarischen Pferde requirirt waren, so wird es klar, daß der Bürger nur dann erst auf eine Hülfe von dieser Seite rechnen konnte, als deren anderweitige Verpflichtungen erfüllt waren, und wie viel nun die durch eine rastlose Arbeit ermüdeten Menschen und Pferde zu wirken vermochten, kann jeder beurtheilen, welcher weiß, was nach 24stündiger Anstrengung seine Kräfte noch vermögen. — Indessen entwickelten sich bei diesem, wie bei jedem großen Unglücksfalle eine bewundernswerthe Masse moralischer Kräfte, und diese waren es, welche die Hoffnung der Bedrängten nicht ganz entschwinden ließen.

Der Thätigkeit des Raketen-Corps wurde bereits oben gedacht, und wenn selbe auch aus den angegebenen Gründen dem Bürger nicht sehr nützlich seyn konnte, so darf man ihr die gebührende Anerkennung doch nicht versagen. Diese Thätigkeit dürfte jedoch von jener übertroffen worden seyn, welche die Zöglinge der k. k. Militär-Akademie entwickelten. Die Letzteren haben sich bei diesem gräßlichen Vorfalle vor Allem ausgezeichnet, und viele Bürger hatten nur ihren Bemühungen das Wenige zu danken, was sie nach Erlöschung des Brandes noch ihr Eigenthum nennen konnten. Mit dem kecken Muthe der Jugend, welcher von der Gefahr nur den Namen kennt, sah man sie schon am Orte der ersten Entstehung des Brandes, rings von Flammen umzischt, Alles aufbieten, um des wüthenden Elementes Meister zu werden. Als ihnen dieß nicht gelang, als das Feuer in die Stadt sich den Weg bahnte, als es nicht nur die Wohnungen ihrer Lehrer, sondern zunächst auch ihr Asyl bedrohte, steigerte ihr Kraftaufwand sich zur höchsten Potenz, und während die älteren Zöglinge der Flamme Wuth von dem Convent-Gebäude des Stiftes Neukloster, und so mittelbar auch von dem Akademie-Gebäude abwehrten, bemühten sich ihre jüngeren Brüder die Habseligkeiten ihrer Professoren in Sicherheit zu bringen, und die ganze Zeit, während der Brand wüthete, waren sie in diesem edlen Bestreben ohne Rücksicht auf ihre eigene

Gefahr, unermüdet! — Doch auch ein nicht kleiner Theil der übrigen Einwohner und selbst viele der zufällig auf Besuch in Neustadt Anwesenden schonten ihre Kräfte nicht, wovon mehrere öffentlich erschienene Dankbezeigungen Zeugniß geben. Großen Theils nur auf sich selbst beschränkt, da, wie bereits gesagt, bei der großen Ausdehnung des Brandes und bei den wenigen Mitteln zu dessen Besiegung (das verbreitete falsche Gerücht, daß die Stadtthore gesperrt wären, hielt manche sehr erwünscht gewesene Hülfe zurück) nur an wenigen Orten zweckmäßig dagegen gewirkt werden konnte, griff, als der erste Anfall des Schreckens besiegt war, Alles zusammen, um der Gefahr den größtmöglichsten Widerstand entgegen zu setzen, und manche Hände, welche sich sonst gescheut haben würden, nur von ferne dem Lichte zu nahen, ergriffen, da jedes andere Werkzeug fehlte, den auf allen Seiten glühenden Balken, um, ihn auf das Pflaster schleudernd, der Flamme die Nahrung zu rauben. Kein Unterschied weder des Standes noch des Alters herrschte mehr; der gefaßtere Jüngere ermunterte den zaghafteren Aeltern, und zwang demselben oft eine Arbeit auf, welche er eine Stunde früher gewiß mit Verachtung von sich gewiesen hätte, der er sich nun aber im Gefühle ihrer Zweckmäßigkeit willig unterzog. Die Behörden leuchteten nach Möglichkeit mit ihrem Beispiele vor, und als einziger Beweis, daß der Vorwurf versäumter Pflichterfüllung, den man in den ersten Augenblicken und auch später noch öfter hörte, sie nicht im entferntesten treffen könne, wird die Anführung des Umstandes genügen, daß, obwohl das Rathhaus in vollen Flammen stand, und davon auch das zweite Stockwerk niederbrannte und die herrliche Uhr vernichtet wurde, dennoch sämmtliche Cassen und Urkunden gerettet wurden.

Wollte man alle jene, welche bei dieser Gelegenheit sich vorzüglich auszeichneten, namentlich anführen, so dürfte ein solches Verzeichniß leicht mehrere Blätter füllen, und man müßte überdieß fürchten, manchem bescheidenen Verdienste nahe zu treten; es sey also erlaubt, nur einige jener Hochherzigen zu bezeichnen, welche sich ein unvergängliches Verdienst um die Stadt erworben. Unter diesen sind der k. k. privil. Seidenzeug- und Sammet-Fabrikant Herr Ritter v. Andrä und der Inhaber der Herrschaft und Messingfabrik rc. zu Nadelburg, von Heinisch, anzuführen. Der Erstere, obwohl sein Eigenthum selbst in Flammen stand, bemühte sich doch mit edler Selbstverläugnung auch jenes seiner Nachbarn zu retten oder zu schützen. Abwesend von der Stadt, als das Feuer ausbrach, eilte er schnell dahin zurück, und stellte sich an die Spitze der ihm zugehörigen Lösch-Anstalten, die er dann auch bis zum Erlöschen der Feuersbrunst nicht mehr verließ. v. Heinisch war einer der Ersten, welcher seine Spritze der bedrängten Stadt zu Hülfe sandte, welche aber leider bei ihrer Wirkung gegen den Probsthof von den Flammen verzehrt ward. — Auch die Local-Direction der k. k. Militär-Akademie war bemüht, ihr Möglichstes zum Troste der Unglücklichen beizutragen. So wie ihre Zöglinge bei Rettung des Eigenthums, ihre Spritzen und Feuerleute bei Löschung des Brandes thätig waren, hatte sie ihre Localitäten, wie bereits angeführt, den Verunglückten gastfreundlich geöffnet. Dahin wurde der kranke Prior des Stiftes Neukloster geflüchtet; auch viele andere Kranke oder sonst Verunglückte fanden dort ein Asyl, und erhielten, nebst der menschenfreundlichsten Pflege auch Arzeneien und alle sonstigen Bedürfnisse, was bei dem Umstande, daß beide städtische Apotheken zu den abgebrannten Gebäuden gehörten, von unschätzbarem Werthe war.

Und diejenigen, welche die Bedauernswerthen in ihrem Unglücke nicht verlassen, waren auch wieder die Ersten, welche in das Herz der Trostlosen einen Hoffnungsschimmer senkten. Bei dem Mangel bewohnbarer Räume in der schrecklich verheerten Stadt waren die Behörden genöthiget, in weiterer Entfernung Unterkünfte zu suchen; eine Sorge, welche, obgleich durch das Entgegenkommen der Nachbar-Gemeinden in jedem Betrachte erleichtert, doch durch den Umstand sehr peinlich gemacht wurde, daß man so viele dem Flammentode oft nur mühsam Entrissene nun auch gegen die Wirkungen des Mangels zu schützen suchen mußte. Auch hier trat die Direction der k. k. Militär-Akademie unterstützend ins Mittel, indem sie zeitweilig einige Localitäten zur Unterkunft der Obdachlosen einräumte; die Zöglinge aber verzichteten zum Besten derselben freiwillig auf eine Speise, und gaben so, wie vorher Beweise des Muthes, nun auch ein Beispiel der schönsten Humanität. Diesem edlen Beispiele folgten bald jene Stadtbewohner, welche in der allgemeinem Verheerung nicht Alles verloren, indem sie bedeutende Gaben auf den Altar der Wohlthätigkeit legten, und ihnen schlossen sich mit gleich rühmlichem Streben die Nachbar-Gemeinden an. Diese Quellen jedoch, so reich sie flossen, und so schätzenswerth im ersten

Momente sie waren, mußten bald versiegen, und darum gestatteten Se. Majestät Kaiser Franz I., daß eine allgemeine Sammlung in der ganzen Monarchie veranstaltet werde, an deren Spitze sich derselbe mit einem Geschenke von 10000 Gulden und später mit einem unverzinslichen Darlehen von 100000 Gulden stellte. Die ganze kaiserliche Familie folgte diesem erhabenen Beispiele, indem sie nach Kräften zur Linderung des großen Elendes beitrug. Würdig reihten sich die Edlen jedes Standes, und unter diesen vorzüglich das Wiener Großhandlungs-Gremium mit einer Summe von 20000 Gulden ihrem verehrten Fürsten an, und in kurzer Zeit hatte thätige Menschenliebe eine Summe von mehreren Hunderttausend Gulden zusammengebracht, welche dem ersten herben Einflusse des Unglücks steuerte, und mit den Leistungen der Brand-Assecuranzen verbunden, die Unglücklichen in den Stand setzte, noch vor Eintritt des Winters die nicht ganz in Schutt liegenden Gebäude wenigstens unter Dach zu bringen. Dem frevelhaften Spiele, welches die Speculation mit dem Unglücke durch die Forderung übertrieben hoher Arbeitspreise begann, wurde durch Absendung von Militär-Abtheilungen ein Ziel gesetzt, zur Zuführung des Bauholzes und anderer Effekten ärarische Züge beigestellt, kurz Alles gethan, den Tiefgebeugten erhebend unter die Arme zu greifen. So steht jetzt Neustadt wenigstens äußerlich und vorzüglich auf den Hauptplätzen und in den weiteren Gassen fast schöner da, als es vor dem Brande gewesen, obwohl im Innern der Häuser noch sehr viel zu thun übrig ist, und auch noch manche mit Bretern belegte Dächer den Wanderer schaudernd an den verhängnißvollen 8. September erinnern. Wahrscheinlich werden auch diese Breterdächer in kurzer Zeit verschwinden; aber es werden Menschenalter vergehen, bevor die Stadt sich wieder jenes Wohlstandes zu erfreuen hoffen darf, dessen sie vor diesem unglücklichen Tage genoß. Man lasse sich nicht täuschen durch den Luxus, welcher sich bald nach dem Brande wieder zu zeigen begann; dieser Flitter dient oft nur dazu, durch eine glänzende Außenseite inneres Elend zu verhüllen. Und wäre es auch, daß Einzelne, die vielleicht nicht sehr viel verloren, sich nun schon erholt; wäre es auch, daß ausgedehntere Verbindungen, nicht zu vermeidende Begünstigungen ihnen zu größeren Unterstützungen verholfen, — der Wohlstand einer Einwohnerschaft ist nicht nach dem Aufwande Einzelner zu beurtheilen, sondern spricht sich im behaglichen Gefühle der Gesammtheit aus, und dieses wird noch lange entfernt bleiben von der Stadt, welche die Wiege des ritterlichen Maximilian gewesen ist.

—dt.

---

Darstellung des Colonen- und Contadinen-Wesens im Ragusaner-Kreise. Von H. D. Eugen Schindler, Doctor der Rechte und Concepts-Prakticanten der k. k. n. öst. Kammer-Procuratur.

(Schluß.)

Im III. Theile endlich sind mit großer Sorgfalt die von der österreichischen Regierung über diesen Gegenstand bisher erlassenen Gesetze aufgeführt, und der Herr Verfasser hat sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er viele Verordnungen des dalmatinischen Guberniums, die selbst in der Prov. Ges. Sammlung nicht enthalten sind, mit vieler Mühe sich zu verschaffen gewußt und aufgenommen hat.

Allein unangenehm ist, daß er das, leider in so vielen juridischen Werken über einen Zweig der pos. öst. Gesetzgebung vorwaltende, System einer bloßen chronologischen Aufzählung der einzelnen Gesetze ebenfalls beibehalten hat; ein System, welches den durch die Herausgabe solcher Werke beabsichtigten Zweck fast ganz vereitelt. Denn, warum nimmt man wohl ein solches Werk zur Hand, als damit man, ohne erst lange in Gesetzsammlungen und Registraturen herum suchen zu müssen, gleich erfahre, was die bestehenden Gesetze in diesem oder jenem Falle verordnen. Bei einer solchen chronologischen Einrichtung muß man aber immer das ganze Buch durchlesen, weil man nicht sicher ist, ob nicht ein auf einer Seite angeführtes Gesetz durch ein auf einer späteren Seite folgendes aufgehoben wird; was um so nothwendiger erscheint, da die Verfasser in der Regel diese Aufhebung gar nicht andeuten.

Diesem Uebelstande würde wohl am Besten dadurch abgeholfen, daß man entweder die nicht mehr geltenden Gesetze ganz wegließe, oder, wo man dieß wegen der Vollständigkeit oder Begründung der späteren Anordnungen nicht thun kann, doch wenigstens gleich bemerkte, daß das Gesetz durch ein späteres aufgehoben sey.

Die Wahrheit dieser Bemerkungen erhält auch durch den vorliegenden Aufsatz ihre Bestätigung; denn so kurz der III. Theil desselben ist, so finden wir doch über Einen Gegenstand, nämlich über die Roboth-Verbindlichkeit jener Bauern, welche mehr als 5 Stunden von dem Orte der Roboth entfernt sind, 4 Verordnungen (A. h. E. vom 4. April 1815, A. h. E. vom 26. April 1817, Hofkanzlei-Dekret vom 25. Oktober 1820 Zahl 30887 und A. h. E. vom 4. Februar 1836), deren eine die andere abändert; ohne daß bei den frühern auf die folgenden hin-

gedenket wäre, und der Leser sohin, bis er zu der letzten gelangt, immer irrige Vorstellungen im Kopfe hat.

Aeußerst gelungen ist der Eingang dieses III. Theiles, wo der Hr. Verfasser in wenigen scharfen Umrissen treffend den Unterschied des Ragusaner Contadinen von den Unterthanen in jenen Provinzen, wo ein eigentliches Unterthansband besteht, und von dem Pächter im Lombardisch-Venetianischen Königreiche bezeichnet, indem das Verhältniß des Contadinen mit dem eigentlichen Unterthansverhältniß nicht die grundherrliche Jurisdiktion, das Pachtverhältniß im Lombardisch-Venetianischen Königreiche aber mit dem Contadinenverhältniß nicht die Robothleistung gemein hat.

Seine Vertrautheit mit dem Geiste der österreichischen Administration hat der Hr. Verfasser durch die darauf folgende allgemeine Begründung der, von der österreichischen Staats-Verwaltung in den früheren Gesetzen theilweise getroffenen Abänderungen an den Tag gelegt.

Und so schließe ich denn mit dem Wunsche, daß der Hr. Verfasser sein in dem Vorworte geäußertes Vorhaben, die Verhältnisse der Grundholden in ganz Dalmatien in einem größeren Werke zu behandeln, baldigst in Vollzug setzen wolle.

Für diejenigen, welche nicht im Besitze der oberwähnten zwei Hefte der Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit u. s. f. sind, bemerke ich noch, daß die fragliche Abhandlung auch besonders abgedruckt, und im Buchhandel zu haben ist.

Dr. Kalessa.

## Miszellen.

„Nach verrichten Entsatz (von Wien 1683) schiene," erzählt der gleichzeitige Wagner v. Wagenfels in seinem Ehren-Ruff Teutschlands, »dieses abentheurlich, daß die allermeiste, nächst Gott, nicht unsern Teutschen, sondern denen Pollacken (also von denen Frantzosen überredet) die Ehr eines so wunderbahren Sieges offentlich zugeschrieben, wiewohlen unverborgen ware, daß Ihr Königl. Majest. auß Pohlen mit allen Ihren sehr oft widerhohleten: Stoy churbisiihn Sacramentsky, die Ihrige fast nicht habe zu Stand bringen können.«

Die Katholiken in Siebenbürgen haben zu Clausenburg ein akademisches Lyceum mit 11 Professoren und außerdem 9 Gymnasien. Die Oberaufsicht über diese Bildungs-Anstalten führt der Hochwürdigste Bischof Nikolaus Kovacz. — Die Evangelischen augsb. Bek. haben ein Gymnasium zu Hermanstadt mit 15, zu Cronstadt mit 10, zu Mediasch mit 9, zu Schäßburg mit 6 und zu Pistriz mit 3 Professoren. — Die Evangelischen helvet. Bek. besitzen ein Collegium zu Nagy-Enyed mit 7, zu Clausenburg mit 5, zu Neumarkt mit 6, zu Udvarhely mit 5 Professoren und außerdem 4 Gymnasien. — Die unirten Griechen haben ein bischöfliches Lyceum zu Blasendorf mit 9 Professoren und ein Gymnasium. — Die Unitarier besitzen ein Collegium zu Clausenburg und zwei Gymnasien zu Torda und Kereszțur.

Mandat K. Ferdinands I. (Innsbruck, 7. März 1563) an Alle und Jede in den Ni. öst. Landen und der Grafschaft Görz: „Wiewohl wir vor dieser Zeit zu mehrmalen befohlen, daß Niemand einige geistliche Güter, ohne unser, als regierenden Herrn, Vorwissen, zu handen bringen, sondern sich männiglich bei Verlierung des Kaufschillings derselben gänzlich enthalten soll, so langt uns doch an, daß demungeachtet je länger je mehr von den Gotteshäusern, Pfarren und Beneficien alienirt, ansehnliche Stück und Güter davon verkauft und vergeben werden, aber das Geld allein in der Inhaber und derselben Zugehörigen Nutz und Frommen bleibe — so verbiethen wir aufs Neue den Kauf solcher Güter, und bestimmen, daß er für immer kraftlos, unwirksam seyn, auch darauf weder gerichtlich noch in anderm Weg Ichts gehandelt werden soll. Auch ermächtigen wir alle künftigen Prälaten, Pfarrer und Beneficiaten, alle auf diese Weise alienirten Güter ohne Ersatz des Kaufschillings einzuziehen, und gegen die Uebertreter allen Ernstes zu verfahren. (Gedrucktes Folio-Blatt.)

P. Joseph Mezger, Verfasser der „Historia Salisburgensis," welche 1692 in Folio gedruckt worden ist, starb vor der Beendigung des Werkes; seine beiden Brüder, P. Franz und Paul, setzten es fort, indessen keineswegs mit demselben glücklichen Erfolge. Es gibt einige Exemplare mit Kupfern, die jedoch große Seltenheiten sind: »Exemplaria hujus operis,« heißt es im Catalogus Bibl. Rinkianae, »in tabernis librariis venalia communiter figuris incisis destituuntur, utpote quas Archiepiscopus quibusdam tantum concessit, ipsis tabulis sequestro positis, quae nunc, fama ferente, periere.«

Die Akten der theologischen Fakultät in Wien enthalten zum Jahre 1545: »Hac mutatione (aestiva) Franciscus Stancarus natione Italus, de linquis Hebraica et graeca bene meritus, praefectus est eisdem ordinarius per senatum Regium. Verum deprehenso ejus spiritu ejectus est decreto regio 1546.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

38. Sonnabend, den 13. Mai 1837.

## Friedrich von der Pfalz
### bei Kaiser Karl V. in Italien.

(Aus den Annalen seines Rathes Hubert Thomas.)

Nachdem Friedrich von der Pfalz aus Oesterreich, wo er während der Belagerung Wien's mit seinen Hülfstruppen bis in die Gegend von Stockerau vorgedrungen war[1], nach Hause gekehrt, hielt er sich bis zum fünften Jänner 1530 zu Neuburg auf. An diesem Tage aber begab er sich zum Reichs-Regiment nach Speier, wo man einstimmig den Beschluß faßte, ihn nach Italien zu schicken, um dem Kaiser über die glückliche Ankunft sowohl, als über die bevorstehende erfreuliche Krönung, die auf den 22. Februar festgesetzt war, im Namen des Regiments die Gefühle der innigsten Theilnahme auszudrücken, und zugleich Seine Majestät zu bitten, die Reise nach Deutschland so viel möglich zu beschleunigen, damit der allgemeinen Verwirrung abgeholfen werde. Als Begleiter wurden ihm der Edle Conrad von Schulemburg und der Rechtsgelehrte und Kanzler des Fürsten, Hartmann Hartmanni von Eppingen, beigegeben. Sie traten von Neuburg aus, wohin auch ich, zum Geleite bestimmt, von Heidelberg mich begeben, zusammen die Reise an. Wir brachen am 5. März auf, und kamen über Innsbruck und Trient am 23sten zu Villa Franca, drei Meilen vor Mantua, an, von wo mich der Fürst vorausschickte, dem Kaiser seine Ankunft zu melden, indem er selbst hier meine Rückkehr abwarten wollte.

Wie ich demnach, außern dem Schlosse Gonzaga, in einem Dorfe anlangte, traf ich dort den Kaiser eben bei der Mahlzeit, welcher hocherfreut über meine Ankunft befahl, daß ich alsogleich dem Fürsten berichten soll, Seine Majestät werden am folgenden Tage zu Mantua seyn, und ihn dort empfangen. Sogleich Willens, wieder nach meinen Pferden zu sehen, ließ mich der Kaiser durch den Grafen von Nassau fragen, ob ich schon gegessen hätte, und als ich mit dem Kopf verneinend nickte, hieß er mir von seiner Tafel einen Kalbsbraten geben, und zwar auf einer Bank ganz in seiner Nähe, denn der Platz war sehr enge. Hier fing ich nun an, nicht zu essen, sondern, wie ein hungeriger Wolf, das Gebotene zu verschlingen. Als dieses der Kaiser bemerkte, lispelte er dem Grafen von Nassau etwas in's Ohr, der nun auf mich zukam und bemerkte, daß Se. Majestät sich eine Eßlust, wie meine, wünschten. »Kein Wunder,« entgegnete ich, »24 Stunden sind es, seit ich nichts zu mir genommen; ich habe Hunger.« »Aber,« erwiederte der Graf, »du ißt Fleisch an einem verbotenen Tage;« es war nähmlich Quatember. »Fürwahr, bei dem großen Appetite habe ich ganz darauf vergessen,« gab ich zur Antwort, und wich erschreckt zurück. Als der Kaiser dieses sah, brach er in lautes Lachen aus, winkte mir mit dem Kopfe, fortzuessen, und ließ mir eine große Flasche Malaga reichen, die ich mit einem Zuge leerte. Hierauf mich verbeugend, eilte ich zu meinem Fürsten zurück, berichtete ihm, was mir der Kaiser aufgetragen, und fügte hinzu, wie es keineswegs der Wille Sr. Majestät, daß er entgegen gehe, wohl aber, daß er zu Hause ausruhe und deren Ankunft abwarte, was denn auch, wie recht und billig, der Fürst befolgte. Als aber der Kaiser nach dem Mittagsmahle in die Stadt einzog, sah der Fürst die Feierlichkeit vom Fenster aus an, versteckt unter sehr vielen Zuschauern, damit er nicht erkannt würde. Indessen dem scharfen Auge des Kaisers konnte er nicht entgehen. Der hochherzige Karl erblickte ihn kaum, als er mit dem freundlichsten Gesichte ihm zulächelte, und drei- und viermal grüßend den Kopf neigte, zum großen Staunen der Meisten, die da nicht begriffen, wem das Lächeln gelte. Weil aber der Kaiser, im Hof-Quartier

[1] Vergl. »Friedrichs von der Pfalz und der deutschen Hülfstruppen Zug nach Oesterreich wider die Türken im Jahre 1529« in Nummer 101 des vorigen Jahrgangs.

angekommen, dasselbe bereits angefüllt fand von Begrüßenden, bestimmte er dem Fürsten die Stunde der Audienz auf den folgenden Tag, und empfing ihn an diesem mit eben so vieler Güte, als Humanität. Hierauf trug der Doktor Hartmann, dem das Wort zu nehmen befohlen worden, die Rede vor, die ich mit ihm auf der Reise einstudiert hatte; denn obschon er unter den berühmten Rechtsgelehrten nicht der letzte war, hatte er doch auf die Beredsamkeit wenig Mühe verwendet. Wie er geendet, redete der Kaiser den Granvell an, der allein bei ihm stand, und ein nicht viel besserer lateinischer Redner war, und befahl ihm zu antworten. Dieser aber sprach[1]: »Officium bonis viris dignum, et rem gratam Serenissimo Imperatori fecit Regimen Imperiale, quod vos Oratores misit suam Maiestatem exhortatum, ut suscepto Imperiali diademate pacatisque jam rebus Italiae ad componendam turbatam Germaniam acceleret. Quod ipsum, et si nihil aliud sit, quam sponte currenti equo addere calcaria: est enim jam sua Majestas in itinere, ut recta Germaniam adeat, gratissimum tamen et prudentissime factum ab iis interpretatur, quod tibi Friderice Princeps hoc munus injunxerunt, quem unum inter mortales sua Majestas maxime amat; cujus prudentiam et in rebus maximis gerendis dexteritatem apprime cognitam habet: Cujus ductu, consilio, authoritate omnia conficere intendit, nec dubitat, quin ubi apposueris manum, brevi cuncta ad optatum et quem desiderant cuncta finem perveniant. Quare te iterum atque iterum gratum et acceptum advenisse repetit et dicit, uti latius tibi ipsi sua Majestas nunc aperiet.« Nun faßte der Kaiser den Fürsten bei dem Mantel, führte ihn zum nächsten Fenster, und sprach viel über die italienischen Angelegenheiten, die er wider alles Erwarten in Ordnung gebracht: »er hoffe dasselbe auch von den deutschen, die er ihm vor Allem anempfehle, mit der Bitte, während der Reise darüber nachzudenken. Ohnedieß würde er, wenn er nicht zuvorgekommen wäre, nach Innsbruck berufen worden seyn, wohin der König mit der Königin Witwe (Maria von Ungarn) kommen werde.« Da der Kaiser, während er dieses sagte, den Fürsten hoch erröthen sah, begann er heftig zu lachen, und fügte hinzu: »Wenn wir dahin gekommen, werden wir darüber ein Näheres und Weiteres besprechen; ich will dir ein guter Verwandter und Kaiser seyn[1].«

Inzwischen konnte Granvell die Rede, welche Doktor Hartmann gehalten, gegen uns nicht genug rühmen, ja er erhob sie über Alle, die er bisher von den Italienern gehört, weil sie kurz und bündig, Vieles mit Wenigem umfassend, und der Zeit ganz entsprechend gewesen. »Dagegen wäre bei den Italienern kein Ende, die nur dann gut gesprochen zu haben glaubten, wenn sie ein Weites und Breites, das oft gar nicht zur Sache gehörte, hervorgebracht, zum großen Verdruße der Zuhörer, besonders jener, die viele Geschäfte haben. Der Kaiser selbst verschiebe häufig die Audienzen, aus Furcht, die langen Reden hören zu müssen.« Dieß wiederhohlte er auch bei dem Fürsten, und bat um eine Abschrift der Rede; welcher Umstand dem Doktor Hartmann eben so viele Gunst, als großes Ansehen bei dem Fürsten verschaffte. Daher beschenkte er ihn mit einem seidenen Kleide; mich aber, der ich die Rede verfaßt hatte, mit einem — Nasenstüber.

(Fortsetzung folgt.)

## Süd-Slawische Ahnentafeln.

### I. Das Geschlecht der Homutjewitj-Gerguritj in Bosnien.

Wohl eine der ausgezeichnetsten und glänzendsten bosnischen Familien vor dem Untergange des Reiches war die der Homutjewitj-Gerguritj, sowohl wegen der hochgestellten und in der Geschichte der damaligen Zeit gefeierten Sprossen, als auch wegen der ehrendsten Verwandtschaft. Dreizehn Generationen männlichen Geschlechts hat uns die Geschichte aufbewahrt, unter welchen Bane von Kostur in Macedonien, Stellvertreter der bosnischen Bane, Ritter des heil. Jakobs-Ordens von Galizien, tapfere und unbezwingbare Generale der vereinten spanischen und neapolitanischen Krone, sowohl zu Wasser als zu Lande, erscheinen. Aus denselben gingen sogar Kaiserinen hervor, da sie ihre Töchter den griechischen Kaisern von Constantinopel, und von Trapezunt in das Haus der Kommenen verehlichten. Selbst in Wien standen sie am Hofe der Kaiser

1 Wir geben diese Rede im Original, um dem verehrten Leser in den Stand zu setzen, sie mit dem Urtheile des Referenten zu vergleichen.

1 Eine Vermählung Friedrich's mit Maria von Ungarn war schon früher und öfter besprochen worden.

in großem Ansehen, und nicht minder bei den Königen von Ungarn, wie aus ihren Privilegien und Diplomen zu ersehen, deren Aufzählung jedoch zu weit führen würde. Hier sollen nur kurz die Geschlechter aneinander gereiht werden.

Erstes Geschlecht. Knes Radiwnj Gerguritj, genannt Wladisalitj, war Herr des Schlosses Tuchelj, das in der Mitte Bosniens zwischen Kreschewo und Konjiz gelegen, vor unzähligen Jahren von seinen Vordern erbaut wurde. Der Stamm ist uralt, hierher gehören nur die letzteren, der Geschichte würdigeren Sprossen. Seine Gemahlin hieß Wladawa Baoschitj.

Zweites Geschlecht. Knes Gergur, Sohn des Knesen Radiwnj Gerguritj, des letztgenannten. Er hatte Katharina Kraschoewitj zur Frau.

Drittes Geschlecht. Knes Radiwnj, Sohn Gregors, Statthalter des Banes von Jajza und der Umgebung. Diesem hat Stephan Katromanowitj, Ban von Bosnien, alle Besitzungen seiner Ahnen, so wie die genannte Feste Tuhelj zum völligen Eigenthum im Jahre 1268 bestätigt. Er heirathete Anna Swiesditj.

Viertes Geschlecht. Knes Gregor, Radiwnj's Sohn. Er erhielt von den Brüdern den Beinamen Homutina (Kummelkessen), weil er boshaft seine zwei ungelenkigen Brüder neckte, sie spottend zwackte und höhnte. Daher heißen seine Nachkommen Homutjewitj-Gerguritj. Er war Wojwoda von Jajza und hatte zur Gemahlin Rose Kostanitj.

Fünftes Geschlecht. Knes Aurel, Sohn Gregor's des Homutina, insgemein Homutjewitj genannt, Ban der Burg Kostur in Macedonien, und Generalissimus des Czaren Stephan Nemanitj im Jahre 1349. Seine Großthaten könnten ganze Bücher füllen. Ein Zug seiner ans Fabelhafte gränzenden Schnelligkeit soll hier Platz haben. — Da er sich einst in Gesellschaft mehrerer Großen am Felde ober Smuska zwischen Kreschewo und Konjiz, nahe der Padigmanischen Kirche befand, machte er plötzlich drei so ungeheuere und wunderbare Sprünge, daß er alle in Verwunderung setzte. Sie erzählen, er habe jedesmal 32 Fuß übersprungen, so, daß man zum bleibenden Andenken große Pfeiler von Stein von einer Entfernung bis zur andern erbaute, und die Inschrift mit cyrillischen Lettern eingraben ließ: „Hier sprang Aurel Homutjewitj, der Held.“ Dieser Oberbefehlshaber des serbischen Kaiserreiches hatte zur Gattin Widosawa Baoschitj.

Sechstes Geschlecht. Knes Gregor Homutjewitj, zweiter Ban von Kostur und Herr von Popowo, Drachowa, Slano. Seine Ehefrau war Maria Gjupanewitj.

Siebentes Geschlecht. Knes Hranislaw Homutjewitj, Herr von Popowo rc.; ihm bestätigte der bosnische König Twertko alle Privilegien, Vorrechte und Besitzungen, die seine Vorfahren besassen, im Jahre 1395; er war Wojwoda und Statthalter des Königs im Küstenlande, und hatte zur Frau Rada Ljubibratitj.

Achtes Geschlecht. Knes Brajan Homutjewitj, Herr von Popowo und Drachowo; diesem nahmen die Dubrawer mit Gewalt die Herrschaft über Slano im Jahre 1460. Er ehelichte Goisawa Kowatschitj.

Neuntes Geschlecht. Knes und Wojwoda Radiwoj Homutjewitj, Herr von Popowo, Drachowo und aller Erbgüter, in deren Besitz ihn Mathias König von Ungarn 1465 bestätigte. Seine Frau hieß Widosawa Kostanitj.

Zehntes Geschlecht. Knes Milat Homutjewitj und Biliza Tachowitj seine Gemahlin.

Eilftes Geschlecht. Knes Johann Herr von Popowo und Drachowo, General aller Truppen des Königs von Neapel, dessen Gattin Rada Coritja hieß.

Zwölftes Geschlecht. Knes Iwo, Herr von Popowo, Drachowo und wiederum von Slano, General aller Waffengattungen des Königs von Spanien, und Jela Bogaschinowitj dessen Gattin.

Dreizehntes Geschlecht. Knes Peter, Iwo's Sohn, Ritter oder Kavalier des heil. Apostel Jakob von Kompostella, Commissär und General Philipp des II. von Spanien, besonders des slawischen Heeres, das sich nach dem Untergang des bosnischen Königreiches und seiner Banien an ihn anschloß.

Aus derselben Familie war Radigost um das Jahr 1320 Erzbischof und Metropolit in Bosnien in der Stadt Glassinza; ein anderer dieses Hauses, Namens Dobroslaw, war ebenda Metropolit um das Jahr 1366. Gleicherweise waren viele Domherren und Decane von St. Nikolaus, St. Barbara und anderen Orten, ferner viele Priester, Lectoren der heil. Theologie und Lehrer im Orden des h. Dominicus und Franziscus, und ein Seliger (beatus) Namens Julian aus der bosnischen Provinz aus diesem Stamme.

Ein Sprosse dieses Stammes ist auch Helena, Tochter des Knesen Iwo Homutjewitj, legitime Gemahlin

des Peter Kommenus, der ein Sohn des berühmten Alexius gewesen.

---

Das Andenken vieler edler Geschlechter ist bereits ganz erloschen, der Grund davon dieser: Als die Türken Bosnien eroberten, wütheten sie furchtbar gegen alle Eingebornen, und machten sichs zur vorzüglichen Aufgabe, alle Diplome und historischen Denkmäler zu zerstören, um jeden Funken der Nationalität, die in einem leibeigenen Volke größtentheils nur bei den Freien oder Privilegirten zu finden ist, vollends zu ersticken. Der Sultan versprach den in Jajza versammelten Großen des bosnischen Reiches alle Vesten, Dörfer und Herrschaften zu geben, und alle Privilegien, die sie unter den bosnischen Königen genossen, zu bestätigen, befahl ihnen aber zugleich, daß sie die Diplome über ihren Adel, ihre Besitzungen und die Heldenthaten, die sie und ihre Vordern verübt, mitbringen sollen. Die Magnaten beim Sultan in Jajza angelangt, weisen ihre Pergamente vor, die er alsbald verbrennen läßt, und der sichere Tod wartet nun aller der Edlen, welche das Christenthum mit den Islamismus nicht vertauschen wollen. Darauf ruft er das Volk vor sich, verändert ihre alten Namen, und befiehlt ihnen, sich künftighin nach den Tauf-Namen des Vaters zu benennen; dessen Vater z.B. Peter hieß, wurde nun Petrowitz, gleichsam Petersohn genannt, u.s.w.

Viele Große, die sich nicht zu Mahomed bekennen wollten und glücklich dem Gemetzel der Türken entgangen sind, entflohen ins Küstenland, wie das Manuscript Tajnica in einem bosnischen Kloster bezeiget:

„Eine große Anzahl Bosnier floh vor jenem Sturm in das angränzende Gebiet von Krajina und in das Küstenland, die meisten dieser Familien waren einst adelig, sind aber nun plebeisch: sie liebten die Religion mehr als das Vaterland."

Das bosnische Wappen ist ein Schild, worauf ein Halbmond und ein Stern. Im Küstenland findet sich besagtes Wappen auf vielen alten Gräbern: alles zum Beweise, daß jene Gräber die irdischen Ueberreste bosnischer Emigranten decken, die einst mächtig und angesehen waren.

(Werden fortgesetzt.)

---

Beilagen zu dem Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

## der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,

regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k.k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

c. 1. September 1296.

»Item constare cupio presentium inspectoribus universis quod vineam meam in holnburk quam emi cum mea pecunia a Friderico quodam dicto in dem Winchel pro XVIj libris Wiennensium denariorum locavi Alberto dicto vorster perpetuo iure purkreht pro VI. urnis vini sibi suisque heredibus possidendam, hac conditione apposita seu adiecta quod ipse Albero vel quicunque eidem successerit in eadem vinea sine iure hereditario aut emptionis aut donationis titulo michi, quamdiu vixero sex urnas vini boni singulis annis et post mortem meam capitulo Ardacensi cui eandem Vineam legavi persolvere non postponat hoc tamen adiecto quod si per totum predium in holuburk generalis in vino defectus aliquo annorum extiterit tunc illo anno XII denarios Wiennenses pro qualibet urna vini persolvere teneatur. Si autem aliquo annorum in solutione pensionis prenotate idem Albero aut aliquis successorum suorum negligens fuerit aut remissus ex tunc predicta vinea ad me vel ad capitulum Ardacense si supersistens non fuerim integraliter revertetur. Persolvet insuper idem Albero vel successores sui VIII denarios de eadem vinea jure purchrecht in festo sancti Michahelis anni cuiuslibet circulo revoluto.

Acta sunt haec anno domini. M. CC. LXXXXVI. Kal. Sept.

---

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

39. Mittwoch, den 17. Mai 1837.

## Friedrich von der Pfalz
## bei Kaiser Karl V. in Italien.

(Aus den Annalen seines Rathes Hubert Thomas.)

(Fortsetzung.)

Da aber der Kaiser längere Zeit in Mantua blieb, und dem Vergnügen der Jagd lebte, wandelte den Fürsten das Verlangen an, die wohl befestigte und herrliche Stadt Ferrara zu sehen. Nachdem das Schiff bereitet, und wir bei Andes den Manen Virgils unsere Verehrung gezollt hatten, kamen wir auf dem Flusse Po dahin, und wurden von dem Herzog eben so zuvorkommend aufgenommen, als gütig bewirthet. Doch speiste dieser nicht mit dem Fürsten, weil er Fleisch aß, der Fürst aber als in der Fastenzeit sich davon enthielt. Uebrigens wurde weder goldenes noch silbernes Geschirr auf den Tisch gebracht, sondern Alles, obgleich im Ueberfluß, in irdenem gerricht, entweder weil es so Sitte, oder in Erinnerung der Verslein:

Fortunam reverenter habe, quicumque repente
Dives ab exili progrediere loco.

Der Herzog zeigte uns hierauf den reitzenden, auf einer Insel des Po gelegenen Garten und die übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt, an denen wir uns zwei Tage erfreuten, und dann wieder nach Mantua zurückkehrten. Hier ungeduldig über das lange Verweilen des Kaisers (schon waren 15 Tage seit unserer Ankunft verflossen, und der Fürst von Mantua, der erst neulich zum Herzog ernannt worden war, gab uns weder Beweise des Wohlwollens noch der Freundschaft), ging Friedrich zu Sr. Majestät, und bat um die Erlaubniß, nach Venedig reisen zu dürfen, um diese merkwürdige Stadt näher kennen zu lernen. Der Kaiser gestand dieß freundlichst zu, und bestimmte den Tag, an welchem er nach Trient zurückkehren würde. Wir verließen demnach Mantua, und gingen zu Lande über Legnano, Montagnana und Este bis Monselice; von hier zu Wasser auf dem Po nach dem umfangsreichen Padua, und nachdem wir hier Alles besehen, fuhren wir auf der Brenta und endlich auf dem Meere gegen Venedig, wo wir in einem öffentlichen Gasthause einkehrten, nur von Wenigen begleitet, denn der Fürst wollte unerkannt bleiben. Doch das erhabene Antlitz desselben verrieth sogleich, daß er nicht der Menge, noch weniger dem Volke angehöre; daher schickte der Senat zu ihm, mit der Bitte, das Incognito abzulegen. Die Freunde riethen zur Bekenntniß des Namens, und als die Venetianer diesen erfuhren, wiesen sie dem hohen Fremdling sogleich die weitläufigsten Gebäude nächst dem Pallaste an, und ließen ihn von einigen Senatoren dahin begleiten.

Der Doge und der Senat sollen sehr bedauert haben, daß er sich nicht früher zu erkennen gegeben: sie bestimmten nun aus ihrer Mitte drei ansehnliche Männer, die den Fürsten in der ganzen Stadt herumzuführen, mit allen Denkwürdigkeiten bekannt zu machen, und für uns aus dem Gefolge Sorge zu tragen hatten. Nie ist der Fürst mit größerem Pompe behandelt worden. Nur Eines war, worüber wir klagten: daß uns nähmlich kein anderer Wein, als Malaga, vorgesetzt wurde, obwohl dieser in höchst reichlichem Maße und mit dem Wunsche, so recht nach deutscher Sitte zu zechen, was indessen der Fürst auf das schärfste verbothen hatte. Am Mittwoch in der Charwoche waren wir in Venedig gelandet; am Ostermontag (ich weiß nicht ob einem Gelübde zu Folge, oder aus Vorsatz) haben der Doge selbst und der ganze Senat den Fürsten aus der St. Markuskirche in andere nahe gelegene Tempel mit wahrhaft großer Feierlichkeit geführt, und wieder zurückbegleitet. Nach der Mittagstafel wurde eine sehr ansehnliche Senats-Versammlung gehalten, und der Fürst, mit dem Degen umgürtet, was sonst nie Jemand gestattet wird, eingeführt. Er erhielt den Sitz zunächst dem Dogen;

uns wurde ohne Degen einzutreten gestattet. Kurz, es geschah Alles, was nur immer zur Ehre und Erheiterung des Fürsten ausgedacht werden konnte. Am folgenden Tage nahmen wir dankbar Abschied, und reisten, um zur rechten Stunde in Trient einzutreffen, frohen Muthes weiter. Auf dem Wege sprach der Fürst viel und über verschiedene Dinge mit mir; unter Anderm sagte er, daß ihm der Graf Heinrich von Nassau sehr gut wolle, daher, und weil dieser auch ein Deutscher, er ein großes Vertrauen auf ihn setze. Dieser hatte ihm zu Mantua wegen der Verehelichung mit der Königin Witwe von Ungarn alles Gute zu hoffen gerathen: »dem Kaiser, dem Kanzler und Granvell liege die Sache sehr am Herzen, und sie hätten gesagt, daß sie nichts Besseres thun könnten, als wenn sie dich, zum Verwandten gemacht, auch zum römischen Könige wählen ließen. Der Kaiser könne nicht lange in Deutschland verweilen, indem ihn die endlosen Geschäfte seiner übrigen Reiche wieder abriefen; der König Ferdinand aber, neuer Herr zweier Königreiche, sey in einen beständigen Krieg mit dem mächtigsten Feinde, dem Türken, verwickelt. Beide sähen die schwierige Lage Deutschlands nicht hinlänglich genug ein, oder auch, wenn sie dieselbe einsähen, könnten sie ihr doch nicht die nöthige Aufmerksamkeit widmen. Du, in Deutschland geboren und erzogen, würdest ohne Mühe Alles in Ordnung bringen, und als ihr Verwandter gewiß mehr des Guten in Deutschland gründen, als wenn sie es selbst verwalten sollten.« Diese Rede fand bei Friedrich leichten Eingang, der überhaupt, leider zu seinem Unglück, gerne der Hoffnung lebte, was auch so ziemlich allgemein bekannt war. Daher diejenigen, welche ihn hintergehen wollten, stets nur die größten Aussichten ihm vorzuspiegeln brauchten. Ich, der höfischen Sitte fremd, erwiederte: »Innerhalb wenigen Tagen werden wir den Ausgang des Lust- oder Trauerspieles haben.«

Von Trient aus im Gefolge des Kaisers, gingen wir nach Innsbruck, wo auch bald nach uns die beiden Königinen von Ungarn, Ferdinands Gemahlin Anna, und die Witwe Maria, ankamen; hier blieben wir bis zum 5. Juni. Indessen starb der durch Herzensgüte und Scharfsinn gleich vortreffliche kaiserl. Kanzler, wodurch die Verwaltung und Besorgung aller Reichsgeschäfte auf Granvell und den Statthalter von Castilien überging. Diese kamen eines Tages mit dem Grafen von Nassau zum Fürsten, und sprachen Anfangs viel und auf Umwegen über den Zustand Deutschlands und den Reichstag, der bereits angesagt war: endlich lenkten sie ihre Rede auf Herzog Wilhelm von Baiern, und erzählten, daß Abgeordnete desselben angekommen, die den Kaiser nach München zu kommen eingeladen. Seine Majestät wollten wegen Bequemlichkeit der Reise diesen Antrag nicht gerne zurückweisen, aber auch nicht mit vollem Herzen annehmen; denn sie wüßten recht wohl, welche Umtriebe der Herzog bei dem Könige von Frankreich und den Churfürsten, namentlich aber bei dem Churfürsten von der Pfalz versucht, und auch, welche Gesinnung zum Hause Oesterreich er trage, stehe fest in Ihrem Gedächtniß. Daher er Seiner Majestät viel zu denken schaffe, damit er nicht über die Hintansetzung seiner Einladung etwas unternehme, was wider das Ansehen Seiner Majestät, des Hauses Oesterreich, ja des ganzen Reiches, und selbst gegen das Haus Pfalz wäre. Se. Majestät seyen übrigens fest überzeugt, daß weder der Churfürst von der Pfalz, noch Friedrich nach Aehnlichem strebe; daher wenn es Friedrich gerathen und dem Vortheile des Reiches entsprechend schiene, und er selbst dazu behülflich seyn wollte, hätten Seine Majestät zu versuchen beschlossen, ob die Churfürsten zu bewegen wären, Ihren Bruder Ferdinand zur römischen Königswürde zu erheben. Daraus würde folgen, daß zwei Brüder, einstimmig und mit vollen Kräften, für das Wohl des Reiches Sorge trügen; auch wäre dieß nichts Neues für die Zukunft, da es bereits von mehreren Kaisern geschehen: so habe Friedrich Barbarossa Heinrich den Sechsten; Heinrich aber Friedrich II. und Philipp, und erst neulich der Ahnherr Friedrich seinen Sohn Maximilian wählen lassen.“ Hierauf erwiederte der Fürst mit vieler Freundlichkeit: »er könne das Vorhaben des Kaisers nicht mißbilligen, doch sey er weder Churfürst noch von so großem Ansehen, daß von ihm in einer so schwierigen Sache viel zu erwarten. Uebrigens werde er, der seit der frühesten Jugend nichts unterlassen habe, was zur Ehre, zum Gedeihen des Hauses Oesterreich beitragen mochte, sich auch in dieser Angelegenheit durch Rath und That so verhalten, daß er in keiner Beziehung den Interessen Ferdinands als fremd erscheine: indessen wolle er auch sie gebethen haben, daß sie wegen der Heirath bei beiden Majestäten seiner denken möchten. Sie gelobten es unter lauten Dankbezeugungen und versprachen die Sache mit allem Eifer zu betreiben.

(Schluß folgt.)

# Süd-Slawische Ahnentafeln.

## II. Das Haus der Wladimirowitj.

Die alte südslawische Geschichte, die Diplome der Bane und Könige von Bosnien, so wie die der venetianischen Dogen bewahrheiten den Adel, das Ansehen und die Macht, deren sich einst die Familie Wladimirowitj erfreute. Weltberühmte Thaten der Geschichte überlassend, will ich nur den Inhalt einiger Pergamente anführen.

Am 20. Mai des Jahres 990 erhielt Wukotin Wladimirowitj, Herr der Veste Wladinjez, und Capitän mehrerer Orte und Schlösser in der Herzegowina, von Petro Candiano ein Adels-Diplom, worin ihm seiner Dienste, seiner Treue und Hülfe wegen viele Vorrechte zugesichert werden.

Im Jahre 1010 gab Katromon, Ban von Bosnien, dem Wukossaw Wladimirowitj ein vorzügliches Diplom, in welchem Knes Wukossaw Herr der ganzen Naretwa genannt, durch die versammelten Edlen und Großen des Königreiches von den allgemeinen Lasten befreit wurde, welche zu leisten diese sich verpflichteten. In eben dieser Urkunde werden ihm die ausgebreitetsten Herrschaftsrechte über alle seine Dörfer, Gauen und Schlösser eingeräumt.

Vom Jahre 1387 datirt sich die Urkunde des Knesen Radosch Wladimirowitj von Stephan Twertko, dem König der Bosnier. Hier wird ihm gegeben und bestätigt der Besitz der Brotjno, Ljubuschki und aller Dörfern bis ins Küstenland.

Um das Jahr 1446 war Wilemir Wladimirowitj aus dem Orden des heil. Basilius Abt, Bischof zu Kreschowja, im Lateinischen und Griechischen vorzüglich bewandert; er war Großkanzler und Reichs-Historiograph des Königs Stephan Tomaschewitj.

Im Jahre 1461 hat Knes Radiwoj von Stephan Kristitj, König in Bosnien, viele feste Plätze zum Lohn seiner Treue und tapfern Kriegsdienste erlangt. Mlit am Meere unweit Stono war mitbegriffen.

Knes Wladislaw befand sich gegen das Jahr 1551 zu Perza unter Batjina im Küstenlande, erhielt sich wohl im Besitze, keineswegs aber im Ansehen seiner Ahnen; er fühlte den Uebermuth der Türken, der Niemand schonte. Er vereinigte sich mit den Knesen des Küstenlandes, um einige Gesetze und Verordnungen in Kraft treten zu machen, die er mit eigener Hand unterschrieb.

P. Daniel Wladimirowitj, aus dem Orden des heil. Franciscus bosnischer Provinz, ein weiser und gelehrter Mann, war 1563 Bischof von Duwno, litt durch die Türken viele Verfolgungen, und zuletzt den Martyrertod. Sein Leib wurde von den Christen ausgegraben und in der Kirche des Klosters Ljubuschki beigesetzt.

Im Jahre 1620 wurde Knes Simeon von den Zenggern in Perza, als sie ganz Dalmatien verheerten, getödtet. Seinen Sohn Johann nannten die Anhänger des griechischen Ritus Simunowitj, und so hießen alle seine Nachkommen.

Dieser Knes Johann eroberte die Kraina bis zur Feste Norin im Jahre 1647, und deßhalb wurden ihm von dem erlauchten Dogen Franz Molino alle bosnischen sowohl, als venetianischen Priviligien bestätigt.

Im Jahre 1684 wurde der ehrwürdige P. Anton Wladimirowitj, genannt Gabeljaine, ein weiser Priester, zum Provinzial der bosnischen Provinz erwählt.

Knes Nikolaus Wladimirowitj nahm 1685 mit bloß vier treuen Gefährten Norin ein, und erhielt dafür vom Dogen Lob und Geld. Dieser wurde wiederhohlt von J. Cornero an die türkische Gränze geschickt, das Volk von Bebitj zu überreden, in das Gebiet der Republik auszuwandern; er kam auch wirklich zur günstigen Zeit, sich in dem Landstriche, das ehemals seine Vordern inne hatten, festzusetzen. Ein nahmhafter Held seiner Zeit, kämpfte er oft siegreich wider die Feinde des Christenthums, wurde aber bei der Einnahme der Feste Gabela von einer türkischen Kugel zu Boden gestreckt. So sagen die Zeugnisse der Generale Cornero und Dulfino vom Jahre 1690 aus.

P. Simeon Wladimirowitj war um das Jahr 1700 Pfarrer zu Sarajewo in Bosnien, den die Türken wegen der Religion getödtet haben, nach dem Zeugniß der im General-Capitel zu Mailand 1722 vorgewiesenen Documente.

Um das Jahr 1704 wurde Knes Georg vom Feldherrn Zana zum Anführer der Gränztruppen ernannt, an deren Spitze er in die Türkei einfiel, das Land verwüstete, Gefangene abführte und tödtete.

Um das Jahr 1751 wurde den Knesen Lucas und Johann Wladimirowitj in Betracht der alten Vorrechte eine herzogliche Urkunde ausgestellt, worin ihnen die Diplome der bosnischen Könige bestätigt, zugleich der adelige Rang eines Knesen auf ewige Zeiten, und alle jene Privilegien ertheilt wurden, deren die übrigen slawischen Großen im Dienste der Republik sich erfreuten. Am Ende des vorigen Jahr-

hunderts lebten von diesem Geschlechte noch zwei Priester des heil. Franziscus. Der eine war Lector generalis in Sebenico, ein tugendhafter und gelehrter Mann Namens P. Lukas; der andere F. Paskal, Neffe des Vorigen, war noch Theolog in Ungarn.

(Werden fortgesetzt.)

## Beilagen zu dem Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

## der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,

regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

d. 17. November 1296.

»Item prenominatas sex urnas vini legavi seu ordi»navi capitulo ardacensis ecclesie perpetuo persolvendas, »hac adiecta conditione sive modo, ut predicti fratres »ipsius capituli Ardacensis annis singulis in anniversario »felicis memorie domini Chonradi comitis Silvestris Fri»singensis episcopi qui est primo die intrante Martio, ip»sius memoriam peragentes vigilias et missam pro defunc»tis debeant illa die cum choro sollempniter decantare, »quibus exsequiis celebratis, ipso die ob anime sue reme»dium predicte VI urne inter cannonicos qui tunc presen»tes exsequiis interfuerint equaliter dividantur«.

»Item legavi et ordinavi capitulo Ardacensi aliquas res »mobiles in camera mea, pro quibus emeretur per execu»tores ad hoc deputatos aliquod predium de cuius censu »consolaretur sacerdos qui in altari S. Corbiniani Confes»soris in basilica, saltim bis vel ter in qualibet ebdomada »celebraret.«

»De predicta pecunia emptum est feodum in Slaezpach »quod servit V. solidos Wiennensium denariorum an»nuatim.«

»Item adieci et deputavi per donacionem causa mortis »predicto capitulo Ardacensi post mortem meam sex li»bras Wiennensium denariorum de domo mea aput Waid»houen quas VI. domicellus tunc famulus meus post obi»tum meum persolvere tenebitur eidem capitulo finaliter »ut promisit, propter hoc in eadem domo nobis perpetuo »cum suis heredibus successurus, cum hiis itaque sex li»bris prefatis capitulum emere debebit ex tunc aliquod »prediolum ex quo annuatim in conversione beati Pauli »fratres, qui presentes illo die fuerint in divinis officiis »recipiant consolationem aliqualem.«

»Acta sunt hec apud Ardakker Anno domini 1296 in »die beati Gedrudis.«

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

K. Ferdinands Mandat (16. Jänner 1546) an Alle, so in den ni. öst. Landen über Pfarren, Beneficien und andere dergleichen geistliche Stiftungen, Obrigkeiten oder Vogteien, oder diese in Verwaltung haben, „daß ihr nach Abgang der Geistlichen, so unter Euern Vogteien oder Obrigkeiten sind, in ihre Verlassenschaft weiter und anderes nicht greifet, als vor altem Herkommen, nähmlich, daß ihr die gewöhnliche Sperre, Inventirung und Verwahrung thun lasset, und zur Behütung der Pfarrer- und Beneficiatenhöfe oder Häuser nicht mehr Volkes und Gesindes haltet, als Noth thut.“

Augsburg, 24. August 1550: Ferdinand an Alle und Jede der ni. öst. Lande: „Da unter den Gesellen des Weißgärber- und Ircher-Handwerks mit Collationen Abent und Außschenckhen, viele Mißbräuch eingerissen, also daß an mehr Orten, da solch handtwerk gearbait wird, in einer wochen, auf der hin- und widerreisenden Gesellen Ankunft nicht ein oder zwo, sondern zu vier und fünf versamblungen und Collationen, Abent und Außschencken beschehen — daraus dann nicht allein den Meistern in den Werkstätten viel versaumbniß, Nachtheil und oft verderblich Schaden, sondern auch allerlei Unrath, Mord, Schande, Laster und muthwillige Handlungen erfolgen, so sind auf Ersuchen diese Collationen, Abent und Außschenken gänzlich aufgehoben und eingestellt.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

**40.** Sonnabend, den 20. Mai **1837.**

## Beiträge zur vaterländischen Siegelkunde.

### I.

### Die Reitersiegel Herzog Rudolph's IV.

Unter die wichtigsten Documente, welche über den Zustand der Kunst und den im Mittelalter herrschenden Geschmack Aufschluß geben, gehören unstreitig die Siegel, die bisher keineswegs nach dem vollen Umfange ihres Verdienstes gewürdiget wurden; im Gegentheile hat man Beschäftigung mit Sphragistik, trotz der Bemühungen Einzelner, entweder als eine genealogische Spielerei betrachtet, oder gar mitleidig belächelt. Ein vaterländisches Museum, das in jeder Rücksicht so schwer vermißt wird, mit diesem eine Sammlung mittelalterlicher Siegel, welche bei den Schätzen der österreichischen Archive durch Gipsabgüsse so leicht begründet und vermehrt werden könnte, wäre allein im Stande, diese Irrthümer praktisch zu widerlegen, und es würde ein Feld bebaut, nicht unfruchtbar für die Geschichte des Vaterlandes, und gewiß von höchster Wichtigkeit für die Geschichte mittelalterlicher Kunst.

Wenige Denkmale derselben sind uns aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte übrig geblieben, aber die Siegel sind redende Zeugen, daß es jenem Zeitalter weder an Kunstsinn, noch Geschmack gefehlt hat. Wir sehen die altdeutschen Bogen und Verzierungen, welche uns an den ernsten düsteren Domgebäuden durch ihre Kühnheit und Großartigkeit in Erstaunen setzen, auf den Siegeln der Bischöfe und Aebte im Kleinen mit einer Zierlichkeit und Nettigkeit ausgeführt, durch die wir erst jene großen Massen in ihrer Gesammtheit auffassen und würdigen lernen. Die Städtesiegel jener Zeitperiode tragen das Gepräge einer Prachtliebe an sich, wie sie nur aus blühendem Wohlstand entspringt, wie jene von Krems, Ybbs, Klosterneuburg; und wer die Leistungen des Grabstichels nach gleichzeitigen Münzen beurtheilen wollte, würde auf einen großen Abweg gerathen. Roh an Form und Gepräge erscheint die Münze bis zu Maximilian I., während schon von Ottokar schöne Majestätssiegel vorhanden sind. Auf die Frage, woher dieser auffallende Unterschied zwischen Münze und Siegel in Rücksicht der Kunst? stellen sich zunächst folgende Gründe dar:

1) befand sich die Münze in den Händen einer bevorrechteten Innung, diese aber kleben gerne am alt Hergebrachten, und sind dem Zwecke der Kunst, einem beständigen Vorwärtsschreiten, nicht förderlich;

2) hatte der Künstler bei dem Schneiden des Münzstämpels mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen; er mußte in Stahl arbeiten, während die Siegel in Messing oder Silber gegraben wurden;

3) spielte das Münzwesen damals eine viel zu untergeordnete Rolle, denn wie sehr dessen Wichtigkeit verkannt wurde, zeigt das sonderbare Vorrecht des Landesfürsten, das im Umlauf befindliche Geld alljährig einzuziehen, und wieder schlechter auszuprägen. Herzog Rudolph IV. begab sich zwar dieses Vorrechts gegen Einführung des Tax- oder Umgeldes, allein es scheint, daß hierdurch wenig geholfen wurde, denn unter Friedrich IV. und dessen Bruder Albrecht war die Münze in Oesterreich so schlecht, daß Herzog Ludwig der Reiche genöthigt war, ebenfalls eine geringe Münze zu schlagen[1].

4) Die Siegel dagegen behaupteten im bürgerlichen Leben eine besondere Wichtigkeit; das Anhängen derselben gab einer Urkunde, da eigenhändige Unterschriften nicht ge-

1 Joann. Vetter (fasti consulares Landeshutani bei Oefele scriptores rerum boicarum T. II. ad annum 1459) beklagt sich, daß Kaiser Friedrich, Sigmund Erbischof von Salzburg, Ulrich Bischof von Passau, die Landgrafen zu Hals, Johann Graf von Görz und Herzog Albrecht zu Oesterreich eine »gar geringe Munz schlugen« wodurch Herzog Rudolf der Reiche von Baiern, und Herzog Albrecht von München gezwungen wurden, ein Gleiches zu thun, »und hueben an ze schlagen je III Loth Silber auf ain Marck.«

bräuchlich waren, Rechtskraft; Städte erhielten das Recht Siegel zu führen durch landesherrliche Briefe, und selbst die Farbe des Wachses war ein Gegenstand des Ehrgeitzes und der Auszeichnung. Ursprünglich bedienten sich nur Fürsten des weißen, Städte und Klöster dagegen des grünen Wachses; im 14ten Jahrhundert fingen die Fürsten an, sich auch des rothen Wachses zu bedienen, ohne daß hierdurch der Gebrauch des weißen beseitigt wurde[1]; und Ladislaus Posthumus belohnte die Anhänglichkeit und Treue, welche die Stadt Krems seinem Vater bewiesen hatte, mit dem Rechte, mit rothem Wachs zu siegeln[2].

Natürlich war es also, daß Fürsten und Herren, Städte und Klöster durch Pracht auszuzeichnen suchten, was in bürgerlicher Hinsicht eine so große Bedeutung hatte und Zeugniß gab von dem Range und Reichthum des Besitzers. Herzog Rudolph IV. fand sich sogar veranlaßt, die Freiheiten und Rechte, welche er der von ihm gestifteten Kapelle in der Burg zu Wien verliehen hatte, „in den Zeiten, dieweilen Wir sunder fürstlich Insiegel nicht gehebt haben“ in einer neuen Urkunde aus dem Grunde zu bestätigen, weil er jetzt ein eigenes fürstliches Siegel, und volle Gewalt in Schwaben und Elsaß habe[3]. Und wirklich gehören die Siegel dieses Fürsten, der nicht minder prachtliebend als eifersüchtig auf die Vorrechte Oesterreichs war, und dessen Stolz es nicht ertragen konnte, an äußerem Glanz oder Ansehen übertroffen zu werden, zu den schönsten Kunstwerken des Mittelalters, und somit sey es der Vorwurf dieses Aufsatzes, die beiden größeren Siegel desselben mit ihren vorkommenden Varianten näher zu besprechen.

Das kleinere derselben, vier Zoll im Durchmesser, ist ein sogenanntes Münzsiegel. Auf der Vorderseite erscheint der Herzog in voller Rüstung, mit geschlossenem Helme, rechts[4] reitend. Am linken Arme trägt er den Schild mit dem österreichischen Bindenwappen, dessen Querbalken von einem Blumengewinde durchzogen ist, in der Rechten trägt er das Banner mit dem steierischen Panther. Den Helm deckt eine Krone, welche auf der flatternden Helmdecke ruht und mit dem Pfauenfederbusch geschmückt ist. Der Herzog hat das Schwert umgürtet, was auf keinem Siegel seiner Vorfahren aus dem Hause Habsburg der Fall ist, wohl aber erscheinen die meisten Babenberger und König Ottokar mit diesem Schmucke[1]. Auf dem Kopfe des Pferdes ruht eine Krone mit einem über die Stirne herabhängenden Kreuze, auf ihr sitzt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Mit Ausnahme der Füße ist das Pferd mit einer Decke bekleidet, welche rückwärts hoch aufsliegt und am Halse mit dem Wappen von Kärnten, an der Brust mit dem steierischen und am Halse mit jenem von Pfirt geziert ist. Den Raum um die Figur füllen Vierecke aus, durch zusammengesetzte Kreisbogen gebildet, innerhalb welcher sich abwechselnd Adler und Drachen befinden. Die Umschrift in zwei Reihen lautet:

† RUODOLFUS : QUARTUS : DEI : GRATIA : PALATINUS : ARCHYDUX : AUSTRIE : STIRIE : KARINTHIE : SUEVIE : ET : ALSACI. (2. Reihe) E: DOMINUS : CARNIOLE : MARCHIE : AC : PORTUS: NAONIS : NATUS : ANNO DOMINI. • : M : • . CCC: XXXIX.

Auf der Rückseite sehen wir ein altdeutsches Portal, auf jeder Seite mit drei Reihen Nischen, dessen Außentheile von zwei Waldmännern als Karyatiden gestützt werden. Unter demselben steht der Herzog im Harnisch auf zwei Hirschen, um die Schultern hat er den Fürstenmantel, in der Rechten das Zepter, während er die Linke auf das Schwert stützt, welches an einer über die Brust herabwallenden Kette befestiget ist, so wie der Dolch, welcher an der rechten Seite im Gürtel steckt; statt des Helmes trägt der Fürst den Herzogshut auf dem Haupte, zu dessen beiden Seiten, rechts der österreichische Bindenschild, links das Wappen mit den fünf Adlern angebracht ist, über und unter diesen Wappenschildern befindet sich das Wort: † RU • ODO • LF • US vertheilt. In den Nischen befinden sich Figuren, die Wappen der österreichischen Provinzen und Herrschaften haltend, und zwar zur Rechten des Herzogs eine stehende Frauengestalt mit dem Wappen von Burgau auf der Brust, ferner jenes von Kärnten von einem knieenden Engel, jene von Pfirt und der windischen Mark von weiblichen Gestalten getragen, endlich Portenau ohne Wappenhälter; an der linken Seite in symmetrischer An-

1 Das rothe Wachs wurde gewöhnlich bei den kleineren sogenannten Sekretsiegeln gebraucht, von Reiter- und Majestätssiegeln ist mir bis zu Maximilian I. nur das größere Reitersiegel Rudolphs IV. in rothem Wachs vorgekommen.

2 Die Urkunde befindet sich in dem, durch die Bemühungen des dortigen Herrn Magistratsrathes Wagner sehr wohlgeordneten Archive der landesfürstlichen Stadt Krems.

3 Die Urkunde, gegeben zu Colmar, Freitag nach Maria Lichtmeß 1358 findet sich bei Steyerer: Comentarii pro historia Alberti p. 264.

4 Heraldisch genommen. Die Figur bietet also dem Beschauer die linke Seite dar.

1 Hierüber sind die Abbildungen bei Herrgott Monumenta Tom. I. Sigilla et Insignia — Hanthaler, Recensus diplomatico-genealogicus — Hueber Austria ex Archivis Mellicensibus illustrata — nachzusehen.

ordnung trägt eine weibliche Gestalt das Wappen von Kyburg, ein Engel hält das steierische, weibliche Figuren das habsburgische und das von Krain, ohne Wappenhälter ist Rappers wil. Ueber der äußersten Nische rechts ruht ein gekrönter mit einem Adlerfluge gezierter Helm, links ein auffliegender Adler. Ueber den anderen Nischenreihen ist die Ueberschrift vertheilt: NA. IDIE. OM. SCT. TOR. (Natus in die omnium sanctorum). Die Umschrift in einer Reihe lautet:

† RUOD°. DEI : GRA : SAC : ROMANI : IMPERII : ARCHYMAGISTER : VENATOR : ALBERTI : DUCIS : ET : IOHANNE : DUCISSE : PRIMOGENITUS. Nach dem letzten Worte ist ein kleines Schildchen mit dem österreichischen Bindenwappen.

Die auf der Vorderseite dieses Siegels eines Pfalzerzherzogs, so wie eines Herzogs von Schwaben und Elsaß zogen die Aufmerksamkeit der Churfürsten und des Kaisers auf sich, und Rudolph mußte diesem Siegel mittelst einer eigenen Urkunde entsagen, welche wahrscheinlich bei den im Jahre 1360 mit Carl IV. zu Eßlingen gepflogenen Friedensunterhandlungen ausgestellt wurde. Wie wenig Rudolph diesem Versprechen nachkam, beweiset ein Brief Carl's IV., durch welchen Rudolph im folgenden Jahre vor ein Fürstengericht in Nürnberg geladen wurde, worin es unter andern heißt: »Liber Sun, du hast uns gelobt mit deinen offenen Briefen, daz du deine Insiegel, die wider recht vnd gewonhait gegraben waren, darinne du Herczog in Swaben vnd in Elsazzen genennet bist, inwendig einer genanten Frist abetun woldest [1].«

Dieses Siegel, so wie es hier beschrieben wurde, und sich an mehreren Urkunden im Archive des löbl. Magistrats der Residenzstadt Wien befindet, erscheint nirgends genau abgebildet, denn in der Abbildung, welche Schönleben [2] liefert, ist der Raum um die Figur ganz leer gelassen. Bei Herrgot [3] und Steyerer [4] erscheint eine Variante, indem der Kopf und die Stirne des Pferdes weder mit Krone noch Kreuz geschmückt ist, bloß ein Haarbüschel hängt zwischen beiden Ohren über die Stirne herab, überdieß ist der Raum um die Figur mit Blumen ausgefüllt. Daß

1 Glafey: Anecdotorum S. R. I. Historiam ac Jus publicum illustrantium collectio. Dresden und Leipzig 1743 pag. 559 et seq. Der Brief ist gegeben zu Nürenberg 1361.

2 Schönleben dissertatio polemica de prima origine Augustae Domus habsburgico - austriacae. Laibach 1680.

3 L. c. Tab. VI. Fig. VII.

4 L. c. Fig. XII.

von Seite des Kupferstechers kein Fehler obwalte, erhellt daraus, daß Herrgott die Abbildung bei Schönleben ausdrücklich bespricht, und da er die Krone auf dem Pferdekopfe für einen Zeichnungsfehler hält, hinzu fügt: quod genus additamenti in hujus formae sigillis hactenus haud vidi; zugleich gibt er an, daß seine Abbildung nach einem Siegel an der mit n. 19 litt. S. bezeichneten Urkunde im Schotten-Archive gearbeitet sey [1].

Hanthaler hält die Rückseite für ein eigenes Siegel, welches Rudolph noch bei Lebzeiten seines Vaters geführt habe [2], allein da er in seinen zu jener Zeit ausgestellten Urkunden [3] sich Herzog von Oesterreich, Steier u. s. w. nennt, so ist es unwahrscheinlich, daß er sich auf dem Siegel mit dem einfachen noch dazu ganz neuen Titel eines Erzjägermeisters begnügt haben würde [4].

(Schluß folgt.)

---

## Beilagen zu dem Bericht
über eine
im Jahre 1831 unternommene kleine Reise
zum Behufe
# der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,
regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

3.

»Ego Vlricus de Iuhsnek canonicus Ardacensis, feodum meum dictum in Erleh, situm in barrochia Chalmvnz quod mea pecunia videlicet pro X libris Wiennensium denariorum comparavi, quod annuatim servit mediam libram et XV denarios vsitate monete in die b. Martini conf. et nichil aliud. Lego et ordino, nec non iam vive vocis oraculo do et assigno libere fratribus meis et Canonicis Ardacensis ecclesie perpetualiter possidendum. Hac adiecta conditione ut videlicet predicti feodi census

1 Herrgott Monumenta Tom. I. pag. 16.

2 Hanthaler Recensus diplomaticus Tom. I. pag. 216. »In quo princeps noster, needum, ut videtur, gubernans, duobus cervis insistit.« — Zu dieser Ansicht führten ihn vielleicht die Worte Alberti ducis et Johannae ducissae primogenitus. Allein auf den Siegeln Ottokars, dann Andreas III. (bei Pray) finden wir Aehnliches, ersterer nennt sich Wenceslai filius, letzterer Andreae secundi nepos.

3 Steyerer l. c.

4 Abbildungen dieses Siegels geben Herrgott l. c. Tab. VII. Fig. II und Steyerer Fig. VII.

»inter canonicos qui vigiliis mortuorum et misse pro de- »functis celebrate, in vigilia S. Katarine interfuerint pre- »sentes tantummodo dividatur.«

---

»Item feodum meum in predicta barrochia situm, quod »vulgariter in dem pimizcha appellatur, quod etiam emi »mea pecunia videlicet pro X libris Wiennensibus quod »annuatim servit mediam libram vsitate monete in die b. »Martini et nichil aliud, lego et ordino immo iam in pre- »senti bona voluntate do et assigno, libere fratribus et »canonicis Ardacensis ecclesie perpetualiter possidendum, »huiusmodi apposita conditione et adiecta, videlicet ut »predicti fratres feodi census inter canonicos ejusdem ec- »clesie qui vigiliis mortuorum et misse pro defunctis cele- »brate in festo S. Lucie virginis interfuerint presentes, tan- »tummodo dividatur.«

---

»Item hubam sitam in barrochia Steuenshard que vul- »gariter appellatur am lehen, quam etiam mea pecunia »videlicet pro XII libris Wiennensibus comparavi, lego »et ordino, immo etiam presentialiter iam assigno libere »capitulo Ardacensis ecclesie iure proprietatis perpetualiter »possidendam, hujusmodi conditione interclusa, videli- »cet ut supradicti canonici Ardacenses tam presentes quam »futuri perpetuo ob reverenciam Alme virginis Marie per »totum Annum omni feria sexta ante inceptionem vespe- »rarum cantent tonaliter antiphonam Salve regina, per »totum cum collecta consequenti. Et si forte quod absit »sepe dicti canonici, a talibus iam dictis condictionibus »et huiusmodi devotione cessaverint negligenter, tunc »prepositus qui pro tempore fuerit admonitione trina pre- »missa liberam habeat postestatem pro velle suo de pre- »dictis prediis aliud remedium ordinandi, volo etiam ut »excluso preposito et suis officialibus, solummodo capitu- »lum Ardacensis Ecclesie et nemo alter in predictis pre- »diis plenam habeat instituendi et destituendi auctorita- »tem. Et omnes eventiones, fructus et utilitates quesite »et iurquirende inter canonicos presentes tantummodo di- »vidantur. Volo etiam ut Steura, sive alia inordinata cu- »juscunque vocabuli exactio vel etiam quod vulgariter tod »houpt appellatur, a colonis sive a cultoribus predicto- »rum prediorum nunquam pretextu alicuius consuetudinis »exigatur.«

»Item emi mea pecunia, Casulam et talmaticam et »subtile de Syndone rubeo ad ecclesiam ardacensem. Ideo »rogo supplico humiliter et devote, omnes canonicos Ar- »dacenses tam presentes quam futuros, ut causa proprie »salutis, in predicto ornatu singulis annis in festo beate »Katerine virginis, et in festo S. Nicolay, et in festo b. »Marie Magdalene, velint divina officia cum ministris »absque fastidio sollempniter celebrare.“

V. Cod. CCXXXVIII. Fol. 7 et 8.

---

22. November 1315.

»Ego VI. de luestnich, lego et ordino capitulo ecclesie »ardacensis feodum meum in Auffuernsberg quod servit »vj solidos denariorum in die sancti Egidii. Item servit »lx denarios in Nativitate domini et colonus accedens dat »XXX denarios et recedens dat XXX denarios, et si mo- »ritur ibi colonus vidiua vel parvi dant lx denarios et ni- »chil aliud. Item lego et ordino eidem ecclesie feodum »meum quod dictur in irmgartode pro eodem modo tan- »tundem servit et per omnia gaudet iure predicto. Item »lego et ordino eidem ecclesie curiam meam in Hertweigs- »perg que servit in die sancti Egidii i libram et in die »Nativitatis domini i libram et in die sancti Georii i li- »bram et in aliis per omnia gaudet iure supra dicto. »Item quidam ibidem servit de agris XII denarios nomine »purchrecht in die S. Georii et idem denarii defalcandi »sunt feodario in Hertweigsperg. Et hec omnia lego et or- »dino eidem ecclesie sub huiusmodi conditionibus ut per »totum annum omni sexta feria celebretur missa tonaliter »pro defunctis et de servicio supra dicto offerantur qua- »tuor denarii eandem missam celebranti et XX denarii »dividantur inter canonicos qui presentes interfuerint misse »predicte, et si forte quod absit Canonici ab hujusmodi »servicio divino cessaverint negligentes tunc prepositus »qui pro tempore fuerit habebit auctoritatem de possessioni- »bus supradictis pro velle suo aliud remedium ordinari et »quidquid lucri de possessionibus predictis evenerit extra- »ordinarie per institutiones vel destitutiones vel per emen- »das in iudicio vel extra iudicium hoc cedet medium pre- »posito medium canonicis. Et ut hec huiusmodi ordinatio »vel testamentum inconuulsum perpetuo conservetur pre- »sentem cedulam petivi consignari sigillo Chunradi vene- »rabilis prepositi Ardacensis et sigillo eiusdem capituli »apposui in testamentum verum etiam sigillum meum.«

Acta sunt hec in Ardacher anno domini M. CCC. XV. in die sancte Cecilie virginis. (A. Fol. 8.)

(Fortsetzung folgt.)

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

41. Mittwoch, den 24. Mai 1837.

## Beiträge zur vaterländischen Siegelkunde.

### I.

### Die Reitersiegel Herzog Rudolph's IV.

(Schluß.)

Auf dem zweiten bedeutend größeren Reitersiegel von 4¾ Zoll im Durchmesser erscheint der Herzog links reitend, geharnischt mit geschlossenem Helm, über der faltenreichen fliegenden Helmdecke die Krone mit dem Pfauenfederbusche. Im Gürtel, welcher mit Sternen verziert ist, steckt der Dolch, an einer von der Brust herabfallenden Kette befestiget, an einer andern um den Hals laufenden hängt der Schild, den der Herzog am linken Arm trägt, in der Rechten hält er das Banner mit einem langen herabhängenden Bande. Auf Banner und Schilde, welche beide gerautet sind, befindet sich das österreichische Wappen, dessen Querbalken von einem Blumengewinde durchzogen ist; dasselbe Wappen ist am Sattel vorne und rückwärts angebracht. Das Pferd trägt eine Krone, worauf ein zum Fluge gerichteter Adler sitzt, mit einem auf die Stirne herabhängenden Kreuze. Die Decke, welche das ganze Pferd mit Ausnahme der Füße in reichen Falten umhüllt, und rückwärts hoch aufflattert, ist mit keinem Wappen geziert. Diese im bedeutenden Haut-Relief und mit vielem Fleiße gearbeitete Reiterfigur umschließen zwölf Kreisbogen, in deren Krümmungen Genien und Waldmänner mit den Wappen der österreichischen Länder angebracht sind. Ein mit der Hälfte des Leibes aus Wolken hervorragender Engel hält dem Herzog das steierische Wappen entgegen, im nächsten Kreisbogen trägt ein Waldmann das habsburgische Wappen. Unterhalb des Pferdes befindet sich ein Engel, dann ein Waldmann, in den auf seinen Rücken gelegten Händen das Wappen der windischen Mark haltend, ihm zunächst ein Engel, der in der Rechten den Schild von Portenau, in der Linken jenen von Krain trägt. Im Rücken des Reiters ein Waldmann mit den Fischen von Pfyrt, über ihm ein Genius, der dem Herzoge nachschwebt, und die Hand, wie zum Schutze erhoben; endlich ein Waldmann mit dem kärntnerischen Wappen. Die äußeren Winkel der verbundenen Kreisbogen sind abwechselnd mit Engelsköpfen und Blumen ausgefüllt. Die Umschrift in einer Zeile und in deutscher Minuskel lautet:

†. rudolfus. quartus. dei. gracia. archydux. austrie. stirie. et. karinthie: dominus. carniole. marchie: ac: portus naonis: comes. in. habsburg. ferretis: et: kiburg. marchio. burgovie. ac. lantgravius. alsacie.

Auch von diesem Siegel, das sich im Archive des Stiftes Melk, dann des löblichen Wiener Magistrats befindet, gibt es eine Variante; in dem an der Stiftungs-Urkunde der Wiener-Universität hängenden Siegel erscheint im Banner statt des österreichischen Wappens ein Adler und über der Fahne das Wort DYROL, welches Herrgott irrig RUDOL gelesen. Von dieser Variante dürfte jedoch kein eigener Stämpel bestanden haben, denn beide Siegel haben nicht nur gleiche Größe, sondern auch die Figur, die einzelnen Details, und die Buchstaben haben in beiden gleiche Dimensionen. Wahrscheinlich wurde der tirolische Adler nach der im Jahre 1363 am 29. September von den tirolischen Ständen geleisteten Huldigung erst nachgegraben. Beide Umschriften sind gleichlautend, während doch in einem neu gegrabenen Stämpel der Titel eines Grafen von Tirol sicher aufgenommen, nicht aber durch das über die Fahne gesetzte Wort gleichsam nur ergänzt worden wäre. Steyerer in seiner Abbildung hat zwar in der Umschrift: comes in habsburg, Tirolis et Kiburg, allein das Original-Siegel, das er vor sich hatte, war, wie die Abbildung selbst erweist, gerade bei dem Worte Ferretis verletzt, und wurde irrig ergänzt.

Abbildungen von diesem wirklich prachtvollen Siegel mit dem Adler in der Fahne geben Steyerer [1], Herrgott, Hanthaler [2], Schlickenrieder [3], welche letztere die gelungenste ist; von jenem mit dem österreichischen Wappen in der Fahne liefert Huber [4] eine Abbildung, welche jedoch nicht im geringsten geeignet ist, von der Schönheit desselben einen würdigen Begriff zu erregen.

Cyrl. v. Sava.

II.

Altes Siegel der Stadt Ybbs.

Es ist eine für die frühe Wichtigkeit des dritten Standes in Oesterreich interessante Wahrnehmung, daß die Siegel unserer Städte im 13ten und 14ten Jahrhunderte bereits einen Umfang, eine Gestalt, ja selbst einen Kunstwerth aufweisen, welche die gleichzeitigen Siegel des Adels und der Geistlichkeit des Landes größtentheils entbehren.

Bis jetzt sind folgende Siegel österreichischer Städte aus jener Epoche bekannt: Wien 1228 [5], Tuln 1267, ein zweites 1315 [6], Krems 1268, ein zweites 1299 [7], Wiener Neustadt 1272 [8], St. Pölten 1290 [9], Stein 1295 [10], Bruck 1308 [11], Eggenburg 1315 [12], Klosterneuburg 1321 [13], Litschau 1363, Zistersdorf 1309 [14].

1 L. c., Fig. XI.

2 L. c. Tab. 23 Fig. II.

3 In seiner Chronologia diplomatica celeberrimae et antiquissimae Universitatis Vindobonensis.

4 L. c. Taf. 18. Fig. 8

5 Herrgott Mon. Aug. Dom. Austr. Tom. I. p. 42. Tab. 12.

6 Ersteres abgebildet bei Hanthaler Recensus Arch. Campil. T. II. tab. 26. 8. Letzteres bei Duellius Excerpt. Tab. 6, 61.

7 Ersteres mit dem österreichischen und steierischen Wappen bei Hueber Austria ex Arch. Mell. tab. 5, 5, mit der Jahreszahl 1268 und tab. 11, 11, mit 1318 abgebildet. Das Zweite mit dem Bindenschild und daneben ruhenden Helm mit der Pfauenfeder bei Hanthaler t. 25, 3. Ich kann nähmlich nicht umhin, die Erscheinung des böhmischen Löwen auf die Abbildung bei Hueber t. 5, 5, für sehr zweifelhaft, und dieses Siegel für ein und dasselbe mit dem t. 11, 11 vorgestellten zu halten. — Daß auch Hanthaler dieser Muthmaßung nicht ganz fremd geblieben, erhellt aus seinen Worten. Tom. 1, 220 »quae ei recte ibidem picta sint« und aus dem kurz darauf gefällten Urtheile über den Kupferstecher bei Hueber: »Sculptor in toto libro ineptus,« das ich willig unterschreibe.

8 Hanthaler Tom. II. tab. 25, 6.

9 Duellius tab. 3, 16.

10 Hanthaler tab. 26, 7.

11 Duellius tab. 4, 34.

12 Duellius tab. 5, 43.

13 Hanthaler tab. 26, 5, fälschlich auf der Kupfertafel »Herzogenburg« überschrieben.

14 Duellius tab. 21, 268.

Die meisten dieser Siegel sind durch die Darstellung kirchlicher und profaner Bauwerke für uns von hohem Interesse: nur wenige zeigen heraldische Vorstellungen; — alle beurkunden die wichtige Rolle, welche diese Städte von den Gräueln des Zwischenreiches an, bis zum Ausgang des Mittelalters, bis zur Zeit des untergehenden Ritterthumes und Städtewesens spielten. Die zum Theile noch aufbewahrten Siegelstämpel sind zugleich — einige auch ihres kostbaren Materials wegen — sprechende Beweise des Kunstsinnes, des Reichthumes und der Prachtliebe dieser Communitäten, zu einer Zeit, wo die Stämpelschneidekunst, wie alle bildenden Künste, noch in der Wiege lag.

Es ist dieses Aufsatzes Zweck, an die oben angeführten Siegel österreichischer Städte noch zwei bisher unbekannte aus derselben Periode anzureihen.

Die l. f. Stadt Ybbs [1], vielleicht das Gerodunum des Ptolomäus, an Römerdenkmalen nicht arm [2], in grauer Zeit Eigenthum der Grafen von Sempt und Ebelsberg, war im Mittelalter wohl der bedeutsamste Punkt der „Eisenwurze“ und durch ihren lebhaften Handel bekannt und berühmt. In den Zeiten des Bruderzwistes zwischen Friedrich IV. und Albert II., wie im obderennsischen Bauernkriege wiederholt eingeäschert und geplündert, verlor die Stadt ihre vormalige Wichtigkeit, von der nur noch die verfallenen Befestigungen, die welsche Bauart mit einwärts angebrachter Dachung, die vielen alten Häuser mit Zinnen, Erkern und Eckthürmchen zeugen: nicht mindere Beweise liefert das trefflich geordnete Archiv mit seinen inhaltsreichen Urkunden und Denkbüchern. Eben dieses Archiv bewahrt auch den Stämpel des ältesten Stadtsiegels, zu dessen Beschreibung ich nun schreiten werde.

Das Siegel ist rund, und hält 2½ Zoll im Durchmesser. Die Vorstellung auf demselben ist die folgende: Zwei mächtige, aus Quadersteinen aufgeführte Thürme, welche die ganze Höhe des Siegels erreichen: — in jedem dieser Thürme ist ein längliches, oben ausgerundetes Fenster, und jeder endigt in einem Mauerkranze, über welchen ein

1 Ybbs und nicht Yps, wie Weiskern u. a. m.; die ältere Ortographie ist von der Stadt selbst und von den Behörden bis auf den heutigen Tag beibehalten worden.

2 Die Freunde der Länderkunde dürfen in Kurzem die Vindicirung des römischen Ursprungs dieser Stadt von den kritischen Forschungen des dortigen Raths-Protokollisten Herrn F. X. Espig erwarten, der bereits höchst anziehende Belege hiezu gesammelt hat.

spitzes Dach emporsteigt, sich zu einem zierlichen Knaufe verjüngend.

Aus dem oberen Rande des Siegels entspringt ein Baumast mit Blättern, welcher den dreieckigen österreichischen Bindenschild an einer Schnur emporhält, und wie durch dessen Schwere gedrückt, sich bis zu den Zinnen der beiden Thürme herabsenkt, so daß der Schild auf die Mauer, welche die Thürme umfaßt, zu ruhen kommt, und den ganzen Raum zwischen der Mauer und den Thürmen einnimmt. Das österreichische Wappen ist hier, wie auf allen gleichzeitigen Siegeln, z. B. denen von Krems, Klosterneuburg u. s. w., durch den stark hervortretenden Querbalken, und die gänzlich regellose Schraffirung des Grundes ausgezeichnet.

Die Ringmauer, welche das hohe Relief des Siegels also darzustellen erlaubte, daß sie in der That die beiden Thürme zu umfangen scheint, bildet ein längliches Viereck mit Zinnen, und ruht auf einem felsigen Grunde. In der Mitte dieser Mauer öffnet sich ein spitzig gewölbtes Thor mit einem Fallgitter, doch ohne Thorflügel. Namentlich dieses Thor ist ungewöhnlich tief geschnitten, und dieserwegen hauptsächlich ist große Sorgfalt nöthig, um einen vollkommen ausgedruckten fehlerfreien Abdruck dieses Siegels zu erhalten.

Die Umschrift in Mönchslettern lautet zwischen zwei Perlenrändern:

† SIGILLVM * CIVITATIS * YBSENSIS. †

Das doppelte Kreuz in der Umschrift führt auf die Muthmaßung, daß der Stämpelschneider mit dem ihm zugemessenen Raume fast zu haushälterisch gewesen sey, und einen Platz erübrigt habe, den er nicht besser auszufüllen wußte.

Das Siegel verräth übrigens die Hand eines geschickten Meisters: die Thürme steigen frei und kühn empor, die Zinnen und Vertiefungen sind scharf geschnitten und tief ausgehöhlt, und das Ganze der Arbeit, namentlich aber die Buchstaben, die reiner, schlanker, und von Schnörkeleien freier sind, als die Mehrzahl der oben erwähnten Siegel, lassen die Entstehungs-Periode dieses Siegels mit einiger Wahrscheinlichkeit in die ersten Jahre des 14ten Jahrhunderts setzen: eine Zeit, von welcher das erste Vorkommen des in Größe, Charakter und Schrift auffallend ähnlichen Steiner Siegels nicht weit entfernt ist.

Der Originalstämpel ist von Messing, 7 3/4 Loth schwer, und hat auf der Rückseite der massiven Scheibe eine kammartige Erhöhung, welche als Handhabe gedient haben dürfte.

Die älteste Urkunde im Ybbser Stadt-Archiv, an welcher dieses Siegel hängt, ist vom Jahre 1332.

Erst spät scheint dieses Siegel von dem Kleineren mit der Jahreszahl 1469, dessen silberner Stämpel ebenfalls im Archiv bewahrt wird, verdrängt worden zu seyn; — es dürfte wohl Friedrich dem Vierten, dem so viele Orte an der Donau, Grein, Mautern, Krems, Melk u. s. w. Wappen und Freiheitsbriefe danken, vorbehalten worden seyn, auch das alte Ybbser Stadtwappen zu bestätigen und zu erneuern.

Leider enthält das städtische Archiv unter seinen vielen Privilegien seit Friedrich dem Schönen 1317 [1] keine Spur eines Wappenbriefes, der Erhebung zu einer Stadt u. s. w. eben so wenig ist am Rathhause oder sonst einem Gebäude in Ybbs das Wappen abgebildet, die geringen Spuren abgerechnet, die sich auf der Wand des sogenannten großen Hauses [2] und am Sandthor gegen die Donau finden.

Daß die Vorstellung des zwischen zwei Thürmen schwebenden Bindenschildes in den Wappen österreichischer Städte öfter erscheint, beweisen die, zwar in Zeichnung und Farbe [3] verschiedenen Wappen von Wiener Neustadt, Drosendorf, Linz und Wels. Bei allen aber fehlt der Baumzweig, und die Thürme stehen (Neustadt ausgenommen) nicht innerhalb der Mauer, sondern sind durch dieselbe verbunden. Uebrigens fehlt bei Neustadt und Wels das Dach der Thürme.

W. v. Rally.

---

1 Es sey mir hier vergönnt, die umsichtsvolle Vorsorge des Magistrates der Stadt Ybbs für ihre Privilegien rühmend zu erwähnen. Die wichtigsten und ältesten Stadtbriefe sind in eigenen Blechkapseln von der Größe der (gefalteten) Urkunde verwahrt; — eine in den österreichischen Stadtarchiven nur zu selten gebrauchte Vorsicht.

2 Einst, der Sage nach, die Residenz der österreichischen Herzoge und ihrer Pfleger.

3 Fugger im Ehrenspiegel S. 292 hat das Ybbser Wappen von Silber mit rothem Wall und Thürmen.

## Beilagen zu dem Bericht
über eine
## im Jahre 1831 unternommene kleine Reise
zum Behufe
## der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,
regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

4.

»Ne ea que pro salute animarum fiunt in irritum reuo»centur, ipsa necessario literarum testimonio confirmantur »Hinc est, ego Chunradus miles dictus Steuensharder no»tum facio tam presentibus quam futuris cyrografum per »presentem quod sana mente et imbecilli corpore meorum »heredum omnium de consensu dotavi et legavi pro re»medio anime mee Ecclesie beate Margarete in Ardacher. »Vj solidos reddituum annua pensione. videlicet lx dena»rios de agro dito in Pruch quem tenui libere jure pro»prietario et possedi et mediam libram super feodo quo»dam quod comparaui sive emi pro Vj libris ab univer»sitate capituli Ecclesie prius dicte. Sito in borrochia »fidelium Neunhouen et idem mansus nuncupatur vulgari»ter an der wise iuxta Reudennich. Haec vero conditione »tali tribui et donavi ut me viuente singulis annis in die »beati Cholomanni mee et meorum parentum exequie per»agantur cum missa defunctorum et vigiliis mortuorum a »confratribus Ecclesie suprascripte. me vero subbato de »medio iam tacte exequie in meo anniversario peragantur. »Et quicunque cellerarius dominorum canonicorum fuerit »predictor Vj solidos inter canonicos dividat, qui presen»tialiter missam et vigilias fuerint peragentes.«

»Testes vero qui quantum ad hoc. mee ultime volun»tatis testamento interfuerunt sunt quorum nomina sub»secuntur. Dominus Chunradus dictus ferco, Canonicus »in Ardacher. dominus Otto Canonicus ibidem et pleba»nus in amsteten, Dominus. Hainricus slurfo canonicus »ibidem. Dominus stephanus canonicus dicte ecclesie et »plebanus in gemnich Nicolaus scolasticus et canonicus »loci predicti. Dominus Hainricus plebanus in Zeidlaren. »Otto de Reichkestorf. Chunradus pugil et alii fide digni.«

»Datum et actum in Ardacher in Curia prepositi.«
Anno Domini M. CCC. VIIj. in die ascensionis domini.
(Cod. CCXXXVIII. Fol. 8.)

(Schluß folgt.)

## Miszellen.

Patent Ferdinands (Wien, 20. September 1533) wegen der eingerissenen falschen ungarischen Groschen. „Obwohl er bemüht war, gute ungarische Groschen zu schlagen, seyen doch anderer Orts Viele nachgeprägt worden, die schlechten Gehalts, und auch schwer zu erkennen. Da es außer dem Schaden auch um die Ehre sich handle, so sollen die ungarischen Groschen durchgehend auf nächste Lichtmeß nicht mehr angenommen werden. Auch sey bekannt geworden, daß die sogenannten Schwertgroschen, jetzt drei Creuzerer genannt, häufig nach Oesterreich gebracht werden, weil man annehme, daß 20 Schwertgroschen ein Pfund Pfennige geben, da doch nur 21 einen Rheinischen Gulden machen; demnach werde hiemit befohlen, daß von künftig Lichtmeß nur 21 Schwertgroschen für 1 Pfund Pfennige oder 1 Rhein. Gulden genommen werden sollen, oder: „ain Grosch allein vmb Aindleff weyß klain phenning vnd ainen haller.« (Gedruckt Folioblatt.)

---

„Duplex Victoria, daß ist Zweifacher Sieg und blutige Feldschlachten, welche Ihre Kön. Maytt. zu Schweden rc. gegen dem Fürsten von Wallenstein bei Lützen, so wol gegen den Graffen von Pappenheim, Meroden vnd Hulken bei der Stadt Merseburg erhalten, u. s. w. Gedruckt zu Hall in Sachsen, bei Melchior Oelschlegel. Anno M. DC. XXXII. 2 Bl. 4. Merkwürdig ist, daß dieses Lied, ganz an die besseren Zeiten des 16. Jahrhunderts erinnernd, von Gustav Adolph's Tode noch gar nichts weiß, während es doch Pappenheim's Ende berichtet. Es muß gleich nach der Lützner Schlacht, bevor noch des Königs Tod bekannt war, gedichtet worden seyn; gedruckt aber erschien es gewiß später, da die Kehrseite des letzten Blattes noch einen Bericht aus Oesterreich enthält, der vom 8. November datirt ist.

---

Bürgermeister, Richter und Rath der Stadt Wien publiciren (24. August 1542) Seiner königlichen Majestät Befehl, daß täglich Eine Stunde die Einwohner eines jeden Hauses sich zum Gebete versammeln sollen, zur allgemeinen Darnachachtung. Zugleich machen sie das vorgeschriebene Gebet bekannt, und erinnern schließlich an die erst neuerlich erlassenen Polizey-Verordnungen. (Gedruckt auf 2 Blätter in Folio.)

---

Berichtigung. In dem Aufsatze über den Brand von Wiener-Neustadt hat sich S. 147 bei Angabe der Zahlen ein Fehler eingeschlichen. Es sollte heißen: „und darum gestatteten Se. Majestät Kaiser Franz I., daß eine allgemeine Sammlung in der ganzen Monarchie veranstaltet werde, an deren Spitze sich derselbe mit einem Geschenke von 30.000 Gulden und einem unverzinslichen Darlehen von 70.000 Gulden stellte.“

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

42. Sonnabend, den 27. Mai 1837.

## Friedrich von der Pfalz
### bei Kaiser Karl V. in Italien.

(Aus den Annalen seines Rathes Hubert Thomas.)

(Schluß.)

Nach wenigen Tagen kam Granvell wieder zu dem Fürsten, mit der Nachricht, daß der Kaiser sowohl wie der König über die Heirath ernstlich mit der Schwester gesprochen; diese aber gleich Anfangs und beharrlich jeden Gedanken an eine Wiedervermählung von sich gewiesen habe. »Sie werde nie des so elend umgekommenen Gemahls vergessen können, der ihr stets lebhaft vor den Augen schwebe; diesem habe sie ihre erste Liebe gewidmet, und auch über das Grab hinaus zu bewahren gelobt.« Dagegen versuchten nun die Brüder die ernstlichsten Vorstellungen, aber erst nach langen Wechselreden gelang es ihnen, sie zu bewegen, die Sache wenigstens in Erwägung ziehen zu wollen. Sie erwiederte, daß, wenn sie schon heirathen müßte, wozu sie indessen noch keineswegs entschlossen, sie Niemand kenne, mit dem sie lieber in ein so heiliges Bündniß treten würde, als mit Friedrich, dessen Sitten, Sanftmuth und Güte sie schon lange achte und ehre. Doch möchte sie vor Allem wissen, ob er den Bruder Ferdinand bei der römischen Königswahl unterstützen werde; zweitens fordere sie von dem Kaiser und König, daß sie für ein Verhältniß Sorge tragen, wodurch Beide ihrem Stande gemäß leben können, und drittens, weil sie Königin gewesen, und nicht gerne von ihrer Würde lassen möchte, so sollen sie, zugleich mit Friedrich sich bemühen, daß der Churfürst Ludwig diesem die churfürstliche Würde abtrete, dann erst wolle sie, was zu thun, überlegen, und ihre Gesinnung aussprechen.

Friedrich, als er dieses hörte, und wohl einsah, wohin es ziele, entgegnete: »Was den ersten Artikel anbelangt, habe er bereits, was er wolle und könne, ausgesprochen; in Beziehung auf den zweiten zweifle er nicht, daß der Kaiser und König leicht das Begehren der Königin erfüllen können und werden, da sie, von allen Besitzungen entblößt, der brüderlichen Hülfe bedürfe. Er selbst habe den beiden Fürsten so viele und so große Anhänglichkeit erwiesen, daß sie wohl mit Recht an eine Anerkennung denken mögen. Wie er zum dritten Punkte kam, wurde er blaß, und sprach: »Ich hätte, Granvell, nicht geglaubt, daß mein Bruder, der Churfürst, um euch Alle, die ihr dieß ausgedacht, so wenig sich verdient gemacht, daß ihr ihn seiner Stellung und Würde berauben wollt. Ich aber schwöre, und rufe Gott zum Zeugen an, daß, so fern nur ein Wort darüber und von wem immer laut werde, ich augenblicklich der ganzen Unterhandlung ein Ende mache. Ja, was noch mehr ist, wenn mein Bruder selbst einwilligen würde, würde ich eher bis zu dem äußersten Norden fliehen, als nachgeben.« Granvell, erschreckt, und die Unbedachtsamkeit des Antrags erkennend, erwiederte: wie kein Grund vorhanden, daß der Fürst so sehr in Bewegung gerathe; die Frauen denken ja so Manches, und es sey nicht einmal gewiß, ob die Königin es gesagt, oder ob diejenigen, welche zugegen waren, auch es richtig erzählt haben u. s. w.

Friedrich, dessen Hoffnung nun wohl zu wanken begann, wurde demungeachtet sehr leicht wieder von Einigen beredet, daß die Königin ohne Zweifel an eine Vermählung denke, und deren Antwort nur den Umständen und dem ganz natürlichen weiblichen Zartgefühle zuzuschreiben sey. »Wer etwas erlangen will, müsse vor Allem bei dem ersten Versuche alles Gute hoffen. Die Königin habe ihre Brüder und zunächst den Kaiser viele Jahre nicht gesehen, sie werde sich in Augsburg an deren Umgang gewöhnen, und dann zuverläßlich offner sprechen, und bestimmter ihre Gesinnung zu erkennen geben.«

* * *

Friedrich folgte dem Kaiser über München nach Augsburg, und handelte hier, seinem Versprechen gemäß, so, daß die Wahl Ferdinands zum großen Theile ein Werk seiner Bemühungen war. Indessen starb die Statthalterin der Niederlande, die Erzherzogin Margaretha, daraus schöpfte er von Neuem Hoffnung, seine Heirathsangelegenheit in Ordnung zu bringen; doch die Königin Witwe blieb ihrem Ausspruche treu: sie wollte von einer Wiedervermählung nichts hören.

Fischer.

## Süd-Slawische Ahnentafeln.

### III. Das Geschlecht der Rakitj.

Knes Iwo Wojnitj, von seiner Mutter Rako genannt Rakitj, war Eigenthümer und Herr der Orte Wojnitj, Rompowitj, Buowitj, Owin u. a. Er hinterließ fünf Söhne, von denen Gregor 1590, Demetrius 1602, Thomas 1603, Paul 1605 und Mathias 1607 geboren wurde.

Die Söhne des Knesen Demetrius waren: Mathias geboren 1628, Stephan 1629, Martin 1630 und Johann 1633.

Knes und Serdar Mathias hatte sechs Söhne: P. Anton aus dem Orden der Franziskaner bosnischer Provinz geboren 1660, war ein großer Kirchenlehrer, Jubilat, und Theolog des Herzogs Gonzaga von Mantua; Anton, geboren 1652, war Hauptmann des Fußvolkes; Paul erblickte 1665, Gregor, Oberst und Ritter des San Marco, 1680 das Licht der Welt. Nikolaus, Serdar und Oberst der Kraina 1697, Elias 1689.

Der Nachkommen des Knesen Gregor erwähnen die Urkunden in folgender Ordnung: P. Anton, ein gelehrter Mönch des heil. Franziskus, kam 1701, Mathias, Kapitän und Serdar, 1708, Stephan 1710, Johann 1715 zur Welt.

Endlich findet man diese fünf Söhne des Knesen Nikolaus: Paul 1712, war Hauptmann des Fußvolkes, Vice-Gubernator der Waffen, und erster Oberst der Gränze. Mathias, geboren 1722, war Capitän-Lieutenant des Fußvolkes und Platz-Major von Kninj. Gregor Fähnrich einer Reiter-Escadron. Martin wurde 1728, Stephan 1733 geboren.

Da Knes Mathias Rakitj und seine Brüder dem türkischen Joche sich nimmer beugen, sondern unter den siegreichen Fahnen der Republik Venedig dasselbe in ihren Grundpfeilern erschüttern wollten, verließen sie ihr Vaterland und ihre alten Besitzungen, erhoben und begaben sich mit fast 2000 Familien, denen Mathias Anführer und Herrscher war, unter den Schutz Venedigs. Der Doge überhäufte sie mit Vorrechten und goldenen Denkmünzen sowohl, als mit dem Rathsmantel, der nur Edlen ersten Ranges verliehen wurde. Er gab ihnen urbares Land zum Eigenthum bei Dernisch und Petrowopolje, und bestellte den Mathias zum Serdar der Dernischer Gränztruppen, mit welchen letzterer sein ganzes Leben gegen die Türken zu großem Unheil derselben zu Felde zog, in Begleitung seines Bruders Martin, eines gefeierten Helden jener Epoche. Die genannten Brüder kämpften unter den dalmatinischen Generalen der Republik, Fosculo, Cornero und Molino, und fügten dem Christenfeinde vieles Uebel zu. Sie halfen Dernisch, Sadwarje, Sinj, Knin und viele andere Festungen und Schlösser einnehmen. Sie verheerten oft Brotjno bis Moschtar, Duwno, Liwno, Rama, Majdan, Glametsch und andere türkische Ortschaften, Dörfer, Gränzhütten und Flecken verbrennend. Im District Sebenico schlugen sie mit ihren Gränzern die Türken auf's Haupt, nahmen ihnen die Beute ab, führten viele in Kriegsgefangenschaft und enthaupteten 90 Muselmänner; bei Grachowo zerstreuten sie das Heer des Pascha, nachdem sie 135 getödtet; am Kossowerfeld fielen sie mit einer geringen Schaar die Türken an, und brachten mehr als 90 ums Leben. Serdar Mathias verheerte und verbrannte die türkischen Wohnsitze bei Bilajo bloß mit 200 getreuen Gefährten, eroberte den Thurm Paschino, tödtete oder führte als Gefangene nach Sebenico eine Unzahl Türken, die er dem General Hieronymus Cornero übergab, wendete sich dann nach Liwno, und brachte, nachdem er 57 getödtet, 47 Gefangene von dieser Expedition aus dem Felde. Mit seinem Bruder Martin schlug er die Türken bei Rupi, in Werpolje tödtete er 40, unter denen Martin den Beg Dagowitj ermordete, welcher Statthalter des Pascha Atlagitj war.

Serdar Mathias fiel in der Schlacht vor den Mauern von Gabelja 1694, betrauert und schwer vermißt von dem ganzen Heere: heldenmüthig war sein Leben, heldenmüthig auch sein Ende.

Sein Sohn, Oberst, trat in die Fußstapfen seines Va-

ters; denn er tödtete sowohl im Wiener als Zengger Feldzug viele Türken, beraubte ihre Dörfer und Städte, nahm Gränzthürme und Tschardaken ein, und erhielt seiner Thaten halber Kavaliersrang, goldene Medaillen und Ketten von den Venetianern.

---

IV. Der Stamm Kruschewitj-Knezewitj.

Unter den alten slawenischen Familien zeichnet sich die der Kruschewitj oder Knezewitj aus, welche vor Zeiten ansehnlich und mächtig, von verschiedenen Königen bevorrechtet wurde, vorzüglich von Mathias Corvinus, dem König der Ungarn, und Sohn des großen Helden und Wojwoden Johann Hunyady, den die slawischen Volkslieder unter dem Namen Sibinjanin Janko, d. h. Johann von Herrmannstadt, feiern. Von Mathias Corvinus datirt sich ein Adels-Diplom, wodurch dem Knesen Johann Kruschewitj-Knezewitj eine besondere Gerichtsbarkeit zugestanden wird; so daß er über alle, wessen Standes sie immer, das Urtheil zu fällen berechtigt, und dieses Urtheil als ein königlicher Ausspruch betrachtet werden sollte, auch wird er in eben dieser Urkunde von jeder Abgabe, Steuer und Staatslast ausgenommen, die man sonst dem König zu geben verpflichtet war. Sie wurde am 25. December 1751 von Venedig's Dogen, Peter Grimani, durch eine herzogliche Urkunde, worin dem Anton Kruschewitj-Knezewitj, Oberst-Lieutenant, und seinen Nachfolgern der Titel eines Knesen und Altadeligen gegeben, von Neuem bestätigt.

Von diesem Geschlecht findet man an sehr vielen Orten Abkömmlinge, als hohe Beamte und Militär-Chefs, wie z. B. die Knezewitj in der Lika, von welchen manche Anführer und Oberste der Litschaner Gränz-Truppen abstammen.

Anton Kneschewitj war immerfort in der venetianischen Armee, machte alle ihre Feldzüge mit, und stieg vom gemeinen Soldaten zu der Charge eines Majors und Oberst-Lieutenants.

(Werden fortgesetzt.)

---

## Erforschung der zahlreichen Schriftdenkmähler Aegyptens.

(Von J. B. Czerniak.)

I.

Wer die Werke eines Passalacqua, Champollions, Bowyer, Young's, Kosegarten, Forbins, Salt, Yorke, M. Leake, Petretini, Dacier, Seyffarth, Spohn, Klaproth, Horapollo u. a. m. kennt, der wird die sichersten und anschaulichsten Darstellungen der ägyptischen Schriftdenkmäler und des gegenwärtigen Zustandes ihrer Gräber, so wie auch die Art ihrer Durchsuchung darin finden. Passalacqua, der sich mehrere Jahre in Aegypten herumgetrieben, sagt in seinem Werke »Catalogue raisonné et historique des antiquités découvertes en Egypte« (Paris 1826): »Jede bedeutendere Stadt Aegyptens hatte ihre Nekropolis oder Todtenstatt (Begräbnißstätte); doch waren einige dieser Necropole, wie die der Stadt Theben besonders geliebt, und viele Leute ließen sich von Verwandten die schriftliche Zusicherung geben, daß man sie in diese oder jene Necropole bestatten solle. Die Gräber sind verborgen und auf der Oberfläche kündigt nichts ihr Daseyn an; sie sind ohne alle Ordnung und in Felsen gehauen. Auf deren Oberfläche erblickt man nur wilde öde Felsen, man muß auf's Gerathewohl den Boden untersuchen, ob man beim Wegräumen der Oberfläche irgend einen Eingang bemerkt. Ist nun ein Grab wirklich vorhanden, so stößt man zuerst auf einen engen, senkrechten Stollen; steigt man aber in diesen hinab, so gelangt man an horizontal ausgehauene Kammern und Schachte, in welchen die Särge stehen, bald einzeln, bald zu Hunderten, jetzt aber fast immer verletzt und zerstört. In manchen Kammern erblickt der emsige Arbeiter, nach überstandener Mühe und Anstrengung, beim Schimmer der Fackeln Nichts als ein Häufchen Staub; hier hat die Zeit schon Alles, was vorhanden war, vernichtet. In dieser Einsamkeit, abgeschieden unter den Trümmern der ägyptischen Vergangenheit, versank ich oft in Betrachtungen über den flüchtigen Hauch meines Daseyns; unempfindlich gegen die Reitze meines Lebens, welche die Erinnerung mir zurückrufen konnte, hatte ich nur noch Eifer für die Fortsetzung meiner Nachsuchungen. Die Aegyptier, welche das irdische Leben eine Wanderung und die Gräber die ewigen Wohnungen nannten, schmückten diese ewigen Wohnungen ihrer abgeschiedenen Freunde mit der größten Sorgfalt aus. Die Achtung, welche sie gegen ihre Todten bewiesen, hat, wie Passalacqua weiter bemerkt, kein Beispiel weder unter gleichzeitigen noch unter spätern Völkern. — Unsere heutigen Mausoleen, deren ganze Pracht äußerlich ist und daher desto greller absticht gegen das Innere, welches nur Moder enthält, tragen mehr

den Charakter der Ostentation für die Lebenden als den wahrer Theilnahme für die Geschiedenen.«

»Bei den Aegyptern haben die Gräber einen ganz entgegengesetzten Charakter. Von Außen zeichnet sie nichts aus; der Eingang dazu ist sorgfältig verwahrt, vermauert und mit Erde und Felsen überdeckt. Die ganze Pracht besteht im Innern, gleichsam für den geliebten Freund allein bestimmt und nicht für die Lebendigen. Die Wände der Gräber sind prachtvoll gemalt, die Särge sehr künstlich verfertigt, die Todten der Verwesung möglichst entzogen, der Raum neben den Särgen mit steinernen und hölzernen Bildern ausgefüllt, welche wahrscheinlich die Verwandten darstellten mit heiligen Gefäßen und mancherlei andern Geräthschaften. Es gab z. B. Gräber für Könige, welche an Pracht und großem Aufwand alle andern übertreffen, Privatgräber, in welchen nur einzelne Todte sich befinden, und endlich öffentliche Gräber, ohne Zweifel die wohlfeilsten, worin die Todten zu Tausenden aufeinander geschichtet liegen, häufig auch ohne Sarg. Die Achtung für das andere Geschlecht ist deutlich in der Aufbewahrung der weiblichen Mumien zu ersehen. Ihre Särge und ihre Verzierungen sind schöner und sorgfältiger gearbeitet als die der Männer.« Dieß beweist auch die weibliche Mumie in dem k. k. ägyptischen Antiquitäten-Kabinet in der Johannisstraße in dem vormaligen Graf Harrachischen Hause. Die äußeren prachtvollen Verzierungen dieser Mumie zeigen die große Schmuckliebe der ägyptischen Frauen an. Allem Anscheine nach war diese weibliche Mumie vor mehreren Jahrhunderten die Vorsteherin eines ägyptischen Frauenklosters, schön von Gestalt und Gesicht, nur ist zu bedauern, daß diese Mumie obgleich die schönste dieses Kabinets, zugleich die hinfälligste ist. An dieser weiblichen Mumie gewahrt man die damalige Schmuckliebe der ägyptischen Frauen an den kostbaren Ohrgehängen, Halsbändern, Ringen, Gürteln, Armspangen, Spiegeln, und den künstlichen Haarputzen. Passalacqua beschreibt ausführlich die Mumie einer jungen Frau, deren Schönheit und sorgfältiger Putz ihn und seine Araber in das größte Erstaunen setzten. Ihre Haare waren sehr geschmackvoll in Flechten gebracht, in welchen zwanzig Nadeln von reich vergoldetem Kupfer steckten.

Sie trug drei Halsbänder: das eine dreifache bestand aus lauter kleinen Gottheiten, aus Gold und Steinen gearbeitet; das zweite einfache aus Rosetten und Perlen von Gold, Kornanin und Lapislasuli; das dritte einfache aus Oliven von Kornanin und Gold. Sie trug ferner zwei große Ohrgehänge von Gold, ähnlich kleinen gestreiften Armspangen; einen goldenen Skarabäus mit Hieroglyphen am linken Zeigefinger; einen eleganten Gürtel von Gold, Lapislasuli und Koranin; eine Armspange von kleinen Perlen und Gold um den linken Armknöchel. Neben der Mumie im Sarge lagen noch mehrere andere Gegenstände, die ohne Zweifel zu der Toilette der Verstorbenen gehörten: ein prächtiger Spiegel von Bronze, verziert mit einem Bilde der Göttin Athor, oder der ägyptischen Venus; ein kleines Kästchen von emaillirtem Thon mit Basreliefs verziert, in welchem noch ein Halsband lag aus goldenen und elfenbeinernen Ringen gebildet; ein kleines hölzernes Becken, vielleicht ein Waschbecken; drei kleine Gefäße von Alabaster, in welchen sich noch Ueberreste von Parfümerien befanden. Eine der wichtigsten Entdeckungen Passalacqua's war die eines noch ganz unverletzten und vorher nie geöffneten Privatgrabes zu Theben. In ihm stand ein einziger Sarg, welcher jedoch noch zwei andere in sich enthielt, so daß die darin ruhende Mumie von drei Särgen umschlossen war. An dem Sarg waren Stäbe, Töpfe, kleine Schiffe mit Figuren und andern Gegenständen gelehnt. Aus den hieroglyphischen Inschriften des Sarges ergibt sich, daß der Verstorbene ein Mandustep, Priester des Amon, war. Den ganzen Inhalt dieses merkwürdigen Grabes habe ich zu Berlin ganz in derselben Ordnung wieder aufgestellt gesehen, in welcher Passalacqua ihn vorfand.

## Miszellen.

Ferdinand I. an alle und jede, Prälaten, Grafen, Freiherrn u. s. w. (14. October 1524.) »Da sich ergeben, daß viele Weltliche ihre Gründe und Güter geistlichen Stiftern vermacht oder verkauft, wodurch sie, während jene reich geworden, verarmt und herabgekommen, so sey von nun an streng zu beobachten, daß, so fern ein Weltlicher Einiges dergleichen Communitäten vermache oder verkaufe, ihm und seinen Nachkommen für immer der Wiederkauf, die Wiedereinlösung frei stehe. Ja diese können das Recht des Wiederkaufes sogar an Freunde und Verwandte übertragen. Wenn aber der Stifter oder Verkäufer Geschlecht ganz erloschen, alsdann mögen wir oder unsere Erben und Nachkommen solchen Wiederkauf thun, oder unsern Landleuten, Unterthanen an unser Statt zu thun vergönnen.“

Ferdinand I. bestätigt den Ybbsern ihre Privilegien »auch die Mauth, so von Inen ain Zeitlang aufgehebt gewesen.« (Wien, 31. August 1552.) Ausgenommen ist der Artikel »die Eisen fuer von Steir oder die haidt aus Ybbs, von welches Inhalt wir glaublich bericht sein, Es durch ainen Vertrag, zwischen denen von Waidthoven vnnd Steir aufgericht khumen, bei welchem Vertrag wir es auch genediglich bleiben lassen.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

43. Mittwoch, den 31. Mai 1837.

## Beiträge zur vaterländischen Siegelkunde.

### III.

### Altes Siegel der Stadt Zwettel.

Die bedeutsame Stelle, welche Zwettel seit der frühesten Zeit unter den Städten des Landes einnahm, würde zu der Vermuthung berechtigen, daß das städtische Archiv wichtige historische Beiträge liefern könnte, wenn nicht leider hier, wie nur zu oft in Oesterreich, die Haltlosigkeit solcher Schlüsse a priori durch die Erfahrung bewiesen würde. — Die wichtigsten Belege zur Geschichte dieses Städtchens bewahrt ein zweites unfern gelegenes Archiv; — deren Vorsteher aber mit dem Vater der Diplomatik — Mabillon — keine andere Herleitung des Wortes »Archiv« als die von *arcere* kennen wollen.

Indeß enthält das Stadt Zwettler Archiv einige in sphragistischer Hinsicht nicht unwichtige Pergamente u. a. m., auch eine Urkunde, durch welche Conrad der Alte, Richter zu Weitra, und seine Ehefrau Margarethe, dem Siechenhause zu Zwettel ihre daselbst gelegene Badstube schenken, gegeben zu U. L. F. Lichtmeß 1332.

An diesem Brief hing der Rath von Zwettel das runde, zwei Zoll im Durchschnitt haltende Siegel dieser Stadt, dessen Beschreibung ich nun folgen lasse.

Die von zwei Perlenrändern eingeschlossene Umschrift in Mönchsbuchstaben lautet:

† S. CIVITATIS. ZBETLENSIS.

In der Mitte schwebt von einer Leiste in Form eines dreifachen Kleeblattes umgeben, ein dreieckiger, an den Seiten etwas ausgerundeter Wappenschild, mit zwei rechts gelehnten Schrägebalken belegt. Die Füllung des Siegels im Innern der Leiste besteht aus kleinen, durch schräge Linien gebildeten Quadraten, in deren Mitte kleine sternartige Punkte. Die äußeren Ecken der Leiste gegen den innern Perlenrand sind mit Blätterverzierungen ausgefüllt [1].

Uebrigens hängt dieses in braunem Wachs abgedrückte Siegel durch einen Pergamentstreif an der Urkunde, und hat auf der Rückseite die gewöhnlichen zwei Daumeneinschnitte.

Im Verhältniß zu den übrigen Stadtsiegeln aus jener Periode ist dieses sehr flach geschnitten, und dürfte, theils dieserhalb, theils wegen seiner geringen Größe, nicht viel älter seyn, als die Urkunde, und vielleicht dem dritten Decennium des vierzehnten Jahrhunderts angehören. Ein anderer Umstand dient noch, das Alter dieses Siegels genauer festzustellen, aber auch dessen Entstehung und die heraldische Vorstellung auf demselben zu erklären.

Wenig Jahre vor Ausstellung obiger Urkunde war das mächtige Geschlecht der Liechtensteine in den Besitz der Stadt Zwettel gelangt: um das Jahr 1320 hatte Herr Rudolph von Liechtenstein, einer der ersten Ministerialen Friedrichs des Schönen, und oberster Kämmerer in Steyer, von seiner Mutter Alheid von Pottendorf [2], diese Stadt und ihr Gebiet geerbet [3].

Vielleicht zum ersten Male das Recht, ein eigenes Siegel zu führen, ansprechend [4], vielleicht dieses Recht der Gunst ihrer neuen Herren verdankend, — nahmen die

---

1 Wer es je selbst versucht hat, ein seltenes Bauwerk, Siegel u. dgl. zu beschreiben, wird die Schwierigkeit, abstrakte Begriffe ohne Hülfe einer Zeichnung faßlich beizubringen, einsehen, und diese vielleicht etwas undeutliche Beschreibung zu entschuldigen wissen.

2 Einer Tochter Rudolph's von Pottendorf und Euphemia's von Kuenring.

3 Chron. U. S. ad annum 1320 in des gelehrten Abtes Link Ann. Claravall. Tom. I. 656.

4 Daß eine so wichtige Handelsstadt erst so spät die Führung eines eigenen Siegels erlangt hätte (was wahrscheinlich, aber noch nicht erwiesen ist), wird Keinen befremden, der weiß, wie lange die Städte und Märkte Oesterreichs — das uralte Pütten bis auf den heutigen Tag — mit dem Petschaft ihres Richters u. s. w. gesiegelt haben.

Zwettler Bürger das Wappen des uralten Hauses Liechtenstein in ihr Stadtsiegel auf, jene zwei schwarzen Bar schief nach dem Schwert zu Thal (wie sie der Sänger Ulrich von Liechtenstein im Frauendienst selbst beschreibt), die lange noch des Geschlechtes Abzeichen blieben, bis sie allmählig von dem quer in Gold und Roth getheilten Schilde verdrängt wurden.

Alle Bücher, in denen Siegel des österreichischen Adels abgebildet erscheinen, weisen dieses Wappen häufig nach, so daß jedes Citat überflüssig scheint.

Einen interessanten Beleg liefert das Stadt Zwettler Archiv selbst, in einem bisher ganz unbekannten, an einer Urkunde von 1320 hängenden Siegel eben dieses Rudolph von Liechtenstein.

Dieses Siegel ist viereckig (eine Form, die damals nur der höchste Adel gewählt zu haben scheint), 1 Zoll 7 Linien hoch, 1 Zoll 5 Linien breit: die Umschrift in Mönchslettern lautet:

† S' RUDOLFI: DE: LIECHTENSTEIN (C und H verbunden).

Der Schild von derselben Form, wie das Siegel, zeigt ebenfalls die zwei rechts gelehnten Schrägbalken [1].

Das Typar des oben besprochenen Stadt Zwettler Siegels ist im dortigen Archive nicht mehr vorhanden; wohl aber ein zweites mit einer, dem Kremser Siegel von 1453 ähnlichen Zusammenstellung, welches auch wohl derselben Zeit, wie dieses angehören mag [2].

*

Gerne hätte ich, das Mangelhafte der Beschreibung fühlend, diesem Versuche die Abbildung der beiden Stadtsiegel beigegeben. Wie schwer es aber ist, gute Siegelzeichnungen zu liefern, beweisen alle bisher herausgegebenen österreichischen Siegel, selbst jene der mit kaiserlicher Munificenz ausgestatteten Herrgott'schen Werke: alle leiden an übermäßiger Zierlichkeit, wenn sie fleißig, oder an zu großer Rohheit, wenn sie nachlässig gemacht sind [1]. — Indeß wird es mir zum Vergnügen gereichen, Freunden dieses Faches, die sich an mich wenden wollen, Original-Abdrücke des Ybbser und Abgüsse des Zwettler Siegels mitzutheilen.

W. v. Rally.

1 Ich kann mir hier die Bemerkung nicht versagen, wie interessant eine kritische Verfolgung des Liechtensteinischen Wappens, durch alle Stadien seiner »Verneuerung und Besserung« bis zu dem jetzigen Blason, wäre, wie denn überhaupt eine quellengemäße Geschichte dieses wahrhaft fürstlichen Geschlechtes — von genealogischen Spielereien früherer Zeit, wie vom Skepticismus der Gegenwart gleich entfernt — höchst wichtige Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Genealogie und Diplomatik liefern müßte! —

2 Ein der Länge nach gespaltener Schild, rechts den österreichischen Balken, links die fünf österreichischen Adler enthaltend: den Schild hält oben ein Engel, zu jeder Seite steht ein Thurm. Die Umschrift in deutscher Minuskel lautet: sigillum civitatis in czwetla.

1 Daß hierin unsere besten Künstler keine Ausnahme machen, zeigen die übrigens trefflichen Abbildungen zu des Fürsten Lichnowsky Geschichte des Hauses Habsburg, wo bei dem Majestätssiegel König Albrechts I. dieser Monarch aus übergroßer Sorge für Deutlichkeit baarfuß sitzend erscheint.

## Merkwürdige ungarische Alterthümer.

Merkwürdig waren in der Geschichte der Weltbegebenheiten einige reitzende Gegenden Ungarns (das eben deßwegen mit Unrecht eine terra incognita genannt wird), welche in den frühern Jahrhunderten, so wie unter der römischen Herrschaft, so später zur Zeit der Völkerwanderung, meistens zum Schauplatz der blutigsten Schlachten und der glänzendsten Triumphe dienten; aber seit dem XVI. Jahrhundert erschienen sie noch herrlicher der die Alterthümer und Kunstwerke des Menschengeschlechts erforschenden gelehrten Welt, als der ehemalige Graner Erzbischof Anton Verantz, oder Wrantschitsch an der ungarischen Seeküste die vom Militärdienst befreienden Erztafeln des Kaisers Vespasian (welche die Gelehrten bis dahin nicht kannten) auffand, und nach Rom sandte. — Dann gaben gleichfalls im XVI. Jahrhundert Wolfgang Lazius die pannonischen, Johann Szamosközi die dacischen Lapidar-Inschriften, Johann Samboky (Sambucus) aber eine Beschreibung der in Ungarn entdeckten römischen Münzen heraus. — Im XVII. Jahrhundert beschrieben Fortis und Spohn die römischen Alterthümer in Dalmatien, Toll jene an der Donau. — Im XVIII. Jahrhundert erforschten Stephan Weßprémi, Schönwisner und Eckhel in Ungarn den Inhalt von mehr als fünf in Ungarn aufgefundenen römischen Erztafeln »honestae missionis«, deren sich weder die Franzosen, Engländer, Spanier, noch die übrigen blühenden Nationen oder Länder Europa's rühmen können. — Im XIX. Jahrhundert öffnete aber unser Vaterland noch mehr seinen an alten Denkmälern reichen Schooß, indem es die zum Cultus der ägyptischen Isis dienende, mit Firniß überzogene und mit Gold und Silber ausgelegte Gießkanne (ibrik) von Egyed im Oedenburger-

Comitat, die vom Kaiser Vespasian den pannonischen Helden gegebenen (unter allen, bisher bekannten größten) Erztafeln von Sikátor, und die auf der Pußta Bene gefundenen, der Welt bisher unbekannten Münzen des Kaisers Berengar, letzthin aber den zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus, im 160sten Jahre nach Christi Geburt auf mit Wachs bedecktes Holz geschriebenen Vertrag, als einziges Denkmal dieser Art, in den Bergwerken von Abrudbánya entdecken ließ, und so unsere Nation mit Denkmälern des Alterthums, deren sich selbst Italien, das classische Vaterland der gelehrten Alterthümer, nicht rühmen kann, beglückte.

So wie die Zeichnung und Beschreibung der Isis-Kanne von Egyed in dem ersten Bande der Jahrbücher der magyarischen gelehrten Societät von Nikolaus v. Jankovics mitgetheilt worden, so wurden im zweyten Bande derselben die Berengarischen Münzen mit der Erzählung der Begebenheiten des Jahres 925 nach Christi Geburt, und dem Siege des magyarischen Helden Bene in Italien zur öffentlichen Kenntniß gebracht (gleichfalls von Nikolaus v. Jankovics). Die zu Sikátor gefundenen Erztafeln des Kaisers Vespasian wurden, nachdem sie Seiner kais. Hoheit dem Erzherzog Palatin vorgezeigt worden waren, von Stephan v. Horvát im Tudományos Gyüjtemény lithographirt herausgegeben und mit einer gelehrten Abhandlung begleitet. Eine gründliche Erläuterung der in Siebenbürgen in den Bergwerken von Abrudbánya und Toroczka gefundenen, beschriebenen, mit Wachs überzogenen Holztafeln oder Triptychen (deren bisher noch keine aufgefunden worden waren, und die mithin zu den trefflichsten Denkmälern des Alterthums gehören und einzig in ihrer Art sind, in archäologischer und paläographischer Hinsicht), haben wir von Mitgliedern der königl. bayerischen Akademie zu München, an welche sie Hr. Nikolaus von Jankovics beförderte, zu erwarten, und zwar um so zuverlässiger, da Professor Fr. G. Maßmann am 26. December 1835 aus München nach Pest berichtete, daß die königl. bayerische Akademie der Wissenschaften sich mit dieser Untersuchung bereits beschäftige. Dr. Rumy.

## Süd-Slawische Ahnentafeln.

### V. Das Haus der Bergelitj.

Die Bergelitj stammen aus einem ungarischen Geschlechte, das in seinem Stammschloß Ossiek wohnte, und von dem nahen Strome Bergo den Namen erhielt. Sie waren in der früheren Epoche des arpadischen Hauses angesehene, zu Ehren und Herrschaft erhobene Magnaten; unter Bela IV. erhielten sie Länder zu verwalten, und nannten sich Zupani. Als aber die Tataren in Ungarn einfielen, das Land verheerten, Städte, Schlösser und Wohnsitze verbrannten, flohen auch die Bergelitj mit dem König und vielen Großen nach Dalmatien, und ließen sich in verschiedenen Orten nieder; ein großer Theil davon setzte sich am Liwanjerfelde im J. 1241, oder wie andere wollen 1235 fest. Hier erbauten sie auf der Anhöhe, die Tribansliza heißt, ein Schloß, das sie Hum nannten, und das noch heutigen Tages Podhum genannt wird. Das Haus Bergelitj war aber nicht bloß in Ungarn mächtig, groß und angesehen, sondern auch in Bosnien, wo seine Glieder den eingebornen Magnaten gleich gestellt, und mit Würden bekleidet wurden; vor allen wurde es unter dem Ban Stephan Kotromanowitj ausgezeichnet, welcher den Ostoja Bergelitj zum Feldherrn seines ganzen Heeres ernannte, mit dem Auftrag, Dalmatien und Kroatien zu verwüsten. Dieser vollzog den Befehl so heldenmäßig, daß er in kurzer Zeit mit reicher Beute ruhmgekrönt zurückkehrte. Kotromanowitj nimmt ihn gerührt auf, umarmt, beschenkt ihn, und verehrt ihm einen Falken von Gold mit ausgebreiteten Flügeln, die Feder eines seltenen Vogels, und eine Art von Gold, das in dem Helm seiner Wappe, worin alle diese Gaben prangen, steckt. Er gibt Podhum das Schloß, sammt dem Dorfe Podhumje und andern Besitzungen, sowohl ihm, als seinen Nachkommen auf ewige Zeiten. Die venetianische Regierung hat ihre Privilegien anerkannt, die sie in Macht und Ansehen im Schlosse Splito genießen.

Das Haus Bergelitj hat zwei Abkömmlinge, die zu römischen Kavalieren ernannt wurden, nämlich Knes und Oberst Markus, und dessen Bruder Lukas, der am 28. Juni 1731 eingesetzt worden. Diese Knesen erhielten das altadelige Schloß Ossor und am 7. Juni 1719 Kerse zum beständigen Eigenthum. Ersterer wurde 1743 in Splito zum Gubernator des Kriegswesens und 1755 als solcher in der Feste Klisch ernannt.

### VI. Das Haus der Wutschkowitj.

Die Glanzepoche dieses Hauses, wie vieler südslawischen, fällt in die letzte Siegesepoche des türkischen Reiches. Von Duwno flohen sie in das venetianische Gebiet; der türkischen Zwingherrschaft müde, verließen sie Besitzungen

und ihre alten väterlichen Schutzgötter, um den gemeinschaftlichen Feind unter fremdem Schilde zu bekämpfen, die Seelen der schmählich Dahingeschiedenen mit Islamsblut zu sühnen.

Harampascha Michael Wutschkowitj kommt 1687 mit der Bitte an den General Cornero, ihm zur Verheerung des türkischen Landes, insbesondere um Liwno, Duwno und Zupanjaz eine Truppenabtheilung zu bewilligen; dieser den Betheuerungen nachgebend, schickt den Kavalier Jankowitj, den Serdar Nalitj, Sinobado und mehrere andere, welche den vorgesetzten Zweck glücklich erreichten. Michael aber bewegt durch seine Popularität, lockende Verheißung, und die letzten siegreichen Thaten 400 Familien aus Duwno, unzählige aus Liwno, der Rama und andern Orten zur Auswanderung, welche vom Knesen Nikolaus Wutschkowitj, dem Harampascha Michael, den Thaddäus, Paul, Theodat und Iwo genannt Sez, dann von dem Harampascha Tomaschewitj angeführt, in und um Zetinje sich festsetzten.

Den Uskokenzug[1] begleiteten die ehrwürdigen Mönche der Rama vom Orden des heil. Franciscus, und gründeten ein Kloster unter Sinj.

Michael zum Serdar und Anführer seiner Uskoken ernannt, bestand von 1687 bis 1690 viele siegreiche Gefechte, zündete Städte und Dörfer an, plünderte Duwno, Liwno, Kuprisch, die Rama, Ljubuschki, Bretjno, Zupanjaz. Viele Türken haben ihm den Tod, viele Gefangenschaft in Sinj zu verdanken. Sein Nachfolger als Serdar war der Bruder Thaddäus, ein gewaltiger Kämpe, dessen Ruhm seine Neffen Theodat und Iwo theilen.

Gelegenheit zu Ruhm und Waffenthaten gab den Wutschkowitj am 2. März 1690 der Einfall der Muselmänner in Zetinje. An der Spitze ihrer Mitbürger tödteten und vertrieben sie dieselben nicht nur aus Zetinje, sondern führten, Liwno, Duwno, die Rama, Zupanjaz, Kuprisch, Brotjno, Ljubuschki, Imotski u. a. O. abermals plündernd, unzählige Beute und viele Gefangene nach Hause.

Am 10. October 1691 verbrannten sie zu Glamotsch und Kuprisch 400 Türkenhäuser, nahmen einen Wartthurm ein, und richteten ein Blutbad unter den Gefangenen an.

Liwno fühlte ihre tapfere Faust wiederholt am 15. Juni 1692. Sechshundert Wohngebäude verbrannten, und 20 Ungläubige tödteten die Gränztruppen unter dem Befehl des Serdaren Thaddäus Wutschkowitj, des Bogdan und Iwo Sez.

Am 5. Mai 1693 war das Borower Feld ihre Wahlstätte. Hier siegte in einem Zweikampf Iwo Sez über einen vielgerühmten feindlichen Helden, den Gaeba Achmet Busjumpascha. Ismail Pascha war bei Kuprisch 1695 geschlagen, und Sez nahm da einen wackeren Fahnenträger gefangen, Soliman Pascha bei Liwno, allwo Sez Wutschkowitj den Aga Knezewitj um's Leben, einen andern Aga um die Freiheit bringt. —

In eben diesem Jahre nimmt Sez den tapfern Omar Alakowitj bei Glamatsch gefangen. Seine Heldenlaufbahn beschloß er unter Liwno, wo er den Alah Beg von Klisk zerstreute, seine Spahien tödtend. Den Pascha von Klisk verwundet er mit dessen eigenem in der Flucht von ihm abgenommenen Säbel, doch auch er starb bald an einer Wunde, die er hier davontrug. — Bogdan Wutschkowitj, werth seines Bruders, macht unter Liwno den Nubeg Kossiterowitj zum Gefangenen; selbst von den Türken gefangen, entkommt er glücklich, und fährt fort mit seinem Onkel Thaddäus Wutschkowitj das Leben wohl der Gefahr, aber auch der Wohlfahrt seiner Mitbürger hinzugeben.

P. Paul Wutschkowitj, Bruder des Serdaren Thaddäus wird in Zetinje 1697 gefangen, und nach Bagdad geschleppt, allwo er, weil man sein Lösegeld, nämlich 6000 Zechinen, nicht erlegen konnte, sechs Jahre schmachtete, doch endlich glücklich entkam. In sein Vaterland zurückgekehrt, erbaute er unter Sinj ein Kloster und eine Kirche. In Verbindung mit General Mocenigo erobert er mehrere Schlösser, und reiset nach Belgrad, das kaiserliche und das türkische Heer zu messen; als endlich die Türken Sinj belagerten, vertheidigt er sich darin mit großem Muthe.

Im Jahre 1706 wurde an die Stelle des verschiedenen Thaddäus, Bogdan zum Serdaren ernannt, der an der Spitze seines Volkes nach Italien beordert sich da wacker turnet.

Da sich 1715 der Krieg erneuerte, fielen sie die Türken an, nahmen ihre Thürme ein, vorzüglich die Feste Tschatschwina, wo der Serdar Bogdan der erste die Siegesfahne aufpflanzte. Die andern Wutschkowitj seines Gefolges sind: Stephan, der Sohn des Serdaren Thaddäus, Mathias, Sohn des Serdaren Michael, Georg, Franz und Lorenz. Bei einer neuen Belagerung hielt sich Bogdan und der Fähnrich Mathias in der Feste sehr gut. Nach dem Abzug der Feinde, fielen sie in Glamatsch und Liwno ein.

Dem 1716 verstorbenen Serdar Bogdan folgte Stephan, der bei der Einnahme von Imotski 1717 war; 1748 wurde sein Sohn Johann, und da dieser bald starb, der Kapitän Justin zum Serdaren erhoben. So weit die Urkunden.

Nach denselben stammt das Geschlecht von Neman ab, dessen Sprosse Wutschko (Wölflein) der Familie den Namen Wutschkowitj hinterließ. Nach dem Untergange des bosnischen Reiches zertheilte sich der Stamm, einige gingen nach Ungarn, andere ins Küstenland, die übrigen blieben mit ihrem Vater Peter Wutschkowitj in Duwno, und dieß geschah 1506. Nachdem der ungarische Zweig bis auf Thomas ausgestorben war, kehrte dieser zurück zu seinem Bruder Mathias, und hier blieb die ganze Familie bis zu den Ereignissen, die wir eben beschrieben haben.

(Werden fortgesetzt.)

[1] Unter diesem Namen sind die Emigranten der slawischen Länder aus der Türkei in der Geschichte bekannt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

44. Sonnabend, den 3. Juni 1837.

## Leibnitz,
über die
## Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien.

Schon bei seiner Anwesenheit in Wien 1713 ging Leibnitz mit dem Gedanken um, eine Akademie der Wissenschaften in der Residenz des deutschen Kaisers zu gründen. Seine Bemühungen und Hoffnungen deßwegen ersehen wir aus mehreren Briefen, die er an Heräus und von Hannover aus an den gräflich Leiningischen Hofrath Schmidt geschrieben hat. Wir wollen einige derselben hier auszugsweise, oder in vollständiger Uebersetzung mittheilen, und dem geneigten Leser überlassen, die etwa nöthigen Bemerkungen darüber selbst zu machen.

### Brief an Heräus.

(Wien, 28. October 1713.)

„Ich muß Ihnen sagen, daß von der Hofkanzlei ein Reskript an die Regierung erlassen worden, um über meine Denkschrift zur Errichtung einer Akademie der Wissenschaften ihr Gutachten abzugeben. Ich habe nicht die Ehre, den Grafen von Khevenhüller zu kennen. Wenn Sie mit ihm in einer näheren Verbindung stehen, ersuche ich Sie, ihn auszuhohlen und für die Sache zu stimmen. Noch muß ich Ihnen bemerken, daß der Prinz Eugen mit dem Kaiser sehr angelegentlich von dem Project gesprochen, und Seine Majestät viele Neigung dazu gezeigt haben; auch habe ich gestern Seiner königlichen Hoheit bemerkbar gemacht, wie ich vernommen hätte, daß es am kürzesten wäre, wenn man die Landstände der einzelnen Provinzen zu einem jährlichen Beitrag bewegen könnte; so dürfte es z. B. genügen, sobald sich Oesterreich unter der Enns für . . . Gulden, und die übrigen Provinzen dem verhältnißmäßig entsprechend erklären würden. Der Prinz von Savoyen wird darüber mit dem Kaiser sprechen; vielleicht wäre es gerathen, wenn auch der Graf Philipp von Dietrichstein bald deßgleichen thun möchte. Jedenfalls aber kommt es darauf an, daß sich die österreichischen Landstände freiwillig zu ihrer Leistung verstehen, und sie werden sich dazu geneigter finden lassen, je mehr Alles auf eine Weise geschieht, die weder den Schein von Zwang noch von Verbindlichkeit hat. Der Herr Prälat von Melk und Andere nach dem Landmarschall könnten dafür viel thun; sie dürften sich nur zum Beispiel nehmen, was sie für ihre Ritter-Akademie gethan haben. Denken Sie, mein Herr, mit mir ein wenig nach, wie man ihnen die Sache beibringen soll.“

### Briefe an Schmidt.

I. Leibnitz rechnet sehr auf die Verwendung des Fürsten von Liechtenstein, dessen wissenschaftliche Bildung anerkannt ist; diesem den Plan richtig auseinander zu setzen, wäre von großer Wichtigkeit. (27. Sept. 1714.)

II. Der Kaiser und die Kaiserinen, auch Einige der Minister hätten ihm viele Gewogenheit bewiesen; es komme nun darauf an, Alles in Bewegung zu setzen. Herr Gerbrand benachrichtige ihn, daß die Regierung das Reskript nicht früher in Berathung ziehen wolle, bis nicht die gehörigen Fonds bestimmt seyen; die Regierung aber soll ja gerade ein Gutachten abgeben, welche Fonds geeignet seyn dürften, um an den Kaiser Bericht erstatten zu können!

„Ich habe mit dem Grafen von Bonneval die Ueberzeugung, daß Niemand die Sache der Wissenschaft besser vertreten könne und wolle, als der Prinz Eugen von Savoyen. Seine königliche Hoheit haben es mir auch bestimmt versprochen, und selbst der Kaiser hat ihn, wie er mir selbst zu verstehen gegeben, damit in gewisser Beziehung beauftragt.“

Herr Wilson schreibt, daß der zehnjährige Vertrag mit den Niederlanden wegen der Papierlieferung nun zu Ende gehe — wie, wenn man der Akademie den

Papierverlag übergeben würde, eine Fabrik anlegte! Dadurch gewänne Oesterreich, und die Gesellschaft hätte vorläufig einen Fonds.

III. Die Vortheile, die aus einem Privilegium der Papierniederlage erwachsen würden, müssen allenthalben hervorgehoben werden: der Handel gewinnt; es kommt Geld in's Land; gute Bücher können gedruckt und die Fortschritte der Literatur in Oesterreich gesichert werden. Das Beste wäre, wenn man Eugen dafür gewinnen könnte; dieser sollte dann beim Kaiser wirken. Inzwischen sey es nothwendig, wegen des Vertrags mit den vereinigten Staaten sich wohl zu unterrichten. (30. Dec. 1714.)

IV. Schmidt soll sich an den Staatskanzler Sinzendorf wenden. Dieser habe ihm während des Krieges allen Beistand versprochen — da nun Friede, dürfte es leichter seyn. Habe er Einwendungen, möge er sie aussprechen, um ihnen entgegnen zu können.

»Ein Freund, der von Wien gekommen, hat mich überreden wollen, daß gewisse Personen, besorgt für die Religion, sich einer Gesellschaft der Wissenschaften widersetzen, weil die neuen Entdeckungen ihnen verdächtig erscheinen, und zunächst, weil es ihnen mißfalle, daß ein Protestant sich darein menge.« (27. Febr. 1715.)

V. Eugen habe ihm selbst geschrieben, und seinen Beistand versprochen. (7. April 1715.)

VI. Die Angelegenheit in Betreff des Papierverlags sey von großer Wichtigkeit, daher direkt an den Kaiser zu bringen; doch müsse man vorerst dessen Ansicht zu erforschen suchen; wenn er nicht persönlich dafür, ist alles vergebens. Schmidt soll Audienz nehmen, und im Vorübergehen des Papierverlages und der Akademie erwähnen u. s. w. (23. April 1715.)

VII. »Ich kann nicht umhin, Ihnen meine Bitte zu wiederhohlen, bei Seiner Majestät weder eine Audienz in Beziehung auf mich nachzusuchen, noch dort von mir oder der Akademie zu sprechen, ohne vorher und ganz neulich mit mir übereingekommen zu seyn. Eben so ist es gut, wenn Herr König nichts berührt, was die Akademie betrifft, ohne sich früher mit mir in's Einverständniß gesetzt zu haben.«

»Eine Aktien-Gesellschaft wäre ohne Zweifel sehr wichtig und nützlich, wenn sie gut gegründet und vollkommen authorisirt würde, und man könnte durch sie gewiß zum Ziele gelangen, sobald man sich nur so, wie es nothwendig, verhalten wollte. Allein sie ist eine sehr heiklige Sache, und großen Hindernissen unterworfen; überdieß gehörte dazu, daß bedeutende Kapitalisten sich dafür interessirte n.«

»Eine Lotterie würde unstreitig von gutem Erfolge seyn, wenn man gewiß wäre, sie eben so, wie in Venedig oder anderswo, auch in Wien in Gang bringen zu können. Sobald der Kaiser mit dem Hofe spielen würde, folgten ohne Zweifel Andere nach. Ich habe zu seiner Zeit über eine ganz besonders merkwürdige Lotterie nachgedacht, bei welcher alle Welt gewinnen, alle Lose genommen werden und nichts desto weniger die Inhaber der Lotterie auch ihren Vortheil haben sollten; allein dazu bedürfte es noch einiger Vorkehrungen.« (15. August 1715.)

VIII. »Ich weiß nicht, waren Sie es, oder war es Herr Spedazzi oder ein Anderer, der mich aufmerksam gemacht, daß ich als Protestant nie Chef der Akademie seyn könnte; ich wollte und werde es ohnedieß nie seyn. Die Würde als Chef muß ein Herr von großem Ansehen bekleiden. Obschon der Kaiser einen sehr guten Willen hat, erkenne ich doch recht wohl, wie nothwendig es ist, daß er von den Ministern unterstützt werde.“ (24. December 1715.)

* * *

Noch am 27. December schrieb Leibnitz an den kaiserlichen Rath, N. G. Hansch, voll von Hoffnungen[1]; doch bald hierauf brachen die Unterhandlungen ab, und die ferneren Briefe beobachten darüber ein tiefes Stillschweigen.

---

[1] »Nam mihi Caesar per ipsam Imperatricem, fratris Viduam, significari curavit, Academiam Scientiarum istituendam sibi cordi esse. Sed hoc tibi in aurem dico. Nollm enim immature publicari« — und einige Zeilen später: Illustrissimus Comes de Schlik inter eos est, qui fundationi Societatis scientiarum plurimum favent, et spero ejus opera efficere, ut Bohemicae regiones ad tam salutare institutum utiliter concurrent. Sed, ut dixi, talia praecipitari non possunt. Interea non omitto, apud Caesarem per Imperatricem et alios, et apud Ministros ejus per amicos, rem urgere.

# Wanderungen in die vaterländischen Archive.

Von W. v. Kally.

## I. Archiv zu Grein.

„L'histoire de notre patrie est un fonds *inépuisable* de recherches: chaque jour elle se devellope et prend une face nouvelle par la publication des monumens jusqu'alors *inconnus* ou *meprisés*, mais qui n'attendent que la main habile qui doit les arranger."

Duboze Histoire de l'Academie des Inscriptions T. IV. p. 471.

Das Bedürfniß eines österreichischen Diplomatarium, als einzig fester Grundlage einer pragmatischen Landesgeschichte, ist entschieden anerkannt.

Gewichtigere Stimmen als jene des Schreibers dieser Zeilen haben sich über die Nothwendigkeit erhoben, die noch in den Archiven der Städte, Klöster und Herrschaften vorhandenen Urkunden zu ordnen und zu verzeichnen, um endlich zu einer Uebersicht der historischen Materialien zu gelangen, welche uns der Zahn der Zeit und der Vandalismus unsers Jahrhunderts übrig gelassen.

Es ist eine traurige, aber durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß in den letztverflossenen sechzig Jahren, namentlich in der Periode zwischen 1780 u. 1790, Unkenntniß und Böswilligkeit weit mehr zur Verminderung der archivarischen Schätze unserer Provinz thaten, als beide Türkeneinfälle, Protestantismus und Gegen-Reformation, Schweden und Malkontenten gethan hatten. Wie viel bei der Aufhebung der Klöster verschleppt, verschleudert, ja absichtlich zerstört wurde, lebt noch bei vielen unserer Zeitgenossen im Angedenken. Selbst die damals so erwünschte Umstaltung der Magistrate war nicht selten die Veranlassung ähnlicher Gräuel, und nur so ist es erklärlich, wie Eggenburg[1] kaum noch das Sendschreiben des heiligen Capistran, wie Pöchlarn, Meissau, Haimburg in ihren Archiven nicht Eine Urkunde auf Pergament aufzuweisen haben.

Daß übrigens ein eigener Fluch über die Auswahl der Localitäten zur Aufbewahrung der urkundlichen Schätze — besonders in den Städten — walte, wird Jeder zugeben, der Gelegenheit hatte, von der Mehrzahl der Archive des Landes autoptische Kenntniß zu nehmen. Sind doch die meisten der städtischen Briefkammern von einer Rumpelkammer nur dadurch unterschieden, daß letztere öfter im Jahre besucht und gelüftet wird! Das an Urkunden aus der Babenberger Zeit reichhaltigste Stadt-Archiv, jenes von Neustadt, ein dumpfes, finsteres Gemach, ist eben keine Ausnahme dieser Regel[1]. Der Schreiber dieses kann versichern, die wichtigsten Urkunden oft auf Bodenkammern, in Kellern u. s. w. aufgefunden zu haben, wohin sie vielleicht bei Feindesgefahr geflüchtet und vergessen, — vielleicht verwiesen wurden, um der neuen Registratur Platz zu machen u. s. w. Exempla sunt odiosa[2].

Eben dieser Umstand erschwert ungemein das Forschen in den städtischen Archiven, weil die Vorstände derselben selten selbst wissen, was sie besitzen, und daher Mangel an Materialien affectiren, um ihre Unkenntniß nicht an den Tag zu legen.

Eine glänzende Ausnahme der oben berührten Uebelstände machen allerdings die Kloster-Archive: Ordnung, Reichhaltigkeit, großartige Lokalität, ausführliche Repertorien, oft die Resultate jahrelangen Fleißes, verleihen denselben eine Wichtigkeit und praktische Brauchbarkeit, die wenig mehr zu wünschen übrig läßt. Uebrigens widmen sich fast in jedem Kloster ausgezeichnete Männer dem historischen Fache und der Nutzbarmachung der reichhaltig vorhandenen Materialien.

Vielleicht dürfte es vor der Hand wichtiger und dringender seyn, den Inhalt der städtischen und herrschaftlichen Archive Oesterreichs an das Tageslicht zu fördern, bevor das Wenige noch Vorfindliche auch noch spurlos verschwindet. An brauchbaren historischen, topographischen und genealogischen Andeutungen werden diese Archive, im Verhältnisse ihres Umfanges, wohl eben so reich, — an interessanten Beiträgen zur Sittengeschichte und zur Kenntniß der älteren Rechtsverhältnisse gewiß noch ergiebiger als die Klöster-Archive befunden werden.

---

1 Wo 1784 mehrere Wägen voll Urkunden, Denkbüchern u. s. w. licitando vertrödelt wurden.

1 Die Stadt Krems verdankt ihrem Archivare Dr. A. J. Wagner den Vorzug, vielleicht das hellste, freundlichste, und am besten geordnete städtische Archiv in Oesterreich zu besitzen. Möchten doch die beiden Lieblings-Ideen dieses würdigen Gelehrten, ein Stadt-Museum für Krems und Stein, und eine urkundlich belegte Geschichte dieser beiden alten Städte, recht bald zum Danke aller Freunde des Vaterlandes verwirklicht werden!

2 In einem der bedeutendsten herrschaftlichen Archive des V. O. W. W. wurden 1831 sämmtliche Urkunden, — die älter waren als 1600, darunter viele aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, aus Raumersparniß — verbrannt, um das Lokal als Kornboden zu verwenden. —

Der Schreiber dieser Zeilen versucht es, die Ausbeute einiger, theilweise zu diesem Zwecke angestellten Ausflüge in diesen Blättern niederzulegen. Bei absichtlicher Vermeidung aller weitläufigen diplomatischen oder sphragistischen Bemerkungen glaubt er dennoch bisweilen auf seltene Siegel, Gemälde, Waffen, und ähnliche archivarische Curiosa aufmerksam machen zu dürfen, da einige derselben oft ein hohes lokales Interesse haben, andere durch wirklichen Kunstwerth oder Seltenheit auch für verschiedene Klassen der Leser anziehend seyn dürften.

Die einem solchen Unternehmen, so lange es nur Privatversuch bleibt, unvermeidlich anklebenden Mängel dürften in der Beschränktheit der Verhältnisse Entschuldigung finden, unter denen dasselbe entstanden: Schreiber dieses wünscht nichts sehnlicher, als die Resultate seines Versuches recht bald durch glücklichere, von einem Gönner der Wissenschaft unterstützte, mit wissenschaftlichem Apparate vorgenommene Forschungen überboten zu sehen[1].

(Fortsetzung folgt.)

## Beilagen zu dem Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufs

## der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,

regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Schluß.)

5.

»Heinricus Dei gratia Pataviensis et Ardacensis Prae»positus omnibus Christi fidelibus Salutem in perpetuum »Amen. Filii qui nascentur et exurgent, narrent ea filiis »suis, ut cognoscat generatio altera quod quidam miles »de Oberndorf. Heinricus nomine. cum impeteret Dietmarum »Hellaere de proprietate corporis pro quadam pensione »pecunie. sicut in unum convenerant. liberum eum tunc »dimisit. et per manus consubrini sui. Gotfridi de Peien. »in presentia nostra ceterorumque bonorum virorum. su»per aram Sancte Margarite in Ardacher. ad censum V. »denariorum annuatim solvendum de bona voluntate de»legari constituit. Quod et factum est nemine contradi»cente.«

»Hujus rei testes sunt. Perengerus Decanus. Reinhar»dus Plebanus. Heinricus scolasticus. Dietricus sacerdos. »Otto Jubant. Canonici Ardacenses. Gotfridus de Peien »qui ipsum delegavit. Reinhardus de Steuensharde Chun»radus in curia Fridricus de Albrechtsperge. Hiltprandus »Rulandus. Rugerus preco frater eius et alii quam »plures.«

6. 1269.

»Cum inter discipulos domini qui relictis temporibus »et fallacis seculi blandimentis voluntariam elegerant pau»pertatem magistrum humilitatis humiliter imitantes, ta»men de maioritate contentio sit suborta manifestissimum »est quod inter posteros seu modernos qui mundi divi»cias appetunt et honores ambiunt temporales de prio»ritate contentionis scrupulus oriretur facillime, si scrip»ture beneficium quod a patre luminis evolavit talibus »non obstaret facta preterita declarando. Nos igitur Al»bertus decanus totumque Capitulum Ardacense uolentes »litium exstirpare dispendia quae fortassis possent in po»sterum suboriri confratrum electionem quam anno do»mini 1269 celebravimus conscribi fecimus, et quis elec»torum alteri preferatur per ordinem nominatim annota»tione presenti dignum duximus explicandum. Nos itaque »gratia sancti spiritus invocata Waltherum de Ips pleba»num et Ottonem de Gluez ad prebendam recepimus tunc »vacantem. Deinde Chunradum de hor . . . . (?) et Chun»radum de Pechlarn plebanos ad primam elegimus vaca»turam. Item Ottonem de Chornspach Dyppoldum ad se»cundam vacaturam prebendam duximus eligendos.«

»Ad hec omnes et singuli in eo convenimus . . . ec»clesiis seu capellis Ardacensis ecclesie adtinentibus nunc »canonicis . . . provideri debeat aliens ut in choro nostro »sacerdotum numerus augeatur.«

[1] Ueber die auf Veranlassung der nl. öst. Herren Stände unternommene Bereisung der österreichischen Archive durch Herrn Markl, im Jahrgange 1835 dieser Blätter besprochen, sind seitdem keine näheren Daten bekannt geworden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

45. Mittwoch, den 7. Juni 1837.

Ordentliche

## Beschreibung des Beylagers,

so da gehalten worden ist durch Carln, Ertzhertzog zu Oesterreich, mit Maria, gebornen Hertzogin zu Bayern, den 26. August 1571 in der kayserlichen Stadt Wien.

Wir entnehmen die nicht uninteressante Beschreibung dieses Beilagers aus den gedruckten Berichten eines Augenzeugen, des Obersten Pritschenmeisters in Oesterreich, Heinrich Wirrich. Darin heißt es:

Im August des Jahres 1571, an einem Mittwoch, hörte man, daß der Bräutigam Erzherzog Carl, von der Neustadt kommend, in Wien eintreffen würde. Der löbliche Stadtrath zog ihm also mit der ganzen Bürgerschaft, in zehn Fähnlein getheilt, entgegen.

Im Gefolge Seiner Durchlaucht bemerkte man den geheimen Rath und Hofmeister Hans Trautson, den kaiserlichen Stallmeister Rudolph Khan, den Doctor und Vicekanzler Johann Baptist Weber, den Hofmarschall-Amtsverwalter Schweikhart von Auersperg, den ältesten Kammerherrn Georg Proßkoußky, und andere vornehme Leute mehr. Des andern Morgens traf auch der Erzherzog Ferdinand in Wien ein, dem alle Fürsten und Herren bis an das Schottenthor entgegenritten; und Abends kamen die zwei ältesten Söhne des Kaisers, Rudolph und Ernst, die eben erst von einer Reise aus Spanien zurückgekehrt waren, auf der Donau herab.

Am Freitag (den 24. August) früh verlautete die Ankunft der hohen Braut Maria von Baiern. Die bewaffnete Bürgerschaft zog daher abermals unter Anführung ihres Obersten und Bürgermeisters Johann von Thaw zum neuen Thore hinaus, der Fürstin entgegen.

Auf dem freien Platze vor den Stadtmauern wurde die ganze Mannschaft zu Fuß und zu Roß, Hackenschützen und Trabanten in Schlachtordnung aufgestellt; die Spielleute, in Oesterreichs Farben roth und weiß gekleidet, befanden sich in einem Zelte daneben; auch hatte man zehn Stücke Geschütz hinausgeführt. Die Braut kam zu Schiffe auf der Donau herab, in der Mitte vieler anderen Fürsten und Herren. Eine Schaar Italiener unter dem Obersten Franz Benaglio de Lovere aus Bergamo war ihr in fünf Galeeren entgegengefahren, um sie zu bewillkommen. Unter den zahlreichen Schiffen, die da den Fluß bedeckten, zeichnete sich das des Bischofs von Salzburg besonders aus. Der Kaiser selbst kam mit einem großen Gefolge an das Ufer geritten, um die Fürstin zu empfangen. Als sie an das Land stieg, ertönte der Jubelruf des zahlreich versammelten Volkes, und die Schützen feuerten, daß die Erde darob erbebte. Die holde Braut wurde sodann in einen Wagen gehoben, deßgleichen man noch nie an Pracht gesehen hatte, und der Zug setzte sich gegen die Stadtmauer in Bewegung, unter dem fortwährenden Donner des Geschützes, das von dem Walle gegen die Tabor-Brücke abgeschossen wurde.

In dem glänzenden Zuge befanden sich unter Andern: neun Trompeter mit baierischen Fahnen, zwölf Glieder Herren mit güldenen Ketten, und dreizehn Glieder Herren mit sammtenen, goldverbrämten Röcken; sechs Glieder Ungarn, sechs Edelknaben in Schwarz, und zwölf in des Bräutigams Farben, einer großen Anzahl von Rittern und Reisigen, Trompetern und Heerpaukern nicht zu gedenken. Auch die kaiserliche Majestät ritt hinter dem Brautwagen, so wie die schon genannten Erzherzoge Rudolph und Ernst; dann die jüngeren Söhne des Kaisers, Mathias und Maximilian; der Herzog Albrecht von Baiern mit seinen beiden Söhnen Wilhelm und Ferdinand, der Bischof von Salzburg, und die Gesandten noch vieler andern Herren. Die Edelfräulein fuhren in eilf Wagen; den Beschluß

machten die kaiserlichen Hartschiren und die ganze Bürgermannschaft mit Spießen, Knebelspießen, Schlachtschwertern, Hellebarden und dergleichen bewaffnet.

Als nun der Zug in der kaiserlichen Hofburg angelangt, wurden die Gäste von Sr. Majestät selbst auf das Huldreichste empfangen und köstlich bewirthet.

Die Vermählung fand erst am nächsten Sonntage in der Augustinerkirche Statt, welche zu solcher Feierlichkeit gar schön mit Tapeten und carmoisinrothen Stoffen ausgeschmückt war. Nach dem Amte und der Predigt gab der Bischof von Salzburg das fürstliche Brautpaar zusammen.

Hierauf begab man sich zur Tafel. Dabei erschienen nebst der kaiserlichen Familie: der König von Polen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Churfürst und die Churfürstin von Sachsen, der Herzog Albrecht von Baiern sammt seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen, die Markgräfin von Baden, die Fürstin von Liegnitz und noch mehrere andere hohe Herren, theils in Person, theils durch ihre Gesandten. Nach dem Male verfügte man sich in das Tanzhaus, das ebenfalls prächtig ausgeschmückt, und mit acht kunstreich geformten Leuchtern erleuchtet war.

Am meisten nimmt aber das Turnier und Ringelrennen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, welches am nächsten Dienstage auf einem Platze außer dem rothen Thore über der Schlagbrücke abgehalten wurde. Der ganze Plan war mit schönen Bäumen geziert, welche man dort in das Erdreich eingelassen hatte. Daneben erhob sich eine schöne Triumphpforte, auf der zwei Fähnlein wehten, das eine roth und weiß, das andere von weiß und blauer Seide. Mit gleichen Fähnlein waren die Zinnen geschmückt, die den Turnierplatz umfingen, und schöne vielgefärbte Bogen hatte man zwischen den Bäumen befestigt. Das Spiel begann mit einem Kampfe zwischen der Juno und Europa.

Iris, die Bothin der Ersteren, ließ sich aus den Wolken hernieder, und forderte die Richter im Namen ihrer Gebietherin auf, den Kampfplatz ihr und ihren drei Helden, den Königen von Asien, Afrika und Amerika, zu übergeben. Auf der andern Seite erschien Europa, in prachtvollem Gewande auf einem Stiere reitend, neben ihr die Sirenen, und noch viel anderes Gefolge, vornehmlich aber ihre vier Töchter Italien, Hispanien, Frankreich und Deutschland. Jede dieser vier Nothen hatte ihre eigenen Trompeter (die Winde des Landes), — ihren Patron und Fürsprecher (die vier Elemente) — ihre Ritter (die vier Jahreszeiten). — ihre Diener und Gefolge (die Flüsse des Landes). — An Gewinnsten, die der Obsiegende erhalten sollte, brachte Mars für Italien das Eisen, die Sonne für Spanien das Gold, Jupiter für Frankreich das weiße Zinn, und die Luna für Deutschland das Silber. Nebstdem zogen der Europa zu Hülfe die sieben freien Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Den Beschluß machte Diana, die Göttin der Wälder, mit ihrem Gefolge von Löwen, Tiegern, Wölfen und Bären.

In einem andern Aufzuge erschien die Victoria; sodann kamen die vier Laster, und die vier Tugenden: Justitia, Prudentia, Fortitudo und Temperantia, endlich Neptunus und vier Ritter der Tafelrunde, Robert aus Schottland, Gottwald aus Pannonien, Woldemar aus Marcomanien und Weißlandt aus Illirien.

Alle diese und noch viele andere Masken wurden von den höchsten Herren des Hofes vorgestellt. Seine Majestät der Kaiser selbst ist »der streng und notfest Winter« gewesen, und zwei seiner durchlauchtigsten Söhne machten den Sommer und Herbst. Die drei Könige von Asien, Afrika und Amerika waren: der Erzherzog Ferdinand, der Erzherzog Carl und Wolff von Stubenberg. Außerdem finden wir auf der Liste der Darsteller noch die Namen: Thun, Heißenstein, Trautson, Harrach, Breuner, Liechtenstein, Buechhaim, Fugger, Colloredo, Tannenberg, Redern, Herberstein, Auersperg, Losenstein u. a. m.

Den Dank beim Ringelrennen gewann Herr Siegmund Friedrich von Herberstein.

Am Donnerstag darauf wurde abermals ein großes Turnier abgehalten. Unter den Kampfrichtern war ein Graf Carl von Hohenzollern; Conrad von Pappenheim, Reichs-Erbmarschall und kaiserlicher Trabanten-Hauptmann, und Seyfried von Kolonitsch waren verordnet, den Platz zu schirmen und die Hut zu halten.

Unter den Streitern waren die Erzherzoge Carl und Ferdinand, Ruprecht von Herberstein und Gottfried Breuner, dann ein Orenburg und Salm, ein Khevenhüller, Schärpffenberg, Braun, Eckenberg, Kinsky, Simmern u. s. f.

Den Beschluß der Feierlichkeiten machte am Sonntage

nach Mittag ein Fußturnier. Auf dem Kampfplatze war der Berg Aetna vorgestellt, mit Irion, den gefesselten Titanen, dem Tantalus, den Danaiden und dem Orpheus (Querus nennt ihn unser Verfasser). — Beim Lanzenbrechen erschienen die beiden Herzoge Wilhelm und Ferdinand von Baiern mit Georg von Etzdorf und dem Grafen Ulrich von Montfort, dann der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich mit zwölf Fahnen und der Göttin Fortuna auf einem Wagen, der von vier geflügelten Greifen gezogen wurde, endlich die Landschaft von Oesterreich in weißen Gewändern, und etliche Herren in Schweizer-Kleidung, welche den Preis davon trugen. Es wurde so mannhaft gestritten, daß man ganze Arme voll zerbrochener Schwerter und Spieße vom Turnierplatze trug.

So endigten die Vermählungs-Feierlichkeiten, die durch ihre ausgezeichnete Pracht allgemeines Aufsehen erregt hatten.

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

---

## Wanderungen in die vaterländischen Archive.

Von W. v. Rally.

### I. Archiv zu Grein.

(Fortsetzung.)

Auf dem Marktplatze der Stadt Grein, unfern der Pfarrkirche, steht das Rathhaus, ein schmuckloses Gebäude, nicht ohne Spuren sehr alter Bauformen im Innern und Aeußern. Ueber eine schmale Treppe gelangt man in die geräumige, helle Registratur, in welcher gleich beim Eintritt die markirten leicht kenntlichen Züge Kaiser Leopolds I., — eine fast stereotype Verzierung aller Stadt-Archive des Landes — den Besucher von der Wand anblicken. Noch schmückt das Zimmer eine Ansicht des 1622 von Leonhard Helfrid Grafen von Meggau gestifteten Franziskanerklosters zu Grein [1], und eine Abbildung des im denkwürdigen Jahre 1809 organisirten Bürger-Corps der Stadt Grein.

Ein kleines, nicht sehr helles, aber freundliches Seitengemach, gleich der Registratur durch den schönen alten

1 Eine etwas jüngere Ansicht dieses Klosters von derselben Seite hat P. Herzog in seiner Cosmographia Austriae Franciscana Col. 1740. p. 607.

Estrich ausgezeichnet, bewahrt den Urkundenschatz der Stadt, und die Reste der früher bestandenen Rüstkammer an Pickelhauben, Schwerten und Harnischen, ein schönes Prunkschwert in reich verzierter Scheide fehlt hier eben so wenig, als in den übrigen österreichischen Stadt-Archiven.

Dem früher ausgesprochenen Vorwurfe treu, läßt der Berichterstatter den Inhalt der wichtigsten im Greiner-Archive vorhandenen, die Geschichte dieser Stadt berührenden Urkunden ohne irgend eine semiotische oder sphragistische Anmerkung folgen [1].

1327. Probst und Convent zu Waldhausen bestätigen eine fromme Stiftung der Bürger zu Grein.

1338. Marchart Verel von Eidenberg verkauft dem Gotteshause zu Grein eine Hueb am mittleren Frankenberg.

1379. Sonntag Reminiscere. Schutzbrief Herzog Albrechts III. für die Bürger in Grein, »bei ihren Gewohnheiten und Rechten, bei der Schiffung und Arbeit auf der Donau.«

1398. Dienstag nach Sonnwenden. Auftrag der Herzoge Wilhelm und Albrecht an die Bürger zu Grein, den Bischof Gregor von Salzburg in der Verführung seines Salzes nicht zu hindern.

1399. Mittwoch nach St. Petronilla. Auftrag Herzog Albrechts IV. an Hans von Stubenberg, Pfleger zu Werfenstein, die Greiner Bürger zu schützen, wenn man über ihren Willen an etlichen Stätten, da man vorher nicht gefludert, fludere [2].

1400. Freitag nach dem heiligen Kreuztag. Auftrag Herzog Albrechts IV. an alle Landesherren, Ritter u. s. w. »die Greiner Bürger mit ihrem Schiffzug und Arbeit auf der Donau bei ihren Rechten bleiben zu lassen.«

1404. Am heiligen Kreuztag. Auftrag Herzog Albrechts IV. an Mert von Murstetten, Burggrafen zu Werfenstein, wegen der von Seite der Greiner über das durch den Freisinger Schaffner Peter angetragene wi-

1 Viele wichtige Beiträge zur Geschichte Greins werden an anderen Orten (z. B. die bekannte Greiner Pancharte Rudolphs II. von 1581 in Klamm) aufbewahrt. — Zum Behufe seiner historischen Forschungen und als Grundlage einer von ihm beabsichtigten geschichtlichen Monographie von Grein hat der dortige Syndicus Herr J. A. König eine Sammlung aller in den Archiven des Landes zerstreuten, auf Grein bezüglichen Urkunden in Abschriften veranstaltet, ein Unternehmen, wofür ihm alle Freunde dieses Faches Dank wissen werden. —

2 Anlanden und Auf- oder Abladen.

derrechtliche Fludern erhobenen Beschwerde. (Auf Papier geschrieben.)

1417. Freitag nach St. Lukas. Auftrag Herzog Albrechts V. ähnlichen Inhaltes mit dem von 1400.

1427. Spruchbrief Veit Hager's zu Mattsteig, Hauptmanns zu Stettenberg, und Verwalters der Grafschaft Machland, in einem Streite zwischen zwei Bürgern von Grein u. s. w.

1445. Kaiser Friedrich III. schlichtet die zwischen den Bürgern von Enns und Grein wegen Salzfuhren entstandenen Streitigkeiten u. s. w.

1461. Herzog Siegmund der Reiche von Oesterreich-Tyrol bestätigt die Freiheiten des Marktes Grein u. s. w.

1468. Samstag vor St. Valentin. Innsbruck. Herzog Siegmund von Oesterreich-Tyrol verleiht seinen Getreuen und Lieben, Richter und Burgern des Marktes zu Grein folgendes Wappen: »ainen Schilde, der ist ganz übersloßen ins wasser, in dem Grunde des Schilds mit etlichen schwarzen schrofen[1], vnd dann in der Mitte des Schilds ain Hohenauerin, in irer gewöhnlichen Farbe vnnd Form mit ainem gelben Dach, vnnd in jedem Orth des Schiffs ain Mändel ziehend an einem Rued, vnnd in der Mitte des Schiffs ain Mändel auf dem verdückh steend, hinter sich vnnd für sich zaigend, wie man soll faren: Darnach in der höhe desselben schildes aber mit schwarzen schrofen zugleichen weiß, als ob daß Schiff zwischen den schrofen hindurch geend wär« u. s. w.

1471. Samstag vor Lätare. Innsbruck. Herzog Siegmund von Oesterreich-Tyrol; gleichen Inhaltes mit der Urkunde von 1461.

1480. Dienstag nach St. Matthiä. Auftrag Kaiser Friedrichs III. an alle Grafen, Hauptleute u. s. w., die Greiner Bürger gegen die Eingriffe der Unterthanen des Klosters Baumgartenberg zu schützen.

1483. Samstag nach St. Erhard. Auftrag Kaiser Friedrichs III. an Kaspar von Roggendorf, Pfleger in Struden, die Bürger von Grein nicht mit Roboth zu beschweren.

1 Felsen.

1485. Freitag nach St. Dorotheä. Kaiser Friedrich III. bestätigt die Privilegien und Freiheiten des Marktes Grein.

1491. Samstag nach St. Bartholomä. Linz[1].

Wir Friedrich u. s. w. bekhennen, daß süer vnnß khomben seyn die Edlen Vnnßer lieben Getreuen Siegmundt Pruschinckh Obrister Schenckh in Oesterreich, auch Drugseß in Steyr, vnsser Hoffmarschalckh vndt Cammerer, vnd Heinrich Pruschinckh, Gebrueder, Freyherrn zun Stettenperg, vnsser Rath vndt Pfleger zue Sarmingstein, vnd haben vnß zue erkhennen geben, wie ihr Burger zue Grein, so von vnß in Außwechßlweiß an sy khomben seyn, vnd wier iezt zue einer Stadt erhebt, menig Brief, Privilegi rc. gehabt, der sie vnß aintheils fürbracht haben, vndt die andere in der Besetzung daselbs zu Grein vor etwas Zeitten von den Behemischen beschehen, in abprennen Grein, alß ein Markht gewesen, verdorben waren, vndt vnß diemitigelich gebeten, daß Wier ire Burger die bemelten ir Privilegi zu erneuen geruhten, rc. haben dardurch vnd von sundern Gnaden den benanten Iren Burgern dieselben Brief rc. confirmiert vnd erneut u. s. w.[2]

Die Privilegien der nachfolgenden Regenten, als Ferdinand I. 1535, Maximilian II. 1565, Rudolph II. 1581, Matthias 1612, Ferdinand II. 1628, Ferdinand III. 1639, Leopold I. 1660 u. s. w. reichen bis in die neueste Zeit und sind nur Bestätigungen der früheren Freiheitsbriefe.

(Schluß folgt.)

1 Vergl. Kurz Oesterreichs Handel S. 431.

2 Die Schlußformel ist interessant: Besiegelt mit vnsser khayserlichen Mayestät anhangunden Insiegel; so wir in des Reichs sachen üben, mangl halben vnsserer Mayestät Insigl, so wir in vnseren Erblanden gebrauchen.

P. Herzog in seiner Cosmographia Austriae franciscana S. 507 erzählt die Veranlassung, auf welche Grein zu einer Stadt erhoben wurde, läßt aber diese Begebenheit schon 1481 vorfallen: »Fridericus Augustus cum aliquando per Danubium Viennam descensurus Greinopolim transiret, in hoc oppido sibi complacens ad annum 1481 Civitatem constituit.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

**46.** Sonnabend, den 10. Juni **1837.**


## Hippuriten
### am Untersberge bei Salzburg.

In der allgemeinen Versammlung deutscher Naturforscher zu München 1828 ist durch v. Buch das erste Mal dieser Hippuriten erwähnt worden, aus Anlaß eines Bruchstückes, welches von einer solchen Versteinerung, die 7″ lang, 4″ dick, 3 Pfund schwer, rund, und von unten nach oben ablaufend war, in der Colonie Nr. 10 des Hofbaumeisters Laschinzki am Untersberger Sumpf zwischen Glaneck und der Stadt Salzburg, aber 1804 bei dem Thalwege des Glanflusses, dessen Fluthen von dem Fürstenbrunnbach am Untersberg beginnen, ausgegraben worden ist.

Allein seither haben sich an den nordöstlichen Gehängen und Wänden dieses Uebergangs-Kalkgebirges, das in einer Nordbreite von 47° 8′, in einer Ostlänge von 30° 35′, und zu einer Meereshöhe von 6060′ sich erhebet, ganze Massen ähnlicher Versteinerungen, nach v. Lill[1] sogar ein mächtiges Gebilde von dichtem, graulich weißem Hippuritenkalk, gefunden, welche zwar nicht an den höchsten Gipfeln dieses Gebirges, wohl aber in den Windlöchern[2] an den breiten Schultern des Untersberges in einer Meereshöhe von 5500′[3] beginnen, und hernach, sich längs der nordöstlichen Wände und Gehänge dieses Gebirges bis zu dem Fuße desselben in einer Höhe von 2000′ abwärts senkend, enden, zudem noch an dem Graben von Wolfsschwand östlich unfern des Pfarrdorfes Gmain sehr weit ausgebreitet sind[1].

Ungeheuere Felsenblöcke, welche Zeit und Witterung von dem Untersberger-Felsen trennten, und die theils noch an dessen Fuße hängen, theils in dem bemeldten Graben zwischen dem Glanflusse und dem Hallthurm niedergestürzet sind, strotzen von Kalkblöcken mit Hippuriten, worin dieselben in ruhigeren Kreisen und Familienweise, in größern oder kleinern Gattungen, auch wieder in verstürzten Wirren anstehen, sogar vielfältig mit einzelnen kleinen Kohlenstücken, und mit andern Petrefakten, z. B. Ammoniten, Terrebrateln, Pektiniten, Inoceramen, Numuliten, Nautilus u. dgl. vermenget sind, wie es auch v. Lill an dem Kalkgebirge Tuvol mit den vielen Quellen und Flötzen von Salz zwischen Hallein und der Alpenbrücke von Schellenberg wahrgenommen hatte. Von jenen Hippuriten am Untersberg ist jedoch, obwohl man sich bereits an den größeren Felsenblöcken, sogar mit Schram und Sprengarbeit versucht hatte, noch kein Gebilde eines vollständigen Körperbaues bisher zu Stande gebracht worden, sondern bloß einzelne Bruchstücke aus der Mitte, oder aus einem der beiderseitigen Enden der Gehäuse, Röhren oder Schalen dieser Thiere. Allenthalben schien dabei immer der eine Theil dieser Schale um vieles dicker, als der andere, und dieser in länglichter Form eines mehr oder minder gekrümmten oder gebogenen oder gewundenen Rindhorns, auch öfter abplattend nach der Art von Fischschwänzen, allenthalben aber sich dünner oder

1 In dessen Abhandlungen über den Durchschnitt und das Profil der Gebirge Salzburgs von Werfen bis gegen Teisendorf in Baiern hinaus, welche in den Jahrbüchern für Mineralogie, Geognosie und Geologie, erster Jahrgang, 2. Quartalschrift, Heidelberg 1830, enthalten ist.

2 Diese Windlöcher sind Felsengruben, aus denen sich wandernde Italiener noch immer Ausbeute hohlen, wie in manchen andern Orten des Hochlandes von Salzburg; auch in der Höhle von gelblich grauem glimmerreichen Sandsteine bei Fornach im Hausruckkreise.

3 Der Müller in Weissenbach sowohl als der Kanzelbauer an der Straße von Schwarzbach nach Gmain kennt diese Verhältnisse der Windlöcher, und der Schullehrer Markreither das Hippuritenlager bei dem Wolfschwandgraben; der letztere kann reisenden Naturforschern über dieses Hippuritenlager, zumal am Wolfsschwandgraben, alle erforderlichen Anweisungen geben.

1 Bekanntlich enthält sowohl nach v. Flurl, als nach der örtlichen Erfahrung auch der Untersberg, besonders zwischen Berchtesgaden und Reichenhall längs der Straße durch den Hallthurn bei der Pechlerhütte, und in der Ortschaft Bischofswiesen viele graue und fleischrothe Gips- und Salzthonlager, und salzsaure Tagquellen.

spitziger obenher schließend, und der untere offen gewesen zu seyn [1].

Von Hippuritenstücken, die bisher hier zu Tage gekommen sind, gab es welche, die zwischen 3″, 6″, 11″, — 2′, 3′, sogar noch über 4′ lang, auch verhältnißmäßig 1″, 3″, 8″ und 13″ nach ihrem Durchmesser dick waren [2]. Die Außenseite aller Gehäuse, Schalen oder Röhren von diesen Hippuriten hatten ringsum halbrunde, glatte, erhobene Striche oder Fechsen, welche spiralmäßig von unten nach oben gerichtet waren, und hauptsächlich, wie das Gehäuse selbst eine weißröthliche Farbe zeigten. Das Gehäuse, die Rinde oder Schale dieser Hippuriten war durchgehends von unten nach oben mit einer Masse Thon, jüngerem Kalk, und von Kalkspath gefüllet, der als Steinkern (Nucleus) sowohl im Durchschnitt nach der Länge als nach der Quere ohne alle Spur eines Körpers von Fischen, Schnecken, Schalwürmern oder andern Thieren des Landes, oder der süßen, oder sauern Wässer. Nicht einmal ein Abdruck von einem solchen zeigte sich darin, so daß dieser Steinkern eigentlich als eine Petrefactum dubium oder incognitum vorläufig erscheint.

In Hinsicht der eben angegebenen Formation dieser Art von Versteinerungen finden sich bei Philipp Picot de Lapeirouse, Baron de Batus [3] in den Abbildungen Tabula IV. Fig. 5. Spec. 8 als Orthoceratites colliciatus, testa media flexa, superficie striis longitudinalibus sulcata — Tab. V. Fig. — Spec. 11, als Orthoceratites colliciatus testa distorta, superficie striis longitudinalibus serratis sulcata und Tab. VI. Fig. 3. Spec. 14 und Tab. X. Fig. I. Spec. 26 zwar ziemlich ähnliche Bezeichnungen, aber dieselben würden zugleich als Orthoceratites colliciatus, testa subarcuata superficie striis longitudinalibus sulculata operculo conexo — nicht ganz passend angegeben, und Doktor Georg Lenz [1] nennt dagegen Hippuriten eine Art Kränzelkorallen. Hübners Natur- und Kunst-Lexicon [2] sieht in dem Hipperus einen Seefisch, der einem Pferdeschwanz ähnlich gestaltet, und meergrün von Farbe ist; im Mittelmeere nicht, wohl aber im Ocean sich aufhält, und Fleisch frißt. Ein gleiches Lexikon von Funke und Lippold [3] führt darüber entgegen wieder nichts an; aber Wallerius Mineral-System [4] setzet die Hippurites wieder in die 66. Gattung der Korallen-Versteinerung der 456. Art, und die geologische Vertheilung von Schlottheim und Boué bezeichnet diese Versteinerung als Hippurites turbinatus, mitratus, comprimatus, während nach Boués Vermuthung [5] die Hippuriten des Untersberges Sphäruliten, und selbst nach der Ansicht des Professor Bronn diese eine neue Art, nähmlich: Moulins Sphaerius seyn sollte. Allein die geognostische Eintheilung der Petrefakten von Hönighaus [6] gibt folgende nähere Bestimmung über die Eigenschaften, über die Kategorien der einschlägigen Felsengebilde, und über die Fundgegenden der Hippuriten an:

| Hippuriten. | Felsen. | Orte und Gegenden. |
|---|---|---|
| H. Cornu pastoris | Kreide | Pyles. |
| H. curva — | ? | Martinique. |
| H. fistula — | ? | Pyrenäen. |
| H. radiosa — | Kreide | Reimes. |
| H. refecta — | ? | Pyrenäen. |
| H. — — | Kalk | Untersberg. |
| H. rugosa — | ? | Pyrenäen. |
| H. sulcata — | ? | ? |

(Schluß folgt.)

1 In der Sammlung von Naturalien, Kunst- und alterthümlichen Denkmälern, welche erst der gegenwärtige Herr Prälat Albert IV. von St. Peter in Salzburg anlegte, befinden sich einige Exemplarien dieser Hippuriten, und darunter auch eines, welches in einer solchen gewundenen Hornspitze sehr bestimmt endet; auch einige Hippuritenstücke, in denen der besagte Herr Prälat nach ihrem Längen-Durchschnitt mehrere Zellen einzelner kleiner länglichter Thiere kürzlich entdeckte. Der Schullehrer Markreitder in Gmain hat immer eine Sammlung solcher Hippuritenstücke fur Jedermann zur beliebigen Auswahl in Bereitschaft. Noch im Jahre 1833 kam ein solcher Hippurite über 4′ lang nach Italien

2 Auch Ammonshörner Cornua Ammonis von verschiedener Größe waren angeregter Maßen darunter gemenget, wie sie besonders in größerer Art auch bei den Salzgebilden des Dürnberges von Hallein vorkommen. De Luc fand sogar in Francigni 1844′ über das Meer noch Ammonshörner, und nach Ebel gibt es solche auf dem Felsen Rondo bei Trento in einer physischen Höhe von 4500′. Gemäß der Münchner politischen Zeitung von 1831, Nr. 155, und nach dem Journale hat Benet von Weilmuth in Dortsetshire einen Kopf, und eine Schulter eines versteinerten Ammoniten im Besitze. Dieses ist zugleich das erste und einzige Exemplar dieser merkwürdigen Species-Bewohner der Urwelt aus der Kreidenformation, welches die Art, die Species und die Gattungen dieser Familie, deren von der kleinsten bis 2—3—4 Fuß großen bei 200 gezählet sind, vervollständiget werden. Ein solches Ammonshorn in der Ambraser-Sammlung zu Wien im Belvedere im Saale Nr. IV des III. und IV. Schrankes Nr. 4 scheint ein Ammonite in seinem letzten Gewinde mit einem fischartigen Kopf zu enden.

3 De novis quibusdam Orthoceratitum et Ostracitum Speciebus dissertatiuncula, Figuris aeneis illustrata. Erlangae 1781.

1 Versuch zur Kenntniß der Mineralien. Leipzig 1791. 1. Th. S. 614—615.

2 Leipzig 1755.

3 Wien 1810—1812.

4 Berlin 1703.

5 Nach v. Lill am angeführten Orte.

6 Jahrbücher der Mineralogie von 1832.

## Wanderungen in die vaterländischen Archive.

Von W. v. Rally.

### I. Archiv zu Grein.

(Schluß.)

Noch enthält das Archiv ein altes mit kalligraphischer Virtuosität geschriebenes Manuskript in Groß-Folio, welches den von einer jüngeren Hand herrührenden Titel führt: »Frei: und Ingedenckh: Buech der Stadt Grein.« Der kostbare Sammteinband, die mit Silber beschlagenen Ecken [1], und die übrige Ausstattung des Buches lassen vermuthen, daß dasselbe auf Kosten der Stadt, vielleicht bei Erhebung des Marktes zu dieser Würde, verfaßt wurde [2], um für den Fall eines Krieges, Brandes u.s.w. die alten Rechte und Freiheiten wenigstens in einer Abschrift erhalten zu wissen.

Daß diese Sorge indeß für den vorliegenden Fall überflüssig war, beweiset der Inhalt des Buches, das auf 107 Seiten die meisten im Verlaufe dieses Aufsatzes besprochenen, ohnehin im Original vorhandenen Urkunden wiedergibt [3]. Am Schlusse dieser Copien werden verschiedene Rubriken weitläufig abgehandelt, deren Inhalt dankenswerthe Aufklärungen bezüglich der alten Rechte, Sitten und Gewohnheiten gibt [4]. Die Aufschriften dieser Rubriken sind die folgenden:

I. Vermerkht die Burgkfrieds Beschreibung im Markht zu Grein.

II. Gejaidt.

III. Bruck und Steg zu dem Markht.

IV. Weg Machen.

V. Vermerkht wie es von alten herkommen sey, mit den Brünnen in dem Markht zu Grein.

VI. Vermerhkt den Dienst der Häuser zu Grein.

VII. Vermerhkt den Dienst der Fleischpänkhe.

VIII. Vermerhkt die Berge und Hölzer die denen Burgern gemein seyn.

IX. Vermerkht die Fischweid so die Bürger von Alters her haben.

X. Vermerkht wie der Markht von Alters herkomen ist mit dem Ufer ꝛc.

XI. Vermerkht wie es mit der Fluderstatt von Alters her gehalten sey worden.

XII. Von den Lagerstätten.

XIII. Wie ein Richter das Steigrecht und den Zoll nehmen soll.

XIV. Von des Feuers Beschau und Feuerstätt wegen.

XV. Pflanzstett und Pflanzpett.

XVI. Vermerkht die einzigen Rechten die die Burger zu Grein haben [1].

XVII. Vermerkht die Hauptwändel oder großen Wändel.

XVIII. Vermerkht von den Panthaidingen zu Grein.

XIX. Vermerkht wie man einen Richter setzen, und wie man des Gericht jährlich wiederum auffagen soll.

*

Das Greiner Archiv bewahrt noch eine Partie Urkunden, die ihren Weg aus dem Pfarr-Archiv hierher fanden, Ablaßbriefe für die Greiner Pfarrkirche, deren ältester von Innocenz VI. 1361 ist. Der wichtigste und interessanteste unter diesen, eine wahre diplomatische Seltenheit, ist der Ablaßbrief Sixtus IV. von 1475 mit Marginalverzierungen von hoher Schönheit und sechs anhängenden Siegeln von Cardinälen, welche zu den schönsten dieser Art gehören, wie denn die Siegel dieser Großwürdenträger der Kirche zu jener Zeit immer von den ersten Künstlern gezeichnet und geschnitten wurden [1].

Zum Schlusse sey es dem Berichterstatter vergönnt, die Freunde der Sphragistik auf das bisher ganz unbekannte herrliche Greiner Marktsiegel aufmerksam zu machen, dessen Stämpel sich ebenfalls im dortigen Archive befindet. Es ist dieses nähmlich unstreitig das schönste Marktsiegel Oesterreichs, — in Folge des von Herzog Sieg-

---

1 Diebische Hände haben die Schließen geraubt.

2 Für diese Hypothese spricht auch die Ortographie und der Charakter der Schrift.

3 Die sorgfältig gemalten, aber schlecht gezeichneten Abbildungen der an den Urkunden befindlichen Siegel haben, wie faßt alle Siegelzeichnungen aus jener Zeit, für den Freund der Sphragistik geringen Werth.

4 Der Berichterstatter behält einige dieser Rubriken, z. B. des höchst wichtigen Nr. XVIII einer eigenen ausführlichen Besprechung vor.

1 U. m. a. auch folgende Paragraphe enthaltend:

Daß die Burger zu Grein daß Recht haben, ob einer hier in ihren Burgfried auf der Straße oder in dem Markt erschlagen wird, oder in einem Haus, so mögen ihn seine Freunde wohl aufheben, darum daß ihn die Hunde nicht essen; darum ist er dem Richter nichts verfallen; also ist es von alten Herkommen.

Daß die Burger das Recht haben, wenn ein Burger einen Dieb in seinem Haus begreift, mag er ihn nicht lebendig zu dem Richter bringen, so schlage er ihn zu Tod, er ist dem Richter nichts verfallen u.s.w.

2 Aus Cellinis Leben bekannt.

mund ertheilten Wappenbriefes im Jahre 1469 geschnitten; — also 23 Jahre, bevor Grein zur Würde einer Stadt erhoben wurde [1]. Eine detaillirte Würdigung dieses ausgezeichnet schönen, in mehrfacher Beziehung besprechenswerthen Siegels auf einen geeigneteren Ort versparend [2], genüge die Andeutung, daß selbes die im Wappenbrief erwähnte, auf den Haupterwerb der Bürger Greins anspielende Vorstellung in einem spanischen Schilde enthält, den zwei wilde Männer unten stützen, während aus dem oberen Rande eine ebenfalls männliche Gestalt im faltigen Talar emporragt, einen Zettel mit der Jahreszahl: .1.8.6.9. tragend. Die Umschrift in deutscher Minuskel lautet: sigillum . iudicis . et ciuium . fori . in . grein. Die zwei Zoll im Durchmesser haltende Stämpelscheibe ist von Silber, Thalerdick, und an einen schweren, vier Zoll langen stählernen Stiel gelöthet. An Schärfe, Zierlichkeit und sinnreicher Composition läßt dieses Siegel alle bis jetzt bekannten österreichischen Marktsiegel weit hinter sich, und wetteifert mit allen gleichzeitigen Stadtsiegeln, selbst mit dem schönen Kremser von 1453.

Die beiden noch im Archive vorfindlichen Stadtsiegel aus dem XVII. und XVIII. Jahrhunderte sind ohne Kunstwerth, eben so die in demselben Schranke liegenden Zunft- und Pfarrsiegel.

---

## Miscellen.

Ueber die Schlacht bei Dorneck (Dornach) zwischen K. Maximilian I. und den Schweizern am 22. Juli 1499 gibt es mehrere gleichzeitige Volkslieder. Zwei davon hat Rochholz in seiner Eidgenössischen Lieder-Chronik mitgetheilt; das erste leider nach einer späteren Bearbeitung, und mit Ergänzungen, die in dem Originaldrucke, den wir vor uns liegen haben, nicht vorkommen. Hier lautet die erste Strophe:

»An einem montag es beschach
Do man die Lantzknecht ziehen sach
Sy woltend Dornach beschouwen
Vnd Dornach du vil hohes hus
Du thust jhnen wee in ougen,«

und die letzte oder 27ste Strophe:

»Der vns das lied gesungen hat
Der ist gewesen by diser that
Ein guter Eidgnoss vast junge
Was er hierinn vergessen hat
Sing ein anderer ob er könne.«

In der königlichen Bibliothek zu München befindet sich ein drittes; leider aber ist das gedruckte Blatt in Folio nicht vollständig. Der Text erscheint öfter lückenhaft; so fehlt der Anfang ganz. Ist indessen die Hälfte der vorfindigen Anfangsstrophe die erste, so besteht das Lied aus 25; wir theilen hier die letzte mit, um möglichen Falls eine nähere Angabe zu veranlassen:

»Der vns das liedlin hat gesungen
Vnd singt zu diser stund
Keinem herren ist er verbunden
Er sytz im grauen bund
Zu Kur ist er gar wol erkannt
Sin narung ist er suchen
In tütschen vnd welschen land.«

---

»Von Herzog Ulrichen zu Würtemberg, den man zu vertreiben gesucht.« Gleichzeitiges fliegendes Blatt in Folio; das Lied beginnt:

»Mit lust so will ich singen,
Frölichen heben an,
Von neuw geschehen dingen,
Als ich vernommen han u. s. w.«

Die Gegner Ulrich's suchten die Reichsacht zu erwirken; sie erfolgte im Oktober 1516, wurde aber auf Verwendung des Kardinal Lang am 21. wieder aufgehoben. Der unbekannte Dichter lobt den frommen Kaiser, daß er sich durch alle Machinationen der Feinde nicht zu ungerechtem Fürnehmen habe verleiten lassen, er vertheidigt die würtembergische Landschaft gegen die Verläumdung, daß sie sich erboten, des Kaisers Kriegsvolk einzulassen, um ihres unruhigen Herren los zu werden, vielmehr hebt er die gleiche Gesinnung des größeren Theils der Unterthanen hervor, ihren muthigen Fürsten in keiner Noth zu verlassen, und wider alle fremden Gäste das Land zu beschützen.

---

1 Es ist wahrscheinlich, daß das Siegel auch nach dieser Erhebung von den Bürgern beibehalten wurde, für welche Muthmaßung auch der gänzliche Mangel eines größeren Stadtsiegels bis in das XVIII. Jahrhundert spricht.

2 Das Costume des Lootsen und der beiden Schiffer ist höchst interessant, und der Bau des Schiffes ist für uns ein merkwürdiger, aber trauriger Beweis der geringen Fortschritte, welche die nautischen Künste auf unserem vaterländischen Strome seit vierthalb Jahrhunderten gemacht haben!

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

47. Mittwoch, den 14. Juni 1837.



## Ueber Parmigianino's Bildniß in der k. k. Gemälde-Gallerie.

Von Albrecht Krafft.

Francesco Mazzola, genannt von seiner Geburtsstadt il Parmigianino, war einer derjenigen unter den großen Künstlern, welche schon von der Natur mit den größten Gaben begünstigt worden. Seine Gemälde zeichnen sich durch eine besondere Leichtigkeit der Composition, durch graziöse Bewegung der Figuren und durch ein angenehmes Colorit aus. In diesen beiden letzten Eigenschaften war er ein so glücklicher Nachfolger des Correggio, daß man glaubte, der Geist dieses großen Künstlers sey nach dessen Tode in ihn übergegangen.

Francesco wurde zu Parma den 11. Jänner 1503[1] geboren. Da er seinen Vater in früher Kindheit verlor, so übernahmen seine beiden väterlichen Oheime Michele und Pietro Ilario die Erziehung des Knaben, den sie, da sie beide Künstler waren und in dem jungen Francesco bald die sichersten Proben des erwachenden Talentes bemerkten, in den Anfangsgründen der Kunst unterrichteten. Unter ihrer Leitung studierte er die in seiner Vaterstadt vorhandenen Werke der ältern Meister, besonders aber des Correggio, wodurch er sich in Kurzem so ausbildete, daß er schon mit 16 Jahren eine Taufe Christi für das Kloster alla Nunziata ausführte, welche die Verwunderung der ganzen Stadt in Anspruch nahm.

Sein ungemeiner Eifer sich zu vervollkommnen, bewog seine Oheime, den kaum 20jährigen Jüngling nach Rom zu führen. Um dort mit einigen Werken auftreten zu können, malte er auf ihr Anrathen noch zuvor zwei kleine, ein größeres Gemälde und sein eigenes Bildniß, und reiste dann in Begleitung eines seiner Oheime nach Rom, wo er durch sein Talent alsbald bei Papst Clemens VII. und bei allen Künstlern die günstigste Aufnahme fand. Hier setzte er seine Studien nach den besten Vorbildern alter und neuer Kunst mit dem größten Eifer fort, während es ihm auch nicht an den ehrenvollsten Aufträgen fehlte. Die bekannte Plünderung Roms durch Carl's V. Heer im Jahre 1527, bei welcher eine Schaar raubgieriger deutscher Söldlinge, ohne daß er, in seine Arbeit vertieft, es bemerkte, selbst bis in sein Arbeitszimmer eindrang, aber betroffen von der Schönheit seines Werkes zurückwich, bewog ihn, sich nach Bologna zu begeben. Nach einem Aufenthalte daselbst von einigen Jahren kehrte er hierauf in seine Vaterstadt zurück. Ein böses Geschick scheint ihn jedoch sein Leben hindurch verfolgt zu haben, denn er starb früh und in Dürftigkeit und Armuth im Jahre 1540, was Vasari und nach diesem viele andere seinem Hange zur Alchymie zugeschrieben haben, dem er seine Habe, seine Ruhe und Gesundheit aufopferte. Von dieser Beschuldigung wurde er jedoch in neuerer Zeit freigesprochen. Wenig übereinstimmend mit der unheimlichen Düsterkeit eines Geistes, der sich in den Tiefen der alchymistischen Geheimnisse verirrt, sind seine Werke, welchen er eine Leichtigkeit, Grazie und Anmuth zu verleihen wußte, durch die er noch unübertroffen dasteht.

Um nun auf sein von ihm selbst gemaltes, und in der k. k. Gemälde-Gallerie befindliches, merkwürdiges Bildniß[1] zu kommen, will ich zuerst eine kurze Beschreibung desselben vorausschicken.

Francesco Mazzola erscheint in diesem Bildniß als ein Jüngling von 18 bis 20 Jahren, im bloßen Haupte, mit herabfallenden braunen Haaren und anmuthigen Gesichtszügen, in braunem, mit Pelz ausgeschlagenem Kleide, die linke Hand vor

1 Nach Affò (Ireneo) Vita del graziosissimo pittore Francesco Mazzola. Parma 1784. 4. p. 12.

1 Im Verzeichniß der k. k. Gemälde-Gallerie. Wien 1837. 8. S. 67.

sich auf eine Brüstung legend. Den Hintergrund bildet, die sich rückwärts herabsenkende Decke und die Wand eines Zimmers mit einem Fenster zur Rechten. Das Gemälde ist auf dem Abschnitte einer hölzernen Kugel in Oehl gemalt mittelst eines Converspiegels, indem der Künstler sein Bild, wie es sich in dem Spiegel darstellte, getreu auf dem Kugelsegmente mit allen Verzerrungen kopirte, welche ein solcher Spiegel hervorbringt, indem z. B. die vorstehende Hand im Verhältniß viel zu groß erscheint. Es ist ein Brustbild und mißt 8½ Zoll im Durchmesser.

Vasari[1] erzählt Folgendes von der Entstehung dieses Bildnisses: „Als in Parmigianino die Begierde erwachte Rom zu sehen, da er die Werke der ersten Meister daselbst sehr loben hörte, besonders die eines Rafael's und Michelangiolo's, so eröffnete er diesen Wunsch seinen alten Oheimen; da diesen nun ein solches Begehren nicht anders als lobenswerth schien, so waren sie dessen zufrieden, bedeuteten ihm aber, daß es gut wäre, wenn er etwas von seiner Hand mitbringen würde, was ihm sowohl bei den großen Herren, als auch bei jenen Künstlern eine gute Aufnahme verschaffen könnte. Dieser Rath mißfiel dem Francesco nicht und er verfertigte drei Gemälde, zwei kleinere und ein größeres, in welchem er die Muttergottes mit dem Kinde am Halse, welches einige Früchte von einem Engel empfängt, und einen Alten mit entblößten und stark behaarten Armen vorstellte; eine mit Kunst, Verstand und trefflichem Colorite ausgeführte Arbeit. Außerdem ging er, um die Feinheiten der Kunst auszuspüren, eines Tages daran, sich selbst abzubilden mittelst eines von jenen halbrunden Barbierspiegeln[2]; als er dabei alle jene Bizarrerien, welche die Rundung des Spiegels hervorbringt, indem sie die Balken der Decke sich biegen und wenden macht, die Thüren und alle Gebäude bemerkte, welche wunderbar zurücktreten, so bekam er Lust alles dieses nach seiner Laune nachzumachen; er ließ sich hierauf eine Kugel aus Holz drehen, zerschnitt dieselbe, um sie halbrund und gleich groß mit dem Spiegel zu machen und setzte sich nun daran, auf derselben mit großer Kunst alles, was er im Spiegel sah, nachzumachen und besonders sich selbst so ähnlich der Natur, daß man es weder schätzen noch glauben kann; und da alle jene Gegenstände, welche sich dem Spiegel nähern, größer, und jene, die sich davon entfernen, kleiner werden, so machte er darauf eine Hand, die er etwas größer zeichnete, wie es der Spiegel zeigte, so schön, daß sie sehr natürlich schien. Da Francesco von sehr schönem Aussehen war und ein sehr angenehmes Gesicht und Aeußeres hatte, so schien dieses sein Bildniß auf der Kugel etwas wahrhaft Göttliches; auch gelang ihm diese Arbeit so wohl, daß die Natur nicht anders war, als das Gemälde, indem in demselben der Glanz des Glases, jeder Reflex, Schatten und Licht so eigenthümlich und wahr sind, daß man nicht mehr von einem menschlichen Geiste erwarten kann. Nach Vollendung dieser Arbeiten, welche nicht nur von seinen Oheimen, sondern auch von vielen andern Kunstverständigen hoch geschätzt und gepriesen wurden, und nachdem er die Gemälde und das Bildniß eingepackt, begab er sich nach Rom, begleitet von einem seiner Oheime. Als der Datario[1] die Gemälde gesehen und sie für das, was sie waren, geschätzt, wurde der Jüngling mit seinem Oheime alsogleich dem Papste Clemens VII. vorgestellt, welcher ebenfalls nach Besichtigung seiner Werke und im Betrachte der Jugend des Francesco in das höchste Erstaunen gerieth und mit ihm sein ganzer Hof. Hierauf äußerte sich Seine Heiligkeit, nachdem Sie ihm viele Gnadenbezeugungen erwiesen, daß Sie ihm die Ausmalung der Sala de' Pontefici auftragen wolle, deren Decke und Wände Giovanni da Udine[2] mit Gemälden und Stukatur verziert hatte. Da nun Francesco die Gemälde dem Papste verehrt und dafür nebst vielen Versprechungen auch mehrere Geschenke und Gunstbeweise erhalten, verfertigte er, angespornt durch den Ruhm, durch die Lobeserhebungen, die er empfing, und durch die Vortheile, welche er von einem solchen Papste hoffen konnte, ein vortreffliches Bild der Beschneidung Christi, dessen Composition wegen drei verschiedener in demselben vorkommender Beleuchtungen sehr gepriesen wurde: die vorderen Figuren waren nähmlich von dem Glanze des Antlitzes des Christkindleins beleuchtet; andere erhielten das Licht von einigen Personen, welche Opfergeschenke darbringend mit brennenden Fackeln in den Händen über Stufen heraufstiegen, die letzten endlich waren von der Morgenröthe beschienen, welche eine reitzende Landschaft mit zahlreichen

1 Vite de' pittori etc. Ediz. di Siena 1791. Tom. VI. p 348—350.
2 Die damals in Gebrauch gewesen seyn müssen.

1 Vorsteher der Dataria, eines der ersten Aemter in der päpstlichen Curie, welches die geistlichen Präbenden vergibt. Damals und schon unter Leo X. bekleidete dieses Amt Gian Matteo Giberti, Bischof von Verona, ein gelehrter Mann und Gönner der Künste und Wissenschaften.
2 Schüler des Rafael, besonders geschickt in Thieren, Grotesken und derlei Gegenständen, geboren 1494, gestorben zu Rom 1564.

Gebäuden beleuchtete. Nachdem er dieses Bild vollendet, gab er es dem Papste, welcher mit demselben nicht wie mit den andern verfuhr; denn das Bild der Muttergottes hatte er dem Cardinale Hippolyt de' Medici, seinem Neffen, und das Bildniß nach dem Spiegel dem Dichter Pietro Aretino in seinen Diensten, gegeben; die Beschneidung behielt er für sich zurück, und man glaubt, daß sie mit der Zeit an den Kaiser gekommen [1]; aber das Bildniß nach dem Spiegel, erinnere ich mich, in meiner Jugend in Arezzo in dem Hause des erwähnten Pietro Aretino gesehen zu haben, wo es von den Fremden, welche durch diese Stadt kamen, als eine Merkwürdigkeit betrachtet wurde; später gelangte dasselbe, ich weiß nicht wie [2], in die Hände des Valerio Vicentino, Kristallschneiders, und befindet sich gegenwärtig bei Alessandro Vittoria, Bildhauer in Venedig und Schüler des Jacopo Sansovino.«

Zu dieser Erzählung gibt Bottari in seiner Ausgabe des Vasari [3] noch folgende Note: »Dieses Bildniß des Parmigianino, welches sich in Arezzo befand, ist gegenwärtig in Wien in der Schatzkammer; es ist klein auf ein concaves Holz gemalt, wie der Spiegel gestaltet war und wie Parmigianino sich in besagtem Spiegel erblickte. Es ist so vortrefflich, daß es von der Hand des Correggio zu seyn scheint. Er zeigt wenig Jahre in diesem Bildnisse; es entspricht daher dasselbe in allem dem, was Vasari oben sagt.«

Alle folgenden Schriftsteller, welche dieses Bildniß erwähnen, folgen dem Vasari, wie Rafael Borghini [4], Carl van Mander [5], Sandrart [6], Bullart [7], Florent le Comte [8], d'Argensville [9], die Serie degli uomini [10] ꝛc. und seinem Erläuterer Bottari, wie Ireneo Affò [11], Füßly, Fiorillo u. s. w. (Schluß folgt.)

1 Vielleicht an Kaiser Carl V., und nach Spanien; in der hiesigen kaiserlichen Sammlung habe ich nirgends davon eine Spur gefunden.
2 In der ersten Ausgabe seines Werkes vom Jahre 1550, welche er durch die zweite von 1568 wesentlich vermehrte und verbesserte, sagt Vasari (T. II. p. 845), wo er ebenfalls schon mit vielem Lobe von dem Bilde spricht: E di tal cosa (Clemente VII) in dono fece degno M. P. Aretino, il quale in Arezzo nelle sue case un tempo come reliquia il tenne e poi lo d o n n ò a Valerio Vicentino.
3 Roma 1760. 4.
4 Il riposo di R. Borghini. Firenze 1584. 8. p. 443.
5 Het Schilderboeck. Amsterdam 1618. 4. p. 65. b.
6 Deutsche Akademie. Nürnberg 1675. T. II. p. 109.
7 Academie des sciences et des arts, Bruxelles 1695.
8 Cabinet de singularités. Paris 1699. T. I. p. 110.
9 Abrégé de la vie des plus fameux peintres. Paris 1745. Tom. I. p. 221.
10 Serie degli uomini più illustri in pittura etc. Firenze 1769. 4. T. VI. p. 50.
11 A. a. O. S. 40.

## Hippuriten am Untersberge bei Salzburg.

(Schluß.)

Unter diesen Verhältnissen ist also im Allgemeinen die Kategorie der Hippuriten des Untersberges, ob sie von der Art der Fische, der Schnecken, Schalthiere, Land-, Meer-, Fluß- oder Seethiere sind, noch nicht so ganz genau bestimmt, auch noch nicht einmal die ursprüngliche Heimath dieser uralten Thiergattungen geahnet; sondern alles deßhalb der näheren Erörterung der Orictologie noch überlassen; allein die Periode der Formation des Hippuritenkalkes selbst setzen v. Buch, Schlottheim, Boué und v. Lill jeden Falles in die Bildung des jüngern Kalkes und der Kreideformation. Wirklich liegt auch dieses Hippuritengebilde an den äußern Wänden der Transitions- und Jurakalk-Felsen des Untersberges und des Tuvals zwischen Hallein und Schellenberg, wie die Flötze von Steinsalz, Gyps und Salzthon ebenfalls nur in den Mulden und Gehängen dieser Felsengebirge, auch in den gleichen Kalkalpen von Nußbach, Gossau, Unken, bei Hallstadt, Hiselau, Neustadt und überhaupt längs der Nordseite der Alpen von Ober-Deutschland, in den Karpathen aber zwischen Ungarn und Polen sowohl, als an den Pyrenäen, um Perigord im Depart. de la Drom, in Neapel, im Canton Bern, in den Eisenminen von Mondbard u. s. w. lagern.

Dieses vielseitige Zusammenlagern der Hippuriten und der obbemeldten Versteinerungen von andern Schalthieren, mit den Flötzen von Salzstein, von Salzthon und Gypsthon, was bei allen Salzgebirgen von den Pyrenäen bis an die Karpathen sich kund gibt, deutet nun offenbar auf ein eigenthümliches Wechsel-Verhältniß in Hinsicht auf die Zeit des Verhaltens und die Art der einschlägigen Formationen sowohl als der individuellen Beziehung der Hippuriten und der übrigen obbemeldten Schalthiere zu den Salzlagern.

Auch ist es eben so merkwürdig, daß am Untersberge und Tuvalgebirge diese Hippuriten und andere Petrefakten-Lager gleich jenen Lagern von Steinsalz, Gyps und Salzthon mit mehr und minder mächtigem Meerschutt bedecket, auch in diesen Meerschutt- und jenen Flötzlagern eben so vielfältig selbst zugleich ungeheuere, lose Trümmerstücke von gemengten Gebirgsarten angetroffen werden, die von

einer gleichzeitigen Inundation zeugen, welche Vierthaler[1] in der Periode der Samothrasischen Fluth suchte, oder doch nach Ebel[2] in der, wo sich der Bernstein bildete, die Seekessel der Hochalpen bersteten, das bair. Meer abfloß, und die gegenwärtigen Deltas und Thalwege der Donau, des Inns, der Salzach, Saale, Ens, Mur[3], Traun, Drau u. s. w. allmälig zu gestalten begonnen hatten.

Allein auch damals, oder selbst in einer anderen Katastrophe dieser Art konnten die Seebecken dieser Alpengelände nicht zu gleicher Zeit brechen, die Gewässer, die vorher noch bis an ihre Ränder spielten, gleichfalls wieder nicht auf einmal, sondern nur theilweise, meistens nur allmälig, sogar vor jenen niedersinken, sohin auch z. B. am Untersberge, dessen Gipfel durchgehends eher, als dessen breite Schultern sich erst in einigem Zeitverlaufe der Wiederkehr des Sonnenlichtes erfreuen, wie die abwärts steigenden Fluktuationsstaffel von Lueg, Steinberg, Dürnberg, in den Bergthälern von Berchtesgaden, von Unten, Abtenau, Tauggl und Obernalben, sehr deutlich zeigen[4].

Diese hydrographischen Verhältnisse scheinen daher auch die nähere Uebereinstimmung im Streichen und Fallen von Südost und Westsüd, das in dem Profile des Untersberges und der übrigen umliegenden Gebirge hervortritt, zu erklären, obwohl im Durchschnitt des innern Baues jener Steinfelsen von Transitions- und Hippuritenkalk ein ungleich widerstrebenderes Streichen und Fallen der betreffenden Auf- und Anlagerungen vorkömmt. Das horinzontale Anklammern der Hippuriten an den Felsenkern des Untersberges, ihr ex- oder concentrisches Aufhäufen im Gemenge mit anderen Petrefakten (gleichviel, ob dieses durch einen gleichzeitigen Niederschlag oder in Massen und Schichtenweise in der Lebenszeit oder nach der Ersäufung der einschlägigen Schalthiere sich bildete), fällt in Hinsicht auf den Stand, die Zeit, auf die Bewegung und Eigenschaft der betreffenden Fluthen sowohl, als der Lagerung dieser organischen Reste hier zumal in Hinsicht auf das Gravitätgesetz besonders auf.

Immer ist daher selbst in kosmischer und geologischer Beziehung das Vorkommen sowohl, als die Art des Baues eines so mächtigen Kalkgebildes urweltlicher Hippuriten am Untersberge, besonders im Gemenge von mehreren ähnlichen Thierversteinerungen, und in der Nähe von Salzflötzen eine sehr merkwürdige Erscheinung. Aus dem Meeresschutte der Gehänge dieses Gebirges ist gleichfalls noch überdem bereits 1804 ein Bruchstück von dem Bockzahn eines Nashorns (Rhinoceros), das jetzt nur noch in Asien lebt, durch die Fluthen des Fürstenbrunnens, welche den Glanfluß bilden, bis Gredig herabgespület worden. Auch die Salzach hatte 1812 noch in ihrem Alpenschutt bei Heiming unter Burghausen Knochen und Zähne von einem Elephanten, der jetzt ebenfalls bloß am Ohio in Afrika und Asien waltet, zu Tage gebracht, und 1808 ist unmittelbar am rechten Ufer dieses Flusses in der Kiesgrube des Nagelflur-Gebirges zu Ach bei obbenannter Stadt sogar ein ganzes Gerippe eines Elephanten von einer solchen urweltlichen Erd-Katastrophe ausgegraben worden.

Joh. Andreas Seethaler.

---

[1] Beiträge zur Geographie von Salzburg 1798.

[2] Ueber den Bau der Erde. Zürich 1808.

[3] Die neueste choregraphische Karte des Bergrathes von Jrafeck von 1834 zeiget, was man früher nicht einmal geahnet, augenfällig, daß hierunter die erste Wasser-Explosion von West nach Ost begonnen, und die Mur dadurch sich ihr Delta um Tamsweg gegraben habe.

[4] Die niedrigsten Thalwege der Salzach, Sale, Traun, der Enns, Mur, und überhaupt der Flüße des rechten Stromgebietes der Donau, zeigen jetzt noch nicht bloß meistens 3—5 Thalstaffeln von verschiedenen Gewässer-Explosionen, sondern auch eine allmälige, mehr gegen Westen gerichtete, Ablenkung der früheren Rinnsäle obbenannter Flüße, da diese ursprünglich in einer mehr nordwestlichen Richtung begonnen hatten.

## Miscellen.

Als Pfalzgraf Wolfgang sehr dringend angegangen wurde, dem Schmalkaldischen Fürstenbund beizutreten, verweigerte er es mit seltner Beharrlichkeit und mit der wahrhaft patriotischen Aeußerung: »Er halte dieses für den besten und stärksten Bund, daß ein jeder das seine schaffe, und wissentlich niemand unrecht thue. Auf solche Weise habe man sich des Bundes und Beistandes Gottes aufs gewisseste zu getrösten: da hingegen ein Bundesgenoß gemeiniglich des Andern Fehler und Irrthum mittragen und entgelten müsse.«

---

Unter Kaiser Leopold I. mußte am Käntnerthor und rothen Thurm zur Nachtszeit Einlaßgeld bezahlt werden. Dieses betrug 1676 bei ersterem 3271 fl. 46 kr., bei letzterem 3548 fl. 48 kr.; mithin im Ganzen die Summe von 6820 fl. 34 kr.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

48. Sonnabend, den 17. Juni 1837.

## Ueber Parmigianino's Bildniß in der k. k. Gemälde-Gallerie.

(Schluß.)

Aus der Vergleichung dessen, was Vasari so ausführlich, mit so großem und gerechtem Lobe über dieses Bild berichtet, mit der Anfangs gegebenen Beschreibung des Gemäldes in der k. k. Bilder-Gallerie, ergibt sich schon auf hinreichende Weise die Identität beider Gemälde, aber ich muß nun noch zeigen, wie dasselbe in die k. k. Gallerie gelanget.

In Wien erscheint dasselbe zuerst in der k. k. Schatzkammer, in welcher von jeher auch einige kostbare Gemälde aufbewahrt wurden, und es zeigt dieß von dem hohen Werthe, den man auf dasselbe legte. Merkwürdiger Weise aber ging nebst der Nachricht, auf welche Art es nach Wien gekommen, auch selbst der Name des Künstlers verloren, indem es in den alten Inventarien und in der im Jahre 1771 erschienenen Beschreibung der k. k. Schatzkammer[1] als ein Werk Correggio's oder aus seiner Schule angegeben wird. Als die aus der Stallburg 1777 in das Belvedere übersetzte Gemälde-Gallerie auch mit den Gemälden der Schatzkammer bereichert wurde, befand sich auch dieses Bild unter den letzteren und wurde in Mechel's Beschreibung der Gallerie[2], aber ebenfalls als ein Werk aus der Schule des Correggio und als das Bildniß eines unbekannten Jünglings angeführt.

Während sich auf dieser Seite für die Geschichte unsers Bildes nichts ergab, fand ich in der kleinen Broschüre[1]: „Leben des Alessandro Vittoria, geschrieben und herausgegeben durch Tommaso Temanza, nun mit Noten und Verbesserungen wieder ans Licht gebracht durch Gianantonio Moschini. Venedig 1827. 8.« eine merkwürdige Notiz über dasselbe. — Temanza erzählt in demselben: »Nach dem Tode des Pietro Aretino erwarb Vittoria das sonderbare Gemälde, welches eben dieser Aretino von Clemens VII. erhalten, nämlich das Bildniß des Parmigianino von ihm selbst gemalt, indem er sich als wie in einem Spiegel gemalt vorstellte; ein Bild, welches Parmigianino selbst dem Papst Clemens verehrt hatte vor der Plünderung Roms." — Zu dieser Stelle gibt nun Moschini folgende, für unser Bild sehr interessante Note: „Wir lesen in den Memoiren des Alessandro Vittoria (Ms. in dem Archive des Klosters S. Zaccaria zu Venedig, wo er begraben, welche Memoiren Temanza nicht kannte) Folgendes: Am 14ten[2] des Jahres 1560 erstand er (Vittoria) von messer Andrea Palladio, Architekten[3], das Bildniß nach dem Spiegel des Parmegianino und legte dafür das Geld aus in Gegenwart des Francesco Pisani, des hochwürdigen Priesters Antonio da Montagnana, des mistro Paolo Marangon aus Vicenza und des Bernardino, Dieners des Pisani, welche alle sich bei Tische befanden. Dieses Bildniß gab ihm Palladio im Auftrage des Herrn Elio, Doctors der Medicin aus Vicenza, Sohnes des messer Valerio[4], des ausge-

---

1 Versuch einer Beschreibung der k. k. Schatzkammer zu Wien. Nürnberg 1771. 8. S. 69, wo es heißt: »Ein seltenes Stück von Correggio, auf welchem sich eine sehr große Hand befindet; vor diesem war ein Glas angebracht, durch welches man erst dieselbe in ihrer rechten Proportion sahe.«

2 Verzeichniß der Gemälde der k. k. Bilder-Gallerie. Wien 1783. 8. S. 146.

1 Vita di Alessandro Vittoria scritta e publicata da Tommaso Temanza ora riprodotta con note ed emende. Venezia 1827. 8.

2 Der Name des Monaths ist leider, vermuthlich durch einen Druckfehler ausgeblieben.

3 Und berühmten Baumeister, dessen unzählige Bauwerke zu Venedig und Vicenza, seiner Vaterstadt, bewundert werden. Er starb 62 Jahre alt zu Venedig um 1580.

4 Valerio de Belli, genannt Vicentino, von seiner Vaterstadt, wo er 1468 geboren und 1546 gestorben, einer der berühmtesten Edelstein- und Kristallschneider; er hinterließ seinem Sohne Elio, der auch großen Geschmack zur Baukunst zeigte, eine treffliche Antiquitäten-Sammlung.

zeichneten Edelstein- und Kristallschneiders. Gedachtes Bildniß wurde vom Vittoria in seinem Testamente [1] dem Kaiser Rudolph überlassen, mit der Erklärung, daß es von diesem und seinem Vater Maximilian so lange Zeit schon sehnlichst gewünscht wurde. Auch Vasari im Leben des Francesco Mazzola erzählt, daß dieses Bild, welches, er weiß nicht wie, in die Hände des Valerio Vicentino, Kristallschneiders, gekommen, sich zu seiner Zeit bei Alessandro Vittoria befinde, und Bottari sagt uns in einer beigefügten Note, indem er dieses Bildniß sehr lobt, daß es sich damals in Wien in der Schatzkammer befand.«

Diese Nachricht setzt uns in Stand, die Spur dieses merkwürdigen Bildes von Hand zu Hand zu verfolgen, und ich will hier nochmal in Kürze die Besitzer desselben zur Uebersicht anführen.

Parmigianino verehrte dasselbe dem Papst Clemens VII. Da Francesco kaum 20 Jahre alt war, als er nach Rom kam und Clemens VII. am 19. November 1523 erwählt wurde, so mag dieses zu Ende desselben oder Anfangs des folgenden Jahres 1524 geschehen seyn. Clemens VII. schenkte das Bild dem berühmten Dichter Pietro Aretino, der sich damals in seinen Diensten befand [2]. Wann dieses Statt gefunden, läßt sich zwar nicht mit Gewißheit bestimmen, es ist jedoch wahrscheinlich, daß, da Aretino noch vor der Mitte des Jahres 1524 wegen der schändlichen Sonette zu Giulio Romano's nicht minder schändlichen Zeichnungen Rom verlassen mußte, der Papst ihm erst bei dessen zweiten Aufenthalte zu Rom im folgenden Jahre, wo er sich wieder mit ihm aussöhnte, das Gemälde zum Geschenke machte. Aretino bewahrte es einige Zeit gleich einer Reliquie in seinem Hause zu Arezzo; dort sah es auch Vasari, der sich damals als Knabe von 15 Jahren daselbst befand. Bei seiner Niederlassung zu Venedig 1527 nahm es Aretino wahrscheinlich dahin mit, wo es später, Vasari weiß nicht wie, in Besitz des Valerio Vicentino kam. Nach dessen Tode 1546 gelangte es mit der kostbaren Antiquitäten-Sammlung an dessen Sohn Elio, der es im Jahre 1560 durch Andrea Palladio an Alessandro Vittoria veräußern läßt. Durch das Testament des Letztern fällt es nach dessen Tode im Jahre 1608 an Kaiser Rudolph II., der es unter seinen berühmten Kunstschätzen in Prag aufbewahrte, bis es endlich nach Wien in die Schatzkammer und von da im Jahre 1777 in die neu eingerichtete Gallerie im Belvedere übertragen wurde.

Es ist daher dieses kleine Gemälde nicht nur als das Bildniß eines der ausgezeichnetsten Künstler von eigener Hand, und eine Probe seiner frühzeitigen Ausbildung in der Kunst merkwürdig, sondern auch ferner interessant durch die bizzarre Art seiner Entstehung, den großen Beifall, den es schon in den frühesten Zeiten erhalten und durch die Reihe seiner verschiedenen Besitzer, lauter Personen von der größten geschichtlichen oder künstlerischen Bedeutung, welche alle dasselbe als das kostbare Werk eines hohen Genies werth geschätzt und in Ehren gehalten.

1 Das Testament ist vom 4. Mai 1608; am 27. desselben Monates starb er. Er war geboren 1525 zu Trient, Schüler des Sansorino, geschickter Bildhauer und Baumeister.

2 Aretino, der sich selbst die Geißel der Fürsten nannte, war geboren zu Arezzo 1498, trat 1517 in die Dienste Leo's X., dann Clemens VII., der ihn besonders mit Gnaden und Geschenken beehrte. Später zog er sich dessen Zorn zu und ließ sich in Venedig nieder, wo er 1557 starb. Ueber ihn siehe in Bezug auf das oben Gesagte Mazuchelli (Conte Giammaria) Vita di P. Aretino. Milano 1830. 8.

## Beiträge zur österreichischen Siegelkunde.

### IV. Das älteste österreichische Marktsiegel.

Die ältesten bekannten Siegel österreichischer Märkte reichen nicht über die Mitte des 15ten Jahrhunderts, und das Recht der Märkte zur Führung eines eigenen Siegels und Wapens ist dann meistens durch gleichzeitige Wapenbriefe festgestellt. Die Marktsiegel jener Periode weisen sämmtlich die scharfkantigen Verzierungen, fliegenden Schriftrollen und deutschen Lettern auf, die dem Geschmack ihrer Zeit eigenthümlich sind. Bis jetzt ist kein Siegel eines österreichischen Marktes bekannt, welches durch seine einfache Zusammenstellung und durch die gerundeten Mönchsbuchstaben der Umschrift Ansprüche auf ein höheres Alter als das XV. Jahrhundert begründen könnte.

*

Vor einigen Jahren befand sich im herrschaftlichen Archive zu Sebenstein ein übrigens unbedeutender Kaufbrief von 1472, in welchem Thomas Peckh von Ober-Aspang seinem Bruder Michael einen daselbst gelegenen Baumgarten käuflich überläßt. An diese Urkunde befestigte der Rath von Aspang sein schönes Siegel von grünem Wachs in brauner Wachskapsel. Es hält im Durchmesser anderthalb Zoll, und die Umschrift in Mönchsbuchstaben besagt:

† • S • CIVIUM • INASPANGEN [1]

Der Grund des Siegels ist durch gekreuzte Schräglinien gefüllt, aus denen sich ein sehr schmaler dreieckiger Schild erhebt; die Mitte desselben nimmt ein doppelter Haken ein, der Aehnlichkeit mit zwei am Rücken zusammengefügten, aber gestürzten C hat. (⚲) Die zwei Hälften sind durch Klammern an einander befestigt [2]. Ueber dieses Zeichen ist ein A, unten ein S angebracht (Aspang: — Sigillum?); vielleicht ein Einfall des Formschneiders, welcher den sonst leer gebliebenen Raum des Schildes gehörig ausgefüllt wissen wollte?

Die Form der Lettern und des Schildes beweisen, daß das in Rede stehende Siegel wenigstens hundert Jahre älter als die Urkunde, woran es hängt, — mithin das älteste bis jetzt bekannte österreichische Marktsiegel ist [3]. Die Erscheinung dieses Siegels ist zugleich ein Beweis für die damalige Wichtigkeit des Marktes Aspang, als eines an der Gränze dreier Länder ungemein glücklich gelegenen Handelsplatzes, der eben jetzt wieder seit Anlegung der nach ihm benannten neuen Communikationsstraße sich zu seiner einstigen Bedeutsamkeit aufschwingen dürfte.

Interessant ist der Umstand, daß das gegenwärtig im Gebrauche stehende Marktsiegel [4] in Form und Façon des Schildes, ja selbst im stark schraffirten Hintergrunde eine unverkennbare Nachbildung des eben besprochenen älteren zeigt, nur ist das A mit seinem Dächlein durch Unkenntniß des Stämpelschneiders in ein ebenfalls mit einem Dache bedecktes M übergegangen.

Die oben erwähnte Urkunde befindet sich gegenwärtig in den reichen Sammlungen des um vaterländische Wissenschaft und Kunst hochverdienten v. Jankovich in Pest.

W. v. Rally.

## Süd-Slawische Ahnentafeln.

### VII. Das Haus der Katschitj.

Das Haus der Katschitj stammt nach dem Zeugniß historischer Ueberlieferung aus Dalmatien. Zur Zeit der ungarischen Oberhoheit gab es in dem Lande viele mächtige Gaugrafen, Knesen und Statthalter der Bane; hierher gehören: Georg, Nikolaus, Alexius, Coloman, Willibald, Sarazen, Domaldus, Peter, Primislaw, Osorius, Dragan, Stanislaw, Wukmir, Johann und viele andere, deren Andenken Luzius und die dalmatinischen Schriftsteller aufbewahrt haben.

Ein Zweig trat in die Dienste der ungarischen Könige, und erhielt da Macht und Reichthum zum Lohn für geleistete Treue und Tapferkeit, gerieth jedoch bald mit der angesehenen und mächtigen Familie der Zagary in Streit und endlich in offene Fehde. Nachdem die Katschitj einen Sprossen der Zagary getödtet, flüchteten sie sich vor der Blutrache der Magyaren in ihr Vaterland, wo sie vom ungarischen Könige Wrana im Gebiete von Cattaro, eine berühmte aber ungesunde Gegend, zum Knesensitz erhielten, den sie jedoch bald verließen, da sich die einen nach Sadar, die andern nach Sebenico, zwei in's obere Küstenland, wo sie die Feste Gradaz erbauten, begaben; andere endlich setzten sich in Terpna, am Meeresufer fest, dessen Trümmer noch heutigen Tages zu sehen.

Hier erbauten sie sich Burgen und zogen gegen Apulien, das mit Ungarn in Krieg war, zu Felde. Aber die Zagary, nachdem sie den Aufenthalt der Katschitj erfahren, kamen mit bewaffneten Schiffen vor Gradaz, nahmen es in Abwesenheit ihrer Feinde ohne Schwertstreich weg, verheerten die Wohnplätze, und entführten Weiber, Kinder und Habe der Katschitj. Diese, von ihrer Expedition in die Heimath angelangt, und ihre Niederlage alsobald gewahrend, machen sich auf, die Magyaren zu verfolgen, ereilen diese in Freuden und Gelagen schwelgend am Flusse Baschka, fallen sie theils vom Festlande, theils vom Meere her an, vernichten sie gänzlich, befreien ihre Angehörigen und erringen überdieß alle Habe der Feinde.

Des einen Bruders männliche Abkommen starben bald ab, der andere, Namens Warsajka, hinterließ den Sohn Baran, dessen vier Söhne: Wukaschin, Wukitj, Andreas und Baran das väterliche Erbe unter sich theilen. Wukaschin erhält Brist, Lawtschanj und Podjeserje, Wukitj Podazo und das Gebiet seines Vaters im südlichen Küstenland. So entstanden die vier Zweige der Katschitj, nähmlich zu Lawtschanj, Bristo, Kotschina und Makarhko.

### VIII. Das Haus Suritj.

Der vorzüglichste Heldensprosse dieses Hauses war Don Stephan Suritj. Der erlauchte Doge lobt ihn vor allen

1 Auffallend ist das Ausbleiben eines Sternes nach IN und das Erscheinen eines solchen zunächst am Kreuze.

2 Ob hierin eine Assonanz zwischen dem Nahmen des Marktes und einer Spange zu suchen sey (?), wage ich nicht zu entscheiden.

3 Daß die Bürger von Aspang noch 1575 dasselbe Siegel führten, ist mir aus Urkunden jener Zeit bekannt.

4 Das Typar des alten Siegels ist in der Marktlade nicht mehr vorhanden.

in einem herzoglichen Diplome, wie auch seine Brüder: Mathias, Nikolaus, Franz und Peter, und ertheilt ihnen wegen ihrer Kriegsthaten den Titel Waiwoden und Harampascha. Stephan, um das Jahr 1645 Pfarrer zu Cattaro, damals ein Besitzthum der Pforte, bespricht sich mit dem General Hieronymus Foscolo über die Mittel, das christliche Volk ihm zuzuführen; mit diesem bald einverstanden, entflieht er aus Cattaro, führt 700 Christen mit sich, denen er Vorgesetzter im Krieg und Leiter der geistlichen Anliegen zugleich ist, und führt mit seinen Kriegern so glückliche Kämpfe gegen die Türken aus, daß bald das ganze Gebiet von Cattaro der Republik gehörte.

Er war bei der Einnahme von Klisch, Skradin, Semunik, Dernisch und bei dem Sieg über den Pascha Tekeli. Endlich vertheidigte er Sebenico, wo er verwundet, gefangen und grausam gemartert den Geist aufgab. Seine rechte Hand wird in Sukoschan ober Zara als Reliquie gezeigt.

Johann Suritj, Sohn Peters und Neffe des Don Stephan, führte 1690 unter den Schutz der Republik 50 Familien mit vier Kanonen und zwölf Kriegsgewehren, alle seine Habe verlassend.

Sein Sohn, Kapitän Franz, wurde noch als unbärtiger Jüngling in der Wiener-Expedition von den Türken gefangen, kaufte sich aber bald los, kämpfte tapfer, und streckte am Liwanjerfelde den Kämpen und furchtbaren Tyrannen Abschi Glodja zu Boden.

Im Zengger Feldzug nimmt er den Anführer von Moschtar und den von Lukana, von welchem letzteren die Unseren den Stand der türkischen Seemacht erfuhren, gefangen. In den Kampfspielen zu Zengg turnt er sich mit allen Serdaren und Kampflustigen, benimmt sich tapfer und trägt viele Kampfpreise davon. Am Felde vor Zengg spaltet er dem Türken, der unsern Helden Lowritj getödtet, den Kopf, begibt sich, als die Feinde heranrücken, die Stadt zu belagern, nahe an das Schloß im Hinterhalt, und versperrt ihnen die Wege, Ausfälle und Plünderungen in der Umgebung zu machen. Dafür wurde er zum Kapitän dieser Gränzabtheilung, nach seinem Absterben aber, dessen ältester Sohn Anton zum Obersten ernannt, der jüngere Simeon zum Kapitän. Der dritte Sohn, der ehrwürdige P. Marian, war Priester und endlich Vicarius des Ordens der Franciskaner.

(Werden fortgesetzt.)

## Miszellen.

»Daz buch lert vns wie wir Got vnsern herren sullen lieb habn vber alle ding.« Handschrift in der königlichen Bibliothek zu München; gedruckt zu Augsburg 1483, mit dem Schlusse: »Hie endet sich das büchlin von der liebe gotes.« In der angeführten Handschrift steht noch: »Die gegenwirtig materi von der liebhabung gots ist also zu Tutsch gemacht und pracht als nach Cristus gepurt gezelt ward tusent vierhundert jar vnd darnach in dem ain vnd dreyßigsten Jar von her Taman (Thomas von Haselbach) saliger gedachtnizz predigær zu Sand Stephan ze wyen.

Das puchlin hatt ain end|
Gott helff vns uss diesem ellend
In dy fron himelrich
Sprechent allen Amen gelich.

---

Georg Fischer, geboren zu München, lebte um 1579 in Wien und schrieb hier mehrere deutsche Gedichte religiösen Inhalts. Unter andern: »Zeugnissen der heiligen göttlichen Schrifft von dem heilwerdigen Leiden, Todt vnnd verstenndt unsers lieben herrn, Königs vnd Heylandts Jhesu Christi, auch Beschreibungen der herrlichen vnd Triumphireten himelfart Christi, sambt der sendung deß heiligen Geistes, an dem heiligen Pfingstage, alles in Teutsche Rittmaß vertirt.« Handschrift in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, 37 Bl. 4. Das Gedicht ist dem K. Rudolph II. gewidmet.

---

In dem Stadt-Archive zu St. Pölten befindet sich ein »Catalogus, oder Verzaichnus der Jenigen Bücher, welche den 20. Tag Martii des 1625. Jahr von den Bürgern der Kayserlichen Viertl-Statt St. Pölten vnder der Enns seindt abgeholt; in des herrn Stattrichters Behaussung getragen vnd nachmals Herrn Probsten allda überantwortet worden.« 8 Bl. 4. in alphabetischer Ordnung. Meistens Andachtsbücher, Exegesen und Streitschriften von M. Luther, Melanchthon, Spangenberg u. s. w. im Ganzen 173 Werke. Darunter sind besonders zu bemerken:

Andreä Lang, Pfarrherrn zu Wulfersdorf, Bettbüchlein 1580. 8.

Clementis Anomaei, Pfarrers zu Peuerbach, Bettbuch. Gedruckht zu Peuerbach 1602. 8.

Der Brüder in Böhaimb vnd Mähren die man Walthäuser nennet oder Picarden gesangbuech. Gedruckht zu Niernberg 1570. 8.

Handtbüchel etlicher fürnemben Kirchen Vbung die da sollen gehalten werden im Erczherezogthumb Oesterreich vnder der Enns 1671. 8.

Lucae Martini der Christlichen Junghfrauen Ehrenkhränzl. Gedruckht zu Prag 1580. 8.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

49. Mittwoch, den 21. Juni 1837.

## Belehnung Emerich Tökeli's
vor der Festung Filleck
und
Erfolg der Gesandtschaft Caprara's (1682).

(Nach der Erzählung des türk. Geschichtschreibers Raschid.)

Der deutsche Kaiser hatte einige Festungen, die von jeher unter der Botmäßigkeit Ober-Ungarns gestanden waren, erobert, und sich ihre Einwohner mit Gewalt unterworfen. Nachdem es dem Sultan zu Ohren gekommen war, daß der deutsche Kaiser im Jahre 1093 (1682) nicht bloß die Festung Kalo eroberte, die er dem Kruczenkönige nehmen ließ, und Tag für Tag solche feindselige Handlungen verübte, sondern auch dem, früher zwischen ihm und der Pforte in vielen Artikeln abgeschlossenen Frieden zuwider eine oder zwei Festungen und mehrere feste Schlösser erbaut habe und durch die Gewaltthätigkeit einiger ungarischer Reiter der Friede und die Ruhe der an der Gränze aufgestellten Heere dort überall gestört worden sey, ernannte er den Commandanten von Ofen Uzun Ibrahim Pascha zum Seraskier (Heerführer) und unterordnete ihm den Statthalter von Bosnien Abdurrahman Pascha, den Beglerbeg von Rumelien Kutschuk Hasan Pascha mit ihren Truppen; die Sandschakbege (Fahnenfürsten, Vorsteher der Lehensleute), die Besitzer der Siamet und Timare (Lehen, die von dem eroberten Lande unter das Heer vertheilt werden), den Beglerbeg von Temeswar Sidisade Mehmed Pascha, den Beglerbeg von Erlau Osman Pascha, den von Warad Maoruloghlu Mehmed Pascha, den Gouverneur von Silistria Mustafa Pascha, den Pascha von Nikopolis, den Samßundschibaschi (Doggenaufseher, General-Lieutenant der Janitscharen) mit der Mannschaft von 18 Compagnien Janitscharen sammt den unteren Rotten der Reiterei, und den König von Siebenbürgen, Apafy Michael, mit dem siebenbürgischen Heere.

Auf der Ebene von Pest versammelte man sich und zog gerade auf das Feld von Kereßztus. Im Redscheb dieses Jahres belagerten sie durch drei Tage Onod, eine von den Festungen des Kaisers, die er vor einiger Zeit dem Kruczenkönige genommen hatte, eroberten und zerstörten es. Nachdem mit dem Beistande Gottes der obgedachte Seraskier die Festungen Kaschau und Filleck und 40 dazu gehörige feste Orte seiner Macht unterworfen hatte, wurde auf Bitten der Ober-Ungarn mit dem Kruczenkönig Tökeli Emerich ein Vertrag aufgesetzt und geschlossen, der einige Artikeln und Bedingungen enthielt, namentlich daß er jährlich 40000 Piaster zahlen solle. Dem genannten Tökeli Emerich wurde dann durch den Seraskier das Königs-Diplom [1], der Roßschweif und die Fahne im Angesichte der Festung Filleck übergeben. Die obgenannten Festungen Onod und Filleck wurden zerstört, Kaschau den Kruczen geschenkt, die übrigen festen Plätze außer denen, deren man nöthig hatte, dem Erdboden gleich gemacht. Dadurch wuchs die Feindschaft, die der Kaiser gegen den Kruczenkönig hegte, und in der Absicht, sich zu rächen, begann er sein Kriegsvolk zu rüsten.

### Ankunft des deutschen Gesandten.

Da die Zeit des Friedens, der früher zwischen der hohen Pforte und dem deutschen Volke auf zwanzig Jahre geschlossen worden war, sich ihrem Ende nahte, beeilte sich der Kaiser, den Frieden zu erneuern und schickte einen Gesandten an die hohe Pforte. Nachdem die Aussöhnung mit dem Kruczenkönig erfolgte, und dem Gesandten einigemale Anträge gemacht worden waren, weigerte er sich nicht bloß selbst, dieselben anzunehmen und verharrte bei der Verhandlung in seinem Starrsinne und seiner Hartnäckigkeit, sondern es that auch der Großwesir Mustafa Pascha alles, den Sultan zu vermögen, ihm den Befehl zu

---

[1] Die wörtliche Uebersetzung dieser im k. k. Haus-Archive befindlichen Urkunde siehe in Joseph v. Hammers Geschichte des osmanischen Reiches. B. 6, S. 731.

ertheilen, einen Kriegszug gegen die Deutschen zu unternehmen, und traf, während er den Beweis lieferte, wie oft die Deutschen dem erwähnten Frieden zuwidergehandelt hätten, große Voranstalten. So wurde aus dem Herzen des Sultans, der die Zuflucht der Welt ist, der Wunsch nach einem dauernden Frieden entfernt und das kaiserliche Gemüth mit Gewalt für den Krieg gestimmt.

V. Weiß v. Starkenfels.

## Beiträge zur Geschichte der Bergwerke im Lavantthale.

### IV.

Peter Philipp Graf v. Dernbach, bambergischer Vicedom zu Wolfsberg, nachmaliger Fürstbischof zu Bamberg, noch gegenwärtig wegen der Cornetengeschichte, ob mit Recht oder Unrecht ist noch nicht ausgemacht, im Lavantthale übel berüchtigt, war in administrativer Beziehung einer der vorzüglichsten bambergischen Statthalter, der den gesunkenen Wohlstand der bambergischen Herrschaften in Kärnten durch Belebung der Industrie und aller Gewerbszweige aufs neue heben wollte, und den thätigen Betrieb des Bergbaues als ein für das Lavantthal vorzüglich geeignetes Mittel dazu ansah. Bamberg wollte sich aber in die großen Plane seines Vicedoms in Bezug auf die Wiedererhebung des Goldbergwerkes in Kliening aus Scheu vor den großen Kosten bei wahrscheinlich geringer Ausbeute nicht einlassen, sondern begnügte sich mit dem thätigen Betriebe seiner Eisenberg- und Hammerwerke und dem daraus hervorgehenden sicheren Gewinne. Der Vicedom aber von jenem Gedanken ganz eingenommen, und überhaupt ein großer Liebhaber des Bergbaues entschloß sich auf eigene Rechnung zur Wiedererhebung des Klieninger Goldbergwerkes; ließ sich mit demselben belehnen und bath außerdem um die Einräumung der noch vorhandenen Gebäude und Werkgäden, und um die Erlaubniß, die schon abgekommenen wieder aufbauen zu dürfen.

In Bezug auf dieses letztere Gesuch bewilligte 1670 Bischof Philipp Valentin dem Vicedom auf vorhergegangenes Gutachten des bambergischen Bergrichters nach Inhalt der aufgerichteten bamb. Bergwerksordnung: „wieder zu erheben und zu repariren das Verweshaus in Kliening sammt der dabei stehenden Stallung, so alles baufällig; item die Schmelzhütten, Rostöfen, dann die dazu gehörigen Probirgaden, welche ganz abgekommen; dann zu erbauen und von neuen aufzusetzen einen Pucher auf 18 Klafter Länge und 6 Klafter Breite gleich unter dem Verweshause unter der Kliening, also und dergestalt, daß er dieselbe inne haben, mit Arbeit bestellen und versehen möge, damit im allwege die Metalle gemacht, auf daß unser Kammergut und Gefäll und sein (des Gewerken) eigenes Interesse befördert und derselbe bei der Arbeit- und Bergbaulust erhalten und allerseits Unfleiß eingestellt werde. Es sollen auch seine Verweser und ganze Bergwerksgesellschaft dem jedesmal im Lavantthal wesenden bambergischen Bergrichter in allen Gebothen und Verbothen gehorsamen und gefällig seyn, und in summa der bambergischen Berggerichts-Ordnung in allen Punkten und Artikeln und sonst bisher erhaltenen Bergwerksgebrauch sich gleichmäßig erzeigen und von dem angedeuten Berg- und Schmelzwerk soll von ihm (Gewerken) zu unserem Berggerichtsamt die gebührende Frohn als nämlich der 10te Kübel des gebauten Erzes, wie auch die Wechselgefälle nach vermög der Wardein-Zettel allweg zur rechten Zeit gereicht und entrichtet werden, dessen er Vicedom vermög unseres anderweitigen gnädigsten Reskriptes gleichwohl für seine Person lebenslang befreit seyn soll.

Wenn man aber sähe, daß des gedachten Gewerken Verweser oder Bediente einem oder dem andern Artikel, so ihnen dieser Brief auferlegt, nicht nachkommen, sondern entgegenhandeln, oder die gebührende Frohn und Wechsel zu gebührender Zeit nicht abgeben, auch die Werkgäden auf ihre Kosten nicht in gutem Bau erhalten würden, so sollen die Verweser oder Bedienten durch den bambergischen Bergrichter nach Gestalt des Verbrechens gestraft werden."

Dieses interessante Dokument dd. Wolfsberg am 10. März 1670 und unterzeichnet von Johann Georg Neumeister Doctor utriusque juris, bambergischen Rath und der bamb. Herrschaften in Kärnten Kanzler zu Wolfsberg, befindet sich im Archive zu Waldenstein, welches damals der Familie Dernbach angehörte, und ist, wie man aus dem Datum und der Unterschrift des Kanzlers ersieht, nur eine in der Kanzlei zu Wolfsberg ausgestellte Copie.

Uebrigens entnehmen wir aus dem oben Angeführten nur, daß der Vicedom den Entschluß gefaßt habe, das Klieniniger Goldbergwerk wieder zu erheben; würden aber über die dabei eingetretenen Hindernisse und den wahrscheinlichen Erfolg dieses Unternehmens dennoch in Unkenntniß seyn, wenn Herr Rauter uns nicht eine höchst schätzbare Nachricht mittheilte, die in dieser Beziehung

viel Licht über den Gegenstand verbreitet, nämlich einen Auszug aus der Bergwerks-Befahrung und dem Gutachten des Hans Adam Stampfer, Radmeisters in Vordernberg und Gewerken in der Walchen, dd. 9., 10. und 11. Juli 1676.

Aus diesem ausführlichen Berichte, sagt Herr Rauter, geht hervor, daß man damals auf 3 Baue seine Aufmerksamkeit gerichtet habe, nämlich 1) auf den Bau St. Peter und Andreä; 2) auf die Gottesgab im Kliening und 3) auf den Fürstenbau; daß man aber überall tiefes Wasser und böses Wetter gefunden, und daß man, um in dem letzten vielversprechenden Baue sich gutes Wetter zu verschaffen, sich einer Maschine bediente, die von 3 Personen getrieben wurde; daß Berichterstatter an Bamberg den Rath ertheilte, diese Maschine durch Wasser treiben zu lassen, welches eine Auslage von 60 bis 100 fl. seyn würde. Auch meint er, man soll alle andern Gruben aufgeben, und bloß jene 3 bauen und trachten, sich des Wassers zu entledigen und gutes Wetter zu bekommen, dann könne man nicht grundlos auf gute Ausbeute hoffen.

Im Schlusse sagt er, der Bamberger Bischof soll sich die Kosten nicht gereuen lassen, weil sie als ein Almosen an die armen Knappenleute ausgetheilt wären, welches Gott hundertfältig belohnen könne.

Daraus ergibt sich, daß man viel in den Berg verbaut, große Schwierigkeiten, aber kein Gold gefunden habe, das alte Los aller Klieninger Gewerken seit fast einem Jahrhunderte. Bemerkt muß werden, daß der Vicedom Peter Philipp von Dernbach, nach dem im Jahre 1672 erfolgten Tode Philipp Valentins, zum Bischofe von Bamberg erwählt wurde, weßwegen er oben Bamberger Bischof genannt wird.

Das Bergwerk scheint er jedoch auch als Bischof auf seine Rechnung betrieben zu haben. Daß er ein großer Liebhaber des Bergbaues gewesen sey, zeigt auch noch folgende, aus einer Waldensteiner Urkunde gezogene Nachricht:

1667 verleiht das kaiserliche Berggericht zu Villach dem Peter Philipp von Dernbach, bambergischen und würzburgischen Cantor und Capitularen, bamb. geheimen Rath und derselben Herrschaften in Kärnten Vicedom, und dem Johann Georg Neumeister, der Rechte Doctor, bamb. Rath und der bamb. Herrschaften in Kärnten Kanzler, das Bergwerk am Kostenberg oder Kirchberg bei Velden, welches bei St. Antoni de Padua genannt wird, zu Beförderung der römisch-kaiserl. Majestät Kammergut, was Bergwerksrecht ist. Actum kaiserl. Berggericht, Villach am 15. Juni 1667. Johann Andre Auer zum Geyersberg kaiserl. Berggerichts- und Amtsverwalter zu Villach und Frisach.

1674 trat Bamberg die Landeshoheit über seine Besitzungen in Kärnten an den Kaiser, als Herzog von Kärnten, ab, behielt aber die Berggerichtsbarkeit laut 21. Artikel des Vergleiches ganz ungeschmälert bei.

D. K. Tangl.

---

## Die Familie Görgey von Görgö oder Garg im Zipser Comitat in Ungarn.

(Eingesandt vom Professor D. Rumy.)

Die Geschichte der Görgeyschen Familie beginnt mit der Einwanderung der Sachsen unter dem Könige Geysa II. in die Grafschaft Zips (die Zisper Gespanschaft, das Zipser Comitat), in die ungarischen Bergstädte und in Siebenbürgen (wo noch jetzt eine Grafschaft das Görger-Land heißt), auf welche Colonisirung selbst das Wapen der Görgeyschen Familie deutet: nämlich wilde, nackte, sächsisch mit Eichenlaub bekränzte und gegürtete Männer, auf den Karpathen stehend und ganze Bäume entwurzelnd.

Von den ältesten Görgey's in der Zips sind vorzüglich folgende geschichtlich merkwürdig:

1. Arnold, Comes Saxonum de Scepus 1271, früher einer von den vielen Palatinen des unglücklichen Königs Bela IV., dem und dessen Sohne Jordan, Bela (als er sich in Görgö aufhielt) Topporþ in der Zipser Gespanschaft schenkte, und derselbe, der zugleich als Großgraf der Zips das gesammte Zipser-Volk sammt Vieh auf den Zufluchtsberg ad Lethon führte, sich dort verschanzte und verdämmte, und drei Jahre hindurch die Tatarenstürme, zuletzt mittelst Durchstechung der Dämme glücklich abwehrte, und endlich, nach Abgang der Tataren, aus diesem Zufluchtsorte herabkommend, das Zipser und Gölnitzer Schloß erbaute und dem Pater Jakob das Capitulum S. Martini (das Domkapitel bei Kirchdrauf) bauen half, auch Leutschau fundirte[1].

---

[1] Andreas Lehotzky sagt in seiner Stemalographia I. Regni Hungariae et Partium eidem adnexarum Statuum et Ordinum, seu Nobilium Familiarum (Posonii, typis G. A. Belnay 1807 in 4.) pag. 156 von diesem Arnold Görgey: »Gorgei Stephanus et Arnoldus 1312, filii Eliae, filii Jordani, filii primi Arnoldi 1240. Arnoldus, Comes Saxonum de Scepus, cui et filio Jordano Bela IV. in Görgö degens, confert Toporta in C. Scepus. Diplomatar. Wagneri I. p. 119. 121. 139; IV. p. 203. 224, 251. Item Sylvam Répás et Moytes Tatra ad Poprád obtinet Görgö et Tamasi. Katona Hist. pragmat. Regum Hung. I. p 872. Wagner I. p. 812.«

2. Magister[1] Georg, der den König von Böhmen, Ottokar, unter der Regierung des ungarischen Königs Ladislaus des Kumanen, als dessen oberster Feldherr auf dem Marchfelde schlug, dadurch eine Hauptstütze des Thrones Rudolph's von Habsburg wurde, und deßwegen von seinem Könige das Terrain Georgs-Au oder Gerau (Gerava), die ungeheueren Waldungen nämlich zwischen Iglo, Kapsdorf und Klein-Jordansdorf (Kis Jórdanfölde) hinter Dopschau (in der Gömörer Gespanschaft) erhielt, als das Feudal-System auch in der Zips um sich griff.

3. Der Zipser Großgraf (Obergespan, Supremus Comes) Jordan, Comes Saxonum de Garga (Görgö, Garg, Gargoro), der, mit 3000 Zipser-Sachsen dem Könige Karl Robert zu Hülfe eilend, die befestigte Hauptstadt in Ober-Ungarn, Kaschau, belagerte, und indessen die Grafschaft Zips, und besonders die Görgey'schen damaligen ungeheueren Besitzungen den Verheerungen des Demeter und Omodaeus Preis gab, und endlich zu Karl Robert bei Rozgony stoßend, mit fünf andern Landgrafen der Zips, seinen Söhnen und Brüdern, dem damaligen Kern der Görgeyschen Familie, am 15. Juni 1312 die Streiche, die dem Könige Karl galten, mit ihren Körpern (wie sich das betreffende Diplom ausdrückt) auffingen und ihre Treue mit dem Tode besiegelten, dadurch aber den Grund zum schnellen Verfall der Görgey'schen Familie, da nur, so zu sagen, Kinder und Schwächlinge zurückblieben, und zum Zerstieben ihrer feudal- und unfeudalmäßigen Domänen legten.

(Schluß folgt.)

---

## Miscellen.

Benedikt Edler von Pockh, aus Tirol, war Trabant des Erzherzogs Ferdinand, und schrieb 1568 ein Schauspiel in Reimen: „Von der freudenreichen geburt Unsers Ainigen Trost vnnd Hailandt Jhesu Christi.“ Die Handschrift (77 Bl. in Folio) befindet sich auf der kaiserlichen Bibliothek, und aus der Zueignung an den Erzherzog erfahren wir, daß der Verfasser bereits mehrere Comödien geschrieben. Eine Probe aus der Vorrede:

Es ist nit an, vnnd waiß es wol
Das nit ist gmacht wies woll sein soll.
Die reimen auch nit all formiert
Wie sich der zier nach het gepiert
Dann ich ein schlechter reimer bin
Der nicht ein jeden, nach seinem sinn
Vnd hohem geist alls machen kann
Es geet offt manchen glerten nit an
Das er eim Yeden gfallen mag
will geschweigen ich, so kaum ein tag
In schrifften hab drauff gstudiert
Zuvor auch wenig transferiert
So kan ich nit eins Yeden Sprach
Darumb so thue ein wenig gmach.
Findest du was so dir mißfeldt
Sey es dir von mir haimbgstölt
Das du es bessern wölst mit züchten
Vnd dein gedanckhen dahin richten
Das es nit geschech aus neid vnd haß
Sonder in sachen halt recht maß
Dann besser machen geet woll hin
Verachten bringt eim schlechten gwyn u. s. w.

---

Michael Weiß, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts geboren, war Pfarrer der böhmischen Brüdergemeinde zu Landskron und Fulneck in Böhmen, früher aber Mönch zu Neisse in Schlesien und ein gelehrter Mann. Er hat die Lieder der böhmischen Brüdergemeinde in deutsche Reime gebracht, die 1539 in Ulm gedruckt worden sind.

---

Hans Georg Viroldt, kaiserlicher Hauptmann, hat um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein „Einfeltiges Gedichte vber den achten Psalm“ geschrieben, das sich in Handschrift (16 Bl. 4.) auf der Hof-Bibliothek zu Wien befindet. Die Widmung an den Kaiser ist unterschrieben: „Hans Georg Viroldt von Hermstadt Reform. Hauptmann.“ Wir wollen zur Probe aus der Vorrede einige Verse ausheben:

Der welcher Ich zuevor, mit dem vnfriedens Haßer
Auff ettlich zwantzig Jahr, getrunken manch trieb wasser
Vntter Charthaunen Knall, pistohl, musqueten plietze
Viel vnterschiedtlich mahl, erlitten manche Hietze,
Der Ich, ohn ruhm gemeldt, manch türcken säbell glantzen
Auch oft mein feindt bezahlt, mit parer Kriegesmüntzen
Mueß jetzt mein Partisan, Casquet, Halsring vndt Degen
Dem nagel hencken an, vnndt gantz darnieder legen u. s. w.“

---

„Darnach schaff vnd ordne ich vnd ist auch mein lester will vnd mainung, daß mein Perlein rokh mit den Perlein Ermeln soll geben werden, von meiner seel seelichkait wegen vnser Lieben frauen zu Zell Salzburger Bistums daraus ain Zier der muetter Gottes zu Lob vnd ehrn gemacht soll werden.“ Also in Bernhart von Türstein's Testament 1387.

[1] Der Titel Magister war im Mittelalter in Ungarn sehr ehrenvoll und angesehen, und erhielt sich bis auf unsere Zeiten in dem Titel: Magistri Protonotarii.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

**50.** Sonnabend, den 24. Juni **1837.**

## A. Gislen Busbeck,
### K. Ferdinand's I. Bothschafter an die Pforte.

Unter der großen Anzahl von Männern, welche im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert mit dem Erbfeinde der Christenheit als Vertreter der österreichischen Interessen unterhandelten, und nach Constantinopel gingen, nimmt Busbeck in mehrfacher Beziehung unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Abgesehen von der politischen Bedeutsamkeit seiner Sendung; welche Aufschlüsse, welche wichtigen Mittheilungen enthalten nicht die unter seinem Namen bekannten Briefe de rebus Turcicis! Mögen sie immerhin auf eine, nicht ganz entsprechende Weise [1] nach den Originalien, welche sich im geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archive zu Wien befinden, copirt und zusammengestellt worden seyn; sie bleiben demungeachtet stets eine reiche Fundgrube für Alle, welche sich mit der osmanischen Geschichte beschäftigen, und letztere selbst einzusehen nicht Gelegenheit finden. — Aber auch für Alterthumskunde, für Naturhistorie, für Erhaltung höchst wichtiger Handschriften und seltener Münzen — wie viel verdanken wir nicht dem unermüdlichen Forschungsgeiste des gelehrten Gesandten! Jedes Mal kam er mit reicher Ausbeute zurück, und mehrere der mitgebrachten Schätze stehen noch immer als einzig in Wiens Sammlungen da.

Augerius Gislen von Busbeck wurde im Jahre 1522 zu Commines, einem Marktflecken in Flandern, geboren. Sein Vater Aegid Gislen, von edler Geburt und Herr auf Busbeck, erzeugte ihn mit einem Mädchen von gemeinem Stande. Da der Knabe frühzeitig viele Wißbegierde zeigte, und bald auch auffallende Fortschritte machte, fand sich der Vater bewogen, denselben in seinem Hause erziehen zu lassen, und dabei weder Mühe noch Ausgaben zu sparen. Kaiser Karl V. legitimirte den natürlichen Sohn durch ein Reskript. Dieser besuchte hierauf die damals berühmtesten Hochschulen: Löwen, Paris, Venedig, Bologna und Padua, und zog allenthalben die Aufmerksamkeit seiner Lehrer in hohem Grade auf sich. Als K. Ferdinand zur Vermählungsfeier Philipp's von Spanien mit Maria, Königin von England (25. Juli 1554), den Peter Lassus als außerordentlichen Gesandten nach London schickte, befand er sich im Gefolge desselben. Darüber, so wie über seine Berufung von Ferdinand I. zum Bothschafter an die Pforte heißt es im ersten Briefe de rebus turcicis: »Non te fugit cum essem ex Anglia domum reversus, a Regis Philippi et Reginae Mariae nuptiis, ubi fueram inter Comites Don Petri Lassi, quem honoris causa eò Romanorum Rex Ferdinandus, Dominus meus clementissimus, legaverat, quemadmodum idem Ferdinandus me per literas ad hoc iter evocarit. Quas cum *Insulis* 3. Novembris accepissem, tantum morae interposui, cum ad Busbequium deflecterem, *patrique* et amicis valedicerem, inde facto per Tornacum itinere, mox Bruxellam properavi etc.“ In Wien angekommen, wurde er von dem geheimen Rathe Johann Vander Aa dem deutschen König vorgestellt, und wie er selbst sagt, mit jenem Wohlwollen empfangen, das Ferdinand I. Jedem schenkte, der sich durch Treue und Rechtschaffenheit ihm bekannt zu machen wußte.

Da Ferdinand dem Pascha von Ofen versprochen, mit Anfang December einen Abgesandten nach Ofen zu schicken, so war die Frist bis zur Abreise sehr kurz, und diese mußte um so mehr beschleunigt werden, als zu befürchten stand, daß sonst die Türken ihr gegebenes Wort nicht halten möchten. Nur zwölf Tage blieben zu den nöthigsten Vor-

---

1 Nach der mündlichen Mittheilung eines competenten Kritikers, der vielseitige Vergleichungen angestellt, sollen sie weniger als nicht entsprechend, sollen sie häufig verstümmelt und unrichtig seyn. Es wäre zu wünschen, daß darüber ernstere Untersuchungen gemacht und die Resultate mit den nöthigen Belegen veröffentlicht würden.

bereitungen übrig, und selbst von diesen mußten einige verwendet werden, um nach Comorn zu gehen, und dort von J. M. Malvezius [1], der früher schon, von Ferdinand nach Constantinopel abgeordnet, mehrere Verhandlungen zu Stande gebracht hatte, sich Rathes zu erhohlen. Busbeck eilte also nach Comorn, blieb zwei Tage [2] bei Malvezius, kehrte wieder nach Wien zurück, und reiste endlich, da Ferdinand immer dringender darauf bestand, am bestimmten Tage gegen Abend von Wien nach Ofen ab. Hier angekommen, traf er den Pascha krank darniederliegend, ein Umstand, der seinen Aufenthalt wider alle Berechnung verlängerte, da ihn dieser nicht eher empfangen wollte, als nach vollkommen hergestellter Gesundheit. »Inzwischen aber,« erzählt Busbeck im angeführten Briefe, »als der Pascha erfuhr, daß ich einen Arzt, Wilhelm Quackuelben [3], einen Mann eben so bewandert in allen philosophischen Wissenschaften als tieferfahren in der Medizin, bei mir habe, forderte er mit großem Ungestüm dessen Nähe und Hülfe. Ich gestand dieß nicht ungern zu, allein es fehlte wenig, daß ich es bereut. Da nähmlich die Krankheit des Pascha mit jedem Tage zunahm, und dieser selbst nicht außer aller Gefahr des Todes schien, fürchtete ich sehr, daß, wenn er zu Muhamed wandern sollte, die Türken meinen Arzt als Giftmischer verdächtigen möchten, woraus dem redlichen Manne eine große Gefahr, und mir, als Mitwisser, Schmach und Verunehrung hätte entspringen können; doch von dieser Besorgniß befreite mich Gott durch Wiederherstellung des Pascha.« Am 7. December erhielt Busbeck endlich die Erlaubniß, vor diesem zu erscheinen; allein seine Beschwerden und Ansprüche wurden auf die Bestimmung und Entschließung des Sultan verwiesen. Er verließ daher Ofen, und setzte seine Reise nach Constantinopel fort, wo er am 20. Jänner ankam, den Sultan aber, der sich zu Amasia in Asien aufhielt, nicht anwesend traf. Busbeck mußte sich auf Verlangen dahin begeben; er schiffte demnach am 9. März nach Skutari über, und kam den 7. April in Amasia an. Der Sultan empfing ihn sehr freundlich, war aber mit dem Inhalt der Bothschaft unzufrieden, und Busbeck konnte nichts weiter, als einen halbjährigen Waffenstillstand erhalten. Er verließ, mit einem Briefe des Sultan an K. Ferdinand, am 2. Juli Amasia, und kehrte nach Wien zurück, wo er zwischen dem 7. und 9. August ankam. Der Brief, aus welchem diese Nachrichten genommen sind, ist unterschrieben: Wien den 1. September 1554. Diese Jahreszahl ist offenbar unrichtig, so wie jene des zweiten Briefes: „Constantinopel den 14. Juli 1555,“ welcher die Beschreibung der zweiten Reise enthält. Wir haben aus den eigenen Worten Busbecks ersehen, daß er bei der Vermählung Philipps von Spanien und Mariens von England war, die den 25. Juli 1554 vor sich ging. Am 3. November erhält er den Ruf K. Ferdinands; im December treffen wir ihn zu Ofen, und am 7. April 1555 in Amasia! Ferner erklärt er selbst am Schlusse seines vierten Briefes, unterschrieben Frankfurt den 16. December 1562, daß er acht Jahre die Geschäfte eines Gesandten besorgt habe, und kurz vor der Krönung Maximilian's II. zum deutschen König, welche den 30. November 1562 Statt gefunden, von seiner zweiten Reise zurückgekommen sey. Diese trat er im November an und gewiß 1555; denn da er von seiner Ankunft in Frankfurt, kurz vor der Krönung Maximilian's spricht, sagt er auch, daß es sieben Jahre weniger 1 Tag, seit er, von Wien aus, seine zweite Reise angetreten, und weil der zweite Brief diese Reise enthält, so ist es wohl außer allem Zweifel, daß die Jahreszahl 1555 falsch, und 1556 die richtige sey.

(Schluß folgt.)

[1] Lag an den Folgen der in Constantinopel erlittenen Behandlung zu Comorn krank, wo er auch nach wenigen Monaten starb. (S. den 1 Brief de rebus turcicis.)

[2] — »igitur biduo cum Malvezio versatus, quantum temporis brevitas patitur, quae mihi in consuetudine quotidiana cum Turcis sequenda, quae cavenda essent, disco.« (Ibidem.)

[3] Erscheint in der Geschichte der Wiener Universität unter dem latinisirten Namen: »Coturnossius,« zu deutsch eigentlich Wachtelbein.« Er war zu Courtrai geboren, und erscheint 1548, von K. Ferdinand dazu berufen, als Professor der Poesie und Rhetorik in Wien. Er war ein guter lateinischer Dichter, aber ein noch besserer Arzt. In dieser Eigenschaft begleitete er auch Busbeck nach Constantinopel, wo er indessen 1561 an der Pest starb.

## Die Familie Görgey von Görgö oder Garg im Zisper Comitat in Ungarn.

(Schluß.)

4. Stephan, Comes Saxonum de Gargow oder Garga, Großgraf (Obergespan) der Zips (früher Palatinal-Protonotar), der 1301 gegen den Matthäus von Trentschin bei Eperjes tapfer kämpfte [1], und auch Leutschau zu belagern genöthigt war. Unter seinem Vorsitz verurtheilte die Gerichtstafel

[1] Wagner Diplomat III., p. 214, 249. Derselbe erwarb das Dorf Görgö. Wagner Analecta Scepusii. Tom. I., p. 118, 123, 199.

der Grafschaft Zips 1307 die Berzeviczy's, zur Sühne des in einer Fehde von ihnen erschlagenen Friedrich Grafen von der Gorg [1] und seiner Manen, und wegen des Raubs der Feste Palocsa, welche sie den Görgey's zurückstellen mußten, daß sie zwei ihrer Familienglieder, welche die Rädelsführer waren, barfuß und in härenem Gewand nach Rom, Compostella und Aachen schicken und die Büßer diese Wallfahrt überall gehörig documentiren lassen mußten. Diese merkwürdige Verurtheilung lautet folgender Maßen: „Nos Stephanus Comes Saxonum, Jurati ac universi Judices de Cyps dantes pro memoria significamus, quibus expedit, universis, praesentium per tenorem: quod Comes Arnoldus et filii sui coram nostra constituti praesentia ex una parte, et Magister Kokos [2] et fratres sui ex altera, omnem controversiam et inimicitias inter se super strage Friderici, filii Comitis Arnoldi habitas, in spoliis, homicidiis et rapinis, arbitrio fidedignorum virorum commiserunt ultronea voluntate: ita quod Comes Arnoldus hos statuit suos arbitros videlicet: Comitem Iwanum et Comitem Julianum de Gargow, et Christianum Judicem de Bela, Magister vero Kokos hos suos statuit arbitros: [3] de Baldmar, Heydenricum Judicem de Suburbio, et Marcum Judicem de Quintoforo [4]; obligantes se ex utraque parte ratum ac firmum habituros, quidquid per eosdem arbitros existet ordinatum. Hi itaque arbitri utriusque partis considentes, partium rancorem et discordiam diligentius evitantes, unitatem concordiae facere satagentes, hanc ordinationem ad pacis compositionem et meram reconciliationem deduxerunt ordinandam, videlicet: quod Magister Kokos cum fratribus suis hanc emendam [5], et satisfactionem facere teneatur, quod cum centum personis ad diem emendae idem Magister Kokos debeat comparere; ex his Magister Kokos et fratres sui cum consanguineis suis propinguioribus, sedecim connumerati debent Arnoldo Comiti, et suis filiis homagium [6] humiliter celebrare; praeterea Hymannus Lank cum quatuor honestarum personarum comitiva Romam tenebitur peregrinari, Roma ad S. Nicolaum de Bari; deinde Romam redeundo cum personis sibi sociatis, duo junctarum personarum ad propria redibunt; Hymanus vero Lank cum una junctarum personarum tenebitur ire ad S. Jacobum [7], de S. Jacobo Achis [8] ad Beatam Virginem, deinde ad propria veniendo. Praeterea pro morte Friderici 200 marcas [1] statuerunt; ex quibus 100 in die emendae ad petitionem proborum virorum sunt relaxandae, ex aliis vero 100 marcis in die emendae viginti sunt persolvendae in justa aestimatione. Item quindecim in festo B. Jacobi et quindecim in festo S. Michaelis similiter in debita aestimatione sunt solvendae; residuae vero 50 marcae in egressione Hymanni Lank ad limina Sanctorum praemissa, sunt totaliter relaxandae in subsidium laboriosi itineris peragendi. Item Magister Kokos in remedium dicti Friderici interempti sex claustra tenebitur impetrare, et quatuor millia Missarum comparare. Item Magister Kokos universos fidejussores Comitis Arnoldi in quolibet casu debet liberos dimittere, et solutos in rebus et personis, et omnia instrumenta super obligatione fidejussoria confecta reddere indilate. Item Magister Kokos manum suam a Villa Svevi [2], et a Castro Plawtz cum omnibus fratribus suis debet abstrahere, et nunquam in detrimentum Comitis Arnoldi et suorum filiorum laborare, sed debet iis fidem fraternalem in omnibus perpetuo exhibere. Hanc itaque pacis compositionem statuentes omnibus generalem, quod pax quieta et jugis concordia inter eosdem perennaliter habeatur in praesentibus pariter et praeteritis: excepto Nicolao, filio Dionysii, Castellano, qui ab hac ordinatione voluntarie se excepit, nolens ordinationis obligationibus subjacere. Si autem Comes Arnoldus aut filii sui in facto jam dicti Castellani, in detrimentum Magistri Kokos vellent interponere suas preces, cum ipso pariter insurgendo, poenam suprascriptam incidentes ipso facto. Hoc tamen adjecto in ordinatione praenotata, quod Comes Arnoldus de homicidiis, de damnis et rapinis seu spoliis suae parti illatis debeat respondere, satisfacere ac sopire; Magister Kokos similiter stragem, damna ac spolia suae parti illata debeat sopire, tollere et emendare, tali obligationis vinculo in praescripta ordinatione firmiter innodato, quod quaecunque partium praedeclaratarum hanc compositionem pacis convinceretur per juris formulam violasse, Magister Kokos aut fratres sui, Comes Arnoldus aut filii sui, perditionem possessionum ac haereditarum suarum universarum incurrent, et in poena suorum capitum remanent. Et nos Comes Stephanus ac universi Judices obligamus nos fide nostra, quod dictam partem violantem, cum parte conservante, ad omnem rigorem justitiae stare volumus omni fide. In cujus rei testimonium et perpetuam firmitatem concessimus hanc literam sigillo Provinciae roboratam. Datum Feria IV. post festum Paschae proxima, anno Domini 1307."

5. Jakob, Sohn des Dietrich, Comes Scepusiensis und

1 Die Berzeviczysche Familie, gleichfalls eine der ältesten sächsischen Familien in der Zips, war im Mittelalter in beständigem Hader mit der Görgeyschen Familie.

2 Es ist der Magister Berzeviczy de Kokos oder Kakas (Hahn) Lomnicza zu verstehen.

3 Lücke in der Urkunde.

4 Donnersmarkt, ein Marktflecken in der Zips.

5 Emenda heißt in der ungarischen Jurisprudenz die redemtio capitis, die Loskaufung des Kopfs bei einem Capitalverbrechen.

6 Homagium bedeutet hier das Wehrgeld für einen erschlagenen Menschen.

7 S. Jacobus de Compostella in Spanien.

8 Aachen, Aquisgranum in Deutschland.

1 Es sind marcae gravis ponderis, deren eine vier ungarische Gulden gilt, zu verstehen.

2 Schwabsdorf in der Zips.

Judex Curiae (Ober-Landesrichter) unter Ludwig dem Großen 1370, früher Palatinal-Protonotar.

Auch die Stelle der Vice-Gespäne (Vice-Comites) in der Zipser Gespanschaft bekleideten mehrere Görgey. So 1375 Magister Jordanus, Vice-Comes et Castellanus Scepusiensis, 1450 Benedict, Sohn des Ladislaus, Enkel des Elias de Gargo; 1548—1551 Laurentius v Görgey; 1558—1566 derselbe; 1567—1570 Christoph v. Görgey; 1574—1581 derselbe, wie auch 1585 und 1589; 1599 Jordan v. Görgey; 1606—1614 Christoph v. Görgey (Sohn des Ladislaus); 1618 Wilhelm von Görgey; 1668 ff. Ezechiel v. Görgey[1]; 1675 Johann v. Görgey; 1685—1696 Balthasar v. Görgey; 1698—1708 Franz v. Görgey; 1713 Laurenz v. Görgey; 1714 wieder Franz v. Görgey; 1724—1729 Sigismund v. Görgey; 1749—1761 Ezechiel v. Görgey.

Die oben angeführten fünf Görgey und noch einige andere gehören unstreitig der ungarischen Geschichte an und sind für die Geschichtsforscher um so wichtiger, je beschränkter die Quellen durch den sengenden Vandalismus der Tataren, Hussiten, polnischer und russischer Kronbewerber, die langen blutigen Fehden der Görgey's mit den Berzeviczy's im XIV. und XV. Jahrhunderte, ferner die Raubsucht eines Willermus Drugeth in Arce Lublys, der Zapolya's, Bebeks, Thurzo's und Tökölys, die vorzüglich in der Zips ihre Rollen spielten, wie auch durch die wahren und angezettelten Rebellionen und die darauf folgenden Confiscationen, und überhaupt durch die unseligen Folgen der Niederlage bei Mohacs geworden sind.

Die Görgey's wurden vor der Zapolya'schen Occupation des Zipser Schlosses bald Comites Saxonum de Gargow, bald Comites terrestres de Scepus a Comite Parochiano (dem Obergespan des Comitats) nulla ratione judicandi (Landgrafen), bald simpliciter »de Scepus,« wie eine päpstliche Bulle Julians II. den Benedict Görgey, der von 1540 bis 1580 lebte[2], heißt, genannt. Die Prälaten aus dieser Familie, so wie viele ältere Mitglieder der Familie, kommen in Urkunden, nach der Sitte der damaligen Zeit, nur mit den Taufnamen ohne Geschlechtsbezeichnung vor[1]. Gegenwärtig bekennt sich die Görgeysche Familie zur augsburgischen Confession.

Der jetzige Senior der Görgey'schen Familie, Hr. Georg v. Görgey, ist gesonnen, eine Geschichte der Görgey'schen Familie aus den Urkunden des Familien-Archivs und aus den Werken der ungarischen Geschichtforscher und Geschichtschreiber zu verfassen und drucken zu lassen. Dieser Vorsatz verdient allen Beifall und Aufmunterung.

Nachschrift. Es mag hier noch, als ein Beleg der Wohlfeilheit in Ungarn im XVI. Jahrhundert, die Anekdote stehen, daß der Magistrat der königl. Freistadt Leutschau i. J. 1522 den Vincenz v. Görgey nach Ofen schickte, um eine Ermäßigung der Contribution für die Stadt zu erwirken. Auf Reisekosten gab ihm der Magistrat nicht mehr als 5 (sage fünf) ungarische Gulden, wovon er sich und sein Pferd aushalten sollte[2].

[1] Von diesem theilt Lünig eine Rede mit Tom. II, p. 218.

[2] Dieser Benedict de Gargow, ist nicht zu verwechseln mit dem früheren Benedictus Scepus, Comes de Gargow, der in den Jahren 1417 bis 1445, sammt seinem Bruder Elias, Abbas Monasterii de Beel, in dem Görgey'schen Familien-Archiv vorkommt, als Miles (Ordensritter jener Zeit) bezeichnet wird, und auch Castellanus Arcis Strigoniensis gewesen seyn soll.

[1] Auch der Fünfkirchner Bischof Martin v. Görgey war ein Glied dieser Familie.

[2] S. Magyar Ország polgári historiája jára való Lexicon a XVI Század végéig. Készitette néhai tiszt. tudós Budai Ferents úr, a' Szováthi Ref. Ekklesia Prédikátora. Kiadta Budai Esaiás. II. Darab (Nagyvárador 1805) p. 137.

## Noch ungedruckte Urkunden
### zur vaterländischen Geschichte.

I. 15. October 1276.

Rudolfus Dei gratia Romanorum Rex semper Augustus Universis presentium inspectoribus volumus notum esse tenore presentium nichilominus publice profitentes quod quodcunque dilectus fidelis noster *Ulricus de Capella* pro nobis nobilibus, Ministerialibus Civibus communiter vel divisim dederit, promiserit seu ordinaverit cum eisdem seu aliis quibuscunque ut iidem ad devotionem Imperii invitentur facilius nos gratum habebimus atque ratum. Dantes has literas munitas in testimonium super eo. Datum in Castris apud Anasum Idibus Octobris Indictione V. Anno domini MCCLXXVI. regni vero nostri anno tertio.

(Vergl. Kurz Albrecht I. B. I. S. 68.)

Mit diesem Monat geht die halbjährige Pränumeration auf diese Zeitschrift zu Ende; die Herren Abnehmer werden daher geziemend ersucht, die Pränumeration erneuern zu wollen. Man pränumerirt ganzjährig mit 12 fl., halbjährig mit 6 fl. C. M. in Friedrich Becks Universitäts-Buchhandlung, für den Platz Wien auch im Comptoir der privil. Wiener Zeitung und bei dem Herausgeber (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock). Denjenigen Abnehmern, welche sich zunächst an diesen wenden, werden beide Blätter am Tage der Erscheinung gratis und pünktlich, in die Wohnung geschickt. Ueberdieß hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechnet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theilen der Oesterr. Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

51. Mittwoch, den 28. Juni 1837.

## A. Gislen Busbeck,

### K. Ferdinand's I. Bothschafter an die Pforte.

(Schluß.)

Die Resultate der ersten Gesandtschaft waren keineswegs den Erwartungen Ferdinand's entsprechend; Busbeck mußte sich zum zweiten Male entschließen, nach Constantinopel zu gehen. Im November verließ er demnach wieder Wien und mit Anfang Jänner kam er in der Hauptstadt des türkischen Reiches an. Als indessen die Pascha hörten, wie König Ferdinand durchaus nicht von seinen rechtlichen Ansprüchen abstehen wolle, äußerten sie sich sehr aufgebracht, und behaupteten, daß sie es nie unternehmen werden, mit Busbeck vor dem Sultan zu erscheinen, zumal sie keine Lust hätten, mit ihm zugleich den Kopf zu verlieren. Kurz, Busbeck mußte sich mehrere Monate Aufschub und dabei eine ziemlich derbe Behandlung selbst von Seite des gemeinen Volkes gefallen lassen. Mittlerweile verließen ihn auch (August 1557) seine Gefährten, und er mußte nun allein mit den unbeständigen Aeußerungen der Türken kämpfen. Da es indessen hier nicht die Aufgabe seyn kann, eine vollständige Geschichte seiner Unterhandlungen und so oft fehlgeschlagenen Versuche zu geben, so verweisen wir auf den 3. und 4. Brief de rebus turcicis, und bemerken nur noch, daß er endlich nach sieben Jahren gegen Ende August Constantinopel verließ, nachdem er einen achtjährigen Waffenstillstand bewirkt hatte, und daß am Tage vor der Krönung Maximilian's II. die mit ihm gekommenen türkischen Gesandten in Frankfurt anlangten und den herrlichen Krönungszug bewunderten.

Ungerecht wäre es, hier die Bemühungen zu übergehen, welche Busbeck während seines Aufenthaltes im Oriente sowohl literarischen als naturhistorischen Untersuchungen gewidmet hat. Er sammelte Inschriften, kaufte Handschriften, suchte seltene Pflanzen und beobachtete die Natur der Thiere. Auf seiner zweiten Reise nahm er einen geschickten Maler mit, um wenigstens die Gestalt der Pflanzen und Thiere, welche im Abendlande noch wenig bekannt waren, dem Wißbegierigen mittheilen zu können. Die wichtigsten Manuskripte verehrte er der kaiserlichen Bibliothek in Wien, und von den gesammelten Inschriften befinden sich viele in Gruter's Thesaurus. Unter diesen darf man nicht vergessen, daß wir ihm die erste Abschrift des Monumentum Ancyranum[1] verdanken, das freilich Gronovius später, vollständiger und richtiger, zu Leiden 1695 mit gelehrten Anmerkungen wieder herausgegeben hat.

Mehrere Urtheile über die durch den Druck bekannten Briefe, welche die Resultate seiner beiden Gesandtschaften und seiner Beobachtungen enthalten, hat Pope-Blount zusammengestellt; von den verschiedenen Ausgaben derselben handeln die meisten bibliographischen Werke; für die beste jedoch wird jene gehalten, welche 1660 bei Elzevir in Amsterdam erschienen ist. Beinahe unbekannt blieb bisher die erste deutsche Uebersetzung. Ihr Verfasser, Michael Schweiker, war Schulmeister zu Frankfurt, und sie wurde hier 1596 gedruckt[2].

---

1 Eine der seltensten und wichtigsten Inschriften des Alterthums, wenn sie vollständig wäre, denn man würde aus ihr alle Handlungen des Augustus in einer Reihe ersehen können. Busbeck ließ, als er sich in Ancyra befand, Alles, was noch von dieser Inschrift auf der Marmorplatte eines zerstörten Pallastes erkennbar war, mit grosser Sorgfalt copiren, und schickte die Abschrift an den Jesuiten Scottus. Man kann sie in der Ausgabe des Suetonius von Gräving lesen; Lipsius und Casaubon haben sie daraus entnommen.

2 Der vollständige Titel lautet: »Reysen vnd Bottschafften, welche auff gnedigsten Befelch, beyder Vnüberwindlichsten Keyser Ferdinandi vnd Maximiliani II. Der gantzen Christenheit zu höchsten nutzen glücklich vollendet hat, der Edel Ehrenvest vnd hochgelert Augerius Gislenius Busbeck, ihrer Majest Rath, vnd bestellter Orator, an Soleiman den Türckischen Keyser Sampt beygefügtem Rathschlag, welchen der hoch vnd wolgeborne Fürst vnd Herr, Herr Carl Graff zu Mannsfeld, wie in der Prefation zu sehen, von der Festung Gran, Ritterlich ins werk gerichtet hat. M.D.XCVI. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, in Verlegung Andree Wechels seligen Erben. 8.

Wir wenden uns zu den ferneren Lebensverhältnissen Busbecks. K. Ferdinand empfing ihn mit einer Auszeichnung, die seine Verwendung eben so sehr verdiente, als sie geeignet ist, uns von der Leutseligkeit und Anerkennung, welche dieser Fürst jedem Verdienste in vollem Maße schenkte, einen höchst vortheilhaften Begriff zu geben. Busbeck beschreibt sie selbst im vierten Briefe, und entwirst hier ein so schönes Gemälde von der Vortrefflichkeit Ferdinand's, daß man nicht ohne Bewunderung davon scheiden kann. Aus eben diesem Briefe erfährt man auch, daß Busbeck nicht ohne Verlangen war, sich nun zurückziehen zu dürfen, um in einer ungestörten Ruhe den Wissenschaften allein zu leben. Doch seine Verdienste waren zu groß, und man erkannte am kaiserlichen Hofe zu gut die Tüchtigkeit seiner Einsichten, als daß es ihm hätte leicht werden sollen, seinen Wunsch zu verwirklichen. Vielmehr wurde er fester, als bisher, an den Hof gefesselt, da ihm Maximilian II. die Erziehung seiner Söhne übertrug. Mehrere Schriftsteller müssen hier berichtigt werden, welche, wie z. B. der Anonymus, der 1693 eine Geschichte des Erzherzogs Albert herausgab, Melchior Adam, Teissier, Swert (Athenae belgicae) u. s. w., dieses von Söhnen K. Ferdinand's behaupten. Aus dem Gesagten schon geht hervor, daß Busbeck sich von seiner Einführung am Hofe Ferdinand's bis 1562 nur mit den türkischen Angelegenheiten beschäftigt habe, und in diesem Zeitraume also nicht die Rede von einem Erzieher seyn kann. Wäre er als solcher bei Ferdinand's Söhnen verwendet worden, so müßte es nach 1562 geschehen seyn; zu dieser Zeit aber bedurften wohl Maximilian's Kinder eines Erziehers, nicht aber die des Kaisers Ferdinand!

Als im Jahre 1570 die Erzherzogin Elisabeth, Tochter Maximilian's II., mit Karl IX. von Frankreich vermählt wurde [1], erhielt Busbeck den Auftrag, die hohe Braut nach Paris zu begleiten. Diese ernannte ihn hierauf zu ihrem Geschäftsführer, und als sie nach dem Tode ihres Gemahls Frankreich wieder verließ und nach Oesterreich zurückkehrte, ließ sie ihn als ihren Gesandten dort zurück. Diesen Charakter bekleidete er auch von Seite K. Rudolph's II. bis 1592, in welchem Jahre er die Erlaubniß erhielt, eine Reise nach Flandern zu unternehmen, um dort seine Familienverhältnisse zu ordnen. Er schlug den Weg nach der Normandie ein, und es war sehr vorsichtig, daß er sich nebst einem Passe des Königs auch einen Geleitsbrief von den Liguisten verschafft hatte; denn in dem Dorfe Cailli, drei Stunden von Rouen, kam er in Gefahr, von einer Partei Liguisten mißhandelt und beraubt zu werden. Auf seine Vorstellung aber von den unverletzbaren Rechten seines Charakters, wagten die Räuber nicht, ihn gefangen zu halten, und sich dessen Gepäckes zu bemächtigen. Inzwischen wollte er doch seine Reise nicht weiter fortsetzen; sondern ließ sich nach St. Germain nahe bei Rouen in das Haus der Frau von Maillot bringen, wo er nach einigen Tagen (20. October 1592) an einem Fieber starb. Sein Leichnam wurde in der Kirche dieses Ortes auf eine ehrende Weise begraben, und sein Herz nach den Niederlanden geschickt, um in der Grabstätte seiner Ahnen aufbewahrt zu werden.

Seine Besitzungen erhob Erzherzog Albert, Statthalter und später Regent der spanischen Niederlande, zu einem Baronate, um so die Erinnerung an den einstigen Erzieher zu ehren, und seine Erkenntlichkeit öffentlich auszusprechen.

Indem wir hier den kurzen Lebensumriß eines wahrhaft interessanten Mannes schließen, versparen wir uns eine weitere Würdigung desselben, als eines des größten Beförderer der Wissenschaft im sechzehnten Jahrhundert, auf einen zweiten Artikel. Indessen können wir nicht umhin, im Allgemeinen darauf hinzuweisen, wie fast alle früheren Bothschafter Oesterreichs, durch selbstständige Werke oder auf anderem Wege, um Wissenschaft und Kunst sich bleibende Verdienste erworben haben. Wir nennen Herberstein, Busbeck, Gerlach, Pernstein,

[1] Zur Geschichte dieser Heirath müssen wir auf die Briefe hinweisen, welche in den Mémoires de Michel de Castelnau — illustrez et augmentez par I. le Larouseur (Bruxelles 1731, 3 tomes in Folio) mitgetheilt werden. Im zweiten Bande nähmlich, S. 430, kommt ein Abschnitt vor, mit der Aufschrift: »Du Mariage de Charles IX. avec Elisabeth d'Autriche.« Er enthält, nach einer kurzen Einleitung, vorerst zwei Briefe der Mutter des Königs, Katharina von Medici, an den Bischof von Rennes, Bern. Rochetel, welcher die Unterhandlungen bei dem Kaiser leitete. Aus dem ersten Briefe ersieht man, daß schon 9 Jahre von der Heirath gesprochen wurde, bevor sie zu Stande kam. Hierauf folgen mehrere Briefe vom genannten Bischof an die Königin; Antworten von dieser, und endlich fünf Schreiben von Jean de Morvillier, Bischof von Orleans, über denselben Gegenstand. (Vergl. Vogel's Bibl. Austr. p. II. T. II. S. 657. Eine Lebensbeschreibung der Königin Elisabeth, welche sich jedoch mehr mit ihrer frommen, gottseligen Richtung beschäftigt, liefert auch Reineccius S. 156 in seinem Buche: »Hundert hohe, heilige, Keyserliche Königliche und Fürstliche Frawen ic. ic. Insprugg, 1660. 8.)

Buchau, Seidel, Joachim v. Sinzendorf, Mayerberg, Korb u. s. w. — eine Erscheinung, die jedenfalls zu seiner Zeit besonders gewürdigt zu werden verdient. Fischer.

## Süd-Slawische Ahnentafeln.

### IX. Die Herren der Poljiza.

Die Poljiza in Dalmatien waren adelige Herren von zweierlei Abstammung, bosnischer und ungarischer. Die bosnischen Knesen stammen aus der berühmten Familie des Großknesen Miroslaw. Vermöge eines Zerwürfnisses der Reichsfürsten mit dem Könige wurde Knes Tischimir Miroslawitj mit seinen Brüdern Kreschimir und Alan des Landes verwiesen, und ging nach Dalmatien, um in der Poljiza u. z. in Swetschanje sich niederzulassen; Trümmer des von den Miroslawitje da erbauten Pallastes sind noch zu sehen. Tischimir nahm Besitz vom Flusse Gubawiza, wo er bei Zara vorbeifließt, bis nach Gradaz, das in der Mitte der großen Poljizer Ebene liegt; Alan von dem Theil Ober-Mostors bis Zetinje, und von Dugopolje bis Radopolje; dem Kerschimir fiel die untere Poljiza von Gradaz bis zum Strome Zarwnowniza zu. Tischimir blieb sofort in Swetschanje, wo seine Nachkommen, die Tischimire wohnen, Alan in Ober-Dolza, Kreschimir in Dubrawa, und letzterer Stamm verzweigte sich ungemein. Doch blieben nicht alle ihrem Erbsitze getreu; Knes Marianowitj und Karaman, von welchem ein Erzbischof von Zara abstammt, begaben sich nach Splito, mehrere nach Skolje, Omische und andern Orten.

Die ungarische adelige Gemeinde nennt als ihre Ahnen Georg und dessen Söhne Ugrin und Rawak Raitschitj, deren Ansiedelung in viel spätere Zeiten fällt; noch später kam der Edle Drazoe. Alle diese Ankömmlinge erhielten Besitzungen und Habe von den Mirislawitje. Die Vereinigung beider adeligen Stämme beruhte auf dem politischen Grundsatz, daß die Bosnier aus den Ungarn den Großknes und zwei Procuratoren, diese aus den ersteren wiederum dieselben obrigkeitlichen Personen erwählen; nur die vereinten Beschlüsse beiderseitiger Magistrate haben Gesetzeskraft. Ihre Verwaltung sowohl als ihre Vorrechte erhielten vielseitige Garantien durch die römisch-deutschen Kaiser, die Könige von Ungarn und Bosnien, wie auch durch die Republik Venedig.

### X. Die Herren von Rogosniza bei Omisch.

Die Herren: Diklitschitj, Rubnitj, Dawidowitj, Blazewitj, Mikulitj, Don Lutschitj und Raditj kamen zur Zeit Bela des IV., von Ungarn auswandernd, in diese Gegend. Ihre Diplome sind von den Königen von Ungarn und Bosnien, dann von der Republik. Folgendes ist von Frangipan:

»Nos Hansa Frangipani, Deljae, Senjae, Modensii, Cetinae, Vilissae
»Almissae Dalmatiae Comes, Banus Croatiae.«

„Cuicunque, ad quem hae nostrae pervenerint, significamus, quatenus nos promisimus promittimus Nobilibus viris Rogoznanis subditis nostris, nos eos conservaturos in eorum veris, et antiquis bonis, juribus libertatibus, quibus soliti fuerant vivere, ad hoc ut ipsi denuo revocent fratres suos, qui alibi reperiuntur, vel alio discesserant, ad eorum bona haereditaria, ad nostram obedientiam et antiquam libertatem et juridicam patriam. Et tam his, qui ad praesens reperiuntur libertas, justitia et jus libertatis. Et ideo ad majus robur has nostras litteras patentes sub nostro sigillo concessimus. Anno Domini milesimo, quadringentesimo, trigesimo sexto. Datum Almissae, 30. mensis Martii.“

Und hier ein Dukale der Republik:

»Noi Mario Antonio Cavalli, per la Serenissima Republica di Venezia
»Proveditore Generale in Dalmazia, ed Albania.«

„Constando dalli esami, e prove date nelle Cancellarie dela Brazza, e d' Almizza che discendono veramente da nobili Famiglie di Rogoznicza le Case Rubnitj detti Knezovich; Blascevich detti Kardishich; Kusmanich detti Boroevich; Davidovich detti Manushich; Voineo detto Dom Luchich; Mikulich detti Alaburich, e Radich; devonsi anco per giustizia li stessi comprendere nel numero di quelle famiglie nobili di Poiza, che dalla publica munificenza al tempo della loro dedizione furono privilegiati; coll' autorità pertanto del Generato nostro ed in vigor delle presente ordiniamo, e determiniamo, che come tali le Famiglie suddette non debbano soggiacere alle

fazioni con li Villici, ma esser considerati come Famiglie Nobili della Provinzia di Poiza. Tanto dovrà esser inviolatamente eseguito. Spalato li 14. Luglio 1740.

Marin Antonio Cavalli Proveditor Generale.

L. S.

## Noch ungedruckte Urkunden zur vaterländischen Geschichte.

### II.

Nos Rudolfus Dei gratia Romanorum Rex semper Augustus tenore presentium recognoscimus et publice profitemur quod nos ob grata et fidelia que dilectus fidelis noster Otto de Liechtenstein nobis et Imperio impendit et in antea impendere potuerit gratiora eidem quadringentas marcas argenti ponderis Wiennensis de liberalitate regia dare promittimus et spondemus pro quibus quadringentis marcis argenteis predicto Ottoni Mutam in Chetzlegeren et in Judenburch quondam Dietmaro de Offenberch attinentem titulo pignoris duximus obligandam, possidendam tam diu quousque per nos aut verum terrae principem qui pro tempore fuerit sibi aut suis heredibus data pecunia persolvatur. In cujus rei testimonium presentes litteras sibi dare jussimus sigilli nostri munimine roboratas. Datum Wienne IX. Kalend. Marcii. Indictione VII. Anno domini Millesimo CCLXX Nono. Regni vero nostri anno Sexto.

### III.

Nos Rudolfus Dei gratia Romanorum Rex semper Augustus. Ad universorum tam presentium quam quondam futurorum notitiam volumus pervenire, quod nos dilecti fidelis nostri Ottonis de Liechtenstein merita intuentes sibi et suis heredibus duas vineas sitas in Rotenbach apud Gretz quae nobis vacare ceperant ex morte quondam Magistri Ulrici de Nertingen et quae collatae fuerunt Martino Riccario de Gretz per quondam Ottocarum Regem Boemie, cujus collatio nulla fuit, liberaliter duximus conferendas. In cujus rei testimonium Majestatis nostre sigillum presentibus est appressum. Datum in Pabitz III. Idus Novembris Ind. etc. anno domini MCCLXXX Regni vero nostri Anno VIII.

### IV.

Nos Rudolfus Dei gratia Romanorum Rex semper Augustus ad universorum tam presentium quam futurorum noticiam tenore praesentium volumus pervenire, quod nos feoda quae nobis et Imperio per mortem quondam Ekkehardi et Friderici de Novo Castro in valle Anasi vacare ceperunt Strenuo viro Ottoni de Liechtenstein dilecto nostro fideli concedimus present um testimonio litterarum. Datum Wienne V. Non. Maii Indictione IX. Anno Domini Millesimo ducentesimo octogesimo primo. Regni vero nostri anno octavo.

### V.

Nos Albertus Dei gratia de Habspurch et de Kyburch Comes Lantgravius Alsatie, Illustris Romanorum regis primogenitus et ejusdem per Austriam et Styriam Vicarius generalis. Ad universorum notitiam deferimus profitentes quod cum Heinricus de Hag medietatem castri Luftenberch quam a nobis ratione terre Austrie tenebat in feodum nobis resignaverit et devote pecierit ut generum fratris sui Chunradi de Hag dictum Rech et uxorem ejus Mechthildim nomine de eadem parte dicti castri nobis oblata cum suis pertinentiis infeodare de nostra gratia dignaremur, nos supradicti Heinrici de Hag petitionibus favorabiliter inclinati medietatem castri predicti cum suis attinentiis et juribus universis quam idem Heinricus nostris manibus resignavit memorato Rech et uxori sue Mechtildi contulimus feodali titulo possidendam dantes has nostras literas sigilli nostri munimine roboratas in testimonium super eo. Datum Wienne pridie Non. Maii Anno domini Millesimo ducentesimo octogesimo secundo.

### VI.

Nos Albertus Dei Gratia de Habspurch et Kyburch Comes Landgravius Alsacie Serenissimi Domini Rudolfi Romanorum regis primogenitus et ejusdem per Austriam et Styriam Vicarius generalis ad universorum presentes literas intuencium notitiam deferimus profitentes quod nos omnia bona que nobis ex obitu quondam Chunonis de Gutrat vacare ceperunt dilectis fidelibus nostris Friderico dapifero de Lenbach et Ulrico Capellano Seniori contulimus et concedimus feodali titulo possidenda presentium testimonio litterarum. Datum in Augusta feria quarta proxime post Lucce anno domini MCCLXXXII.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

52. Sonnabend, den 2. Juli 1837.


## Ueber K. Friedrich's Devise A. E. I. O. U.

Von Emil.

Obige fünf Vokale schrieb Herzog Friedrich der V.[1] von Oesterreich im Jahre 1437 in sein Tagebuch[2]. Ein Jahr später wurden sie bei der Wahl Albert des V. (II.) zum römischen Kaiser als Devise benützt[3].

Albert den Ehrwürdigen zierte die deutsche Kaiserkrone nur bis October 1439. Nach erhaltener Nachricht von dem Tode dieses Fürsten begab sich Friedrich eilig nach Wien, und da ihm die Thore nicht geöffnet wurden, nach Berchtholdsdorf, sendete aber seine Räthe dahin, weil die von Oesterreich und dem Enslande daselbst einen gemeinen Tag hielten.

Erst am 6. December 1439 ward er nach Wien berufen, um, als ältester Prinz des Hauses, und vermöge Alberts Testament als Vormund des so eben gebornen Ladislaus Posthumus die Huldigung der Stände zu empfangen.

Er bestellte nun die Regiments-Verweser und Amtleute, warb tausend Söldner zum Schutze des Landes und seines Pfleglings, begab sich hierauf nach Aachen und wurde den 11. Februar 1440 zu Frankfurt am Main einhellig zum römischen König erwählt, zwei Jahre aber später am Tage des heiligen Johann des Täufers zur Zeit der Sonnenwende[4] gekrönt.

[1] Als Kaiser in Rom gekrönt der Dritte. Auch der Vierte und Fünfte, je nachdem Friedrich der Schöne von Oesterreich oder Friedrich von Braunschweig als deutsche Kaiser aufgeführt werden.

[2] Dieses befindet sich noch gegenwärtig in der kaiserlichen Hof-Bibliothek. Der Anfang lautet: Das puech ist angefangen nach Christi gepurd tausend jar vierhundert jar darnach in den sieben und dreissigen jar amd Sambstag nach Sand Jorge tag mit mein Selbshand.

[3] Albertus Electus Imperator Optamus Vivat!

[4] Den 17. Juni 1442 nach dem Julianischen Kalender.

Nicht sehr erfreulich war seine Zurückkunft, als er das Land von den eigenen Söldnern verwüstet fand, weil sich die Landschaft geweigert hatte, ihnen den Sold zu bezahlen. Am meisten kränkte ihn die Erbitterung des Volkes, das ihn als den Urheber dieses Unglücks betrachtete, und sich nicht scheute, dieses sogar öffentlich zu zeigen, indem man an dem neuen Baue der Burg zu Wien, unter die an mehreren Stellen angebrachten fünf Vokale die Worte schrieb: Aller Erst Ist Oesterreich Verdorben!

Dem friedeliebenden Fürsten mißfiel es zwar, doch befahl er die Schuldigen deßhalb mit keiner Untersuchung zu beunruhigen, und das Volk, welches noch vor wenig Augenblicken an der boßhaften Buchstaben-Erklärung sich ergötzte, wurde nicht sobald von dieser milden Gesinnung in Kenntniß gesetzt, als es von seinem Unrecht überzeugt, mit lauten Verwünschungen die schnöden Worte an den Wänden zu vertilgen suchte, ohne sich um die eigentliche Bedeutung der auf Münzen und Gebäuden angebrachten fünf räthselhaften Buchstaben ferner zu bekümmern.

---

Die gelehrten Zeitgenossen Friedrichs, wie auch spätere Gelehrte, erschöpften sich mit Lösung des besagten Buchstabenräthsels.

Wie hoch, sagt der fleißige Uhsen in seiner Kaisergeschichte, unser Kaiser Friedrich sein Oesterreich ästimirt, erhellt aus seinem Symbole, welches in den fünf Vocalibus a. e. i. o. u. bestand, und noch heut zu Tage an dem Schlosse zu Wien hin und wieder zu sehen ist, und so viel heißen soll, als:

> Austriae est imperare orbi universo.
> Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan.

oder:

> Austria extendetur in Orbem universum
> Aller Ehre ist Oesterreich voll.

Matthesius meint, Friedrich habe sich an folgender Erklärung selbst belustigt:

Aquila electa iuste omnia vincit
Der erwählte Aar besiegt alles mit Recht

oder, nach einer andern offenbar bessern Interpunktion: Aquila, electa iuste, omnia vincit.

Wer die Auflösung hätte liefern können, war Lambecius, der uns mit seiner gewohnten Breite und Weitschweifigkeit in der Cellerreise[1] nicht nur auf Friedrichs Tagebuch aufmerksam machte, sondern auch Auszüge davon lieferte:

Die decimo quarto Julii invisit Caesar (Leopoldus I.) aulae suae bibliothecam et quidem transeundo novum illud ambulacrum pensile, quod paullo ante inchoationem interrupti sacri itineris cellensis fieri curaverat, quo commodius inaestimabilis isto librario gazophylacio perfrui posset ac immediate et sine arbitris ex cubicolo suo illuc transgredi. Antea enim aliud quidem ejus generis erat ambulacrum, sed loco minus idoneo, nec poterat Sacra Casarea Majestas bibliotheca sua uti, nisi via obscura ac difficili per cameram aerarii aulici, et scribarum aliorumque hominum, plerumque ibi degentium, multitudinem transiret. Jam dicto igitur die decimo quarto Julii intravit Caesar bibliothecam circa horam tertiam pomeridianam, eamque excellentissimo atque illustrissimo Comiti Maximiliano de Martiniz consiliario suo intimo et regiae Bohemiae Aulae supremo praefecto provinciali, qui tunc in urbe commorans, videndae ejus desiderio flagraverat, summa benignitate spectandam exhibuit, simul etiam propriae curiositati satisfaciens, antiquum codicem membranaceum manuscriptum, in quo gloriosissimus Romanorum Imperator Fridericus, Imperatoris Maximiliani I. pater, qui vulgo quidem tertius vel quartus cognominatur, revera autem ejus nominis fuit quintus, diurna vitae suae acta aliasque varias miscellaneas observationes propria exaravit manu, adeo diligenter et attente, a capite ad calcem persolvit, ut ad probandam ejus si ita loqui liceat, genuinitatem archetypas nonnullorum ejusdem Imperatoris Friderici diplomatum subscriptiones cum altera illa scriptura studiose contulerit, admirantibus interim juxta mecum tantam tanti principis industriam illustrissimis Comitibus Francisco Augustino de Waldstein, satellitum praetorianorum praefecto (Trabanten-Hauptmann) et Paulo Sixto Trautsonio de Falkenstein Consiliario regiminis Austriae inferioris, qui praeter supra memoratum excellentissimum Comitem de Martiniz una tunc aderant. Caeterum quando quidem ipsa Sacra Caesarea Majestas codicem istum tam accurata perlustratione dignata est, operae praetium me facturum arbitror, si, qualis, sit et quid majori ex parte contineat, paucis aliquot inde excerptis fragmentis indicavero. — — —

Die kaiserl. königl. Hof-Bibliothek ist noch gegenwärtig im Besitz dieses schätzbaren Codex. Er wurde im Jahre 1621 von Benjamin Bawmehhausen von Walmerode. dem Herzog Friedrich von Würtemberg, der sich gerade zu dieser Zeit in Wien befand, als eine Seltenheit ersten Ranges zum Geschenk gemacht, und durch dessen Gefälligkeit kam er in den Besitz der kaiserl. Hof-Bibliothek. Dieses bezeugt Bawmehhausen selbst auf der ersten Seite des Codex mit folgenden Worten: „Dieß ansehnlich Uhralt Buch, das mit eigener Hand geschrieben hatt Kayser Friedrich der Viertt, der starb zu Linz im Jahre 1493 als er regiert hette lenger als einige Röm. Kayser, nemblich 54 Jahr, hab ich Benjamin Bawmehhausen von Walmerod zu Wien erkauft durch besonder Glück im Jahre 1621 Monatt Majo als ich neben Herrn Grave Friederichen von Solms und andern zu der Röm. Kay. Maytt. Ferdinand II. von etlich Unirtten Churfürsten und Stenden geschickt worden und mich zugleich zu Wien glücklich verheyrahtt und habs hernach zu meiner Widerkunft dem Durchlauchtigsten Fürsten Herrn Herrn Johann Friedrichen Herzogen von Wirtenberg ꝛc. ꝛc. meynen gnedigen Fürsten und Herrn underthenig Verehrtt, in dero Kur zu Kirchen Unter Teck. Der liebe Gott wolle dieselbe segnen und Ihre Durchlaucht auch so lange und viel mehr Jahr als diesen Kayser regieren lassen. Amen!«

Diese Worte, mit sehr großen Buchstaben geschrieben, füllen eine ganze Kleinfolio-Seite, nämlich die zweite des ersten Blattes, und um sie schreiben zu können, mußte vorher der ursprüngliche Inhalt derselben radirt werden. (Der Codex ist auf Pergament.) Auf diese Art haben wir in Friedrichs Tagebuch zum Theil einen Palimpsetus oder Codex rescriptus. Jedoch ist das Radiren nicht so gut von Statten gegangen, daß nicht hin und wieder Wörter und kleine Sätze, noch ziemlich lesbar, durch die Zeilen durchschimmerten.

(Schluß folgt.)

---

1 Petri Lambecii Hamburgensis Diarium sacri itineris cellensis. Vindobonae 1666. 4. Pag. 12—21.

# Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Lieber Graff von Göz. Ihr werdet Euch aus meinem seit hero deß Jungsten treffens an Euch abgangen vnderschidlichen befehl vnd Erinnerungsschreiben zue genüegen zue bescheiden wissen waß ich zu ersezung deß verlittenen verlust für ansehnliche succursen ahn volkhs, gelt, Proviandt, vnd anderen Notturfften sowohl auff meinen eignen Erbländeren, alß anderen orths hero albereit angeordtnett vnd zum theil würchklich incaminirt Auch die condotta vnd aufsicht darüber auf Sonderbahren vertrawen auch Gnädigist zue dem ende commitiert habe, damit dermahlen bey so Kostbahren an die handt geben den mittlen der verlangende Zweckh der succurirung Breysach vnd hin vertreibung deß Feindts gegen daß Röm. Reich gerichter schädtlicher anschläg möge baldist erhalten vnd durch Ritterlichen Valor bestreitten werden, vnd wolte Euch deßwegen bey so hoher andringender neceßität deß Reichs auff gnedigster Sorgfalt nachmahlen absonderlich ermahnet haben, hierinen mit gänzlicher beyseitslegung aller priuat affecten vnd biß hero hin vnd herr geschwebter schlechter Correspondentien weder mühe, sorgfalt noch fleiß zu sparen, damit weilen an der Zeit der meiste vortheil gelegen den feindt derselbe prävenjendo abgewunnen vnd diser obgedeütte heilsame Zwechk noch zu rechter Zeit erworben werden könne, welches Ich bey hoffendtlicher glückhlicher ausschlagung mit würchklichen Kays. Zuerkennen vnvergessen sein will vnd verpleibe Euch sonsten in solcher gnädigsten vnfehlbarlichen Zuversicht mit Kayserl. Gnad wohlgewogen.

Geben zu Prag den 6. 7bris Anno 1638.

Ferdinandt m. p.

---

Von Gottes Genaden Maximilian Pfalz Graff bei Rhein, Herzog in Ober- vnd Niederen Beyern; deß Heyl. Röm. Reichs Erztruchseß vnd Churfürst.

Unseren grueß zuuor, hoch vnd wohlgeborner, Lieber Getrewer demnach Whir für ein hohe vnd vnumbgängliche notdurfft befinden, mit euch in wichtigen Sachen, welche der feder nit zuuertrawen ohne verliehrung einiger Zeytt selbst zuereden Alß ist hiermit vnser Endtlicher Will vnd befelch daß Ihr Euch nach ankhunfft dieses, allein deßhalb eigens geschickten Currirs vnd Empfahung diser vnser ordinanz alsobaldt vnd ohne verweilung alhero verfüget, auch vnderwegs wo es gelegenheit gibt Euch der Post bedienet, vnd an solcher fürderlicher herreiß ganz nichts aufhalten oder hindern lasset.

Belangendt daß Commando habt Ihr solches dem General Zeugmeister von der Golz (alß deme es in ewerem abwesen ohne das gebührt) entzwischen biß zu Ewer Zuruchkunfft anzuvertrawen, thuen vnß also der würchklichen Volziehung wie es deß allgemeinen wesens hohe notturfft, vnd der sachen importanz erfordert vnfehlbahr versehen, vnd seindt Euch beneben mit genaden vnd allen gutten wohlgewogen.

Datum München den 8. November Anno 1638.

Maximilian.

---

Ferdinand der Dritte von Gotteß Gnaden Erwöhlter Roem. Kayser, zue allen Zeitten Mehrer deß Reichß.

Hoch vnd Wohlgebohrner Lieber getrewer Whir haben dein den 26. nechst verwichenen monats 8bris datirs schreiben sambt den Beylagen wohl eingelüffert empfangen vnd darauß wie eß mit den versuchten Enntsaz der vestung Preysach abgeloffen vnd weß gestalt du dich auf guethachten der Anwesenden Generals Personen obristen vnd Commendanten der Regimenter mit der Armada wieder zu Ruchk gegen den Schwartzwalt reterirt habest mit mehreren gnädigst vernommen. Nhun hetten Whir zwar gnädigst verhofft das nach dem man bey des Feindts Schantzen von Preysach nichts fruchtbahrliches ausgericht du wenigist versuecht haben würdest, wo du dich etwan eines oder deß anderen Posto am Rhein zwischen Baasell vnd Breysach deß Feindts schädliche desegni zu deuertiren vnd Ihme die prouiant, vnd andere gelegenheiten von Basell abzuschneiden hettest bemächtigen können, Sinnttemahlen aber solches wieder Zuversicht nicht beschehen, vnd Whir nach der hoffnung leben daß wan man es nhur tentiren, vnd daß werhk recht angreiffen wollte die vestung Breysach (sonderlich weilen auf seithero daß wallensteinische zue Fueß vnd bey den Regiment zue Roß Capaun vnd Lembgoer bey dhir angelangt sein werden, vielleicht noch entsez werden Könnte, So befehlen Whir dhir gnädigst vnd ganz gemesen, damit ehrmelte vestung wo Imer mensch- vnd müglich noch succuriert, dieses edle Kleinoth des Röm. Reich zue nottwendigem Schütz und trost erhalten vnd deß Feindts weittere fürbruch verhüettet, oder da je wider zueversicht erstgedachte vestung nhunmehr Immittels verlohren wehre, alß dan enndtweder die Schanz Zu Kleinen heiningen, Reyburg oder ein andere Posto am Rhein zwischen Basell vnd Breysach, welchen man diesen Winter behaubten Kontte (attaquirt vnd erobert werden möchte, wie nit weniger mit der Armada daselbst dich zu fermiren die weittere prouiantierung Breysach, so vill mensch- vnd müglich zu verhinderen vnd den feindt alle Mittel zue benehmen von Basell auf den Rhein waß zuebekhommen, auch darob zue sein wie so dan eine Bruchken bey den eroberten posto ober den Rhein geschlagen werden möge, vmb den Feindt diesen winter Jenseit Reichs mit der Cauallieri zu trauaglieren, hergegen haben Whir dhir gnädigst verordtnung gethon, vnser vnd deß Reichs völchker mit der bedürfftigem prouiant auß der Schweiz bey-

zuspringen, verbleiben dhir benebens mit Kays. Gnaden wohlgewogen.

Geben in Wien den 11. Novemb. Anno 1638.

(Eigenhändig:) Ihr wisset selbst wohl wass an dieser Vestung Mhir mein hauss vnd den gantzen gemeinen wesen gelegen, darumben miest Ihr daß Eüsserste tentiren, dieselbe Zuerverhalten

Ferdinandt.

Questenberg.

Ad mandatum Sac. Caes. Maist. proprium:
Johan Friderich Vischer

---

Durchleuchtigster Hertzog,
Gnedigister Churfürst vnd Herr.

Ew. Churfstl. durchl. gnedigst Beselch v. dem 8. dieses empfange ich für 2 Stundt, dieweil dan Ihr Kaysl. Mantt. Ihr Churfstl durchl. vnd dess gemeinen wesens nutzen zuebefördern ohne Rhum zuemelden Mihr nit höhers Zeitlich anliegt alss derselben wolfarht, dieweil aber das werckh itzt solcher gestalt incaminirt der vestung Breysach zuehelffen, wie Ew. Churf. durchl. auss meinen vnderthänigsten Berichte gnedigst werden ersehen haben, vnd darauss gnedist vrtheilen können dass bey diesen Coniuncturen weeder Ihr Kaysl. Mantt. Ew. Churfsl. durchl oder dess gemeinen wesens dienst Zuelassen mich von dannen jetziger Zeit zu begeben weil Ew. Churf. durchl. befehl so gewesen Köntte ehr mich wohl Endtschuldigen, aber mein trewer eyffer ist so groß daß ich umb Kein ding in der welt willen ermanglen werde waß ein Ehrlichen trewen diener gebüehet. So baldt alss dieses zum Endt wie es der Allmächtige Gott schickhen wirdt, will Ew. Churf. durchl. vnderthänigst aufwarten, dan ich nicht finden kan, Ihr Kays. Mantt. E. Churfsl. durchl. vnd den gemeinen wesen beser vnd nützlicher annjetzo bey genommener Resolution Zuedienen alss eben dahier hoffe E. Churfst. durchl. werden auss oberwehnten vrsachen mein aussbleiben nicht vngnädigst vermärchken, Ew. Churfstl. durchl. Gottes Schutz vnd mich deroselben vnderthänigst befhelendt.

Ew. Churfstl. Durchl.

vnderthänigster
Graff von Götz.

Stirlingen
15. 9bris 1638.

---

## Miscellen.

»Christliche Erinnerung und gutbedunken, etwan eines frommen Theologen an weiland künig Ferdinanden, und die Stadt Wien gestellt, wie zu vollbringen die werke der liebe und Bamherzigkeit gegen die Armen allhier zu Wien, so etwan vonwegen des Türken und eigennutz damals in abnehmen kommen, solle und könne in Verbesserung gerichtet werden,« ist der Titel eines auf Papier geschriebenen Codex aus dem 16ten Jahrhunderte, 12 Folioblätter stark, von einem gewissen Wolfgang Haschecker verfaßt. Der Mann war, nach den schlecht zitirten Bibelstellen zu schließen, kein Theolog, und wenn er ja einer gewesen, so war er nichts weniger als Bibelfest. Der Codex selbst, der auf der k. k. Hof-Bibliothek aufbewahrt wird (S. Nro. 597. VI. D. 22 in Denis Cat. Cod. Mss. verzeichnet), enthaltet nichts, was auf die Art und Weise, und die Mittel zur Wiederherstellung und Verbesserung des Hospitals, oder auf die Zeitgeschichte Bezug hätte, sondern ist nichts weiter als eine mit Bibelstellen durchspickte Predigt, des Inhalts, daß es Pflicht, ja hochnöthig sey, sich der verlassenen Armen thätig anzunehmen, »denn,« sagt der Verfasser im Eingange seiner Rede, »wenn ich bedenke der armen kranken Leute Jammer und Schmerzen, die sie nicht allein körperlich erdulden, sondern noch dazu daliegen müssen, und Niemanden haben, der sie heget, bedeckte, hebe, speise, tränke, tröste und heimsuche, damit doch ihr Leid zum Theil verringert werde, und von Jedermann also elendig verlassen sind, so wäre es kein Wunder, wenn sie in ihren Widerwärtigkeiten schier verzweifelten ꝛc.«

---

Hans aus Brabant, Scharfrichter der Grafschaft Hohenberg in Schwaben, kam 1611 bei der Regierung zu Innsbruck mit dem Gesuch ein, seinen Jahreslohn, der nur 14 bis 15 Pfund betrug, zu erhöhen, und daß ihm »die hailigen Sacrament, wie andern Cristlichen menschen mitgetailt würden.« Beides wurde ihm abgeschlagen.

---

Ueber die langjährigen Händel des Hauses Oesterreich-Burgund mit dem Herzog Carl von Geldern enthält das Departements-Archiv zu Lille vielleicht die vollständigste Sammlung von Originalbriefen. Eben dort befindet sich auch eine ausführliche Correspondenz über die Verhältnisse Oesterreichs in Burgund unter Karl V. und der Regentin Margaretha, besonders mit dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg.

Unter den Urkunden Carls des Kühnen im nämlichen Archive sind auch viele von deutschen Fürsten, welche deren Verhältnisse zu jenem Herzog auf mannigfache Weise beleuchten, besonders was Anlehen und Allianzen betrifft.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

53. Mittwoch, den 5. Juli 1837.

## Die Grafen von Harrsch.

Von Eduard Freiherrn v. Feuchtersleben.

Schon während der Vorbereitungs-Studien zu einer längern bergmännischen Reise, welche zu unternehmen in den Jahren 1822 und 1823 mir vergönnt war, las ich, in den Werken über die Salinen in Oesterreich ob der Ens, einen Grafen von Harrsch.

Der kenntnißreiche, sprachgewandte Schultes, dessen vielgelesene Werke kräftig mitwirkten, die Wanderlust unter Oesterreichs Jünglingen anzuregen und die Aufmerksamkeit auf Oesterreichs Naturschönheiten hinzulenken [1], nannte der Erste, in einer seiner gehaltvollsten Schriften, den Salzoberamtmann Grafen von Harrsch »den berühmten Reisenden [2].« Wer, besonders in der geschichtlichen Literatur, im weitesten Sinne genommen, aufmerksamer sich umgesehen, wird oft nicht ohne Befremden gefunden haben, daß Schilderungen, Bemerkungen, Ansichten ausgezeichneter Schriftsteller, wenn sie auch aller nähern Begründung ermangeln, manchmal sogar wörtlich in der späteren Literatur fort und fort sich pflanzen. — So nannten, weil Schultes den Salzoberamtmann Grafen von Harrsch den berühmten Reisenden genannt, spätere Schriftsteller über das Salzkammergut, Sartori [1], Pillwein [2], Steiner [3], ihn ebenfalls »den berühmten Reisenden,« — so theilten, weil Schultes nichts Näheres über ihn mittheilte, Sartori, Pillwein, Steiner ebenfalls nichts Näheres über ihn mit, mit Ausnahme der beiden Letzteren, welche hinzufügten, daß er k. k. Kämmerer war, und wegen Kränklichkeit, 1774 mit dem ganzen Gehalte in den Ruhestand versetzt wurde.

Nur weitbekannte, durch Verbreitung wichtiger Kennt-

---

1 Ueber Reisen im Vaterlande zur Aufnahme der vaterländischen Naturgeschichte. An die adelige Jugend, in der k. k. Theresian. Ritter-Akademie bei Gelegenheit des Endes des II. Jahr-Curses nach ihrer Wiedererrichtung von J. A. Schultes u. s. w. Wien 1799. — Ein schätzbares, wahrscheinlich längst vergriffenes Werkchen, wovon eine, seiner würdige Umarbeitung, nach dem dermaligen Standpunkte der Landeskunde und Literatur, wünschenswerth ist.

2 J. A. Schultes u. s. w. Reisen durch Oesterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808, I. Theil. Mit 1 Karte und 5 Kupfern. II. Theil mit 15 Kupfern. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1809. — I. 193. Wohl noch immer das anziehendste Werk über diese Gegend, obgleich nicht frei von vielen Unrichtigkeiten, leidenschaftlichen Ausdrücken und Druckfehlern.

---

1 Die österreichische Schweiz; oder mahlerische Schilderung des Salzkammergutes in Oesterreich ob der Enns. Mit einer Beschreibung des steyrischen Salzbergwerkes zu Aussee, und der österreichischen Stifte Kremsmünster und St. Florian. Ein Taschenbuch auf Reisen in diesen Gegenden. Von Dr. Franz Sartori. Mit einer Ansicht von Gosazwang. Wien 1813. Im Verlage bei Anton Doll. S. 122. — Ein in seiner Art fast unglaublich merkwürdiges Buch, da in demselben aus dem eben angeführten Werke von Schultes viele Blätter wörtlich nachgedruckt sind, mit der einzigen Aenderung, daß, weil Schultes sein Werk in Briefform schrieb, für können Sie — kann man und dergl. gedruckt wurde.

2 Geschichte Geographie und Statistik des Erzherzogthums Oesterreich ob der Ens und des Herzogthums Salzburg. Zweiter Theil: der Traunkreis, mit einem Register, welches zugleich das topographische und genealogische Lexikon ist, und der Kreiskarte versehen. Herausgegeben von Benedikt Pillwein u. s. w. Linz 1828. Bei Joh. Christ. Quandt, Kastner's sel. Eidam. A. I. S. 16. — Ein schätzbares, mit vielem Fleiße bearbeitetes Werk, welches das Vertrauen der Leser, durch genaue Angabe der Quellen, verdient und erwirbt, obgleich der Verfasser diese manchmal mißverstand, wie dieß z. B. (A. II. S. 473) bei der Versetzung des, i. J. 1145 gehaltenen, neunten Salzburgischen Conciliums nach Hallstatt der Fall ist, während die genannte Quelle auf Hall in Tirol hinweiset.

3 Der Reisegefährte durch die österreichische Schweiz oder das obderensische Salzkammergut. In historisch-geographisch-statistischer, kameralischer und pitoresker Hinsicht. Ein Taschenbuch zur Begleitung in diesen Gegenden. Von Johann Steiner, k. k. Forstbeamten. Neue, vermehrte und verbesserte, wohlfeilere Ausgabe. Linz 1832. Bei Joseph Fink und Sohn. S. 56. — Ein brauchbares Werk, bei dessen Verfassung mehrere achtbare, obgleich nur sehr selten angegebene Quellen benützt wurden. Der Erwartung, daß dieser einzige technische Beamte, dermal k. k. Oberförster zu Werfen im Salzburger Kreise, welcher bisher über das Salzkammergut ein eigenes Werk erscheinen ließ, und in dieser Gegend längere Zeit sich aufhielt, wißbegierige Leser durch technische Mittheilungen, von den Salzbergen bis zum Verkaufe des fertigen Salzes befriedigen wird, ist jedoch auch in dieser zweiten Auflage nicht entsprochen. —

nisse beinahe allberühmte Reisende sollten vorzugsweise (κατ' ἐξοχήν) so benannt, oder, besonders in raumgönnenden Monographien, die Anwendung solcher Ausdrücke begründet werden, — weil sonst, wie es gewiß bei allen aufmerksamen Lesern der eben genannten Werke mit Harrsch der Fall war, die Aufmerksamkeit erregt, aber nicht befriedigt wird, wozu noch das unangenehme Gefühl einer Art Beschämung sich gesellt, da es keinem Leser einfällt, daß der Verfasser von den Reisen des, besonders in dieser Beziehung als berühmt bezeichneten Mannes selbst nichts weiß, wie es bei dem erstgenannten Schriftsteller sehr wahrscheinlich, bei den drei letztgenannten, hinsichtlich der Reisen des Grafen Harrsch, gewiß ist! —

Verläßliche Familienpapiere setzen mich in die Lage, meinen Lesern, wenn auch nicht Vollständiges, doch mehr über Harrsch bieten zu können, als bisher von ihm bekannt war. —

Wer in der Literatur der Lebensbeschreibungen bewandert ist, wird oft zu staunen Ursache gehabt haben, daß in jeder Beziehung unbedeutende Persönlichkeiten die manchmal zweideutige Ehre genossen, ihre Lebensumstände in besonderen Werken oder in Wörterbüchern, Lexicis, Encyklopädien u. dgl. der Mit- und Nachwelt überliefert zu sehen, während das weithin verbreitete Wirken ausgezeichneter Menschen darin unberücksichtigt bleibt. —

In der allgemeinen deutschen Real- selbst in der österreichischen National-Encyklopädie fand ich keine Silbe von Harrsch, obgleich drei Glieder dieses Geschlechtes gewiß vor Vielen eine Stelle darin verdient hätten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ueber K. Friedrich's Devise A. E. I. O. U.

(Schluß.)

Ein gründlicher Philolog und Alterthumsforscher, der den Codex genau untersuchte, bestätigte nicht nur meine Meinung, sondern versicherte auch, daß man durch Anwendung chemischer Reagentien die Schrift größtentheils würde vortreten machen können[1].

Beträfe der Vandalismus eine andere Seite, so würde es weniger zu bedauern seyn; denn gerade auf dieser radirten Seite ist der Schlüssel zum besprochenen Symbolum enthalten, und das in dem k. k. Hofkanzlei-Archiv aufgefundene Concepts-Bruchstück scheint ganz damit überein zu stimmen.

Daß ein Lambek und ein Kollar nur die exoterische Auslegung lieferten, und die esoterische übersahen, ist daher kaum zu begreifen, und doch schrieb Ersterer:

Ex principio quidem verisimile mihi videtur, Imperatorem Fridericum ad componendum hoc vitae suae diarium non alia de causa animum appulisse, quam laudabili aemulatione secundi Romanorum Imperatoris re et nomine Augusti, de quo, cum adhuc adolescens humanioribus literis daret operam, vel ipse legerit, vel ex praeceptoribus suis audiverit, cum omnia fere tam privata quam publica acta sua propria annotasse manu, et in diurnos commentarios retulisse. Hoc igitur, ut ego opinor, exemplum Imperatoris Augusti imitaturus Fridericus, nondum quidem Romanorum Imperator, sed tantum Archidux Austriae, similem quandam rerum ad se pertinentium privatam annotationem orsus est anno millesimo quadringentesimo trigesimo septimo, et quidem proximo die Sabbati post festum S. Georgii, ut ipse primi folii, quod compacturae agglutinatum est, pagina secunda testatur his verbis: Das puech ist angefangen nach Kristi gepurd tausend jar virhundert jar darnach in den sieben und dreissigen jar amb Samstag nach Sand Jörge tag mit mein Selbshand. Haec ipse Fridericus: quae quidem cum propria manu scriberet, annum egit aetatis vigessimum secundum, utpote cum anno M.C.CCCXV. XI. Kal. Octobris natus sit. Sequitur deinde eadem secunda pagina eademque Imperatoris Friderici manu explicatio vera et genuina aenigmatis istius quinque latinarum vocalium symboli, ab ipso primum inventi et constanter usurpati quod cum aliis plurimis locis, tum imprimis Vindobonnae in ipsa areae palatinae (Burgplatz) porta ab utroque latere visitur inscriptum hisce singularibus literis aureis A. E. I. O. V. quibus quinque vocalibus quid Imperator Fridericus tunc temporis, ubi hoc aenigma symbolicum excogitavit, Archidux tantum Austriae innuere voluerit, a variis curiosissimis ingeniis sollicite fuit indagatum, ut ex subjunctis diversis interpretationibus videre est.

---

1 Historia enim, ad quam in fragmento archivali alluditur, videtur confirmari in Diario. Quamvis enim pagella, quae eam continuerat erasa sit aliisque inscripta verbis, tamen ex singulis expressionibus quae adhuc legi possunt, nil aliud indicari videtur, quam quod fragmentum continet. Igitur duplex explicatio: ἐσωτερική et ἐξωτερική. Illa ad sensum suum, haec ad Omnes. Utinam reagentia chemica adhibere mihi liceret! Nullus enim dubito, quin, futurum sit, ut quod Domus Emil tam sagaciter invenit et divinatus est, in summum historiae beneficium inconcussum maneat.

F. de P.

Austria erit in orbe ultima.
Austriacum erit imperium orbi ultimum.
Austria extendetur in orbem universum etc. etc. [1].

Sed ohe! jam satis est: Piget enim me ac pudet plures ejusmodi supposititias et majori ex parte ineptas expositiones recensere. Audiamus, ergo ipsum Imperatorem Fridericum, istius ænigmatici symboli primum inventorem utpote qui in jam memorati diarii sui principio mentionem ejus facit his verbis. Pei welchem Pau, oder auf welchen Silbergeschirr oder kiren gebaut oder andern Klainaten der Strich und die fünff puechstaben a. e. i. o. u. stand, das ist mein Herzogs Friedrichs des Jüngeren gebessen, oder ich hab dasselbig paun oder machen lassen. Explicatio autem hujus symboli vera et genuina, quae eodem ipsius Imperatoris Friderici manu, tam latine, quam germanice ibidem adscripta cernitur, est haec:

Als erdreich ist österreich underthan.
Austriae est imperare orbi universo.

Lambecius hätte nur die untersten Zeilen des dritten Blattes[2] des besagten Codex betrachten dürfen, um zu finden, daß Friedrich nebst der exoterischen (fürs Allgemeine bestimmten) Auslegung, auch noch eine esoterische, die wahre Gesinnung seines Herzens ausdrückende, in seinem Tagebuch aufgezeichnet hatte:

En amor ellectis injustis ordinat ultor,
Sic Fridericus ego rengna mea rego (rengna durch einen Schreibfehler statt regna.)

Das Hofkanzlei-Concept hat (vielleicht nach einer spätern Correctur):

Sic Fridericus ego rex mea jura regö [3].

Es sind zugleich die Worte beigefügt: das ist teusch so viel geredt, als:

Seht ich pin geordnet, lieb den erwelten,
vnd verher den Ungerechten, also regire
ich kunig Friedrich meine Rechte.

Da diese Auslegung im Gegensatze jener stolzen, anmaßenden, mehr mit der Devise: Hic regit, ille tuetur und mit dem Charakter eines Friedrich des IV. übereinstimmt, der drei Monate lang sich besann, bis er die Annahme der Kaiserkrone der Reichsversammlung bekannt machen ließ; und da besagtes Bruchstück zugleich die Ursache der Veranlassung angibt, so mag die Mittheilung eines Capitels nicht am unrechten Orte seyn, in so fern durch die Bekanntmachung eine Nachforschung zur Auffindung des Manuskripts in den Bibliotheken des In- und Auslandes veranlaßt würde.

Capitl von kaiser Friedrichs erwellung und chrönung ze Römischen Reich vnd seiner Gerbhabschaft ze dem Herzogthumb Oestreich.

Im Vordern puch sein aines Tails berüret, Geschichte der kunigreich ze Hungarn vnd ze Behem. Nun kymet auch wenig von Oestreich ze sagen, nemlich was wesenhaitlich dasselb Land nach kunigs Albrechts tod gehabt hat. Als Kunig Albrecht, wie vor beritt ist, verschaiden war, Oestreich und die von Ennsland gemeinen tag ze wien hielten vnd betrachteten, wen Sy ze Fürsten aufnemen. Römischer kaiser Fridrich, dißmals nur Herzog sich nicht säumbte, gen Wien ze eylen, aber er worde nicht Jngelassen, dauon er gen Berchtholdsdorff, das zwo teutsch meil von Wien liegt, hinderwerts sich füeget, von dannen Er sein Rete ze gemelten Landleuten gen Wien schikhet, und bayde lannd Oestreich vnd das Ob der Enns. wie Im die als eltern Herzogen ze Oestreich recht zugepierten verordjet Seinen Raten fürgeholden worden. Kunigin Elizabeth schwanger were, so Sy ainen Son geperet, derselbe balder lannd Erbfürst were. Auch Herzog Albrecht vnd Herzog Sigmund gleicher weise gerechtigkeit hieten lesst beslossen worden. Ob die Kunigiun ainen Sun truege, daß derselb Herzog Fridrich sein Gerhab werde, vntz ze beschaiden Jaren, ob sie ain Tochter gewune daß sollen taiding Herzog Albrechten vnd Herzog Sigmunden in Jhren gerechtigkeiten an schaden sollten sein Vnd werde mit notdürfftigen Briefen darumb außgangen gefertiget, Herzog Friedrich als dann ze wien Jngelassen, herlich empfangen vnd Jm die herzogliche Purkh daselbs ze wonen vergunet worden, Auch nicht lang

1 Wir verweisen, um hier den Raum nicht unnütz auszufüllen, die Freunde der noch folgenden Auflösungen auf das Buch selbst.

2 Daß Friedrichs Tagebuch durch einen neuen Einband hinsichtlich der ursprünglichen Blätterordnung gelitten habe, geht deutlich aus der Stelle Lambeks hervor, die da heißt: ut ipse primi folii, quod compacturae agglutinatum est, pagina secunda testatur etc. etc. d. h. wie er selbst auf der zweiten Seite des ersten Blattes, welches an den Band angeleimt ist, bezeugt. Dieses früher erste Blatt ist jetzt das zweite geworden, und die vom alten Einbande herabgerissene Seite, die noch deutliche Spuren davon trägt und leer ist, bildet jetzt die vierte Seite des Tagebuches, während das jetzige erste Blatt, ehedem das zweite war.

Diese Bemerkung ist in so ferne wichtig für unsern Gegenstand, als dadurch die zweite Seite des jetzigen ersten Blattes, die radirt und von Bawmehhausen überschrieben ist, sodann mit der ersten Seite des nunmehrigen dritten Blattes zusammenhängt, die ebenfalls zur Hälfte radirt, jedoch nicht überschrieben ist, und deren zehntletzte und neuntletzte Zeile zur linken Hand jene vielbesprochenen Worte sind, welche die esoterische Exegese der räthselhaften 5 Vokalbuchstaben enthalten.

3 Sieh, es gebietet die Lieb den Erkornen, den Bösen der Rächer. So üb' ich Friedrich als König mein Recht. Einen Commentar zu diesem esoterischen Symbolum Friedrichs dürften wohl auch die bekannten Verse aus Virgils Aeneide Lib. VI. 848—856 seyn: Excudent alii spirantia mollius aera etc. etc., denn Friedrich war bekanntlich ein großer Verehrer Virgils.

auf des benannten Kunigs Albrechts tod, die kürfürsten nach gewonheit ze erwellung aines Römischen Kunigs ze Frankford sambkommen vnd eegemeldten Herzogen Fridrichen mit aintrechtigen willen ze Römischen Kunig setzten. Davon Kunig Fridrich sich ze der Chrönung beraitend mit der Landschaft ze Oestreich vnnd des Ennslandes ainen tag ze wien hielte, vnd etlich landleut setzet, Verweser vnd Ambtleut ze sein, und sein abwesen mit Ausrichtung ze erstatten. Er auch tausend geraisigen meistenteils Oestreicher in sold aufname, die das Herzogthumb Oestreich Gemerke vor angriffen der Veinde beschirmen solten, darnach er gen Aach sich erhube, daselbst er in Jarzall von Xsti gepurte cccc(l) vnd xlj an sand Johannestag ze Sunnwenden gechrönet worden [1], darnach als er widerumb gen Oestreich kommen vnd den Soldnern so lang kain sold gegeben, daß er in ob virzig tausend hungarisch Gulden an schaden ze bezallen war, Vnd die soldner darumb das land Oestreich mit huldigung raub vnd prant verwüsteten, großes Geschrey vber kunig Fridrichen von vnbezallung der Soldner wegen auferstunde, Kunig Fridrich ainen neuen tag der Oestreichern vnd von Ensland gen Wien sahte vnd begert daß durch baide Land ain gemaine stewr ze bezallung der Soldner angeslogen vnd merer schaden fürbewaret wurden, die landschaft des Kunigs begern nicht nachgeben wolte, vnd sprach „ Er solt Sy von Renten vnd gellten die Er aufhuebe selbs bezallen, der Kunig für hielde, die Soldner hielen gemeinen land gedient. Davon er von einigen seinen Renten vnd Gülten nicht pflichtig wäre. Sy beruhig ze machen sondern die landtlewt gleicher weis Sy bezallen solten. Er hat auch so viel gült noch nicht eingenommen, von den er in genugen thun möchte wan wenig Rent vnd Gült von den anden verpfendet vnd entzogen weren, vnd lützel ainen Fürsten in sein Kammer keme, darumb wollt er sich nicht erpieten, die Soldner selbs auszurichten.

Die landschaft Im antwort tet, was er bisher nicht hiet Ingenommen, das möcht er hinfür Innemen, vnd mayneten vestiglich er sollt die Söldner bezahlen. Als der Kunig ye nicht wollt gegen von der Landschafft darüber erste misschellung erwuchse vnd die landlewt sich pelbist von Rat vnd Dienst halber von Im müssiget, vnd nach irer gewonhait Sy all in Augustiner Kloster daselben ze Wien zesambkomen, da sprach ainer der mächtigsten vnter In, wir sein her zesambkommen auf des königs schreiben dem haben wir vnser notdurfft vnd der lande verderben offt anbracht vnd bisher kain aufrichtung erworben noch versehen ze erwerben, darumb was vnser von landtlewt Im mit Rate verpflichtet gewesen sein, vrlaub genomen vnd vns Rat vnd dinsthalber von Im gäntzlich geschaiden haben. Daß wir Im hinfür als Gerhaben nicht wollen gehorsamb laisten sondern vnsselbs fürsehen, morgen kommen wir wider zesamb fürzenemen wie die land in Fried mögen gesetzet werden, dießmal etlich ausschrieen pro vnd etlich sprachen krewzigt In, vnd schieden von einander, wann die Nacht anstiesse, dazwischen vier Burger ze Wien den Kunig ze Bezallung der Soldner anweiseten, daß Er bei der Gerhabschaft belibe als manigen das missvielle, die mainten daß dieselben Burger, darüber enthaubtnus verschuldet hieten, darnach durch Vntaiding Erzbischof Jacobo von Trier, der in denselben tagen ze Wien war den Kunig im Regiment vorberirten lannd bestunde also das er selbs die Söldner bezallet, daß mernen schäden nicht geschehen, auch worden von der Landschaft etlich geordnet mit derselben Rate Er das lannd regieren sollte, aber etlichen solch ainikeit nicht beliebte. Der Kunig hat auch in derselben Zeit nach seinen willen an der Purkh ze wien aines tails pawen vnd sein liberey die fünf vocalbuchstaben an menigen steten der Purkh köstlich machen lassen. Da hat ainer dem Kunig ze smach vber dieselben puchstaben geschrieben: Aller Erst Ist Oestreich verdorben. Dem Kunig das missviele vnd ließ die abtun. welcherley Auslegung der kunig auf denselben puchstaben het, ist in diesen zwain lateinischen Versa begriffen die dieses puches zesambsetzer an ainer köstlichen Almar desselben kunigs gesehen hat: En amor electis injustis ordinat ultor. Sic Fridericus ego rex mea jura rego. Das ist teutsch souil geredt. Sehet ich pin geordnet, lieb den erwelten vnd verher den Vngerechten, also regier ich kunig Fridrich meine Recht. Auch hat der gemeldt Zesambsetzer auf ainen Futeral das denselben Kunig Friedrichen als er in Enns war ze seinen guldeinen vnd Silbernen Schüsselen ze Wien gemacht worden, diese Verß teutscher sprach, wie die hie sten angerissen gesehen, wer nie richt tut der sind worde nye so gut. Sehe ich In an, Ich gedenkh Im daran. Kunig Fridrich. Ime ze schimpf die Soldner mit silber zellten in der purkh ze Cilly schussen. B. Subducta vel potius delecta (wannen nicht lanng vor Herzog Fridrich, Herzog Sigmund von Oestreich Vetter varscheiden vnd der Kunig desselben Herzog Friedrichen gelassen Schütze) von der Etsch Ingenommen hat; darumb daß er Herzogs Sigmunds Gerhab vnd Vormund war. In denselben Tagen heten die Herzogen ze Oestreich gewonhait vnd verschreibung, daß der Eltere Herzog ze Oestreich seinen vngenenten plutfreunde seines stammes schildes vnd Namens von Oestreich Vaters bewaisen erziehen vnd Innhaber möchte ees ze vogtparen oder beschaidnen Jaren.

Das nächste Capitel handelt: Von Zwietracht zwischen römisch Kunig Fridrichen auch Herzog Albrechten seinen Bruder vnd den Grafen von Cili vnd Irer Verfienung.

1 Den 17. Juni 1442 nach dem Julianischen Kalender.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

54. Sonnabend, den 8. Juli 1837.

## Die Grafen von Harrsch.

(Fortsetzung.)

Ferdinand Amadeus Freiherr von Harrsch und Almedingen, der Großvater unsers Grafen von Harrsch, im schönen Elsaß 1664 geboren, widmete sich in seiner Jugend mit so gutem Erfolge den Studien, daß, obgleich er, schon mit 16 Jahren eine andere Laufbahn wählend, sie früh beinahe ganz verlassen mußte, er doch der lateinischen Sprache so mächtig blieb, daß er nach mehreren Jahren Boileau's Satire „sur l'homme" in lateinische Hexameter übersetzte. Seine Lebhaftigkeit rief ihn zu den Waffen, welche er zuerst in Frankreich, unter den Schweizertruppen, trug. Als er nach dem Entsatze von Wien (3. September 1683) vernahm, daß man die Türken kräftig in Ungarn angreife, war es ihm unmöglich, länger noch in einem fremden Lande zu dienen, wo überdieß Friede herrschte. Er eilte daher nach Ungarn, wo er, als Freiwilliger, die Belagerung und Einnahme von Neuhäusel mitmachte (13. August 1685). Im nächsten Jahre war er Fähnrich bei den Truppen, welche der Herzog von Würtemberg der Republik Venedig überließ, ging mit ihnen nach Morea, war bei der Schlacht von Patras, bei der Belagerung von Korinth und Athen. Bei der Belagerung von Negropont (1688) wurde er schwer verwundet, kehrte aber doch mit demselben Regimente nach Deutschland zurück. Er wurde bei der Rhein-Armee angestellt, und bald darauf erhielt er nicht nur eine Compagnie, sondern wurde auch Regiments-Quartiermeister. Als sein General, Prinz Ludwig von Baden, an ihm vorzügliche Fähigkeiten bemerkte, zeichnete er ihn durch besonderes Vertrauen aus, übertrug ihm die Geschäfte eines General-Quartiermeisters, und verschaffte ihm, nach einigen Feldzügen, diese Stelle wirklich. Von dieser Zeit bis zum Frieden von Ryswick (30. October 1697) war er bei allen Feldzügen am Rhein, und hatte nicht geringen Einfluß auf die zweckmäßigen Märsche und Lagerungen, welche dem Prinzen Ludwig von Baden so viel Ruhm verschafften. Nach geschlossenem Frieden nahm er sich vor, eine Reise nach Amerika und um die Welt anzutreten, aber von achtbaren Männern in Spanien davon abgebracht, reiste er nach Persien. Nachdem er seine Neugierde dort befriedigt hatte, ging er nach Constantinopel, von wo er mit dem kaiserlichen Gesandten, Grafen von Oettingen, nach Wien zurückkehrte. Nach Beendigung dieser Reisen vermählte er sich mit Maria Cäcilia von Pozzo, Tochter eines kaiserlichen Kürassier-Oberst-Lieutenants. Bald darauf begann der spanische Erfolgekrieg, und er diente dabei von Neuem als Quartiermeister und General-Feldwachtmeister. Er wohnte dem Treffen bei Donauwörth am Schellenberge bei (2. Juli 1704), und war fast unzertrennlich vom Prinzen Ludwig von Baden. In der Schlacht bei Cassano (16. August 1705) befehligte er den linken Flügel des kaiserlichen Heeres, welcher den gegenüberstehenden feindlichen Flügel gänzlich schlug. — Hierauf wurde er Gouverneur von Freiburg im Breisgau, welches, nach dem Verluste von Altbreisach, eine sehr wichtige Gränzstadt war. Er stellte darin die Festungswerke wieder her, und fand Mittel, für den Fall der Noth die Wassergräben wieder zu füllen. Man bediente sich ihrer wirklich mit Erfolg in der Belagerung, welche 1713 erfolgte.

Die Veröffentlichung der Geschichte dieser denkwürdigen Belagerung in der neuen militärischen Zeitschrift[1] verdanken wir folgendem anonymen Schreiben:

»Pendant zu Thermopylä.«

»In der Belagerung Freiburgs 1713 wurde eine mit 200 Mann besetzte Lünette durch 2000 Grenadiere gestürmt, welche von 4 Bataillons unterstützt wurden. Die schon ein-

[1] Neue militärische Zeitschrift. Wien 1812. Gedruckt bei Anton Strauß. 1. Band. 3. Heft. S. 74–92.

gedrungenen Grenadiers wurden von den 200 Mann wieder herausgeworfen, und hierauf durch 30 Bataillons unterstützt, welche mehrere Generale anführten. Der Kampf dauerte zwei Stunden mit größter Heftigkeit. Endlich drangen die zwei Regimenter Poitou und Royal Roussillon ein. Die 200 Mann nahmen keine Schonung an, und blieben insgesammt auf dem Platze. Aber die Stürmenden verloren 2000 Mann, und fast alle Grenadierhauptleute blieben todt.«

»Der Name Leonidas ist seit vielen Jahrhunderten bis zu uns gekommen. Noch ist nicht ein Jahrhundert hinter uns, und wer weiß den Namen des tapfern Lünette-Commandanten, und in welch' anderer Geschichte, als in dem Leben ihres großen Gegners, des Marschalls Villars, von ihm selbst geschrieben, geschieht der 200 Helden Erwähnung? Doch zürnt nicht heilige Schatten«

»»Die Nachwelt wird auf Euch, als auf ein Muster sehen««
»»Die künftigen Helden ehren Euch««
»»Euch und in Eurem Tod den Namen Oesterreich!««
»»Denn Freiburgs Felsen sind Euch ewige Trophäen.««

Diese edelmüthige Rüge erwiederte der verdienstvolle Herausgeber eben so edelmüthig, indem er sich beeilte, das Andenken dieser Tapfern, durch die Beschreibung der »Belagerung« von Freiburg im Jahre 1713, nach dem Original-Belagerungs-Journal des Festungs-Commandanten und k. k. Feldmarschall-Lieutenants Ferdinand Freiherrn von Harrsch, zu ehren, und jedem braven Soldaten ein Beispiel aus der österreichischen Kriegs-Geschichte zu geben, »wo man noch nichts von schneller Uebergabe der Festungen wußte, da besonders die Vertheidigung der Lünette »als eine der größten Heldenthaten in der Geschichte der »Welt mit den Namen der Helden, welche sie vertheidigten, aufbewahrt zu werden verdient.«

Major Schels schildert, in gewandtem, auch bei Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände jedem Gebildeten verständlichem, wo es zulässig ist, sogar blühendem Style, die ungeheueren Beschwerden, Aufopferungen und Gefahren des Festungskrieges für beide streitende Theile, besonders für die Belagerten, weil diesen auch die Augenblicke der Ruhe, in dumpfen Kasematten und Souterrains bei magerer Kost verlebt, nur Schutz nicht Erholung gewähren, und, nach höchster Kraftanstrengung, selbst den ausdauerndsten Muth zu erschöpfen vermögen.

Der Commandant von Landau, Prinz Alexander von Würtemberg, mußte sich (am 20. August 1713), nach tapferer Gegenwehr, mit 8000 Mann zu Kriegsgefangenen ergeben. — Die Jahreszeit war weit vorgerückt, der Regen stürzte in Strömen herab, dichte Nebel verbargen selbst die nächsten Umgebungen, die strengste Kälte drohte Geduld und Muth zu erschöpfen. — Dennoch beschloß der Marschall Herzog von Villars auch noch Freiburgs sich zu bemächtigen, ein Unternehmen dieses großen Feldherrn um so würdiger, als er die Stärke der Freiburg umgebenden Werke und den Heldenmuth der gegen 10.000 Mann zählenden Besatzung kannte, und die Armee seines großen Gegners, des Prinzen Eugen von Savoyen, in den verschanzten Linien von Ettlingen wußte. — Schon am 15. September traf die Nachricht, die französische Armee stehe bei Ettenheim, in Freiburg ein. Der Festungs-Commandant Feldmarschall-Lieutenant Baron Harrsch bereitete sogleich die Stadt zur Belagerung vor, vermehrte aus der Umgegend die Vorräthe an Lebensmitteln, und besetzte sowohl das für unüberwindlich gehaltene obere Schloß, St. Peter, als das untere jedes mit 1500 Mann, unter dem Commando der Obersten Dominique und von Hannstein.

Der französische General Graf von Bourg rückte (16. Sept.) mit vierzig Bataillons und 40 Eskadrons nach Freiburg, mit ihm vereinigte sich (19. Sept.) General d'Ahsfeld mit sechs Bataillons Infanterie und acht Kavallerie-Regimentern.

Villars, von den Herzogen von Bourbon, Conti, Richelieu und Guiche, von den Grafen von Broglio, Nangis, Sully und der Blüthe des französischen Adels begleitet, dehnte seine, auf 150.000 Mann geschätzten Truppen um Freiburg aus.

Die Belagerten zündeten (22. Sept.) die Vorstädte an, und brachen die Brüke über die Treisam ab. — Der Bau der Lünette wurde Tag und Nacht von 500 Arbeitern fortgesetzt. — Die Belagerer boten dagegen mehrere Tausend Bauern jenseits des Rheins auf, um an einer Menge Wege, zur Verbindung ihrer Armeetheile, zu arbeiten.

Am 1. October brach der Oberst-Lieutenant von Bettendorf mit 600 Mann aus der Stadt, und warf mehrere französische Bataillons aus ihren Transcheen; Tags darauf geschah wieder ein glücklicher Ausfall aus dem oberen Schlosse, welchem mehrere eben so glückliche folgten.

In der Stadt war eine sehr große Menge Menschen, die nicht hinein gehörte; der ganze weibliche Adel jener Ge-

genden, Officiersfrauen u. dgl. Für diese wurden bei dem französischen Feldherrn Reisepässe angesucht, die er aber nur äußerst wenigen bewilligte.

Am 5. October begannen die Belagerer das obere Schloß, am 6ten die Stadt zu beschießen. Es gelang ihnen, der Stadt alles Wasser zu nehmen, so daß das ganze Bedürfniß aus einem einzigen Ziehbrunnen und einigen Quellen im Stadtgraben genommen werden mußte.

Während dieser Zeit näherte sich Prinz Eugen Freiburg. Er hatte zwei Annäherungslinien, durch das Gebirge und durch die Ebene. Villars besorgte in dieser Ungewißheit, seine Armee theilen zu müssen, ließ daher das ganze Gebirge verschanzen, stellte dort ein Beobachtungskorps auf, machte dadurch der kaiserlichen Armee das Vorrücken durch die Gebirgsthäler unmöglich, und konnte die Belagerung ohne fernere Besorgnisse fortsetzen.

Die Breschen auf der St. Leopolds- und St. Josephs-Bastion wurden sehr groß; aber man gab sich alle erdenkliche Mühe sie schnell wieder aufzuräumen.

Der anhaltende und starke Regen machte die Minen der Belagerten sinken und befeuchtete sie so sehr, daß sie ganz ausgeladen werden mußten.

Am 12ten stürmte der Feind die Contrescarpe der Redoute im Loch fünfmal, und bemächtigte sich endlich derselben, wurde aber am nächsten Morgen wieder herausgeschlagen. Der Major von Kreuzberg und mehrere hundert Mann blieben hierbei. Die Stürmenden verloren 7- bis 800 Mann.

Am 13ten Abends war schon der feindliche Sturm auf die Lünette jede Stunde zu erwarten. Die Franzosen hatten sich derselben auf allen Seiten bis an die Gorge genähert; sie mußten sie nothwendig wegnehmen, ehe sie die Contrescarpe der Hauptwerke angreifen konnten.

Der, in die Contrescarpe marschirende Oberst Tillier erhielt den Befehl, die Lünette, worin als poste d'honneur der Major Baron Rehling, des Infanterie-Regiments Salzburg, für diesen Tag das Kommando übernahm, aufs äußerste vertheidigen zu lassen, wenn aber der Feind sie endlich im Besitz hätte, die Minen anzuzünden, und gleich darauf mit größtem Nachdruck einen Ausfall zu machen.

Gegen Abend füllten sich alle Approschen mit feindlichen Truppen, welche das Bajonnet aufgepflanzt hatten. — Weil damals nur in außerordentlichen Fällen das Bajonnet auf das Schießgewehr gesteckt wurde, so war nicht zu zweifeln, daß der Feind Entscheidendes unternehmen wolle. Der Rest der Grenadiere wurde daher in die Contrescarpe geschickt, und ein Reservepiket von 200 Mann bestimmt, dahin zu eilen, wo der Angriff geschehen würde; alle Bataillons mußten sich zum Ausrücken bereit halten, die Minen der Lünette waren mit frischem Pulver geladen worden. — Doch diese Nacht ging ruhig vorüber.

Am 14ten Morgens begann der Feind die Lünette so heftig mit Kugeln, Bomben und Steinen zu beschießen, daß man genöthigt wurde, nur von der 150 Mann starken Besatzung noch die Hälfte hinter die Gorge zurückzuziehen, wo sie etwas mehr gedekt war.

Ein dichter Nebel, der den ganzen Tag über auf der Gegend lag, verbarg den Belagerten die Bewegung des Feindes. — Um die feindlichen Arbeiten zu zerstören, beschloß der Feldmarschall-Lieutenant Harrsch Nachmittags einen großen Ausfall zu machen. Der General-Major von Wachtendonk, der Oberst Graf Ueberacker, Oberst-Lieutenant Graf von Erbs, Major Hurter, 6 Hauptleute, 12 Lieutenants, 150 Grenadiere, 50 Dragoner zu Fuß, 400 Musketiere und 200 Arbeiter wurden dazu bestimmt. — Dieser Ausfall sollte während des Ablösens der Besatzung der Contrescarpe und zwar so geschehen, daß die neue Wache den Ausfall machte, während die alte auf allen Posten stehen bliebe, bis der Ausgang entschieden sei, und im Falle der Angriff gelänge, durch einen Ausfall auch ihrer Seits mitwirkte. — Die Artillerie der Festung sollte so viel als möglich durch ihr Feuer den Angriff unterstützen. — Die Stärke der alten und neuen Wache zusammen betrug 2560 Mann.

Um halb 6 Uhr wurde, durch zwei Kanonenschüsse, das Zeichen zum Ausfall gegeben, und die 800 Mann rückten aus dem bedeckten Wege. Aber in demselben Augenblicke gab auch der Feind ein Signal mit vier Bomben, und rückte in unübersehbarer Menge aus seinen Linien zum Sturm vor. — Die beiderseitigen Truppen stießen auf dem Glacis aneinander; es begann ein heftiges Gefecht, welches zwei Stunden anhielt, und sich damit endigte, daß die heldenmüthigen Kaiserlichen, von denen schon drei Viertheile gefallen waren, durch die starke Uebermacht der Feinde zurückgedrängt wurden, und die Contrescarpe verlassen mußten.

Diese ganze Zeit über stürmte der Feind unaufhörlich

die Lünette, in welcher sich der Major Baron Rechling von Salzburg und der Hauptmann Graf Klenau von den Plüschkeuischen Grenadieren mit höchstens 200 Mann befanden, und die mehrmals bis an die Lünette schon vorgedrungenen feindlichen Grenadier-Bataillons jedesmal mit beispielloser Tapferkeit wieder zurückschlugen. — Der bedeckte Weg war schon verloren, und noch volle zwei Stunden vertheidigten sich diese Helden gegen die ganze feindliche Armee, welcher es nicht eher gelang, diese 200 Mann zu besiegen, bis alle todt oder schwer verwundet, und außer Stand zu fechten waren[1].

(Fortsetzung folgt.)

## Beiträge zur Geschichte der Bergwerke im Lavantthale.

### V.

Am 25. Juni 1594 begehrte Carl Ungnad, der sich damals zu Waldenstein aufhielt, die Belehnung über einen Bruch des »rothen Feuersteines zu Griffen« und zwei Gruben im Kaisereck bei Schieslern (Schiefling). Der bambergische Bergrichter Martin Görlitzer antwortete ihm (St. Leonhard am 25. Juni 1594), daß er früher über beide Gegenstände Erkundigung einziehen müsse. Am 2. Juli 1594 schreibt ihm Görlitzer, daß er ihm zwar die zwei Gruben verleihe, dabei es aber nicht in seiner Macht als Bergrichter stehe, ihm auch den angesuchten Steinbruch zu verleihen, da dieß nur eine Gnadensache des Vicedoms sey. Darauf erwiederte Ungnad, Waldenstein am 7. Juli, in bittern satyrischen Ausdrücken und sagte, daß nach dem ausdrücklichen Inhalte der bambergischen Berggerichts-Ordnung auch die Verleihung der Steinbrüche dem Bergrichter zustehe: »Aber Bergwerch Alt und Neuschürfe, wo die in unseren Herrschaften in Kärndten allenthalben aufgeschlagen (seyn mögen), die sollen mit anderen Dingen, die zu demselben Bergwerch und Schmelzen gehören, an Unserer (d. i. des Bischofs von Bamberg) Statt von unserem Bergrichter und sunst Niemanden empfangen werden, nach Inhalt Unserer Verordnung und kein Gefährd darin gebraucht werden.«

Da dieser Artikel allgemein von allen zu Berg- und Schmelzwerken gehörigen Dingen spreche, so müßte auch der rothe Stein zum Ausfüttern des Schmelzofens darunter verstanden werden und die Verleihung eines solchen Steinbruches Gegenstand der bergrichterlichen Gewalt seyn.

Der Bergrichter erholte sich beim Vicedom Johann Georg von Stadion Raths und bekam von diesem den Auftrag, dem Ungnad auf weiteres Dringen gar keine Antwort zu geben.

Der Grund dieser Verordnung kann also, wie Ungnad ganz wohl dargethan hat, nicht in der bambergischen Berggerichts-Ordnung liegen, sondern muß anderswo und zwar in den damaligen eigenthümlichen Verhältnissen zwischen der bambergischen Regierung zu Wolfsberg und der Familie Ungnad gesucht werden. Diese war durch Bamberg aus Franken nach Kärnten gezogen worden, wo sie von Bamberg die Herrschaft Waldenstein und die Burghuth zu Griffen zu Lehen bekam, und mit Bamberg stets in freundlicher Verbindung stand. Diese hörte aber auf, als Hans Ungnad, Landeshauptmann von Steiermark, zur protestantischen Lehre übergetreten und insbesondere als unter seinen Söhnen Ludwig, Carl, Simeon rc. Waldenstein, nur drei Stunden von Wolfsberg entfernt, der Herd der Protestanten jener Gegend geworden war, und sich die Ungnade nicht nur in kirchlicher, sondern auch noch in manch anderer Beziehung der katholischen bambergischen Regierung zu Wolfsberg feindlich gegenüber gestellt hatten. Hieraus läßt sich nun obige Verweigerung, die in anderen Verhältnissen gewiß nicht erfolgt wäre, so wie manche andere Reibung genügend erklären.

Der Vicedom wußte übrigens nur zu gut, welchen empfindlichen Nachtheil er durch diese Verweigerung dem Betriebe des Eisenwerkes zu Waldenstein zufüge, da dieser rothe Stein zum Aussetzen (Ausfüttern) des Schmelzofens unumgänglich nothwendig ist, und durch keinen andern Stein ersetzt werden kann. Dieser rothe feuerfeste Stein brach aber nur bei Griffen (man sieht solche Anbrüche schon gleich beim Anfange des Griffnerberges vom Granitzbache aufwärts) und hinter St. Paul gegen die Drau zu, wo auch jetzt noch die schönsten Stücke gebrochen werden.

Der Vicedom wollte also zur Demüthigung des Ungnad dieses Gesuch nur als Gnade bewilligen.

Dr. K. Tangl.

[1] Vie du Maréchal Duc de Villars, ecrite par lui même. Paris 1785. T. II. p. 285.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

55. Mittwoch, den 12. Juli 1837.

## Die Grafen von Harrsch.

(Fortsetzung.)

Harrsch ließ nun die nächsten Posten an der Contrescarpe verstärken, und befahl die Minen anzuzünden. Aber die Würste waren abgeschnitten. — Die Belagerten mußten sich daher ganz in die inneren Werke zurückziehen (am 15.).

General Weitersheim und Oberst Tillier geriethen während des Sturmes in Gefangenschaft; der übrige Verlust der Belagerten bestand aus 800 Mann, worunter nur 96 schwer Verwundete dem Feinde in die Hände fielen.

Der Marschall Villars hatte zu diesem Sturme, außer der Besatzung der nächsten Transcheen, 40 Grenadier-Compagnien, 12 Compagnien Dragoner zu Fuß, und 18 Bataillons verwendet. Nach eigenen Angaben der Feinde bestand ihr ganzer Verlust an Todten in 35 Hauptleuten, 100 subalternen Officiers und 1800 Gemeinen, der Marschall Villars selbst, der Herzog von Richelieu, mehrere hohe Officiere, 70 Hauptleute, 180 Officiere und 3000 Gemeine waren verwundet. Gefangene hatten die Oesterreicher gar keine gemacht.

Die feindlichen Approchen gegen das obere Schloß hatten sich nun auch schon auf 50 Schritte der Bresche genähert, obgleich die Belagerten dem Feinde jeden Schritt durch Contreapprochen streitig gemacht, und ihm durch herabgerollte Bomben und Handgranaten sehr viel Schaden zugefügt hatten.

Am 17ten wurde ein zweistündiger Waffenstillstand, zur Begrabung der Todten, geschlossen.

Am 18ten hatten die Franzosen schon 6 Batterien auf dem bedeckten Wege angelegt.

Am 20sten fingen sie an Bresche zu schießen, und zugleich, mit Steinen und Faschinen, Gallerien durch die nassen Gräben gegen die attakirten Werke zu führen. Auch demontirten sie durch ihr Bombardement den größten Theil der Artillerie der Festung.

Baron Harrsch, obgleich an Podagra und Chiragra leidend, und ungeachtet die Witterung außerordentlich schlecht war, ließ dennoch täglich auf die Attake sich tragen und visirte sie. — Auch befahl er auf der alten Stadtmauer Batterien zu errichten.

Am 28sten suchte der Feind die Treisam abzuleiten, und es gelang ihm dadurch, das Wasser im Festungsgraben zu vermindern.

Am 31sten waren die feindlichen Gallerien, welche die Belagerten schon ein paarmal zerstört hatten, wirklich an die Breschen angehängt, und die Feinde verbauten sich dort sogleich mit Woll- und Sandsäcken. — Die Franzosen hatten bisher beständig an Minen gegen das obere Schloß und die Redoute gearbeitet. — Man mußte einem Sturm entgegen sehen. — Die ganze Garnison erhielt daher Befehl auszurücken, und bis gegen Morgen in Bereitschaft stehen zu bleiben.

Um 7 Uhr Abends beschoß der Feind den angegriffenen halben Mond eine Stunde lang sehr heftig mit Steinen und Bomben und erstürmte ihn sodann. — Die Besatzung bestand aus 225 Mann, wovon sich 2 Hauptleute mit 60 Mann, größtentheils verwundet, noch in das Reduit zurückzogen. — Zugleich stürmten die Franzosen die Redoute im Loch, wurden aber zurückgeschlagen.

Diese Umstände bewogen aber den Commandanten, sich mit 1500 Mann auserlesener Truppen in das untere Schloß zurückzuziehen. — An demselben Tage hatte Villars beschlossen, um Mittagszeit durch 140 Grenadier-Compagnien und 30 Bataillons einen Generalsturm anlegen zu lassen.

Nach Uebergabe der Stadt schickte der Marschall seinen General-Major der Infanterie, de Contades, mit zwei

andern Generalen, zu dem F. M. L. Harrsch in das untere Schloß, und ließ ihm bedeuten, daß, weil Harrsch keine ordentliche Capitulation für die Stadt gemacht hätte, er ihm alle zurückgelassenen Officiersfrauen, Kranke und Verwundete auf die Contrescarpe des Schlosses werde legen lassen. Am nämlichen Abend trug er eine Capitulation an, die aber nicht angenommen wurde.

Am 2. November schickte Harrsch, mit Villars Bewilligung, den Major Heinze nach Ludwigsburg, um den Prinzen Eugen von der Lage der Dinge zu unterrichten und Verhaltungsbefehle zu erbitten. — Zugleich trug Villars selbst an, bis zu dessen Zurückkunft die Feindseligkeiten einzustellen. — Ungeachtet dieser Uebereinkunft benützten die Franzosen doch diese Zeit dazu, ihre Batterien gegen beide Schlösser vorzubereiten.

Die Behandlung der in der Stadt gemachten Gefangenen war barbarisch. Den Damen und Offiziersfrauen wurde Alles weggenommen, Kranke und Verwundete wurden ausgezogen und ihnen nicht einmal Brot und Wasser zugelassen! Den Bürgern der Stadt wurde, bei Todesstrafe, verboten, diesen Unglücklichen Brot zu verkaufen! — Villars erklärte, sie müßten von den Vorräthen der Schlösser verpflegt werden, damit diese desto früher verzehrt, und die Besatzungen durch Mangel zur Uebergabe genöthigt würden.

Harrsch konnte diese Unglücklichen nicht unterstützen, ohne seine eigenen Vertheidigungsmittel zu schwächen. Doch ließ er den Truppen bekannt geben, daß es jedem erlaubt sey, von seiner eigenen täglichen Portion Brot, Wein und Fleisch etwas sich abzudarben, und damit die unglücklichern Waffenbrüder zu unterstützen.

Auch ließ er, vom 6. October angefangen, die Brotportionen der Garnison um ½ Pfund verkleinern, und das dadurch Ersparte den Verlassenen zuschicken, von welchen Viele schon aus Hunger, Mangel an Aerzten, Verband und Arzeneien, die ihnen versagt wurden, gestorben waren. — —

Am 11. November ließ Villars sogar mehrere Kranke und Verwundete an den Fuß des Glacis bringen und mit Gewalt gegen das Schloß hinauf jagen! — Aber da sie nicht aufgenommen wurden, und die Festigkeit des Commandanten auch hierdurch nicht gebeugt werden konnte, so wurden sie wieder in die Stadt zurückgebracht.

Im Belagerungs-Journal, sagt Major Schels (am a. O. S. 90), ist die ganze, zwischen Harrsch und Villars, über diese unerhörte Barbarei geführte, französische Correspondenz wörtlich eingetragen[1]. Villars thut, in der Geschichte seines Lebens (II. 291—293), auf diesen Einfall sich viel zu Gute, eine tapfere Garnison zur Uebergabe zu zwingen. Einen rührenden Gegensatz bildet die gutmüthige Erzählung des heldenmüthigen Harrsch, wovon Schels folgende Stelle mittheilt:

»Am 4. November — — — da ich aus der Antwort »des Marschalls Villars klar sehen muß, daß der Feind »durch das Brot an die Gefangene, Kranke und Blessirte »umb so viel ehender mich fallen lassen will, bleibe bei »meiner Resolution, nichts abzugeben, damit desto länger »dauern möge, indessen aber lasse den löblichen Bataillons »sagen, wenn jemand aus Liebe der armen Gefangenen, »an seiner portion Brodt und Wein, so auch Fleisch, so »heunt absonderlich und zwar den Wein an Ihro Kaiser. »und Königl. kathol. Majestät Namenstag doppelt reichen »lassen, abbrechen wollten, sie gar wohl thun wurden, »hatt sich alsobald das löbliche Beversche Bataillon, und »so fehrt andere mehr hiezu offerirt, auch ich selbst den »Rest der heuntigen Malzeit, da eine Tafel von 25 »Kouverts deken lassen, mit Zuesatz eines halben Rinds »von meinen eigenen in 7 Kesseln auf morgen hinab zu »bringen verordnet.« —

Da der, vom Prinzen Eugen zurückgekommene Major Heinze keine entscheidende Antwort brachte, ließ Harrsch den General Wachtendonk dahin abgehen, um bestimmte Befehle einzuhohlen. Der Waffenstillstand wurde bis dahin verlängert.

Die Franzosen fuhren fort, alle Werke der Stadt zu unterminiren.

Die Kälte nahm, gegen die Mitte des Novembers, so sehr zu, daß, bei dem gänzlichen Mange an Brennholz, eine Menge Menschen, besonders im untern Schlosse, erfroren.

Am 16ten traf General Wachtendonk mit Eugens Befehl zur Uebergabe ein. — Am nämlichen Tage wurde die Capitulation unterzeichnet, und am 17ten ein Theil der Festungswerke der Schlösser von den Franzosen

---

1 Ich wünsche, daß es dem, von mir hochgeachteten Major Schels gefällig wäre, das einen weitern Leserkreis Ansprechende daraus, in diesen Blättern, ehestens als Beitrag zu meiner Skizze über die Grafen von Harrsch, mitzutheilen.

besetzt. — 867 Kranke und Verwundete blieben, unter kaiserlicher Bedeckung, in der Stadt zurück; die übrige Zahl der lange und heftig belagerten Garnison, über 3000 Mann, zog am 20sten in größter Parade, mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel und brennenden Lunten, mit vier geladenen Kanonen und zwei Mörsern, sammt der nöthigen Munition, aus der Festung.

Der Marschall Herzog von Villars, welcher, nach seiner eigenen Angabe, vor Freiburgs Mauern 15.000 Todte und Verwundete verloren, die Prinzen von Bourbon und Conty, die ganze französische Generalität, erwarteten diese Heldenschaar unweit des Predigerthors, und beeiferten sich um die Wette, ihren tapfern Feinden die höchste Achtung zu bezeigen. — Das Corps marschirte in die Gegend von Villingen und Rothweil, wo es sich mit dem Marquis Vaubonne vereinigte.

Kaiser Carl VI. bewies, wie sehr er mit dem Benehmen des Gouverneurs während dieser Belagerung zufrieden war, indem er (12. Juli 1714) Harrsch in den Grafenstand erhob, von Neuem in seinem Gouvernement bestätigte, und ihn zum Feldzeugmeister ernannte. Dieser kaufte (1719) von Raimund Grafen von Harrach die reitzend gelegene Herrschaft Margarethen am Moos in Nieder-Oesterreich, wurde unter die Landstände dieser Provinz aufgenommen, und starb am Ostersonntage 1722, an einem Fieber, welches er sich bei der Untersuchung der Sumpfgräben von Altbreisach zugezogen hatte.

Er hatte die empfehlungswerthe Gewohnheit, alle seine Beobachtungen und Erlebnisse genau aufzuschreiben, und obige Mittheilungen sind, mittelbar, zum Theil aus seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten, welche im Grand Dictionnaire historique de Moreri (Vol. IV) benützt wurden. — Die darin ausgesprochene Hoffnung, daß seine beiden Söhne, Ferdinand und Philipp, bald diese anziehenden Denkwürdigkeiten ihres Vaters, mit den nöthigen Planen und Karten, veröffentlichen werden, ist, so viel mir bekannt, leider nicht erfüllt worden, und vielleicht ist auch diese, für die Zeitgeschichte wichtige Schrift von hundertjährigem Staube bedeckt, oder für immer verloren.

Seine, ihn lang überlebende Witwe verweilte gern in ihrer freundlichen Besitzung, verschönerte ihr, über ein halbes Jahrtausend altes Schloß, das früher eine ziemlich feste Burg war, und wirkte überhaupt für ihre Herrschaft wohlthätig. — Sie ließ die uralte Capelle, welche schon zu Zeiten der Römer gestanden, und ehemals ein heidnischer Tempel, dann die erste Pfarrkirche des Ortes gewesen seyn soll, (1727) wieder feierlich einweihen, und es wurde auch durch ihre vielvermögende Mitwirkung die dermalige Pfarrkirche, welche vom Herzog Heinrich Jasomirgott (1144) erbaut worden seyn soll, und früher als Tochterkirche nach Bruck an der Leitha gehörte, den Geistlichen aus der Versammlung des heiligen Apostel Paulus (Barnabiten) übergeben, welche dort ein Klostergebäude aufführten, das sich jedoch durch spätere Zeitverhältnisse nicht begünstigt sah. — Sie entschlummerte im hohen Alter (1756) und ihr Grabmal gehört zu den Sehenswürdigkeiten der Kirche zu Margarethen am Moos [1].

(Schluß folgt.)

---

## Der große Saal im ständischen Landhause zu Wien und einige Festlichkeiten,

welche in demselben veranstaltet worden.

Aus handschriftlichen Urkunden entnehmen wir, daß bereits im Jahre 1551 (den 20. April) der Anfang gemacht wurde, das Gewölbe dieses Saales zu erbauen, daß aber erst im Jahre 1710 der Maler Peluzzi, der Marmorirer Hagmüller, der Bildhauer Brodi und der Vergolder Koch den Auftrag erhielten, ihn durch ihre Kunst zu verherrlichen. Wer hat nicht schon oft mit Vergnügen jene Bilder betrachtet, welche die vornehmsten Flüsse Oesterreichs darstellen, denen nach dem gegenwärtigen Länderbestande unserer Monarchie freilich noch Andere beizufügen wären!

Als im Jahre 1759 der Krieg um Schlesien am heftigsten entbrannt war, verfaßte man unter andern folgende Strophen, welche eine Anspielung auf die erwähnten Abbildungen enthalten:

---

1 Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens, u. s. w. Von Fr. Schweickhardt Ritter v. Sickingen. 3. Band. Viertel unterm Wienerwald. Wien 1831. Gedruckt bei den PP. Mechitaristen. S. 162 ff.

Könnt' ich doch, berühmte Flüsse,
Eure Krüg' und Wassergüsse,
Gold und Silber prächtig sehn!

Flöße doch aus euren Krügen
Ein so treffliches Vergnügen;
O was dürfte nicht geschehn!

Noch mehr Flüsse würden eilen
Ihren Schatz mit uns zu theilen
Und mit euch in Bund zu stehn.

Nicht erst morgen, — diese Stunde
Hörten wir schon von dem Bunde,
Den die Oder ein will gehn.

Eile doch, getreue Oder!
Lauf', durchwasch' den schweren Moder
Laß des Feindes Stürme wehn;

Schmücke dich mit Silbergüssen,
Eile zu Theresens Füßen,
Hilf ihr Oesterreich erhöhn!

Bring' ihr, wie die Donau, Schätze,
Unterwirf dich dem Gesetze,
Unter dem wir alle stehn.

Von den Festlichkeiten, welche in jenem ehrwürdigen Saale bereits abgehalten worden, heben wir nur folgende heraus:

Am 24. Januar 1621 hielt Kaiser Ferdinand II. daselbst eine große Tafel und Ball. Der Herr Prälat von der Karthause zu Gaming lieferte hierzu die köstlichsten Fische und wurde als Gast zur Tafel gezogen. Die eigentliche Veranlassung dieses Festes war der am 9. November 1620 von den kaiserlichen Kriegsvölkern über den Churfürsten von der Pfalz auf dem weißen Berge bei Prag erfochtene Sieg.

Den 20. Februar 1631 wurde von der kaiserl. Burg ein Gang zu dem oft erwähnten Saale gebaut, auf welchem der ganze Hofstaat herüber kam, den Vermählungstag Ferdinands III. mit Maria Anna Infantin von Spanien in Lustbarkeit zu begehen, und einem Schauspiele beizuwohnen, das auf Veranstaltung Kaisers Ferdinand II. allda aufgeführt wurde.

Nachdem der Saal, wie schon erwähnt, im Jahre 1710 auf das prächtigste ausgeschmückt worden war, veranstaltete man in demselben einen masquirten Ball, dem der Kaiser Joseph I. mit seinem ganzen Hofstaate und allen geheimen Räthen und Kammerherrn beiwohnte. Ihre Majestäten sahen Anfangs dem Maskengewühle auf einem erhöhten Platze zu, mischten sich aber bald in Gesellschaft aller Erzherzoginen selbst unter die Gäste und blieben bis gegen den Morgen.

Im Jahre 1759, den 25. Juli, wurde die im Landhause schon im Jahre 1659 erbaute Privat-Capelle durch den Erzbischof von Wien, Christoph Grafen von Migazzi, sub titulo: Beatissimae Mariae Virginis oblatae (Maria Opferung) unter den gewöhnlichen Ceremonien feierlichst consecriret, welchem Akte der Erzherzog Joseph und die Erzherzogin Maria Christina in der daranstoßenden Prälatenstube beiwohnten.

Nach vollendeter Einweihung wurden beide kaiserliche Majestäten, und Ihre königl. Hoheit die Erzherzogin Maria Anna von dem damaligen Landmarschall, Fürsten Wilhelm von Trautson, und sechs ständischen Deputirten unter Trompeten- und Paukenschall am Fuße der großen Stiege allerunterthänigst empfangen. Der allerhöchste Hof wohnte hierauf zwei Messen bei, welche in der neu geweihten Capelle von dem H. Abte zu Göttweig und dem H. Abte zu Lilienfeld nacheinander gelesen wurden, worauf man die sämmtlichen Rathszimmer, wie auch die Buchhalterei, Registratur und das Rait-Collegium, deßgleichen die Landtafel-Stuben in Augenschein nahm. Die Kaiserin zog sich hiernach in die Herrenstube zurück, die zu ihrem Empfange auf das prächtigste meublirt worden war, der Kaiser aber besichtigte noch das Obereinnehmer-Amt und das im sogenannten kleinen Landhause befindliche Tabak-Amt. Den Beschluß machte eine große Tafel von 29 Gedecken, welcher der Kaiser und die Kaiserin, dann der Erzherzog Joseph und die Erzherzoginen Maria Anna und Christina, ferner der Hr. Erzbischof von Wien, die Aebte von Lilienfeld und Göttweig, der Probst von St. Dorothea, die Fürsten und Fürstinen von Trautson und Auersperg, die Grafen und Gräfinen von Khevenhüller, Breuner, Ulefeld Harrach, Colloredo, Lamberg, Paar, Loschy, Vasquetz und der Baron von Reischach beiwohnten.

In demselben Jahre 1759 wurden auch während der Fastenzeit zum ersten Male 14 musikalische Akademien im Landhaussaale abgehalten; wobei die berühmtesten Virtuosen sich hören ließen; der Hof selbst und der höchste Adel beehrten dieselben mit ihrer Gegenwart.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

56. Sonnabend, den 15. Juli 1837.

## Die Grafen von Harrsch.

(Schluß.)

Ihr älterer Sohn und Erbe, Ferdinand Philipp Graf von Harrsch — der jüngere scheint früh gestorben zu seyn — widmete sich ebenfalls schon in seinem Jünglingsalter mit Auszeichnung dem Kriegsdienste, und legte in den Feldzügen von 1716 bis zur Beendigung des siebenjährigen Krieges durch den Frieden zu Hubertsburg (15. Februar 1763) vielfältige Beweise seiner Tapferkeit und Erfahrungen, besonders in der Ingenieurskunst, ab.

Er vermählte sich (1734), als Hauptmann, mit Luise Freyin von Stöcken. Als Commandant von Prag gebührte ihm, weil der damals auch dort befindlich gewesene General Graf von Ogilvi nicht befehligte, allein die Ehre der Vertheidigung, und obgleich er wegen des außerordentlich starken Feuers der Belagerer, und wegen der, für die große Stadt unzureichenden Besatzung, in Ansehung der regulären Truppen, genöthigt war (16. September 1744), zur Capitulation zu schreiten, so gaben ihm doch selbst die Preußen, welche bei dieser Belagerung den heldenmüthigen Prinzen Wilhelm verloren (12. September), den in den Laufgräben ein Kanonenschuß tödtete, das Zeugniß, daß er den ihm anvertrauten Posten länger würde behauptet haben, wenn es nur auf Tapferkeit angekommen wäre, denselben zu vertheidigen[1].

Auch er wurde (1750) geheimer Rath, General-Feldzeugmeister, General-Prodirektor des Ingenieur-Corps und Fortificationswesens. Er war (1794) Commandirender in Mailand, erhielt bei der Belagerung von Glatz mehrere Kopfwunden, arbeitete, als bevollmächtigter Commissär (1752 und 1753), bei der Inner-Oesterreichischen Gränzscheidungs-Commission und bei den Gränz-Irrungen mit der Republik Venedig. Später (1757) übernahm er das General-Commando in Böhmen, und wurde, als Commandirender in Troppau (1772), mit geheimen, eigenhändigen Aufträgen des Kaisers Joseph beehrt, wie dieß schon früher (6. und 8. October 1771), von Teschen und Iglau aus, der Fall war.

Er entschlummerte (1792) in sehr hohem Alter, und ruht neben seiner Mutter, wie das Grabmal noch zeigt.

Sein einziger Sohn, Ferdinand Ludwig Graf v. Harrsch und Almedingen, wurde am 19. April 1737 auf seiner väterlichen Herrschaft, zu Margarethen am Moos, geboren. Er ließ die kriegerische Laufbahn seiner Voraltern unbetreten, erhielt seine Erziehung, als einer ihrer ersten Eleven, in der eben (November 1746) eröffneten Theresianischen Ritter-Akademie, und unternahm, nach Vollendung seiner Studien, eine wissenschaftliche Reise. Technik, besonders Chemie und Bergbaukunde, zogen ihn vorzüglich an, und er erwarb sich darin so ausgezeichnete Kenntnisse, daß er schon in seinem 33sten Jahre (1770) Salzamtmann in Gmunden wurde.

Die Zeit seines dortigen Aufenthaltes gehörte zu einer Glanzperiode der reitzend gelegenen, aber damals minder ausgedehnten und belebten Stadt. Sein, dort früher nie gesehener, blendender, fürstlicher Aufwand setzte die Bewohner in Staunen. — Im sogenannten Kammerhofe regten sich, unter der Leitung eines Haushofmeisters, wohl das erste Mal Köche, Tafeldecker, Kammerdiener, Mohren, und die, nach allen Abstufungen vorhandene, zahlreiche weibliche Dienerschaft seiner zweiten Gemahlin, gebornen Gräfin Vilana Perlas de Rialp; seine erste Gemahlin war eine geborne Gräfin von Fünfkirchen. Die reiche Tafel war selten ohne Gäste, und täglich gab es Lustbarkeiten und Unterhaltungen. — Mehr noch als

1 Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs des andern, Königs in Preußen. Erster Theil, welcher die Geschichte der ersten sechs Regierungsjahre desselben, nämlich von 1740 bis zu Ende 1745, enthält. Mit Beilagen. Leipzig 1784. Im Verlag Adam Friedr. Böhmens. S. 298 f.

diese fesselte aber Alle des Grafen liebenswürdiges Benehmen. Sehr eifrig und pünktlich im Dienste, glichen seine Anordnungen doch mehr Gesuchen als Befehlen. Bezeichnend für seine sehr zarte Behandlung der Untergebenen ist's, daß er, ein großer Theaterfreund und Stifter des ersten Theaters in Gmunden, auf welchem von Theaterfreunden, die er selbst bildete, fortwährend gespielt wurde, junge Beamte, die ihn manchmal um Erlaß der nachmittägigen Amtsstunden baten, damit sie ihre Rollen einstudieren könnten, mit Herzlichkeit ersuchte, ihn mit solchem Begehren zu verschonen, wenn sie ihm eine Freude machen wollen, denn der Dienst dürfe, ihrer gemeinschaftlichen Unterhaltung wegen, nicht im mindesten versäumt werden.

In diesem Sinne lautet auch der, dem Dionysius Cato zugeschriebene Vers (dist. 3, 7), welchen er über das Theater setzen ließ:

Interpone tuis interdum gaudia curis. —

Der ununterbrochene, in einer kleinen Provinzialstadt aus mehreren Ursachen noch kostspieligere Aufwand zog aber die Zerrüttung der Vermögens-Verhältnisse des Grafen von Harrsch nach sich, welche durch seine zahlreiche Dienerschaft, größtentheils junge, lockere Leute, noch bedeutend vergrößert und beschleunigt wurde. — Der edle Graf sah bald selbst ein, daß er, um größerem Unheile vorzubeugen, diesen Weg nicht mehr fortschreiten dürfe. Rückschreiten war nicht wohl zulässig. — Seine großmüthige Monarchin und Gönnerin entließ ihn daher auf seine Bitte (1774) wegen Kränklichkeit, bedingnißweise, mit dem ganzen Gehalte, bis zu seiner Wiederherstellung.

Mit Bewilligung des Bischofes von Passau, dem das Dominium damals gehörte, wählte er seinen Aufenthalt im Schlosse Starhemberg bei Haag, und lebte ganz seiner Familie und den Lieblingsstudien, besonders der Chemie, worin er auch in der literarischen Welt eine ausgezeichnete Stellung sich errang, obgleich in einer Richtung, die, nach dem Fallen des finsteren Nebels, welcher lange auf dieser einflußreichsten Wissenschaft lag, glücklicher Weise verlassen wurde.

Harrsch nämlich, in den Jahren für die Chemie wirkend, in welchen noch die Schriften aus Stahls Zeitalter den mächtigsten Einfluß übten, und von jenen kaum begonnenen Zeitalter Lavoisiers noch nicht siegreich verdrängt waren, huldigte leidenschaftlich der Alchemie. — Und wen könnte dieß befremden, der weiß, daß selbst diese, um die Chemie hochverdienten Männer, die ihre Namen »aufdrückten der rollenden Zeit,« an gleiche und ähnliche Möglichkeiten glaubten! Stahl an die Verwandlung unedler Metalle in Gold, Lavoisier an jene des Wassers in Erde! —

Von des Grafen von Harrsch gedruckten Werken ist mir bisher nur Eines bekannt geworden [1], und dieses bloß dem Titel nach, — aus Gmelin's gehaltreicher Geschichte der Chemie [2] und aus Meusel's gelehrtem Deutschland (4. Auflage, 2. B. S. 41).

Es ist jedoch wahrscheinlich, daß noch mehrere Werke vom Grafen Harrsch gedruckt wurden, und sein handschriftlicher Nachlaß sehr bedeutend war.

An lebendigere Thätigkeit gewohnt, verließ er (1782) Starhemberg und reiste nach Polen. — König Stanislaus II. empfing ihn mit Auszeichnung, dennoch gefiel es ihm weder in Warschau, noch in Polen überhaupt, dessen damalige Stürme der König nicht zu unterdrücken vermochte. — Seine Unbehaglichkeit wurde durch den Verlust von mehreren Tausend Dukaten noch bedeutend gesteigert, welche durch wiederholte Versuche, Gold zu machen, verloren gingen.

Graf Harrsch erhielt um diese Zeit von dem mächtigen Fürsten von Potemkin (gest. 15. October 1791) den Antrag, die Leitung aller Russisch-kaiserlichen Bergwerke, unter den vortheilhaftesten Bedingungen, zu übernehmen.

Er entsprach unverzüglich diesem ehrenvollen Rufe, bereiste das Gouvernement Arkhangel, den Mittelpunkt der Handelsgeschäfte eines großen Theils des nördlichen europäischen Rußlands, dann das Gouvernement Olonetz, berühmt wegen seiner großen Eisen- und Kupferbergwerke.

Daselbst hielt er längere Zeit sich auf, und vermählte sich wieder, in seinem 70sten Lebensjahre (1807), in Petrosawodsk, betrauerte aber bald auch den Verlust seiner dritten Gattin, welche durch eine auf sie gefallene Uhr getödtet wurde.

Auch noch im hohen Alter thätig, entsprach er, mit

---

1 Pyrotechnia sub limis seculi primaevi, vel liber meteororum. Viennae 1778. 4. maj.

2 Geschichte der Chemie seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Johann Friedrich Gmelin. Dritter Band. Die letzte Jahrzehente des achtzehenten Jahrhunderts. Göttingen bei Johann Georg Rosenbusch 1792. S. 244.

ausgezeichnetstem Erfolge, dem Wunsche, sibirisches Eisen für die Fabriken des europäischen Rußlands herbeizuschaffen, und endete, ein 81jähriger Greis (am 3. Mai 1818), zu Alexandrovierskγ, sein thätiges, wechselvolles Leben, als »k. k. wirklicher Kämmerer, des österreichischen »St. Stephan« und des polnischen St. Stanislaus-Or»dens Ritter, Hofrath und Salzamtmann, Sr. Majestät »des Kaisers aller Reußen General-Major und Berg»hauptmann.«

Von seinen Kindern scheint der einzige Sohn, Ferdinand Philipp, vor dem Vater gestorben zu seyn, weil er, nach Sickingen (a. a. O. 173), in Folge Testamentsausspruchs seines Großvaters, nach dem Tode seines Vaters die Herrschaft Margarethen am Moos erhalten sollte, jedoch bereits früher in den Besitz derselben gelangte, und sie schon im Jahre 1803, von Alois Grafen von Mocenigo, erkauft wurde.

Von seinen Töchtern erster Ehe lebt noch, als Sternkreuz-Ordens-Dame, Maria, verwitwete Gräfin von Taaffe. Louise starb als vermählte Freyin v. Skrbensky. — Pauline, die Tochter zweiter Ehe, ist dermal als Nichte des verstorbenen Grafen Johann von Vilana Perlas de Rialp, mit der Gräfin von Gallenberg, Besitzerin der Herrschaft Paasdorf (Sickingen V. 61.)

Ein Theil seiner gewiß sehr zahl- und gehaltreichen Schriften wurde nach seinem Tode, von der österreichischen Gesandtschaft in Rußland an die österreichische geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei gesendet, von dem größeren Theile wird vermuthet, daß er, wie es beim Tode ausgezeichneter, besonders entfernt von Verwandten hinüberschlummernder Männer leider nur zu oft der Fall ist, in fremde Hände gerieth. — —

Ich hoffe, Einiges zur Kenntniß der ausgezeichneten, in ihrem Mannsstamme ausgestorbenen Familie Harrsch beigetragen, und besonders die Schicksale eines Salinen-Oberamts-Vorstehers in Gmunden mitgetheilt zu haben, welcher durch Schultes als berühmter Reisender bezeichnet, von späteren Schriftstellern darum als solcher fortgenannt, aber bisher auch nicht von einem Einzigen näher geschildert wurde.

Aussee, in Steiermark, Juni 1837.

---

## Der große Saal im ständischen Landhause zu Wien und einige Festlichkeiten, welche in demselben veranstaltet worden.

(Schluß.)

Ein besonders prächtiges Fest wurde endlich bei der Ankunft Ihrer königlichen Hoheit der Infantin Isabella von Bourbon abgehalten, welche schon am 7. September 1760 mit dem Erzherzoge Joseph per Procuratorem zu Parma vermählt worden war.

Der Einzug der allerdurchlauchtigsten Braut erfolgte in Wien am 6. October desselben Jahres.

Mit allerhöchster Begnehmigung wurde aber der 14. October zu dem großen Feste anberaumt, welches die treugehorsamsten Herren Landstände zu Ehren des jungen Brautpaares zu veranstalten beschlossen.

Der marmorne Boden des Saales wurde zum Tanzen mit Bretern bedeckt und ein Orchester für 60 Musikanten, 60 Landschafts-Trompeter und den Pauker an der Wand der Prälatenstube errichtet, der ganze Saal aber durch gemalte Auszierungen von Blumen, Obst und Gebüschen verherrlicht, und durch viele tausend Wachslichter sowohl auf den Lustern als an den Wänden in einen beleuchteten Lustgarten umgewandelt.

Der sowohl in- als ausländische, in Wien befindliche Adel wurde im Namen des Herrn Land-Marschalls und der l. drei oberen Herrn Stände durch zwölf ausgeschickte Land-Officianten zu diesem Feste eingeladen. Die Liste enthält gegen vierhundert Herren, Frauen und Fräulein des höchsten Adels, dann vierzehn Gesandte mit ihren Gemahlinen und Kindern, vier und zwanzig Hofdamen, fünf Stiftsdamen u. a. m.

Alles mußte in der sogenanten Lusttracht, d. i. in einem weißen Domino, die Damen aber ohne große Reifröcke erscheinen.

Gegen 7 Uhr kamen Ihre kaiserlichen Majestäten, das allerdurchlauchtigste Brautpaar, mehrere Erzherzoge und Erzherzoginen über den von der kaiserlichen Burg bis in das Landhaus erbauten hölzernen Gang, durch die Prälatenstube unter dem Orchester durch in den Saal. Der Erzherzog Joseph und seine Gemahlin Isabella eröffneten den Ball; man tanzte französische, englische und deutsche Tänze. Dieß

dauerte bis 10 Uhr, wo sich der allerhöchste Hof in die Herrenstube verfügte, um daselbst ein Souper einzunehmen. Die Gemahlin des Landmarschalls Fürsten von Trautson hatte die Tafel für die zwölf Glieder des Erzhauses von Oesterreich auf das geschmackvollste hergerichtet. Zwölf Edelknaben mit vielen Hofbedienten unter Leitung des erzbischöflichen und fürstlich Trautsonischen Haushofmeisters hatten die Bedienung der Tafel zu besorgen. Nur der Landmarschall und Se. Excellenz der Graf v. Lamberg waren bei den Sesseln JJ. MM. anwesend, und die fürstliche Hauswirthin kam je zuweilen die Kaiserin zu bedienen.

Während dessen wurde der ganze im Landhaus anwesende Adel an acht anderen Tafeln auf das herrlichste bewirthet; da aber die Zahl der Gäste zu groß war, so konnten nur die Damen sitzen und die Cavaliers mußten sich nach Belieben behelfen. Die Speisen wurden in vier benachbarten Herrschaftshäusern zugerichtet, weil in dem Landhaus der Platz nicht zulänglich war. Die Herrschaften hatten ihre eigenen Haus-Officiers zur Bewirthung mitgebracht, welche nach aufgehobenen Tafeln in den Rathsstuben ebenfalls mit Ueberfluß bewirthet wurden.

Um jede Gefahr zu vermeiden, wurden alle zum Feuerlöschen nöthigen Werkzeuge gehörigen Orts bereit gehalten, und 48 Arbeitsleute waren an verschiedenen Orten vertheilt. Alle Musiker waren in Roth mit silbernen Borten gekleidet, die landschaftlichen Bothen, Heitzer, Thorsteher, Stadthüter und die l. m. Gerichtsbothen hatten insgesammt in ihrer Galla-Livree die Beleuchtung zu besorgen, und nachzusehen, damit die Wachskerzen, deren Zahl sich auf 5000 Stücke belief, abgewechselt, geputzt und außer Gefahr gehalten würden.

Unter dieser Belustigung verweilte der allerhöchste Hof bis Mitternacht, der übrige Adel aber bis 4 Uhr in der Früh.

---

## Miscellen.

Zum Jahre 1683 enthalten die noch ungedruckten Jahrbücher der Augustiner nächst der Burg zu Wien nachstehende Angabe: »Vor abgewichenen 10 Jahren, als noch unser altes Kloster, und das Felsische Haus gestanden, wie auch den Winterchor auf die Gassen hinaus hatten, und das verdrüßliche Geschrei von Schweinen, Kälbern und Schafen wöchentlich anhören mußten, hat der Pater Prior den Pater Abraham a S. Clara zu dem Bürgermeister geschickt, ihn bittlich zu ersuchen, den Schweinmarkt anderswohin zu transferiren, daß wir also mehr mit Davide psalliren, als mit Esau singen möchten können; welcher Bitte Herr Bürgermeister lachend eingewilligt, den Schweinmarkt zu dem alten Kärntnerthore gegen der Schmide über hinfüran halten, nachmalen gar außer das Thor transferiren lassen.

---

Ferdinand I. Patent an alle Hauptleute, Pfleger, Verweser, Bürgermeister etc. der Grafschaft Tirol (18. Aug. 1528): »Er habe, obwohl vor kurzer Zeit ein ernstlich Verboth dagegen ausgegangen, vernommen, daß selbst die gemeinen Bauersleute mit Büchsen über Land und an das Gebirg gehen, mit dem Vorgeben zwar, als ob sie damit den Dachsen, Wölfen, Bären und andern dergleichen Thieren, die dem Wildpret schädlich, allein nachgingen, was indessen nicht so, sondern hell am Tag ist, daß sie nicht allein das Wildpret, welches wir zu unserer fürstlichen Lust haben lassen, schiessen und mindern, sondern auch die wandernden Leute auf den Straßen, auch mit Kreuz und Wurfhacken überfallen, beschädigen und entleiben; demnach soll von den Kirchen aus das Tragen der Gewehre verbothen werden, wie es bereits in den übrigen österreichischen Landen und in Böhmen mit gutem Erfolg geschehen ist. Den Unterthanen wird ein Termin von vier Wochen, den ausländischen Kaufleuten von zwei Monaten gestattet; Alles gegen eine Strafe von 20 Gulden Rheinisch von jedem Stücke Büchsen, dem Verlust derselben und Einsperrung in einen festen Thurm mit Wasser und Brot auf vier Wochen. Von den 20 Gulden sollen jene, welche fleißig befunden werden, ein Viertel erhalten, das übrige aber bei der tirolischen Kammer zur Verrechnung kommen.«

---

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C.M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

57. Mittwoch, den 19. Juli 1837.


## Beiträge zur vaterländischen Siegelkunde.

### V.

### Ueber die Siegel der österreichischen Herzoginen.

Nicht nur größere Seltenheit, sondern auch genealogische Wichtigkeit machen die mittelalterlichen Siegel der Damen höheren Adels, vorzüglich der regierenden, zum interessanten Gegenstand sphragistischer Forschung; zugleich liefern sie die Belege, daß die Frauen in dem Rechte, Siegel zu führen, den Männern durchaus gleichgestellt waren, und hierauf weder der verehelichte, noch der unverehelichte Stand irgend einen Einfluß hatte[1].

Rücksichtlich der darauf enthaltenen Darstellungen zerfallen die Siegel regierender Frauen in zwei Hauptklassen: in solche, worauf wir die Dame selbst sitzend, stehend oder reitend, bisweilen auch nur das Brustbild, mit oder ohne Wappen erblicken, und in jene, worauf sich bloß Wappenschilde, und zwar das väterliche, oder das des Gemahls, oder beide vereinigt befinden.

Bei den Siegeln österreichischer Herzoginen müssen die Unterabtheilungen in beiden Hauptklassen beschränkt werden, denn von der erstern kommen nur Siegel vor, auf welchen die Dame sitzend oder stehend dargestellt ist, und von der andern sind mir bisher nur solche bekannt, worauf die Wappen des Vaters und des Gemahls vereinigt sind.

Reitersiegel von deutschen Damen kommen sehr selten vor; Herrgott gibt uns die Abbildung eines solchen von Margaretha Gräfin von Kiburg vom Jahre 1252[1], einiger anderer erwähnt Gerken[2], häufiger erscheinen sie bei flandrischen[3], französischen und englischen Fürstinen[4]; Siegel mit Brustbildern gehören größtentheils zu den ältesten, wie jenes der Richeza Königin von Polen und Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried vom Jahre 1051, dann der Pfalzgräfin Adelheid v. J. 1097[5]. Am gewöhnlichsten ist die stehende und sitzende Stellung mit, häufiger jedoch ohne Wappenschilde, welche im ersteren Falle entweder zu beiden Seiten der Figur angebracht sind[6], oder von der Dame in der Hand getragen werden[7]. Ein Helm über den Wappenschilden, oder von der Dame gehalten, bedeutet, daß sie selbst Land und Leute besaß[8]. Gerken glaubt, daß diese Wappenschilde erst in der zwei-

---

1 Ch. L. Scheidt: »Historische und diplomatische Nachrichten von dem hohen und niedern Adel in Deutschland,« stellt S. 230 die Behauptung auf, daß unverehelichte Damen sich noch im 14. Jahrhundert eigener Siegel nicht bedienen durften; allein Heineccius: de Sigillis veterum Germanorum, gibt Tab. XII. Fig. V. die Abbildung eines Siegels der Lutgard Gräfin von Schladen vom Jahre 1331 — und Gerken: Anmerkungen über die Siegel zum Nutzen der Diplomatik. Augsburg bei Stage 1781, erwähnt S. 20 eines Siegels der Margareth, Tochter Reinald II. von Geldern vom Jahre 1333, und S. 21 einer Maria Prinzessin von Burgund vom Jahre 1291, welche Damen sämmtlich unverehelicht, und deren Väter noch am Leben waren.

1 Genealogia. Tab. 22. Fig. 7.

2 Loc. cit. p. 59.

3 Vredius Genealog. des Comt. de Flandre und de Sigillis comit. Flandr. gibt mehrere Abbildungen; Herrgott entlehnte daraus das Siegel, worauf Maximilian I. mit Maria von Burgund, beide zu Pferde, dargestellt sind, de Sigilis. Tab. XI. Fig. II.

4 Tresor de Numismatique et de Glytique. Paris 1837, liefert in den Abtheilungen Sceaux des Rois, Reines, et grands feudataires de France, dann Rois et Reines d'Angleterre mehrere Abbildungen.

5 Beide in den Actis Academiae Theodoro Palatinae Tom. III. Tab. I. — Ein der späteren Zeit angehöriges ist jenes der Herzogin Margareth von Baiern, Monum. boic. Tom. III. Tab. III. Fig. 16.

6 Herrgott, de Sigillis Tab. IV. Fig. IV. — Monum. boic. Tom. III. Tab. III. Nr. 14 und 15. — Margaretha Maultasche bei Steyerer coment pro hist. Albert II.

7 Gerken erwähnt mehrerer l. c. p. 55. — In meiner Sammlung befindet sich ein Siegel der Gräfin Beatrix von Görz und Tirol; die Dame sitzt, und hält in der Rechten das baierische, in der Linken das görzische Wappen. Wie bei Siegeln mit Wappen allein, führten auch hier verehelichte Damen bald das angeborne, bald das erheirathete Wappen oder beide zugleich. Unverehelichte konnten natürlich nur das väterliche gebrauchen.

8 Gerken l. c. pag. 19.

ten Hälfte des 13ten Jahrhunderts auf den Hauptsiegeln erscheinen, in der früheren Zeit aber nur auf den Sekretsiegeln vorkommen [1], und erklärt deßwegen die Meinung Herrgotts, daß sie auf den österreichischen Frauensiegeln schon vor 1253 im Gebrauch gewesen seyen, und nur bisweilen weggelassen wurden [2], für irrig; allein gerade das älteste österreichische bestätiget die von Herrgott ausgesprochene Muthmaßung. Dieses, ein Siegel der Theodora, Gemahlin Leopold des Glorreichen, befindet sich im Archive des Stiftes Klosterneuburg an einer Urkunde, die zugleich ein rührendes Denkmal zweifachen Mutterschmerzes ist. Sie enthält nämlich die Stiftung eines ewigen Lichtes in der Kirche zu Klosterneuburg für Leopold [3], ältesten Sohn unserer Herzogin, welcher als zehnjähriger Knabe im dortigen Stiftsgarten sein Leben durch den Sturz von einem Baume verlor, und ist gegeben im Jahre 1226 [4], also demselben, in welchem Theodora von ihrem zweitgebornen Sohn Heinrich, während der Abwesenheit ihres Gemahls im Schlosse zu Hainburg belagert und vertrieben worden war. — Drei Siegel, sämmtlich in weißem Wachs, hängen durch Pergamentstreifen befestigt an dieser Urkunde: das Conventsiegel des Stiftes, worauf das Brustbild Mariens, das Haupt von der Gloria umgeben, mit der Umschrift: † S. MARIA . NIWENBURCH; das Herzog Leopold des Glorreichen, endlich jenes der Theodora. Auf dem letzteren, dessen Durchmesser 2¼ Zoll beträgt, sitzt die Fürstin auf einem Stuhle, welcher aus geschweiften Spangen besteht; ob die Verzierungen an den Ecken desselben blattförmig waren, oder aus Thierköpfen bestanden, läßt sich nicht mehr genau bestimmen, obgleich das Siegel sonst sehr gut erhalten ist [5]. Die Herzogin hat das Haupt mit einer glatt anliegenden Haube bedeckt, welche unterhalb des Kinnes schließt. Ueber einem langen Kleide hat sie einen in reichen Falten herabwallenden weiten Mantel, welcher an der Brust durch eine Spange festgehalten wird. Die rechte Hand ist an die Brust gelegt, während die linke im Schoße ruhend den Mantel zusammenhält. Zur rechten Seite der Fürstin ist der österreichische Adler, zur linken der steierische Panther, beide frei (in keinem Schilde), letzterer mit einem kleinen Horne am Kopf und im Verhältniß zu dem Adler besonders stark hervortretend. Die Umschrift lautet: † THEODORA. DEI . GRATIA . DUCISSA . AUSTRIE . ET . STIRIE. Eine ziemlich genaue Abbildung dieses Siegels befindet sich in der österreichischen Geschichte von Schrötter und Rauch, 2. Theil, S. 383.

Außer dem eben beschriebenen sind noch fünf Siegel von österreichischen Herzoginen aus dem Hause Babenberg bekannt, da ich aber nicht in der Lage war, die Originale mit den bestehenden Abbildungen zu vergleichen, so weise ich auf jene Werke, in welchen die letzteren zu finden sind. Von drei Siegeln der Margaretha, Tochter Leopold des Glorreichen, ist das eine in der erwähnten österreichischen Geschichte, 3. Theil, S. 677, das andere bei Hanthaler [1], das dritte sehr fragmentirt, bei Herrgott abgebildet; in dem letztgenannten Werke [2] befindet sich auch das Siegel der Gertrud, Tochter Heinrich des Grausamen. Das fünfte endlich, in den Monumentis boicis [3], gehört der Agnes, letzten Gemahlin Friedrich des Streitbaren, welche sich 1248 mit Herzog Ulrich III. von Kärnthen vermählte: es weicht in der Form von den vorgenannten, welche rund sind, bedeutend ab, indem es ein Oval bildet. Auf allen sind die Fürstinen sitzend dargestellt, ohne Wappen, die rechte Hand auf der Brust liegend, oder in derselben eine Lilie haltend.

Vom Beginne der Herrschaft des Hauses Habsburg in Oesterreich bis Maximilian I. finden sich sehr wenige Siegel von den mit unsern Herzogen vermählten Fürstinen. Dem Verfasser sind theils aus Abbildungen, theils durch Autopsie bisher nur vier bekannt. Manche mögen in Archiven verborgen liegen, viele an bereits bekannten Urkunden hängen, ohne daß sie beachtet und erwähnt wurden, weil Wenige weder den Werth der Sphragistik als Hülfswissenschaft der Geschichte, und ihre innige Verbindung mit Diplomatik und Genealogie gehö-

1 L. c. pag. 23.
2 De Sigillis ad Tab. IV. Nr. III. pag. 9.
3 Geboren den 25. März 1207, gest. den 21. October 1216.
4 Die Urkunde ist abgedruckt bei Bern. Pez Codex diplom. Tom. II. p. 76. — dann bei Max. Fischer: Merkwürdigere Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg. 2. Abtheilung S. 181.
5 Ueberhaupt dürften wenige Klosterarchive unseres Vaterlandes sich einer so trefflichen Ordnung und Einrichtung erfreuen, wie sie in jenem des Stiftes zu Klosterneuburg zu treffen ist; noch seltener aber dürfte die humane Bereitwilligkeit seyn, mit welcher der hochwürdige Archivar Herr Maximilian Fischer die Schätze desselben jedem Verehrer vaterländischer Geschichte zugänglich macht.

1 Recensus diplomat. Tab. 21. Fig. 3.
2 Herrgott de Sigillis Tab. 4. Fig. 2 und 3.
3 Monum. boic. Tom. V. Tab. I. Fig. V.

rig beurtheilten, noch ihre **Unentbehrlichkeit** zur Kenntniß mittelalterlichen Kostümes erkannten.

Die erwähnten vier Siegel sind von 1) **Blanca**[1], Gemahlin Rudolphs III. und Schwester König Philipps III. von Frankreich. — 2) **Johanna**[2], Gemahlin Albrechts II. Tochter des letzten Grafen von Pfirt Ulrich IV. — 3) **Katharina**[3], Tochter Kaiser Carls IV., verehelicht mit Herzog Rudolph IV. — und endlich 4) **Beatrix**[4], Tochter Friedrichs IV. Burggrafen zu Nürnberg, und Gemahlin Herzog Albrechts III. Nur Eines, nämlich jenes der Blanca, ist ein Figurensiegel, die anderen drei enthalten heraldische Darstellungen, und zwar das väterliche Wappen in Verbindung mit jenem des Gemahls.

1) Auf dem Siegel der Blanca[5], welches oval ist, sehen wir die Fürstin auf einem Piedestal stehend, über ihrem Haupte eine Bauverzierung im deutschen Style. Sie ist in ein langes faltenreiches Gewand gekleidet, ein Gürtel umschließt die Mitte des Leibes, um die Schultern hat sie einen Mantel, das Haupt ist mit einem herabwallenden Schleier bedeckt. In der rechten Hand hält sie eine Lilie, in der linken eine andere Blume. Zur Rechten der Herzogin ist das österreichische Bindenwappen, zur Linken ein Schild mit Lilien besäet, über welchem sich ein Turnierkragen befindet; auf jedem dieser Schilde sitzt ein gegen die Fürstin gekehrter Vogel. Unterhalb dieser Wappen, und zwar unter dem österreichischen sind drei rechtssehende Adler, frei, zu zwei und einem gestellt, unter dem französischen auf gleiche Weise drei aufrechte Panther. Von der Umschrift zwischen zwei Perlenlinien ist nur Weniges vorhanden, der Anfang: S. BLACHE und am Schlusse IE. Das der Rückseite aufgedrückte Sekretsiegel enthält auf damascirtem Grund ein Viereck, von dessen Seiten die mittleren Theile weggenommen und dafür Kreisbogen aufgesetzt sind, innerhalb desselben ist ein senkrecht gespaltener Schild, rechts mit dem beschriebenen französischen, links mit dem österreichischen Bindenwappen, ohne Umschrift. Dieses Siegel hängt an Blanca's Testamente[6]. — Die auf der Hauptseite befindlichen drei Adler scheinen auf den alt-österreichischen Wappenschild hinzuweisen, was durch die Zusammenstellung mit dem Panther, dem Embleme der Steiermark, an Wahrscheinlichkeit gewinnt; auch auf dem Siegel der Johanna, wie wir später sehen werden, kommt ein freigestellter Adler vor, und somit wäre Rudolph IV. keineswegs der Erste aus dem Hause Habsburg, auf dessen Siegeln das alte Wappen der Babenberger erscheint. Daß er fünf Adler statt Einem in den Schild aufnahm, dürfte vielleicht eben so willkührlich gewesen seyn, als auf dem Siegel der Blanca die Verdreifachung des Adlers und Panthers, besonders, wenn man bedenkt, daß Rudolphs eigene Gemahlin gar neun Adler führte.

2) Johanna von Pfirt führte auf ihrem Siegel, von drei kleeförmig zusammengestellten Bogen umschlossen, drei Wappenschilde: das österreichische Bindenwappen, das steierische und unter beiden jenes von Pfirt. Zwischen diesen drei Schilden befindet sich ein freier, einfacher, rechtsschauender Adler. Die Umschrift zwischen zwei Kreislinien lautet: † S. JOHANNE . DUCISSE . AUSTR'. ET. STYR'. AC. COMIT. FERRET'. Dieses Siegel von runder Form im Durchschnitte von 1¼ Zoll, in rothem Wachs mit weißer Kapsel hängt mittelst Pergamentstreifen befestigt an einer im Stifts-Archive zu Klosterneuburg befindlichen Urkunde[1]. Eine Abbildung desselben ist mir nicht bekannt.

3) Das Siegel der Katharina, abgebildet bei Steyer Fig. 8, enthält einen doppelten Reichsadler, welcher den österreichischen Bindenschild auf der Brust trägt; also das Zeichen der väterlichen Würde mit dem Wappen des Gemahls. Diese Hauptfigur ist von sechs Bogen eingeschlossen, in deren Krümmungen von der Rechten zur Linken die Schilde von Böhmen, Kärnthen, Pfirt, Habsburg, Steier, endlich ein Schild mit neun Adlern angebracht sind. Das letztere Wappen ist um so auffallender, weil sowohl Herzog Rudolph, ihr Gemahl, auf dem in diesen Blättern beschriebenen Münzsiegel[2], als auch die späteren Herzoge stets nur fünf Adler im Schilde führten. Die Umschrift

---

1 Vermählt 1299, gest. 1305.

2 Vermählt 1321, gest. 1351.

3 Vermählt 1357, gest. 1395.

4 Vermählt 1373, gest. 1414.

5 Abgebildet bei Herrgott. Sigilla pag. 122.

6 Dasselbe ist abgedruckt bei Herrgott: Sigilla pag. 122 T. 2. 1504.

---

1 Abgedruckt in Max. Fischer: Merkwürdigere Schicksale &c. 2. Abtheilung. S. 368. Gegeben zu Wien den 21. December 1340.

2 Jahrgang 1837. Nr. 40. »Die Reitersiegel Herzog Rudolph IV.« — Zur Ergänzung dieses Aufsatzes bemerke ich, daß von dem daselbst beschriebenen Münzsiegel in den Monumentis boic. Tom. III. Fig. VI. sich eine genaue Abbildung befinde, bei welcher auch die Umschrift am äußeren Rande (Exergue) angegeben ist, nämlich: † IMPERII. SCUTUM . FERTURQUE . COR . AUSTRIA . TUTUM . PRIMUM . TESTATUR . CAESAR . AUGUSTUS . SCRIPTURA . QUA . ROBORAT . AUREA . BULLA .

dieses Siegels zwischen zwei Kreislinien lautet: † S. KATHARINE . DE . BOHEMIA . DUCISSE . AUSTRIE. STYRIE . ET . KARINTHIE . SUEVIE . ET . ALSACIE.

4) Auf dem Siegel der Herzogin Beatrix befindet sich auf schraffirtem und mit Sternen besäetem Grunde ein $\frac{1}{3}B\frac{2}{4}$, welches an den mit 1 und 4 bezeichneten Stellen mit dem Silber und schwarz quadrirten Schilde von Hohenzollern, an den beiden andern Stellen aber mit dem österreichischen Bindenwappen belegt ist. Die Umschrift zwischen zwei Kreislinien: † S. ILLUSTRIS . BEATRICIS . DUCISSE . AUSTRIE. — Auch von diesem Siegel kenne ich keine Abbildung [1]. Ich fand dasselbe abgerissen von einer Urkunde im Archive des Stiftes Klosterneuburg in einem Glasschranke nebst vielen anderen aufbewahrt, welche der verstorbene hochwürdige Stiftsarchivar Herr Willibald Leyerer in jener Zeit sammelte, wo durch die Aufhebung der Klöster viele wichtige Urkunden der vaterländischen Geschichte für immer verloren gingen. Das Siegel ist rund, hat 1½ Zoll im Durchmesser, und ist in rothem Wachs mit weißer Kapsel abgedruckt. Sowohl dieses Siegel, als auch jenes von Katharina und das Sekret der Blanca erweisen, daß der heraldische Grundsatz, bei Damensiegeln behauptete das Wappen des Gemahls den rechten, das Geburtswappen den linken Platz, im Mittelalter keineswegs genau beobachtet wurde.

Carl v. Sava.

## Miszellen.

Der von Johannes Müller in der Schlacht bei Sempach angeführte Siegfried vom Hause Erlach war kein Ritter Berns, sondern eines ganz schlichten Bürgers vom Städtchen Erlach am Bielersee Nachkomme, der Siegfried hieß, und wahrscheinlich ein Vasall des Grafen von Aarberg war, dessen Banner er trug.

---

»Ain christlich gedechtnüß der betrüebten Christen in der Türckey gefangen, im Pasier thon". — Volkslied auf 4 Bl. in 8. und vermuthlich 1532 gedruckt. Es besteht aus 33 Strophen; wir wollen hier die erste und letzte mittheilen:

»Petracht nun yetzt ain Christlich hertz, den jamer groß an allen schertz, vnd das senlich verlangen, Mans weibs vnd kindts christliches volcks, In der Türckey gefangen.«

---

Sey Gott befolhen alle sach, Allayn stet im bevor die rach, die feind wirdt er wol finden, Wirdt kumen mit der starcken hand, Vnd helffen seinen kinden.«

---

Elias Goedeler, Maler und Baumeister, ward 1620 auf dem Schlosse Helfenberg im Lande ob der Ens geboren. Er malte Perspektiven in Oelfarben und auf frischem Kalk, und arbeitete zu Nürnberg. In Baiern erhielt er den Titel eines churfürstlichen Hofbaumeisters und nach seiner Anordnung wurden verschiedene öffentliche und Privatgebäude errichtet.

---

K. Rudolph II. verpfändet (Prag, 12. Aug. 1596) dem Reichshofrath und J. U. D. Bartholomäus Pezz das Schloß und die Herrschaft Troppau auf drei Jahre. (Orig. Urkunde in meiner Sammlung.)

Zur Führung des Türkenkriegs und Deckung anderer Nothdurft schoß besagter Reichshofrath 50.000 fl. rheinisch gegen 5 und 6 pCt. auf 3 Jahre vor. Für seine Dienste als Orator bei der Pforte 1592 hatte ihm Rudolph 15.000 Thaler à 70 Kreutzer geschenkt, inzwischen aber die ganze Summe nur mit 5 pCt. verzinset und so belief sich nun die Schuld auf 76.500 fl. in genannter Währung. Zur Bestreitung der Interessen von 3875 fl. werden ihm demnach die Einkünfte Troppau's verschrieben, gegen dem, daß er den Ueberfluß genau verrechne, und er oder seine Erben die Pfandverschreibung zurückstellen, sobald die Schuld entweder bar oder durch ein Gut in Oesterreich oder Tirol getilgt ist. Zufälliger Schade durch die Kriege soll ihm vergütet werden.

---

K. Ferdinand III. stellt (Regensburg, 9. Febr. 1641) dem Grafen Wilhelm Slawata, Regierer des Hauses Neuhaus, geheimen Rath, Kämmerer, Obersten Kanzler und Obersten Erbschenk des Königreichs Böhmen, für die, an die Kaiserin Witwe Eleonora abgetretene Herrschaft Melnik einen Schuldschein auf 120.000 Gulden aus. (Original in meiner Sammlung.)

Aus den Salzgefällen Böhmens sollen jährlich 7000 fl. bis zur gänzlichen Tilgung abgezahlt, die Interessen aber, sechs pCt., für die jedesmal rückständige Summe halbjährig entrichtet werden.

[1] Freunden vaterländischer Siegelkunde, welche sich an mich wenden wollen, werde ich mit Vergnügen Gypsabgüsse von dem Siegel der Beatrix mittheilen. Wieden, Alleegasse Nr. 60, an Wochentagen von 3—4 Uhr Nachmittags, an Sonntagen von 9—11 Uhr Vormittags.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

58. Sonnabend, den 22. Juli 1837.

## Friedrichs von der Pfalz

und

der deutschen Hülfstruppen

## Zug nach Oesterreich wider die Türken

im Jahre 1532[1].

Noch waren die Fürsten des Reichs in Regensburg versammelt und die Berathungen keineswegs geschlossen, als zahlreiche Bothen mit der Nachricht anlangten, daß Suleyman einen neuen und viel größeren Zug, als je, nach Ungarn bereite. Der Kaiser sowohl als Friedrich, überzeugt, daß hier nicht länger zu zaudern sey, hoben den Reichstag auf, und ermahnten zur schleunigsten Abhülfe, damit nicht, wie vordem, die Zeit mit Zubereitungen verstreiche, der Feind darüber festen Fuß fasse, und einen unvertilgbaren Schaden anrichte. Wegen der im früheren Kriege (1529) bewiesenen Klugheit und Umsicht wurde Friedrich vom Kaiser und durch den einmüthigen Beschluß der Reichsfürsten abermals zum Oberbefehlshaber ernannt. Als Kriegsräthe theilte man ihm zu den Wilhelm Grafen von Renneberg und Georg von Heideck, beide aus uraltem Heldengeschlechte, den Reinhard von Neueneck, Sigismund von Hersberg, Wolfgang von Affenstein und Ulrich von Schellenberg, durchgehends edle Ritter, von denen überdieß die beiden letzten in den Rechten sehr erfahrne Männer waren.

Nachdem nun der Reichstag auf diese Weise geschlossen war, kehrten die Fürsten so schnell als möglich nach Hause zurück, hielten in ihren Landen allenthalben Musterung, und sendeten die versprochenen Hülfstruppen zur bestimmten Zeit und an den bestimmten Ort ab. Daher glaubte auch Friedrich seine Reise beschleunigen zu müssen, damit er nicht unbillig später als die Uebrigen anlange. Nachdem er zu Hause Alles in Ordnung gebracht, eilte er nach dem Zwischenraum von wenigen Tagen nach Fiessen und traf dort mit dem Kaiser und dem Könige Ferdinand zusammen. Hier nur Weniges (mehr erlaubte weder die Zeit noch der Drang der Umstände) mit diesen über die Kriegsangelegenheiten berathend, wurde ihm von ihnen die Wolfsau zum Lagerschlagen angewiesen, einerseits, weil deren Lage zur Beschützung der Brücke und des Flusses, und zur Herhaltung des freien Verkehres mit Wien für bequemer, und andererseits, damit nicht die Lebensmittel, früher in die Stadt gebracht, von den Soldaten theuerer erkauft werden müßten, für vortheilhafter befunden wurde. Uebrigens, fügten sie hinzu, werde er, wenn das Vorstehende ins Werk gesetzt, mit den Kriegsräthen und dem Peter von Longanova, der in Verproviantirung der Lager besonders erfahren, darüber Weiteres noch bereden können, denn Vieles, woran man jetzt nicht denke, werde dort zum Vorschein kommen. Sie selbst werden in kurzer Zeit mit einem Heere, das eben in Spanien und Italien geworben wird, nachkommen; dieß soll zumindest verhindern, daß nicht das bereits in der Wolfsau geschlagene Lager vor ihrer Ankunft, und ohne ihr Wissen aufgehoben oder verlegt, sondern vielmehr inzwischen mit Wällen und Gräben nach Art der Römer befestigt, oder, wie es die alten Deutschen gemacht, mit einer Menge von Wägen verschanzt werde u. s. w.

Nachdem die Unterredung beendigt, und Friedrich die genannte Weisung erhalten, eilte er nach Passau zu dem Herzoge von Baiern, Ernst, dem Commandanten dieses Ortes, und ermahnte ihn freundschaftlich, der übernommenen Pflicht, das Kriegsheer mit Lebensmitteln zu versehen, streng und pünktlichst nachzukommen. »Denn er wisse selbst, welche Gefahren drohen, wenn in einem Lager Mangel an

---

1 S. den ersten Zug 1529 im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift S. 401 u. f. Uebrigens ist auch dieser nach den Annales de vita et rebus gestis Illustrissimi Principis Friderici II. Electoris Palatini. Authore Huberto Thoma, Leodio ejusdem Consiliario. Francof. 1624. 4.

Lebensmitteln entsteht, oder diese theurer, als billig, bezahlt werden müssen.« Friedrich verweilte auch hier nicht lange, sondern schiffte geraden Weges nach Korneuburg, und ließ das Heer am Fuße des Bisamberges nächst der Veste Kreutzenstein vorerst die Zelte beziehen. Zugleich aber machte er dem Bischofe Johannes Contius und dem Peter von Longanova, welche in Wien präsidirten, seine Ankunft bekannt, und lud sie auf den folgenden Tag zu sich nach Korneuburg, um von ihm die Befehle des Kaisers und des Königs Ferdinand zu vernehmen. Diese erschienen, wie ihnen befohlen war, des andern Tages in aller Frühe, und erwogen mit den Uebrigen allen Ernstes die von den beiden Monarchen ausgesprochene Ansicht über die Stelle und Einrichtung des Lagers. Nicht Wenige hielten dafür, daß am Stubenther, zwischen den Mauern der Stadt und dem Ufer des Flüßchens Wien, das Lager sollte geschlagen werden; die Andern aber, und diese siegten, glaubten nicht fingerbreit von der kaiserlichen Vorschrift weichen zu dürfen, zumal auch bis jetzt weder die Soldaten noch deren Anführer in gehöriger Anzahl vorhanden.

Um diese Zeit lief auch die Nachricht ein, daß Suleyman mit 600.000 Mann schon früher Constantinopel verlassen, und bereits Günz, ein kleines Städtchen, das weder durch Kunst noch Lage besonders fest, mit Entwicklung seiner ganzen Macht, Tag und Nacht ohne Unterbrechung, bedränge. Das Städtchen vertheidigte mit etwa 100 Soldaten Nicolaus Jurischütz, ein Mann, durch Gottesfurcht und Vaterlandsliebe zwar ausgezeichnet, doch Alles dessen, was zur Vertheidigung eines Platzes nothwendig, beinahe unkundig. Demungeachtet, und obschon die ganze Last auf ihn allein fiel, hielt er doch 25 Tage die Belagerung mit solcher Seelenstärke aus, daß ihn, der von aller menschlichen Hülfe entblößt war, nur göttliche Hülfe vor der Wuth des Feindes schützen konnte [1].

Von der Belagerung demnach in Kenntniß gesetzt (über die näheren Umstände blieb man in Ungewißheit), berathschlagte sich der Pfalzgraf mit den übrigen Fürsten des Reichs, auf welche Weise man den Belagerten zu Hülfe kommen könne, und weil noch nicht genug Truppen vorhanden, und die Stärke des Heeres nicht so groß war, um wider den Erbfeind eine offene Feldschlacht wagen zu dürfen, ward es für sicherer erachtet, mit einigen Hülfstruppen und Lebensmitteln, welche nächtlicher Weise durch die Wachen der Feinde gebracht werden sollten, sie vorerst zu unterstützen, bis der Kaiser und Ferdinand mit einem zahlreicheren Heere ankommen würden. Hierauf wurden auch die Kriegsgeschütze und die Anstalten zur Verproviantirung untersucht, und allenthalben Spuren von Nachlässigkeit und bösem Willen gefunden. Man trug daher jenen, welchen darüber zu wachen befohlen worden, mit Nachdruck auf, das Versäumte gut zu machen, und die Nachtheile zu erwägen, die daraus entstehen könnten.

Nach diesem eilte man gegen Wien zu einem Gastmale, welches der oben genannte Bischof unserm Fürsten und den übrigen Befehlshabern nicht ohne Aufwand hatte bereiten lassen. Als diese bei den damaligen drei Donaubrücken vorüberkamen, wurden sie von den in Reih und Glied aufgestellten Soldaten mit Losfeuerung ihrer Gewehre und unter Kanonendonner begrüßt. Das Bollwerk der ersten Brücke hatte Kaspar Ruzan, Anführer der österreichischen Truppen, besetzt; jenes der zweiten Sigismund von Brandis, der Befehlshaber der Schiffssoldaten und einiger anderer Rotten, und das der dritten zugleich mit den Mauern der Stadt Graf von Lodron. Sie traten in Schlachtordnung, gingen auseinander los, und entwickelten so das Bild einer Land- und Seeschlacht, was nicht ohne lebhafte Theilnahme anzusehen war. Von hier begab sich Alles frohen Muthes zur Tafel, die indessen nicht lange dauerte, denn bald schritt man wieder, wie es jedenfalls die Umstände erforderten, zur Berathung, und faßte den Beschluß, so schnell als möglich den Kaiser und König Ferdinand über die Belagerung von Günz, die Ausbesserung der Geschütze und Maschinen, die Proviantanstalten, Schlagung des Lagers, lange Abwesenheit der Kriegs-Obersten, dadurch Alles, womit man dem Vorhaben und den Streifzügen der Türken entgegentreten könnte, verhindert würde, in Kenntniß zu setzen, und zugleich beide Majestäten zu bitten, die beschlossene Herreise zu beschleunigen. Hierauf wurden die Mauern ausgebessert, die Festungswerke verstärkt, die Basteien verdoppelt und die Thürme vermehrt. Der Wienerwald, damit er den Feinden nicht zum Aufenthalte dienen könne, ward mit Haufen von Baumstämmen verschanzt. Nachdem der ganze Tag auf diese Weise thätig zugebracht worden, und der Abend bereits hereinzubrechen begann, verließ Friedrich die übrigen Befehlshaber, und besuchte den Paulus Vagitius, der krank darnieder lag. Noch besichtigte er die 1500 Spanier, welche

[1] Der Annalist erzählt nun die ganze Geschichte der Belagerung; da sie indessen nichts Unbekanntes enthält, mag sie wohl hier übergangen werden.

K. von Longanova befehligte und in voller Schlachtordnung aufgestellt hatte, und grüßte und lobte sie in ihrer — Muttersprache; denn er war dieser schon seit früher Jugend kundig. Erst spät in der Nacht kam er nach Korneuburg zurück; demungeachtet ließ er sogleich durch seine Sekretäre dem Kaiser berichten, was im Rathe abgehandelt worden, und obgleich auch darüber beinahe die ganze Nacht verstrichen, hieß er doch bei Tagesanbruch die Hülfstruppen des Reichs, welche bisher in verschiedenen Orten zerstreut lagen, zusammenrücken, und das Lager in der Wolfsau beziehen. Der Wille des Fürsten wurde ohne Verzug in's Werk gesetzt; weil aber damals zugleich die Betrügereien Einiger, die den Privatnutzen höher als das öffentliche Wohl achteten, offenkundig wurden, und mittlerweile auch die Anzeige anlangte, daß von dem spanischen Hülfs-Corps die Scheunen zu **Krems** erbrochen und das Getreide zerstreut worden, daran auch eben in Wien kein Ueberfluß herrsche, traten der Fürst und die Kriegsräthe sogleich wieder zusammen, und erließen den Befehl zu einer öffentlichen Versteigerung der Lebensmittel, damit der Soldat das Nöthige billig und doch ohne Schaden des Landmannes sich anzuschaffen im Stande. Auch fehlte es im Lager an Maschinen und Geschütze, um es wenigstens zum Theile befestigen zu können. Friedrich schrieb darüber an K. Ferdinand, welcher die Bestreitung und Herstellung derselben in Augsburg auf sich genommen hatte; dieser gab den in Wien präsidirenden Räthen den Auftrag, das Nöthige zu besorgen, welche nun 22 Kanonen, die indessen sehr vernachlässigt waren, mit Mineurs, Werkzeugen und 100 Stück Zugvieh schickten. Suleyman aber, als er so große Vorbereitungen und von allen Seiten Hülfstruppen sich sammeln sah, mißtraute abermals seinem Mohamed, ergriff, wie früher, die Flucht, und eilte den croatischen Gränzen zu. Als dieses Friedrich erfuhr, hielt er es für unwürdig, daß der Feind, welcher von Deutschland bereits mit Glück bekämpft worden, abermals ungerächt entkomme: er ließ daher alle Wege befestigen, die Zufluchtsorte verschanzen, den Uebergang über die Flüsse durch Hinwegbrechung der Brücken hemmen, und schrieb an den Kaiser und an König Ferdinand, daß, wenn sie durch wichtigere Geschäfte selbst zu kommen verhindert, sie wenigstens unverzüglich jene Truppen schicken möchten, welche sie noch immer bei sich behielten. Zugleich bat er um Ermächtigung, mit dem Feinde schlagen zu dürfen, damit dieser, nach so vielen verübten Gräuelthaten, nicht wieder ungestraft entweichen möge.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Regiment in Oesterreich
### 1502.

Vermerkht die Regierung So die Römisch kay. Mt. vnnser allergnedigister Herr zv ynsprugkh am Freytag nach dem Sonntag Reminiscere anno XV^C. vnd im anndern Jare, In yerer Kay. Mt. niderösterreichischen Landen aufgericht. Gemacht vnd fuergenomen hat, wie hernach volgett.

Wier maximilian von gots genaden Römischer Künig zw allen Zeitten merer des Reichs zw hungern, dalmacien, croatien rc. Kinig, Ertzhertzog zw osterreich, hertzog zw Burgundi zw Brabannt vnnd phaltzgraw rc. Empietenn den Erwürdigen vnnd Ersamen Geistlichen, Anndächtigen, auch den edlenn Erbern weisen vnsern lieben vnd getrewen den von prelaten, Adl, Steten vnnd gerichten vnnd allen anndern vnnsern Landtsassen vnd vnndterthanen in vnnsern fuerstenthumben vnnd lannden, osterreich, auch der Enns, Steier, kernnten, Crain, ysterreich vnnd Carst vnnser gnad vnnd alles guet. Euch ist allen vnverporgen Wie wier nach weilent des aller durchlewchtigisten Fuersten, Herren Fridrichs Römischen kaysers vnnsers lieben herren vnnd vaters hochlöblicher gedachnus Tott vnnd abgang In denselben vnnsern Fuerstenthumbn vnnd lannden Dieweil Wir dann ain Zeit lanng annder, vnnser, auch des heilligen Reichs vnd gemainer Cristennhait oblignuder geschefft halben, persönnlich nicht Beywonen mochtn, ain ordnung vnd Regiment aufgericht vnd vnsern obristen Hawbtmann Stathaltern vnd Retten so wier darzue gesetzt vnnd geordennt, macht vnd gewalt geben, alles das So vnns als Regierunden herren vnd landsfuersten zuesteet vnd gebürt, von vnnsern wegen zw handlen vnd aufzwrichten, das allso durch sy mit getrewem vleiß, Beschehen ist Vnnd wier vns aber kurtzlichen in die selben vnnser fuerstenthumbn getan, vnnd erfundn, das den selben vnnsern obristen hawbtman, Statthaltern vnnd Retten, verrer nicht woll möglichen gewesen ist Gericht vnnd Recht vnnd was vnnser cammerguet beruert neben anndern zuefallunden sachen vnd geschefftn allein zw haanndlen vnd aufzwrichten haben Wier deßhalben aus genediger gueter Maynung vnns selbs, auch vnnsern Fuerstenthumben vnnd landen vnnd lewten zw nutz vnd aufnemen von newem ain Regiment vnnd ordnung, vnnd durch welich personen hinfuer die gemellten vnnser Fuerstenthumbe vnnd lande an vnnser stat, vnnd in vnnsern namen geregieret, vnnd versehenn werden sullen, aufgericht vnnd gemacht wie hernach vollgett

Am ersten setzenn vnnd ordnen wier zw vnnsern obristen hawbtman desselben vnnsers Regiments vnnd vnnser niderösterreichischen lannde Nemblich den Edlen vnnsern lieben getrewen Wolfgangen herrn zw polhaim darnach zw vnnserm österreichischen Canntzler den Ersamen gelerten vnnsern lieben anndächtigen Doctor Georgen von neidegkh fürder so ordnen wier hiermit den ersamen gelerten, vnnsern lieb getrew Wilhalbmen von Losenstain, Johannsen Fuchsmagn Doctor, vnnd Leonharden Harracher zw vnnsern statthalltern vnnd Regennten obgemelts vnsers Regiments. Dieselben Vnnser obrist hawbtman Stathalter vnd Regenten sullen nach gemellten massen hanndln.

Am ersten sullen sy all vnnd yeglich hanndl Sachen vnnd Suplicacion so Jnen fuerfalln vnnd zuekumen Sy berürn vnns, vnnser lannd lewt vnd partheien vleissigklich hören, Beratten vnnd darinen das pest vnd nutzlichst für vns dieselben vnnser lanndlewt vnnd Partheien yeder pesten verstenntnus vnd aller pilligkhait auch der lannds gewonhaitn nach vnnser niderösterreichischen lannde handeln vnnd vnndter vnnserm Insigl oder secret so wier Jnen gegeben vnnd bevolchen haben vertigen.

Item sy sullen auch ainem yeden vnnsern vnndtersassen der selben vnnser land Jn was wierden stattes oder wesens die sein dem minsten als dem maisten Jn yeren henndln vnnd sachen hilf Ratt Beistandt vnnd alle pilligkait Es sey Jnner oder ausser lannds Jn vnnserm namen thun vnnd beweisen als ain lanndsfüerst seinem vndertanen zutun schuldig vnd pflichtig ist.

Was sich auch zwischen vnnsern Ambtlewten, pflegern, vrbarsleuten Als prelaten, Stetten vnnd gerichten deßgleichen anndern vnnsern vndtersassen vnnd vnntertanen der perürten vnnser niederösterreichischen Fürstenthumb vnnd lannde, hochen vnnd nidern personen Jn was wirden stats oder wesens die sein oder auch zwischen den selben vnnsern Ambtlewtenn pflegern vrbarsleuten hindtersassen vnnd vnndtertanen gegen anndern die nicht Jn denselben vnnsern lannden gesessen sein Jrrung vnnd spann begeben sollen vnnser obrist hawbtman stathallter vnnd Regentn mit Wissen der parthein allen muglichen vleiß annkern ain yede sachenn guetlich hinzulegen vnnd zuvertragen, mag aber das nicht sein die alsdann an die ennde dahin sy gehert weisen vnnd darob sein das daselbst fürderlich vnnd austreglichen darinen gehandelt werde wie sich gebürt.

Item wann Jnnen auch ye zu zeitten treffenlich sachen füersallen sulln vnnd mögen sy zw Jnen ervordern vnnser lieb getrew Sigmunden Herren zw polhaim, Bertlmeen von Starhenberg, Michel von Trawn, Casparn von Rogenndorf, Casparn perkhaimer, Lasslawen prager, Erharten Schweinbekh die wier Jnnen hierinen zw Retten von haws aus zugeordent haben ob sich auch in vnnsern niderösterreichischen Fuerstenthumbn vnnd lannden vnndter vnnsern aignen vnndterthanen aufrur begeben, Sullen sy die güetlich oder mit der Tatt abstellen vnnd die vngehorsamen straffen deßgleichen ob yemants vnnser lannde vberziehen oder beschedigen wollt, Sullen sy macht vnnd gewaldt haben Jn vnnserm namen meinigklich aufzupieten vnd ob sy zw solchen hanndl noch mer lewt vnnd geschütz dann auf dasselb auffpott erscheinen, bedurffen wurden dasselb sullen sy vnnser kriegskammer, die wier von newem aufgericht haben, verkunden, vnnd Jnnen die anzall der lewt anzaigen, darauf soll dieselb kriegskammer Jnen die zueschiken vnd bestellen, wann wier aber personlich in denselben vnnsern Erblannden sein, wolln wier die gegenwer selbs hanndln vnnd bestellenn.

(Schluß folgt.)

## Mißzellen.

Konstantin Grundemann war vorerst Hofschreiber im Kloster Garsten, wo er mit dem dortigen Stiftsgliede Georg Falbius, der im Jahre 1612 zum Abte von Göttweig postulirt wurde, in enger Verbindung stand. Später Sekretär des Stiftes Kremsmünster, wurde er auf Verwendung des Abtes Falbius zum Mauthner in Linz befördert. Beide waren unter den vier Kommissären, die von K. Ferdinand II. zur Leitung der Gegenreformation in Oesterreich ob der Enns ernannt wurden. Grundemann wurde hierauf kaiserlicher Rath, Landrath und Landesvicedom in Oesterreich ob der Enns, und endlich — Landstand. So viel aus dem handschriftlichen Tagebuche des Ochs von Sonnau.

Die Stadt Wien hatte schon in frühern Zeiten ein Zeughaus. Auf Hirschvogel's Plan von 1547 kommt ein solches zwischen den Dominikanern und St. Laurenz vor; und zu gleicher Zeit erscheint ein zweites unter den Sattlern. Die beiden Inschriften auf dem gegenwärtigen bezeugen, daß auch dieses schon vor 1732 gestanden.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

59. Mittwoch, den 26. Juli 1837.

## Friedrichs von der Pfalz und der deutschen Hülfstruppen Zug nach Oesterreich wider die Türken im Jahre 1532.

(Fortsetzung.)

Indessen kamen Briefe von Nikolaus Jurischitz und Longin von Puchheim, der ebenfalls Günz vertheidigen half, in Wien an, und baten dringend um Unterstützung. Die präsidirenden Räthe schickten dieselben durch Helfrid von Meckau und Felician von Peschau an Friedrich, dem sie zugleich berichten ließen, daß sie den hart Bedrängten bereits Pulver, Gewehre, Korn und andere Früchte geschickt, und auch Neustadt, Eisenstadt, Oedenburg, die dem feindlichen Andrang zunächst ausgesetzt, mit einer ansehnlichen Besatzung Reiter versehen hätten, welche, wenn der Sturm sich nähern würde, zur Abwehre bereit seyn, und überdieß auch versuchen sollten, durch häufige Ausfälle den Feind von der Belagerung des Städtchens Güns abzubringen. »Aus diesen Gründen,« lautete weiter die Bothschaft, »und auch der ersten Berathung gemäß, scheine es nun sehr wichtig, das Heer in Bewegung zu setzen, und das Lager der Stadt Wien näher — in die Gegend des Stubenthores — zu verlegen. So dürfte der fliehende Feind leichter verfolgt, und der anrückende besser bekämpft werden mögen; auch sey, um ein so großes Heer über die Brücken zu führen, viele Zeit nöthig; was nun, da es bequem geschehen könne, am besten zu bewerkstelligen.«

Friedrich, nachdem er die Briefe gelesen, und den Auftrag der Abgeordneten vernommen, erwiederte: was für Güns und die anderen Städte geschehen, gefalle ihm sehr, auch könne er den Eifer und die Umsicht der Präfekten nur loben, doch in Bezug auf das Lager scheine es ihm sehr schwierig, wider den Befehl des Kaisers eine Dislocirung zu treffen. Sie wüßten selbst, wie streng man einst die Verächter des Reichs, selbst wenn die Sache gelungen, bestraft habe; weder der Sieger noch der Söhne wurde geschont; besser sey es daher, die Antwort des Kaisers und Königs auf die bereits gemachten Mittheilungen abzuwarten.«

Mittlerweile waren Leonhard Graf Nogeroli und Joseph Ritter von Comberg, die kaiserlichen Gesandten an Suleyman, aus dem türkischen Lager zurückgekehrt, und berichteten, daß dieser sich zum Kampfe bereite, und, nach Aufhebung der Belagerung von Günz, mit dem ganzen Heere auf Wien losgehe. Dieß schrieb der Bischof Contius an Friedrich, mit der Bemerkung, daß er beschlossen habe, den anrückenden Feind mit einem, in Wäldern aufgestellten und wohlgerüsteten Hinterhalt zu empfangen, wozu ihm indessen leichte Reiterei nöthig; er bitte daher, einige gewandte und muthige deutsche Jünglinge, die zu einem solchen Unternehmen geeignet wären, auszulesen und ihm zu Hülfe zu schicken. Friedrich, der Ansicht, dem Begehren willfahren zu müssen, vereinigte schnell 700 Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern und schickte sie mit Graf Ernst von Gleichen, den nach Griechensitte das Loos zum Führer bestimmt, in der Stille der Nacht nach Wien. Doch in der nämlichen Nacht kam ein zweiter Bothe des Bischofs, mit der Nachricht, daß Suleyman seinen Entschluß geändert habe. Das Unternehmen unterblieb daher, und die Reiter kehrten wieder in das Lager zurück. Weil aber bereits sämmtliche Hülfstruppen der deutschen Fürsten angekommen waren, hielt es Friedrich für gut und nothwendig, in einer besonderen Zusammenkunft an die Befehlshaber und Officiere derselben über einige Militärwürden und andere kriegerische Anordnungen eine Rede zu halten. »Lang und sehnlichst erwartete Führer und tapfere Kampfgenossen,« sprach er, »sehr gelegen seyd ihr endlich ange-

kommen, jetzt, wo Suleyman, nach Aufhebung der Belagerung von Günz, an der Leytha steht und scheinbar zögert, um den beschlossenen Uebergang in der Stille zu bewerkstelligen, und vertrauend auf die gewohnte Schnelle uns unversehens zu vernichten. Niemand, der unsere Verhältnisse nur einiger Maßen kennt, wird übersehen, daß dieses ihm eben keine großen Schwierigkeiten mache. Bei uns blieb Alles, was zu einem so schweren Kampfe nothwendig, bis auf diesen Tag unvorbereitet. Noch sind alle Militärwürden unbesetzt; noch ist kein Oberster für dieselben ernannt — was allein die Schuld eurer Abwesenheit. Zwar haben schon früher einige edle Männer, die durch Alter und Erfahrung vollkommen dazu geeignet, unsere besondere Aufmerksamkeit erregt, doch wollten wir in eurer Abwesenheit und ohne eure Zustimmung keine Wahl treffen, sondern in einer Sache, von welcher das Heil Aller abhängt, euer Urtheil hören. Wir hielten es für unbillig, gegen die Sitte der Väter die freie Wahl der Militärwürden euch vorzuenthalten; da nun aber wegen der Nähe des Feindes die Sache keinen Aufschub duldet, sondern Eile fordert, so beschlossen wir, damit die Wahl schneller und glücklicher von Statten gehen möge, euch folgende Männer als Kandidaten vorzuschlagen: nämlich den Wilhelm Grafen von Renneberg zum Befehlshaber der Reiterei, den Theodorich Spect zum Feldmarschall, den Ulrich von Schellenberg zum obersten Commissär, den Johann Hillich mit den beiden Verwesern Melchior von Harstal und Wolfgang von Hersberg zum Oberbefehlshaber der Wachen. Doch wird es nun eure Aufgabe seyn, aus einer so ausgezeichneten Anzahl von Edlen entweder diese oder andere, welche euch zu diesen Würden tauglicher scheinen, auszuwählen, damit die Ernannten noch vor der Ankunft des Feindes Alles im Heere ordnen, und was bisher versäumt worden, nachholen mögen.«

Der Fürst hatte kaum geendet, schritten Alle, nach geleistetem Eide, dem Auftrag pünktlich nachkommen zu wollen, zur Berathung, kehrten jedoch bald wieder zurück, und erklärten, daß sie mit den Vorgeschlagenen vollkommen zufrieden. Nun erhielten auch die Böhmen, welche von unserm Lager entfernter, als es wirklich schien, das ihrige geschlagen hatten, den Befehl näher zu rücken, um dem Andringen des Feindes mit vereinten Kräften desto nachdrücklicher begegnen zu können. Um diese Zeit kam auch vom Kaiser ein Bothe, mit dem Befehle an Friedrich, wider die Feinde nichts Offensives zu unternehmen, und das Lager aus der Wolfsau nicht zu entfernen, und der Nachricht, daß er in Kurzem mit dem übrigen Theile des Heeres selbst nachkommen werde, daher vor Allem auf Lebensmittel und andere Bedürfnisse die hinlängliche Aufmerksamkeit verwendet werden soll. Zugleich ward hinzugefügt, daß, weil über die Truppen von Ober-Sachsen bereits Joachim der Jüngere von Brandenburg zum Anführer bestimmt sey, für dieselben jetzt kein Anderer ernannt werden soll. Auf diese Nachricht entstand im Lager eine unglaubliche Freude, weil man, was vom Untergang des türkischen Reichs die Astrologen verkündeten, nun allgemein glaubte, daß es in Erfüllung gehen werde. Und weil der Ruf, der tausendstimmig die Sachen zu übertreiben pflegt, sich fort erhielt, daß der Kaiser Regensburg verlassen, und in Eilmärschen gegen Wien komme, so geschah es, um vor dessen Ankunft Alles in Ordnung zu haben, daß auch die gemeinen Truppen Friedrich den Eid der Treue leisteten. Die Waffen wurden untersucht und geprüft; übrigens, da der Drang der Umstände keine Verzögerung zuließ, ermahnte Friedrich Alle zur Ruhe und Einigkeit, in der Ueberzeugung, daß nichts so sehr den Feinden die Hoffnung zum Siege gebe, als innere Zwietracht, die er später oder früher über Ansichten und Gebräuche unter ihnen entstehen zu sehen mit Recht fürchtete. Doch diese kurze Ermahnung wirkte so sehr, daß während der ganzen Kriegszeit nicht der geringste Auflauf Statt fand. Man erzählte sich damals gewöhnlich: wie Hannibal sein aus verschiedenen Völkern bestehendes Heer durch Strenge, so habe der Pfälzer durch Gottes Güte und eigene Milde die verschiedenen Truppen in Eintracht erhalten.

An demselben Tage schrieb Contius abermals an Friedrich, daß er von sieben Türken, welche sich nach Neustadt geflüchtet hatten, in Erfahrung gebracht, wie Suleyman die Lager an der Leytha angezündet, gegen Croatien hin seinen Rückzug genommen habe, und nachdem er über die Save gegangen auf Servien losgehe. Daher bedürfe er (Contius) der ihm früher zugestandenen Reiterei jetzt sehr dringend. Dem abziehenden Feinde stehen drei Flüsse von hinlänglicher Größe entgegen: die Drau, Raab und Rabenitz, von denen er, wenn auch noch so eilend, keinen mit einem so großen Heere in einem Tag übersetzen kann, wodurch es geschehen wird, daß, während ein Theil der Truppen den Uebergang bewerkstelligt, der andere auf dem entgegenstehenden Ufer zu bleiben gezwungen, und jedem Angriffe ausgesetzt ist. Daher habe er beschlossen, nächt-

lischer Weise dort und da, oder an den Pässen Croatiens, die oft so eng, daß selbst der Einzelne Mühe hat fortzukommen, Ueberfälle zu machen. Friedrich aber, die Schlauheit des Feindes im Auge, und deßwegen mit Recht fürchtend, daß dieser, wenn er bemerken sollte, welch kleiner Hause ihn verfolge, plötzlich umkehre, und die Unsrigen unversehens vernichte, glaubte die Sache dem Ausspruche der Räthe überlassen zu müssen. Da indessen die genannten Abgeordneten, welche bald hierauf mit dem Bischofe selbst kamen, dasselbe erzählten und verlangten, und Contius auch mündlich wieder auf schnelle Unterstützung drang, so wurde ihm eine größere Anzahl Reiter, als vorher, zugestanden. Es wurden nähmlich unter den beiden Anführern Wolfgang Grafen von Montfort und Georg Freiherrn von Losenstein 1600 Mann zu Pferde abgeordnet, welche am folgenden Tage noch vor Sonnenaufgang nach Wien zogen, hierauf nach Neustadt abgingen, und sich hier mit der königlichen Reiterei, die ihnen Contius vorausgeschickt hatte, vereinigten. So vereint verfolgten sie rastlos die Spur der Feinde, eilten die Brücken der Mur und Grätz vorüber, ohne Wägen und Gepäcke, außer daß einige ungarische Karren mit Lebensmitteln ihnen von ferne folgten. Eine neue, und in Deutschland bisher unbekannte Schnelligkeit der Reiterei; denn wer sollte glauben, daß deutsche Reiter, die so schwer bewaffnet, in so kurzer Zeit und ohne sich irgendwo aufzuhalten so viele Meilen zurücklegen konnten! Weder bei Tag noch bei Nacht wurde vom Pferde gestiegen, nirgends Lager geschlagen, Schlaf und Ruhe entbehrt, bis der gesuchte Feind endlich gefunden war.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Regiment in Oesterreich 1502.

(Schluß.)

Item sy sullen vnnd mügen auch all vnnd yeglich Edlmans, Burger vnnd bawrn Erdlechen khains ausgenomen lechen vnnd darüber lechenprief fertigen, was aber vellige oder Irrige lechen sein darinen auch mit den geistlichen Lechenschaften soll allzeit durich vnnser person nach vnnser ordnung gehanndlt werden ausgenomen die klainen geistlichen lechnschaften so an den Greniţen ligen die nichts in absennti tragen die sulln sy In vnnserm namen leichen damit vnns der nichts Ennzogen werde doch bis auf vnnser verer Besteett.

Item der pergkwerchs hanndl halbn sullen sy die mit getrewem vleiß fürdern zw nuß vnnd aufnemen vnnser fron vnnd wechsel was sy aber guetlich nicht hinlegen mögen dasselb sullen sy allzeit füer vnnser Regiment zw Insprugg weisen verrer darinnen nach vnnser vnnd gemaines nuß notturft zu hanndlen.

Item was dann vnnser Rennt, nuß, güllt gefelle vnd Einkhomen in den obberürten vnnsern niederösterreichischen Fuerstenthumbn vnnd lannden berürt dasselb sulle durch die so Wier innsonderhait darzv verordent haben, gehanndlt vnd ausgericht werden.

Vnnd zu dem allen sullen die genantn vnnser obrist Hawbtman Stathalter vnd Regenten, vnnser obrigkhait, herrlichkhait vnnd gerechtigkhait, auch menigkleich bey Recht vnnd Billigkhait, nach Jerem höchsten vermögenn hanndthaben vnnd scherbmen, vnnd hierinen mit getrewem vleiß alles das hanndlen vnnd tun, das getrew hawbtman, stathalter und Regentn Irem herren zw thun schuldig vnnd phlichtig seyn.

Item dann der gericht vnnd Recht halben haben Wier verordent das vnser hofgericht in osterreich nun hinfuer zw der newenstat Jerlichen zw den vier Quattemer Zeitten gehallten, vnnd alle hanndl, sachen vnd Apellaciones es betreff aigen, lechen oder annders so ainer Rechtfertigung bedarf durch vnnser verordent hofrichter vnnd beysißer verhert vnnd nach Irem gewissen vnd aller pilligkhait Rechtlichen vnnd enntlichn Entschaidn werden Vnnd was also durich sy erkhannt vnnd gesprochen wierdet, dabey soll es on waigerung beleyben vnnd dem gestrags vollziehung beschehen darinen sullen auch Vnnser obrist hawbtman Stathallter vnnd Regenuten So oft das die notturft ervordert Execucion thun vnd ain yedn dapey hanndhabn vnd schermen.

Wier ordnen vnnd seßen auch, nachdem bißher die Partheien durch Ihr Redner vnnd fuersprecheun In verhör vnnd Recht mit vill oberflüssigen vnd vnnotturftigen Reden vnd aufzugen lanng aufgehallten vnnd jn Cost vnnd schaden gefüert sein, das hinfüer an sollichem hofgericht der Clager vnnd anntburter jm Rechten nit mündlich gehert, Sonnder yede Barthey Ir klag anntburt, Rede vnnd wider Rede vnd alles füerpringen jn dreyen schriften gegeneinander einlegen vnnd darüber von den partheienn ferrer kain schrifft angenomen, vnnd darauff fuerderlichen Erkant vnnd geurtaillt werden sulle, wie obsteet.

Vnnd damit wier des vngestuemen nachlauffens so vnns bißher von vnsernn vnndtertanen begegnet ist, vnnd dardurch wier zw zeiten in andern treffennlichen hanndln verhindert worden seyn, deßgleichen sy selbs der schweren Costen, den sy mit nachraisen gelitten haben, vertragenn, beleyben. So ordnen vnnd seßen Wier das der obgemellt doctor georg

von neldegkh vnnser oesterreichischer Canntzler nun hinfuero zw wienn sein vnnd nachgemellter massen handln soll, dem ist also Ob yemands were der sich ob vnnsers lanndts Regiments oder hofgerichts hanndlung beschwert, Soll er die hören, vnnd versuechen die partheien guetlich von sollichen Beschwerungen zu weisen Mocht aber das nicht seyn vnns ainer yeden sachen mitsambt vndterrichtung der hanndlung darob sy sich allso beschwerten, Deßgleichen ob yemandts genad Embter oder Beneficia von uns begert alles mit seinem Rate vnnd guetbedungken allzeit fuerderlich vnnd aigentlich in schrift berichten, vnd die partheien beschaidenn anhaim zwbeleiben vnnd auf ain bestimbt Zeit darinen ain Bott fueglichen zu vns vnnd widerumben zu Ime khomen mag den Wier auch nicht vber acht tag an vnnserm hof aufhalten wolln, wider zw Ime zw komen vnd anntwurt zweinphahen. Aber nichts deßtminder solle darzwischen dem, so dasselb lands Regiment vnnd Hoffgericht gehandelt, Erkhannt vnd gesprochen wierdet allzeit Execucion vnnd vollziehung bescheen, damit khainer durich des andern taills geverlich aufzug an seinem Rechten vnnpilicher weiß aufgehallten verhindert, noch in Cost oder schaden gefuert werde. Doch wo wier alsdann erfunden das die partheienn sollicher klag vnd beschwerung khainen grunt noch vrsachen vnnd die aus mutwilln oder geuere fürgenomen hetten, Wellen wir gegen den selben darumb mit gepürlicher straf hanndln damit hinfüer annder sollichs vermeiden vnnd sich zimblicher vnnd pillicher abfertigung vnnd beschaids benüegen lassen.

Item Er soll auch dem gemellten vnnserm lannds Regiment ainen Secretary mit ainem Secret vnnd dann vnnserm hofgericht auch einen hofgericht schreiber zwordnen, vnd Ime die als ainem Cantzler gehorsam vnnd gewertig sein Er soll auch all Citacion, ladung vnnd vrtailbrief so an vnnserm hofgericht ausgeen, vertigen vnnd Sigillen, vnd sonnst in des hofgerichts sachen helffen hanndln wie wier Ime das in sonnderhait bevolchen haben.

Sollichs alles wolltn Wier Ew nicht verhalltn vnd Emphelchen darauf Ew allen vnnd Ewer Jedem in sonnders ernstlich vnnd wollen das Ir sollichen obbestimbten ordnung vnd Regiment an vnser statt vnnd In vnserm namen gehorsam vnd gewertig seit vnd vnns darober nicht nachvolget Sonnder was Ewer yeder zw hanndln vnd anzupringen hat das an den obgemellten ennden nach gelegenhait ainer yeden sachen thuet, vnd fuerbringet, vnd also vnns vnnd Ewch gehorsamblich erscheinet dann welicher das nicht Thett das wier vnns doch nicht versehen wurden Wier des beschwerung vnnd gegen Ime missalln tragen darnach wiß sich Ewr yeder zw Richten vnnd Ir thuet daran vnnser ernstlichn meinung. Geben zw ynsprugg am Freytag nach den Suntag Reminiscere Anno domini fünffzehnhundert vnnd in anndern vnnser Reich des Remischen Im XVII vnd der hungarischen Im XII. Jarn.

---

## M i ß z e l l e n.

K. Leopold I. stellt (Wien, 10. Febr 1691) dem Heinrich Graf von P e r g e n einen Schuldschein auf 70.000 fl. aus, und verpfändet ihm den Salzsackhandel zu Hall im Innthale. (Original in meiner Sammlung.)

Schon im Jänner 1685 hatte gedachter Graf 20.000 Gulden dem Kaiser vorgestreckt, und dafür in Verbindung mit Johann Andreas Grafen zu W o l k e n s t e i n, der 10.000 fl. dargeliehen, den Salzsackhandel erhalten. Die fortdauernden Kriege mit der ottomanischen Pforte und Frankreich erzeugten neuen Geldmangel; Graf Pergen erbot sich abermals zu 50.000 fl. unter der Bedingung, davon die Forderung des Grafen Wolkenstein zu tilgen, und so zum Alleinbesitze des Salzsackhandels zu gelangen. Der Kaiser genehmigt diesen Vorschlag und bestimmt, daß 30.000 Gulden zur Errichtung eines Regiments zu Fuß, unter dem General-Wachtmeister Wilhelm Grafen von O e t t i n g, s o g l e i c h; die übrigen 10.000 Gulden (nach Abzahlung der Wolkensteinischen Forderung) im M a i erlegt werden sollen. Dagegen erhält Graf Pergen schon mit 1. Jänner den Salzsackhandel; doch soll er an die genaue Beobachtung der ausgesprochenen Verpflichtung, nämlich nichts an der Quantität und Qualität zu ändern, stets hinlänglichen Vorrath zu haben u. s. w. streng gebunden seyn, und dem Kaiser und seinen Nachfolgern bleibe es vorbehalten, nach einjähriger Aufkündigung die Verpfändung einzulösen.

---

Das e r s t e Heft des laufenden Jahrgangs von M o n e's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit theilt aus dem Archive zu Innsbruck unter der Aufschrift: »Briefe von Zeitgenossen des Kaisers Karl V.,« ein Schreiben des Georg von Freundsberg an „Königl. Mtt. zue Behem vnd Vngern ꝛc. Stathalter Regenten vnd hoffrethe zue Inspruggˮ mit, das einen höchst interessanten Bericht über die Schlacht von Pavia (24. Febr. 1525) enthält. „Dieser Schlachtbericht,« bemerkt Mone „stimmt nur theilweise mit dem »Wahrhaften Berichte« überein, den H o t t i n g e r (Geschichte der Eidgenossen I., 179 flg., 486—487) benutzte und mit Recht den Georg von Freundsberg als Verfasser, wenn auch nicht für das Ganze, erklärt hat. Bei der Seltenheit dieser Flugschrift wird obige Mittheilung aus dem Original eine Lücke in den historischen Quellen über jenes Ereigniß ausfüllen.«

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. K a l t e n b a e c k. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

60. Sonnabend, den 29. Juli 1837.

## Friedrichs von der Pfalz und der deutschen Hülfstruppen Zug nach Oesterreich wider die Türken im Jahre 1532.

(Fortsetzung.)

Suleyman, obschon er über die Ankunft des Kaisers und Königs Ferdinand erschreckt, mit unglaublicher Hast die Flucht ergriffen hatte, war doch, von dem raschen Vordringen der deutschen Reiterei unterrichtet, gezwungen, zur Deckung seines Heeres eine große Anzahl leichter Truppen zurückzulassen. Von diesen stieß eine Abtheilung, welche dem Sultan zunächst folgte, und von einem Pascha befehligt wurde, auf unser Reitervolk. Vorerst zaudernd, griff man doch bald zu den Waffen, und stürzte mit gleicher Wuth von beiden Seiten aufeinander los; die Türken wurden geschlagen und verloren zugleich ihren Führer. Paulus Bagitius nämlich hatte diesen beim ersten Anblick erkannt, und mit einem Wurfspieß zur Erde geschleudert; den Versuch, sich zu erheben, hinderte er mit dem Schwerte. Das Haupt des Erschlagenen wurde auf die Lanzenspitze gepflanzt und lange herumgetragen, die goldene Schabrake dem Pferde desselben abgenommen, und so wie die mit Perlen und Edelsteinen herrlich gezierten Zügel dem Sieger nach Kriegsrecht, gleichsam als Beute vom Anführer dem Anführer abgenommen, zum Beweise der Tapferkeit zuerkannt. Viele haben damals diese Auszeichnung dem Paulus Bagitius mißgönnt; doch Niemand, der edlen Sinnes gewesen; denn wer konnte einen so tapfern und trefflichen Mann beneiden, der, ein Serve und vertrieben aus dem Vaterlande, für uns und unsern Glauben selbst gegen seine Landsleute mit solchem Muthe gekämpft! —

Ein anderer, räuberischer Haufe, der an der Zahl einem vollkommenen Heere glich, war, entweder weil durch unsere Reiterei von den Ihrigen abgeschnitten, oder in wilder Plünderungswuth, bis Linz vorgedrungen, und verwüstete unter den Augen Ferdinands Alles mit Raub und Brand. Der König schrieb deßwegen zweimal an Friedrich, mit dem Begehren, diese Senger und Brenner nicht länger ungestraft hausen zu lassen, sondern ihnen nach dem Rathe der Edelsten entgegen zu gehen. Friedrich gerieth dadurch, da ihm der Kaiser früher jeden Versuch zu einer Schlacht, bis er nicht selbst kommen würde, untersagt hatte, in eine sehr unangenehme und zweifelhafte Lage. Um indessen, was bei diesen Umständen zu beginnen, auch von Andern zu hören, ließ er die obersten Führer nach Wien zu einer schnellen Berathung einladen. Noch waren aber diese nicht zusammengekommen, als Abgeordnete der Regentschaft anlangten, und berichteten, daß die Senger und Brenner bereits zwischen Krems und Wien beobachtet worden, »denen jetzt nur zwei Auswege zur Flucht offen ständen, welche ihnen durch rasche Besetzung zu verschließen hoch an der Zeit wäre.« Auf der andern Seite hatte Friedrich selbst, und bevor die Abgeordneten angekommen waren, drei Kriegsräthe an den Bischof Contius gesendet, um die wahre Lage der Dinge zu erfahren. Dieser, weil er mit den Truppen des Grafen Lodron, um auf den Feind zu treffen, nach Baden gegangen, war von Wien abwesend, doch schrieb er bald darauf selbst an Friedrich, mit der Nachricht, daß die Feinde ihren Marsch gegen Neustadt richten, und der Bitte, auch wider diese ein Hülfs-Corps Reiterei zu schicken. Hierauf entgegnete Friedrich: »da es ungewiß, wohin die Feinde sich zu wenden Willens, könne dem Wunsche nicht wohl entsprochen werden; zumal die Armee schon durch die früher zugestandene Abtheilung gerade in Rücksicht dieser Streitkraft sehr geschwächt worden. Es scheine gerathener, am festgesetzten Tage, an welchem auch der Markgraf von Basti im Nahmen der kaiserlichen Majestät erscheinen werde, in Wien zusammenzutreten;

denn eine Sache von solcher Wichtigkeit werde besser mündlich, als schriftlich abgemacht.« Weil indessen der genannte Tag bereits herangerückt, eilte Friedrich mit der ersten Morgendämmerung nach Wien, in der Hoffnung, daß bei so wichtigen Umständen Niemand wegbleiben werde; doch schnell war ein großer Theil des Tages verstrichen, und noch immer — während alle übrigen Großen zugegen waren — erschien weder der Bischof noch der Markgraf. Spät erst kamen Briefe von beiden, womit sie ihre Abwesenheit entschuldigten: der eine, weil der Feind bei Baden hervorzubrechen drohte, der andere, weil er ohne Einwilligung und Befehl des Kaisers nicht zu kommen wagte. Die Versammlung ging demnach unverrichteter Dinge auseinander. Auch geschah sonst nichts Erhebliches, außer daß die beiden Feldherrn der Mährer und Böhmen, Zibislaus von Loyppa und Johann von Bernstein, sich mit ihren Soldaten der Huldigung freiwillig unterziehend, dem Pfalzgrafen den Eid der Treue leisteten. Nun aber verbreiteten sich verschiedene, ungewisse Gerüchte über den Weg, den die Türken einzuschlagen gesonnen. Einige behaupteten, daß sie sich im Wienerwalde versteckt hielten; andere, daß sie bei Baden oder Traiskirchen einen Ueberfall bereiten. Dieß Alles, obschon es das Gemüth Friedrichs in Zweifel ließ, bewog ihn dennoch, um wenigstens keine Gelegenheit durch sein Verschulden unbenützt gelassen zu haben, daß er einige Abtheilungen Fußvolk mit einem starken Haufen Bauern schnell abordnete, welche den Wald mit umgehauenen Baumstämmen verschanzen sollten. Zugleich schickte er dem Pemplinger und dem Türken Bala, welche mit der früher geschickten Reiterei und den Soldaten des Grafen Lodron die Präsidenten bei Baden gegen die Feinde aufgestellt hatten, nach dem gemeinsamen Beschlusse des Kriegsrathes 900 Mann zu Pferd, aus den Deutschen und Böhmen gewählt, mit acht Haufen Fußvolk zu Hülfe, und bestimmte zu deren Anführer den Markgrafen von Brandenburg, den Grafen von Mansfeld und den Ritter Conrad von Bemelberg. Er selbst mit einem Theile des Heeres, und begleitet von Zibislaus von Loyppa, welcher 1200 Reiter, da doch nur 600 von ihm verlangt worden waren, mit sich führte, besetzte voll Hoffnung den Wienerberg, und erwartete dort die ganze Nacht hindurch, und obschon es sehr kalt war, ohne Licht und Feuer, damit seine Anwesenheit nicht verrathen würde, die Ankunft des Feindes; jedoch vergebens. Um nach durchwachter Nacht den Soldaten nicht mit unnützer Anstrengung zu erschöpfen, kehrte er wieder ins Lager zurück, und schrieb das Geschehene sogleich an den Kaiser, mit der inständigen Bitte, daß, sollte ja etwas während der Abwesenheit Sr. Majestät wider den Erbfeind unternommen werden, Sie es nicht ungütig aufnehmen, und dem Drange der Umstände entsprechend beurtheilen wollen. »Das Kriegsglück warte nicht immer auf einen wohlüberlegten, und in der Ferne gefaßten Plan, sondern fordere vielmehr einen plötzlichen Entschluß, oder, wie Scipio zu sagen pflegte, es wächst unter der Hand. Oft müsse gekämpft werden, nicht weil man will, sondern weil die Nothwendigkeit drängt, der Feind zwingt, oder die Art der Militärdisciplin es fordert.« Nicht lange hierauf kam des Kaisers oberster Hofmeister, Graf Adrian von Croy an, und brachte einige Befehle des Kaisers mit, die er auch sogleich insgeheim dem Fürsten mittheilte. Merkwürdig unter Andern war nachstehende Weisung: »Weil es Sitte bei den Deutschen und altes Herkommen, daß die Angelegenheiten des Krieges, so wie Alles, was den Staat und das öffentliche Wohl betreffe, von dem einmüthigen Beschlusse der Edlen geleitet werden, so sey es jetzt im hohen Grade billig, daß jene Helden, welche zur Ehre des Reichs und Sr. Majestät in den gegenwärtigen Kampf gezogen, auch an den Berathungen und Bestimmungen darüber theilnehmen. Auf diese Weise, wenn sie sich mit der alten Auszeichnung beehrt sehen, wird man sich ihres unbegränzten Wohlwollens versichern.«

(Fortsetzung folgt.)

---

## Gelehrte Ausländer zu Wien
### im sechzehnten Jahrhundert.

### I. Martin Eisengrein.

Einer der eifrigsten Bekämpfer der Religionsneuerungen, ward den 28. December 1535 zu Stuttgart geboren. Seine Familie soll lutherisch gewesen, und von Baiern nach Würtemberg gezogen seyn; gewiß ist, daß sie edlen Stammes war, und mehrere Männer zählt, die sich als Schriftsteller einen berühmten Namen erworben haben. Unser Martin erhielt im väterlichen Hause den ersten Unterricht; hierauf besuchte er Tübingen, und von da ging er nach Ingolstadt, wo im Jahre 1553 sein Name in der akademischen Matrikel unter den Hörern des Rechtes vorkommt. Im nächsten Jahre befand er sich aber schon in

Wien, wurde hier Doktor der Philosophie, Prokurator der rheinischen Nation und Professor. Eder lobt ihn der ausgezeichneten Beredsamkeit willen, die er bei mehreren Gelegenheiten an den Tag legte.

Sein Uebertritt zur katholischen Religion muß in diese Zeit fallen, und kann nicht, wie man gewöhnlich angibt, erst 1560 vor sich gegangen seyn. Bald nach 1558 war er schon K. Maximilians II. Hofprediger, und 1560 erscheint er unter den Domherren Wiens. Der Parnassus Boicus erzählt, daß der berühmte Vicekanzler, Jakob Jonas, sein naher Verwandter, ihn vorzugsweise dazu bewogen habe; während auch Eder und Laurenz Zadesius, Dechant zu Mattighofen, das Ihrige beitrugen. Wie aber, wenn Eisengrein dennoch nie Lutheraner gewesen wäre? Auffallend wenigstens ist, daß sein Bruder Johann als Kanonikus zu Passau und die Söhne seines Oheims von väterlicher Seite, Wilhelm und Jakob Eisengrein, als Katholiken bekannt sind; und noch bedenklicher wird die Sache, wenn man die Rede: »De Gloriosa et Triumphali Domini et Salvatoris nostri Jesu Christi, resurrectione,« die er 1558 in Wien gehalten hat und drucken ließ, zur Hand nimmt. Sie enthält folgende Zuschrift: „Reverendissimo in Christo Patri et Domino Petro Paulo Vergerio, olim Episcopo Justinopolitano, et Legato Pontificum etc. Nunc vero Ecclesiarum per Germaniam etc. Antistiti et propagatori vigilentissimo, Illustrissimi Principis Wirttenbergensis a Consiliis et ejusdem ad Serenissimum Bohemiae Regem Oratori.« Nun diesen Mann[1] behandelt Eisengrein als seinen größten Gönner, Wohlthäter und Freund, bittet ihn, keine Verläumdungen zu glauben, redet von der pura et sinceriore Evangelii doctrina, versichert ihn: nec alium esse, foreve, vel si fractus illabatur orbis, quam me fuisse cognovit Tubingae et Stuttgardiae," — und so schrieb er 1558 in ipso Conversionis divi Pauli Festo, und schon 1559 erhält er bei St. Stephan ein Kanonikat, nimmt die geistlichen Weihen, und tritt die Stelle eines Domherrn wirklich an! Ja, 1562 ist er Rektor der streng-katholischen Universität Ingolstadt und Stadtpfarrer zu St. Moritz, und Vitus Jacobäus singt von ihm in seiner Acad. Ingolst.

Boica gratatur sibi gens, quod nescia fraudis
Haereticae insignem te sit adepta ducem! —

Seine literarische Wirksamkeit in Wien bethätigte er noch durch eine Rede: „De summo gradu in artibus liberalibus et Philosophiae, Doctoratu et Magisterio," die er im April 1558 als Professor der Philosophie öffentlich gehalten hat, und welche bei Johann Syngrenius im Drucke erschienen ist. Er dringt darin vorzüglich darauf, daß man bei den akademischen Würden, auch in der Philosophie, zwischen Magisterium und Doctorat keinen Unterschied machen soll. Auch seine Vorlesungen an der Universität blieben nicht ohne Erfolg; mehrere Druckstücke, von eifrigen Zuhörern zu Tage gefördert, bezeugen es. So des Laibacher Jakob Strauß „Erotemata in libros Aristotelis de anima digesta," die 1560 aus der Presse des Raphael Hofhalter hervorgingen, und in deren Vorrede der Verfasser gesteht, daß ihm von Eisengrein das — Licht erschlossen worden[1].

Die wichtige Stelle indessen, welche Eisengrein unter den polemischen Schriftstellern seiner Zeit einnimmt, hat er sich erst durch die zahlreichen Schriften erworben, welche während seines Aufenthaltes in Baiern entstanden sind. Wir verweisen darüber auf den bereits angeführten Parnassus Boicus, wo sich nach unserer Ansicht die ausführlichste und vollständigste Nachricht über das Leben des merkwürdigen Mannes befindet — mit Ausnahme dessen, was wir so eben in Kürze erzählt haben. An der Universität zu Ingolstadt bekleidete er noch die Würde eines Vicekanzlers und Professors der Theologie, wurde hierauf Probst zu Altenötting und Mosburg, auch Domprobst zu Passau, und starb 1578 in Ingolstadt. Noch müssen wir zum Schlusse eine Angabe berühren, welche sich in Raupach's erster Fortsetzung des evangelischen Oesterreichs befindet. Dort heißt es Seite 267: Nachdem Citardus an. 1567 gestorben, so war an dessen Stelle Martinus Eisengrein, ein evangelischer Apostat, zum kayserlichen Hof-Prediger erwählet worden. Doch, da derselbe den Anfang seiner Predigten mit heftigem Schelten auf den seligen Lutherum machte, so ward er eben deßwegen nach der dritten Predigt seiner Bedienung entlassen.« Das Irrige dieser Stelle springt in die Augen; überdieß haben

[1] Der also keineswegs incognito und verkleidet nach Wien gekommen, wie im großen histor. Lexikon gefabelt wird! —

[1] Cum superiori anno Ornatissimus Vir D. M. Martinus Eisengrein in profitenda naturali Philosophia mihi lampada tradidisset etc.

wir von Eisengrein noch: »Predigten durch das gantze Jahr vor der Röm. Kayserl. Majestät Maximiliano II. geprediget [1].«

## Reise-Erinnerungen.

### I. Das Gasteinerthal.

Dieses in vielfacher Beziehung merkwürdige Thal des Salzachkreises von Oesterreich ob der Ens erstreckt sich von den Centraltauern im Süden zur Salzache etwa 5 Meilen in der Länge und 1/2 Stunde in der Breite zwischen den Armen jener Hauptgebirge, die das Herzogthum Salzburg von Kärnten trennen. Seinen Flächenraum von 5 1/2 Quadratmeilen bewohnen 3700 Menschen in 608 Häusern, welche einen Marktflecken und mehrere Dörfer bilden. Das Thal wird seiner Länge nach, von dem Hochwasser, die Ache, durchfluthet.

Die Gebirge, welche die Thalwände formiren, werden gegen Süden zu immer mächtiger, und wechseln mit ihrer stärkeren Erhebung auch ihre Hauptbestandtheile, so daß der Urkalk weiter südlich in Schiefer, und dieser in Granit übergeht. In den Gebirgszügen, welche das Hauptthal gegen Ost und West von den gleichlaufenden Thälern der Salzache, nämlich vom Thale Rauris und Großarl scheiden, verdienen einige Berge besondere Erwähnung, und zwar westlich der Bärenkogel, die Erzwiese, die hohen Türchelwände, der Stubnerkogel, der Tisch und der Bockhart, östlich in derselben Richtung: die aussichtreiche Parsebne, der viel erstiegene 7623 F. hohe Gamskaarl, der Graukogel mit den 7 warmen Quellen und der erzreiche Rathhausberg und weiter östlich in den Seitenthälern das schöne Tischlerkaar und der Riese Ankogel. Gegen Süden nach Kärnten zu gränzen es die hohen Wände des Naßfeldertauern, der Schlapperebne und des Schareck ab.

Die Gasteinerache, das Hauptgewässer des Thales, entspringt südlich auf den Centralalpen und zwar auf dem Woigstenberg, nimmt in ihrem etwa 5 Meilen langen Laufe durch die Thalmitte die kleinen Achen oder Wildbäche der Seitenthäler auf und stürzt sich durch den Engpaß Klamm bei Lend in die Salzache. Sie durchfließt von ihrem Ursprung abwärts bis zur Mündung im Süden 3 große, schiefe Thalebnen oder abstufende Flächen, die einst Seebecken waren, ehe sich die Bergwässer den Weg zur Salzache durch Felsenmauern eröffnet haben. Diese 3 langen Thalsenkungen oder Abstufungen heißen in der Richtung von Süden her: das Naßfeld, ein großes, überwässertes Thal von 4460 und mehr Fuß Höhe, dann unterhalb, vom Dörfchen Böckstein an, das 3450 F. hoch liegt, bis gegen das 3200 F. hohe Badgastein das Böcksteinerthal, und unter diesem bis zur Klamm das Thal des 2700 F. hohen Hofgastein. In dem Uebergange von einem Thale zum andern bildet die Ache 3 ungeheure Abfälle, nämlich vom Naßfelde nach Böckstein herab den ersten, vom Schlusse des Böcksteinerthales, bei Badgastein zum 3. Thale von Hofgastein den zweiten, und von der Klamm bis zur Salzache bei dem 2030 F. hohen Orte Lend den dritten.

Jeder dieser 3 großartigen Katarakte bildet wieder mehrere kleine, ganz besonders aber jener zwischen dem Naßfelde und Böckstein; der prächtigste und berühmteste indessen ist und bleibt der mittlere über den Abhang, auf dem Badgastein ruht.

Die 3 großen abstufenden Thäler oder Bodensenkungen unterscheiden sich auffallend, wie durch ihre Höhe und Lage, auch in der Temperatur, so daß das Naßfeld als die höchste Gegend die rauheste, das Thal von Hofgastein, als die niederste, natürlich die mildeste Temperatur und den fruchtbarsten Boden besitzt.

Die merkwürdigsten Nebenthäler, welche in dieses größere, oder Hauptthal von den Seiten her mit ihren Gewässern einmünden, sind gegen Osten bei Böckstein das Anlaufthal und unterhalb Badgastein das Kötschachthal. Nach Westen hin aber liegt das Angerthal.

Bei dem Postdorfe Lend biegt sich der Weg von der Hauptstraße und Salzache weg nach Süden, und längs der Gasteinerache fort durch die Klamm über Dorfgastein nach Hof, welches 1 1/2 Posten fern, und von da an der Ache aufwärts 3/4 Posten bis Badgastein. (Schluß folgt.)

## Miscelle.

Auf die verhör zwischen n. Burgermeister Richter vnd Räte der Stadt Steyr. Auch deren in weyer, vnd F. D. vrbarleutn der Herrschaft Steyr, Clager an ainem vnd n. Richter vnd Rate der Stat waidhofen an der ybbs, anttwurtten, anderm taill in der Irrung so sich zwischen den bemelten Parthenen gehalten von wegen aines newen wälhischen, vnd aines clainen hamer So die von waidhouen erpawt, vnd die von Steir des beschwärt zu sein vermaint. Haben fürstlicher durchleuchtigkhait Raiträte der Nider österreichischen Raithchamer, sambt andern Räten die sein F. D. insonders dazu verordent hat, auf baider taill klag antwurt Red vnd wider Red in schriftn eingelegt. Auch die fuerbrachten freyhaitn vnd Briefliche vrkhunden nach genuegsamer erwegung aller gelegenhait dieser sachen Erkhennt vnd zu abschied geben, das die von waidhoven von deren von Steyr, weyer vnd F. D. vrbarslewt der Herschaft Steyr, clag, in dieser sachen, ledig vnd absoluirt sein vnd die Clagenden parthaien den antwortern, ir costtn vnd zerrung, so Inen diser tagsatzung halben aufgeloffen ist, nach der gemeltn Räte mässigung zu betzallen schuldig. Actum wienn den 7 tag Octobris 1524.

---

[1] S. II. Th. Maynz 1601. f.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

61. Mittwoch, den 2. August 1837.


## Friedrichs von der Pfalz
und
der deutschen Hülfstruppen
## Zug nach Oesterreich wider die Türken
im Jahre 1532.

(Fortsetzung.)

Kaum war Graf Adrian Croy von Friedrich geschieden, kam von dem Markgrafen Joachim ein Brief aus Baden mit der Nachricht, daß er durch Spione die bestimmte Anzeige erhalten, wie der Feind einen Kreuzweg besetzt habe, wodurch er entweder über die norischen Alpen nach Triest, oder über den Kenberg, oder über den Schwarzafluß entrinnen könne. Doch sey sowohl der erste, als der letzte Weg sehr beschwerlich, weil beide, von Natur aus hinlänglich eng, kaum für einen Wagen fahrbar und von den Landleuten noch durch Baumstämme und Felsenblöcke verschanzt worden; der mittlere sey mit Truppen stark versehen, so daß auch hier kein Ausweg offen stehe. Es sey nun, bevor dieser trugvolle und unbeständige Feind wieder entkomme, nothwendig, ihn sogleich mit dem ganzen Heere zu drängen und zu verfolgen.

Als Friedrich dieses vernommen, begab er sich, nachdem er das Lager befestigt und mit Wachen umgeben hatte, des andern Tages mit einer auserlesenen Mannschaft zu Pferd und zu Fuß nach Lachsenburg, einem durch den Ochsenmarkt berühmten Ort, und schrieb von hier an den Markgrafen von Vasti, der mit den spanischen Truppen zu St. Pölten stand, daß er auf die so weit vorgerückten Feinde, denen durch allenthalben ausgestellte Posten sämmtliche Auswege verschlossen, endlich einmal losgehe, und nicht länger dulde, daß sie zur Unehre des spanischen Volkes wider das christliche Volk ungestraft wüthen. Doch wurde von diesem, obschon er in seiner Nähe Alles rauben, zerstören und morden sah, dagegen beinahe nichts unternommen und ausgeführt; aus welchem Grunde aber ist bis heute unbekannt geblieben. Viele schrieben es der Furcht, Andere dem Neide zu, von dem er insbesondere gegen die Deutschen erfüllt gewesen. Ob beides wahr, ist ungewiß; unläugbar aber bleibt es, daß ersteres nicht gottesfürchtig genug, letzteres nicht sehr großmüthig. Die Feinde aber, als sie alle Ausgänge besetzt sahen, wurden, bald dort, bald da eine Ritze suchend, von Ungewißheit und Wuth hin- und hergeschleudert. Zuerst stürmten sie auf Glocknitz, dann auf Bistorf los, wohin ihnen der Markgraf von Brandenburg folgte, endlich auf Loibersdorf, wohin Friedrich, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß sie dort Lager geschlagen haben, in größter Eile abging. Kaum aber waren hier die Zelte entfaltet, so hieß es, der Feind sey da, und rücke in voller Schlachtordnung auf die Unsrigen los. Man rief zu den Waffen, doch bald zeigte es sich, daß der Lärm nur von einigen allzu Furchtsamen ausgegangen. Man schickte daher vier berittene Edle auf Kundschaft aus, die bis zur Veste Starhemberg vordrangen, und erfuhren, daß die Feinde, mit ungeheurer Beute beladen, in dem tiefsten Thale zwischen Altenmarkt und Pottenstein stehen. Zu gleicher Zeit kehrten Andere zurück, und berichteten, daß sie zwischen Verschanzungen der Berge, die wegen ihrer Enge kaum dem Reiter zugänglich, sich verborgen hielten. Nicht lange hierauf kam der Türke Bala, dasselbe zu berichten, mit seinen tausend Mann zu Pferde an. Er wurde wegen der Aehnlichkeit der Waffen und Kleider zuerst für einen Feind gehalten, dann aber aus den Fahnen erkannt; daher auch die Waffen, welche die Soldaten im ersten Tumult ergriffen hatten, wieder abgelegt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

# Bericht
über
## die österreichischen Grabmähler
des
# Klosters Heiligenkreuz,
Zisterzienser Ordens in Unter-Oesterreich
von
**P. Marquard Herrgott**
dd. 9. Mai 1739.
Nebst einigen Anmerkungen von Fr. Theod. Kraft,
Prof. ad. S. C. dd. 30. Nov. 1801 [1].

Allerdurchlauchtigster 2c. 2c.

Den 3. Mai 1739 hat der Herr Prälat von Heiligenkreuz mich sammt dem Ingenieur Kleiner in sein anvertrautes Kloster geführt, um in den Grabmählern nachzusehen, was zur weiteren Erörterung der alten Markgrafen und Herzoge von Oesterreich, welche dort zur Erde bestattet sind, sich etwa vorfinden möchte. Zu dieser Untersuchung hat ermeldter Herr Prälat in alle Wege hilfliche Hand gereicht, und ist uns mit vieler Höflichkeit begegnet.

Abends wurde ich noch in das Kapitelhaus, darin die Grabsteine der Markgrafen und Herzoge liegen, geführt, woselbst gleich das Concilium gefaßt und die Anstalt gemacht worden, daß in der Mitte vor dem Altar unter der sogenannten Matta (Bret, worauf sich die Geistlichen, ihre culpam zu sagen, zu prosterniren pflegen) der sich dort befindliche Grabstein aufzuheben, und unter der Erde nachzugraben sey.

Des andern Tages, als den 4ten in aller Frühe, war der Maurermeister mit seinen Tagwerkern schon an der Arbeit, und vorgedachter Ingenieur in der genauen Abzeichnung des Planes von gedachtem Kapitelhause, sammt einer accuraten Delineation der Grabsteine und Inschriften begriffen, um einen ordentlichen Grundriß mit den übrigen nöthigen Zeichnungen zu verfertigen.

Ermeldtes Kapitelhaus, welches von dem Stifter sammt der Kirche und dem Convente vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaut worden ist, liegt gegen Orient, bestehet in einer gothischen Architektur, und ruhet dessen Gewölb auf vier Säulen, zwischen welchen an den Mauern beider Seits zwei in Fresko gemahlte Felder anzusehen, welche die Bildnisse der Söhne des Stifters, und der übrigen Herzoge sammt ihren Grabsteinen und Inschriften vorstellen. Es hat zwar der Mahler bei diesen Bildnissen die Art der alten Kleidungen nachzuahmen sich beflissen; allein es zeiget sich, daß er keine alten Originalstücke vor Augen gehabt, mithin, daß ihm die Kunst in den Kleidern nicht vollkommen gerathen. Sonst aber hat erwähntes Kapitelhaus seinen Eingang von dem Claustro oder Kreuzgang unweit der Kirche; dieser ist mit sauberem eisernem Gitterwerk versehen, an welchem ein zierlich, aber ganz neuerlich geschriebenes Verzeichniß der im Kapitel begrabenen Leichname auf einer Tafel abhanget; und weil ich gefunden, daß dieses Verzeichniß mit den Inschriften der Grabsteine in mehreren Stücken eintrifft, so habe ich selbes zur vorläufigen Nachricht hier beisetzen wollen:

Hic jacent in Capitulo consepulti Principes, Marchiones, Duces Austriae, Styriae.

Leopoldus largus, Dux Styriae de Babenberg.

Fridericus Catholicus Dux Styriae de Babenberg.

Leopoldus virtuosus Dux Austriae Styriae de Babenberg.

Henricus Dux de Mödlinga de Babenberg.

Raiza Ducissa de Mödling, uxor Henrici praefati filia Sobieslai Regis Bohemiae.

Henricus crudelis de Babenberg.

Richardis Landgravia de Waltersdorf, uxor prima Henrici crudelis.

Gertrudis Ducissa Brounwicensis uxor secunda Henrici crudelis.

Fridericus bellicosus, ultimus familiae Babenbergensis, jacet sub elevato lapide sculptili.

Rudolphus de Habsburg } filii { Ottonis Ducis Bavariae
Henricus de Habsburg } filii { et Regis Hungariae.

Albertus et Ernestus marchiones austriae, filii S. Leopoldi fundatoris S. Crucis.

Benefactores monasterii nostri primarii, quorum beneficiis fruimur religiosi, pro eis diu noctuque psallentes et canentes in S. Cruce coram Domino.

Nach dieser Anzeige also lägen in dem Kapitelhause 13 fürstliche Personen begraben; es sind aber beim Nachgraben mehrere Leichname angetroffen worden, wie wir unten melden werden. Doch finden sich nicht mehr als 9 Grab-

---

1 Dieser interessante Bericht kam uns durch die gütige Mittheilung des Herren Stifts-Capitularen Malachias Koll zu. Wir brauchen nicht erst zu erinnern, daß wir diesem fleißigen Forscher eine sehr verdienstvolle Geschichte seines Stiftes verdanken; indessen können wir nicht umhin, die Freunde vaterländischer Geschichte auf das — Diplomatarium aufmerksam zu machen, mit dessen Bearbeitung er sich fortan beschäftigt, und von dem eben so wichtige als nachhaltige Aufschlüsse zu erwarten stehen. R.

steine und zwei große Platten, also in Allem nur 11 Grabmähler; weil die Namen von Einigen derselben, als des Henrici de Mödlinga et ejus uxoris Raizae, item der zwei Frauen Richardis und Gertrudis, weiter des Alberti et Ernesti, auf den Grabsteinen paarweis zusammengesetzt, und zu lesen sind. Die Ursache dessen ist, weil hier keine gemeinsame Gruft unter der Erde vorhanden, in welcher alle Körper hätten können beigesetzt werden, sondern es war der Andacht der Alten genug, daß die Leichname dieser gesammten Herzoge in einem Gewölbe des Kapitelhauses beisammen begraben, und keine fremden Leichen beigelegt würden; wie denn auch durch die Geistlichen jederzeit genaue Obsicht getragen worden, daß kein anderer, als allein die vom herzogösterreichischen Stamme Hergesprossene an diesem Orte eingegraben worden; welches aus dem klar zu beweisen, daß verschiedene Descendenten von gräflich Schaumburgischen und andern hohen Familien nicht in diesem Kapitelhaus, sondern vor der Thür desselben, oder in der Kirche nach Ausweis der Grabsteine begraben liegen. Es ist also dieser Ort die eigenthümliche Begräbnißstätte der Herzoge von Oesterreich, und so viel zu schätzen, als eine österreichische Gruft, obschon die Leichname nicht hart aneinander, wohl aber in einem Gewölbe beisammen ruhen.

Daß aber diese herzogliche Grabstätte nicht in der Kirche vor dem Hochaltar oder in einer Kapelle, wie sonst gewöhnlich, sondern in dem Kapitelhause errichtet worden, ist darum geschehen, weil die Geistlichen an diesem Orte nebst einem Kapitel aus der Regel des heiligen Vaters Benedicti, auch aus dem Necrologio die Namen ihrer Stifter und Gutthäter abzulesen, und zu gleicher Zeit für diese täglich das Gebeth dort in loco sämmtlich zu verrichten pflegen.

Dergleichen Beispiele in der Historie finden wir in Menge, daß die Stifter der Klöster öfter, anstatt in der Kirche, ihre Begräbnisse in den Kapitelhäusern aus eben angeregten Ursachen sich auserwählt haben: damit man nämlich ihrer stets gedenke und sie des täglich dort verrichteten Gebethes der Geistlichen theilhaftig würden. Montfaucon zeiget an verschiedenen Orten in seinen monumentis francicis, daß dieser Gebrauch auch in Frankreich bei dem königl. Hause im Schwung gewesen.

Erwähnte eilf Grabsteine unserer Herzoge im mehrwiederhohlten Kapitelhause zu Heiligenkreuz sind dergestalt gelegt und ausgetheilet, daß acht derselben nach der Breite des Gebäudes von dem Altar in gerader Linie, doch nicht alle aneinander stoßen, sondern einige mit einem oder mehreren Quadersteinen abgesondert anzutreffen; der neunte Grabstein liegt weiter von dem Altare, und also näher bei der Thür; in der Mitte zwischen den zwei ersten Säulen, sodann auf beiden Seiten bei diesen unteren Säulen, befinden sich zwei große steinerne Platten, welche, obschon ohne Zeichen und Inschrift, gleichfalls als Leichensteine dienen.

Diese Grabsteine sind überhaupt schmal, hingegen meistentheils 6½ auch bis 8½ Schuhe lang. Mit Ausnahme von vieren sind alle mit Inschriften versehen; diese Inschriften aber sind nicht nach der Breite, sondern insgemein nach der Länge des Steines eingehauen, wie alles besser aus den besonderen Zeichnungen zu ersehen seyn wird. Wir haben die Zeichnungen der Grabsteine mit Nummern versehen, den Anfang bei dem ersten zu rechter Hand ad Cornu epistolae gemacht, und sind der geraden Linie nachgefolget, daß mithin der nähere bei dem Eingange in unserer Zahl der 9te, und die zwei auf den Seiten neben den Säulen die letzten geworden. Ich will hier von jedem die Grabschrift besonders mittheilen, und meine Anmerkungen kürzlich beifügen.

I. Der Stein ist oben gebrochen, hat in der Mitte ein langes Kreuz auf einem grobgezeichneten Piedestal eingegraben; die Inschrift befindet sich in doppelter Reihe folgender Maßen mit gothischen Buchstaben eingeschnitten:

† XIII. Kl. Mai Θ Gertrudis. de. Brounswich. Ducissa Austric. VI. K. Mar. Θ Richardis Landcravia de Waldersdorf.

Diese Beiden hält man für die Gemahlinen Henrici crudelis, beide können nicht zu gleicher Zeit gestorben und begraben seyn; doch stehet die Inschrift von beiden auf einem Grabstein, und zwar der Name der zweiten Gemahlin zuerst. Es dürfte aber ein Fehler in dieser Sache eingeschlichen seyn; indem ein alter Geistlicher von Heiligenkreuz die Anmerkung hinterlassen, daß Gertrudis uxor Friderici bellicosi gewesen, mithin wäre nur die Richardis Henrico crudeli als Gemahlin beizumessen.

(Fortsetzung folgt.)

# Reise-Erinnerungen.

## I. Das Gasteinerthal.

(Schluß.)

Das Gasteinerthal war nicht nur schon den Römern bekannt, sondern schon lange vor ihnen von einem Stamme der Kelten, den Tauriskern, bewohnt. Diese, sowohl Hirten und Ackerbauer, als Bergleute und Krieger, nannten das Thal Jastum, wornach es die Römer, die Bezwinger jenes Gebirgsvolkes um die Zeit Christi, Gastuna nannten. Daher der jetzige Name: Gastein.

Die Römer und schon vor ihnen die Taurisker fanden und benützten die Erdschätze der Tauernalpen. Manche Grube jener Zeit ist jetzt von undurchdringlichem Eis bedeckt. Der Sage nach haben die christlichen Einsiedler Primus und Felician die Wirksamkeit der warmen Quellen des Wildbades am Fuße des Grankogels entdeckt oder wieder gefunden, indem sie bemerkten, daß zwei von Jägern verfolgte und verwundete Hirsche bei den Quellen Heilung fanden.

Im 16ten Jahrhunderte war die Ausbeute edler Metalle, besonders des Goldes, in der »Krone« außerordentlich. Erasmus Weitmoser versuchte 1495 sehr glücklich den Bergbau und gab dem Erasmusstollen im Rathhausberge seinen Namen. Noch mehr gesegnet war sein Sohn Christoph, so daß von ihm Bischof Leonhard von Salzburg zu Kaiser Maximilian I. sagte: »Ich habe einen Caplan, der nimmer ausgesäckelt werden kann.« Nach ihm ist der höchste Stollen des Rathhausberges benannt. Derselbe Gewerke Weitmoser hinterließ außer dem Erbtheile seiner Söhne jeder seiner vier Töchter 80.000 Rthl. Seine Töchter waren an die berühmten, reichen Fugger und an die Khevenhüller vermählt. Die Gewerken von Hofgastein: Weitmoser, Zotten, Straßer u. A. wurden den Patriciern der Reichsstädte gleichgeachtet; sie leiteten einen sehr einträglichen Handel mit Italien ein und erhoben den Markt Hof, der schon 894 gegründet worden seyn soll, zu einem bedeutenden Speditionsplatz. Sie bauten sich nicht nur Ritterschlössern ähnliche, große und schöne Häuser und geschmackvolle Villen, sondern förderten auch Wissenschaften und Künste. So wurde Hofgastein nach der Hauptstadt der wohlhabendste Ort des Herzogthums Salzburg.

Die bedeutendsten Punkte des Grubenbaues in der Gastein sind: die Erzwiese im Angerthale, der Bockhart, die Sigliß, das Naßfeld, das Anlaufthal und der Rathhausberg. Hier wird Gold und goldhältiges Silber gewonnen.

Nachdem schon früh die Slawen auf diesem an Erz ergiebigsten Berge, wie es scheint, nur Tagverhau betrieben hatten, eröffneten im 14ten Jahrhundert die Straßer den eigentlichen Grubenbau. Zu Ende des 15ten Jahrhunderts aber kamen die Weitmoser an die Reihe.

Nachdem der Bergbau vom 14ten bis zum 17ten Jahrhunderte geblüht hatte, kam er in Verfall. In den Jahren 1614 und 1615 wanderten mehr als 500 gewerbsleißige Bewohner dieses Alpenthals, Bekenner des Lutherthums, in das Ausland.

Die jetzigen Bewohner, obgleich im Allgemeinen von sehr gemischter Abkunft, tragen in den bessern, wohlhabenderen Familien vielleicht mehr als irgend ein Volk in Deutschland Spuren keltischer Abstammung und Sprache an sich. Ihre Hauptbeschäftigung ist noch, wie vor 1000 und mehr Jahren, Alpenwirthschaft, Bergbau, Viehzucht und Ackerbau.

---

## Miszellen.

Die Alten, bemerkt Reichard Strein, haben keinen Brief unterschrieben, sondern Zeugen zur Fertigung erbethen, und dazu die Personen vermeldet, so um die Sache ein Wissen hatten. Z. B. »vnd seindt der redt gezeug G. Hartneidt von Traun mein Schweher, H. Alber v. Maniberch vnd Dietrich von Weissenberch mit ihren Insiegeln, Berchtold der Eling, Georg v. Aiglspach vnd andere Biedereb leuthe genueg, denen dise sach wohl chundt ist. 1323.

---

Der Titel »Wohlgeboren« kommt in Oesterreich vielleicht das erste Mal 1413 vor, und zwar in einem Stiftbrief des Wolfgang Strein: „mit des Edlen H. Al. zu Ottenstein derzeit Hofrichter in Oesterreich vnd des Edlen Wolgebornen H. Bernharten von Liechtenstein Obr. Cämerer in Oesterreich.«

---

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

62. Sonnabend, den 5. August 1837.

## Friedrichs von der Pfalz und der deutschen Hülfstruppen Zug nach Oesterreich wider die Türken im Jahre 1532.

(Fortsetzung.)

Nachdem man, nach so vielen und langwierigen Erkundigungen, endlich zur Gewißheit gelangt war, wo die Feinde stehen, schien es gerathen, den Grafen Philipp von Oberstein mit einigen Cohorten voraus zu schicken, um zu untersuchen, ob durch schnellen Marsch und nach der Lage der Dinge etwas unternommen werden könnte. Ihm zu Schutz und Hülfe wurden mit 300 Veteranen Sebastian Schertelin und Johannes Seiler, die Anführer der augsburgischen und pfälzischen Truppen, als durch Tapferkeit und Erfahrung ausgezeichnete Krieger, nachgesendet, welche schnell zum Abmarsche bereit unter dem Schutze der Nacht zu Philipp stießen, und nachdem sie die Feinde entdeckt, durch Hecken und Büsche, und über tiefe Waldesklüfte krochen, um die Stellung des Lagers zu erspähen. So kamen sie bis zu den feindlichen Wachposten, welche sich alle, bis auf einen, der in Gefangenschaft gerieth, durch die Flucht retteten. Von diesem erfuhren sie, daß 15.000 Türken im nächsten Thale das Lager bezogen. Sonach rückten sie bis zu den letzten Wachen, von wo aus sie Thal und Zelte bereits unterscheiden konnten, vor, und griffen mit einer beigezogenen Abtheilung Musquetiere die im Innern des Lagers verschanzten Türken an. Das rasche und wohlgeleitete Gewehrfeuer verfehlte seine Wirkung nicht; so Manche der Schlafenden blieben; die Uebrigen griffen taumelnd zu den Waffen, bestiegen ihre Pferde und stürmten aus dem Thale fort auf die Spitze des Berges. Hier schnell sich in voller Schlachtordnung entwickelnd, stürmten sie wüthend auf die Unsrigen los; doch diese mit Absicht bis zum Ende des Waldes weichend, wo mit den übrigen Truppen Philipp von Oberstein stand, lockten jene in den bereiteten Hinterhalt, indem sie nur so lange Widerstand leisteten, als sie nicht von deren Pfeilen erreicht werden konnten. Es fielen aber bei diesem nächtlichen Gefechte, und bevor sie an die Truppen Obersteins kamen, beinahe tausend Türken; von den Unsrigen wurden nur Wenige vermißt. Denn obschon der Feind öfter in Masse auf die Unsrigen stürzte, wurde er doch immer von der Tapferkeit der Musquetiere mit Verlust zurückgeworfen. Indessen war auch die Finsterniß der Nacht stärker geworden, und es wurde vom Kampfe abgelassen, doch auf keiner Seite das Treffen verlassen. Nun erhielt über das Geschehene, so wie es mit Schertelin verabredet worden, Friedrich die ausführliche Nachricht. Dieser, kaum davon in Kenntniß gesetzt, erläßt den Befehl, daß alle Soldaten, bei Tagesanbruch und ohne Geräusch, auf der Ebene schlagfertig erscheinen, um sie in dem geeigneten Hinterhalt und bevor die Feinde wieder vorwärts gedrängt würden, aufstellen zu können. Daher wurden während dieser Nacht weder die Pferde abgezäumt, noch die Waffen von der Mannschaft niedergelegt. Selbst Friedrich brachte sie gerüstet und schlaflos zu, eingedenk der Worte Homers: es schicke sich nicht für den Mann, dessen Sorge das Wohl der Völker anvertraut ist, allein bei Nacht zu schlafen, besonders wenn so wichtige Dinge von seinem Entschlusse abhängen. Die dritte Nachtwache war bereits vorüber, und die Morgenröthe verkündete des Tages Anbruch; da wurde den Soldaten durch Bothen das Zeichen zum Marsche gegeben. Schneller als dieses, war der Gehorsam; wie ihnen befohlen worden, erschienen sie auf der bestimmten Ebene. Diese hatte gegen Süden den Rücken der Berge, auf welchen die Feinde sowohl als die Unsrigen

in Schlachtordnung standen; gegen Norden einen Fluß und Sumpf, welcher durch Untiefen und Schlamm unwegsam; gegen Westen unser Lager und das Thal, und gegen Osten einen dichten Wald, der zur Deckung des Fußvolkes wie geschaffen war. Daher befahl Friedrich dem Theodorich Speck, mit seiner leichten Reiterei jenseits des Flusses und Sumpfes, die zur Flucht allein den Ausweg zu bieten schienen, festen Fuß zu fassen; die Musquetiere und das übrige Fußvolk vertheilte er unter die Baumgruppen nächst dem Walde, und er selbst mit dem übrigen Theile des Heeres besetzte die mittlere Fläche zwischen dem Ufer des Flußes und den Bergen, damit, wenn der Feind sich zur Flucht wenden sollte, er sich demselben entgegenwerfen und die Fliehenden mit Nachdruck empfangen könnte. Nachdem Alles auf diese Weise geordnet war, ließ er durch einen Bothen den Grafen von Oberstein und Schertelin ermahnen, das einmal Begonnene fortzusetzen, und den durch Nachtwachen und Kampf ermüdeten Feind wieder anzugreifen. Diese hatten inzwischen den letzteren noch während der Nacht, damit sie ihn leichter gegen den Hinterhalt drängen, oder auch von den Bergschluchten, wenn er dahin zurückzukehren versuchen sollte, abhalten könnten, mit ihren Truppen umgangen, und griffen ihn daher jetzt im Rücken mit einem furchtbaren Kugelregen an. In Kurzem hatten sie ihn auf die Spitze jenes Berges getrieben, der an unser Lager gränzte, und von wo aus die von Waffen und Mannschaft glänzende Ebene zu übersehen war. Als die Türken hier unsere Schaaren erblickten, hielten sie halbentseelt und schweigend an; bald aber wieder zur Besinnung gekommen, erhoben sie wie wilde Thiere ein barbarisches Geschrei, bildeten nach altem Kriegsbrauch ein keulenförmiges Treffen, und spähten stillstehend und muthlos nach einem Ausweg. Nun ließ Friedrich eine Kanone auf sie feuern, und bald hierauf, nachdem der Schlachtruf der Trompeten ertönt, die Erschreckten angreifen. Den Kampf eröffnete die böhmische und schlesische Reiterei, welche an der Spitze des Haupttreffens stand; hierauf stürzte Friedrich selbst mit seinem Phalanx und schweren Truppen vor. Die Schlacht währte noch nicht lange, und die Feinde wendeten sich zur Flucht. Bald hierher aber, bald dorthin getrieben, und alle Ausgänge besetzt sehend, verloren sie so sehr allen Muth, daß sie sich wie Blinde über Felsen und Abhänge in den Fluß und Sumpf warfen, wo ein Theil in den Untiefen versank, ein anderer, welcher von den Pferden gesprungen war und Bürde und Kleider weggeworfen hatte, nackt und nur die Waffen in der Hand ausschwamm; viele aber schreckte der Sumpf ab, und diese gaben alle Hoffnung zur Flucht auf. Indem sie indessen wie angefesselt standen, und sich auch nicht schnell genug entwickeln konnten, wurden sie von der Reiterei und dem Fußvolk, welche jenseits des Flusses unter Speck aufgestellt waren, hart mitgenommen. Auch Friedrich, als er bemerkte, daß sie mit Verachtung jeder Lebensgefahr auf das jenseitige Ufer drangen, und dort sich wieder in Schlachtordnung aufstellten, setzte sogleich über den Fluß, und verfolgte, bald vor-, bald rück- und seitwärts muthig angreifend, sie raschen Marsches fast zwei deutsche Meilen, und ließ nicht eher nach, bis er von der Metzelei ermüdet, sie an die Truppen des Markgrafen von Brandenburg gedrängt hatte. Diese, mit dem Vorgefallenen beinahe unbekannt, und nur durch einen Zufall darein verwickelt, stellten sogleich das unterbrochene Treffen wieder her. Abermals wurde eine große Anzahl Feinde erlegt, und die Tapferkeit des Markgrafen zeigte sich dabei der alten Ahnen vollkommen würdig. Er kämpfte nicht allein selbst unter den Ersten, sondern ermunterte durch Wort und That auch die Uebrigen dazu. Nur wenige der Feinde entkamen, welche die Schnelligkeit ihrer Pferde rettete; indessen wollte es die Vorsehung, daß all die Unsern an diesem Sieg und Ruhme theilnehmen sollten. Ein Nebel, der sich plötzlich über Wald und Feld niedergelassen hatte, trieb die Fliehenden dem Katzianer und den beiden Helden, Wolfgang Grafen von Montfort und Georg Freiherrn von Losenstein, die mit ihren Hülfstruppen die Spur des Tyrannen verfolgt hatten, zum sichern Untergange in die Arme. So wurden sie von der Reiterei und dem Landvolke auf eine Art niedergemetzelt, daß von den 15.000 nicht einer übrig blieb, welcher die Nachricht über die Niederlage zu den Seinigen hätte bringen können. Auch wurde des tiefen Hasses wegen, den die Ausländer wider die Türken nährten, keiner gefangen.

(Schluß folgt.)

# Bericht über die österreichischen Grabmähler des Klosters Heiligenkreuz.

(Fortsetzung.)

II. Der Grabstein ist ganz und hat diese Inschrift in einer Linie:

† Idus Nov. Albertus. X. Kl. Febr. Ernestus Marchiones Θ.

Hier ist wieder zu bemerken, was bei Nummer I. erinnert worden, daß nämlich diese beiden Markgrafen und Söhne des heil. Leopold, Albert und Ernest, nicht zu gleicher Zeit gestorben, dennoch unter einem Stein begraben seyen; da der eine mit 18 Jahren gestorben, der andere aber zur Regierung gekommen. Woraus zu schließen, daß gleichwie die vermeldeten beiden Frauen in ein Grab gelegt worden, also auch beide Brüder unter einem Stein haben beisammen seyn wollen. Die Inschrift aber muß natürlicher Weise erst nach dem Tode des letzteren, und vielleicht geraume Zeit darnach gemacht worden seyn. Doch geben theils die Simplicität der Inscriptionen, theils die Figuren der Buchstaben sattsam zu erkennen, daß diese Lapides, si non coaevi, saltem suppares seyen.

III. Dieses Monument ist nach der Quere an 3 Orten gespalten und sonst auch beschädigt, darauf doch noch folgende Inschrift zu lesen:

XI.I.I.I. KL. Feb. Heinricus Dux de Medelik . . . iza Ducissa uxor ejus.

Hier sind die zwei ersten Ra oder Re von dem Worte Raiza oder Reiza durch Verbrechung des Steines verloren gegangen.

IV. Ein zerbrochener Stein mit einer in 2 Linien bestehenden Inschrift:

† Rudolph et Heineric. frs. filii Ottonis Duc . . . arvarie et nepotes. Rudolfi. Regis Romanorum.

Die abgehenden Buchstaben sind leicht zu ersetzen; allein es stehet noch bevor, diese Inschrift mit jenem zu untersuchen, was Bürken S. 123 von diesen beiden Herzogen meldet.

V. Der Stein ist ganz, liegt bei dem Altar und hat folgende Inschrift:

† XV. KL. Nov. Θ Liupoldus Dux Bawariae.

Dieses ist der nämliche Grabstein, welcher, wie wir Eingangs bedeuteten, von dem Maurermeister zum ersten aufgehoben worden. Was sich aber bei Eröffnung dieses und anderer Grabmäler gefunden, wird nachher ausführlich beschrieben werden.

VI. Auf diesem Grabstein ist fast nichts mehr zu sehen; außer, daß ehemals ein langes Kreuz darauf gezeichnet gewesen. Es zeigen sich auch einige Merkmale, als wäre vorhin eine Inschrift mit doppelter Linie darauf gestanden, allein die Buchstaben sind nicht mehr kenntlich. Zwar ist auf der gemahlten Tafel rechter Hand in dem ersten Feld ein Herzog, bei dessen Bildniß auf einem Leichenstein diese Inscription zu lesen:

† IV. Non. Julii Θ Henricus junior crudelis.

Es bedarf aber diese Inschrift einer genaueren Untersuchung, welche ich zu seiner Zeit anstellen werde. Derjenige, welcher sie dem Maler an die Hand gegeben, wird selbe freilich nicht aus den Fingern gesogen haben. Allein es scheint nicht wahrscheinlich, daß man dem Henrico das Prädikat crudelis gleich nach dem Tode auf seinen Grabstein werde eingehauen haben. Es dürfte daher seyn, daß gedachte Inschrift zwar auf das Monument wäre eingeschrieben, nachmals aber geflissener Dinge wieder ausgethan worden; denn ich begreife nicht, warum auf diesem lapide sepulcrali die Inschrift allein solle erloschen seyn, da er doch neben den Andern liegt, welche alle noch mit lesbaren Inscriptionibus versehen.

VII. Der Stein ist ganz, ohne Figur oder Zeichen, und hat in einer Linie diese Inschrift:

† II. KL. Januarii Θ Liupoldus Dux Austrie et Stirie.

Es wird wohl das Anfangs bei dieser Inschrift bemerkte Kreuz den numerum denarium ausmachen, daß es bedeute 12 Kal. Jan. i. e. 21 Decemb. oder aber muß diese Zahl aus Unwissenheit des Schreibers für den zweiten Tag Januarii angesetzt worden seyn, welche sonst von den Römern geschrieben war IV. Non. Jan.

VIII. Der Grabstein ist an drei Orten beschädigt, hat in der Mitte ein langes Kreuz auf besondere Art, als wäre es auf einer Stange aufgestecket. Die Inschrift besteht in einer Linie aus diesen Worten:

XIII. KL. Maii. Θ. Fridericus Dux Austrie.

Von diesem Grabmal wird in der Folge weiter gesprochen werden.

IX. Liegt des Friderici bellicosi Grabstein gleich bei der Thür, 6 Schuh lang und nur 1 Schuh 8 Zoll breit, worauf dessen Figur tief, und zwar so ausgehauen, daß der ganze Leib erhoben und einer Statue gleichet. Diese verdient besondere Aufmerksamkeit, obschon sie von den Türken bei der letzten Belagerung Wien's an verschiedenen Orten, besonders im Gesichte und an den Füßen muthwilliger Weise zerschlagen und geschändet worden; denn es ist noch daran zu sehen, wie der Herzog mit der rechten Hand das Schwert, mit der linken aber einen Schild, worauf das heutige österreichische Wappen zu sehen, haltet. Seine Kleidung besteht in einem weiten Rocke bis auf die Knie, welcher in der Mitte des Leibes auf alte Art mit einem eingeschnallten Gurt umbunden. Auf diesem Steine ist keine Inschrift; hingegen findet man linker Hand vom Eingange auf dem zweiten Felde dessen Bildniß auf alte Art neuerlich gemahlt, mit nachstehender Inschrift:

† XVII. Kal. Jun. Θ. Fridericus Bellicosus. S. Leopoldi Abnepos rex Salut. ultimus Babenberg. fam.

Es fällt von selbst in die Augen, daß diese Inschrift recentioris aevi, und vermuthlich niemals auf dem Stein eingehauen gewesen. Man halte nur die übrigen, in dem nämlichen Kapitelhause befindlichen Inschriften dieser entgegen, so wird es sich gleich zeigen, daß es ungewöhnlich war, den Herzogen von Oesterreich im 12ten und 13ten Jahrhundert ihre Prädikate, als da sind, largus, virtuosus, bellicosus u. s. w. auf den Grabsteinen beizusetzen; geschweige denn, daß auch die übrige Formula scribendi: S. Leopoldi abnepos etc. ultimus babenberg. fam. die jüngere, und nähere Zeit klar entdeckt.

Dieß sey dermalen genug gesagt, was von den herzoglichen Grabsteinen auf dem Boden des oftérwähnten Kapitelhauses zu bemerken; inmaßen die übrigen zwei auf der Seite liegenden steinernen Platten weder Inschrift noch Kreuzzeichen haben, sondern nur durch ihre Größe und Länge sich von den andern Quadersteinen und dem Pflaster unterscheiden; daher hier noch allein zu bemerken, daß die eine Platte vom Eingange rechts mit X, die zur linken Hand mit XI distinctionis gratia bezeichnet worden.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

Im Jahre 1732 war Farinelli[1] in Wien, und erhielt von Kaiser Karl VI. eine ganz vortreffliche Andeutung. Dieser Kaiser war ein großer Kenner der Musik, wie aus den Briefen des Apostolo Zeno zur Genüge hervorgeht. Da sich nun Farinelli eben so, wie die meisten andern Sänger, nur bemühte, Bewunderung und Staunen zu erregen, und mehr für die Sinne als für das Herz zu singen, auch zu dieser Absicht das Schwere dem Schönen vorzog, so sagte ihm der Kaiser eines Tages mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit: »Alles an Ihnen ist bewunderungswürdig — und Sie haben sich bereits hinlänglich berühmt gemacht. Nun dürfte es Zeit seyn, auf einen besseren Gebrauch der Anlagen zu denken, die Ihnen die Natur so reichlich gegeben hat. Zu diesem Zwecke aber müssen Sie nun wie ein Mensch, nicht mehr wie ein Riese einhergehen: nehmen Sie eine einfachere und gemäßigtere Art des Gesanges an, und Sie werden alle Herzen bezaubern.«

Farinelli gestand später sehr oft, daß ihm diese Erinnerung nützlicher gewesen, als alle Vorschriften seiner Lehrer, und alle Beispiele anderer Meister.

---

Andreas del Pozzo Maler und Architekt, geb. zu Trient im Jahre 1642, gest. zu Wien 1709, studierte bis zu seinem 17ten Jahre, verlegte sich aber hierauf ganz auf die Kunst, und ging mit Einwilligung seines Vaters nach Mailand. Er trat in den Jesuiten-Orden als Laienbruder, bildete sich im Porträtmalen aus, und entwarf zur Jesuitenkirche in Rom die Kuppel. Seinen Satz indessen, daß ein guter Maler auch ein guter Baumeister sey, hat er selbst nicht bethätigt; denn die Altäre von ihm sind überladen und haben fast immer eine bizarre Grundidee. Um einige Plafonds zu malen, wurde er von K. Leopold I. nach Wien berufen.

---

»Obwohl in alten Zeiten,« bemerkt Reichard Strein, »indifferenter »Erbar« und »Edl« dem Herrenstande gegeben worden, so ist doch bei Herzog Albrechts III. Zeiten der Titel »Erbar,« fast gar abgekommen, und dafür angefangen worden »Edl« zu schreiben. In Kaiser Friedrichs Brief an Heinrich Strein 1464 haben wir: den Edlen unsern lieben getreuen Sigmund Einzinger von Einzing unsern rath. Den Edlen unssern lieben getreuen Jörgen von Volkenstorf 1459.«

---

1 Unter diesem Namen ist der berühmte Sänger Carl Broschi allgemein bekannt. S. über ihn: Vita del Cav. Don Carlo Broschi, scritta da Giov. Sacchi. Milano 1784. 8.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

63. Mittwoch, den 9. August 1837.


## Friedrichs von der Pfalz
und
der deutschen Hülfstruppen
## Zug nach Oesterreich wider die Türken
im Jahre 1532.

(Schluß.)

Eine eroberte Standarte von purpurrother Farbe wurde zum Zeichen des Sieges an Kaiser Karl gesendet, von dem Viele, deren Tapferkeit bei dieser Schlacht vorzugsweise hervortrat, mit der Ritterwürde und den goldenen Spornen beschenkt worden sind. Auch eine große Anzahl Gefangener, welche von den Türken noch nicht mit gewohnter Grausamkeit gemordet worden waren, wurde wieder in Freiheit gesetzt; sämmtliche Beute, welche indessen unbedeutend war, fiel den Soldaten zu. Es war dieser Sieg für die Unsrigen allerdings ein unblutiger; denn mit Ausnahme eines einzigen Reiters, der Leuble hieß, wurde im ganzen Heere Niemand vermißt. Friedrich scheint dieses geahnt zu haben, indem er nach Uebernahme des Oberbefehls auf seine Fahne einen Engel mahlen ließ, der in der rechten Hand ein Schwert, in der linken ein Blatt mit der Aufschrift: E Coelo Victoria hielt. Die Leichname der erschlagenen Türken wurden wegen der Schätze, welche sie verschlungen haben sollten, aufgeschnitten, doch fand man in deren Magen nichts als — Weinbeeren. Diese, wider das Gesetz ihres Mohammed's, zu nehmen, zwang sie die Hungersnoth; das Unmenschliche aber der Unsrigen wurde nur von einigen gemeinen Soldaten ausgeführt. Von den Edleren und Veteranen ist das Gegentheil bekannt geworden; was zu beweisen ein Beispiel genügen mag. Bei dem angeführten Treffen befand sich ein deutscher Reiter, Sebastian von Fleckenstein, durch edle Abkunft, wie durch große Kriegserfahrung gleich ausgezeichnet. Als während der Schlacht ihm ein Türke ein Säckchen voll Goldstücke, gleichsam zur Loskaufung, zuwarf, schleuderte er es von dem Sattel, auf den es zufällig gefallen war, als Hemmung des Sieges zurück, und rief: »Geht hin zu eurem Gotte des Geldes.« Auch wurden damals bei den Todten viele Schriften in türkischer Sprache gefunden, von denen man glaubte, daß sie letztwillige Anordnungen, welche vor Angst in den Lagern geschrieben worden. Den fliehenden Tyrannen verfolgte eine ungeheure Seuche, die ihm jetzt bei weitem mehr Leute wegraffte, als bei dem früheren Zuge. Man gab die Zahl der Opfer, welche der göttliche Zorn genommen, auf 150.000 an.

Die Unsrigen kehrten von der so herrlichen Siegesstätte in das Lager zurück, das von einer Abtheilung Lanzenträger bewacht worden war. Nach einem Rasttage aber zog das ganze Heer in die Gegend von Sachsenburg. Hierher kamen Abgeordnete des Kaisers, um in dessen Namen Friedrich zu beglückwünschen, und zu ersuchen, mit einer Abtheilung des Heeres so schnell als möglich Gran zu entsetzen, das von den Feinden hart bedrängt wurde. Den Abgeordneten erwiederte Friedrich, weil es bekannt war, daß der Kaiser mit Ferdinand in Wien angekommen, nur Weniges; vor Sr. Majestät selbst aber entwickelte er, mit Gutheißung der Edlen des Heeres, folgende Ansicht: „Niemand in diesem erlauchten Kreise von Fürsten, Edlen und Soldaten ist, der nicht die Regierung Eurer Majestät mit Liebe und Ehrfurcht umfaßte. Dieß halten Alle für ihre heiligste Pflicht, und daher, obschon der Zug allzuspät und in die Zeit fällt, wo die alten Römer ihre Soldaten in die Winter-Quartiere führten, haben sie sich dennoch einstimmig für bereit erklärt, jeder Gefahr und Beschwerde zum Ruhme Eurer Majestät und des Reiches sich zu unterziehen, sobald dem ganzen Heere, dahin zu gehen, die Ermächtigung ertheilt, und alles übrige, was zu einem solchen Feldzuge unentbehrlich, mit größerer Sorgfalt, wie bisher

vorbereitet werden wird. Das zu vernachlässigen, ohne das kein Krieg mit Erfolg geführt werden kann, und demungeachtet einem so scharfen und blutgierigen Feind entgegen gehen, heißt, sich als sichere Beute hinstellen.«

Obschon der Kaiser auch jetzt noch auf Absendung wenigstens eines kleinen Hülfs-Corps bestand, ließ er doch von seinem Beschlusse ab, indem er den Rath und die Gründe Friedrichs würdigte. Dieser behauptete nämlich, daß, wenn sich Gran wider die Wuth des Feindes so lange, bis die Hülfstruppen anzukommen im Stande, halten könne, es auch durch den Schutz des Winters, der jede Belagerung erfolglos mache, gerettet und unerobert bleibe. Hierauf erhielt Friedrich von dem Kaiser die Versicherungen des gränzenlosesten Dankes für den so glücklich geleiteten Feldzug, und sämmtlichen Anführern und Hauptleuten wurde das verdiente Lob ertheilt, daß sie so erfolgreich zum Schutze des gemeinsamen Vaterlandes und Reiches mitgewirkt. Und so war die Beurlaubung geschehen; Alles erhielt die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath. W.

---

## Bericht
über
## die österreichischen Grabmähler
des
# Klosters Heiligenkreuz.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun sehen, was Eingangs genannter Maurermeister unter diesen Steinen indessen aus der Erde herausgebracht. Der Anfang mit Aufhebung der Grabsteine wurde gemacht in der Mitte bei dem Grabe des Liupoldi Ducis Bawariae, oben mit Nr. V bezeichnet. Kaum war ein Schuh tief in die Erde gegraben, so zeigten sich einige kleine Gebeine, und es wurden auch dort und da Backsteine herausgehoben, welche die Anzeige gaben, daß dieses Grabmal schon früher müsse eröffnet gewesen seyn, welches auch in der That war, wie dieß die weitere Folge erwiesen hat. Denn da man 4½ Schuh tief unter die Erde gekommen, zeigte sich ein Sarg von Backsteinen oder ein loculamentum ex opere lateritio, welches 4 Schuh 5 Zoll lang, 1 Schuh 3 Zoll breit, und 1 Schuh 3 Zoll tief war. In diesem haben sich die Todtenbeine eines ganzen menschlichen Körpers, allein außer der natürlichen Ordnung, auch ohne lamina, Schwert oder andere Merkmahle gefunden. Als nun nebst diesem loculamento auf beiden Seiten, nicht minder oben bei dem Kopfe gegen den Altar noch andere kleine Mauerwerke von ½ Backstein dick, und unter diesen zur linken Hand ein ganz altes Mauerwerk, welches mit größter Mühe hat durchbrochen werden können, anzutreffen waren, wurde ferner mit größtem Fleiß auch an diesen drei Orten nachgesucht, aber nichts weiter gefunden; daher letztlich die vorhin ausgegrabenen Todtenbeine wieder ganz ordentlich eingelegt und mit Erde bedeckt worden.

An demselben Nachmittag wurde das Grab Liupoldi virtuosi, dessen Leichenstein oben mit Nr. VII bemerket ist, aufgethan. Bei 5 Schuhe unter der Erde fand man den völligen Körper in seiner natürlichen Situation liegen, und bei dem Kopf linker Hand zog man einige Stücke verrostetes Eisen heraus, worunter das eine Stückchen der Kopf vom Schwerte mag gewesen seyn. Es haben zwar die Geistlichen von Heiligenkreuz bei diesem Fund erinnert, daß Liupoldus den Habitus ihres Ordens angenommen und nach ihrer Tradition in demselben auch sey begraben worden, welches ich ihnen nicht in Abrede stellen will; denn es ist ex historia monastica bekannt, daß viele große Herrn in der Sterbstunde, oder doch gleich nach dem Tode mit dem Habitu monastico haben wollen bekleidet und begraben werden. Dieses hindert aber nicht, daß dem Liupoldo nicht auch gleich andern Herzogen ein Schwert in das Grab sey beigelegt worden. Wenigstens ist richtig, daß von der Kleidung nichts, wohl aber von dem Schwerte, wie auch von der verwesenen Todtentruhe noch einige Ueberbleibsel zu finden gewesen. Uebrigens war das Cranium voll Erde und Grund angefüllet, welches daher rühret, weil das Kapitelhaus ehemals voll Wasser war, und dieses erst vor ungefähr 30 Jahren durch einen Graben und durch Tholen abgeleitet worden: folglich hat ehemals das Wasser in die Gräber eingedrungen und den Grund in besagtes Cranium eingeflößet.

Den 5. Mai bei Erhebung des mit Nr. IX bezeichneten Grabsteines, des Friderici bellicosi genannt, ist ein Sarg gefunden worden. Dieser bestand aus zusammengefügten Brettern, war aber nur 2½ Schuh lang, und 1 Schuh 1 Zoll breit, worin man die Gebeine ohne Ordnung liegen gesehen, doch so, daß der Schädel an seinem rechten Ort, gegen den Altar sehend, gelegen. Im Uebrigen waren

keine Zeichen oder Merkmale mehr anzutreffen, außer daß man erkennet, wie bei der ehemaligen Eröffnung dieses Grabes die Gebeine wieder mit geziemender Ehrerbietigkeit in dem Grabe seyen niedergelegt und begraben worden.

Den 5ten detto gerieth man an das Grab Friderici ducis Styriae, welches wir oben mit Nr. VIII bemerket. In diesem ward ein Sarg von Backsteinen oder Mauerwerk gefunden, gleichwie in dem Grabmale des Liupoldi; doch mit dem Unterschiede, daß bei Friedrichs Sarg die Mauern beider Seits sich auf 6 Schuh erstreckten, die Breite aber in 2 Schuh bestand, daß mithin dieser ex opere lateritio erbaute Sarg ganz gemäß war, den Leichnam eines vollkommenen Mannes zu fassen. Allein die Gebeine wurden in der Mitte auf einem Haufen beisammen und ohne Ordnung angetroffen; es fand sich auch sonst kein Merkmal von Schwert oder einer inscripta lamina mehr übrig, daß also klar abzunehmen, dieses Grab sey schon vorhin eröffnet gewesen. Uebrigens war die umliegende Erde so feucht und naß, daß ganze Klumpen von 2 Schuh lang und rund sammt dem Gebeinwerke von dem übrigen Grund haben können abgesondert werden.

Eodem die wälzte man auch den Stein Nr. IV weg und grub in der Erde nach; allein es fanden sich hier die auf dem Grabsteine geschriebenen Körper Rudolphi et Henrici fratrum nicht, sondern nur einige Ueberbleibsel von kleinen Gebeinen, auch zwei subtile Röhre gleich einem Federkiel, eine Spanne lang, sammt einem Theil eines ganz dünnen und zarten Cranii, und drei Stückchen Eisen, wie in dem Grabe Liupoldi; daß billig zu muthmaßen, die zwei Leiber Rudolphi et Henrici seyen nicht unter diesem Stein gelegen, sondern der Leichnam des jungen Henrici, der ein Sohn Henrici de Medelich, und nach Zeugniß des in dem Kapitelhause befindlichen Gemäldes, wie auch nach Ausweis einer schriftlichen Designation eines alten Geistlichen, gleichfalls an diesem Orte begraben seyn soll.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Reise-Erinnerungen.

### II. Badgastein.

Es ist nicht leicht, wenn man nicht an eitler Einbildung kränkelt, sich auch nur zu seiner eigenen lieben Erinnerung ein etwas genügendes Bild von diesem seltsam romantischen Alpendorfe zu zeichnen. Die Natur spendet ihren Schöpfungen unbeschreibliche Reihe, welche nicht Jeder sieht oder fühlt, und die nur Wenige mit glücklicher Darstellungsgabe dem lebendig und tief Fühlenden zu schildern sich freuen können. Dieß weiß ich und bescheide mich daher, hier nur das zu geben, was mir als Anhaltspunkt und Nachhülfe der frohen und innigen Rückerinnerungen dienen soll.

Der Ort Badgastein oder das Wildbad liegt 3226 Fuß hoch, aber bescheiden zurückgezogen und zwischen den steilen Höhen des 7880 Fuß hohen Graukogels und des Stubnerkogels am Fuße des Badeberges und Schneeberges fast verborgen in der Mitte eines jähen, felsigen Abhanges vom Böcksteiner- zum Hofgasteinerthale an dem grandiosen und imposanten Katarakte der Ache, welche sich 600 Fuß über ihr rauhes und enges Felsbett in schäumender Wuth unter betäubendem Getöse hinabstürzt.

Das durch seine Lage und Umgebung ausgezeichnete Dorf erfreut sich keiner großen Häuserzahl: es zählt nur 14 Wohngebäude, aus welchen das ansehnlichste das von dem letzten Erzbischof von Salzburg 1794 erbaute, nun landesfürstliche Badschloß zu nennen ist.

Diesem gegenüber steht die große, nach dem Eigenthümer und Hauptwirthe dieses Ortes benannte Straubingerhütte, und an dieser, eine Ecke bildend, das Straubingerhaus. Diese drei Gebäude dießseits des Wasserfalles begränzen nach drei Seiten hin den einzigen und zwar sehr kleinen, ebenen Platz, welcher der Hauptpunkt des Bades zu nennen ist.

Die sogenannte Straubingerhütte ist ein sehr großes, ansehnliches Bauernhaus, nach Schweizer Art schön aus Balken gezimmert, welche bereits die Sonne vieler Sommer stark gebräunt hat. Sie gilt als das anziehendste der 14 Dorfgebäude und ruht schon seit 300 Jahren breit da auf dem abschüssigen Felsgrunde mit mehreren Stockwerken und Gallerien, worüber sich mit einem niedlichen Glockenthürmchen ein großes, flaches Breterdach hinbreitet, das Bäume und Steine niederschweren. Rückwärts lehnen sich, auf Säulen ruhend recht hübsch die Badehütten an.

Es ist sehr Schade, daß dieses durch Bau und Umfang auffallende, durch seine eigenthümliche Lage sehr malerische, durch sein Alter ehrwürdige Patriarchenhaus von einem modernen, städtischen Wirthshaus verdrängt wird, da es in dieser Thalenge an einem andern, hinreichend geräumigen Bauplatze fehlt.

Die übrigen Gebäude des bescheidnen Dörfchens, jenes des Chirurgen, die dem heil. Primus und Felician geweihte Capelle, das Vicar- und das Schulhaus, die Wirthshäuser und das 1489 vom Wechsler Strochner gestiftete Spital, kurz 10 Häuser stehen am steilen und rauhen Abhange, fast in 2 Gruppen hingestreut am rechten Achrufer, ohne einen Platz einzuschließen, oder auch nur eine Gasse oder Reihe zu bilden. Wei-

ter unterhalb erhebt sich auf einem Hügel am Fuße des Badberges die schon 1389 erbaute Pfarrkirche zu St. Nikolaus. Alle diese Häuser haben eine ansehnliche Größe und zwei bis drei Stockwerke, sind nur zum Theil gemauert und gewähren eine freundliche Ansicht. Die Badehütten sind durchgehends von Holz, stützen sich auf gemauerte oder nur hölzerne Säulen, und wirken nicht wenig mit zu der eigenthümlich und vorzüglich malerischen Lage des Ortes.

Jenseits des Wasserfalles und der Brücke darüber, in der Mitte des Thalabhanges an der Poststraße erhebt sich die sogenannte Prälatur, ein hübsches, ganz anspruchloses Bauernhaus, das nun einem größern Platz machen muß, und weiter hin, von der Straße abwärts, das schöne Provengersche Haus mit seinem geschmackvollen Badehaus und Garten. An der Biegung der Straße, am Fuße des Schneeberges, ruht freundlich das nette, mustergleich einfache und bescheidne Haus des Erzherzogs Johann, mit dem Badehäuschen und dem an Alpenpflanzen reichen Garten.

Dieß etwa wären die nackten Umrisse des Bildchens, dessen Ausfüllung und Schmuck einem andern Pinsel anheim gestellt bleibt. Von einem theuren Freunde haben auch wenige treue Züge viel Werth. Wie ein Gemälde erst durch gute Beleuchtung gehoben und belebt wird, so auch vorzüglich dieses Alpenthal. — Gerne weilt der Blick öfter bei den verschiedenen Standpunkten, welche ihm die imposanteste Partie der Cascade zeigen, diese aber stellt sich besonders vom Bruckwirthe aus in ihrer vollen — Wirksamkeit dar.

Wenn der Fremde zum ersten Male jene großen Häuser am schroffen Abhange erblickt, entsteht wohl in ihm die Frage: ¡Warum umlagern diese freundlichen Gebäude die tosenden wilden Wogen des Wasserfalles in dieser dunklen, kahlen Felsschlucht? Bewundern sie die Schönheit und Größe des seltnen Schauspiels?! Sind sie vielleicht gebannt durch die Gewalt der stürmischen, donnernden Wogen?! Doch nicht von der gewaltigen Ache sind jene Gebäude an diesen engen, felsigen Thalwinkel gefesselt, sondern von den stillen, bescheidenen, warmen Badequellen am Abhang des Graukogels, denen der Ort sein Entstehen dankt und die schon Jahrhunderte zum Heile der Menschheit aus dem Schacht der Erde dringen.

---

## Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Copia Schreibens herren Graf Schlichken an herren veldtmarschalh Götzen.

Hoch vnd wohlgebohrner Graff!

Mein insonders Fr. viellgeliebter herr veldtmarschalhk, demselben sein meine gantz willige dienst jederzeit anvor, vnd seindt mir meines herrn 3 Schreiben gleich den tag alß Ihr Kays. Maytt. von hier aufgebrochen durch dero abgeordneten herrn haubt Man Muschlin zurecht eingelüffert worden, welche ich auch alsobalden herrn Graffen Philippen von Mansfeldt zugeschickt der sie auch Ihr Kays. Maytt. vnderthänigstgetrewlich vorgetragen, hierauf ohnn haben sich Ihr Kays. M. allergnedigst erkhlärt, waßgestalt Sie mit meines herrn perschon in vnd alzeit wohlznfriden gewesen sein, tragen auch noch daß genedigste vertrawen zue Ihme, er werde sich die Sachen wie vorher also noch ferner vnd sonderlich anjetzo mit Preysach eüfrig angelegen sein lassen, vnd weilen der Succurs alsunmehro zusammen kommen sein wirdt, verhoffen höchstgedachte Ihr K. Maytt. mit ehisten was guets deßwegen von meinem herren zu vernemmen. Betreffend den gefangenen obristen Zabelitzky vnd obrist. Zillart bevehlen Ihr K. Maytt. gnedigst solche in guetter verwahrung zu halten, vrsach dessen, weilen Zabelitzky ein solcher mensch der Ihr Röm. Kays. Maytt. vnd dem allgemeinen wesen höchst schädlich gewesen vnd noch ferner schädlich sein könnte, der ander aber ein solcher Tyran sey, der die Kayserl. Soldaten vnd gefangnen alzeit ahm aller ärgsten tractiert, vnd sehr viell vbels gestifft, dannenhero solch wohl zu beobachten vnd zu verwahren sein. Belangt den Discurs so Zabelitzky mit dem herren General Wachtmeister horst, hertzog Bernhardts wegen geführt, lassen Ihr Kays. Maytt. Ihn ahn sein ortt gestellt seyn, vnd seindt nicht gesonnen, Ihme die gnad zu verschliessen, haben aber bedenhken anderweite Tractaten mit Ihme anzustellen, sonder beruhen bey dem, wassen er sich etwan selbsten ferners heraußlassen werde. Daß im truckh verfärtigte Libell haben Ihr Kays. Maytt. sehr hoch empfunden alldieweilen es aber noch Dato nicht nacher hoff khommen Könen Shie dessen Inhalt vnd begriff derzeit nicht wissen, dahero mein herr auch solches nicht achten soll. Es seindt aber die Kays. Commissarien beraiths im hinauf raißen, welche nit allein von diesem sondern auch von allen anderen gründtlichen bericht einemehn werden vnd thuen waß recht seyn wirdt. Viell andere Sachen, welche bei dieser vnsicherheit der Feder nit zu vertrawen, habe ich mit dem haubtman muschlin mündtlich conferiert von deme es mein herr auch mit mehrerm zu vernehmen hatt. vnd waß ich meinem herren vor meine perschon, in ein vnd anderm werde dienen können, hatt sich derselbige zu versicheren, daß ichs gewieslich nit vnderlassen werde zu dessen diensten ich mich jederzeit offeriet vnd verbleibe Meinesf Herrn gantz dienstwilliger diener Hainrich (Graff) Schlickh Graff zu Passain. . . . . . . .

Prag 21. 8bis 638.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

64. Sonnabend, den 12. August 1837.


## Ueber Lebensversicherungs = Anstalten
im Allgemeinen,
und die kürzlich angekündigte allgemeine wechselseitige Kapitals- und Renten-Versicherungs-Anstalt insbesondere.

Das gegenwärtige Jahrhundert ist reich an Erfindungen und Entdeckungen in allen Fächern der Wissenschaft und Kunst. Den Beinahmen »das praktische« hat es sich vorzugsweise erworben, weil die auf dem Felde der Theorie gemachten Erfahrungen nutzbringend für das sogenannte praktische Leben verwendet wurden. Auf diese Weise entstanden die nützlichsten Einrichtungen und Vereine, welche Handel und Industrie mächtig emporhoben, und zugleich das materielle Glück der Bevölkerung im hohen Grade steigerten. Unter diesen Einrichtungen und Vereinen nehmen die Versorgungs-Anstalten — unrichtig Lebensversicherungs-Anstalten genannt — gewiß nicht den letzten Platz ein. Der Ausspruch unseres geistreichen von Littrow: »Ueber die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit der Versorgungs-Anstalten überhaupt ist wohl bei Allen, welche diese Gegenstände auch nur von ferne kennen, nur Eine Stimme; jedes wahrhaft gebildete Volk soll sie aufnehmen und ausbilden, und jeder Privatmann, der nicht bloß für heute lebt, dem es um die Zukunft und das Wohl seiner Familie in der That zu thun ist, soll alle dargebothenen Gelegenheiten benützen, in eine solche Anstalt zu treten,« verdiente mit goldenen Lettern über die Eingangspforte jeder solchen Anstalt geschrieben zu werden.

Mit der Geburt des Menschen entstehen seine Bedürfnisse; jedes von ihm zurückgelegte Jahr vervielfältigt dieselben, und dieses jährlich erwachsende traurige Gefolge von Bedürfnissen und Sorgen begleitet ihn treuer als das Glück bis zum Grabe. Jeder wahre Menschenfreund, der das Wort »Nächstenliebe« nicht bloß im Munde, sondern auch im warmen Herzen trägt, und nach dem Titel »Wohlthäter der Menschheit« strebt, wird sich vernünftiger Weise gestehen müssen, daß hierzu eine theilweise Hülfe, welche richtiger Almosen genannt werden sollte, nicht genüge. Der Menschheit nützlich werden, ohne ihre Würde herabzusetzen, seinen Brüdern dienen, ohne den Wohlthätigkeitssinn und die Herablassung des Nairen zum Paria prunkend zu zeigen, dem einzelnen Menschen Hülfsquellen eröffnen, die scheinbar seine eigene Thätigkeit aufgefunden, und nur seine eigene Trägheit versiegen machen würde, das ist der Wille und Wunsch eines echten Menschenfreundes.

Die wichtige Aufgabe besteht demnach darin, für die traurigste Epoche des Lebens — für die Zeit des Mangels — einen Nothspeicher zu eröffnen, in welchem man entweder selbst, oder für Wesen, deren Wohl und Weh uns am Herzen liegt, Beseitigung dieses Mangels und Befriedigung der physischen Bedürfnisse findet.

Unter allen Vorschlägen, dieses Problem zu lösen, ist die auf die Gesetze der Moralität, verbunden mit der durch Zeit und Zinsen bezweckten Vermehrung des Kapitales gegründete Methode ohne Zweifel die wichtigste, weßhalb sie auch den allgemeinsten Beifall errang.

Nach dieser Methode entstanden zahlreiche und verschiedene Einrichtungen unter noch verschiedenern Namen, als: »Leibrenten, Tontinen, Sparkassen, Witwen- und Waisen-Pensions-Institute, Lebensversicherungen, Versorgungs-Anstalten u. s. w.«

Der Astronom Nicollet sagt: »Alle diese Einrichtungen unterscheiden sich von einander nur durch die Art und Weise, wie wir sie unsern individuellen Bedürfnissen anpassen; sie sind rücksichtlich ihres Zweckes alle wichtig und moralisch in ihren Principien. Nur ist zu bedauern, daß einige dieser Institute ausgeartet sind, und sich durch den mit ihnen getriebenen Mißbrauch von ihrer ursprünglichen Tendenz entfernt haben.«

Nach dieser allgemeinen Einleitung wenden wir uns zu den sogenannten Lebensversicherungs-Anstalten.

Eine Lebensversicherung ist ein Vertrag, oder ein freiwilliger Kontrakt, in Folge dessen jemand mittelst einer, ein für alle Mal zu zahlenden Summe, oder durch Leistung bestimmter jährlicher Beiträge das Recht auf den Bezug eines bestimmten Kapitales oder einer bestimmten jährlichen Rente nach Verlauf einer bestimmten Zeit erwirbt. Einen solchen schriftlichen Kontrakt nennt man gewöhnlich eine Versicherungs-Polizze (Versicherungsurkunde); die ein für alle Mal zu zahlende Summe heißt Einlage, endlich der jährlich zu leistende Beitrag Prämie. Die mannigfaltigen Versicherungsarten werden wir später kennen lernen.

Die Leibrenten unterscheiden sich wesentlich von den Lebensversicherungen. Derjenige, welcher sich eine Leibrente kaufen will, hat entweder ein Kapital bar zu erlegen oder durch eine bestimmte Anzahl von Jahren eine festgesetzte jährliche Prämie zu zahlen, um nach Verlauf einer bestimmten Zeit in den Genuß einer gewissen jährlichen Rente zu gelangen. Diese Rente wird das gewöhnliche Zinserträgniß des verwendeten Kapitales um so mehr übersteigen, je älter das Mitglied ist, weil bei der Berechnung vorausgesetzt wird, daß der Prentenier Kapital sammt Zinsen bis zu seinem Ableben verzehre.

Die Vorwürfe, welche man einem Leibrenten-Institute in moralischer und politischer Beziehung machen kann, finden keine Anwendung bei den sogenannten aufgeschobenen Leibrenten, wie wir später zeigen werden; denn im letzteren Falle bildet ein solches Institut eine besondere Art Sparkasse.

Die natürlichste, der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprechendste Methode, eine Lebensversicherungs-Anstalt praktisch ins Leben zu rufen, besteht ohne Zweifel in einer Vereinigung einer großen Anzahl von Individuen in der Art, daß alle Theilnehmer Versicherer und Versicherte zugleich sind. Eine solche Verbindung heißt wechselseitige Lebensversicherungsgesellschaft. Die Summe aller Einlagen und Prämien, welche die Mitglieder in der Absicht zahlen, um nach Verlauf einer festgesetzten Zeit ein bestimmtes Kapital oder eine bestimmte Rente zu beziehen, bildet den Fond der Anstalt, welcher durch Rechnung so bestimmt seyn muß, daß er zur pünktlichen Erfüllung aller von der Gesellschaft gegen ihre sämmtlichen Mitglieder übernommenen Verbindlichkeiten in der Folge hinreicht. Die Gesellschaftsmitglieder halten öffentliche Versammlungen, ernennen aus ihrer eigenen Mitte Männer, welche durch Kenntnisse, Rechtlichkeit und guten Ruf des Vertrauens würdig erscheinen, zu Ausschüssen; diese wählen die Directoren und sämmtliche Beamten, sie leiten die fruchtbringende Verwendung der Fonds, wachen über die Sicherheit des Vermögens, und organisiren alle Verwaltungszweige, um Ordnung und Sparsamkeit zu erzwecken, und alle Widersprüche zu beseitigen.

Alle Versicherten haben das Recht, den öffentlichen Versammlungen beizuwohnen, alle vorgeschlagenen Maßregeln zu kontrolliren, und bei vorkommenden Umständen eine genaue Untersuchung zu verlangen.

Die Beiträge aller Mitglieder sammt Zinsen und Zinseszinsen bilden in der Folge die versicherten Summen, und werfen Dividenden ab, welche sich aus den reinen Ueberschüssen ergeben. Diese Dividenden müssen unter sämmtliche Mitglieder im Verhältnisse ihrer geleisteten Zahlungen repartirt werden, wobei jedoch die Klugheit fordert, jene Summe nur theilweise zu bewilligen, und den Rest zu einem Reservefonde zu verwenden, um alle in der Zukunft durch unvorherzusehende Umstände etwa herbeigeführten Verluste decken zu können.

Da ferner mit der Zeit in Folge von tausenderlei, von äußern Ereignissen abhängigen Umständen der Zinsfuß und die Gelegenheiten, die Fonds fruchtbringend zu verwenden, sich ändern können, und es überhaupt im Interesse der ganzen Gesellschaft liegen muß, öfter und genau den innern Zustand des Institutes kennen zu lernen, so erscheint es von höchster Wichtigkeit, periodische Bilanzirungen vorzunehmen, welche von einem tüchtigen Sachverständigen geleitet und von dem Ausschusse geprüft werden müssen, und dann die sicherste Grundfeste der Anstalt bilden und ihr eine blühende Dauer sichern.

Diese kurze Darstellung des Systemes wechselseitiger Versicherungen zeigt demnach deutlich, daß nach diesem Systeme alles Streben dahin gehe, die Wohlfahrt sämmtlicher Mitglieder mit dem geringsten Kostenaufwande zu befördern, und allen Theilnehmern gleiche Rechte und Ansprüche zu sichern.

Ein geistreicher Schriftsteller sagt: »Die Mitglieder einer wechselseitigen Versicherungs-Anstalt haben nicht allein die volle Gewißheit, die versicherten Kapitalien oder Renten zu erhalten, sondern sie sind auch der glücklichen Chance ausgesetzt, sie verdoppelt und verdreifacht zu sehen.«

Diese Behauptung ist nicht etwa der Ausdruck einer sanguinischen Hoffnung, sondern auf Erfahrung, auf Thal-

sachen gegründet. Die berühmte Equitable Society in London zahlte nach dem Jahre 1829, wo sie ihre letzte Bilanz vorgenommen, statt der ursprünglich versicherten Summe von 10.000 fl.

die Summe von 53.000 fl., wenn die Polizze von 1780 dat. war
» » » 38.000 fl., » » » » 1790 » »
» » » 26.700 fl., » » » » 1800 » »
» » » 18.500 fl., » » » » 1810 » »
» » » 15.700 fl., » » » » 1815 » »
» » » 15.200 fl., » » » » 1816 » »

In allen diesen Fällen würde eine auf Gewinn arbeitende Versicherungsgesellschaft, d. i. eine von Aktionären gebildete Assekuranz-Compagnie, immer nur den ursprünglich versicherten Betrag von 10.000 fl. bezahlt haben.

Es leuchtet aus dem Gesagten von selbst ein, daß die Wahl des Zinsfußes und der Mortalitätstafel bei dem Systeme einer wechselseitigen Versicherungs-Anstalt auf das Wohl der Mitglieder durchaus keinen nachtheiligen Einfluß habe; denn bei diesem Systeme gibt es nicht zwei entgegengesetzte Interessen; alles ist gemeinschaftlich, und die aus jener Wahl sich ergebenden Folgen sind für alle Versicherten dieselben. Die Bezüge, welche sie zu fordern haben, werden immer mit den dargebrachten Opfern im richtigen Verhältnisse stehen. Ganz anders verhält sich nun freilich die Sache bei einer aus Aktionären gebildeten Assekuranz-Compagnie, nach deren Systeme die Wahl jener Fundamental-Elemente der Rechnung von höchster Wichtigkeit ist, indem hiervon das Wohl und Weh der einen oder der andern Partei abhängt. Das Interesse der Aktionäre ist jenem der Mitglieder gerade entgegengesetzt.

Das System der Wechselseitigkeit beruht demnach auf rein moralischen Principien, auf Einfachheit und Oeffentlichkeit der Verwaltung, und entspricht allen Anforderungen der Gerechtigkeit und der Humanität. Bei diesem Systeme überwachen alle Mitglieder ihre gemeinschaftliche Sicherheit; alle Operationen leitet Sparsamkeit, Klugheit und genaue Berechnung, welche die festeste Grundlage alles Handels und aller Industrie ist.

Wir können daher unsere Freude nicht verhehlen, den Ankündigungen öffentlicher Blätter zu Folge mit allerhöchster Bewilligung eine auf dieses System basirte Anstalt unter dem Titel: Allgemeine wechselseitige Kapitals- und Rentenversicherungs-Anstalt ins Leben treten zu sehen.

Wir haben den Statuten-Entwurf dieser Anstalt mit aller Aufmerksamkeit gelesen und geprüft, wir haben in allen Bestimmungen nur den Geist strenger Gerechtigkeit, echter Humanität und weiser Vorsicht vorwaltend gefunden, und wünschen, daß dieses neue Institut von rechtschaffenen Männern geleitet, mit kluger Sparsamkeit verwaltet, und von dem hohen Adel, den Gelehrten und allen guten Bürgern beschützt werden möge; dann würde die nicht allzuferne Zukunft unwidersprechlich beweisen, welchen glücklichen Einfluß solche Anstalten auf den sittlichen Zustand der Bevölkerung und auf die Erhöhung der Industrie und des Nationalreichthumes nothwendig äußern müssen.

Möchte sich demnach der für Alles wahrhaft Gute und Gemeinnützige so empfängliche Charakter des Oesterreichers auch hier bewähren, möchten dieser von ihrem Gründer mit so vieler, vielleicht zu weit getriebener Bescheidenheit angekündigten Anstalt die ausgezeichnetsten und bewährtesten Männer aller Stände beitreten, und dadurch allen ihren Mitbürgern ein Beispiel zur Nachahmung geben, damit dieses großartige National-Institut zum Ruhme Oesterreichs, zur Wohlfahrt aller Provinzen des weiten Kaiserreiches und zum Glücke zahlloser Familien recht bald kräftig emporblühe!

(Fortsetzung folgt.)

---

Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
## Klosters Heiligenkreuz.
(Fortsetzung.)

Den 6. Mai ward das Grab Henrici de Medolich et Raizae uxoris ejus sub Nr. III eröffnet. In diesem fand man wieder einen kleinen Sarg von Mauerwerk oder Backsteinen 4 Sch. 3 Z. in der Länge, und 1 Sch. 1 Z. in der Breite. Hierin lagen gegeneinander gesetzt 2 Todtenköpfe an beiden Enden des Sarges, jeder mit seinem zugehörigen Beinwesen so versehen, daß es schien, als sähe ein Körper den andern an. Man ließ den Chirurgen des Klosters rufen, welcher aus der Größe, und aus dem bei dem Skelet des Mannes durch das überzwerg sich auf dem Schädel spaltweis zeigende Kreuz diesen von dem Cranio der Gemahlin Raiza zu unterscheiden gewußt. Da man aber sonst keine weiteren Zeichen

und Merkmale angetroffen, so hat man die Gebeine, wie selbe gefunden worden, wieder mit der vorigen Ordnung in den Sarg gelegt.

Eodem die ließ man auch das Grab Alberti et Ernesti marchionum sub Nr. II aufmachen, in welchem abermals ein Mauerwerk oder loculamentum ex opere lateritio sammt einigen in Unordnung gelegenen Gebeinen zu finden waren; da aber diese Gebeine der Ordnung nach zusammengelegt wurden, zeigte es sich, daß selbe nur ein Skelet ausmachten, und zwar eines Mannes von mittelmäßiger Größe, wobei auch zu sehen, daß ihm ehemals das Armbein müsse gebrochen, und wieder zusammengeheilt worden seyn, denn die Cruspel oder Callus von der Wiederzusammenwachsung war daran zu sehen. Der Fund dieses einzigen Körpers gab Anlaß, weiter nachzusuchen, wo der eine von beiden auf dem Grabstein gezeichneten Herzogen hingerathen oder verleget worden sey, zumal ferner nachzuforschen, ob sich nicht etwa von den Leichnamen der Herzoge Rudolph und Heinrich ein Mehreres finden lasse; in Erwägung, daß, wie wir oben gemeldet, unter dem Stein sub Nr. IV von denselben nichts anzutreffen war. Daher ließ man auch den noch übrigen Stein sub Nr. I sammt den dabei und herumgelegenen steinenen Platten aufheben und die Erde sattsam ausgraben. Bei dieser Arbeit zeigte sich endlich ein Haufe Gebeine, welcher theils unter dem Grabstein, theils unter den umliegenden Quadersteinen ausgebreitet gewesen; alle diese Gebeine nahm man heraus, setzte sie zusammen, und es erwies sich, daß da zwei ganze Körper, von denen der eine dem Skelet eines Mannes, der andere dem eines Weibes glich, hingelegt seyen. Nebst diesen wurden noch verschiedene andere Gebeine und unter diesen zwei besondere Kniebeine von zwei anderen abgesonderten Körpern gefunden, welche ein klares Zeichen, daß diese Gebeine bei der vormaligen Untersuchung müssen vermischt, und diese Kniebeine von den andern Körpern, welche in dem Grabe sub Nr. IV abgehen, sammt dem mehreren Theile der übrigen Gebeine hierher gerathen seyn. Uebrigens war auch da ein Mauerwerk von Backsteinen anzutreffen, allein die Gebeine fanden sich in diesem nicht, wie bei den andern, in guter Ordnung.

Eodem Nachmittag mußte der Stein sub Nr. VI ohne Inschrift, worunter Henricus crudelis liegen soll, auch fortgerückt werden. 5 ½ Sch. unter der Erde zeigte sich ein ganzer Körper, welcher noch unberührt war, von großer Statur, hielt die Hände auf der Brust zusammen. Diese Gebeine lagen in einem Mauerwerk von Backsteinen 6 Sch. in der Länge, worin auch noch ein Ueberbleibsel von dem hölzernen Sarge angetroffen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Miscellen.

K. Maximilian I. verschreibt (Roytte, 9. Juli 1516) auf vier Jahre das Umgeld auf dem Lande zu Linz dem dortigen Bürger Maximilian Prandtstetter. (Original in meiner Sammlung.)

Prandtstetter hatte schon früher eine Summe Geldes dem Kaiser vorgestreckt, und dafür das nämliche Umgeld auf fünf Jahre erhalten. Mit dem 10. März 1518 ist diese Berechtigung zu Ende. Nun hat aber derselbe von Neuem 400 fl. erlegt, mit dem Bedinge, daß er sich in den nächstfolgenden vier Jahren durch das Umgeld zahlbar mache. Maximilian bewilligt hiermit dieses, und Prandtstetter übernimmt die Verpflichtung, nur 100 fl. jährlich für sich abzuziehen, den Ueberschuß an den gehörigen Ort abzuliefern, und nach Verlauf der Zeit allen Ansprüchen auf das Umgeld mit der Uebergabe seines Registers zu entsagen.

---

In seinem Aufzeichbuch fügt Reichard Strein der Angabe: »Hannß Ungnadt Freiherr zu Sonegg Kh. M. Rath obrister Fürschneider vnd Landeshaubtmann in Steyr anno 1537« weiter hinzu: »Gemelten H. Hansen Vngnadt haben die Landleuth in Steyr vast lieb gehabt vnd auffgewart nit anders alß ihrem Landesfürsten, ist ausm Landt gezogen auß vermuetung, daß er bei ihrer Maj. Khünig Ferdinando der religion halber in gefahr stehe, sich Anfangs in Sachsen begeben, alda ain gravin von Barbi zur ehe genumen volgends in Württenberg alda ihm Herzog Ulrich das Closter . . . . eingeben. Es ist sein aussohnung etlichmall bei khünig Ferdinando gesucht worden, der, wie mir H. D. Weber ihr Mj. gewester geheimer Rath vnd Vice Canceler selig gesagt, allzeit vermelt: hab ich ihn nit heissen wegziehen, will ich ihn nit heissen wiederkhumen.« Weil Ir Mj. sehr offendirt gewest sein soll, daß er ohne Vrsach sich von danen begeben.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

65. Mittwoch, den 16. August 1837.

## Ueber Lebensversicherungs-Anstalten im Allgemeinen, und die kürzlich angekündigte allgemeine wechselseitige Kapitals- und Renten-Versicherungs-Anstalt insbesondere.

(Fortsetzung.)

Um dem geneigten Leser eine genaue Kenntniß der genannten neuen Anstalt zu verschaffen, wollen wir die einzelnen Abtheilungen derselben der Ordnung nach durchgehen.

### Erste Abtheilung.

Diese Abtheilung, Kapitals-Versicherungs-Verein genannt, dient zur Sicherstellung eines bestimmten Kapitales, welches dem Mitgliede von der Anstalt ausgezahlt wird, wenn es nach Ablauf einer gleich bei seinem Eintritte festgesetzten Zeit selbst noch am Leben ist.

Jedes Individuum, welches dieser Abtheilung als Mitglied beizutreten wünscht, hat bei seinem Eintritte a) sein Alter, b) die Größe des Kapitales, c) die Zeit, nach deren Verlauf die Anstalt jenes Kapital zahlen soll, und endlich d) die von ihm gewählte Zahlungsart anzugeben.

Auch unmündige und minderjährige Individuen können aufgenommen werden, wenn Aeltern, Verwandte, Vormünder u. s. w. bestimmte Kapitalien für sie versichern lassen.

Diese Abtheilung eignet sich demnach für alle Stände unter den mannigfaltigsten Verhältnissen; jedermann ohne Unterschied des Geschlechtes, des Alters und der Religion kann durch den Eintritt in diese Anstalt, welche man mit vollem Rechte eine potenzirte Sparkasse nennen könnte, seine Zukunft sicher stellen. Um den Beweis dieser Sicherstellung zu führen, bedarf es einiger praktischer Fälle:

1. Eine Witwe hat eine fünfjährige Tochter, auf deren Erziehung sie alles zu verwenden gesonnen ist, was ihr geringes jährliches Einkommen gestattet. Sie wünschte aber diesem geliebten Kinde eine hinreichende Aussteuer zu sichern ohne welche in unsern Zeiten die Freier die blühendste Schönheit und die ausgezeichnetste Geistesbildung wenig beachten. Diesen heißen Wunsch mütterlicher Besorgtheit erreicht sie durch die geringe monathliche Ersparung von 2 fl. 21 kr. Zur Versicherung eines Kapitales von 1000 fl., welches nach 20 Jahren ausgezahlt werden soll, verlangt nämlich die Anstalt nicht mehr als eine jährliche Prämie von 28 fl. 10 kr.

2. Ein Kaufmann will seinem dreijährigen Sohne ein Kapital von 10.000 fl. versichern, welches demselben nach 25 Jahren ausgezahlt werden, und als Stammfond zu dessen eigener Etablirung dienen soll. Zu diesem Ende zahlt der Kaufmann entweder 2812 fl. ein für alle Mal oder vierteljährig 48 fl. 45 kr., sohin eine jährliche Prämie von 195 fl. Würde dieser Mann jene Einlage von 2812 fl. zu 4 pCt. auf Zins von Zins anlegen, so erhielte der Sohn nach 25 Jahren nur die Summe von 7496 fl. 47 1/2 kr., also um 2503 fl. 12 kr. weniger als aus der Anstalt. Selbst eine Sparkasse, welche die 4 pCt. Zinsen halbjährig zum Kapitale rechnet, würde dem Sohne nach 25 Jahren nur 7569 fl. 54 kr., also immer noch 2430 fl. weniger auszahlen.

3. Ein Herrschaftsbeamter von 25 Jahren legt von seiner Besoldung monathlich 9 fl. 30 kr. zurück, um vierteljährig 28 fl. 30 kr. an die Rentenanstalt als Prämie zu zahlen, und begründet sich so ein Kapital von 6000 fl., welches ihm von der Anstalt nach 25 Jahren ausgezahlt wird. Durch diese Sparsamkeit sichert sich dieser junge Mann ein sorgenfreies, ruhiges Alter; indem er entweder von den Interessen jenes Kapitales sein Daseyn fristen, oder durch den Erlag desselben bei der Institutskasse sich eine sogleich flüssige Leibrente von 441 fl. 12 kr. kaufen kann. Die Anstalt zahlt also im letztern Falle 7 1/3 pCt.

4. Ein Pfarrer vermachte in seinem Testamente der

vierjährigen Tochter seines wohlhabenden Bruders 2700 fl., mit der Bestimmung, daß jene Summe bei der Rentenanstalt erlegt, und jenem Kinde erst nach 40 Jahren das dadurch begründete Kapital ausgezahlt werden soll. Auf diese Art erhält die Erbin nach Ablauf jener Zeit die Summe von 20.000 fl.

Zweite Abtheilung.

Diese Abtheilung — Erbaktiengesellschaft — bildet das eigentliche Lebensversicherungs-Institut, in welchem Kapitalien versichert werden, die nach dem Tode des einlegenden Mitgliedes seinen Erben hinausgezahlt werden.

In dieser Abtheilung kann jedermann, der das 15te Lebensjahr erreicht hat, ohne Unterschied des Standes und der Religion aufgenommen werden, mit Ausnahme jener Individuen, welche sich dem Seedienste widmen, oder dem Militärstande angehören, und vor dem Feinde zu dienen verpflichtet sind, also auch mit Ausnahme des feldärztlichen Personales.

Der Aufnahmswerber muß sein Gesuch belegen a) mit dem Tauf- oder Geburtsscheine, b) dem legalen Ausweise über seinen Charakter, oder seine Beschäftigung, und c) mit einem ärztlichen Zeugnisse über seinen Gesundheitszustand. — Jedes Mitglied muß wenigstens ein Jahr in der Gesellschaft gelebt haben, um seinen Erben das Recht auf den Bezug des versicherten Kapitales zu erwerben.

Diese Versicherungsart eignet sich für alle Stände; der Handwerker, der Künstler, der Gelehrte, der Kaufmann, der Fabriksherr, der Gutsbesitzer, ja selbst der höhere und höchste Adel dürften in dieser Abtheilung Gelegenheit und Mittel finden, das Wohl der Ihren sicher zu stellen oder zu steigern. Besonders nützlich und wohlthätig wirkt dieses Institut für Staats- und Privatbeamte, für jeden Familienvater, welcher die Seinigen durch seinen Fleiß und seine Thätigkeit erhalten muß, welcher bloß auf den Genuß einer bestimmten mäßigen Besoldung beschränkt ist, oder nur den Fruchtgenuß eines nach seinem Tode an fremde Personen übergehenden Vermögens besitzt; ferner für jedes Individuum, welches eine jährliche Unterstützung nur so lange bezieht, als eine bestimmte dritte Person am Leben ist, so wie für jene Personen, welche ein Amt bekleiden, das nach dem Tode des Dienstgebers oder nach einer bestimmten Zeit eingeht, also für Privat-Secretäre, Comptoiristen, Catastralbeamte, Pächter, Erzieher u. s. w.

Diese Versicherungsart erleichtert selbst die Aufbringung von Darlehen zu nützlichen Unternehmungen, und befördert demnach mittelbar die Industrie und den Handel; sie gibt endlich Gelegenheit, die schönsten und edelsten Gefühle des Herzens, welche das wahre Glück des Lebens begründen (man nennt sie eheliche Zärtlichkeit, väterliche Sorgfalt, kindliche Liebe, mitleidige Nächstenliebe, wahre Freundschaft) zu entfalten. Sie trägt selbst zur Verlängerung des Lebens bei, indem sie die bange Sorge für die Zukunft derer, an welche uns Liebe oder Freundschaft knüpft, verscheucht; sie läßt uns den Abend unsers Lebens in Seelenruhe und ungetrübter Freude genießen, — wissen wir ja doch, daß unsere Theuren vor Mangel und Elend geschützt sind, und daß unser Andenken in ihren dankbaren Herzen fortleben wird, wenn wir auch lange schon im Grabe schlummern.

Allein wir dürfen nicht zaudern, Mitglieder dieses unendlich wohlthätigen Vereines zu werden; denn je früher wir beitreten, desto geringere Mittel erfordert die Versorgung unserer Angehörigen. Schwebt nicht über dem Haupte eines jeden Menschen, wie über dem Scheitel des Damokles, ein Schwert an einem Faden, welcher kaum die Stärke eines Haares hat, und oft so schnell reißt, daß der tödtlich Getroffene kaum Zeit zu dem letzten Lebewohle hat? Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß jugendliche Kraft und die blühendste Gesundheit so wenig gegen den unerbittlichen Sensenmann schützen als die Silberhaare des Greises? Eilen wir also, diesen brüderlichen Verein zu bilden, um dieses Institut möglichst bald ins Leben zu rufen, unter dessen Aegide die bange Sorge für die Zukunft aus unsern Herzen fliehen, und Ruhe und Zufriedenheit in dieselben einziehen wird.

Um nun die obige Behauptung, daß diese Abtheilung für alle Stände vom niedrigsten bis zum höchsten geeignet sey, zu rechtfertigen, wollen wir einige besondere Fälle anführen.

a) Eine 46jährige Frau, welche von einer kleinen Pension und ihrer Hände Arbeit lebt, wünscht sich die Summe von 50 fl. zu versichern, mittelst welcher nach ihrem Ableben die Beerdigungskosten bestritten werden sollen. Zu diesem Ende zahlt sie eine jährliche Prämie von 2 fl., also vierteljährig 30 kr.

b) Ein pensionirter Officier von 48 Jahren wünscht seinem Bedienten, welcher ihm durch lange Jahre treu und redlich diente, ein Legat von 500 fl. zu hinterlassen. Gegen Erlag einer jährlichen Prämie von 21 fl. 30 kr. sichert die Anstalt dieses Legat.

c) Ein Mahler von 36 Jahren, der durch sein Ta-

sent und seinen Fleiß eine zahlreiche Familie ernährt, fühlt durch den Gedanken eines frühen Todes und des mit diesem raschen Ableben verbundenen künftigen Elendes der Seinen seine Lebensfreude getrübt und den Flug seiner Fantasie gelähmt. Diese bange Sorge zu verscheuchen, und die alte Freiheit seines Geistes zu erringen, darbt er sich monathlich 9 fl. 30 kr. ab, und sichert so seiner Familie ein Kapital von 4000 fl.

Würde dieser Mahler jenes Ersparniß halbjährig mit 57 fl. bei der Sparkasse erlegen, so müßte er über 22 Jahre lang sparen, also über 58 Jahre alt werden, um seiner Familie jenes Kapital von 4000 fl. zu erwerben. Wird nun dieser Mann z. B. 70 Jahre alt, so erhält er ohne Zweifel mehr aus der Sparkasse, und würde also bei der Rentenanstalt im bedeutenden Nachtheile stehen. Gesetzt aber, er stirbt schon nach 10 Jahren, so zahlt die Sparkasse 1385 fl. 6 kr., stirbt er aber schon nach anderthalb Jahren, gar nur 174 fl. 24 kr. aus, während die Renten-Anstalt in allen diesen Fällen die Zahlung von 4000 fl. zu leisten hat. Wir überlassen es jedem Unbefangenen, aus diesen Vordersätzen den entsprechenden Schluß zu ziehen, und bemerken nur noch, daß die versicherten Kapitalien in Folge der bei den angeordneten Revisionen sich ergebenden Ueberschüsse höchst wahrscheinlich erhöht werden dürften, daß nämlich die Rentenanstalt wie die Equitable Society aller Wahrscheinlichkeit nach mehr leisten werde als sie verspricht.

d) Ein Graf überläßt einem jungen, talentvollen Manne von 30 Jahren zur Belohnung der ihm geleisteten wichtigen Dienste ein bedeutendes Landgut gegen einen sehr billigen Pachtschilling — versteht sich nur für die Lebensdauer des Pächters. Der junge Mann, welcher bereits Familienvater ist, wünscht die Zukunft der Seinigen sicher zu stellen, und zahlt zu diesem Zwecke eine jährliche Prämie von 286 fl., also vierteljährig 71 fl. 30 kr., wodurch er seiner Familie ein Kapital von 12.000 fl., mithin ein anständiges Einkommen sichert.

e) Eine verwitwete Gräfin von 21 Jahren hat für die Dauer ihres Lebens den Fruchtgenuß einer ansehnlichen Herrschaft. Sie hat einen Bruder, welcher in seinem sechsten Jahre zur vermögenslosen Waise wurde. Für sein Schicksal besorgt, erlegt sie gleich nach dem Todesfalle seiner Aeltern mit schwesterlicher Zärtlichkeit bei der Renten-Anstalt 3103 fl. 30 kr. als Antrittsgeld, und verpflichtet sich zur Leistung einer jährlichen Prämie von 200 fl., wodurch sie ein Kapital von 20.000 fl. auf ihr Leben versichert. In ihrem Testamente legirt sie dieses Kapital dem geliebten Bruder, und bereitet ihm auf diese Art mit wahrhaft schwesterlicher Großmuth eine sorgenfreie Zukunft. Sollte sie ihren Bruder überleben, so kann sie über jenes Kapital immer noch zu Gunsten einer andern Person verfügen.

f) Ein Kaufmann in einem Landstädtchen erhält von seiner 18jährigen Gattin ein Kapital von 15.000 fl. als Mitgift, welche Summe er jedoch an ihre Verwandten zurück zu zahlen gebunden ist, falls sie kinderlos vor ihm sterben sollte. Um nun dieses Kapital ungehindert in seiner Handlung verwenden zu können, und dennoch die Verwandten seiner Frau sicher zu stellen, erlegt er bei der Anstalt 4537 fl. 30 kr. ein für alle Mal, der Tod seiner Frau mag nun wann immer verfolgen, so zahlt das Renten-Institut die volle Mitgift an ihre Verwandten.

g) Ein Landpfarrer von 53 Jahren zahlt jährlich 51 fl. 30 kr., und versichert dadurch seinem unbemittelten Bruder ein Erbe von 1000 fl.

h) Ein Vater bestimmt in seinem Testamente, daß der älteste Sohn A sein Geschäft allein übernehmen, dagegen dem jüngern Sohne B eine jährliche Rente von 1200 fl. auszahlen soll, und daß diese Rente auf dem Besitzthume mit voller Pupillarsicherheit vorgemerkt werden müsse. — B will in seinem 33sten Jahre ein bedeutendes Geschäft unternehmen, welches ihm reichlichen Gewinn verspricht; allein er bedarf hierzu eines Fondes von 16.000 fl. Ein Freund leiht ihm dieses Kapital zu 4 ½ pCt. unter der Bedingung, daß er ihm jene Rente von 1200 fl. cedire, von der er 720 fl. als Interesse für sich in Anspruch nimmt, und 416 fl. zur Zahlung als Prämie, um jenes Kapital auf des Schuldners Leben zu versichern, benützt. Den Rest mit 64 fl. zahlt er dem B hinaus. — Auf diese Weise ist dem thätigen und unternehmungslustigen B geholfen, und dennoch sein Gläubiger vollkommen sicher gestellt. Kömmt B in die Lage, jene Schuld berichtigen zu können, so tritt er wieder in den Bezug der Rente, und zahlt von dieser die jährliche Prämie von 416 fl. selbst an die Anstalt, um seiner Familie das Kapital von 16.000 fl. nach seinem Ableben zu versichern.

(Fortsetzung folgt.)

# Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
## Klosters Heiligenkreuz.
(Fortsetzung.)

Den 8. Mai wurde die Arbeit reassumirt, und ad Cornu Epistolae von dem schon gehobenen Stein sub Nr. 1, mit Aufhebung der Platten und Quadersteine bis Nr. X fortgegraben. Fünf Schuh 1 Zoll tief unter diesem großen Stein sub Nr. X fand sich ein ganzes Skeleton, woran allein der Rückgrad und die Rippen zerfallen; die Hände lagen gebogen zu beiden Seiten abwärts. Was aber das Merkwürdigste und hierbei zu bewundern war, ist, daß der verwesene hölzerne Sarg ringsherum 5 Zoll hoch mit Asche und Kohlen belegt war. Linker Hand traf man ein Schwert an, welches zwar von dem Roste stark zerfressen, doch noch 2½ Schuh in die Länge hatte: zwischen diesem Schwert und dem Todtenkopf, welcher gegen Occident[1] lag, fand sich ein Häschen oder Topf von 3½ Zoll im Durchmesser, mit purer Asche und Kohlen gefüllet, welches Häschen scherbenweis ohne Boden herausgebracht worden. Unter den Füßen zeigte sich von Rost zerfressenes Eisenwerk, woraus aber nichts weiter abzunehmen war. Uebrigens haben die Gebeine angezeigt, daß die Leichname von keiner sonderlich starken Mannesgröße gewesen. Man sah auch nichts von Mauerwerk, und weil aus allem andern zu schließen, daß dieses Grab vorhin noch niemals eröffnet worden, so ergibt sich auch, daß der Körper nur in einer hölzernen Todtentruhe zur Erde bestattet sey. Was aber die bei dem hölzernen Sarg gefundene Asche und Kohlen sammt dem Topfe in diesem Grabe und an dem Orte, wo lauter katholische Markgrafen und Herzoge begraben liegen, eigentlich bedeuten wolle, wird besonders untersucht, beinebens auch die Zeichnung von der zerbrochenen Urna cineraria seiner Zeit mitgetheilt werden.

Eodem die eröffnete man endlich auch den großen Stein ohne Inschrift ad Cornu Evangelii mit Nr. XI bezeichnet. Vier Sch. unter der Erde zeigte sich ein Leichnam in der Länge 5 Schuh 3 Zoll mit untergeschlossenen Händen abwärts zusammen gegen den Altar oder versus orientem sehend und die Schienbeine ganz beisammen haltend; dessen Kopf war ganz, und ohne Zeichen eines in der Hirnschale gespaltenen Kreuzes: woraus man erkennen will, daß es das Skeleton einer Frauensperson sey. Die Zähne alle ganz und weiß ohne Fäulung; die übrigen Gebeine hielten sich auch noch in völliger Ordnung und gerade aus, die Rippen und den Rückgrad ausgenommen, welche sich nach Bewegung zerlöseten. Dieses Grabmal erlitt noch nie eine Nachsuchung und war mit der bloßen Erde ohne Mauerwerk versorgt.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Dieß muß so verstanden werden: Der Kopf lag gegen Occident, die Füße aber gegen Orient; denn in der Zeichnung, welche Tom. IV. part. II. Operum Marq. Herrgott von dem Kapitelhause und den geöffneten Gräbern vorkommt, ist es augenscheinlich, daß der Kopf gegen Orient sieht.

## Miscellen.

In seinem Aufzeichbuch gibt Strein nachstehende, merkwürdige Notiz: „Stauffeneckh (ain auslendisch geschlecht). Stauffeneckher Camerer wardt ihm das Truchsäßen ambt im Bistumb Salzburg von herzog Albr. von Oesterreich verliehen. Der Brief darüber liegt zu Schwarzenau NB. Dieses bestätt der herzogen von Oesterreich privilegium, darinnen begriffen, daß sy nit allein castenvögt des Stiffts Salzburg sein, Sondern daß sy auch die Salzburgischen Lehen verleihen sollen.“

---

Der evangelische Prediger Anton begleitete auf verschiedenen Reisen den damals noch evangelischen Churprinzen Friedrich August von Sachsen. Am 15. April 1689 kamen sie in Wien an, und von diesem Aufenthalte erzählt er unter Anderm: »Der Kayser Leopold hatte die Herrschaft nach Laxenburg gebeten, da Ihro Kayserl. Maj. und Ihro Durchl. gespeiset, nebst gar wenigen, die an der Tafel waren. Da wurde nun erlaubt, daß des Prinzen Suite durfte ins Zimmer treten. Der Kayser fing gegen den Prinzen an zu sagen: »Wir vernehmen, daß Ew. Liebden zu Preßburg haben Ostern gehalten. Sie seyn versichert, daß Wir kein hartes Herz gegen die Evangelischen haben; der Zustand aber ist bekannt, daß Wir hernach nicht alles verhindern können, wenn sie sich nicht genug in acht nehmen, sondern nur einen Schein geben, daß die Gegner sich bey Uns über sie beschweren können.«

Herausgeber und Redacteur: J. Pl Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

66. Sonnabend, den 19. August 1837.

## Ueber Lebensversicherungs = Anstalten
### im Allgemeinen,
und die kürzlich angekündigte allgemeine wechselseitige Kapitals- und Renten-Versicherungs-Anstalt insbesondere.

(Fortsetzung.)

### III. Abtheilung.

Diese Abtheilung ist ein Leibrenten-Institut, und hat den Zweck, ihre Mitglieder nach Verlauf einer beim Eintritte festgesetzten Zeit in den Genuß lebenslänglicher Renten zu setzen. Diese Renten oder jährlichen Bezüge können 10, 20, 30 bis 10000 fl. betragen, welche die Anstalt in vierteljährigen Raten ausbezahlt, wenn sie 300 fl. nicht übersteigen, sonst aber in halbjährig verfallenden Raten. Viele Staatsmänner und Gelehrte hielten die Leibrenten-Institute in moralischer und politischer Beziehung für nachtheilig, und im Allgemeinen hatten sie wohl nicht Unrecht. Allein die gemachten Vorwürfe können nur jenen Instituten gemacht werden, welche bloß solche Leibrenten versichern, die sogleich flüssig werden. Die aufgeschobenen Leibrenten, wie unsere Anstalt sie aufgenommen hat, sind von jenen Vorwürfen frei, und äußern in jeder Beziehung die wohlthätigsten Folgen. Diese Abtheilung bietet jedermann die beste Gelegenheit dar, seine Zukunft dauernd sicher zu stellen, sich selbst ein sorgenfreies Leben zu bereiten, einem Freunde oder Anverwandten ein ruhiges Alter zu verschaffen, und ihn gegen Noth und Mangel zu schützen. Diese Versicherungsart eignet sich für Personen aus allen Ständen, vorzüglich für jene, welche durch eigene Thätigkeit ihr Brot erwerben müssen, oder ein Amt bekleiden, welches ihnen keinen Anspruch auf Pension in ihrem vorgerückten Alter gibt, oder welche wegen physischer oder geistiger Gebrechen zur selbstständigen Verwaltung ihres Vermögens nicht geeignet sind, endlich für höhere Standespersonen, welche nicht so viel Vermögen besitzen, um ihrem Range gemäß leben zu können, und für solche Beamte, die zwar eine ansehnliche Besoldung beziehen, aber vermöge ihrer Stellung so viel Aufwand machen müssen, daß sie für den Abend ihres Lebens, wo die Sehnsucht nach Ruhe und Bequemlichkeit mit jedem Tage wächst, oder für die Sicherstellung der Subsistenzmittel ihrer Familien die nöthigen Ersparnisse nicht machen können.

Wir wollen auch hier einige Fälle aus dem praktischen Leben nehmen, um das ungemein wohlthätige Einwirken dieser Abtheilung möglichst zu verdeutlichen, und zu zeigen, wie Jedermann mit Berücksichtigung seiner persönlichen Verhältnisse dieses Institut zur Realisirung seiner Wünsche benützen könne.

1. Ein Privat-Sekretär von 39 Jahren, welcher weder Familie noch Verwandte hat, wünscht sich eine jährliche Rente von 500 fl., in deren Genuß er nach 20 Jahren, also mit Anfang seines 60sten Lebensjahres treten will. Zu diesem Ende hat er eine jährliche Prämie von 138 fl. an die Anstalt zu entrichten. Gesetzt dieser Mann legte dieselben Ersparnisse halbjährig mit 69 fl. in einer Sparkasse zu 4 pCt. auf Zins von Zins an, so würde er nach Verlauf von 20 Jahren ein Kapital von 4167 fl. 44 kr. besitzen, welches ihm, selbst zu 5 pCt. angelegt, erst eine jährliche Revenue von 208 fl. abwerfen würde, und wollte er sich dann mit jenem Kapitale von 4167 fl. 44 kr. eine Leibrente bei diesem Institute kaufen, welche sogleich mit Anfang seines 60sten Lebensjahres flüssig wäre, so könnte ihm die Anstalt dafür nur eine Rente von 381 fl. 30 kr. zusichern.

2. Ein junger Schulmann von 21 Jahren ersparte sich monatlich 1 fl. 53 kr., erlegte den jährlichen Betrag dieses Ersparnisses durch 35 Jahre bei der Instituts-Casse, und erwarb sich nach dem Verlaufe dieser Zeit durch dieses geringe Opfer eine Rente von 200 fl. Wird dieser Mann

der seine Zukunft sorgenlos und sein Alter vor Mangel gesichert weiß, nicht mit weit größerem Eifer und mit mehr Seelenruhe seine schweren Berufspflichten erfüllen, als wenn ihn der düstere Gedanke verfolgt: du wirst mit weißen Haaren darben, und das Mitleid derer, für deren Bildung du ein Leben opfertest, anbetteln müssen?

3. Ein wohlhabender Kaufmann wünscht seinem zur Verschwendung geneigten 25jährigen Sohne einen Nothpfennig für die Tage des Alters und des Mangels zu sichern. Er erlegt daher 3823 fl. 30 kr. ein für alle Mal, und sichert so dem Leichtsinnigen eine mit dessen 51sten Jahre flüssig werdende Rente von 1000 fl.

4. Ein reicher Gutsbesitzer zieht seinem 30jährigen mit 1000 fl. angestellten Oberamtmanne jährlich 78 fl. 36 fl. ab, erlegt diese Summe als Prämie bei der Anstalt, und versichert so dem treuen Diener eine Rente von 600 fl., zu deren Genuß er nach 30 Dienstjahren gelangt.

5. Ein Officier erbt 816 fl.; durch Einlage dieser Summe sichert er seiner 36jährigen Gattin eine nach 20 Jahren flüssige Rente von 200 fl.

6. Ein reicher Graf bestimmt in seinem Testamente, daß der Majoratsherr als Erbe sämmtlicher Güter für die Erhaltung und Erziehung seiner vierjährigen Schwester Sorge tragen, und an die Anstalt außerdem durch 15 Jahre eine Prämie von 3240 fl. entrichten müsse, damit die junge Gräfin mit dem Anfange ihres 20sten Jahres ein jährliche Rente von 4000 fl. zu beziehen habe.

### IV. Abtheilung.

Diese Abtheilung bildet ein allgemeines Pensions-Institut, in welchem jedermann einer ihm theuern Person, sie sey verwandt mit ihm oder nicht, eine bestimmte Pension versichern kann, welche nach dem Tode des Versorgers, wenn dieser Sterbefall erst nach einem Jahre nach dem Eintritte erfolgte, an das bezeichnete Individuum jährlich in festgesetzten Raten entrichtet wird. Die versicherte, durch 10 theilbare Pension kann 10 bis 1000 fl. betragen.

Jedermann, der das 15te Jahr zurückgelegt hat, kann ohne Unterschied des Standes oder des Geschlechtes in diese Abtheilung aufgenommen werden, mit Ausnahme der bereits in der zweiten Abtheilung bezeichneten Individuen. — Bei dieser Abtheilung muß nicht nur das Alter des Versorgers, sondern auch das Alter des Versorgten angegeben werden; außerdem hat der Versorger ein ärztliches Zeugniß über seinen Gesundheitszustand beizubringen.

Diese Anstalt unterscheidet sich von ähnlichen dadurch, daß bei ihr nicht allein Männer, sondern auch Frauen für bestimmte Personen, also auch für Kinder bestimmte lebenslängliche Pensionen versichern können. Ueber die Vortheile, welche diese Abtheilung ihren Mitgliedern verschafft, brauchen wir um so weniger etwas zu sagen, als dieselben jedermann zu klar vor den Augen liegen, und diese Versicherungsart bei uns die bekannteste ist. Nur glauben wir bemerken zu müssen, daß hier alle bei der Gründung eines solchen Institutes unerläßlichen Rücksichten auf das Sorgfältigste beachtet wurden, und daß die Anstalt ihre übernommenen Verbindlichkeiten nicht nur pünktlich erfüllen, sondern bei lebhafter Theilnahme wahrscheinlicher Weise noch mehr leisten können werde. Auch der strengste Kritiker dürfte bei dieser Abtheilung weder rücksichtlich der Hauptgrundlage, noch rücksichtlich wahrer Humanität etwas zu tadeln finden. Wir wollen wieder einige praktische Fälle vornehmen.

1. Ein Mann von 24 Jahren versichert seiner 18jährigen Gattin eine Pension von 600 fl. durch eine jährliche Prämie von 150 fl. Freilich würde eine Kapitalisirung dieser Prämien — selbst bei 4pCt. halbjähriger Verzinsung — schon nach 27½ Jahren beiläufig eine Summe von 15.000 fl. und sohin jene Rente abwerfen, und demgemäß die geforderte Einlage als zu hoch angesetzt erscheinen; allein wer kann bestimmen, wie lang das Leben des Gatten dauern wird? Wie hoch ist das kapitalisirte Vermögen zu schätzen, wenn der Tod schon nach wenig Jahren den Versorger hinwegrafft? Mit welcher Qual, mit welchem unendlichen Schmerze wird er Abschied von »der schönen Erde« nehmen, wenn er Weib und Kind dem Elende, vielleicht der Sünde Preis gegeben weiß? Hat denn die Ueberzeugung, die Seinigen in jedem Falle gesichert zu wissen, hat diese tröstende, beruhigende Ueberzeugung gar keinen Werth?

Abgesehen von diesen Reflexionen, erinnern wir den Leser, daß die Anstalt auf Wechselseitigkeit gegründet ist, daß demnach, wenn die Erfahrung die Prämien als zu hoch angesetzt erscheinen ließe, die Ueberschüsse entweder bar zurückgezahlt oder zur Erhöhung der versicherten Pensionen verwendet werden müssen, daß also niemand zu viel gezahlt, sondern gerade nur das geleistet habe, was zur Erreichung seiner Absicht absolut erforderlich war. Oder ist es einem Mitgliede wohl angenehm oder erfreulich, gegen geringe Einzahlungen große Versprechungen zu erhalten, und nach wenig Jahren die beabsichtigte Pension herabgesetzt

zu sehen? Wir können die Vorsicht nicht genug loben, welche in der Bestimmung so weiter Gränzen zwischen dem Minimum und Maximum der zu versichernden Pension liegt. Jedermann kann als Pensionsquote eine zwischen 10 und 1000 liegende, durch Zehn theilbare Summe wählen, und sich so nach seinen Kräften und individuellen Verhältnissen richten, und dabei die ruhige Ueberzeugung gewinnen, daß seine Absicht nothwendig und vollkommen erreicht werde. Für manchen Menschen haben 40 fl. mehr Werth als für einen andern eben so viele Hunderte, ja Tausende. Der Werth des Geldes ist nur ein relativer.

2. Ein reicher Kaufmann von 45 Jahren, welcher dem wandelbaren Glücke kein unbegränztes Vertrauen schenkt, erlegt bei der Rentenanstalt 4292 fl. 50 kr. ein für allemal und sichert so seiner 36jährigen Gattin eine Pension von 1000 fl., wenn er auch nur ein volles Jahr in der Gesellschaft gelebt hat. — Eben dieser Mann begründet durch eine einzige Einlage von 6697 fl. seiner 16jährigen Tochter eine lebenslängliche Pension von 1000 fl.

3. Ein Mann von 36 Jahren besorgt, daß er früher sterben könne, als seine 42jährige Schwester, welche Witwe ist und von der Unterstützung desselben lebt. Er zahlt daher eine jährliche Prämie von 60 fl. 10 kr., und versichert ihr so bei der Renten-Anstalt eine jährliche Pension von 250 fl.

4. Ein 60jähriger Mann hat eine einzige 27jährige Tochter, welche nach seinem Ableben nur auf ein sehr kleines Vermögen beschränkt ist. Da er nun aber in eine höhere Besoldung vorgerückt ist, so zahlt er eine jährliche Prämie von 479 fl. 30 kr. und versichert so seinem geliebten Kinde eine jährliche Pension von 500 fl.

5. Ein junger Landmann von 30 Jahren heirathet ein 24jähriges Mädchen und zahlt bei der Renten-Anstalt eine jährliche Prämie von 16 fl. 54 kr., wodurch er seiner Frau eine Pension von 60 fl. versichert.

6. Ein Cavalier von 30 Jahren, der eben sein väterliches Erbe angetreten hat, zahlt eine jährliche Prämie von 90 fl. 6 kr., um seinem 51jährigen Erzieher eine Pension von 600 fl. zu versichern, damit dieser seinen Erben nicht zur Last fallen und von ihrer Gnade abhängig seyn möge, falls er ihn überleben sollte.

(Schluß folgt.)

---

## Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
# Klosters Heiligenkreuz.

(Fortsetzung.)

Nachdem auf vorbeschriebene Art das ganze Kapitelhaus gleichsam umgegraben und untersuchet worden, so kann man jetzt mit bestem Fug und Grund zwei Wahrheiten bestätigen; die erste ist, daß die Leichname der alten Markgrafen und Herzoge laut der alten schriftlichen Urkunden des Klosters und deren Inscriptionum sepulcralium, wie auch der einhelligen Uebereinstimmung der österreichischen Geschichtschreiber in diesem Orte ehemals begraben gewesen, und die Mehrere der Gebeine noch heut zu Tage allda befindlich seyen; folglich daß da die Ruhestätte im zwölften Jahrhundert von den Herzogen babenbergischer Linie, als ein locus ab ipsis fundatus et beneficiis auctus sey erwählt worden, in welche die Mehrere von dieser Familie Seculo 13, auch zwei von dem Hause Habsburg nachgefolget sind.

Die andere Gewißheit besteht darin, daß, obschon in den inscriptionibus sepulcralibus nur allein 11 fürstliche Personen anzeigt werden, als Liupoldus Dux Bavariae, Liupoldus Dux Austriae, Fridericus Dux Styriae, Henricus de Medlico, Raiza uxor, Rudolphus et Henricus, Albertus et Ernestus, Gertrudis et Richardis; so zählen wir doch unter der Erde 14 Körper, welche Zahl auch auf den im Kapitelhause befindlichen Gemälden anzutreffen ist, wo vorbemeldeten Namen diese weiteren beigesetzt zu lesen: Henricus crudelis, Fridericus bellicosus, und bei Henrico medlicensi ein junger Prinz gleiches Namens. Zwar sind diese Gemälde, wie wir Eingangs bedeutet, ganz neuerlich renovirt worden; es waren aber vorhin schon an den nämlichen Wänden alte Gemälde, welche besagte 14 Personen vorstellten; und ist dieser Numerus auch von einem alten Geistlichen in einer hinterlassenen Designation angemerket, worin er dem Henr. medl. seinen Sohn Henricus beisetzet. Die beste und sicherste Probe über diese Rechnung ist die von uns schon angeführte Untersuchung, wobei sich unwidersprechlich gezeigt, daß die Gebeine nicht nur von 11, sondern von 14 Personen unter der Erde gefunden werden. Daher denn auch die bei Eingang des Kapitels angehängte Tafel, worauf 13 fürstliche

Personen gezeichnet sind, um eine Zahl mit dem Namen Henrici junioris oder filii Henrici Medlicensis zu suppliren ist.

Weil übrigens bei jetziger Eröffnung der Grabmähler sich verschieden gezeigt, daß diese nämlichen Begräbnisse ehemals untersuchet, und vielleicht gar von den Türken in der Absicht darin nachgegraben worden, um etwa eine Beute anzutreffen, beinebens sich auch gefunden, daß einige Grabsteine sind verwechselt, und außer ihrem vorigen Platz wieder hingeleget worden, wie dann einige Grabsteine die Inschrift von 2 Personen angezeigt haben, da doch der unter der Erde gefundene Sarg von Mauerwerk nur eine Person zu fassen hinlänglich war; zumal auch zwischen den Nummern I. und II. unter den kleinen steinernen Platten, worauf gar keine Inschrift oder Zeichen zu sehen, gleichwohl verschiedene Gebeine mit zwei Kniee sich geäußert haben; als ist unrichtig, wie die Leichname in diesem Kapitelhause der Ordnung nach anfänglich begraben und nachmals wieder verleget worden. Es können uns auch die noch übrigen Grabschriften aus angeführten Urkunden hierüber keine hinlängliche Auskunft mittheilen.

Bei solchen Umständen bleibt einzig übrig, gegründete Muthmaßungen zu Hülfe zu nehmen, um die alte Ordnung des Lagers zu erörtern. Die Grundsätze, welche bei dieser Sache zu beobachten, hat der gelehrte Hr. Prälat sammt seiner dießfälligen Meinung mir selbst mitgetheilet, und eine Zeichnung zugestellet, wie die Körper anfänglich der Ordnung nach glaublich müssen gelegen seyn. Die Fundamenta, denen ich beipflichte, bestehen im Folgenden: 1) daß die Inscriptiones sepulcrales zu H. Kreuz nicht alle coaevae oder contemporaneae; indem einige derselben die Namen etwelcher Versterbenen unter einem vorstellen, welche doch nicht zu gleicher Zeit, sondern successu temporis gestorben; wie dann sonnenklar ist, daß des Henrici zwei Gemahlinen Richardis und Gertrudis, item die zwei Brüder Rudolph und Heinrich, wie oben schon erwähnt worden, nicht zu gleicher Zeit gestorben und begraben seyen. 2) Wird bei Beerdigung in einer Familiengruft insgemein die Ordnung gehalten, daß die Leiber, wie selbe absterben, nach den Jahren so beigesetzt werden, daß die ersteren den mittleren Ort als den vornehmeren Platz bei dem Altar, die, welche später sterben, den schlechteren bekommen. Diesem nach sind die Begräbnisse in Beobachtung des Sterbejahres eines jeden Herzogs und in Erwägung der Oerter und Plätze des Kapitelhauses folgender Art auszutheilen:

Nr. V. Albertus † 1136.
» II. Ernestus † 1137.
» VII. Leopoldus largus † 1142.
» VI. Leopoldus virtuosus † 1194.
» VIII. Fridericus † 1198.
» III. Henricus de Medlico † 1223.
» IV. Filius Henrici et Raiza.
» X. Henricus crudelis.
» I. Prima uxor Henrici crudelis.
» XI. Secunda uxor Henr. crud.
» IX. Fridericus Bellicosus. Et inter
» I u. II. Rudolfus et Henricus.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscelle.

Die Herren und Landleute der Steiermark hatten an Ferdinand I. die Vorstellung gebracht, daß es ihnen beschwerlich falle, bei Empfahung der Lehen den »Leiblichen aufgerechten Eide zu leisten, da es doch von Alters her nicht gewöhnlich gewesen, und sie ohnedieß bei der Erbhuldigung denselben abzulegen schuldig wären. Hierauf erließ Ferdinand (Grätz, 15. Dec. 1528) nachstehende Bestimmungen: »Wann sich begibt, daß unsere Erben oder Nachkommen erstlich in die Regierung unsers Lands Steyer tretten und kommen und dasselbe einnehmen, und von unsern Landleutten daselbst denselben unsern Erben oder Nachkommen die Erbhuldigung und Pflicht in persönlicher Gegenwart mit dem leiblichen Eid thun, oder die den uns als Herrn und Landesfürsten in Steyer nun gethan haben, daß dieselben alle solches leiblichen Eides in Empfahung ihrer Lehen mit Gnaden erlassen und überhoben, und dafür an der Pflicht genug seyn solle. Welche Landleut und Unterthanen aber solchen leiblichen Eid zur Zeit der Erbhuldigung oder Erbpflicht, nicht persönlich oder gegenwärtig gethan, als ob deren etliche denselben gleich gethan, und doch hernach mit Tod vergangen, und Erben hinter ihnen gelassen hätten, von denen solche Erbhuldigung mit dem leiblichen Eid auch nicht beschehen wäre, daß dieselben alle in Empfahung ihrer Lehen, so oft das zu schulden kommt, den leiblichen Eid, wie sich gebührt, thun, und das schuldig seyn sollen ohne Geverde.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

67. Mittwoch, den 23. August 1837.

## Ueber Lebensversicherungs-Anstalten

im Allgemeinen,

und die kürzlich angekündigte allgemeine wechselseitige Kapitals- und Renten-Versicherungs-Anstalt insbesondere.

(Schluß.)

### V. Abtheilung.

Diese Abtheilung ist eine Kinder-Versorgungs-Anstalt, bei welcher Jedermann ohne Unterschied des Geschlechtes, der Religion und des Standes — mit Ausnahme der bei der zweiten Abtheilung bezeichneten Individuen — für sein eigenes oder irgend ein anderes Kind eine Rente von 10, 20, 30 u. s. w. bis 600 fl. begründen kann, welche die Anstalt nach dem Tode des Mitgliedes dem bestimmten Kinde bis zur erreichten physischen Großjährigkeit, d. i. bis zum zurückgelegten 24sten Lebensjahre auszahlt.

In dieser Abtheilung kann demnach das Schicksal eines Menschen für die erste und gefahrvollste Periode seines Lebens sicher gestellt werden, indem ihm die Mittel sowohl zur Deckung seiner Subsistenz, als auch zur weiteren Ausbildung seiner moralischen und geistigen Kräfte dargeboten werden. Hat aber ein Mensch diese große und wichtige Periode seines Daseyns zurückgelegt, so ist er auch in der Lage, nun für sich selbst zu sorgen, seine Kräfte und Kenntnisse praktisch anzuwenden, oder er ist bereits in öffentlichen oder in Privatdienst getreten, der ihn nährt, oder er hat selbstständig ein Gewerbe angetreten, oder ist auf andere Art versorgt.

Wie viele Kinder, welche frühzeitig verwaist werden und die zureichenden Subsistenzmittel nicht besitzen, werden verwahrlost, erhalten keine sorgfältige Erziehung, und werden, wenn die Umstände keinen nachtheiligern Effekt bewirken, unbrauchbare Menschen; und wie viele Talente gehen auf diese Art für das Gemeinwohl zu Grunde?

Wir hoffen, daß durch eine lebhafte Theilnahme an diesem Institute in der Folge recht viele Jünglinge und Jungfrauen der Wissenschaft, der Kunst und vorzüglich der Tugend erhalten werden mögen.

Einige Beispiele werden auch hier zeigen, daß verhältnißmäßig nur geringe Mittel erfordert werden, um ein Kind gegen das traurigste Los sicher zu stellen.

1. Ein Vater von 45 Jahren zahlt eine jährliche Prämie von 45 fl. 54 kr., um seiner 6jährigen Tochter einen jährlichen Erziehungsbeitrag (aufhörende Rente) von 200 fl. zu versichern.

2. Eine 25jährige Frau begründet für ihren 9jährigen Bruder eine jährliche Rente von 300 fl. durch eine jährliche Prämie von 25 fl. 3 kr.

3. Eine Witwe von 42 Jahren begründet ihrem einjährigen Kinde einen Erziehungsbeitrag von 100 fl. durch eine vierteljährige Prämie von 6 fl. 3 kr.

4. Eine 30jährige Gräfin übernahm die Sorge für ein 15jähriges Mädchen, die Gespielin ihrer Tochter, und fürchtend dasselbe hülflos zu wissen, wenn sie selbst unvermuthet in das Jenseits gerufen werden sollte, zahlt sie eine jährliche Prämie von 37 fl. und sichert ihm für den Fall ihres Todes dadurch einen jährlichen Bezug von 600 fl.

5. Ein Beamter von 54 Jahren hat einen 3jährigen Sohn, für welchen er einen Erziehungsbeitrag von 200 fl. versichern will, zu diesem Ende hat er eine jährliche Prämie von 85 fl. 10 kr. zu entrichten.

6. Eine 19jährige Witwe begründet durch eine jährliche Prämie von 39 fl. 20 kr., oder vierteljährig 9 fl. 50 kr. ihrer 3jährigen Tochter einen Erziehungsbeitrag von 400 fl.

7. Ein Mann von 48 Jahren sichert einem 6jährigen Kinde einen Erziehungsbeitrag von jährlichen 100 fl., wenn er 263 fl. 20 kr. ein für allemal bei der Renten-Anstalt erlegt.

### VI. Abtheilung.

Der Zweck dieser Abtheilung, wechselseitige Ver-

sorgungs-Anstalt durch steigende Renten betitelt, ist, die Mitglieder in ihrem vorrückenden Alter in den Genuß von Renten zu setzen, welche von einem festgesetzten Minimum bis zu dem bestimmten Maximum von 500 fl. fortsteigen.

Diese Abtheilung ist der allgemeinsten Anwendung fähig, sie eignet sich für alle Stände, und wird, ja sie muß in der Folge die segenreichsten Wirkungen hervorbringen. Den Organismus dieser Abtheilung zu erörtern, und die vortrefflichen Bestimmungen dieses Institutes im Zusammhange darzustellen, dürfte für die Gränzen dieses Aufsatzes zu weitläufig werden, und wir können uns auf die Bemerkung, daß dieses Institut mit der bereits bestehenden, mit der ersten österreichischen Sparkasse verbundenen Versorgungs-Anstalt der Form nach sehr große Aehnlichkeit habe, dem innern Wesen nach aber gänzlich von ihr verschieden sey, um so eher beschränken, da der Gründer dieses Institutes in seinem bekannt gemachten Programme versprochen hat, in Kurzem eine eigene Broschüre über seine ganze Anstalt durch die Presse zu veröffentlichen und für diese Abtheilung ohnehin keine Subskriptionen angenommen werden.

Zum Schlusse führen wir noch eine Bestimmung des Statuten-Entwurfes an, als den offenkundigsten Beweis von dem Geiste echter Humanität, welcher das ganze Gebäude beherrscht.

Bei Abschließung eines Versicherungsvertrages verpflichtet sich nämlich ein Mitglied häufig zur Leistung bedeutend hoher jährlicher Prämien, deren Zahlung ihm in der Folge sehr schwer, ja bisweilen unmöglich wird.

Im letzteren Falle wird ein solches zahlungsunfähiges Mitglied bei allen ähnlichen Anstalten mit Verlust aller geleisteten Zahlungen und aller weiteren Rechtsansprüche ausgeschlossen, während dieses neue Institut einem solchen in mißliche Umstände versetzten Mitgliede, nach vorausgegangener schriftlicher Anzeige, die begründete Rente oder das versicherte Kapital im Verhältnisse seiner geleisteten Zahlungen reducirt und ihm die Entrichtung einer geringern jährlichen Prämie gestattet, oder dasselbe auch jeder weitern Einzahlung gänzlich enthebt.

Da nach den Bestimmungen des Statuten-Entwurfes zur Eröffnung sämmtlicher Abtheilungen der Anstalt wenigstens 1900 Subscribenten erforderlich sind, und die Unterzeichnung bloß zum Beitritte einer bestimmten Gesellschaft verpflichtet, zur Wahl des Ausschusses aber nur 300 Subscribenten für zwei der ersten fünf Abtheilungen nöthig sind, so sprechen wir wiederhohlt den Wunsch aus, daß das geehrte Publicum durch seine rege Theilnahme zur baldigen Eröffnung dieses wohlthätigen und so vielen Segen versprechenden Institutes das Seinige beitragen möge.

H. R. v. L.

## Zeichnungen
zur
## Charakteristik Kaiser Maximilian's I.

### I.

Die Sitte, vor weltlichen Fürsten auf die Kniee zu fallen, und selbst deren Füße zu küssen, war von den römischen und griechischen Kaisern auf die fränkischen übergegangen, und nach diesen hatten sie auch die deutschen beibehalten. Doch kommt letzteres sehr selten vor, ja unter den Ottonen findet sich nicht die geringste Spur davon, und auch die Behauptung, daß Heinrich IV. es wieder eingeführt, läßt sich mit keinem haltbaren Grunde unterstützen. Um so gewisser aber erscheint es unter Kaiser Friedrich I. zunächst bei den Italienern, nachdem sie mit Gewalt der Waffen wieder zur Pflicht und Ordnung gebracht worden waren. Die Mailänder unterließen keine Art der Huldigung, um den Zorn des Herrschers zu mildern. So erzählt Morena[1]: Venerunt trecenti milites Mediolanenses, ad ipsum Imperatorem, inter quos fuerunt triginta sex vexilliferi, qui vexilla in manibus Imperatoris tradiderunt, *osculantes illi pedem.*« Auch die Bewohner der übrigen, wieder besiegten Städte thaten deßgleichen, und nun lassen sich allerdings mehrere Zeugnisse anführen, daß diese Sitte noch bei späteren Kaisern vorgekommen. Wir nennen nur Heinrich VII. und verweisen auf Cermenate's Erzählung[2] über dessen Zusammenkunft mit dem Präfekten Mailands, Guido de la Torre. Dieser, obschon er im stolzen Uebermuthe bis in die Nähe des Kaisers gedrungen war, sprang doch jetzt vom Pferde, und küßte den Fuß desselben[3].

Wahrscheinlich ist dieses Beispiel das letzte; denn die Behauptung Einiger, daß K. Ludwig IV. unwillig geworden, weil Eduard III. von England nicht die Kniee beugte

1 Hist. rerum Laudensium apud Muratori Script. rerum Italicar. T. VI.

2 Hist. de Mediolanensium gestis; sub imperio Henrici VII. cap. 18 apud Muratori. T. IX. p. 1236.

3 Attamen jam propinquus Regi, ad terram ex equo desiliens osculatus est pedem ejus, a quo benigno tandem vultu exceptus est.

und dessen Füße küßte, stellt sich in jeder Beziehung als unhaltbar heraus. Indessen blieb der Kniefall fortan im Gebrauche, und erst die humane Gesinnung K. Maximilian's I. äußerte sich mit Entschiedenheit dagegen. Joseph Grünbeck, dessen Sekretär, erzählt von ihm: »So er etwa einen geschämigen gesehen, der sein sach nit fürbringen künnen, hat er in selbst gefordert, vnnd sein anliegen vernomben, hat auch die sich für in nieder auf das erdtreich geworffen haben, knieendt nit hören wöllen, sondern steendt vnnd nach gelegenheit der perschonen sie das haupt mit ihren huetten decken heissen.«

Auf eine sehr würdige Weise ahmte das Beispiel des unvergleichlichen Großvaters Kaiser Karl V. nach. Als diesem im afrikanischen Feldzuge die Besiegten die Füße küssen wollten, wies er es mit Nachdruck zurück, indem er hinzufügte: nicht die Füße, sondern das Haupt regiere!

---

## Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
# Klosters Heiligenkreuz.

(Fortsetzung.)

Ferner habe ich in dem Kloster Heiligenkreuz außer dem Kapitelhause noch drei Merkwürdigkeiten gefunden, welche zum Theil in mein vorhabendes Werk einschlagen und daher hier auch beschrieben zu werden verdienen.

Die erste ist das sogenannte Wahrzeichen, welches an dem Frontispicio der Kirche bei dem Eingang linker Hand zu sehen. Es besteht in folgenden Buchstaben oder Figuren:

I I
M VV

woraus will geschlossen werden, daß diese Zeichen die Jahrzahl 1131 bedeuten sollen. Die Tradition gibt zwar, daß die Kirche von Leopold dem Heiligen in dem Jahre 1131 zu bauen sey angefangen worden, ob aber solche Figuren statt der Jahrzahl nicht eher pro Siglis oder Initial-Buchstaben einiger Wörter zu achten seyen, will ich dahingestellt seyn lassen. Ich hätte wenigstens die letzte Figur nicht für die Zahl 31 angesehen, wenn man mir dieselbe nicht dahin ausgedeutet hätte. Eine andere Tradition, welche die dortigen Geistlichen von dem Wappen des Klosters haben, ist wahrscheinlicher: daß nämlich besagtes Kloster ein Kreuzzeichen, in welchem eine Hand mit aufgehobenen Schwörfingern zu sehen, der Ursache halber in seinem Schild führe, weil Leopoldus largus ein Sohn Leopold des Heiligen die Uebergabe des Gutes Trumau mit einem zu Tuln auf einem Partikel des heiligen Kreuzes geschwornen Eid bekräftigt haben soll.

Zweitens sind die Fenster bei den bleiernen Brunnen im Kreuzgange nächst dem Refectorium zu bemerken; als worauf die Familie des heiligen Leopold auf alte Art mit Inschriften abgemahlt zu sehen. Der Herr Prälat hat mir versprochen, diese Bildnisse sammt Inschriften abzeichnen zu lassen, und die Zeichnung mitzutheilen.

Endlich ist die dritte Merkwürdigkeit auswendig an der Wand des neuen Chors zu sehen, welcher ungefähr 200 Jahre nach dem ersten Kirchengebäu, also im 14ten Jahrhundert an den alten Chor auch auf gothische Art, doch durchaus breiter zugebaut worden. Daselbst befinden sich ex parte Evangelii nach dem ersten Pfeiler in der Mitte gegen 4 Schuh außer der Erde hoch auf den Quadersteinen in einer geraden Linie mit großen gothischen Buchstaben zwei leoninische hinkende Verse eingehauen, welche, wie man mir gesagt, bisher noch von Niemand sind erörtert worden. Selbe lauten also:

† IN TVBA CHALHOK CORDE COLVBA † QVĒ MERITO MARTS SAVET SAPIENTIA PATRI AMEN †.

(über MARTS ein I)

Der Steinmetz, welcher diese Schrift eingeschnitten, hat selbst erkennet, daß er in dem Worte Marts gefehlt, daher ist von ihm das ausgelassene I noch oben aufgesetzt worden; damit aber der Sensus herauskomme, muß statt Martis gelesen werden Matris. Nächstdem geht bei dem Worte Patri ein s ab, welcher Buchstabe ehemals mag befindlich gewesen seyn, wo jetzt eine Lücke bei der Zusammenfügung der Steine ist; denn die similiter desinentia in den Worten Matris und Patris nach dem Genius desselben Seculi nothwendig zu observiren sind.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß in dem letzten Vers das V für LV gelte, oder aber es ist zu sagen, daß auch hier der Buchstabe L durch Ungeschicklichkeit des Steinmetz ausgelassen sey. Ich lese daher vorstehende zwei Verse also:

† (i. e. Hic jacet) in tumba Chalhok, corde columba; quem merito matris salvet Sapientia patris. Amen.

Ut sensus sit: in isto muro sepultus est religiosus venerandus Senex, simplex ac rectus corde; cujus animam Misericordia Dei per merita virginis Matris salvare velit.

Diese Auslegung wird erstens bekräftigt durch den alten Gebrauch, welchen Menetrier schon angemerket, daß man nämlich ehemals die Gewohnheit gehabt, die Leichname derjenigen Personen, welche sich in Lebzeiten besonders verdient gemacht, nicht in der Kirche oder auf dem Friedhof, sondern in die Dicke der Kirchenmauer einzugraben. Demnächst finde ich in dem Gloss. du Cangii novis. edit. lit. C., daß Calog kein nomen proprium, sondern im Mittelalter so viel geheißen, als Monachus senio et aetate venerandus. Daher Calogeri in der vielfachen Zahl bei den Schriftstellern so viel sagen wollte, als monachi seu viri aetate graves ac Seniores. Nun unterscheiden sich die Wörter Calog und Chalhok in keinem Radikal-Buchstaben, denn die litera guturalis H. ist kein radicalis. Vid. Wachteri Gloss. germ.; auch ist bekannt, daß die Consonanten G und K öfter mit einander alterniren, daß also Calog das Stammwort, oder eben so viel sey, als Chalhok. Uebrigens könnte dieses Wort *Chalhok* auch für ein altes nomen proprium theodiscum interpretirt werden, und ist daher in den Analectis genealogicis Austriae nachzusehen, ob nicht die nahe bei Heiligenkreuz gelegenen Herren von Liechtenstein oder von Ebersdorf dergleichen Namen geführet?

(Fortsetzung folgt.)

---

## Miszellen.

Wilhelbm vnd Albrecht Vettern von gottes gnaden Herzogen zu Oesterreich ꝛc.

Lieber getreuer, als wir dir vormallen hatten geschrieben wie wir zu vnterstehen die grossen anuell vnd Beschedidigung die uns vnd Landen vnd Leythen jetzt lang Zeitt von Mährern sindt beschehen, vnd noch täglich beschehent unß auf den kunfftigen S. Peters vnd S. Pauls Tag in das Veldt wolten erhaben, auf dieselbn vnser veindt zuezíehen lassen wir dich wissen, daß wir mit vnsern Hern, Ritter vnd knechten die jetzt bei vnß daß S. Pölten sindt gewesen denselben Tag von merkhlicher notturft wegen auf 8 Tag haben gelengt, daß ist auf den negsten Suntag nach S. Ulrichßtag, auf denselben tag wollen wir Herzog Albr. vnß von hinen erheben auf die ehegenannten vnser veindt zuziehen, davon emphelhen wir dir vnd bitten dich auch mit allem ernst vnd vleiß, daß du dich daran schikhest mit gueten gesellen wolgezeugten so du best mügest. Also daß du auf dieselbe Zeitt bei vnß demselben herzog Albr. in dem veldt seyest wo vnß dan findest vnd vnß wider dieselbn vnser veindt helffest, alß andere vnser herrn Ritter vnd knecht die vnß des willig sindt vnd getrauen dir woll, daß du dich das nichts lassest saumen noch irren, daran erzaigst du vnß vnd landen vnd leuthen ain sonder lieben dienst des wir in guet gen dir nimer wollen vergessen. Geben zu Wien am Erchtage nach S. Veits Tag an. 1404.

Vnserm getreuen lieben Weickharten von Tornstein genannt Turss.

---

Mailand hatte einst mehr als fünf und zwanzig literarische Vereine, welche zum Theil die bizzarresten Namen führten: z. B. gli Impazienti, Indomiti, Inquieti, Alterati, Infernati, Infecondi, Ombrosi, Erranti, Estravaganti, Ortinati, Insensati, Insipidi, Audaci, Lunatici, Volanti, Fantastici, Vagabondi, Notturni etc.

---

Als Georg I., Churfürst von Hannover, nach dem Tode der Königin Anna die englische Krone erhielt, wünschte ein Höfling ihm dazu Glück, daß er nun zwei so wichtige Länder besäße: Großbritannien und Braunschweig-Lüneburg. »Wünschen Sie mir Glück,« antwortete der König, »daß ich darin zwei so wichtige Männer besitze: Newton und Leibnitz.«

---

Johann Lauterbach, geboren zu Löbau in der Oberlausitz am 16. Juni 1531, war ein nicht unglücklicher lateinischer Dichter. Er studierte zu Wittenberg unter Melanchton, wurde 1553 Hofmeister der jungen Grafen Hohenlohe Neustein, und erhielt 1558 aus der Hand des gelehrten Paul Fabrizius in Wien den poetischen Lorbeer. In diesem Jahre gab er auch hier eine Idylle heraus, welche er dem Kaiser Ferdinand I. widmete, und in der er im Chore der Göttinen Europa einführt, die des Kaisers Lob unter dem Nahmen Eubulus besingt. Er wurde hierauf Schulrector zu Oehringen und 1567 zu Heilbron, wo er auch 1593 am 11. October starb.

---

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

68. Sonnabend, den 26. August 1837.


## Die Osmanen in Siebenbürgen
### zur Zeit der beiden Apafy
(1661 bis 1699)
nach dem türkischen Geschichtschreiber Raschid
und
### die Belehnungs-Urkunde des zweiten Apafy
in der k. k. orient. Akademie zu Wien.


Von V. Weiß von Starkenfels.


### Vorfälle des Jahres 1661.
Das deutsche Kriegsheer bekriegt Siebenbürgen.

Es waren strenge Befehle erlassen worden, die Großen Siebenbürgens sollten dem von der hohen Pforte zum Könige ernannten Akosch[1] huldigen und gehorsamen. Da der Wesir Dilir Seidi Ahmed Pascha die Angelegenheiten des Sohnes des, im Kriege gefallenen Rakoczy zu ordnen übernahm, und der verfluchte Kemeny, der damals sich vom Kampfplatze entfernte, und bis auf den heutigen Tag in den deutschen Ländern verweilt, erfuhr, daß der König Akosch nach Siebenbürgen abgereiset sey, und der Serdar (Befehlshaber) Ali Pascha die Winter-Quartiere bezogen habe, wurde er unter der Bedingung: die gesammten Länder Siebenbürgens für Deutschland zu erobern, von deutscher Seite zum Könige von Siebenbürgen ernannt. Er versammelte 3000 Deutsche und begann die siebenbürgischen Festungen, wie sie ihm unterkamen, zu verwüsten und zu zerstören. Da der genannte Kemeny vormals Geschäftsführer des jungen Rakoczy gewesen, so schlossen sich die meisten von den ausgezeichneteren und berühmteren Siebenbürgern an ihn an. In die eroberten Festungen legte er deutsche Besatzung und zog in Person gegen den König Akosch. Da dieser unfähig war, ihm Widerstand zu leisten, so verschanzte er sich in eine Festung, die sich nach einer Belagerung von einigen Tagen mit Capitulation an Kemeny ergab. Allein beim Auszuge ertheilte er dem Akosch keinen Pardon, erschlug ihn, und brachte ganz Siebenbürgen in seine Gewalt[1].

### Vorfälle des Jahres 1662.
Zustand der Unruhen im Lande Siebenbürgen.

Nachdem Kemeny durch Ungerechtigkeit und Unterdrückung sich die Würde eines Königs von Siebenbürgen verschafft und das Land seiner Gewalt unterworfen hatte, schrieb er an den Serdar Ali Pascha und bat ihn, sich bei der hohen Pforte wegen seiner Bestätigung zu verwenden. Man gab ihm zur Antwort: »er möge seinen Sohn als Geißel schicken, damit man sich auf die Treue seines Dienstes und seiner Ergebenheit verlassen könne; so würde sein Wunsch gewährt werden,« worauf sich keine Spur einer Nachricht von Kemeny zeigte. Beim Anfange des Frühlings zog der Serdar mit dem ihm unterstehenden Heere gerade nach Siebenbürgen; er zerstörte alle Marktflecken und Dörfer, auf die er traf, wenn sie sich dem Kemeny unterworfen hatten, und nahm ihre Einwohner gefangen. Unterdessen unterwarfen sich ihm die meisten vornehmen Siebenbürger, eilten, sich zu entschuldigen und baten um Gnade und Schonung. Auf ihr eigenes Ansuchen und Bitten wurde hierauf Apafy Michael von der hohen Pforte als König von Siebenbürgen ernannt[2]. Da Kemeny sah, daß von allen Seiten die Großen und Vornehmen jenem huldigten, und sich so der Anhang Apafy Michaels von

1 Achatius Barcsay mußte wider Willen die Krone Siebenbürgens auf Androhung der Hinrichtung durch Elhadschi Mustafa Beg annehmen: so versichert Benkö; Bethlen ist ungewiß, ob er die Krone gesucht habe, oder ob sie ihm aufgedrungen wurde (S. Gebhardis Geschichte Siebenbürgens in der allgemeinen Weltgeschichte nach dem Plane Guthrie's und Gray's).

1 Kemeny ließ Barcsay aus Görgeny nach Kovar abführen und den 12. Julius 1661 auf dem Wege zu Repa todtschlagen (S. ebendort.)

2 Ali Pascha trug die Königswürde erst dem Paul Beldi, dann dem Szekler Petko an, die sich weigerten, seinem Antrage Gehör zu geben. Daher ließ er den Michael Apafy von Apa Nagy Falu zu sich hohlen und zwang ihn die Streitkolbe und Fahne zu empfangen. (Gebhardi 340).

Tag zu Tag mehrte, floh er verzweifelnd, in Eile nach Deutschland. Der Serdar Ali Pascha hatte die Angelegenheiten Siebenbürgens geordnet, war mit seinen siegreichen Truppen in die Winter-Quartiere von Temeswar zurückgekehrt, und hatte, da der König Apafy Michael aus Furcht vor den Ränken des Kemeny im Lande allein zu bleiben nicht wagte, einen Mirimiran mit 500 Mann zu seinem Schutze bestimmt, um ihn von dieser Furcht zu befreien. In der That, als der obgenannte Serdar sich in die Winter-Quartiere zurückgezogen hatte, kam Kemeny mit einigen Ungläubigen an einen Ort[1], nahe der Festung, wo Apafy Michael residirte. Kutschuk Mehmed Pascha, Beglerbeg von Janova (Jenö), welchen der Serdar aus Vorsorge zum Schutze des Königs bestimmt hatte, rückte ihm mit diesem in Eilmärschen entgegen, und ließ sich mit ihm in ein Gefecht ein, während welchem Kemeny die Neige aus dem Becher des Todes trank und sein Ende fand[2]. Nachdem Apafy Michael so die Bestätigung in seiner Königswürde gefunden hatte, begehrte man jetzt von ihm 1000 Beutel Geldes, welche Akosch, der früher durch die Pforte Siebenbürgens König war, versprochen hatte; wegen seiner Unvermögenheit aber, die genannte Summe herbeizuschaffen, beschloß er, der hohen Pforte eine Vorstellung zu machen, daß sie 500 Beutel nachlassen möge, 500 Beutel aber wolle er in die Festungen Siebenbürgens abführen. Nachdem er sie herbeigeschafft hatte, wurden sie an ihren Ort übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

---

Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
## Klosters Heiligenkreuz.

(Fortsetzung.)

Bis hieher Marqard Herrgott; nun mögen meine Bemerkungen zu den drei Merkwürdigkeiten folgen:

Ich habe das sogenannte Wahrzeichen im Monat September 1801 fleißig untersucht, und mich dazu aller diplomatischen Hülfsmittel bedient; das Resultat meiner Arbeit ist folgendes:

Erstens: Diese zwei Zeichen stehen zu beiden Seiten eines Kruzifixes auf diese Art $\frac{\overset{I}{M}}{+}\Big|\frac{\overset{I}{W}}{+}$, und an einem Orte, welchen Herrgott nicht genau genug untersucht und beschrieben hat. Sehr richtig hat er aber angemerkt, daß er diese Zeichen nie für die Jahreszahl 1131 gehalten hätte, denn sie sind es auch nicht und können es schlechterdings nicht seyn, weil der heilige Leopold erst im Jahre 1134 die erste Kolonie von Morimund kommen ließ, wie der Geschichtschreiber Ortilo, der sich unter den 12 Pflanzern befand, selbst bezeugt. Das erste Bedürfniß dieser Mönche waren natürlicher Weise die Wohnungen, und nicht eine Kirche, die noch heut zu Tage unter die größten gehört. Erstere wurden auch sogleich zu bauen angefangen, bald darauf aber unvollendet stehen gelassen, weil Leopold der Heilige, mit Salzburg in wichtige Händel verwickelt, daran verhindert ward. Daher kam es denn, daß die Mönche längere Zeit bloß von der täglichen Präbende des Fürsten lebten, bis er ihnen im Jahre 1136 laut des Stiftbriefes einen regelmäßigen Unterhalt anwies: »Vivebant,« sagt Abt Clemens, »hi religiosi aliquamdiu primo de quotidiana Praebenda principis.« — Wenn nun die Mönche während des salzburgischen Streites nicht einmal einen fixirten Unterhalt hatten, wie viel weniger läßt sich sagen, daß Leopold während dieser zwei Jahre ein gewisses Geld für den Kirchenbau bestimmte, da doch ersterer absolut nothwendiger war? Erst im Jahre 1136 nahm er die Fortsetzung der Gebäude wieder vor und fertigte den Stiftbrief aus. Das Langhaus der Kirche kam 1187 zu Stande, der Chor aber 1195; folglich ist die Angabe, als wäre die Kirche schon 1131, mithin drei Jahre vor der Ankunft der ersten Mönche, gegründet worden, aus den Wolken gegriffen.

Zweitens: Wenn man annehmen will, daß diese Zeichen die Jahrzahl 1131 vorstellen, kommen Ungereimtheiten über Ungereimtheiten heraus. Das Zeichen M wäre das römische 1000; das I über dem M aber soll wider allen Gebrauch der Römer 100 heißen, dessen eigenthümlicher Buchstabe doch C ist. Gleich darauf muß das I über dem W eine Einheit bedeuten; und endlich kommt

---

1 Megyes.

2 Kemeny hatte den Bitten der Stände und selbst dem Antrage Apafo's: er wolle, sobald es die Pforte gestatte, ihm die Würde zurückgeben, widerstanden; zugleich aber den Zeitpunkt übersehen, wo er die Vereinigung des Pascha und Apafo's hätte hindern können. Als es bei Hetur und Nagy Szölös zur Schlacht kam, flohen seine Hülfstruppen, er selbst ward vom Pferde abgeworfen und so zertreten (23. Jänner 1662), daß die Sieger nicht einmahl seinen Körper finden konnten. (S. ebenda.)

nach der Angabe unter diesen römischen Zahlen noch gar ein arabisches 3 vor!

Drittens zeigt sich, daß der Ort, wo sich dieses Alles vorfindet, ein Eingang in die Kirche war, was auch die im Innern der Kirche noch zu sehenden Thürpfosten und Thürangeln bezeugen. Diese Thür ist in spätern Zeiten, weil sie wirklich überflüssig war, auf Befehl eines Prälaten vermauert, und weil die Nische einmal vorhanden war, dazu verwendet worden, daß man ein Kruzifix hineinsetzte. Diese Bemerkung ist unwidersprechlich wahr. Die obigen Zeichen müssen sofort entweder Anfangsbuchstaben eines Namens oder eines Wahlspruches seyn. Sehr alt können sie schlechterdings auch nicht seyn [1], obwohl sie durch die Vertiefung der Nische vor dem Wetter etwas geschützt sind, denn ihr Stoff ist, wie jener der zwei kleinen Kreuze unter den ausgestreckten Armen nichts mehr, als ein guter Mauerspeiß.

Viertens: Daß diese Zeichen keine Zahlen sind, glaube ich hinlänglich bewiesen zu haben; was aber die schwörende Hand Leopoldi largi betrifft, welcher, was mich sehr wundert, Herrgott beistimmen möchte, halte ich sie gar keiner Widerlegung werth; weil das Zeichen W die schlechteste Aehnlichkeit damit hat, und für die übrigen gar kein Sinn vorhanden wäre. Eben so finde ich mich nicht berechtigt, diese Zeichen für einen Namen zu erklären; denn ungeachtet alles Nachschlagens im Archiv, in allen Registern, konnte ich dafür nicht die geringste Spur finden. Aber

fünftens: sie für einen Wahl- oder Bibelspruch gelten zu lassen, dazu habe ich wenigstens die größte Wahrscheinlichkeit. Ich halte nämlich diese 4 Buchstaben für den Lieblingsspruch des Abtes Conrad III. In Walthers diplomatischem Lexikon findet sich ebenfalls die Deutung auf dieselbe Art: M, mihi, V, vel, V vindicta. Dieser Spruch ist es eben, welchen sich der Abt Conrad III. aus dem Briefe an die Römer (12. Cap.) wählte, und der in der großen Kirche zunächst dem Chore P. Prioris bei dem Aufgang in denselben auf seinem Grabsteine ebenfalls zu lesen ist. Mihi vindictam et ego retribuam. Abt Conrad Fabri, aus der Reichsstadt Ueberlingen gebürtig, wurde 1547 Prälat, und starb 1558. Eben in diese Zeit mag die Vermauerung dieser kleinen Kirchenthür fallen. Abt Clemens, der gerade 100 Jahre später lebte, erzählt in seiner Notitia San-crucensi von ihm: »is monasterium collapsum magnanimiter instauravit, vastata erexit, lacera resarcivit.« Sohin mag er auch, da alles am besten auf ihn bezogen werden kann, diese Thür vermauern, und in die gegenwärtige Gestalt haben bringen lassen. Der Einwurf, wie statt der beiden V das runde W zu erklären, bedarf wohl keiner besonderen Erörterung.

(Schluß folgt.)

[1] Dieß beweist selbst die Structur der Buchstaben; denn das gebrochene M findet sich weder in Urkunden noch in Handschriften vor dem 16ten Jahrhundert, und eben so das große gerundete W.

---

# Reise-Erinnerungen.

## III. Die Exkursion in das Anlaufthal.

Dieses große, östliche Seitenthal der Gastein lohnt durch seine seltne Eigenthümlichkeit die wenige Anstrengung, die es verlangt, durch reichen Genuß. Bei meinem dritten Besuche 1836 drang ich mit Freiherrn v. Gemmingen bis an den Schluß des drei Stunden langen Thales.

Wir fuhren früh an einem heitern Morgen, wie gewöhnlich, in einem einspännigen, offenen, zweisitzigen Alpenwägchen vom Straubinger weg nach Böckstein und durch dessen Thal aufwärts längs der Ache hinein bis zum Anlauf- oder auch Passauerbrückchen und von da an der Anlauf seitwärts zwischen dem »Stuhl« am rechten, und dem »Thomaseck« am linken Wildbachufer in das sich hier öffnende Thal. Gleich beim Eintritte stellte sich uns aus seiner Tiefe ein überraschendes Bild dar. Bald hierauf kamen wir zu einer Köhlerstätte, stiegen auf den hohen, netten Meilerthurm, um die Oeffnung zu sehen, wo er angezündet wird. Aus 50 Klaftern Holz, sagte man uns, werden 3 solche Meiler gemacht. Etwa eine halbe Stunde von Böckstein findet man die erste Sennhütte oder vordere Alm in der Ebene am Wege und darauf seitwärts das interessante, amphitheatralische Felsenthal mit dem Höhkaarfalle. Bisher unterhielt uns der Gang abwechselnd durch die Köhlerstätte und Hütte mit einem jungen Nadelholzwäldchen, durch die Almhütten mit ihren vom frischesten Grün bekleideten Weiden, durch das helle, schöne Wasser der Anlaufache, und die vielen kleinen Wasserfälle. Alles dieses spricht eine wohlthuende, freundliche Ruhe aus, welcher auffallend die außerdem ernsten, feindlichen Bilder der düstern und zerklüfteten Bergwände widerstreben. Je tiefer man zwischen ihnen aufwärts dringt, desto mehr entblößt das Thal seine öde und wüste Natur. Unzählbare Steine, nackte Baumstämme, ungeheure Granitblöcke bedecken die Bergabhänge und die Ufer

der ungestümen Anlauf, sie umlagern und verengen den Fußpfad in der verschiedensten und sonderbarsten Gestalt und Stellung.

Das Thal zeichnen vorzüglich 5 Hauptprospecte aus, worunter der erste und nächste das oben genannte Seitenthal des Höhkaarwassers, wo hohe düstre Wände einen großen Halbkreis bilden. Kühn, in großen Bögen stürzt und schwingt sich von dem einen, dunkel umwachsenen Berge das spiegelhelle Höhkaarwasser in ihr tiefes Thal hinab, reißt Steine mit und rauscht der Anlaufache zu.

Nach einer Weile dieses Genußes stiegen wir tiefer hinein und sahen uns nach etwa 20 Minuten bei der ersten Brücke über die Anlauf. Hier auf dieser Brücke überrascht der zweite Hauptanblick des herrlichen Ausfluges. In wilden heftigen Abfällen tobt die Anlauf über Steinplatten und hohe Felsblöcke gegen die Brücke und den Wanderer her; weit, zu beiden Seiten hin, hat sie auf ihrem Bette, in das sie zuweilen von geschmolzenen Schnee- und Eismassen verstärkt austritt, Sand- und Steingerölle niedergesetzt.

Wenn nicht schon bis hieher, dringt sich gewiß hier das Bild einer wüsten, einsamen Wildniß auf. Wie sehen die Bergmauern schwärzlich und eigenthümlich lose, zerklüftet und gebrochen aus, und noch lösen sich immer durch Regen, Wind, Gewässer und Donnergewitter neue Steinmassen los und rollen oder stürzen donnernd in das Thal hinab! Einige der abgestürzten Granitblöcke überbieten an Umfang den innern Raum mancher Sennhütte.

Nach einigem Aufenthalte drangen wir gegen den spitzen Platkogel vor, und als wir etwa eine halbe Stunde Weges zurückgelegt, erblickten wir am rechten Ufer zuerst, aber nur von der Seite, den »Tauernfall,« dessen Schönheit uns noch mächtiger ergriff, als wir ihm gegenüber standen. Dieß ist der dritte Hauptanblick. Das Wasser entfaltet bei seinem stufenweisen Absturze über den hohen Korntauern sehr mahlerische Partien. Am schönsten stellt sich die mittlere Partie, eine große, in viele Arme oder kleine Fälle getheilte Wassermasse, dar.

Nach ungefähr 15 Minuten von jener Achebrücke weg passirten wir das »Alpenthor,« welches zwei große Steinblöcke gleich Wänden und ein hölzernes Gitter (Gatter) vorstellen. Hierauf gelangten wir in eine freiere Gegend zur Mitteralmhütte. Weiter hin wurde der Weg immer steiniger, doch behielt er anhaltend Reitz durch den Wechsel von dunklen Wäldchen und lichten Weiden neben wirrem Gerölle. Der sonnige, schneelichte Bergriese, denn wir suchten, blickte mit seinen beiden ungeheuern Häuptern bald zwischen schwarzen Waldpartien hervor, bald versteckte er sich wieder hinter das dunkle Fichtengehölz, bald ragte er aber darüber hoch empor, als wollte er mit neckischem Spiele den Wanderer unterhalten.

Nach Verlauf einer halben Stunde zeigten sich uns zwei Sennhütten aus aufgeschichteten Steinen, die eine dießseits des Wildbaches, die andere auf einem Hügel jenseits. Hier heißt es »im Radeck.« Man rechnet von dieser Radecker-Alm 1 Stunde bis zum Tauernfall, 2 Stunden nach Böckstein hinaus und noch 1 Stunde weiter hinein bis zum Fuße des Ankogel.

Nachdem wir eine kleine Weile in der obern Sennhütte geruht und uns bei der Sennin ein Mittagmahl, Butter, Brot und Kaffeh bestellt hatten, erhoben wir uns wieder, um noch vorher bis zum tiefsten Winkel des Thales, das der Ankogel südlich gegen Kärnthen schließt, vorzudringen.

Nun hatten wir als vierten interessantesten Hauptpunkt dieses Thales den Ankogel, den König der Gastein, in seiner ganzen einsamen Majestät vor unserm Blicke. 10.130 F. hebt er sich über das Mittelmeer stolz und prächtig empor. Um seine Häupter — den Ankogel und Ankogelkopf — lag hoch Eis und Schnee aufgeschichtet. Im Jahre 1822 soll diesen Tauernkoloß Thurwieser in 7 Stunden erstiegen haben. — Auch am Fuße des Ankogels und an andern Punkten des Thales wurde in der Vorzeit der Bergbau betrieben. Es führen von da erzhältige Gneißgänge in das gegenüber liegende Tischlerkaar im Kötschachthale.

Einsam, öde und still ist die hinterste Schlußgegend, nur Wildbäche, worunter die Anlauf, rauschen von den kalten Bergen des Thalkessels herab. Bläulich und grün blickt unter der Schneehülle das mächtige Eis der Gletscher auf den staunenden Wanderer herab. Flüchtige Silberwolken umgaukelten eben die hohe Stirne des Alpenriesen und prophezeiten, daß wir uns nicht mehr lange des freien, heitern und prächtigen Anblicks erfreuen dürfen.

Von Hunger, Durst und stechender Hitze getrieben, eilten wir also, die reiche Ausbeute von Alpenpflanzen in der Hand, in die kühle, schützende Sennhütte zum Mittagsmahle zurück. Wir ließen uns die Berge ringsherum nennen und die Wirthschaft wie das Leben auf den Almen von der freundlichen Sennin schildern und sie sang uns zum Lebewohl folgendes Liedchen:

1.

Der Holzknecht im Wald
Hackt die Tarbam all her
Es hab'n die schön Gamsal
Kan Unterstand mehr.

2.

Lusti ist d'Alm
Wann die Glock'n schön knall'n,
Wie öd wirscht mir wer'n
Wan i's nimmer wer her'n.

3.

Daß ih' gar so schlecht ausschau, —
Moan d'Leut ih bin krang;
Mir ist laid um mein Büeb'l,
Die Zeit so viel lang.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

69. Mittwoch, den 30. August 1837.


## Die Osmanen in Siebenbürgen
zur Zeit der beiden Apafy
und
die Belehnungs-Urkunde des zweiten Apafy
in der k. k. orient. Akademie zu Wien.

(Fortsetzung.)

### Vorfälle des Jahres 1663.

Ankunft des siebenbürgischen Königs im kaiserlichen Lager.

Seit dem Tage, als der geehrte Serdar zum kaiserlichen Feldzuge von Konstantinopel ausgezogen war, hatte er einige Male Befehlsschreiben an den Apafy Michael, König von Siebenbürgen, geschickt, er möge sich mit dem kaiserlichen Lager vereinigen und zu einer Unterredung dahin kommen. Der genannte König entschuldigte sich auf den Rath einiger seiner bösen Genossen aus Furcht, von dem Serdar getödtet zu werden, indem er sagte: »Ziehe ich in den Krieg, so hat der kaiserliche Staatsschatz nicht nur keinen Nutzen, sondern es wird auch der Feind das Land besetzen und verwüsten,« und so oft Briefe und Befehle an ihn geschickt wurden, verharrte er bei diesen Entschuldigungen. Da der geehrte Serdar in seiner Scharfsichtigkeit merkte, daß nicht Ungehorsam ihn zu dieser Handlungsweise bewege, sondern daß es nur von seiner angebornen Furcht herrühre, ließ er nach der Eroberung von Ujwar den Agenten des Königs, der sich im kaiserlichen Lager befand[1], vor sich kommen, und nachdem er ihn gefragt hatte: »Warum zaudert der König so, den Befehlen zu gehorchen? Er ist vor uns sicher!« schwur er, daß ihm kein Leid geschehen solle. Er setzte dann auseinander, daß er ihn nur begehre, weil er einige Geschäfte mit ihm zu besprechen habe und schickte einen Brief gleichen Inhalts durch des Fürsten Sachwalter[1] in Begleitung des Mahrem Aga nach Siebenbürgen. — Dießmahl zauderte er keineswegs und berichtete, daß er mit 2- bis 300 Reitern dem Befehle zu gehorchen eile und an einen, dem kaiserlichen Lager nahen Ort gekommen sey. Einige Tschausche des Diwans (Staatsbothen), die Ehren- und Leibwachen des Großwesirs, die Woiwoden der Moldau und Walachei zogen ihm entgegen, empfingen ihn mit wohlgeordneten Reihen, und der Großwesir schickte ihm ein gezäumtes und gesatteltes Pferd. Er wurde in das Zelt des Großwesirs geführt, und nachdem man sich auf den bereiteten Sitz gesetzt hatte, geruhte der Großwesir das Zelt mit seinem Besuche zu beehren, und dem Könige mit höflichen Worten und Geberden zu schmeicheln. Der König küßte einige Mahle den Saum des Großwesirs und entschuldigte sich beschämt über seine Saumseligkeit zu gehorchen. Es wurde ihm sein Vergehen verziehen, und ein goldgestickter Zobelpelz angezogen, worauf er die Erlaubniß erhielt, sich in sein Zelt, das, wie es sich für einen König ziemt, bereitet und ausgeschmückt worden war, zu begeben. Auch wurde ein Befehl erlassen, ihn mit allen Bedürfnissen zu versehen.

Rückkehr des Königs von Siebenbürgen und der Woiwoden der Moldau und Walachei von Ofen.

Der geehrte Serdar rückte mit dem kaiserlichen Lager immer fort und kam auf die Ebene von Ofen. Es wurde ein Befehl an den König von Siebenbürgen Apafy Michael und an die Woiwoden der Moldau und Walachei erlassen, daß sie mit ihren Truppen zu dem siegreichen Heere, das im künftigen Jahre ausgeschrieben würde, stoßen sollen, und ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr in

[1] Baron Gabriel Haller, der mit dem Tribute zum Pascha geschickt worden war, ein gelehrter Mann, der im Lager am 11. November 1663 enthauptet wurde. (S. Benkö T. II p. 391 und Jos. v. Hammers Gesch. des osm. Reiches T. 6 p. 117.)

[1] Jos. v. Hammer nennt in seiner Gesch. des osm. Reiches (6. Bd. S. 117) nach der Geschichte Bethlens drei Internuntien, den Joannes Bays, Ladislaus Ballo und Valentin Rilvaši, die das Schreiben an Apafy brachten.

ihre Heimath ertheilt; dem König von Siebenbürgen wurde ein goldgestickter Zobelpelz, den Woiwoden der Moldau und Walachei gestickte Ehrenkleider angezogen[1].

Es kommt ein freudenvoller Brief vom siebenbürgischen König an.

Der Sachwalter des siebenbürgischen Königs kam an. — Da in dem Briefe, den er ins kaiserliche Lager mitbrachte, geschrieben stand, daß man Nachricht hätte, daß von den zu Siebenbürgen gehörigen, von den Deutschen eroberten Festungen Koloswar (Clausenburg) und von den übrigen Dörfern einige mit Gewalt zerstört worden seyen: andere hätten sich selbst freiwillig übergeben, und von den genannten Festungen seyen nur mehr zwei in der Deutschen Gewalt, deren Kommandanten auch schon den Gedanken hätten sich zu ergeben, so verursachte diese Nachricht den Islamiten große Freude.

---

Von hier an schweigt der türkische Geschichtschreiber, außer kleinen Notizen, die er nur im Vorbeigehen anführt, wie z. B. den Befehl an Apafy (im Jahre 1682) mit Uzun Ibrahim Pascha gegen die Deutschen zu ziehen[2], gänzlich über Siebenbürgen und seine Angelegenheiten bis zum Jahre 1687. Drei Jahre früher aber wurde, nachdem Apafy I. auf dem Landtage des Jahres 1681 seinen fünfjährigen Sohn hatte zum Fürsten erwählen lassen, demselben das Diplom seiner Belehnung ausgestellt.

Dasselbe befindet sich in der k. k. orientalischen Akademie im schönsten Sülst, zur Hälfte mit Gold, zur Hälfte schwarz geschrieben. Auf der Rückseite steht mit verblichener Dinte Masodik Donatio (zweite Donation) 22 Xbris 1684. Nach dem Karlowitzer Frieden hatte es der junge Apafy an den Kaiser ausgeliefert, und es mit den Hoffnungen auf die Behauptung seiner Würde gegen ein Jahrgeld von 10000 fl. und einige deutsche Ländereien hindangegeben.

Seine wörtliche Uebersetzung lautet:

Weil Gott der Besitzer des Weltreichs (erhaben ist seine Würde und er ist groß) der Spender der Gaben und Ehren (allgemein sind die Geschenke und er ist der Herr) aus seiner vollkommenen, gnadenreichen Freigebigkeit meine glückliche Person des edlen Wortes: „In der That wir haben dich zum Stellvertreter auf Erden gemacht," theilhaftig, meine hohe Ehrenbezeichnete Schwelle zum Zufluchtsort der edlen Könige der Welten, und meine glückbezeichnete Familie zu Vertheilern der Güter für alle Sterbliche gemacht hat, so ist es ohne Zweifel zum Danke für diese Gnade eine Verpflichtung meines kaiserlichen Strebens für meine Gerechtigkeit bezeichnete kaiserliche Person schicklich und höchst nothwendig, wichtig und höchst dringend geworden, daß die Gnade meiner Hülfe und Unterstützung stets offen, und meine Gunst, ohne daß sie Verpflichtung auflegt, stets bereit sey.

Darauf gestützt, sind wegen des jungen Apafy Michael (es endige sein Ende mit Gutem), des Sohnes Apafy Michael (es endige sein Ende mit Gutem), des wirklichen Statthalters von Siebenbürgen, des glorreichsten der großen Fürsten, die an Jesus glauben, wegen des jungen Apafy, von dem ich will, daß er nach diesem die Statthalterschaft Siebenbürgens erhalte, und der der Träger dieses hochwürdigen chakanischen Zeichens[1], der Träger dieses beredten, freudebezeichneten Diploms, und das Vorbild der Fürsten des christlichen Volkes ist, an unseren glücklichen Hof Briefe, Geschenke und Gesandte des obgenannten Vaters Apafy Michael, und von den Großen der drei, zu den siebenbürgischen Ländern gehörigen Nationen, Männer und Bothen gekommen.

Da sie an meine hohe Gnade die Bitte und das Ersuchen stellten, nach seinem Vater die Statthalterschaft Siebenbürgens seinem Sohne, dem erwähnten jungen Apafy Michael (es endige sein Ende mit Gutem) gnädigst zu verleihen, und da sie um die Gnade bathen und um die Gunst flehten, daß ein kaiserliches Diplom gegeben werde, so lange der Vater am Leben ist, soll er Statthalter von Siebenbürgen seyn, nach seinem Tode sein Sohn, der Erwähnte, die Statthalterschaft Siebenbürgens erhalten, aus diesem Grunde habe ich, indem ich ein kaiserliches Handschreiben erließ (des Inhalts): So lange der Vater am Leben ist, soll er Statthalter in Siebenbürgen seyn, nach seinem Tode die Statthalterschaft Siebenbürgens sein Sohn, der erwähnte junge Apafy Michael, erhalten; er soll mit Wahrheit und Treue auf dem Platze seines Dienstes festen Fuß fassen und in Rechtlichkeit ein treuer Anhänger unsers hohen Hofes seyn; die Kopfsteuer Siebenbürgens schicke er zu gehöriger Zeit; wenn einer von den Woiwoden der Moldau und Walachei, oder ihren Bojaren

---

1 Mit dieser Begebenheit endigt sich die gedruckte Geschichte Bethlen's, des siebenbürgischen Kanzlers. (Gebhardi.)

2 S. Nr. 49 dieser Zeitschrift.

1 Des Namenszugs des Sultans (Tughra), der immer am Anfange der Diplome prangt.

oder Vornehmen einen Aufstand erregen und sich nach dem Lande Siebenbürgen flüchten würde, soll er ihn festhalten und nach unserm glücklichen Constantinopel schicken; wenn einer von den Unterthanen der Moldau und Walachei oder unserer übrigen wohlverwahrten Länder sich flüchtet, soll er Alle an unsere wohl verwahrten Länder zurückstellen und schicken: demselben (Handschreiben) zu Folge dieses glückbezeichnete, freudebezweckende Diplom gegeben und befohlen:

Hinfüro soll der obgenannte Statthalter Siebenbürgens der Vater Apafy Michael (es endige sein Ende mit Gutem), so lange er lebt, Statthalter von Siebenbürgen seyn, nach seinem Tode die Statthalterschaft von Siebenbürgen sein Sohn, der junge Apafy Michael, unter den genannten Bedingungen erhalten, auf dem Platze seines Dienstes mit Wahrheit und Treue gegen Constantinopel, das Nest des Glücks, festen Fuß fassen und in Redlichkeit ein treuer Diener unseres hohen Hofes seyn, er soll die Kopfsteuer Siebenbürgens zu rechter Zeit nach unserm Constantinopel, dem Neste des Glückes, schicken, meinem Feinde Feind, meinem Freunde Freund, und es soll unter den erklärten Umständen und benannten Bedingungen, so wie sein Vater Statthalter gewesen ist, auch der Obgenannte Statthalter seyn, er soll unbegränzte Mühe und Kraft anwenden in der Bewahrung und Bewachung des Landes, und in der Beachtung der Verwaltung und Bewahrung des Schatzes. — Die Vornehmen der drei Nationen dieses Landes, Große und Kleine, Arme und Reiche, Unterthanen und Edle sollen Genannten nach seines Vaters Tode als ihren Statthalter erkennen, seinem Worte, das unserem Glauben und Hofe frommt, nicht widerstreben.

Nicht Einer von den Erschaffenen, er sey, wer er sey, und es handle sich um was immer, soll ihn auf irgend eine Weise hindern und entgegentreten. — So sollen sie es wissen und dem edlen Zeichen glauben.

Geschrieben in der Mitte des Monaths Silhidsche, des Edlen, im Jahre 1095. (December 1684 [1]) in der berühmten Stadt Adrianopel, dem Hause der Hülfe und des Glücks.

(Fortsetzung folgt.)

1 In Le Grand's Inscha auf der k. k. Hof-Bibliothek (s. Hammer's Geschichte 9. Th. S. 469) ist das Datum falsch angegeben, nicht 1093, sondern 1095 wurde das Diplom ausgestellt.

## Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
# Klosters Heiligenkreuz.

(Schluß.)

Von den Fenstern bei dem bleiernen Brunnen habe ich nur Folgendes anzumerken:

1. Daß P. Herrgott fälschlich sagt, sie seyen gemalt; denn sie sind wirklich geschmolzen, und führen die Verschiedenheit der Farben vermög ihrer inneren Bestandtheile mit sich, deßwegen sind sie auch durchsichtig, und geben Licht, was von den gemalten Gläsern nicht gesagt werden kann, wie dieses der Augenschein von mehreren in den Kreuzgangfenstern befindlichen gemalten Scheiben beweiset.

2. Sind diese Gläser auch darum sehr merkwürdig, weil sie sowohl die äußere Gestalt der von dem heiligen Leopold gebauten Heiligenkreuzer, als Klosterneuburger Kirche präsentiren. Die Heiligenkreuzer ist bis auf den Chor noch die nämliche; allein in Klosterneuburg hat man, wie mir der dortige P. Archivar im Jahre 1797 selbst sagte, nicht einmahl mehr einen Abriß der ersten, von dem heiligen Leopold erbauten Kirche; deßwegen hat dieses Stift die gegenwärtige Zeichnung als die einzige sehr in Ehren, und wünschte sich längstens den Besitz dieser Scheibe. Vid. P. Marquardi Herrgott Pinacothecam Austriae.

Anmerkung zur Grabschrift.

1. P. Marquard hat diese Grabschrift sehr gut gelesen und so viel er ohne Einsicht in unser Archiv konnte, sehr wahrscheinlich und gelehrt erklärt. Ich kann hier nicht bergen, daß es meinen Mitbrüdern gar nicht zur Ehre gereichet, daß sie ihre eigenen Merkwürdigkeiten, wie der Abt Robertus bekannte, nicht einmal erörtern konnten, und sich von einem Ausländer Erklärung erbitten mußten, da sie dieselbe doch so leicht hätten auffinden können, wie ich sie wirklich gefunden habe, wenn sie nur ihr Archiv gekannt hätten.

Ich finde an der Leseart des P. Marquard den einzigen Fehler, daß er in dem Worte Chalhok den Apostroph übersah, welchen das K̓ mit sich führet, und der auch nothwendig in die Versifikation anstatt us gehöret. Alsdann hören diese Verse auf zu hinken. Diese einzige Sylbe würde diesen großen Gelehrten überzeuget haben, daß Chalhok

nicht Griechisch-Latein, sondern ein nomen proprium cujusdam viri [1] sey.

Der ganze Vers heißt also:

Hic jacet in tumba Chalhokus corde columba.

2. Gab P. Marquard die Worte *Sapientia Patris* mit *misericordia Dei*: was eigentlich den ganzen Sinn nicht verrücket, aber doch unrichtig ist. Denn Sapientia patris ist so viel als filius Dei; daß also der Sinn dieser wäre: quem filius Dei per merita matris suae salvare velit.

3. Habe ich ohne sonderliche Mühe gefunden, wer dieser Chalhock oder Chalhokus gewesen sey. Er lebte nämlich mit seinem Sohne Otto Chalhok zu Ende des 13ten Jahrhunderts, war Bürger zu Pruck oder Bruck an der Leytha, und hat im Jahre 1275, in festo Pentecostes, dem Kloster Heiligenkreuz seinen Hof allda, ein Eckhaus auf dem Markte, der Pfarrkirche gegenüber, mit dieser Bedingniß legiret, daß er nach seinem Tode, wenn sein eigenes Vermögen nicht hinlänglich sey, auf Kosten des Klosters nach Heiligenkreuz gebracht, und daselbst ehrbar begraben werde.

Da nun das Kloster diesen Hof heut zu Tage noch besitzt, so ist gewiß, daß Chalhok, der Vater, nach seinem Tode in dem Kloster begraben worden, weil sonst sein Sohn Otto das Haus reclamiret haben würde, wenn die Bedingung nicht erfüllt worden wäre. Weil denn ferner kein anderer Chalhok angegeben werden kann, dieser gegenwärtige aber sich die Grabstätte erkaufte, und nach damaliger Sitte die um ein Kloster oder eine Kirche verdienten Männer in die Kirchenmauern begraben wurden; so ist dieser Chalhokus kein anderer, als gegenwärtiger miles v. civis prugensis.

Die übrigen Bemerkungen des P. Marquard sind vortrefflich; die Traduction des Chalhok in Calogeri ist sehr gelehrt, aber ganz unrichtig; und somit wäre der Knoten doch noch durch ein Mitglied unseres Stiftes gelöset.

1 Eben dieser Name Chalhok ist mehrmals in anderen Urkunden des Heiligenkreuzer Archives zu finden.

## Miszellen.

Im Jahre 1783 lebte zu Bunzlau in Schlesien ein Weber, Namens Hutter, den man allgemein den Astronomen und Geographen nannte. Das Haus desselben war ganz mit Karten meublirt, die von ihm selbst meistentheils auf die Mauern und Wände gezeichnet worden. Im Vorhause war das ganze Riesengebirg, das er viermal durchwandert hatte, zu sehen, und da fehlte kein Hügel, keine Staude. Im ersten Zimmer war Europa mit den vornehmsten Städten auf einer Tafel von einer Composition nach seiner Erfindung, abgebildet. Alle Meere waren durch natürliches Wasser vorgestellt, welches er aus seinem Observatorium vom Regen sammelte, und das wieder abfloß, so bald dessen zu viel war: auf dem Wasser schwammen kleine Fische. An der Decke befanden sich die 32 Winde, und ein hölzerner Weiser zeigte den jedesmaligen Wind nach der Fahne, die auf dem Observatorium befestigt war. Dadurch hatte dieser geschickte Mann einige meteorologische Beobachtungen gemacht, und wußte genau zu sagen, mit welchem Winde Regen oder heiteres Wetter einfällt: auf den Wänden dieses Zimmers war der ganze Oderstrom vom Ursprung bis zu seinem Ausfluß von ihm selbst gezeichnet. Im zweiten Zimmer stand ein großer Globus von Draht, in welchem man beinahe aufrecht stehen konnte. Alle Sterne bis zur vierten Größe und darüber waren mit Draht befestigt und von gelbem Bleche. Er drehte sich durch ein Uhrwerk mit dem Himmel übereinstimmend. Die Wände waren mit lauter astronomischen Kartenzeichnungen angefüllt. Im dritten Zimmer war eine große Tafel, auf welcher sich alle Länder in gestochenen Karten befanden, und der Rand herum war in 24 Stunden eingetheilt. Das Bild der Sonne befand sich an beiden Seiten des Wassers befestigt, und zeigte auf der einen Seite alle Länder, wo die Sonne jederzeit aufgeht, auf der andern, wo sie untergeht. Am Gestelle erschienen verschiedene historische Nachrichten von den Ländern, von seiner Hand geschrieben.

---

Da das Gosachthal ein paar hundert Klafter höher als der Gmundnersee liegt, so werden die Kirschen oft im Herbst erst reif, und Korn und Hafer nicht selten verschneit. Auch dem Reife ist dieses freundliche Thal, schon seiner Lage wegen, sehr ausgesetzt; doch wissen die Einwohner ihre Saaten dadurch zu schützen, daß sie frühzeitig Häuslein von Reisern zusammentragen, und sie nach der Gosach hinlegen. Fällt alsdann nächtlicher Weile ein Reif, so ruft der aufgestellte Wächter alle Bewohner des Thales aus dem Schlafe. Jeder lauft jetzt zu seinem Reisighaufen, zündet ihn an, und der warme Hauch, der durch das ganze Thal hinstreicht, zerschmilzt augenblicklich den schädlichen Reif.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

**70.** Sonnabend, den 2. September **1837.**


## Die Osmanen in Siebenbürgen

zur Zeit der beiden Apafy

und

die Belehnungs-Urkunde des zweiten Apafy

in der k. k. orient. Akademie zu Wien.

(Fortsetzung.)

### Fortsetzung aus der Geschichte Raschids.

Vorfälle des Jahres 1687.

Die ungläubigen Deutschen bemächtigen sich der siebenbürgischen Festungen.

In den ersten Tagen der Wesirschaft Suleiman Pascha's hielt sich das kaiserliche Heer in der Absicht zu überwintern im Marmaroscher Districte auf[1], und bereitete sich, die Vesten und Schlösser Siebenbürgens von allen Seiten zu überfallen. Da die unter dem islamitischen Heere herrschende Verwirrung für die Ungläubigen eine Gelegenheit war, ihre Listen anzuwenden, so wurde Siebenbürgen von dem ganzen verfluchten Heere des Kaisers bezwungen. Auf gleiche Weise stimmten sie mit List und Betrug die Gemüther der Einwohner Siebenbürgens wieder für den Kaiser, nahmen alle in dem genannten Lande befindlichen Orte und Festungen und ernannten für jede Festung deutsche Commandanten.

Vorfälle des Jahres 1691.

Es wird ein Heer nach Siebenbürgen geschickt. Die Ungläubigen erleiden eine Niederlage.

Der deutsche Kaiser hatte zum Befehlshaber über ein, mehr als 18.000 Mann starkes Heer, das er zur Bewachung Siebenbürgens abgeschickt hatte, den Ungläubigen Haiser (Heusler) ernannt. Während er in der Absicht, das genannte Land zu bewachen, daselbst verweilte, hatte man für gut erachtet, diesen Ungläubigen von dort zu vertreiben, und dem Kruczenkönig Tökely Emerich zum Königreich Siebenbürgen zu verhelfen. Es wurde der Tscherkeß von Ahmed Pascha Beglerbeg von Ozy (Oczakow) zum Befehlshaber ernannt, und ihm eine Anzahl Dschebedschi (Zeugschmiede) des hohen Hofes und ihrer Freiwilligen, der Beglerbeg von Silistria, Fündük Mustapha Pascha, der Gränz-Commandant Mehmed Pascha, der Tatare Salisch Pascha und der Nurreddin Sultan[1] mit einer Anzahl Tataren und der Kruczenkönig mit seinem Heere von Fußgehern und Reitern beigegeben. Sie zogen von der Wallachei an einen Ort nahe dem Passe von Braschau (Kronstadt, Brasso) wo das ganze Heer lagerte. Da der verfluchte Haiser in dem genannten Paße Verschanzungen errichtet und ihn mit seinem Heere geschlossen hatte, so sah man, daß es nicht denkbar sey, leicht einzudringen; aber um den Feind zu täuschen, ließ man durch die Ausrufer im Lager bekannt machen: »es sey beschlossen worden, durch drei Tage an dem Orte, wo die Zelte aufgeschlagen waren, zu verweilen, weil man dennoch durch den Paß von Kronstadt passiren werde,« obwohl man beschloß von dem Paß abzuziehen. Während man nun eine Anzahl leichter Reiter von dem Heere trennte und sie als Plänkler gegenüber nahe an dem Kronstädter Passe aufstellte, machten die Spione der Ungläubigen dem Haiser diese Bewegungen der Truppen zu wissen. Obgleich, indem das dazu bestimmte Heer in der Nacht ihre Fahnen gegenüber von dem Orte, wo man passiren wollte, aufpflanzte, sie den Abzug der islamitischen Truppen von dem genannten Paße zu hindern, eifrigst bemüht waren, sind doch alle die Tapfern des Lagers auf einem anderen Wege, ohne Gepäcke in größter Eile nach dem Passe, wo man leicht passieren konnte, marschirt, und

1 Im nächsten Herbste rückte der Herzog Carl von Lothringen als Befehlshaber des kaiserlichen Heeres plötzlich in Siebenbürgen ein, überraschte den Fürsten in Hermanstadt, und behauptete, daß jetzt der Nothfall da sey, der ihn berechtige, in Siebenbürgen zu überwintern. (Gebhardi.)

1 Der Titel des dritten Thronfolgers der Tatarei.

bevor ihnen der Eingang von diesem Passe aus, der von Feinden leer war, gelang, benachrichtigten sie die siegreichen Kämpfer, die nach der gegenüberliegenden Seite des Kronstädter Passes, um den Feind zu täuschen, geschickt worden waren, daß sie schnell hinter ihnen nachrücken möchten. Der verfluchte Haiser erfuhr es, brach mit seinem Heere auf, aber bis er dahin kam, hatten die siegreichen Truppen den Paß schon passirt und sich der Gränze Siebenbürgens bemeistert. Nothgedrungen mußten sich die Ungläubigen mit dem ganzen Heere Fußvolk und Reiterei zum Kampfe gegenüber den siegreichen, rechtgläubigen Truppen bereiten, die nach hergestellter Schlachtordnung den Kampf eingingen. Bis zum Mittag wurde von beiden Seiten keine Bewegung gemacht. Dann aber warf sich ein Regiment der Ungläubigen auf die Tataren und die übrigen auf die andern siegreichen Truppen. Als man auf Schußweite gekommen war, gaben die Sieger auf einmahl Feuer, und warfen sich dann mit dem Schwerte auf die ermattete Heerde der Ungläubigen. Obgleich ihre Anzahl stärker, als die der Bekenner des Islams war, so widerstanden sie doch nicht dem heldenmäßigen Angriffe der siegreichen Schaaren. Nachdem mit der Gnade Gottes das Band der Ordnung gerissen war, wurden ihre Reihen in einer Stunde zerstreut, die meisten durch Pfeil oder Schwert getödtet, und einige in Bande und Ketten geschlagen; nur eine Zahl von 1000 suchte ihr Heil in der Flucht. Mit dem schlechten Haiser, dem schmutzigen Feldherrn des flüchtigen Heeres, wurde der Commandant von Erlau, der sich bei ihm befand, und 17 andere ausgezeichnete Hauptleute gefangen genommen [1].

Möchte Gott immer die Meinungen und Unternehmungen des mohamedanischen Volkes den Bestimmungen des Schicksals angemessen machen und die verfluchten Feinde des Glaubens immer unterdrücken! — Die Zahl derer, die diesen Sieg erfochten, belief sich bloß auf 7- bis 8000, und obgleich die Schaar der Ungläubigen nach der Aussage der gefangenen Hauptleute 18.000 Streiter zählte, war doch die Eintracht der islamitischen Truppen und ihr Angriff, den sie auf einmahl unternahmen, die Ursache des Sieges. — Möchte doch Gott der Geduld und Ausdauer des mohamedanischen Volkes Dauer, dem Baue ihrer Ergebenheit und ihres Vertrauens Festigkeit verleihen und ihren Gehorsam durch viele glänzende Eroberungen begünstigen! —

In diesem Kampfe gelangte nur der Serdar Tscherkeß Ahmed Pascha zum Glücke des Marterthums; von den einzelnen Truppen kamen wenige um. Die Nacht hindurch wurde am genannten Orte geruht; Morgens aber eine Rathsversammlung gehalten, in der man für gut befand, den Fündük Mustafa Pascha zum Anführer des islamitischen Heeres zu ernennen. Hierauf wurde zu allem Nothwendigen geschritten, um die in den Festungen befindlichen Siebenbürger dem Kruczenkönige huldigen zu machen; die von Haiser im Kronstädter Passe errichteten Verschanzungen und das von ihm aufgeschlagene Lager aber wurde niedergerissen. Täglich schlug man bei einer Festung oder Verschanzung das Lager auf und jeden dritten Tag wurde geruht. So oft die Siebenbürger, die sich in den Festungen befanden, dem Serdar Geschenke und Lebensmittel zuschickten, wendete er alle Mühe an, sie dem Kruczenkönige huldigen zu machen. Damit dieser, falls es ihm mit der Gnade Gottes gelänge, die Feinde zu bezwingen und das genannte Land in seine Gewalt zu bringen, zum Könige von Siebenbürgen ernannt und im Lande befestiget werde, wurde ihm, als man in das große Kloster bei Herrmanstadt [1] gekommen war, von dem geehrten Serdar durch den jungen Mehmed Aga, einen der Kämmerer des hohen Hofes, ein Pelz geschickt, den man dort dem Kruczenkönige anzog, und während von allen Seiten die Siebenbürger herbei-

1 Der Kaiser hatte sich nach Apafy's I. Tode aus sehr guten Staatsgrundsätzen entschlossen, den minderjährigen Sohn desselben als Fürsten einzusetzen. Im Gegentheile trachtete der Sultan, den Tököly auf den Fürstenstuhl zu bringen. — Heusler verwahrte die Zugänge nach Siebenbürgen und besonders das sogenannte Eisenthor. Allein Tököly überlistete ihn und ging über die zernestischen Gebirge zwischen Padina und Lupuley (Benkő T. 1. pag. 310) durch einen Weg, den vielleicht noch Niemand betreten hatte, und auf eine sehr seltsame Weise; denn er ließ große Bäume abhauen, vor selbige Pferde spannen und in die Zweige seine Leute steigen. Dadurch geschah es, daß, indem die Zweige und Aeste sich an den Boden stemmten, die Pferde und Menschen über die schroffe Anhöhe unbeschädigt herabglitten. Der General Heusler eilte diesen Leuten mit 4000 Mann entgegen, und lieferte ihnen am 20. August 1690 eine blutige Schlacht zwischen Toban und Zerneßt, die er verlor, und in der fast all seine Officiere in die Gefangenschaft geriethen, oder das Leben verloren, weil die Siebenbürger beim ersten Angriffe flohen, die kaiserlichen Völker aber nur ein Viertheil so stark, als das tökelyische Heer waren. (Gebhardi). —

Unter den Gefangenen war der Marchese Doria, unter den Gebliebenen die Generale Nouhsern, Balatschan Telecky; die Gemahlin Tököly's, Helena Zrinyi, wurde zu Muncats gehalten, bis Heusler und Doria freigegeben würden. (Hammer's Geschichte T. 6 pag. 550 und 749.)

1 Großau bei Herrmannstadt (ung. Szeben türk. Sebin), wo Tököly am 12. September einen Landtag hielt, und von den mehresten Siebenbürgern (denn nur wenige Räthe und Beamte waren mit dem Fürsten Apafy nach Klausenburg geflohen) zum Fürsten gewählt, von einigen türkischen Abgeordneten aber durch die Ueberreichung der Insignien eingesetzt ward. (Gebhardi.)

kamen, ihm zu huldigen, wurde daselbst der erforderlichen Ruhe durch einige Tage gepflogen. Obwohl es ein wichtiges Geschäft war, bevor man nach Siebenbürgen selbst einging, sich des Eingangsortes des eisernen Thores zu bemächtigen und ihn wohl zu bewahren, war man doch in dieser Angelegenheit schlecht berathen, und ließ sich in der Bewahrung dieses Ortes Fahrlässigkeiten zu Schulden kommen. Von deutscher Seite war der ungläubige Veterani mit einem Heere von mehr als 20.000 Mann von jenem Orte aus in Siebenbürgen eingedrungen, und als es zu den Ohren der siegreichen Rechtgläubigen gelangt war, daß er gegen sie anrücke, wurden Spione ausgeschickt. Man hatte so die Menge der Feinde und die Vollkommenheit ihrer Anstalten in Erfahrung gebracht und Rath gehalten. Da wurde für schicklich befunden: Man soll, statt an jenem Orte stehen zu bleiben, indem man nicht wisse, wie sehr man dem bisher von den Siebenbürgern gezeigten Gehorsame trauen könne, alsbald aufbrechen, um die Hauptorte der Sachsenstämme, die noch nicht gehuldigt hatten, zu umkreisen, und die in den Festungen befindlichen Siebenbürger, bis sie Gehorsam leisten würden, mit Wachen zu umgeben, und sich so den Ungläubigen entgegenstellen, indem man glaubte, falls auch das ganze Heer anrückte, so sey es schwer und zu viel Bagage, um zu den Islamiten vorzudringen; bis der Feind sie so umkreise, würde er selbst überdrüßig werden und bis dahin käme mit der Gnade Gottes Hülfe für sie. Während sie durch 15 Tage in Siebenbürgen herumstreiften, kamen von dem Fußvolke die Odalü der Dschebedschi[1] und ihre Freiwilligen, und die Freiwilligen der Sipahi und Silihdare[2] zusammen, sagten einstimmig: »Es ist Rusi Kasym[3], das Heer, das zu unserer Hülfe kommen sollte, ist noch nicht gekommen, und es ist klar, daß es nicht mehr kommen wird, ohne Hülfe ist es unmöglich, den verfluchten Glaubenslosen zu widerstehen, wir bleiben nicht mehr in diesem Lande,« und verharrten fest auf dieser Meinung. Alsbald trennten sie sich von dem übrigen Heere, um von dem Passe aus, wo man nach Siebenbürgen eingedrungen war, nach der Wallachei zu ziehen. Es blieben nur die Pascha's mit den Officieren der Regimenter und der Kruczenkönig. Als auch diese Rath hielten und sahen, daß, nachdem die Auserwählten des Heeres abgezogen seyen, sie den Angriff der Feinde nicht aushalten könnten und sie nicht im Stande wären, ihnen zu widerstehen und das Land zu behaupten, dachten sie auch auf ihre Rettung und kehrten nothgedrungen auf dem genannten Wege zurück. Da der Serasker (Befehlshaber) Fündük Mustafa Pascha überzeugt war, daß bei dieser Rückkehr der Freiwilligen ihre Anführer die Hand im Spiele gehabt, und sie dazu aufgereitzt hatten, so bürdete er, als er nach der Wallachei gekommen war, das ganze Versehen und die ganze Schuld den Freiwilligen der Sipahi's und Silihdare auf und berichtete darüber an die hohe Pforte, worauf die Namen der zu Dobruzin[1] liegenden, für den Feldzug bestimmten Sipahi's und Silihdare aus den Controlls-Listen ausgestrichen wurden.

(Schluß folgt.)

1 Sind die eigentlichen Waffenschmiede des osmanischen Heeres. Sie sind in Kammern (Oda, daher Odalü, die zu einer Kammer gehören) untergetheilt und 6000 an der Zahl. (Jos. v. Hammer's Staatsverf. und Verw. des osm. Reiches.)

2 Gehören zu den sechs regelmäßigen Corps der türkischen Cavallerie, die nur mit dem Großherrn und der heiligen Fahne, von welcher die ganze Cavallerie die Ehrenwache bildet, ins Feld zu ziehen verbunden sind. In der Schlachtordnung deckten die Silihdare den Rücken des Großherrn, und gingen den Sipahi's vor, die denselben zur Rechten und Linken umgaben. Als die letzteren sich vermehrten, wurde ihnen eine rothe, den Silihdaren eine gelbe Fahne gegeben, jenen der Platz zur Rechten, und diesen zur Linken des Sultans angewiesen. (Ebenda.)

3 D. i. der Tag des heiligen Demetrius nach dem alten Kalender, der mit unserm Martinstag beinahe zusammenfällt. Da mit diesem Tage der Winter begann, so hörte man auf zu kriegen, so wie man am Tage Chydr ellez, dem Tag des heil. Georg, wo der Sommer beginnt, zu kriegen anfing.

1 Die Gegend um Varna und Silistria.

## Reise-Erinnerungen.

### IV. Die Naßfelder-Partie.

Zu den interessantesten Ausflügen im Gasteinerthale gehört jene in das Naßfeld. In Gastein gewesen zu seyn, besonders durch die drei Wochen der Badezeit, ohne das schöne Naßfeld besucht zu haben, muß man etwas sehr Unvollständiges nennen, etwa, wie wenn ein Reisender Wochen lange in Wien weilt, ohne den Kahlen- oder Leopoldsberg zu ersteigen.

Welche das Warmbad täglich nehmen, thun aber wohl, so hörte ich wenigstens von Aerzten und Kurgästen, an dem Tage, an welchem sie eine Promenade nach dem hohen Naßfelde machen, kein Bad zu nehmen, da es zu stark aufregt und der Gang dahin leicht erhitzt. Sehr Vorsichtige wagen erst nach ihrer Badezeit einen Ausflug dahin. Wer aber nicht als Kranker in Gastein ist, versäume keinen günstigen, heitern Tag, um das interessante Alpenthal zu sehen und in einer der vielen Sennhütten oder Casen dort ein Mahl von

schmackhaftem Hausbrot mit frischer Butter oder etwas Kaffeh mit köstlichem Alpenrahm zu nehmen.

Versehen mit Mänteln, da sie unerwartet öfter Bedürfniß, mit wasserdichter Fußbekleidung, weil man hier und da nasse Stellen und Bergquellen passirt, ferner mit festen Alpenstöcken, denn man kann deren gut brauchen, brachen wir an einem schönen Morgen, gegen Ende Juli, im Wildbade auf. Es war 7 Uhr; früher wegzugehen empfehle ich Allen, welche unabhängig in der Wahl der Zeit. Wir fuhren, wie es gewöhnlich, nach Böckstein und bis zum Aufzuge, der von da eine halbe Stunde rückwärts ist. Bis hierher geht der Fahrweg.

Gleich hinter dem bescheidnen 3450 Fuß hohen Pfarrörtchen Böckstein, wo die alte Böck, erhebt sich am rechten Ache-Ufer der große, einst so ergiebige, schon von den Römern und Tauriskern benützte Rathhausberg (welche Benennung wohl eher von Radwerk (Bergwerk), als von der römischen curia (Rathhaus) kommt) mit dem 8224 (8806) Fuß hohen Rathhauskogel und dem noch höheren Kreuzkogel [1]. Zwischen dem Rathhausberge, an seinem Fuße, und dem Ortberge und Bockhart westlich zieht sich der Weg längs des tosenden Wildwassers fort aufwärts bis zur Mulde des großen Naßfeldes.

Wir hielten eine Weile bei der Aufzugmaschine, luden die Mäntel auf Saumpferde, blickten staunend nach dem 500 Klafter über Böckstein hohen Aufzug, besahen den 1 Klafter langen, etwa 15 Zentner schweren Erzkasten und das 750 Klafter lange Seil, welches ihn auf den gähen Baumgeleisen hält und zieht. Manche, welche den Rathhausberg ersteigen wollen, lassen sich diese hohe, gefährliche Bahn hinaufziehen, um nicht den viel weitern Saumweg gehen zu müssen.

Kurz, bevor wir zum Aufzuge gelangten, kam uns langsam ein Ochsenwagen entgegen, in welchem ein Mann mit verbundenem Kopfe lag. Er ließ sich, um kürzer und leichter auf die Alm seines Herrn zu kommen, mittelst der Maschine im Kasten aufziehen. Nachdem er da eine Strecke aufwärts gefahren war, riß das Seil, der Erzwagen stürzte gäh abwärts zurück und schleuderte den armen Bauersknecht über das Geleise, so daß er sich dabei 3 Löcher fiel und einen Arm brach. Wenn der Wagen noch höher oben, wo er sehr steil geht, plötzlich los geworden wäre, so hätte es dem Unglücklichen das Leben gekostet.

Den weitern Weg, von da an nur Saumweg, ritten Einige der Gesellschaft, was Damen meist vorziehen; wer aber etwas kräftig und nicht etwa jede Erhitzung meiden soll, mache lieber den Weg, obgleich er rauh und etwas beschwerlich, zu Fuß. Das Reiten ist auf solchem nicht angenehm und weniger sicher als das Gehen.

Der erste gewöhnliche und genußreiche Ruhepunkt ist bei dem etwa 1090 Fuß über Böckstein erhabnen Brückchen am Kesselfalle. Das enge Gneißbett der Ache senkt sich hier plötzlich bei 200 Fuß in die Tiefe eines Kessels und die zerschellten Wogen steigen in ungeheuren Staubwolken mit einem Getöse auf, das ganz geeignet ist, dem großen Schauspiele einen entsprechenden Eindruck zu geben.

Es lohnt den Naturfreund, wenn er sich über das Brückchen auf das linke Ache-Ufer wagt.

Als den nächsten Hauptpunkt, wo man mit staunendem Vergnügen weilt, möchte ich den Bärfall (Bärenfall), den großen und kleinen, nennen. Er stellt sich am schönsten von der »Steinkanzel« dar, welchen Zugang Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Johann bahnen ließ.

Weiter hin fesselt das herrliche Schauspiel des »Schleierfalles,« mit welchem sich der untere Bockhartsee über 300 Fuß hoch in die Ache stürzt. Wie ein großer, aber dünner Schleier wallt in tausend Absätzen silberglänzend das Wasser über die schwärzliche Bergwand; wie weich fällt und gaukelt und flattert der weiße Schaum über die hohe Felsmauer! —

Nach etwa 25 Minuten sahen wir das Naßfeld vor uns sich öffnen. Ehe wir aber das Hochthal ganz erreicht hatten, deckten sich zu unserm Leide die Berge mit Nebel. Wir fragten also die Patschgerknechte, welche die Saumrosse führten, da sie sich so ziemlich auskennen, ob Regen und dergleichen zu besorgen? So lange der Wind dauert, meinten sie, kommt kein Regen. Wir gingen demnach weiter, nicht ganz ohne Besorgniß vor einem grellen Wetterwechsel, da uns Allen sehr warm geworden war. Bei der 4460 Fuß über dem Mittelmeere hohen Engthorbrücke auf dem Naßfelde angekommen, wählten wir, um uns nicht dem drohenden Gewitter auszusetzen, statt der fast noch eine Stunde fernen Straubinger-Sennhütte, die nahe Moser- oder Bräuerhütte.

Wie freuten wir uns nach einem Jahre das einsame, hoch umkränzte Alpenthal wieder zu sehen mit seinen Bächen, Weiden, Pferden, Kühen und Ziegen, mit seinen Sennhütten, Wasserfällen und Glätschern!

Bei unserm Ziele angelangt, ließen wir uns im Grase auf der beschatteten Seite der Hütte nieder, hießen die Sennin Wasser zum Kaffeh, den wir mitgenommen, an das Feuer stellen, und einen Laib Roggenbrot und frische Butter und Milch bringen. (Schluß folgt.)

[1] Zu Folge dem Supplement der österr. Nation. Encyklop. 1837 liefert nun das Gold- und Silbererz des Rathhausberges jährlich 35 bis 40 Mark durch Amalgamisirung ausgebrachtes Gold, und in den Erzen und Schlichen bei 350 bis 400 Mark.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

71. Mittwoch, den 6. September 1837.

## Statistische Skizze
über
## die k. k. numismatischen Kabinette
in Mailand und Wien.

Von Adrian Balbi.

Das k. k. numismatische Kabinett von Mailand nahm seinen Anfang im Jahre 1803 unter der General-Direction der Münze der italienischen Republik, und zwar als der gelehrte und wohlverdiente Herr Cattaneo, gegenwärtig Director desselben, bei der Münze angestellt war, um die Zeichnungen zu entwerfen, und die Aufsicht über die Prägung der Medaillen zu führen, welche von jener Regierung anbefohlen wurde.

Da Herrn Cattaneo in seiner Stellung einige goldene antike Medaillen vorkamen, mit der Bestimmung, eingeschmolzen zu werden, um daraus kursirende Münzen zu prägen, machte er der Administration den Vorschlag, den entsprechenden Metallwerth zu ersetzen, und jedes Stück, welches, von ausgesprochener Wichtigkeit für Geschichte und Kunst, bei der Münze zum Einschmelzen eingereicht würde, diesem zu entziehen.

Die Direction der Münze und später auch der Finanz-Minister, unter dem jene stand, genehmigten diesen Vorschlag, und Cattaneo selbst wurde beauftragt, diejenigen Münzen, welche aufbewahrt zu werden verdienten, auszuwählen, und das gesammelte Materiale in geregelte Verzeichnisse zu bringen, um so den Grund zu einem Museum von Medaillen und Münzen zu legen.

Doch ging es auf diese Weise mit der Vermehrung sehr langsam vorwärts; der Sammler schlug daher dem Minister den Ankauf des Museums des Herzogs von Corigliano-Saluzzo vor, welches ursprünglich von dem Pater Felix Coronni, einem Barnabiten-Mönche, gegründet wurde.

Nachdem dieser Ankauf gestattet, und mit demselben das schon früher Gesammelte vereinigt worden war, hatte man bereits eine auserlesene, obwohl noch immer wenig zahlreiche Sammlung. Allein da die Sache schon einmal so weit gediehen war, wurde mit Decret vom 6. Mai 1808 das königliche Kabinett der Medaillen förmlich gegründet, und zu dessen Aufseher sein erster Sammler, Hr. Cattaneo, ernannt.

Verschiedene zeitweise gemachte Ankäufe trugen dazu bei, das Museum zu bereichern; wir heben von ihnen vorzüglich jene der Antiken heraus.

a. Eine auserlesene Reihe von 1700 griechischen Münzen, gesammelt durch den gelehrten englischen Archäologen James Millingen.

b. Das Museum Anguissola von Mailand.

c. Die vorzüglich kostbare Sammlung von mehr als 2000 griechischen Münzen, durch die unermüdeten Nachforschungen des berühmten Abbé Don Enrico Sanclemente zu Stande gebracht.

d. Das wegen der Auswahl und der äußerst guten Erhaltung der Exemplare noch vielmehr, als durch die Anzahl von 2200 bloß antiker Münzen hochwichtige Museum, welches das königl. Kabinett von den Erben des Kanonikus Senegla an sich brachte, dessen sämmtliche Stücke sich aus dem herzoglichen Museum von Modena herschreiben.

In Hinsicht des Mittelalters und der neuern Zeit verdient erwähnt zu werden der erhaltene Zuwachs der zahlreichen Medaillen aus den Museum Collalto aus Venedig und des Monsignor Bottari von Chioggia; dazu gehören noch die beträchtlichen Sammlungen, welche der Herr Director auf seinen Reisen, durch verschiedene Gegenden von Europa zu diesem Behufe ausdrücklich unternommen, zu machen Gelegenheit hatte, außer dem minder beträchtlichen Zuwachse, der von Jahr zu Jahr zu größerer Vervollständigung der verschiedenen Serien nachgeschafft wird.

Bemerkenswerth an dem k. k. numismatischen Kabinette von Brera ist, daß den numismatischen Klassificationen die möglichst größte Ausdehnung eingeräumt wurde, deren ein Museum der Art nur fähig ist, so daß man daselbst Medaillen und Münzen gesammelt findet, eben so von den entferntesten Gegenden, als in jeder Art von Stoffen, welche bestimmt waren, die Valuta bei den gebräuchlichen Verkehren unter den Menschen vorzustellen, als da sind, Gold, Silber, Platin, Gußeisen, Kupfer, Blei, Zinn, Nickel, Glas, Leder, Conchilien, Sämereien, rc. Auch befindet sich daselbst eine kleine Anzahl Dupplikate, und nicht minder eine beträchtliche Reihe von Nachbildungen antiker und mittelalterlicher Münzen, welche zu sammeln der Director für nützlich hielt, theils zum Behufe derjenigen, welche es unternehmen wollen, ein Münz-Kabinett anzulegen, noch mehr aber, um das Auge der Studierenden der Numismatik an die Unterscheidung der nachgeahmten Medaillen von den wirklich antiken zu gewöhnen, und so die Theorie berühmter Schriftsteller zu bethätigen, welche sich mit dergleichen Untersuchungen befassen.

Was aber bei diesem Kabinette noch größere Beachtung verdient, ist die Bibliothek, mit welcher es zu dotiren Cattaneo die Sorgfalt hatte, nachdem er dazu die höhere Genehmigung und Mittel erhalten. Denn es ist für denjenigen, welcher solchen Studien sich unterzieht, von höchster Wichtigkeit, die größte Anzahl von Werken, die bei wissenschaftlichen Untersuchungen förderlich sind, an der Hand zu haben. Zu diesem Zwecke ist das Kabinett gegenwärtig mit beinahe 12.000 Bänden versehen, sämmtlich Werke in allen Theilen Europas eigens dafür angeschafft, und von denen sehr viele zugleich von besonderer Seltenheit sind. Auch war es ein großer Vortheil für die Studierenden, daß ein Decret vom 22. Juni 1817 die Uebertragung des Münz-Kabinettes aus dem Locale der Münze, wo es sein Entstehen fand, in den k. k. Pallast der Wissenschaften und Künste von Brera anordnete.

Ferner geruhten Se. Majestät der Kaiser Franz I. zu verfügen, daß die Bibliothek selbst mit dem Museum ausschließlich vereinigt bleibe, unabhängig von der öffentlichen großen Bibliothek, und daß sie jährlich aus einem besonders ihr zugewiesenen Fonde vermehrt werde. Und damit die Benützung derselben dem Publicum täglich freistehe, befahlen Höchstdieselben, daß die Bibliothek des Kabinettes fortwährend geöffnet bleibe, und zwar nach den nämlichen Vorschriften, die für die große Bibliothek gelten. Die Studierenden der numismatischen Wissenschaften finden jede Zuvorkommenheit von Seite des ausgezeichneten, bereits mehrmal erwähnten Directors, und des Herrn Adjuncten Karl Lardetti, rühmlichst bekannt wegen seiner Gelehrsamkeit.

Nun möge die Darlegung des scientifischen Materiales, wie es sich zu Ende des Jahres 1836 in dieser vortrefflichen Anstalt herausstellte, folgen. Die nachstehende Tabelle gewährt uns die Uebersicht der verschiedenen Abtheilungen derselben, und wir können für deren Genauigkeit bürgen, da wir die Angaben der besonderen Güte des Directors selbst verdanken.

### Statistischer Stand
des k. k. Münz-Kabinettes zu Mailand.

Numismatische Sammlungen.

| | |
|---|---|
| Griechische Münzen und Medaillen von Städten, Völkern und Königen in verschiedenen Metallen | 9.940 |
| Römische Münzen und Medaillen, sowohl consularische als kaiserliche | 15.582 |
| Neue Medaillen, von Fürsten, berühmten Männern und aus verschiedenen Epochen | 8.218 |
| Neue Münzen aus jedem Lande | 9.322 |
| Totalsumme | 43.062 |

Numismatische Bibliothek.

| | |
|---|---|
| Diese besteht ausschließlich aus Büchern über Numismatik, Archäologie und Geschichte zusammen, Bände | 11.389 |

(Schluß folgt.)

---

## Die Osmanen in Siebenbürgen
zur Zeit der beiden Apafy
und
die Belehnungs-Urkunde des zweiten Apafy
in der k. k. orient. Akademie zu Wien.

(Schluß.)

### Vorfälle des Jahres 1693.
**Das kaiserliche Lager rückt gegen Siebenbürgen.**

Es war für gut befunden worden, in den, gegen die Deutschen bestimmten Krieg auf dieselbe Art wieder zu ziehen, wie man es von jeher gewohnt war, und hielt in jeder Station die nöthigen Bedürfnisse bereitet. Da man geschrieben hatte, es sey die Meinung der als einsichtsvoll bewährten Män-

ner, daß der Chan der Krim, Selim Kerai Chan, in diesem Jahre nach Siebenbürgen ziehen soll und sich die Besiegung der Feinde des Glaubens nahe, geruhte der Padischah, um diese Angelegenheit auch mit den Großen des Hofes zu berathen, das himmelkuppelige Zelt des Großwesirs bei einem Mahle mit seinem Besuche in Person zu beehren. Es wurde in der lichtstrahlenden Gegenwart des Padischahs mit dem Großwesir, dem Scheich-ol-Islam (Mufti), den Sadrein Efendiler [1], dem Nakib-ol-Eschraf [2] und den übrigen Großen des Hofes eine Rathsversammlung gehalten und in Berathung gezogen, von welcher Seite es am schicklichsten und besten sey, gegen die ungläubigen Deutschen zu Felde zu ziehen. Indem man sagte: »Es ist nicht gehört worden, daß die Ungläubigen jetzt die Absicht hätten, gegen Belgrad zu ziehen. Zieht daher die hohe Pforte gegen Siebenbürgen zu Felde, so bleibt der Handlungsweise der Feinde nur eine zweifache Wahl: Entweder sie besetzen die Wege Siebenbürgens, oder sie haben im Sinne, Belgrad doch zu überfallen, während daß es leer sey. Wenn sie nun Siebenbürgen bewachen wollen und auf ihrem Wege das islamitische Heer treffen, so beginnt der Krieg; sollte ihnen aber beifallen, Belgrad anzugreifen, so wendet man sich, während der Bereitung des zum Schutze Belgrads Nothwendigen, zum Entsatze von Siebenbürgen!« Mit diesen Worten beschloß man nach der Seite von Siebenbürgen aufzubrechen, und es wurden dem Großwesir durch hohe kaiserliche Gnade 200 Beutel für die Kriegskosten gegeben.

### Vorfälle des Jahres 1694.

Einfall der Tataren in das Innere des Landes Siebenbürgen.

Es zog eine Anzahl der Tataren von Nogais und der übrigen tatarischen Völker aus dem Innern der Moldau nach Siebenbürgen. Nachdem sie die Orte, auf die sie trafen, von Grund aus zerstört und in dem District, der unter dem Namen District von Tsick bekannt ist, großen Schaden angerichtet hatten, haben sie nicht nur eine zahllose Beute und eine große Menge Gefangener gemacht, sondern auch von den berühmteren Edlen des genannten Landes den Edlen Sandor Janos mit seinen Schätzen, Kindern und Angehörigen in ihre Gewalt bekommen, und gaben die freudige Nachricht, daß sie siegreich nach der Krimm zurückgekehrt seyen.

---

Mit der Erzählung der Vorfälle des Jahres 1694 erscheint zum letzten Mahle der Name Siebenbürgen's in der Geschichte Raschid's bis zum Abschlusse des Carlowitzer Friedens, der den Namen Apafy für Siebenbürgen verschwinden machte, indem der junge Fürst Michael Apafy seine Würde aufgab, und als Fürst des heiligen römischen Reiches am 1. Februar 1713 unbeerbt starb.

---

## Reise-Erinnerungen.

### IV. Die Naßfelder-Partie.

(Schluß.)

Das Naßfeld, d. h. das nasse Feld, campus humidus, wie es schon 718 urkundlich vorkömmt, über 1660′ ober Badgastein, einst ein großer Wildsee, dehnt sich zwischen dem Weißbach- und Siglitzthale 1 Stunde in die Länge und ungefähr 1/2 in der Breite hin. Auf seiner Fläche, einer trefflichen Alm oder Hochweide, und auf den Abhängen herum weiden mehrere Tausend Stück Vieh und 20 oder mehr Sennhütten haben da Platz gefunden. Und diese geneigte Thalebne umschließt ein ungeheurer Halbkreis von Bergen. Wenn man den Rathhausberg im Rücken oder gegen Mitternacht hat, so sieht man vor sich weit himmelwärts emporragen von Südost nach Südwest hin: den Naßfelder- oder Mallnitzertauern, über den man nach Mallnitz in Kärnthen steigt, 8000 F. hoch, dann neben dem Höllkaarkopf weiter den 9500 F. erhabnen Murauerkopf oder Sparangerspitz, mehr rechts den Schneestellkopf und den Schlapperebnespitz, 9000 F. hoch und an diesem das 10.200 hohe Scharreck, den Herzog Ernst und als Schluß den Neunerkopf. Welche Höhen im Vergleich mit der 4900 F. hohen Riesenkoppe und mit dem nicht ganz 3500 F. großen Brocken, dem höchsten Berge von ganz Norddeutschland! Wer noch nie Gletscher in der Nähe gesehen, dem ist gewiß der Anblick des Scharrecks, der Schlapperebne und des Murauerkopfes unvergeßlich merkwürdig. Wie mächtig ist das schöne grüne und bläuliche Eis unterhalb der Schlapperebne! Das günstige Licht eines hellen Tages gießt über das große, seltne Alpenbild den entzückendsten Zauberreitz aus.

---

1 D. i. die Herren der beiden Sitze. Dieß sind die Kadiaskere (oberste Landesrichter) von Rumelien und Anatolien, die zu den vier Stützen des Reiches gehören, und im Diwan links vom Großwesir ihren Platz haben. (Hammers Staatsverf.)

2 D. i. das Oberhaupt aller Verwandten Mohameds, deren Zahl den dreißigsten Theil der Nation ausmacht. Seine Würde ist lebenslänglich und gibt ihm bei Festlichkeiten den Rang über alle Große des Reichs und über den Mufti selbst, indem er dem Sultan bei der Thronbesteigung den Säbel umgürtet. Er ist der erste Hüter der im Serai aufbewahrten Reliquien des Propheten, und übt eine unumschränkte Macht über die Emire aus. (Ebend.)

Zwischen den mächtigen Bergen ziehen sich 3 tiefe Thäler hin, worunter von Südost her zwischen dem Mallnitzertauern und Kreuzkogel, fast gleichlaufend mit dem Anlaufthäle, das Weißenbachthal mit dem Dunkelwasser, Dunkel- und Weißenbachkaar und der eigentlichen Ache, die dort über 4860 F. über dem Meere in den Woigstenbergen entspringt und das Naßfeld durchfluthet; gegen Norden, . n Westen her, liegt zwischen dem Neunerkogel und Kolbenkorspitz das Siglitzthal mit dem gleichnahmigen Bache.

Der wichtigste Bergbau im Naßfelde wurde auf der Schlapperebne geführt, an einer Stelle, die jetzt ein ungeheurer Gletscher deckt. Der Sage nach mußten einmahl 12 Knappen in einer Stube der Schlapperebne wegen eines großen Schnees zurückbleiben und den Hungertod leiden. Solcher Sagen gibt es nicht wenige. Längere Zeit fesselte uns im vorigen Sommer bei der Straubinger-Almhütte der schöne, große Wasserfall, den wir uns mit Fernröhren zur bequemen Schau genähert hatten.

Die Gegenwart eines achtjährigen Knaben von sehr ansprechendem Aeußern, von seltner Anlage, aber sehr ungestümer Art leitete das Gespräch Einiger auf die Erziehung. — Auf solchen Höhen bei heitrer Stimmung spricht man über Vieles unbefangner und fester, als im trüben, engen Geschäftszimmer der wirren Stadt. Ich erinnere mich nur einiger Hauptgedanken, als: daß Mangel an Charakter-Energie, an Consequenz und Autorität der Aeltern und auch der Erzieher sehr oft die eigentliche Schuld einer mißlungenen Erziehung ist.

Ich bin ganz der Ansicht derjenigen, welche im ernsten und begeisterten Gedankenaustausche über wesentliche und allgemeine Menschenangelegenheiten großen Genuß und wahre Erheiterung und Stärkung finden. Auch glaube ich, daß wir die schöne Außenwelt mit ihren tiefen Bildern erst dann recht verstehen und genießen, wenn wir sie thätig, schöpferisch, d. i. gedankenschaffend anschauen, nicht aber, wenn wir uns ganz passiv der Natur überlassen. Wir haben sie so schön und reich, als wir sie im Geiste nachschaffen und ausfüllen. In der indolenten und bequemen Passivität, in der thatscheuen Genußsucht scheint mir so oft der Grund des Mißvergnügens zu liegen. Wer eine innere Welt zur Bestimmtheit und Klarheit in sich ausgebildet hat, dem zeigen sich so viele Bilder in der Erscheinungswelt, die ihn beschäftigen und erheben, während der Gedanken- und Gefühlarme befangen und starr und unbehaglich da steht. Wer einerseits der Erregung von Außen und Innen, und der Trägheit und Starrheit andrerseits eifrig und stat entgegenstrebt, wer dort und da mit Freiheit und Umsicht mäßigt, der ist mein Vorbild, den preise ich mehr als die Alpen und Gletscher voll Hoheit und Pracht.

Nach einem genußreichen Aufenthalte von etwa 2 Stunden, während dessen mancher Stein und Schmuck der Tauernflora aufgelesen wurde, dachten wir an die Rückkehr, da sich das Wetter zusehends mehr ungünstig wendete. Einige ritten über das flache Feld bis zur Engthorbrücke, von da an aber, wo es öfter gähe abwärts geht, zogen Alle das Gehen vor.

In der Nähe von dem kleinen Bärfalle hörten wir wiederhohlt einen starken, donnerähnlichen Lärm. Wir sahen also herum, in der Meinung, daß eine Lawine unweit abgegangen, was dort gar nichts Ungewöhnliches ist. Als wir aber zur Ache tief hinab blickten, erklärten wir uns leicht den mächtigen, donnerähnlichen Schall, da wir eben noch eine Masse Schnee, der sich von einer Bergwand zur andern über das Wasser hingewölbt hatte, abstürzen und den Lauf des Stromes hemmen sahen. Aber nur ein Theil jenes Schneegewölbes war, natürlich unter starkem Gekrache, zusammen in die Ache gestürzt, so daß der andere, kleinere Theil nun eine schöne Bogenbrücke bildete. Jetzt warfen wir alle der Reihe nach Steine auf das noch übrige Brückengewölbe und hatten das Vergnügen, dasselbe unter weithin hallendem Getöse einbrechen und abfallen zu sehen. Durch diesen Einsturz ward der Lauf des Wassers gesperrt, bis sich dieses durch seine ungestüme Gewalt den Weg wieder durchgebrochen. Wüthend riß die Ache die Menge der Schneeklumpen mit sich fort und goß sich zu beiden Seiten weit über ihre Ufer aus.

Mit lebhaftem Vergnügen betrachteten wir noch ein Mahl die imposanten, pittoresken Cascaden. Beim Kesselfalle fiel mir bei, wie ich vor einem Jahre um dieselbe Zeit mit einem Freunde über das Brückchen auf das linke Ache-Ufer gegangen war, und vom Bergabhange unten über das Wasser auf das rechte Ufer zur Gesellschaft zurücksteigen wollte. Es schien uns Beiden eine leicht ausführbare Abkürzung des Weges. Bald aber erfuhren wir, daß wir keine Vorstellung von dem gefährlich steilen und felsigen Bergabhang hatten. Wir hielten uns mühevoll an den Gesträuchen, Baumästen und Felsen fest. Nach längerer Anstrengung überzeugt von der Gefahr unseres Unternehmens und von der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, folgten wir dem wiederhohlten, dringenden Zurufe der sehr besorgten Gefährten am Wege, und kletterten zurück aufwärts, ohne aber den kühn gewagten Versuch bereut zu haben.

Indessen wurden uns die Berghäupter immer mehr durch dichte und dunkle Nebel entzogen, der Regen war nun gewiß und sehr nahe, doch erreichten uns seine ersten Vorbothen erst, als wir schon in Böckstein glücklich und froh angelangt waren.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

72. Sonnabend, den 9. September 1837.


## Statistische Skizze

über

## die k. k. numismatischen Kabinette

in Mailand und Wien.

(Schluß.)

Wir gehen nun zur Betrachtung der numismatischen Schätze des zweiten, im Titel angeführten Kabinettes über, eines Kabinettes, das nicht bloß unter den ersten seinen Rang einnimmt, als wir vielmehr nicht anstehen, es als das zweite der Welt anzuführen, da es einzig und allein hinter dem von Paris zurückbleibt. Die Reichthümer dieses Kabinettes mögen dem Leser zur Richtschnur dienen, die ganze Wichtigkeit jenes von Brera troß der kurzen Zeit seines Bestehens darnach zu ermessen. Wir bedauern dabei nur, daß wir uns gegenwärtig außer Stande sehen, ein vergleichendes Bild der acht größten Münz-Kabinette, die bis nun vorhanden sind, zusammen zu stellen, weil uns die befriedigenden genauen Daten fehlen. Wir geben aber deßhalb die Hoffnung nicht auf, innerhalb einiger Monate diese Arbeit unternehmen zu können. Bis dahin werden wir durch die Zuvorkommenheit der Gelehrten, an welche wir uns in dieser Hinsicht gewendet haben, im Besitze der dazu nöthigen Belege sehen. Einstweilen können wir dem Leser die Richtigkeit der Angaben verbürgen, die wir ihm jetzt vorlegen, da sie uns von dem gelehrten ersten Custos des Münz-Kabinettes Herrn Arneth zugekommen sind. Sie erhalten ein neues Interesse dadurch, indem bis jetzt noch Niemand dessen Statistik veröffentlicht hat (mit welcher großen Gelehrsamkeit auch seine Schätze beschrieben worden), so wie die Daten über das Kabinett von Brera hier zum ersten Male mitgetheilt wurden.

## Statistische Uebersicht

des k. k. Münz-Kabinettes in Wien[1].

Numismatische Sammlungen.

| Antike Münzen und Medaillen. | Gold. | Silber. | Gußeisen und Kupfer. | Totalsumme. |
|---|---|---|---|---|
| Griechische . . | 423 | 8.473 | 15.491 | 24.387[2]. |
| Doubletten . . | — | — | — | 2.000 |
| Römische . . . | — | — | — | 56.000[3]. |
| Falsche . . . . | 85 | 1.289 | 2.164 | 3.538 |
| Neue Münzen und Medaillen. | | | | |
| Erster, 2., 3. und 4. Größe | 379 | 1.546 | — | 1.926[4]. |
| Fünfter Größe, wie ein Thaler und Guldenstück . . . . . | 1.991 | 11.664 | 220 | 13.876 |
| Sechster Größe, wie eine Zechine und ein Groschen . . | 5.162 | 14.786 | 204 | 20.152 |

1 Das Kabinett der Antiken und Münzen steht unter der obersten Leitung Sr. Excellenz des Herrn Grafen Moriz von Dietrichstein. Die griechische Abtheilung ist in der schönsten Ordnung, sowohl in Hinsicht der scientifischen, als administrativen Uebersicht, bis auf den neuesten Zuwachs.

2 Nach dem gedruckten Werke: Synopsis nummorum graecorum, qui in Museo Caesareo Vindobonensi adservantur: digessit Josephus Arneth. — Der Katalog der griechischen Abtheilung wurde gänzlich beendigt von dem ersten Custos dem Herrn Arneth, und umfaßt die Beschreibung sämmtlicher griechischer Münzen, mit einem Rückblick auf die Literatur überhaupt.

3 In dieser Zahl sind auch die Duplikate mit inbegriffen. Jedoch ist die Angabe der Anzahl nur approximativ, da die Ausarbeitung über diese Münzen und Medaillen, welche Herr Arneth unter der Feder hat, nach dem Plane, welchen er bei den griechischen befolgt, noch nicht vollendet ist. — Indessen ist auch von diesem trefflichen Werke bereits mehr als die Hälfte vollendet.

4 Eine derselben ist von Platina.

| | Gold. | Silber. | Bronce und Kupfer. | Totalsumme. |
|---|---|---|---|---|
| Orientalische | 388 | 778 | 726 | 1892 |
| Besondere Sammlung | — | — | 2391 | — |
| Doubletten | — | — | — | über 5000 |
| Totalsumme ....... | | | | 141.072 |

## Numismatische Bibliothek.

Diese besteht bloß aus Werken über Numismatik, Archäologie und Geschichte, und enthält 6.000 Bände.

Auch glauben wir dem Leser einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir in der vorliegenden statistischen Uebersicht den Werth der fünf größten Stücke, welche in der Klasse der Medaillen mit inbegriffen, in Dukaten angeben. Ferner steht zu bezweifeln, ob irgend ein anderes Kabinett ein ähnliches Stück besitze, wie das ist, welches den Stammbaum der kaiserlichen Familie zeigt.

### Statistische Uebersicht
des inneren Werthes der fünf größten Medaillen.

| | Im innern Werthe |
|---|---|
| Die beiden Medaillen, welche die Kaiserin Katharina II. zu Ehren der beiden Brüder Gregor und Alexander Orlaf schlagen ließ, zusammen ... | 108 Dukaten. |
| Die einzige Medaille von Sigismund III., König von Pohlen, geprägt zum Andenken der Erstürmung von Smolensk im Jahre 1611 .... | 310 » » |
| Die Medaille Christians V. Königs von Dänemark zur Erinnerung des Sieges, zur See erfochten von dem Admiral Joel über die Schweden .. | 360 » » |
| Die Medaille, den Stammbaum der kaiserl. Familie darstellend ... | 2055 » » |

Auch dürfen wir nicht übergehen, daß mit dem numismatischen Kabinette in Wien und dessen Bibliothek noch drei andere Sammlungen von Wichtigkeit vereinigt sind, welche, in drei Zimmern aufbewahrt, erst neulich in schönster Ordnung durch die Fürsorge Sr. Excellenz des Herrn Grafen v. Dietrichstein, besonders aufgestellt wurden. Wir unterlassen hier, besonders von der Broncen- und Vasensammlung zu sprechen, und heben bloß die merkwürdigsten Stücke jener Sammlung heraus, welche die der kostbaren **Seltenheiten** und der **Kameen** genannt wird, und die das innere Zimmer dieser prachtvollen Anstalt umfaßt. Wir haben sie in nachstehende Tabelle gebracht, und ihren relativen Werth in Dukaten angegeben.

### Statistischer Ueberblick
des Werthes der merkwürdigsten Stücke der Sammlung von Raritäten und Kameen im k. k. Münz-Kabinette zu Wien.

| Gegenstände. | |
|---|---|
| Eine goldene Kette, Arbeit aus dem 4ten Jahrhunderte ......... | 203 Dukaten. |
| Ein goldenes Gefäß, aus dem 4ten Jahrhunderte ....... | 221 » » |
| Ein anderes goldenes Gefäß, ebenfalls aus dem 4ten Jahrhunderte ............ | 614 » » |
| Die kolossale Kamee, darstellend Augusts Triumph über die Pannonier. Diese wurde vom Kaiser Rudolph II. für 12.000 Dukaten angekauft, und berechnet man den Werth der Mark Silber zu der Zeit, nach unserem Course, so gibt dieses leicht die dreifache Summe von ......... | 36.000 » » |
| Die beiden großen Onixe von Hamilton auf 1.000.000 fl. geschätzt, machen ............ | 125.000 » » |

---

## Beiträge
zur
## Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

### VI. Copia Schreibens an Herrn Graff Schlichken von Herrn General Feldtmarschal.

Hochwohlgeborner Herr Graff. Eure Erz. hab ich negst geschrieben, waß der Küttner mihr bey seiner ankhunfft proponirt, welches ich der Feder nit vertrawen dürffte, finde gleich wohl hochnöthig E. E. hiervon nachricht zu geben, zue dero bellebnuß vnd weiteren nachdenchkens stellendt, ob solches Ihr Maytt. fürzubringen, dan zwischen so hohen häusern behuethsam zugehn. Ich hette es zwar ehender überschriben, wan ich mit allen generals Personen obristen vnd Commandanten der Regimenter nicht wohl versichert gewesen. vnd Erstlich vermeldete Er; Ihr Churfürstl. durchl. liessen mich gnedigst gruessen, vnd Empfinden nit vnbillich daß ich einzig vnd allein mein absehen hatte auf daß, wohin mich die Kayserl. Or-

dinanzen weiseten, obs gleich contrarie Ihr Churfsl. durchlaucht gemessnen beuehlichen, auch mit dem Zueg an dem Rein vmb Breysachs Willen, dan Ihr Churfürstl. Durchlaucht endtlicher Wille gewesen, an den bodensee vnd waldtstätten Zueghen, vnd Sie wüsten gar wohl, hetten auch Copie von Wien erhalten, daß Ihr Maytt. mir ein handtbrieffel geschriben vnd meinen Zueg für gutht befunden, aber Ihr Churfstl. durchl. Armada wehre darüber ruiniret, vnd daß Sie vmb Breysachs willen sich disarmiren solten, wehre Ihr gantz nicht gelegen, ich solte die Gnad Ihr Churfstl. durchl. nicht so gering schätzen, dan sie Khünfftig mir vnd den meinen noch wohl Khomen Köntte. dan ich Zue Wien nicht so vill gutte Freundte hette, alß ich vieleicht mihr einbilden möchte, E. Exllz. wehren die einige, darauf Ich mich zuuerlassen, der Herr Graff von Trautmansdorf aber wehre mein Freundt wohl nicht. Vnd vmb meine guetter in Schlesien, die mir der Churfürst einzig vnd allein hette erhalten, wehre es noch müslich vnd gantz nicht sicher, wehre ohn Ihr Churfürstl. durchl. niemmermehr zur possession Kommen, Ihr Curfstl. durchl. hetten mittel, mihr so viell vnd ein mehrers Zuergeben mit anderer Sicherheit, aber Ich müste einzig vnd allein mein absehen auff Ihr Churfstl. durchl. vnd deren Ordinanzen haben, vnd ohne Replic denselben folgen, vnd Ihr Churfstl. durchl. befelch wehre, dass ich also baldt die Kays. quartier soll occupieren. mit list, Liebe oder Gewahlt wie sichs am besten schicht, Jedoch so wenig bluett alß vergossen wurde desto lieber wehre es. Ihr Churfürstl. durchl. hielten sich ahn Ihr Kayserl. Mantt. vnderschiedene Resolutiones, hettens zu verandworten waß darauß entstunde, die Jenigen, so Ihr Maytt. beshelich nicht obseruirt, shie Könten vnd welten nicht länger Zuesehen, Sie wolten mich gegen Ihr Maytt. vertretten. Fürs ander Ihr Churfstl. durchl. befelch were, Ich sollte die armada alßbaldt in die quartier legen, vnd refrechiren, dan shie wolten vmb Breysachs willen nichts mehr waagen, warumb Ihr Churfstl. Durchl. dero armada solten moviren, vnd der Savelli in guetten quartieren bleiben. Ihr Churfstl. Durchl. hetten Jemandts alß den Teisinger nach dem Kays. hoff geschickt erwarten dessen Ankhunfft vnd resolution, darnach Sie sich auch richten wolten. Ehr Küttner Könte mich Im vertrawen nit bergen, wan Ihr Maytt. nicht anders wolten Zur sachen thuen, wurde Churfstl. Durchl. freystehn etzlich regimenter in Ihr land Zuenemen, vnd so wohl Defensiue Zuegehen alß Hertzog George.

Wie Wunderlich mihr dieses vorkhome gebe ich E. Exc. zuekennen, habe Ihm geandtwordt Ich thäte mich deß gnädigsten grueß vnd aller angebottenen Churfstl. Gnad vnderthänigst bedanhken Ich hette niemals die Gnad Ihr Churfstl. Durchl. gering gehalten. Sonder mich der Jenigen alß einen furnehmen Churfst., der Ihr Kays. Maytt., vnd deß hochlöblichsten Ertzhauß von österreich Bluttsfreundt getröstet, Zwar hette ich meine Rechnung nie darauf gestelt große recompens von Ihr Churf. Durchl. zuerhalten dan ich kein eintzig exempl wuste, aber daß wohl daß durch dero Furbitt bey Ihr Kays. Maytt. meine getrewe dienste möchten erkhlärt werden. Waß die Schlesich guetter betreffen, hetten die verstorbne Röm. Kayserl. Maytt. hochlöblichster gedechtnuß Mich durch ein Decret damit begnadiget fast 2 Jahr darfür eh ich mit allergnedigster erlaubnuß Ihr Maytt. in Churfürstl. Durchl. Dienst getretten, weillen aber Ihr Churfstl. Durchl. dafür hielten, alß wann durch Ihr recommendation die possession Zuewegen gebracht, deren Meinung ich zwar nie gewesen, thete ich mich dessen vnderthänigst bedankhen, der hoffnung gleichwohl lebendt, Sie wurden von Ihren aignen mittlen in erkandtnuß meiner trewenyffrigen dienst dero genedigst affection gegen mir erscheinen lassen. Was aber seine übrige proposition anlangete, befinde ich von solcher Wichtigkeit, daß ich darüber den herrn General Wachtmeister Schnettern (horst wahr nicht dahr) nebest anderen anwesenden H. obrist hürüber vernehmen müßte, Ich wolte Ihn aber fürhero meines hertzen gründtliche meinung offenbahren waß hierüber mein gedankhen wehren. Erstlich die quartier Ihr Maytt. mit list oder gewahlt abzunemmen darzu wurde mich kein mensch in dieser welt bringen, Ich wehre Ihr Churfüstl. Durchl. getrewer diener vnd mit Aydt vnd pflichten verwandt solcher gestalt aber, waß Ihr Kays. Maytt. vnd deß Reichs dienst betreffen, weitter nicht. Solte gegen Ihr Maytt. Ich was solches thuen, darfür wurde mich Gott wohl behuetten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Reise-Erinnerungen.

### V. Die Ersteigung des Gemskaarkogels.

Unter den größern Partien in der Gastein darf man jene auf den Gemskaarkogel, oder wie man ihn verkürzt gewöhnlich nennt, Gemskaar'l, ganz gefahrlos, am wenigsten anstrengend und die beliebteste nennen. Sie macht gewöhnlich die Krone der Ausflüge der Badegäste. Wen die Naßfelderpartie vergnügt oder befriedigt hat, der darf noch mehr vom Gemskaar'l erwarten.

Der Gemsenkaar-Kogel erhebt sich östlich zwischen dem Gasteiner- und Großarlthal am rechten Ache-Ufer von Norden nach Süden zwischen dem Kirchbache und der Kötschache als ein ansehnlicher, schöner Berg 7800 F. (7628 Par. F.) hoch, zwischen Hof- und Badgastein.

Die Meisten ersteigen ihn von Hofgastein aus; näher, aber viel schwieriger ist der Pfad vom Kötschachthale hinauf. Um

sehr früh von Hofgastein aufbrechen zu können, fuhren wir, da alle Zeichen eines schönen, günstigen Himmels für den nächsten Tag sich vereinten, an einem schönen Abend gegen Ende Juli 1835 bis Hof, quartierten uns beym Brauer Moser ein, und bestellten für die Partie Reitpferde beim Lackenwirth.

Schon um 4 Uhr am nächsten Morgen verließen wir das Nachtlager und eine Stunde später das Gasthaus. Ich hielt es für mich nicht nöthig, ein Saumpferd zu miethen und machte zu meiner Freude den ganzen Weg zu Fuß.

Nach ungefähr 2 Stunden, etwa auf der Mitte der Berghöhe, hatten wir die erste Almhütte erreicht, die Hütte des Bauers Ortner. Hier im Lackenthale, in der Hütte, welche der durchlauchtigste Erzherzog Johann errichten ließ, erhält man zur Stärkung oder Erfrischung vorzügliche Milch, Butter, Brot, Käse und auch Kaffeh. Unfern davon stehen die 6 Sennhütten der Rastetzenalm.

Von diesen mahlerisch liegenden Hütten, wo der neue Alpenweg des durchlauchtigsten Erzherzogs beginnt, hatten wir den höchsten Punkt des Berges in zwei Stunden erstiegen. Einige Damen und selbst Männer, da sie große Anstrengung und Erhitzung meiden mußten, ritten bis auf den Gipfel des Berges, da es der wohlgebahnte Weg, wie kaum ein anderer von dieser Höhe, so weit ohne Gefahr gestattet; die meisten schickten aber ihre Miethgaule früher zurück und gingen die letzte oder vierte Stunde zu Fuß. Viele schöne Blüthen wurden gepflückt und noch mehrere bewundert. Der Freund und Kenner der Pflanzenwelt, besonders der Alpengewächse und der Fossilien, findet sich hier so ganz in seinem Gebiete mannigfachen und seltenen Genusses. Scharf wehte von der hohen Kuppe her die herrliche erquickende Alpenluft, die uns mahnte die Kleider, als Schutz vor gefährlicher Erkältung zu nehmen, und zu schließen. Auch eine Hütte, welche gleichfalls Se. k.k. Hoheit bauen ließen, bietet sich dem Wanderer dar, damit er sich da allmählig abkühlen oder vor Stürmen schützen möge. So hat sich der großmüthige, erhabene Alpen- und Menschenfreund schon Tausende durch seine wohlthuende Vorsorge zum freudigsten Danke wie zur tiefsten Hochachtung verbunden.

Wir, die zum ersten Male diese Bergspitze betreten und bisher nie eine ähnliche Alpen- oder Gebirgsschau gekannt hatten, wir waren stumm vor Staunen und in Bewunderung dieses großen und erhabenen Panoramas. Wie bezaubert steht man in der Mitte der unermeßlichen und prächtigen Alpenwelt!

Der erste, neugierige, rastlose Blick wird von dem gewaltigen, stolzen Könige der Tauern, von dem 12.000 F. hoch aufstrebenden Großglockner angezogen, und magisch festgehalten. Er ragt gegen Südwest mit seinen zwei ungeheuern Kuppen schneeblinkend und ehrwürdig über viele erhabene Häupter weit in das blaue Luftmeer empor. Unbekümmert um das Gekrächze der Raben, unbewegt durch Stürme und Erdbeben, unerschrocken bei Blitz und Donner, scheint er zu fühlen und zu wissen seine Größe und seine Stärke, zu tragen und zu halten auf seinen Riesenschultern drei herrliche, gesegnete, theuere, deutsche Länder!

Wenn der wonnetrunkene Blick von der weiten prächtigen Ferne auf die zunächst vorliegende Umgebung zurückkehrt, so übersieht er gegen West das tief unter ihm hinziehende Gasteinerthal mit seinen Gebirgszügen und Hauptbergen. Ich bemerkte vor andern die hohen Türchelwände und die große Erzwiese, und weiter rückwärts gegen Südwest das 9200' (9643) hohe Scharreck, das 10.300' hohe, spitze Hochhorn (der hohe Naar) in der Rauris, da auch den Ritterkopf und tief im Hintergrund die sogenannte Pasterze, neben dem Großglockner weiter das 11.300' erhabene Wiesbachhorn im Fuscherthale und die schwärzliche, sehr steile »hohe Dock«.

Gegen Süden zeigen sich in der Nähe der 7880' hohe Graukogel mit der Reichebenl, das Kessel- und das Tischlkaar und noch mehr südöstlich als Gränze der 10.131' hohe Ankogel; südöstlich aber der 8800' hohe Rathhausberg, noch näher der Tisch und der Stubnerkogel.

Gegen Osten breitet sich in der Tiefe das Thal Großarl mit dem gleichnamigen Wildbache und weiter das Kleinarlthal hin. Sehr interessant war es mir, fern gegen Ost das Mosermandel, bei welchem im Bärenkaar die Ens entspringt, den 9047' hohen Golling, südlich vom Thorstein, und den großen 7424' erhabenen Grimming im Ensthale zu erblicken.

Gegen Norden hin fielen wir am meisten auf, von Ost gegen West zu: und zwar als äußerster Horizontpunkt der mehr als 7000' hohe, imposante große Priel im hintern Stoder am Steyerling, davon südwestlich näher die stolze Kuppe des 9492' hohen, über alle andern großen Giebel ragenden Thor- (Dach-) steins zwischen Oesterreich und Steyermark, das Tännengebirge bei Werfen, die Plienbacherfelsen, der »Ewige-Schnee« (Wetterwand) und die »steinerne Wand« bei Saalfelden im Pinzgau. Und weit hin nordwestlich nahmen wir etwas unbestimmt sogar den »wilden Kaiser« bei Kuffstein aus.

Nachdem wir uns lange Zeit, die uns aber sehr kurz schien, dem unbeschreiblich herrlichen Anblicke der Gebirgswunder hingegeben hatten, nahmen wir unter dem freien, schimmernd blauen Himmelsgewölbe, wozu Eßlust und Durst trieb. Alle, welche an diesem Tage die Partie mitgemacht, oder schon einmal den Gemskaarl erstiegen haben, werden mit besonderem Vergnügen das trefflich und treu gezeichnete Bild des Professors Th. Ender sehen, das den Hauptprospect auf den Großglockner und mehrere damahls Anwesende darstellt. Mir wenigstens dient es als eine sehr theure Erinnerung an einen der schönsten Tage meines Lebens.

Nach dem gesprächig munteren Male hielten wir nochmals eine Schau gegen die 4 Hauptrichtungen, riefen den Bergen aus voller Brust ein Lebewohl zu, und traten den Rückweg nach Hof an, wo wir nach 3 Stunden anlangten.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

**73.** Mittwoch, den 13. September **1837.**

## Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt

versammelte

## spanische und deutsche Reichsheer[1].

---

### Carl V. und seine Zeit.

> Io son uno, che parlo, anzi per vero dire,
> che per odio o per disprezzo d' altrui o
> per soverchio animosità[2].
>
> Torqu. Tasso.

»In kleinen Kreisen und individuellen Verhältnissen ist es die volle Lebenskraft, welche denselben das fesselnde Interesse leiht, — in den hervorragenden Angelegenheiten drückt sich die welthistorische Größe aus, vieles, was gering schien, erhält unermeßliche Wirkung, und manches, was mit vielversprechendem Aufwande von Hülfsmitteln unternommen wurde, bleibt hinter dem unerwarteten Erfolge zurück,« so sagt vortrefflich ein ausgezeichneter Geschichtsschreiber, der seine volle Würdigung erst von der Folgezeit erwartet[3].

Und also war, ist, und wird es bleiben. Denn jedes welterschütternde Ereigniß in der Geschichte, ist wie ein Wetter mit Donner und Blitz. Es löst sich in wohlthuenden kühlenden, befruchtenden Regen auf, oder geht in einem Wolkenbruche nieder. Lasset aber auch die Schleusen des Himmels und der Erde sich öffnen, und die Fluthen über alles Lebendige sich wälzen, immer wird doch der Gipfel eines Ararads über das Gewässer hervorragen, auf welchem die Arche ruhig stehen bleibt. Der Rabe fliegt weg, und kehrt nicht wieder, weil er Aeser genug zu zerfleischen gefunden, bis sein ursprünglich weißes Gefieder, durch die aufsteigenden Leichendünste, die Farbe der Nacht angenommen[1].

Allein die Taube bleibt nicht aus, mit dem Oehlblatte des Friedens im Munde, und am Himmel zeigt sich der Regenbogen, an dem man das Zeichen der Zeit erkennen kann. Die Hand, aber die den Bogen des geschlossenen Friedensbundes, als Brücke, von der Wolke, aus welcher die verheerenden Fluthen geströmt, zu der Wolke spannte, aus der die Sonne leuchtend und belebend bricht, haltet auch die Wage des Geschickes, auf der das Böse nimmer überwiegen darf. Ja, was ist auch das Böse, wo die Vorsehung waltet? Ein steiler, kahler, düsterer Schrecken erregender Berg nur für das beschränkte Auge des Sterblichen, vor dem er sich jählings unter furchtbaren Anzeichen aufthürmt, ob er auch im Inneren Goldadern, und kostbares Gestein birgt. Die kommenden Zeiten werden das Edle schon zu Tage fördern. Zum Schrecken von ganz Europa, mußte dessen Vormauer, des großen Konstantins Stadt, in die Hand der Osmanen fallen, damit Wien den Christen zu Marathon und Salamis werde; und wir werden im Verlaufe dieses Aufsatzes zeigen, daß der Schreck des durch Deutschland schallenden Türkenrufes nothwendig war, sollte die deutsche Nationalität erhalten werden, und keiner der großen christlichen Staatskörper zu schwer gegen die anderen ins Gewicht fallen, auf der Bilance des im

---

1 Tolemei, ein ausgezeichneter Gelehrter Italiens des 16. Jahrhunderts, schien, nach seinen Briefen, päpstlicher Commissär bei den Hülfstruppen gewesen zu seyn, die Clemens VII. gegen Suleiman, zu dem kaiserlichen Heere stoßen ließ. Höchst sonderbar, finde ich ihn, den Augenzeugen so wichtiger Vorfälle, bei keinem der Schriftsteller, die über diese Epochen schrieben, als Quelle benützt oder citirt.

2 Ich bin einer, der eher spricht, um die Wahrheit zu sagen, als aus Haß oder Geringschätzung gegen andere, oder aus allzuheftiger Leidenschaftlichkeit.

3 Bucholz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. 1. Theil.

1 Orientalische Mythe von dem Raben, welchen Noe ausließ, um zu sehen, ob die Gewässer gefallen, und der nicht mehr zurückkehrte.

16ten Jahrhunderte erst, sich kaum herausbildenden und consolidirenden Staatensystems. Der große für unüberwindlich gehaltene Suleiman schleifte die ungarische Königskrone bis in die Ebene zwischen Wien und Neustadt, um sich dieselbe in dem zur Moschee umgewandelten Dome St. Stephans aufs Haupt zu setzen. Aber die Ebene zwischen Wien und Neustadt hätte ihm leicht des schwedischen Karl XII. Pultawa werden können. Wenigstens lernten die Deutschen dort ihn als weniger furchtbar kennen, und Oesterreichs Hausmacht für die beste Schutzwehr für ihre eigene Sicherheit gegen auswärtige feindliche Angriffe. Die Krone Ungarns aber, ihm nun eine unnütze Last, mußte der Sultan auf seines gehorsamen Knechtes Zapolyas schwaches Haupt setzen, daß sie auf demselben wanke, um in der Folge desto fester auf den Häuptern von des ersten Ferdinands Nachkommen zu ruhen.

Eben so leicht wäre es, hier durch angeführte Beispiele die Wahrheit der schon so oft gemachten Bemerkung zu belegen, daß öfter aus dem Kleinsten das Größte entsprungen, während das groß Begonnene in Nichts zerfloß. Allein was ist im Laufe des Makrokosmos groß oder klein? Die Menschen sind von jeher gewohnt, dieß oder jenes so oder so zu benennen, nach dem augenblicklichen Eindrucke, den etwas auf ihre Empfindung gemacht. Doch dieß ist ein so richtiger Maßstab, als wollte man die Segnungen oder Nachtheile des fallenden Regens nach dem Grade ermessen, als derselbe die Glieder durchnäßt. Der einzige richtige Messer für groß und klein, und überhaupt für jede Erscheinung sammt ihren Folgen, könnte die Geschichte seyn, wären nicht die Meisten gewohnt, einzelne Theile derselben, ohne Rücksicht auf das Ganze, wie die zerstückten Glieder eines Insektes unter das Mikroskop ihrer Beobachtung zu legen — ein Verfahren, das nie zu richtigen Resultaten führt. Denn darin gleicht die Geschichte dem Bilde der Sfinx. Aus den heterogensten Theilen zusammengesetzt, scheint diese ein fantastisches Wesen, das nie existirte. Und doch liegt das Räthsel nur in der Unwissenheit des Beschauers. Dem Eingeweihten hat das Ganze eine hohe mysteriöse Bedeutung voll göttlicher Wahrheit. Das Ganze, sagte ich, denn schlagt das Haupt vom Rumpfe, reißt die Schwingen aus dem Leibe, so daß nur der Rest, der Körper eines wilden Thieres zurückbleibt, so liegen der gewöhnliche Kopf einer Dirne am Boden, die Flügel irgend eines gemeinen Vogels, und der Leib einer Riesenkatze. Trümmer eines gewesenen Schönen, die in ihrer Zerstörung erst eigentlich nichts bedeuten. So ist es in der Geschichte. Was ist das einzelne Datum werth, bemerkt man an ihm nicht die beiden Endhaken, womit in jeder Epoche die Vergangenheit an die Gegenwart sich anheftet, und die letztere an die Zukunft sich anknüpft. In der Geschichte gibt es kein Stückwerk. Sie ist mit ihren Perioden und Epochen das ganze menschliche Seyn und Wissen im weiten Kreise umfassend, wie der große Ozean, der, eine überall ungetrennte Wasserfläche das ganze Festland umgürtet, und von dem die übrigen Meere, mit den in sie einmündenden Strömen genau zusammen hängende Theile sind. Also die Geschichte betrachtend, klafft dem beobachtenden Geistesauge keine Kluft trennend zwischen Zeit und Zeit entgegen. War und Seyn sammt ihren Erscheinungen sind ihm auf diese Weise die gegebenen bekannten Größen einer Proportion, aus denen die unbekannte der Zukunft heraus zu finden der Kombination kein unauflösliches Räthsel bleibt. So sieht der Forscher in Karls V. Ahn, dem ersten großen Habsburger Rudolph, den Grundstein des großen Baues und der geistigen Umstaltung der Staatsverhältnisse, wie sie sich im 16ten Jahrhunderte zu bilden begannen. Er (Rudolph), seit den Ottonen der erste deutsche Kaiser, der außerhalb Rom sich die deutsche Kaiserkrone aufsetzte, und ihre Prärogative unabhängig von des Papstes Machtvollkommenheit behauptete, setzte ohne Gewaltstreich eine bleibendere Gränze zwischen hierarchischer und weltlicher Hoheit als alle Kämpfe der Hohenstaufen. Wie das geschehen, wie und welche Folgen davon erst im 16ten Jahrhundert merklich sich zu äußern anfingen, auseinander zu setzen wäre die würdige Aufgabe eines besondern Werkes. Hier genüge das Exempel, einstweilen zu beweisen, wie die ganze Geschichte nur eine ununterbrochene Kette sey, die man stets an beiden Enden fassen müsse.

Dieses vorausgesetzt wird es dem Leser des folgenden Aufsatzes nicht seltsam erscheinen, daß derselbe, mit Tolemeis Briefen über Suleimans Feldzug im Jahre 1532 beginnend, auf Karl V. und die Reformation übergeht, und mit den Zeichen unserer Zeit schließt.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Grafen von Harrsch.

Von Eduard Freiherrn v. Feuchtersleben.

II.

Angenehm überraschte mich ein sehr gütiges Schreiben, das auf meine, in dieser Zeitschrift (S. 209—223) mitgetheilte Skizze über die Grafen von Harrsch sich bezieht, und mich in die Lage setzt, noch Einiges über eine Familie veröffentlichen zu können, welche ihren Landesfürsten und Staaten, in drei Jahrhunderten, wesentliche Dienste leistete, und deren Geschichte einem weitern Kreise der gebildeten Mitwelt länger unverdient entzogen blieb.

Es wurde bei dem Barnabiten-Collegium zu Wien, als Patron der Pfarrkirche in Margarethen am Moos, um genaue Abschriften der Grabschriften Marien Cäciliens Gräfin von Harrsch und Ferdinand Philipps Grafen von Harrsch, mit günstigem Erfolge sich verwendet, und diese sammt noch einigen Beiträgen mir gütigst zugesendet.

Ich theile diese Grabschriften hier mit, nebst einer Erläuterung, indem ich voraussetze, daß nicht jeder Leser dieser Zeilen im Verstehen des lateinischen Lapidarstyls geübt ist.

Auf der linken (Epistel-) Seite des Presbyteriums der erwähnten Pfarrkirche befindet sich, auf dem Grabmale der Gräfin Cäcilia von Harrsch, folgende Grabschrift:

D. O. M.
MARIAE. CAECILIAE.
EX
NOBILI. ET. ANTIQVISSIMA. VENZONENSIUM.
COMITUM. DE. PUTEO. FAMILIA. NATA.
MATRI. DILECTISSIMAE.
FILIUS.
FERDINANDUS. PHILIPPUS.
COMES.
DE HARRSCH
LUGENS. ET MOERENS.
P.
OBIIT. XXVI. SETPEMBRIS. ANNO.
MDCCLVI.
AETATIS. LXXXV ANN.

Auf der rechten (Evangelien-) Seite des Presbyteriums derselben Kirche ist auf dem Grabsteine Ferdinand Philipps Grafen von Harrsch Folgendes zu lesen:

D. O. M.
QUI
OB PRAESTITAM LXII ANNORUM TRIBUS IMPERATORIBUS
CAROLO VITO FRANCISCO I IOSEPHO II
ET
MARIAE THERESIAE AUGUSTAE HUNGARIAE BOHEMIAE
APOSTOLICAE REGINAE
DIGNITATIS ET HONORUM PLENAM
OPERAM
SANCTIORI CONSILIO ADLECTUS REI TORMENTARIAE SUPREMUS
MAGISTER
AC
LEGIONE PEDESTRI DONATUS
FINIUM CUM REPUBLICA VENETA A PACE WORMATIENSI PER CCL
ANNOS CONTENTIOSORUM ET FELICITER CONSTITUTORUM
PRO AUGUSTISSIMA ARBITER
PROVINCIAE FORI IULII PRAETOR
IN
PALATINATU SUPERIORI
ITALIA AUSTRIACA
BANATU TEMESIENSI
ET
BOHEMIAE REGNO
SUPREMUS ARMORUM PRAEFECTUS
REI ARCHITECTONICAE MILITARIS PER X ANNOS DIRECTOR
DEMUM
SILESIAE GUBERNATOR
FUIT
FERDINANDUS PHILIPPUS COMES DE HARRSCH
AD
POSTERORUM MEMORIAM
IPSEMET SIBI
P
ANNO MDCCXCII MENSE Octobris DIE XXXI SPIRITUM
CREATORI SUO REDDIDIT
AETATIS LXXXVIII ANNORUM.

Wir sehen hieraus, daß Maria Cäcilia Gräfin von Harrsch von der uralten (Venzonensium?) gräflichen Familie von Pozzo abstammte, und am 26. September 1756 im 85. Jahre starb. — Die Grabschrift sagt de Puteo, den italienischen Namen Pozzo, Brunnen, in das Lateinische übersetzend.

Ferdinand Philipp Graf von Harrsch diente mit Auszeichnung die höchst seltene Reihe von zwei und sechzig Jahren Karl VI., Franz I., Joseph II. und Marien Theresien. Er wurde geheimer Rath, General-Feldzeugmeister, im Jahre 1749 Inhaber des oberösterreichischen Linien-Infanterie-Regimentes Nr. 50, welches seit 1809 aufgelöset ist, Kommandirender von Inner-Oesterreich, in der Oberpfalz, dem österreichischen Italien, dem Temeswarer Banat und dem Königreiche Böhmen.

Er war zehn Jahre General-Genie- und Fortifikations-Director, dann Gouverneur von Schlesien.

Die mit der Republik Venedig, seit 250 Jahren bestandenen Gränz-Irrungen beseitigte er zu Gunsten seiner Monarchin, und starb am 31. October 1793 in seinem 88. Lebensjahre. — Dieses ist, mit wenigen Zusätzen und Erläuterungen, der Inhalt beider Grabschriften.

Als Geschichtsfreund wünschte ich, daß die Inschriften der Denkmäler, besonders in Monographien, weit mehr berücksichtigt und durch den Druck verbreitet würden. Dem Forscher würde es nur selten schwer fallen, die Thatsachen unter den Beigaben herkömmlicher Ausdrücke liebender Verwandten und Freunde, schmarotzender Schmeichler, lachender Erben u. dgl. heraus zu finden.

Der Sterbetag Philipps, des jüngern Sohnes des ersten Grafen von Harrsch, ist selbst den nächsten Verwandten dieses Grafen, welchen ich diese gütigen Mittheilungen danke, bis jetzt noch unbekannt.

Der einzige Sohn des Hofraths und Salzamtmanns in Gmunden, Grafen Ferdinand Philipp, starb am 22. November 1811.

Die verstorbene Gräfin Louise war die Gemahlin des Johann Karl Freiherrn von Skrbensky, Besitzers der Herrschaft Schönhof in Oesterreichisch-Schlesien, und Mutter Sr. Excellenz des dermaligen Herrn Regierungs-Präsidenten von Oesterreich ob der Ens, Philipp Freiherrn v. Skrbensky.

Graf Johann Vilana Perlas de Rialp war der letzte seines Stammes und Fideicommiß-Besitzer der Herrschaft Paasdorf, welches Fideicommiß mit ihm erlosch.

Aussee, in Steiermark, August 1837.

---

## Ueber den Ursprung der Palatinal-Donationen in Ungarn.

Den Ursprung der Palatinal-Donationen leitet der verstorbene Professor des ungarischen Privatrechts an der Universität zu Pest, Emerich v. Kelemen, in seinem Werke: Institutiones Juris Hungarici privati, Lib. II. de Rebus, Edit. II. Budae 1818, S. 135, nicht aus dem Decret des Königs Mathias I., sondern von der Statthalterei Johann Hunyady's ab [1], und sein Nachfolger auf dem Katheder des ungarischen Privatrechtes zu Pest, Professor Ignaz Frank, in seinem Compendium: Principia Juris civilis hungarici (Pestini 1829) Tom. I. p. 168-169 [1], folgte ihm. Alexander v. Kövy, Professor des ungarischen Privatrechts in dem reformirten Collegium zu Saros-Patak, schweigt darüber in seinen juridischen Werken.

Die Sache verhält sich nicht so, wie Kelemen behauptet. Der rastlose ungarische Geschichtsforscher, Gabriel v. Nagy, gibt darüber in den Hasznos Mulatságok 1836, I. Band, Nr. 23 folgende schätzbare Aufklärung:

»In meiner handschriftlichen Sammlung, im XXI. Bd., Seite 307, befindet sich bereits vom Jahre 1417 eine Palatinal-Donations-Urkunde über Sényö. Eben daselbst S. 313 eine Donations-Urkunde über das Dorf Ferjéres, im Bereger Comitate für Ladislaus Szepessi, den Sohn Johannes, welche im Register der Urkunden der Familie Uketyevics in dem bei der Districtual-Tafel jenseits der Theiß gepflogenen Prozesse vorkommt. Im Jahre 1371 hat Laurenz Kis Csebi, der Sohn des Matthäus, bei Ladislaus Herzog von Oppeln und Palatin des Königreichs Ungarn, um 5 Bauerngründe (telker, sessiones colonicales) zu Németfalva im Zempliner Comitat. (Antonii Szirmay Notitia topographica Comitatus Zempliniensis pag. 75.) Im XXXII. Bande meiner Sammlung befindet sich eine Palatinal-Schenkungs-Urkunde über Serk Szentiváný, Románteleke und Bécs, für Valentin Mathias und Stephan Szentiványi. Alle diese Urkunden sind älter als Hunyady's Statthalterschaft.«

Auch hieraus erhellt, daß die Geschichte der ungarischen Rechte noch viele Lücken hat, die durch fleißige Benützung alter Urkunden in Archiven nach und nach ausgefüllt, und dadurch die in gedruckten Werken vorkommenden Irrthümer berichtigt werden können.

Dr. Carl Rumy.

---

[1] »Post infelicem cladem Varnensem, quae Regem Wladislaum I. cum suo exercitu hausit, dum invictum illum heroem Joannem Hunyadium, SS. et OO. generalem Regni Gubernatorem cum potestate regia crearent, praeter publicae reipublicae administrationem etiam jus donationes praeclare de patria meritis viris impertiendi, certis tamen limitibus circumscriptum, eidem attribuerunt. (Trip. P. II, 14 et 52 seqq. Vestigia Comit. p. 253. art. 6, 10, 11, 12.) Neque tamen nec donandi facultas, seu lege, seu consuetudine, statim ad Palatinos derivata est. Sub ipsius magni Hunyadii filio, Mathia Rege, cautum erat: ne Palatinus, qui idem ex officio Locumtenens Regius erat, malefactoribus gratiam facere, aut quibuscunque, ex jurisdictione S. Coronae, Donationes conferre possit.« (De Officio Palat. art. 10. pr. et 1.)

[1] »Ceterum potestatem illam Palatini tanquam Locumtenentes Regis tantum Seculo XVI. acceperunt. Non obstante art. 10 de off. Palat. Antea Gubernator Joannes de Hunyad simili potestate usus est; donationes tamen ab eo factae regiam confirmationem requirebant. vid. Decr. 1446 et 10.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

74. Sonnabend, den 16. September 1837.


## Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt
versammelte
## spanische und deutsche Reichsheer.

### Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

### M. Claudius Tolemei an A. M. T. U.

In vorliegendem Schreiben berichte ich Ihnen den gegenwärtigen Stand des gegen die Ungläubigen sich zusammenziehenden Reichsheeres. Das Reich, unter welchem Namen man die deutschen Lande begreift, die dem kaiserlichen Zepter unterworfen sind, die Fürsten und Barone rüsten auf ihre Kosten zu dem bevorstehenden Feldzuge 30.000 Mann zu Fuß und 6000 Pferde, unter dem Oberbefehle des Pfalzgrafen Friedrich. Der größte Theil dieses Kontingents ist schon an dem Orte seiner Bestimmung, und täglich ziehen Truppenabtheilungen aus dem Reiche zu dem Gros der Armee bei Krems. Heute marschirte hier eine von 6000 Mann durch, die aufs beste gerüstet von Köln kam. Die Böhmen und Mährer verstanden sich dazu, von 6000 Groschen jährlicher Einkünfte zehn Mann Fußvolk, und zwei zu Pferde zu stellen. Vermöge solchen Ausschreibens brachten sie gegen 35.000 Infanteristen und 6000 Reiter auf. Diese stehen bereits an der Gränze von Ungarn. Ihre Officiere wählten sie sich selber aus ihrer Mitte. Ueberdieß besoldet der Kaiser 12.000 deutsche Landsknechte, welche der Graf von Fürstenberg anführt, und gegen 1500 burgundische und flamändische Reiter. Diese stehen jetzt zerstreut, zu Fürt unterhalb Nürnberg, und in den Dörfern ringsumher, nur auf ihren Sold wartend, um gemustert zu werden, und den weiteren Marsch dann anzutreten. Der Herzog von Sachsen, der Landgraf, der Herzog von Lüneburg, Straßburg und Ulm, alle lutherisch gesinnt, wollten nicht bei dem Reichstage erscheinen.

Später aber verglichen sie sich in Nürnberg mit dem Kaiser dahin, 6000 Mann zu Fuß und 2000 Kavalleristen zu stellen. Diesen Vertrag ging der Kaiser nicht als Kaiser, sondern bloß als Erzherzog von Oesterreich mit ihnen ein. Sowohl die deutschen als böhmischen Stände unterhalten die von ihnen ins Feld gestellten Truppen durch volle sechs Monate auf ihre Kosten. In Wien garnisoniren unter des Grafen Lodron und des Kazianer Commando bei 13.000 Mann, überdieß stehen noch daselbst 7000 Spanier, um ins Feldlager zu ziehen. Auch erwartet man die italienischen Truppen, von denen ich Ihnen noch keine Nachricht geben kann, da sie bis jetzt noch nicht eingetroffen sind. Wie hier die Rede geht, soll sich ihre Anzahl auf 12.000 Mann belaufen. Auch soll hier die Nachricht eingetroffen seyn, daß Don Ferdinand Gonzaga dem Kaiser 1200 Reiter aus Italien zuführt. Doch habe ich darüber weiter keine Gewißheit. Davon muß der Papst am besten in Kenntniß gesetzt seyn. Ferner sollen auch in Ungarn und Croatien, im Namen der Kirche und des Papstes, so viel Reiter, als nur immer möglich, angeworben werden. Zu diesem Behufe wurden der Hauptmann, Camillo Campagna, und Martin Agrippa, in Begleitung eines Beamten des römischen Königs, nach jenen Orten in Ungarn und Croatien beordert, wo man die besten Reiter zu finden glaubt. Diesen wurden noch zwei andere königliche Beamte beigesellt, das Wappen der Kirche, zwei ins Kreuz gelegte rothe Schlüssel, welches ich ihnen überschickt hatte, den Angeworbenen zu bringen, und sie an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Wie mir geschrieben wurde, schlossen sich an die Abgesandten vier ungarische Kapitäne an, welche

sehr viel Devozion für den apostolischen Stuhl an den Tag legen.

In Neustadt liegen sechs Fahnen Fußvolk, ungefähr 2500 Mann. Zu Preßburg befindet sich gegenwärtig Peter Zapata, einstiger Geschäftsträger von Modena, der Bischof von Agram, Thurzo der Schatzmeister von Ungarn, und der Schloßhauptmann Stephan Pempflinger. Die Böhmen haben es auf sich genommen, den Strich Landes zwischen Preßburg und Trentschin, welcher die Gränze zwischen Mähren und Ungarn bildet, zu bewachen. In Gran wird bloß die Festung besetzt gehalten, welche ziemlich groß ist, und die Kathedrale in sich faßt. Als Besatzung liegt in derselben der Hauptmann Laskano, ein Spanier, mit vier Fahnen Deutsche. Der Woiwode soll bereits mit seinen Völkern und denen des Venetianers Alois Gritti vor der Stadt halten. Ueberdieß hat der römische König eine Donauflotte von dreißig größeren Schiffen, Brigantinen, außer denen, welche noch erwartet werden, alle aufs beste versehen und ausgerüstet, und in schönster Ordnung. An diese reiht sich eine große Anzahl Nassaden an, eine Art langer flacher Schiffe, von denen jedes dreißig bis vierzig Mann führt, und Pontons zum Brückenbaue. Nach der Aussage der Herren vom kaiserlichen Hofhalte ist die Anzahl der Leute, welche zum Dienste auf der Donauflotte erforderlich sind, ungefähr achttausend, alle von dem römischen Könige besoldet. Admiral dieser Flotte ist ein Herr von Rauber, ein kriegserfahrner tapferer Deutscher. In Kärnthen, Krain, Steiermark, und einer Strecke von Croatien, bis gegen Pettau, sind vom römischen König vier Feldhauptleute, Püler, Auersberg, Jurischitz, und noch ein anderer, dessen Name mir entfallen ist, über die berittene Miliz des Landes gesetzt. Diese befehlen über 500 Ordinanzreiter, welche vom Könige ihren Sold haben, außer dem Landvolke, welches zur Vertheidigung seiner Wohnungen armirt ist. Dieser Tage stieß der Hauptmann Püler auf zweitausend Türken, von denen er bei dem Angriffe im offenen Felde gegen 500 niedermachte, und die übrigen in die Flucht schlug, laut dem vom Könige erhaltenen Berichte, der sicher auch dem Papste schon zugekommen seyn wird. Was die Artillerie und Munition betrifft, so haltet man allgemein dafür, daß sowohl die Städte, als das Heer sehr gut damit versehen sind, da bloß nur in Wien hundert Stücke Kanonen, Kartaunen, Falconetten und Feldschlangen sich vorräthig finden. Auch in Neustadt ist man sehr thätig, Feldzeug zuzurichten, und fortwährend werden daselbst Kanonen gegossen. Denn es hat sich der römische König anheischig gemacht, dem Heere 100 Feldstücke zuzusenden, und hat diese schon zu seiner Verfügung bereit. Auch der Kaiser hat sich erklärt, sechzig Stücke zu liefern. Davon hat er fünf und zwanzig der schönsten auf einer Donauinsel, zehn von Augsburg und sechs von Ulm erhalten, und noch stehen sechs Stücke, von den Herzogen von Baiern, dem Kaiser zu Gebothe, die er sobald er will aus Regensburg kann abführen lassen. So geht alles Hand in Hand, das Heer mit dem nöthigen Geschütze zu versehen. Wie man vernimmt, werden in Augsburg noch 48 Kanonen gegossen; diese dürften aber kaum für den Dienst der jetzt versammelten Armee zur Zeit fertig werden. Mit Pulver, Kugeln und sonstiger Munition ist das Lager überflüssig versehen, und zur größeren Vorsorge wird in mehreren Städten, als Augsburg, Ulm und Straßburg fortwährend Kriegsbedarf angefertiget. Geschützmeister ist der, auch Ihnen als ein äußerst praktisch gebildeter geschickter Mann bekannte Fra Gabriel Martinengo. Des Kaisers Leibgarden bilden hier die Kompagnien des Monsignor Büren, des Grafen Nassau, und die von Porsino, Neffen des Monsignor Chevres, in allem zusammen ungefähr 200 Gensdarmen und 300 Arcieren. Ueberdieß befinden sich bei der Armee sehr viele Edelleute sowohl von dem spanischen Hofe, als von anderen Nationen, die sehr wohl beritten und armirt bei den verschiedenen Armee-Corps eingetheilt sind. Auf diese Weise dürfte sich die Gesammtzahl aller Truppen, die auch mit eingerechnet, die in Wien und Neustadt stehen, auf 125.000 Mann belaufen, ohne die Italiener, welche noch erwartet werden, mit zu zählen, und die man auf 20.000 zu Rosse Dienende anschlagen kann. Von diesen Truppen besoldet der Kaiser die 12.000 Landsknechte, die Spanier und Italiener jeder Waffengattung, die flamändischen und burgundischen Reiter, und jene Gensdarmerie, von welcher ich Ihnen geschrieben habe. Aus des römischen Königs Säkel erhalten ihren Sold: die Besatzung von Wien und Neustadt, die Donauflotte, die Feldobersten, Sergenten und die anderen Officiere, welche bei einem solchen Truppenkörper nothwendig angestellt seyn müssen. Was die Schweizer betrifft, veranlassen sie hier vieles Gerede, weil sie, wie es auch dem Papste nach meiner Meinung sehr wohl bekannt seyn wird, fest entschlossen sind, keinen Fuß über ihre Gränze zu setzen, und auch die französischen Gesandten dem römischen Könige auf dem Reichstage vorgeworfen haben, daß bloß sein Ehrgeitz, der es nicht zugibt, dem Woiwoden den ungestörten Besitz

Ungarns zu gönnen, die Veranlassung des gegenwätigen Krieges sey.

Sie verwundern sich, daß jetzt so selten Nachrichten von hier bei Ihnen einlaufen, da Sie, ehe der Krieg ausgebrochen, häufigere Berichte erhalten. Noch mehr würden Sie staunen, wenn Sie hier wären, wo man eben so wenig Kunde von dem feindlichen Lager hat. Dieß schreibt sich daher, weil man bis jetzt weit weniger, als es zusteht, bemüht war, welche Berichte zu erhalten. Nun aber wurde die Verfügung getroffen, von den ungarischen Reitern, welche im Namen der Kirche angeworben werden, einige als Spione zu gebrauchen. Diese sollen den Auftrag erhalten, sich, als wären sie Ausreißer, in das Lager der Türken zu begeben, und wenn sie die Gelegenheit ersehen, mit der erlangten Kundschaft über den Stand und die Zahl der Feinde wieder hierher zurück zu kehren. Dieses wird leicht auszuführen seyn, indem auf beiden Seiten, in unserem Lager sowohl, als in dem der Türken, Ungarn dienen. Von den Türken wissen wir also hier bis jetzt nichts, außer dem Wenigen, was ein Türke aussagte, der am 9ten dieses aufgefangen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Beiträge
zur
# Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

## VI. Copia Schreibens an Herrn Graff Schlickhen von Herrn General Feldtmarschal.

(Schluß.)

Daß ander daß ich solte daß volckh laßen in die quartier Ziehen daß konte ich darumb nicht thuen weils Ihr Maytt. vnd deß Reichs dienst gantz Zuwider; dan deß feindeß Zuestandt wäre mir bekhandt auch waß ich Zuethuen vermöchte. Auf dem wan ich eines gegen daß ander erwege, finde ich in meinen gewissen nicht zuuerandtworten, daß ich Breysach so solte lassen verloren ghen, weil Ihr Maytt. sich allergn. erbotten, so vill müglich zue helffen, vnd mittel beyzuschaffen, vnd zu dem wan gleich Breysach nicht in solchen nöthen wäre, so wolte es die raison deß Kriegs nit Zulassen daß ich mich solte auseinander legen, da der feindt noch beysammen, vnd nicht alle Standt in die Quartier gehen Kontte eineß nach anderen ausschlagen sich ycher reterieren und einen alß den anderen weg Breysach vlocquirt lassen, Ich konte auch nicht glauben daß Ihr Churfürstl. Durchl. intention währe Ihr Mayst. Dienst zu verhinderen wan Shie recht informirt weren, welches hierdurch beschehe, vnd wan daß Ihr Churfürstl. Durchl. meinung, welches ich nit hoffen will, so müste ehr der Küttner sicherlich glauben, daß Ihr Churfürstl. Durchl. nicht so vill gelt vnd landt hetten, wan shie mir gleich alles geben waß shie hetten, mich dahin zu bringen, wider daß hauß Oesterreich zu thun vnd an dem Zum Schelmen zu werden, wollte mich lieber alle adern auß dem leib lebendig reissen lassen, als meine ehr zue schanden meiner posterität zue beflecken. Hierauf seindt whir von einander geschieden wie ich mich bestürtz befunden vber seine proposition, also ehr vber mein resolution, habe Ihm dabey angedeüt, ich wolte übermorgen ausbrechen vnd sehen ob ich den Feindt den Schwartzwalt Könte abdringen, alßdan wurde seine deß Feindts Cavallaria wieder Shie darauf leben müste Zuegrundt ghen vnd dem hauptwerkhe leichter Konne geholffen werden. Welches ehr Starkh widersprochen, es wehre Ihr Churfürstl. Durchl. resolution gantz zuewider, das volkh wehre vnwüllig, es wehre gefährlich mit den leütten auff den feindt Zughen. In Summa wan ehr wehre von dem König von Frankreich geschickt worden hette ehr nit fleissiger seine dienst befödrern Könden, wie Er mihr fürgeschlagen, so ichs eingangen. Ist darauf Zu ethlichen obristen Kommen, dem einen dieß, dem anderen ein anders ins ohr gesagt in meinung shie zu disponirn Ihme beyzufallen, hat aber nichts verfangen wollen, seindt Ihr Maytt. getrewe leuth vnd lieben Ihr Ehr mehr alß daß Leben. Darauf seindt die Obristen und Commendanten der regimenter Zu dem villgenandten Küttner samentlich gangen zu wissen begehrt, waß ihr Churfstl. Durchl. auf ihr vndertheuigst suchen sich guedigst erklärt waß ehr aber ihnen fur andtwordt geben ist hier bey mit handt vnd Pittschafft von Ihnen bekräfftiget, von denen die Zuegegen gewesen vnd seine erklärung gehört. Worauß dan E. E. vnd ein ander leicht abnemmen kan, daß ehr nichts anders gesucht alß mir den gehorsamb zuendtziehen vnd die Völkher rebellisch Zuemachen oder zum Wenigsten die Obristen vnd Commendanten der Regmtr. Wie nun dieseß für Uebergangen gewesen, den morgen hab ich nachmittag den General Wachtmeister Schnetter, obrist Neümarkh, Obrist Gehling, Obrist Kolben vnd Obrist Reinach zugleich auch den Küttner zu mir in Ratht erforderet, vnd Ihnen proponirt, waß ich für Kundtschafften von dem Feindt, auch waß ich für schreiben von dem General Zeugmeister von Reinach, den Zuestandt vnserer Armada vnd daß nachdem ich wohl erwogen die beschaffenheit deß Feindts die Gelegenheit deß Landts So hette ich mich resolvirt morgen mit der Armada auffzuebrechen Zue versicheren ob ich den Feindt, daran Ich gleichwohl nit daß geringste zweiflete, den Schwartzwaldt Kondte abtringen. Gebe mit diesem marsch den Croaten, so vber den Rhein auch zugleich mehr lufft die proviant in Breysach Zen-

seit Reichs zuebringen, vnd wan daß gelünchte wurde dem hauptwerhk desto leichter zue helffen sein; Könte Ihnen dabei auch nit verhalten dass der Küttner mit einem Creditiu von Ihr Chursl. Durchl. gestern bey mir wehre angelangt vnd mir proponirt zweyerlei. Eins daß ich mit List oder gewal: wie ich könnte denen Kayserl. die Quartier solte abnehmen. Zum andern dass ich die Armee sellt lassen von einanderen in die quattier legen vnd mich im geringsten nicht gegen den Feindt moviren, gebe Ihnen alss Ihr Maytt. getrewen dienern zuerkennen, ob mir solches alss einem ehrlichen man zu thuen zu erachten. Ich finde in dem Creditiu diese wordt. Ich solte wass ehr der Küttner in Ihr Maytt. dienst Mhir wurde vorbringen denselben volligen Glauben zuemessen. Weile nhun dieses Ihr Maytt. dienst zuwieder, machte ich kein reflexion auf sein vorbringen. Ich wolte in Gottes nahmen wan shie es guth finden, morgen fortgehn. Ihr Churfsl. Durcht. weren vbell informirt darauf shie alle mir beyfallen, Ja es were meinung guth solte es in Gottes namen inss werhk richten, shie wolten bei mir thuen alss ehrliche leutt, vnd den vbrigen erst Ihr Maytt. dienst zuesetzen. Nicht zweyffelnde Ihr Kayserl. Maytt. wurden Ihre getrewste dienst vnd eyffer allergnedigst erkennen, behten, ich möchte Ihr Kayserl. Maytt. Sie allervnderthänigste bevhelen, wolten aber dieses hierbey erinnert haben, Ihr Churfssl. Durchl. meine marche zu notificiren vnd wass Shie darüber resolviren zu meiner besten verwahrung zuvernemmen, da wurdt dass facit herauss khomen, ob der abgeordnete, welcher wider disen march hefftig protestirt, dessen so eüfferigen befehl.

Wass mihr darauf Kommen weyset die beylag, welche ehr selber bracht, dan ehr nit mitziehen wollte, ist zu Tubingen blieben, vnd alless wass ich habe weegen der proviant incarinirt widersprochen, theils gar gehindert, auch wie ich die Kranhken vnd geschädigten so wohl die vnberittne Reutter logirt nach seinem gefallen wie ehr ein oder den anderen affectionirt gewesen verendert

Auss diesem können E. E. leicht abnemmen wie man intentionirt, stelle es nochmals E. E. anheimb ob dieses Ihr Kayserl Maytt. zu hinderbringen vnd wass hierüber zum resolviren. Ich vnd alle obristen auch Commendanten der Regimenter leben vnd sterben Ihr Kayserl. Maytt. getrewe diener, darvon wirdt unss nichts abwenden, befehle E. Exc. Gottess Schutz vnd verpleib.

Sig. Inn Neüstatt im Schwartzwaldt. 8. 8br. 638.

## Miszellen.

Am Ende des Dorfes Langbath befindet sich eine beträchtliche Wöhre, der Hutmannpolster genannt, ober welcher die Traun eine so große Sandbank zusammenträgt, daß nur noch eine kleine Passage übrig ist, die man mit einem Wasserschranken versperren kann. Hat man diesen engen Raum glücklich durchgeschifft, so stürzen die Schiffe pfeilschnell über diesen Polster oder die Wöhre hinab. Allgemein bekannt und auffallend ist, daß jene Plagegeister ganzer Ortschaften, die Ratten nämlich, die noch in Gmunden, ja selbst noch in Ebensee gefunden werden, nicht weiter als bis zum Hutmannpolster ihren Aufenthalt haben, und von da an im ganzen Salzkammergut nimmer gefunden werden. Eine alte Sage spricht von einer geschehenen Verbannung der Ratten durch einen Reisenden, welcher im Salzkammergute bei seinen dürftigen Umständen sehr viel Gutes genossen habe, am Hutmannpolster aber von einem Ebenseer beleidiget worden seyn soll, und daher die Wirkung seines Bannes nur bis hieher ausdehnte. — Wirklich ist unerklärbar, daß diese Thiere, wenn man mit ihnen Versuche anstellte, sie in Schiffe nahm, und mit ihnen auswärts fuhr, — entweder bei diesem Polster entsprangen, oder im Verhinderungsfalle schnell ihr Leben endeten.

---

»Gleichermaßen,« bemerkt Reichard Strein, »hat das Studieren befördert, daß die alten Herren den Gelehrten so große Ehre erwiesen. Herzog Leopold von Oesterreich und der König von Frankreich haben den Hut vor den Scholaren abgezogen, wie Haselbach im Chron. Austr. schreibt.«

---

»Leopold Khreig hat Vedt vnd Krieg gefürth mit Hansen Strein, Albrechten Ottensteiner, Hofrichtern zu Oesterreich vnd Ortolfen Stochorner, darinen schlegt sich Herzog Wilhelbn von Oesterreich vnd schickht Oswalten den Jugelstetter seinen Camerer zu dem Khreiger, einen fridt zwischen ihnen zu handlen, oder daß sie zu beiden Theillen für ihn khumen sollen, sy mit recht oder myn zu entschalden vnd daß sie die gefangene gegeneinander loß geben sollen an. 1404.«

---

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und [illegible]teur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

73. Mittwoch, den 20. September 1837.

## Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt
versammelte
## spanische und deutsche Reichsheer.

### Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung.)

Dieser Türke wurde auf einem Plünderungszuge fünfzehn Miglien von Wien zum Gefangenen gemacht. Er sagt aus, daß er der Diener eines Sipahi sey, aus dem Gefolge des Sandschak von Belgrad, welcher mit dem von Widin Ibrahim Pascha's Avantgarde an den ungarischen Gränzen bildet. Diese beiden Sandschake ziehen mit ungefähr 1000 Reitern dem Heere voraus, um die Wege auszubessern, und sie haben die Obliegenheit, da, wo sie auf Flüsse stoßen, oder die Straße von den ausgetretenen Gewässern verwüstet finden, Brücken zu schlagen. Ibrahim Pascha führt die Haupt-Avantgarde der Türken, die aus Albanesern und Janitscharen zusammengesetzt ist. Der größere Theil der letzteren ist mit Schießröhren gerüstet, die anderen bloß mit Partisanen. Ihre Schießröhre sind weit größer als die der Unseren, und außer den Janitscharen führen die anderen türkischen Soldaten weder Schießröhre noch Musketen. Ferner berichtet der Gefangene, daß Ibrahim Pascha mit seinen Truppen von ungefähr 60- bis 70000 Mann, nur sechs türkische Märsche von Wien entfernt stehe, und daß er das Hauptheer der Türken so nahe habe, daß man in der Ebene aus einem Lager in das andere sehen könne, da sie überhaupt durch den Zwischenraum von einem Marsche oder $1\frac{1}{2}$, und zuweilen gar nur von einem halben Marsche von einander getrennt sind. Auch will er gehört haben, daß der Beglerbeg von Turkomanien die Arriergarde kommandire, und daß man allgemein sagt, daß die Türkenmacht auf diesem Feldzuge weit stärker sey, als bei dem ersten Einfalle des Sultans in Oesterreich. Nach des Gefangenen Aussage bricht das türkische Lager mit Tagesanbruch auf, und dann wird bis neun Uhr, oder gar bis um die Mittagszeit marschirt. Mit Proviant wird das osmanische Heer in Menge aus den Schlössern und nahe gelegenen Dörfern versorgt, außerdem führt es sehr vielen Mundvorrath mit sich, welcher aus der Heimath mitgenommen wurde. Uebrigens folgen dem Heereszuge nur 300 Feldgeschütze, weil der Großherr nicht beabsichtigt, Städte zu berennen, sondern sich in offenem Felde, wo man den deutschen Kaiser mit seinen Streitkräften zu finden hofft, mit den Christen zu schlagen. Deßhalb ist auch das Türkenheer in der besten Stimmung, weil man allgemein hofft, nach einem bald geendeten Feldzuge, in kurzer Zeit zu dem heimischen Herde wieder zurückkehren zu können. Als die Ursache ihres langsamen Vorrückens gibt der Gefangene die vielen Sümpfe und den tiefen Morast, welche die Türken allenthalben auf ihrem Marsche antrafen, an. Um die Ursache befragt, warum die Renner und Brenner, eine Schaar leichter beutelustiger Reiter, die sonst gewöhnlich plündernd, sengend und brennend dem Türkenheere vorausschwärmen, nicht auch jetzt als die Vorläufer der heranrückenden feindlichen Armee erschienen wären? antwortete der türkische Gefangene, daß der Großherr sie jetzt zur Nachhut des Heeres zurückgewiesen, damit sie nicht, demselben vorausziehend, das Land verheerten. Denn der Sultan wolle jetzt vor allem in einem unausgesogenen Lande lagern, und den Rennern und Brennern, am Tage der Schlacht, im Treffen ihren Platz anweisen.

---

Schon seit geraumer Zeit habe ich keine Nachricht von Ihnen, und da ich nicht gerne in diesem Punkte, Sie einer Nachlässigkeit zeihen möchte, so muß ich dafür halten, daß Ihre Briefe nicht den gehörigen Gang genommen. Denn

Sie können leicht einsehen, wie sehr es dem Legaten daran gelegen sey, öfter Bericht von Ihnen zu erhalten, vorzüglich der Gelder wegen, die für den zweiten Sold schon hätten angelangt seyn sollen, und wozu bis jetzt noch keine Anstalten getroffen sind. Ihnen sind die Versprechungen nicht unbekannt, welche uns gemacht worden, und Sie können nicht minder leicht ermessen, welche Unordnungen es nach sich ziehen werde, treffen die Gelder nicht zur bestimmten Zeit hier ein. Ich habe daher nicht erst nöthig, Sie zu besonderer Aufmerksamkeit zu ermahnen, trotz dem, daß ich bis jetzt weder Geld noch Briefe anlangen gesehen, und ich keinen Aufschluß darüber erhalten. In Betreff der hiesigen Vorfälle erhalten Sie die Abschrift gewisser Briefe, die von dem Befehlshaber von Oedenburg und von Kaziauer aus Wien eingelaufen sind, und deren Inhalt, von einem Ueberläufer aus dem türkischen Lager bei Wien, der dann hierher nach Regensburg geführt wurde, bestätiget wird. Diese Herren, alles das in Ueberlegung ziehend, was der Großherr in diesem Feldzuge unternehmen könnte, sind der Meinung, daß er eine von den folgenden fünf Partien ergreifen dürfte. Erstens, Wien belagern. Ein Unternehmen, was ihnen nicht denkbar scheint wegen der Kürze der Zeit und aus Mangel an Belagerungsgeschütze, welches Suleiman jenseits der Donau zurückgelassen. Außerdem wird es ihm nicht entgangen seyn, daß Wien durch eine treffliche Besatzung vertheidigt, gut befestigt und mit Mundvorrath trefflich versehen sey, so daß er sich nichts anders als Schmach dort hohlen würde. Und endlich weiß er, daß der römische König und der Kaiser mit einem sehr starken Heere zum Entsatz dieser Stadt heranrücken. Der zweite mögliche Fall ist, daß der Großherr vor Neustadt rücke, damit die christlichen Heere der geängstigten Stadt zu Hülfe zögen, und er sie dann in der Ebene zwischen Wien und Neustadt zu offener Feldschlacht zwingen könnte. Denn daß Neustadt von den Türken könnte erstürmt werden, ist kaum möglich, da sie von drei Seiten mit einem tiefen Sumpfe umgeben, und von der vierten durch Gräben und Wälle geschützt, gegen drei Tausend geübte Krieger in Besatzung hat. Daher hat sich Don Antonio da Lewa dahin ausgesprochen, daß in dem vorausgeschickten Falle er der Meinung sey, keineswegs gegen Neustadt zu ziehen. Andere dagegen behaupten, daß man gerade dorthin langsam vorrücken, und nach jedem Marsche vorwärts, sich gehörig verschanzen müsse. Ferner könnte das türkische Heer durch den Wald dießseits von Wien brechen, und wie er es bereits schon einmal gethan, mit seiner Reiterei bis Linz streifen. Dieß aber wäre am schwersten auszuführen, weil sich die Unseren auf die Zurückbleibenden werfen könnten, und auch denjenigen, welche durch den Wald gedrungen, den Rückzug abschneiden. Dabei wurde erst noch nicht in Anschlag gebracht, daß bei der regnerischen Jahrszeit der Wald zu Pferde kaum zu passiren ist. Dann ist noch zu berücksichtigen, ob nicht der Türke sich entschließt, vom jenseitigen Donau-Ufer aus auf Krems loszurücken, zwischen Wien und Preßburg eine Brücke zu schlagen, um die Wallachen und Tataren, die dort ihren Posten haben, an sich zu ziehen. Diesem Plane steht im Wege, daß ihm die Donauflotte des römischen Königs in den Rücken fallen und die Brücke zerstören könnte; und dieß müßte den Türken nur zum größten Schaden gereichen, da sie dann das christliche Hauptheer auf dem Nacken hätten, und auf der anderen Seite des Flusses von den Böhmen und Mährern gar unsanft würden empfangen werden. Darum glauben die Herren nicht, daß so was im Plane des Sultans liege. Der fünfte mögliche Fall endlich ist, daß der Sultan, ohne jetzt einen Hauptschlag zu wagen, sein Heer später Winter-Quartiere in Ungarn beziehen lasse. Auf diese Weise hätte er den Vortheil, ohne sich selbst einer Gefahr auszusetzen, seine Feinde zu großen Auslagen zu zwingen, den Frühling ruhig abwarten zu können, um dann jene, wenn sie erschöpft einen Theil ihrer Leute abzudanken gezwungen, im vollen Vortheile anzugreifen. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Sache sprechen mehrere Umstände. Einerseits, daß der Türke so lange unthätig geblieben, ohne nur einen Streich zu versuchen, und weil es augenscheinlich, daß ein solcher Operationsplan nicht anders als nachtheilig für die Unseren seyn müßte, da sie auf die Länge der Zeit unmöglich die Kosten erschwingen könnten, eine solche Armee, wie sie jetzt auf den Beinen haben, zu unterhalten, und ihnen für den Augenblick jede Gelegenheit abgeschnitten ist, etwas Entscheidendes zu unternehmen. Dagegen haltet man, was den letzten Plan betrifft, bei uns dafür, daß auch der Türke nicht im Stande sey, sein ganzes Heer so lange beisammen zu halten, sondern daß er es dann zu theilen gezwungen seyn würde, was den Christen sehr gelegen käme, um einen Theil mit Vortheil anzugreifen, und dem Feinde eine tüchtige Schlappe anzuhängen. Doch über dieß alles wird der Papst vermöge seiner hohen Weisheit am besten entscheiden können.

Dieser Tage war Johann Maria von Padua in Wien und nachdem er die Umgebung dieser Stadt besichtiget,

haltet er dafür, daß es sehr vortheilhaft sey, ein altes Schloß an dem Ufer der Donau, fünf Meilen von Wien, zu befestigen. Dieses Schloß liegt auf dem Endpunkte jener Hügel, welche die Straße umkreisen, die von Wien nach Linz führt. Das Schloß beherrscht eine Ebene von fünf Miglien. Würde diese von dem Kastell aus mit Geschütz bestrichen werden, so dürfte sich in derselben kein Türke sehen lassen, um die Unseren zu beunruhigen, wenn sie von diesem Gebirgswalde in das flache Feld herab steigen. Zu diesem Zwecke hat er den Vorschlag gemacht, eine gehörige Anzahl Infanterie sammt Geschütz und Mundvorrath in das Schloß ziehen zu lassen, und unterhalb demselben eine Schiffbrücke zu schlagen für den Transport der Mannschaft und des Geschützes, welche hier von Krems eintreffen sollen. Wie Sie aus dem beiligenden Plane ersehen können.

Außerdem hat er auf der Brücken-Insel bei Wien einige Schanzen aufwerfen lassen, und sie mit zwei Tausend Infanteristen besetzt. Auf diesen Bericht hat der Kaiser den Marquis von Guasto beordert, dieß alles in Augenschein zu nehmen, und das Nöthige vorzusehen.

Von Regensburg.

---

Mit Einverständniß des Kaisers und des römischen Königs ist der Legat zu Wasser nach Wien abgegangen, und nahm einige kriegsverständige Leute aus seinem Gefolge mit sich. Diese Reise unternahm er in der Absicht, sich über den Stand der Dinge bei Wien, und in dem türkischen Lager besser in Kenntniß zu setzen, damit er dem Papste über Selbstgesehenes wahrhaftere Berichte erstatten könne als dieses vom bloßen Sagenhören möglich ist, und damit er in den Stand gesetzt werde, mit den hier versammelten Herren einsichtsvoller berathen zu können. Auf dieser Reise hat er auch das alte Schloß besichtiget, das, wie ich Ihnen in meinem Letzten geschrieben, nach Johann Marias von Padua Meinung in Vertheidigungsstand zu setzen sey, und wo man eine Brücke schlagen sollte für den Uebergang der von Krems herabrückenden Völker. Dieser Plan hat in Wien keinen Beifall gefunden, weil in der Mitte der Ebene, welche sich zwischen der Stadt und dem Schlosse ausbreitet, ein Thal sich befindet, wo die Türken Fuß fassen können, ohne daß ihnen vom Schlosse aus beträchtlicher Abbruch gethan werden könnte. Auf diese Weise bliebe die Befestigung des Kastells ganz erfolglos, wie sich dessen auch die Leute, welche der Legat bei sich hat, überzeugt haben. Dem zu Folge dürfte es bei dem ersten Plane, die Truppen über die Brücken bei Wien marschiren zu lassen, sein Verbleiben behalten. Darüber wird es hier in Linz, wo der Legat den 7ten dieses vor dem Kaiser eingetroffen, zum Entschlusse kommen. Die Befestigungswerke von Wien sind eben nicht im besten Zustande, und haben nichts weniger als die Bewunderung des Grafen Lodron, und der anderen italienischen Feldobersten, die sich auf das Waffenhandwerk verstehen, erregt. Vielmehr machten sich diese Herren darüber lustig, weil dort keine Seitenwerke angebracht, und nur zwei Bastionen an einem wenig günstigen Orte, und nicht sehr haltbar aufgeführt sind, so daß der Grundriß von Wien, wie er nach Rom gesandt wurde, nur als der vielleicht in Vorschlag gebrachte Plan, nach welchem Wien zu befestigen wäre, zu betrachten ist. Daß aber alles dieß wirklich zu Stande gebracht worden wäre, davon fehlt, nach dem Berichte der Sachverständigen, die an Ort und Stelle persönlich Erkundigung eingezogen, gar sehr viel. Trotz dem ist die Besatzung von Wien an die 10.000 Mann auserlesener Truppen, Deutscher, Spanier und Italiener, von dem besten Muthe beseelt, und zeiget keine Furcht vor irgend einer Gewalt. Außerhalb der Brücken bei Wien traf der Legat den Pfalzgrafen an der Spitze von ungefähr 14.000 Landsknechten. Wie dieser sagte, hat ihm der Kaiser diesen Posten angewiesen, mit dem Auftrage, die Brücken zu bewachen, und hier auf die übrige Infanterie und Kavallerie, die noch im Anzuge ist, zu warten. Auf seiner Rückreise durch das entgegengesetzte Thor, bemerkte der Legat einzelne berittene Türkenhaufen, die sengend, brennend und plündernd, und die Bewohner des offenen Landes in die Gefangenschaft wegschleppend, bis sieben deutsche Meilen vor Linz streiften. Der römische König hat diesen Raubvögeln, von einer Seite gegen 700, und von der andern 1000 Reiter nachgeschickt, ihnen den Rückzug abzuschneiden. Auch hat er dem Marquis von Guasto und der Besatzung von Wien Nachrichten von diesem Streifzuge der Türken ertheilen lassen. Aber bis jetzt ist noch kein Rapport eingelaufen, ob was unternommen worden, dieses Gesindel zu züchtigen. Seine Reise längs dem dießseitigen Donau-Ufer fortsetzend, hörte der Legat, als er in die Gegend von Melk, das fünf deutsche Meilen von Krems entfernt, gekommen war, daß man sich gegen einen Streifzug der Türken rüste. Ferner vernahm er in Celin (?), welches auf einem Berge liegt, Kanonendonner, und da er nicht begreifen

konnte, was das zu bedeuten, zog er weiter, und wurde, da er in die Gegend von Oeche (?) gelangt war, mehrerer Türkenhaufen ansichtig. Er ließ daher alsogleich den Bewohnern der entgegengesetzten Seite, die davon nichts ahnten, obwohl die Türken vor seinen Augen viele Menschen niedermachten, oder gefangen fortschleppten, Zeichen geben, daß sie sich zurückzogen, und für ihre Sicherheit sorgten. Dieselbe Nacht brachte er zu Ybbs zu, das fünfzig italienische Meilen von Linz liegt, und die Türken zogen gegen Persenbeug. Die Einwohner, durch diese ungebethenen schlimmen Gäste in Schrecken gesetzt, sandten um Hülfe, und da er von ungefähr einer Truppenabtheilung des Grafen Guido Rangone begegnet hatte, so schickte er ihnen fünfzig Musketiere zu Hülfe. Auf diese Weise wurden zwar die Bewohner von Persenbeug von ihrer Angst befreit, aber nichts desto weniger steckten die abziehenden Türken auf ihrem Rückzuge andere Dörfer in Brand, und richteten, wo sie nur hin kamen, den größten Schaden an. Den folgenden Tag traf der Legat in Linz ein, wo man sich eher alles andere, nur das nicht, daß der Türke schon so nahe vor dieser Stadt stehe, hätte träumen lassen. Denn in Wien geht die Rede, und von dort aus verbreitete sich auch bis hierher der Glaube, daß der Türke sich in Eilmärschen zurückziehe, so daß der Legat der erste war, welcher dem römischen Könige von ihrer Nähe Nachricht brachte. Da ferner der Kaiser hier nur mit wenigen Völkern eingerückt war, so mußte ihm der König fünfzig Schützen von seiner Garde zur Verfügung stellen, um eine Brücke, die ungefähr 15 italienische Meilen, von hier abwärts, über die Donau führt, zu vertheidigen, damit der Feind zum größten Nachtheile der Unseren sie nicht abwerfe, oder zerstöre. Denn dieser streifte, nach der Aussage eines Augenzeugen, in einem Heereshaufen von ungefähr 50.000 Mann, brennend, plündernd und mordend, bis sieben italienische Meilen in die Nähe von Linz. An dem nämlichen Abende, als die spanische Infanterie in Krems einmarschirte, ging an fünf Plätzen dieser Stadt Feuer auf, und legte drei Viertheile dieses großen und schönen Ortes in Asche. Am 29sten des v. M. capitulirte Jurischitz, Commandant von Güns, mit Ibrahim Pascha. Jurischitz nahm das Schloß als Geschenk von dem Großherren, wogegen dieser der Besatzung Sicherheit der Person und des Eigenthums zugestand. So blieb Jurischitz in der Festung und hob der Türke die Belagerung derselben auf. Was den Proviant für das Heer anbelangt, so wurden große Vorräthe davon angeschafft, doch nicht so viel als nothwendig wäre, und man hätte aufbringen können. Die Ursache davon ist nicht schwer anzugeben. Denn um tüchtige Vorräthe anzuschaffen, muß man sich vor allem mit Geld versehen, und dieß haben die Herren von hier versäumt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Miscelle.

Es dürfte nicht uninteressant seyn, über die Beschäftigung und Verfassung der Holzknechte im Salzkammergute hier Einiges erwähnt zu finden. Diese Holzknechte sind in Rotten eingetheilt, deren jede ihre Vorgänger und Meister hat. Die k. k. Verwesämter weisen zur gehörigen Zeit jeder Rotte einen Waldbezirk an, und unterhandeln mit selben, um welchen Preis sie die ausgemessene Waldung fällen, und das Holz auf den bestimmten Platz schaffen wollen. Ist der Vertrag von beiden Theilen durch die Meister geschlossen; so fängt auch alsobald die zu leistende Arbeit an. Jeder Holzknecht bekommt seinen Taglohn von dem Pachtschilling; und was übrig bleibt, wird dann unter die Rotte vertheilt. Deßwegen treibt auch Einer den Andern zum angestrengtesten Fleiße, die Knechte beginnen ihre schwere und gefährliche Arbeit am frühesten Morgen, und setzen sie unermüdet fort bis in die sinkende Nacht, nur damit sie früher die bedungene Arbeit vollenden, und also mehr zur Theilung bekommen. — Haben sie endlich den Waldbezirk abgeschwendet, so bringen sie das Holz auf einen Haufen zusammen, und bauen unterdessen lange Riser, d. i. hölzerne Canäle, in welche das geschlagene Holz zum weitern Transporte gelegt wird, und die von dem Holzschlage bis zum bestimmten Auffatzplatze hinreichen, wenn auch gleich die Entfernung bisweilen zwei und drei Stunden beträgt, oder die Rise über Berg und Thal gebaut werden muß. Kaum bricht dann das kalte Wetter ein, welche die Rise eisig und schlüpfrig macht, so werfen die Holzknechte die großen Scheiter und Blöcke hinein, und lassen sie auf den bestimmten Platz hinunterrollen. — Das Risengebäude, die wachsende Schnelligkeit der herabrollenden Holzstämme, das Getöse dieses donnerähnlichen Gerolles, alles erregt Staunen und Bewunderung. Nur darf man der Rise, wenn eben getrifftert wird, nicht zu nahe kommen, indem es nicht selten geschieht, daß einzelne Blöcke aus der Rise springen, und dann leicht dem zu genauen Beobachter Gefahr bringen könnten.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

76. Sonnabend, den 23. September 1837.

Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt
versammelte
spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung.)

Ich schrieb Ihnen von Linz aus, wie die Türken bis in die Nähe dieser Stadt geschwärmt; von da aus zog ein Haufe gegen Wien, und wie türkische Gefangene aussagten, bestand dieser aus achttausend Mann, welche der Sultan hatte vorausziehen lassen, theils um das Land zu verheeren, theils zu recognosciren, wie stark die Macht des Kaisers sey, die er gegen ihn ins Feld gestellt. Als diese Reiter sich auf dem Rückzuge befanden, entschlossen sich die Unseren, sie in einem Thale, unweit Neustadt, anzugreifen. Zu diesem Ende marschirten, viertausend Mann deutschen Fußvolks, gegen achthundert Mann Spanier und Italiener, Kazianer mit seiner ganzen Reiterei und der wackere Paul Bakics mit mehr als 1200 ungarischen Reitern in diese Gegend. Da aber die Infanterie und Kavallerie von verschiedenen Seiten anrückten, und die Spanier mit den Italienern einen Vorsprung vor den Uebrigen gewonnen hatten, so zogen sich die Türken fester aneinander, setzten sich in Schlachtordnung, und griffen, weil sie glaubten, es nur mit Wenigen zu thun zu haben, die Spanier und Italiener an. Von diesen blieben gegen zweihundert auf dem Platze, und die übrigen zogen sich hinter gewisse Sümpfe zurück. Mittlerweile waren auch die Deutschen angelangt, und drängten noch an demselben Abende die Türken einen Berg hinan. Als diese aber am anderen Morgen, von der entgegengesetzten Seite, in das Thal hinabrücken wollten, wurden sie am Fuße des Berges von unserer Reiterei empfangen, und die meisten von ihnen niedergehauen, oder zu Gefangenen gemacht. Die Wenigen, die diesem Gemetzel einzeln entrannen, wurden dann von dem Landvolke aufgefangen und erschlagen. Doch bevor die Türken sich mit den Feinden schlugen, trieben sie viertausend christliche Sklaven, die sie mit sich schleppten, auf einen Haufen zusammen, und ermordeten sie alle, bis auf einige kleine Kinder, die dann jämmerlich verstümmelt auf dem Platze gefunden wurden. Wie es verlautet, wird der Kaiser übermorgen, als am 4. October, von hier abreisen, und der römische König ihn einige Tagreisen weit begleiten. Für seine Unternehmung auf Ungarn, hofft der römische König von den Böhmen und Mährern 10.000 Mann Fußvölker und gegen 1500 Reiter gewinnen zu können, doch wollen diese dem Woiwoden zuerst einen Absagebrief zuschicken, um gewissen Artikeln nachzukommen, die sie vertragsmäßig mit einander abgeschlossen. Ueberdieß sollen noch 3000 Tiroler und 1500 Mann aus dem Herzogthume Würtemberg in Ungarn einrücken. Den Oberbefehl über diese Völker wird Kazianer führen, der ohne Verzug von hier aufbrechen soll, wenn auch der König nicht anwesend ist. Auch ist es möglich, daß dem Könige seine Erbländer 1500 Mann Infanterie bewilligen, und endlich wird mit dem Pfalzgrafen unterhandelt, daß er wenigstens 1000 Pferde für diesen Feldzug rüste.

Der Türke steht noch in Slavonien, in den dem Könige gehörigen Landen. Dort hat er eine Stadt, deren Namen ich nicht zu nennen weiß, genommen, und verübt seine gewöhnlichen Grausamkeiten auch in jener Gegend.

An M. Martin Agrippa.

Mehrere Ihrer Briefe vom August und September datirt, habe ich fast an einem Tage erhalten. Ich erachte es da-

der für überflüssig, auf jeden derselben besonders zu antworten. Nur was die in denselben berührte Angelegenheit Nadasdys betrifft, will ich Ihnen Folgendes als Richtschnur, nach der Sie sich halten mögen, mittheilen: Und zwar wollen Sie Nadasdy, der wieder in des Königs Dienste zu treten wünscht, vor allem davon in Kenntniß setzen, daß der König auf die Vorbitte des Legaten sich geneigt zeigt, ihn wieder zu Gnaden aufzunehmen, und ihm Alles zu verzeihen, und daß er das Vergangene vergessend, ihn mit der Fülle seiner Gunst überströmen wolle, wenn er nur in der Folge, im Dienste seines königlichen Herrn sich treu zeigt. Ueberdieß wird der König ihm sammt allen seinen Reitern, die er mitbringt, anständigen Unterhalt verabreichen lassen, und sie wie seine übrigen ungarischen Getreuen gut besolden. Da es aber den Anschein hat, als setze Nadasdy nicht volles Vertrauen in den König, so will sich der Kaiser, wenn jener dieß für nothwendig erachtet, mit Brief und Siegel für seines Bruders aufrichtige Gesinnung bei ihm verbürgen, und wenn er auch die Garantie des Legaten wünscht, so können Sie ihm dieselbe getrost zusichern. Was den Eid betrifft, welchen die Reiter, die unter Nadasdys Befehle stehen, zu leisten haben, so wollen Sie dieselben verständigen, daß für den gegenwärtig bevorstehenden Feldzug sie dem Legaten nicht minder, als dem Könige Treue und Gehorsam schwören müssen; da der Dienst des Legaten von dem des Königs dermalen nicht zu trennen sey. Uebrigens haben sie, wie die in Wien und Preßburg in Besatzung stehenden Ungarn, nicht mehr als auf einfache Löhnung Anspruch zu machen. Diese wollen Sie ihnen, von dem Gelde welches Sie in Händen haben, gleich den übrigen Söldlingen des Königs, alsogleich verabfolgen lassen, und mit dem Ueberschusse hierher kommen. Inzwischen belieben Sie wie früher über alles was vorfällt, fleißig Bericht abzustatten.

An M. T. B.

Ueber die Vorfälle bei Güns kann ich Ihnen Folgendes mittheilen: In den fünf und zwanzig Tagen, durch welche Ibrahim Pascha vor dieser Veste lag, wurden vierzehn Stürme auf diese versucht, die Nikolitsch (Jurischitz) alle tapfer zurückschlug.

Zwischen dem 29sten und letzten August wurde von den Türken zum letzten Male gestürmt, und da auch dieser Sturm ohne Erfolg geblieben, begann Ibrahim zu unterhandeln. Zuerst ließ er bloß Nikolitsch für seine Person Gnade und Sicherheit anbieten, wenn er ihm die Veste sammt der Besatzung und allem dem, was sich sonst in dem Kastell vorfände, auf Gnade und Ungnade übergeben wollte. Dieß wurde entschieden zurückgewiesen. Dann wurde versprochen, daß alle diejenigen, welche im Schlosse waren, am Leben geschont werden sollten, würde ihm nur dieses übergeben. Auch auf diesen Antrag wurde nicht gehört. Darauf verstand sich Ibrahim dazu, auf den Besitz der Festung verzichten zu wollen, wenn er bloß 2000 Ducaten für die Janitscharen haben könnte. Auf dieß ließ ihm Nikolitsch antworten, daß er über 2000 Ducaten nicht verfügen könne, und hätte er auch solche, so wollte er sie lieber unter seine eigenen Leute vertheilen. Zuletzt ließ der Pascha Nikolitsch bitten, er möchte zu ihm herauskommen. Das war der Letztere zufrieden, wenn ihm sicheres Geleit und Geißeln zugestanden würden. Bei dem blieb es, und Ibrahim ließ 14 der Vornehmsten seiner Leute als Unterpfand nach Güns ziehen. Also begab sich Nikolitsch zu Ibrahim, von dem er mit allen Merkmalen der höchsten Achtung und Gunst aufgenommen wurde. In Betreff des Kastells kam man überein, daß Nikolitsch dasselbe als Geschenk von dem Großherrn annehme, doch ohne den Huldigungseid zu leisten, sodann werde Ibrahim die Belagerung aufheben. Darauf machte Nikolitsch dem Türken einiges Silbergeschirr zum Geschenke, und kehrte nach Güns zurück, nachdem ihm als Gegengeschenk ein goldstoffenes Kleid verehrt worden. Doch damit Sie von dem ganzen Verlauf der Affaire von Güns bis auf die kleinsten Details volle Einsicht erlangen, schicke ich Ihnen die Abschrift einiger lateinischer Briefe von Nikolitsch's eigener Hand. Daraus werden Sie leicht einsehen, wie weit die Türken in der Belagerungskunst noch zurück sind. Ich aber halte dafür, daß, wäre die leidige Zwietracht der Unseren nicht überall im Spiele, und verständen sich die christlichen Potentaten nur einiger Maßen besser auf ihren eigentlichen Vortheil, die Türken wohl nicht die Leute darnach wären, uns nur eine Spanne Landes zu entreißen. Aber es ist also im Rathe des Herrn beschlossen, daß die Vergehen seiner Widersacher bestraft werden, vermittelst noch größerer Feinde seines Namens. Leben Sie wohl.

Linz am 15. September 1532.

(Fortsetzung folgt.)

# Die
# älteste Druckschrift über Badens Heilquellen.

Die Literatur von Baden und seinen Quellen, welche Dr. Carl Rollett in seinem neuesten Werke[1] über diesen berühmten Curort mittheilt, hat in einem der hiesigen Journale einen enthusiastischen Lobredner gefunden, und dennoch ist sie um kein Haar besser, als jene, welche von Schenk, Beck und Andern zusammengestellt worden ist; ja man bedarf eben keines Scharfsinnes, um zu entdecken, daß sie beinahe ein wörtlicher Abdruck der früheren unrichtigen und flüchtigen Angaben[2]. Es kann übrigens hier nicht meine Aufgabe seyn, eine kritische Zerlegung der Einzelheiten vorzunehmen; allein ich kann nicht umhin, zu fragen, wie es denn kommt, daß fast durchgehends des Theophrastus Paracelsus wenige Worte den Reihen eröffnen, während das älteste, selbstständige Werk, das von einem Oesterreicher ausgegangen, so unbestimmt und fehlerhaft angeführt wird? Schon im Jahre 1782 hat der unermüdete Denis den vollständigen Titel des lateinischen Originals gegeben[3], und den gräcisirten Namen des Verfassers richtig ins Deutsche übersetzt; aber noch immer finden sich die Herren Autoren selbst über diesen nicht zu Rechte. Herr Rollet, nachdem er unter Nummer 1 Theophrast. Paracels. de tract. principiorum (?!) verzeichnet, fährt fort:

2. Wolfgangi Anomarini, opusculum de balneo Badensi, 1511.

3. Wolfgang Windberger, Medicus zu Krems. Straßburg, 1512.

Welche Angaben! Wer mag aus ihnen klug werden? Bei Denis lautet der Titel:

De Thermis et carū origine ac natura, quibusq.; morbis sint salubres. Et quale in eis regimē sive dieta observari debeat, libellus Wolfgangi Anemorini Medicinae Doctoris: tam frugifer, q̄; brevis. Am Ende: Haec ego Wolfgāgus Anemorinus Kremensis — Brevi quodam stilo exaranda ac in libellū concernāda cēsui etc.: Viennae Pannoniae per Hieronymū Philovallem: et Joannem Singreniū. anno M. D. XI. III. Idus Maias. (Große lateinische Schrift. 4.)

Eine Stelle in Geßner's Bibliothek[1] führte Denis zur Entzifferung des deutschen Namens, Windberger, und setzte ihn zugleich in Kenntniß über das Bestehen einer deutschen Uebertragung, welche, von Georg Wagner veranstaltet, zu Augspurg im Jahre 1512 erschienen ist. Ich kenne indessen eine frühere Ausgabe dieser Uebersetzung, wenn nicht etwa das Druckjahr ein Fehler des Setzers ist, zu welcher Vermuthung mich wenigstens ein nicht ganz verwerflicher Umstand veranlaßt. Doch ich will vorerst das vor mir liegende Exemplar näher betrachten. Es besteht aus 20 Blättern in 4. und führt nachstehenden Titel:

»Ain Tractat der Badēfart durch doctor wolffgang Wintperger vō etlichē Hewtl genāt zu Krembs in Latein beschriben, vnd von Georgen Wagner Burger des Rarts (sic!) zu Stain auß Latein ī Tewtsch sprachen getzogen. (Darunter ein Holzschnitt, verschiedene Badende vorstellend, und am Ende des Werkchens:) Getrkt (sic!) vnd vollendet zu Straßburg durch Martinum Flach Nach Christus geburt im jar M. CCCCC. vnd VII. Geendet an dem mitwoch nach Martini.«

Panzer in seinen »Annalen der älteren deutschen Literatur« führt ebenfalls eine deutsche Ausgabe von 1507 aus der Trewischen Bibliothek zu Altdorf an, die aber folgenden Titel haben soll: »Wolfgang Wintperger von dem Wildpad in Baden des österreichischen Erdreichs ꝛc. Straßburg durch Martinum Flach. 1507. 4.« — und zum Jahre 1512 verzeichnet er wieder zwei Ausgaben:

I. Wolfgang Wintperger von Wildpaden, Straßburg durch Martin Flach. 4.

II. Wolfgang Wintperger Badenfahrt, verdeutscht durch Georg Wagner. Straßburg durch Martin Flach. 4.

Ich lasse die Richtigkeit dieser Angaben, die jedenfalls nicht bibliographisch genau scheinen, dahin gestellt seyn, und kehre zur weiteren Betrachtung meines Exemplares zurück.

Auf dem zweiten Blatte befindet sich eine Zuschrift des Uebersetzers an den Verfasser: »Dem hochgelehrten Her Wolfgang Wintperger Doctor der Ertzney zu Krembs Embeut ich Georg Wagner Burger zu Stain Mein willigen Dienst. Mir ist fürkommen ein tractat durch ewer der loblichen hochberümbten Vniversitet zu Wien Rector Thoman Resch der freyen kunst vnd Poe doterey ctor (sic! Poeterey doctor) vnd Theologo auß genaigter gesellschaft vnd früntlicher vnderred von euch beschegen zugesant vnd den ersamen fürsichtigen weisen N. Burgermeister richter vnd Rate, auch gemainer Burgerschaft genanter beder Stett Krembs vnd Stain zu lob vnd ere, auch allen andern so sich zu padn in Oesterich der pad gebrauchen zu nutz vnd guter enthaltung vergangen jar in ewer belüblichen zeyt in Latein gemacht vnnd auffgericht. Diewil ich dan derselben meiner günstigen herrn vnd gemainer beder stet Statschreiber gewesen, mich des gemüssigt vnd in ir bürgerlich fryhait vnd gesellschaft nider lassen, hab ich bedacht dz vor angezaigt mein günstig herrn, gemaine bur-

1 Baden in Oesterreich, seine reichlichen Quellen und deren heilende Kräfte. Wien, Gerold. 1838. 8.

2 Vergl. Baden in Nieder-Oesterreich, von Med. Dr. J. N. Beck. Wien 1822. S. 115.

3 Wien's Buchdruckergeschichte, S. 43.

4 »Wolfgangus Wintperger, medicus in Krems urbe Germaniae, edidit tractatum de thermis: qui postea per Georgium Wagner germanice redditus, excusus est Argentinae 1512 in quarto chartis 5.

gerschaft merberürter beder Stet, vnd andere völcker die irs gesunds notdurfft nach zu gemelten Paden raisen, der deutschen Zungen mer als der lateinischen gerübet. Darumb denselben tractat so vil ich verstanden auch durch hilff zu wegen bringen mügen in teutsch bracht. Wiewol nicht nach dem latin sunder nach geduncken bey dem weg desselben inhalt beliben. Bittende auf das ewr loblich werck (so ir als ain erfarner mit guten grund volbracht) durch mine ainfalt nit geschwecht solchs zu übersehen, wo ich vom rechten grundt kümmen corrigiern bessern vnd in rechten form bringen domit vor offt bestimbt min günstig herrn auch ander sich genanter beder brauchende derselbe nutzbarkeit nach richten Euwerer müe dancksagen, vnd den gutten willen von mir empfahen mügen. Valete.«

Hierauf folgen die drei Briefe, welche sich im lateinischen Originale befinden, und von Denis angeführt werden.

I. »Sandtbrieff von hern Wolffgangen Wintperger Doctor an Burgermaister, Richter vnd Rate beder Stette Crembs vnd Stain, auch gemainer Burgerschafft so selbs.«

II. »Sandbrief (des Verfassers) Doctor Thoman Rector rc. dem hochwürdigen Thoman Resch Rector der loblichen Universität zu Wien« u. s. w.

Thomas Resch (Velocianus), ebenfalls zu Krems geboren und einer der ausgezeichnetsten Gelehrten unter Kaiser Maximilian I., war zweimal Rektor Magnifikus der Universität: 1509 und 1511. Wenn man nun damit die Angabe des Uebersetzers, daß der Tractat »vergangen Jahr« gemacht, und das Druckjahr 1507 vergleicht, so steigert sich die Vermuthung, daß letzteres ein Fehler des Setzers, fast zur Gewißheit. Wahrscheinlich soll es M. CCCCC. XII. heißen. Uebrigens sagt der Verfasser in diesem Briefe, daß er die Arbeit zur Zeit der großen Hitze, die ohnedieß dem Mediciniren ungünstig, unternommen und vollendet habe.

III. »Epistel von Maister Thoman Resch rc. An Doctor Wolfgang Wintperger« — freundliche Ankennung des Verdienstlichen der Arbeit, da alljährig der unverständige Gebrauch des Bades so vielfaches Unheil erzeuge.

Das Werkchen selbst zerfällt in 9 Kapitel; ich will hier die Ueberschriften mittheilen, und die Würdigung des Inhalts Andern überlassen.

»Das erst Capittel vom Ertz der pad durch dapffer anzaigen bewert.«

»Das ander Capittel von dem Geschöpff vnd geprrung des schwebels vnd saliters auch auß was vrsachen sie entspringen.«

»Das drit Capitel von natur vnd aigentschafft des schwebels vnd saliters.«

»Das vierdt Capitel von aigenschafft der pad für was kranckhaiten: auch welchen glideru sie nutz oder schad seind.«

»Das fünfft Capitel wie sich ainer ins pad ziehen beraiten. Welchem alter vnnd complexion die pad dienen oder nit. Auch zu welcher zeyt sie an dem krefftigsten seind.«

»Das sechst Capitel wie sich ains im pad regiren vnd halten sol.«

»Das siebend Capittel wie sich ainer der auß pad kumbt halten vnd regieren sol.«

»Das acht Capitel: ain regiment wie sich ainer zu paden mit Essen vnd mit Trinken halten sol.«

»Das neund Capitel von zufellige Krankheiten so gemainiclich sich in den paden begeben vnd irer wendung.«

---

## Miszellen.

Nachdem wir bereits in dem Jahrgange 1835 dieser Zeitschrift einen Nekrolog über den verstorbenen Hofrath Franz Innocenz von Lang mitgetheilt haben, so dürfte es den Freunden und Verehrern des hochverdienten Schulmannes nicht uninteressant seyn, auch die Aufschrift zu erfahren, welche sich auf dem Grabsteine des Verewigten am Stadtgottesacker bei Währing befindet. Sie lautet folgender Maßen:

Franz Innocenz von Lang, Doctor der Philosophie, k. k. wirkl. Hofrath, Domherr zu Großwardein rc., geboren am 4. October 1752, gestorben am 10. April 1835.

Fragt die Männer hochgebildet,
Die zum Lehrberuf beschickt,
Fragt die Jugend, die begeistert
Auf den Altar Oest'reichs blickt,
Wer der Mann, der hier im Grabe
Ruhet nach vollbrachten Müh'n?
Und sie werden Lorbeer winden,
Daß ein ew'ger Kranz sie blüh'n
Ob der Leiche des Entschwund'nen,
Dessen Geist in ihnen lebt,
Und zum Guten, Wahren, Schönen
Noch die späte Nachwelt hebt. M.

---

„So ein Weibsbild," heißt es in einem alten österreichischen Pantaidingbuche, »wollte vertrinken Rock, Mantel, Schleier oder ein anderes Pfand, so soll ihr der Leutgeb nicht mehr darauf borgen, denn 12 Pfennige; hätte aber sie zwei oder drei Pfund vertrunken, mehr oder minder, und wollte der Mann das Pfand lösen, soll er dem Leutgeb nicht mehr pflichtig seyn, denn 12 Pfennige, und mag das Gewand alles wieder nehmen; der Leutgeb tragt den übrigen Schaden.«

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

77. Mittwoch, den 27. September 1837.

## Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte

spanische und deutsche Reichsheer.

---

### Karl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Häupter einer Zeit, die durch Geburt, Thaten oder Genie die Glieder bilden, welche die historische Kette ausmachen, sind Leute, welche das Schicksal zu einem gemeinsamen Spiele zusammenführte. Die dabei Betheilten, darein Vertieften, sehen weniger die Fehler, die vorgehen, sind zu sehr beschäftiget, ihre eigenen Kunstgriffe anzuwenden, um darauf genau achten zu können, ob nicht ein geschickter Falschspieler unter ihnen sey, der unbestraft sie um ihr Gut bringt. Wenn das Spiel zu Ende ist, zeigt sichs, was und wer gewonnen oder verloren, und die Schulden, oder den Bruch im Patrimonium müssen oft erst die Erben der Väter, welche das sauer Erworbene der Ahnen vergeudet haben, abbüßen. Aber zur Seite stand einer, der unbemerkt zuschaute, und das ganze Spiel übersah. Denn ihn haben nicht die Spielwuth, die der Leidenschaft das Heiligste opfert, noch die wechselnde Angst und Freude in den Chancen des Spieles geblendet, ruhig aus dem, wie die Karten gemischt und gefallen, voraussehen zu können, wie alles enden werde. Und das ist der Historiker. Er ist, wenn er seinem Berufe getreu, der Seher, der mit vom Raube reinen Händen in den Tempel seiner Gottheit tritt, die ihn aus der Quelle der Weisheit zu schöpfen anleitet, und ihn die Zukunft sehen läßt. Dafür aber verlangt sie auch von ihm, daß er sein Licht nicht unter den Scheffel stelle, sondern daß er das Gute lehre, und ungescheut vor dem Ansehen der Person und der Partei selbst, vor dem Keim des Bösen warne. Denn den jungen Giftbaum vermag schon die schwache Hand eines Knaben in die Erde zu pflanzen. Aber den Wurzel fassenden, erstarkten, sich weit verzweigenden Stamm mit allen seinen Wurzeln wieder aus der Erde reißen kann kaum die Kraft eines Giganten. So sah das 15te Jahrhundert die Heere der Osmanen sich in reißender Fluth über das griechische Kaiserthum wälzen. Noch stand Konstantinopel, die Vormauer der Christenheit. Aber Sektengeist und die falsche Politik der übrigen christlichen Potentaten überließ es hülflos seinem unvermeidlichen Geschicke. Es fiel. Weiter und weiter wogte das empörte fessellose Element, und die Scholle, die es berührte, riß es unwiderbringlich mit sich in den Wirbel hinab. Noch einmal hatte es in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhundertes den Anschein, als wollte Europa, die Franzosen und Venetianer allein ausgenommen, mit seiner ganzen Kraft den verwüstenden Einfällen dieser Barbaren einen Damm entgegen setzen. An der Spitze eines auserlesenen Heeres, aus allen ihm unterworfenen Provinzen und befreundeten Staaten, erwartete der deutsche Kaiser Karl V. seinen Gegner Suleiman. Gespannt sah alles dem vielversprechenden Ausgange entgegen. Aber der Erfolg entsprach der Erwartung keineswegs. Wie sie kamen, gingen die Heere, ohne was Großes unternommen zu haben, auseinander; und fliehend noch furchtbar, jagten die Türken durch die Steiermark und Ungarn raubbeladen nach ihrer Heimath wieder; und Karl mußte den Vorwurf tragen, die Gelegenheit versäumt zu haben, Deutschland gegen seinen furchtbarsten Feind zu sichern. Nach den Gründen, die diesen sonst so hoch gestellten Monarchen zu solchem Betragen verleitet haben mochten, zu forschen, sey nun die Aufgabe unserer Untersuchung, nachdem wir Tolemei über die Ereignisse vor Güns und in Oesterreich haben reden lassen.

Anzunehmen, daß es dem Kaiser an Muth gebrach, sich mit dem gefürchteten Suleiman im offenen Felde zu

messen, verbiethet sein Betragen in den tunisischen Feldzügen nicht minder, als bei anderen Gelegenheiten, und vorzüglich bei Mühlberg. Muß doch Robertson, der nicht immer gerecht in Karls Charakteristik, ihm das Zeugniß geben, daß er zwar minder feurig und tollkühn als sein Nebenbuhler Franz I., sich in gewagte Unternehmungen einzulassen, sich geneigt zeigte, wenn er aber einmal einen Anschlag gefaßt, in der Ausführung Entschlossenheit, Ausdauer und persönlichen Muth bewies, die durch nichts zu brechen waren. Und daß er bei dem hohen Preise, um den es ging, die Würfel auszuwerfen dem Glücke mißtraute, daran ist eben so wenig zu denken. Dem mächtigen Kaiser in der Fülle seiner Kraft, bis jetzt noch in jedem Unternehmen glücklich, durfte bei der schlechten Position des Feindes an der Spitze eines Heeres, wie er es bei Neustadt versammelt hatte, vor dem Ausgange der Schlacht nicht bangen. Sieg gewohnt und so gerüstet dem Sultane stehend, mußte selbst Suleiman, der sich Schah der Schahe, großer Padischah und alleiniger Kaiser und Weltheer titulirte, fühlen, daß er erwartet sey, um geschlagen zu werden. Warum sonst versäumte er in übereilter Flucht die Gelegenheit, dem einzigen seiner Waffen würdigen Gegner ins Auge zu schauen?

Allein Karl V. »der Sieger zu Pavia, der Eroberer Roms,« noch voriges Jahr der Befriediger Deutschlands und Versammler deutscher Völkerkraft wider die Gefahr türkischer Uebermacht auf dem Reichstage zu Regensburg; er, der gekrönte römische Kaiser, der seinen Bruder dem Reiche noch jüngst zum römischen Könige gegeben; er, dessen große Entwürfe schon damals die Scheelsucht und Mißgunst Frankreichs und der Protestanten im Lichte des Strebens nach Weltherrschaft darstellten [1], hatte von einem Siege über Suleiman mehr, denn von zwei verlornen Schlachten zu besorgen (!?). Denn achten wir genau auf das Betragen seiner gehässigsten Gegner, Franz I. und des Papstes Clemens VII., so liegt das Resultat offen bar, daß ein glänzender Sieg bei Neustadt dem Kaiser durch die kabalisirende Mißgunst seiner Feinde, ein furchtbares Ungewitter im Westen heraufbeschworen hätte, das mehr alle seine Plane verrückt haben würde, als eine erlittene Niederlage durch seinen großen Gegner im Osten. Nahm auch der Papst, von der Gewalt der kaiserlichen Waffen gebeugt, die Maske der Freundschaft für den deutschen Kaiser auf eine Zeit lang vor, und verband er sich mit ihm, weil er anders nicht umhin konnte, gegen die Türken, so verhehlte Franz die böse Neigung seines Herzens so wenig, daß er selbst der Stimme der Ehre kein Gehör mehr gab. Er ließ sich brandmarken mit dem Namen des Feindes seines Glaubens, wand sich heuchelnd, krümmend wie eine Schlange vor Suleimans Throne, dessen Bündniß suchend, bloß um dem Haß gegen seinen Nebenbuhler die Zügel schießen zu lassen. Er, der stolze allerchristlichste König, dem seine Freunde so freigebig das Lob der Ritterlichkeit und der edlen Haltung des Charakters ertheilen, entsandte zu einer Zeit, in welcher die ganze Christenheit aufstand, in der Protestanten und Katholische den Glaubensstreit vergassen, sich vereinend, den Feind des Evangeliums zu bekämpfen, seinen Bothschafter Rincon in des Sultans Lager bei Belgrad, um ihm huldigend die Hand zu küssen. Nach Belgrad, wo der Großherr Heerschau hielt über seine Truppen, die er einstweilen im Siegerlaufe nur bis nach Rom zu führen gedachte. War dieß auch nur ein bloßer türkisch kaiserlicher Traum, eine orientalische Farfanerie, so war es doch demüthigend und entehrend genug für den Gesandten einer der ersten christlichen Mächte, solche Großsprechereien geduldig mit anhören zu müssen. Ließ Franz dieß so dahin gehen, so zeigte er offenbar, wie er kein Mittel, und das schmählichste auch nicht scheute, bloß für die hipothetische Möglichkeit, dem Kaiser auf den Nacken zu treten, und deutlich ließ es sich voraussehen, wessen sich Karl von ihm versehen dürfte, siegte er entschieden bei Neustadt über seine Feinde. Denn jeder Zollbreit, den er an Ausdehnung, an Macht und Ruhm gewann, war seinem Nebenbuhler, der über eine allzeit schlagfertige Armee zu befehlen hatte, und dem ein willfähriges Parlament stets zu Diensten stand, aus den Mitteln der Gemeinen die Kriegskosten zu bewilligen, von jeher die Losung, die Brandfakel des Krieges in die Ruhe von Europa zu schleudern. Von der anderen Seite hätte zwar der Papst als Kirchenfürst wohl aufrichtig gewünscht, daß der Schirmvogt der Kirche, der römisch-deutsche Kaiser, der Schlange des Unglaubens, dem Türken, tüchtig mit der Ferse aufs Haupt getreten wäre; aber da er nur zu gerne seine Hände in die weltlichen Händel mengte, war er nie von Karls Partie. Und aus einer Familie (den Medicis) abstammend, die alles aufbot, ihre Macht auszu-

[1] Von Hammer's osmanische Geschichte.

breiten, hätte er gewiß nichts unbenützt gelassen, Karl V., der ihm sonst zu furchtbar in Italien geworden wäre, bei der ersten günstigen Gelegenheit feindlich entgegen zu treten. Nach dem Bilde wenigstens, welches Guicciardini, der am meisten unparteiische Geschichtschreiber seiner Zeit, von Clemens entwirft, war er ehrsüchtig genug dazu. Wie hätte also ein solches Gemüth des Kaisers wachsende Macht nicht mit schelen Blicken betrachten mögen, und nicht wünschen sollen, es ihm auf jede mögliche Weise entgelten zu lassen, daß der Donner seines Geschützes die Mauern der Engelsburg erschüttert hatte?

(Fortsetzung folgt.)

## Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

### II. Georg Joachim.

In dem Aufsatze: „Die Universität zu Wien um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts,“ ist die Nachricht, welche von dem würdigen Professor der Mathematik, Georg Joachim, gegeben worden, mangelhaft; wir wollen hier das Nöthige nachholen. Er war am 16. Februar 1514 zu Feldkirchen geboren, daher sein gewöhnlicher Beiname Rheticus. Von Jugend auf dem Studium der Mathematik und Astronomie ergeben, treffen wir ihn bereits um 1540 als öffentlichen Lehrer dieser Wissenschaften an der Hochschule zu Wittenberg. Als sich indessen der Ruf des Kopernikus immer mehr verbreitete, ließ er sich durch keine Vorstellung von dem Entschluß abbringen, in die Nähe des großen Mannes zu eilen, um dessen mündlichen Unterricht zu genießen. Er legte die Professur nieder, begab sich zu Kopernikus, und ward einer der besten und dankbarsten Schüler desselben; letzteres insbesondere, indem er die Ausgabe von dessen Werken besorgte.

Außer dem bereits angeführten Canon doctrinae Triangulorum, verfaßte er noch auf das Jahr 1551 Ephemerides novas seu expositionem positus diurni siderum et συσχηματισμῶν praecipuorum. In der Vorrede dazu sagt er von sich selbst: Quid dicam, quantum operae huic cognitioni ac scientiae impenderim, et quid, ut gloriose loquar, quasi aerumnarum exantlarim, tanquam Hercules, huc illuc oberrans et non quidem cingulum aliquod aut poma quaerens, quae referrem ad meos; sed de maximis et necessariis rebus veritatem, quae jam tanquam monstris errorum profligatis, conspici et apprehendi posset? Feratur aequo animo ostentatio haec mea, non illa quidem ingenii neque sapientiae; sed eorum quae nemo fere solet invidere alteri, sudoris, vigiliarum, molestiae, itinerum. Quae quidem meo, ut dicitur, Marte, et longinqua et difficilia confeci, dum quaero qui me

accipiat, caelique vias et sidera monstret.

Septentriones subii, et inde contrario tractu in Italiam contendi, ubi puer aliquando cum meis fui, quia fama erat, de quibusdam, eximia; sed ab his quantum vis celebribus non multum adjumenti fuit studiis nostris. In Prussia ea didici atque percepi de praeclarissima arte Astronomiae, dum versor apud summum virum Nicolaum Copernicum: quibus elaborandis, augendis, ornandis, ut neque vita neque opera unius sufficere possit: ita me procurante jam habent ab ipso autore studiosi harum artium ea absoluta atque edita, in quibus utiliter et splendide exerceantur.“

Um seinem Canon Verständniß und Eingang zu verschaffen, schrieb er zwei Bücher von der Lehre der Dreiecke, und entwickelte im ersten jene Grundsätze, deren Kenntniß tägliches Bedürfniß, im zweiten aber eine große Anzahl von Beispielen, aus den vorzüglichsten Kapiteln der Optik, Dioptrik, Astronomie, Musik, Mechanik, kurz aller jener Wissenschaften, deren Basis mehr oder minder Geometerie und Arithmetik sind.

Wie bereits dargethan worden, hielt er 1554 an der Universität zu Wien Vorlesungen über Mathematik, und hatte den, für die damalige Zeit wirklich sehr bedeutenden Gehalt von 200 Gulden. Später folgte er dem Rufe eines ungarischen Magnaten nach Kaschau, wo er auch am 4. December 1576 an den Folgen eines Katarrhs starb, den er sich durch Schlafen in einem neu ausgeweißten Zimmer zugezogen hatte.

## Ein newes lied von Hohen kreen[1].

Wer wissen well was ich gedenck. so lach ich hie der guten schwenck. ich hort von seltzen sachen. gar nahe vmb sant Martins tag. ward sich ain hochzeit machen.

Vnd wer den heyrat gemachet hat. zu Augspurg in der werden stat. die will ich euch hie nennen. es wirt noch kommen mer die zeit. daß man sy baß wirt kennen.

Die Römisch kayserlich maiestat. her Pauls von liechtenstain gesendet hat. den heyrat helffen beschliessen. die fürsten vnd der gantze pund. lassen sich nicht verdriessen.

Der pundt hat sich des besunnen. man solt gen Zell inß hegaw komen. Da wolt man sich bedencken. was man zu Kreen welt der praut wol in die hochzeit schenken.

Die Reichstet hond sich auch bedacht. vil gut gewürtz in die hochzeit pracht. den pfeffer muß man relben. vnd wenn das fieber an wil komen. dann mag mans mit vertreiben.

Am Afftermontag zoch man auß. gen Kreen für das vogelhauß. zu Tweil wol in das felde. kain mangel was an kainem ort. von leut von geschütz von gelde.

Am mitwochen vor sant Martins nacht. da prach man auff mit gantzer macht. zu roß vnd auch zu fusse. fraw scharpffe metz schick hin ain post. thet die von Kreen grüssen.

Der kayser mit seim frawen zymmer. seiner canterey vergiß ich nymmer. vil freund in diser sache. die nachtgall hat sich geschwungen auff. nit besser mocht mans machen.

Die singerin singt den tenor schon. die nachtgall den alt in gleichem thon. scharpff metz bassiert mit schalle. die schlange den Discant warff darein. sy achtendt nitt wem es gfalle.

Sy singen das die mauren klubend. vnnd pedt vnnd pölster zum tach auß stubend. es war ain seltzamer tantze. junckfraw falckennet die sprang hinden nach. sy trug der praut den schwantze.

Vil köch die waren kommen dar, des pfeffers namens eben war, die ganß die was verpraten, man schickt jn die leber gen kreen hinein, sy hetents vil lieber geraten.

Es was des preutigams maynung nit, das man solt kommen zu der zeit, es warend seltzam geste, er kund ins zwar nit bieten baß, zu Kreen vor der feste.

Am freytag nacht zur neunden stund, Benedickt thet dem Hauser kund, das bad wär jm zu haisse, man goß jm zu vil in ofen dar, das jm außgieng der schwaisse.

Am samstag morgen mitsampt dem tag, zu Kreen was ain grosse klag, jren herren hetten sy verloren, das er von yn gewichen was, het yegklicher ain ayd geschworen.

Vnd ist es nit ain grosse klag, die hochzeit zergieng am dritten tag, das nest was wüst zerrissen, vnd warentz bey nacht nit geflogen auß, sy heten sich vor angst bschissen.

Die tauben waren mer dann keck, sy wolten yn vom schloß nitt weck, ich muß yn lob verlehen, sy waren fraydiger dann jr herre, das hat man wol gesehen.

Hat ich die sach von erst vernommen, mit wetten wolt ich haben gewunnen, gar wenig woltens glauben, das man das schloß gewynnen möcht, vor zorn mocht maniger toben.

Man gab dem pund ain langes zil, sy solten yn lassen wol der weil, zu Ostern wolt mans fragen, wis kreen nest geflochten wer, das soltentz haimlich sagen.

Der dises liedlin hat gedicht, der ist der ding gar wol bericht, er hats vor mer gesehen, vnd wer sich widern kaysern sprenst, dem möcht dergleich geschehen.

[1] Fliegendes Blatt in Folio; ohne typographische Angaben. In dem Exemplare der kaiserlichen Bibliothek steht oben von gleichzeitiger Hand: »Anno domini XV$^{C}$XII circa festum Martini.« Ueber das Historische s. Fugger's Ehrenspiegel S. 1289 u. f.

---

## Miscellen.

Jakob Spiegel, Sekretär Kaiser Maximilian's I., hat über den Namen Ottokar nachstehende etymologische Deduktion aufgezeichnet: »Ottacharus, qui Italis est Odoacer Austriacis nostris Odacker, Priscis Hettheger, quia Ott seu Od (ut Anonymus doctus proculdubio ac juxta diligens autor ille, qui aliquot nomina propria Germanorum ad priscam Etymologiam restituit, tradidit) significat Hatto, Hetto. Est autem Hatto seu Hetto idem quod pater. Unde adhuc hodie teste eodem in Hassia pueri appelant patres suos Hatto, sicut et in nostra Alsacia Hetto, quod forte eum latuit. Et credit Chattos, quos nunc Hessos vocamus, prisco vocabulo Hattos, id est, patres, et Hattiam patriam appelatam esse. At eadem ratione Alsacia, Hettia videretur esse vocanda. Interpretatur autem Hetheger, pater custodiens, servans, tuens. Hegem enim significat custodire, inde nomen Heger, quem nunc Hoyer vitiose dicunt.«

---

Pinzgau im Herzogthum Salzburg wird von den alten Schriftstellern fast immer das Edle genannt; vielleicht der vielen adeligen Geschlechter wegen, welche einst dort blühten: der Hunde, der Welser, der Rosenberg, der Hieburg, Plain, Mittersill u. a. Die Pinzgauer thaten von jeher sehr stolz auf ihr vaterländisches Gau. Sie bezeichneten fast jeden Ort mit einem hohen Prädikat. Die Zeller sind die getreuen Knechte St. Rupprechts. Das Dorf Dienten heißt die Eisenstadt, Stuhlfelden ist sich selber gleich, und Mittersill ist gar ein Königreich. Der letzte Ort heißt im Pinzgau auch das kleine Venedig. Leider! hat er mit dem großen keine andere Aehnlichkeit, als seine Lage in Mitte von Pfützen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

78. Sonnabend, den 30. September 1837.


## Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte

## spanische und deutsche Reichsheer.

### Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Günstiger aber, als es bei dem ersten flüchtigen Ueberblick den Anschein hat, wäre die Zeit, nach einem entscheidenden Siege Karls über die Türken, seinen Widersachern gewesen, einen tödtlichen Streich auf ihn zu führen. Den empfindlichsten sicher, weil durch ihre Machinationen dem Kaiser seine Kaiserkrone auf die Trümmer des von ihm zersplitterten Türkenheeres hätte vom Haupte rollen können. Und hätte er auch diese mit einer Hand fest umklammert, so wäre doch die andere stets gezwungen geblieben, das Schwert gezückt zu halten, für den sicheren Besitz einer Krone zu streiten, die nimmer so viel werth, als sie auf diese Weise ihm hätte kosten dürfen. Die Art, wie Karl um die deutsche Krone hatte werben müssen, und die Wahl-Capitulation, die er zu unterzeichnen gezwungen wurde, um sie zu erhalten, zeigten ihm, wie viele andere Anzeichen, von Vorne herein, wie sehr er auf den guten Willen der Deutschen bauen durfte. Daß er aber trotz dem über Nebenbuhler gesiegt, und auf den Thron der Deutschen erhoben worden, ja daß er, was Rudolph und Maximilian dem Ersten nicht gelingen wollte, die Reichsfürsten dahin vermochte, daß sie bei seinen Lebzeiten den römischen König wählten, welchen er sich gewünscht, davon liegt der Grund nur in den Worten, durch die er eben die Deutschen bewog, seinen Bruder Ferdinand als seinen Nachfolger zu designiren. Sie lauten: »Und wiewohl nun unter den Churfürsten und Fürsten Personen seyen, welche für hohe Würden tauglich und geschickt; so habe er doch nichts Füglicheres oder Bequemeres erachten können, als wenn er die Wahl auf Ferdinand lenke, welcher ein mächtiger Fürst und gegen die Türken gleichsam als eine Bastei und Vormauer gelegen[1].« Wäre aber diese Bastei und Vormauer nicht mehr nöthig gewesen, so hätten die deutschen Fürsten, deren größerem Theile Karls Gewalt bei ihren eigensüchtigen Planen im Wege stand, sich gewiß zu Werkzeugen seiner geschwornen Feinde gebrauchen lassen. Daß diese Vermuthung in der schwankenden Gesinnung der Reichsfürsten gegen Karl ihren triftigen Grund habe, beweisen die Worte aus Ferdinands Schreiben an seinen Bruder, mit welchen dieser bei einer anderen früheren Gelegenheit jenen einlud, ins Reich zu kommen. »Denn,« sagt er, »käme der Kaiser nicht, so dürften die Fürsten vor dem Junius oder Julius zusammen kommen, und mit einander von der Wahl eines neuen Hauptes handeln, und so fern sie nicht übereinstimmten, würde jede Partei sich einen eigenen Herrn wählen, und Deutschland könne also nicht länger, so wie es sey, bestehen[2].« Also nicht guter Wille, sondern nur Furcht vor dem drohenden Gewitter in Osten, machte die Reichsfürsten Maximilians Enkeln unterwürfig, und nur das immerfort über ihrem Haupte schwebende Schwert konnte sie niederhalten, daß sie sich nicht auflehnten gegen ihren einmal gewählten Oberherrn. Gleichwohl wußte Karl, der, wie keiner seiner Zeit, die Kräfte des Jahrhundertes zu ermessen im Stande war, was es mit der Furcht der Türken in Deutschland für Bewandtniß habe.

Wie die Elephanten in Pyrrhus Heere von den Römern so lange gefürchtet wurden, als der Anblick ihnen neu, und die Ungeheuer für unverwundbar gehalten wur-

---

1 Bucholz Geschichte der Regierung Ferdinand's I. 3. Theil.

2 Bucholz Geschichte der Regierung Ferdinand's I. 1. Band.

den, bis mit dem ersten verwundet zurückgetriebenen Elephanten der Wahn schwand, und Pyrrhus Ueberlegenheit über der Quiriten Tapferkeit aufhörte: so waren die Türken den Deutschen eigentlich nur durch den Ruf furchtbar, weil diese auf deutschem Boden, in offener Feldschlacht Mann gegen Mann, mit jenen wilden Horden sich nicht gemessen hatten. Hätte der Kaiser seine aus verschiedenen Nationen bestehenden, kriegserfahrnen Heere gegen sie geführt, und wie es zu erwarten stand, sie geschlagen: so wäre der panische Schrecken vor ihrem Namen mit einem Male geschwunden, und die allzu große Furcht würde sich urplötzlich in allzugroße Zuversicht verwandelt haben. Seine Spanier und Italiener freilich, die, keine zusammengerafften Condottieribanden, voll von Nationalstolz, die hätten ihren Fürsten, der sie zu so glorreichem Siege geführt, vergöttert. Das bewiesen sie zur Genüge später in dem ersten glücklichen tunisischen Feldzuge. Auch die deutsche Nation, wie solche die Ottonen und Hohenstaufen über die Alpen geführt, wäre in dem Wetteifer, den Lorbeer um das Haupt ihres gekrönten Anführers zu winden, nicht zurückgeblieben. Doch so hatte es Karl nicht mehr mit dem großen deutschen Volke, sondern mit den kleinen deutschen Fürsten des 16ten Jahrhundertes zu thun. Und wer in den Geist der Geschichte dieses Jahrhundertes eingedrungen, weiß, was das sagen will. Noch auf dem blutig rauchenden Schlachtfelde hätten sich die deutschen Herren in die Brust geworfen, um den Lohn ihres Verdienstes mit dem Kaiser zu feilschen. Der eine würde eine Spanne Landes verlangt haben, die bis jetzt der Nachbar besessen, um sein Besitzthum zu arrondiren, der andere einen Fürstenhut, der dritte ein Privilegium, jener ein Bisthum für seinen jüngeren noch unversorgten Sohn, und wer ein Bisthum schon besessen, würde endlich um die Erlaubniß angehalten haben, auch ein Weib nehmen zu dürfen, und so wäre es fortgegangen, bis dem Kaiser von seinem Kaisermantel kaum ein Zipfel geblieben wäre. Würde Karl diesen Ansinnen nicht Gehör gegeben haben, und wie hätte er auch dieses können, so wäre dem Geschrei von Despotie und Tirannei kein Ende gewesen. Der unter der Asche glimmende Funke würde Nahrung gefunden haben, die ausbrechenden Flammen hätten seine Feinde fleißig geschürt, und der blutige Krieg im Herzen Deutschlands wäre jetzt schon, lange bevor noch eine Ahnung von einem schmalkadischem Bunde war, vor der Thür gewesen; für alle Theile schrecklicher in seinen Folgen, als alle Kriege, die auf deutschem Boden, von Karl's V. Zeiten bis auf den westphälischen Frieden hinab, geführt wurden. Darum geizte Karl nicht in Deutschland nach dem Siegerruhm über den Halbmond, wohlbedächtig wie der jüngere Africanus, als er die Zerstörung von Karthago widerrieth, damit dieses Schreckens- und Warnungszeichen die Römer abhalte, die Schranken des Rechtes und der Mäßigkeit zu durchbrechen, was immer den Ruin der Staaten herbeiführt. Und wie Scipio auf dem Schutte von Karthago über den bevorstehenden Untergang seines Vaterlandes weinte, so hätte dem deutschen Kaiser das Te Deum laudamus wegen des Sieges über die Ungläubigen, wie das Grablied an dem Sarge des Landes seiner Väter tönen mögen. Es ist freilich hart, seiner Nation so wenig Rühmliches nachsagen zu müssen. Aber in die Falten möchte Klio gar manchmal lieber das erröthende Gesicht ihres Gewandes verbergen, als das sagen, was sie in ihrem Kassandraberufe zu reden gezwungen ist. Und wer das hier Ausgesprochene in Zweifel ziehen will, den brauchen wir nur zu ermahnen, die Jahrbücher Deutschlands seit der Reformation bis auf unsere Tage aufzurollen, und er wird schon finden den verderbten Keim zu der bösen Saat, die uns aufgegangen; wie wir in dem vorliegenden Traktate noch einmal auf dieses Thema zurück zu kommen genöthiget, alles Vorausgegangene durch unläugbare Daten belegen werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Ausflug nach dem Schneeberge.

Von Dr. Moritz v. Stubenrauch.

Längst schon hatte ich mir vorgenommen, auch einmal das »Chamouny Oesterreichs« und den vielgepriesenen Schneeberg zu besuchen. Nicht nur von den weit entfernten Hügelreihen um Wien, auch in der Nähe vom Gipfel des Oetschers, von der heiligen Grabes-Kapelle auf dem Mariahülferberge bei Gutenstein und von der Höhe des Sömmering hatte ich zu wiederholten Malen sehnsüchtig hinübergeschaut nach den schauerlichen Felswänden jenes Riesenberges, der als die höchste Spitze Unter-Oesterreichs, überall sichtbar, sein majestätisches Haupt in die Wolken erhebt. Indessen war so manches Jahr vorübergeflossen, seitdem ich mir den Plan zu einer kleinen Alpenreise nach Schultes und Weidmann's Anleitung entworfen hatte; — niemals wollte mir die Ausführung desselben

gelingen; und so kam es denn durch eine sonderbare Fügung des Zufalls, daß ich eher die reitzendsten Gegenden Obersteiermarks und des Salzkammergutes, das herrliche Gastein und die zauberischen Gefilde Innsbruck's besuchte, daß ich meine Wanderungen bis nach den fernsten Thälern Ober-Italiens und der Schweiz ausdehnte, daß ich der entzückenden Aussicht vom Gipfel des Rigi genoß, und im wirklichen Chamouny-Thale die Eisfelder des Montblanc bewunderte, daß ich endlich so manche Höhe des Berner-Oberlandes, den Col de Bolme und die Simplonsstraße überschritt, — ehe ich den Alpengipfel des nur acht Stunden von meiner Vaterstadt entfernten Schneebergs erreichen konnte.

War ich nun einerseits durch so viele Genüsse der höchsten Art gegen mindere Naturschönheiten auch etwas minder empfänglich geworden, so fühlte ich andererseits ein erhöhtes Interesse darin, die Gegenden meiner Heimath mit jenen Bildern zu vergleichen, die noch aus der Fremde her mit unauslöschlichen Farben in meiner Erinnerung aufgezeichnet standen, und ich muß bekennen, die Vergleichung fiel nicht selten zu Gunsten meines Vaterlandes aus. Der Aach- und Schleyer-Fall bei Gastein, der Waldbach Strub unweit Hallstadt und vor Allem der überaus herrliche Gollinger-Fall können mit den schönsten Wasserfällen der Schweiz (den Rheinfall bei Lauffen und den Gießbach etwa ausgenommen) kühn in die Schranken treten; die Thäler von Admont und Eisenerz, von Salzburg und Hofgastein, die Felsenpartien im Weichselboden, das Gesäuse bei Hieflau und die Oefen der Salzach unweit Hallein werden immer entzücken, wenn man auch das liebliche Interlachen und die Schauer des Wallis-Thales noch in frischem Angedenken hat; und die Seen des Salzkammergutes, ob sie gleich hinter den Ringen des Zürcher- und Vierwaldstädter-, Thun- und Genfer-Sees bei Weitem zurückstehen, verdienen doch jedenfalls schön und erhaben genannt zu werden.

Was nun die Aussicht vom Schneeberge anbelangt, so wußte ich wohl, daß sie mit der vom Gipfel des Rigi kaum einen Vergleich auszuhalten im Stande seyn würde, ja daß selbst der Schafsberg bei Ischl, der Geisberg bei Salzburg und der Gamskaarkogel bei Hofgastein in dieser Rücksicht den Vorzug verdienten, denn es fehlt unserm „Alpenvater" an zwei Hauptbedingungen einer wahrhaft schönen Fernsicht: an dem Hinblicke auf Schneegebirge und Eisfelder, deren blendendes Weiß mit dem Blau des Himmels und mit der dunkleren Färbung des tieferen Landes einen überaus herrlichen Gegensatz bildet, und an der Nähe von Seen, die mit ihrem glatten Spiegel der Landschaft einen unbeschreiblichen Reitz verleihen!

Deßungeachtet hatten mir die Schilderungen Weidmann's und Schmidls so viele Theilnahme eingeflößt, daß ich mich beinahe schämte, in der nächsten Umgebung meiner Vaterstadt so als Fremdling dazustehen. Fester als jemals faßte ich daher im heurigen Jahre den Beschluß, einen Ausflug auf den Schneeberg zu unternehmen, von dem ich, wie von jeder Alpenwanderung, eine Reihe der schönsten Genüsse erwartete, wenn gleich die Aussicht vom Gipfel des Berges hinter so Manchem, was ich in der Art gesehen hatte, zurückbleiben sollte. Unterdessen war der regnerisch-kalte Juli und der allzu drückend heiße August verflossen; erst im September gelang es mir, zwei meiner Freunde, geübte Bergsteiger, dahin zu vermögen, ihr Schicksal mit dem meinigen zu verflechten, und den Mühsalen des Weges wie den Gefahren der Witterung zu trotzen. Nach mehrtägigem Regen hatte sich endlich der Himmel wieder aufgeklärt, die Barometer stiegen, der Wetterhahn zeigte auf Ostwind, und die Kuppe des Schneeberges malte sich in dunklichen Umrissen auf dem wolkenlosen Firmamente. Unsere Ränzchen waren bald geschnürt, hinlänglicher Mundvorrath zusammengepackt, und am 12ten um 6 Uhr Früh saßen wir im Eilwagen, der uns gegen Neustadt führte. Man muß fürwahr schon zum Vorhinein in den Genüssen künftiger Tage schwelgen, oder sich mit angenehmen Erinnerungen die Zeit zu vertreiben wissen, wenn man wachend den Weg über die langweilige Neustädter-Heide zurücklegen will, selbst so manche historische Erinnerungen bleiben hier ohne alle anziehende Kraft, und unwiderstehlich äußert der Schlaf seinen mächtigen Einfluß.

Das Steinfeld gegen Neunkirchen bietet schon etwas mehr Abwechslung dar; zur Linken erscheinen die Ausläufer der ungarischen Gränzgebirge; zur Rechten läßt die kahle Vormauer des Schneeberges, die hohe Wand, den Reitz der dahinter verborgenen Thäler ahnen. Die nächste Umgebung bleibt freilich noch düster und öde. Spärlich stand der Hafer und das Heidekorn auf den unabsehbar langen Feldern, und beinahe possirlich erschienen uns die weit ausgedehnten Föhrenpflanzungen, die schon seit mehr

als einem Vierteljahrhunderte nicht fürder in die Höhe wachsen wollen, so daß sie höchstens für Liliputaner zur Erholung dienen könnten. In Neunkirchen fanden wir um 1 Uhr ein treffliches Mittagessen bereitet, das uns nur eine Anzahl von überlästigen Fliegen verleidete. Bald nach Tische rollte der Eilwagen mit der übrigen Reisegesellschaft auf der Straße gegen Schottwien dahin, und wir blieben allein, zur Fußreise gerüstet, vor dem Thore des Posthauses stehen. An ein Aufbrechen war leider noch nicht zu denken; denn ein dichter Wolkenschleier hatte sich über die steierischen Berge gezogen; rechts und links sahen wir schon den Regen in Strömen herabgießen, und der feuchte Südwestwind, der uns entgegenwehte, ließ keinen Zweifel übrig, daß auch unser Standpunkt bald erreicht seyn würde. Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Wanderstabe in der Hand so ein Ungewitter auf sich los kommen zu sehen! Plötzlich zuckten ein Paar Blitze durch die schwarze Wolkenmasse. Dieß gab uns neue Hoffnung, und gerne hätten wir noch länger diesem herrlichen Schauspiele zugesehen; . . allein es schien uns doch etwas bedenklich, auf dem freien Hügel als Blitzableiter dazustehen! So zogen wir uns denn wieder in die Gaststube zurück, und warteten eine halbe Stunde, bis sich der Regen etwas vermindert hatte. Der graue Vorhang wurde dabei immer lichter und ließ nach und nach die Umrisse der fernen Gebirge durchschimmern; wir waren daher ganz zufrieden, ein leichtes Wägelchen zu finden, das uns, wenn auch langsam, doch wohlbehalten und trocknen Fußes bis nach Glocknitz brachte. Von dort an schritten wir muthig weiter, auf der freilich etwas stark durchnäßten Landstraße; worauf wir aber wenig achteten, da die Nebeldecke ober uns immer mehr und mehr zu zerreißen begann, und das dämmernde Blau des Himmels enthüllte. Bald hatten wir Schleglmühl erreicht, wo sich nun eine kaiserliche Gußspiegel-Fabrik befindet, zu welcher die Arbeiter von Neuhaus herüber verpflanzt worden sind. Nur flüchtig besahen wir die herrlichen Gebäude und Werkstätten, da wir zum Gusse, der alle dritten Tage abwechseld um 5 Uhr Morgens und um 5 Uhr Abends Statt findet, leider schon zu spät gekommen waren. Rüstig an den Ufern der rauschenden Schwarza dahin wandernd gelangten wir in einer Stunde über Beierbach nach Reichenau. Der Abend war schon hereingebrochen, wir konnten daher die Reitze dieser Landschaft nur ahnen, und waren froh überrascht, im Oberndorfer'schen Gasthause so treffliche Unterkunft zu finden. Selten ist es, daß ein Ort wie Reichenau sich zweier so vorzüglicher Wirthshäuser zu erfreuen hat, wie man sie kaum in Provinzialstädten findet; noch seltener ist es aber, daß die beiden Wirthe im besten Einvernehmen mit einander stehen, auf gemeinsame Rechnung die Holzlieferungen und Eisenfuhren besorgen, und durch Erhaltung der Fußwege und dergleichen gemeinschaftlich zum Vergnügen der Reisenden beitragen. Wir trafen mehrere Wanderer im Speise-Saale; das allgemeine Thema des Gespräches war — wie natürlich — der Schneeberg. Während Freund M* sich mit der Untersuchung eines interessanten topographischen Punktes beschäftigte, durchblätterte ich mit W*, meinem zweiten Reisegefährten, das Fremdenbuch, in welchem sich — wie gewöhnlich — eine Anzahl von Albernheiten aufgezeichnet fand.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Miszelle.

Das im sechzehnten Jahrhundert im Lande ob der Enns vielseitig verbreitete Lutherthum hatte auch in Weißkirchen, einem Pfarrorte nach Kremsmünster gehörig, nicht wenige Anhänger, unter welchen die edlen Herren von Segger, Inhaber der Herrschaft Dietach, die ansehnlichsten waren. Bei dem im Jahre 1596 entstandenen Bauernaufruhr war sogar der dortige Gutsbesitzer Hans Salig der Anführer eines beträchtlichen Haufens, mit welchem er am 25. November desselben Jahres vor das Stift Kremsmünster zog, und dasselbe zu plündern drohte. Die kluge Vorsicht und Beredtsamkeit des Abtes Johann Spindler bewog ihn wieder abzuziehen, worauf er bald in die Hände kaiserlicher Kriegsvölker gerieth, und zu Wels enthauptet, sein Haus aber durch den Scharfrichter abgebrannt und zerstört ward. Zu beständiger Schmach mußten lange nachher noch die Besitzer des Salig-Gutes jährlich am Katharinatage dem Hofrichter zu Kremsmünster in Gegenwart dreier Zeugen knieend ein blankes Henkerschwert darreichen, welcher beschimpfende Dienst um das Jahr 1700 in eine Geldgabe umgeändert wurde.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

79. Mittwoch, den 4. October 1837.


## Oesterreichischer Niederlassungs-Versuch
auf
## den Nikobaren.

Einer der verschollensten, und hinsichtlich seiner Beweggründe unaufgehelltesten Vorgänge aus der österreichischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts dürfte die 1778 Statt gefundene Besitznahme der Insel Camorta von einer österreichischen Expedition seyn.

Camorta ist eines von den größten Eilanden des hinterindischen Archipels der Nikobaren, welcher sich im indischen Ocean zwischen Birma und Sumatra über ungefähr drei Breitengrade erstreckt, und eine Fundgrube für den bekanntlich sehr einträglichen Salanganennester-Handel ist.

Die Expedition, von deren eigentlichem Zweck, deren Instruktionen, Zusammensetzung, Befehlshaber, Abfahrtshafen u. s. f. wir nichts Näheres zu berichten wissen, errichtete dort eine Niederlassung und legte Festungswerke zum Schutze derselben an.

Bald darauf sah sich die k. k. Regierung, jedoch in Folge der eingelaufenen Berichte, über „die ungemeine Schädlichkeit des Klima's“ bewogen, dem Beispiele Dänemarks zu folgen, welches seine Niederlassung auf diesem Archipel, über welchen es noch jetzt nominell die Hoheit anspricht, bereits sechs Jahre früher aufgehoben hatte.

Dieser Colonisationsversuch, dessen unter andern auch Balbi gedenkt [1], ist unseres Wissens der einzige, der von dem Kaiserstaat in einer so entlegenen Weltgegend jemals unternommen worden ist, und um so merkwürdiger, als er zu zeigen scheint, daß Oesterreich damals den Wunsch gehegt, sich auch mit dem Hinter-Orient in Berührung zu setzen.

1 »Camorta, ou les Autrichiens en 1778 ont fondé une colonie qu'ils ont abandonné depuis.« Abrégé de Géographie, 1834. p. 748.

Wir haben diesen nicht unerheblichen Gegenstand schon 1833 in der Wiener Zeitschrift in einer kurzen Notiz zur Sprache gebracht.

Die Berliner Haude- und Spener'sche Zeitung, welche sich von jeher unter anderm durch ihre gehaltvollen geographisch-ethnographischen Mittheilungen, so wie durch ihre sorgfältige Berücksichtigung aller Oesterreich betreffenden Angaben ausgezeichnet hat, nahm jene Notiz mit Angabe der Quelle sogleich auf, und begleitete sie mit Auszügen aus Reisewerken.

Außerdem ist, so viel wir wissen, jene Mittheilung erfolglos geblieben. F. M. Malven.

## Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte
## spanische und deutsche Reichsheer.

### Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung.)

War die Türkennoth in des Kaisers Hand Gebiß und Zügel, die deutsche Widerspänstigkeit zu zähmen, so mochte er sich ihrer auch bedienen, seine Zwecke in der eigenen Familie zu erreichen. Ihn hielten die beständigen Kriege und verwickelten Geschäfte in den übrigen, ihm unterworfenen Provinzen ab, häufig in das Reich zu kommen. Dieß machte einen Reichsverweser wünschenswerth, ja nothwendig. Wäre die Wahl der Stände auf ein dem Kaiser nicht verwandtes Reichsglied gefallen, so wäre dieß seinem Interesse sehr zuwider gewesen. Auf Karls Betrieb also wurde dessen Bruder Ferdinand zum römischen Könige gewählt, was auch die Nachfolge einem Fürsten aus dem habsburgischen Stamme zusicherte. Daß

ihm aber dieser wirklich succedire, das lag ganz und gar nicht in seinem Plane. Vielmehr wünschte er, wie es geschichtlich bekannt, die Kaiserwürde auf seine Descendenten zu übertragen. Diese Idee beherrschte ihn so ganz, daß er die Kaiserkrone von allen übrigen zuletzt ablegte; ja daß er kurz bevor, ehe er sich nach St. Just zurückzog, mit seinem Bruder zum zweiten Male unterhandelte, auf die Nachfolge zu Gunsten seines Sohnes Philipp zu resigniren[1]. Daß er ferner mit dem Gedanken, die Kaiserkrone auf seinen Sohn zu vererben, schon auf dem Reichstage zu Regensburg schwanger ging, vielleicht gar schon in dem Momente daran dachte, als er seinen Bruder zum römischen Könige wählen ließ, dieß zu vermuthen hält uns nichts ab. Die Beharrlichkeit, mit welcher Karl an diesem Plane festhielt, und die Charakteristik, welche Zeitgenossen und neuere Historiographen von ihm entwerfen, sind mehr als wahrscheinliche Belege für diese Meinung. Denn des Kaisers Kopf war nicht wie der seines Nebenbuhlers Franz I. ein solcher Brander, den flüchtig, wie die aus dem Boden urplötzlich herausflackernden Irrwische, entworfene Plane im ersten Momente lichterloh entzündeten, um, im nächsten Augenblicke schon erkaltet, an ihre Ausführung nicht mehr zu denken, wenn ein Hinderniß sich ihm entgegenstellte. Sein ganzes Leben bewies, daß ihm im Inneren nicht die Hitze braunte, in welcher, jeden Fruchtkeim vernichtend, der Himmel glühend über der Saharawüste hängt. Seine Denk- und Handlungsweise bezeichnet nicht jene zerstörende Raserei der verderblichen Wüstenaturplage, welche zwischen dem vor Kurzem noch ganz heiteren Himmel, dem am fernen Horizonte sich zeigenden schwarzen Wolkenpunkte, dem mit finsteren Wolken gänzlich überzogenen Himmel, und dem heranstürmenden Samum dem Wanderer kaum so viel Zeit übrig läßt, als nöthig ist, um sich zur Erde nieder zu werfen, damit er nicht von dem heißen Brodem des über ihm mit Blitzesschnelle hinfahrenden Orkanes erstickt werde. Nein, wie in der gemäßigten Zone das elektrische Fluidum unmerklich langsam in der Luft sich sammelt, gemach Wolke an Wolke aufsteigt, aus denen die Blitze zucken, und der Regen tropfenweise niederfällt, so bedächtig entwarf Karl seine weitaussehenden Plane, und war gewohnt, wie der Tropfe aus den Wolken gewiß die Erde erreicht, sie auch sicher gelingen zu sehen. Er wagte kaum seine Absicht sich selber zu gestehen, bevor er sich nicht um alle Mittel umgesehen, und diese in Händen hatte, um jene zu erreichen. Seine Haltung in den langwierigen Kriegen mit Franz I., in der schwierigen Verwaltung der spanischen nicht minder, als der deutschen Provinzen, und dem gefährlichen schmalkaldischen Bunde gegenüber, bewähren die Richtigkeit der eben gemachten Bemerkung[1].

Von einem Charakter, wie der des Kaisers war, läßt sich auch erwarten, daß er genau ermessen, welche Schwierigkeiten der Ausführung seiner Anschläge sich entgegen thürmen könnten, und daß er schwere Massen fort zu

[1] Robertson Geschichte der Regierung Karls V. 12. Buch.

[1] Es ist kaum zu glauben, wie einseitig und unrichtig die Neueren den Geist von Karls Handlungsweise manchmal auffaßten, oder absichtlich in ein falsches Licht zu bringen bemüht waren. So findet sich in der zweiten Auflage von Mittelstedts Uebersetzung der Robertson'schen Geschichte der Regierung Karls V., mit erläuternden Noten von Remer herausgegeben (Braunschweig 1779 im Verlage der fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung) zu Robertsons Texte: »Franz und Heinrich handelten selten anders, als nach dem Triebe ihrer Leidenschaft, und beide stürzten sich blindlings auf den Gegenstand, den sie zum Zwecke hatten. Karls Maßregeln waren der Schluß einer kaltblütigen Ueberlegung, in einem regelmäßigen Systeme mit einander verknüpft, und wurden nach einem genau überdachten Plane ausgeführt« folgende Note, mit R. unterzeichnet: »Ob Karls Maßregeln allemal in einem regelmäßigen Systeme mit einander verknüpft gewesen, daran ließe sich wohl zweifeln. Selbst die Robertsonsche Geschichte zeigt zur Genüge, daß Karl sich oft durch Leidenschaft, oder auch durch Uebereilung zu etwas Zweckwidrigem habe verleiten lassen. Dergleichen wie z. B. die Beförderung der Wahl Ferdinands zum römischen Könige, da doch sein Prinz Philipp schon geboren war, und die Versuche, ihn vom Throne wieder zu verdrängen, ingleichen die schlechte Beschaffenheit seiner Finanzen, welche guten Theils ihm mit beigemessen werden müssen, und ihn nicht selten in seiner besten Laufbahn aufhielten, zeigen nicht eben eine sehr große Uebereinstimmung seiner Maßregeln an.« Nun frägt sichs, wie Karl es hätte anfangen wollen, daß ein dreijähriger Prinz ihn während seiner Abwesenheit aus dem Reiche ersetzen könnte? Zu diesem Zwecke ließ er ja, bloß der Nothwendigkeit nachgebend, Ferdinand, bei der Minderjährigkeit seines eigenen Sohnes, zum römischen Könige wählen. Nicht zu gedenken, daß unter den Verhältnissen und Schwierigkeiten, unter denen Ferdinands Wahl erfolgte, schon der bloße Vorschlag Philipps zu dieser Würde mit lauter Mißbilligung von Seite der Stände wäre begleitet worden. Ferner wollte Karl seinen Bruder gewaltsam auch nicht vom Throne verdrängen. Nur bewegen wollte er ihn auf dem Wege der Unterhandlung, freiwillig einen Platz zu verlassen, den er ohnehin nach seiner Absicht bloß eingenommen, um ihn für seinen Sohn Philipp bis zur gelegenen Zeit gegen die Ansprüche eines anderen besetzt zu halten. Was übrigens Karls Finanzen betrifft, waren diese nicht ungeregelter, als die seiner Gegner. Und endlich müssen diese denn doch nicht in gar so schlechtem Zustande gewesen seyn, als der Verfasser der angeführten Note annimmt, wenn man die Hunderttausende von Dukaten berechnet, die Karl übrig hatte, von Zeit zu Zeit seinen Bruder zu unterstützen. Ich sehe demnach nicht ab, wie dieß alles zum Belege dienen soll, Karls ungeregelte Plane und übereilte Leidenschaft zu beweisen.

wälzen, gleich kräftige Hebel angewandt habe. Denn achtete auch Ferdinand den Willen seines älteren Bruders wie den eines Vaters heilig, so konnte doch der letztere voraussehen, daß der römische König, seinem Sohne zu Liebe, nicht so leicht einer Würde sich begeben werde, die so vielen Glanz auf die jüngere, deutsche habsburgische Linie warf. Was zwischen beiden Brüdern, nach dem Tode ihres Großvaters, Ferdinand des Katholischen, in Spanien sich zutrug, ließ solches nicht leicht hoffen[1]. Ließ aber Karl den Bruder fühlen, daß er der Kaiser, der Gewalthaber in zweien Welten es sey, von dem es abhing, ihm den Besitz zwar minder schimmernder, aber vortheilhafterer Kronen, als die deutsche war, zu sichern, da durfte er ein schweres Opfer schon eher von dem minder Mächtigen erwarten. Daher genügte es ihm, sich in voller Kraft so gerüstet zu zeigen, daß den Furchtbarsten der Gegner panischer Schreck vor dem bloßen Anblicke seiner Macht ergriff. Aber plötzlich wandte er sich, den Erbfeind von dieser Seite, selbst auf die Gefahr des Bruders hin, verschonend, um ihn anderswo empfindlich zu fassen. Ihm schien es in jeder Beziehung vortheilhafter, die Rolle zu wechseln und ohne seine Streitkräfte zu zersplittern, aus einem Angegriffenen der Angreifer zu werden. Deßhalb focht er nicht in Europa seine Sache aus, sondern zog, einem fremden ungläubigen unterdrückten Fürsten Schutz angedeihen zu lassen, nach Afrika. Dort wollte er im Streite mit dem schrecklichen Barbarossa, dem Herrn des Meeres, im Dienste Suleimans, den Halbmond niederkämpfend, diesem die Eingangspforte in die christlichen Lande von der entgegengesetzten Seite versperren. Gelang ihm dieses, so hielt er die Wage von Europas Schicksal in seiner Hand. Hätten sich die Elemente, auf dem zweiten Zuge gegen Tunis nicht wider ihn verschworen, so würde die Richtigkeit seines Kalküls sich für die Feinde furchtbar bewährt haben. Schon der erste glückliche Zug nach Afrika, wie erhob er ihn nicht in den Augen der Welt weit über seine Nebenbuhler? Noch ein solcher dazu, würde auch den Bruder bewogen haben, sich dem Willen des übermächtigen Kaisers ohne Widerstreben zu fügen.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Robertson's Geschichte Karls V. 1. Buch.

# Ein Ausflug nach dem Schneeberge.

(Fortsetzung.)

Wie angenehm waren wir am andern Morgen überrascht, als der blaue Himmel zu unsern Fenstern hereinblickte. Schnell warfen wir uns in die Kleider, und eilten aus unsrem Zimmer hinab, um alle nöthigen Vorbereitungen zur Besteigung des Schneeberges zu treffen. Alles verhieß uns den schönsten Erfolg. Die Gipfel des Grünschachers, der Raxalpe und des Zahns standen in voller Klarheit da, vom blendenden Sonnenlichte umflossen; tief unten im Thale hatten sich wohl noch einige Nebelstreifen gesammelt, die sich abwechselnd in die Höhe zogen und wieder herabsenkten, bis endlich die siegreiche Kraft der Strahlen sie zu Boden drückte; nur auf dem Wetterkogel lagen dichte braune Wolken, die sich aber wie ein Mantel dem waldigen Gipfel anschlossen, und so nach dem Ausspruche der Landleute ein günstiges Vorzeichen für uns abgaben. Indeß wir unser Frühstück einnahmen, hatte der Wirth unsern Führer herbeschieden, der bald seinen Tragkorb mit dem nöthigen Mundvorrath, einer Flasche Wein und einem leichten Mantel bepackt auf die Schultern nahm, und wacker voranschritt. In Kurzem hatten wir die Holzrisen erreicht, die durch eine schauerliche Felsschlucht von Zahnsboden herabführt. Zur Winterszeit, wenn die hölzerne Bahn mit festgefrornem Schnee und einer leichten Eisrinde bedeckt ist, werden die Holzblöcke darauf heruntergeschleift. Schon in Reichenau hatte man uns vor diesem Pfade gewarnt, und ich muß gestehen, daß ich nach der Beschreibung, die man uns davon machte, wirklich mit Zagen die hölzerne Rinne betrat, da ich meine Schwindelfreiheit auf solchem Wege noch nicht erprobt hatte. Wir waren aber kaum eine Viertelstunde darauf fortgeschritten, als wir uns nicht genug wundern konnten, daß hier von Gefahr oder Beschwerlichkeit die Rede seyn sollte. Man wandert freilich auf einer ziemlich schmalen Holzbrücke, ohne Geländer, die hier und da zwei bis drei Klafter über dem Grunde erhaben ist, Thau und Nebel mögen die unbehauenen Baumstämme zuweilen etwas schlüpfrig machen; dennoch würde man sich selbst im Falle des Ausgleitens schwerlich beschädigen können. Die meiste Vorsicht muß man unsers Erachtens darauf verwenden, daß man mit den Füßen nicht in die Zwischenräume der Balken gerathe, was allerdings zum Mindesten eine Verrenkung des

Knöchels zur Folge haben würde; doch auch daran gewöhnt man sich bald; uns ging es wenigstens hier wie in den Bergwerken bei Hallein, wo man Anfangs nur zagend über die Rollen heruntergleitet, dann aber an dieser neuen Fahrt immer mehr und mehr Gefallen findet. Ungern verließen wir die Risen, die glatt und eben, ohne sonderliche Ansteigung (etwa von 15°) zwischen den Felswänden durchführt, um auf einem steilen, steinigen Waldpfade die Knofelebne zu erklimmen. Hier war erst im heurigen Sommer eine Jägerhütte errichtet worden, zu der auch die Führer den Schlüssel haben, um im Nothfalle den Reisenden Zuflucht gewähren zu können. Dort auf der Wiese sahen wir eine verirrte Kuh, die schon seit mehreren Wochen in dieser Gegend weidet, und von der Niemand weiß, wem sie angehört. Eine kurze Strecke oberhalb der Knofelebne auf einem kleinen Felsenplateau machten wir Halt. Hier erblickt man zum ersten Male wieder den Gipfel des Schneebergs in seiner riesigen Höhe, zur Linken erscheint die Naxalpe, der Grünschacher und der Samleitstein, tief unten, kaum unterscheidbar, liegen die wenigen Häuser am Kaiserbrunnen. Jauchzend begrüßten wir diese herrliche Alpenlandschaft; es antwortete uns aber nichts als das Echo, denn die Sennhütten waren größtentheils schon verlassen, und die Sennerinen zurückgekehrt in die mildere Ebene.

Nach kurzer Rast setzten wir unsern Weg auf dem sogenannten Wassersteige fort, der sich etwas gegen die Tiefe herabsenkt. Wir bedauerten jeden Schritt, den wir bergunter machen mußten, da er uns neue Anstrengung bereitete, um die verlassene Höhe wieder zu erreichen. Schon sahen wir die Krummbachhütte uns gegenüber, und steuerten muthig darauf zu, als plötzlich kaum hundert Schritte vor uns ein gewaltiger Fichtenstamm, von den Beilen der Holzknechte gefällt, mit ungeheurem Getöse niederkrachte, die jungen Bäumchen ringsumher zerschmetternd und gewaltige Steinblöcke in die Tiefe rollend, deren Donner das Echo weithin versendete. Noch zweimal genossen wir dieses erhabenen Schauspiels und kletterten dann mühsam weiter, über vermodernde Stämme und dicht verflochtenes Reisig, bis wir die Sennhütte erreichten. Zu unserm Vergnügen trafen wir hier noch die Sennerin an, die erst in einigen Tagen mit ihrem wenigen Vieh von der Alpe heimzukehren gedachte. Eine herrliche Quelle bot uns Erfrischung dar, und Milch mit etwas Rhum stärkte zu neuen Beschwerden. Wir fanden die Hütte sehr geräumig, wohl zusammengefügt, und mit ziemlich großen Fenstern versehen; daher sie im Nothfalle eine ganz erträgliche Unterkunft darbietet, da überdieß der Feuerheerd sich in einem Vorgemache befindet, und die Schweigerin mit Tellern, Gläsern, Kochtöpfen und anderem Geräthe versehen ist; des Sommers wohl auch ein Fäßchen Wein hat, um die Alpenwanderer für die Mühsale der Reise zu stärken. Von dem Gejauchze der Holzknechte begleitet, stiegen wir bald eine sehr steile Matte, die Kuhglocken, hinan, auf deren Höhe wir wie im Schweiße gebadet anlangten. Hier war die Krummholz-Region erreicht, die uns besonders abenteuerlich vorkam; die abgestorbenen, verwitterten Aeste lagen wie Mammuthsknochen am Boden, während die grünen Strecken von ferne eher einer Wiese als einem Gehölze glichen. Die rosigen Alpennelken und herrlichen Rhododendren wuchsen hier noch in Fülle. Plötzlich öffnete sich nun die Aussicht auf die Ebene gegen Ungarn zu, und auf die Gipfel der steierischen Gränzgebirge. — Zu unserm größten Leidwesen bemerkten wir, daß der Nebel in dichtgedrängten Massen über den Thälern lag, in eine weiße Wolldecke weithin ausgebreitet, so daß nur hier und da die schwarzen Spitzen daraus hervorragten.

(Schluß folgt.)

---

## Miszelle.

Auch die Aelpler Oesterreichs haben, wie die Dichter der Griechen und Römer, ihre Mythologie. Die übergossene Alpe war einst ein Arkadien. Die Hirten badeten sich da in Milch, bauten sich Stufen von Butter und Käse zu den Höhen hinan, und trieben noch des Argen viel. Aber plötzlich erging über sie ein strenges Gericht: ewiger Schnee bedeckte die Alpen und die Hirten.

---

Berichtigung. Im letzten Blatte der Zeitschrift S. 310, zweite Spalte, 15te Zeile v. o. muß es heißen: »Aber gar manchmal möchte Klio das erröthende Gesicht lieber in die Falten ihres Gewandes verbergen« u. s. w.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

80. Sonnabend, den 7. October 1837.

## Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte
## spanische und deutsche Reichsheer.

### Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung.)

Jetzt bleibt uns vor der Hand nichts anders übrig, als das Herausgegangene aus Bucholzs bewährter Geschichte der Regierung Ferdinands I. zu documentiren. Dort heißt es (im 4. Bande, S. 114): »Als zu Wien bekannt wurde, daß der Sultan davon gezogen, also gleichsam das Schlachtfeld geräumt habe, und die Gefahr vorüber sey, stand beim Kaiser sogleich der Entschluß fest, den Krieg seiner Seits nicht weiter fortzusetzen, sondern über Italien nach Spanien zu gehen.“ Stimmt dieses nicht mit unserer aufgestellten Behauptung vollkommen überein, daß der Kaiser, trotz der großen versammelten Streitmacht, die bei Neustadt seinen Befehlen zu Gebothe stand, gewillt war, in Deutschland sich nur defensiv zu verhalten; und daß ihn, wie lockend auch die Gelegenheit war, kein Vortheil bewegen konnte, seinen Plan zu verändern, um da die Offensive zu ergreifen? Und vernehmen wir ferner, was Ferdinand seiner Schwester Maria, der verwitweten Königin von Ungarn, und Statthalterin in den Niederlanden, über den Ausgang des Feldzuges berichtet, so bleibt nicht der mindeste Zweifel über diese Sache mehr übrig. »Sieh, worauf es herausgelaufen ist, mit dieser herrlichen Versammlung, die wir zusammen gebracht hatten, welche sicherlich sehr groß war, und aus sehr gutem Kriegsvolke bestand, denn es waren wohl 80 Tausend Mann Fußvolk und 6000 Schwerbewaffnete zu Pferde, alle wohl in Ordnung, und gewiß eher mehr als weniger. Ich habe das Aeußerste gethan, um mehr Geldhülfe zu haben auf längere Zeit, aber es ist mir nicht möglich gewesen. Hätte ich mehr zu erhalten gewußt, so würde ich in Person nach Ungarn gegangen seyn. Wien, 2. October 1532.“ Aus dem Schreiben do. Villach den 21. October 1532 genügt zu unserem Zwecke nur folgende Stelle mitzutheilen: „Zu sehen, daß wir eine so schöne Gelegenheit verloren haben, um Gott zu dienen, und die Christenheit von dem Tyrannen zu befreien!“ Und endlich lautet ein Schreiben von Innsbruck, 31. October 1532, folgender Maßen: „Meine Theuerste! ich kann mit gewisser Wahrheit sagen, daß der Zurückzug der Türken eine von den Nachrichten gewesen ist, die mich in meinem Leben am meisten betroffen, und mir mißfallen haben, denn, wenn wir zur Schlacht gekommen wären, wie ich hoffte, so hielt ich mit der Hülfe Gottes den Sieg für gewiß, nach der guten Gelegenheit, und ich zweifle nicht, daß, wenn man weiter fortgefahren hätte, daß wir das ganze Königreich Ungarn wieder gewonnen hätten, und ich will davon nicht Belgrad ausnehmen“[1].

Klagte aber Ferdinand, daß seine schönsten Hoffnungen vereitelt worden, daß die günstigste Gelegenheit, die Christenheit von dem Erbfeinde zu befreien, seine Erblande zu sichern, und sogar eine Eroberung noch hinzu zu fügen, unbenützt vorüber gezogen, wen trifft davon die Schuld? War es nicht sein Bruder, der über den größten Theil des versammelten Heeres als Herr geboth? Traute er sich bei anderen Gelegenheiten, ohne die zögernde schläfrige Reichshülfe über seine Feinde herzustürzen, was hielt ihn ab, den Vortheil zu verfolgen, dem vor ihm fliehenden Suleiman mit den Spaniern und Italienern allein unter seiner persönlichen Anführung nachzusetzen? Wann lag es sonst in seinem Plane, dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke

---

1 Bucholz Geschichte der Regierung Ferdinand's I. 4. Band. S. 117—119.

zu bauen? Hätte er immer so gedacht, so würde er sich nimmer der erste mit Lebensgefahr in den Fluß gestürzt haben, der ihn von dem fliehenden schmalkaldischen Bundesheere trennte. So wäre die Schlacht bei Mühlberg nie geschlagen worden, so wäre er nie in der Folge zweimal in Frankreich eingedrungen, hätte er nicht Paris schon vor seinem Waffenglücke zittern gemacht. Also ungefähr könnte man argumentiren, wollte man Karls Betragen einseitig beurtheilen, ihn auf den ersten Anschein hin einer zu verdammenden, nur seinen Vortheil berechnenden Eigensucht zeugen. Allein wollen wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, um ein vollständiges Bild in einem Rahmen gefaßt zu erhalten, Guicciardini über die Zeitverhältnisse sprechen zu hören: dann wird uns des Kaisers Betragen in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Dann werden wir sehen, daß er, einer Zeit, deren Prinzip ein trennendes, alle Bande auflösendes, alles Heilige zerstörendes war, deren Wahlzeichen von jeder Seite her ein Weglagerungs- und Faustrechts-System, schleichender arglistischer Politik der Selbstsucht war, entgegenstehend, nicht anders handeln konnte, als wir ihn zu Werke gehen gesehen haben. Ja es erfüllt mit Schaudern zu sehen, an welchen Fäden die Interessen des 16ten Jahrhunderts hingen, wenn wir bei Guicciardini lesen, was er von den Verhandlungen im Jahre 1530 erzählt: „Inzwischen hatte der Kaiser den Reichstag nach Augsburg zusammenberufen, wo er seinen Bruder zum römischen Könige erwählen ließ. Daselbst kamen auch die Angelegenheiten der Lutherischen zur Sprache, die der Macht der Fürsten gefährlich zu werden begannen. Durch ihre Anzahl, und den Ehrgeiz der Prediger in mehrere Parteien zerfallen, vermochte selbst Luthers, des Stifters ihrer Sekte, Ansehen und Beispiel wenig mehr über sie, so daß den deutschen Fürsten kein besserer Ausweg blieb, als die Versammlung eines Konziliums. Denn die Lutherischen, die ihre Sache durch die Authenzie der Religion bekräftigen wollten, bestanden darauf, daß ein solches gefeiert werde. [illegible]age[illegible] hielt auch die katholische Partei dafür, daß die [illegible] des Konzils, wenn auch nicht ausreichend, die [illegible] Vornehmsten unter den Ketzern von ihr[illegible] [illegible]bwendig zu machen, doch einen Theil [illegible] [illegible]ere Wege zurück führen könnten.“

[illegible] folgt.)

# Ein Ausflug nach dem Schneeberge.

(Schluß.)

An eine Fernsicht in die Fläche war nun freilich nicht mehr zu denken; doch kümmerte uns dieß nur wenig; denn solche Landkarten, mäßige Aussichten, wo man die zerstreuten Ortschaften nur mit dem Fernrohre unterscheiden kann, stehen nach unserer Meinung weit hinter den Gebirgslandschaften zurück, wo Gipfel auf Gipfel emporsteigt und die schönsten Thäler und schaurige Schluchten dazwischen hinziehen. Da unser Führer fortwährend heiteres Wetter versprach, so eilten wir muthig vorwärts auf dem von Buchberg heraufführenden Reitwege, der sich in zahllosen Wendungen durch das Krummholz durchschlängelt. Die reinere Alpenluft stärkte unsere Kräfte wunderbar; der frische Wind, der aus den Thälern herauf wehte, erquickte uns auf eine nie empfundene Weise; wir fühlten uns leichter, wie dem Staube entbunden in dem freieren Elemente. Tiefe Stille herrschte ringsumher. Da schwang sich plötzlich ein junger Adler in die Lüfte empor und zog majestätisch seine Kreise; ein fröhliches Omen für das Gelingen unseres Unternehmens! — Auf den zerbröckelten Felsen klimmte ein Wurzelstecher umher, im Schweiße seines Angesichtes jene Kräuter suchend, die dem siechen Leibe Heilung bringen sollen. — Hier, in einer Vertiefung des Luchsbodens hatte eine Hütte gestanden, die wahrscheinlich in Folge der Unachtsamkeit einiger Reisender abgebrannt war, und seitdem leider nicht wieder errichtet worden ist.

Endlich bogen wir um den Warriegel herum und sahen den Gipfel des Schneeberges vor uns. Noch nie hatte ich, selbst auf der See, solche Täuschung erfahren. Wir glaubten in einer Viertelstunde höchstens unser Ziel erreichen zu können; da sah ich plötzlich einige Punkte auf dem Rücken des Berges sich regen. Bald entdeckte ich durch mein Fernrohr eine zahlreiche Gesellschaft, und wir überzeugten uns nun, daß wir wenigstens noch eine Stunde zu steigen hatten, um auf dem Gipfel anzulangen.

Raschen Schrittes eilten wir dem Kaisersteine zu, durch das strauchlose Hochthal, das mit dichtem Moose und Flechten bedeckt war, zwischen denen der blaue Enzian und das Vergißmeinnicht in reichen Büschen prangte. Große Gruben voll frisch gefallenen Schnees erhöhten durch ihr blendendes Weiß den Reitz dieser Alpenlandschaft im vollsten Sinne des Wortes, deren Anblick und wunder-

bar ergriff und an so manche klassische Stellen der Schweiz erinnerte, die noch lebhaft vor unsern Augen stehen. Trübe Ahnungen rissen uns bald aus unserem Entzücken, denn ein schneidender Westwind hatte sich erhoben, und jagte einzelne Wolken aus dem Nebelmeere herauf, die zwar noch immer unter der siegreichen Kraft der Sonnenstrahlen an den Felsenmassen des Alpengipfels in leichten Thau sich auflösten, dennoch aber Böses weissagten. Wirklich wurden die Nebel immer dichter und dichter, je weiter wir emporstiegen und bald umzog ein Schleier den Gipfel. Mit unsäglicher Anstrengung schwangen wir uns hinauf, und eilten dem Kaiserstein zu ..... einen Blick auf die endlose Kette von Bergen, die vom Oetscher an bis an das Rosaliengebirge wie eine ferne Küste aus dem weißen Nebelmeere hervorragte, und die emporstürmende Wolken-Brandung hatte sie auf immer verhüllt .... einen Blick in das wirklich zauberische Buchberger-Thal, dem in Oesterreich gewiß nicht so bald ein anderes an die Seite zu setzen, und die aufgescheuchten Nebelmassen stürzten sich in dasselbe hinab. Traurig wendeten wir uns zurück, und begrüßten nun erst unsere Gesellschaft, bei der sich drei Damen befanden, die schon zum dritten Male den Schneeberg erstiegen hatten. Bald nahmen sie Abschied, und eilten von unserm Nachrufe begleitet dem Kutschnerberge zu. Auch wir konnten nicht lange auf dem Gipfel verweilen. Die Winde pfiffen mit den Steinröthelu um die Wette und feiner Regen säuselte auf uns herab. Nur wer schon einen ähnlichen Unfall erfahren hat, kann sich einen Begriff von unserer Gemüthsstimmung machen, als wir noch müde von der letzten Anstrengung mit klopfender Brust dem langersehnten Gipfel den Rücken wenden mußten, um nur aus der feucht-kalten Höhe wieder in die sonnige Tiefe zu gelangen! — Doch es ist eine alte Philosophie, daß man in das Unvermeidliche sich ergeben müsse, und so scherzten auch wir bald unsern Mißmuth hinweg.

Kaum waren wir bis zum Ochsenboden herabgestiegen, so begrüßte uns schon wieder der heitere Sonnenschein, und jede Furcht vor einem Ungewitter verschwand, doch die Spitze des Berges blieb umhüllt wie zuvor, und es unterlag keinem Zweifel, daß Vater Schneeberg seine Schlafmütze so bald nicht mehr abnehmen würde. Als wir am Fuße des Warriegels angelangt waren, gerieth mein Freund W* auf den Einfall, über den Saugraben hinabzuklettern, um desto schneller die Krummbachhütte zu erreichen, in der wir unser Mittagmahl einzunehmen gedachten. Auch wir fanden uns gleich zu diesem Wagnisse bereit; ich muß aber gestehen, daß ich es für Pflicht halte, Jedermann vor einem ähnlichen Einfalle zu warnen. Spezielle Interessen des Botanikers abgerechnet, bietet diese Schlucht durchaus keinen Reitz dar, der nicht auf jedem andern, minder beschwerlichen Pfade in bei weitem reicheren Maße anzutreffen wäre, und selbst der Zeitgewinn ist zu unbedeutend, als daß er die Beschwerden und Gefahren dieser Wanderung lohnte. Wir stürzten oft ein Paar Klafter weit auf dem furchtbaren Steingerölle hinunter bis wir auf irgend einem größeren Felsblocke wieder festen Fuß faßen konnten. Hier und da nur streckte uns eine mitleidige Zwergkiefer ihre hülfreichen Aeste entgegen; oft blieb uns nichts als der schlanke Schaft eines Rhododendrons oder einer Schafgarbe übrig, um uns daran fest zu klammern. Nur in großen Zwischenräumen konnten wir hinunter klettern, sollte nicht Einer auf das Haupt des Andern Steine oder Erdschollen hinabschleudern. Ueberdieß hatten wir die Sonne uns gegenüber, und litten so von der furchtbarsten Hitze. Endlich waren wir an den Anfang des Waldes mehr herabgeklettert als herabgestiegen; kaum konnten wir unsern Augen trauen, als wir die Schlucht hinaufschauten, die wir zurückgelegt hatten; es schien uns mehr ein Pfad für Gemsen als für den menschlichen Fuß zu seyn. Unser Führer erzählte uns, daß ein Arbeiter in den Streckwerken diese flüchtigen Thiere von Fels zu Fels überall hin verfolgt, bis er sie auf irgend einer unwegsamen Stelle mit den Händen fängt und erwürgt. Wahrhaftig eine seltsame Jagd, die nicht von Vielen geübt werden dürfte! — Auch unser W* war rüstig vorgesprungen; wir aber verloren zu allem Ueberflusse noch den Weg durch das Dickicht, und fanden uns plötzlich am Rande einer Felswand, deren jäher Absturz kein Vorwärtsschreiten gestattete. Mit größter Anstrengung mußten wir uns durch das Gestrippe eine Bahn eröffnen, um wieder auf einen gangbaren Pfad zu gelangen, der uns endlich zur Sennhütte hinabgeleitete, wo wir um 2 Uhr nach Mittag ziemlich erschöpft ankamen. Eine Stunde der Ruhe gab uns aber bald die alten Kräfte wieder, die überhaupt in der reinen, frischen Gebirgsluft beinahe unglaubliche Mühsale überdauern. Mit wahrem Heißhunger verzehrten wir hier unser Mahl, und erquickten uns an trefflichem Kerschbacher, den wir von Reichenau mitgenommen. Wer nie die Freuden einer solchen Alpenmahlzeit genossen hat, der kann sich von

unserer Fröhlichkeit keinen Begriff machen. Neugestärkt traten wir den Heimweg an. Das Herabsteigen über die Holzrisen war des Ausgleitens wegen allerdings etwas gefährlich. Dennoch hatten wir auch hierin bald die nöthige Uebung erlangt, um lustig darauf vorwärts schreiten zu können. Es war ein herrlicher Abend geworden. Nach zwölfstündiger Abwesenheit trafen wir um 7 Uhr wieder in Reichenau ein, wo eben eine neue Gesellschaft angelangt war, die den nächsten Morgen die Besteigung des Schneebergs versuchen wollte. Zu Pferde kann man von hier aus nur auf sehr bedeutendem Umwege den Alpengipfel erreichen; nächstes Jahr aber soll ein ordentlicher Reitsteig angelegt werden, der dann bei der trefflichen Unterkunft, die man hier findet, gewiß noch mehr Fremde zu dieser Alpenreise anlocken wird, die eben in der Ueberwindung so mancher Schwierigkeiten dem gesunden Körper und einem kräftigen Gemüthe besonderen Reitz darbietet. So ein Tag in freier Luft, weit entfernt von dem kleinlichen Treiben der Menge, nur in Gesellschaft der Adler und Gemsen zugebracht, wirkt ungemein wohlthätig auf unsere Seele. Das Losreißen von allen Gewohnheiten, das Entbehren aller Bequemlichkeiten, das Prüfen seiner eigenen Kraft gibt dem Menschen ein gewisses Bewußtseyn, das ihn erhebt, und für alles Gute und Schöne empfänglicher macht. Niemand sollte es verabsäumen, des Jahres wenigstens einmal solch' einen Ausflug zu unternehmen, der sich mit geringem Aufwande an Zeit und Geld vollführen läßt; ... nur wähle man dazu ein besseres Wetter, als uns getroffen hatte; denn als wir am dritten Tage nach unserer Abreise erwachten, goß der Regen in Strömen herab. Wir mußten daher unsern Plan aufgeben, zu Fuße durch das Höllenthal nach Guttenstein zu wandern, und statt dessen ein halb gedecktes Wägelchen miethen, das uns — freilich gegen reichliche Bezahlung, denn unser Fuhrmann meinte, man müsse die Schafe scheren, wenn sie Wolle haben — nach Neustadt brachte, wo wir so glücklich waren, den Eilwagen wieder zu finden, der um 2 Uhr von Grätz hier anlangte und uns bis gegen 7 Uhr Abends, wenn auch vor Kälte starrend, doch wohlbehalten nach Wien beförderte.

So war denn unser Ausflug wohl in jeder Hinsicht ein verunglückter zu nennen, deßungeachtet fühlten wir nicht die mindeste Reue darüber. Wir brachten ja einen Schatz von Erinnerungen mit uns nach Hause, und das Vergnügen, das uns wirklich zu Theil geworden war, ließ uns all' die Freuden ahnen, die wir genossen hätten, wenn der Himmel uns günstiger gewesen wäre.

Dr. Moritz von Stubenrauch.

---

## Beiträge
zur
## vaterländischen Rechts- und Sittengeschichte.

### V.

Ich herr Benedict von wolthausen ein Ritter vnd Pfleger des Thals Grassa genannt, Gib vrkundt mit sampt den Schöpffen des Landtgerichts, das ein solche verhandlung bey vns geschehen ist, zu offenbarung aller menigklich sich davor zu hütten, vnd besonder die kindtpetterin. Ist geschehen do man zalt. 1517. jar, im Weinmonat, in einer stat genant Wolfsperg, leyt in Kerenten, gehört zu dem Bistumb von Babenberg, da ist gesessen ein kauffman, genant Osterberger, dem ist gelegen sein haußfraw, vnd gebracht einen erben, am vierten tag des Weinmonats. Also ist sie gelegen biß auff den siebenden tag, genant Sant Colman, Hat sich der Kauffman geschickt auß zu reyten, vnd jr befolhen etlich gescheft seines handels halben, ist damit abgeschyden, in dem ist sie entschlaffen, sindt von jr gangen die kellerin vnd diern, zu pflegen irer arbayt. In dem ist kummen der Teufel für die stuben thür vnd jr gerufft hat gesagt, kumm ich will dir anzeygen was du solt hin geben, die weyl ich auß bin. Ist sie erwacht vnd auffgefarn, hat gemaynt es sey jr man, hat angelegt ein pfayt vnd schauben schwartz schamlot, panttoffel, vnd ein seydens steuchlein vmb das haubt geschlagen, in dem der Teufel offt geschreyen hat, hat sie geantwort, ich kumm, vnd auff than die thür, hinauß gangen zu jm, do hat sie der Teufel genummen und zu einem laden hinauß gerissen, vnd hat sie gefürt von der stat Wolfsperg bis an den Kemsee, gelegen am Grasser thal, der ist groß vnd weyt dreyer meyl, mitten darin leyt ein Closter, da hat man geleut metten, do hat er sie lassen fallen, neben dem her auff einem moß, zwischen einem wasserfluß, rechnet man von dem see gen Wolfsperg XXXIII meyll die er sie gefürt hat.

(Schluß folgt.)

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

81. Mittwoch, den 11. October 1837.


## Scenen zu Zwetl
### im dreißigjährigen Kriege.

Nach Handschriften im Archive des Stiftes Zwetl
von
Johann v. Frast, Priester dieses Stiftes.

I.

Ein Theil Böhmens wählte, unter dem schimmernden Namen der Vaterlandsliebe und glühenden Eifers für Luthers Lehre, das Panier des Aufruhrs. Rasch eroberte Graf Mathias Thurn Pilsen, Krumau, und sieggewohnt stand er auch schnell vor den Thoren der Stadt Budweis. Die Bürger, wie immer treu dem königlichen Herrn, vereint mit einer tapferen Besatzung, wehrten sich muthig. Thurn im festen Willen, Oesterreich zu überraschen, zog knirschend von den trotzenden Mauern ab, und eilte nach der Stadt Zwetl. Ein neuer Sporn für ihn und seine beutesüchtigen Scharen war die Kunde, Dampierre habe die in Böhmen gemachten reichen Erpressungen, mit starker Obhuth, dem Schutze dieser Stadt anvertraut. Den 27. November 1618 kamen die Böhmen, unter Begünstigung einer sternverdeckten Nacht, im nahen Dorfe Oberhof an, und ohne Zögern eilten sie zum festen Stadtthore. Die Bürger dachten sich den Feind noch nicht so nahe, und selbst die Wache glaubte bei dem Drohworte: „Mach auf, sonst schießen wir dich todt,“ es seyen vor Kälte starrende kaiserliche Soldaten, und rief ihnen murrend zu: „Habt ihr was zu suchen, so kommt bei Tage; jetzt müßt ihr noch warten, ich muß die Schlüssel holen.“ Die Feinde warteten die Rückkehr des Leichtsinnigen nicht ab. Da die Zugbrücke aufgezogen war, erklimmten Einige die Vormauer, ließen die Brücke herabrasseln, und suchten das Hauptthor zu öffnen, indem sie Feuer legten. Das Knistern und Leuchten der Flamme machte den Wächter des runden und den des achteckigen Thurmes aufmerksam. Sie schossen und machten Lärm, doch zu spät. Mit Aexten schlugen die Böhmen das Thor ein, und drangen in die schlecht gerüstete Stadt. Die kaiserliche Besatzung, die sich in Eile zusammengerafft, stellte sich bei dem Brunnen auf dem Markte auf, und gab auf die Anstürmenden Feuer. Der Anführer der Böhmen, Caplier, stürzte tödtlich getroffen. Doch mußten die Kaiserlichen weichen, der Sieg war errungen, und nun belohnten sich die Ueberwältiger durch Plündern, schonten auch der Kirche und der Wohnung des Pfarrers nicht, der in der Kleidung eines Müllers entfloh. Graf Thurn rückte ein, befahl aber, die Propstey, die neben der Stadt die Krone eines Berges ist, noch in der Nacht zu besetzen. Hier waren die Thore offen, der Propst Kaspar Quorr war so hastig entflohen, daß er nicht einmal alles Geld mit sich nahm, sondern eine nicht unbedeutende Summe zurückließ, in welche sich die fremden Krieger jubelnd theilten. Zu gleicher Zeit entsendete der Graf eine Schar in das, nur eine starke halbe Stunde entlegene Cisterzienser Stift Zwetl, die sich wieder in die Stadt zurückzog, als sie aus den zum stillen Frieden bestimmten Hallen die Trompeten der Kaiserlichen schmettern hörte. Sie waren aber zur Versammlung zum Abzuge erschallt, die kaiserliche Reiterei zog rückwärts durch den Klosterwald ab, nur 80 Fußgeher blieben, weil sie nicht schnell entrinnen konnten. Die Glieder des Conventes, die zur evangelischen Liebe der Glaubensneuerer kein Zutrauen hatten, entflohen bis auf die zwei Priester Jakob und Michael, die bei ihrem entschlossenen Abte Johann Seyfried aushielten, der sich erklärt hatte, in seinem Stifte auszuharren. Ein schwacher Strahl von Hoffnung, daß ihm und seinen treuen Gefährten kein persönliches Leid zugefügt werden würde, glimmte in seinem Herzen. Er war vor drei Jahren unter der Zahl jener, welche von den österreichischen Ständen nach Prag geschickt worden waren. Bei einem Gastmahle, das die böhmischen Stände den hingesendeten Oesterreichern gaben, saß Abt Johann neben dem Grafen Mathias Thurn. Im

freundlichen Gespräche, beim Klirren der Becher tranken sie sich Freundschaft zu, der Graf nannte den Abt seinen Vater, und dieser hieß ihn seinen liebgewordenen Sohn. Auf diese Verbindung sich erinnernd, gründete er sein leises Erwarten möglichster Schonung. Noch vor des Tages Anbruch schickte der Graf einen Trompeter in das Stift, um Wein für ihn zu fordern, mehr aber auszuspähen, ob und wie viele Kaiserliche hier seyen. Um sechs Uhr früh kam er selbst mit zwei Abtheilungen Reiter, und einer von der Infanterie. Die kaiserliche Besatzung ergab sich, die Stämmigeren aus ihnen nahm er unter seine Truppen, die Andern entließ er. Vorsichtig besetzte er das äußere und das innere Thor, und ritt zur Thür, an der ihn der Abt und zwei Priester mit gesenktem Haupte und beklommener Brust erwarteten. Scharf faßte Thurn den Abt ins Auge, erkannte ihn, sprang mit einem Freudenruf vom Pferde, schloß ihn in seine Arme, und sagte lachend: „O mein Vater!“ Die Angst war verschwunden; freudig führte der Abt den Grafen im Stifte herum. Die majestätische Gestalt der Kirche ergriff ihn. Sie verdient, sprach er, daß sie erhalten werde. Die schwache Befestigung des Stiftes zwang ihm ein Lächeln und manche beißende Bemerkung ab. „Ich muß zeigen, wie es die schnellfüßigen Wichte hätten machen sollen“, sprach er, und ertheilte den Befehl, die Thürme und Mauern in besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Seinem Koche befahl der Graf, ein stattlich Mahl zu bereiten, zu dem er den Abt und einige Ritter seines Heeres einlud. Die Freuden der Tafel und der starke Wein belebten die Fröhlichkeit, die bei Einem einen Grad erreichte, der ihn zu beleidigenden Spöttereien gegen den Abt verleitete, und als er diesen vor Unwillen erröthen sah, mit rohen Drohungen endete. Mit furchtbarem Ernste verwies Graf Thurn dem Dräuenden sein unanständiges Betragen, und warf ihm seine unerfahrene Jugend vor, die sich erdreiste, einen Mann zu beleidigen, der wehrlos sey, und den er selber ehre. Der junge Graf Schlick verstummte mit grollendem Auge. Bald kam die Nachricht, daß Buquoi und Dampierre Böhmen arg verwüsten. Thurn's Zorn flackerte auf; gemildert, befahl er dem Abte und Hartmann von Landau nach Wien zu dem Kaiser zu reisen, und ihm zu sagen, daß, wenn die beiden Generale mit Sengen und Brennen in Böhmen fortfahren würden, er Gleiches in Oesterreich thun werde. Die ersten Tage des Decembers kamen der Abt und Landau zu des Kaisers Majestät, fanden geneigtes Gehör, und den Auftrag für Landau, nach Zwetl zurückzueilen, und dem Grafen Thurn zu berichten, daß bereits Befehle an die kaiserlichen Feldherrn ergangen wären, Grausamkeiten, die dem kaiserlichen Herzen bittern Kummer machen, zu vermeiden. Dem Abte befahl man, unter dem anständigen Vorwande, daß man um ihn sehr besorgt wäre, in Wien zu bleiben. Die eigentliche Ursache war, daß man zu Wien das freundschaftliche Betragen des Feindes gegen ihn als ein Einverständniß des Abtes mit Graf Thurn verdächtigt hatte.

(Schluß folgt.)

---

## Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt
versammelte
## spanische und deutsche Reichsheer.

---

### Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Ueberdieß wurde auch von den Katholischen das Concilium gewünscht, damit manche Erpressungen und Mißbräuche abgeschafft würden. Denn auch diese klagten, daß die Pfründen unverantwortlich vergeudet würden, weil man Beneficien, die sich nicht gut vereinen lassen, einer und eben derselben Person übertrug, und das mit Hintansetzung der achtenswerthen Competenten. Also sehe man mit Unwillen zu solchen Leute berufen, die entweder das vorschriftsmäßige Alter noch nicht haben, oder nicht die geringste wissenschaftliche Bildung besitzen, und, was das Aergste, den ruchlosesten Lebenswandel führen. Den Wünschen von ganz Deutschland entgegen zu kommen, und weil es auch sein Vortheil erheischte, jeden Vorwand zu Unruhen und trotzigem Widerstand in diesem Lande aus dem Wege zu räumen, lag der Kaiser dem Papste sehr an, das Concilium in Gang zu bringen. Zu dem Behufe führte er ihm die Gespräche zu Gemüthe, die sie über diesen Gegenstand zusammen in Bologna gepflogen, und erbot sich aus besonderer Rücksicht für ihn, bei der Versammlung persönlich gegenwärtig zu seyn. Denn er selbst wolle Sorge tragen, den Papst darüber zu beruhigen, daß durch das Concilium seiner Authorität und Würde kein Abbruch geschehe. Demungeachtet dachte der Papst mit Mißfallen an diese Sache. Doch um sich bei dem Kaiser in seiner guten

Meinung nicht zu schaden, suchte er vor demselben den Widerwillen, den er gegen das Concilium empfand, und die Besorgnisse, die ihm dieses erregte, zu verbergen. Aus dieser Ursache verlangte er von den, zur Diskussion über diese Materie versammelten Kardinälen, nur von denen ihre Willensmeinung über diesen Gegenstand zu hören, die von den bei dem Concilium vorzunehmenden Verbesserungen sich auch nichts Guten versahen. Nachdem er solche Maßregeln genommen, erließ der Papst ein Schreiben an den Kaiser, in welchem er mit vielen Gründen belegte, daß es jetzt nicht an der Zeit, wegen einer Kirchenversammlung zu unterhandeln [1]. Denn noch immer verbinde die Christenheit kein fester Friede, während der Türke Besorgniß erregende Bewegung mache, und es wäre nicht gut, wenn dieser die Gläubigen in Disputationen und Streitfragen verwickelt fände. Aber, schloß er in seinem Briefe, um dem Kaiser zu zeigen, wie geneigt er sey, sich dessen Willen zu fügen, so sey er zufrieden, wenn jener auf dem Reichstage die Zusammenberufung eines Conciliums verheiße. Doch müßte dieses in Italien, in seiner Gegenwart zur festgesetzten günstigen Zeit gehalten werden. Ferner hätten die Lutherischen und die anderen Heretiker, in der Voraussetzung, daß sie sich den Aussprüchen des Conciliums unterwerfen werden, von ihren Irrlehren abzustehen, den apostolischen Stuhl in seine alten Rechte wieder einzusetzen, und wie früher als katholische Christen zu leben. Aber eben diese Clausel war die Klippe, an welcher die ganze Verhandlung scheitern sollte, weil die Protestanten nicht bloß nicht gesinnt waren, vor der Kirchenversammlung von ihren Lehren und Ritus zu lassen, sondern auch weil sie sich vor jener entsetzten, da sie nichts anders erwarten konnten, als daß ihre Meinungen von derselben würden verworfen werden. Allein trotz dem Bewußtseyn, daß die meisten und vorzüglichsten Punkte ihres Glaubensbekenntnisses, schon mehrere Male von den früheren Kirchenversammlungen als irrig verdammt worden, bestanden die Lutherischen dennoch auf die Zusammenberufung eines Conciliums, weil sie wußten, daß der Papst sich dagegen sträubte, und sich für überzeugt hielten, dieser werde seine Zustimmung dazu nimmer geben.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Das Schreiben findet sich bei Ruscelli, lettere dei Principi tom. 2. Ediz. Liletti, Venezia 1563.

# Beiträge
## zur
## vaterländischen Rechts- und Sittengeschichte.
(Schluß.)

Also ist sie da beliben biß an den Tag, do ist ein pawer gangen von dem dorff genant Kirchbühel, an einem perg nechst da bey gelegen, zu hawen holtz vnd flössen auff dem see, hat er gesehen das weyb, vnd ist zu ir gefarn sie zu fragen, wie sie da hin kummen sey, hat sie angehoben vnd im geklagt wie sie ein man daher gefürt hab, in der gestalt jcz mans, aber sie mann es sey der Teufel gewesen, vnd hat jm auch gesagt, wie sie siben tag alt sey des kinds, des hat er kein erbarmung gehabt, hat ir abgezogen die schawben, die pfayten, vnd das steuchlein, und jr geben seinen schürtzkittel, damit ist er von jr gefarn, hat sie jm nach geschryen vnd jn gebetten durch Gott vnd Maria vmb ein gewenchts wachs jr zu bringen, vnd vmb ein bissen prots. Also ist er nach mittag wider kummen, jr gebracht ein gewenchts wachs, ein stück prot. Nachvolgent hat er an sie begert seinen willen mit jr zuthun, hat sie jm wider gesagt wie vor, das sie sey ein kindpetterin, vnd nur siben tag alt seyt der gepurt, hat nit geholffen, sondern seinen willen er verbracht nach seinem wolgefallen, nit ein mal, sondern offtmalen, nichts verschont, also wider von jr gefarn biß an den andern tag, hat er des gleychen than wider wie vor vnd jr gebracht ein stück fleisch vnd prots, nichts sunders hat sie gehabt zu essen, vnd jm gehorsam müssen sein, des gleychen an dem dritten tag, ist er wider kummen zu jr vnd sie aber benöttigt, Hat sie jn gebetten umb gottes willen sie zu landt zufüren, das hat er nit thun wöllen, sondern geforcht sein schalckheit werde offenbar, vnd aber von jr gefarn. Hat sie jr gebet gethan zu gott vnd Maria, jr zuhelffen zu den lewten, wann es ist gewest an einem ort des Sees, das sie hat müssen dardurch wol ein acker lang weyt watten, wann sie gedacht, ich muß doch sunst hie sterben, so will ich auff die gnad gottes vnd Marie hindurch watten vnd fliessen wie ich mag. Ist jr erschynen Maria mit jrem kindt, hat jr geben ein schnur, gleich daran als ein Agnus dei, ist sie vnuersert durch den Fluß des Sees kummen. Darnach gegangen zu einem marckt genant Grassa, ist jr bekummen ein fraw, hat sie haym gefürt und in ein beth gelegt, der hat sie geklagt wie es jr ergangen sey, besonder mit dem pawren, sie müß sein sterben, hat begert zu beychten vnd das sacrament zu entfahen, das hat man jr bracht, darnach hat man hin geschickt gen Wolfsperg zu jren freunden, nach jrem ansagen, solchs zu erfarn genugsam zu einer wahrheyt, jr man was noch nit heym kummen gewest. Also ist sie verschyden an Simon vnd Judastag, do hat man sie erlich begraben. Die schnur hat man geantwort ins frawen Closter, leyt mitten im Kemsee, die einzufassen in ein man-

strantzen. Item der pawr hat nit gewist wo sie hin kumnen sey, hat gemaynt der Teufel hab sie wider hin, oder sie sey ertruncken, vnd ist gefaren mit drey saum rossen von Kirchbühel gen Grassa in marckt mit getraydt, ist funff meyl von einander, hat mit jm die schawben, vnd sayl gepotten in einem wirtzhauß, aber man hat jn gefragt, wo ers genummen hab, hat er gesagt, sie sey seiner pflegerin, Hat man jnn an genummen gefencklich, hat wöllen schicken zu seiner pflegerin, solchs zu erfaren, hat er eins gangs bekent wie er sie hab genummen einer frawen, auch pfayten vnd ein steuchlein, hat nit gewist das sie in dem marckt gestorben ist, hat auch bekent viel andere ding, vnd die zall wie offt er mit der frawen zuschaffen hab gehabt, das ich nit beschreyb, von ere wegen aller frawen, wer müglich das den ersten tag gestorben wer, het nit gethan die hilff gottes vnd Marie.

Item am Montag vor Martini ist er gestelt worden für gericht vnd die vrteyl gefelt, seyt er ein betrübte vnd verserte frawen hat benöttigt, hab nit verschont gottes und Marie, dardurch sie jn gebetten hab, sol er auch mit verserten vnd verwundten leyb gericht werden, auff schneyden von der handt biß an ellenbogen, vom ellenbogen biß an die achssel, von dem gemecht biß auff die knye, von dem knye biß auff die fueß, darnach abgestossen die acht rören am armen vnd bainen mit dem rad zu todt. Also ist er verschyden vnd gericht worden in dem marckt Grassa genant. Dient got vnd Marie, die erbarmen sich aller glaubigen selen. (Fliegendes Blatt in Folio.)

---

## Miszellen.

Als Anhang zur biographischen Würdigung des um Oesterreichs dramatische Kunst, und namentlich um das Ausblühen des Hofburgtheaters in Wien so hoch verdienten Joseph Schreyvogel, welche im Jahrgange 1835 dieser Zeitschrift erschienen ist, und gewiß nicht ohne gleich dankbare Anerkennung der Leistungen des gefeierten Todten und seines genialen Nekrologen gelesen wurde, glauben wir eine nicht uninteressante Mittheilung in der Veröffentlichung jener Worte zu machen, welche nunmehr die Aufschrift auf dem einfachen Grabsteine am Stadtgottesacker bei Währing bilden, der sowohl Schreyvogel's, als auch seines Tochtermannes Joseph Beckers gemeinschaftliche Ruhestätte den Besuchen ihrer Freunde zeigt. Sie lauten:

»Hier liegt Thomas West, Carl August West »und Joseph Schreyvogel; drei Namen bezeichnend »nur einen Mann, aber einen völligen. Stand Jemand Lessing nahe, so war er's. Neben ihm ruht sein Tochtermann Joseph Beckers.

»Dieselbe Krankheit legte sie binnen zwei Tagen in das »selbe Grab. Den Einen bedauert Deutschland, Beide wer »sie gekannt. Gestorben den 28. Juli 1832.«

---

Die Bewohner des Gosauthales in Oesterreich ob der Enns unterscheiden sich von allen Kammergütlern noch gegenwärtig durch ihre Kleidung, durch ihre Mundart und ihren besonderen Accent, indem sie vorzüglich den Vocal e zu erheben und schärfer auszusprechen gewohnt sind. Sie geben durch alles dieses noch jetzt zu erkennen, daß sie nicht von den Bojern, sondern von den Rhätiern herstammen, welche einst das salzburgische Gebirg besetzt hatten. Doch ist unbekannt, wann diese in das Gosauthal herüber wanderten, oder ob diese Wanderung nicht bloß einzeln geschehen sey.

---

K. Ferdinand II. bestättigt und erneuert die Exemption der Waidhofner von allem Quartier, die ihnen von seinen Vorfahren war bewilliget worden.

„. . . die Stadt Waydthouen an der Ybbs sambt dem auf 3 Meil Weegs vmbligenden Gezierckh vnd darinen sich befündenden Fleckhen vnd Orthen, auß disen Vrsachen vor aller einquartier vnd losierung . . . des Kriegsvolcks zu Roß vnd Fueß eximirt vnd befreyet (ist). Dieweilen Sy zu erhat: vnd befürderung vnsers Innerpergerischen Steyrischen Eisen Camergutts Weesens vnsere Pergheuer, holcz vnd Plahaußarbaiter auch die Hammerwerkstätt vnd inß gemein all ander Handtwercher, so sich mit der Eisenarbeit nehren, vnd erhalten. mit prouiant Crafft deß geschloßnen Accords versehen thuen; Vnd wir nun darauff gleichergestalt bey Jüngstlich von neuen wieder aufgerichten vnd erhebten Haubt Compagnie Werckh in der darüber verferttigten Capitulation genedigst Statuirt vnd verordnet daß umb oben erzählter vrsachen willen gedachte Statt vnd Herrschafft Waidhouen sambt den auf 3 Meil weegs vmbliegenden gezierckh von aller Muster: An: vnd Abzug oder abdanckh Plätzen. Guarnisonn vnd Einquartierungen des Kriegsvolckhs rc. den alten Ordnungen gemäß, jederzeit vberhoben sein, vnd darczu in khainerlay Weeg wie daß beschehen oder fürgenommen werden möchte, gezogen werden sollen; In genedigister Anmerckhung vnd betrachtung, daß berürte proviantirung zu aufrecht erhaltung mehrbemeltes unsers Innerpergerischen Eisen Camergutts weesens nothwendig ervordert wurdet, sonsten vnd in ermanglung dessen, daßselbe zu schmellerung vnserer selbst eigenen Camer Gefell auch des gemainen wesens nachtail vnd schaden geschwecht, oder wol gantz vnd gar zu grundt gelegt werden mueste, Als bevelhen wir u. s. w. Wien 12. July 1632.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

82. Sonnabend, den 14. October 1837.


## Scenen zu Zwetl
### im dreißigjährigen Kriege.

Nach Handschriften im Archive des Stiftes Zwetl.
von
Johann v. Frast, Priester dieses Stiftes.

(Schluß.)

So lange der Graf in der Stadt Zwetl lag, wohin er nach dem Besuche im Stifte zurückgekehrt war, blieben auch die geforderten Lieferungen in den Schranken der Mäßigkeit. Nach seiner Abreise in den letzteren Tagen dieses Jahres zeigte sich, wie wohlwollend er gewesen, und wie durch seine Abwesenheit den Drangsalen des Krieges volles freies Feld geöffnet sey. Doch muß man dem böhmischen Obersten Ebenberger die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er strenge Mannszucht übte, und nur durch seine Habsucht Anlaß zur Klage gab. Mit Strenge forderte er die Stellung mehrerer Hundert Bauern, um an der Befestigung der Stadt, der Propstey und des Stiftes zu arbeiten. Man hatte ihn dazu veranlaßt, weil die Ortsrichter Knaben statt Männer schickten. Aber daß er unerschwingliche Lieferungen an Körnern und Wein ausschrieb, beides in der Stadt verkaufte, und sich dadurch in kurzer Zeit zwölfhundert Gulden erwarb, befleckt seinen guten Ruf. Sehr unzufrieden war mit ihm der Stifts-Hofrichter Rosenauer, ein Mann, der sich nicht wenig darauf einbildete, daß er einst in Frankreich Kriegsdienste geleistet hatte, und dem begehrenden Obersten, im Vertrauen auf die Freundschaft des Grafen Thurn mit seinem Abte, mit kecker Stirne Trotz bot. Als Ebenberger den 29. December in das Stift kam, und aus dem Zeughause 60 Gewehre, 20 Bündel Lunten und das schwere Geschütz verlangte, um es in die Stadt zu führen, verweigerte es ihm der muthige Hofrichter mit der Drohung, dem Grafen Thurn zu schreiben, was er auch erfüllte, und dem Obersten einen tüchtigen Verweis zuzog, wie ihm dieser selbst später unklug vorwarf, und dadurch zu erneuten Klagschreiben an den Grafen ermuthigte. Die Geistlichen des Stiftes waren wieder zurückgekommen, da sie hörten, daß ihnen keine persönliche Gefahr drohe. Sie sprachen öfter mit ihrer böhmischen Besatzung, und ließen die an Rang Ausgezeichneteren mit sich speisen. Der lutherische Oberst witterte Proselitenmacherei, und drohte Todesstrafe, wenn diese gemeinschaftlichen Mahle und Unterredungen nicht aufhören würden. Seinen Soldaten gab er die Ordre, das Convent nie zu betreten, und mit einer Fleischsuppe und Gemüse und einer halben Wein im Tage zufrieden zu seyn. So kam das Jahr 1619 und mit ihm stiegen die Forderungen. Wochentlich mußte das Stift 20 Wägen Heu, 24 Wägen Stroh, und alle vierzehn Tage 300 Metzen Hafer in die Stadt liefern. Ein Bursche aus dem Kloster hatte den Böhmen einen bisher vorborgenen Keller mit dem besten Weine verrathen. Gleich kam der Oberst, und lud daraus mehrere Wägen, vorgeblich für den Grafen Thurn. Der Hofrichter schrieb wieder, und bekam eine Antwort: Nobilis ac dilecte Praefecte. Quo bono animo Dominus Abbas, vester herus, a me Viennam discesserit, recenti adhuc habebit in memoria, tum etiam, qualem ad sustentandam in monasterio positum militem ordinantiam constituerit; jam vero aliqualem mihi parit displicentiam mutata a vobis ordonantia, cum militi vinum dari denegetis. Si autem considerare velimus, qualiter milites ex Austria in Bohemiam missi se gerant, qualia enormia facinora perpetrent, mirum non esset, si non verbum meum ego, tanquam nobilis vel comes, a me prolatum, melius, quam illi Caesaris mandata, considerarem, ut militi nostro etiam majorem concederem licentiam. Et hisce perhumaniter a vobis peto, quatenus currum unum vel duos optimo vino onustos pro mea mensa quantocius mihi mittatis, simul pretium denominetis: scio enim

pro certo, Dominum Abbatem subditos habere aurigas, quin non duos currus afferi queat, modo vostra voluntas accedat. Datum ex Rudolphstat 20. Mart 1619 Henricus Mathaeus de Turri. Der Hofrichter wendete sich wieder an den Grafen und entschuldigte sich mit der traurigen Nothwendigkeit den Soldaten den Wein verweigern zu müssen, weil er keinen mehr habe, als sehr guten, 300 Eimer, den der gemeine Mann nicht zu schätzen wisse und ja auch nicht hinlänglich seyn würde, und bittet zu bedenken, daß er schon 2600 Eimer hergegeben habe.

Ein Zug militärischer Strenge verdient aufgezeichnet zu werden. Ein Bauer klagte dem Oberst Ebenberger, ein Soldat, den er, wenn er ihn wieder sähe, erkennen würde, habe ihm eine Henne gestohlen. Der Oberst ließ alle in der Stadt liegenden Soldaten vor dem Bauer vorbeimarschiren, der den Thäter mit dem Finger bezeichnete. Alsogleich wurde er gefesselt, und zum Galgen geführt. Vergebens bathen Geistliche, Beamte und Officiere. Schon hatte der Unglückliche den Strick um den Hals, der Bauer rang die Hände, stürzte auf die Kniee, und würgte in seiner größten Angst, durch eine so geringe Sache Ursache an dem Tode eines Menschen zu seyn, die Worte hervor: »Herr, Herr, seyd doch gescheid, ich gebe euch auch den Hahn, doch schenket ihm das Leben.« Die kalte Entschlossenheit des, dem schmählichen Tode entgegensehenden Diebes, die marternde Höllenangst des Landmanns, der kaum Luft genug fand, aus der zusammengeschnürten Brust seinen Antrag herauszustoßen, der Blick seiner Verzweiflung, und die gespannte Aufmerksamkeit auf den düstern Obersten erstickte jedes Lächeln über das gemachte Anerbieten, und als der Oberst rief: „Führt den Verbrecher in das Gefängniß“ und wegritt, ertönte Jubelgeschrei. Der Bauer wollte ihm dankend nach, doch hatte ihn die Freude gelähmt, ermattet sank er hin, — kein Auge blieb trocken, und selbst der Hofrichter, Zeuge dieses Auftrittes, sagte: „Der Oberst, er quält und plagt mich, und doch ist er kein übler Mann.“

Das Gerücht verkündete, Dampierre stehe mit Truppen in Krems, die er dem Grafen Bucquoi nach Böhmen zuführen wolle. Ebenberger bot alle Kräfte auf, die Stadt Zwetl auf das Aeußerste zu behaupten. Das Gerücht sprach Wahrheit. Den 5. Juni speiste Abt Johann Seyfried mit Dampierre zu Krems, der ohne Rast nach Böhmen eilte, und seinen Weg, die Stadt Zwetl vermeidend, von Rudmans über die Neumühle nach dem Dürrenhofe nahm. Die Knechte und Jungen des Müllers besserten die Brücke über den Kamp aus, der Vortrab der Dampierre'schen Reiter meinte, man wolle sie abtragen und ihren Marsch hemmen. Sie gaben Feuer, und todt stürzte einer der Arbeiter in den Fluß, und die andern entflohen. Indeß kam Dampierre selbst, beruhigte die Leute, und speiste in der Mühle. Er schickte einen Herold in das Stift, um Wein für ihn zu hohlen. Die Böhmen führten ihn mit verbundenen Augen in das Kloster zu dem Befehlshaber der Besatzung, der unhöflich genug war, dem Grafen Dampierre keinen Wein verabfolgen und ihm sagen zu lassen, er solle selbst kommen, man werde ihn mit rothem Weine bedienen. Der erzürnte Feldherr äußerte sich, ihm an einem andern Orte auch zu rothem Weine zu verhelfen. Nach Tische verfolgte er den Marsch. Beim sogenannten dicken Kreuze ließ er die Trompeten schmettern. Die Böhmen antworteten mit Kugelregen, doch wegen der weiten Entfernung, ohne Erfolg. Die Husaren erbitterten sie durch muthwilligen rohen Spott. Graf Thurn fand es nöthig, seine Truppen in Oesterreich an sich zu ziehen. Sie verließen Stadt und Stift den 24. Juni. Der Oberst Ebenberger kam Tags zuvor noch mit einem Hauptmann in das Stift, und raubte Geld, silberne Geschirre, goldene Ringe und Uhren. Bei 5000 Gulden war der Betrag dieser seiner letzten Unternehmung, die dem Hofrichter zur Reue brachte, ihn einst in einer Aufwallung von Rührung keinen üblen Mann genannt zu haben. Kaum waren die Böhmen fort, so durchsuchte der vorsichtige Hofrichter mit dem Pater Jacob alle Winkel des Stiftes, wahrlich nicht umsonst. Auf dem Dache der Eckstube fanden sie einen mit Schießpulver gefüllten Helm, deßgleichen auf dem Kirchenboden und ober dem Backhause, und überall eine brennende Lunte, so gerichtet, daß in der Eckstube das Feuer um eine Stunde früher ausgebrochen wäre, als in der Bäckerei, und zuletzt in der Kirche.

---

## Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte

## spanische und deutsche Reichsheer.

---

### Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Der König von Frankreich, nicht zufriedengestellt durch die Verträge, die er mit dem Kaiser eingegangen, suchte

allenthalben nach Ursachen zu neuen Unruhen, und bemühte sich, auch den König von England gegen den Kaiser aufzuhetzen, der, die Sache seiner Mutterschwester vertheidigend, sich der beabsichtigten Scheidung Heinrichs von ihr widersetzte. Allein da gegenwärtig Franz I. Schatz erschöpft, und sein Königreich von den Leiden so vieler langwieriger Kriege sich noch nicht erhohlt hatte, hielt er es für jetzt noch nicht rathsam los zu brechen. Einstweilen trat er in Unterhandlung mit den deutschen Fürsten, die mit dem Kaiser unzufrieden waren, wie mit dem Papste in Italien, dem er, um ihn für seine Partei zu gewinnen, die Verbindung des eigenen zweitgebornen Sohnes mit dessen Nichte vorschlug. Noch mehr aber versündigte sich der König gegen Gott, und warf auf Frankreichs Krone (die sich zur ersten Obliegenheit gemacht, allezeit den christlichen Glauben zu verfechten, weßhalb der französische König den Titel des Allerchristlichsten erhielt) einen unaustilgbaren Fleck dadurch, daß er intriguirte, um den türkischen Sultan gegen den Kaiser aufzureitzen. Der Erstere war ohnedieß von jeher nichts weniger als dem deutschen Kaiser geneigt, aus dem ihm angebornen Haß gegen den christlichen Namen sowohl, als auch wegen des Streites mit dessen Bruder um den Besitz der ungarischen Krone, weil Suleiman den Woiwoden in seinen Schutz genommen. Dazu kam noch, daß des deutschen Kaisers Größe den türkischen Sultan an und für sich zu beunruhigen anfing [1]."

Und in dem Angeführten liegt die Thränodie des sechzehnten Jahrhundertes. Denn dieß gibt Zeugniß, daß ein Geist der Zerwürfnisse das Jahrhundert erfaßt, der die Gegenwart mit dem in Konflict brachte, was durch die Sanction der vorausgegangenen Zeiten, bis jetzt für unantastbar heilig gehalten worden. Ein Geist, der sich darin äußerte, daß der beschränkte Begriff des Ichs vorherrschend heraustrat gegen die Idee des Rechtes der Gemeinschaft, nur um seine persönlichen Gerechtsame geltend zu machen [2].

War die Reformation davon Ursache oder Wirkung? Wie äußerten sich ihre Folgen, und wie faßte Karl V. diese auf?

[1] Guicciardini, Istoria d'Italia, tomo 10mo libro 20mo, Ediz. della Società Tipografica de' Classici Italiani. Milano 1803. 8.

[2] Um dieses zu verstehen, muß bemerkt werden, daß im 16. Jahrhunderte ein System der Politik ihr Schlangenhaupt erhob, welches man grundfalsch mit dem Namen des Machiavellismus bezeichnet. Ein System, welches lehrt, die Gesellschaft mit einem Netze der Falschheit zu umstricken, die wahre Absicht zu verhüllen, die Heiligkeit des Wortes und der Verträge frech verletzend, nur seinen Vortheil zu verfolgen, litte auch das Recht aller übrigen darunter.

I. Als Numa auf Romulus folgte, fühlte er bald, daß er über Barbaren regiere, die er erst civilisiren müsse. Die Barbarei aber des römischen Volkes bestand darin, daß sein Staat ein bloß militärischer, — dazumal gleichbedeutend mit räuberisch, — dem es an einem geistigen Verbande, dem Gesetze fehlte. Auf dieses richtete Numa sein Augenmerk, und auf das religiöse Gefühl rechnend, das auch dem wildesten Menschen innewohnt, hohlte er seine Institutionen von der Nimphe Aegeria, um ihnen volle Kraft zu geben. So errichtete er ein geistliches Tribunal, in dessen Namen die Gesetze des Vaterlandes sprachen, die über die Angelegenheiten des römischen Volkes entschieden. Likurg, der bei seinen Spartanern weniger, als Numa bei den Römern, Mangel an Gesetzen, als mangelhafte Gesetze für die Staatsreform, die er beabsichtigte, antraf, hob jene im Namen des delphischen Gottes auf, und ließ sich von Apollo neue, bessere geben. Ferner finden wir bei den Alten, die bei allem ihrem Thun nur auf die Idee des Staates reflectirten, daß derjenige, welcher etwas einführen, oder behaupten wollte, was die herrschende Religion aufzuheben drohete, eben so dem Todesloose verfallen war, als der, welcher sich als Verräther an dem Vaterlande brandmarkte. Was sagt aber dieß alles anders, als um nach christlicher Weise zu sprechen, daß die practisch weisen Alten die Idee der Kirche von der des Staates nie getrennt wissen wollten. Noch mehr, als sie die Civil-Gesetze durch den Willen der Götter, von denen sie dieselben erhielten, sanctionirten, legten sie die Garantie für die bürgerlichen Statuten des Staates in dessen religiöse Pietät. Und daß sie richtig gerechnet, beweist der Umstand, daß die Römer Römer blieben, so lange sie die alte Ehrfurcht vor den Göttern und den Gesetzen, die unter ihrem Schutze standen, bewahrten; und daß die Spartaner so lange das mächtigste Volk im griechischen Bunde waren, als sie kein Haarbreit von den likurgisch-apollonischen Institutionen gewichen. Auf ähnlichen Grundsäulen ruhte die Verfassung des bis jetzt noch nicht ganz richtig aufgefaßten Mittelalters, welche nach Adam Müller [1] so wahr als schön eine theokratische zu nennen ist, weil dort der Glaube seiner »sogenannten Barbaren« die Idee eines unsichtbaren obersten Lehensherrn feststellte.

[1] Die Elemente der Staatskunst. Oeffentliche Vorlesungen zu Dresden gehalten vor Sr. Durchlaucht dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, und einer Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten im Winter von 1808 auf 1809. Berlin bei Sander 2ter Theil. 14te Vorlesung. S. 79.

Und haben wir einmal den Glauben von Jahrtausenden für uns, daß die Idee von Staat und Kirche so innig verbunden seyen, daß sie von einander nicht getrennt werden können, so haben wir auch das Recht, die Immunität, welche den Gesetzen des Staates zugesprochen wird, auch für die der Kirche in Anspruch zu nehmen. Was also in dieser Hinsicht von dem Staate ausgesprochen werden kann, gilt auch von der Kirche. Und von der Staatsreform sagt der oben citirte treffliche Staatslehrer Müller[1]: „Treffen nicht alle unglücklichen Irrthümer der französischen Revolution in dem Wahne überein, der Einzelne könne wirklich heraustreten aus der gesellschaftlichen Verbindung, und von Außen umwerfen und zerstören, was ihm nicht ansteht; der Einzelne könne gegen das Werk der Jahrtausende protestiren, er brauche von allen Institutionen, die er vorfinde, nichts anzuerkennen; kurz es sei wirklich eine Stelle außerhalb des Staates da, auf die sich jeder hinbegeben, und wo er dem großen Staatskörper neue Bahnen vorzeichnen, aus dem alten Körper einen ganz neuen machen, und dem Staate, anstatt der alten unvollkommenen, aber geprüften Konstitutionen, eine neue, wenigstens für die nächsten vierzehn Tage vollkommene, vorzeichnen könne?“ — Demnach ist es uns gestattet, wenigstens in staatsrechtlicher Hinsicht, mit Ausschließung aller Polemik nur auf philosophischer Deduction fußend, in Erwägung zu ziehen, ob ein solches Recht den vereinzelten Kirchenreformatoren zugestanden, und welche Folgen daraus entsprangen.

War es diesen erlaubt, die durch fünfzehn Jahrhunderte allgemein bestehende Idee von der Kirche als nichtig zu erklären, und dieser die Begriffe, die sie sich davon bildeten, unterzuschieben; unterwarfen sie die Religion dem Kriticism der Vernunft des Einzelnen, so stellten sie zugleich für ihre Lehren dieses Tribunal auf, und gestanden jedem zu, sich den Begriff von ihrer Reform zu entwerfen, als es seine Einsicht für gut hielt. Dadurch entzogen sie ihrem Systeme die nothwendige Einheit, deren kein Institut ermangeln darf, soll es Bestand haben. Und das wäre eines der nicht weg zu läugnenden Hauptgebrechen, an denen die Reformation leidet.

II. Jeder gesellige Verein beruht auf dem Gesetze der Totalität, welches sich dahin ausspricht: die Freiheit des Einzelnen darf nie im Konflicte stehen mit der des Ganzen. Wenn zehn, hundert, tausend Menschen in eine Verbindung zusammentreten, um einen gemeinschaftlichen Zweck zu erreichen, so ist es natürlich, daß jedes Individuum, nur in dem Sinne des Gebotes sich äußern darf, welches die Gesellschaft zusammenhält. Wie einmal einer gegen dieses nach Willkühr verstoßen, oder sich eigenmächtig von demselben eximiren darf, ohne daß das Ganze das Recht hat, ihn in die gehörigen Schranken zurückzudrängen, so wird bald dem Ersten der Zweite, Dritte, Vierte u. s. w. folgen, und die Idee der Gemeinschaft ist dann eine Chimäre. In wohlgeordneten Staaten repräsentirten die Regenten diese Idee der Totalität, deren Vorschriften sich die einzelnen Personen, und als Individuen die Regenten selbst fügen müssen. Aber dieses erhabene Gesetz der Totalität liegt schon auch im Individuum selbst. Nicht darum, weil es isolirt sich als einen abgeschlossenen Kreis betrachten kann, in welchem es sein Denken, Streben und Begehren als sein Monopol nur auf sich beziehen darf; nein, weil der Mensch in jeder Beziehung nur auf sich selbst beschränkt, ohne Transport auf andere sich nur halb fühlt. Wie schön ist dieß nicht in der Geschichte des ersten Menschen ausgesprochen? Paar und Paar führte ihm die Gottheit das Gethier vor, welchem er nach dessen Eigenschaften die Nomenclatur bestimmen sollte, damit er überall ein ihm Gleiches vermissend, seine Halbheit erst recht fühlte, und er empfand sie so innig, würde schon in diesem Gefühle untergegangen seyn, hätte die Gottheit nicht gesprochen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey.“ Da schuf sie dem Manne die Gefährtin. Als jener diese zum ersten Male erblickte, sich in ihr wiedererkennend, fühlte er sich ganz, und redete sie an: »Bist du nicht Fleisch von meinem Fleische, Bein von meinem Beine, bist du nicht der integrirende Theil meines Ichs?« Und weiter sprach der Mann zum Weibe: „Hava, Mutter alles Lebendigen sollst du heißen,“ weil in dir der Keim zu einem künftigen Ganzen liegt; denn du wirst mir Kinder geben, und in wechselseitiger Gatten-, Aeltern- und Kindesliebe wird sich um uns alle ein Band schlingen, das von der Gottheit ausgegangen, zu ihr wiederkehrt. Wer aber gegen dieses Gesetz der allgemeinen Liebe der Totalität verbrecherisch sich vergeht, der sei aus unserem Bunde ausgeschlossen.« Kain, — der erste Mörder, der sich von Eltern und Geschwistern losriß, im Gefühle seiner Unwürdigkeit, ein Theil ihres Ganzen zu seyn, um unstät und flüchtig, nur von Gewissensqual begleitet, umher zu irren.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Die Elemente der Staatskunst. Erster Theil. Zweite Vorlesung. Seite 35 und 36.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenback. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

83. Mittwoch, den 18. October 1837.


## Beiträge zur vaterländischen Siegelkunde.

### VI.

### Ein seltenes Siegel der Grafen von Cilly.

Die Grafen von Cilly, welche bereits im 12ten Jahrhunderte unter den steierischen Adelsgeschlechtern als Herren von Suneck vorkommen, wurden unter Herzog Albrecht III. auch in Oesterreich ob und unter der Enns begütert. Hermann I. Graf von Cilly erhielt im Jahre 1379 die Vesten Frankenburg und Attersee von dem Herzoge pfandweise, kaufte von demselben im Jahre 1381 die Burg und Herrschaft Mödling, die Veste Liechtenstein mit den dazu gehörigen Gütern, und überkam im folgenden Jahre durch Vergleich mit den Grafen von Schaumberg: Soß, Wolfstein und Wampersdorf. Ihm verlieh Abt Ludwig den zur Veste Liechtenstein gehörigen Zehent als Lehen des Gotteshauses zu Melk[1], und sein Sohn Hermann II. schloß mit diesem Stifte einen Vergleich über streitige Zehenten in Brunn und Mödling[2].

Das weitere rasche Fortblühen dieses Hauses, welches dem Throne der Deutschen eine Kaiserin gab, und den Gipfel seines Glanzes unter Ulrich III. erreichte, so wie das blutige Erlöschen desselben zu schildern, würde Zweck und Gränzen dieses Aufsatzes überschreiten, und ist Aufgabe für den Geschichtschreiber dieses Geschlechtes.

Das alte Wappen der Grafen von Cilly waren drei goldene Sterne im blauen Felde zu zwei und Einem gestellt; so finden wir es auf einem Siegel Hermann I. im Jahre 1371[3], dann seines Sohnes Hermann II. vom Jahre 1427, welches letztere bei Hueber Tab. 22, Fig. 12 abgebildet ist. Dieses einfache Wappen wurde später mit dem der Sunecker vereiniget, so daß in einem quadrirten Schilde das erste und dritte Feld die drei Sterne von Cilly, das zweite und vierte silberne Feld aber zwei rothe Querbalken enthielt. Außer diesem Schilde erscheinen auf einem Siegel Ulrichs III. vom Jahre 1449[1] noch zwei andere, und zwar im jenen rechts, drei gekrönte Leopardenköpfe zu zwei und Einem gestellt, als Wappen der Grafschaft Seger, links das Wappen der Grafen von Ortenburg, nämlich ein rother Schild mit einer silbernen pyramidenförmigen Spitze und drei Adlerflügeln belegt, wovon Einer auf die silberne Spitze geheftet, roth, die beiden andern im rothen Felde aber silbern sind[2]. Nirgends jedoch erscheint eine Spur jenes Wappens, das sich auf einem Siegel befindet, welches Graf Hermann II. nach dem Wortlaute der unten mitgetheilten Urkunde ausdrücklich für seine zur Veste Liechtenstein gehörigen Güter bestimmte. — Dieses Siegel hat die Form einer gothischen Rose. Zwischen zwei Kreisen befinden sich sieben Bogenabschnitte, deren verbundene Spitzen auf dem kleineren Kreise aufstehen, während ihre Krümmungen den größeren berühren. Die inneren Räume dieser Bögen sind mit Pfeilspitzen ausgefüllt, welche wie Ranken von dem kleineren Kreise abstehen. Innerhalb des letzteren befindet sich ein kleiner dreieckiger Schild, auf welchem ein rechtsgewandter schreitender Eber zu sehen ist. Die Umschrift zwischen zwei Perlenlinien in deutscher Minuskel lautet: († s. herm) anni † comitis † cil (ie). — Anfang und Ende sind leider weggebrochen. Das Siegel, 1½ Zoll im Durchmesser, ist zierlich gearbeitet, die ganze Zusammenstellung für das Auge gefällig, nur ist bei dem

1 Hueber: Austria ex archiv. Mellic. illust. pag. 92.

2 Hueber l. c. pag. 106. Anno 1427.

3 In meiner Sammlung.

1 In meiner Sammlung.

2 Auf den Siegeln der Grafen von Ortenburg erscheint jedoch das Wappen verschieden von den oben beschriebenen, denn statt der Spitztheilung ist der Schild mit einem Sparren belegt, und dadurch in drei Felder getheilt, in jedem derselben befindet sich ein Adlerflügel. So ist dasselbe auf den Siegeln des Grafen Mainhard vom Jahre 1314, dann des Grafen Friedrich und seines Vetters Albert, Bischof von Trient, beide vom Jahre 1377, welche sich alle drei in meiner Sammlung befanden.

Eber der Kopf beinahe eben so groß, als der ganze übrige Körper; es befindet sich in weißem Wachs abgedruckt, mittelst Pergamentstreifen befestiget, an der nachfolgenden Urkunde des Stiftes Heiligenkreuz, welche wir hier mittheilen, indem sie über die damaligen Gerichtsförmlichkeiten nicht uninteressante Notizen enthält:

„Ich Fridreich der Ottentaler zu den Zeiten ambtman ze Medlikch des erbn̄ Herren Graf Hermans von Cily vergich mit dem brief, das für mich cham, do ich Sazz an dem Rechten und die erbn̄ purger daselbs ein erber mann mit vorsprechen Trawtman der Hüppler, die zeit ambtman ze medling des erbn geystleichen Hrn abt niclas von dem Heyligenchrewtzz vnd chlagt auf einen Weingarten, der do gewesen ist Hannsen des Stecher gelegen ze Medling vor der Chotgazzen ze nechst Hannsen dem Haubtman, do man alle jar von dint Graff Herman von Cily zwen Wienner pheninng am sand Michels tag ze gruntdinst, vber den gruntdinst chlagt er auf dem weingarten vmb funfthalben emmer wein minner eines halben viertail recht vberzzins die ihm nicht gedint sind waren mer wen recht teg: vnd bat vrogen was recht wer, do ward zu dem rechten erfunden vnd gesprochen: man solt Christan den Stecher vnd anna sein swester ze wizzen tun vnd laden für recht. Dos hot man getan, vnd hot sew geladen albeg ze rechten zeit ye ze virtzehen tegen noch des Lanndesrecht. Alslang vnd Alsferr das zwispil dar auf ertailt ward mit dem rechten zwai vnd dreizzig phunt vnd pat vragen, was recht wer. Do gab vrag vnd vrtail: Seid man Christan den Stecher, anna sein swester dar vmb geladen vnd ze wizzen hiet getan = ze rechten zeit = ich sull in erber man zwen geben, die den weingarten schawn vnd schetzzen nach iren trewn ob er tewer wer = dan der vbertzins. vnd die zwispil pringt dar ertailt auf ist worden mit dem rechten = do gab ich in Merten den swantzz vnd hannsen den schuster = die chomen wider für mich vnnd sagen darvmb pei iren trewn als sie ze recht solten, das si den weingarten geschawt vnd geschazzt habent, das er funftzehen phunt phennig wert sei = vnd nicht tewr. Dar nach pat vrogen was recht war. Do gab vrog vnd vrtail: Seit die erbn lewt den weingarten geschawt vnd geschatzt hieten, vnd auch dar vmb gesagt hieten pei iren trewn das er funftzehen phunt wert wer vnd der vbertzins vnd die zwispil mer pringt er sull inn meine recht geben des hat er getan vnd sull ich in des weingarten gewaltig machen furbas allen seinen frumen an seiner Hrn stat do mit schoffen, mit verchauffen, mit versetzen vnd geben swen er wolle an alle irrunge vnd swenn ich selb nicht aigen insigel hab des zeurchund gib ich in den brief versigelt mit des obgenanten gruntherren insigel Graf Hermans von Cily, das er geben hat vber seine güter, die zu der vest ze lichtenstein gehörent vnd haben gepeten Stephann den rewtt, das er der sach gezeug ist mit seinem insigel im an schaden, der brief ist geben nach Christ gepurd dreitzehn hundt jar dar nach in dem vir vnd newntzzigisten jar des vreytags nach sand maria magdalena tag.“ (24. Juli.) —

Bei dieser Gelegenheit hält es der Verfasser für seine Pflicht, auf die Schätze aufmerksam zu machen, welche das erwähnte Stiftsarchiv für die vaterländische Geschichte enthält; nebst vielen Privilegien von den österreichischen Landesfürsten, — von den Babenbergern allein sind über 20 vorhanden — befindet sich daselbst eine Menge von Urkunden der österreichischen Adelsgeschlechter vom 12ten Jahrhunderte angefangen, reiche Quellen für die Geschichte der inneren Verhältnisse, für Genealogie und Topographie. Was der gelehrte, fleißige Bernhard Pez in seinem codex diplomaticus epistolaris, was Herrgott in seinem auctarium diplomaticum im ersten Theile der monumenta domus austriacae mitgetheilt haben, ist nur ein kleiner Theil dessen, was noch in diesem Archive unbekannt und unbenützt vorhanden ist, worunter eine nicht unbedeutende Anzahl Urkunden ungarischer Könige gehört. Der hochwürdige Herr Archivar M. Koll, der literarischen Welt als thätiger Mitarbeiter der kirchlichen Topographie, so wie durch seine Monographie des Stiftes Heiligenkreuz hinlänglich bekannt, ist nun damit beschäftiget, die Urkunden und sonstigen Manuscripte zu sichten, und was für die Geschichte wichtig ist, zu veröffentlichen; zugleich wird derselbe für das Stift eine wissenschaftlich geordnete Siegelsammlung anlegen, eine Sammlung, deren Nothwendigkeit zur umfassenden Kenntniß mittelalterlicher Kunst in diesen Blättern oft besprochen wurde. Beide Unternehmungen werden von dem hochwürdigsten Herrn Prälaten Franz Seidemann, der für Alles, was Kunst und Wissenschaft betrifft, mit regem Sinne begabt ist, auf das lebhafteste unterstützt, ihm wird somit nebst vielen andern Verdiensten auch noch das gebühren, den literarischen Ruhm seines Stiftes begründet zu haben, und die Quellenliteratur zur Geschichte Oesterreichs wird eine Lücke weniger zählen. Möge das Werk rasch vorwärts schreiten und uns bald durch sein Erscheinen erfreuen.

Carl von Sava.

## Vaterländische Sagen und Legenden.

### Die Nymphe von Bua.

Von Emanuel Straubel[1].

Von der Insel Bua werden noch Wenige gehört haben, und doch verdient sie wahrhaftig gekannt zu seyn, denn schon ihre natürliche Beschaffenheit macht sie interessant, wäre sie es auch nicht durch die Schicksale ihrer Vorzeit. Sie liegt im Süden Dalmatiens, und wunderlieblich spiegelt sich auf den Wellen das kleine Amphitheater ihrer Häuser ab, wo sich Wohnorte am Ufer hinziehen. Umhaucht von den reinsten Lüften, scheint sie geschaffen zu einem Sitze der Lust, und gerne glaubt man den Märchen mancher Landleute, welche mit ernsthafter Miene versichern, es sey einst eine Nymphe dem adriatischen Meere entstiegen, und habe den Grundstein zu dem Eilande gelegt, auf welchem sie dann mit einem trauten Buhlen der Liebe Freuden genoß, und seitdem das Wohl desselben und seiner Bewohner mit eifersüchtiger Sorge bewache. Sie soll sich öfter, bald in freundlicher, bald in furchtbarer Gestalt gezeigt, den Insulanern von Bua Gutes gethan, die Feinde der Insel aber mit unversöhnlicher Rache verfolgt haben.

Die Insel scheint übrigens schon den Römern bekannt gewesen zu seyn, Plinius nannte sie Bubus, und gibt mehrere Daten über sie; einige neuere Forscher meinen, obiger Name entstamme vielleicht einer Aehnlichkeit der Form von Bua mit jener eines Ochsenfelles. — Es ist hier nicht der Ort, darüber in weitwendige Erörterungen einzugehen; genug, heut zu Tage nennt man die Insel Bua, und ihr Ursprung scheint jenem von Trau wenig nachzustehen; mancherlei Wahrnehmungen lassen dieß vermuthen.

Die Kaiser von Konstantinopel benützten Bua zur Verweisung angesehener Personen, und es ist sonderbar genug, daß sie einen so angenehmen Aufenthalt zu solchem Zwecke wählten; vielleicht kannten sie die anmuthige Lage der Insel wenig, oder es geschah aus Schonung jener Verbannten; hier war z. B., so viel wir wissen, das Exil des Florentius, Offizenmeisters des Kaisers Julian; hierher vertrieb Kaiser Valens den Mecius und Theodos, den ketzerischen Jüngling Jovinian, anderer, minder bedeutender Individuen nicht zu gedenken.

Die Lage der Insel und ihrer Umgebung ist ziemlich eigenthümlich; zwei Buchten, eine gegen Osten, die andere gegen Westen, öffnen den Zugang zu dem Hafen von Trau, und man muß, durch was für eine derselben man auch dahin gelangen will, in jedem Fall eine künstliche Enge passiren, welche allein die Bahn im schiffbaren Wasser gestattet. In verschiedener Richtung verbirgt sich unter den Wellen ein Damm, welcher in der Meerestiefe auf drei venetianischen Schiffen ruht, die daselbst einst versenkt worden sind, und noch heut zu Tage ihre Stelle behaupten sollen; mit denselben hat es, laut urkundlicher Nachricht, folgendes Bewandtniß.

Im 14ten Jahrhunderte war die Insel Bua der Schauplatz eines wüthenden Kampfes, von welchem sie viel zu leiden hatte, — die mit der Vergessenheit im Bunde stehende Zeit konnte noch bis jetzt das Andenken an jene fürchterlichen Tage nicht ganz verwischen; damals soll sich auch die Schirmherrin von Bua zum letzten Male gezeigt haben. Das Geschichtliche dieser Ereignisse, denen die Tradition manche fremdartige Elemente beigemischt haben mag, ist Folgendes:

Im Jahre 1378 war neuerdings der Same der Zwietracht zwischen den beiden Republiken Genua und Venedig zur üppigen Frucht emporgewuchert, und offene Fehde brach unter ihnen aus, die durch einen Krieg zur See geschlichtet werden sollte. Pietro Doria kommandirte die genuesische Flotte, Vettor Pisani die venetianische; es schien, nach allen Vorkehrungen, auf einen langen, hartnäckigen Kampf abgesehen.

Ludwig, König von Ungarn, herrschte damals über Dalmatien, und stand mit den Genuesern im Bündnisse. Die Venetianer waren ihrerseits mit dem Könige von Cypern und dem Oberherrn von Mailand alliirt. Theurung und Mangel an Lebensmitteln herrschte in Italien, und nur Puglia konnte den dießfälligen Bedürfnissen abhelfen, denn alle andern Häfen waren mit den Venetianern in Feindseligkeit, folglich für sie gesperrt; Hunger sollte der gefährlichste Bundesgenosse ihrer Feinde werden.

Die erste Absicht der Genueser ging dahin, die adriatischen Schiffe zu kapern, welche den Meerbusen durchkreuzten; die Venetianer, um ihren Handelsverkehr zu sichern, suchten nun aus allen Kräften, die genuesische

---

[1] Wir benützen diese Gelegenheit, wiederholt auf die höchst werthvolle Sammlung vaterländischer Sagen und Legenden, welche von dem geachteten Verfasser dieser Mittheilung in Beck's Universitäts-Buchhandlung erschienen ist, aufmerksam zu machen. R.

Flotte aus dem Meerbusen zu vertreiben, um sich den Weg frei zu erhalten, und zu verhüthen, daß Jene sich mit den Galeeren vereinigten, die Ungarns König in Dalmatien ausrüstete, um die Genueser zu verstärken.

In der Absicht, die genuesische Armada von jener Küste abzuhalten, kam Pisani mit seiner Flotte in das tyrhenische Meer, griff den Doria an, und siegte zwar, allein nicht ohne selbst einen bedeutenden Verlust zu erleiden, welcher seine Reihen auf bekümmernde Weise lichtete.

Da es dem venetianischen Feldherrn dieserwegen nicht möglich war, auf das genuesische Gebiet einzufallen, wie man mit dem Oberherrn von Mailand übereingekommen war, zog er sich zurück, um die durch jene unglückliche Schlacht erlittene Haverei in den venetianischen Häfen Griechenlands so gut als möglich zu ersetzen.

Die Feinde hatten dadurch Gelegenheit, sich gegen Dalmatien zu wenden, wo sie auf Geheiß König Ludwigs im Hafen von Zara überwintern sollten.

Vettor Pisani säumte nicht lange, als er seine Streitkräfte wieder geordnet hatte, ebenfalls dahin zu segeln, er nahm Cattaro weg, und in der Meinung, daß Doria in Zara verweile, schickte er sich an, ihn daselbst zu belagern, aber seine Hoffnung blieb eitel; denn der genuesische General, welcher die Gefahr einer Blockade in dem minder günstigen Hafen von Zara sehr wohl erkannt hatte, zog sich rasch nach jenem von Trau, der, weil er zwei Ausgänge hatte, die Vertheidigung in vieler Beziehung erleichterte.

Abermals folgte ihm der Admiral der Venetianer, und verheerte auf seinem Zuge die Stadt Sebenico, wobei er das Vorhaben äußerte, Bua dem gleichen Schicksale zu weihen. Er würde dieß ohne Zweifel gethan haben; allein unsern der Insel soll die See gar düstere Anzeichen gehabt haben, und eine weiße Gestalt von den Schiffen emporgestiegen seyn, mit drohenden Geberden die Segler schreckend, welche sich von der Expedition sofort nichts Gutes versprachen, und davon dringend abriethen; denn die Genueser hatten überdieß, einen neuen Angriff befürchtend, die Besatzung der Insel verstärkt, diese selbst befestigt, alle jene Felsen, die dem Feinde Vortheil gewähren konnten, durch Werke unüberwindlich gemacht, dem Eingange des Hafens jene oben erwähnten drei Schiffe, die den Venetianern auf ihrer Rückkehr aus Puglia, mit Getreide angefüllt, weggenommen, und sodann versenkt worden waren, gleichsam als Riegel vorgelegt, und fürchteten daher von der westlichen Seite nichts; Steine, Balken, Segelstangen verrammelten den Eingang gegen Osten mit genügender Sicherheit. Die Landleute und ein Aufgebot der Nachbarn waren bereit, sich einer Landung kräftig entgegen zu stellen; mehr ließ sich unter diesen Umständen weder thun, noch schien es nöthig.

Es war die Nacht des 16. Novembers, wo der entscheidende Schlag fallen sollte, beide Flotten lagen einander gegenüber, im Westen Doria, im Osten des Hafens Pisani; die Schleuderer und Armbrustschützen standen auf den Befestigungswerken von Bua zum Kampfe bereit, eine Schaar gelandeter Genueser deckte die Brücke, welche die Stadt von der Insel scheidet; grauenvolle Spannung brütete weit und breit über Land und Meer. Die unheimlichen Symptome, welche sich die Zeit hindurch gezeigt hatten, wurden in der Nacht bedrohlicher, als je; aus der Tiefe der Fluth klang es wie Gestöhne, zischende Wirbel furchten die See, und viele wollten ein Meerweib gesehen haben, welches die Funken der See zu Blitzen sammelte, und sie gegen die venetianische Flotte zu richten schien; ihr Hauch blies eisig, wie der Nordsturm, über die Fluth, so daß Manchen die Kälte unleidlich vorkam, was die Schrecken der Finsterniß nicht wenig steigerte. Auf eine eiskalte, furchtbar drohende Nacht folgte ein bleicher, wolkichter Tag, welcher in dicken Nebeln die Schauer der nahen Vernichtung anzukündigen schien; allmählig kam nur Bewegung in die todten Massen. Jetzt bricht der Morgen an; beide Flotten stehen sich, wie zwei Stiere, gegenüber, die wider einander anzurennen im Begriffe sind. Pisani verordnet, die Bombarden auf einer Seite der Insel auszuschiffen und Alles ist des Signals zur Schlacht in lautloser Spannung gewärtig.

(Schluß folgt.)

## Miszelle.

Im siebenzehnten Jahrhundert gab es noch in Salzburg, im Pongau und Pinzgau ordentliche, von der Landschaft aufgestellte Bärenjäger.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

84. Sonnabend, den 21. October 1837.


## Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte
## spanische und deutsche Reichsheer.

### Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung.)

Dieser innere Trieb also, ich möchte sagen, diese Sehnsucht, die den Einzelnen drängt, mit Seinesgleichen sich zu verbinden; dieses Gefühl, dem er gerne seine persönliche Ungebundenheit opfert, um mit anderen eine freie Ganzheit zu bilden, ist die Grundlage aller Familien- und Staatsverhältnisse. Dieser Communitätssinn ist der Pfeiler, an den sich ursprünglich die alten Republiken lehnten, nur ward er dort mißverstanden, so daß das Individuum wirkliche Res publica, öffentliche Sache war, ohne eigentliche persönlich-moralische Freiheit, ohne Achtung für die höheren Rechte der Menschheit, ohne die entgegenkommende Humanität, die auch den Menschen fremder Nation zu schätzen und zu lieben lehrt. Dort verschlang der Bürger den Menschen. Erst dem Christenthume war es vorbehalten, das rechte Gleichgewicht zwischen beiden herzustellen. Darum möchte ich, was auf den ersten Anblick paradox erscheint, behaupten, daß Griechenland und Rom untergehen mußten, damit in dem, auf den Trümmern der alten Welt sich anbauenden Mittelalter, das wohlthätige Streben nach einer allumfassenden Totalität in reinerer geistigerer Natur sichtbar werde; und zwar in seiner Lehns- und Kirchenverfassung. Und doch ist es so. Denn in dieser lag, was Griechenland sammt Rom nicht hatte, und dessen Mangel ihren völligen Untergang endlich herbeiführte, neben dem sichtbaren noch ein überirdisches Band, welches die einzelnen Glieder unauflöslich an das Ganze kettete. Mehr als die weitläufigste Abhandlung darüber beweist dieß der fünfte Artikel aus der Wahl-Capitulation Guidos von Spoleti, als er im Jahre 889 zum Könige von Italien erwählt wurde. Nachdem die Rechte der Krone und des Adels festgesetzt waren, spricht sich der angeführte Artikel folgender Maßen aus: „Die Gemeinen, und die Söhne der Kirche sammt und sonders sollen frei nach ihren Gesetzen leben. (Libere suis utantur legibus.) Von Seite des Staates soll ihnen nicht mehr aufgebürdet werden, als was durch die Gesetze festgesetzt ist; noch sollen sie gewaltthätig unterdrückt werden. Wenn aber so was geschehen wäre, so hat der Graf des Gaues, zu dem der Beschädigte gehört, gesetzlich (legaliter) dafür Sorge zu tragen, daß diesem Genugthuung geleistet werde, soll er seines Amtes nicht entsetzt werden. Wenn er aber dieses versäumt, oder gar selbst sich in diesem Punkte vergangen, oder jemand anderem, der das Gesetz verletzte, Vorschub geleistet hätte, so soll er von dem Bischofe seines Sprengels mit dem Kirchenbanne auf so lange belegt werden, bis der Schaden wieder gut gemacht worden [1].“ Wer erkennt hier nicht die vier Stände einer wohlgeordneten Verfassung angedeutet, auf welche in dieser Urkunde hingewiesen wird? Aber diese standen nicht, kastenmäßig von einander geschieden, sich feindlich gegenüber, noch suchte einer den anderen zu unterdrücken, sondern sie betrachteten sich als verschiedene Kräfte eines Geistes, die gemeinsam wirkten. Die Rechte der Krone waren bestimmt; von ihr, dem Bilde der höchsten Gnade, ging aller Fruchtgenuß aus, weil sie kraft der ihr vom obersten unsichtbaren Lehensherrn verliehenen Prärogative, die Benefizien (feuda) ertheilte. Zwischen ihr und dem Volke stand der

1 Muratori, Antiquitates medii aevi. Tom. I.

Adel, zweiter Stand, Wächter und Hüther der Rechte der Gemeinen, dritter Stand, wie der der glebae adscriptorum, Landbebauer, vierter Stand, daß sie an diesen nicht gekränkt werden, und über diese, als die höchste Garantie und oberster Intendant die geistliche Gewalt des Bischofs, erster Stand, mit den geistlichen Waffen der Kirche, um in ihrem Namen die Fehlenden wieder zur Pflicht zurück zu führen. Die Kirche aber war der Focus, von dem die Radien ausgingen, welche nicht nur in das Innere jedes einzelnen Staates durch und durch eindrangen, erwärmend und belebend, sondern auch das einzige Licht waren, in dessen Scheine alle übrigen wandelten, und auf einem Wege sich begegneten. Deßhalb konnten sie sich leichter von einer Idee begeistert zu einem Zwecke verbinden, wovon der erste glückliche Kreuzzug mehr als ein hinlänglicher Beweis ist. Ein Unternehmen, das durch seinen Gemeingeist, bei so vielen durch Sprache, Sitten und Nationalität sonst verschiedenen Stämmen, einzig in der Geschichte dasteht, und gegen alle die gescheiterten Versuche eines Aufrufs an die ganze Christenheit gegen die drohende Türkengefahr in späteren Zeiten gar wundersam absticht, weil dazumal der Geist nicht mehr herrschte, der früher die Seele der Totalität gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Vaterländische Sagen und Legenden.

### Die Nymphe von Bua.

Von Emanuel Straube.

(Schluß.)

Als die Venetianer sehen, daß sie mit ihren Fahrzeugen in den Hafen nicht leicht würden eindringen können, wagen sie den Versuch auf Sieg oder Tod. Lucas Valaresso, einer der Tapfersten unter ihren Häuptlingen bei diesem Zuge, kann den Muth seiner kriegerischen Seele nicht länger bezähmen, er nimmt eine Handvoll Schützen mit sich, heißt sie alle abergläubischen Schreckbilder verbannen, und eilt an's Land; ein Hagel von Steinen fliegt gegen sie, — der Tapfere bietet entschlossen ihnen seine Stirne dar; eine Menge von Armbrustschützen empfängt ihn und seine Schar, die Unzaghaften halten Stand und suchen sich Bahn zu brechen. Vergebens bietet man Alles auf, sie zurückzudrängen; sie stürzen sich auf den Feind, durchbrechen seine Reihen, zerstreuen das Gedränge, verfolgen die Flüchtigen, stürzen sich im unwiderstehlichen Anlaufe gegen die Widerstrebenden, Alles wird gegen die Brücke hingetrieben, — jetzt wird diese aufgehoben, die Verfolgten können nicht mehr weiter, finden keinen Raum sich zurückzuziehen, einer drängt den andern, um Platz für die eigene Rettung zu gewinnen, — der Anlauf, das Gewirre und Stoßen wird immer größer, von Ferne her metzelt der unaufhaltsame Feind — noch ein Anprall, — der Boden schwindet unter ihren Füßen, und alle stürzen hinab in die Fluthen. Unter das Geschrei der Verfolgten und die Flüche der Verzweifelnden, unter den Siegeslärm der Ueberwinder und ihren Jubelruf, mischen sich die letzten Seufzer der Sterbenden. Das Meer wird aufgeregt durch so viele mit dem Tode ringende Schlachtopfer, wilder Gischt bedeckt seine Fläche, und in klaffende Schlünde ringelt es sie mit hohlem Donner hinab. Der Genueser wüthet fruchtlos, und der Sieg der Venetianer ist entschieden.

Aber nein, voreilig war der Triumph, denn nur allzu zweifelhaft ist der Ausgang der Schlachten. Valaresso, durch das Glück seines Wagestückes noch kühner gemacht, ließ jetzt an der Brücke eine Bedeckung zurück, damit die Einwohner ihm nicht in den Rücken fallen könnten, und ermuthigte die Seinen, auch die Festungswerke der Insel zu erstürmen und das Schicksal des Tages zu sichern. Tollkühn verlangt der Muthige nach einer neuen Siegespalme, und sieht sie bereits im Geiste grünen; allein die Besiegten, durch die Verzweiflung ihrer Brüder wüthend gemacht, sammeln sich neuerdings, stürzen sich ungestüm auf die Sieger, und stellen ihnen die Wuth des angeschossenen Ebers entgegen. Von den Felsen der Insel wirft sich Alles dem Valaresso in den Weg, von der Stadt aus fallen Viele, in leichten Kähnen mit Wurfgeschütz ihm in den Rücken. Die Landzunge, welche zur Stadt führt, eng, von keiner Mauer umgeben, wird zum Schlachtfelde. Die Venetianer sehen sich ringsum von einem Hagel von Steinen und Pfeilen bedroht, sie suchen zu widerstehen, doch vergebens; sie trotzen muthig allen Angriffen, nirgends beut sich ihnen Rettung dar, nur der eigenen Kraft dürfen sie noch vertrauen. Vielleicht würden sie dennoch den Lorbeer des Tages errungen haben, wenn nicht ein unvorgesehenes Ereigniß eine unglückliche Wendung der Schlacht

herbeigeführt hätte. Ein schrillender Ruf des Entsetzens nähmlich läßt sich mit einem Male vernehmen, vor den Feinden her bewegt sich ein riesiges Phantom; es ist die Meduse des Meeres; Blitze strömen aus ihrem Angesichte, eine Windsbraut geht von ihrem Munde aus, ihren Händen entstürzen Wetterbäche schäumender Fluth, ihr Nahen ist Tod. „Das Gespenst; — das Gespenst!“ heult es von den Lippen; panischer Schreck bewältigt die Venetianer, und ihrer Besinnung nicht mehr Herren, verfallen sie sämmtlich dem Tode, welcher hundertarmig unter ihnen zu mähen begann.

Valaresso sieht das Verderben hereinbrechen, rasch eilt er zum Rande der Brücke, um in den Wellen sich und seine Schande zu begraben, auf dem Brückenkopfe trifft ihn ein Steinwurf, und macht ihn zur Leiche. Sein Fall war das Zeichen zur unhemmbaren, besinnungslosen Flucht.

Die wenigen übrig gebliebenen Venetianer suchen, gedemüthigt durch die Niederlage, und wegen des gräßlichen Spuckes verzagend, ihr Heil in der Schnelligkeit ihrer Füße und ihrer Ruder, — die Wage ihres Ruhmes neigte sich zum Untergange.

Pisani bemüht sich vergeblich, den Eingang in den Hafen zu gewinnen; aber Furcht und Schrecken war über seine Flotte gekommen, lau und mißwillig ward der Dienst geleistet, die Krone seiner Lorbeern war entblättert, er sah das Scheitern seines Planes, und schwur ewigen Haß gegen die Genuesen, und glühende Rache gegen Trau, welchem er diesen Streich ewig gedenken wollte.

Da aber für den Augenblick sich keine Möglichkeit zeigte, diese Erbitterung durch die That zu verlebendigen, zog er ab, und ließ den Hafen im Besitze Doria's. Ruhe kam nun wieder über das Land, doch die See klärte sich erst nach längeren Tagen, und entließ von Zeit zu Zeit wimmernde Töne aus ihrem Schooß. Die Nymphe von Bua sah man seitdem nimmer wieder.

---

Blutige Gräuel bezeichnen den merkwürdigsten Moment in der Chronik von Bua, aber manche Stelle ist ja nur durch das Blut berühmt, welches auf ihr vergossen wurde.

---

# Die Pfarre Rüfensberg
## im äußern Bregenzerwalde
# und ihre Mundart.

Von Joseph Bergmann.

## Lage, Name und Geschichtliches.

Die letzte Gemeinde des k. k. Landgerichtes Bregenz in östlicher Richtung, an sechs Stunden von der Kreisstadt entfernt, ist die Pfarre Rüfensberg, mit 940 Einwohnern in 162 Häusern.

Sie liegt an der nordwestlichen Abdachung des hohen Häteri, dessen Höhenzug die Gränze gegen Baiern bildet, und von dem aus man die entzückendste Fernsicht westlich hin über den Bodensee und nördlich über den hügeligen Allgau, weit gegen die Donau hinaus, bei heiterm Himmel genießt; ihre Häusergruppen senken sich westlich bis an die Bolgenach und nördlich an die Weißach hinab, jene trennt sie von der Pfarre Krummbach, diese von Sulzberg; von Süden zieht sie sich vom Küngbache, der Gränze gegen Hüttenau, wohl eine Stunde Weges nordöstlich, bis an den Seitenbach hin, der die Gränze gegen das ehemals zur gräflich Königseck'schen Herrschaft gehörige, nun k. baierische Dorf Aach im Landgerichte Immerstadt macht. Die rauhe Gebirgsstraße, die über den eine Viertelstunde von der Pfarrkirche entlegenen Weiler Springen (mit einer Kapelle, 9 Häusern und 54 Einwohnern), wo das kaiserliche Gränzzollamt seine Station hat, nach Baiern führet, ist auf dieser Seite der einzige fahrbare Weg für die Aus- und Einfuhr des Bregenzerwaldes.

Nach unserer Ansicht hat Rüfensberg seinen Namen von einer Rüfe[1] oder Rüfene, die an Bergabhängen und Töbeln so leicht niedergehen, und unweit der dortigen Kirche liegt ein solches tiefes Tobel, daher wollen wir, der richtigen und klaren Aussprache der Vorderwälder und der Ableitung des Wortes folgend, stets Rüfensberg statt mit den allgäuisirenden Neuerern Riefensberg schreiben.

Vor Jahrhunderten war das heutige Rüfensberg (um auch das Geschichtliche hier mit aufzunehmen) sowohl Jagdgebiet der Grafen von Montfort-Bregenz, als auch ein weidereicher Alpenstrich. Der von den genannten Grafen erbaute Jagdthurm (der noch stehende Kirchenthurm) gab später dem durch das tiefe Tobel neben der Kirche fließenden Bache

---

1. Rüfe, Erdschleife, Stein- und Erdlager, das vom Berge herabhängt, und dann durch Wassergüsse schnell davon gerissen wird. Schiller im Tell sagt:

„Ein Rufi ist gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken.“

Vergl. das italienische rovina.

den Namen Jagdbach, und die Gegend um diesen Bach wurde »zum Jagdbach« oder auch bloß »Jagdbach« genannt. Der Name Rüfensberg ist demnach jünger.

Die Weide daselbst wurde von Familien von der Egg (im innern B. W.) und von Lingenau (im äußern B. W.) zur Sommerszeit benützt, und nach und nach nahmen hier Leute von der Egg und Lingenau ihren beständigen Wohnsitz.

So gehörte die vordere Hub am Jagdbache zur Pfarre Egg, die hintere Hub aber als Meierhof des Klosters Mehrerau (daher noch der Name des Weilers »Mayerhöfen«) zu Lingenau, woraus sich die untenfolgende Dialecten-Vermischung erklären lassen wird.

In der Copie der Separations-Urkunde Rüfensbergs von Egg vom 4. Juli 1426 geschieht ausdrückliche Erwähnung eines Baches: »den man nennt länginer Bach, und der die Mark ist zwischen uns, und den Unterthanen, die zu der Kirchen gen Lingenau gehören, und als wir von Alters her gehört haut« (hont in der Schriftsprache jener Zeit und noch heute in der Mundart der Egger) »und noch gehören und recht Kirchgenossen sind zu der Pfarrkirchen an der Egg im hintern Bregenzerwalde.« Im Jahre 1537 übergab der Collator in Egg den zu seiner Pfarre gehörigen Antheil zu Unter-Langenegg an den Propst Blasius Schmid in Lingenau, und erhielt dafür von diesem den bis dahin nach Lingenau gehörigen Theil Rüfensbergs, welchen Tausch der römische König, Erzherzog Ferdinand I., am 7. November 1537 als neuer Landesherr bestätigte. Hernach ward R. eine eigene Pfarre, wozu dem Pfarrer in Egg noch das Collaturrecht zusteht.

Es gehörte in politischer Hinsicht zum alten Gerichte, jetzigen Standesbezirke Sulzberg, und kam somit mit der zweiten Hälfte der Grafschaft Bregenz 1523 an Oesterreich.

## Mundart.

1. In den Nummern 78 und 79 dieser Zeitschrift sprach ich von dem charakteristischen Uebergange der Liquida l und n in u im vordern Bregenzerwalde, von denen nach einer so eben erhaltenen Mittheilung des fleißigen und geistvollen Herrn Pfarrers Stöckler in Krumbach am Rüfensberg nur das inlautende l, wie bei andern Vorderwäldern, seit undenklichen Zeiten erweicht wird, da doch jenseits der Weißach am Sulzberg und im östlich angränzenden, schon allgäuisirenden Dorfe Aach sich keine Spur dieser Spracheigenheit findet, z. B. aut, Sauz, Waud, Goud, es heat goute, statt alt, Salz, Wald, Gold, es hat gegolten u. dgl. Das mag von den Lingenauern her geblieben seyn.

Hingegen bleibt das inlautende n hier, wie an der Egg, in Folge des ehemaligen Zusammenhanges, und im ganzen inneren B. W., ganz unverändert, z. B. die vorderwälderischen Wörter: Haud, plur. d'Häid, Waud, Studieut ꝛc. lauten Hand, d'Händ, Wand, Studient statt Student; so unser: wir, ihr, sie haud oder hiend und saud oder siend lauten am R. hand und heant, sand (i. e. sind); am Sulzberg sagt man: wir ꝛc. hönd, sönd, d. i. haben, sind.

2. Am Rüfensberg sagt man, mit den Innerwäldern richtiger: min, din, sin, Win, d. i. mein, dein, sein, Wein, wo der Vorderwälder noch g anhängt, als: ming, ding, Wing.

3. C vor h bleibt auch hier, wie im ganzen B. W. und in einigen Weilern Sulzbergs weg, z. B. Naht, wahse, Ahsel ꝛc. statt Nacht, wachsen, Achsel.

4. Der genannte Herr Pfarrer berichtet: »Es ist noch zu bemerken, daß die Rüfensberger den Ton bei dem Aussprechen der Doppellaute tief in der Kehle bilden, während der Vorderwälder denselben im Gaumen und den Zähnen bildet; hierin unterscheiden sich beide wesentlich und sehr kenntlich. Auffallender ist dieser Unterschied an den jungen Burschen R's., welche in neuerer Zeit den Staufener-Dialect auffallend affectiren, daher sich die hiesige Mundart, wie die weibliche Kleidung, in kurzer Zeit in die der Stauf'ner und Sulzberger verlieren wird.«

(Schluß folgt.)

---

## Miszellen.

Bei Stadt Enzersdorf ließ sich 1792 Blanchard nach seiner Auffahrt in Wien nieder, ward von den Bürgern im feierlichen Zuge mit Musik und Glockengeläute eingeholt, und mit dem Bürgerrechte beschenkt. Aus Dankbarkeit ließ er der Stadt seine Fahne, die noch aufbewahrt wird, und erhob die Gastfreiheit und den Ruhm dieses Städtchens in einer von ihm in Nord-Amerika herausgegebenen Schrift, auf deren Titel er sich Bürger von Calais und Großenzersdorf nannte. Von Wien hingegen sprach er nur im Vorbeigehen, weil man ihm hier etwas zu viel Indignation über seine vereitelten Versuche hatte fühlen lassen.

---

In einem Briefe Melanchthon's fiel uns nachstehende Stelle auf: »Heri litteras accepi, in quibus narratur, Romanum Pontificem, Paulum IV. mortuum esse. Suspicor, Carolum ipsum petiturum sedem Pontificiam, sed gallica factio adversabitur.«

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

85. Mittwoch, den 25. October 1837.

## Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte
## spanische und deutsche Reichsheer.

### Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Doch dürfen wir, ehe wir weiter schreiten, nicht unterlassen, was für unseren Zweck vorzüglich nothwendig, auf die Gewalt hinzudeuten, die diesen mächtigen Bau zusammenhielt, auf die päpstliche nämlich. Hören wir vor allem, was ein protestantischer Geschichtschreiber, der sonst nicht sehr unparteiisch die mittelalterliche hierarchische Macht beurtheilt, darüber sagt: „Ob man den Primat des Papstes als eine unmittelbar göttliche, ob man ihn als eine menschliche (aus theils stillschweigender, theils ausdrücklicher Uebereinstimmung der Kirchenglieder hervorgegangene) Einsetzung betrachtet; — seine wohlthätige Wirkung auf die Einheit, Festigkeit und Ausbreitung der Kirche wird von Unbefangenen nicht verkannt werden, und war es zweckmäßig und weise, einen Primat zu constituiren, auf daß die ihrer Natur nach freie kirchliche Vereinbarung nicht untergehe in Anarchie oder feindselige Spaltung, und die Kirchengewalt, durch einen gemeinsamen Schwerpunkt, einen ruhigen Fortbestand und Einheit des Wirkens erhalte — so erschien vor allen anderen der römische Bischof zur Führung solcher Primate berufen und geeignet[1]." Also in Hinsicht der Kircheneinheit und freier kirchlicher Vereinbarung, wird selbst von den Gegnern des Papstthumes dessen Wohlthätigkeit, ja

[1] Rottek, allgemeine Weltgeschichte, 4. Band. Daß aber die päpstliche Autorität eine nicht bloß nothwendige temporäre zur Verbreitung der Kirche und Vereinbarung derselben gewesen, sondern daß wenigstens bei den Völkern, die das weströmische Reich zerstörten, die päpstliche Autorität schon von Anbeginn der Grundstein war* auf welchem der Kirchenbau aufgeführt ward, wo das Christenthum eingeführt worden, geht aus dem National-Charakter dieser Völker hervor. »Regibus nec infinita nec libera potestas: duces exemplo potius quam imperio praesunt: neque animadvertere neque vincire, nec verberare quidem, nisi sacerdotibus, permissum, nec quasi in poenam, nec ducis jussu, sed velut Deo imperante. Effigies et signa quaedam lucis detracta in proelium ferunt. Si publice consulatur, sacerdos civitatis, sin privatim ipse pater familias. Si prohibuerunt, nulla de eadem re in eundem diem consultatio. Silentium per sacerdotes, quibus tum et coercendi jus est, imperatur: rex vel princeps suadendi magis auctoritate, quam jubendi potestate audiuntur. So sagt Tacitus, de mor. Germ. Zu dieser Stelle fügt Herder (Werke zur Philosophie und Geschichte 10. Theil) die treffliche Bemerkung hinzu: »Was niemand also sprechen, befehlen, strafen, tödten, ausschließen konnte, thats der Priester im Namen Gottes. Sein Stand ward also das Unterpfand der Freiheit, des Werths, der Ordnung und Tugend, der Kitt und das geweihte Band aller Stände, dazu waren sie in der Nationalversammlung, dazu zogen sie mit ins Feld. Ein Volk legt nie seine Denkart auf einmal ab, wenns in andere Verbindung tritt, und da die Franken nach Gallien kamen, und es für gut fanden Christen zu seyn, sahen sie die Bischöfe ihrer neuen Religion mit fränkischen Augen an; anders konnten sie auch nicht. Was ihnen ihr Priesterstand gewesen, heiliges, scharfanziehendes Band der Versammlung, sollten ihnen jetzt die christlichen Bischöfe werden.« Allenthalben also trugen die germanischen Stämme, der ihnen inwohnenden Pietät gemäß, die unbegrenzte Ehrfurcht, die sie früher gegen ihre heidnischen Priester hegten, auf die Verkünder der neuen Lehre über. Diese aber waren größten Theils als Missionäre von Rom ausgegangen, waren von dem apostolischen Stuhle abhängig, und erkannten sie den Papst als ihren geistlichen Oberherrn, von dem sie das Jus ligandi et solvendi erhalten hatten, so war es natürlich, daß sie durch ihr Wort »velut Deo imperante« die Neubekehrten der geistlichen Herrschaft des Papstes unterwarfen, sobald jene als Glieder der Kirche aufgenommen werden wollten, der dieser als sichtbares Oberhaupt verstand, der ihnen auf Erden als Stellvertreter dessen angekündigt worden, auf den sie im Himmel glaubten. Und waren ihnen die Bischöfe, »heiliges, scharfanziehendes Band der Versammlung,« so mußte ihnen des Papstes Autorität, der Centralpunkt aller Vereinigung, als das magische Siegel erscheinen, das dieses Band an allen Enden fest zusammenhielt.

* Und konnten auch die ersten Missionäre der römischen Kirche anders, als stets den Ausspruch Christi, »du bist Petrus, und auf diesen Fels werde ich meine Kirche bauen,« im Sinne haben, und auf den Papst hindeuten allenthalben, wo sie das Evangelium predigten.

Nothwendigkeit zugestanden, und wer den Geist des Mittelalters genau ins Auge gefaßt, für den liegt in diesem Zugeständnisse der beredteste Panegyricus der päpstlichen Gewalt. Auch trugen mehrere Umstände schon im Anfange dazu bei, sie mächtig zu heben, von denen wir bloß den anführen wollen, daß Constantinus M., durch den christlicher Glaube im römischen Reiche allgemein wurde, seinen Sitz nach Byzanz verlegte. Denn dadurch wurden die Päpste, der Nähe des Thrones entrückt, minder von demselben abhängig, und so hatte die weltliche Macht auf ihre freien Entschlüsse keinen Einfluß. Dazu kam noch, daß ihr weises Betragen in den politischen Stürmen sie, ohne daß sie ängstlich darnach suchten, zu Schiedsrichtern in den säcularen Angelegenheiten erhob. Mehr als einmal sehen wir sie in der Geschichte des Mittelalters als Vertheidiger des unterdrückten Rechtes auftreten, und als Mittler einschreiten zwischen den Regenten und ihren Völkern. Denn sie selber, nicht im Besitze einer absoluten Gewalt, konnten keine Tirannei aufkommen lassen[1]. So kann man die Päpste als die Pfeiler des mittelalterlichen kühnen gothischen Staatenbaues ansehen, die von dem Boden bis zur Decke aufstrebend, die Last des Gewölbes stützten und trugen.

Vom Anbeginn der Welt also war das Streben nach Totalität der archimedische Punkt, der den Weltkörper in Bewegung setzte, und wie wir gesehen haben, war die Wirkung dieses Verlangens genau den Kräften angemessen, von denen es ausgegangen war. Wie sich das Agiren und Reagiren des Ganzen nach einem Zwecke hin, in den vorchristlichen Staaten äußerte, ist sehr gut in der Fabel des Menenius Agrippa versinnlichet. Jedes einzelne Glied folgte seinem besonderen Sinne, sprach seine eigene Sprache, bis auf den Magen, der, im Mittelpuncte liegend, sie als allgemeiner Ernährer aller zusammenhielt. Von einer Seele, dem höheren geistigen Elemente, ist nirgends eine Rede; daher folgte auf das allmählige Absterben der einzelnen Glieder, wie bei dem Brand der Alten, unvermeidlich der Tod des Ganzen. Als dessen Gegensatz haben wir die Feudalverfassung des Mittelalters, vom Geiste des Christenthumes durchdrungen, aufgestellt und haben nachgewiesen, wie in dem Geiste das Ganze erstarkte. Allein ein anderes Prinzip machte sich in der neueren Zeit, in dem 15ten und 16ten Jahrhunderte geltend, und mußte nothwendig andere Erscheinungen hervorbringen, die auf das Ganze störend einwirkten. Da aber gerade um diese Zeit die Reformation begann, der es an Einheit fehlend, aus natürlicher Folge die Totalität abgehen mußte, so könnte man rückblickend auf die oben aufgeworfene Frage, ob der im 16ten Jahrhunderte herrschende Zeitgeist aus der Reformation hervorgegangen, oder ob sie die Folge der Spaltung der von widerstrebenden Interessen befangenen Gemüther gewesen, leicht versucht werden, diese als das trennende Prinzip unbedingt anzunehmen, würden sich nicht so viele Umstände für die Ansicht vereinigen, daß sie vielmehr das Consequens des allgemeinen Losreißens von den alten Instituten, als dessen Ursache war.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Pfarre Rüfensberg
### im äußern Bregenzerwalde
## und ihre Mundart.

Von Joseph Bergmann.

(Schluß.)

Ueberhaupt ist es nicht nur im Bregenzerwalde und in den übrigen Theilen des in der Sprechweise so mannigfach schattirten Vorarlbergs (besonders im Montafon und Walserthale), sondern auch in andern Gauen unseres Vaterlandes hohe Zeit, manche Localeigenthümlichkeit zu sammeln und geschichtlich für die Zukunft niederzulegen, ehe diese im Verlaufe einiger Generationen durch vielerlei Einflüsse und immer größeren Verkehr mit Fremden sich ganz verwischen.

So bemerkte ich diesfalls in dem Thale, in dem ich geboren wurde, seit fünf und zwanzig Jahren manche Veränderung; vielleicht wohl auch, weil ich mich seitdem mit veränderte! Wir Kinder sagten und die ältern Vorwälder sagen noch das alte »handle« und »handel,« indeß ich jetzt von den jüngern gewöhnlich und besser hörte: handle und handel, und im Plural händel; jedoch wenn dieses Wort Schlägereien bedeutet, so sagen sie noch immer nach dem

---

[1] »Die Anfeindung der Bilder durch die Leo'sche Familie, welche die Italiener zur frommen Empörung brachte, forderte den Papst auf, sich an die Spitze des Volkes als Vertheidiger, Rathgeber und Führer zu stellen. Gregor II. und III. benutzten diese Verhältnisse trefflich, setzten die Kaiser in Schranken — hinderten jedoch die völlige Trennung Italiens von dem Reiche, um desto unbeschränkter selbst in dem scheinbaren Gebiete eines unmächtigen Kaisers zu schalten, leiteten von da an in den drangvollen Zeiten der Isolirung und der longobardischen Gefahr die Angelegenheiten Roms in Krieg und Frieden und erwarben sich in der Dankbarkeit eines durch sie von der Tirannengewalt befreiten Volkes den schönsten Titel zur Herrschaft« (Rottek, allgemeine Weltgeschichte 4. Band).

alten Sprachgebrauche Häidel. Gut, wenn das Volk mehr mit Handel und Erwerb, als mit Raufhändeln und anderm, besonders nächtlichem Unfug sich abgibt! Seit zwei Jahrzehnten werden von den im Sommer auswandernden Handwerkern ungleich mehrere Ehen mit Nichtwälderinen als früher geschlossen, welche stets etwas Fremdartiges, und selten etwas Besseres mitbringen; das Beste kann hierin durch tüchtige Seelsorger und Schullehrer geschehen! Zum Wohle des Bregenzerwaldes sind von Alters her, und was jetzt auch die weise Vorsorge des bischöflichen General-Vicariats zu Feldkirch befolgt, fast alle Priester Söhne des Berglandes, die ihr Volk kennen und lieben, und von demselben wieder geliebt werden.

Wie segensreich wirkte der Pfarrer Johann Michael Feuerstein zu Hittisau († 1815, 19. Nov.) in Geschäften, Kirche, Schule und Haus, so der fromme Pfarrer Jakob Ober in Au († 1825, 25. Dec.), der ein treffliches Gebethbüchlein für sein Volk drucken ließ, und Gebhard Gantner in Bezau, ein Mann von gediegener wissenschaftlicher Bildung, ein tüchtiger Redner, der Kopf und Herz an der rechten Stelle hatte, und den seit etlichen Jahren historische Forschungen über den Bregenzerwald beschäftigten; leider raffte den unvergeßlichen Freund im November 1836 der Schlagfluß zu frühe dahin! So noch andere.

Der herzliche Einklang und das liebevolle, pflichtgemäße Zusammenwirken des dortigen Clerus wird mir stets eine der angenehmsten Erinnerungen von meinem neulichen Besuche in der Heimat bleiben.

## Abnahme der wälderischen Juppe.

So vertauscht sich (um wieder zum Frühern zurückzukehren) allmählig in den beiden Gränzpfarren Krummbach und Rüfensberg die so alte, so züchtig kleidende Juppe des weiblichen Geschlechtes in die allgäuische Kleidung der Sulzberger und Staufner. Schon ist die Kleidung in Krummbach gemischt. Unter 584 Personen tragen noch 361 das alte Wälderhäß, hingegen 223 sogenannte fremde Kleider. Vor 20 und 30 Jahren war das fremde Häß eine Seltenheit. Die wenigen Mütter, die von Sulzberg und dem Allgau sich nach Krummbach verehelichten, trugen ihre Kleidung fort, die Töchter kleideten sich aber wälderisch. Erst in neuerer Zeit nahmen die Töchter solcher eingewanderter Mütter, deren Zahl immer größer ist als früher, die mütterliche Kleidung an. Jedoch rührt bei der Mehrzahl die fremde Kleidung daher, daß sie in der Jugend als Hirtenmädchen in Schwaben dienten, und dann die mitgebrachte schwäbische Tracht beibehielten. Ich fand auch mehrere Mädchen reicherer Familien, als von Wirthen, Handelsleuten fremdhäßig, was sie als eine Art Mode, besonders an Sonn- und Festtagen mitmachen, bis es einheimisch wird; Aehnliches sehen wir auch auf dem Lande in Oesterreich, seltener sind jetzt Goldhauben!

Die Rüfensbergerinen trugen — mit Ausnahme einiger eingewanderter Mütter — nach der Versicherung des alten, in der Landesvertheidigung ausgezeichneten Hauptmanns Bartholomäus Bergmann vom Reichetzer und anderer alten Leute vor 40—50 Jahren noch allgemein das Wälderhäß; unter den noch 97 wälderisch Gekleideten befinden sich besonders die alten Mütterchen. In zwanzig Jahren wird hier die Juppe ganz verschwinden.

## Einige Wörter des Bregenzerwaldes.

Damm, die, die Mutter, aus »die Amme« abgekürzt; da in der ganzen Abänderung der Artikel mit dem Hauptworte eng verbunden bleibt, so ist es auch zusammen zu schreiben, z. B. zu Dammegau = zur Mutter gehen, i Damme's Gade = in der Mutter Schlafzimmer. Von Ammen habe ich zum Glücke im B. W. bisher noch nichts gehört! Eben so Drätt, der der Vater, aus „der Aette," z. B. vo Drätte ko = vom Vater kommen; so bedeuten dautdätt und dautdamm (der alte Aette und die alte Amme) = Großvater und Großmutter. Dick = oft, z. B. er kumt dick = er kömmt oft, wie Nibel. V. 66 und 5794. Vergleiche das lat. densius in der Bedeutung öfter.

G'not = geschwind, eilig, z. B. gang, mach's g'not = geh', mach's geschwind, im Nib. genote V. 6233, 6325 althochd. ginoti, aus ge - noth, daher in Oesterr. »sie hat's g'näthiga (genöthig), nicht gnädig.

Höller, der = Teufel, der von der Hölle, so sagt der gemeine Mann: der Höller soll mi hole.

Häre = rufen, z. B. här' mi = rufe mich, vergl. »daz der man haret zu gote« = daß der Mensch rufet zu Gott, siehe diese Zeitschrift, 1836, Blätter für Literatur, Kunst zc. S. 127, Z. 10; im Bregenzerwalde z'nacht de Schmelge häre, d. i. Nachts mit veränderter Stimme am Fenster den Mädchen rufen. Dürfte nicht von diesem alten Worte Her - old, der Ausrufer, kommen.

Schmelg und Schmelge, die, Diminut. das Schmelle = das Mädchen. Früher hielt ich dieses Wort irrig mit dem Englischen the smile verwandt, nun sehe ich, daß es aus »'s Mälge« durch Versetzung von l und g statt 's Mägl, = das Mägdle (Mägdchen, dann Mädchen) entstand; der Artikel und das Hauptwort verschmolzen zu »Schmälg oder Schmelg,« und dann trat noch das weibliche Geschlechtswort voran, wie oben in Damm und Drätt. So wird noch liebkosend zu kleinen Mädchen gesagt: Du bischt e brav's Mägle, wie von Buben: »du bischt e gute Kneht.« Vergl. mit dieser Buchstabenversetzung: Negeral und Tilor statt General und Tirol, wie ich es von Böhmen hörte. So verkuzen statt verzucken in Oesterreich; so Cavanz st. Vacanz. Tope st. Pote (Pfote), im Bregenzerwalde selbst; Bühel wird im Oesterreichischen Hübel, z. B. Gießhübel (Ort

bei Medling), so sind Bühler und Hübler als Familiennamen gleichbedeutend; im Parcival heißt es Kokodrill und Kokotrelle statt Krokodil.

Das Wort Schmelg wird am Rüsensberg im baierischen Balderschwang, im ganzen vordern, und im innern B. W. nur bis an die Bezegg, nämlich an der Egg, zu Großdorf und Andelsbuch gesagt, jenseits der Bezegg hört man Mótel (aus Madel); am Sulzberg gilt Schmelg neben dem allgäuischen Fel.

Fel = Mädchen, im Angelsächsischen vil (servus), vilen (serva) oder vyl, vylen, die vollere Form vilh, vilhen und vealh, vealhen, siehe Göttinger gelehrte Anzeigen 1833, 5. Okt. Seite 1592, und Schmellers klassisches, baierisches Idiotikon Theil I. S. 524, 526 und 513. Es ist nicht aus dem lateinischen filia entstanden. Auch wird im genannten Allgau neben Fel Spudel, Spuddel gesagt, soll dieses Wort von spuden, somit die Spudende, herkommen?

Tode, verb. neutr., vom Hauptwort Tod, ableben, absterben, z. B. er todet ab, sie ist abg'todet = er lebt ab, sie ist abgelebt; so auch von einer Wiese, z. B. er lot sie abtode. Mittelwort: g'todet und ohne die Vorsylbe ge aus todet, daher das Beiwort todt, und dann das verb. activum tödten.

Treschkammer, die = Sakristei, vergl. franz. trésor, engl. treasure, treso, Schatz in Graff's Krist I, 17 und 63, also Schatzkammer; Treßler war beim deutschen Orden derjenige, welcher die Schatzkammer unter sich und alles auszuzahlen hatte, alle Monate die Rechnung der Einnahmen und Ausgaben und den Vermögensstand des Ordens den hohen Beamten vorlegen mußte.

Todtebom, auch im Context in de Bom lege, dimin. das Bömle = der Sarg; noch in der Straßburger Mundart Todtenbäume im Gegensatze des Lebensbaumes s. Mone's Otnid, Einleitung S. 42.

Jehe, verb. neutr. tönnen, hallen von der Rede, besonders imperson. es jeht, es tönt, vergl. Graff's althochd. Sprachschatz I. 581, vergl. jeht Nibel. 3513, und öfter auch tropisch es jeht mir — es hat mir guten Klang, es ist glaubwürdig, und »es jeht mir it« es tönt, sagt mir nicht zu, es scheint mir unwahr; »do jeht er«, d. i. dann sagt er, wird nur in Valentschina in der Walser'schen Pfarre Blons (dem Geburtsorte des seligen Staatsrathes Martin Lorenz, geb. 1748, 7. Sept., † am 24. April 1828 zu Wien) gehört; vergl. jahen und verjehen im Nib. 3322 und 2443, und in alten Urkunden.

Das Mehrere in dem zu erscheinenden Idiotikon des Bregenzerwaldes.

---

## Miszellen.

Frau Argula von Grumbach, eine geborne von Stauff, hatte bald nach Luthers Austreten mehrere Flugschriften im Geiste der Neuerung ausgehen lassen; dagegen erließ ein Studiosus der Universität zu Ingolstadt einen eindringlichen „Spruch von der Staufferin Ires Disputierens halben," (4 Bl. in 4.) Dieser fängt folgender Maßen an:

Frau argel arg ist ewer nam
Vil erger das ir ane scham
Vnd alle weiplich zucht vergessen
So freuel seit vnd so vermessen
Das Ir euer Fürsten vnd herren
Erst wolt einen neuen glauben lernen
Vnd euch daneben vnderstet
Ein gantze Vniversität
Zu straffen vnd zu verschümpfieren u. s. w.

Am Schlusse heißt es:

So stell ab dein muet vnd gut dünkel
Vnd spin dafür an einer kunckel
Oder strück hauben vnd wirk borten
Ein weyb solt nit leren
Sonder mit Madalen zu hören
Ich geb euch fraw ein guten rat
Vnd ob ir mein nit kuntschafft hat
So bin ich Johannes genent
Zu Ingolstadt ein frey student u. s. w.

---

Die aus zwei Quart-Blättern bestehende Druckschrift: „Romischer, Kayserlicher vnd Hispanischer, königlicher Maiestat Mandat oder malzeyt, am heiligen grünen Donerstag. Anno M. D. XXI. zu Wormbs gehalten," enthält eine Beschreibung, wie Karl V. den Gründonnerstag zu Worms gefeiert, und bei dieser Gelegenheit dreizehn armen Knaben (welche Christum und die zwölf Apostel vorstellten) und dann noch einen Knaben, der die Stelle des Judas vertrat, die Füße gewaschen, sie sodann gespeist und zuletzt reichlich beschenkt habe. Was das Wort Mandat auf dem Titel heiße, mag folgende Stelle erklären: »Nachdem die Kinder sich gesetzt hatten, hat der Kaiser die Antiffen vnd Responsoria so man von dem Mandat oder werck Christi desselben tags, in der kirchen pflegt zu singen — durch seine Cantores zu singen befohlen u. s. w.«

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

**86.** Sonnabend, den 28. October **1837.**


Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt
versammelte
## spanische und deutsche Reichsheer.

### Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung und Schluß.)

„Ein Volk legt nie seine Deckungsart auf einmal ab,“ so war es natürlich, daß bei allen europäischen Nationen ursprünglicher germanischer Herkunft, des Tacitus Satz: „Reges vel principes suaden dimagis auctoritate, quam jubendi potestate audiuntur,“ lange seine Vollgiltigkeit behielt, und die königliche Gewalt nur langsame Fortschritte machte, auf den Punkt zu gelangen, auf dem sie jetzt steht. Wie aber die Decretalien des Isidors Mercator die Grundlage der Ansprüche der päpstlichen weltlichen Herrschaft waren, so lernten die Fürsten durch die Doctrinen des römischen Rechtes, welche seit dem 14ten Jahrhunderte, bei großem Zulaufe von Höheren aus allen Theilen Europas, auf der Universität zu Bologna vorgetragen wurden, ihre Stellung von einer ganz neuen Seite betrachten. Von nun an genügte ihnen nicht mehr die Herrschaft, die sie bis jetzt ausgeübt hatten, sondern ihnen stand der Sinn nach einer weniger beschränkten, weiter um sich greifenden, die aber bei der alten Ordnung nicht bestehen konnte. Doch würden ihre Versuche, diese umzustürzen, wenig gefruchtet haben, wäre nicht einerseits das Ansehen der Päpste, nicht ganz ohne eigene Schuld, um ein Bedeutendes gesunken, und würden andererseits diese nicht selber, durch den immer mehr einreißenden Nepotismus, von ihren alten Grundsätzen abgewichen, und auf die Seite der Fürsten getreten seyn. Die Art, die Souverainität zu erhöhen und zu befestigen, lehrte des französischen Königs Ludwig XI. Beispiel am besten. Diesem folgte in seinem Ländertheile der katholische Ferdinand, dem das Genie des Kardinals Ximenes in diesem Werke thätig an der Seite stand, glücklich nach. Die Engländer, geschwächt und müde durch den hundertjährigen Kampf zwischen der weißen und rothen Rose, waren froh endlich Ruhe unter der Herrschaft des siebenten Heinrichs aus dem Hause der Tudor gefunden zu haben. Geduldig ließen sie sich daher dieses Königs und seines Sohnes Heinrichs VIII. unumschränkte Gewalt, wie sie kaum je ein englischer Monarch vor ihnen, und außer der Königin Elisabeth keiner nach ihnen besessen, gefallen. Italien, in viele kleine Theile natürlich und politisch abgegrenzt, war seit der christlichen Aera von jeher das Land, in dem und um das mehr gestritten worden, als es selbstständig an dem großen Kampf der Völker eingreifend Antheil nahm. Aber ganz eigenthümlich verhielt sich zu diesen Ländern Deutschland. Als ein Wahlreich, in welchem der jedesmalige Herrscher nicht durch das Geburtsrecht zu Throne berufen war, sondern die Krone durch einen Fürstenausschuß vergeben wurde, konnten diese den Preis bestimmen, um welchen sie das Zepter in des Kompetenten Hände legen wollten, besonders wenn sich mehrere Werber um solche Würde meldeten. Davon mußte die natürliche Folge seyn, daß, während in erblichen Monarchien der Vater dem Sohne eine immer höher gestiegene königliche Macht hinterließ, jeder deutsche Kaiser eine immer schwankendere Herrschaft nach seinem Vorgänger antrat. War aber trotz dem den römisch-deutschen Kaisern bis auf die letzte Zeit herab noch immer so viel Gewalt übrig geblieben, die deutschen Fürsten zu mahnen, daß auch nicht sie so ganz unumschränkte Herren wären, wie, um nur ein merkwürdiges Beispiel aus einer Zeit, die uns schon näher liegt, herauszuheben, Kaiser Leopold I. die einzelnen Reichs-

stände verhinderte, ihre Unterthanen nach eigenem Gutdünken zu besteuern[1], so zielte doch offenbar jeder Schritt, den die Reichsunmittelbaren schon seit geraumer Zeit vor der Ausbreitung der Reformation thaten, die Kaiserwürde zum leeren Titel zu machen dahin, sich in gleiche Verfassung zu setzen, in welcher die kleineren Potentaten Italiens damals waren, und die Glieder des deutschen Bundes heut zu Tage sind — nach eigentlicher Souverainitätshoheit. Jede derartige Revolution aber kann nirgends auf einmal vor sich gehen; wie in der Natur nicht der Sommer in Herbst, dieser in Winter sprungweise übergeht, so nehmen auch die Phasen der Staatsverfassungen nur allmählig zu und ab. Die Wehen, die der bezeichneten Krisis in Deutschland vorhergingen, mußten sich daher auch successiv anmelden; wozu man mit gutem Fuge den Verfall der Kirchenzucht, in Begleitung der immer mehr sichtbar heraustretenden grassen Unwissenheit des Klerus bei der steigenden Kultur der Laien, rechnen kann, was einen religiösen Indifferentismus hervorbrachte, der eben so gut, als politische Ursachen, die Reformation vorbereitete. Denn es ist ein gar altes, wahres Sprichwort, daß die Extreme sich am nächsten liegen; so begegneten sich auch die ältere und neuere Zeit in den beiden Extremen, daß in jener die unbegränzte Ehrfurcht vor der Religion auch auf die Person ihrer Diener ausgedehnt wurde, und in dieser die Geringschätzung, mit der man den Priestern begegnete, eben so auf den Kultus überging. Aber die aus der Gesellschaft weichende Religion nimmt auch die gute Sitte und die Pietät vor dem heiligen Rechte mit sich, welche die Menschen mehr, als mit Schwert und Feder geschlossene Traktate und erlassene Gesetze verbindet. Darum mußte bei dem Zuendegehen des Mittelalters und Eintreten der neueren Zeit, zu Folge des immer höher steigenden Mangels an Recht und guter Sitte, ein Zustand des Dissolvirens der Theile eintreten, wo ein im Anfange scheinbar geringfügiger Umstand hinzukommend Veränderungen von den wichtigsten Wirkungen leicht hervorbringen konnte. Unter diesen Auspicien trat Luther auf den Schauplatz.

Anfang, Verfolg und Ende des lutherischen Reformationswerkes zeigt, daß Luther mehr getrieben wurde, als er selbst das Räderwerk seiner Zeit in Bewegung setzte. Denn sein Streben ging offenbar dahin, die Volkspartei für sich zu gewinnen. Seine vor der Menge gehaltenen Reden über die Lehre von der christlichen Freiheit, über Glauben und gute Werke, mußten wohl, wie er voraussehen konnte, dem gemeinen Manne recht gut zu Sinne gehen, daß sie aber in der Fürsten Ohren auch, und so schnell Anklang finden würden, das erwartete er sicher nicht (?).

So bestach Luther den Sinn des gemeinen Mannes, und die Großen bekannten sich zu dessen Glauben, um das Volk für ihren Zweck zu gewinnen. Auf diese Weise hörte die Religion auf, Zweck zu seyn, wurde zum Mittel, zur Sklavin der Leidenschaften. Die bösen Früchte so schlimmer Aussaat konnten nicht lange ausbleiben; wie die neue Lehre aufgefaßt wurde, kommentirten nur allzu bald die gräulichen Bauernkriege und Tumulte, die sogar Adelige an ihrer Spitze hatten.

Diesem politisch-religiösen Treiben stand Karl gegenüber mit seiner durch Erziehung, wie durch Grundsätze eingesogenen Ehrfurcht vor dem Glauben der Väter und im Gefühle der Herrscherwürde, die er bedroht sah. Den politischen Umtrieben setzte er seine Macht entgegen, den religiösen Bruch suchte er durch ein Concilium zu heilen. Mit beiden wollte es ihm nicht ganz gelingen, den Zweck zu erreichen. Nach so vielen vereitelten Hoffnungen zog er sich von der Welt zurück, und ob die Anecdote von den Uhren wahr oder unwahr, so hatte er doch eine Erfahrung gemacht, daß ihm in den älteren Tagen das Glück ungetreu geworden. Vielleicht legte er deßhalb alle seine Kronen ab, dem aufgehenden Gestirne seines und seines Bruders Söhnen überlassend, zu vollbringen, was ihm nicht gelungen.

Was Luthers Reformation selbst betrifft, so hat seit Arrius Zeiten keine Lehre über Kirche und Staat solche Stürme heraufbeschworen. Aber an die letztere, die bis auf wenige Ueberbleibsel von der Erde verschwunden, und ihre Folgen haben beinahe vierzehn Jahrhunderte ihren Maßstab angelegt, und darüber entschieden; doch seit dem Beginne der ersteren ist noch zu kurze Zeit verstrichen, um mit völliger Gewißheit ihre bleibenden Wirkungen bestimmen zu können. Doch bleiben zwei Erscheinungen bei allen diesen Umwälzungen um so merkwürdiger, und zeugen von einer inneren geistigen Gewalt, die nämlich, daß der Katholicismus seit achtzehn Jahrhunderten noch in seiner Einheit dasteht, was Luthers Reformation nicht nachgesagt werden kann, und daß Oesterreich, welches aus den meisten Wun-

---

1 Häberlins deutsches Staatsrecht.

den in den Religionskriegen blutete, sich vor allen übrigen Staaten am ersten erholt, und kurz nach dem westphälischen Frieden im Inneren wieder bald erstarkte, und sogar gegen Osten hin seine Macht erweiterte und befestigte. Vielleicht aber wäre vieles, was in der besprochenen Zeit geschehen, nicht vorgefallen, hätte der Geist der trefflichen Worte, die unser ausgezeichneter Bucholtz ausgesprochen, zu dieser Zeit die Herzen bewegt. In jedem Falle enthalten sie eine nie genug zu beherzigende Lehre, und es sey mir daher gegönnt, mit ihnen diesen Tractat zu schließen. „Wie alles Große und Gute nur durch das Zustimmen verschiedenartiger Grundkräfte entsteht; wie alle Schönheit eine Einheit im Mannigfachen voraussetzt, wie aus der freien aber bleibenden Verbindung des männlich Bestimmenden mit dem aufnehmend weiblichen und Hervorbringenden das Gedeihen der Familien hervorgeht, — so kann auch das wahre öffentliche Wohl nur durch Bewahrung der Einheit in der Vielfachheit, der Autorität in der Freiheit, des von oben her bindenden geheiligten Gesetzes, in der von unten her selbstständig-strebenden Entfaltung gesichert werden. Eine solche fruchtbare Verbindung kann nur dadurch Statt finden, daß von denen, welche die berufenen Wächter des gemeinsamen Gesetzes, der Autorität und Einheit sind, bei der Stärke, Mäßigung von Seiten derer, welche die Freiheit und Autonomie vertreten, Ehrfurcht bewahrt werden, und als großes öffentliches Unheil und Verderbtheit muß jede Entzweiung, und jeder daraus hervorgegangener gewaltsamer Zustand betrachtet werden, welcher auf die Vernichtung der einen oder der anderen dieser großen und schützenden Tugenden beruht.“

K—y.

---

## Die Pfarre Bildstein bei Bregenz und des Feldmarschalls Maximilian Lorenz Grafen v. Starhemberg Stiftung und Grabmal daselbst.

Mitgetheilt von Joseph Bergmann.

### 1. Lage und Name.

Auf einer Anhöhe des Steusberges, eine halbe Stunde über der Ebene, steht die Kirche von Bildstein, zwei Stunden südöstlich von der k. k. Kreisstadt Bregenz entfernt, von wo aus der Freund der Natur die bezauberndste Fernsicht nach den Appenzeller Bergriesen, über das österreichische und helvetische Rheinthal, den Bodensee mit seinen lieblichen Ufern genießt. Die ganze Pfarrgemeinde ist auf dreien, durch tiefe Töbel und Gebirgsbäche von einander gesonderten Bergen zerstreut, und enthält 870 Einwohner in 126 Häusern; sie gehört in das alte Gericht, und den jetzigen Standesbezirk Hofsteig im k. k. Landgerichte Bregenz.

Der Name Bildstein, auch Maria Bildstein, kömmt entweder von einem steinernen Marienbilde her, das zuerst hier verehrt wurde, oder weil der Ort, an dem die erste Kapelle stand, ein vorragender Sandfelsen ist, und man diese Kapelle das Bild auf dem Stein nannte, das man dann in Bildstein abkürzte.

### 2. Kirchenbau.

Die bedeutende Entfernung von dem Pfarrorte Wolfurt mag die hiesigen Bewohner schon früh angetrieben haben, sich ein kleines Bethhäuschen zu bauen, ohne jedoch vor dem Jahre 1560 eine sichere Spur hiervon zu finden. Um diese Zeit oder etwas später baute ein hierortiger Bauer, Namens Gallus Höfle, auf seinem Grund und Boden eine kleine hölzerne Kapelle, in der er ein Bild der heiligen Mutter aufstellte.

Sein Sohn Georg baute eine Kapelle von Stein im Jahre 1629 oder 1630; als nämlich damals in dieser Gegend die Pest heftig wüthete, gelobte er zur Ehre der himmlischen Mutter eine Kapelle, wenn sein Haus von derselben verschont bleiben sollte. Er unterließ aber sein Gelübde zu erfüllen, und soll dann, durch eine wunderbare Erscheinung der heiligen Mutter gemahnt, den Bau begonnen haben.

Martin Höfle, Georgs Sohn, verbesserte um das Jahr 1650 die Kapelle.

Um diese Zeit fing das Wallfahrten zu dieser Muttergottes-Kapelle an.

Die vorerwähnte Pest, und der unselige Schwedenkrieg der seine blutige Geißel auch über diese Gegend schwang [1], trieben die Menschen wieder mehr an, an das Ewige zu denken und der Andacht und dem Gebethe obzuliegen, und viele Leidende und Unglückliche sollen, wie alte Schriften berichten,

---

[1] Am 4. Jänner 1647 nahmen die Schweden durch einen Ueberfall von der Höhe herab die Bregenzer-Clause ein, wobei etwa 4000 Vertheidiger dieses Engpasses fielen. Die Stadt und das über ihr gelegene Schloß, vulgo Pfannenberg genannt, mit einer Beute von etlichen Millionen (da die reichen schwäbischen Klöster und Privaten, und die Bewohner der Umgegend ihr Geld und bewegliches Gut hieher geflüchtet hatten) kamen in die Hände des wild hausenden Feindes. Zwei schwedische Compagnien, vom General Wrangel nach Lingenau im vordern Bregenzerwalde einquartiert, wurden wegen ihres Plünderns und anderweitigen Unfuges von den mannsgleichen Weibern am Faltenbach, in der Pfarre Egg, im Sommer desselben Jahres erschlagen. S. meine Mittheilung in des Freiherrn v. Hormayr Archive 1824. Nr. 116 und 117.

an dieser Stätte wunderbare Hülfe und Tröstung erhalten haben.

Mit der wachsenden Zahl der Wallfahrter mehrten sich die Opfer und Geschenke in Kurzem so, daß schon im Jahre 1663 auf derselben Stelle, wo die Kapelle stand, die jetzt noch stehende große und schöne Kirche erbaut werden konnte.

Die Kirche wurde schon anfangs in der jetzigen Form hergestellt; die zwei Thürme an der Fronte aber, welche der Kirche ein imposantes Ansehen geben, wurden erst im Jahre 1692 hinzugebaut, nachdem dieselbe durch das gräflich von Starhembergische Legat zu größern Kräften gekommen war.

Zu den Merkwürdigkeiten dieser Kirche gehören: eine schön gearbeitete Monstranz, 131 Loth in Silber schwer; hierzu schenkte 150 Gulden der Graf von Starhemberg im Jahre 1683; ein sehr schöner und großer silberner Speisekelch (zur Reichung des heiligen Abendmahles), ein Geschenk des Kaplans in Oberdorf bei Dornbirn, Jakob Egender's, im Jahre 1707, dann sechs silberne Tafeln von getriebener Arbeit, mit Vorstellungen aus dem Leben der heiligen Familie, von verschiedenen Wohlthätern.

### 3. Beneficien und Pfarrei-Einrichtung.

Das erste oder Muttergottes-Beneficium wurde im Jahre 1666 errichtet; das zweite oder St. Josephs-Beneficium im Jahre 1676; das dritte oder St. Sebastians-Beneficium im Jahre 1695; das vierte endlich oder St. Joachims-Beneficium im Jahre 1701.

Im Jahre 1790 wurde das dritte und vierte Beneficium in Eines zusammengezogen, und hieraus die Pfarrei errichtet. Vor dieser Zeit war der ganze jetzige Pfarrort Bildstein nach Wolfurt eingepfarrt. In frühern Zeiten war er nach Bregenz pfarrgehörig, denn Wolfurt selbst, wie die Bezirke Buch, Bildstein und Schwarzach, wurden im Jahre 1512 von der Pfarrei Bregenz getrennt, und bildeten zusammen die Pfarrei Wolfurt.

### 4. Drei Schulen und Armenstiftung.

Der ganze Bezirk Bildstein hatte vor dem Jahre 1710 keine eigene Schule, sondern war nach Wolfurt, am Fuß des Berges an der Aach gelegen, eingeschult. Im Jahre 1710 baute Jakob Halder, hiesiger Beneficiat zum heiligen Joseph, auf seine Kosten das erste Schulhaus zu Bildstein.

Die zweite Schule, drei Viertel-Stunden von der Kirche entfernt, zu Bokenbühel genannt, wurde im Jahre 1790 durch freiwilliges Beisteuern und Frohnleistungen derjenigen Bauern errichtet, deren Kinder dieselbe benützen.

Eben so und durch Beiträge verschiedener Wohlthäter wurde die dritte Schule, eine halbe Stunde von der Kirche entlegen, im Fahrnach[1] genannt, im Jahre 1835 errichtet.

Somit hat die Pfarre Bildstein drei Trivialschulen, was bei ihrer zerstreuten Lage sehr zweckmäßig ist. Die Besoldung der drei Schullehrer wird aus der Gemeinde-Casse geleistet[2].

Die Gemeinde hat auch eine ältere Armenstiftung, die von gestifteten Jahrtagen herrührt, wobei nämlich die Stifter bestimmten, daß alljährig bei Abhaltung ihres Jahrtages ein gewisses Almosen an die Armen ausgetheilt werde; dieselbe beträgt 156 fl. R. W.; ferner eine neue Armenstiftung von der Frau Maria Margartha Ringler, verehelichten Hoß zu Bregenz im Jahre 1827 mit 400 fl., somit beläuft sich das ganze Armen-Kapital auf 556 fl. mit 27 fl. 48 kr. Interessen.

(Schluß folgt.)

## Miszellen.

„Wir haben die Erfahrung," sagt Melanchthon in seinem deutschen Bedenken, „daß Frankreich oft die deutschen Fürsten wider ihrer ordentlichen Potentaten erregt, und sie hernach verlassen hat. Ich denke in meinem kurzen Leben vieler Exempel, Pfalz, Würtemberg, Lübeck, so weiß ich, daß König Franciscus die Briefe dem Kaiser selbst zugestellet hat, die ihm Herzog Johann Friedrich und der Landgraf eines Verständnisses halben geschrieben hatten."

Daß K. Karl V. den Thucydides mit Vorliebe gelesen, erfahren wir aus nachfolgender Stelle: Audivimus hac hyeme (1549) Imp. Carolum studiose legisse Thucydidem, cujus habet gallicam interpretationem luculentam, factam ab Episcopo Massiliensi, qui censorem adhibuit Janum Lascarum, natum in familia vetere Imperatorum qui Constantinopoli, et in Asia dominati sunt. (Script. publice propositorum a Professor. Witteberg. Tomus I. p. 299.)

1 Da ein Fuhrmann mit einem beladenen Wagen auf der von Schwarzach durch's sogenannte Fahrnach nach Alberschwende und dem schönen Bregenzerwald mühsam hinaufführenden Bergstraße mit einem Fußgänger nicht gleichen Schritt halten kann, so mag wohl dieser ungeduldig jenem zurufen: „Ich geh', fahr' nach," daher die Benennung. Mir wenigstens, so oft ich dieses Weges ging, kam dieß unwillkürlich in den Sinn! Im künftigen Sommer wird die neue Straße an der Schwarzach hinauf vollendet werden, s. oben Nr. 78.

2 Voralberg zählt auf seine 45 23/100 Q. M. (und nicht 74 50/100 Quadrat-Meilen, wie mit Freiherrn von Liechtenstern alle geographischen Handbücher irrig angeben) mit 96.000 Einwohnern, 196 Schulen. Eine beispiellose Erscheinung! Eben so beispiellos ist die Menge von Stiftungen für kirchliche Zwecke, und von Stipendien zur Heranbildung des Klerus und des gelehrten Standes überhaupt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

87. Mittwoch, den 1. November 1837.


## Erinnerung an Lenoble von Edlersberg.

Von Eduard Freiherrn v. Feuchtersleben.

I.

In welch' einem scenenreichen Thale regt sich das betriebsame Aussee! Wie anmuthig liegt darin, auf einer sanften Anhöhe, von duftenden Gärten umblüht, das freundliche Haus, welches ich eben bewohne! Unter diesen Fenstern rauscht munter und glitzert freudig im Sonnenstrahl die jugendliche Traun, unter jenen ziehen wiehernd acht Paare muthiger Hengste einen hochbeladenen Salzwagen auf sorgfältig erhaltenem Wege.

Hier wölben sich der bewaldete Radling und der eisenträchtige Röthelstein, zwischen welchen die Straße weiter sich schwingt und windet durch die gesegnete Steiermark.

Dort dehnt der Koppen sich aus, reich an fruchtbaren Alpen. Der Sarstein, ein erhabener Gränz-Koloß, zugleich auf Oesterreich und Steiermark fußend, thürmt gegen 1040 Wiener Klafter hoch sich in die Lüfte, und der Loser, von zarten Wölkchen umflattert, lauscht schweigend hinab zu dem, zu seinen Füßen schlummernden Altausseer-See. — —

Nach freudigem Ueberblicken einer reitzenden Gegend, oder auch nur, nach ruhigem Beschauen der Räume, wohin eben das Auge trägt, erwacht wohl öfter im fühlenden Menschen der Gedanke: wer hat an dieser Stelle vor mir schon gestrebt, verzichtet, gehofft, gezweifelt, genossen, gelitten? — Derselbe Gedanke regte sich auch damals in mir sehr lebhaft, als ich von Wien gekommen und über die gränzscheidende Pötschen hinabgefahren (am 20. Mai 1832) das erste Mal das Haus betrat, welches dermal meiner Benützung überlassen ist.

Ohne die mannigfaltigen Verdienste der übrigen frühern Bewohner dieses Hauses verkennen oder auch, nur schmälern zu wollen, von welchen noch Mehrere, rasch auf einander folgend, nah und fern, im erweiterten Kreise thätig fortwirken, glaube ich zu seinen ausgezeichnetsten Bewohnern Lenoble von Edlersberg zählen zu dürfen.

Da ich in verschiedenen Zeiten um Lenoble war, in seinem letzten Lebensjahre täglich seines Umganges mich erfreute, sogar, durch eine seltsame Fügung des Schicksals, in dem Augenblicke, als er nach langen unnennbaren Schmerzen seine Seele aushauchte, allein am Sterbebette stand, da ich sein Vertrauen genoß, und viele seiner Papiere von ihm selbst erhielt, so dürfte ich vielleicht vor Mehreren in der Lage seyn, wenigstens Andeutungen über Lenoble zu geben, von welchen ich übrigens nicht behaupten will, daß sie ganz frei von Unrichtigkeiten sind, wohl aber, daß sich diese nur auf Kleinigkeiten und Nebensachen beschränken können.

Was die Behandlung betrifft, so kann ich in dieser Skizze und den vielleicht folgenden ähnlichen Mittheilungen um so weniger Willens seyn, eine Menge dürrer Zahlen und technischer Ausdrücke zu geben, als dieß der Erfüllung meines Wunsches, Einiges beizutragen, Nichtbergmännische mehr und mehr mit dem Bergmännischen bekannt zu machen, selbst entgegen arbeiten hieße, indem ich mir durch diese trockne Behandlung noch weniger Theilnahme versprechen dürfte, da diese ohnedieß in dem Grade schwächer wird, als der Gegenstand uns entfernter ist, sey's nun in der Zeit, im Orte oder in den Verhältnissen.

---

Daß oft das Feuer hülft, während es zerstört, ist vor Vielen dem Berg- und Hüttenmanne wohl bekannt, der diesen Gewinn durch scheinbaren Verlust täglich in großartigen Wirkungen wahrnehmen kann. — Aber auch ohne Beziehung, daß

»Wohlthätig ist des Feuers Macht,
»Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,

„Und was er bildet, was er schafft,
„Das dankt er dieser Himmelskraft;“

gibt die Flamme nicht selten dort Gewinn, wo sie Verluste zu bringen scheint, die noch nach Menschenaltern schmerzlich fühlbar, unersetzlich zu seyn drohen. Ein Beispiel hiervon bieten uns auch Lenobles Großvater und Vater.

Andreas Edler war Syndicus zu Großmeseritsch in Mähren, als daselbst, um das Jahr 1710 eine furchtbare Feuersbrunst in wenigen Stunden die Hoffnungen vieler Familien dieser gewerbthätigen Stadt vernichtete, und sie um so trostloser machte, als die Ausdehnung des Schadens sie hinderte, beim Nachbarn Hülfe zu suchen, da ja auch dieser, zum Bettler verarmt, nach Hülfe rang.

Die Vorsehung wollte, daß eben in diesen fürchterlichen Augenblicken der Cardinal Graf von Zinzendorf durch diese Stadt nach Paris reiste, das weinende Söhnchen des Syndicus an der leergebrannten Stätte sah, mit dem armen, kaum siebenjährigen Knaben inniges Mitleiden fühlte, dem ehrwürdigen Syndicus versprach, für des Kindes Erziehung zu sorgen, und dieses, da es dem Vater eben jetzt am erwünschtesten war, eine große Sorge überhoben zu seyn, mit sich nach Frankreich nahm.

Die Wirkung der gierigen Flamme half später dem Sohne und mittelbar dem Enkel zu Ehrenstellen und Glücksgütern, deren sie, ohne der frühern Zerstörung des Brandes, wohl kaum je sich erfreut haben würden.

Aenderungen der Namen in Ausgänge einer anderen Sprache, oder Uebersetzungen in dieselben waren und sind noch nicht selten. So schrieben sich die, aus den französischen Niederlanden stammenden Voreltern der fruchtbarsten deutschen Schriftstellerin, Benedicte Naubert, früher Nauvers, so nannte einer der frühesten Professoren der griechischen Sprache zu Paris, der Deutsche Johann Stein, sich Lapierre und schrieb in seinen Werken sich Lapidanus.

Jeder wissenschaftlich gebildete Bergmann kennt Agricola und Charpentier, welche früher Bauer und Zimmermann hießen, und wie der verwaiste Knabe Frank v. Lichtenfels, der nachmalige Gatte der berühmten Freundin Wielands, der deutschen Aspasia, von seinem Gönner, dem Staats-Minister Grafen von Stadion, in La Roche umgenannt wurde, so übersetzte, beinahe gleichzeitig, der Cardinal Graf v. Zinzendorf den Namen seines Schützlings Edler in Le Noble oder Lenoble.

Der Knabe Lenoble erhielt in Paris eine sorgfältige Erziehung, welche ihm, bei seinen angebornen Talenten, eine vorzügliche Ausbildung verschaffte. Vor Allem fesselten seinen Schönheitssinn die Drapperien und andere Verzierungen in den Pallästen der Großen in Frankreichs geschmackbeherrschender Hauptstadt. Er folgte später dem Cardinal nach Wien, und zauberte dessen Haus, durch die sinnreichsten Verzierungen, in einen Tempel des Geschmackes um.

Als die große Kaiserin Maria Theresia einst die Säle des Cardinals besichtigte, bewunderte, — erkundigte sie sich nach dem erfindungsreichen Anordner, und wünschte, als Graf von Zinzendorf Lenoble nannte, er möchte ihr diesen talentvollen Mann überlassen. So sehr auch der Cardinal Lenoble lieb gewonnen hatte, so war doch nicht leicht eine Trennung von ihm abzuwenden, und dadurch zugleich dem Wunsche einer allgeliebten Monarchin und der weiteren Laufbahn eines hoffnungsvollen Mannes im Wege zu stehen.

Lenoble trat als k. k. Kammerdiener in die Dienste der Monarchin, erwarb sich mehr und mehr ihre Gnade, und erhielt schnell auf einander die erfreulichsten Beweise davon. Er wurde Schloßhauptmann im Belvedere, im Jahre 1756 in den Reichs- und erbländischen Adelstand mit dem Prädikate von Edlersberg erhoben, dann wurde er k. k. wirklicher Rath, Mobilien-Inspector, Schloßhauptmann zu Schönbrunn, Hetzendorf und St. Veit[1].

Vermählt mit Katharina, gebornen von Mannagetta, lebte er in langer, glücklicher Ehe. Das jüngste von seinen zwanzig Kindern war unser Joseph Lenoble von Edlersberg, geboren zu Wien am 4. August 1750.

(Schluß folgt.)

---

1 Der vor mir liegende, gewiß schon seltene Kupferstich, den Schloßhauptmann Lenoble vorstellend, hat folgende Unterschrift: Jaques André le Noble d'Edlersberg, Conseiller actuel, Capitaine des chateaux de Schönbrounn, Hetzendorf et St. Vit, Directeur général des meubles dans tous les chateaux et bâtimens imperiaux de Sa Majesté imperiale royale et apostolique et né l' année 1703.
Peint par Ellenzheim, et gravé par Charles Pechwill l' an 1779

# Die Pfarre Bildstein bei Bregenz und des Feldmarschalls Maximilian Lorenz Grafen v. Starhemberg Stiftung und Grabmal daselbst.

Mitgetheilt von Joseph Bergmann.

(Schluß.)

## 5. Vorzügliche Stifter und Wohlthäter.

a. Maximilian Lorenz Graf v. Starhemberg, kaiserlicher Feldmarschall rc., von dem wir besonders am Ende reden werden.

b. Jakob Halder, Beneficiat zu Bildstein († 1711), baute aus eigenen Mitteln das erste Schulhaus, und machte eine Stiftung mit 1423 fl., deren Zins er dem Organisten als jährlichen Gehalt bestimmte.

c. Johann Ulrich Seiz, gewesener Muttergottes-Beneficiat zu Bildstein, starb als Pfarrer zu Hard im Jahre 1768. Er vermachte der Wallfahrt Bildstein sein ganzes Vermögen, bestehend in 9900 fl., jedoch so, daß der vierte Theil sogleich ausbezahlt wurde, von dem Uebrigen aber bezieht seine Verwandtschaft den Zins bis nach dem Absterben des vierten Grades, welches dann der Wallfahrt eigenthümlich zufällt.

d. Johann Kaspar Boch, Rosenkranz-Beneficiat zu Bregenz, vom Jahre 1701 bis 1748 Wallfahrts-Administrator zu Bildstein, starb 1750 und schenkte der Wallfahrt ein Guthaben von 525 fl.

e. Frau Maria Salome Steurin von Riedenburg, im sogenannten Riederschlößlein, starb 1764, und legirte nach Bildstein 600 fl. und eine 144 Loth schwere und vergoldete Kanne.

f. Frau Maria Margaretha Ringler, verehelichte Hoz zu Bregenz, schenkte im Jahre 1827 der Kirche Bildstein zu einem Jahrtag 100 fl.; ferner den Armen die obenerwähnten 400 fl., damit sie als Stiftung angelegt werden. Sie starb im Jahre 1830.

Außer diesen sind noch von andern Wohlthätern zu verschiedenen Zeiten kleinere Schenkungen und Legate der Kirche zu Bildstein vermacht worden.

Bildsteins größter Wohlthäter ist Maximilian Lorenz Graf v. Starhemberg, der zweite Sohn des Grafen Konrad Balthasar († 3. April 1687) und dessen erster Gemahlin Anna Elisabeth, Herrin von Zinzendorf, welcher gleich seinem ältern Bruder Ernst Rüdiger, dem unsterblichen Vertheidiger Wiens, sich dem Waffendienste widmete. Schon im Jahre 1677 ward er seiner Tapferkeit wegen Inhaber des Regiments Huf Nr. 8 (seit 1801 Erzherzog Ludwig); im Jahre 1683 nahm er als kaiserlicher General-Major den Türken Nisgrad ab; bald darauf wurde er Hofkriegsrath, Commandant und Gouverneur der Reichsfestung Philippsburg, welche Frankreich seit dem westphälischen Frieden besaß, dem Besatzungsrechte aber im Frieden zu Nimwegen 1679, 5. Februar, entsagte, Feldmarschall-Lieutenant, und endlich Feldmarschall, wie auch kurpfälzischer geheimer Rath und Oberbefehlshaber.

Seine hartnäckige Vertheidigung von Philippsburg, das an allem Mangel litt, gewann ihm selbst die hohe Achtung des Feindes.

Daß derselbe im Oktober (!) des Jahres 1689 an den, bei der Belagerung von Mainz im Sturm erhaltenen Wunden seinen Heldengeist aufgab, erzählt auch der selige Regierungsrath und Domherr Schwerdling in seiner Geschichte des uralten Hauses Starhemberg, Linz 1830, S. 290, erwähnt aber seiner Ruhestätte und seiner Stiftung zu Bildstein mit keiner Sylbe.

Ich will hier das Mangelnde mit dem, was mir Herr Gebhard Gorbach, Beneficiat zu Bildstein, an dem Orte selbst mit dankwerther Gefälligkeit mittheilte, möglichst ergänzen.

Der Feldmarschall Graf Maximilian Lorenz von Starhemberg wurde am 6. September 1689 bei der Erstürmung von Mainz (das am 9ten mit Capitulation die Franzosen übergaben) tödtlich verwundet und starb nach eilf Tagen am 17. desselben Monaths. Sein Leichnam wurde laut seines letzten Willens in einem kupfernen Sarge nach Bildstein gebracht, und daselbst am 11. October im Chore der Wallfahrtskirche bestattet.

Von seiner Gemahlin Dorothea v. Scherffenberg, die am 26. Juli 1713 zu Znaim als Witwe starb, hinterließ er keine Kinder. Der Graf, welcher Commandant in Bregenz gewesen seyn soll, kam im Jahre 1676 auf Veranlassung des kaiserlichen Obersten Johann Kreiß v. Themar, ebenfalls zu Bregenz, das erste Mal nach Bildstein, indem dieser bei einem Besuche dem Grafen von dem schön gelegenen und neu entstandenen Wallfahrtsorte sprach.

Der Graf entschloß sich mit dem Obersten am folgenden Tage den Ort zu besuchen, wo er die heilige Beicht und Communion verrichtete, und 150 fl. der Kirche schenkte. Er besuchte dann Bildstein öfter, und machte jedesmal beträchtliche Geschenke, die sich zusammen auf 2180 fl. belaufen.

Im Jahre 1688 ersuchte er die Wallfahrt um das Begräbniß im innern Chore der Kirche, und schickte zur Herstellung desselben und als Geschenk für die Kirche 1500 fl. Wie er des Heldentodes gestorben und wie seine irdischen Reste hier beigesetzt wurden, ist oben erzählt worden.

In seinem Testamente vom 9. October 1688 vermachte der fromme Held ein Legat von zehntausend Gulden an die

Kirche zu Bildstein, welches sodann von seinen Erben in Wien auf das Gewissenhafteste an den Bischof von Constanz berichtiget wurde; auch vermachte er 900 fl. zum Vertheilen unter die Armen Bildsteins und der Umgegend.

In einem Codicille zu seinem Testamente sind folgende Worte enthalten:

»Andertens solle man durch Aignen meinen Todt nach U. »L. Frawen Bildstein berichten, allwo hin ich underschieds»liche Legata gemacht, vnd sich in meinem Testamente finden »werden, damit man allda fünfhundert Seelmessen, vnd das »Gebeth der Gemeind vor mein Seel anstelle; auch drittens »sobald nur immer möglichen, meinen Leib dahin schicken.«

Für sein so beträchtliches Vermächtniß werden ihm vom jedesmaligen Bildsteiner Pfarrer alljährlich 24, von jedem der zwei Beneficiaten 12 gestiftete heilige Messen gelesen.

Am 17. September jedes Jahres als dessen Sterbetage, wird ein eigener Jahrtag und Seelengottesdienst gehalten; auch bethen für ihn die anwesenden Wallfahrter jeden Sonnabend das ganze Jahr hindurch fünf Vater unser und Ave Maria.

* * *

Auf dem Sarge des verehrten Stifters soll ein vergoldetes Kreuz zu sehen, und darunter folgendes Ephitaphium zu lesen seyn [1]:

Hic jacet
Rarus Stahrenbergicae Familiae cicineratus (!)
Heros, Illustrissimus et excellentissimus Dnus Dnus Comes
Maximilianus Laurentius. S. R. I. Comes, et
Dominus de Stahrenberg.
S. C. M. Intimus et concilii bellici Consiliarus,
Celeberrimus Campi Marschallus et Emeritissimus
Regiminis Pedestris Colonellus.
Quem
Serenissimus Palatinus Elector sui Palatinatus
in magnum elegit Praefectum
suorumque cordis arcanorum
Intimum statuit Consultorem.
Hic
Obtulit se sponte pro Romani Imperii salute
Cruentam hostiam
ut ex ejus cruore
Jam jam demoriens gloriosius resurgat in Vitam.
Vltimum vale Moguntiae dedit, ante quam lethale
Vulnus accepit, 17. Septembris Anni currentis
M. D. C. L. XXXIX
ac ejus
Integerrimi sui amoris
Hanc syngrapham testatam reliquit.
Etiam in sanguine meo redemi te.

[1] Da die Gruft im Chore mit einem sehr großen Steine geschlossen ist, so bemerke ich, daß diese Inschrift von dem hochwürdigen Herrn Gaebach, der im künftigen Frühlinge den Stein abheben zu lassen gedenkt, aus der Pfarr-Chronik copirt ist, welche der erste Administrator zu Bildstein, Jakob Dening, Pfarrer und Dekan zu Bregenz, vom Jahre 1666 bis 1704 niederschrieb, in der er alles Merkwürdige, was sich mit der Wallfahrt von Jahr zu Jahr ergeben hat, aufzeichnete. Cicineratus in der zweiten Zeile der Inschrift ist durchaus fehlerhaft, vielleicht soll es »cineratus« heißen?

## Miszelle.

Die neueren Sammler deutscher historischer Volkslieder haben mehrere mitgetheilt, die den Krieg wider Magdeburg unter Kaiser Karl V. zum Gegenstande haben; nachstehendes scheint ihnen unbekannt geblieben zu seyn.

»Klaglied: deren von Magdeburgk, zu Gott vnd allen frommen Christen. Im thon des zwelfften Psalms: Ach Gott vom Hymel sihe darein, Vnd las dich das erbarmen.

Man thut böß Lieder tichten,
Als hetten wirs gethan.
Gott weyß wirs nit anrichten,
Doch meynt es jederman.
Ey Gott las dich erbarmen,
Bedenck das Elendt groß,
Vnd schütz O Herr vns armen,
Richt vns nicht also bloß.
Gott las dein Lieb erwarmen,
Kom baldt vnd mach vns los.

Am Ende: Am 8. Augusti, Anno 1551, 4 Blätter in 4. Das Lied hat 24 siebenzeilige Strophen, und nach der letzten noch 9 Verse, unter der Aufschrift: »Christus spricht.« Die erste Strophe lautet:

Gantz elendt schreien Herr zu dir,
Viel hochbetrübter hertzen.
On dich keyn hoffnung haben wir
Inn dieser noth vnd schmertzen.
Wir sindt belegert Jar vnd tag,
Das ist ach Got ein schwere klag,
Creutzweiß sindt wir vmbgeben.

Nach den Versen auf dem Titelblatte möchte man wohl fragen, ob denn die damals häufigen Schmähschriften und Spottlieder wirklich nicht von Magdeburg ausgegangen sind? Daß gegenwärtiges Lied von den Sammlern unbeachtet blieb, ist eben nicht schwer zu erklären — wie viele Flugschriften für den Kaiser sind es nicht! —

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

88. Sonnabend, den 4. November 1837.

## Erinnerung an Lenoble von Edlersberg.

Von Eduard Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Schluß.)

Dorothea von Schlözer erhielt in ihrem siebenzehnten Jahre die philosophische Doctorwürde, — der Held von Szigeth, Niclas Graf von Zriny, als zwölfjähriger Knabe, in der Belagerung Wiens, von Karl V. eine goldene Kette und ein Streitroß zur Auszeichnung, — Kotzebue wagte kaum sechs Jahre alt die ersten dichterischen Versuche, — Tasso las als dreijähriges Kind schon so fleißig, daß sein Lehrer Angeluzzo, zur Schonung seiner Gesundheit, ihm die Bücher wegnehmen mußte, — und Amalia von Helwig lernte binnen vier Wochen so gut griechisch, daß sie den Homer verstehen konnte! — Ohne von diesen und ähnlichen lockenden Beispielen vieler Biographen mich hinreißen zu lassen, deren Geschilderte nicht früh und schnell genug das angeborne Talent auf die allerwunderbarlichste Weise, zum Staunen der Nachwelt, verkünden können, — so kann ich doch um so glaubwürdiger versichern, daß sich schon der junge Lenoble durch große Lebhaftigkeit und unermüdbare Thätigkeit auszeichnete, als diese beiden Eigenschaften noch den Drei und Siebenziger in seltenem Grade zierten.

Das goldene Zeitalter der Kindheit glänzte dem geliebtesten, jüngsten Sprossen des vielberücksichtigten Schloßhauptmanns, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch weit goldener, als den meisten seiner Jugendgenossen. Er wurde sogar von Händen gestreichelt, von Lippen geküßt, deren Winken und Worten viele Millionen freudig gehorchten.

Die Erziehung des Knaben und Jünglings Lenoble wurde den regulirten Priestern der frommen Schulen im gräflich Löwenburgischen Convicte zu Wien anvertraut, welches auch noch ein in Oehl gemahltes Bildniß seines, später in der Geschichte der österreichischen Salinen berühmt gewordenen Schülers besitzt, und auf den Halurgen Lenoble und den Dichter Heinrich von Collin mit Recht stolz seyn kann, wenn auch diese, ihre beiden Eleven, jenen der Karls-Akademie in Stuttgart, dem Zoologen Cuvier und dem Dichter Schiller, nachstehen.

Daß auch ich denselben verdienstreichen Priestern, in demselben Convicte, meinen ersten Unterricht verdanke, erwähn' ich bloß darum, weil ich hiernach nicht bloß jetzt zu Aussee, sondern schon vor beinahe dreißig Jahren zu Wien dasselbe Haus bewohnte, in welchem Lenoble früher gewohnt.

Nach Vollendung der philosophischen Studien wollte, wie bei vielen andern Jünglingen auch bei Lenoble, eine der ernstesten Fragen im Leben, jene über Standeswahl, schnell entschieden seyn. — Er machte Uhren, Thermometer und Barometer, schliff, in den Werkstätten der Optiker, Gläser; seine außerordentliche Lebhaftigkeit erlaubte ihm aber damals noch nicht, die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten vorzugsweise Einem Geschäfte zuzuwenden.

Die große Monarchin, die nicht nur ihrem Schloßhauptmanne, sondern auch dessen zahlreicher Familie mit besonderer Huld gewogen war, wünschte, daß der zum Mann heranreifende Jüngling sich einem Staatszweige widmen möchte. Um diese Zeit begab sich der Unter-Kammergraf und Mitverwalter zu Schemnitz, Ludwig Bartholomäus Edler von Hechengarten, dem Maria Theresia persönliches Vertrauen schenkte, an den Hof. Diesem wurde Lenoble von seinem Vater vorgestellt. Das Kalte, Herrische in Hechengartens Benehmen, die scharfe Mißbilligung, welche er, wahrscheinlich auf des Schloßhauptmanns frühere Andeutungen, Lenoble'n über dessen planloses Herumtreiben aussprach, die starkbetonte Aufzählung einer Menge Kenntnisse, die man besitzen muß, um an der Berg-Akademie zu Schemnitz erst zu lernen anzufangen, machte einen so ungünstigen Eindruck auf Lenoble'n, daß der gereitzte Jüngling rasch die Rede des Unter-Kammergrafen mit

der bestimmten Erklärung unterbrach, so lange keine Bergstadt in Nieder-Ungarn zu besuchen, als sie unter Hechengartens Mitverwaltung ständen.

Dieser unerwartete, stürmische Schluß der Unterredung schien zur unausbleiblichen Folge zu haben, daß Lenoble nie den Bergwerkswissenschaften sich widmen werde, für welche er bereits einige Neigung zu zeigen angefangen hatte.

Was Hechengartens rauhen Worten gänzlich mißlang, glückte jedoch bald der zarten Behandlung Ludwigs Grafen v. Harrsch, Salinen-Oberamtmanns in Oesterreich ob der Ens. Dieser besuchte Wien, lernte den Schloßhauptmann und seine Familie kennen, gewann besonders dessen jüngsten Sohn lieb, und rieth ihm, um eine beeidete Praktikantenstelle bei dem Salinen-Oberamte zu Gmunden zu bitten, mit der Erlaubniß, den Oberamtssitzungen und Salinenbereisungen beizuwohnen.

Die gnädigste Monarchin selbst gewährte dieses Gesuch in seiner ganzen Ausdehnung, Lenoble reiste nach Gmunden, und legte (am 18. April 1772) den Diensteid ab in die Hände seines väterlichen Gönners, des Grafen von Harrsch, in derselben Stadt, bei demselben Amte, wo auch seine Laufbahn, in einem Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhunderte, die höchste Stufe und das schmerzlichste Ende erreichte.

---

Es läßt sich wohl kaum ein günstigeres Land, eine günstigere Zeit für den aufstrebenden Halurgen denken, als in welchen Lenoble diese Laufbahn betrat: Deutschland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. — Bekannt ist Asiens Reichthum an Steinsalz, welcher für die ganze Welt genügen würde, und jener einiger Landschaften Afrika's, deren Bewohner ihre Häuser aus Salzquadern bauen. Deutschland, gezwungen sein Salz größtentheils aus Salzquellen oder Soolen zu gewinnen, welche aus der Erde sprudeln oder durch behutsame Auflösung des Haselgebirges, eine Verbindung des Salzes mit Thon und Gips, aus ihr geleitet werden, ist minder salzreich und kann bei der Gewinnung dieses vorzüglichen Bedürfnisses, sichs auch nicht so bequem machen, wie England, Rußland, Pohlen und Spanien mit ihren unerschöpflichen Steinsalzlagern, wie die Niederlande mit ihren Raffinerien des Seesalzes, durch ungeheuere Torfmoore begünstigt, wie Norwegen, Portugal, Frankreich und Italien, deren Bai-, Meer- oder Seesalz Frost und Sonne kristallisiren, — aber eben der nothwendige Aufwand von ausharrendem Fleiße und mannigfaltigen Kenntnissen macht Deutschland zu „einer wahren Schule für Halurgie, wie kein anderes Land [1].“

Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist deßwegen für die Halurgie die bedeutendste, weil damals die Ausbildung des Salzwerkbetriebes einen sehr kräftigen Aufschwung nahm und nehmen mußte, da der langen, bequemen Gleichgiltigkeit große Nachtheile, als empfindliche Strafen, bald zu folgen drohten.

Hatte man auch längst schon aufgehört, wie unsere Vorfahren, die Salzsoolen durch bloßes Eingießen in große Feuer von ihren wässerigen Theilen zu befreien, kannte man auch die Salzpfannen schon im achten Jahrhundert, war auch der Areometer, der Kompaß des Sudhüttenmannes schon erfunden, so befanden sich doch Deutschlands Salinen in die unabwendbare Nothwendigkeit gesetzt, die Salzgewinnung auf eine empfindliche Weise zu beschränken, oder auf neue, holzsparende Salzbereitungs-Einrichtungen zu sinnen.

Die Bevölkerung nahm immer zu, drängte dadurch die Waldungen in engere Gränzen, und machte überdieß, bei vermehrten und steigenden Lebensgenüssen, an diese beschränkteren Räume immer größere Ansprüche. Der Forstmann hielt nicht gleichen Schritt mit der Holzerziehung und konnte auch der raschen Anforderung, die Raumverminderung durch Ertrags-Vermehrung unschädlich zu machen, besonders bei dem damals auch noch sehr niedern Standpunkte seiner Wissenschaft, nicht genügen.

Aus den sorglosen Träumen von Holz-Ueberfluß schreckte daher plötzlich die Wirklichkeit des Holz-Mangels auf.

Diese allgemeine Noth rief um allgemeine Hülfe. Freiherr v. Beust († 1771) erfand die Dornwände beim Gradiren, Freiherr Weitz von Eschen († 1776) vervollkommte die Gradirwerke und Menz von Schönfeld († 1811) richtete auf eine vorzüglich holzsparende Weise die Salzpfannen zu Hall in Tirol ein.

---

[1] Skizze der deutschen Literatur über die Halurgie entworfen von Carl Theodor Kleinschrod. München 1816. In Commission bei Joseph Lindauer. — Ein vorzügliches, nunmehr wohl schon seltenes Werk, von welchem zu wünschen ist, daß der, auch als Schriftsteller noch thätige Verfasser, dermal Ministerialrath im königl. baier. Staats-Ministerium der Finanzen, der uns erst neuerlichst mit einem Meisterwerke über Großbrittaniens Gesetzgebung, über Gewerbe, Handel und innere Communikationsmittel u. s. w. erfreute, eine zweite Auflage herausgebe, worin die ältere Literatur ergänzt und die neuere bis auf die neueste Zeit fortgeführt wäre.

Zu dieser Zeit des wohlthätigen Aufschwunges im Salinenwesen betrat nun Lenoble, unter der wohlwollenden Leitung des Grafen v. Harrsch, seine Laufbahn.

Aussee in Steiermark, Juli 1837.

---

## Reise-Erinnerungen.

### VI.

### Der Kolm Saigurn und der hohe Goldberg der Rauris.

Es ist uns nicht selten Bedürfniß, sich lieben und erheiternden Erinnerungen hinzugeben. »Nicht genießen,« sagt J. Paul in seinem gehaltvollen Museum, »sondern Heiterkeit ist unsere Pflicht. In einer Seele voll Unmuth und Verdruß erstickt die dumpfe Luft alle geistigen Blüthen und den sittlichen Wuchs. Heiterkeit aber schließt wie ein Frühling alle Blüthen des Innern auf.« So weilt mein Geist gerne bei den erhebenden Hochalpen der Heimath, bei seinen anmuthigen Thälern und Seen, zu deren eigenthümlichsten ich wohl die Rauris zählen darf.

Die Rauris oder das Rauriserthal erstreckt sich von dem nördlichen Abhange der Haupttauern im Süden, zwischen hohen Gebirgszügen, westlich von der Gastein und östlich der Fusch, in gleicher Richtung und Länge mit diesen Nachbarthälern gegen Norden hin in das Salzachthal, welches das untere Pinzgau heißt. Jene Gränztauern, die Nahmensverwandten des Taurus in Natolien, bilden mit den südlichen Gränzgebirgen von Gastein mächtige Glieder der hohen, salzburgischen Centraltauern-Kette, welche sich als ein Arm des europäischen Hauptgebirgsstockes der Alpen von Tirol her meist als Scheidewand von Oesterreich und Illyrien bis Steiermark 25 Meilen lang und 8 bis 9 breit ausdehnt. Die Rauris ist also eines der dreizehn Seitenthäler, welche ihre Gewässer, durch die sie einst gebildet worden, der Salzache abliefern[1].

Die Rauris ist rauher, unfruchtbarer, wilder als die Gastein; ihre südlichen Gebirge bestehen aus Urgneiß und ihre goldführenden Gänge wurden sehr wahrscheinlich schon vor 2000 und mehr Jahren abbebaut. Denn auch hier, wie in Gastein, betrieben schon die keltischen Tauernbewohner, die in vorgeschichtlicher Zeit aus Asien eingewandert, Goldbau, der aber meist nur im Waschen des goldhältigen Sandes und in einigen Tagbauen bestanden haben mag. Die gewonnenen Geschicke verarbeiteten sie in der norischen Hauptstadt Noreja. Nach den Tauriskern betrieben die Römer, ihre aufgedrungenen Gebieter, den Bergbau dieser Gegend, z. B. auf dem Hochhorn sie bauten schon stollenweise und brachen Schächte auf. Hierauf scheinen die Slawen den Grubenbau auf dem Bockhart (Pochhart?), in der Siglitz und in der Fusch eröffnet zu haben Von 1460 bis ein Jahrhundert später gab es in Gastein und Rauris über 100 Grubenbaue und mehr als 30 Gewerken. Die Hauptgewerken der Gastein waren auch die Gewerken der Rauris und Fusch, und nach Gastein war Rauris der wichtigste Stapelplatz des Handels zwischen Italien und Deutschland. Die Gewerken waren zugleich die bedeutendsten Handelsleute. Aber im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert haben die Raubzüge der Kärnthner, im 16ten Jahrhundert der Bauernkrieg und die darauf erfolgte große Auswanderung, und am Ende desselben Jahrhunderts die Abnahme des Bergsegens feindlich und verderblich auf den Handel, Wohlstand und die Cultur der Rauris wie der Gastein gewirkt[1].

Es zeigte sich eben kein günstiger oder einladender, sondern ein nebliger, kalter Julitag, als ich mich um 6 Uhr Früh im Wildbade in ein da gewöhnliches, einspänniges Wägelchen setzte, um nach Böckstein zu fahren, und da, der Verabredung zu Folge, einen Freund und Führer nach Rauris abzuhohlen Gute Juftenstiefel, ein fester Alpenstock, die nöthigsten Kleider und Victualien durften natürlich nicht vergessen werden. Ein hoher, schwerfälliger Gaul aus Pinzgau brachte mich gemächlich in einer halben Stunde bis Böckstein, wo ein schon vorher bestellter Träger unser Weniges in seine Tragbütte auf den Rücken nahm. Unser Weg führte uns gegen das Naßfeld hinauf, aber vor dem Schleierfalle verließen wir den Naßfelderweg und stiegen auf den Ortberg. Der Pfad ging gleich Anfangs steil und rauh hinan, bald aber erfreute uns eine sehr schöne Ansicht des Achethales mit dem Bär- und Schleierfalle. Weiter hinauf wurde der schmale, wenig betretene Fußsteig noch mehr anstrengend und hier und da fast gefährlich. Oft nur auf den Stock vertrauend, mußten wir am hohen und gähen Bergabhang über und auf unzählige Steine steigen und die Beine auf schiefe und unebene Felsstücke, oder auf ihre scharfen, queren Kanten wechselnd stützen. Von Anstrengung und Hitze, von Durst und Hunger angegriffen erreichten wir »im Orten« eine Sennhütte und eine Quelle. Die Hütte aber war verschlossen, und die Quelle nicht trinkbar.

Nach der nöthigsten Ruhe, während welcher wir Gesicht und Hände mit dem Wasser erfrischt hatten, ging es weiter bis zum untern Bockhartsee. Dieser, der größere, liegt 5696 P. F. hoch in einem öden Thalkessel, ist bei einem Umfange von 3/4 St., 1/4 St. lang und 1/4 breit. Sein metallhältiges, schwärzlich grünes Wasser, das ihm aus dem obern Bockhartsee und von alten, aufgelassenen Bergschüchten zufließt, bildet im Absturze über den Bockhart

---

1 Ein Blick auf die vortreffliche Karte des k. k. Gen. Quartierm. Stabs oder auf die darnach im kleineren Maßstabe gut gearbeitete Karte von Oesterreich von Fried, Wörl's Atlas, Stielers Deutschland veranschaulichen natürlich jede Beschreibung mehr.

1 Diese und andere Angaben, besonders der Höhen verdanke ich der Güte des vorigen k. k. Verwesers in Böckstein, Hrn. Rußegger. Die übrigen Höhenbestimmungen sind nach Muchar und Myrbach.

zur Gasteinerache den freundlichen Schleierfall. Man hält den See für unergründlich und findet keine Fische in ihm. Noch aber geht die Sage unter alten Bergmännern, daß vor vielen Jahren Taucher aus Wälschland Gold und Granaten aus seiner unermeßlichen Tiefe geholt haben. Von seinem grünen Ufer blicken feurige Rhododendron fröhlich in den düstern Wasserspiegel, und dicht am See ruht aus Steinen, die hier im Ueberfluß, eine Sennhütte, wo uns willig die köstlichen Erzeugnisse der Alpenwirthschaft dargeboten wurden. Das Vieh wird auf diese Hochalpe mit Mühe und Gefahr von Kärnthen hergetrieben.

In dem Bockharsthale, das einst, wie es scheint, besonders an silberhältigen Bleierzen reich war, bestanden im Mittelalter 34 Stollen. Wir bemerkten am Wege mehrere verlassene Ausschläge. Weiter hin wurde die Gegend etwas heiterer, fruchtbarer, angenehmer; es zeigten sich in Menge prächtige Rhododendron oder Alpenbalsam, herrliche Gentianen verschiedener Art, liebliche, große Vergißmeinnicht, zarte Anemonen u. dgl. m., und im Rücken erhob sich in seiner ganzen riesigen Größe aus dem wüsten Anlaufthale der Ankogel mit seinen zwei eisbedeckten Kegeln.

Den hellen Giftbrunnen, unweit von dem ockergelben Poppelbrunnen, fanden wir des Weideviehes wegen verdeckt.

Bald langten wir bei dem obern, kleinern Bockhartsee auf einer Höhe von 6440 P. F. an. Merkwürdig ragt da plötzlich eine einzelne, hohe Felswand senkrecht empor. In einer ihrer Klüfte entdeckten und erbeuteten wir zu unserer Freude ein, wie es in dieser Gegend heißt, Edelweiß, gnaphalium leontopodium (Alpenlöwensfuß oder Alpenruhrkraut), wie bekannt, eine seltene, nur hohen Alpen eigene, ganz weiße, filzige Pflanze.

Nach etwa einer halben Stunde steil aufwärts standen wir 6986 P. F. hoch auf der obern oder hohen Bockhartscharte, der Gränzscheide zwischen der Gastein und Rauris. Wir gingen von Böckstein bis hierher bei 4½ Stunde.

Nachdem wir auf dieser Stelle den höchsten Punkt unsers Weges erreicht hatten, sahen wir auf einmal das Rauriserthal weit und tief unter uns hingedehnt. Wir lagerten uns am Abhange gegen Rauris hinab, uns freuend der seltenen, großartigen Gegend, und nahmen dabei das einfache, mitgenommene Mahl, welches nach einem solchen Weg und in dieser scharfen Luft leicht ganz vorzüglich gefunden wurde.

Wer noch nie in der Nähe Gletscher oder Firner, oder wie sie hier heißen, Kees, nie ein Meer gesehen hat, kann sich wohl davon kaum eine Vorstellung machen. Wie aus einem Eismeere erheben sich kühn und ernst sonderbar gestaltete Kämme und Kegel schwärzlich aus den blendend weißen Schnee- und Eisfeldern. Neben diesen kahlen, schroffen, phantastischen Felsrücken ragen darüber hinaus mit ewigem Eis ganz überdeckte Riesenkuppen. Ich erinnerte mich da an den sehr contrastirenden Prospekt vom Jäger auf dem Hundsberge bei Triest. Wie sanft und wonnig schaut Einen da die farbig schimmernde Adria mit ihren grünen Uferhöhen an!

Eindrucksvoll erheben sich von S. O. nach S. W., von dem 9643 (9200) P. F. hohen Scharreck im Naßfelde an, die spitzen, schneidigen Filzenkämp, an diesen die hohe Riffel und der 9100 P. F. hohe Herzog Ernst, der 8511 F. hohe Goldberg und der gedehnte »alte Kogel,« der gespitzte »windische Kogel,« der scharfe Sandriedel und der Tramerkogel, der hohe und der niedere Sonnenblick, dann der Sandkopf und der Goldzechekopf, nebenan das 2300 W. F. über die Gränze des ewigen Schnees aufsteigende Hochhorn, der König der Raurisertauern, und nach dem Goldlackelsteig der spitze, grünliche Ritterkopf. Neben ihm blickt rückwärts aus der Fusch die Spitze des 11300 Fuß hohen Wiesbachhorns hervor, welches nach dem 11590 F. hohen Venediger bei Sulzbach als der höchste Punkt von Oesterreich ob der Ens gilt.

Am Hochhorn (hohen Narr) und Sonnenblick befanden sich die ältesten Baue der Rauris, und man sieht noch Spuren von dem uralten Saumwege am Hochhorn, das nun ein ungeheurer Gletscher deckt. An einer Stelle, wo das Eis gemessen wurde, war es, was kaum glaublich, 40 Klafter tief, und als 1828 an einem Orte die Eisrinde weggeschmolzen war, kam der Schornstein einer Bergknappenstube zum Vorschein.

Hier hat man nahe vor sich mächtige Vesten und Stützen, Knochen des Erdleibes, den Sitz nie versiegender Quellen, den Ursprung von Gewässern, welche die Erde den Adern ähnlich durchfluthen, Flüsse und Ströme unterhalten und bereichern. Als ich lange den ungeheuern Halbkreis der imposanten Titanen, und ihr majestätisches Oberhaupt, die 10.300 F. hohe Pyramide des Hochhorns, betrachtete, war mir als hörte ich: Stehe auch, wie wir fest und kühn bei dem bunten Wechsel der Verhältnisse, strebe nach Reinheit und Kraft, und die Freuden des Lebens werden nie versiegen.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszelle.

An der südlichen Außenseite der Kirche zu Altmünster in Oesterreich ob der Enns, ist ein ganz sonderbarer Kopf eingemauert, von dem die Sage geht, daß er der nachgeformte Kopf jenes heidnischen Baumeisters sey, der diese Kirche immer in der innern Viechtau am Hain und sogenannten »Erer« als Götzentempel haben wollte, sich hierzu den Satan als Gehülfen erbath, und von ihm nach mißlungenem Werke, über den Thurm geschleudert wurde.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

89. Mittwoch, den 8. November 1837.

## Gelehrte Ausländer zu Wien
im sechzehnten Jahrhundert.

### III. Friedrich Staphylus.

Eine ausführliche Geschichte dieses Mannes, gegründet auf die unabweisbaren Resultate kritischer Forschung, dürfte jetzt mehr, als je, an der Zeit seyn. Wir bedauern, die schöne Aufgabe hier nicht lösen zu können, hoffen indessen mit Zuversicht, durch die nachstehende Skizze wenigstens das Bedürfniß und die Wichtigkeit derselben außer allen Zweifel zu stellen.

Friedrich Staphylus (Stapellage) wurde am 27. August 1513 zu Osnabrück geboren [1]; wo dessen Vater Ludwig, früher Pfleger der Herren von Westerholden, die Dienste eines Kastners bei Bischof Bruno versah. Die Mutter, Anna Birkmann, war aus einem der ältesten Geschlechter Danzigs entsprossen. Kaum hatte indessen unser Friedrich das zwölfte Jahr erreicht, entriß ihm der Tod die Aeltern, und an deren Stelle trat nun als Erzieher der Mutter Bruder Eberhard Birkmann. Dieser nahm ihn vorerst nach Amsterdam mit; hier bestiegen sie ein Schiff, und fuhren auf Hamburg zu, erlitten aber beim Ausfluß der Elbe Schiffbruch und retteten mit genauer Noth das Leben. Von Hamburg aus ging Staphylus nach Danzig, um seine zahlreichen Verwandten, die sehr vermögliche Kaufleute waren, zu besuchen; doch hielt er sich nicht lange auf, sondern begab sich nach Wilna, wo sein Oheim sich häuslich niedergelassen hatte. Hier gab er die ersten Proben seiner besonderen Fähigkeiten, denn in kurzer Zeit sprach er die beiden slawischen Dialekte, den ruthenischen und lithauischen, die hier im Gange waren. Da es indessen an einer wohlgeordneten Schule fehlte, schickte ihn der Oheim nach Krakau, um sich die nöthigen Elemente zu den höheren Studien eigen zu machen. Seine Fortschritte in der lateinischen und griechischen Sprache waren außerordentlich; eben so schnell erlernte er das Polnische, wobei ihm vorzugsweise der häufige Umgang mit Eingebornen trefflich zu Statten kam.

Es lag in der Richtung seiner Zeit, daß Studierende, wenn sie die ersten Studien im Vaterlande gemacht hatten, auf Reisen gingen und einen Theil Europa's durchwanderten, überall verweilend, wo entweder die Schulen einen großen Ruf genossen, oder auch für einzelne Zweige der Wissenschaften berühmte Professoren bestellt waren. Dagegen läßt sich wohl schwerlich etwas Erhebliches einwenden, zumal wenn man die Einrichtung der damaligen literarischen Institute näher ins Auge faßt, die oft kaum für Einen Gegenstand hinlänglich besetzt waren. Wo aber die Mittel zur weiteren Ausbildung fehlen, darf wohl das Recht, in der Ferne zu suchen, nicht abgesprochen werden! Als man später Grund genug hatte, den Besuch fremder Anstalten zu verbieten, lag es in der Natur der Sache, die inländischen zu heben; woraus sich die große Anzahl der Schulen erklären läßt, welche nach dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts entstanden sind.

Staphylus verließ demnach Krakau, durchzog Frankreich und Italien, und hielt sich zu Rom längere Zeit auf, wo ihm zunächst der Bischof von Lübeck, Johann Hotfiller, als Landsmann sehr gastfreundlich entgegen kam. In Padua hörte er die Theologie, und kehrte hierauf, mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, nach Danzig zurück. Sein Oheim Eberhard, und auch die übrigen Verwandten wünschten nun, daß er sich zur weiteren Fortsetzung der Studien nach Wittenberg begebe. Dabei ihn zu unterstützen, waren sie übereingekommen; insbesondere sparte der Oheim nichts, in der Hoffnung, einen künftigen kräftigen Vertheidiger der immer mehr um sich greifenden Neuerung heranzubil-

[1] NasCItVr has staphILVs fragILes MortaLIs In aVras
Nona ter aVgVstI LVX VbI CLaVsa fVIt.
Vitus Jacobaeus.

den, ja er hatte sogar gewußt, von Herzog Albrecht dem Aeltern in Preußen ein Stipendium für ihn zu erwirken, sobald er in Wittenberg noch ferner den Studien obliegen würde.

Staphylus kam im Jahre 1535 zu Wittenberg an, wurde im April des Jahres 1541 zum Magister der Philosophie erhoben, und führte mittlerweile die Aufsicht über einige dort studierende junge Grafen. Um diese Zeit übersetzte er des Diodor Siculus Fragmente ins Lateinische, kam mit Melanchthon in nähere Berührung, bei dem er auch Wohnung und gemeinschaftlichen Tisch hatte. Selbst von Luther ward er wohl gelitten, und nicht selten zu den Gesprächen mit den vertrautesten Freunden gezogen, wofür er, wie man damals wenigstens allgemein erzählte, bald Gelegenheit fand, seine Dankbarkeit zu bezeugen. Von Ossitz aus Meissen war im Jahre 1545 ein besessenes Mägdlein nach Wittenberg gebracht worden, um durch Luthers Fürsprache befreit zu werden. Luther weigerte sich Anfangs; doch willigte er endlich ein, und begab sich zu dem kranken Mägdlein in die Sakristei. Mehrere von den vertrauten Freunden, worunter auch Staphylus war, harrten vor der Thür auf den Ausgang der Sache. Kaum hatte indessen Luther die Beschwörung begonnen, als der böse Geist, nichts weniger als gehorsam, mit handgreiflichen Gegenbeweisen auftrat, und den Beschwörer so in die Enge trieb, daß er sein Heil nur in möglichst schneller Flucht sah. Doch die Thür war verschlossen, das Fenster zu sehr vergittert — da ergriff Staphylus, der stärkste unter den anwesenden Freunden, welche dem Unwesen durch den Gatern zugesehen, eine Art und zerspaltete damit die Thür — Luther entfloh. So geheim man auch die Geschichte halten wollte, sie wurde allgemein bekannt, und wir gaben sie so, wie in gleichzeitigen Relationen sie erzählt wird.

In demselben Jahre erhielt Staphylus einen Ruf nach Münster als Hofprediger des Bischofs; er schlug ihn aus, weil er zum Hofleben keine Neigung hatte. Nicht so konnte er den Wunsch des Herzogs Albrecht von Preußen, der ihn zum Professor der Theologie an der neu errichteten Hochschule von Königsberg bestimmte, zurückweisen. Er gab sein Jawort und trat am 20. Mai 1546, eben als der schmalkaldische Krieg begann, seine Reise dahin an. Bevor er jedoch Wittenberg verließ, wollte man ihm das Doctorat verleihen; er dankte für diese Ehre, weil er sich mit der dabei gewöhnlichen Eidesformel nicht vereinigen konnte. Die Doctoranden nämlich mußten feierlich geloben: se amplecti incorruptam evangelii doctrinam et tueri Symbola ac Confessionem Augustanam, et si forte controversiae incidant, deliberaturos cum Senioribus in Ecclesia Wittenbergensi. Die Anhänger der Neuerung haben zur selben Zeit wo sie diesen Eid forderten, oft und mit Schärfe die Bestimmung der katholischen Universitäten getadelt, vermög welcher jeder neue Professor gehalten war, mit einem Eide seine Anhänglichkeit an den alten Glauben zu bekräftigen!

Staphylus eröffnete in Königsberg die theologischen Vorlesungen, da vordem hier keine bestanden, und lehrte öffentlich Luther's Lehrsätze, obschon er in Einem oder dem Andern von denselben abging. Er ließ sich's insbesondere angelegen seyn, die neue Schule in Flor zu bringen, worüber ihm auch Melanchthon in einer griechischen Zuschrift Lob ertheilte. Doch die tiefe Zerrissenheit, welche sich unter den Anhängern der Neuerung bald allgemein kund gab, weil sich jeder Einzelne das Recht zusprach, nach Gutdenken zu reformiren und zu commentiren, war auch schon in die junge Anstalt gedrungen, und Staphylus gerieth mit mehreren Lehrern in heftigen Streit. Darunter war vorzugsweise Wilhelm Graphäus, welcher sich den Ansichten der Wiedertäufer angeschlossen hatte, ein wüthender Gegner des theologischen Professors. Zwar gelang es diesem, ihn von Königsberg und endlich gar aus Preußen zu vertreiben, doch hörten darüber die Streitigkeiten an der Universität nicht auf, und Staphylus sah sich zuletzt gezwungen, den Abschied zu nehmen, und nach Breßlau zu gehen. Hier verehlichte er sich am 8. Oktober 1549 mit Anna, der Tochter des lutherischen Predigers Johannes Heß von Nürnberg, der früher Kanonikus zu Breßlau gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Slawen, ein europäisches Urvolk.

(Nach D. P. J. Schaffarik.)

Die Geschichte der alten Slawen hat noch nicht, obschon Slawen und Fremde mit Fleiß und Beruf sie betrieben, jenen Grad von Haltbarkeit und Consistenz erhalten auf welchem sie jeder Vaterlandsfreund, besonders der Verehrer vaterländischer Geschichte, gern sehen möchte. Der Grund dieser Erscheinung ist zweifach: Erstens, die Verwirrung und Schwierigkeit des Gegenstandes an sich; zweitens, die Unbedeutendheit, ja Nichtigkeit unserer bisherigen Leistungen in diesem Theile der Geschichte. Die alten Slawen, wenn wir ihre Geschichte richtig auffassen, er-

langten, als ein sanftes, Friede, Ackerbau, Handarbeiten und Handel liebendes, mehr auf Erhaltung und Verbesserung des eigenen, denn auf Unterjochung fremder Länder bedachtes Volk, bei den früheren Geschichtschreibern, deren Augenmerk auf das kriegerische Getöse mehr als auf die stille Größe der Nationen fiel, wenig Bedeutung.

Das Resultat unserer Forschung ist, daß die slawische Urgeschichte ihr Zelt im Gebiete der alt europäischen, nicht der asiatischen Völker, am wenigsten in dem der Mongolen, zu welchen uns noch vor Kurzem einige unserer Nachbarn gutmüthig schicken wollten, aufschlage. Wohl wissen wir, daß wahre Größe und Ehre der Völker nicht von dem Zufall der Verwandtschaft abhänge, und wenn wir Mongolen und Tschuden aus unserm Volksthum ausschließen, so geschieht es nicht darum, weil wir sie für unehrlich und unebenbürtig halten, sondern weil diese Ansicht grundlos und unhaltbar ist. Die Skizze unserer Darstellung muß sich freilich der Leser selbst wohlgefälliger zu machen wissen.

I. Zum Beweise, daß die slawischen Völker europäische Ureinwohner sind, d. i. vor den historischen Zeiten in Gemeinschaft mit europäischen Urvölkern, also mit Celten, Germanen, Griechen, Latiern gewohnt, dienen vorzüglich die ältesten Ueberlieferungen. Doch wir wollen einige allgemeine Betrachtungen vorausschicken. Vor allem mußte jedes Volk ihre Vordern haben; keines verschwand nach Jahrtausenden so, daß nur der Name in der Geschichte übrig blieb; jedes große Volk muß ihren Anfang in der Geschichte der Vorwelt aufgezeichnet haben. Auch ist es einleuchtend, daß jeder nun reine und ungemischte Volksstamm auch in der vorgeschichtlichen Zeit ein reines Element war. Der die Germanen, Celten, Latier, Griechen und Slawen aus einem Gemische anderer Völker in einer durch die Geschichte erleuchteten Zeit entstehen ließe, würde Unkenntniß der alten Geschichte, der Volks-Charaktere, der Volksselbstständigkeit und vorzüglich der Sprachen verrathen. Die Sprache des Slawen allein ist in Form und Materie ein ewiger Zeuge seiner Selbstständigkeit. Ein Volk kann zwar, ohne übrigens was von seiner Nationalität zu vergeben, eine fremde, ausgebildete Sprache annehmen, wie wir bei den Juden sehen, aber entstehen konnte eine so vollkommene, consequente, reiche Sprache nicht ohne einen großen, selbstständigen Volk. Man versuche nur aus den von Herodot bis zum Austreten der Slawen im Römerreiche bekannten Sprachen die slawische so zu zergliedern, wie man dieß bei den romanischen und walachischen kann, und man wird zur Ueberzeugung von der Selbstständigkeit des slawischen Volksstammes ohne Schwierigkeit gelangen.

II. Bekannterweise nahmen die Slawen bis auf den heutigen Tag den größten Theil Europas ein und stehen in der Volkszahl keinem andern europäischen Hauptstamm nach. Und doch waren ihre Sitze vor 1000 Jahren viel ausgebreiteter, die Hälfte der Bundesstaaten, besonders ganz Nord-Deutschland, ganz Pannonien vor der Ankunft der Magyaren, viele Länder der thracischen Halbinsel, selbst Klein-Asien beherbergte slawische Stämme. An Zahl betragen die slawischen sowohl als die deutschen Völker 70 bis 80 Millionen.

So war das Verhältniß beider Völker um das Jahr 800 nach Christus; schreiten wir drei Jahrhunderte, also ins 6. vorwärts, so können wir dieses Maß der Volkszahl nicht wegläugnen, wenn wir auch nicht behaupten, daß sich die friedlichen und deßhalb von allen Seiten her gedrängten in den drei Jahrhunderten (von 500—800) außerordentlich schnell verbreiteten, während die siegreichen Germanen keine Zunahme der Bevölkerung erfuhren. Jornandes und Prokop, beide aus dem 6ten Jahrhundert, sprechen mit Erstaunen von der Menge slawischer, wendischer, antischer Völker, welche das ganze Land vom schwarzen Meere bis in den fernsten Norden bewohnen; bald aber sehen wir sie das ganze Ländergebiet zwischen der Elbe, dem adriatischen, ägäischen und schwarzen Meere einnehmen, nicht besetzen bloß wie die Warjagen Rußland, die Bulgaren Mösien.

Haben wir dieses bis ins 6te Jahrhundert festgestellt, warum soll es nicht erlaubt seyn, auf solchem Grunde weiter zu schreiten? Ist es nicht auch wahrscheinlich, daß, gleichwie die Germanen, deren frühere Geschichte wegen den Kriegen mit den Römern viel bekannter, schon vor unserer Zeitrechnung ganz Skandinavien, Germanien und Belgien bei einer bedeutenden Bevölkerung eingenommen, auch die Slawen, über deren Urgeschichte ein eigenes Verhängniß waltet, ein großes Volk schon in dieser grauen Vorzeit gebildet haben.

III. Gegen diese Behauptung erhebt sich das Stillschweigen der Schriftsteller jener Zeit. Griechische und lateinische Urkunden sagen uns wenig von einem solchen Volke in Ost-Europa, nichts von den Slawen. Allein, weder die griechische noch die römische Geschichte gibt einen vollständigen Abriß aller alten Völker, und andererseits wissen wir, daß nicht bloß Ein Volk in Nord- und West-Europa lebte,

von dem uns diese Urkunden nichts zu sagen wissen. Auch konnten unsere Ahnen den Griechen und Römern unter einem andern Namen bekannt gewesen seyn, der, wie die Wohnungen und Sitten des Volkes, Veränderungen ausgesetzt ist.

Da wir also die große Bedeutsamkeit des Volkes im 6ten Jahrhundert gezeigt, mußte es entweder im fünften aus Asien, gleich wie die Hunnen, Awaren, Magyaren, Chazaren, Bulgaren eingewandert, oder ein europäisches Urvolk seyn, da es, wie oben gesagt worden, eine selbstständige, ungemischte Nation ist.

IV. Die erste Ansicht fällt vor jeder vorurtheilsfreien Prüfung von selbst zusammen. Griechische und römische Geschichtsforscher, Jornandes, Prokopius, Agathias, Menander, Mauricius, Theophilakt, die ältesten Nachrichten über die Slawen erwähnen nichts von ihrer Abstammung, ihren früheren Wohnsitzen, ihrer Einwanderung, reden von ihnen als von einem allgemein bekannten Volk; da sie doch bei kleinen eingewanderten Völkerschaften sich alle Mühe geben, ihren Ursprung, ihre Sprache, ihre Sitten von Skandinavien, dem Kaukasus oder dem unbekannten Norden Asiens herzuleiten. Dieses Stillschweigen aller gleichzeitigen Schriftsteller kann nicht zufällig seyn, sondern nur zum Beweis dienen, daß die Slawen damals allgemein für europäische Ureinwohner galten. (Fortsetzung folgt.)

## Reise-Erinnerungen.

### VI.

### Der Kolm Saigurn und der hohe Goldberg der Rauris.

(Fortsetzung.)

Weiter ging es nun immer stark bergab und über die Gegend im Mais zum Kolm. Wir liefen mehr als wir gingen die Hochweide in der Filzen hinab, um uns das beschwerliche Abwärtssteigen dieser letzten Stunde etwas zu erleichtern.

Der Kolm Saigurn liegt im tiefsten Thalwinkel am Fuße des Herzogs Ernst auf einer Höhe von 4963 P. F. an einem Wildbache und besteht aus drei Gebäuden, wovon zwei das Poch- und Waschwerk enthalten; das dritte ist das Wohnhaus des Hutmanns, der auch Reisende beherbergt. Bei ihm also kehrten wir ein.

Kolm heißt da ein oder mehrere Gebäude mit Aufbereitungsmaschinen, wodurch edle Metalle mittelst Wasser aus Erzen gewonnen werden. Die Gegend des Kolms und Hüttwinkels muß man rauh, öde, einsam und wild nennen; nur wenig Nadelholz, meist Krummholz bekleidet den größten Theils mit Steingerölle bedeckten Thalboden, ganze Strecken liegen durch die Schneelavinen rasirt. Doch dient die nächste Gegend als Weide. Freundlich sprossen hier und da frische Blumen hervor und üppig grünt mit bunten Blüthen eine Wiese am Hause des biedern Hutmanns.

Gleich im Rücken des Kolms oder der Manipulationsgebäude erhebt sich vor den überragenden Gletschern ein dunkelfelsiger Berg in mehreren, verschiedenen Absätzen, und über seine wenig bewachsenen Schultern wallen, wie Silberlocken, vier oder mehr Gießbäche, jeder von eigener Bildung und Schönheit, mehr oder weniger sichtbar und glänzend zwischen den schwärzlichen Felsen und Fichten. Ueber eben diesen Vorberg der Gletscher geht von jenen Werkgebäuden weg kühn in steilen Absätzen weit die Aufzugbahne dahin. Auf ihr machte ich denselben Nachmittag im Erzwagen die Fahrt zur Aufzugmaschine. Deren Rad, natürlich massiv gebaut, hat einen Durchmesser von 35 F., es wird von einem Gletscherbach getrieben und zieht herauf oder hält beim Zurückgehen abwärts den schweren, mit Erz beladenen Wagen auf den zwei Geleisebäumen an einem Seile von 700 Klafter Länge. Dieser seit 5 Jahren vollendete, jenem auf dem Radhausberge ähnliche Aufzug wurde von dem damaligen Herrn Bergverweser J. Rußegger gebaut.

Der nächste Tag wurde dem Goldbergwerke bestimmt. Ich fuhr also den folgenden Vormittag noch ein Mal mittelst des Aufzuges zur Maschine hinauf und dieses Mal, um einer neuen Erfahrung Willen, mit geschlossenen Augen und die Arme fest um die Kette geschlungen, welche von den Seitenwänden über die Mitte des Erzwagens gespannt ist. Als dieser nach einer Weile, die mir ziemlich lang schien, plötzlich zu rollen aufhörte, also stille stand, glaubte ich bei der Aufzugmaschine angekommen zu seyn und öffnete die Augen. Aber anstatt mich am Ziele zu sehen, fand ich mich fast senkrecht auf der steilsten, schwindelnden Höhe über schroffen und grausen Tiefen. Bei dem allmähligen Aufsteigen mit offenen Augen fällt natürlich der Abstand von der Thaltiefe nicht so grell auf. Unangenehm berührt durch diesen Anblick, schloß ich schnell wieder die Augen, bis ich wirklich bei dem Aufzuge angekommen war.

Vom Aufzug führte mich der Hutmann bei dem 6730 F. hohen Neubau, einem einzelnen Gebäude, vorüber und weiter über Steingerölle, Wildbäche und Schneeböden zum Berghaus, welches mitten in ewigem Eis und Schnee liegt. Seine Bodenstube steht nach Rußegger 7619 P. F. über dem Mittelmeere. Nur die Goldzeche in Kärnthen, das höchste Bergwerk unseres Erdtheiles, liegt noch höher, denn sein höchster oder Christophstollen beginnt erst 8790 P. F. hoch. Der hohe Goldberg oder Fragantertauern am Wetterkreuz erreicht eine Höhe von 8511 P. F., ragt also 511 P. F. über die Gränze des ewigen Schnees dieser Gegend. (Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

**90.** Sonnabend, den 11. November **1837.**


## Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

### III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1550 erhielt Staphylus einen ehrenvollen Ruf als Professor nach Rostock; er wies ihn aber zurück, weil er nicht ohne Grund vermuthete, auch dort in langwierige Streitigkeiten verwickelt zu werden. Erwünschter kam ihm die Einladung Alberts von Preußen, als fürstlicher Rath wieder nach Königsberg zu kommen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ferner nicht gehalten seyn soll, was immer für neuen Glaubenslehren beizupflichten. Es scheint, daß schon damals das Haltlose, was ohne Widerrede in der Neuerung lag, und mit jedem Tage sich mehr herausstellte, dem redlichen Theologen höchst bedenklich zu werden anfing, und ihn veranlaßte, mit Besonnenheit und ernster Forschung das Verhältniß zu prüfen, in welchem das Lutherthum zur alten Kirche stand. Sah er in dieser durchwegs strenge Consequenz und Einheit, so zeigte ihm die Geschichte des ersteren allenthalben tiefererschütternde Zerwürfnisse, und eine Willkühr und Vermessenheit in Behandlung der heiligen Schriften, daß der völlige Untergang aller Religion fast unvermeidlich schien. Diese Erfahrung sollte ihm bald auf eine noch viel eindringlichere Weise bethätigt werden. Er war kaum in Königsberg angekommen, als er auch schon wieder in theologische Streitigkeiten gerieth. Herzog Albert hatte seinen früheren Lehrer, den bekannten Osiander, von Nürberg berufen, und ihm die erste Professursstelle an der Universität und das Pastoramt in der alten Stadt übertragen. Dieser unruhige Kopf stellte unter Andern auch eine von Luther abweichende Lehre von der Rechtfertigung auf, und erregte dadurch nicht nur bei seinen Kollegen, sondern auch bei allen orthodoxen Anhängern Luthers eine beispiellose Bewegung. Allenthalben erschienen Schmähschriften der schändlichsten Art wider ihn[1] — ein Mittel, dessen sich die Neuerer auch in andern Beziehungen mit Hinwegsetzung aller Scham bedienten — und die drei Professoren in Königsberg, Peter Hegemon, Johann Tetzel und Melchior Isinder griffen ihn von der Kanzel herab mit aller Heftigkeit an. Osiander ließ sich indessen dadurch keineswegs entmuthigen, sondern verlangte eine öffentliche Disputation, welche den Geist der Zwietracht nur noch mehr entflammte. Herzog Albert fragte im Vertrauen seinen

---

1 Wir wollen hier aus den vielen nur eine anführen: »Pasquillus. Ein Colloquium oder Gespräch wider die Antichristische vnd verfurische lere, Andree Osiandri, Pfarherren zu Königspergk in Preussen, Vom Artikel der Rechtfertigung ꝛc. Anno M. D. LII. 36 Bl. in 4.

Der eben verstorbene Speratus und Luther begegnen sich im Himmel, und dieser verlangt Nachricht von den Zuständen auf der Erde. Natürlich kommt Speratus sogleich auf Osiander und dessen Irrthum; Luther schimpft weidlich. Nicht übel klingt in Luther's Munde nachstehende Stelle:

»Den haubtartikel er angreifft
Daran des Menschen Ziel gantz leit
Du wolst mir aber sagen nu
Mit was gstalt er das itzt thu
Es wird was newes müssen sein
Das im die leute geben ein
Denn auch kein größern schaden thut
In aller welt denn newes gut
Das jederman stracks haben wil
Vnd kostets doppel noch so viel
Also es mit der Lehr zugeht
Ein jederman gern newes hört
Das alt verwirfft vnd faren leſt
Ob es schon ist das aller best.« —

Um unsern Lesern auch eine Probe der damaligen Kunst zu schimpfen mitzutheilen, wollen wir die Beschreibung ausheben, welche Speratus von Osiander gibt:

»Sein gstalt vnd auch greßlich figur
Die gantz ist wider all natur
Wol bis auff die Fussolen schwartz
Die sind geschmirt mit Teufels hartz
Darum er denn so schnell gefarn
In Preussen auff des Teufels karn u. s. w.

Rath, Staphylus, was er von der ganzen Streitsache hielte; dieser erklärte sich mit Bestimmtheit wider Osiander, und nannte dessen Lehre eine manichäische Ketzerei. Osiander, davon in Kenntniß gesetzt, forderte ihn nun heraus, das Gesagte zu erweisen. Zu diesem Ende wurde 1551 eine Privatunterredung zwischen beiden gehalten, welche indessen damit endigte, daß Osiander Luther's Autorität verwarf, dessen Uebersetzung der Bibel als unlauter bezeichnete, und durchaus nicht von seinen Ansichten abging.

Als Herzog Albert von diesem Zwiste in Kenntniß gesetzt wurde, gab er dem Prediger an der Hauptkirche zu Königsberg, Morlinus, den Auftrag, die Beilegung desselben zu versuchen. Morlinus ließ sich die Sache sehr angelegen seyn, vernahm der beiden Disputanten Ansichten und Gründe, sprach sich für Staphylus aus, und suchte Osiander durch ein sehr mäßiges, freundliches Schreiben zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein dieser antwortete mit der ihm eigenen Heftigkeit, und ergoß nun auch seine Galle über den Vermittler. Inzwischen hatte Melanchthon durch wiederhohlte Briefe den Staphylus zur Fortsetzung des Kampfes aufgemuntert; um so mehr mußte daher diesem die Antwort auffallen, die bald nachher jener an den Herzog ergehen ließ, welcher sich mittlerweile für die Ansicht Osianders erklärt, und darüber das Gutachten Mechanthons gefordert hatte. Dieses aber war in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß sich beide Theile damit begnügen und rühmen konnten, was denn auch Osiander weidlich that. Staphylus aber verlor darüber weder den Gleichmuth, noch das Vertrauen in seine Sache, um so weniger, als er bereits anfing, den Abweg einzusehen, den er bisher gegangen. Der Streit hatte ihn veranlaßt, die Sätze und Gründe Luthers vorurtheilsfreier zu prüfen, und aus dem fleißigen Studium der Kirchenväter sich Licht zu verschaffen. Seine Stellung ins Leben wurde ihm jetzt unbehaglich, zumal in derselben an keine freie Bewegung der religiösen Ueberzeugung zu denken war. Er bat daher um Entlassung aus seinem Dienste, erhielt aber auf wiederhohltes Begehren keine Entscheidung, und als er zum dritten Male bat, erfolgte eine abschlägige, wenn auch sehr freundliche Antwort des Fürsten. Staphylus sah nun kein anderes Rettungsmittel als die Flucht, und nicht ohne bedeutende Opfer setzte er den festen Entschluß durch. Indem er nämlich Preussen heimlich verließ, entsagte er einem ansehnlichen Vermögen und zugleich wohlgegründeten Ansprüchen auf ein noch größeres in der Zukunft, da mehrere seiner nächsten Verwandten kinderlos waren. Doch der Geist der Wahrheit und die ewige Gnade waren in ihm lebendig; er folgte dem Rufe, der in seinem Innersten erscholl. Gegen das Ende des Jahres 1551 kam er mit seiner Gemahlin in Breßlau an.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Slawen, ein europäisches Urvolk.

(Nach D. P. J. Schaffarik.)

(Fortsetzung.)

V. Wenn nun etwa aber die Zeit der Slawenwanderung um ein Paar Jahrhunderte früher geschah, weil sie zur Zeit der Völkerwanderung im IV. und V. Jahrhundert unbeweisbar ist? So viel auch diese Ansicht auf den ersten Blick Wahrscheinliches für sich hat, verliert sie doch bei näherer Betrachtung allen Gehalt. In geschichtlichen Zeiten konnten sich die Slawen nie anders woher nach Europa begeben als über den Kaukasus und den Ural. Aber schon im 6ten Jahrhundert vor Christus wohnten an der Gränzscheide *zwischen* Europa und Asien scytische Völker, derentwegen kein bedeutendes Volk eindringen konnte, ohne die Aufmerksamkeit der alteuropäischen Stämme auf sich zu lenken. Viele griechische Kolonien am schwarzen und mäotischen See, deren Handel nach Ost und Nord ging, waren Zeugen der dasigen Veränderungen; sie kannten nur Masageten, Scythen, Sarmaten, die den Slawen den Uebergang gewiß streitig gemacht hätten. Und wäre das mächtige Slawenvolk auf einmal eingedrungen, ganz Europa hätte den gewaltigen Stoß gefühlt; wäre es nach und nach eingesiedelt, wie hätten sich, ohne ein Wunder anzunehmen, diese einwandernden Haufen in ihren neuen Wohnsitzen so bald wieder gefunden und eng an einander gekettet.

VI. Unsere ureuropäische Abstammung beweiset vorzüglich die nahe Verwandtschaft der Sprache mit den übrigen alteuropäischen, als: griechischen, lateinischen, celtischen, germanischen. Zwar finden auch in den asiatischen Sprachen die slawischen ihren Anklang, insbesondere in der sanskritischen, medischen, persischen u. a., aber selten und weniger auffallend; wogegen die Wurzelwörter des Slawischen, Griechischen, Germanischen zum Verwundern mit einander übereinstimmen. Aber nicht darin bloß, im

ganzen Bau dieser Sprache, in der Wortbildung und Fügung, der Formen- und Satzbildung ist eine solche Analogie, daß diese manchen Philologen auf Abwege führte. So hielt Dankowski die griechische, Solaric die lateinische, Thummanin die litthauische für eine Schwestersprache, da doch der höher gerückte Gesichtspunkt uns alle europäischen Sprachen als Zweige Eines großen Stammes zeigt.

VII. Neben diesem Urtypus der Sprache findet sich noch die zufällige, aus dem Angränzen der Völker enstandene Verwandtschaft, das wechselseitige Entlehnen der Zeichen für dieselben Begriffe; ein Umstand, der aus den ältesten Denkmälern und aus dem lebenden ewig zeugenden Monument der Sprache erwiesen, ein kräftiger Bürge ist für unser altes Recht. Ein aufmerksamer Vergleich der slawischen Sprache mit den übrigen neueuropäischen muß uns zu der Ueberzeugung führen, daß im Altslawischen viele Spuren dieser Schwestersprachen, und umgekehrt enthalten sind. Wohl fand noch später die Wechselwirkung Statt, im fünften, sechsten Jahrhundert u. s. w.; aber die anzuführenden Belege sind viel älteren Ursprungs. Die celtischen Worte obr (Riese), paveza (Setztartsche), bane (Wanne) u. a. mußten schon vor dieser Zeit in die slawische Sprache aufgenommen worden seyn, weil da die Celten schon in ganz Europa verschwunden waren, und ihre Sprache sich nirgends rein erhielt. Die gothischen Ausdrücke Kaldiggs (cyrill. Kladäz, Quelle), ganisan (cyr. gonznu, genesen), Boka (cyr. buky, Buch), und umgekehrt die slawischen: dlg (goth. dulgs, Schuld), zupan (goth. Siponeis, Herr), djel (goth. dails, Theil), die schon in der Bibel des Ulfilas um das Jahr 350 vorkommen, zeigen auf einen viel früheren Umgang beider Völker hin, als die große Völkerwanderung der asiatischen Horden anzunehmen berechtigt. Einen nicht minder schlagenden Beweis gibt uns die Verwechslung und brüderliche Entlehnung der Eigennahmen nicht bloß der wichtigen von der Geschichte aufbewahrten Männer, sondern auch der Ländergebiete und Abtheilungen.

(Schluß folgt.)

---

# Reise-Erinnerungen.

## VI.

## Der Kolm Saigurn und der hohe Goldberg der Rauris.

(Schluß.)

Im Berghause erhielt ich die beim Einfahren der Gäste hier gewöhnliche weiß leinene Kleidung, einen weißen Filzhut und weiße Handschuhe, in die eine Hand eine Laterne, in die andere einen Stock. Ich hatte vorher auf der Bergkarte den Stollen angesehen, den ich befahren sollte; es war der 350 Klft' tiefe, sehr ergiebige Hauptbodenstollen mit dem Haberländergang. Vom Berghaus kamen wir in die daranstoßende Küche, dann durch die Schmiede zum Stollen, den Muchar 7300' hoch angibt. Von da an ging es mit dem Führer auf zwei Bäumen zwischen engen, krummen und niedern Felswänden weit hinein. Wasser träufelte von der Decke und rauschte unter den Füßen dahin, bald ging es aufwärts, bald abwärts, bald bei Laufwägen oder (englischen) Hunden, bald bei Felsensäulen vorüber, bald hieß es sich bücken und schmiegen, bald über eine Leiter steigen. Dabei hallte dumpf und gewaltig der Knall der Schüsse durch den langen unterirdischen Gang donnerähnlich wieder. So waren wir durch den tauben und den Erzgang gekommen. Man findet da im Gangquarz vorzüglich gediegenes Gold, doch weniger als im Rathhausberg, auch Antimonglanz und Antimonsilber. Die Gangquarze haben meist nur eine Mächtigkeit von einigen Zoll. Das Gold ist ohne regelmäßige Form und meist in einer dem freien Auge unsichtbaren Feinheit eingesprengt. Auch Bleiglanz, Kupfer-, Eisen- und Arsenikkies findet sich häufig in der Rauris, so in der Fusch und in Schnellgaden. Ich ließ mir zeigen, wie man im Bergwerke arbeitet, sprengt u. s. w. Die durch Schießen oder mittelst des Meißels, Hammers u. s. w. losgemachten Erzstücke werden in die Laufwägen viereckige, auf Walzen rollende Kästen oder Truhen, geladen und hinausgefahren, dann zum Aufzuge gebracht und von da im Erzwagen zum Pochwerk hinab gelassen.

Nach der Rückkehr aus dem düstern und feuchten Schoße des Goldberges sollte ich noch eine Lieblingsunterhaltung der fröhlichen Knappen kennen lernen, — das Fahren auf dem sogenannten Reitbrete. Ein solches Fahr- oder Rutschbret ist etwa 3' lang und 1' breit und vorne etwas aufwärts stehend. An diesem schiefen Vordertheil ist ein Strickchen zum Halten befestigt und den Sitz rückwärts umfangen vier schmale Leisten. Um dem schnellen Laufe, je nachdem es nöthig, Einhalt zu thun, wird beim Fahren der feste Stock schief rückwärts in Schnee eingesetzt. Auf solchen höchst einfachen Schlittchen fährt man oft Stunden weit in größter Eile über die Rücken der Eisberge.

Während wir eine halbe Stunde weit auf dem Schneefelde hinaufstiegen, blendete schmerzlich der blinkende Schnee durch den Reflex der Mittagssonne, so daß ich mir leicht vorstellen konnte, wie die, welche viele Stunden beim Ersteigen der schneeumlagerten Berge diesen so grellen Wiederglanz ausstehen sollen, dadurch, wie man mir erzählte, auf mehrere Tage erblinden. Da sah ich auch recht nahe die Eisrinden auf den Wänden und in den Schluchten der Berge, wie sie in großer Mächtigkeit als graue, grüne und bläuliche Wand unter der lichten Schneedecke aufgeschichtet hervorragten. Aus einem Eisboden, über den ich ging, ragten in Menge dreikantige, spitze Steine sonderbar empor, aber am interessantesten schien mir der sehr pittoreske Kontrast, wie aus den glänzend weißen Schneeflächen trotzig und finster die schwärzlichen, schroffen Rücken, Köpfe und Zacken der Felsen in die Höhe strebten.

Die Schlittenfahrt, meine erste dieser Art, ging glücklich, bald hatten wir den Aufzug erreicht. Einer der Männer rutschte ohne Stock auf den Fersen große Strecken hinab. Von der Maschine rollte ich eilig im Erzwagen über die schauerlichen Höhen zum Kolm hinab. Nachmittags besah ich die Manipulation, das Pochen oder Erzstampfen, das Goldwaschen auf den acht Schlemmherden, das Quicken oder Mahlen in der Goldmühle und das Amalgamiren; denn eben damals fand auch das sogenannte Goldabheben Statt. Das in 8 ½ Stöckchen ausglühte Gold wog 9 Mark 11 Loth, in einem Werthe etwa von 3000 fl. C.M. Dieses Abheben geschieht hier zwei Mal des Jahres. Die Schliche oder Scheiderze kommen zum Verschmelzen nach Lend. Welch' verschiedenartige, von vielen Vorrichtungen unterstützte Thätigkeit erfordert das Gold, ehe es aus den Quarz im Berge zum Goldarbeiter gelangt.

Den übrigen Theil des Tages verwendete ich zu einem Spaziergange längs des Baches, den die vielen Gletscherquellen bilden, und der Rauriserbach heißt, um das Thal weiter hinaus gegen Bucheben, dem nächsten, drei Stunden fernen Pfarrorte, und gegen den Markt Rauris, der fünf Stunden weit vom Kolm, mehr kennen zu lernen. Im Vergleiche mit dieser Thalgegend sollte man die Wildalpen in Steiermark wahrhaftig nicht wild nennen.

Von dem Flecken Rauris leitet ein Fußweg über die 6152 Pariser Fuß hohe Luggauerscharte in das Gasteinerthal nach Hof.

Den nächsten oder dritten Tag unserer Tour traten wir Früh Morgens den Rückweg nach Gastein an, stiegen aber nicht wieder über die Bockhartscharte, sondern über die vordere, 7116 P. F. hohe Kolmkaarscharte. Kaar heißt hier eine Hochweide oder Hochalpe (Hochalm). Wir kamen bei den hohen Filzenkämpen oder Kämmen vorüber und über den Kolbenkaar, dem imposanten Scharreck gegenüber, bei einer Schafſerhütte mit einer köstlichen Quelle vorbei, in das Siglitzthal und Naßfeld hinab.

Um einem drohenden Gewitter zuvorzukommen, eilten wir die Mosersennhütte zu erreichen. Da wurde besseres Wetter abgewartet und indessen Milch, Butterbrot und Kaffeh genommen. Hierauf verließen wir, mit einem Strauß Alpenblüthen beehrt, die Hütte und kehrten in ¾ Stunden von dort glücklich nach Böckstein zurück. J. Manschgo.

---

## Miszellen.

In Peter Beckler's historia Hovorea, d. i. in dessen historischem gründlichen Berichte von dem uralten böhmischen Hause Howora (Hof im Voigtlande, 1644 in Folio), ist S. 149, §. 25, folgende Notiz:

»Als im Jahre nach Christi Geburt 1530 Kaiser Karl V. über Tyrol nach dem Reichs-Tag zu Augspurg reisete, wurde ihm unter Weges eine güldene Medaille oder Schau-Münze, von einer ziemlichen Größe von 1700 Ducaten werth, präsentiret, darauf aller Königreiche und Landen, so unter höchstgedachten Kaysers Botmässigkeit stunden, erb- und herabstammende Wappen sehr künstlich eingepreget gewesen, welches dem Allerdurchl. Erz-Hause Oesterreich zu grossen Ehren gereichet.«

Wer hat nähere Kenntniß von dieser vielleicht noch in Sraulen befindlichen Prachtmedaille?

Bergmann.

---

»Ich Pernhart von Schäfftenberg bekenne, als ich des Wollgeborn Herrn Graf Sigmundts Graven zu Schawnberg meines gnedigen Herrn Diener, ain Jahr mit vier Pfärdten gewesen bin, das mich derselb mein benannter herr von Schawnberg, meines soldts vnd schadens gannz entricht vnd bezalt hat, vnd drumb sag ich sein gnad vnd sein Erben vmb die vorgemelten mein Dienst auch vmb soldt vnd schaden die bemelter Zeit süer mich vnd All mein Erben gannz ledtig vnd loß. Trewlich vnd Vngeverlich zu vhrkundt des briefs, nach dem ich mein Insigl noch betschafft dizmals bey mir nicht gehabt hab, hab ich gebetten den Edlen Steffan Egker die Zeyt Statrichter ze Everding das er sein Petschaft süer mich vnd an meiner stat auf die quittung gedruckht hat, doch im vnd sein erben ohn schaden. Geben zu Everding an Mittichen vor dem Antlaß Tag Anno Domini 1462.«

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

91. Mittwoch, den 15. November 1837.

## Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

### III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Bevor wir in der Lebensgeschichte weiter fahren, scheint es nothwendig, noch einen Rückblick auf die Streitigkeiten über die Lehre der Rechtfertigung zu machen. Man hat bald nach dem Uebertritt des Staphylus zur katholischen Kirche behauptet, daß er Osiander gereizt, und dessen Ansichten in ganz Deutschland zu verdächtigen gesucht habe, und zwar weil er fürchtete, daß ihm dieser den Rang und die Einkünfte eines Bischofes ablaufen möchte. Das Unlautere dieser Erzählung, die auch von späteren protestantischen Schriftstellern häufig nachgeschrieben worden, springt in die Augen. Staphylus nahm, wie wir gesehen haben, an dem Streite erst Antheil, nachdem bereits die ganze Universität zu Königsberg wider Osianders neue Behauptungen aufgetreten war, er wurde dazu von Melanchthon selbst mit Nachdruck und wiederhohlt aufgefordert, und wer nur etwas mit Osiander sich beschäftigt hat, wird einsehen, daß es bei ihm eben keiner Reitzmittel bedurfte. Hatte er denn nicht schon früher Sätze aufgestellt, gegen welche alle orthodoxen Lutheraner ein lautes Zettergeschrei erhoben; und wurde er nicht gerade von diesen ohne weiters verketzert? In einer gleichzeitigen Flugschrift, die allem Anscheine nach von Wittenberg ausging, wird in vollem Ernste darauf angetragen, den Abtrünnigen zu verbrennen, und in dem bereits angeführten Pasquill läßt der Verfasser den heiligen Petrus am Schlusse ausrufen:

Wär noth ich schlug mit Feusten dreln
Hies mich nicht Christus stecken ein;
Judas der mir in garten kam
Am Holderbaum nam seinen lohn,
Malcho ich auch ein Ohr abschnaidt
Den Ketzer hengen ist hoch zeit.

Eben so grundlos ist die zweite Beschuldigung, ja sie liefert einen neuen Beweis, daß die Neuerer weder Lüge noch Verläumdung scheuten, sobald es galt, eine Thatsache zu bekämpfen, die ihrer Sache entgegentrat. So erzählt Camerarius im Leben Melanchthons: cum in Prussia tantam dignitatem, tantasque opes non adipisceretur, quantas illuc contendens spe sibi desponderat, Principem simul eum reliquit, simul a causa descivit und S. 346: quem vel ambitionis impetus, vel nescio quae cupiditatum quasi procella ablatum inter adversarios constituerat. Daß Albert von Preußen ihn nicht entlassen wollte, und daß er mit der Entfernung von Königsberg zugleich wohlbegründete Ansprüche und Hoffnungen aufgab, haben wir gezeigt; es bleibt uns hier noch übrig, die letzte Behauptung zu entkräften. Weder getäuschte Erwartungen, noch allzugroße Leidenschaftlichkeit waren die Ursache seines Rücktrittes zur katholischen Kirche. Schon, als sich noch keineswegs Herzog Albert für Osiander ausgesprochen hatte, war Staphylus durch gründliches, unbefangenes Studium der Kirchenväter in eine Richtung gerathen, die der Neuerung geradezu entgegen stand. Je heftiger aber die Streitigkeiten geführt wurden, desto mehr sah er sich veranlaßt, zu prüfen und zu sichten, und desto inniger wurde seine Ueberzeugung, daß nur im Schoße der alten Kirche Beruhigung für ihn zu finden. Wir müssen hier eine Schrift näher ins Auge fassen, die er während der Zeit, als die Streitigkeiten mit Osiander von allen Seiten begonnen hatten, zusammengestellt und verfaßt hat. Sie führt den Titel: Synodus Sanctorum Patrum antiquorum contra nova dogmata Andreae Osiandri per Frid. Staphylum. Norimb. M. Sept. 1553. 4. Die Widmung an den Rath zu Danzig ist vom 6. März 1552, und die Schrift ein wahrhaft schöner Beweis von der großen Bekanntschaft des

Verfassers mit den Kirchenvätern. Sie enthält durchgehends Aussprüche von Synoden und heiligen Vätern über die Rechtfertigung, in bestimmte Abtheilungen gebracht, und mit Bemerkungen des Sammlers begleitet. Wir heben nachstehende aus: id demum firmum esse ac ratum dogma, judiciis quod esset synodorum exploratum, excussum atque conclusum. Omnium piorum legitimorumque doctorum consensum esse vocem Ecclesiae. Ecclesiam esse fundamentum atque columnam veritatis. Orthodoxorum Patrum consensum esse certum veritatis testimonium — bedarf es noch mehr, um zu beweisen, wie weit schon damals Staphylus von der Neuerung entfernt war, und daß es keineswegs eine Aufwallung, die ihn zu dem späteren Schritte bewog? Konnte er, dieser Richtung folgend, und zur Ueberzeugung gekommen, daß er auch äußerlich bekennen müsse, was sich ihm geoffenbart hatte, noch länger in Königsberg bleiben? Er kannte zu genau die Lage der Dinge; er wußte von dem Verfolgungsgeiste, dessen die Protestanten so gerne die Anhänger des alten Glaubens beschuldigten, um desto freier selbst die Geißel desselben schwingen zu können! So hatte Osiander bereits zwei Studierende, die sich öffentlich gegen ihn erklärt, gezwungen die Flucht zu ergreifen, einen dritten ganz Unschuldigen in den Kerker werfen lassen, mit der unverhohlenen Erklärung, die beiden ersten, wenn er ihrer habhaft werde würde, an Leib und Leben strafen zu wollen. Welche Freiheit!

Bevor also Herzog Albert sich für Osiander erklärt, mit Aufopferung einer vortheilhaften Stelle, verließ Staphylus Königsberg, festen Entschlusses, für die erkannte Wahrheit Zeugniß zu geben [1]. Dieß that er denn zu Breslau im Monat November des Jahres 1552. Obschon von einem heftigen Fieber ergriffen, legte er dennoch in Gegenwart vieler Zeugen öffentlich das Bekenntniß ab, und empfing zugleich mit seiner Frau das heilige Abendmal unter einer Gestalt. Merkwürdig ist, daß, so lange dieser Uebertritt noch unbekannt blieb, man von allen Seiten sich bemühte, ihm eine entsprechende Anstellung zu geben [1], und selbst Melanchthon deßwegen Schritte machte. Kaum hatte sich aber die Nachricht davon verbreitet, geschah, was zu erwarten stand. Dieselben Männer, welche noch vor wenigen Monaten ihn über alles erhoben hatten, ließen nun ihrer Erbitterung und schlecht verdeckten Selbstsucht freien Lauf. Flugschriften, voll des Giftes schmähliche Lüge und niedriger Verläumdung, erschienen in Menge und Fülle; die schändlichsten Pasquille wurden durch ganz Deutschland verbreitet, und selbst Melanchthon konnte den Unwillen nicht verbergen, daß einer seiner Lieblingsschüler ein Abtrünniger geworden.

Staphylus benahm sich dabei, wie es der Mannswürde entsprach: er schwieg, mit dem ruhigen Bewußtseyn, das Wahrheit und Recht immer begleitet. Erst, nachdem sich der Sturm mehr gelegt, trat er mit seiner Vertheidigungsschrift hervor, die ihrer kräftigen Sprache und Haltung wegen von schlagender Wirksamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

[1] In seiner Defensio pro trimembri theologia Lutheri sagt er darüber selbst: »Feci, quod Christianum hominem decebat, ut, quia animus a vestris dogmatibus jam abhorrescebat, corpore etiam, ut abessem longius a vobis, dedi id operam. Prussiam itaque reliqui, cognatos, affines, familiares deserui, rem domesticam magno affectam detrimento neglexi, in Silesiam me meosque transtuli, et ad tempus sedem fixi Nissae — — an hanc ob causam tibi sum transfuga, quia Catholicam Ecclesiam sim amplexus, synagogam detestatus vestram? Non sit tibi hoc mirum, Philippe, quia istam vestram non Ecclesiam judico esse, sed sentinam omnium haeresium, illam contra esse columnam basinque veritatis.

[1] Staphylus selbst erzählt, daß er an mehreren Orten hätte Superintendant werden können: Nunquam voluisti, inquis, in ecclesiis nostris docendi munus suscipere: Lubecae ut esses vel Augustae, vel Brunsvigae Superintendens, recusasti: ad Duces Megalaburgenses, cum te expetissent, ire noluisti, ad Papistas maluisti, quam ad nos migrare, atque sedem constituere.

## Die Slawen, ein europäisches Urvolk.

(Nach D. P. J. Schaffarik.)

(Schluß.)

VIII. Ferner geben dasselbe Resultat die Sitten, Gebräuche, Rechtsgesetze, Regierungsformen der alten Slawen, verglichen mit denen der Thraken, Celten, Germanen und Letten, wogegen ein Vergleich in dieser Rücksicht mit den Morgenländern immer unglücklich ausfällt. Zuerst die Mythe. Die Celten glaubten an die Dusa, die Slawen an die Dasa. Die Prija (Venus) der Slawen ist die Freya der Skandinaven, die Vanadist der Wenden. Die nordische Sif heißt bei uns Zieva (Ceres, die belebende), die Wola Wila. Der germanische Thur oder Thir (Mars) war bei den Slawen unter dem Namen Dawor, aber auch Thur verehrt, woher die Turnfeste Turice und das Marsfeld Turovo polje. Dieselbe Uebereinstimmung in den Gebräuchen. Germanen, Römer und Slawen bedeckten das Haupt mit Rasen, wenn sie bei Gränzstreitig-

kelten bezeugten; die Deutschen kosteten bei dem Verkauf oder der Uebergabe des Besitzes an einen Anderen Wasser, die Slawen Honig. Wer wird uns aber überweisen, daß die Slawen gleich den mongolischen und türkischen Völkern den Säbel des Kriegsgottes verehret, und Menschenblut getrunken?

Die Vertheilung des Landes in Eiben, Gauen, Gaupen und Marken ist gleich jener der Slawen in Zupanien, Medjen, Kreise (Krajisto) und Districte (Kolar). Der Rang der Civil- und Militärbehörden war an bestimmte Zahlenverhältnisse der Untergebenen als Decurien, Centurien bei Römern, Germanen und Slawen gebunden. Die oberste ausübende Gewalt lag bei dem Rex der Latier, Rir der Celten, Reiks der Gothen, Rek der Czechen; bei dem Zaopan, Zupan, Kunigg, Chunink, Knäz u. s. w. Weiter haben die Slawen gleich bei ihrem ersten Austritt in der Geschichte, bei Prokop und Mauritius, in Städten und Dörfern gewohnt, Häuser gebaut, Ackerbau und Handel getrieben, nicht wie die Sarmaten in rauhem Nomadenleben von einer Weide zur andern, und von dieser ins Zelt sich geschleppt, nur zum Plündern und Morden geschaffen, zur Geißel gesunkener Geschlechter.

IX. Ein wichtiger und erklärender Umstand, daß gerade vom Stamme der Karpathen, woher die Einfälle der Slawen im V. und VI. Jahrhundert geschehen, noch bei griechischen und römischen Historiographen in viel älterer Zeit slawische Namen der Städte, Flüsse und Wälder vorkommen, als: Serb, Cerna, Berzava, Pleso, Plewa, Morawa, Herbet, Sever, Pena, Polist u. s. w. Serbig (Serben) ist dem Plinius (um 79 nach unserer Zeitrechnung) ein Volk zwischen dem Asow'schen Meere und der Wolga am heutigen Fluß Serba oder Serpa; Serbum nach demselben eine Stadt im unteren Pannonien; Serbecium nach der Peutinger'schen Karte, wo heute Serba an der Sawe. Cierna nach einem römischen Denkstein (157) einst eine Stadt, jetzt Ruinen an der Cerna, die an der ungarisch-walachischen Gränze in die Danau fließt. Bersobis nach Trajan, Berzovia nach den Peutinger'schen Tafeln war eine noch im Mittelalter bekannte Stadt im Südosten Ungarns. Pelso nach Plinius, Aurelius Victor und Anderen der größte See Pannoniens ist der spätere Platensee, und eine ganz slawische Bedeutung, da in den Karpathen, in Mähren, Schlesien und Rußland noch heutigen Tages Pleso jeden See bezeichnet. Pelva nach den Itinerariis Antonini, ein Ort in Süd-Pannonien ist das Städtchen mit dem gleichnamigen Fluß Plewa in Türkisch-Kroatien. Die Morawa erklärt sich selbst. Die Karpathen des Ptolomäus, Marcian und Herakletus werden von dem slawischen Worte hrbet (Rücken, Bergrücken) abgeleitet; denn noch heute nennen die nahen Rußniaken diesen Gebirgsstock Tatri Honti (die Tatra Rücken). Die Sawaren des Ptolomäus in Sarmatien sind dasselbe Volk, welches Nestor Severini (die Nordischen) nennt. Also offenbar Worte, die aus slawischen Appellativen Eigen-Namen geworden, und sich in so früher, urgrauer, neblichter Zeit für die europäischen Barbaren, in der Sprache der damaligen Bildung erhalten und vererbt.

X. Und, wenn uns auch klare Zeugnisse der damaligen römischen und griechischen Schriftsteller für das Alter der Slawen fehlen, haben wir dennoch augenscheinliche Beweise, daß das slawische Volk zur Zeit seines historischen Austretens im V. und VI. Jahrhundert, in jener merkwürdigsten Epoche, da es aus seinen Wohnsitzen von Hunen und Avaren vertrieben, sich zugleich mit diesen gegen den Westen und Süden hindrängte, bekannt war, aber nicht als ein fremdes und neu übersiedeltes Volk, sondern als ein altes, längst bekanntes. Hören wir Prokopius: „Vorerst hatten Slawenen und Anten Einen Namen; denn sie nannten sich vor Alters Spori (von σπειρω) ich meine deßhalb, weil sie zerstreut in ihren Dörfern wohnten; aus diesem Grunde nahmen sie auch viel Land ein, denn der größere Theil des Ländergebietes jenseits des Isters war in ihrer Gewalt.“ Die Slawenen waren also vor Alters, d. h. wenigstens vor einigen Jahrhunderten, da selbst die erzählten Thatsachen nicht in die neueste Zeit vor ihm fallen, den Griechen und vielleicht auch den Römern unter dem Namen Spori, was wir mit Serben wieder geben, bekannt. Mit diesem Zeugnisse stimmen glaubwürdige Schriftsteller späterer Zeiten überein, sowohl einheimische, als fremde. Hierher gehört Guido von Ravenna, gewöhnlich Anonymus Ravenas genannt, der eine ausgebreitete Chorographie aus uns unbekannten und verlornen Handschriften zusammenstellte. So lautet sein Bericht über den Ursprung der Slawen: »In der Sphäre des sechsten Grades nördlicher Breite liegt das Vaterland der Scythen, von welchen der slawische Stamm seinen Ursprung hat; aber auch die Viti und Himades sind von da ausgegangen.“ Man muß bemerken, daß dieses Scythia zwischen den Ländern der Normänner, Finen, Karpen und Roxolanen liegt und wohl zu unter-

scheiden sey von Alt-Scythien, das um den zehnten Grad ist, und das er „das wüste und alte Scythien" nennt. Mit den Guidonischen Nachrichten stimmt die Münchner Handschrift, ein Monument aus dem Ende des IX. Jahrhunderts, vollkommen zusammen, wo es heißt: „Servien ist ein so beträchtliches Land, daß alle slawischen Völker, wie sie selbst bezeugen, ihre Abstammung von dort herleiten." Dieses Groß-Serbien ist ganz das Weiß-Croatien und Weiß-Serbien des Constantin Porphyrogenita und das Klein-Scythien des Guido von Ravenna. In dem Sinne schreibt der Papst Johann X. (914—929) an die Knesen, Tomislaw, den kroatischen, und Mihovila, den Zahulmier folgende Worte: „Denn, wer zweifelt daran, daß die slawenischen Königreiche die ersten sich zu den Aposteln und der allgemeinen Kirche zählten, weil sie gleich in der Wiege die Speise der heiligen apostolischen Kirche mit der Milch des Glaubens angenommen, wie die Sasiceren in jüngster Zeit von unserem Vorgänger seligen Andenkens, den Papsten Gregor u. s. w." Diese Aussage bezeuget, was Nestor, der älteste russische Chronist, von den ersten Wohnsitzen der Slawen an der Donau und in Alt-Illyrien, von den Predigten der Apostel Paulus und Andreas unter den Slawen in Illyrien, Rußland u. s. w. erwähnt.

Diese Uebereinstimmung zweier entfernten von einander unabhängigen Zeugen in derselben Sache ist überzeugend, und gewiß bemerkenswerth. Wohl wissen wir, wie wenig das Predigeramt der Apostel Paulus und Andreas auf Illyrien ausgedehnt, mit historischen Argumenten belegt werden kann; lassen uns aber nicht irre führen, aus den erwähnten Quellen, was mit unsern sonstigen Resultaten zusammentrifft, mit herauszunehmen, d. i. daß in der ersten Hälfte des Mittelalters die Meinung allgemein übereinstimmend war über das Alter und den Ursprung der Slawen aus Europa. Besonderes Gewicht legen wir in dieser Untersuchung auf die Gewährleistung Nestors, der ein geborner Slawe inmitten des größten slawischen Stammes, der Russen, lebte, und seine Berichte aus verschiedenen einheimischen Quellen, aus der Ueberlieferung der Alten, den Volksmährchen und Gesängen schöpfte, welche eine so außerordentliche Epoche der Volksgeschichte als eine Uebersiedelung ist, wahrlich nicht unberührt gelassen hätten.

Aus allen diesen Gründen in concreto, wenn wir ihren inneren Gehalt vorurtheilsfrei prüfen, können wir schließen, daß das slawische Volk nicht erst zur Zeit der Völkerwanderung mit den Hunen, Sabiren, Avaren, Magyaren, Bulgaren, Chazaren, u. a., deren Unbedeutenheit im Vergleich mit den großstämmigen europäischen Urvölkern Jedermann in die Augen fallen muß, aus Asien nach Europa gekommen, sondern schon in der europäischen Vorzeit hier mit den verwandten Griechen, Thraken, Celten, Germanen und Lituanern seine Wohnsitze gehabt.

So viel von den geschichtlichen Arbeiten eines der ersten lebenden slawischen Geschichtsforscher dem deutschen Volke zur Beurtheilung und Würdigung. F—c.

---

## Miszellen.

Die Begharden und Lollarden, zwei Sekten, welche man später mit dem Namen Adamiten bezeichnete, haben sich frühzeitig auch in Oesterreich verbreitet, wie mehrere Zeugnisse darthun. Von den Begharden meldet ein Brief eines französischen Priesters an den Erzbischof von Bordeaux bei Matthäus Parisius, daß selbe zu Wiener-Neustadt schon um die Mitte des 13ten Jahrhunderts in einem klösterlichen Vereine (Religiosi Beguini) bestanden haben. Von den Lollarden aber zeugen nebst mehreren Schriftstellern insbesondere die häufigen Hinrichtungen derselben während dem Verlaufe des 14ten Jahrhunderts. So wurden allein im Jahre 1312 zu Wien 102, zu Krems 16, zu St. Pölten 11 dieser Schwärmer verbrannt, und einer, Namens Neumeister, welcher zu Hirschberg den Holzstoß bestieg, gab noch vor seinem Tode die Anzahl der allein in Oesterreich bestehenden Lollarden auf 80000 an.

---

Als Carl VI. im Jahre 1726 von Grätz, wo er eben die Huldigung empfangen, nach Laibach reiste, stürzte die Decke des Zimmers, in welchem der Monarch zu Marburg übernachtete, gleich nach seiner Abreise ein.

---

Im Jahre 1788 hatte Galizien eine Volksmenge von 3.290.434, worunter 199.735 Juden. Man zählte 103 Städte, 201 Marktflecken, 6716 Dörfer und 1937 Dominien.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

92. Sonnabend, den 18. November 1837.


## Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

### III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Bald, nachdem Staphylus den Rücktritt zur katholischen Kirche öffentlich bekannt hatte, verließ er Breßlau, und ging nach Neisse, wo damals Balthasar von Promnitz, der Bischof von Breßlau, residirte. Wie Einige erzählen, haben die zahlreichen Protestanten Breßlau's durch Aufreitzung und getrieben von Parteiwuth ein solches Betragen angenommen, daß sich Staphylus in ihrer Mitte nicht mehr sicher genug glaubte. In Neisse beschäftigte er sich zunächst mit der Errichtung einer guten Schule, aber auch bei kirchlichen Vorkehrungen stand er dem Bischof rathend und ermuthigend zur Seite. Inzwischen gelangten an ihn mehrere Anträge katholischer Fürsten, wie des Herzogs Albert von Baiern, des Erzbischofs von Salzburg, und selbst K. Ferdinand I. ließ ihn einladen, mit dem Charakter eines königlichen Rathes in seine Dienste zu treten. Staphylus folgte diesem Rufe, und traf gegen das Ende des Jahres 1554 in Wien ein.

Die Idee der Vermittlung, welche den wohlmeinenden Ferdinand in der ersten Zeit der Kirchenspaltung leitete, hatte sich bereits seit mehreren Jahren durch die leidige Erfahrung als erfolglos bewiesen; er hatte einsehen gelernt, daß dem Uebel nur durch bestimmtes Entgegentreten gesteuert werden könne, andererseits aber auch das Kirchenwesen einer durchgreifenden Verbesserung bedürfe. Fest nun entschlossen, der gewonnenen Ueberzeugung gemäß zu handeln, mußte ihm die Nähe eines Mannes, dessen Erfahrungen und Kenntnisse mit Recht geeignete Vorschläge erwarten ließen, von großer Wichtigkeit seyn. Staphylus wurde demnach mit aller möglichen Auszeichnung aufgenommen, und er gab auch in kurzer Zeit Veranlassung, mit seiner Thätigkeit zufrieden zu seyn. Wir lernen diese aus mehreren Zuschriften an Ferdinand kennen, deren Inhalt jedenfalls von solcher Bedeutung ist, daß wir sie hier näher zu betrachten nicht umhin können. Die wichtigste ist unstreitig „De instauranda in terris Austriacis religione romano-catholica ad Aug. Imp. Ferdinandum I. Consultatio. Sie zerfällt in drei Abtheilungen: de doctrina religionis et cultu divino; de vita moribusque et studiis personarum; de oeconomia et de ipsis bonis ecclesiasticis, und gibt über den damaligen kirchlichen Zustand Oesterreichs höchst merkwürdige Aufschlüsse.

„Quod ad Catholicae fidei nostrae corruptelas attinet," so beginnt die erste Abtheilung, „nihil ferme fraudis alibi est, quod non vel secundo Danubio in Austriam exundet, vel ex Bohemia ad nos, vel ex Silesia et Moravia concervatim irrepat, dormientibus interea et cessantibus Praelatis. At si quid eorum tamen, quae mox enumerabimus, non aeque praecise foveat Austria, certe in Bohemia tamen et in Moravia et Silesia caeterisque haereditariis regnis Caesareae Maiestati nunc subjectis eadem inveniri compertum habemus." Nun folgt eine durchgreifende Aufzählung und Zergliederung der Irrlehren, welche sich eingeschlichen, und bereits mehr oder minder in das Volk gedrungen. Das Resultat ist: so viele Pfarreien, so viele Sekten; ja jeder Gutsbesitzer glaubt sich berufen, neue Sätze aufzustellen und seinen Unterthanen mit Gewalt aufzudringen. „Mirum autem videri potest," heißt es zum Schlusse, „quonam modo tot sectae queant aut haereses reperiri in Archiducatu Austriae, cum in nullo territorio ullius Lutheranici Principis non nisi singuli haereses foveantur, cum hic regnent universae; sed desinent mirari, si causas audierint. Quia enim Principum quilibet sectam fovet suam, alias sectas non tolerat: itaque cum nulla

vi haereses arceri ab Austria potuerint, nihil interesse putabatur, sive haec haeresis sive aliae tolerentur: rectius enim visum fuit, si haereses tolerandae sint, diversas sibique mutuo rebellantes tolerari potius, quam unitam foveri malitiam in una aliqua haeresi oportere. Nam si quando extirpandi facultas data esset, tutius in divisas sectas animadverti posse, quam in unitas. Quanquam vero esto, quod hae tot sectae non aeque omnes ita fixis sedibus in Austria palam habitent, sicuti aliae aliis in locis et provinciis Caesareae Maiestati subjectis, ut in Bohemia, ut in Moravia, ut in Silesia et alibi: tamen compertum est, istorum contagiorum labe etiam Austrianas provincias lactaliter infectas reperiri."

Das Bild von dem Zustande des äußeren Cultus, und den Pfarrern, welche dem Katholicismus noch in einiger Beziehung treu geblieben, ist zu ergreifend, um hier nicht vollständig gegeben zu werden! „Dort und da gibt es im Erzherzogthum noch Pfarrer, welche die Lehre des katholischen Glaubens noch einiger Maßen beibehalten, aber sie weichen beim Gottesdienste und den übrigen Kirchengebräuchen auffallend ab. Die meisten taufen in der hergebrachten Form, doch verrichten sie Alles in deutscher Sprache. Einige zwar taufen lateinisch; allein die Ermahnungen an die Frauen und Umstehenden werden deutsch gehalten, was jedoch, wenn es der Norm des katholischen Glaubens nicht widerspricht, lobenswerth ist; im entgegengesetzten Falle fehlt es nicht an Aergerniß. Bei der Messe lassen die Meisten den Canon ganz weg; wenige nur behalten ihn bei, aber wenden alles, was von den Heiligen darin vorkommt, auf die Person Christi an. Sie mißbilligen nämlich im hohen Grade die Anrufung der Heiligen. Einige übergehen den Introitus, Andere das Graduale und Offertorium, und wieder Andere fügen etwas hinzu, was fremdartig, oder nehmen hinweg, was wesentlich bei der Messe. Unter beiden Gestalten reichen sie fast Alle ihren Pfarrkindern das heilige Abendmal, ja selbst dann, wenn der Pfarrer selbst nur unter einer Gestalt communicirt. Denn aus persönlicher Andacht feiert keiner dieser Pfarrer die Messe, und wenn es einer auch thun würde, erschiene dazu kein Volk. An einigen Orten findet Abends die Communion Statt, weil man sage das Abendmal des Herrn, nicht aber das Mittagsmal oder Frühstück. Diese Pfarrer consecriren auch außer der Messe, entweder Vor- oder Nachmittag, und zwar jedesmal, so oft Jemand communiciren will. Im Ciborium lassen sie nichts zurück, weil sie läugnen, daß es außer beim Empfangen ein Sakrament sey. Wenn daher bei der Communion einige Hostien übrig bleiben, trägt sie der Kirchendiener fort, und vertheilt sie als ein gewöhnliches Brot an seine Kinder oder Andere. Dasselbe wird auch bei dem übriggebliebenen Weine beobachtet. Das Sakrament der Buße behalten Einige bei, indessen sehr zweifelnd, ob es ein Sakrament genannt werden soll. Einige hören Beicht, und verordnen, nur das zu sagen, von dem Jemand glaubt, daß es sein Gewissen beschwere. Andere behaupten, daß es hinlänglich, wenn man im Allgemeinen bekenne, daß man ein Sünder; anzugeben aber, wie man gesündigt, sey nicht nothwendig; denn das Bekenntniß geschehe vor Gott, der die Herzen der Menschen prüfe, dem Menschen namentlich zu beichten, sey in der heiligen Schrift nirgends geboten. Einige hören durchgehends Niemand persönlich, sondern fordern, wenn die Gläubigen zur Communion vortreten, die Formel des öffentlichen Bekenntnisses zu sagen.

Uebrigens wurden auch einige Pfarrer gefunden, welche im äußern Cultus von der katholischen Kirche nicht abwichen, nisi quod uxores habent et communicant populum ita volentem, sub utraque. Hi duo defectus adeo per hasce omnes Austriae provincias increbuerunt, ut intra centum vix unum reperias, qui caelebs vivat, tamque altas radices egit hoc malum ut citius una hora expellas omnes, quam unum retinas ad caelibatum: Haec in genere vitia sunt, quae in doctrina Catholicae fidei et circa cultum, ritusque Ecclesiasticos in Archiducatu Austriae deprehenduntur. Particulatim, de quibus nihil generatim praecipi aut scribi potest, sed agendum cum singulis coram."

Nun geht der Verfasser auf den sittlichen Zustand Oesterreichs über, und zeigt, wie das herrschende Verderben aus den aufgestellten Grundsätzen der Neuerer nothwendig hervorgehen mußte. In einem beinahe unglaublichen Grade hatte es die Klöster ergriffen, doch wir übergehen die Schilderung desselben, da es aus anderweitigen Schriften zur Genüge bekannt ist. Die Vielweiberei war selbst unter dem gemeinsten Volke keine seltene Erscheinung, wozu freilich Behauptungen, wie: si non uxor ad omnem libidinis ardorem promptam se paratamque praebeat, marito licere, cum ancilla concumbere — ein weites Feld eröffneten. Daß aber die Prädikanten solche und noch ärgere Lehren aufstellten, um der Sinnlichkeit des gemeinen Mannes zu schmei-

cheln, und dadurch sich Eingang zu verschaffen, bedarf wohl hier keiner Belege; wer kennt den damaligen Streit über die Polygamie nicht? — Eben so unläugbar ist die Behauptung des Verfassers, daß aus dem Satze Luthers: nullam esse inter Christianos superioritatem aut principatum etc., jener Geist des Widerstandes erwachsen, welcher vorerst den furchtbaren Bauernkrieg veranlaßt, und im ganzen sechzehnten Jahrhundert Bewegungen zur Folge hatte, die das gegenseitige Verhältniß der Obrigkeiten und Unterthanen untergruben. Er zeigte sich in Oesterreich nur zu sehr!

(Fortsetzung folgt.)

## Beschreibung des Goldgangs in Ungarn.

Die bereits selten gewordenen „Literarischen Blätter" haben im Jahre 1804 nachstehendes Urkundliche mitgetheilt, und damit die Fragen verbunden: »Wird dieses Goldgangs in keiner historisch-geographischen Nachricht älterer oder neuerer Zeiten gedacht? Ist er in der Geschichte der ungarischen Bergwerke nicht mehr bekannt?« So viel wir wissen, ist damals keine Lösung eingelaufen; die Sache aber ist interessant, und wir legen sie noch einmal den Forschern zur Entscheidung vor.

„Initium omiss.

In Vngarn, in der Herschafft der Grafschafft von Pesing, liget ein Dorff, mitt Namen Aldorff oder Altenburg, ist darinnen ein Kirch mitt einem rotten Thurn, bey einer halben meill, ist ein schwarz Holtz. Daran fleust ein Bach, in KhaPiner herab, vnd mich deuckcht der Bach heist Auff und Ab, da such an den Bach Auf vnd Ab bis daß du findest ein Alten Baumen oder Stammen, daran wirstu ein Warzaichen finden, in den Stockh, ist Also gemacht T. vnd 2 ♉ O. Am Baum steht Auch ein ✝ eingehauen, daselbsten ist eingraben ein Schauffell, vnd Hauen vnd ein Stosseisen, damitt haab Ich das goldt Abgehauen, vnd ist die grueb Drey schridt gegen Auffgang der ☉ von dem Baumen, da das Zaichen ausgehauen ist, vnd ist nicht tieff, vnd ist das geld Als dickh Als mein Armb, da Bin ich Alle Jahr von Straubing hinab geraist gen Wien, vnd Alda haab Ich Bettlersklaider angelegt, vnd bin Also hinab in Vngarn Pettlen gangen, vnd haab ein liberne Pulgen gehabt, vnd hab Also das goldt Außgraben vnd heimgetragen.

NB. Dieser hett soliches auff seinem Todbett Bekhenett, Als er von seinem Bruedern, welcher ein Priester zu Straubing gewest, ist bezuechtiget worden, Als hette er soliches sein gutt etwan nicht bono Titulo bekhommen etc.

Aber vermög der Abschrift befind Ich daß soliches beschehen Ao. Donj. 1490. Ein Dauset Vierhundertt vnd Neuntzig ist.

Das Originalschreiben ist dem Kayserlichen Ob. Pergmeister Hrn. Christoph Schwenkhen dazumals zur Stad Wien sich vfhaltend, zugeschikht, aber der sachen kheine Nachvolge beschehen, vnd mir von Jhme Ao. 1592. Conicirt worden: Zue besorgen, es nunmehro veraltet vnd nicht mehr zue finden sein Werde. Sig$^{n.}$ Im Hirschbach, bey deme in denn Furstlichen Stifft Nurberg liegenden ♀ Pergwerks Act. ut supra.

J. Holzschucher mppr.

## Das Lied von der Stadt Doll[1]

1478.

Nun merkt den grossen kummer
heur zu diser frist
zu pfingsten in dem summer
Wie es ergangen ist
Da Doll ward vbergeben
Verkauffet in den todt
Schantlichen vmb ir leben
Jr kummer mußtens streben
Mußtens leiden pittern todt.

Es lagen fiel deutscher knechte
Woll in der stat zu Doll
Jr solt was gewiß vnd geschlechte
Man traut in allzeit woll
Vber thuren vnd vber mauren
Vber leut vnd vber gut
Etlich theten lauren
Die stat die stundt in trauren
Betrübet was ir mut.

Der künig von Frankreich het im feld
Fiel teutscher knecht
Auff Doll legt er sein geld
Wie ers gewinnen mecht
Mit etlichen gutten worten
Die peswicht wolten seyn
Die kummen gen Doll an die porten
Do man die deutsch (Sprache) hörte
Man ließ sy zu in ein.

Ain nacht waren sy darinn gelegen
Sy stelten nach grossem gewin,
Drey fenlein thettens risten
Woll nach dem deutschen syn
Ain pott thetten sy auß geben

1 Aus einem Codex der königl. Bibliothek zu München. R.

Wol in der stat zu Doll
Wer fristen wolt sein leben
Der soll zum fenlein streben
Dem geyt man ain fraiß gelaidt.

An einem pfintztag morgen
Hub sich groß Vngemach;
Die statt die stundt in sorgen
Da sy die fenlein sachen
Vber die maur ein schwingen
Sy mainten es wär ir mut
Etlich theten liegen
Sy woltens nit betrigen
Die falschen vallent ein.

Nun merckent fürpaß wider
Zwuo scharen von frawen fein,
Ain yegliche trug pesunder
ain silberin geschir mit wein,
Sy wolten die knecht empfachen
Sy mainten es waren frey
Und dem silber thetens nachen
Die Frawen thetens erschlagen
Ir hertz stund in in pein.

Ir straff die was vnmilte,
Die frantzosen getriben hand,
Ein feines maria pilde
Auf einem Altar stand,
Das hat auff seinem haubte
Ain krone vom Golte so rote,
Da pilde so hoch gelobte
Frantzoses nach im tobte
Vor jammer es wainent was.

Nun merckt iren pessen samen
Gott hett vor in kain glaubt
Das sacrament sy namen
Darzu die hayligkayt
Deß wir all müssen gnyessen
Sy schyttens in das kott
Der mußt eß piessen
Ain teutscher stach in zu todt.

Die schwangeren Frawen sy namen
Sy legtens auff die erd
Darnach haben sy geschniten
Die kinder auß muter leib
Sy stachen darein mit spiessen
Sy schlugens vmb die wandt
Ir poßhait so nit liessen
Von stund sy die statt an stiessen
Mit leib vnd gutt verprant.

---

## Miszellen.

Hans Heusl in seinem Berichte über die Reise Philipps von Spanien im Jahre 1549 durch Deutschland nach den Niederlanden erzählt bei Gelegenheit der Feierlichkeiten, welche dem königlichen Prinzen in Ulm bereitet worden: »und ward des zweiten Tages auf der Donau ein lustiges Gestech gehalten, dem der Prinz mit vielen andern deutschen und spanischen Fürsten auch Herren beiwohnte. Da befand sich unter Andern Einer, so stache, ohne Zweifel ein muthwilliger Kund, der stellt sich gerade mit seinen Possen, als ob er voll Weins wäre, fiel hin und wieder, und wollte dennoch nur stechen. Daß ihm des Prinzen Freudenmacher gedacht, diesen vollen Deutschen mit Spott abzufertigen und in das Wasser zu stechen, und meinte große Ehre vor dem Prinzen und andern Spaniern zu erjagen. Deßwegen er von dem Prinzen Erlaubniß begehrt, so ihm gegeben war. Nun hatte er fast schöne köstliche Kleidung an, von Gold und Sammet, so der Prinz zuvor selber getragen und ihm geschenkt. Also war der Freudenmacher des vollen Deutschen begierig, der dann bald gerüstet und ihm zu Willen stand; damit schlug man Lärmen auf und fuhren sie beide zusammen. Also stieß der volle Deutsche seinen Widerpart drei Malen, daß er überpurzelt, und gewann den Preis. Deßhalben zog der Widerpart wohl getauft und schier ertrunken mit Spott ab, darüber der Prinz und Männiglich genug lachte.«

---

Die erste Handlungsschule, welche in Deutschland gestiftet wurde, war die, welche Johann Georg Büsch 1768 zu Hamburg errichtete. Die Realhandlungs-Akademie zu Wien nahm 1770 ihren Anfang.

---

Hofrath Zinkernagel leitet in seinem Handbuch für angehende Archivare und Registratoren die Majestätssiegel von K. Heinrich II. her; aber Kuchenbecker, in der zweiten Sammlung seiner Analect. Hassiac. S. 77. sq. zeigt, unter Beziehung auf den Prodrom. Chron. Gotwic. p. 212, 229, daß schon K. Otto II. sie geführt habe. Hiernach ist also auch Eckhard in seiner introduct. in rem. dipl. p. 88 zu berichtigen.

---

Zinckernagel a. a. O. §. 64 bemerkt aus Spieß, daß man schon im Jahre 1563 das spanische Wachs in Deutschland gebraucht habe; aber der Gebrauch desselben läßt sich wenigstens noch um zwei Jahre weiter zurückführen. In Meusel's histor. Unters. B. I. St. 3. Abth. 6. S. 40, ist ein im Jahre 1561 aus Breßlau geschriebener Brief angezeigt, der dreimal gesiegelt ist.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

93. Mittwoch, den 22. November 1837.

## Vorfälle
bei
## der Hochzeitsfeier Ferdinand's I.
zu Linz 1521.

(Aus gleichzeitigen Relationen.)

### I.

Gleich zu demselben Mal und bei dem angeregten Turnier hat ein fürnehmer Spanier an Ihrer fürstl. Durchlaucht Hof die Deutschen hoch verachtet, sich mit einem Herrn oder Rittersmann um Leib und Leben zu kämpfen angeboten, auch darüber an das Rathhaus sein Cartell angeschlagen. Als sich aber aus bedenklichen Ursachen, damit die Hochzeits-Freude nicht möchte perturbirt werden, keiner sobald gefunden, hat sich gedachter Spanier noch mit mehr verächtlichen Worten wider die Deutschen hören lassen. Nun vermeinte Herr Sebastian von Losenstein, als ein Land ob der Ennser, solches vertheidigen zu sollen: darauf sich beide Theile eines Tages verglichen, gerüstet und Jeder mit seinen Beiständen auf den Platz gezogen, der Spanier zwar, mit großer Pracht und meistem Hofgesind, zum Donauthor hinein, Herr von Losenstein aber noch zuvor, mit etlich wenigen Beiständen von Landleuten von der Gassen, wo jetzt das Landhaus ist. Jenem sind ihrer viere vorgeritten, mit roth und weiß angestrichenen Stäben, der hat sein Roß, als er den Helm noch nicht aufgesetzt, getummelt, wie auch der Spanier hernach gleichfalls das seinige, zierlich und wohl. Es hat aber Herr von Losenstein einen Beidenhander angehangen, dessen sich Männiglich verwundert, was er zu Roß damit machen wolle? Auf seinem Roß hat er einen Maulkorb geführt, und ist das Roß dahin abgerichtet gewesen, wann er ihm den Maulkorb abgeworfen, und ihm zugesprochen, daß es das andere Roß unversehens angefallen. Auf dem Platze sind Bühnen aufgemacht gewesen für Ihre fürstliche Durchlaucht und Dero Frauenzimmer. Als sie nun mit den Spießen gegeneinander gerennet, haben sie beide gefehlt, darauf zum Währen griffen, allda der Spanier den Herrn von Losenstein mit Stechen und Schlagen sehr hart angegriffen, von welchem er sich eine gute Zeit mit Verdecken aufgehalten, also daß auch seine Befreundte darüber erschrocken und vermeint, es hätte ihn der Spanier verzagt und erschrocken gemacht. Wie nun der Spanier sich damit abgemüdet, und Herr von Losenstein seine Gelegenheit ersehen, hat er dem Roß den Maulkorb abgeworfen, seiner Gewohnheit nach zugesprochen, und den Zaum schießen lassen, welches des Spaniers Roß bei der Nase erwischt und festgehalten, Herr von Losenstein aber mit seinen Beidenhander dem Spanier in zwei Streichen den Helm aufgehauen, bloß geschlagen und hart verwundet, auch gleich den Garaus machen wollen. Als aber Ihre fürstl. Durchlaucht gesehen, in was Gefahr der Spanier sey, haben Sie Fried zu nehmen geschrien, darauf die Spanier, die auf der Bühne gedient, ihn hinweggenommen und also beim Leben erhalten, dessen Herr von Losenstein sehr übel zufrieden gewesen, mit Vermelden, da der Spanier den Vortheil vor ihm gehabt, wüßte er nicht, wie es ihm ergangen wäre; doch hat er sich zur Ruhe begeben, und ist sammt seinen Beiständen mit Frohlocken abgezogen, darauf die Spanier etwas stille geworden.

Haec ex relatione Georg Holzner's, der es von zweien alten Losensteinischen Dienern, mit Namen Hans Wiener und Hans Perlhammer selbst gehört, welche mit und dabei gewesen und dem Herrn von Losenstein auf der Bahn gedient. Und wieder aus einer solchen Relation Oßwalden von Fränking, gewesenen Fürstlich-Regenspurgischen Rath und Pflegern zu Pechlarn, daß Ers vielmal von seinem Vater, der auch mit und dabei gewesen, gehört habe. (R. Strein. Handschrift.)

Woher kommt die Redensart:

## Das sind ihm böhmische Dörfer?

Es dürfte nicht uninteressant seyn, hier einige ältere Ansichten über den Ursprung dieses Sprichwortes zusammengestellt zu finden; vielleicht gelingt es neueren Forschungen, die nächste Quelle zu entdecken.

C. A. Heumann in den Act. philos. I. B., S. 600, leitet es von dem gelehrten Schuster Jakob Böhme her, dessen Schriften so dunkel und geheimnißvoll wären, daß man sie nicht verstehen könne. Dieß erklärt aber nicht, warum es nicht vielmehr heiße: dieß sind ihm böhmische Wörter, als dieß sind ihm böhmische Dörfer.

In dem großen Universal-Lexikon, 4. B., S. 376 heißt es: „Böhmische Dörfer ist ein bekanntes Sprichwort, welches daher kommt, weil die böhmischen Dörfer in der böhmischen Sprache so ungewöhnliche Namen haben, welche die Deutschen nicht wohl aussprechen können und nicht verstehen, wenn sie dieselben nennen hören; daher sagt man von einem einfältigen Menschen, welcher nicht viel von andern Ländern gesehen und gehört hat: das sind ihm böhmische oder spanische Dörfer. Man sagt auch, daß dieses Sprichwort daher entstanden, daß man weit und breit kein Dorf mehr gesehen.« (?)

Ein D. C. F. E. in den „Literarischen Blättern," Nürnberg 1803, S. 345, läßt sich darüber folgender Massen vernehmen: „Joh. Leonh. Frisch in seinem deutsch. lat. Wörterbuch S. 177 übersetzt diesen Ausdruck: *vocabula incognita, insueta*, weil die Nahmen der böhmischen Oerter seltsam lauten. Von dem Jacob Böhm kommt der Ausdruck b. D. auf keine Weise her, er ist auch viel älter, als daß man annehmen könnte, er sey zu oder nach Böhme's Zeit entstanden. Wie, wenn diese Benennung, die hauptsächlich in Sachsen und im Meißnischen doch zu Hause ist, sich aus der Hussiten Zeit herschriebe? Ihr Sengen und Brennen verursachte Retorsions-Fälle, und ihre Dörfer wurden ebenfalls der Erde gleich gemacht. Da sie der Schrecken der damaligen Zeit und daher in Jedermanns Mund waren, so konnte leicht kommen, wenn jemand über etwas belehret seyn wollte, und der Andere vermochte es nicht, daß nach dem damaligen kurzgefaßten, durch keine fremden Sitten noch nicht weitschweifig gewordenen Sprachgebrauch, der Andere sagte, das sind b. D., das ist: ich bin so wenig im Stande, dir dieses zu erklären, als wenn ich angeben sollte, wo dieses oder jenes nun verheerte b. D. gestanden hat. Es kann wohl gar ein Soldaten-Ausdruck gewesen seyn, deren Corps von jeher eigene Sprachgebräuche unter sich fortgeführt haben, und von gefangenen Hussiten herrühren, die, wenn sie im Verhör gefragt wurden, wo sie her wären, z. E. antworteten: von Kralowe Hradetsch, von Wrchlab, Przymisl, Hradisstie, Hory Tabor ꝛc. ꝛc. Dieses konnte der deutsche Landsknecht nicht fassen, noch nachsprechen, und was ihm daher in der Folge nicht faßlich war, das erklärte er für so unverständlich, wie dieser b. D. Namen."

»Wen es mehr interessirte, der müßte meines Erachtens zuförderst nachspüren, wo sich dieser Ausdruck zuerst fände und derselbe vorkäme."

In einer handschriftlichen Genealogie des Geschlechts der Herren von Gugel vom Jahre 1680 findet sich folgende Stelle: »Nachmals aber auch die Hussiten A. 1430 ins Stift Bamberg gefallen, großen Schaden gethan, und darin gesenget und gebrennet — — daher auch das Sprichwort entstanden: es seyn böhmische Dörfer, weilen in diesem Kriege und folgende das Land so sehr verderbet worden, daß man die alten Dörfer nicht mehr gekannt, wie Martin Zeiller in 327. Epistel meldet." —r.

---

## Die griechische Kirche und Schule zu Wien.

Nachdem im Jahre 1770 die russische Kaiserin Katharina den Türken den Krieg erklärt hatte, schien die Wuth und Erbitterung dieser gegen Alles, was den christlichen Namen führte, ihren Gipfel erreicht zu haben. Aus Asien namentlich eilten wilde Barbarenhorden, Mord, Brand und Verwüstung im schrecklichen Geleite, nach der europäischen Türkei einem sengenden Lavastrome ähnlich. Das nackte Leben zu retten, und Haus und Hof, Gut und Habe verlassend, ergriffen Viele der schwer bedrohten Christen die Flucht und suchten Sicherheit in den österreichischen Staaten. Einige Familien begaben sich in die Kaiserstadt selbst, und ihren Gottesdienst zu üben fanden sie hier im sogenannten Steirerhof eine Kapelle vor. Immer weiter drang indessen der Ruf, welch segenreiches Asyl im Schatten des Kaiserthrons die Unglücklichen gefunden und immer zahlreicher und zahlreicher suchten sie dort Schutz und Sicherheit. So geschah es denn gar bald, daß der Raum die

Zahl der Betenden nicht mehr faßte und diese den kaiserl. russischen Bothschafter um die Erlaubniß angehen mußten, die in der Seilerstatt und später in der großen Schulerstraße gelegene Gesandtschafts-Kapelle besuchen zu dürfen. Es wurde ihnen gestattet, doch währte es nicht lange und auch dieses Lokale wurde zu klein und mit unsäglicher Betrübniß sahen sie sich verhindert, ihrer Andacht gehörig zu leben. Da erschien Kaiser Joseph's Toleranz-Patent, und Griechen und Romanen strömten nun herbei, um unter dem erhabenen Zepter zu leben. Die Gnade der Aufnahme feuerte sie auch an, den großen Monarchen um die Erlaubniß zu bitten, eine eigene Kirche auf ihre Kosten aufführen zu dürfen, was ihnen ebenfalls gewährt wurde. Nun trachtete Jeder nach Kräften zu diesem heiligen Zwecke beizusteuern, und der fromme Eifer bewährte sich so thatkräftig, daß in Kurzem das Stockhammer'sche Haus Nr. 705 auf dem alten Fleischmarkte erkauft wurde, im Jahre 1790 die Kirche fertig stand, mit Thurm, Uhr und Glocke, wozu der hochherzige Kaiser Franz II. die huldreiche Bewilligung ertheilte. Doch die Vollbringung dieses Werkes war nur ein Sporn zu einem neuen. Allgemein war bereits der Wunsch, eine Schule zu besitzen, in welcher die Jugend unterrichtet werden könnte in den Pflichten eines guten Christen, eines treuen Unterthans, eines tüchtigen Staatsbürgers. Einstimmig entschloß sich daher die Gemeinde, die Kosten zur Errichtung einer griechischen Schule zu bestreiten: sie wandte sich an den erhabenen Kaiser, der auch hierzu Höchstseine Erlaubniß ertheilte. Sie soll dem Staate nie zur Last fallen, steht unter der Oberaufsicht der Oberschulen-Direction, und die Gemeinde darf frei aus ihrer Mitte drei Ephoren wählen, denen die Leitung derselben obliegt. Schon im Jahre 1800 war diese Schule errichtet, mit den besten Lehrern versehen. Freudig und regen Dankes voll bestritt die Gemeinde die Auslagen, und Einzelne weihten wetteifernd dem aufblühenden gemeinnützigen Institute nahmhafte Spenden. Die erste Stelle unter den edlen, großherzigen Stiftern nimmt Christoph von Nako de Nagy Szent Miklos, Grundherr von Nagy Szent Miklos und Marifalva im Banate, ein. Diesem folgten in edlem Eifer Mehrere. So legirte Kyriak Poliso, um nur Einiger zu erwähnen, sein Haus in der Oberschenkenstraße Nr. 748; so schenkte Georg Gsungara seine nahmhafte Forderung an diesen wackern Stifter ebenfalls der Schule und Johann Zinka weihte ihr, an preiswürdigem Streben nicht nachstehend, sein Vermögen durch ein Legat. Im Jahre 1821 entriß der Tod Simon Georg Sina von Hodos und Kizdia der Erde; er starb ohne Testament, obwohl er diese Schule bedenken zu wollen oft geäußert hatte. Das Andenken des Vaters ehrte der Sohn, Freiherr Georg Simon Sina, dadurch, daß er, den Willen des Verblichenen selbst ehrend und der Regung des eigenen Herzens folgend, nicht nur für die Schule, sondern auch für die Kirche und die Armen fromme Stiftungen machte. Dr. Johann Nicolides von Pindo, ordentliches Mitglied der Wiener medicinischen Facultät, aus Gramosta in Macedonien gebürtig, welchem Kaiser Joseph der Zweite die ganz besondere Gnade erwies, ihn zu den gewöhnlichen strengern Prüfungen zur Erlangung der akademischen Doctorswürde an der Wiener Hochschule zuzulassen, und als diese aufs glänzendste ausfielen, in würdigender Anerkennung zum ersten Doctor der griechischen Religionsverwandten allergnädigst zu ernennen, wählte im Jahre 1825, stets von Eifer für Gemeinnützigkeit beseelt, aus seiner weitläufigen Bibliothek 122 Bände der berühmtesten griechischen und lateinischen Classiker, und übergab sie, zu der von dem Herrn Johann Darvar für die Gemeinde erkauften Bibliothek, der Wiener griechisch-wallachischen Kirchengemeinde für die Schule als unveräußerliches Eigenthum, doch zum allgemeinen Gebrauche. Mit warmer Dankbarkeit ist auch Herr Demeter N. Darvar, ein vorzüglicher Schriftsteller und Begründer der Schulen in Semlin und Wien, woselbst er unentgeldlichen Unterricht ertheilt hat, hier zu erwähnen. Ihm verdankt die Nation die Abfassung sämmtlicher Schulbücher; praktisch thätig versah er viele Jahre die Stelle eines Schul-Direktors und legirte seine sämmtlichen Schulbücher den in den k. k. Staaten befindlichen griechischen Schulen.

P * * *.

---

## Bibliographisches.

Die Vnuerfelschete Augspurgische Confession vnd Schmalcaldische Artikel, Sampt einer Vermanung Joachimi Magdeburgii, an eine Ersame Landtschafft Oesterreich. (Zwei Bibelstellen: 2 Pet. 1 und Roma. 1. darunter.) Gedruckt im Jar, M. D. LXVI. Am Ende: Zu Regenspurg druckts Heinrich Geißler, Anno M. D. LXVI. 29 ½ Bog. in 4.

Die Vorrede: »An eine Ersame Landtschafft in Oesterreich« nimmt sammt dem Titelblatte 4 Bogen ein, und zerfällt in 14 Abschnitte:

I. Christum erkennen.

II. Wie vnd wodurch man Christum erkennet.

III. Was an Christum glauben sey oder heisse.

IV. Wodurch vns Christus gerecht vnnd selig macht.

V. Wie wir von Sünd, Tod, Teufel vnd helle erlöset.

VI. Vnser gute Wercke sind nit nötig zu vnser erlösunge vnd seligkeit.

VII. Wer gute werck thut zu seiner seligkeit, der verleugnet den glauben vnd Christum.

VIII. Wir verbieten nit gute Werck.

IX. Welches rechte gute Werck sind.

X. Wie man gute werck thun solle.

XI. Woher der Glaub kome.

XII. Gottes wort zu hören vnd zu lernen, sollen wir nit treg vnd faul seyn.

XIII. Die Landschafften so an Türckischen Grentzen gelegen, sollen sonderlich sich zu Gottes Wort halten.

XIV. Wie man die Religion in guter Ordnung studirn sol.

Beschlus.

»Vnd nach dem ich vor zweien Jaren, durch den Edlen Gestrengen vnd Erenuesten, Herrn Hansen Ruber, Ritter Röm. Kei. Mt. Obersten in Sips, vnd Rittmeister zu Raab, in diese Land beruffen, vnd durch die hoch vnd Wolgeboren Grafen von Manßfeld, auch die Wolgeborne Herrn von Schönburg, meine gnedige Herrn, erein befördert, vnd ich nun dises orths einer Ehrsamen Landschafft Oesterreich Diener bin, vnd von derselben meine vnterhaltung vnd Besoldung hab, Vnd derwegen mich billich vmb einer Ersamen Landtschafft heil vnd wolfart anneme, vnnd derselben Glauben vnnd Gottseligkeit, so vil mir in diser schwacheit müglich, durch mein Ampt befordere vnnd fortsetze, Demnach ich derselben mit diser meinen kurtzen Vermanung, den einigen weg zur seligkeit (welcher ist Christus Jhesus) hab zeigen vnd weisen wollen. Vnd weil denn auch die Confession so Anno XXX. der Keiserlichen Maiestet zu Augspurg vberantwortet, denselben Weg vnuerfelschet zeiget, vnd alle Euangelische Stände sich derhalben zu derselben, als zu einem richtigen Auszug der gantzen wahren Religion bekant, vnd ihre Kirchen Ordnungen derselben gemäß angerichtet, so wil ich dieselbe Confession hiermit auch einer ersamen Landschaft Oesterreich getrewlich befohlen haben, daß sich dieselbe auch zur selben wende vnd bekenne, Ire Kirchen Ordnung recht vnd wohl darnach anrichte, vnd sich dauon nicht abweisen lasse.

Nachdem aber auch in diesen Landen grosser mangel der Exemplaren solcher Confession fürfellet, Auch etliche mal im nachdruck verfelschet worden, Vnd ob sie wol in den Tomis Lutheri vnuerfelscht verfasset, so komen doch derselbigen wenig in dise land herein, vnd ist auch nicht eines jeden gelegenheit die Tomos Lutheri kauffen, derwegen ich für eine hohe notturfft geachtet, das dieselbige Confession sampt den Schmalkaldischen Artickeln, widerumb auffgelegt, vnd allein gedruckt würde, vnd hab sie solcher Christlichen meinung vnd vrsachen halben in Druck befordert, verhoffende, Es werde jr ein Ersame Landschafft solch mein wolmeinen gefallen lassen. Das verdiene ich mit meinem Gebet zu Gott, vnd mit meinem Ampt widerumb gern. Datum Raab den XV. Mai, Anno MDLXVI.

E. E.

Vnterteniger vnnd williger
Diener
Joachimus Magdeburgius, die zeit Prediger der deutschen Reuter zu Raab.

## M i s z e l l e n.

In dem »Abschyd des Reychstags in der Stadt Wurmß gehalten« (1545) befindet sich nachstehende Titulatur K. Karls V.: »Wir Carol der fünffte von Gottes gnaden Römischer Keyser, zu allen Zeiten mehrer des Reichs, König in germanien, zu Castilien, Arragon, Leon, beider Sicilien, Hierusalem, Hungaren, Dalmatien, Croatien, Navarra, Granaten, Toleten, Valentz, Gallicien, Maiorica, Hispalis, Sardinien, Corduba, Corsica, Murcien, Giennis, Algarbien, Algezieren, Gibraltar, der Canarischen vnnd Indianischen Insulen, vnnd der Terre firme des Oceanischen Meers ꝛc. Ertzherzog zu Osterreich, Hertzog zu Burgundi, zu Lotring, zu Brabant, zu Steir, zu Kerndten, zu Crain, zu Limburg, zu Lützenburg, zu Geldern, zu Calabrien, zu Athen, zu Neopatrien, vnnd zu Wirtemberg ꝛc. Graue zu Habßpurg, zu Flandern, zu Tyrol, zu Gortz, zu Barhinon, zu Arthois, zu Burgund, Pfaltzgraue zu Hennegau, zu Hollandt, zu Seelandt, zu Phiert, zu Kiburg, zu Namur, zu Rossilion, zu Coritania, vnnd zu Zutphen, Landgraue in Elsasse, Margraue zu Burgaw, zu Oristani, zu Gociani, vnnd des heyligen Römischen Reichs, Fürst zu Schwaben, Cathalonia, Asturia ꝛc. Herr in Frießlandt, auff der Windischen Mark, zu Portenau, zu Biscaia, zu Molin, zu Salins, zu Tripoli, zu Mecheln ꝛc.

Ein Anachronismus der seltensten Art findet sich in Hasche's »Magazin der sächs. Geschichte aufs Jahr 1791.« VIII. Th., Seite 97. Der Herausgeber, oder der unbekannte Einsender erzählt daselbst, daß im Jahr 1617 das Jubelfest in Dresden K. Matthias und K. Ferdinand mit einem prächtigen Gefolge von 3 Fürsten, 10 Grafen, 110 Rittern und 800 Reitern besucht haben. Hier steht naiv genug in der Note dabei: Die Einzugsfestivitäten hat Albr. Dürer auf einem Platfond im Jägerhof gemalt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

94. Sonnabend, den 25. November 1837.

## Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

### III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Ganz besonders wichtig sind die Bemerkungen über den Zustand der Kirchengüter und deren Entfremdung. Diese Materie, sagt der Verfasser, ist so inhaltschwer, daß es in der That nicht leicht wird, eine genügende Darlegung zu unternehmen. Vier Arten Feinde stellen sich zunächst heraus, quorum alii sunt hostes aperti, qui quoquo modo ac praetextu Ecclesiastica bona invadunt, diripiunt, sibi vendicant, vel hoc saltem nomine, quod abitrentur ea, non ad hos, sed ad alios pios usus esse a majoribus nostris donata Ecclesiis: quia enim a majoribus suis olim non idolatriam, ut ipsi ajunt, sed ad veram pietatem collata esse. Unter diesem Vorwande werden in vielen Provinzen Deutschlands Abteien, Episkopate u. s. w. zerstückelt; in den österreichischen Landen aber die Pfarreien und ähnliche kirchliche Institute bedrängt. Denn diejenigen, welche sich für Patrone, Advokaten oder die vorzüglichen Söhne der Pfarreien halten, wagen es sich auch als Erben und Herren der pfarrherrlichen Güter zu erklären — und dieß nicht durch Worte allein, sondern in der That. Wir sehen täglich, wie nicht nur nach dem Tode der Pfarrer alle hinterlassenen Güter geraubt, sondern auch den noch lebenden Pfarrern kaum so viele kirchliche Einkünfte gelassen werden, daß sie den täglichen Bedürfnissen begegnen können. Die erbarmungswürdigen Klagen über diese Unbilden gelangen vergebens an unsere Consistorien.

Eine andere Gattung von Feinden sind jene, welche Patronatsrechte zu haben glauben; und diese belästigen nicht minder unbillig die Pfarrer, wie die falschen Advokaten der Kirche; obschon beide im Vorwande von einander abweichen. Die meisten Pfarrpatrone unterhandeln mit den neuen Pfarrern über einen bestimmten jährlichen Sold, gleichsam als über den Lohn für tägliche Arbeit. Inzwischen reißen diese, wenig auf Treue haltenden Patrone die Aecker, Wiesen, Wälder, und die übrigen Geldeinkünfte und Zehenten an sich, vernichten die alten Donationsbriefe der Gründer, und lassen so die Erinnerung an die frommen Veranlassungen zu Grunde gehen. Wie viele Prozesse darüber bei der Regierung vorliegen, ist Jedermann bekannt.

Eine andere Art häuslicher Kirchenräuber sind die sektischen Pfarrer. Diese, nachdem sie früher Metzger, Schneider, Kirschner und ähnliche Leute gewesen, die ihr väterliches Vermögen vergeudet, erschleichen sich Pfarrerstellen, benehmen sich mit derselben Treue, mit welcher sie die katholische Religion umfaßt hatten, als Häretiker, und verwalten eben so gewissenhaft die Güter ihrer Pfarre, hoc est, furantur, expilant, supprimunt, in rem convertunt suam, quicquid possunt quoque modo surripere: ut videlicet vel scortis suis possint, vel incestuosis uxoribus liberisque suis locuples horreum relinquere. Nulla his sectariis Parochis cura est, sarcta tecta ut sint; nulla religio ut aliqua res familiaris sequenti successori relinquatur.

Das vierte Elend der Pfarreien kommt von den katholischen Pfarrern selbst, welche uneingedenk sind ihres abgelegten Eides und angelobter Treue: Plerique enim tales concubinarii sunt, qui aut concubinis suis administrationem proventuum parochialium committunt, aut ipsimet ita procurant, ut et ventri, et concubinis et avaritiae cumulatae satisfiat. Quanquam vero illi obtendunt, se ob haereticorum saevitias, nunquam de fixa sede spem sibi certam polliceri posse: eamque ob causam se subinde de viatico et futuro exilio so-

licitos esse et cogitare oportere. Non satis hoc causae est, parum honestae fugae metum avarae rapacitati obtexere. Possent adhuc aliae Ecclesiasticorum bonorum alienationes proferri, sed non est nunc necessarium, nec oportunum.

Nach dieser eingreifenden Schilderung der kirchlichen Zustände in Oesterreich, geht der Verfasser nun auf die Mittel über, die geeignet seyn dürften, das tiefwurzelnde Uebel zu heben. Er erinnert sich dabei vorerst an den Grundsatz der Aerzte: Contraria contrariis curari oportere, und zwar mit der Erläuterung: die Kraft des Heilmittels dürfe weder geringer noch stärker seyn, als die Bösartigkeit der Krankheit. Dieser durch langen Gebrauch erprobte Grundsatz würde jedenfalls auch bei den kirchlichen Verhältnissen anwendbar seyn, und es gäbe keine andere Art der Heilung, außer: weil die Lehre falsch, werde sie widerlegt, und dafür die wahre gelehrt, weil es untaugliche und schlechte Glieder gibt, werden sie entfernt und mit nützlichen, untadelichen ersetzt, weil die Kirchengüter widerrechtlich zerstückelt worden, fordere man sie auf dem Wege des Rechtes zurück: At vero quoniam languent vires Ecclesiae, incisi sint judiciorum nervi, deest potestas juris exequendi: proinde necesse est, quod directi juris hactenus fuit et rigidi, id mollioribus inflecti ambagibus, sed ea lege tamen, ne quid largiamur personarum favori, quod veritatis est proprium: neve quod placide possit benevoleque componi, id temere atque acerbe dilaceremus. Wir haben diese Stelle mit Absicht in der Sprache des Originals gegeben, weil sie von protestantischen Schriftstellern nicht selten falsch citirt und eben so willkürlich interpretirt worden ist. Wann wird man endlich aufhören, einzelne Worte aus dem Conterte zu reißen, um den Geifer der Parteiwuth über sie zu ergießen, und durch offene Lügen Gläubige zu machen? — Wird denn wirklich in der angeführten Stelle „versteckten und unedlen Kunstgriffen" das Wort gesprochen; oder ist es nicht vielmehr die Sprache des weisen Arztes, der da die Zustände seiner Geisteskranken erkennt, begreift, und, wie es Noth thut, würdigt? Daß mit dem Worte „ambagibus", ohne dessen Stellung und Beziehung zu nennen, allerdings einiges Spiel getrieben werden kann, ist nicht schwer einzusehen; allein was läßt sich nicht, bei einem so gewissenlossen Verfahren, in den Staub ziehen? Doch wir kehren zu unserm Gutachten zurück.

Bei der Frage, für wen diese Heilmittel zu bereiten, stellen sich zwei Gattungen Menschen heraus: die Anführer der Sekten und das verführte Volk. Da aber ein anderes Verfahren bei den ersteren, ein anderes bei dem letztern nothwendig, so ist es unerläßlich, daß den Haeresiarchen eine eindringlichere Darlegung des katholischen Glaubens, den ungelehrten Magistern der Sekten, und insbesondere dem unwissenden, getäuschten Pöbel eine einfachere entgegengestellt werde. Diese zwei Punkte sind bei Bekämpfung des allgemeinen Verderbens die erste und letzte Bedingung; früher aber noch und als Anfang der Gegen-Reformation soll die Bibel-Uebersetzung der Zwei und Siebziger durch den Druck bekannt gemacht werden u. s. w. Hierauf scheint es hohes Bedürfniß, daß die Väter in einem künftigen allgemeinen Concilium nicht allein kurze Canones, sondern „doctrinam juxta methodo contextam copioseque explicatam" verfassen und den Irrlehren entgegensetzen lassen. — — Das Ansehen selbst des gelehrtesten einzelnen Mannes bleibt bei den Neueren wirkungslos; gewiß nicht so wagen sie es, den Ausspruch eines allgemeinen Conciliums zu schmähen; ihr eigenes Gewissen schlägt sie: „videmus enim, qui ipsorum conventus sint, quae monitiones, quae consilia, si quid profertur ejuscemodi, quod nomine atque authoritate generalis Concilii ratum haberi metuunt debere."

Doch die Erfüllung dieser Anforderungen, — so fährt der Verfasser fort, — dürfte länger als wünschenswerth anstehen. Mit jedem Tage wächst die Kühnheit des Widerstandes, und obgleich nun Jemand rathen könnte, eos debere, quos salutarium admonit ionum medicina sanare non potuerit, ferro ignique curari," so lassen sich die Bedenklichkeiten nicht zurückweisen, welche sich bei diesem Gedanken erheben. Das angedeutete Heilmittel ist sehr oft angewendet worden; auch hat es manchmal genützt; allein ob es bei dem gegenwärtigen Zustande Oesterreichs rathsam und glücklich ausschlagen würde, bezweifeln die Meisten, welche Erfahrung haben und das Land kennen. Populus enim non feret, nobilitas non permittit, non solum non ferro, sed ne quidem ulla amotione in sectarios porochos, sectarumque Duces animadverti. Nam hoc quale sit, et quam periculosum, aperuit nuper mollis illa, et inspectio potius, quam visitatio. Quapropter alia via insistendum erit, aliisque utendum consiliis, quae nobis populum aliquanto proprius conjungere, et aliquanto longius a Sectariis sejungere

possent. Fundamentum autem hujus consilii putant Viri prudentes esse, quod populus rudis subtiliores illas haeresium assertiones non intelligit, sed crassiores aliquot articulos solet, qui Veritatis speciem aliquam prae se ferre videantur, pertinaciter arripere, ab iisque se nullo modo divilli permittere. Cujusmodi articuli sunt de utraque specie in coena Domini, de conjugio Sacerdotum, de esu carnium, ac si quid est rerum similium.

Da sie für diese drei Artikel einige Begründung in den heiligen Schriften zu finden glauben, so nehmen sie an, daß sie eben so wie die übrigen verkehrten Behauptungen der Prädikanten wahr und heilsam seyen, und diese Stimmung des Volkes kennen letztere nur zu genau. So oft sie daher bemerken, daß man von katholischen Magistraten wider sie Schritte mache, wenden sie sich sogleich an das Volk und den Adel, und schreien, „mutilari testamentum Domini, stabiliri doctrinam daemoniorum, dum sacerdotibus denegatur matrimonium, et populo interdicitur carnium esus.“

(Fortsetzung folgt.)

## Gefundene Goldmünzen in Tirol.

Im tirolischen Dorfe Gargazon des k. k. Landgerichtes Meran wurden bei dem Umgraben eines Ackers am 21. und 22. April 1837 in dem Raume zwischen zweien Eichenstöcken, die etwa anderthalb Schuh von einander entfernt waren, und dann beim Weitergraben in deren Umgebung 118 aufs Beste erhaltene Goldstücke aus dem XIV. und dem Anfange des XV. Jahrhunderts gefunden, als:

I. Vom Kaiser Sigismund, als Könige von Ungarn (1386—1437) 1 Duc. auf der Kehrseite die Buchstaben M—A.

II. Von der Republik Venedig 105 Zechinen mit dem gewöhnlichen Typus, nämlich St. Markus überreicht dem knieenden Dogen eine Fahne; zur Rechten längs herunter S.ancti Marci VENETI; zur Linken der Name des jeweiligen Doge.

℞. Christus mit Sternen umgeben in einer ovalen Einfassung, mit der Umschrift: SIT. T. ibi XPE (Christe). DAT.us Quem TV. REGIS. ISTE. DVCAT.us.

Die Venetianer begannen im Jahre 1284 unter dem Doge Johann Dandolo solche Zechinen zu prägen, und dieser Typus blieb bis zum Untergange des Freistaates 1797; ja derselbe wurde sogar auf schon jetzt seltenen Zechinen weiland Sr. Majestät des Kaisers Franz, als er durch den Frieden von Campo Formio das ganze Gebiet dießseits der Etsch mit Dalmatien und Cattaro bis zum Preßburger 1805, 26. December, und dann im Jahre 1814 Venedig von neuem bekam, für den levantinischen Handel beibehalten. So erscheint der höchstselige Kaiser im Dogen-Costüme vor St. Marcus knieend, und zwar in der ersten Periode ganz richtig mit der Umschrift: FRANC.iscus II. DVX, und in der zweiten: FRANC.iscus I. DVX.

Von den gefundenen 105 Zechinen gehören:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Dem | Doge | Peter Gradenigo, † 1302 | 2 | Stücke. |
| » | » | Johann Soranzo, † 1329 | 1 | » » |
| » | » | Franz Dandolo, † 1339 | 2 | » » |
| » | » | Barthol. Gradenigo † 1342 | 2 | » » |
| » | » | Andreas Dandolo, † 1354 | 9 | » » |
| » | » | Johann Delfino, † 1361 | 2 | » » |
| » | » | Lorenz Celsi, † 1365 | 8 | » » |
| » | » | Marcus Cornaro, † 1368 | 3 | » » |
| » | » | Andreas Contarini, † 1383 | 26 | » » |
| » | » | Anton Venieri, † 1400 | 27 | » » |
| » | » | Michael Steno, † 1413 | 22 | » » |
| » | » | Thomas Mocenigo, 1423 | 1 | » » |

III. Von den drei geistlichen Kurfürsten sechs Goldgulden, und zwar:

Von Mainz, von Johann II., Grafen von Nassau (1397—1419), 1 Stück, als:

IOHannIS. ARchi EPiscopi MAGVNT'.ini. Johann der Täufer in ganzer Figur stehend. ℞. † MONETA. OPpidI. PINGEn'—SIS (Bingen). Das Mainzische Rad und der Nassau'sche Löwe mit den Schindeln in einem längs getheilten Schilde, oben rechts das Kurtriersche, und links das Kurcölnsche Kreuz.

Von Trier, vom Erzbischofe Werner von Falkenstein (1388—1418), 4 Stücke, als:

* * WERNER'us — ARchiEP'.iscopus TR.evirensis. * St. Peter in halber Figur, mit Schlüssel und Buch unter einem Portal; unten das Falkenstein'sche Wapen. ℞. † MONETA ⁑ NOVA ⁑ COVELENSIS (Coblenz). In einer rundlichen, oben und zu den Seiten ausgespitzten Einfassung das Trierisch-Falkenstein'sche Wapen in einem der Länge getheilten Schilde. Hiervon 3 Goldgulden. Dann von demselben Erzbischofe ein Goldgulden mit der Umschrift: WERNER'us — ARchiEP'iscopus * TRE'virensis. St. Johann stehend, mit der Rechten segnend, in der Linken einen Kreuzstab. Unten ein Stern. ℞. * MONET—A * NOVA * — * OVENB'acensis (Offenbach am Main), oberhalb Frankfurt, wo der Alchimist Werner auf seinem Erbgute eine Münzstätte angelegt haben soll.

Das Trierisch-Falkensteinsche Wapen in einem

Dreipaß, im Winkel rechts das Kreuz von Cöln, links das Rad von Mainz. Unten ein einem Kleeblatt ähnliches Zeichen.

Von Cöln, vom Erzbischofe Friedrich III. Grafen von Saarwerden (1370 — 1414), 1 Stück.

FRIDerIC—VS ARchiePiscopu—S COL'.oniensis. In einem quadrirten Schildchen, das eine sechs Mal gebogene Einfassung umschließt, das Cölnisch-Saarwerden'sche Wapen, oben rechts im Winkel das Mainzische Rad, und links das Trier'sche Kreuz; unten eine sechsblätterige Rose.

℞. MONETA. — BVINenSIS (Bonn). St. Johann der Täufer stehend ꝛc., ähnlich wie oben. Oben rechts der Doppeladler mit ausgebreiteten Flügeln.

IV. Von den Städten Bologna und Rom:

a) Bologna: (1 Zechino) BONONIA DOCET, der rechts schreitende Löwe mit der Fahne, darunter ein Hirschkopf, der zwischen dem Geweihe »Christus am Kreuze« trägt, mit welchem Zeichen mir bisher kein Stück bekannt ist. ℞. S.anctus PETRVS. A—POSTOLVS. Der heil. Petrus stehend, in der Rechten den Schlüssel, in der Linken ein Buch haltend; im Felde beiderseits ein kreuzweise gelegtes Schlüsselpaar. Die Bologneser, denen Kaiser Heinrich VI. im Jahre 1191 am 11. Februar das Münzrecht verliehen hatte, prägten ihre Goldmünzen mit diesem Typus seit 19. Juli 1380: Argelati de monetis Italiae I. pag. 57; u. Vettori il fiorino d'oro p. 426.

b) Rom, fünf Zechinen mit dem venetianischen Typus; es überreicht nämlich der heil. Petrus dem vor ihm knienden Senator die Fahne, mit der Aufschrift an derselben hinab: SEN und am Rande links die Fortsetzung: ATOR. VRBIS (dann auch VRB—IS und VR'bis, am Rande rechts hinab: S.anctus PETR'VS.

℞. ROMA. CAPVT. MVNDI. S.enatus P.opulus Q.ue R.omanus —; bei einem Exemplare die Buchstaben S.P.Q.R. rechts von oben herab. Christus, mit Sternen umgeben, in einer ovalen Einfassung, oben rechts als Zeichen: »Das Antlitz Christi.«

Bergmann.

## Miszellen.

In Beziehung auf die Frage über die Ursachen der Aufhebung des Ordens der Tempelherren verdient nachstehende Angabe des Thomas de la Moor Beachtung. In dessen vita Eduardi II. Regis Angliae (Camdeni Script. rer. Angl. p. 593) heißt es: »In quo (Concilio Viennae a Clemente a. 1311 habitto) praesente Philippo Bello Rege Francorum, condemnati sunt Templarii, procurante hoc ipsorum Rege, quia is Magistrum Ordinis exosum habuit, propter importunam pecuniae exactionem, quam in nuptias filiae suae Isabellae ei mutuo dederat. Inhiabat praeterea praediis militum et possessionibus, unde Magistrum Ordinis cum alliis multis Parisiis comburendum curavit.«

---

Einige leiten die Worte Pedant und Pedantismus aus dem Griechischen (παις, παιδος, παιδαντιζω, παιδαντισμος) her, wie z. B. Casaubon und Huber in seiner Or. de Paedantismo. Diese sind der Meinung, als ob Pädant anfangs eben das bedeutet, was »Pädagogus.« — C. A. Heumann (Poecile Tom. II. lib. I. p. 81.) leitet diese Worte aber von einem Grammatiker in Italien, Namens Pedanus her, der mit der Krankheit, die man seit ihm Pedantismus nennt, sehr stark behaftet gewesen seyn soll. Zur Unterstützung seiner Meinung führt er an, daß die Franzosen ehemals nicht Pedant, sondern Pedan geschrieben. Erst in der Folge habe man die Worte Pedan und Pedanismus in Pedant und Pedantismus verwandelt. — — Welche von beiden Etymologien ist wohl die wahrscheinlichere?

---

Es ist Flögel ein sehr alter Beleg für das Alterthum deutscher Hofnarren entgangen. Gregor von Tour (de miraculis S. Martini) erzählt von einem Suevischen König Miro, der unter K. Ottokar II. lebte, er habe einen Mimus gehabt »qui ei per verba jocularia laetitiam erat solitus exitare.«

---

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

95. Mittwoch, den 29. November 1837.

## Einige Notizen
über die
## Wahl des Lordmayors der Stadt London
und
## über die Festlichkeiten in Guildhall.

Mitgetheilt
von Dr. Moritz v. Stubenrauch.

Das Festmahl, welches die Stadt London der Königin Victoria am Lordmayors-Tage in Guildhall veranstaltet hat, ist nicht bloß in englischen, sondern auch in auswärtigen Blättern so vielfach besprochen worden, daß es für unsere Leser vielleicht nicht ohne Interesse seyn dürfte, einige historische Notizen über diesen Gegenstand zu erhalten.

Wir haben das Programm eines ähnlichen Festes vor uns liegen, welches gerade vor hundert und zehn Jahren, nämlich am 29. October 1727, abgehalten wurde, und Stoff zu manchen Vergleichungen darbietet.

Der Lordmayor ist bekanntlich die erste und oberste Magistratsperson in London, der unmittelbare Stellvertreter (locum tenens) des Königs daselbst. Die Einsetzung dieser Würde schreibt sich schon aus den Zeiten Wilhelm's des Eroberers her; doch bestand sie früher unter verschiedenen Benennungen. — So hieß der Lordmayor anfänglich Portgrave, was, aus dem Sächsischen Port oder Stadt und Grave oder Graf zusammengesetzt, einen Grafen der Stadt bedeutet; es wurden ihm deßhalb auch alle jene Ehrenbezeigungen erwiesen, welche sonst einem Grafen gebührten, namentlich durfte er sich das Schwert vortragen lassen.

In dem Munde des Volkes verwandelte sich später die alte Benennung Portgrave in Portreeve, was dem Range dieses Mannes bedeutenden Abbruch that, da Reeve im Sächsischen nicht mehr als Villicus, d. i. Vogt oder Schultheiß, bedeutet. — Die Benennung Mayor wird von dem altenglischen Maier, d. i. Macht oder Gewalt hergeleitet[1].

Ursprünglich wurde der Mayor von der gesammten Bürgerschaft gewählt; da dieses aber zu häufigen Unruhen Anlaß gab, so schlich sich allmählig der Gebrauch ein, daß nur eine größere oder geringere Anzahl der reichsten und angesehensten Bürger aus jedem Stadtviertel zu dieser Wahl berufen wurde. Die Versammlung jener wahlberechtigten Bürger hieß dann der Gemeinde-Ausschuß oder die Commune (Commonalty). So verblieb es von den Zeiten Eduards I. bis unter Eduard IV.

Das eben angeführte Wahl-Collegium bestand anfänglich nur aus zwei Abgeordneten eines jeden Stadt-Bezirkes (Ward), welche wieder von den good Men, d. i. von den angesehensten, einsichtsvollsten und reichsten Inwohnern dieser Bezirke ernannt wurden.

In der Folge wuchs die Anzahl jener Mitglieder der Commune bis auf vier, sechs oder zwölf aus jedem Bezirke, je nach dem größeren oder geringeren Umfange desselben.

Später verordnete das 20ste Statut Eduards III., daß jederzeit der austretende Mayor selbst und die Rathsherren oder Aldermen, dann zwölf, acht oder sechs Ausschußglieder aus jedem Bezirke sich versammeln sollten, um den neuen Mayor und die Sheriffs zu wählen.

In dem 15ten Statute Eduards IV. wurde aber festgesetzt, daß auch die Meister, Vorsteher und Mitglieder der verschiedenen Zünfte bei der fraglichen Wahl assistiren sollten.

Oftmals erhob sich Streit zwischen den Aldermen und der übrigen Bürgerschaft in Betreff dieser Angelegenheit. Letztere behauptete nämlich, daß nicht nur der

[1] Vergl. Napier British Encyklopaedy.

Vorschlag, sondern auch die Wahl der Magistratspersonen ihr allein zuständen; die Aldermen aber entgegneten, daß sie ebenfalls Bürger und als Mitglieder des Gemeinde-Ausschusses vorzugsweise berechtiget wären, bei der Ernennung des königlichen Repräsentanten in der Hauptstadt mitzuwirken.

Man kam endlich dahin überein, daß die Bürgervorsteher sich in dem westlichen Flügel von Guildhall versammeln, zwei Candidaten aus der Zahl jener Rathsherren, welche das Amt eines Sheriffs verwaltet hatten, ernennen, und dem Lordmayor, so wie den Aldermen durch ihren Syndicus (Recorder) vorschlagen sollten. Diese sollten hierauf sich in ein abgesondertes Zimmer begeben, und Einen von jenen Candidaten durch Stimmenmehrheit zum Mayor erwählen, die getroffene Wahl aber den Bürgervorstehern wieder durch ihren Syndicus bekannt machen lassen. Bei diesem Uebereinkommen hatte es auch fortan sein Verbleiben. Gewöhnlich verfügte sich der Recorder mit einigen Aldermen in ihrer violetten Amtstracht unmittelbar nach der Wahl zu dem Lordkanzler, um ihm das Resultat derselben zu eröffnen. Am Tage der Beeidigung des Lordmayors (die früher am 29. Oktober Statt fand) begab sich derselbe in Begleitung der Aldermen und Sheriffs von Guildhall aus über Three-Crane-Stairs an das Ende der Queen-street, wo man die Barken bestieg und bis an die Westminster-Brücke hinfuhr. Die Zünfte in ihren Schifflein, mit Fahnen und Flaggen versehen und von ihren Musikbanden umgeben, begleiteten die Magistratspersonen auf dieser Fahrt.

Nachdem man wieder ans Land gestiegen, schritt der Lordmayor mit den Aldermen um die Westminster-Halle, und begab sich hierauf in die Schatzkammer, wo er den Eid ablegte. Nachdem dieses geschehen, schiffte man sich abermals ein und landete unweit Black friars, von wo aus in Kutschen nach Guildhall gefahren wurde. Aus dem Programme dieses Zuges entnehmen wir Folgendes:

Voran geht ein Hauptmann mit einer Compagnie Pioniere. Hierauf folgt ein Lieutenant, und hinter diesem ein Pferd, welches am Zaume geführt wird; dann kommt Dienerschaft, Grenadiere, ein Ober- und Unter-Lieutenant, ein Hauptmann, Musikbande; hierauf zwei Stadt-Marschälle zu Pferde, ein Büttel, wieder eine Musikbande und ein General mit vier Hauptleuten und einer Schaar Füseliere.

Diesen folgen etwa achtzig Männer in Tuchröcken und Mützen, mit Piken und Schildern, worauf sich das Wappen des vorigen Lordmayors befindet; ferner die Zunft der Waffenschmiede und Gürtler, an ihrer Spitze einen Mann in vollständiger Rüstung zu Pferde, einen Federbusch auf dem Helme; hinter diesen die Zunft, welcher der neue Lordmayor angehört, mit reichgestickten seidenen Fahnen und Wimpeln, ihre Bootsleute an der Spitze. Hierauf kömmt das Pferd des Lordmayors am Zaume geführt und etwa vierzig arme Leute in schwarzer Kleidung mit großen Perrücken, goldene Ketten um den Hals und weißen Stäben in ihren Händen.

Der neuerwählte Lordmayor fährt in einem prächtigen Staatswagen, der von sechs Langschweifen gezogen wird. Sechs Bediente in reich gestickter Livree gehen an jeder Seite der Kutsche einher; den Zug beschließen der ausgetretene Lordmayor, zwei Sheriffs und die Aldermen in ihren Kutschen; der Syndicus, der Stadtschreiber, die Kämmerer, der Gemeinderath u. s. w.

Während der Lordmayor sich nach Westminster begibt, versammeln sich die verschiedenen Innungen mit ihren Fahnen und Abzeichen vor ihren Zunfthallen und Häusern. Der Zug geht durch Cheapside, St. Paul, Ludgate-street und Fleet-street, wo die Zünfte mit Wein und dergleichen bewirthet werden.

Es ist ein alter Gebrauch, daß die Könige und Königinen von Großbritannien am ersten Lordmayorstage nach ihrer Thronbesteigung die City von London besuchen. Sie pflegten dann nicht nur den feierlichen Einzug des Lordmayors von einem Hause in Cheapside mit anzusehen, sondern auch später einem Festmahle in Guildhall beizuwohnen. Im Jahre 1761 wurde König Georg III., und die Königin Charlotte zum letzten Male von der Hauptstadt bewirthet. Sein Vorfahre König Georg II., und dessen Gemahlin Caroline wohnten, wie schon oben bemerkt worden, am 29. October 1727 einem ähnlichen Schmause bei, dessen nähere Beschreibung wir hier versuchen wollen.

„Donnerstag, den 6. October wurde von dem Gemeinderathe einhellig beschlossen, Ihre königlichen Majestäten und die übrigen Mitglieder der königlichen Familie zu einem glänzenden Festmahle einzuladen. Der Lordmayor

die beiden Sheriffs und der Syndicus der Stadt London wurden beauftragt, die Erklärung des Königs in Betreff dieser Einladung entgegen zu nehmen. Unter Einem schritt man zur Wahl eines Ausschusses von vier Rathsherren und acht Bürgervorstehern, welcher die allerhöchste Erlaubniß einholen sollte, das Bildniß des Monarchen und seiner erlauchten Gemahlin in Guildhall aufzustellen. Nachdem die Bewilligung hierzu erfolgt, und im Gemeinderathe darüber berichtet worden war, ernannte man einen neuen Ausschuß aus acht Aldermen und sechzehn Bürger-Vorständen, welche den Auftrag erhielten, für die nöthigen Zubereitungen zu dem Feste Sorge zu tragen. Die königliche Prinzessin und ihre beiden Schwestern Amalia und Carolina, so wie der Herzog von Cumberland empfingen ihre Einladung von Seite der beiden Sheriffs am 13. October."

(Schluß folgt.)

---

## Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

### III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Wir können die Ansichten und Motive, welche Staphylus in Betreff der Priesterehe und der Communion sub utraque entwickelt, um so ruhiger übergehen, als sie vollkommen dieselben sind, welche Kaiser Ferdinand I. dem Concilium von Trient zur Würdigung und Entscheidung vorgelegt, und Herr von Bucholtz in seinem trefflichen Geschichtswerke ausführlich genug besprochen und erläutert hat. Nicht so aber dürfen wir die Betrachtungen außer Acht lassen, die er über die Verbannung der sektischen Prediger angestellt. Dazu hatten Männer von Erfahrung gerathen; er selbst ist von der Nothwendigkeit einer solchen Maßregel überzeugt, übersieht aber zugleich keineswegs die Schwierigkeiten, die damit verknüpft sind. Wie ist die große Menge der vertriebenen Prädikanten mit würdigen Priestern zu ersetzen, da an diesen allenthalben großer Mangel? Diese Frage war unstreitig die wichtigste. Staphylus versucht ihre Lösung, indem er sieben Punkte hervorhebt, welche dabei vorzugsweise zu beachten. Erstens: daß, bevor eine größere Anzahl tüchtiger Männer gewonnen worden, ein katholischer Pfarrer mehrere Kirchen versehen soll. Secundum, ut summa diligentia adhiberetur, an aliqui ex iis sectariis parochis possent ad obedientiam Apostolicae sedis et ad veram Catholicae fidei doctrinam reduci. Expediret forsitan, eos, qui sanioris mentis spem praeberent, huc Viennam accersiri, eosque aliquibus theologis mansuetioribus erudiendos commendari, et quoad necessarium videretur, ad certum tempus suppeditare eis victum ab ordinariis." Auch diese Stelle geben wir mit Absicht in der Sprache des Originals, um Erläuterungen zu begegnen, die oft genug eben so böswillig als willkürlich darüber angestellt worden sind.

»Drittens«, fährt der Verfasser fort, »ist dem Mangel an tauglichen Individuen nicht anders abzuhelfen, außer, daß hier in Wien ein Seminarium für angehende Geistliche errichtet werde [1]. Die Zahl der Alumnen könnte für die fünf niederösterreichischen Lande auf 80 angenommen werden, denn sobald die einzelnen Klöster für 2, die reicheren aber für 3 die Kosten bestreiten, wird der Status immer vollzählig seyn.

Viertens erachtet der Verfasser, weil die Pfarrer nicht selten des selbstständigen Urtheils entbehren und daher die nächsten besten Bücher lesen, unbekümmert, ob sie von der katholischen Kirche gebilligt sind oder nicht, daß ein Catalog derselben verfaßt, und unter öffentlicher Autorität bekannt gemacht werde. Eben so stellt sich fünftens als höchst nothwendig heraus, daß über die Schulmeister die nöthige Aufsicht gehandhabt werde, damit sie nicht etwas lehren, sey es aus Kirchen- oder Profanschriftstellern, was von den Vorschriften des katholischen Glaubens abweicht. Da bereits mehrere Katechismen bestehen, und zwar von verschiedenen Verfassern, soll einer oder der andere als Normale für die Kinderschulen bestimmt, und der Gebrauch anderer streng verbothen werden.

Sechstens würde es von wahrhaft großen Folgen

---

1 In einer eigenhändigen Note dazu steht noch: Nisi publica gymnasia instaurantur, ubi collapsa sunt, et ubi adhuc quoquo modo vigent, juventur ac amplificantur majoribus privilegiis et opibus. Injungendum vero ipsis, ut qui ipsi academias non habent, ut in vicina Academia aliquod collegium quoddam pro theologiae studiosis erigant, atque archiepiscopus in eo collegio 20 adolescentes, alii episcopi denos, Capitulum cathedrale binos, et quilibet monasticus praelatus totidem. Nec suscipiatur adolescens in tale collegium nisi annos 20 natus, et in philosophiae praeceptis mediocriter eruditus. Stipendium sufficiens ordinandum erit cuilibet, et in annos quinque, hac lege, ut se datis sponsoribus obliget, quod vellet evoluto quinquennio, majores sacros ordines suscipere, et patrono ipsi suae Ecclesiae prae aliis inservire, vel si horum neutrum aut alterutrum non vellet facere, promittat acceptam pecuniae summam velle restituere. De particularibus scholis et domestricis eadem cura esse debebit. Sed de his alibi et commodius et fusius poterit dici.

seyn, wenn die sektischen Professoren von der Wiener-Universität entfernt, und für die Zukunft sehr ernste Befehle festsetzen würden, daß weder in den akademischen Senat, noch in die Zahl der Professoren Einer aufgenommen werden soll, der nicht nur durch das Bekenntniß, sondern auch in der Wirklichkeit sich als wahren Katholiken bewährte. Denn es gibt immer Einige, welche zwar schwören, daß sie Katholiken, da es doch bekannt ist, daß sie in Wort und That Sektirer. Daher sey eine bestimmtere Formel des Eides hohes Bedürfniß.

(Fortsetzung folgt.)

## K. Ferdinand's I. Gebeth.

In der »Christlichen tröstlichen Predigt, oder vnnd bey vorgestellten eyngesarkten Leich des — Römischen Kaysers Ferdinands« von M. Githardus (Köln 1565 in 4.) wird das Gebeth mitgetheilt, das der fromme Kaiser oft und gerne gesprochen; wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir es hier wieder abdrucken lassen.

Miserere mei, miserere mei fili Dei Jesu Christe, Rex regum ac Domine Dominantium. Miserere Ecclesiae, quam acquisivisti sanquine tuo. Redde illi amabilem concordiam, quam per horrenda dogmatum dissidia perdidit. Uni illam in vinculo pacis, ut redeat antiqua pietas, et floreat mutua charitas. Utinam videam, tum vivam! Dissensiones, quas video, et sectae multiplices, vitam hanc morte quavis mihi acerbiorem reddunt. Si meliora, benignissime deus, ac justissime Deus, non videbo, jube in pace recipi spiritum meum. Miserere Imperii multis modis lacerati. Miserere regnorum ac provinciarum mihi creditarum, quas vicinus ac immanissimus barbarus hostis mille modis impetit, adfligit, premit, abducit, prostituit, diripit, secat, ingulat ut pecora, nec aetati, nec sexui parcens ulli. Miserere populorum sub hoc gravissimo tyranni jugo laborantium. Vide adflictiones, audi gemitus et suspiria, ne obliviscaris nos in finem. Miserere iterum mei. Conserva me in fide recta Catholica et Apostolica. Da sapientiam ad recte judicandum, et gubernandum ut administrem justitiam secundum voluntatem tuam. Da cor pium erga te, sobrium erga me, clemens erga subditos et pauperes. Da ut nullo pravo exemplo subditos offendam. Conserva me in timore tuo et obedientia mandatorum tuorum. Conserva liberos, haeredes, successores meos. Guberna eos tuo spiritu, ut te timeant, diligant et sequantur, ac in viis tuis ambulent. Donec illos mihi conjunctos videam in regno tuo, quod est pacis ac concordiae perpetuae, teque illic cum omnibus electis simul contemplemur et glorificemus in aeterna beatitudine. Amen.

## Miszellen.

Eine Probe, wie Reisende über Oesterreich berichten, mögen die Leser aus folgenden Angaben schöpfen, die den Travels in Europe by Mariana Starke. (Paris. Galignani 1833) entnommen sind.

Die Verfasserin, welche von Wien nach Dresden reiste, theilt ihre Reise bis Prag in 8 Tagreisen ein, und gibt an, daß man bis Znaim 3 volle Tage brauche. Sie behauptet, daß Reisende mit Lohnkutschern nicht gerne in Gasthöfen aufgenommen werden, und spricht von königlichen (sic) Gärten und Parkanlagen, welche bei Stockerau zu sehen sind und ein Ganzes ausmachen, das einen lieblichen Anblick gewährt. Auf dem Wege nach Stockerau finden sie lauter Städte, nennt auch Hollabrunn eine Stadt und vergleicht die dortige Gegend mit dem Süden von Frankreich. Das herrschaftliche Schloß daselbst nennt sie ein kaiserliches, und berichtet uns, daß die Städte »auf dieser Seite Wiens« hauptsächlich aus Ziegeln und Steinen erbaut sind, während die Dörfer bloß aus Hütten bestehen. Jetzelsdorf nennt sie die erste Stadt Mährens, Znaim situirt sie auf eine ausgedehnte, und weite Ebene. Die Iglauerinnen kleidet sie in Beinkleider und macht Stecken zur ersten Poststadt (?) Böhmens. — So geht der Unsinn und die platteste Mangelhaftigkeit alles Wissens durch die ganze, ungemein dürftige Reisebeschreibung fort. Der Leser, wenn er ein Ausländer ist, lernt Oesterreich aus diesem Buche nicht kennen, denn es scheint, daß die Verfasserin, die vermuthlich der deutschen Sprache unkundig war, sich mit bloßen Fictionen begnügte, und nirgend auch nur auf eine oberflächliche Untersuchung sich eingelassen hat. K—ch.

Schultes gibt in seiner Donaufahrt, in der Stelle, wo er von Steiermark spricht, folgende irrige Angabe: »Ulrich der »lange Kapeller, aus der alten berühmten Familie derer von »Kapell, der in der entscheidenden Schlacht zwischen Ottokar »und Rudolph von Habsburg am Marchfelde Wunder that, »und dem Oesterreich seine heutige Gestalt verdankt, insofern »Er es gewesen, der den bereits gefallenen Rudolph wieder »auf den Gaul brachte, kaufte im J. 1280 das Schloß Steyereck ꝛc.« Diese Angabe ist dahin zu verbessern, daß nicht Ulrich, sondern Berchtold von Kapell, dem ein Corps de Reserve anvertraut war, das Verdienst erwarb, dem Kaiser ein Pferd zugeführt zu haben, als das seinige durch den Lanzenstoß eines thüringischen Ritters erstochen, und der Kaiser zu Boden geworfen ward. (?!) K—ch.

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

96. Sonnabend, den 2. December 1837.

## Einige Notizen
über die
## Wahl des Lordmayors der Stadt London
und
## über die Festlichkeiten in Guildhall.

(Schluß.)

Am Wahltage selbst begab sich der neu erwählte Lordmayor Sir Edward Becher, in Begleitung des vorigen Lordmayrs, der Aldermen und der Sheriffs, welche alle in ihren Scharlach-Roben erschienen waren, an das Ufer; von dort aus fuhren sie in der Stadt-Barke nach Westminster, wohin sie die verschiedenen Zünfte in ihren Barken geleiteten; nachdem sie hierauf an's Land gestiegen, und im feierlichen Umzuge um Westminster-Hall herumgeschritten waren, verfügten sie sich in die königliche Schatzkammer, wo der Sergeant Raby eine passende Anrede hielt, auf welche Sir Thomas Pangelly, der erste Lord der Schatzkammer antwortete. Der Lordmayor legte sonach den üblichen Eid ab, und kehrte zu Wasser nach Black Friars zurück, von wo aus er mit dem üblichen Gepränge in Guildhall seinen Einzug hielt.

Der König und die ganze königliche Familie hatten sich in Begleitung ihrer höchsten Kronbeamten und eines äußerst zahlreichen Gefolges um 3 Uhr nach Mittag in ihren Kutschen nach Cheapside begeben. Die Stadt-Miliz machte von Temple-Bar aus Spalier, und alle Balcons waren mit herrlichen Teppichen behangen. Die hohen Herrschaften sahen die Prozession auf einer Estrade unweit Bow-Church mit an. Die beiden Sheriffs geleiteten sie hierauf nach Guildhall. Als der König die Schwelle betrat, überreichte ihm der neugewählte Lordmayor knieend das Schwert, welches Se. Majestät ihm huldvoll wieder zurück gab. Unter Vortragung desselben schritt man hierauf in den Rathssaal, wo Mr. Thomson im Namen der City folgende Anrede hielt: „Genehmigen Eure Majestät den Ausdruck des innigsten Dankgefühles von Seite des Lordmayors, der Aldermen und Bürger dieser Stadt für die hohe Ehre, welche ihr durch die Gegenwart Eurer Majestät, Ihrer erlauchten Gemahlin, Ihrer königlichen Prinzessin und Ihrer königl. Hoheit zu Theil wird."

„Unaussprechliche Freude gewährt es ihr, daß Eure Majestät ihren guten Willen und den Beweis ihrer treuen Liebe und Anhänglichkeit in Gnaden aufzunehmen, und ihre Huldigung auf so liebevolle Weise zu empfangen geruhten."

„Dieser Freudentag wird ihr ewig unvergeßlich bleiben; — es ist der glückliche Tag der ihrem allergnädigsten Könige das Leben gab, einem Könige, welcher ihr so hohe Ehre zu Theil werden läßt, und sie in dem Genusse aller ihrer Rechte und Freiheiten schützt; einem Fürsten, der es sich zum Vergnügen macht, das Wohl seiner Unterthanen zu befördern, und der seiner Krone dadurch den schönsten Glanz zu verleihen glaubt, daß er die Religion, die Gesetze und Freiheiten seines Volkes aufrecht erhält.«

»Erlauben Eure Majestät, daß Ihre getreuen Unterthanen diese Gelegenheit ergreifen, um Sie ihrer unveränderlichen Liebe und Anhänglichkeit und des wärmsten Eifers für die Unterstützung Ihrer Regierung zu versichern. — Hierin liegt ja die beste Garantie für die Aufrechthaltung unserer Verfassung in Kirche und Staat, und für die ungestörte Fortdauer alles dessen, was einem Britten nur immer theuer ist."

Aus dem Rathszimmer verfügte sich die königliche Familie in den Bankettsaal, wo die Tafeln aufgeschlagen waren. Nachdem sich Alles auf seine Plätze niedergelassen hatte, und Stillschweigen gebothen worden war, verkündigte der öffentliche Ausrufer, daß Se. Majestät auf das Wohl des Lordmayors und der guten Stadt

London und auf das Gedeihen ihrer Handelschaft getrunken habe.

Der zweite Toast wurde von dem Lordmayor, den Aldermen und dem Bürger-Ausschusse auf die Gesundheit des Königs, und der dritte auf die Gesundheit der Königin ausgebracht.

Nach dem Festmahle zog sich die königliche Familie wieder in die Rathsstube zurück, und wohnte dann bis 11 Uhr in der Nacht einem Balle in der sogenannten langen Gallerie und den daranstoßenden Gemächern bei.

Se. Majestät geruhten zu befehlen, daß den Sheriffs eine Summe von tausend Pf. St. ausbezahlt werden sollte, um damit arme Schuldner aus dem Arreste zu befreien.

Die hohen Herrschaften kehrten auf dieselbe Weise, wie sie gekommen waren, nach dem St. James-Pallaste zurück. Die Straßen waren auf das Glänzendste erleuchtet, und das Volk begrüßte seinen Souverain mit lautem Jubel.

Nach dem beigefügten Rechnungs-Ausweise hatte das Bankett 4889 Pf. St. 9 Sh. gekostet.

Die vornehmsten Gäste wurden an 15 Tafeln mit 1075 Schüsseln bewirthet. Man zählte an der königlichen Tafel, an der sich Ihre Majestäten, die Prinzessinen und die Hofdamen befanden . . . . . . . . . 279 Gerichte

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| an 1 Tafel | | für den hohen Adel . . . | 144 | „ |
| an 1 | „ | für die auswärtigen Minister | 144 | „ |
| an 1 | „ | für den Lordmayor und die Aldermen . . . . . . . | 132 | „ |
| an 4 | „ | für den Gemeinde-Ausschuß . | 128 | „ |
| an 1 | „ | für die Richter und Serjeanten | 36 | „ |
| an 1 | „ | für andere Gäste . . . . | 36 | „ |
| an 1 | „ | für die Frau des Lordmayors und die Gattinen der Aldermen . | 48 | „ |
| an 4 | „ | für die übrigen Damen . . | 128 | „ |
| | | Zusammen . . | 1075 | Gerichte. |

Am Abende während des Balles wurde noch eine große Anzahl von minder vornehmen Gästen bewirthet.

Die Quantität der verzehrten Weine stellt sich in folgender Uebersicht dar:

| | | |
|---|---|---|
| Gewöhnlicher Tischwein . . . | 241 | Bouteillen. |
| Champagner . . . . . . . | 241 | „ „ |
| Burgunder . . . . . . . . | 144 | „ „ |
| Malvasier und Madeira . . | 120 | „ „ |
| Claret . . . . . . . . . . | 2005 | „ „ |
| Rother Port-Wein . . . . | 504 | Bouteillen. |
| Weißer Port-Wein . . . . | 258 | „ „ |
| Moselwein . . . . . . . | 160 | „ „ |
| Canariensect . . . . . . . | 68 | „ „ |
| Alter Rheinwein . . . . . | 48 | „ „ |
| Zusammen . . | 3789 | Bouteillen. |

Das Orchester hatte 100 Pf. St. als Bezahlung erhalten, und bestand aus 47 Personen, nämlich: 2 Trompeten, 1 Pauke, 4 Waldhörnern, 18 Violinen, 2 Violoncellen, 2 Baßgeigen, 5 Flöten, 7 Fagoten und 6 Hautboen. —

So glänzend diese Ausstattung auch für die damaligen Zeiten gewesen seyn mag, so dürfte es doch mit der gegenwärtig herrschenden Pracht kaum einen Vergleich auszuhalten im Stande seyn. Schon das für Georg III. im J. 1761 veranstaltete Gastmahl kostete beinahe um die Hälfte mehr, nämlich 6898 Pf. St. 5 Sh., das Budget des jetzigen ist uns aber noch nicht zu Gesichte gekommen.

---

## Kaiser Leopold I.

und der nachherige

### Nürnberger Buchdrucker Andreas Knortz.

Beiläufig um das Jahr 1676 wollte Andreas Knortz — in Nürnberg eine neue Buchdruckerei errichten, konnte aber von dem dortigen Magistrate die Erlaubniß dazu nicht erhalten. Mißmuthig nahm er seine Flöte, und ging nach Wien, um sich bei dem Kaiser unmittelbar die Gewährung seiner Bitte zu erwirken. Eines Tages hörte er, daß der Kaiser um eine bestimmte Zeit nach einem nahen Lustorte fahre. Er stieg sonach auf einen Baum, in der Nähe des ihm bezeichneten Weges, und spielte auf seiner Flöte. Der Kaiser, welcher im Vorüberfahren das schöne Spiel hörte, ließ den Kutscher halten und erkundigte sich, wer denn der Flötenspieler sey. Knortz, als er die Neugierde des Kaisers bemerkte, stieg sogleich von dem Baume, fiel dem Monarchen zu Füßen, und brachte sein Gesuch vor. Der Kaiser war sehr gnädig gegen ihn, bezeugte sein Wohlgefallen an dem Flötenspiel und verwendete sich nachher bei dem Nürnberger Magistrate, daß er eine neue Druckerei zu Nürnberg errichten durfte.

Aus dieser Druckerei ging im Jahre 1680 ein jetzt seltenes, sehr merkwürdiges Schriftchen über die Kunst des Ballspiels hervor. Es führt den Titel:

„Kurzer Unterricht, deß lobwürdigen, von vielen hohen Stands Personen, beliebten Exercitii deß Ballenspiels, denen, so Lust haben, solches zu erlernen, sehr nützlich gestellet, durch Johann Georg Bender, Ballenmeister in Nürnberg. — Nürnberg, gedruckt bei Andreas Knorzen. Im Jahr Christi 1680." (36 S. in 12.)

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Obwolen nun allerhand Exercitia und freye Künste in Büchern gedruckt gefunden werden, wornach diejenige, welche solche zu verstehen Lust tragen, sich reguliren können, so ist doch von dem lobwürdig berühmten Ballenspiel noch niemalen nichts aufgesetzt, viel weniger in den Druck gegeben worden, hat auch niemalen keiner, solches zu thun, sich bemühen mögen."

Wir glaubten bei dieser Gelegenheit um so mehr auf das Büchlein wieder aufmerksam machen zu müssen, als man darin über die Terminologie und die Regeln des Ballspiels das Nöthige nachlesen kann. W.

## Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

### III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Siebentens, sagt der Verfasser, würde es gleichsam der Schlußstein und die Krone des ganzen Unternehmens seyn, wenn, wie König Philipp in Belgien, Seine kaiserl. Majestät auch im Erzherzogthume Oesterreich mehrere Bisthümer errichten wollten. Es ist nämlich unmöglich, daß der Bischof von Passau seine Dioeces, welche in Oesterreich über sechzig deutsche Meilen einnimmt, hinlänglich genug oder nur mit einigem Erfolge versehe. Etenim haec ipsa negligentia ordinarii magna causa est, quod tam variae multiplicesque sectae pullularint in Austria. Qui enim potuit fieri, ut unus officialis Viennae habitans, tam longe fuseque posset dispicere, quid passim in plebe et in Clero circa doctrinam fidei ageretur? Synodi penitus cessaverunt intra annos 60. Visitationes ab ordinario nullae susceptae, multo minus finitae unquam sunt et ad aliquam perductae frugem etc. etc. Als die Orte, wo die neuen Bisthümer entsprechend gegründet werden könnten, bezeichnet der Verfasser Ens und Krems; dabei dringt er auf Gebiets-Erweiterung für den Wienerbischof, und zwar so, daß selbes westlich an die Kremser, östlich an die Graner, nördlich an die Olmützer und südlich an die Neustädter Diöcese gränzte. Zu gleicher Zeit sollte mit dem Erzbischof von Salzburg unterhandelt werden, um von ihm bis auf bestimmte Punkte eine Abtretung seiner Diöcesan-Gerichtsbarkeit für den Bischof von Neustadt zu erwirken. Nun folgen Ansichten und Bestimmungen, die, wenn der Vorschlag ins Leben treten sollte, als unerläßlich erschienen. Sie zeugen von der tiefen Einsicht, welche Staphylus über die Lage der Dinge hatte, und die auch bei den Vorschlägen, welche er zur Verbesserung der Sitten, und zur Wiederherstellung der Kirchengüter schließlich entwickelt, höchst erfreulich hervortritt. Die Berathung über den letzten Punkt endigt er mit folgenden Worten: „Doctrina igitur Catholicae fidei ut ante omnia instauretur, atque firmioribus stabiliatur fulcris, vel unice studendum erit principio: postea vero doctrinae fundamentis constanter solideque jactis poterit tum demum agi de recuperandis Ecclesiae opibus."

Der ganze Rathschlag ist unverkennbar von großer Wichtigkeit für die Geschichte der damaligen Zustände; allein er leidet bei allen Vorzügen dennoch an der krankhaften Bewegung seiner Zeit, indem er Einzelnes für ausführbar hält, was die ehrwürdige und erfolgreiche Consequenz der katholischen Kirche zurückweisen mußte! —

Die übrigen Schriften, welche von der Thätigkeit des unermüdeten Staphylus in Oesterreich zeugen, sind: „I. Ad Imperatorem Ferdinandum I. de reformanda Ecclesia consilium." II. „Relatio de actis Oratoris Bavarici in calicis eucharistici causa Romam ad Summum Pontificem ablegati" und III. „Consultatio Imper. Ferdinandi I. jussu instituta de articulis Reformationis in Concilio Tridentino propositis ac proponendis." Wir glauben eine nähere Zergliederung derselben hier um so mehr unterlassen zu dürfen, als ihr Inhalt aus dem Vorgange des Conciliums von Trient hinlänglich bekannt ist, und auch hierüber von Bucholtz die vollständigsten Aufschlüsse gegeben wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der schedlich **fürkauff** bin ich genant,
In aller welt sehr wohl bekant,
Mein kragen füll ich geutiglich,
Im wyener thon, so singt man mich.

*Vsura pestis est amara.*

Wend jr wissen wie es kompt,
Das mir jetzunt auff diese stunt,
So grosse theurung haben,
In dem getreyd, das vns Gott geit,
Von dem wer vil zusagen.

Dan das getreydt ist ietz nim frey,
Von dem fürkauff, vnd gremerey,
Dan sie drum deglich lauffen,
Frey offenbar, Ein gantzes jar,
Alle wahr fein auffzukauffen.

Ja schier inn jedem winkel sitzt,
Ein rauber der die finger spitzt,
Mit fürkauff sich zu nehren,
Wie kunt dann neit, zu aller zeit,
Solch theurung sich stetz mehren.

Der wucher ist ein schnöder gast,
Der gantzen gmein ein vberlast,
Vnd thut jr grossen schaden,
Wolt Gott das er, leg in dem meer,
So weren mir entladen.

Dann aller fürkauff geht zu raht,
Vmb wein vnd korn das im feld stat,
Auff das er jn mag werden,
O Gott das der fürkauff all wer
Zwölff sprossen von der Erden.

Ich mein die rechten kauffleut nit,
Die jr wahr selber holen weyt,
Auß andern frembden landen,
Nur die allein, ich jetzund mein,
Die prangen in jr schanden.

Vnd warten auff den armen man,
Der auch gelt vm sein wahr muß han
Ab der sie stets thun schmalen,
Vnd thuns jm nit, zu keiner zeit,
Vmb das halb gelt bezalen.

So baldt die wahr jn kompt zu hauß,
So bringt sie nieman mer herauß,
Er die jm dann nach lauffen,
Vnd sprech grad her, dannocht muß er
Sie theur vmb jn erkauffen.

Dann ist es nicht ein grosse schand,
Das wein vnd korn ist gnug im land
Vnd sols so theur bezalen,

Als muß man die, von nöthen hie,
Aus andern landen haben.

Als ob kein wein im land nit wehr,
So doch voll sind nach die keller,
Kein oberkeyt solts leyden,
Solt straffen frey, solch schinderey,
Ein ieder würds bald meyden.

Hing man jm nur ein **ringlin** an,
Vnd lies jn für ein Juden gan,
Man würd jr vil erkennen,
Der geistlichen, vnd weltlichen,
Ich wolt schier etlich nennen.

Man sagt wie in dem Welschenland
Die hewschrecken jn jetzunt hant,
Jr wein vnd korn abgfressen,
Wiewol doch sie, jnnen noch nie,
In heusern sind gesessen.

Vnd jnnen kasten, keller glert,
Wie man von diesen sieht vnd hört,
Das sie mit gelt thun stechen,
Mit dem sie heut, vnd alle zeit,
Kasten, keller auffbrechen.

Den fürkauff ich nit loben kan,
Ein jeder schier all waar will han,
Schleckpfennig drin zu suchen,
Darum jn kan, der gmein arm man,
Billichen etwan fluchen.

Man hat auch gar ser am fürkauf spürt
Das er das leder hat bedeurt,
Der Teufel muß jn holen,
Will dan der schuster leder han,
Im muß ers theur bezalen.

Sol einer nur ein gabel han,
So muß er zu den grempen gan,
Ein feurbloß auch des gleichen,
Den weschring vnd das hafenreff,
Thun sie auch stetz erschleichen.

Der hudelump ist auch im spiel,
Der fürkauff jn auch haben wil,
Ein gwin darin zu haben,
Damit dann der, bappirer ser.
Von weytem her muß traben.

Sonst sind noch mer der kauderer,
Im wechsel treiben sie gefer,
Ich kan sie nit all nennen,
Ja solch feinantz, bringt gute schantz!
Wann sie mit spiessen rennen.

Hiet dich darfür o frommer Christ,
Dann du deins guts kein herr nit bist,
Wie dir die gschrifft thut sagen,
Kein greitwurm dich, wirt sicherlich
In deim gewissen nagen.

---

Darunter ein Holzschnitt. 4. Bl. 8 (1538—1540.)

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

**97.** Mittwoch, den 6. December **1837.**


## Zur Befreiung
der
## Geschichte Karls V. und Ferdinands I.
von der Fabel,
daß letzterem die Verzichtleistung auf die Kaiserwürde zugemuthet worden sey.

Ein auffallendes Beispiel, wie schwer es ist, eine seit lange in die Geschichte aufgenommene Erdichtung, zumal, wenn dieselbe schon von Zeitgenossen auf das blinde Gerücht, oder auf Vermuthungen eines Berichterstatters hin, für Thatsache angenommen worden war, auch selbst in Kraft vollständiger Gegenbeweise wieder aus der Geschichte zu verbannen, bietet sich in der Fabel dar, daß Kaiser Karl V. seinen Bruder zu bestimmen gesucht habe, seiner römischen Königswürde und dem damit gegebenen Anspruch auf die Kaiserwürde zu entsagen, um sie dem Prinzen Philipp, dem Sohne Karls, zuzuwenden, und daß dieses Projekt von der Königin Maria eifrig und wirksam unterstützt worden sey. — Es hat aber schon Schmidt »Geschichte der Deutschen« (Th. VI., S. 169 bis 176) die Sache im Wesentlichen richtig dargestellet, und dem Unterzeichneten ist es neuerlich vergönnt gewesen, aus den seither unbekannten Originalquellen, insbesondere aus dem Briefwechsel Ferdinands mit Maria den ganzen Vorgang, der zu jener Verwechslung Anlaß gegeben, beinahe vollständig ans Licht zu bringen, und den urkundlichen Beweis von der Grundlosigkeit obiger Nachricht zu führen. (Geschichte der Regierung Ferdinands I. Th. VI., S. 457 bis 467.) Doch scheint diese Mittheilung seither noch mehrentheils übersehen worden zu seyn, was um so erklärlicher ist, weil sie in einen Abschnitt eingerückt wurde, dessen Aufschrift den Gegenstand nicht ausdrücklich erwähnte. Da jene Fabel aber geeignet ist, ein ganz schiefes Licht auf das Verhältniß der beiden Brüder und somit auf den Charakter Karls zu werfen, so dürfte es den Freunden der Geschichte nicht unwillkommen seyn, wenn wir hier noch besonders darauf aufmerksam machen; wozu uns auch einen näheren Anlaß gibt, daß noch neuerlich zwei vaterländische Historiker jene irrige Angabe mit Zuversicht wiederholt haben, obwohl dieselben im Uebrigen auch das besagte Werk beachten und Berichtigungen daraus anführen. Es ist dieß erstlich Graf Mailath (Geschichte des österreichischen Kaiserstaates Th. II., S. 201), welcher am Ende seiner ausführlichen und mit Genauigkeit in manche Einzelnheit eingehenden Darstellung der Regierung Ferdinands erwähnt: „Auch späterhin verehrte Ferdinand den Bruder gleich einem Vater, nur als Beide am Abend ihres Lebens standen, erhob sich Mißhelligkeit zwischen Beiden wegen der römischen Kaiserwürde, die Karl V. aus verblendeter Vaterliebe seinem Sohn Philipp zuwenden wollte; Ferdinand aber in richtiger Würdigung der Verhältnisse für sich ansprach.“

Zweitens ist es der Verfasser des neuerlich in diesen Blättern mitgetheilten Aufsatzes: „Claudius Tolemei, über das in der Ebene zwischen Wien und Wiener Neustadt versammelte spanische und deutsche Reichsheer. Karl V. und seine Zeit“ — indem derselbe (mitten unter andern Bemerkungen über das damalige Verfahren Karls V., welche im Ganzen von richtigem Eindringen in die eigensüchtige Staatskunst aller jener katholischen nicht minder als der protestantischen Mächte zeugen, gegen welche jener Kaiser gerüstet oder bewaffnet seyn mußte), auch die ganz unbegründete Vermuthung aufgenommen hat, es habe sogar schon damals, im Jahre 1532, im zweiten Jahre der römischen Königswürde Ferdinands und als der Prinz Philipp erst 5 Jahr alt war, der Kaiser Karl die Absicht gehegt, seinem Bruder die Nachfolge im Kaiserthum wieder zu entziehen, um selbe seinem Sohne zuzuwenden, und auch um dieser Absicht willen habe er die Kriegsmacht Suleimans zu vernichten, und so die Macht seines Bruders fester zu begründen keine Neigung getragen. Wahrscheinlich hat die Entschiedenheit, womit Robertson in sei-

ner Geschichte Karls V. (einem Werke, welches fast nur in der Geschichte der Kriege mit Frankreich allenfalls seinem Ruf entsprechen mag, in den meisten tieferen und wahrhaft interessanteren Beziehungen aber ganz unglaublich schwach und ungründlich ist) bei einer spätern Epoche die Sache erzählt, den erwähnten Verfasser verleitet, jene Vermuthung zu wagen. — Robertson weiß nämlich bei dieser Gelegenheit mit größter Zuversicht sowohl das Innere von Karls Gesinnungen, als welche Hindernisse sich entgegengestellt, und wie er diese überwältiget, anzugeben, und reihet dabei eine Unwahrheit an die andere, zu einem neuen Beweise, wie wenig man sich auch bei berühmten Geschichtschreibern auf zuversichtlich ausgesprochene Darstellungen verlassen darf, wenn sie nicht auf urkundlichen Quellen sich stützen; zumal, wenn es sich dabei zugleich von solchen Thematen handelt, in welchen feindliche Vorurtheile die Stelle von Quellen vertreten sollen. In der angeführten Stelle nämlich stellt Robertson folgendes Bild auf. „Karl war nicht fähig, ein außerordentliches Glück zu ertragen. Die Wirkung, die dasselbe auf seine Seele hatte, war so heftig und berauschend, daß sie ihn über alles erhob, was mäßig war, und seine ganze Aufmerksamkeit mit der Ausführung weit ausgedehnter, aber auch chimärischer Entwürfe beschäftigte. Nach dem Siege über die schmalkaldischen Bundesgenossen strebte er alsbald darnach, daß er ganz Deutschland zur Einförmigkeit in der Religion bringen und die kaiserliche Macht despotisch machen möchte. Man konnte nur mit offenbarer Gefahr darnach streben, aber seine durch das Anschauen dieses ungeheueren Planes erhitzte Einbildungskraft setzte sich über alle Schwierigkeiten mit Verachtung hinweg. Er bildete sich die Ausführung als gewiß ein, und war nur bekümmert, wie er den Besitz eines so wichtigen Gutes in seiner Familie erblich machen, und sowohl das deutsche Kaiserthum (nämlich wohl das despotisch gemachte), als die spanischen Königreiche, und seine Herrschaften in Italien und den Niederlanden seinem Sohne hinterlassen könnte. Nachdem er diese schmeichelnde Idee lange bei sich überdacht, und sie Niemanden, nicht einmal seinen vertrautesten Ministern entdeckt hatte, mußte Philipp aus Spanien kommen, in der Hoffnung, daß seine Gegenwart die Ausführung dieses Planes befördern würde." — So begründet R. zunächst das alte Thema von der bezielten Universal-Monarchie durch Darstellung der geheimsten Gedanken in Karls Seele, die er nicht einmal seinen vertrautesten Räthen mitgetheilt; ohne anzudeuten, wie es ihm denn möglich gewesen, die so geheim, und tief im Innern verschlossen gehaltenen Gedanken zu erspähen? Etwa aus Zusammenstellung der Thatsachen? Wie ganz anders aber ist das, aus diesen hervorgehende Bild? Wie gemäßigt und schrittweise erscheint Karls V. Verfahren auch in der Religionsbeziehung? Der in Verbindung mit protestantischen Fürsten geführte Krieg; die dem Moritz in voraus zugelassenen Artikel; das Vermeiden gewaltthätiger Maßregeln in den eroberten protestantischen Gebieten; der Eifer, womit das Concilium und die Reform des katholischen Theils im Augenblicke des Sieges erstrebt wurden; das Vorschreiten zum Interim wegen der von dem Mißtrauen der italienischen Prälaten selbst damals ausgehenden Hindernisse sollten hinreichen, um Karls Verfahren vor dem so ganz unhistorischen Vorwurf einer unbedingten Willkür oder berauschten Einbildungskraft in der Religionssache zu schützen; da vielmehr neben jenem Eifer, der allerdings gern mit Aufopferung des eigenen Lebens den Zwiespalt im Glauben nach und nach vermindert, und wo möglich eine Vereinigung wieder herbeigeführt hätte, hier so ganz klare Einsicht darüber sich zeigt, daß ohne Reinigung vom praktischen Verderben, ohne Erneuerung und Reform im Innern der Kirche, *diese Zurückführung* unthunlich, und daß diese überhaupt durch bloße Gewalt nicht möglich sey. — Was aber die sogenannte Verwandlung des Kaiserthums in Despotie betrifft, so liegt in dem ganzen Verfahren Karls, so weit nämlich der schmalkaldische Krieg beendet war, und außer der persönlichen Gefangenschaft der beiden Hauptgegner eigentlich gar nichts vor, was dazu irgend einen scheinbaren Beleg geben könnte. Allerdings war es der Zweck der Kriegsbedingungen, die Gegner außer Stand zu setzen, den Krieg leicht wieder anzufangen, und in den Demüthigungsacten sollte der Majestät des Kaiserthums Genugthuung geleistet werden, aber es geschah übrigens nicht das Mindeste, was auf eine Aenderung im Besitzstand der Fürstenhäuser, oder eine Aenderung ihrer verfassungsmäßigen Rechte gezielt hätte. Es war unpolitisch, die Gefangenschaft des Landgrafen zu verlängern, und weit richtiger dürfte der Rath Ferdinands gewesen seyn, denselben auf Ehrenwort, sich wieder auf Berufung stellen zu wollen, frei zu lassen; aber mit jener Gefangenhaltung bezielte der Kaiser auch nichts anders als Sicherstellung gegen neue Umtriebe des Landgrafen, obwohl mit verfehlter Berechnung. — Das sächsische Kurthum wurde zwar der Linie des Johann Friedrich entzogen, aber der nächst verwandten

Linie übertragen; statt des gefangenen Johann Friedrich regierten seine Söhne, statt Philipps von Hessen sein Sohn und seine Räthe in seinen Ländern. — Das kleine Pfalz-Neuburg wurde zurückgegeben und weder im Pfälzischen, noch im Würtembergischen oder sonst irgendwo im Reich irgend eine Territorialentziehung bewirkt. Und obwohl hinsichtlich des Würtembergischen dem K. Ferdinand, welcher Lehensherr war, seine Ansprüche vorbehalten worden, und dieser dieselben nachdrucksvoll verfolgte, so geschah doch vom Kaiser nichts deßhalb zu seinen Gunsten. — Das politische Hauptziel des Kaisers war die Begründung einer Ligue für die Aufrechthaltung des öffentlichen Friedens im Reich, ohne Beziehung auf die Religion, nach Art des schwäbischen und des spätern kaiserlichen Bandes; zugleich mit Handhabung des Verbots, bei Reichsfeinden in Kriegsdienst zu gehen. Die Sendung des Schwendi an den Niedersächsischen Kreis hatte denselben Zweck.

Wo ist hier Beleg zu der Anklage, Karl V. habe die deutsche Freiheit zu vernichten beabsichtigt, und wie könnten auch selbst neuerlich noch wieder Männer, wie Voigt zu Königsberg, diese so höchst oberflächliche Anklage wiederholen? Ging doch auch der Kaiser in jene Idee Ferdinands nicht ein, daß ein Reichsfond creirt werden möchte, in Verbindung mit der Vorsicht, wenn die Churfürsten vermocht werden könnten, bei den drei nächsten Kaiserwahlen im Hause Oesterreich zu bleiben, ohne Erblichkeit übrigens. Selbst jene Idee also hielt Karl für unausführbar (nicht eigentlich die Versicherung von drei Wahlen im Hause Oesterreich, wie die Folge zeigen wird), und so weit war er entfernt, eine ganz oder mehrentheils unbedingte Monarchie in Deutschland gründen zu wollen. Wie viel richtiger beurtheilten ihn seine Zeitgenossen, wenn man nicht so unhistorisch seyn will, aus den Manifesten seiner Feinde, etwa aus dem wahrheitswidrigen Produkt Heinrichs II. von Frankreich, oder gar aus Spottliedern eines fanatisch aufgeregten Parteigeistes Urtheile schöpfen zu wollen. Das war nun einmal die materielle Gleichgewichts- und Oppositions-Politik des 16ten Jahrhunderts: einer war durch Siege mächtiger geworden, Grund genug ihn anzugreifen, um ihm wieder des etwaigen Uebergewichts zu berauben. Unbefangene Beurtheiler aber, wie z. B. der gut unterrichtete venetianische Bothschafter Novigiero [1] sagten nur, der Kaiser habe den Zweck gehabt, einerseits den schmalkaldischen Bund zu zerstören, andererseits aber eine Ligue zu gründen, durch deren Mittel er durch Kunst Monarch seyn (di essere con ingegno Monarco) das heißt, sich in verfassungsmäßigen Formen einen Frieden erhaltenden und vorwiegenden Einfluß, als Haupt des Ganzen sichern könne; denn Deutschland zu unterjochen (soggiare, und das wäre doch wohl jene prätendirte Verwandlung des Kaiserthums in Despotie) — sey nie seine Absicht gewesen, da er wohl wisse, wie schwer es sey, auch nur eine einzelne Stadt, die an Freiheit gewöhnt, zu unterjochen. — Und wirklich jenes Bild, welches Robertson von den Gesinnungen Karls V. entwirft, erscheint schon in sich als ein durchaus willkürliches und ganz unbegründetes, wenn man sich den fast bis zum Uebermaß abwägenden, ruhigen feinen Mann vergegenwärtiget, welcher Energie und muthige Verfolgung seiner Zwecke nur innerhalb solcher Gränzen kannte, so die überdachteste Erwägung festgestellt hatte, und welcher nach den errungenen Siegen über die protestantischen Fürsten in Deutschland gleich die größte Energie seines Geistes gegen die Hindernisse richtete, welche Ihm auf katholischer Seite, und von katholischen Mächten entgegentraten.

[1] Geschichte der Regierung Ferdinands I. VI., S. 491.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Gelehrte Ausländer zu Wien
### im sechzehnten Jahrhundert.

### III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Außer der Thätigkeit, welche Staphylus im Rath und durch die angeführten, schriftlichen Vorschläge an den Tag legte, war dessen gründliche, theologische Bildung auch noch in anderer Beziehung wirksam. Kaiser Ferdinand I. verwendete ihn selbst zu öffentlichen Geschäften. So im J. 1556 auf dem Reichstage zu Regensburg und 1557 zu Worms bei dem Colloquium, das eine Vereinigung der Parteien bezweckte. Es fiel indessen eben so, wie alle früheren aus: der Streit wurde dadurch wo möglich noch mehr gesteigert. Staphylus war erster Redner auf der Seite der Katholiken, und der Umstand, daß sich unter den Protestanten sein früherer Lehrer Melanchthon und Graf Ladwig von Eberstein und Neugarten, dessen Hofmeister er vormals gewesen, befanden, gab seinen Gegnern zur Erfindung mehrerer abgeschmackten Erzählungen Anlaß. Besonders zeichnete sich hierin der Prediger zu

Göppingen, Jakob Andreä, aus. Staphylus begegnete ihm in seiner kräftigen Erwiederung in defens. apologiae S. 78 mit folgenden Worten: Objicit mihi, me Melanchthonis et Ludovici Comitis de Eberstein defugisse conspectum; tum quoque ingredi me per plateas, nec tamen adspectare homines. Inde porro sublimis hic Doctor id vult effici, me propterea quod quintum Lutheri evangelium oppugnem et damnem, mala angi conscientia. Annon vero isthuc cumprimis validum est argumentum? Sane quod ego in plateis gradiens non in omnes passim angulos meos circumagito et conjicio obtutus, perinde ut insignis heros Smidelinus (Andreae), nemo qui sit honesti et integritatis amans, in malae conscientiae argumentum id interpretari poterit. Quodque etiam aliquamdiu proh dolor infirma fui oculorum valetudine, multi norunt honesti homines, id mali neutiquam mihi ex vini aut cerevisiae largioribus poculis accidisse etc.

Die tiefe Spaltung, welche bei dem Religionsgespräche zu Worms unter den Häuptern der Glaubensneuerer mehr als je hervortrat, veranlaßte Staphylus zur Herausgabe seiner bereits erwähnten Schrift: Trimembris Theologia[1], welche mit Recht großes Aufsehen machte. Sie schildert eben so wahr als eindringlich die Streitigkeiten, und das innerste Zerwürfniß der Nachfolger Luthers; vor Allem aber und mit lebendigen Farben den Verfolgungsgeist, der unter sie gefahren war, und Sekte wider Sekte trieb. Kein Wunder, daß dadurch sämmtliche Gegner in Harnisch gebracht wurden, und, weil sie das Thatsächliche nicht bestreiten konnten, auf die Person losgingen. Zahllose Flugschriften erschienen und verbreiteten durch ganz Deutschland die finsteren Ausgeburten offener Lüge und Verläumdung. Staphylus entgegnete ihnen vorerst mit edler Besonnenheit; als aber die Sprache der Wahrheit dem zügellosen Treiben keine Schranken setzte — wie es in jener Zeit der Aufregung wohl nicht anders kommen konnte — suchte er 1559 auf dem Reichstage zu Augsburg gesetzliche Abhülfe. Er forderte seine Gegner auf, vor Gericht zu erscheinen, indem er sich bereit erklärte, jeder Beschuldigung zu stehen, und das rechtsgegründete Urtheil abzuwarten. Was indessen vorauszusehen war, geschah — Niemand stellte sich, und Staphylus begnügte sich mit der Rechtfertigung, welche ihm das Stillschweigen seiner Gegner vor aller Welt geben mußte.

Auch war es zu eben der Zeit, in Augsburg, daß Staphylus seine Defensio pro trimembri Theologia M. Lutheri contra aedificatores Babylonicae turris, Ph. Melanchtonem, Schwenkfeldianum Longinum, And. Musculum, M. Flaccium, Jac. Andream verfaßte, und in Ingolstadt drucken ließ. Sie geht, wie aus dem Titel zu ersehen, in die Einwürfe ein, welche wider die Theologia trimembris von den genannten Männern gemacht worden, und wenn der Ton darin mehr, als wünschenswerth ist, leidenschaftlich erscheint, mag man es wohl dem Manne zu Gute halten, der im Gefühle des Rechts die Urheber so gröblicher Beschimpfungen ebenumsonst vor die Schranken gerufen hatte! — Im hohen Grade erfreulich für Staphylus war die seltene Auszeichnung, die ihm auf demselben Reichstage zu Theil wurde, die feierliche Ernennung nämlich zum Doctor der Theologie. Da er verheirathet war, konnte nur eine Dispens von Rom dazu befähigen; Kaiser Ferdinand hatte sich deßwegen selbst an den Papst gewendet, und dieser hob nicht nur durch ein Breve das Hinderniß auf, sondern schickte auch das rothe Biret, und übertrug dem Erzbischof von Salzburg die Promotion. Sie ging unter Assistenz des Bischofs von Merseburg, des Dompropstes von Worms und in Gegenwart vieler Doktoren am 19. Mai 1559 vor sich, und erregte, wenigstens bei den Katholiken, allgemeine Theilnahme.

(Schluß folgt.)

---

## Miszelle.

Reynitzsch über Truhten und Truhtensteine (S. 235) erklärt Mushauß durch einen Speisesaal. »Dieß halte aber ich,« bemerkt ein späterer Philolog, »vielmehr für die Gewehrkammer oder für das Zeughaus, worin das Geschütz, welches Mus heißt, aufbewahret wird, oder ein Schloß, worin man sich mit Geschütz vertheidigt. Davon haben noch die Muskete und der Müsethurm (vulgo Mäusethurm) am Rhein ihren Namen. Unwissenheit der Sprache hat aus dem Geschütz Mäuse gemacht, und die erbauliche Fabel vom Bischof Hatto darauf gebaut.«

[1] Der vollständige Titel lautet: Theologiae Martini Lutheri trimembris Epitome. De topicis praedicamentis: seu theologicis principiis De materia praesentium controversiarum theologiarum. De successione et concordia discipulorum Lutheri in Aug. Conf. nuper collecta Wormatiae durante colloquio. (Ohne Druckort) 1558. 4. und Antverpiae 1562. 8.

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

98. Sonnabend, den 9. December 1837.

## Zur Befreiung der Geschichte Karls V. und Ferdinands I. von der Fabel,

### daß letzterem die Verzichtleistung auf die Kaiserwürde zugemuthet worden sey.

(*Fortsetzung.*)

An jene falsche Darstellung, deren etwas genauere Beleuchtung um so weniger überflüssig seyn wird, da sie auch sonst in mehr oder minder ähnlicher Wendung gar oft vorkommt, reihet dann Robertson seine ganz falsche Erzählung in Bezug auf den Gegenstand, welcher uns hier eigentlich zunächst beschäftiget. „Große Hindernisse, meint R., mußten überwunden werden, welche eine minder kühne Ehrsucht abgeschreckt haben würden. Karl war so *unvorsichtig* gewesen, 1530 seinem Bruder Ferdinand zur Würde eines römischen Königs zu verhelfen, und es fand sich keine Wahrscheinlichkeit, daß dieser Herr die nahe Anwartschaft auf die kaiserliche Krone zum Vortheile eines Neffen aufgeben sollte. Dieß schreckte den Kaiser nicht ab, es zu wagen, *ihm den Vorschlag dazu zu thun*; und da Ferdinand, ungeachtet seiner tiefen Ehrerbietung gegen seinen Bruder, denselben schlechterdings verwarf, so wurde er durch diese einmalige abschlägige Antwort nicht muthlos. Seine Schwester, die Königin Maria von Ungarn, *der Ferdinand die beiden Kronen von Ungarn und Böhmen zu danken hatte*[1], — — — *mußte den Versuch erneuern.* (!) — Sie schmeichelte sich, sie würde Ferdinanden bewegen können, dem Besitze der kaiserlichen Würde, die er erst durch einen Sterbfall gewinnen könnte, gegen unmittelbar übertragene Länder zu entsagen, und versicherte ihn, der Kaiser würde ihm zur Vergeltung sogleich Länder von hohem Werthe einräumen, und insbesondere nannte sie ihm das Herzogthum Würtemberg, das unter mehr als einem Vorwande eingezogen werden könnte. Aber Ferdinand war zu ehrgeizig u. s. w. Ungeachtet dieser unbeweglichen Standhaftigkeit aber, die Ferdinand blicken ließ, gab gleichwohl der Kaiser seinen Plan nicht auf. Er schmeichelte sich, er könne vielleicht seinen Zweck von einer andern Seite erhalten, und es sey nicht unmöglich, die Kurfürsten zu überreden, daß sie ihre erst zu Ferdinands Gunsten ausgefallene Wahl *widerriefen*[1], oder wenigstens Philippen *zum zweiten römischen König*[2] und ihn zum nächsten Erben seines Oheims in der Thronfolge erklärten. (Hier nähert sich R. übrigens der Wahrheit, nur ist die Verwechslung einer vertrauten Verhandlung über künftige Wahl mit einer wirklichen Erklärung als Nachfolger lächerlich.) — — — (Aber) alle Kurfürsten, weltliche sowohl als geistliche, bezeugten einhellig eine so starke Abgeneigtheit gegen Carls Vorschlag, daß er, ungeachtet alles Widerwillens, womit er seine Entwürfe aufzugeben pflegte, diesen als ganz unmöglich fallen ließ. Schon hatte er durch die unzeitige Beharrlichkeit auf denselben nicht allein die Deutschen mit neuem Mißtrauen über seine ehrgeitzigen Absichten erfüllt, sondern auch den Grund zu einer *Eifersucht und Zwietracht in dem österreichischen Hause* gelegt, und Ferdinand gezwungen, zu seiner Selbstvertheidigung die Kurfürsten und sonderlich Moritz von Sachsen *auf seine Seite zu ziehen* und mit denselben in solche Verbin-

---

1 Ist denn eine solche grobe Verwechslung mit der Anna, Ferdinands Gemahlin, möglich! Für Ungarn möchte jene Behauptung sonst noch Einiges für sich haben können, was aber soll man von Böhmen sagen?

1 Also ihn als römischen König *absetzen* sollten; wie ist es möglich, etwas so Sinnloses als Lifferische Vermuthung auszusprechen? — Wenn aber auch Ferdinand einwilligte, so war die Ueberredung der Kurfürsten kein *anderer* Weg zu dem vermeinten Ziele, sondern *das in jedem Fall Nothwendige und allein Entscheidende* für das angebliche Ziel.

2 Das wäre nun vollends etwas Neues und Monströses gewesen, während ein Kaiser lebte, *zwei* römische Könige zu haben.

bungen zu treten, die ihm (dem Kaiser) alle Hoffnung nehmen mußten, den Vorschlag mit Aussicht auf Erfolg wieder erneuern zu dürfen. Philipp, den diese Scheiterung des entworfenen Planes noch grämlicher machte, wurde nach Spanien zurückgeschickt. Karl mußte diesen Plan seiner häuslichen Ehrsucht, der ihn lange beschäftigt, und alle seine Zeit geraubt hatte, fahren lassen u. s. w.«

An dieser ganzen Darstellung nun ist, wie urkundlich zu beweisen steht, kein wahres Wort. Gerüchte der angegebenen Art hatten sich allerdings verbreitet; aber nie wurde Ferdinanden ein Antrag gemacht, daß er selbst der Nachfolge im Kaiserthum entsagen sollte; das, was Maria und Philipp selbst wünschten, was aber Ferdinand für unausführbar hielt, und worin der Kaiser in gewohnter Weise das Für oder Wider länger abwog, sich aber dann auch dafür entschied, war der Versuch, Philippen nach dem Tode Ferdinands und dem Maximilian erst nach dem Philipp die Nachfolge im Kaiserthum zu versichern.

Das einzige, was für Ausführung dieses Vorhabens wirklich geschah, war eine von Ferdinand selbst übernommene, in seinem Namen, aber im vollsten Einverständniß mit dem Kaiser, und auch mit Zustimmung des deßhalb aus Spanien gerufenen Maximilians bewirkte Sendung an die Kurfürsten Moritz und Joachim; die Antwort derselben war ablehnend, wie Ferdinand vermuthet hatte, und das Projekt mußte aufgegeben werden; Philipp war aber, als sie erfolgte, schon nach Spanien zurückgekehrt. — Was Würtemberg betrifft, so machte Ferdinand als Lehensherr Forderungen gegen den Herzog Christian, worüber eine im nächstens erscheinenden Urkundenbande zur Regierungsgeschichte Ferdinands abgedruckte Schrift (S. 508) vollkommenen Aufschluß gibt; er verfolgte diese Forderungen beim Kaiser als Oberhaupt des Reichs, und wahrscheinlich blieb die Sache wegen der im Jahre 1552 eingetretenen Aenderungen ohne ausdrückliche Entscheidung auf sich beruhen; mit jener Frage von Verhandlungen für Philipp konnte diese Sache nicht in Verbindung stehen; die Bewilligung seiner Forderung wegen Würtemberg konnte nicht etwa als Lockspeise für eine Zumuthung an ihn benützt werden, welche gar nicht Statt fand, und brauchte nicht so benützt zu werden für ein anderes Ansinnen, wozu Er und selbst sein Sohn, ohne solche Hülfsmittel, um dem Kaiser und Philipp vollkommen genug zu thun, sich ihrerseits willig bequemten.

Den urkundlichen Beweis dieser Thatsachen liefert zwar schon der erwähnte 6. Abschnitt im VI. Bande der Geschichte Ferdinands, doch wollen wir aus der betreffenden Original-Korrespondenz König Ferdinands und seiner Schwester einige der wichtigsten Belege hier in der Ursprache folgen lassen.

In dem ersten dieser Schreiben (Prag 29. März 1549) eröffnet sich K. Ferdinand wegen des Gerüchtes, wovon er höre, daß es am Hofe des Prinzen Philipp, — (welcher jetzt schon zu Brüssel angekommen seyn werde) und nicht minder auch im Reich, selbst nach Aeußerungen des Kurfürsten von Brandenburg verlautet habe, als ob nämlich der Kaiser die Absicht hege, und ihm zugemuthet habe, daß Er die römische Königswürde an Philipp cediren möge. Freilich sey ihm vom Kaiser nichts Derartiges zugemuthet worden, auch halte er für unmöglich, daß es dem Kaiser je in den Sinn kommen könnte, und achte das Gerücht für durchaus falsch und erlogen; da es aber ihm sehr nachtheilig sey und Mißverhältnisse nach sich ziehen könnte, so möge Maria demselben nach ihrer Klugheit entgegenwirken.

Prag 29. März 1549.

Madame ensuivant la grande confidence qu'ay en vous et sachant que comme prudente princesse poures prevenir aux yconveniens qui s'en pouroient ensuivir, encoire, que ne baisle foy a ce que ay entendu come shosse qui me semble pocint creable en nulle fason, toute fois pour ce que ay esté adverty de plusieures lieux et en partie de persones fidedignes, n'ay volu obmettre de le vous escripte, afin que selon vre prudence en puisiez user et est Madame que come desus est mencioné, me esté dit et escript que en la court de Mns. le prince mon bon nepveu et aussy en l'empire on parle tout publiquement et divulgant que l'Empereur Monseigneur doeit avoir tratié avecque moy que je cedise la dignité et titre de Roy de Romains audit Sgr. prince et que afin que il y eust moeins de empeschement que il avoict fet aler mon fils Maximilien en Espagne, avecque plusieures tels propos peu a mon honneur et reputation, come Madame bien poes panser et cesy est sy avant que en publiques tables l'on devise et tant avant que me a esté escript de personne fidedigne que le Marquis de Brandenburgk Electeur avoit volu louer argent a Auspurg et fere finance sur l'argent que on le vouloit ofrir de par de l'Empereur Monseigneur pour le Avancement dudit titre et dignité pour ledit Sr. Prince et que prince de grande autorité a demandé a ung mien serviteur sy ce esy estoit vray? Car il l'avoit pisa (?) oy pour vray; et quantbien que je say que n'est vray que Sa M. mait parlé ny fet parler et aussy puis moeins panser ny croeire

que telle shosse eust passé ne pasasse james a S. M. par son pensament ou fantasie; car le tiens sy bon Seigneur frère et non seulement frère, mes vrai père, que says et suis assuré, que ny vouldroict fere ny panser shosse qui sy grievemant vint a ma honte et desreputation, mes voyant que la shosse est sy avant et publique et que l'on parlé sy publique- et afirmativemant, ne peult estre que ne face grand scandale et inocion entre beucop de gens, peu à mon honneur et reputation et avantage. Donc Madame vous ay volu advertir afin que comme dit est selon votre grande prudence prevenes et evites que tels bruis come tiens legiers et mansongeurs ne pasent plus avant et que ou sont passés se puissent oter des fantasies et monstrer et doner à cognoiestre ne estre veritables: car Madame poes panser que sy passasent en avant pouroient engendrer shosses que ne seroient bonnes et principalement desfiance entre les aferes de S. M. et les miennes et altres yneonveniens, que comme sage princesse pourres mieux considerer que je ne vos sauroye escripre et que tel bruit soict publique. Je tiens que alla reception de cesto voiant que sera j'a arrivé Mons. le prince que en aures bien oy a parler, puis come je entens des plus principaulx qui viennent aveeque luy (seu?) parlera publiquemant et de ce que vous escrips de la finance du marquis electeur de brandenburgk, sy vos parles a Mons. de Leiv tiens que en saura a parler; toutefoeis que ne ce fetes de sorte que ne apersoeive que vient de moy, comme saures bien fere et plustost monstrant que le demandes par moquerie que aultremant; vous supliant derechief, Madame, que ce que vos escrips en ceste matiere, panser que procede de la grande confidence que ay en vos et que le fes de bon zel afin que tels yneonveniens puisent estre prevenus et tels bruits que comme fermemant croy et estime sont faulx et totalement mensongiers, que toutefoeis comme que sont, puis on en parle sy publiquement et que ne sont à mon honeur ny a mon avantage, ny que donent a panser aux gens que l'Empereur Monsgneur ay le regart vers moy que toute foeis espere que devroit avoeir ne peult estre que comme home ne se sante(?), non de S. M. come dit est que tiens que ny pensa james ny pensera tant que vive et cella le tiens comme evangille, mes quant tel bruit y vient et que l'on en parle et entre gens de telle estoffe, ne peult estre que aucuns ne baillent quelque foy, que entretant que dure vient a grande honte et diminucion de reputacion, et pourtant ne ay volu obmetre en toute confidence de le vos escripre, non doubtant que sy trouves que l'on parle come croy que trouveres que pregnies de remede et puis saves ce que ynporte ou de fere . . . tellon que confie de grand et cordial fraternel amour que vous porte et say que me portes et aux miens feres, dont de ainsy le fere vos en suplie et prie autant cordialement que faire puis et que moy et les miens deservirons de tout notre pouvoir vers vous, oultre ce que est pour le service de S. M. et de siens, que le tout se traite de sorte que non seullement entre nous demeure le fraternel amour come a esté jusque au present et dieu men aide demourera a james et je aymeraye mieulx morir que (par?) moy ou les miens deust avoir falte. (Fortsetzung folgt.)

---

## Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

### III. Friedrich Staphylus.

(Schluß.)

Schon am 5. September 1558 hatte Herzog Albert von Baiern Staphylus zu seinem Rathe ernannt; im Jahre 1560 vermochte er ihn endlich auch, nach Ingolstadt zu übersiedeln, und die Superintendentenstelle der dortigen Universität zu übernehmen. Dadurch wurde indessen keineswegs das Verhältniß gestört, in welchem Staphylus zu Ferdinand I. stand. Der Kaiser zog ihn fortan bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe, und wir sehen ihn wiederholt am Hofe desselben zu Prag und Innsbruck; ja im letzteren Orte hielt er sich während des Conciliums von Trient fast ein volles Jahr auf. K. Ferdinand hatte vorerst den Wunsch ausgesprochen, ihn an der Spitze seiner Abgeordneten selbst dahin zu schicken; allein Staphylus wies in einem langen, und wohl begründeten Schreiben den ehrenvollen Antrag zurück, indem er zunächst seine Kränklichkeit und daß er verheirathet, der gnädigen Berücksichtigung empfahl. Darin unterstützte ihn auch der Herzog von Baiern, und man kam endlich überein, daß er zu Innsbruck, bei den Berathungen über die einzelnen Sitzungen der Kirchenversammlung gegenwärtig und wirksam seyn soll. Die Anstrengung aber, welche hier, um dem Drange der Geschäfte zu folgen, die Arbeiten erforderten, spannten seine ohnedieß geschwächten physischen Kräfte noch mehr herab, und er verfiel gegen das Ende des Sommers in eine sehr schwere Krankheit, welche seine ganze Umgebung in die größte Besorgniß versetzte. Indessen nahm der Verlauf derselben bald eine glückliche Wendung; Staphylus erholte sich bald wieder, und man brachte ihn hierauf in sehr kurzen Tagereisen nach Ingolstadt zurück. Hier schien sich Alles zu vereinigen, um für den thätigen Mann eine dauernde Gesundheit hoffen zu dürfen; da erkrankte aber plötzlich sein ältester Sohn, und verfiel in einen Zustand, welcher den nahen Tod

aus unabwendbar herausstellte. Er erfolgte im Dezember 1563, und der tiefbekümmerte Vater sah darin eine Mahnung, daß auch an ihn bald derselbe Ruf ergehen werde. Im Jänner des folgenden Jahres reiste er noch in Geschäften des Herzogs nach München, kehrte aber viel schwächer und leidender zu seiner Familie in Ingolstadt zurück. Demungeachtet diktirte er seinem Freund und Schreiber, Prockel, die Abhandlung „Vom letzten vnd grossen Abfall, so vor der Ankunfft deß Antichristi geschehen soll," welche erst nach seinem Tode erschien [1], noch in die Feder, um seine wandellose Anhänglichkeit an die katholische Kirche bis zum letzten Lebenshauche zu bethätigen. „Wie er dann," sagt ein späterer Schriftsteller, „auch bei zunehmender Leibesschwachheit nichts unterließ, womit er öffentliche Kennzeichen seines römisch-katholischen Glaubens geben konnte: denn nachdem er das Zeitliche und sein Hauswesen bestellt, liegte er den 26. Februar einem in sein Haus berufenen Priester eine reumüthige Beicht ab, verordnete sodann, daß in seiner Gegenwart das hochheilige Meßopfer gelesen, und ihm die letzte Wegzehrung, das hochwürdigste Sakrament des Altars, gereicht würde. Den 2. März verlangte er auch nach katholischem Gebrauch mit dem Sakrament der letzten Oehlung versehen zu werden: ein Crucifixbild hatte er immer vor seinen Augen, küßte es öfter mit großer Inbrunst, und seiner Gemahlin und Kindern band er zuvörderst ein, sich ja durch keine Schmeicheleien oder welcherlei Ueberredungen von der allein seligmachenden katholischen Kirche abwendig machen zu lassen. Unter diesen und anderen christlich- und gottseligen Uebungen, da die Kräfte also abgenommen, daß er kein Wort mehr reden konnte, und er in solchem Zustand noch einen ganzen Tag und Nacht dagelegen, ist er endlich den 5. März sanft und fast unvermerkt entschlafen; ganz anders, als die lügenhaften Propheten Musculus und Schmidlinus ihm vorhergesagt hatten, welche immer geschrien und geschrieben, Staphylus könne keines ruhigen und natürlichen Todes sterben.«

Das Jahr und den Tag seines Ablebens hat Vitus Jacobäus im nachstehenden Distichon verzeichnet:

EXtInCtVs fatIs staphILVs ConCesserat arCes
In sVperas, MartII LVX VbI qVInta fVIt.

Die Grabschrift aber, welche sich in der Franziskaner-Kirche zu Ingolstadt befindet, hat Staphylus selbst verfaßt, und sie lautet:

Vixi, fata tuli Staphylus, cursumque peregi,
Dum levo suppressum Religionis opus.
Christe tibi fidens, dimitti crimina credo,
Exilium Patriae spe relevante meae.
Esto memor fati, fatis tria verba viator,
Quam lex certa mori, quam male certa dies.

Staphylus hatte mit seiner Gemahlin, welche ihn kaum 4 Monate überlebte, 5 Kinder erzeugt: Albert, Friedrich, Johannes, Andreas und Anna. Albert und Anna starben vor dem Vater, Johannes segnete das Zeitliche im Jahre 1580 zu Senis in Italien, die übrigen zwei Söhne Friedrich und Andreas lebten damals noch. Wir wissen indessen von ihren Schicksalen nichts weiter, als daß ersterer Doktor der Rechte und Official zu Eichstät gewesen, und im Jahre 1603 die Werke seines Vaters gesammelt herausgegeben hat [1].

Noch muß hier des Verdienstes erwähnt werden, das sich Staphylus um die hohe Schule zu Ingolstadt erworben hat. Obwohl häufig und nicht selten längere Zeit abwesend, verdankt ihm doch die Anstalt den großen Ruf, welchen sie um diese Zeit genossen hat. Er verstand es, für die einzelnen Gegenstände tüchtige Lehrer zu gewinnen — die erste und letzte Bedingung des Gedeihens bei wissenschaftlichen Instituten.

Staphylus war, wie wir gesehen haben, bis an sein Ende literarisch thätig. Außer den bereits angeführten Schriften, müssen hier noch genannt werden:

S. Marcus Anachoretes, scilicet Cato Christianus, versus ex graeca linqua in latinam pro pueris pie instituendis. Nissae 1555. Das Büchlein ist dem berühmten Jesuiten Peter Canisius gewidmet.

Historia de dissolutione colloquii Wormatiensis. Viennae, 1558. 8. Nissae, 1558. Deutsch: Ingolstadt 1562. 4.

Scriptum Collocutorum Aug. Conf. qui in urbe Vangionum fuerunt, donec adversarii Colloquium diruperunt, cum oppositis annotationibus, quae causam alterius partis declarant, ut ex hac collatione veritas intelligatur, et ab aequis lectoribus judicetur. 1558. 4.

Historia de vita, morte et justis Caroli V. — nunc recens edita et variis illustrata virtutum fortunaeque exemplis. Authore Frid. Staphylo. — Augustae Vindel. 1559. 4. Eine der seltesten Schriften, welche über K. Karl V. erschienen sind.

Christlicher gegenbericht an den Gottseligen gemainen Layen, vom rechten waren verstand des Göttlichen worts, von verdolmetschung der Teutschen Bibel, vnd von der ainigkeit der Lutherischen Predicanten, Authore Frid. Staphylo. Gedruckt im 1561 Jar. 1 A. 11½ B. in 4. Lateinisch: Colon. 1562. 8.

Vortrab zur Rettung des Gegenberichts, wider Jakob Schmidle [2], Predicanten zu Göppingen. Ingolstadt 1561. 4. Lateinisch: Colon. 1562. 8.

Nachdruck zur Verfechtung des Büchleins vom wahren Verstand des göttlichen Wortes und der deutschen Bibel-Dollmetschung wider Jac. Schmidel. Ingolstadt 1562. 4. Lateinisch: Coloniae 1563. 8.

1 Ingolstadt 1565. 4 Alphab. in 4. und ins Lateinische übersetzt: Cöln 1569. 8.

1 Friderici Staphyli, Caesarei quondam Consiliarii, in causa religionis sparsim editi libri, in unum volumen digesti ad Rever. et Ill. Princ. Joh. Christophorum, Episcopum Eystettensem. Ingolstadii 1613. 4567 Seiten in Folio.

2 Dieser gehörte zu den stets schlagfertigen Gegnern des Staphylus; doch brachte er nie mehr, als nackte Schmähschriften ans Tageslicht.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

**99.** Mittwoch, den 13. December **1837.**

## Zeichnungen
zur
## Charakteristik K. Maximilian's I.
und seiner Zeit.

### II.

Im Anfange des Jahres 1500 hielt sich Maximilian I. mit einem zahlreichen, glänzenden Gefolge zu Donauwörth auf. Schon öfter war er hier gewesen, und seine Leutseligkeit hatte ihm Aller Herzen gewonnen; kein Wunder daher, daß die Liebe der Bürger jede Gelegenheit ergriff, um sich auszusprechen. Den dießmaligen Aufenthalt aber erheiterte das glücklichste Ereigniß, die Geburt eines Enkels von seinem Sohne Philipp und dessen Gemahlin Johanna, des nachher so berühmt gewordenen K. Karls V.[1]. Der Eilbothe mit dieser Nachricht (vom 24. Februar 1500) langte am weißen Sonntage hier an. Wie des Kaisers selbst, so flossen nun aller Herzen vor Freude über. Von Seite der Bürgerschaft sprach sich diese durch ein eigenes Feuerwerk aus, womit die kaiserliche Majestät mit seinem Hofe noch denselben Abend angenehm überrascht wurde. Nach einem alten Volksbrauch hatte man vor der St. Veits-Capelle am Klosterberge aus Stroh, Schwefel und Pulver einen weiten Kreis gebildet, und in dessen Mitte drei, mit goldenen Ringen und andern Kleinodien behängte Kreutze aufgerichtet. Zur Seite standen viele Spielleute mit Trompeten und Pauken, Pfeifen und Trommeln. Sobald der Kreis in Flammen gerieth, schmetterten und wirbelten diese laut auf, und immer lauter und gewaltiger, je höher die Feuersäulen stiegen. Durch sie hin sprang nun mancher rüstige Junge, aufgereizt durch das lärmende Spiel, in den Kreis, und dem es gelang, einen Ring oder anderes zu erhaschen, dessen Eigenthum blieb die errungene Kostbarkeit.

Als die lustige Scene zu Ende war, erschien ein ehrsamer Rath, und begleitete den Kaiser, umgeben von seinen Hofherren, im stattlichen Zuge auf das Tanzhaus. Denn mit größtem Vergnügen hatte er die unterthänigste Einladung angenommen, dem zu seinen Ehren daselbst veranstalteten Tanze beizuwohnen. Alle angesehenen Bürger und Frauen mit ihren Söhnen hatten dabei Zutritt. Im hellsten Schimmer zahlreicher Kronen- und Wandleuchter standen in Menge die Kredenzen umher, voll des üppigsten Ueberflusses an Speisen und Trank jeder Art. Auf dreien, den schicklichsten Stellen musicirten die Spielleute (so ordnete es Max selbst) theils die seines eigenen Hofes, theils die der hiesigen Stadt: da die Trompeten und Paucken, hier die Trommeln und Querpfeifen, dort die Zinken und Posaunen mit den dazu gehörigen Instrumenten. Den ersten Reihen führten Se. Majestät mit des Bürgermeisters Michael Imhofs Gemahlin auf; sodann folgten die anwesenden Fürsten, Grafen, Freien, Ritter und Knechte. Erst spät in der Nacht trennte sich der Kaiser von der eben so einhelligen, als ihm äußerst gefälligen Ergötzlichkeit, und ritt in seine Herberge[1] zurück. Noch mehrere Tage verweilte

[1] Vergl. Königsdorfer, Geschichte des Klosters zum heil. Kreuz in Donauwörth. 2 Bände. Donauwörth, 1819—1825. 8.

[1] Es dürfte hier nicht am unrechten Orte seyn, aus Schmeller's klassischem Werke: »Bayerisches Wörterbuch,« welches für den Freund der österreichischen Mundart eben so unentbehrlich, das Nöthige über das Wort »Herberg« mitzutheilen. »Die Herberg (Hèrbè, Hierbd), a) wie hchd. Herberge (a. Sp. heriberga, Aufnahmsort für Viele, Lager, Gasthaus; das franische albergue, und davon franz. auberge ist wohl nur eine arabisirte Entstellung des deutschen Wortes.) b) (auf dem platten Lande) die Miethwohnung e Hierve stiftn eine Wohnung miethen. I de Herbe sey, zur Miethe wohnen. D'Hierbe aufsagng, die Wohnung aufkünden. In einigen Orten besonders Städtchen und Märkten, gehören die verschiedenen Stockwerke mancher Häuser nicht Einem, sondern verschiedenen Besitzern eigenthümlich an, und werden in so ferne Herbergen (Hèrve'n) genannt. N. A. en Teufel d'Herwer aufsagng (beichten). Es schmeckt nach der Herberg, illuviem olet, sapit sterquilinium.« Prompt. v. 1618. Die Herbergleute, der Herbergmann, das Herbergweib, der Herberger, die Herbergerinn, Leute, die zur Miethe wohnen, was auf dem Lande gewöhnlich sehr arme sind, die nicht einmal eine eigene Hütte besitzen. Der Gebrauch des Wortes Herberg in der Bedeutung eines Hauses, wo Reisende aus Pflicht, oder für Geld, oder aus gutem Willen aufgenommen und verpflegt werden, fängt an, aus der Mode zu kommen. Selbst die

er in ihn, und würde noch länger geblieben seyn, hätte ihn nicht die Bothschaft: Der König von Frankreich, Ludwig XII., sey in Welschland eingefallen, und habe bereits Mailand erobert, genöthiget, sich eiligst zu dem deßhalb in Augsburg eröffneten Reichstag zu begeben. Wie sich dieser in die Länge zog, trat den 13. Juli 1500 der Zeitpunkt ein, daß die dortige Kirche zu St. Ulrich eingeweiht werden konnte. Der Kaiser begleitete nicht nur in Person die hierzu mit Bewilligung des eben kranken Bischofs Friedrich veranstaltete feierliche Prozession, sondern legte auch selbst den ersten Grundstein zu dem neu zu erbauenden Chore. Hierbei fand sich auch Abt Bartholomäus zum heil. Kreuz in Donauwörth ein, und assistirte mit jenem von St. Ulrich theils dem Weihbischofe von Eichstädt bei der Einweihung des Gotteshauses, theils dem betagten Erzbischof Berthold von Mainz, der die gewöhnlichen Vorweihen verrichtet hatte.

---

## Zur Befreiung
der
## Geschichte Karls V. und Ferdinands I.
von der Fabel,
daß letzterem die Verzichtleistung auf die Kaiserwürde zugemuthet worden sey.

(Fortsetzung.)

In dem Antwortschreiben versicherte sodann Maria, daß sie seit der Ankunft des Prinzen durchaus keine Spur von einem andern Plan und Vorhaben gefunden habe, als von jenem, welches schon zu Augsburg im vorigen Jahr in Anregung gekommen; was nämlich geschehen könnte wegen der Nachfolge Philipps im Kaiserthum nach Ferdinand, und auch darüber werde der Kaiser nichts beschließen, ohne mit seinem Bruder gesprochen zu haben. Da sie nun gar keinen Grund zu jenem Gerücht gesehen, so habe sie für besser gehalten, nichts darüber zu erwähnen. Im Reich möchte Einer selbes ausgesprengt haben, der mehr derglei-chen gesagt und gethan hätte, und der von Brandenburg vielleicht, um bei den Kaufleuten zu Augsburg größeren Geld-Credit zu finden; der eine rede wie er wünsche, der andere wie er fürchte, ein dritter, wie er es nützlich für sich halte.

Et pour venir au point Monseigneur a vous respondre du bruit que aves entandu doit estre en la court de Monseigneur le prince et le comandement que me donnes dy obvier selon la confidence quil vous plait avoir en moy, je vous remercie Monseigneur tres humblement dicelle, et me feriez tort sy entierement ne tenies pas que me sois entierement dediee à vous servire et à vous obeir, a quoy ne voldrois faller jusques à la mort. Et sertes Monseigneur je vous pois assurer, que ne voy aucun fondement audit bruit et peult estre que tel en parle ou escript quy a plus parlé et fet des efforts que altres: car ne vois Sa Maj. ny ledit Seigneur prince en riens sangé (changé) de la volonté en quoy Ils estoient depuis mon partement d'Augsburg ou la matiere de se assurer de le empire après la mort de S. M. et de vous Monseigneur fut amencionée, de la quelle Monseigneur vous veuille tous les deux longuement preserver; et ne voy nulle aparance que du vivant de vos deux Majestés lon en doive riens Inover. Et cant a lasurance apres vos desseces tiens pour chose sertaine que S. M. ne se resoudra que avec vous pourquoy me semble le mieuls que de vostre cousté laissiez ainsi la chose jusque lors pour ensuyvir ce que en fust avisé entre vous audit Ausbourg. Et voiant sy peu ou pas daparance a ce bruit ne ma semblé que se seroit vre service de demonstrer en rien du monde que conseussiez quelque defiance comme aussy par vos lettres demonstrez non avoir, à quy sertes Monseigneur poes ajouter . . . trop plus que en ce que lon vous en fet ou escript, car vous saves que les porolles en ce temps sont sy libres d'ung shacun que les ungs en parlent comme ils desirent et les altres de ce quils craignent et les — — — — — selon quils en desirent profiter et avoir credit, desquels tiendrai bien estre le Marquis Electeur, quil? a fait ce bruit a Augsbourg et sy par ce il porroit avoir meilleur condition vers les marchans, se seroit plus (?) surement fait a luy que aus marchans de lui bailler beaucop sur teiles asignation et vous poes assurer Msg. que toutes les fois que verraiz shose qui puist redonder a vre prejudice et des votres et en desheance de S. M. que mon possible ne sera epargné.

Ferdinand erklärte sich sodann in seiner Antwort vollkommen wegen jenes Gerüchts beruhigt.

1. Mai 1549.

Madame Jay receu vre letre du 15 du mois passé, et

---

bisher kurzweg sogenannte Schneiderberberg wird auf einer Aufschrift in München „Kleidermacher-Gesellen-Wohnung“ betitelt, während noch im 17. und 18. Jahrhundert die Absteig-Quartiere der bayerischen Fürsten in den Städten, wo sie nicht für beständig wohnten, ebenfalls [illegible] ihre Herbergen genannt wurden. (Ctr. Kr. Stadtl. V. [illegible] hatten die meisten Abteyen des Herzogthums in [illegible] Herbergen (für ihre dahin reisenden [illegible] u. s. w.

aveeque grande Joye entend les bonnes nouvelles que me c arivès au comancemant tant du bon portement de l'Empereur Monseigneur et la roine de France ma bonne Dame et soeur que dieuueuille longement les preserver et maintenir come de Mns. le prince mon bon nepveu de la grande satisfaction que aves eu de sa personne et certes est ugne des shoses que plus desire de le pouveoir veoyr et converser, et non mocins que sy fust mon propre fils et je prie le créateur que je puise tost fere; et que le veuille garder et maintenir pour son saint service, bien, satisfaction et repos de l'Empereur Monseigneur, de ses Royalmes pais et de toute la Crestienté.

(Dann folgten Aeußerungen wegen Heirathen und in Betreff einiger Mittheilungen über Frankreich und England.) — Sodann heißt es:

Madame toushant ce que me respondes de que vous avoye escript du bruit et premierement madame vous mercie autant humble et cordiallement que fere puis de vos bonnes cures et du grant et fraternel amour que me conserves, dont prie le Createur me doeint la grace que le sache et puisse deservir vers vos, dont poes estre asuré que en ce que sauray le feray tres voulontiers de tout mon povoir sans riens espargnier, et suis bien aise de avoier par vos dites lettres entendu lestat dudit afere et vos croy comme est raison plus que aux bruits de autruy, que pansse comme me escrives, que tel parle et escript qui est plus de cause que nul aultre et je ne suis esté sans quelque telle suspension et *je tiens que vos entens bien a quy panses* et aussy vos Madame a quy je panse, et aves bien peu entendre de mes lettres que je nay james en riens dubité de S. M. ny en suspicion quelconque de y celle comme ne lauraye jamais et je say que il mest sy bon Seigneur et frere que say que ne fera james shose que vint a mon prejudice en facon quelconque, ains que espere tot le contraire, que est toute grace et avancement et aves Madame tres bien fet de rien aveoir parler, puis ne voies estre de besoing et je ne doubte que sy en visies que aucuns vousisent emouvoir telle pratique que ne obmetres de pourveoir sellon voies estre de besoing selon la grande confiance que ay en vous a la verité et l'amour que say que me portes, et aux miens, et que moy et eux mettrons paine de le deservir et meriter vers vos de toute notre puisance notres vies durant dieu en aide auquel prie vos doeint Madame bone vie et longue me commandant humble et fraternellement en votre bonne grace; est de Prague le 1 May (49) vre bon et Humble frere Ferdinand.

Später zeigte sich von Seiten der spanischen Staatsmänner einiges Mißtrauen, daß Maximilian von Spanien aus durch Lodron und sonst wegen seiner eigenen Nachfolge im Kaiserthum mit dem Kurfürsten habe handeln lassen; welches gegen die zu Augsburg 1548 getroffene Abrede gewesen wäre, daß nämlich einstweilen weder für Maximilian noch für Philipp gehandelt werden sollte. In dem folgenden Briefe entkräftet Ferdinand schon vorläufig diese Besorgniß als gewiß ungegründet, wie sich es später noch mehr bestätigte. Auch dieser Brief ist bedeutend wegen der Art, wie K. Ferdinand den ohne Zweifel aufrichtigen Ernst betheuert, womit er die enge Verbindung mit dem Kaiser, und auch zwischen ihren beiderseitigen Söhnen zu erhalten, aus allen Kräften sich angelegen seyn lasse.

2. December 1549.

Madame jay receut ugne letre de vare main datée le 21 du mois passé yer au primus, ensemble ugne de Monsr. de Arras et aultre de shampagny? et gasy en la mesme substance que la vre et premiérement Madame vous remercie autant humble et fraternellé et cordiallemant que fere puis du bon ofice que avez fet, tant en mien advertir come aussy en aveoir manier lafere comme le aves fet, dont me aves fet singuliere grace et plaisir et Madame pour ne vos fashier de redites et de ma mauvese letre je vous envoirey y juenctes les copies de ce que respoins auxdits Sgneur de Arras et principalement a Shampagny afin que le puisent mostrer ou dire a S. M. comme trouveraj de votre advis pour le mieulx et vos puis escripre et assurer sur ma foy honeur et confiance que est la vray vérité et que je n'ay entendu du Conte de Lodron ny de altres que mon fils fust en pratique avecques les Electeurs ny autres pour avancier sa persone comme me le escrives que l'on a heu la suspicion et sy il ya quelque shose que toutesfois ne croens que le fisit sous mon seut, que je ne say riens que ce seoit en ce monde que ny par moy ny oltre ay aidé trotié ny pratricié pour son avancement, hors se que fes en Aspurgk vers l'Empereur Mnsgr voes et Mns de Grantvelle et que se trouvera james avecque la verité aultrement: par ou Mdme poes panser sy on me fet tort syon me tient en telle suspicion et sy je me povoie escuser? de ce que je ny savoye ny entenday et mocins en soye coupable et saves Madame que aussy tost que je ois le bruit que sourveit en l'Empire et alleurs a larivée du prince d'Espagne mon bon nepveux que je vous escrivies confidentement ce que je savoye et sentoye et linconvenient que sen povoeit ensuivir, vos supliant que comme prudente dame et bone soeur et tante de tous constès provisier de bonne cure ce que me escrivites et ce que voes respondis je tiens que euste memoiutiné (?) et aussy que

Mnsgr de shabane reporta et ce que ly respondis par ou je espere que ne aures trovè aultre shosae ny troveres encoires tant que je vive et Dieu me donnera entendemant sy non que je sheree moyens où puise servir et complaire a S. M. et entretenir lamour fraternel entrenous, et non seullemant entre nous, mes aussy entre nos fils, car si advint le contraire, que dieu par sa divine bonté et clemance ne permette et de ma past espère que ne soie ny cause ny occasion, je say bien que est la totalle ruine de nostre maison et poes estre toute assurée Madame que ay fet tout paternel devoir vers mon fils afin que Il demoure en tel amour vers le susdit prince et oter abolir et aplaner tout ce que panse quen pourroit estre cause et Dieu le set mieuls que nul aultre que je escrips la verité et que ny a jour desus la coupe du ciell que ne luy prie autant pour la vie prosperité et bon susces de l'Emp. Masgneur et ses enfans come pour les propres et principallement que nous veulle entretenir certes en sincere amour et union et ne se a esté la moindre cause pourquoy j'ay tant desiré que le mariage de sa fille se fist avecque mon fils et sy fust aussy posible veroie volontiers pour leur seurs, panse principalemant que du S. prince son fils se fit avecques ugne de mes filles, pour plus asurer ledit amour, qui me semble que ymporte plus que tous les biens ou argent que pourit avvoeir ailleurs, car ayant tels promeneurs et mediateurs lung et lautre aupres de soy profiteroint beaucoup et pourroient efasbier tout ce que mechans gens pouroient brouslier et vela Madame ce que ay volu respondre a vos dites letres par ou pouries bien cognoistre ma yngnoscence et que je ne suis en cesy de rien coupable, comme je prens dieu en tesmoingage, que vous escrips la vray verité, vous supliant ainsy le prende et fere lofice que saures et veres convenir comme ay ma totalle fiance en vous et jay que en saures bien fère.

(Schluß folgt.)

---

## Miszellen.

Ueber Fechtmeister und deren Rechte hat J. C. Schmid, in seinem schwäbischen Idiotikon unter dem Artikel Federfechter sehr interessante Nachrichten aus gedruckten und ungedruckten Schriften zusammengestellt. Dieß zur Nachricht auf eine schriftliche Anfrage von R . . z.

---

Gerken bemerkt im 1. Theil seiner Schrift über die Siegel S. 57: »Er habe kein Siegel gesehen, auf welchem eine Dame auf männliche Art reitend, abgebildet sey.

Ich kenne eines: „Sig. Beatricis de Turre d. A. 1234.« Es steht abgebildet in Bouchet Preuves d'Histoire de Maison de Coligny p. 53.

Kennt man mehrere Siegel dieser Art? B.

---

Rudolph Agricola, der nachher unter den Wiederherstellern der Wissenschaften einen so vorzüglichen Rang sich erwarb, schreibt aus Pavia, wo er in der 2. Hälfte des 15ten Jahrhunderts studierte, in einem Briefe an Joh. Vreder wolt: »Insignia doctoratus circiter triginta duc. constant.«

---

Die Rink- und Kettenschmiede, welche in vielen alten Schriften vorkommen, sind von den Ring- und Taschenbeschlägmachern zu unterscheiden, und diese wieder von den Rinkelmachern, welche Ringlein von Messing- und Eisendrahte für die Gürtler verfertigten. Die Rink- und Kettenschmiede machten die starken eisernen Ketten für die Fuhrleute und Andere. In den Bürgerbüchern Nürnbergs kommt 1399 vor: »Cunz Rinkensmyd knecht.« Um das J. 1418 »Andres ein Rinkensmid.« — Ein solcher Rinkenschmied, Namens David Zeltner, erfand 1680 die Wasserketten. — Die Nürnbergischen Rinkenschmiede hatten ein geschenktes Handwerk ohne Meisterstück. Sie hielten Gemeinschaft mit Wien, Prag und insbesondere mit Preßburg in Ungarn, und wollten diejenigen, welche es nicht mit ihnen hielten, nicht für redlich ansehen. Im J. 1621 zählte das Handwerk der Rinkenschmiede zwei und zwanzig Meister in Nürnberg. Im Mai des J. 1788 starb dort der letzte Rinck- und Kettenschmied, Georg Fiedler, 80 Jahr alt.

---

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

100. Sonnabend, den 16. December 1837.

## Schreiben Sultan Suleiman's II.
an den
### Fürsten Siebenbürgens Apafy,
als Rückbeglaubigungsschreiben der drei Gesandten, Johann Sarotti, Gabriel Jonka und Marcus Dravit (im k. k. Haus-Archive).

Unter diesem Titel ist in dem Verzeichnisse von osmanischen Staats- und Geschäftsschreiben im neunten Bande der Geschichte des osmanischen Reiches eine Urkunde aufgeführt, welche sich gegenwärtig, und allem Anscheine nach schon durch längere Zeit in der Sammlung der k. k. orientalischen Akademie befindet. Dieses Schreiben wurde von Suleiman nach einem, durch den Großwesir Siawusch Pascha geschlossenen Vertrage[1] an Apafy gesendet, um ihn seiner Treue wegen zu beloben, und ihm das kaiserliche Geschenk eines Zobelkleides anzukündigen.

Die Urkunde selbst ist minder prachtvoll als die Belehnungs-Urkunde des jüngeren Apafy und mit Ausnahme des Tughra, welches am Anfange in Gold glänzt, nur mit Tinte geschrieben. Auf der Rückseite steht, obgleich verblichen, doch noch gut lesbar: A. 1687 DEcember. Második Szultán Szulimán Uj Császar levele Urunk hoz Eö Nagyságához à hüsegben valómeg maradásra inti Eö Nagyságát maga kaputsi Basája Juszuf Aga hozta Fogárasban egy Nusztal bellett Kaftányal edgyütt, d. h. Schreiben des neuen Kaisers, Sultan Suleiman II., an Se. Gnaden unsern Herrn. Er ermahnt Se. Gnaden in der Treue zu verharren. Sein eigener Kapudschi Pascha (Kämmerer) Jussuf Aga hat es nach Fogaras gebracht, sammt einem mit Zobel verbrämten Kaftan.

An diese Aufschrift schließt sich dann die ungarische Uebersetzung des Schreibens an, die sich durch das beigefügte Datum als gleichzeitig ausweiset. Die hier folgende Uebertragung ist, so viel als möglich, wörtlich dem Türkischen nachgebildet, und dürfte als Anhang zu dem in dieser Zeitschrift enthaltenem Aufsatze: „Die Osmanen in Siebenbürgen," vielleicht nicht unwillkommen seyn.

---

Sultan Suleiman Chan, Sohn des Sultan Semlim Chan, immer siegreich.

Dem ruhmvollsten der großen Fürsten, die an Jesus glauben, dem auserwählten von den großen Herrschern der christlichen Völker, ihm, der die Angelegenheiten des Volkes des Nazareners schlichtet, der den Schlepp eines zahlreichen Gefolges und großen Ansehens nach sich zieht; dem Besitzer der Beweise des Ruhms und der Ehre; dem wirklichen Statthalter in Siebenbürgen: Apafy Michael (es endige sein Ende mit Gutem, und er gehe den rechten Pfad) sey, wenn das erhabene, kaiserliche Zeichen an ihn gelangt, bekannt.

Es sind die Unterwerfungsbriefe, die Ihr durch Joannes Saroßi, Gabriel Josla, einen andern Joannes Saroßi und Marko Drawid[1] die vertrauten Abgesandten des Ruhmes der Großen und der Vornehmen von den drei Nationen in Siebenbürgen, den Ungarn, Szeklern und Sachsen geschickt habt, an meine hohe, wohlbefestigte Schwelle, die erhaben gleich dem Sitze Gabriels im Himmel, die Zu-

---

[1] Siehe Joseph v. Hammers Geschichte des osmanischen Reiches, Bd. 6, S. 528: Da Siebenbürgen unmöglich mehr die achtzigtausend Thaler jährlichen Tributes erschwingen konnte, unterhandelten der Botschafter Apafy's, Joannes Saroßi und die drei Abgesandten der siebenbürgischen Stände.

Ferner: Anmerkung 6 derselben Seite: »Die Namen der Gesandten: Der Gesandte von Ungarn: Gabriel Jaroßi, der der Szekler: ein anderer Joannes Jaroßi, der der Sachsen: Marcus Dravid.«

[1] Die gleichzeitige ungarische Uebersetzung nennt, statt der im Titel und in den beiden angeführten Stellen der Gesch. des osm. Reiches gegebenen Namen, den Gesandten Apafy's: Johannes Sarossy, und die Gesandten der drei Nationen: den andern Johannes Sarossy, Gabriel Joska und Marko Drauth.

flucht der großen Herrscher und das Asyl der Kaiser der Jahrhunderte ist, gekommen und angelangt.

Da der geehrteste erste Wesir, der ruhmvollste Rathgeber, der Ordner der Welt, der die Angelegenheiten der Völker leitet, Siawusch Pascha, an die Würde meiner ruhmglänzenden königlichen Person berichtete, daß Ihr bei Gelegenheit der anmaßenden Einfälle der, an den Gränzen Siebenbürgens, meines ererbten, königlichen Landes befindlichen Feinde Eure Zustimmung nicht gegeben habt, daß keine Fahrlässigkeit und Sorglosigkeit von Eurer Seite daran Schuld gewesen sey, sondern, daß Ihr in Treue und Ergebenheit auf Eurem Platze verharrtet, da er mir auch alles berichtete, was Ihr mündlich Euren Gesandten auftrugt, so hat meine hohe Kenntniß dieß alles sehr wohl erfaßt und der genannte Großwesir ist mit allen Euren Hoffnungen sehr wohl vertraut. Daher wurde auch die Leitung Eurer Angelegenheiten ganz seiner Meinung und seiner hohen Einsicht überlassen, auf daß er sich beeile, Euch zu beschützen und zu vertheidigen.

Weil Ihr nur ein treuer Diener meines in Ewigkeit dauernden Stammes und meines auf ewige Stützen gegründeten Geschlechtes seyd, weil Siebenbürgen mein ererbtes Land ist und Ihr in dem Schatten meines Glückes bis zu diesem Augenblicke ruhig und in Frieden lebtet, weil auch mein kaiserliches Vertrauen und die Zuversicht meines aufrichtigen Gemüthes auf jede Weise auf Eure Treue und Ergebenheit baut, so sind Eure Bitten genehmigt worden und auf das Feld der Gewährung gelangt, und es wurde jetzt gegen Euch die Fülle meiner kaiserlichen Gnade und meiner hohen kaiserlichen Unterstützung an den Tag gelegt.

Ich mache Euch huldvoll und in Gnaden ein Zobelkleid zum Geschenke und schicke mit diesem meinen kaiserlichen Schreiben den Fahnenträger Jussuf (ewig währe sein Ruhm) einen von den Kämmerern meiner hohen Pforte, den Zierden der Geehrten und Ruhmvollen an Euch ab. Bei seiner Ankunft sollt Ihr meinem Geschenke, dem kostbaren kaiserlichen Kleide mit aller Ehre und Achtung entgegengehen, es in Empfang nehmen und anziehen. Nachdem Ihr so Eure Verehrung und zugleich Eure Erhebung gezeigt habt, sollt Ihr, wie es von Alters her bis auf den heutigen Tag mein gnädigster Wille war, in Treue und Rechtlichkeit mit meiner hohen Pforte verbunden seyn.

Die Statthalter und Völker Siebenbürgens, welche meiner Freunde Freund, meiner Feinde Feind waren, haben, nachdem sie die Uebelgesinnten, welche Siebenbürgen und meine andern wohlverwahrten Länder überfielen, eifrig bekämpft und glorreich besiegt hatten, sich immer meines hohen Schutzes gerühmt, im kräftigen Schatten meiner Gerechtigkeit sich der Ruhe und des Friedens erfreut und waren deßhalb immer beneidet. Die aber auf Anstiften der Uebelwollenden undankbar waren und Empörung und Aufruhr erregten, wurden gewiß und augenscheinlich vom Geschicke bestraft.

So sollt auch Ihr auf dem Pfade der Unterwerfung und Rechtlichkeit fest, und auf der Heerstraße der Treue und Ergebenheit stark seyn: Ihr sollt übelwollende Feinde und Empörer von Euch und aus Euren Ländern verstoßen: zur Bewachung des Landes und zum Schutze der Unterthanen keine Mühe scheuen, und so meine kaiserliche Zufriedenheit erwerben. Ihr sollt jegliche Mühe und unaussprechliches Bestreben anwenden, ein Gegenstand meiner hohen, kaiserlichen Gnade zu seyn, und, was nothwendig ist zu berichten, nach und nach an meiner hohen Pforte anzuzeigen nicht entstehen!

Und nun Heil dem, der dem rechten Pfade folgt!

Geschrieben in den ersten Tagen des glücklichen Monaths Ssafer des Jahres 1099 (December 1687) im wohlverwahrten Konstantinopel.

W. Weiß v. Starkenfels.

---

## Zur Befreiung
### der
## Geschichte Karls V. und Ferdinands I.
### von der Fabel,
### daß letzterem die Verzichtleistung auf die Kaiserwürde zugemuthet worden sey.

(Schluß.)

Als im folgenden Jahre (1550) der Kaiser sich zum abermaligen Reichstage nach Augsburg begab, schrieb Maria an Ferdinand mit voller Bestimmtheit, daß der Plan sey, zu erwägen, ob nicht dem Philipp nach Ferdinand die Nachfolge im Kaiserthum gesichert werden könnte, wozu denn Maximilian auch zuvor seine Zustimmung geben müßte. Der Prinz Philipp sey entschieden dafür[1], der Kaiser er-

1 Was die Vermuthung Schmidts widerlegt (VII, S. 170), als sey das Nichtgelingen wohl Philipp selbst recht angenehm gewesen, der nun einmahl ganz Spanier gewesen, und nirgends als dort habe seyn wollen.

wäge das pro und contra und wolle nicht eher darüber entscheiden, bis er mit Ferdinand gesprochen: sie selbst (Maria) empfahl aufs dringendste die Sache.

Monseigneur voiant que le partement de S. M. aproche et que sy la comodité de vous envoir seurement me aventure de vous escripre ce que aimeroie mieulx vous povir dire de bouche, s'il ce euse peu faire, sur l'affaire quy est a demener entre S. M. et vous Musgneur touchant le fait de l'Empire, et ce sera lentiere confidence qu'elle ne servira que pour vous seul et que apres la lecture la feres consomer au feu, de quoy tres umblemt vous suplie, et combien que me porez tenir a peu de sens de me meller d'ung si grant affaire et hors de ma capacité d'en savoir donner bon avis, mes pour ce jespére Mus. que ne delesserez a connoistre quil procede d'ung coeur très affectioné au bien paix et tranquillité del nre maison, et sy say que je m'adresse à ung Prince sy discret, qui sait bien choisir le bien et laisser le mal, quy me fait estre tant plus liberale a vous escripre ma fantasie; et pour venir au point, commenseray par vous donner à connoistre ce que j'ay peu apprendre de la volonté de S. M. et de Monseigneur le Prince sur cedit affaire, qui est que cant audit Sgn. Prince je le vois tres enclin de aspirer de se assourer de l'Empire après vous, donnant ses raisons trés grandes, qu'il luy semble estre nessessaire pour le meintenement de toute notre maison; l'Emp. y trouve plus de pro et contra, par ou il a delessé a sén desterminer quy ne soit avec vous, pour sors conclure par ensamble ce quy sera le plus profitable pour nre dite maison et bien commun de la Chretienté, et por ce Musg. que entenderes les raisons d'ung costé et d'aultre plus par le menu estant ensamble, n'en touche icy davantage, et n'est S. M. hors de fantasie que selon quy trouvera avec vous la matiere disposée, que le Roy de Bohême Musgur. vre fils soit en ceste conclusion, affin que le tout se face par mutuelle intelligence, et pour ce Musr. quil me semble qu'l importe que ceste communicasion se passe sans qu'il semble que mondit Sgneur vre fils pretendit de contester contre l'opinion de Musgr. le Prince, pour non tomber en une defidence ou opinion, qu'il se volsit eslever par desus, quy seroit pour engendrer une ennemytié et jalousie perpetuelle, de quoy ne poroist suceder que la ruine de tout deux; parquoy me samble Mus. soubs votre correction, que la main que vous et ledit Sgr. Roy vre fils deviez tenir en ceste negociation devoit estre avec demonstration entiere, que mondit Sgnr. vre fils ne pretende audit Empire sinon en default que S. M. et ledit Sgnr. Prince ne trouvissent convenable d'y prétendre, et que en cas que S. M. et vous trouvisiez convenable, que ledit Sgr. Prince le fit, d'y voloir aider et asister de votre possiblo, considerant l'obligation que avès à S. M. et aulx siens, car Musr. sy ne demonstrès ceste affection fort ouvertement, il est à creindre que ledit Sgn. Prince pora tomber en opinion que tous les obstacles quy trouvera qu'elles se feroit par vre dit fils, par ou est requis que vous ny vre fils demonstrent d'y prétendre, sinon en default dud. sgnr Prince, et me samble que en tenant ce pied, vous ny les votres ny poes que grandement gagner, car sil avenoit que ledit Sgnr. Prince y parvient, ce faisant par vre aide et asistance il demoure obligé au soutenement de l'Empire et de vous, sy survivez et Majté comme Empereur et à vre perpetuelle assistence et ce faisant vos maisons que un mesmes encoires par plus etroite alliance de lugne de Mesdames vos filles a luy. Et sy ledit Sgneur Prince vous survequit, par ou il vinse ausy a l'Empire, vous auriez satisfet a l'obligacion de rendre a S. M. le bien quil vous a fait de vous avoir préferé á son propre fils en ladite dignité, par estre cause de l'avoir rendu au sien en le preferant au votre, lequel neanmoins demoroit avec plus de commandemant à l'Empire, que ledit Sgnr. Prince, voiant que peu il poroist estre audit Empire, si ce n'estoit en temps quil le sauldroit soutenir, quy luy feroit plus d'honneur avec ses grandes dépenses et Musr vre fils en tiroit le profit, et tiendrois quil seroit plus profitable et convenable comme entre S. M. et vous sest fait. Sy aussy quelque deligence que scussiez faire, led. Sgnr Prince ny poult parvenir, ou il trouveroit la matière disposée de non y prétendre pour votre maison, d'aultant plus ce fait l'avansement de Mu. votre fils facile de tous costés, pour y faire condescendre les Princes de l'Empire, ce que lors peult avenir avec ung sy grant contentement, que partout l'alliance de mariage ne se delessera en la bonne intelligence de mesdits Seigurs vos enfans, et tiens moy que serés plus contant de venir au dernier point que au premier, et daultant plus est nessessaire que demonstrés ny prétendre, mes seulement de desirer la grandeur dud. Sgneur Prince plus que des votres propre, connoissant que c'est leur grandeur et asseurance et l'aliance plus estroite, laquelle je say Mus. estimés et desirés sur tout, mes avec ce que le desirés et estimés vous suplie de demonstrer et donner a connoistre en demonstrant chaleun à le soliciter comme chose que estimés plus que toute aultre chose. Musgn je ne le dis saus cause et vous souviegne sil vous plait, de ce quy s'est passé cant à ce point, cant le mariage de Mu. vre fils c'est trecté, et à la vérité je trouve S. M. et led. Sgnr. Prince plus encliné au mariage de l'ugne de vos filles que a aultre, mojennant que ce point de cest Empire se demelle

avec la discretion quil convient, purquoi il ne gira que a vous, d'y parvenier à ce que jay peu jusques asteure comprendre. Je retourneray Musgr. a mon refrein, de vous suplier de prendre ce que jen dis selon la parfaite amour et afection d'ou il procede et que coste soit brullé.

Dieß war nun der Plan, zu dessen Ausführung, nachdem selber noch dahin näher modificirt worden, daß zugleich für Maximilians Nachfolge nach dem Philipp gearbeitet werden sollte, und nachdem nun Maximilian auch seine Zustimmung dazu gegeben hatte, in Folge einer höchst geheimen Verabredung jener Versuch durch die Sendung des Schlick an die Kurfürsten Moritz und Joachim gemacht wurde, worüber wir hier auf die erwähnten Mittheilungen im VI. Bande der Geschichte Ferdinands (S. 465 bis 467) verweisen müssen. — Wie zögernd aber auch selbst für diesen Plan, wobei die eigenen Ansprüche Ferdinands auf das Entschiedenste außer Frage blieben, der Kaiser sich entschloß, eben weil er richtig fühlte, daß eine Bewerbung für Philipp den Reichsfürsten gehässig seyn möchte, beweist insbesondere noch das folgende Schreiben, womit wir diese schon zu weit ausgedehnte Mittheilung schließen wollen.

Augsburg 15. Juli 1550.

Madame. Jay recus vre letre datée le dernier du moeis passi et respondray au plus court que pouray et ou fetes mention Madame que puis la faire que saves (nämlich wegen der Nachfolge Philipps im Reich nach Ferdinand) a esti par moy tratié a Aspurg que ne voyes que le puisse lesier que ..... layans par ensemble avecque l'Empereur Mns. Madame il est vray que tousshay a vos Madame premier sur le dit afair et depuis *vins a l'Empereur Mns., mes despuis longe deliberacion de S. M. et avoeir esscript en Espagne trova pour le milleur que lon nen parlase desus disant que engendreroiet haisne a nre maison et que ne savoeit comme on le pouroit asurer sy encoeirs on vousit et moy voiant la response de S. M. estre, fondee et veritable non a parley james despuis ny pratiquay ny fis pratiquer despuis en faveur de mon fils et de cella Madme poes estrè asuree car je trouvay que S. M. estoit bien fondée que ny avoeit aparance come ne voy que la age encoiens* et que en le pratiquant sensuivrerait ce que S. M. (wieder unleserlich) de nos persones et maisons.

De shershier telle nouvelleté et que a la fin ne obtiendrions riens et pourtant vos escrivis ce que vous escrivis et fis dudit avis en lequel reste encoieur, que est conforme a ce que asteure a semblé bien a S. M. et le trova bon et me samble que par cela ne se retien riens aux estomacqs qui puisit riens engendrer de mal. Mes hors cella en tout aultres schoses qui servoient au service de S. M. et de Musgr. le prince mon bon nepveu et la bonne yntelligence d'entre luy et mes fils et l'augmentacion et manutencion de nos maisons. Je l'ay fet tosjours et le feray tant que je vive et se que sera pour ce duisable *hors led. article qui nest a propos* par moy ne tiendra que le tout ne se face come lon trouvera estre le meilleur pour le commung bien de nos maisons et le service de S. M. et du Sr. Prince mon bon nepveu que aime et tiens com mon propre fils etc.

F. B. v. Bucholtz.

## Miszellen.

Berichtigung des „cicineratus" in „incineratus" auf dem zu Bildstein befindlichen Epitaphium des Grafen Maximilian Lorenz von Starhemberg. S. Nr. 87, S. 348 dieser Zeitschrift.

Auf dem im ehemaligen Benedictiner-Kloster Theres bei Heßfurt im k. baierischen Unter-Mainkreise (nun Unterfranken) befindlichen Grabsteine des unglücklichen Grafen Albert von Babenberg, des Großvaters Leopolds I. von Oesterreich, liest man nach Gebhardi's genealogischer Geschichte der erblichen Reichsstände in Deutschland, Thl. III. S. 154. l.: Anno dei IXcVIII, (908) obiit nobilis Albertus Comes de Babenberg qui hic jacet incineratus etc. etc., wo zugleich das Wort »incineratio« erklärt wird.

Es deutet nämlich auf die ehemalige deutsche Weise, Körper, welche man nicht beerdigen konnte, mit Sand auszufüllen, und mit Asche zu bestreuen.

Der Leichnam des Grafen von Starhemberg dürfte wohl auf diese Art (incineratus) von Mainz, wo er an seinen Wunden gestorben, nach Bildstein gebracht, und daselbst im Chore der Kirche bestattet worden seyn. Bergmann.

---

In Flögel's Geschichte der Hofnarren fehlt ein sehr alter Beleg für das Alterthum deutscher Hofnarren. Gregor von Tours sagt: (de Miraculis S. Martini B. IV. C. 7) von einem Svevischen König Miro, der unter K. Klotar II. lebte, er habe einen Mimus gehabt, »qui ei per verba jocularia laetitiam erat solitus excitare.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

101. Mittwoch, den 20. December 1837.

## Geschichtliche Notizen

über

## das obere Walserthal

und besonders

## die Herrschaft Blumeneck in Vorarlberg.

Von Joseph Bergmann.

Das von den Dörfern Ludesch, Düring und Bludesch östlich und hoch gelegene, von dem Lutzbache durchschnittene Thal wird Walserthal genannt. Es enthält die Ortschaften, und zwar rechts der Lutz: St. Gerold, Blons, Sonntag, Fontanella, Buchboden, Damils; links derselben: Maruol und Raggal. Gegen Norden, Osten und Süden ist es durch hohe Berge vom Laternserthale, dem Bregenzerwalde und Tannberge abgeschlossen. Die beiden Seiten dieses Thales sind sehr steil und von vielen Wildbächen durchschnitten. Der ausschließliche Nahrungszweig ist die Viehzucht. Es gehört in das k. k. Land- und Kriminalgericht Sonnenberg zu Bludenz.

Die Geschichte dieses Thales ist nicht eine und dieselbe, sondern bildet drei verschiedene Theile; anders ist die Geschichte der ehemals dem Gotteshause Einsiedeln gehörigen uralten Herrschaft St. Gerold und Valetschina (Blons), anders die der Herrschaft Damils mit Fontanella, wieder eine andere die der Ortschaften Buchboden, Sonntag, Maruol und Raggal. Diese letzten gehörten von jeher zur Herrschaft Blumeneck, und hatten die nämlichen Schicksale mit dem vorzugsweise sogenannten Blumeneck, d. i. den Dörfern Ludesch, Düring und Bludesch am Fuß des Gebirges, von wo aus man zu den Walsern emporsteigt. Man sehe die Karte Vorarlbergs von Blasius Huber vom Jahre 1783, oder die des k. k. General-Quartiermeisterstabes.

### Die ersten Bewohner des Walserthales.

Wenn man von den verschiedenen Namen der Ortschaften, Wiesen, Alpen, Plätze, Bäche ꝛc. urtheilen darf, so darf man sicher schließen, die ersten Bewohner dieses Bergthales seyen Abkömmlinge der Rhätier gewesen, die, von den siegreichen Waffen der Römer zurückgedrängt, diese Gegend urbar machten. Die fremdartigen Benennungen, z. B. Valetschina (vallettina), Fontanella (fontanella), Plazera (placero oder wohl piazza), Gersella (casa sella), Quadra (quadratum), Gafadura (cavatura) ꝛc. sind Ausdrücke der romanischen Zunge [1]. Auch heißen die Bewohner Walser vom altdeutschen Worte: Walen, d. i. Fremdlinge, ihre Sprache hieß lange Zeit die wälsche. In Johann Gulers Rhätia vom Jahre 1616

---

[1] Solche romanische Benennungen von Thälern, Dörfern und Alpen gibt es noch im obern Vorarlberg — von Ems südwärts angefangen — überaus viele, z. B. Albafera, Albonakopf, Alpilla, Alnova, Valzers (balza) am nordwestlichen Absturz des hohen Kalkniß, Frastanz (frà stanza), Gallinakopf, Gamp (campo), Gamprez, Gaschurn (casa, casura), Gavallkopf, (cavallo), Golm (colmo), Golmamoß, Gurtis (lat. curtis), Gurtipool, Lateras (laterna), Dorf und Thal, Mietmont (mezzo monte), Montafon, Thal mit mehreren Pfarrdörfern, Montfort (monte forte) das Stammschloß, nun kaum findbare Ruine der berühmten und mächtigen Grafen von Montfort, südlich der Claus (clusa), Montlix unweit des uralten Gerichtssitzes Rankweil (Rancovilla), Tafamont, Vermont (verde monte), Rofels (novella), Plattina, Salatina und Sarotla, Schadona (scadere), die nordöstlichste der walserischen Alpen mit romanischem Namen zwischen Buchboden und Schröcken, Valbona (valle bonna), Valbula, Valcaba, Valduna (vallis dominarum) ehemaliges Frauenkloster bei Rankweil, Vaduz (val dolce), Vallerina, Vergoppa (verde coppa — Koppe) ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nördlich hingegen unter Ems, und im ganzen Bregenzerwalde gibt es (das celtische Bregenz ausgenommen) durchaus rein allemannische Namen. Die nähere geschichtliche und sprachliche Beleuchtung dieser Scheidelinie zwischen romanischem und allemanischem Wesen wäre wahrlich von nicht geringem Interesse. Nur ein zweimonatlicher Aufenthalt unter dem Volke des Thales Montafon und des graubündtischen Prätigau's (Rhätigaus), um einiges Licht über die romanische Vergangenheit und deutsche Gegenwart jener Gegend zu werfen!!

heißt es: „Ich hab' noch alte Leut im Wallgau gekannt, welche grob rhätisch reden konnten."

Wallgäu (vallis Drusiana) hieß die ganze Gegend zwischen Bludenz und Feldkirch. Daß dieses Thal schon früher christliche Bewohner hatte, ist zu schließen aus einer alten Schrift, welche sagt, daß zur Zeit, als der heilige Gerold jenseits der Lutz angekommen sey, auf Reggal eine Kapelle mit einem Thürmlein gestanden habe. Der heilige Gerold starb wahrscheinlich um's Jahr 966.

Die Herren von Blumeneck.

Wie schon gemeldet, gehörte das Walserthal zur Herrschaft Blumeneck. Der Ursprung dieser Herrschaft ist unbekannt. Die Edlen dieses Namens waren die ersten Herren. Eine einzige Tochter war der letzte Sprößling dieser Familie und Erbin des Landes und der Leute.

Sie vermählte sich mit einem Grafen von Fürstenberg. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts gehörte Blumeneck den Grafen von Montfort aus der Linie Werdenberg. Im Jahre 1391 verpfändete Heinrich von Werdenberg diese Herrschaft für 1600 fl. an Ulrich von Brandis. Im Jahre 1398 trat Graf Hartmann v. Werdenberg, Bischof zu Chur, selbe mit Ausnahme von Valetschina (St. Gerold und Blons) seinen Vettern Wolfhart und Ulrich Düring von Brandis vor dem Stadtgerichte zu Zürich eigenthümlich ab. Es kommen mehrere Freiherrn von Brandis als Eigenthümer von Blumeneck vor, bis endlich am St. Margarethen-Abend im Jahre 1510 Johann Freiherr v. Brandis, Dompropst zu Chur, Blumeneck sammt den Herrschaften Baduz und Schellenberg seinem Vetter, dem Grafen Rudolph v. Sulz, um 12.000 fl. in Gold zu kaufen gegeben. Unter diesen Herren v. Brandis wurden mehrere blutige Kriege gegen die schweizerischen Eidgenossen geführt. Im Jahre 1499 den 20. April war die durch Verrätherei blutig gewordene Schlacht bei Frastanz, in welcher auch viele Männer aus dem Walserthale geblieben sind. Für diese ist in der Pfarrkirche zu Sonntag ein ewiger Jahrtag gestiftet und die Namen der Gefallenen sollen alljährig in der Kirche verlesen werden. Um diese Zeit wird erwähnt, daß die Pest gewüthet habe, welche auch diese Gebirgsgegend heimsuchte; so daß durch jene unglückliche Schlacht und diese Seuche der dritte Theil der männlichen Streitkraft in Vorarlberg damals erloschen sey. (S. im Pfarrbuche zu Ludesch.)

Durch ein volles Jahrhundert waren die Grafen von Sulz Herren über Blumeneck. Wegen Mangels an Urkunden wissen wir nichts Denkwürdiges aus ihrer Regierungszeit, als daß zwischen den Bewohnern der drei Gemeinden des Landes (d. i. Ludesch, Bludesch und Düring) und jenen des Bergthales (den Walsern) häufige Streitigkeiten wegen der Atzung und wegen der Verpflichtung zum Bau der großen Brücke über die Lutz zwischen Ludesch und Düring vorgefallen seyen. Endlich schloß Graf Rudolph v. Sulz, Landvogt in Unterelsaß, den 1. März 1614 mit Georg Wegelin, Abte zu Weingarten, einen Kaufvertrag, wodurch die Herrschaft Blumeneck Eigenthum dieses freien Reichsstiftes wurde. Den 28. April desselben Jahres wurde den Abgeordneten des neuen Oberherrn zu Bludesch gehuldigt. Es war eine allgemeine Freude, in allen Stuben tönte es fröhlich beim reichlichen Weine.

Dieser allgemeine Frohsinn stützte sich auf schöne Hoffnungen, die nicht unerfüllt geblieben sind; denn milde und segenreich für Blumeneck war durch fast zwei Jahrhunderte die Regierung des Stiftes Weingarten. Die Prälaten ließen dem Volke seine alten Rechte und Gewohnheiten. Ueber das Ländchen war ein Landvogt gestellt, der einen Untervogt oder einen Verwalter hatte. In der Folge sandte das Stift zur Leitung der Herrschaftsangelegenheiten aus seiner Mitte einen Conventualen als Statthalter, dem ein Amtsschreiber beigegeben war. Die Gebirgsgemeinden Raggal, Marul, Sonntag und Buchboden hatten einen Gerichtsammann. Dieser wurde von den Leuten selbst gewählt und zwar auf dem Platze vor der St. Anna-Kirche zu Düring. Die Gemeindsleute versammelten sich da mit ihren Fahnen und klingendem Spiele; die zwei zur Wahl vorgeschlagenen Männer, in schwarze Mäntel gehüllt, standen fern von einander. Derjenige, zu welchem die größere Menge sich drängte, war Gerichtsammann. Da gab es oft Eifersucht und als Folge Schlägereien. Die Wahl fiel auf Einen von Sonntag oder Raggal, so daß diese Gemeinden meistens regelmäßig wechselten. Jede Gemeinde hatte für sich einen Vorgesetzten, einen Waibel und einen Geschwornen. Die Gerichte wurden gehalten nach alten Rechten und Gewohnheiten; der Landesbrauch war Gesetzbuch. Peinliche Fälle wurden in Weingarten selbst abgethan. Die Steuern und Abgaben waren sehr gering. Im Jahre 1648 den 16. December wurde mit Weingarten ein Vertrag geschlossen, kraft dessen das Stift von aller Steuerforderung auf immer abstand gegen Erlag von 12.000 fl., mit Vorbehalt des jährlichen Reichspostulats. Zum Kriegs-

dienste wurden wenige Leute ausgehoben, und nur solche, deren man gern zu Hause entbehrte. Die Unterthanen wurden zwar als Leibeigene betrachtet; auch die Grafen von Sulz nannten sich wahre Erb- und Halsherrn v. Blumeneck; in den sogenannten Amtsbesatzungen für die Unterthanen des Stiftes Weingarten wird von einer eigentlichen Manumission gesprochen; es wurde daher auch Frohndienst verlangt, jedoch selten; überdieß machte der Mangel an strenger Aufsicht, und die reichliche Kost jene Dienste mehr angenehm als beschwerlich. Jedoch wird schon in früheren Zeiten der freien Leute in den Gebirgsgegenden eine Erwähnung gemacht und Johann von Müller nennt jene Bewohner »freie Walser.«

Während zur Zeit der Reformation ganz Deutschland in Bewegung stand, genossen die Bewohner dieser Gegend einer ungestörten Ruhe. Auch verursachten der spanische Erbfolge- und der siebenjährige Krieg keine besonderen Abgaben oder Leiden.

(Schluß folgt.)

---

## Zeichnungen
zur
## Charakteristik K. Maximilian's I.
und seiner Zeit.

### III.

Als Maximilian I. im Jahre 1514 zum letzten Male in Donauwörth war, wurden ihm, wie gewöhnlich, auch dießmal ansehnliche Geschenke dargebracht, und die herzlichsten Ehrenbezeugungen erwiesen. Da man wußte, er habe großes Wohlgefallen an den Künsten und Kampfübungen der zu jener Zeit allbekannten Meistersänger, von denen sich auch hier eine Schule[1] befand, so gab sich der Magistrat Mühe, eine zahlreiche Versammlung derselben zu veranstalten. Viele kamen hiezu aus Regensburg, München, Augsburg, Ulm, Nördlingen und andern benachbarten Städten an. Gerne ließ man sich die Kosten ihrer ganz freien Verpflegung und der für die Obsiegenden, theils in Geld zu 10 bis 20 Gulden, theils in Kleinodien, ausgesetzten Preise gefallen, um ihren Aufzug und Wettkampf recht glänzend zu machen. Zum obersten Meister oder Schiedsrichter sowohl über die Wahrheit des Inhalts als über die Regelmäßigkeit der Ausführung eines jeden von den Sängern abzusingenden Stückes ward für dießmal einstimmig der dasige Prediger, Mag. Ulrich Zoller, erwählt. Denn er besaß eine große Belesenheit, besonders in den Schriften des alten und neuen Testaments, als woraus die Aufgaben größtentheils genommen wurden, und kannte nicht allein die 24 üblichen Melodien oder Töne, wovon 12 die Meistertöne hießen, sondern auch die Regeln des Sylbenmaßes und alle Vorschriften, denen ein jedes Lied in seinen zwei Haupttheilen und dem Abgesange, in ihren Stollen oder Strophen, in ihren verschiedenen von 4 bis zu 12 auslaufenden Gesätzlein oder Absätzen angepaßt werden mußte. Da gab es denn der Zurüstungen viele mit Büchern, Gezelten, Teppichen und Vorhängen, mit erhöhten Tischen, schön geschmückten Sesseln und Bänken, für den Kaiser und die angesehensten Gäste, für die Richter, wie für jeden auftretenden Meister. Die Gebildeten im Geschmacke der Zeit fanden dabei eine seltene Geistesnahrung. Nur Schade, daß unser Chronist keine Muster mehr auffand, oder für uns zurückließ, um über den Kunstwerth der in solcher Schule gelieferten Gesänge, Gedichte oder Reimereien urtheilen zu können. Ge-

---

[1] Dieselbe bildete, zufolge einer ältern Chronik, eine förmliche Zunft oder Innung, mit bestimmten, von einem ehrsamen Rath mit Brief und Siegel bestätigten Freiheiten. Sie hielt alle vier Wochen wenigstens einmal eine gemeine Versammlung in der ihr eigens hiezu eingeräumten Stube eines Gastwirths. Dabei ward jedesmal ein silbernes Marienbild aufgestellt, und hinter demselben lagen die Bücher. Hatte ein Sänger, nach dem Urtheile der vier dazu verordneten Richter, in mehr als 3 Sylben gefehlt, so hatte er schon verloren, und mußte Strafgeld zahlen. Wer am besten sang, gewann neben der Zeche auch die Krone. Diese war aus Silber mit einem schwebenden heil. Geiste, ungefähr eine Hand breit, und wurde von dem Sieger die nächsten vier Feiertage, sowohl in der Kirche, als auf der Straße, auf dem Hute getragen. In der nächsten Versammlung, die nach Verlauf der vier Feiertäge von dem Kronenträger und den von Jahr zu Jahr gewählten Meistern fest zu setzen war, durfte derselbe nicht mitsingen, sondern nur aufmerken. Wollte jemand als Mitglied der Gesellschaft aufgenommen werden, so hatte er sich vorläufig bei den vier Meistern zu melden, die sodann sein Gesuch den übrigen Mitgliedern hinterbrachten. Wurde er zugelassen, so mußte sein Schulrecht durch ein Lied von 3, 5, 7, 9 oder 11 Absätzen bestehen. Wer nicht von der Schule war, alt oder jung, Bürger oder Bürgerin, und doch als Zuhörer daran Theil nehmen wollte, hatte jedesmal für den Eintritt einen Pfennig zu bezahlen. Aus dieser Einnahme, aus den angeführten Strafgeldern, und aus festgesetzten Quartalbeiträgen, wozu von Zeit zu Zeit von Seite eines ehrsamen Raths bedeutende Zuschüsse kamen, wurde eine Kasse errichtet, aus welcher die nöthigen Ausgaben, besonders aber die Gewinnste mit ihren Fahnen, und die Verpflegung der fremden reisenden Meistersänger bestritten wurden. Denn so oft dergleichen, zu zwei, drei oder noch mehrere, hier in die Herberge kamen, lag den vier Meistern ob, dieselben darin zu besuchen, und ihre Ankunft dem Bürgermeister anzuzeigen, von dem sofort das städtische Geschenk an jene erfolgte. Dieses und die ganz unentgeltliche Bewirthung hatte im größeren Maße Statt, so oft, wie bei obigem Anlaß, ein ausgeschriebener freier Meistersang gehalten wurde.

nung, Maximilian wohnte der hiesigen mit freudiger Theilnahme bei, und schied sodann in vollster Zufriedenheit von hinnen.

## Das Erdbeben zu Wien im Jahre 1581.

Betreffend aber den jüngsten Erdbeben, so das verschinen Jar (1581) den 21. Julij am Freytag in folgender mittnacht, on gefahr, ein viertel stund vor zwölff vhr, alhie zu Wienn vrplötzlich sich beschehen, wisset, daß es so zimlich starcker Erdbiden gewesen, dessen man allhie nit gewöhnt, noch gewartete, auff zwo meil vmb die Statt Wienn wehrend, aber jenseits der Donaw nit so häfftig bewegt, als dißseits. Die Nachtwachter vnd Stundtruffer auf der gassen vnnd mauern mainten S. Steffans Thurn fall gleich auff sie, die Schiffleut so dieselbe nacht in Schiffen gelegen, vnnd bey dem wasser draussen seind blieben, höreten voran ein so gählings, jämmerlichs, wildes sausen, prausen, wüellen, püllen der Donaw, als ob es die Statt vberlauffen, versauffen, ertrencken vnd versenken wölle, jedoch, weil es nit lang gewehret, ohne schaden dennoch abgangen, vnd der folgend Sambstag, nemblich, S. Magdalena tag, daß ist, der 22. Julii, am lufft schön vnd haiter war, nit stünkend, neblicht, dußmicht oder faimig, verhoffen die leut gemanigklich, es werde deßwegen von Pestilentz oder andern vbel vnd gefahr weiter (ob Gott wil) nichts mehr zu besorgen sein. Weil auch dazu in denen Landen die Erdbiden nicht gemain, ja schier vnerhört, oder doch nit groß vnd selten gefährlich sein, natürlicher weiß. Der neulichist Erdbiden vor diesem, wie man sagt, so allhie Anno 36., Item einer Anno 56. dessen ich zue Newstatt an der Orla in Türing, in meiner jugend gedenke, beschehen, waren Gar klein dagegen, vnd keiner gefahr. Wann aber, vnnd welcher der groß Erdbiden gewesen sey, dauon die Schotten-Kirchen, die an gemeur, seulen, vnnd gewölbern stark genug ist, klüfftig worden, das weiß man nunmehr nit für gewiß zu sagen. Etliche mainen, es kumb von dem tieffisten weinkeller alda, so dem fundament zu nahent graben, oder von dem Geschützschiessen inn der türkischen belägerung, oder von vorgedachtem Erdbiden in dem 36. Jar, da doch die riß vnd spaltung vil älter als der ding keines, vnd vber menschen gedenken seind, darumb mainen vil leut, es sey beschehen noch vor lengst, nemblich, von dem gar grossen Erdbiden Anno 1348, der hin und wieder in vielen Landen grossen schaden gethan, vnd vil jämer angerichtet, wie die Reim davon lautten:

Tausent dreyhundert acht vnd viertzkt
Ein grosser erdbidn hat gestürtzt
Vil Kirchen, Schlösser, Häuser, Baw,
Dauon erschrack manch man vnd fraw,
Der Villach, Basel, vnd andere Stätt,
Zu grund vnd boden verderben hett,
Ein berg vmgfallen schwölt die Frag
Dauon Villach erschwembt lag,
Basel am Rhein sich selbst zünd an
Von erdbiden, vnd in grund verbran
Groß Pestilentz vnd sterb drauff kam,
Vberall vill leut an zahl hinnam,
Vber 40 tag der erdbiden wehrt,
Zwei gäntze Jar der sterb abkehrt,
Daß muß der Jud entgelten schwär,
Als ob er daran schuldig wär.

(Rasch, »Vom Erdbiden Etliche Tractat« ꝛc. München, 1582. 4.)

## Miszellen.

Die Bedeutung, welche das Wort »*Cinquecentisten*« in der italienischen Literatur hat, scheint noch nicht so allgemein beachtet zu werden, als es wohl seyn sollte: da auch manche neue deutsche Literatoren dasselbe nach dem deutschen Sprachgebrauche erklären, und darunter Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts, oder die von 1400 — 1500 gelebt haben, verstehen. Allein im Italienischen heißen Cinquecentisten (nicht Quintecentisten) diejenigen, welche von 1501 — 1600 geschrieben haben: so wie man die von 1301 — 1400 Trecentisten, die von 1401 — 1500 Quattrocentisten, die von 1601 — 1700 Seicentisten oder Secentisten nennt.

---

Seit wann verlor die Benennung Spießbürger die ehrenvolle Bedeutung, welche sie ursprünglich hatte, und artete in eine Gattung Schimpfwort aus?

Bekanntlich war Spießbürger ehemals ein Ehrennahme, womit ein tapferer Kriegsmann belegt wurde, der nach der alten Weise Krieg zu führen, mit seiner Glefe oder Lanze große Thaten zu verrichten im Stande war. Glev, Gleve oder Glefe bedeutet lange Speere oder Spieße, daher diejenigen, die solche führten, Glevenbürger oder Spießbürger genannt wurden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift
für
# Geschichts- und Staatskunde.

102. Sonnabend, den 23. December 1837.


## Geschichtliche Notizen
über
## das obere Walserthal
und besonders
## die Herrschaft Blumeneck in Vorarlberg.

Von Joseph Bergmann.

(Schluß.)

### Oberherren der neuern Zeit.

Bei der im Lüneviller Frieden beschlossenen Sekularisation, die nach dem Hauptschlusse der außerordentlichen Reichs-Deputation vom 25. Februar 1803 ins Leben trat, verlor Weingarten seine Existenz, und wurde mit Blumeneck und dem Einsiedeln'schen St. Gerold dem Hause Nassau-Oranien zu Theil. Durch den Lindauer-Vertrag vom 29. Juni 1804 ging aber Blumeneck mit St. Gerold an Oesterreich über; es war hier eine große Freude, der glücklichen Monarchie einverleibt zu seyn. Allein schon der Preßburger-Friede (26. Dec. 1805) trennte es wieder von Oesterreich, und gab es mit dem übrigen Vorarlberg der Krone Baierns. In dieser Zeit, besonders im Jahre 1809, theilten die Bewohner des Walserthales den Enthusiasmus für den Doppeladler mit den übrigen Bewohnern Tirols und Vorarlbergs; sie zogen ebenfalls ins Feld, kehrten aber bald in Folge der Ereignisse wieder nach Hause zurück. Im Verlaufe jener Kriegsjahre mußten die Thalbewohner große Summen als Marsch- und Einquartierungs-Concurrenz bezahlen.

Endlich wurde dieses Ländchen der großen österreichischen Monarchie einverleibt und am 8. Juli 1814 war der Huldigungstag unter allgemeinem Jubel.

### Kirchliche Verhältnisse.

Das ganze Walserthal, mit Ausnahme von Damils, gehörte ursprünglich in das Kirchspiel nach Ludesch und war der uralten Pfarrkirche zu St. Martin eingepfarrt. Die Bewohner mußten also einen Weg von drei bis viertehalb Stunden zurücklegen, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Schon im Anfange des 15ten Jahrhunderts wurde diese Beschwerde gefühlt. Sonntag bekam einen eigenen Priester, so auch Reggal, aber dieses erst im Jahre 1593. Endlich wurde Sonntag im Jahre 1548, Reggal im J. 1593 zur selbstständigen Pfarrei erhoben; es werden von beiden einem jeweiligen Pfarrherrn zu Ludesch noch gegenwärtig Recognitionen bezahlt. Von Sonntag hat sich die Tochterkirche Buchboden gebildet, welche jetzt ebenfalls eine Pfarrei ist, von Reggal die Filiale Marnol mit einem Herrn Expositus. Diese Gegend gehörte seit undenklichen Zeiten bis ins Jahr 1814 in die Diöcese Chur, von da an in das Bisthum Brixen.

Die älteste Pfarrei im Walserthale ist ohne Zweifel Damils. Vor zwei Jahrhunderten ist die Pfarrkirche daselbst abgebrannt. In einer Urkunde von der nämlichen Zeit über die dasige Kirche wird sich auf noch viel ältere Gepflogenheiten und Rechte berufen. Nach Sagen verdankt Damils seine Entstehung den Jägern der Grafen von Montfort. Das gräflich Montfort'sche Wapen ist noch jetzt an der Mauer des Kirchen-Chores von Außen zu sehen. Zu welcher Zeit das Gericht Damils unter österreichische Herrschaft gekommen, ist unbekannt; wenigstens war es schon längst österreichisch, während das übrige Walserthal unter Privatherrschaft gestanden. Vor noch nicht langen Jahren gab es alte Leute in Damils, welche eine ganz unverständliche Sprache redeten, sie nannten selbe altdamilserisch. Es ist überhaupt eine abgeschlossene Gemeinde, welche manches Eigenthümliche vor den übrigen Gebirgsgemeinden hat.

Zur Pfarrei Damils gehörte auch die Gemeinde Fontanella, vulgo Obergericht, weil dieses mit Damils einen eigenen Stand, und ein eigenes Gericht hatte. Fontanella wurde erst gegen Ende des 18ten Jahrhun-

derts von der Pfarrei Danüls getrennt, und ist jetzt eine eigene Pfarre.

Anmerkung. In diesem Walserthale zu Blons (oder Plons) war Martin Lorenz, k. k. Staats- und Conferenzrath im geistlichen Departement, und infulirter Abt zu St. Salvator in Kapornack in Ungarn, am 7. September 1748 geboren, und starb am 14. April 1828 zu Wien. Möge der hochverdiente Staatsmann bald einen mit seinem Leben und Wirken vertrauten Biographen finden!

---

So viel in Kürze vom obern Walserthale und der Herrschaft Blumeneck. Bei einer andern Gelegenheit über die gleichfalls walserische Pfarre Laterns im gleichnamigen Thale an der Frutz, wie auch über das kleine Wälserthal, gemeiniglich Mittelberg genannt, mit den drei Pfarrdörfern Riezlern, Mittelberg und Hirscheck nebst der Expositur Baad. Dieses, im nordöstlichen Abhange der Alpenkette gelegen, gehört durch die Breitach, welche mit der Stillach und Trettach bei dem baierischen Markte Oberstdorf vereint die Iller bildet, allein von allem vorarlbergischen Lande in das Stromgebiet der Donau, und ist politisch dem westlich anstoßenden k. k. Landgerichte Bregenzerwald zugetheilt.

### Einwanderung aus Wallis.

Nach längerem Forschen und Zweifeln über eine dunkle Sage einer Einwanderung von helvetischen Wallisern gewann ich endlich aus folgenden zwei Gründen von der Richtigkeit derselben die volle Ueberzeugung.

Es ist nämlich a) der dem übrigen Vorarlberg und den nachbarlichen Gauen durchaus fremde heil. Bischof Theodul, der in Wallis verehrt wird, und auf den alten Thalern der Bischöfe von Sitten erscheint, zugleich der Schutzpatron in gesammten walserischen Gemeinden, mit Ausnahme von St. Gerold, das dem um 966 hier lebenden und auch hier ruhenden frommen Einsiedler (einem gebornen Herzoge von Sachsen) gleichen Namens mit Recht die Verehrung eines Heiligen zollt. b) Die langsame und gedehnte Sprache der Walser hat mit der Schweizerischen die meiste Aehnlichkeit, sie liebt ch statt k, z. B. trinche für trinken, was sich sonst im Lande nirgends findet. Leider bin ich mit der Sprache, den Orts- und Familiennamen und der Specialgeschichte des Cantons Wallis zu wenig bekannt, um aus den dortigen, oft sehr stürmischen Verhältnissen die Zeit einer nothgedrungenen oder freiwilligen Auswanderung bestimmen zu können.

Den meisten Aufschluß über diesen Bergstrich verdanke ich den freundschaftlichen Mittheilungen des trefflichen Pfarrers und Statthalters Beat Winkler, Capitularen des Stiftes Einsiedeln, welches noch die Seelsorge über (die ihm bis 1803 gehörige kleine Propstei) St. Gerold und Blons ausübt.

Der Tag zu St. Gerold gehört zu den allerschönsten meiner Wanderung durch's geliebte Vaterland. Groß war die Freude des Wiedersehens, schön die erhabene Natur, wolkenleer der Himmel, offen die Seele zur Andacht; denn es war Sonntag (20. August) und das größte Fest im Gebirg — das Kapellenfest zu St. Gerold — versammelt das Volk von nah' und fern in seiner schmucken bänderreichen Tracht, mit seinen Seelenhirten, zum Theil gebornen Walsern. In allem herrschte fromme, heiligende Feier, aber den überraschendsten Hochgenuß boten mir zwei sehr einfache Altarblätter von unbekannter Hand: auf dem zur Rechten (vom Chore aus) reicht der Nährvater das heilige Kind der Versöhnung und Vermittelung zum himmlischen Vater empor, auf dem zur Linken reicht die Mutter dasselbe zur knieenden Menschheit hinab; nur drei Figuren, und welcher Gedanke!

Unvergeßlich bleibt mir das Kapellenfest und das die Gottheit und Menschheit versöhnende heilige Kind zu St. Gerold!

---

## Ein Bruchstück
aus der
## Geschichte der Stadt Ybbs[1].

Der Wohlstand, welcher die alte Handelsstadt Ybbs in früherer Zeit auszeichnete, war im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts bereits tief gesunken. Während der Hussitenstürme verfielen sogar die Wochenmärkte, und hörten endlich ganz auf, wodurch das Elend noch mehr gesteigert wurde. Die österreichischen Landesfürsten suchten zwar durch Privilegien dem Uebel zu steuern, allein die Verhältnisse der Zeit ließen die wohlgemeinten Absichten zu keinem er-

---

1 Wir entlehnen dieses Bruchstück einer vor uns liegenden größeren historischen Abhandlung über Ybbs, welche den dortigen Raths-Protokollisten, Herrn Franz Esvig, zum Verfasser hat, und von vielseitigem Fleiße zeugt. R.

freulichen Resultate gedeihen. So erklärte im Jahre 1453 König Ladislaus die Bürger von Ybbs an den Mauthen von Ybbs und Linz mit allen ihren Feilschaften für mauthfrei, und bestätigte 1455 alle früheren Privilegien der Stadt. Letzteres that 1458 Kaiser Friedrich IV. und verlieh ihr zugleich wieder für jeden Samstag einen neuen Wochenmarkt. Indessen, im Verlaufe der Streitigkeiten, welche nach dem Tode des jungen Ladislaus zwischen Friedrich IV. und dessen Bruder Albert entstanden, hatte die Stadt wieder Vieles durch letzteren zu erdulden. Er verpfändete sie sammt der Mauth zur Sicherstellung des Soldes dem böhmischen Hülfsvolke, das sich nun darin festsetzte, und so lange hielt, bis Ulrich von Graffenegg, dem der Kaiser das Schloß und die Herrschaft Steier pflegweise überlassen, nach Eroberung mehrerer Burgen auch hier als Sieger auftrat. Um den daraus für die Stadt entstandenen Drangsalen abzuhelfen, ertheilte ihr Kaiser Friedrich 1480 das Recht, von jedem daselbst niedergelegten Faß Wein, zur Verbesserung ihres Baustandes, eine bestimmte Gebühr zu nehmen. Als aber in der Folge König Mathias von Ungarn in Oesterreich einfiel, und alle kleineren Plätze einnahm, traf dieses Loos auch die Umgegend von Ybbs; kaum verharrschte Wunden wurden wieder aufgerissen, und diese nur wenig dadurch geheilt, daß der römische König Maximilian I. im Jahre 1494 die Rechte und Freiheiten der Stadt bestätigte und 1496 an den Mauthner zu Melk den Befehl ergehen ließ, von den Bürgern von Ybbs nicht mehr als 18 Pfennige für einen beladenen Wagen abzufordern. Das Uebel hatte tiefe Wurzel gefaßt, in die Zerstörung ließ sich keine Ordnung mehr bringen. Wie vernichtend mußte daher der neue Schlag des Schicksals wirken, welcher im Jahre 1501 die unglückliche Stadt traf! Eine furchtbare Ueberschwemmung der Donau hatte die meisten Städte und auch Wien mehr oder weniger verheert; in welch hohem Grade dieses bei Ybbs der Fall gewesen, läßt schon die niedere Lage desselben zur Genüge ermessen. Eine noch vorhandene Vorstellung des Magistrates an Maximilian I. gibt von dem damaligen traurigen Zustande der Stadt ein eben so lebendiges, als treues Gemälde; wir können daher nicht umhin, sie hier auszugsweise mitzutheilen.

»Allerdurchleuchtigister Großmächtigisten Kunig, allerg. herr. »Nachdem Wir Eurer Khu. Mt. Unser und Gmayner Statt »Ybbs obligen, beswärde, und abnemmen, darein wir durch »Lanngwerreund kriegsleuff auch In fluß der großen Wasser»güssen, und andre swäre Leuff byßher khommen sein, Mer»mahlen anbracht, und derhalben etlich mahl genedigen Be»schaid Auch je zu Zeyten zu Widbringung der paufelligkheit, »ain geldt von genaden wegen von Euer khu. Mt. erlangt »haben, wir doch solich unnser und gemainer Statt Ybbs »gebrechen darmit byßher aus nachvolgenden Ursachen nit »wennden mögen, unnd darbey empfunden, das solich unnser »beswärlich und verderblich anligen Ew. khu. Mt. zu vil dun»khel fürtragen sein möcht, Geben Wir hiermit Eur khu. »Mt. unndterteniglich zu erkhennen Wie das Wir zu Gmay»ner Statt kain Aufheben oder Wie annder Stett einkhomens »oder zue nutzung haben auch bey uns weder Getraid noch »Weinwachs, so hat sich vor ettlich verschynen Jaren in den »swären kriegsleyffen begeben, das zwoo VorStett hie, dar»Innen die besten heuser gestanden und die vermügisten un»ser Mitburger welich mit unns in Steuern, Wacht, Robatt »und andern burgerlichen anforderungen, mitleiden getragen, »dariunen gesessen abbrochen und ganz vernicht worden, da»durch die Freyhaiten und Hanndl, der Wir unns mit sammt »Jnen vorher betragen haben, unns und dem Stättlein ent»gangen. Wir seyn nye von unnsern Landfürsten abgefallen, »Sonder haben Kaiser Feidrich hochlöblichister Gedächtniß »und Ew. khu. Mt. zu eren und unterdenigen gehorsam, uns »gegen den Landsveindten, als den Frumben und getreuen »zu thun gepuert, erlich und wol gehalten. Ueber das alles »so hat uns die nächstvergangene oben angezeigte Was»serguß der Thonau großen verderblichen Schaden zuegefuegt, »Indem wie wol ain Ort der Stattmauer offen, auch ain »lanngs Ort der Mauer Im gefuetreten Stattgraben nyder»gefallen, die Statthöre und Stattmauer gantz in abpau ko»men, ain tachwerch und sonst verdorben, So sein vil heu»ser unndterwaschen, und ettliche gar nydergewaikcht, und »gar verderbt, weliche mitsambt Ew. ku. Mt. Burgkh, die »auch gantz nydergegangen, gantz und gar gödet dann jetzo »in der Stat und Ryngkhmauer nicht 70 Heuser, darJnnen »Burger wesennlich sitzen, nicht gestyfft, undter denselben »zway der bessern Ew. ku. Mt. Mautthenser[1] der andern bei »20 alle um 200 Gulden reinisch fayl sein, auf das höchst »zu verkaufen, wie geswelgen; annder großen unnser ver»derblichen schaden, so uns durch die wässergusse der Thonau »und Ybbs mit Hynreyssen unser grüntt und verderbung fue»tres und in ander menigerlay Weg beschehen.«

Ferner wird in dieser Vorstellung auch bitter geklagt, daß die Ausübung der alten Freiheiten, der immerwährenden Kriege und Unruhen wegen, häufig unterblieb, wor,

1 Diese zwei Mauthhäuser, die in der oberen Stadt liegen, sind über den gewöhnlichen Wasserspiegel 4—5 Klafter hoch erbaut, woraus sich entnehmen läßt, daß die Häuser der unteren Stadt, die keine 1/2 Klafter ober dem Wasserspiegel, bis auf das Dach unter Wasser waren.

aus eine höchst fühlbare Störung und Beeinträchtigung entstanden, der nur durch Erneuerung und Bestätigung derselben gesteuert werden könne. Nur wenn wohlhabende Leute wieder Veranlassung finden werden, in der Stadt sich niederzulassen, kann die Lage derselben verbessert, und der alte Wohlstand zurückgeführt werden.

## Miszellen.

In einer von Heinryco Knoblötzer zu Heidelberg 1491 gedruckten Schrift heißt es: »Ein vast gemainer grosser Mißbrauch wider verbot der Geistlichen vnd auch weltlichen recht. Das man leyen in die Kirchen begrebt so man doch niemand darinn begraben soll, dann Bischoff, epl. Priester vnd groß lands-heren.«

---

Das Gut Eckendorf gehört zum Stifte Wilhering seit dem 25. October 1241, an welchem Tage es Herzog Friedrich der Streitbare in einer zu Krems ausgefertigten Urkunde dem Kloster nebst noch einigen andern Besitzungen übergab — villam nostram Ekkendorf iuxta Wachrein. Abbati et conuentui in Wilhering liberaliter contulimus.

Das Stift blieb dann auch im ruhigen, durch alle nachfolgenden Fürsten bestätigten Besitze dieser Schenkung bis 1582. Als in Folge der Religionsänderung des größten Theils der politischen Stände auch die Lust nach den Besitzungen der Kirchen immer stärker wurde, fand es auch Helmhard Jörger für gut, die Wilheringischen Unterthanen zu Eckendorf mit seiner Herrschaft Walperstorf zu vereinigen. Es gelang ihm, seine Absicht zu erreichen, denn gegen den Willen des Abtes und des Conventes wurde durch Dr. Jakob Hillinger ein Kaufsvertrag abgeschlossen, und dem Abte durch den Klosterrath ex officio befohlen, denselben zu unterschreiben. Die Kaufsumme war 4000 fl., gerade die Hälfte des Kaufschillings, den Graf Julius v. Hardeck geboten hatte. Obgleich die Quittung des Abtes dd. 1582 7/6 nur auf Wiederkauf lautete, so wurde dennoch der kaiserliche Consensbrief dd. 1583 21/9 auf ewigen Erbkauf ausgefertigt. Diesen Consens hatte nicht der Abt nachgesucht, sondern der Klosterrath und nachdem er ausgewirkt war auf die angegebene Weise, so befahl der Klosterrath eine andere auf Erbkauf lautende Quittung auszustellen und das Urbar zu unterschreiben. Der Abt war indessen gestorben, allein abermals auf Befehl des Klosterrathes mußte der Hofrichter zu Wilhering den Namen des Verstorbenen unterzeichnen und mit dessen Petschaft siegeln. In ähnlicher Weise nöthigte man auch das Capitel zur Unterschrift, nachdem es sich vergeblich geweigert hatte. Nichts desto weniger wurden dem Kloster diese verkauften Gülten nicht abgeschrieben und die Steuern fortwährend von ihm gefordert. Als man sich von Seite Wilherings der Zahlung weigerte, wurde Abt Alexander vom See nach Wien citirt, und mit Zimmerarrest bis zur Abzahlung des Steuerausstandes belegt. Selbst Erzherzog Matthias, damals Statthalter des Landes, fand es ungerecht, vom Kloster Steuern für Besitzungen zu fordern, die seit Jahren sich in fremden Händen befanden. Der Arrest währte durch mehrere Wochen. Eben so erfolglos bemühte sich der Abt auch 1597 bei dem Verordneten-Collegium um eine neue Bereitung und Abschreibung.

Endlich nach dem Umschwunge der Dinge von 1620 erlegte Abt Georg von Wilhering 4000 fl. und forderte Eggendorf zurück, als durch das Edict Ferdinand II. (dd. 1620 12/9 Khevenhüller T. 1069) auch Helmhard Jörgen als Rebell und seine Güter verfallen erklärt worden waren. Doch da die Herrschaft Walperstorf durch den Kaiser seiner Gemalin Eleonora schon geschenkt worden war, so kaufte der Abt seine Unterthanen von der neuen Besitzerin wieder an das Kloster am 25/9 1628.

---

Johannes Rasch, Schulmeister bei den Schotten zu Wien, schließt in seinem »Weinbuech,« das 1582 im Druck erschienen ist, seine Betrachtung über die arge Seuche der Trunkenheit mit folgenden Worten: »Es hat auch die Trunkenheit einen großen Unterschied nach Eigenschaften den Naturen. Ein Sanquinikus der singt, springt, lacht, und ist fröhlich. Ihn mag man den Kindern vergleichen, die gern lachen, und mehrtheils nicht wissen warum. Wann sie das eine Weile getrieben haben, begehren sie zu schlafen, und (haben) dessen ein völliges Genügen. Die Cholerischen zürnen, toben, hadern, rumoren, greifen zu den Waffen, wollen von Niemand gestraft noch ermahnt seyn; man kann sie nicht zu Bette bringen, schwätzen viel, und sind freudig wie die Löwen. Die Phlegmatici werden mat, träge, schläfrig, unbeweglich, und werden in Summa gleich wie die trägen Schweine. Die Melancholici sind unmuthig, beweinen etwa ihre Sünden, abgestorbene Freunde, das ist ihr trunken Elend, werden gleich wie die Asen. Darin aber sind sie Alle gleich, daß sie mit der Zunge stammeln, im Schwang einher treten, und nicht bei rechter Vernunft sind.«

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

**103.** Mittwoch, den 27. December **1837.**


## Zeichnungen
zur
## Charakteristik K. Maximilian's I.
und seiner Zeit.

### IV.

Schon länger hatte K. Maximilian den Gedanken gefaßt, seine tiefe Verehrung für den heiligen Kreuzpartikel, welcher im Kloster zu Donauwörth seit Jahrhunderten aufbewahrt wurde[1], durch ein des hohen Gegenstandes ganz würdiges Denkmal zu verewigen. Er wollte »dieses ihm über alles gehende Heiligthum, so zu sagen, in sein Haus verpflanzen, oder vielmehr den irdischen Stamm seines gesammten kaiserlichen Geschlechtes und aller ihm angehörigen Lande und Leute mit jenem des Kreuzes Christi und dessen himmlischen Verwandtschaften in die innigste Verzweigung, dadurch aber sich selbst dem letztern ganz zum Opfer bringen.« Die Ausführung dieser Idee wurde von ihm dem Meister Lukas, einem dort ansäßigen Bürger und Rathsfreund, Ihrer Majestät der Kaiserin ernannten obersten Goldschmied und Steinfasser, übertragen. Als Maximilian im Jahre 1514 hier ankam, hatte er gehofft, das bestellte Monument, eine prächtige Monstranz in der gefälligsten Pyramidenform, nach gothischem Geschmacke, schon ganz fertig zu sehen. Allein die Anlage hiezu war zu groß, die Bearbeitung so vieler, das gesammte Kunstwerk bildenden Theile zu mühsam, und der Vorrath des früher hergegebenen Silbers schon zu sehr erschöpft, als daß seine Vollendung bis jetzt hätte möglich seyn können. Den Abgang des letztern schaffte nun der Kaiser sogleich herbei, und drang in den Meister, die Arbeit nach allen Kräften zu beschleunigen. Das beste Gelingen derselben unterlag indessen schon jetzt keinem Zweifel mehr. Denn neben anderen bereits verfertigten und vorgelegten Stücken war wenigstens der Rahmen der Kreuztafel, uneigentlich ihr **Kranz** genannt, vortrefflich ausgefallen. Er umschließt jene genau als längliches Viereck in entsprechender Höhe und Breite, läßt sich ein- und ausheben, und dient dem Heiligthum zur glänzendsten Zierde. Oben in seiner Mitte schimmert ein großer, sehr künstlich zusammengesetzter Brillant, die ganze Einfassung, durch alle vier Seiten hin, von mehreren Perlen, Rubinen, Saphiren, Amethisten, Smaragden. Die Rückseite kleidet eine silberne Platte von gleichem Umfang, mit eingestochener Inschrift: **Maximilianus Rom. ac Ungariae Rex, Archidux Austriae, Dux Burgundiae etc. Ms 12 Kalendas Maji visitavit anno Dni. 1496, qui huic ecclesiae Scae Crucis Werdeae per Mangoldum ex Nobiliori genere Elpheciorum de sanguine Ducum Sveviae tunc etiam Comitem in Dillingen cum Funda-**

---

[1] Seit der Mitte des **eilften** Jahrhunderts. Das Kloster erhielt ihn von dem Stifter Mangold, Graf von Dillingen-Wörth, in dessen Besitz er folgender Maßen kam: Kaiser Konrad II. der Salier wünschte eine Tochter des orientalischen Kaisers Konstantin VIII. für seinen Sohn Heinrich zur Braut zu erhalten. Er ordnete daher im Jahre 1027 Wernhern, Bischof von Straßburg, und Mangold Grafen von Dillingen-Wörth, als Gesandte mit einem ansehnlichen Gefolge nach Konstantinopel ab. Sie nahmen ihren Weg nach Ungarn; wurden aber von König Stephan, der eben mit dem deutschen Kaiser im Streite lag, gezwungen, zurückzukehren, und sich in Venedig nach dem Oriente einzuschiffen, so daß sie erst im August 1028 in der Hauptstadt des griechischen Reichs eintrafen. Mangold gewann die Liebe und Freundschaft Konstantins in einem so hohen Grade, daß sich derselbe oft stundenlang mit ihm in stiller Vertraulichkeit unterhielt, und ihn öfter aufforderte, sich irgend Etwas zum Geschenke auszuwählen und als ein Pfand seiner Zuneigung mit sich nach Deutschland zu nehmen. Mit edlem Stolze weigerte der Graf sich lange, bis endlich des Kaisers Zudringlichkeit ihm keinen schicklichen Ausweg mehr gestattete. Er bat sich daher eine silberne mit Gold und Edelsteinen gezierte Tafel aus, in welcher ein Theil des Kreuzes, woran der Erlöser gehangen, aufbewahrt lag, und womit, wie Mangold öfter bemerkt hatte, der Kaiser sich vielfältig und ehrfurchtsvoll zu segnen pflegte. Konstantin kam über diese Bitte in die größte Verlegenheit; denn diese Tafel war ein Reichs- und Krönungs-Kleinod, und gehörte somit dem Staate, wovon freilich der Gesandte nicht unterrichtet seyn mochte. Indeß, um sein Kaiserwort nicht zu brechen, übergab er sie nach langem Sträuben, und nachdem er zuvor einige Theilchen des heiligen Holzes, namentlich das unterste, gleichsam das Fußgestell, davon gesondert und für sich behalten hatte, unserm Grafen, der von der Wichtigkeit des Geschenkes nun näher überzeugt, sie in ein hölzernes Gefäß mit doppeltem Boden verbergen, und so durch die Vertrautesten seines Gefolges mit andern Kostbarkeiten eilends nach Deutschland bringen ließ.

tione suo donatam amplius decoravit. Nam et ipse nullus viventium longe aut prope plus traxit originem de Habspurgensibus vel Kiburgensibus. Particeps et Ipse sit devotionis in aevum. Amen. Consummatum est hoc opus anno Domini milesimo quingentesimo tertio decimo.

Aus der zuletzt angegebenen Zahl (1513) geht unstreitig hervor, der so eben beschriebene Rahmen oder Kranz habe früher, als die Monstranz selbst, seine Vollendung erhalten. Wenigstens gilt dieß von der Inschrift gewiß, in so ferne sie auf beide zugleich Bezug hat. Daß Max darin nur Römischer König genannt wird, darf nicht befremden. Denn erst auf seinem Zuge nach Italien im Jahre 1507 nahm er zu Trient öffentlich den kaiserlichen Titel an. Die ausdrückliche Bezeichnung des Jahres 1496 kam ohne Zweifel daher, weil der Kaiser, als solcher, in diesem Jahre zum ersten Male das Kloster bewohnte, und wahrscheinlich schon damals den Auftrag gab, die schöne Arbeit zu beginnen. Wie gut das endlich ganz fertige Meisterstück in die Augen falle, mag nachstehende nähere Beschreibung andeuten. Auf dem Fußgestelle von getriebener Arbeit und verschiedener Wölbung schläft sitzend, das Haupt auf den rechten Arm gelehnt, Max selbst. Theils um ihn her, theils unmittelbar ober und unter der Kreuztafel, die in der offensten Füllung prangt, wird man der gesammten Maximilianischen Wappen, sodann jener von Böhmen, Lausnitz, Kärnthen, Steiermark, Alt- und Neu-Oesterreich, Habsburg und Oberelsaß in geschmolzenen Silberplatten gewahr. Aus dem Schoße der schlafenden Hauptfigur und über deren beide Arme hin steigen zwei mächtige Säulen in leichter Rundung, zwei andere hinter den Schultern jedoch ober diesen mit einem höhern Paare durch feste Gesimse verbunden, und gleichsam spalierartig an eine prismatische Wand geheftet, in gerader Richtung empor. Sie theilen sich sofort in neue Sprossen, aus denen wieder andere, und immer wieder neue entstehen, theils in gewundenen, theils in eckigten, theils in cylindrischen Formen. Die Proportion unter ihnen ist durchaus trefflich gehalten, so daß sie sich auf die leichteste Art zu tragen scheinen, ob sie gleich bis zur Höhe von 4 Nürnberger Schuhen und 3 Zollen hinauflaufen und sich auf 1 Schuh und 4 Zolle ausbreiten. In den durchbrochenen Zwischenräumen reihen sich neben, über und aneinander, eben so bedeutungs- als ausdrucksvoll (außer noch mehreren, auf der im Bilde unsichtbaren Kehrseite) bei 30 größere und kleinere, heilige und geschichtliche merkwürdige Statuen, auf verschiedenartigst gezierten Postamenten ruhend, sammt acht Brustbildern, die auf so vielen Seitenästen das heilige Kreuz umschweben. Unter jenen erscheint zwischen dem obersten Säulenpaare, dessen elliptische Wölbung in der weitern und äußersten Höhe ein Adler mit ausgespannten Flügeln deckt, allererst Christus, sich erhebend in den Himmel mit der Siegesfahne in der Hand; etwas tiefer zu beiden Seiten zwei Engel als Herolde seiner Verherrlichung. Von da abwärts Maria mit dem göttlichen Kinde, das zwei andere Engel anbethen, in aufrechter Stellung und im allverbreitteten Strahlenglanze; zu ihren Füßen ein Papst, Leo IX., und ein Patriach, oder päpstlicher Legat, vermuthlich jener von Konstantinopel, oder Gebhart III. Bischof von Konstanz, mit den Kennzeichen der ihnen eigenen Würde. Neben diesen, um einige Linien höher und größer, obgleich merklich kleiner als Christus und Maria, rechts der griechische Kaiser Konstantin VII., oder dessen Tochtermann Roman mit dem Reichsapfel, und der heilige Andreas mit seinem Kreuze; links der heilige Bischof Ulrich mit dem Hirtenstabe, und ein zweiter ohne den letztern, oder doch ein Abt, wahrscheinlich dessen Neffe Adalbero, jeder eingereiht in die treffenden Säulenordnungen, wovon sofort die mittelsten Jesum am Kreuze zwischen den beiden Schächern, unter ihm seine Mutter und den Johannes, zu äußerst den Kaiser Konstantin den Großen und seine Mutter Helena, wie unmittelbar neben dem Kreuz den Kaiser Rudolph von Habsburg und den heiligen Leopold[1] auf die sprechendste Weise darstellen. Einzelne, theils männliche, theils weibliche Figuren scheinen sich auf die Stifter des Klosters zu beziehen. Von den übrigen Bildern, von den allen und jeden eigenen Charakteren, Kronen, Zeptern und andern Emblemen, von den mancherlei Verzierungen durch Muscheln, Rosetten, Laubwerke und Blumengewinde, sammt dahin gehörigen Adlern, Löwen, Greifen, Pelikanen schweigen wir um so lieber, je schwerer es ist, ein so viel umfassendes Kunstwerk in allen seinen Theilen eben so wahr als gefällig zu bezeichnen, und je mehr man in diesem Falle weit besser durch unmittelbare Anschauung, als durch noch so viele Worte belehrt wird. Vergessen dürfen wir jedoch nicht, daß das kostbare Geschenk 43 Mark reinen Silbers in reicher Vergoldung enthalte. Den Werth des Ganzen, und insbesondere des damit verbundenen Kreu-

[1] Derselbe erscheint auf einer Münze von 1517 mit der Umschrift: S. Leopoldus, eben so, wie hier abgebildet; nur daß er dort das Kloster Neuburg auf der Linken, die Fahne aber auf der Rechten trägt.

zes, schlug man ehedem äußerst hoch an, so daß es hieß, durch solchen Schatz allein könnte sich das Kloster, wenn es durch Unglück zerstört werden sollte, vollkommen wieder herstellen. Leider hat schon mancher einzelne Theil daran sowohl durch unvorsichtige Handlung bei den gewöhnlichen so vielfältigen Ausstellungen, als durch unvermeidliche Erschütterung bei öfter nöthig gewordener Flüchtung desselben in Kriegszeiten Schaden gelitten. Doch leicht ließe sich dieser ausbessern, und weder in historischer noch in artistischer Hinsicht ist irgend etwas vermögend, dem höchst ehrwürdigen Denkmal den mindesten Eintrag zu thun.

Es bleibt ein solches doppelt durch die eigene Zugabe, womit es Maximilian noch besonders verherrlichen wollte. Diese besteht in einem Dorne, der von der Krone Christi genommen seyn soll. Er hat die Länge eines kleinen Fingers, und ist zu unterst mit Silber gefaßt, in ein rundes Gläschen eingeschlossen. Die Hochachtung des Kaisers für diese Reliquie, als ein so schätzbares Werkzeug des Leidens Jesu, war so groß, daß er es gleich dem heiligen Kreuze selbst verehrt zu sehen wünschte, und ihm daher ober diesem in Mitte der neuen Monstranz die passendste Stelle anweisen ließ. Damit aber zu diesem Ende jede feierliche Andacht im gesagten Kloster von nun an gleichsam einzig und ganz maximilianisch wäre, vermehrte er alle bisherigen Opfer noch mit vielen andern, und legte insbesondere am Samstag vor Lichtmessen in eigener Person einen vollständigen Pontifical-Ornat aus Goldstoff mit prächtigen Silber-Opfern auf den Altar. So diente sein dießmaliger, und — letzter Aufenthalt in Donauwörth noch mehr als jeder frühere nur dazu, seine Inbrunst für die Ehre des heiligen Kreuzes durch die unvertilgbarsten Beweise zu verewigen. —

---

## Gründung des Klosters Reichersberg.

Sage.

Mitgetheilt von E. Straube.

Im Erker seines Gemachs am offenen Fenster saß Ritter Werner von Reichersberg, und schaute trüben Ernstes in die Gegend hinaus, welche, vom Morgenstrahle mit Purpur überstreut, ein freudig Bild des erwachenden Lebens both. Mit der frischen, lauen Luft schlichen sich die schmetternden Töne der Lerchen herein, balsamischen Hauch der Blüthen im Gefolge; girrend liebkoste der West mit den Wipfeln der Bäume; wie Demantropfen rieselte der Thau von den Zweigen, und fernes Glockengeläute schien die erhabene Sabbatfrühe zu feiern, in welcher die ganze Natur ihres Schöpfers Herrlichkeit beging. Gleichsam in holdseliger Verjüngung blühte sie ihm entgegen, als empfände sie, wie die Allliebe des Vaters sich am innigsten erfreut an dem Gedeihen der Creatur.

Ritter Werner wurde des erquickenden Anblickes nicht froh; in seiner Brust war ein gar böslicher Gast eingekehrt, der Gram, und das wonnigliche Leben der Gefilde gemahnte ihn nur um so herber an sein eigenes Leid. Trübe Schleier hingen vor seinem Antlitze, schwere Seufzer entrangen sich der Brust, Furchen striemten ihm das Angesicht, und in den Wimpern glänzte es, wie unmännlich Naß; Vaterzähren waren es, die dem Edelherrn auf die Sammtschaube niederfielen, Schmerzensthränen um einen entarteten Sohn, und solche Wermuthperlen schädigen den Mann nimmer an seiner Ehre, dieweil Vaterweh nicht irdischer Kummer mehr genannt werden mag, sondern von der strengsten Zornesruthe des Himmels stammt, gegen welche nur weinende Ergebung ziemt, und Unterwerfung in die unendliche Weisheit. Bitter ist der Kampf, dem solches Unterwerfen abgewonnen wird; aber nicht froh macht der Sieg, sonst ein Springquell jubelnden Entzückens.

Eine geraume Weile schon war der Ritter in seinem Trübsinne verharret; da erhoben sich, aus einem fernen Flügel der Burg, melodische Orgelklänge, zu denen sich gleich hernach ein hehrer Choral gesellte, in welchem die Schloßbewohner dem Himmel ihr Morgenopfer darbrachten. Gleich Stimmen des Jenseits war der Hochgesang zu vernehmen, und andächtiglich sank Werner in die Kniee, damit auch sein Schärflein nicht fehle in dem Zoll des Dankes seiner Lieben. Religion, die heilige Schmerzbewältigerin, entsiegelte den Strom der Gefühle, so ihm die Brust beengten; mächtiger ergoß sich die Schleuse seiner Zähren und auf ihrer Fluth schwamm der Nachen der Hoffnung, des Gottvertrauens in seine Seele. Er wendete seine Blicke empor zu dem Getäfel der Decke, auf welcher in künstlichem Schnitzwerke die Grablegung des Heilands prangte, wischte sich die Augen, und sprach in christlicher Zerknirschung:

„Herr, dein Wille soll geschehen im Himmel und auf Erden; ich aber will nicht murren gegen deine Schickung; denn was Du thust, ist wohl gethan!“

Wundersam erkräftigt, wie dieß von jeglichen echten

Gebethe erfolgt, stand Ritter Werner auf, und stieß rufend in das silberne Pfeiflein, so ihm am Halse hing, bestimmt, den Vogt oder einen der Leibdiener in des Gebiethers Nähe zu heischen.

Anstatt des erwarteten Vogtes traten gleich hernach Frau Dietpurg, des Ritters ehelig Gemahl, und deren Sohn Gebhard in die Stube; erstere rothgeweinten Blickes, der Junker aber verwildert, erhitzt und schier unsicher von Gang und Geberde.

Als der Ritter des Junkherren und seines Zustandes ansichtig wurde, zuckte ein Sturm bittern Grolles über sein Antlitz, und zwischen den Brauen leuchtete es auf wie dräuender Blitz; doch er beschwor das Gewitter mit der Erinnerung an die so eben beendigte Andacht, dämpfte den gewaltigen Ton der Stimme zur Mahnrede des Vaters, und begann:

»So hast du also, meinen und deines Mütterleins Vorstellungen zum Trotz, abermals die Nacht mit liederlichen Gauchen verschlämmt bei überschäumenden Humpen, und kehrest nun heim, wie immer, des neuen Weines übervoll. Deinem Namen, deinen Erzeugern und dir selbst zur Schmach? — Unseliger Knabe, der du Jammer und Leid auf die greisen Häupter deiner Aeltern sammelst, anstatt ihres Alters Trost zu werden; gedenkst du nie der Stunde, da der Herr dich abrufen wird, um Rechenschaft zu legen über deine vergeudeten Tage, über deine in Saus und Braus verschwelgten Nächte? — Gedenkst du nie, wie leicht dir im trunknen Muthe ein Unfall zugehen, und dich in der Blüthe deiner Sünden vor den ewigen Richter fördern könnte? — Noch ist es Zeit, noch grünet dir der Lenz des Lebens; das frische Holz kann noch gebogen werden in dieser oder jener Richtung; o sey ein frommer Sohn! Laß durch des Mütterleins Thränen, durch des Vaters Gram dich erweichen; laß dich biegen zum aufrechten Stamme, der seines Hauses Stützpfeiler, anstatt von Strolchen und lungernden Saufkumpanen verkrümmt zu werden zum zwerghaften Krüppelholze: o bessere, o bessere dich!"

Trotzig hatte Gebhard des Ritters Worten gelauscht, jetzt verstummte dieser, und er brach grollend los:

„Was wollt Ihr von mir, Vater? — So ich des Lebens froh werde, in lustiger Gesellen Kreis, und der Wein mir mundet, welchen Gott in der Traube goldnen Kelch barg, auf daß wir sein genießen, scheltet Ihr mich als einen Saufbold und Stänkerer, und ich thue doch wahrlich nichts Arges: Letze mich an der Gottes Gabe, und freue mich meiner Jugend! — Habt Ihr's nicht auch so gehalten und waret ein Meister Isegrimm, wohl; so bleibt bei Eurer Weise, nur heischet nicht, daß junges Blut im Schneckengange des Eurigen schleiche. Nicht Jedem wird es so gut, mit einer Fischnatur zur Welt geboren zu werden, und kurz ich will nun und nimmer den Sauertopf spielen, so lange es mir noch warm und feurig durch die Adern pulst. — Kömmt Zeit, kömmt Rath; vielleicht werde ich auch noch einmal so ein zahmer Damoisel, wie Ihr ihn gerne in mir erblicket, habt daher Geduld; jetzt will ich trinken und lieben und den Becher der Lust bis auf die Neige hinunter stürzen!"

Rasch gewendet, huschte der Junker zur Thür; doch der donnernde Ruf des Greises fesselte ihn neuerdings an die Stelle.

„Unsinniger!" tobte Ritter Werner, „du forderst den Fluch des Vaters auf dein ruchloses Haupt. Zum letzten Male mahne ich dich an die Pflichten, so du als Christ, als Sohn, als Lehnsherr, dem Himmel, deinen Altvorderen, der Menschheit abzutragen hast, und die du schmählich hintansetzest in verwerflicher Völlerei! — Geh' hin, bechere dich zum Thier, anstatt gegen die Feinde des Glaubens, anstatt für Witwen und Waisen, für tugendsame Minne und für deinen Lehensherrn das Schwert männlich zu gebrauchen, anstatt deinen Mannen und Sassen ein Spiegel und Hort zu seyn, ich will dir nicht fluchen, aber die Rache des Himmels wird dir nicht ausbleiben. Sie wird dich ereilen in deinem Frevelthun und möge sie es immerhin; ich will lieber, daß meines Hauses Schild mit mir, als dem letzten Reichersberg, in die Grube gelegt werde, als daß ein elender Saufbold es mit Schmach brandmarke!«

Zu heftiger Entgegnung bereit, ballte Junker Gebhard die Faust und sprühte Feuer auf den greisen Paladin; doch da warf sich die Burgfrau weinend zwischen Beide, und der Edeling raste über die Schwelle, daß die Thür dumpf in den Angeln erdröhnte; der Ritter aber schaute mit schier gebrochenem Herzen aufwärts und seufzete im herben Gram:

„Wie du willst Herr, also soll es geschehen!"

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Oesterreichische Zeitschrift

für

# Geschichts- und Staatskunde.

104. Sonnabend, den 30. December 1837.

## Troppau's sittlicher Zustand im Mittelalter.

Ueber jedes Zeitalter herrscht ein allgemeiner Geist. Unbesiegbar binnen seiner Herrscherzeit, paßt er nur auf diese. Ihn darüber hinaus aufhalten, oder später wieder aufwecken, hieße einen Greis wieder jung machen wollen. Sein Zepter, bald mild, bald grausam, reicht weit über Länder und Welttheile.

Als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert England sich gegen seine Könige empörte, und einen davon gefangen hielt; in Norwegen die Birgenheimer und Bayler sich wechselseitig in ihrem Blute badeten; in Schweden die Wechsel-Regierung der Sverker und Eriche blutige Bürgerkriege und verderbliche Reichstheilungen verursachten; in Dänemark drei Könige gewaltsam ermordet, der vierte im heil. Abendmahle vergiftet wurde; in Frankreich sich Christen für das Christenthum unchristlich würgten, die Welfen und Weiblingen in Deutschland und Italien Tausende ihrer Parteiwuth opferten; in Ungarn, Mähren und Schlesien die Mongolen gräulich wütheten, und endlich überall in Stadt und Land die Grundsassen gegen ihre drückenden Grundherren die Waffen zum Selbstschutze ergriffen: da trugen die Bürger von Troppau mit die Schuld dieser barbarischen Zeiten. Sie standen im Zerwürfnisse unter sich und mit ihren Herzogen, rächten jede vermeinte Beleidigung mit Mord und Brand, sie verirrten sich bis zur Empörung gegen ihren wohlwollenden Fürsten, und verdrängten ihn zuletzt aus seinem Lande[1]. Außerdem trieben sie gräuliche Schande, entführten Frauen und Jungfrauen, und um Wunden und Todtschlag war ihnen nicht viel[2]. Nach und nach wehten von Mittag und Abend sanfte Frühlingslüfte der Gesittung. Die Religion verbot die häßlichen Geburten des wilden Waldlebens, als ihrem sanftern Geiste feindlich, die Galanterie des Ritterthums führte mildere Sitten und Verschönerung ins gesellige Leben, und liebevolle Klänge der Minstrelen in England, der Troubadouren in Frankreich und der Minnesänger in Schwaben weckten sanftere Gefühle in den Herzen der Menschen. Dazu kam noch, daß im Kriegswesen an die Stelle des Heerbanns, zu welchem jeder Angesessene verpflichtet war, das Geleit trat, wozu sich nur erblose Söhne um Lohn und Beuteantheil stellten. So wurde die bessere Menschenklasse vom rohen Kriegsgeiste gerettet.

Dieses zusammen führte allmählig einen neuen und bessern Zeitgeist herbei, welcher segnend auch über Troppau schwebte. Friedliche Gewerbe erstickten den wilden Kriegsgeist, Fremde aus gesittetern Ländern erweckten Gefühle für ein schöneres Leben, und unter der Aegide der Religion und Rechtspflege fingen häusliche Tugenden und damit das Bürgerglück zu keimen an. Daß aber die ersten Frühlingstage der Gesittung noch öfter von tobenden Stürmen unterbrochen wurden, fließt aus der Natur der Dinge.

Um ein treues Bild vom sittlichen Zustande des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu erhalten, laßt uns den Bürger in seinem Hause und in seiner Werkstätte besuchen[1]. Da finden wir den Familienvater mit stillem Ernste die Arbeit seines Hauses ordnen, und durch sein Beispiel auch Andere zum Fleiße und zur Ordnung ermuntern. Alles, Gesellen und Jungen, Knechte und Mägde, Weib und Kinder, selbst Fremde stehen unter seinem Haus-Zepter, den er mit Strenge führt, weil er für die Aufführung Aller bürgen muß[2]. Nach vollbrachtem Tagewerk besucht er seine bierberechtigten Mitbürger, oder empfängt als

1 S. die Geschichte des Fürstenthums Troppau. S. 73.

2 Daß diese Laster im Schwange waren, bezeugen die dagegen erlassenen Verordnungen. Tropp. Urkundens. Nr. 10 und 12.

1 Dieses Bild ist aus Verträgen, Käufen, Statuten, Klagen und Rechtssprüchen zusammengetragen.

2 S. Magdeburg. Recht.

solcher selbst welche. Da unterhält man sich in den mit grünen Zweigen verzierten Schenkstuben bei einem Krug braunen Märzen mit traulichen Gesprächen, bis die Glocke vom Rathhausthurme um 22 Uhr[1] das Gelage aus einander ruft.

Wenn dieses auch nicht immer ohne blutige Köpfe endete, — denn da ward nicht lange weibisch geschimpft, — so wurde doch der Rost alten, und die Quelle neuen Grolls durch versühnenden Frohsinn öfter bei Seite geschafft.

Neben diesen Gelagen fehlte es auch nicht an köstlichen Familienschmäusen, wo von der Speisen Last die Tafel sich fast beugte[2], und neben den österreichischen und ungarischen Weinen auch der balsamische Malvasir[3] und der treue Rheinwein blinkte.

Die Frau lenkt mit hausmütterlichem Anstande durch ihre mächtig wirkende Gegenwart und häuslich ruhigen Fleiß das Hauswesen, führt ihre Töchter sorgsam in dasselbe ein, gewöhnt sie an züchtige Anmuth, Frömmigkeit und häusliche Sparsamkeit. Die übrigen Stunden lehrt sie in der traulichen Kammer beim Spinnrocken ihre Kleinen die täglichen Gebete, die Gebote Gottes und der Kirche, und fügt diesen noch den ererbten Vorrath heilsamer Hausgrundsätze bei, welche vielleicht unsere neuen philosophischen Erziehungs-Systeme an Wirkung übertreffen. Ihre innere Hauseinrichtung verräth Wohlstand. Schränke mit blank gescheuertem Zinn und blumigem Irdengeschirre machen den Schmuck der Wohnstube und den Stolz der Hausfrau. Ihr feierlicher Anzug verbindet mit Zweckmäßigkeit noch Schönheit und Reichthum. Den Kopf ziert eine hohe, mit Gold- und Silberdraht bekrönte Haube, Schapel genannt; ein steifes, reich gesticktes Mieder verbirgt züchtig den Busen, den Hals umgibt eine weiße, vielfaltige Krause, und den Leib umhüllt noch ein bis zum Knie reichender faltenreicher Mantel, welcher oft mit Pelzwerk bebrämt, und oben mit einer Kapuze versehen ist[4].

1 Man zählte nach der alten böhmischen Uhr die Stunden des Tages in fortlaufender Zahl von 1 bis 24 Uhr. Daß dieses noch im Jahre 1599 Sitte war, zeigt die Umschrift eines an der hiesigen Pfarrkirche befindlichen Grabmals, welche sagt: 1599 am Tage sanct lucia zwischen 23 und 24 Uhr ist in Gott seligen entschlafen die ehrbare Jungfrau Manda, Tochter des H. Wenzel Pocharni, Hutmachers in Troppau u. s. w.

2 Eine Verordnung des schlesischen Landrechts sagt: Ein Bürger, der eine Frau mit 100 Mark heirathet, soll bei der Hochzeit nicht mehr als 10 Schüsseln, 5 Truchsessen, 5 Schenken, 5 Spielleute, — des Morgens aber nur 6, und des Abends 5 Gerichte haben.

3 In den Klagen der weinberechtigten Bürger wird des Malvasir-Weins oft erwähnt.

4 Diese ihre Tracht zeigen uns Grabmäler und Gemälde.

Wenn im Allgemeinen sich die Liebe zu Abenteuern verloren hatte, so weidete man sich doch noch gern an ihren Nachklängen, und hörte gierigen Ohrs und mit stillem Entzücken abenteuerliche Züge und wundersame Geschichten aus der Vorzeit erzählen. In ihren Unterredungen herrschte mehr Ernst als Scherz, und gehaltvolle Sprüchwörter vertraten die Stelle langer Demonstrationen. Dem Leser zur Erholung mögen hier einige folgen, die ich aus Manuscripten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gesammelt habe:

1) Andre Jahr, andere Haar. 2) Leb' für dich, Dienst hat Müh auf sich. 3) Der Tod hat kein Kalender. 4) Langsam zum Säckel, hurtig zur Huet, hülft manchem jungen Bluet. 5) Der Herr ist gut, dem man sein Willen thut. 6) Der Fuchs entdeckt den Balk, behält den Schalk. 7) Ein gutes Pferd ist seines Futters werth. 8) Von kleinen Fischlein werden die Hechte groß. 9) Halt dich rein, acht dich klein. 10) Sey gern mit Gott und dir allein, Und mach dich niemand zu gemein, So wirst in Fried und Ruhe seyn. 11) Es wird ein jeder Gast Am dritten Tag zur Last. 12) Wer will mit Nutzen reisen, Muß haben Falkenaugen, Eselsohren, Schweinsrüssel, Eselsrücken und Hirschfüße. 13) An der Hund Hinken, der Frauen Weinen, und der Krämer Schwören, soll sich niemand kehren. 14) Verstand gehört zum Rathen, Gottes Beistand zu Thaten. 15) Alte Leute, alte Ränke, Junge Füchse, neue Schwänke. 16) Schöne Tage soll man z'oben (Abends), Schöne Frauen Morgen loben. 17) Was nicht gesteckt in Noth und Leiden, Das hat kein herzliches Mitleiden. (Non ignara mali, miseris succurrere disco.) 18) Eheleute, die ziehen ungleich, Werden selten reich. 19) Wohldienen muß man schönen Frauen, Und wenig trauen. 20) Was muß seyn, da schick dich drein. 21) Zum großen Reichthum gehört große Diligence und wenig Conscience. 22) Wer will haben gute Ruh, der sehe zu, und schweig dazu. 23) Man soll mahlen, wenn man Wind und Wasser hat. 24) Zweimal im Tage essen, zweimal die Wochen lieben, zweimal des Monats baden, zweimal das Jahr aderlassen, soll die Gesundheit erhalten.

Dieses schöne Bürgerglück dauerte mit wenigen Unterbrechungen von dem Regierungsantritte Nikolaus II. im Jahre 1318 bis zum Aussterben der Premysliden in Troppau mit Herzog Ernst 1454.

F. Ens.

## Gründung des Klosters Reichersberg.

(Schluß.)

Der Herbst war eingezogen und des Segens Fülle dehnte sich in Scheuern und Kellern Reichenbergs, wie seit langen Jahren nicht; nur in den Gemächern des Edelsitzes hatte er keine Stätte gefunden. Gram und das Nachtgefolge des Kummers hingen wie gespenstige Geiersfittige über denselben.

Seit dem schlimmen Bruche zwischen Vater und Sohn hatte der letztere mehr als je seinem Hange die Zügel frei gegeben; selten zeigte er sich auf dem Schlosse Reichersberg, und mied das Antlitz seiner edlen Aeltern, die ihnen ebenfalls gehörige Riedenburg zum Wohnsitze wählend. Tag und Nacht trieb er sich im Forst und Gebirg mit gleichgesinnten Waidgesellen umher, oder er saß bei Becher und Würfelspiel, oder wohl gar setzte er die Gegend durch Dirnenraub und andere Gräuel in Schrecken. — Zu wiederhohlten Malen hatte Ritter Werner ihn vor seinen Stuhl entboten, um ihn ob irgend eines Frevels zu büßen; allein der Junker hetzte die Absage mit seinen Doggen davon und tollte nur um so ärger; der Vater bedrohte ihn mit dem Fluche, doch Gebhard lachte darob und blieb bei seinem Wandel. Da entbrannte der Greis in gerechter Erbitterung und ließ seinen Vasallen künden, daß sie ihn mit gewaffneter Hand begleiten sollten, um den Fant zu züchtigen; denn er gedachte in Wahrheit allen fernern Glimpf abzuthun wider den verlornen Jüngling, und ihn der strafenden Gerechtigkeit des Gaues zu überantworten.

Wie aber Mutterliebe nimmer von Hoffnung läßt, ihr Kind dem Guten wieder zu gewinnen; also eiferte Frau Dietpurg ängstlich gegen des Ritters Beginnen, und erbath sich Vergunst von ihm, noch einmal des Sohnes Gemüth mit Thränen und Bitten zu bestürmen. Insgeheim aber hatte sie es anders im Sinne.

Es war eben dazumal ein Knecht auf Reichersberg des Todes verblichen, und sollte am andern Tage zur Erde bestattet werden. Nun hatte Frau Dietpurg einstmals vernommen, wie der Wein, mit welchem man eines Verstorbenen Gliedmaßen wusch, dem verstocktesten Trunkenbold, so man ihm denselben unter sein Getränke mengt, für immer die Lust daran vergälle; sie füllte daher, wiewol mit zitternder Hand und mit weinendem Herzen, von der abscheulichen Flüssigkeit in ein Fäßlein, verbarg es sogleich, und gedachte, falls Gebhard ihren Zähren und ihrem Flehen schroffe Hartnäckigkeit entgegen setzte, ihm dasselbe als Gabe zurück zu lassen; gewiß, er werde es nicht verschmähen, und seiner Trunksucht ledig werden. Wohl dräute ihr die Stimme des Gewissens ob solchen Thuns, wohl rang sie sich die Hände, lag sich die Kniee wund vor dem Altare des Schloßkirchleins, der Eingebung einer andern Hülfe gewärtig; kein rettender Strahl brach in ihr Gemüth, und sie beschloß zu vollführen, wie es ihr in der Seele schwebte.

Als sie am Morgen darauf nächst des Innflusses vorüberpilgerte, denn zu Fuße wie eine Reuerin wallfahrtete sie nach Riedenburg, da schaute sie trüben Auges in die Gewässer, und ihre Thränen rieselten reichlich in die Fluth. „Mein Gott! Mein Gott!“ seufzte sie, „der du den Stummen, und dem todten Klotze Sprache und Leben verleihen kannst; gib diesen Wellen, denen mein unglücklicher Sohn täglich vorüber zieht, gib ihnen eine Zunge, deinen Donner in sein Ohr zu rufen, ihn zu retten von dem Pfuhl der Hölle, dessen Flammen bereit sind, ihn zu umfangen. O höre, o erhöre mich, Vater im Himmel, und bitte Du für uns Mutter des Heilands, dieweil auch du Mutterschmerz empfunden in seiner ganzen Bitterkeit!“

Leise flüsterte es in den Wellen des Inn, welche sich horchend dem Ufer zuzuwälzen schienen: die Wässer murmelten dumpf, und es wollte Frau Dietpurg bedünken, als erhebe sich eine riesige Hand aus der Tiefe, und lange nach dem Ufer, und verschwände wieder, das bleiche Haupt ihres Sohnes Gebhard hinunter ziehend. Mit einem Schrei des Entsetzens floh sie von der Stelle.

Mittlerweile hatte Junker Gebhard bereits Kunde erhalten von dem bevorstehenden mütterlichen Besuche und war mit grauender Morgenfrühe hinausgeritten in die Jager, sein Waidmannsgelüste übend an den Bewohnern der Forste. Kaum über die Brücke seiner Veste gekommen, überfiel ihn aber ein unheimliches Grauen; es schnürte ihm die Brust zusammen wie die Ringe eines Eisenpanzers, und um ihn her schwirrte und girrte und lebte und schwebte und flüsterte es, wie Nachtgevögel, und er vermeinte zu verspüren, als huckte im Rücken seines Gaules, dicht hinter ihm ein gräulich zwergenhafter Kobold, dessen Hauch ihm die Seele im Leibe starr machte, und dessen Hohnlachen jetzt in seinem Herzen, jetzt in den Gehirnswerken dämonisch aufgellte, und ihm nächtlige Bilder seiner Bösthaten, seiner Unkindlichkeit vorhielt, der ihm die Gestalten seiner betagten gramzerstörten Aeltern marternd vorspiegelte, daß ihm aller

Muth, und alle Jagdfreudigkeit hinschmolz wie Blei im Hochofen, und er den ganzen, verwegenen Sinn seiner ungebändigten Wildheit aufraffen mußte, um nicht von Zagen angewandelt zu werden. Sein Gewissen war erwacht, und huschte ihm zur Seite, und wühlte in seinem Innern, und hetzte ihn gleich der wilden Jagd ruhelos in die Weite — das überfließende Maß seiner Sünden hatte zu den Sternen um Rache geschrien und diese stieg nun beflügelt auf ihn herab.

Als Gebhard sich dem Innfluß nahte, ward ihm immer unheimlicher zu Muthe. Es wisperte und gohr und hohnneckte rings umher so bedrohlich, der Wind sauste wie mit lebendigen Stimmen durch die Bäume, verschüchtert schwirrten die Nachtvögel in ängstlichen Ringen um des Junkers Haupt, und Funken sprühten aus dem Grase unter seines Rosses Tritten. Wilder und wilder peitschte er den Renner, fester drückte er die Spornen in seine Weichen, daß er sich aufriß zum entsetzlichen Sprunge und mit ihm fortraste haltlos über Stock und Stein. An einer Krümmung des Flusses, eben da, wo Frau Dietpurg im Gebethe gerungen hatte, bäumte sich der Gaul plötzlich, dieweil eine Säule von Gischt sich schnurgerade in seinen Weg stellte, anzuschauen gleich einer Riesengestalt im Leichengewande, überschlug mit dem Reiter, warf ihn weit aus dem Sattel und tobte wie von Höllenerscheinungen verfolgt, unhaltbar von dannen. Aus dem Wirbel der Fluth aber tauchte die entsetzliche Faust herauf, klammerte sich an des Junkers Leib, und verschwand in den Wogen, die mit schauerlichen Wimmern auseinander stoben, als graute ihnen vor dem Opfer, so sie empfangen.

Ein halb Stündlein später kehrte Gebhard's Rappe schnaubend nach dem Marstalle des Schlosses heim, und brachte große Beängstigung unter das Gesinde, und zumal in das Herz der Mutter, welche der Rückkehr ihres Sohnes auf Riedenburg harrte. Von namenloser Angst ergriffen, beschickte sie ihren Gesponsen mit der schlimmen Kunde, und alsbald vertheilten sich alle Mannen und Dienstleute des Hauses in die Gegend, um des verschwundenen Junkers Spur wahrzunehmen.

„Es ist gewiß," stöhnte Ritter Werner, als ihm die böse Neuigkeit angesagt worden war, „es ist gewiß, daß die strafenden Gerichte Gottes über mein Haus ergangen sind, es neigt sich mit selbem zu Ende, und in frevlem Vermessen haben wir selbst die Ruthe herabbeschworen, welche unser Geschlecht von den Wohnungen der Erde hinwegtilgen soll, denn die Racheengel des Herrn lassen die bösen Wünsche der Menschen nicht unvernommen an ihren Ohren vorüberrauschen, mit ehernem Griffel schreiben sie sie auf die Tafeln der Vergeltung, und die Geister der Erfüllung ziehen aus von den Wölbungen des Lichtes, und bewaffnen sich mit der Sense des Todes, und Pest und Fehde und Tod träufeln von ihrer Spitze auf die Erde nieder. — Dieweil ich nun gesündigt in Wort und That, indem ich die Gerichte des Himmels vorschnell einlud, will ich ein Kloster bauen an der Stelle, wo meines Sohnes Leichnam gefunden wird, und will mein Leben im Gebeth und in frommen Bußübungen zubringen, bis der Staub des letzten Reichersbergers versammelt wird in die Gruft seiner Ahnen. Also soll es geschehen, so wahr mir Gott helfe."

---

Es war am Tage St. Michaels, als der Inn, zu Füßen des Schlosses von Reichersberg, die entstellte Leiche Gebhards an das Ufer spülte, worauf diese von den Landleuten, so sie fanden, nach der Veste getragen wurde. Frau Dietpurg fiel bei dem Anblicke derselben bewußtlos zu Boden, und erwachte nur, um von schwerem Gebreste ergriffen zu werden, welches ihr schon nach einiger Tage Frist den Tod gab. —

Ritter Werner, des Lebens müde, und nun auch der treuen Gefährtin beraubt, die seine Bekümmerniß liebend getheilt hatte, bestattete den unglücklichen Sohn und seine Gemahlin in die Gruft seiner Väter, und eilte dann sein Gelübde zu erfüllen. Sintemalen aber zur selben Zeit von den Blutsverwandten Frau Dietpurgs ihm Erbstreit angesagt war, ließ er, amore pacis, die festen Mauern und Wälle der Burg niederreißen, erbaute an deren Stelle in honorem sancti Michaelis, ein Kloster, welches noch gegenwärtig an demselben Orte zu schauen ist, und trat selbst in die heilige Gemeine. Nachdem er viele Jahre in Bußübungen, Kasteiungen und im Gebethe gar erbaulich verlebt, folgte er der verklärten Gesponsin in das Jenseits, und seine Hülle ward in der Kirche beigesetzt.

Solches hat sich ereignet im Jahre 1084 und kann in alten Geschichtswerken und Chroniken weiter nachgelesen werden, als ein Beispiel der Strenge, womit unnatürlich Vermessen der Kinder gegen ihre Aeltern heimgesucht wird.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

Zur

Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

---

## Dritter Jahrgang.

Herausgegeben und redigirt

von

J. P. Kaltenbaeck.

---

Wien 1837.

In Commission der F. Beck'schen Buchhandlung.

Gedruckt bei den Edlen von Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

1. Mittwoch, den 4. Jänner 1837.


## Briefe aus dem Archive zu Hainfeld.

### XI [1].

### An den Grafen von Purgstall.

Den 25. August 1806.

Dein Schreiben vom 13. Julius habe ich am 13. August erhalten. Die Worte der Freundschaft nach der langen Zeit, während welcher sich die Fortdauer deines Wohlwollens nur durch deine Wohlthat aussprach, haben mich innig erfreut, und dein großmüthiges Versprechen der Fortsetzung jener Wohlthat, welche durch dieselben Zeitumstände, durch welche sie mir unentbehrlicher werden mußte, dir um so beschwerlicher geworden ist, hat mich tief gerührt. Aber nicht wenig erschrocken bin ich darüber, daß dir die 200 Thaler hiesigen Geldes beinahe 800 fl. in Oesterreich kosten. Nein! dieses hast du in jenen besseren Zeiten nicht angeboten, und ich habe es nicht angenommen. In dem nächsten Umschlage werde ich mir mit deiner Erlaubniß durch von Aren 150 Thaler auszahlen lassen; und lebe ich länger, so werde ich dich in dem darauf folgenden um 100 bitten. Seit meinem letzten Briefe ist die Resolution über die Zulage von Copenhagen angelangt, und diese ist besser, als ich erwartete, nämlich zu 300 Thaler ausgefallen. Der Genuß davon geht aber, da das erste Quartal ganz in die Witwencasse fällt, erst zum neuen Jahre an. Wäre die Theurung bei uns nicht gar so groß, hätten nicht die Studentenhonorare durch die auf 108 herabgesunkene Frequenz, und die Zunahme der Gratisten, und dadurch, daß Professor Müller, der vom Seminar in die philosophische Facultät versetzt ist, mit mir dieselben Collegien liest — fast ganz, — und die Buchhändlerhonorare nicht völlig — aufgehört: so würde mir's durch Dankbarkeit und Ehrgefühl unmöglich seyn, von deiner überschwenglich bewährten Freundschaft auf diese Art länger Gebrauch zu machen.

Das heitere Alter, welches du mich zu hoffen ermunterst, genieße ich jetzt schon in meinem 48sten, und Gottlob schon einige Jahre her in einem höheren Maße, als ich mir's in den Zeiten meines scheinbareren Erfolges als Lehrer und Schriftsteller und meiner überspannten literarischen Wirksamkeit zu hoffen den Muth, und zu erwarten das Recht hatte. Ich habe seitdem Zeit gefunden, mich mit meinen Kindern zu beschäftigen, und ihre Liebe, ihr Gedeihen, und die heitere ruhige Aussicht auf ihre Zukunft — tröstet mich — nicht so viel über mein Schicksal in der gelehrten Republik, welche selber ihr Schicksal getroffen hat, und worüber ich Gottlob keines Trostes bedarf — aber — nicht so viel über den Einsturz aller Lehrgebäude und so vieler Staatsverfassungen, die, so Gott will, mit der Zeit in besserer Gestalt wieder aufstehen werden, — sondern über die Einbuße meiner patriotischen Erwartungen von und für Deutschland, als die Schule Europens — bei der mir allerdings das Herz blutet. Ein langes Leben übrigens würde mich schon mein körperlicher Zustand, so sehr ich mich auch in demselben von Zeit zu Zeit erleichtert fühle, weder hoffen noch wünschen lassen.

Was du mir von deiner Frau und deinem Sohne schreibst, vollendet das Bild, das ich mir von Beiden aus Frank's und Ranzau's, und noch früher aus Luisens St. — die treue Freundschaft dieser Vortrefflichen trägt mehr als je zum Glücke meines Lebens bei — Nachrichten zusammen gesetzt habe. Du Glücklicher! Gott erhalte dir diesen großen doppelten Segen!

[1] Im letzten Jahrgange lieferten wir Briefe von Schiller, Goethe, Johannes Müller, Baggesen (2), Peter Frank, Hippel, Bartsch, Fernow (2), Reinbold. Abgesehen selbst von ihrem inneren Werthe, dürften sie für den Oesterreicher schon darum von hohem Interesse seyn, weil sie die Erinnerung an einen vaterländischen Edlen erhalten, der, mit den größten Männern seiner Zeit in freundschaftlicher Verbindung, auf Mehrere derselben sogar einen wahrhaft fördernden Einfluß genommen hat.

An Ranzau werde ich in diesen Tagen schreiben und ihn nachdrücklich an seine Briefschuld erinnern. Er hat mir viel Erfreuliches von dir und den Deinigen, und Angenehmes von der alten Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit unserer Landsleute erzählt. Dagegen haben seine Nachrichten meinen österreichischen Patriotismus weniger befriedigt, der sich über das große Unglück mit der Hoffnung tröstete, dasselbe werde die Unzuträglichkeit gewisser alter Maßregeln und die Unentbehrlichkeit gewisser anderer, die doch anderwärts eben nicht mehr neu sind, fühlbar, handgreiflich außer Zweifel gesetzt haben. Das Eine, was Noth ist, scheint mir, daß die Abnahme des Gebietes schnell und kräftig genug durch Zunahme der inneren, und besonders derjenigen Kraft ersetzt werde, die in der durch vermehrte Arbeitsamkeit und Kenntnisse erhöhten Geschicklichkeit, Gewandtheit des Geistes und besonnenen Thätigkeit besteht. Zu diesem Behufe dürften wohl für's Erste einige ausgezeichnete und rüstige und unbescholtene Ausländer besonders bei den Unterrichtsanstalten schwerlich entbehrt werden dürfen.

Von unserer Literatur kann ich dir nicht viel und nicht Vieles schreiben, ungeachtet ich mich durch drei Literatur-Zeitungen und durch die Gefälligkeit des guten Perthes so ziemlich mit ihr im gleichen Schritte zu halten versuche. So lange ich sie kenne und beobachte, hat sie nie so wenig Interessantes und so viel Unbedeutendes hervor gebracht, wie sich denn in einer Zeit, wo sich in Deutschland Alles nur pro focis (an die aras denken die Wenigsten mehr) interessirt, nicht anders erwarten läßt. Auch die Literatur-Zeitungen stimmen in ihrer Beschaffenheit damit zusammen. Hast du indessen den ersten Jahrgang der neuen jenaischen L. Z. nicht durchblättert, so muß ich dich darum bitten — du findest darin außer mehreren merkwürdigen Recensionen von Johann Müller, Arbeiten von Voß und Goethe (von Letzterem eine vortreffliche Charakteristik der Voßischen Gedichte) — die du sicher mit Vergnügen lesen wirst. Die Müller'schen Recensionen gehen auch in den beiden andern Jahrgängen fort, und sagen viel politisches Hörenswerthes mit seltener Freimüthigkeit, wie ich sie außer den beiden letzten Schriften von Genz: über das Verhältniß zwischen England und Spanien, und Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichtes — nirgends sonst gefunden habe. — Das letzte mir besonders wichtige Buch, das ich gelesen habe, und mit dem ich darum anfangen will, sind die Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann v. Müller, die mich vorzüglich im zweiten Bande in einem hohen Grade angenehm unterhalten haben, und aus welchen eigentlich nur Ein Brief wegzuwünschen ist, der auch den nicht erbaulichen Krieg zwischen unserm ehrwürdigen Jacobi und dem nichtswürdigen Körte und die jacobische Gelegenheitsschrift über die Bekanntmachung vertrauter Briefe, die so eben bei Göschen heraus kam, veranlaßt hat. Der vierte Theil von Müller's Schweizergeschichte hat mich vorzüglich durch die Vorrede und das Kapitel über die alten Sitten und Denkarten angezogen. — Nächstens werde ich Bredow's — eines Schriftstellers, den ich deiner Aufmerksamkeit empfehle — Chronik des 19. Jahrhunderts für das J. 1804 lesen — und darauf Eichhorn's Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Ueberhaupt erhole ich mich eine geraume Zeit her an der Geschichte, und habe mich vor Kurzem durch Robertson's Geschichte Carls des V. (sage deiner verehrungswürdigen Frau, daß ich so glücklich bin, Robertson, Hume und Gibbon in der Ursprache gelesen zu haben, und nie aufhören werde, besonders die beiden ersten zu lesen) erquickt. Göde's England, Wales, Irland und Schottland brauche ich dir wohl kaum zu nennen. Vielleicht aber Bertholdi's Bruchstücke zur nähern Kenntniß von Griechenland — Bonstetten's Reise in die classischen Gegenden Roms, und unseres Hegewischen's Uebersicht der irländischen Geschichte. In der schönen Literatur genieße ich des älteren nicht bloß, obwohl auch zum Theil aus Ermanglung des Neueren. Diesen Winter und dieses Frühjahr, so lange Reventlow in Kiel war, habe ich dort manchen Abend mit Vorlesen von Schiller und Goethe sehr angenehm zugebracht. Auch unserer vielgeliebten Kronprinzessin habe ich die Iphigenia vorgelesen. Von dem Geschreibe über Schiller's Tod verdient besonders Schiller's Feier Seinen Manen durch seinen Geist (Gotha, bei Becker) gelesen zu werden. So gut Stollberg's Uebersetzung des Ossian ausgefallen ist, wirst du doch wie ich nur das Original lesen wollen. Aber mit den Griesischen Uebersetzungen des Tasso und Ariost mache ich gerne eine Ausnahme.

Laß dich durch Werner's gelungene Söhne des Thales nicht verleiten, das mißlungene Kreuz an der Ostsee zu lesen. Schiller's Parasit aus dem Fran-

zösischen hätte zu Schiller's Ehre französisch bleiben müssen. Aber ein in Leipzig bei Göschen herausgekommenes Lustspiel: Wohin? — wirst du wegen einigen die Gefühle, die wir Deutschen über die gegenwärtige Lage haben sollten, trefflich schildernden Scenen gerne lesen. — Polyidos, die Aitolier und Kallierhore von Apel in Leipzig sind als gelungene Versuche in griechischer Art und Kunst lesenswerth. Von Balboa und den älteren Collin'schen Stücken brauche ich einem Einwohner Wiens nicht erst zu sprechen. — Hebel's Allemannische Gedichte sind wohl auch bei euch schon lange keine Neuigkeit mehr. — Bei uns kann man nicht aufhören, sie lesen zu lernen und zu genießen. Wieland scheint mir durch seinen Krates und Hipparchia wieder gut gemacht zu haben, was er in meinen Augen durch Menander und Glycerion sündigte. Du erlaubst mir ja, in Zukunft nach jeder Messe wenigstens dir mitzutheilen, was mir mittheilenswerth scheint. Alle die Meinigen erwiedern dankbar und ehrerbietig deinen Gruß. Meine Verehrung an deine würdige Gemahlin! ewig

dein Reinhold.

---

Carl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden ꝛc. Eine biographische Skizze von dessen Sohne Dr. K. W. Böttiger, königl. baier. Prof. der Geschichte und Bibliothekare zu Erlangen. (Aus den »Zeitgenossen« besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. Leipzig, Brockhaus, 1837. 140 S. 8.

»Seit dem Tode des Hofraths Böttiger erblickt man einen weiten leeren Raum an der akademischen Tafelrunde der europäischen Gelehrten; dem Bienenvolke der bürgerlichen Geschäftswelt fehlt ein kundiger, eben so theilnehmender als mittheilender Beobachter; das jüngere, nach Bildung strebende Geschlecht hat ein edles Vorbild, einen wohlwollenden, lehrreichen Führer, und der enge Kreis geistvoller Geselligkeit einen heitern, gutmüthigen, liebenswürdigen Greis aus seiner Mitte verloren. In der Ferne und Nähe oft bewundert, von Einzelnen verkannt und angefeindet, aber verehrt und geliebt von Vielen, stand Böttiger, ein harmlos wohlwollender Mann, fünfzig Jahre lang in den vordersten Reihen einer reichen und ehrenvollen Umgebung. Er bildete und arbeitete sich empor zu dem Rufe einer Universalität, die Manche in dem großen Gebiete seines Wissens Polyhistorie und in dem Umkreise seines thätigen Lebens Polypragmosyne genannt haben, aber sehr mit Unrecht; denn Alles in seinem geistigen Leben und Wirken bezog sich auf Einen Punct, auf den Menschen. Nichts blieb ihm fremd, was Sache der Menschheit ist; denn er war selbst ein herrlich begabter guter Mensch. Also die heiligsten Institute des Menschenlebens, Kirche und Schule, die edelsten Güter desselben, Wissenschaft und Kunst, die äußeren Träger derselben, Kunstfleiß und Handel, und das Band, das alle Kreise desselben umschließt, die Literatur des Lebens, Journalismus, Briefwechsel, Umgang mit Männern und Frauen aus allen Ständen der Gesellschaft; das ganze Gebiet der Civilisation zog durch die Zaubermacht der Humanität den kräftigen Mann fortwährend an, es erregte sein Mitgefühl, seine Begeisterung, seinen Thätigkeitstrieb. Darum trat er gern voran, um das Gute, Wahre, Schöne, Nützliche zu fördern, nicht weil er hervortreten wollte, sondern weil er, von einem Drange getrieben, das Wort ergreifen mußte, unbekümmert, wie man es ausdeutete, und irrte er ja in Ort, Zeit und Weise, so erkannte er es gewiß der Erste und rief seiner jugendlichen, im Alter noch frischen Lebhaftigkeit das Wort des weisen Kleobulos zu: »Halte Maß und Ziel in Allem.«

Diese Zeilen, einem größeren Aufsatze von Prof. Hasse in der Leipziger Zeitung entnommen, bezeichnen auf eine eigenthümlich erschöpfende Weise, was und wie Böttiger war; man wird es uns daher zu Gute halten, daß wir mit ihnen die Besprechung der vorliegenden Lebensgeschichte des seltenen Mannes eröffneten. Biographien bieten stets, ihr artistischer Werth möge welcher immer seyn, eine anziehende und belehrende Lectüre; gegenwärtige, obgleich nur Vorläuferin einer umfassenderen, zu welcher sich mehr als 20.000 Briefe und Zeugnisse der Zeitgenossen in den Händen des Verfassers befinden, verdient in jeder Beziehung die größte Aufmerksamkeit. Niemand wird der unermüdeten Thatkraft, dem reichen Leben seine Bewunderung; Niemand dem Menschen, wie Wenige echt und bieder, seine Liebe versagen können.

Carl August Böttiger wurde in dem kleinen vogtländischen Städtchen Reichenbach am 8. Juni 1760 geboren. Sein Vater, Johann Carl, war Conrector an der Stadtschule, kam aber bald hierauf nach dem benachbarten Elsterberg als Diakonus. Hier erhielt der Knabe den ersten Unterricht: Anfangs von dem Vater selbst, dann aber von einem tüchtigen Schüler des berühmten Ernesti, dem Kantor Bauler. Als dieser den »Jungen« nicht weiter bringen zu können erklärte, wurde er, zwölf Jahre alt, am 11. Mai 1772 der bekannten Schulpforte übergeben, wo er die gewöhnlichen sechs Jahre hindurch höchst bedeutende Fortschritte machte.

Auf der Universität zu Leipzig, wohin er sich 1778 begeben, zogen ihn unter den Philologen Reiz, unter den Theologen Morus und Zollikofer besonders an. In den alten Sprachen war er schon so weit vorgeschritten, daß er an eine kritische Ausgabe des Martial dachte, und im Englischen und Italienischen gab er bereits Anderen Unterricht. Häusliche Verhältnisse zwangen ihn jedoch 1781, als Hofmeister sein Fort-

kommen zu sichern, wodurch er von weiteren literarischen Bestrebungen abgehalten wurde. Indessen erhielt er 1784 die Rectorsstelle am Lyceum zu Guben, errichtete überdieß bald nach seiner Vermählung ein Privat-Institut, und verschaffte sich so in Kurzem den Ruf eines tüchtigen Schulmanns. Man wetteiferte um seinen Besitz; mehrere Anträge schlug er aus, und als er 1790 kaum nach Budissin gegangen war, wurde er durch Herder, dessen Bekanntschaft er früher gemacht hatte, als Rector nach Weimar berufen. Schon am 3. October trat er mit einer, gegen seine Gewohnheit — denn er sprach am liebsten frei, aber nach durchdachtem Plane — wörtlich memorirten Rede über die Vortheile und Nachtheile, welche eine Schule aus der Nachbarschaft einer Universität ziehe, sein Amt an. Herder führte ihn feierlich ein; unter den Zuhörern waren auch Goethe und Wieland. Damit trat Böttiger in Weimar, der damals ohne Zweifel literarisch-berühmtesten Stadt Deutschlands, auf; in jener Stadt, die man nicht bloß aus unbedachter Schmeichelei, oder um etwas geistreich seyn Sollendes gesagt zu haben, das deutsche Athen zu nennen pflegte. Nicht nur in einem erweiterten, höchst segensreichen Wirkungskreise befand sich Böttiger jetzt, sondern auch in den geistig-erweckendsten Umgebungen wahrhaft großer Männer, unter den Augen eines ausgezeichneten Fürsten und zweier unvergleichlicher Fürstinen, der für alles Geistige den ausgebildetsten Geist selbst mitbringenden Herzogin-Mutter Amalia und der wahrhaft edlen, aber auch das Ansehen und die würdigen Formen des Hofes aufrecht haltenden regierenden Herzogin Luise, und dem wohlgewählten Gefolge Beider. Wie mußten solche Kreise, denen sich bald Schiller zugesellte, auf welche auch das an ausgezeichneten Männern eben damals so reiche Jena in vielfacher geistiger Belebung und Reibung einwirkte, wie mußte die reiche Fülle von Erfahrungen und Kenntnissen, die damals dort ausgetauscht wurden, und von Manchen auf längeren Reisen, besonders nach Italien, erworben worden waren, auf den kräftigen, regsamen, so Vieles mitbringenden und doch so lernbegierigen, für Alles, was Wissenschaft und Kunst bedarf, so empfänglichen B. einwirken? Gewiß die vielseitige Ausbildung, die Guben, Budissin, selbst das damalige Dresden ihm nie gegeben haben würden, konnte ihm nur Weimar geben. Daher erklärte er die Versetzung dahin für den glücklichsten Wendepunct seines Lebens und seinen dreizehnjährigen Aufenthalt daselbst für seinen wahren Lebenssommer, wenn es auch an Stürmen in demselben nicht ganz fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

---

Die oligarchische Partei, und die Hetairien in Athen von Kleisthenes bis an das Ende des peloponnesischen Krieges. Eine akademische Gelegenheitsschrift von Wilhelm Vischer, Dr. Ph. und außerordentlichem Professor an der Universität zu Basel. Basel, Schweighauser, 1836. 37 S. 4.

Ohne untersuchen zu wollen, wie viel der Verfasser früheren Forschungen über denselben Gegenstand verdankt, und mit Ausnahme von einigen vielleicht weniger haltbaren Behauptungen, muß man gestehen, daß vorliegende Abhandlung zu den besten ihrer Art gehört. Gründlich und einfach schön geschrieben weiß sie bis zum Ende die Aufmerksamkeit des Lesers fest zu halten und fördernd zu beschäftigen. Die Hetairien und die συνωμοσίαι ἐπὶ δίκαις καὶ ἀρχαῖς spielen in der Geschichte Athens eine der wichtigsten Rollen; sie waren insbesondere von dem größten Einflusse, als der alte Patriotismus zu Grabe gegangen, und statt Gemeinsinn — Selbstsucht in alle Glieder des Volkes gedrungen war. Dieß aber geschah nach Perikles Tode, indem der Egoismus der oligarchischen Partei an den demokratischen Elementen so lange rüttelte, bis diese stürzten. Der Verfasser setzt die Entstehung der Hetairien in die Epoche der Parteikämpfe zwischen Isagoras und Kleisthenes; wir möchten sie in eine etwas spätere Zeit verlegen. Gewiß ist es, daß die beiden genannten Männer Vertreter der beiden Principien waren, die sich damals feindlich und mit dem Geiste der Vernichtung gegenüberstanden, der Aristokratie nämlich und der Demokratie; wir möchten daher annehmen, daß jene Vereinigungen erst dann sich organisirt haben, als das demokratische Princip festen Fuß gefaßt hatte. Nach Plutarch zeigt sich die erste Spur einer Hetairie unter Themistokles; und von da an unterliegt es auch keiner allzu großen Schwierigkeit mehr, die leitenden Köpfe solcher Clubbs bis auf die Dreißig herab zu bezeichnen.

Im Jahre 1814 hat zu Königsberg Professor Hüllmann über denselben Gegenstand eine selbstständige Abhandlung herausgegeben: »Programma de Atheniensium συνωμοσίαις,« welche nach unserer Ansicht den Gegenstand eben so erschöpfend als geistreich aufgefaßt und durchgeführt hat. W.

---

## Notiz.

Fronsen's Geschichte des Hellenismus (Hamburg, Perthes, 1836) ist nach der Bemerkung eines ausländischen Literaturblattes mit sehr großer Weitschweifigkeit geschrieben, und nicht selten fehlt es auch an der nöthigen Kritik, wie z. B. gleich Anfangs gesagt wird, daß Alexander mit einer Rüstung gegen Arabien vor seinem Tode beschäftigt gewesen, die offenbar auf die Indusländer berechnet war.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

2. Sonnabend, den 7. Jänner 1837.

Aktenmäßige Darstellung des königl. böhmischen Erbhuldigungs-, Belehnungs- und Krönungs-Ceremoniels; bei Gelegenheit der Krönungsfeyer Ihrer Allerhöchsten Majestäten Ferdinand und Maria Anna, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Legis-Glückselig. Mit einer Abbildung der königl. böhmischen Reichskleinodien, ferner der Krönungskirche, des St. Wenzelsschwertes und der gewöhnlichen böhmischen Coronationsmünzen. Prag, Leitmeritz und Teplitz, C. W. Medau, 1836. X und 138 S. 8.

Seit fünf Jahren beschäftigt sich der Verfasser des vorliegenden Werkes mit rechts-historischen Sammlungen zum Behufe einer »Geschichte des Rechts und der Gesetzgebung von Böhmen« — ein Umstand, der ihn wohl zunächst als berufen herausstellte, die gegenwärtige Arbeit zu übernehmen. »Und so habe ich,« sagt er im Vorworte, »einerseits aus jenen Sammlungen, andererseits aus dem, allerhöchsten Ortes vorgezeichneten Ceremoniel der dießjährigen Krönung geschöpft; indem ich es nämlich zum ersten Male versuchte, dasjenige Ceremoniel zu entwickeln, welches auf dem bestimmtesten Reichsherkommen beruhet, und daher als bleibend und stätig angesehen werden darf. Da es dem Rechtshistoriker erlaubt ist, alle Arten von Observanzen aus gewissen positiven Ausgangspuncten vorzugsweise herzuleiten, so habe auch ich die bekanntlich sehr conforme böhmische Krönung des Kaisers und Königs Leopold II. in vielen Fällen zur Richtschnur meiner Schilderung angenommen; im Uebrigen habe ich mich von der Analogie leiten lassen, und erwarte, wenn sich der dargestellte Ritus als »aktenmäßig« bewährt, auch für die auf den rein geschichtlichen Theil meines Buches verwendete Forschung ein billiges Urtheil.« Referent muß gestehen, daß er das Buch mit vielem Interesse und nicht ohne mehrseitige Belehrung gelesen hat; die historische Entwickelung ist eben so gründlich als umsichtig durchgeführt, und die Darstellung bewährt auf jeder Seite den gewandten Schriftsteller. Ein nicht gewöhnlicher Fleiß tritt sogleich bei der ersten Abtheilung, welche die »Krönungs-Literatur« enthält, unverkennbar hervor. Wie nirgends so zahlreich, sind hier sowohl die allgemeinen, als auch die besonderen Hilfsquellen zusammengestellt, und von den gedruckten dürften nur sehr wenige nahmhafte fehlen. Auf die handschriftlichen scheint der Verfasser keine Rücksicht genommen zu haben; da ließen sich wohl mehrere bedeutende nachweisen. Referent erinnert sich insbesondere an eine sehr ausführliche Beschreibung der Krönung Carls VI., welche in der Lizitation der hiesigen Augustiner-Bibliothek vorgekommen, und wenn er nicht irrt, für das geheime Hausarchiv erstanden worden ist. Andere von geringerem Umfange hat er sich als in verschiedenen Bibliotheken vorhanden aufgezeichnet, und sie sollen bei einer weitern Veranlassung in diesen Blättern angeführt werden.

In der geschichtlichen Entwickelung nimmt der Verfasser den Eingang, indem er allgemein aufstellt: »Im Mittelalter, wo das Recht der Thronfolge oft unsicher und streitig war, mußte eine solche Einsetzung und Anerkennung des Landesfürsten allerdings für nothwendiger gehalten werden, als jetzt, wo der verfassungsmäßige Thronerbe die erledigte Regierung jedesmal von Rechtswegen (ipso jure), mithin unmittelbar antritt. Wenn also die öffentliche Krönung des Monarchen, vom publicistischen Standpuncte aus, bloß als ein in dem Reichsherkommen zwar gegründetes, aber keineswegs integrirendes »Ceremoniel« erscheint, so ist es gleichwol zur Aufrechthaltung der geheiligten Rechte des Thrones, so wie zur Erhöhung des Glanzes der landesfürstlichen Würde und Majestät von hoher Bedeutung u. s. w.« Hierauf geht er in die ältesten Zeiten zurück, erzählt die ersten Spuren, und fährt bis zur vollkommenen Ausbildung fort. Der dritte Abschnitt handelt von den Krönungsinsignien, der vierte von St. Wenzel's Ritterschlag und der fünfte gibt eine Uebersicht der obersten Landesofficiere und Erbhofämter des Königreichs Böhmen. Interessant ist die Abtheilung über die Erbhuldigung der böhmischen, mährischen und schlesischen Stände; die übrigen Abschnitte aber sind mehr oder minder bei der letzten Krönung bekannt gemacht worden. Wie bereits gesagt, hat Referent das Büchlein mit Vergnügen gelesen, und er lebt der Ueberzeugung, daß es Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Die Auflage ist schön; der Preis billig.

W.

**Memoirs of the Council of Trent et by the Rev.** ***Joseph Mendham.*** **London 1834. 8.**

Der Verfasser dedicirt sein Werk dem Papste Gregor XVI., der nach seiner Meinung ein Concilium berufen soll, um durch dasselbe feyerlichst alle Beschuldigungen zu widerlegen, als wäre die römisch-katholische Kirche abergläubisch, abgöttisch, treulos, grausam, und maße sich über weltliche Souveraine eine ungebührliche Herrschaft an, welche Beschuldigungen, wie er glaubt, besonders durch das Concilium von Trient seyen veranlaßt worden. Er nennt sich one of the best wishers to his temporal and eternal welfare!

In der Vorrede kritisirt er die beyden Geschichtschreiber des Concils: Sarpi und Pallavicini, nennt den ersten fast einen Protestanten, und glaubt, daß der zweyte am meisten beygetragen, den ersten zu bestätigen. Er führt dabey die Uebersetzung (ins Französische) von Courayer an (Basle 1738, 4.), der den Sarpi wesentlich durch viele Noten verbessert. — Mendham wirft beyden vor, daß sie nicht genügen hinsichtlich der Nachweisung ihrer Quellen. »They both fail in a precise »and satisfactory reference to their sources or authorities.« — Er sagt insbesondere von Pallavicini: »His references, „being to manuscript and unpublished works, if they had „been intended, or calculated, to pereclude hesitationshould „have presented to the reader the identical words of the „originals.“

Seine Absicht ist nur, Zusätze zu liefern, und zwar aus bisher unbekannten Quellen, aus welchen vermuthlich Pallavicini, aber nicht ganz getreu geschöpft hat. Er ist im Besitze von 28 Bänden, vormahls dem Grafen von Guilford gehörig, die er 1832 von Mr. Thorpe kaufte, und die meistens gesammelt seyn mögen zur Zeit der Herrschaft der Franzosen in Italien.

Er beschreibt nun seine Manuscripte näher. I. und II. Duplicate. 1) Diario del Concilio di Trento diviso in otto libri (vielleicht vom venetianischen Ambassador, Niccolo da Ponte, s. Pallavicini Ist. del Conc. Trid. XXIV. XI. 11.). 2) Diario del Concilio di Triento ove si descrive quanto in esso occorse descritto in 4 libri dal ambasciatore Veneto (sind auch 8). — Courayer hatte Kenntniß davon, und betrachtet es als a simple abridgement of Fra Paolo's history.— III. Dell' Historia del Sacro Concilio di Trento scritta da Antonio Milledoni Secretario del consiglio de X di Venetia in detto concilio Libri Due. Libro primo. „Its general character is very secular; and the writer is a sufficient bigot on trying points.« — Pallavicini scheint es nicht gekannt zu haben. — IV. Summarium Sacri Concilii Tridentini Bononiensis, ein wahrhaft wichtiges Werk. — Es begreift die erste Zusammenkunft von 1545—1547, aber die Geschichte geht von 1541— 1549. — V. Lettere conciliari scritte dalli Legati, al Cardinale Farnese nella apertura che si fece del concilio a Trento nell' anno 1545 (vom 13. März 1545 bis 22. May 1546; vom 22. Jänner bis 2. März 1546 ist eine Lücke). Li Legati furono il Cardinal de Monte che fu poi Papa Giulio terzo; il Cardinal de Santa Croce che fu poi Papa Marcello, et il Cardinal Polo Inglese, homini sapientissimi et valorosissimi« (geschrieben ist dieses Manuscript zwischen 1572 und 1585). — VI. Duplicate two additional sets of lettres in the volume. — VII. Lettere scritte da diversi ministri de Principi dal concilio di Trento all' Illustrissimo Sr. Cardinale Farnese, is certainly the most valuable of the three. Der erste Brief vom 1. Februar 1546, der letzte vom 31. December 1546. Lücke vom Juni bis 17. Juli. Von der zweiten Versammlung in den Jahren 1551 und 1552 hat er keine Manuscripte. Diese werden ersetzt durch die Briefe (gedruckten) des Vargas an den Bischof Arras, zuerst bey Dr. Michael Geddes in his Council of Trent no free Assembly 1697. Darauf im Französischen bey Le Vassor in seinen Lettres et mémoires de Franc. de Vargas, 1700. Der Verfasser tadelt heftig le Plat, der in der Vorrede p. VI des ersten Bandes der Monumenta, von denselben so flippantly spricht: »But the man who could regard the bishop of Meaux's Variations as a conclusive book might be expected at times to resign the sound part of his understanding. Seine übrigen Manuscripte betreffen die Zeit der letzten Versammlung, unter Pius IV. 1562 und 1563. — VIII. Diario del Concilio di Trento sotto Pio Papa IV. (Jo. Astolfo Servantio of S. Severino in the Marca d' Ancona.) Schreiber beim Concilium, s. Pallavicino Ist. XVI. 4. — IX. Acta Concilii Tridentini 1562 et 1563 usque in finem Concilii Pio IV. Pont. max. et alia multa circa dict. concilium Fragmenta. a Gabriele Cardinale Paleotto descripta. „This is an extended and highly valuable history, and is one of the principal fountains from which Pallavicino drew his intelligence for the corresponding period Ist. XV. 13. 4. — X. Lettere dei SSri. Cardinali Legati del Concilio Tridentino e di Monsign. Visconti scritte a S. Carlo Borromeo Nipote di Pio IV. et al Bindoni Divise in in (sic) due tomi. — Tomo P°. Degl' anni 1562 e 1563. There is, however, a third volume continuing Visconti's Letters, as expressed in the general title. The first letter of this third volume is dated December 10, 1562, and the last date is Sept. 22. 1563. (M. Aymon hat Amsterdam 1719 in 2 Bänden in 12 einen Theil dieser Briefe im Original mit französischer Uebersetzung herausgegeben. Der erste Brief fängt aber erst 1. Februar 1563 an und der letzte 6. September 1563.) — Das Manuscript hat auch Werth wegen der Varianten. — Pallavicini und Sarpi benützten es. — XI. Diverse Instruttioni, Lettere e Scritture appartenenti al Concilio di Trento. Meist Missive der Regenten.

— XII. Varia Tractata Sacri Concil. Tridentini cum ejus Indice in fine (der aber im Anfange ist). 472 Blätter in lateinischer, italienischer, spanischer Sprache.

Dann hat er 6 Bände, eine Abschrift von Sarpi's Geschichte, aus Pallavicino corrigirt (in Noten, perfectly hostile). Der Verfasser ist Giambattista Rinalducci (geschrieben um 1665). Auf einer der ersten Seiten ein von Pallavicini dictirter und eigenhändig unterzeichneter Brief gegen die Herausgabe, s. den merkw. Brief S. XVI.

Dann: Declarationes Concilii Tridentini in 8 großen Bänden, — von der Congregation instituted for the Interpretation of the canons and decreerces of the Council of Trent (lately printed in Rome by Zambony). — Er benützte aber auch sehr bekannte gedruckte Werke.

---

Carl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden rc. Eine biographische Skizze von dessen Sohne Dr. K. W. Böttiger, königl. baier. Prof. der Geschichte und Bibliothekare zu Erlangen. (Aus den »Zeitgenossen« besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. Leipzig, Brockhaus, 1837. 140 S. 8.

(Fortsetzung.)

Die Zeit, welche Böttiger als eifriger Schulmann erübrigte, widmete er literarischen Arbeiten und dem Umgange mit den berühmtesten Männern seiner Umgebung; in den vier Ferienwochen machte er gewöhnlich größere Ausflüge, die ihm viele Bekanntschaften erwarben. Sein Verhältniß zu den Gelehrten Weimars war größtentheils ein sehr freundliches, und zunächst in den ersten Jahren stand er mit Herder in der innigsten Verbindung. Goethe war Anfangs freundlich, sogar wohlgesinnt und zuvorkommend; aber dessen unbedingter Lobredner und Anbeter vermochte Böttiger nicht zu werden; und wie es Herder ungern gesehen, daß dieser sich eng an den geheimen Rath v. Voigt anschloß, so schien es Goethe zuwider, daß er mit Herder, der eine Zeitlang mit Goethe gespannt war, und Wieland in so engen Verhältnissen stand; daß er durchaus nicht Einer Partey allein huldigen wollte, und sogar mit einem Kotzebue in persönlichem Verkehr und Briefwechsel stand. Wenn nun gar Böttiger mitunter gegen die blinde Begünstigung von Geistesproducten Goethe'scher Anhänger, wie des »Jon«, des »Alarcos«, der »Lucinde« sich aussprach, so betrachteten dieß allerdings die Männer von der andern Fahne als eine Herausforderung, die sie ihrem Meister zu Ehr' und Liebe in Xenien und gestiefelten Katern, Ubiques und in den Derbheiten, welche ihre Blätter damals ausschüttelten, beantworten zu müssen glaubten. Allerdings gossen auch Kotzebue, Merkel und ihr »Freymüthiger« Oel ins Feuer. Dennoch ist B. immer der Erste gewesen, welcher dem großen Genius die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Mit Major v. Knebel, v. Einsiedel, v. Voigt, dem geistreichen Fräulein v. Göchhausen, mit Falk, Jean Paul, dem tüchtigen Schweizer Meyer, mit dem thätigen und biedern Bertuch stand Böttiger fortwährend im freundlichsten Verhältnisse; das innigste aber bildete sich bald zwischen ihm und Vater Wieland aus, und verwandelte sich in wahre Freundschaft. Letzterer half unstreitig in seinem Freunde die Wendung von der blos grammatischen Philologie zum Studium des Alterthums nach seinen weiteren Kreisen mit ausbilden. Einen in seiner Art einzigen Mittelpunct der vorzüglichsten Geister Weimars und Jenas aber bildete seit Jahren die Herzogin Amalie. In Ettersburg und im lieblichen Tiefurt ist manches Köstliche in ihrem Kreise gesehen und gehört worden. Im Sommer 1791 hatte sich ein ähnlicher Verein im Palais der edlen Fürstin gebildet, um monathlich einmahl aus dem Felde der Wissenschaften und Künste, Auszüge aus literarischen Correspondenzen und neuen Schriften, kleine Gedichte, Erzählungen, Demonstrationen physikalischer oder chemischer Lehren und Experimente nach Wahl, Fach und Fähigkeit eines jeden Theilnehmers mitzutheilen, wobei auch das regierende Fürstenpaar selten zu fehlen pflegte. Als Böttiger (4. Nov. 1791) diesen Cirkel zum ersten Male besuchte, war Goethe für diesen Abend Präsident, und gab fortgesetzte Betrachtungen über das Farbenprisma. Herder sprach über die wahre Unsterblichkeit für die Nachwelt, Geheimrath v. Voigt über ein merkwürdiges Diplom des Kaisers Friedrich Barbarossa im weimarischen Archive. Prof. Bartsch las über den Nautilus, M. Lenz aus Jena zeigte eine Reihenfolge von Intestinalwürmern in Spiritus vor. In diesem Kreise, wo auch Bertuch, Hufeland, Buchholz, Kästner, Bode Vorträge hielten, ließ sich Böttiger schon in einer der nächsten Sitzungen, am 2. März 1792, vernehmen. Veranlaßt durch Wegdwood's damals neue Erfindungen, las er über die Prachtgefäße der Alten, wozu die Herzogin Amalie einige aus Italien mitgebrachte echt antike Vasen aus ihrem Zimmer herbeiholen ließ. Durch diese Fürstin bekam B. nun die erste Veranlassung, sich noch mehr mit Archäologie und Mythologie zu beschäftigen. Der »Raub der Kassandra auf einem nolanischen Gefäße« war sein erstes Tirocinium in diesem Felde (1794). Durch seine Correspondenz, besonders mit Heyne und Millin, wurde er darin immer befreundeter. Sein philologischer Gesichtskreis mußte sich nothwendig immer mehr und mehr erweitern; in einem Kreise, aus welchem die Fürstin, Goethe, Herder, Meyer u. A. Italien selbst gesehen hatten, in welchem dortige Kunst und Weise gleichsam Tagesgespräch war, konnte und durfte B. nicht zurückbleiben. In diese frühere Zeit fallen nachstehende Schriften und Programme von ihm: »De originibus tirocinii apud Romanos«, »De personis scenicis vulgo larvis«, »Quid sit docere fabulam«,

das »Specimen novae editionis Terentii«, die »Quatuor aetates rei scenicae« (1798), die »Ilithyia oder die Hexe« (1799), »Ueber die Verzierungen gymnastischer Uebungsplätze durch Kunstwerke« (1795), »Ueber Echtheit und Vaterland der antiken Onyxcameen« (1796), »Ueber den Aesculapsdienst auf der Tiberinsel« und »Ueber die ältesten Spuren der Wolfswuth in der griechischen Mythologie« (beyde in Sprengel's »Beyträgen zur Geschichte der Medicin«, 1, 2, Halle 1795), das »Archäologische Museum« und die »Archäologischen Hefte« (1800, 1801), »die Furienmaske«, seine »Erklärenden Anmerkungen zu den ausgewählten Oden und Liedern« von Horaz u. m. A. Hierher gehören auch das Programm: »De actoribus« und die griechischen Vasenerklärungen nach Tischbein's Zeichnung von Hamilton's Sammlung, von denen 1797 das erste und 1803 das dritte und letzte Heft erschien.

Von dem Theaterwesen der Alten war bey Böttiger's Empfänglichkeit für alles Schöne in Vergangenheit und Gegenwart zu dem der Neuern ein sehr natürlicher Uebergang; zumal in Weimar, welches schon früher vor dem Schloßbrande 1772 die berühmtesten Künstler über die kleine Hofbühne hatte gehen sehen, und welches um diese Zeit wieder eine ausgezeichnete Gesellschaft besaß, die Goethe und Schiller durch und für ihre dramatischen Meisterstücke selbst zugeschult hatten. Wie alle neuere Literatur des In- und Auslandes (man sehe seine zwey Bändchen von dem »Zustand der neuesten Literatur, der Künste und Wissenschaften in Frankreich«, Berlin 1795 und 1796) an ihm einen aufmerksamen Beobachter hatte, so regten jetzt Iffland's aus Mannheim meisterhafte Gastvorstellungen auf dem weimarischen Theater eine Neigung zur dramaturgischen Kritik in ihm an, aus welcher seine »Entwickelung des Iffland'schen Spiels« (Weimar, 1796) hervorging, und die bis an den spätesten Abend seines Lebens vorherrschend geblieben ist. Sie verwickelte ihn sogar in mehrere unangenehme Streitigkeiten.

Außer der bereits hinlänglich angedeuteten literarischen Wirksamkeit nahm Böttiger auch thätigen Antheil an Wieland's »Deutschem Merkur«, den er sogar einige Zeit provisorisch redigirte. Der »Neue deutsche Merkur«, dessen Leitung er zuletzt allein besorgte, und nach Dresden übersiedelte, starb 1810 am marasmus senilis. Von Böttiger aber allein ging die Redaction des »Journals des Luxus und der Moden« aus, wozu der umsichtige Bertuch die erste Idee gefaßt hatte. Die antiquarische Richtung, indem häufig darin die Sitten und Trachten der alten Welt mit den modernen verglichen und parallelisirt wurden, beschwichtigte sein gelehrtes Gewissen, das ihm wohl manchmahl über seine Entfremdung von längst vorbereiteten, gelehrten Arbeiten zusetzte. Nebenher nahm B. auch an der Herausgabe von Wieland's »Attischem Museum« stillen Antheil, so wie an der damals noch nicht gespaltenen »Allgemeinen Literaturzeitung«, in welche er außer einzelnen Recensionen vor jedem Trimester eine kleine Bildererklärung oder einen archäologischen Aufsatz lieferte. Ferner trat er mit Cotta, der 1796 seinen Plan zu einer allgemeinen politischen Zeitschrift nach Weimar brachte, von welcher die beiden ersten Jahrgänge Posselt als »Politische Weltkunde« redigirte, in Verbindung, und wurde, als Posselt aus Furcht vor den Franzosen durch einen Fenstersturz sein Leben endigte, und Legationsrath Huber die Redaction der »Allgemeinen Zeitung« übernahm, einer der thätigsten Mitarbeiter derselben. In dieser »Allgemeinen Zeitung« rührten von ihm besonders die Blicke auf wichtigere literarische Unternehmungen, auf politische Blätter und Flugschriften, auf den Buchhandel, die Meßberichte, die ihm aber für viele Mühe manchen Verdruß bereiteten, dann die sogenannten englischen Miscellen (Ausbeute vom Lesen der englischen Blätter) her. In letzteren zeigte B. eine solche Bekanntschaft der englischen Zustände in Politik und Wissenschaft, daß Einige den angeblichen Einsender derselben für Cotta's besten Correspondenten in London erklärten! — Außer dieser bis an seinen Tod fortgesetzten Theilnahme an der »Allgemeinen Zeitung« lieferte Böttiger auch für viele andere Zeitschriften, belletristischen sowohl als wissenschaftlichen Inhalts, unausgesetzt fort größere und kleinere Aufsätze, so daß es nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß ihr Wiederabdruck gewiß 50 Bände füllen würde. Bei dem Allen aber wurde wenigstens die archäologische Richtung keineswegs verlassen, wie das allgemein geschätzte, 1803 erschienene Werk: »Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin«, hinlänglich darthut.

Obgleich die Verhältnisse in Weimar für Böttiger dort und da getrübt wurden, schlug er doch mehrere ehrenvolle Anträge, als nach Dresden 1794, nach Kopenhagen 1798, mit Bestimmtheit aus. Die Reibungen veranlaßten zunächst die »Horen« und die »Xenien«; mehrere der ausgezeichnetesten Professoren verließen darüber Jena, was auf Weimar sehr störend einwirkte, und Goethe's despotisches Wesen als Theatermonarch machte die Lage immer unerträglicher. Da erhielt B. 1803 einen Ruf nach Berlin als Oberconsistorialrath und Oberschulrath mit 2000 Thlr. Gehalt und bestimmter Aussicht auf eine bedeutende Verbesserung mit einer Stelle an der Akademie der Wissenschaften. Bevor er indessen vollkommen darein willigte, hatten seine Freunde in Dresden daran gearbeitet, ihn nach Dresden zu ziehen. Die Vorstellungen Reinhard's entschieden endlich, er folgte dem Rufe ins Vaterland. Am 23. März 1804 hielt er seine Abschiedsrede in Weimar.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**3.** Mittwoch, den 11. Jänner **1837.**

Urkunden aus der Reformationszeit. Herausgegeben von Dr. Ch. Gottholb Neudecker. Cassel, Krieger, 1836. XVI, 870 S. 8.

Wie es eine Zeit gegeben hat, in welcher man geradehin alle archivarischen Arbeiten verworfen, so ist jetzt zum wahren Vortheile der Wissenschaften die entgegengesetzte Richtung wieder eingetreten, und man beschäftigt sich mehr als je mit der Bekanntmachung wichtiger alter Actenstücke. Die Ueberzeugung, daß Geschichtschreibung im Geiste der einen Wahrheit nur dann erst möglich gemacht wird, wenn die in Archiven und Bibliotheken verschlossenen Quellen eröffnet werden, hat sich beinahe in allen Ländern Europa's von Neuem Bahn gebrochen, und die große Anzahl von Museen und historischen Vereinen, welche in der jüngsten Zeit allenthalben entstanden sind und fortwährend noch entstehen, stellt sich unverkennbar als die wahrhaft schöne Frucht dieser Ueberzeugung heraus. —

Die Urkunden, welche im vorliegenden Werke mitgetheilt werden, sind Schreiben, die an den Landgrafen von Hessen, Philipp den Großmüthigen, vom Kaiser Carl V., vom König Ferdinand, von Churfürsten, Fürsten und Ständen, von Behörden in Städten, von Ministern, Gesandten, Theologen überschickt wurden; einige Briefe sind vom Landgrafen selbst. Auch Gutachten oder Bedenken von Theologen und Räthen, Instructionen für Abgeordnete zu Conventen oder Reichstagen, Schreiben an verschiedene fürstliche Personen von Fürsten und Räthen u. m. a. wurden als wichtige Actenstücke mit aufgenommen. Die Zahl beläuft sich auf mehr als zweihundert, und sie sind sämmtlich aus dem Regierungs-Archive zu Cassel. Der Herausgeber theilte sie in drei Classen: Die erste umfaßt Autographa, die zweite Copien, die dritte einige alte Abdrücke, die mit den Originalien in eine Zeit fallen. Uebrigens ist die chronologische Ordnung beobachtet; der Zeitraum fällt in die Jahre von 1521 — 1567. Als besonders verdienstlich muß man hervorheben die beständige Vergleichung des Inhalts mit betreffenden Druckwerken; die vorgesetzte Inhaltsanzeige, um schneller einen Ueberblick des Ganzen gewinnen, und die literarischen Nachweisungen, um den Inhalt leichter mit den geschichtlichen Daten vergleichen, in Verbindung und Zusammenhang setzen zu können. Die Anmerkungen enthalten zum größten Theile Erörterungen und Nachweisungen oder Berichtigungen historischer Angaben. Von großer Wichtigkeit insbesondere sind die Nachweisungen über Abdrücke von Urkunden, die mit den Autographen nicht übereinstimmen, woraus sich denn nicht selten ergibt, daß wir vielfach verstümmelte Urkunden besitzen. So fehlt z. B. bei den bis jetzt bekannten Abdrücken des Edicts von Worms der Eingang oder die Einleitung; ein Schreiben von Kaiser Carl V. und die Antwort auf dasselbe vom Churfürsten zu Sachsen bei Hortleder weichen von den Originalien ab, und sind verstümmelt; dasselbe gilt von mehreren Briefen Luther's und Melanchthons, welche de Wette (Luther's Werke) und Bretschneider (Corpus Reformatorum) mitgetheilt haben, u. s. w.

Daß der gelehrte Herausgeber die Urkunden in ihrer Originalsprache zu erhalten und wiederzugeben bemüht war, beweiset, wie sehr von ihm diese Wichtigkeit erkannt worden, auf welche neuerdings viele Geschichtsforscher durch ihre urkundlichen Werke hingewiesen haben. Jedenfalls ist es gewiß, daß nur auf diese Weise die historische Treue vollkommen gesichert werden kann, welche bei Umschreibungen, zu denen so manche Worte und Redensarten der Vorzeit zwingen, nur allzu leicht Gefahr lauft. Immer bleibt es für das Quellenstudium von größerer Wichtigkeit, auf die urkundliche Schreib- und Sprachweise, als auf eine Uebertragung in die unsrige, sich zu stützen, und wenn man aufmerksam liest, faßt man sehr leicht den richtigen Sinn solcher Wörter und Redensarten, welche einen Doppelsinn enthalten können.

Nach dieser kurzen Einleitung wollen wir denn auf die Besprechung einzelner Urkunden übergehen, dabei aber allein nur auf jene Rücksicht nehmen, welche mit den österreichischen Zuständen in näherer Berührung stehen. Hier mag es genügen, Freunden der vaterländischen Geschichte Winke zu geben, wo sie Ausbeute zu hoffen und zu suchen haben. Nach dem bereits erwähnten Wormser-Edicte von Carl V. folgen S. 4 — 10 drei sehr merkwürdige Actenstücke: I. König Ludwig von Ungarn gibt dem Herzog zu Sachsen, Georg, die Versicherung, der neuen lutherischen Lehre nicht ergeben zu seyn, und

dahin zu wirken, daß diese Lehre in seinem Lande sich nicht weiter verbreite; er bittet den Herzog, gegen sie die nöthigen Schritte zu thun, damit verhüthet werde, daß das Lutherthum aus den Oertern, in welchen es verbreitet sey, in die königlichen Provinzen komme, und hier Anhänger gewinne. (Ofen, an sankt Jacobs des heyligen zwölffboten Tag 1524.) II. König Ludwig beschwert sich bei Herzog Georg, daß die Brüder von Minkwitz auf Sonnenwalde mit ihren Untergebenen die römische Kirche verlassen, und zum Lutherthum sich gewendet haben. — Bitte um Zurechtweisung der Vasallen. — Ermahnung zu ernstlichen Schritten gegen die Versuche, Luther's Lehre zu verbreiten (Ofen 1524). III. Herzog Georg schreibt, veranlaßt durch den Brief des Königs Ludwig, an die der Ketzerei angeklagten Vasallen, beschwert sich, daß sie einen meineidigen Mönch, welcher Ketzerei lehre, als Pfarrer angestellt, und sich selbst zur verurtheilten lutherischen Secte gewendet haben. Herzog Georg verlangt die Auslieferung des Mönchs und der Priester, die der Kirche den Gehorsam aufgekündigt haben, und fordert die Vasallen selbst vor seinen Richterstuhl zur Verantwortung (Dresden 1524).

(Schluß folgt.)

---

Carl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden ꝛc. Eine biographische Skizze von dessen Sohne Dr. K. W. Böttiger, königl. baier. Prof. der Geschichte und Bibliothekare zu Erlangen. (Aus den »Zeitgenossen« besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. Leipzig, Brockhaus, 1837. 140 S. 8.

(Schluß.)

In Dresden befand sich das Institut der churfürstlichen Silberpagen sehr im Verfalle. Böttiger erhielt daher den Auftrag, den Plan zu einer Umgestaltung desselben zu entwerfen, welcher auch von ihm ausgearbeitet wurde, aber erst nach zwei Jahren zur Vorlage an den Kurfürsten kam, worauf am 8. September 1806 seine Instruction erfolgte. Im Allgemeinen lag ihm die Aufsicht über den wissenschaftlichen Theil des Unterrichtes ob, so wie bei ausfallenden Stunden eines Lehrers die Beschäftigung der Pagen durch Unterricht oder Aufgaben. Aber die ganze Anstalt war an und für sich mangelhaft, und B. handelte nach Pflicht und Ueberzeugung, daß er 1814 gegen eine Verschmelzung derselben mit dem Kadettenhause zu einer Ritterakademie nicht protestirte. Mit Reskript vom 1. Juli 1804 war ihm der Charakter eines Hofraths zuerkannt worden, indessen hatte er doch auch hier wieder fortan mit geheimen Feinden zu kämpfen. Seine große literarische Thätigkeit für die Zeitschriften dauerte fort, und im Winter 1805 — 1806 eröffnete er auch Privatvorlesungen über Archäologie im weitern Sinne, welche durch sechs Jahre fortgesetzt wurden. Die Unterzeichnung dazu fiel gleich Anfangs über Erwarten aus; es fanden sich mehr als 60 Personen ein, vor welchen nun B. zugleich mit Vorzeigung der erläuternden Bildwerke, Kupferstiche, Münzen, Gemmenabdrücke, die auch nach dem Vortrage noch mit mehr Muße betrachtet werden konnten, in den gewöhnlichen 26 — 30 Sitzungen jedes Cyklus ein bestimmtes archäologisches oder mythologisches Thema mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit behandelte. Daraus entstanden die »Andeutungen zu 24 Vorlesungen über die Archäologie, im Winter 1806« (Dresden 1806). »Die Aldobrandini'sche Hochzeit, eine archäologische Ausdeutung« (1810). »Ideen zu einer Archäologie der Malerei« (Dresden 1811) u. s. w. Nach den Stürmen der französischen Kriege, die auch für Böttiger manche Gefahr enthielten, begann er archäologische Vorlesungen im Vorsaale des königlichen Museums der Alterthümer, die vielfach fruchtbar wirkten; doch mußte er fortan noch schulmeistern, denn erst im Jahre 1822 wurde er bei einer neuen Umgestaltung der Ritterakademie seiner Direction enthoben, und mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes allein mit der Aufsicht über die beiden Antikensammlungen beauftragt, die man ihm auch bis an sein Lebensende ließ, obgleich er mit dem 1. Januar 1835 mit voller Besoldung (monatlich 107 Thlr. 8 Gr.) als Gnadengehalt in den Ruhestand versetzt wurde. Mit dieser Oberaufsicht über die Alterthumssammlungen hatte B. den ihm eigentlich allein zusagenden öffentlichen Wirkungskreis gefunden, und wenn jetzt so den früheren Gebrechen in oberer Intendanz wie in unmittelbarer Verwaltung der Kunstschätze längst abgeholfen ist, so läßt sich wohl Böttiger's Verdienst nicht übersehen. Wo er einwirken durfte, trat gewiß bei aller Sorgfalt auch die größte Liberalität ein, und durch ihn in den Gypsen oder Marmoren bei der Fackel herumgeführt worden zu seyn, gewährt gewiß noch heute Manchem in weiter Ferne eine freundliche Erinnerung. Durch Lebendigkeit des Vortrags hob er das Monotone, Kalte, Starre jener Standbilder, die allerdings sehr gebildete Beschauer fordern, um Genuß zu geben. Groß war sein Einfluß auf junge Künstler, denen er auch außer den Vorlesungen mit gutem Rathe, mit Angabe neuer Ideen und Motive stets zur Hand war. Zu wie viel Münzen und Medaillen im In- und Auslande hat er Sujets und Legenden vorgeschlagen, für wie viele Monumente Inschriften gefertigt! Die Reichhaltigkeit seines Geistes für solche Gegenstände war größer als manches bald ausgebeutete Ideenmagazin. Doch nicht blos als mündlicher Lehrer, auch als Schriftsteller war er in diesem Fache fortwährend thätig. Außer vielen kleinen Abhandlungen erschienen nachstehende größere Werke im Drucke: »Archäologische Aehrenlese« (1811), »Vorlesungen und Aufsätze zur Alterthumskunde« (1817), die drei Jahrgänge der »Amalthea« (1820, 1822, 1825) und das 1828 in Breslau gedruckte

»Journal für Archäologie und Kunst«. Dabei genoß er Alles, was neue Literatur, Kunst, Freundschaft boten. Keine bedeutende Erscheinung der Literatur blieb ihm ganz fremd, wenn gleich, was mit Philologie, Archäologie und Kunst in Verbindung stand, in ihm am stärksten wiederklang. Seine Bücherschau, deren Organ besonders die »Allgemeine Zeitung« war, gibt sprechenden Beweis davon, und wie lebendig er alle neueren Producte im Gebiete der Kunst erfaßte, zeigt sein Aufruf zur Stiftung eines Albrecht-Dürer-Kunstvereins nach Vorgang des nürnberg'schen, bei dessen Eröffnung er auch mit wahrer Begeisterung eine lange Rede hielt. Alles, was Sachsen in gewerblicher Hinsicht leistete, lag seinem Beobachtungsgeiste nahe, und daß die Wichtigkeit des Handels ihm nicht entging, beweisen seine jährlichen Berichte über die Leipziger Messen. Außerdem schrieb er eine Menge größerer und kleinerer Nekrologe, das Andenken seiner Freunde ehrend, deren Anzahl in der That außerordentlich war. Böttiger gehört zu den Gelehrten, welche die meisten Briefe in ihrem Leben geschrieben haben. Das Postporto verzehrte wenigstens $\frac{1}{12}$ seines ganzes Gehaltes. Alle seine Briefe tragen ein eigenthümliches Gepräge von Lebendigkeit an Gleichnissen, Ideen und Reminiscenzen aus der classischen Welt, wenn auch gewiß keiner geschrieben worden ist, um gedruckt zu werden.

So viel aus dem reichen Leben des Gelehrten. Böttiger als Mensch war, wie natürlich, nicht frei von Mängeln, allein sie waren unscheinbar und verschwanden vor den herrlichen Vorzügen, die Jedermann fesselten. Ganz besonders bezeichnet den Charakter des heitern oft jovialen Mannes ein seltenes Vertrauen in die Menschen. Argwohn war seiner reinen Seele fremd. Es ist deßhalb von einem würdigen Freunde das wahre Wort Cicero's auf ihn angewendet worden: »Ut quisque est vir optimus, ita difficillime alios esse improbos suspicatur.«

Sein kräftiger Körper war durch das anhaltende Studieren der frühern Jahre, durch überererbten gichtischen Stoff nach und nach hinfälliger geworden, selbst in gesunden Tagen bemerkte man häufige Abspannung der Kräfte. Am 7. November 1835 ergriff ihn eine durch wiederhohlte Erkältung verschlimmerte und in Lungenlähmung unaufhaltsam übergehende gichtische Affection der Brusteingeweide. Nach zehntägiger Krankheit, die nur nach einem Rückfalle lebensgefährlich wurde, während er dieß selbst erst kaum am Vortage seines Todes ahnte, starb er am 17. November Früh nach 10 Uhr ohne eigentliche Schmerzen, ohne eigentliche Störungen des Bewußtseyns bis zur letzten Stunde. —

Böttiger hinterließ eine Bibliothek von 20.000 Bänden, und eine wahrhaft große Sammlung von Kunstsachen. Erstere ist bereits versteigert worden; letztere ist zum Verkaufe ausgeboten. So löst sich bald eine glückliche Vereinigung von literarischen und Kunstschätzen wieder, gleich dem Körper in seine Atome, in ihre einzelnen Bestandtheile auf: Denn leider ist der Geist entflohen, der sie belebte, beieinander hielt, und durch Benützung und Mittheilung veredelte.

Im Anhange theilt der Verf. vier Briefe von Goethe, Schiller, Herder und Wieland an den Verewigten mit, die im hohen Grade interessant sind; das Bildniß, von unserm wackern Höfel in Holz geschnitten, ist meisterhaft.

---

## Document
### einer
## besonderen Schriftart der Alten.

Da die klassischen Werke und Verdienste über und um die diplomatischen Wissenschaften und Alterthumskunde eines Mabillon, Muratori, Montfaucon, Gatterer u. a. m. jedem bekannt und zugänglich sind, und jeder, der sich über das ins Fach der Diplomatik einschlagende Wissenswerthe belehren will, diese zu finden weiß, so erachte ich es für überflüssig, mich hier in eine Erörterung der Materialien und Instrumente, welcher sich die Alten zum Schreiben bedienten, einzulassen. Selbst die hier folgende Notiz, über eine besondere Schriftart der Alten, theile ich weniger darum mit, weil ich glaube, daß sie Vielen unbekannt seyn dürfte, als in der Absicht, das Werk, welchem ich sie entlehnte, wieder in die Erinnerung der gelehrten Welt zu bringen. Ich meine »Johannis ab Ihre, Scripta versionem Ulphilianam illustrantia,« 1773 von Büsching in Berlin herausgegeben. Schon der Umstand, daß die hier angeführte Ausgabe, auf Pränumerationswege, nicht mehr als 133 Exemplare umfaßte, — eines befindet sich auf der k. k. Hofbibliothek, — berechtigt zu glauben, daß das Werk nicht allzu bekannt sey. Und doch enthält es so Manches, von dem sich Viele nichts träumen lassen. Denn außerdem, daß Ihre in seiner Schrift beweist, daß der Codex Argenteus des Ulphilas, welcher auf der Bibliothek zu Upsala aufbewahrt wird, dieser hochwichtige Testis secundarius für die Echtheit und richtige Lesart der Bücher des N. B. nicht das Autograph des Metaphrasten sei, wie Viele irrig glauben, sondern daß er einer viel spätern Zeit angehöre, macht er darauf aufmerksam, daß die Buchstaben des C. A. nicht mit der Feder, noch mit Rohr, den gewöhnlichen Instrumenten der Alten zu schreiben, geschrieben, sondern auf dem Pergamente gedruckt seyen.

Mit Recht fürchtete Ihre für diese Angabe keinen Glauben zu finden, weil jeder wußte, daß der in Rede stehende Codex aus einer Zeit herrühre, in welcher die Druckerei noch nicht erfunden war, und wagte seine Beobachtung nicht mitzutheilen, bis sich nicht auch die Gelehrten, Samuel Klingenstierna, Olaus Celsius und Joh. Ammel, nebst dem zweiten Bibliothekar an der Bibliothek zu Upsala, durch wieder-

holte Besichtigung des Codex Argenteus, von der Richtigkeit der Sache überzeugt hatten. Erst durch das Zeugniß dieser ehrenwerthen Männer gesichert, theilte unser Autor die Bemerkung, bei welcher er seinen eignen Sinnen nicht traute, der Welt mit. Vernehmen wir also, was er über diesen außerordentlichen Gegenstand spricht, da dieses uns auf manche Conjecturen führen könnte.

Vor Allem macht er den Leser aufmerksam, daß die Charaktere des C. A. mit heißgemachten eisernen Formen der Membrane eingebrannt worden wären, was er ein Genus scripturae encaustum der Alten nennt; eine Schriftart, die Parcerollus unter die verloren gegangenen Künste rechnet, wie die Alten eine Art Malerei hatten, nach welcher die Farben eingebrannt wurden, sich auf das Ovidische: »Tabulas coloribus uris beziehend, und begründet seine Behauptung, daß der C. A. wirklich das einzige ihm bekannte erhaltene Document der encaustischen Schriftart sei, auf folgende Weise: Erstens sind die Buchstaben auf einer Seite concav, und auf der entgegengesetzten convex, so zwar, daß man dieses nicht sowohl mit den Augen, als mit dem Tastsinn wahrnehmen kann, indem das Pergament, welches an dem Rande und in den Zwischenräumen der Linien sehr glatt ist, zwischen den Buchstaben rauh anzufühlen ist, so daß man die Züge der Buchstaben mit dem Finger verfolgen kann. Daher kommt es, daß, obwohl die Farbe an mehreren Orten gänzlich verschossen ist, von den Furchen der eingedruckten Buchstaben die Spuren noch vorhanden sind, und daß sie durchschlagend sich mit den Charakteren der entgegengesetzten Seite vermischen. (Hier folgen mehrere Beispiele falscher Lesarten, welche durch diesen Umstand veranlaßt wurden.) Das alles wäre nicht möglich, wenn die Lettern des C. A. mit einer Feder oder einem Rohre wären gezogen worden, weil es nicht denkbar ist, daß der Schreiber mit solchen Instrumenten hätte so viel Gewalt anwenden können, daß sich die Züge in die Membrane hineingruben. Zweitens. Daß die Buchstaben mit einem glühenden Eisen eingedruckt worden, dafür spricht der Umstand, daß, während die Membrane sich an dem Rande und in den Zwischenlinien sehr gut erhalten, sie nur zwischen den Buchstaben schadhaft geworden, und die an mehreren Orten des Pergamentes entstandenen Lücken genau die Gestalt der fehlenden Charaktere zeigen. Man müßte nur annehmen, daß die Buchstaben durch die aufgetragene Farbe wären verwüstet worden, und daß also, da die übrigen sich gut erhalten, die Silber- und Goldfarbe die Membrane zu erhalten und zu zerstören gleich geeignet sei, was ein offenbarer Widerspruch ist. Wahrscheinlicher ist es vielmehr, daß der verschiedene Wärmegrad beim Drucke und der ungleiche Kraftaufwand des Druckers mehr oder minder dazu beigetragen haben, das Pergament zu beschädigen, und das mag auch die Ursache seyn, warum der Gebrauch dieser Schriftart gänzlich aufhörte. Denn die mindeste Unachtsamkeit und ein etwas zu erhöhter Wärmegrad konnte leicht ein ganzes Blatt verderben.

Dazu kommt drittens, daß die Züge der Lettern in dem C. A. alle sich so ähnlich sind, daß nirgends eine κεραια vorkommt, die der anderen nicht genau gliche, was die Behauptung bestätigt, daß die Buchstaben nicht mit freier Hand, sondern mit Typen aufgetragen sind.

Viertens nimmt man an dem Codex hin und wieder kaum bemerkbare Spuren eines Fettüberzuges wahr, an welchem Goldplättchen kleben. Auch sieht man, wenn der Codex der Sonne zugewendet wird, zwischen dem Pergamente und der aufgepreßten Silberfarbe eine Art Fett ungleich aufgetragen, welcher Fettüberzug auf jeden Fall unsere Art zu schreiben nicht zuließ; weil er jeden Federzug vereitelt hätte.

Fünftens endlich liegt in der hin und wieder gänzlich verbleichten Farbe der Buchstaben ein sicherer Beweis für das früher Angeführte; denn daß der Codex mit keiner Goldtinktur geschrieben wurde, liegt am Tag, weil die in den Furchen der Buchstaben, an welchen die Farbe ausgegangen, zurückgebliebenen Gold- und Silberflitter deutlich darauf hinweisen, daß die Gold- und Silberplättchen mit einer eisernen Form dem Blatte trocken eingepreßt wurden, etwa auf die Weise, wie heut zu Tage die Buchbinder den Titel auf den Rücken der Bücher anbringen.

(Schluß folgt.)

## Notiz.

Der erste Band von Schäfer's »Geschichte von Portugal,« welcher so eben bei Perthes in Hamburg erschienen ist, umfaßt den Zeitraum von der Entstehung des Staates bis zum Erlöschen der echten burgundischen Linie 1383. Es gebührt dem Verfasser das Lob, eine gründlichere, mit viel mehr Kritik abgefaßte Geschichte Portugals geliefert zu haben, als irgend eine, die im Lande selbst erschienen ist. Dieß ist um so erfreulicher, als es bisher in Deutschland an einer guten Geschichte Portugals ganz gefehlt hat. Denn die beiden Werke von Schmauß und Gebauer, wovon jenes schon im Jahre 1714, dieses aber im Jahre 1759 erschien, sind die einzigen von Bedeutung unter denen, welche die ganze portugiesische Geschichte bis auf ihre Zeit umfassen. Zwar sind beide mit Gelehrsamkeit abgefaßt, und nicht ohne Verdienst, aber sie können den Anforderungen, welche man jetzt an historische Werke macht, durchaus nicht mehr genügen: sie sind veraltet, und leisten weder, was man von einer kritischen, noch von einer lesbaren Geschichte verlangt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

4. Sonnabend, den 14. Jänner 1837.

## Briefe
aus dem Archive zu Hainfeld.

### XII.

An den Grafen von Purgstall.

Das preußische Oberland und das Ermeland sind durch die seit dem Anfange des Jahres sich abwechselnd folgenden Durchzüge der kriegführenden Heere in einem Grade verwüstet, wovon die neuere Geschichte kein ähnliches Beispiel, wenigstens nicht seit der Verwüstung der Pfalz unter Ludwig dem Vierzehnten, hat. Die jetzige Vollendung dieser Verheerung bei dem Rückzuge der französischen Armee gegen die Weichsel kennen wir nur noch theilweise; was wir wissen, muß das härteste Herz rühren. In dem ganzen Striche von Preußisch-Eylau und Ortelsburg bis an den Strom, vielleicht mit Ausnahme einiger Gegenden an der Nogat und dem Haff, ist Städter und Landmann um alle Habe gekommen. Alle Lebensmittel, alle Fourage sind von Freund und Feind verzehrt, und das von jenem bezahlte Geld wird nur wenig auch von diesem Verluste erstatten. Die Noth hat sogar die Zerstörung vieler Bauernhäuser veranlaßt, deren ärmliche Materialien, das Stroh zum Futter, das Holz zu Wachtfeuern gebraucht worden sind. Selbst die Pflughölzer sind zu diesem Behufe angewandt worden. Die feindlichen Verwüstungen sind nicht durch ein unentbehrliches Bedürfniß, nicht einmal durch wirklichen Vortheil für ihn selbst beschränkt worden: es hat den verwilderten Soldaten die Verzweiflung und das gränzenlose Elend des harmlosen Einwohners noch mehr ergötzt, als seine armselige Beute. Die gröbsten Kleider der Armuth sind geraubt: Oefen und Fenster systematisch zerschlagen: die Medizin in den Apotheken verschüttet und besudelt: alle Waaren in den Kramläden, die nicht fortgeschafft werden konnten, sind verderbt worden. Gegen diese Wuth sind Befehle und Vorstellungen menschenfreundlicher Befehlshaber, namentlich des edlen Marschall Bernadotte, gleich fruchtlos gewesen.

Ich rede hier nur von den Leiden und dem Verluste, welche Menschlichkeit und Hülfe wieder vergessen machen können: nicht von dem allerbittersten. Jetzt ist das Vorrücken unsres verbündeten Heeres der siebente Durchzug, den diese einst glückliche, von einem fleißigen und genügsamen Volke bewohnte Gegend erduldet: und die edlen Bemühungen des commandirenden Generals Freiherrn von Bennigsen Excellenz, seine Wachsamkeit über strenge Mannszucht, die Geduld und Frugalität des braven russischen Soldaten: Alles wird nicht verhindern können, daß auch dieser Durchzug ihr sehr beschwerlich fällt.

Diesem Uebermaße von Noth und Elend kann die Wohlthätigkeit der Einwohner der gegen den Feind und gleichen Jammer vertheidigten Gegenden nicht abhelfen, denen zugleich die heilige Verpflichtung obliegt, die Leiden der Helden zu lindern, deren Blut dafür floß, daß wir gerettet sind. Wir rufen das Ausland an: nicht als eine Parteysache: was wir für unser armes Volk erbitten, gab Englands Edelmuth den verarmten bairischen Unterthanen an der Ober-Donau vor einem Jahre, den Unterthanen einer feindlichen Macht. Nur solche aus bloßer Menschlichkeit gegebene Unterstützungen erwarten und bitten wir in einem neutralen Staate: Unterstützungen, die ertheilt werden sollen, wie auch das Glück des Krieges entscheiden mag.

Ich habe meinen Freund, John Gibrone Esq., ersucht, die bewilligten Beiträge in Kopenhagen anzunehmen, und werde mit ihm über die nächste unmittelbare Anwendung, ob und wie der Betrag in Naturalien, als: Saatkorn u. dergl., nöthigem Geräthe, Kleidungsstücken oder Zeug — denn Alles ist verloren — hierher übersandt werden solle, überein kommen.

Die Vertheilung wird mit Genehmigung des Präsi-

denten der beiden Provinzialkammern, Herrn von Auerswald, durch den sehr achtungswürdigen Herrn Johann Oestreich zu Braunsberg geschehen, welcher den weitläufigen District, dessen Industrie er erhält und belebt, sehr genau kennt, und sich jeder Mühe, welche daraus entstehen wird, willig zu unterziehen bereit ist.

Ohne Hülfe, und kräftige Hülfe schnell gegeben, müssen viele Tausende bald umkommen.

Memel den 1sten März 1807.

Niebuhr,
königl. preuß. Geheimerath.

---

Urkunden aus der Reformationszeit. Herausgegeben von Dr. Ch. Gotthold Neudecker. Cassel, Krieger, 1836. XVI, 870 S. 8.

(Schluß.)

Seite 224. König Ferdinand's an die drei Hauptleute des Schwabenbundes Verordnung, dem jungen Herzoge von Würtemberg, Christoph, die Gründe zu eröffnen, weßhalb dessen Vater bekriegt worden sey. Christoph solle, wenn er zum Könige kommen werde, ein sicheres Geleit erhalten. (Wien, 25. Mai 1533.)

S. 235. König Ferdinand wendet sich mit Klagen an den Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, über die täglich um sich greifende Ausbreitung der Anhänger Zwingli's, beruft sich auf den kadanischen Vertrag, und fordert, diesem gemäß, ernstlich gegen die Sacramentirer einzuschreiten. (Prag, 15. August 1534.)

S. 238. Churfürst Johann Friedrich antwortet dem König Ferdinand: Auch ihm sey die Ausbreitung des Zwinglianismus zum Schrecken; von seinem Vater schon wäre derselbe nicht geduldet worden, von seinen Gelehrten würden die Sacramentirer hart angefochten, und auch er werde sie nicht dulden, doch sey es wahr, daß auch die Lehre, die er selbst und seine Glaubensverwandten bekennen, wie die Irrlehren der Sacramentirer verfolgt würden, ja die Evangelischen in Münster, von den Wiedertäufern mit Gewalt aufgehalten, sollten nicht einmal, wie er gehört habe, bei Eroberung der Stadt Gnade finden. — Gutachten des Churfürsten über die Verfolgungen. — Antrag auf ein Concilium und auf Erfüllung des kadanischen Vertrags. — Antrag des Churfürsten mit denjenigen, welche des Zwinglianismus verdächtig seyen, zu unterhandeln. (Torgau, 26. August 1534.)

S. 245. Churfürst Johann Friedrich schreibt an Philipp von Hessen über die zwischen Ulm, Augsburg und einigen andern Städten gepflogenen Unterhandlungen zur Aufnahme in den schmalkaldischen Bund. — Das Schreiben Königs Ferdinand an Johann Friedrich. — Die Zwinglianer in Augsburg und der kadanische Vertrag. (Zwickau, Donnerstag nach Egidi, 1534.)

S. 511. Churfürst Johann Friedrich von Sachsen spricht sein Befremden über die Antwort des Königs Ferdinand (in Bezug auf die Versammlung und Rüstung der Kriegsknechte bei dem Herzog Heinrich von Braunschweig) gegen den Landgrafen von Hessen aus. — Nachricht von der kriegerischen Gesinnung der Türken. — Bericht von dem Kriegsrath zu Hersfeld. — Bericht von den Räthen zu Hagenau über die Verhandlungen daselbst. — Dr. Eck's Schreiben. — Herzog Ludwig von Baiern. — Herzog Ulrich von Würtemberg und dessen Sohn Christoph. — Zweifel über einen ersprießlichen Erfolg des Tages zu Hagenau u. s. w. (Eisenach 1540.)

S. 523. Churfürst Johann Friedrich schreibt dem Landgrafen über die ihm berichteten Verhandlungen des Königs Ferdinand mit den Türken, und schlägt vor, zur Einziehung einer genauen Erkundigung über die Rüstungen des Feindes der Christen, einen Gesandten an den König von Ungarn, Johann, zu senden. Beilage: Ueber die geheimen Verhandlungen des Königs Ferdinand mit dem türkischen Kaiser. (Eisenach, Sonnabends nach Kiliani, 1540.) Die Beilage ist beachtenswerth; nicht, weil sie etwa wichtige Aufschlüsse gibt, sondern der Absurdität willen, die solche Berichte schreiben und glauben konnte. Indessen liegt darin auch eine sehr ernste Seite, und wir behalten uns vor, darüber noch besonders zu sprechen.

S. 530. Churfürst Johann Friedrich schreibt dem Landgrafen über erhaltene Berichte in Bezug auf die Verhandlungen des Königs Ferdinand mit den Türken. — Die Defension. — Verhandlung bei Herzog Ludwig von Baiern u. s. w. (Eisenach, Montag nach Kiliani, 1540.)

S. 582. König Ferdinand ersucht, kraft des Abschiedes von Hagenau, den Landgrafen, seine Glaubensverwandten zum Besuche des zu Worms zu veranstaltenden Religionsgespräches zu ermuntern, und selbst auch einige gelehrte und verständige Räthe zu senden. (Neustadt, 1. September 1540.)

Dieß wären denn die Urkunden, welche zunächst Oesterreich und seinen Fürsten betreffen, allein sie sind herausgerissen aus einer Masse anderer, die mehr oder minder mit ihnen in Verbindung stehen, und daher nicht weniger einer fleißigen Beachtung bedürfen. Im Allgemeinen läßt sich nicht übersehen, wie durch die vorliegende Sammlung mehrere der wichtigsten historischen Fragen aus der Reformationszeit vielfach berichtigt und erläutert werden; indessen glauben wir doch, daß einzelne Aktenstücke nur im Auszuge hätten gegeben werden können und sollen. Zum Schlusse gibt der Herausgeber noch Nachricht von einigen Original-Aktenstücken, die bereits gedruckt worden sind. Er hat sie mit den Abdrücken, die theil-

weise kritisch verdächtig sind, genau verglichen, und theilt hiermit die nöthigen Verbesserungen mit. Sie sind an der Zahl sechzehn, und zeugen, wie überhaupt das ganze Werk, von einer eben so fleißigen Forschung, als gründlichen Kritik.

---

Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. Ein historischer Versuch von Johann Uschold, Professor am königl. bayer. Gymnasium zu Straubing. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 1836. XXX und 352 S. gr. 8.

»Dieß Buch«, bemerkt ganz treffend ein ausländisches Journal, »hängt mit den Bestrebungen unserer Zeit zusammen, das Historische und Ueberlieferte anzutasten, und über Dinge, die uns vom Staube des Alterthums ganz überdeckt sind, und wahrscheinlich nie aufgeklärt werden können, Aufschluß geben zu wollen. Wer Phantasie hat, oder kühn genug ist, seine Träumereien unumwunden auszusprechen, kann hier Glück machen. Welchen Reitz es hat, solche Luftschlösser aufzubauen, weiß jeder aus seiner Knabenzeit; der erste Schritt (die erste Hypothese) ist eine wahre Verwegenheit, leicht aber, eine Reihe ähnlicher hinzuzufügen, und in naiver Freude über einen vermeinten glücklichen Fund immer weiter zu taumeln, bis das ganze Gerüste bricht. Nicht immer gelingt es hier, durch nüchterne Kritik solche Resultate zu vernichten; oft hilft bloß die Ironie, indem man jene Hypothesenschmiede zu überbieten, und durch Uebertreibung ihnen das Handwerk zu verleiden sucht.« Referent mag keineswegs läugnen, daß der Verfasser vielfache Kenntnisse besitzt; allein es ist in der That auffallend, wie sehr er von der Sucht, Sonderbares zu behaupten, beherrscht wird, und wie leicht er sichs macht, eine gewagte Behauptung zur Grundlage von hundert anderen zu machen. Dabei bekümmert er sich wenig um die schon auf früheren Seiten aufgestellten Sätze, denn nicht selten wird in späteren das Entgegengesetzte dargethan, und die häufigen Wiederholungen der Citate gränzen an das Unerträgliche. Wer übrigens Vergnügen daran findet, wenn aus historischen Personen und Fakten — Allegorien künstlich gedrechselt werden, dem wird des Stoffes in Genüge dargeboten. So wird z. B. Seite 181 die Behauptung aufgestellt, daß Agamemnon kein wirklicher Fürst, sondern Bild des Zeus sey. Homer sage, er sey am Haupte dem Zeus, an der Brust dem Poseidon und um die Hüften dem Ares gleich; nun herrsche gegenwärtig nur Eine Stimme darüber, daß zur Zeit des trojanischen Krieges noch keine Bilder und Statuen von Menschen vorhanden waren: Homer habe, da er 60 — 80 Jahre nach diesem Kriege gelebt habe, nicht den Agamemnon, wenn er wirklich gelebt hätte, kennen, mithin auch nicht so darstellen können, mithin sey er ein Gott.« Ferner: »Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. Helena = Selene, Nemesis, Aphrodite — Urania, Hekate; Paris, Pharis = Hermes, thrakischer Himmelsgott. Allegorische Feyer der Entführung der Mondgöttin durch den Gott des Himmels, d. i. Verschwinden des Mondes am Himmel!« — Doch wer Lust hat, mehr dergleichen zu lesen, wolle das Buch selbst zur Hand nehmen; Druck und Papier sind schön.

Fischer.

---

## Document
einer
## besonderen Schriftart der Alten.

(Schluß.)

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ist es außer Zweifel, daß der C. A. in einer Typenschriftart gefertiget sey. Daß dieser aber nach Ihre's Angabe das einzige vorhandene Document in dieser Schriftart seyn soll, dürfte auf die Vermuthung führen, ob, da der C. A. als das einzige Document Genus scripturae encaustum von jeher nicht anzunehmen ist, nicht manche Urkunde aus der Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerei, als unecht, nicht geachtet, verworfen und bei Seite gelegt, und aus Unachtsamkeit zu Grunde gegangen sey, weil sie vielleicht einem unachtsamen, nicht lange und genau untersuchenden Leser, entweder ganz, oder in der Unterschrift, Charaktere zeigte, die gedruckten ähnlich sahen. Gehen wir einen Schritt weiter, was hält uns dann ab, zu denken, ob nicht durch irgend ein altes Document mit eingebrannten Lettern, in den Erfindern der Druckerei die erste Idee zu dieser Kunst angeregt wurde, und diese jenes vernichtet haben, damit nicht andere darunter kommen mögen, wodurch sie auf ihre Erfindung geführt wurden? Man kennt ja die Geheimnißkrämerei aller Erfinder, und wie Faust bemüht war, seine gedruckten Incunabeln, des hohen Preises halber, für geschriebene Codices zu verkaufen. Endlich dürfte, bei allem Dünkel der Chinesen, vermöge dem sie sich die Erfindung der Künste, auf welche die Europäer am meisten stolz sind, vindiciren, die Behauptung am allerwenigsten lächerlich seyn, daß sie vor den Europäern die Druckerei gekannt, wenn man bedenkt, daß die Idee zur Buchdruckerei lange schon vorhanden war, ehe Guttenberg, Faust und Schöffer Bücher in Deutschland druckten. Denn zwischen dem gespitzten Stecken, mit welchem die Erde zuerst aufgerissen wurde, bei dem Anbau der Saaten, dem Spaten und dem Pfluge, auf welche die zwei ersteren rohen Geräthe des Ackerbaues und der Gärtnerei leiteten, und der Menschenkraft, die zuerst den Pflug handhabte, und der Kraft der Thiere, welche in der Folge vor den Pflug gespannt wurden, ist kein anderes Verhältniß, als zwischen der Siegelstecherei, dem Münzstocke, den Letternmatritzen und der Presse. Und ferner, wenn der, welcher mit

einem glühenden Eisen die Buchstaben eindruckte, auf den so ziemlich einfachen Gedanken kommt, anstatt die Formen glühend zu machen, sie in eine Schwärze zu tauchen, und dann mit den gefärbten Formen, wie mit den glühenden zu verfahren, so haben wir eine Art von Druckerei, von der wir auch nicht wissen können, ob sie nicht in der That Guttenberg's erster Versuch gewesen, ehe er durch Matrizen und Presse druckte.

J. B. Kölli.

## Notizen.

Emile Souvestre schließt eine Kritik von Delaforest's »Terre et Ciel« mit den tröstlichen Worten: »Bücher, wie das in Rede stehende, scheinen uns ein glückliches Symptom der Rückkehr zu den Principien des Schicklichen und der Moral. Wir hoffen, daß der Geschmack an allzufreien und unsittlichen Dichtungen endlich erloschen sey, und daß unsere Schriftsteller, nachdem sie die sieben Todsünden zu Musen gehabt haben, endlich ihre Augen auf die sieben theologischen Tugenden werfen werden. Man hat sich des Lasters und der Paradoxie so häufig bedient, daß man wohl zur Weisheit zurückkommen muß, wäre es auch nur, um den Gemeinplatz zu vermeiden. Man wird in kurzer Zeit sehen, wie unsere kecksten Schriftsteller sich wieder eine Jungfräulichkeit aneignen, und die seit zehn Jahren verlorene literarische Schamhaftigkeit auf dem Boden ihres Tintenfaßes wieder finden werden. Der Himmel segne die Bekehrten und beschleunige ihre Besserung, denn wir sind ängstliche Leute, die sich vor Unsittlichkeiten entsetzen, und wünschen ein Buch lesen zu können, ohne es vor unserer Schwester verbergen zu müssen. Nur zwinge man uns nicht, zu Geßner und Florian zurückzukehren — dieser Kelch gehe uns vorüber; bewahre uns, o Herr, vor Hirtengedichten und Numa Pompilius!«

Ein neues russisches Original-Lustspiel in fünf Aufzügen »Der Revident«, erfreut sich in Petersburg des ungetheilten Beifalls. Dreimal in jeder Woche zur Vorstellung gebracht, sind die weiten Räume des Alexandra-Theaters doch jedesmal gedrängt voll. Es hat Hrn. Gogol zum Verfasser, einen jungen russischen Literator, dessen Name als Verfasser einiger humoristischer Aufsätze und Erzählungen, die das treueste Bild von dem Volksleben der beiden klein-russischen Provinzen Tschernigow und Pultawa wiedergeben, in der neuesten russischen Literatur nicht ganz unbekannt ist.

In einem Schulprogramme hat Prof. Junge zu Zeitz »Aphorismen aus der Geschichte der Astronomie der Alten« mitgetheilt, welche höchst interessante Notizen bieten. Vorzüglich beschäftigt er sich mit astronomischen Periodenzahlen, von der Untersuchung ausgehend, ob Hipparch der Entdecker des Vorrückens der Nachtgleichen sey. Bei dieser Untersuchung kommt er z. B. nach Plutarch zu dem Resultate, daß der Phönix ein astronomisches Symbol sey, wodurch der Umlauf der Nachtgleichen angedeutet und die jährliche Präcession = 50 gesetzt werde.

Bis zum 15ten Jahrhundert war es unmöglich, auch nur annähernd die steigende Bevölkerung von Paris anzugeben. Unter Philipp dem Schönen stieg sie auf 50.000, unter Ludwig XI., nach Vertreibung der Engländer, auf 150.000 Seelen; gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mag sie 220.000 betragen haben; zu Anfang der Belagerung der Stadt von 1590 hatten die Religionskriege diese Zahl bis auf ungefähr 200.000 verringert. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. nahm die Bevölkerung wieder zu, und stieg in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XIV. und in der ersten Zeit der Regentschaft auf 510.000, von 1752—1762 auf 576.000. Unter Ludwig XVI. hatte Paris 600.000, 1805 dagegen 547.750 Einwohner; 1817 713.956; 1827 890.431; 1831 774.333; 1832 770.286; jetzt ist die Einwohnerzahl fast um das Doppelte der von 1805, auf beinahe eine Million gestiegen.

Die archäologische Gesellschaft zu Rom hat eine Medaille von 40 Ducaten Werth als Preis für die beste Abhandlung über folgenden Gegenstand ausgeschrieben: »Es ist zuvörderst eine erschöpfende Darstellung des Zustandes der römischen Colonien zu liefern; dann zu erörtern, welchen politisch-ökonomischen Zweck die Regierung mit denselben hatte; welcher Unterschied zwischen den militärischen und Civil-Colonien und jenen der Griechen obwaltete; endlich welcher der Zustand der alten Einwohner, und welcher jener der neuen gewesen sey.« Die Preisschriften sind in lateinischer oder französischer Sprache abzufassen, Gelehrte aller Nationen können concurriren, und die Einsendungen müssen bis Ende November 1837 unter den gewöhnlichen Bedingungen geschehen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

5. Mittwoch, den 18. Jänner 1837.

## Der Adept.

### Trauerspiel von Friedrich Halm.

**Mit beständiger Rücksicht auf die Beurtheilung desselben in der Theaterzeitung vom 14. und 15. November des vorigen Jahres [1].**

Wir mißtrauten unserm Urtheile, und erwarteten daher mit Ungeduld die Erscheinung der Theaterzeitung, weil wir die Gewißheit hatten, in diesem Blatte eine Rezension der ersten Vorstellung des Adepten zu finden. Unsere Erwartung ward denn auch nicht nur nicht getäuscht, sondern wir fanden eine (auf Mittheilung des Manuscriptes gegründete) sehr detaillirte Kritik dieses Trauerspiels, unterwoben mit mehreren Stellen, dem Originale treu entborgt, und eine Skizze der Handlung.

Wenn wir der Rezension Act für Act, Stelle für Stelle folgen, und mit Bescheidenheit unsere Ansicht aussprechen, sey sie noch so abweichend, so werden wir weder den talentvollen Rezensenten, noch den gefeierten Verfasser der Tragödie verletzen oder gegen uns aufregen. Um jedoch den Standpunct zu bezeichnen, von welchem wir gesonnen sind, auszugehen, müssen wir gleich damit beginnen, daß uns der Titel: »der Adept« schon verdächtig, und durchaus nicht **tragisch** erscheinen wollte, weil wir in einem **Adepten** nur einen Betrüger, oder Betrogenen — sich selbst Betrügenden, das Goldmachen wohl als poetische Licenz, nie aber als Object tragischer Bearbeitung erkennen. Nun aber müssen wir mit Offenheit erklären, »daß uns der Stoff — als durchaus nicht zu tragischer, ja überhaupt dramatischer Bearbeitung geeignet erscheine; diese Behauptung wird Vielen — kühn, ja unbegründet erscheinen, allein es wird uns gestattet werden, diese unsere Behauptung durchzuführen, und sie möglichst zu belegen. Doctor Meynert theilt diese unsere Ansicht, denn er sagt: Der Dichter wollte im poetischen Gewande die Wahrheit aussprechen: daß Gold nicht glücklich mache, und man muß ihn bewundern, wie er diesen an sich einfachen Satz zu einem reichen dramatischen Leben großgezogen, ihn einem schönen blühenden Bilde zum Grunde gelegt hat. Er hat die dämonische Natur des Goldes aufgefaßt, Leben und Farbe über seinen kalten Glanz gehaucht, — ja dessen erdige, metallische Natur kunstvoll zur poetisch-tragischen Idee sublimirt (potenzirt — ?).

Mannigfaltigkeit der Beleuchtung, Vielseitigkeit der Ansichten leitet uns am Ende auf den wahren Standpunct — bringt uns jedenfalls der Wahrheit näher.

Sobald ein Stück öffentlich dargestellt wird, verfällt es in Hinsicht seines dramatischen, poetischen Werthes der öffentlichen Beurtheilung. Bescheidene Kritik kann daher, wie bereits gesagt, weder den Dichter, noch den das dramatische Gedicht vortheilhaft rezensirenden Beurtheiler verletzen; denn hatte das Stück Mängel — enthüllt die Antikritik dieselben — so wird dadurch nur die dramatische Gerechtigkeit geübt; hat sich der Antikritiker getäuscht, geirrt, weil er nicht in verba magistri schwor — so bezahle man ihn mit gleicher Münze, widerlege seine Gegenkritik, und das angefochtene Kunstwerk steigt gleich dem Phönix verklärt aus der Asche, erhält — durch einseitiges falsches Urtheil nur neue Folie. Hanc veniam damus — petimusque vicissim! —

Nachdem Doctor Meynert das Manuscript zur Hand hatte, so können wir den dornichten Pfad unserer Antikritik nicht sicherer einschlagen, oder bezeichnen, als indem wir uns an die gegebene Skizze halten.

Der Adept Werner Holm, Magister der Chemie zu Köln, erscheint uns vor dem Beginne des Stückes, folglich der Handlung, als ein wohlhabender Mann, der, bevor er sich dem Wahnsinne, ja der kompletten Narrheit (fixe Idee prädominirend) hingab, aus Nichts, oder unedlen Metallen mittelst einer künstlichen Composition (rothem Pulver) Gold zu machen, d. h. also im Wege der Transmutation, **nicht Schaffung — nicht Erzeugung — nicht Gebährung** — Blei (sicherster Act) in Gold zu verwandeln.

In jener Epoche gab es Viele, die sicheres Gold in Luft und Dunst verkehrten; wir finden unseres Wissens aber, außer dem **Adepten Werner Holm**, dem Helden dieses Trauerspiels, nur einen Einzigen gleich glücklichen Sterblichen, wel-

[1] Wir müssen hier bemerken, daß die Ursache der **Verspätung** nicht im — Verfasser liegt. **R.**

chem es nach mehreren nicht kostspieligen Versuchen gelang, ein so wunderthätiges rothes Pulver zu erzeugen, und zwar in den Memoiren der Frau Fürstin von Beaumont, welche unter dem Titel: Oeuvres melées de Madame le Prince de Beaumont im Jahre 1775 in Mastricht herausgekommen sind[1]. Der Aufsatz findet sich im 3ten Theile im Anfange, und ist überschrieben: »L'adepte moderne, ou le vrai secret des francs maçons. Der Held dieser Erzählung oder Novelle ist auch sehr freigebig mit seinem Golde, heißt Monsieur de la Borde, später de la Croix, und sieht sich, gleich Werner, für einen Abgesandten der Allmacht an, dem sie aus besonderer Gnade, durch Enthüllung dieses Geheimnisses, die Gabe verliehen, überall dem Unglücke zu steuern, Alle zu beglücken, denen mit Gold geholfen werden kann, kurz als ein Werkzeug der Vorsehung, um Unglückliche aller Stände in Glückliche zu verwandeln. — Es würde uns von unserem Ziele entfernen, wollten wir auch in möglichster Kürze die angezogene Erzählung verfolgen; wir bemerken nur noch, daß wir in Balzak's Scènes de la vie privée — 5. Theil, auch einen Adepten gefunden haben, welcher dem Helden unseres Trauerspiels so ähnelt, daß wir ihn fast für seinen Doppelgänger genommen hätten, mit der einzigen Abweichung, daß Herr Balthasar Claes aus Douai sieben Millionen Franken verlaborirte, ohne ein rothes Pulver zu finden, oder ohne das Geheimniß aufzufinden, aus Kieselsteinen ꝛc. Diamanten zu machen.

Herr Claes, ein reicher Mann, lebte 15 Jahre in den glücklichsten Verhältnissen, lebte nur seiner vortrefflichen Gattin, seinen Kindern, bis ihn ein Pole zum Schüler der Alchimie machte. Von nun an absorbirt diese fixe Idee alle anderen, er lebt mit seinem Famulus (hier sein Kammerdiener) nur den geheimen Forschungen, vergeudet Geld, Gold, Silber, Edelsteine, Hausgeräthe, Haus und Hof, Liebe und Leben der Seinigen, um einem Phantome nachzujagen, das arcanum duplicatum, die edle Goldmacherei zu finden, findet aber nichts, als Jammer, Elend, am Ende den Tod. Auch er borgt von seinem Famulus sein erspartes Geld, auch er kränkt eine treue, geliebte Gattin — auch er sorgt nicht mehr für die ersten Lebensbedürfnisse der Seinen, auch er vergißt oder läßt unbemerkt den zufällig entstandenen ersten Diamant in seinem Laboratorium liegen, welchen nach Jahren endlich auch der Famulus auffindet, aber hier seinem Herrn bringt.

Werner sagt: er suche Unendlichkeit des Gedankens, sehe Gold nur als Mittel zum Wissen an, hoffe: daß aus grauem Dampfe ihm dem Reinen (!?) in Purpur mit Veilchenduft, das arcanum ersprießen werde. Er verläßt Weib und Kind, um ungestört seinen Versuchen leben zu können, und da sein und seiner Gattin Vermögen schon in Luft und Duft zerflossen ist, entborgt er, der nicht aus sündiger Gier, Gold zu machen, sich bemüht, von seinem Famulus — Heinrich Hartneid — Geld, und verpfändet ihm Haus, Hof, Gut und Habe. Dieser Hartneid ist nun die Charakter-Antithese des Heroen des Trauerspiels, ihn treibt bloß die sündige Gier nach Gold und Reichthum, ihr gibt er sich mit Leib und Seele hin, weßhalb der Pakt des Werners mit diesem Hartneid gleich jenem ist, den Faust mit dem Teufel eingeht.

In diesen Grundzügen ist ferner eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Klingemann'schen Faust nicht zu verkennen; die Folge wird belegen, daß der Verschwender, der Traum ein Leben, sich hier ebenfalls abspiegeln. Wir sahen, daß alle bisherigen Versuche ohne allen Erfolg geblieben, ja, daß bis auf die Materialien zu dem Versuche, welcher unter unsern Augen durch den bedeutsamen Zufall (s. Telegraph), »daß die Gattin, aufgestachelt durch den frechen Hohn des Herrn Werners, ihr letztes Geschmeide, ihre silberne Halskette ins Feuer schleuderte«, nun gelingt, da dem unglücklichen Adepten keine Mittel mehr zu Gebote standen, um seine Versuche zu wiederholen.

Ich hab' mein Glück, mein Leben d'rangesetzt,
Ich hab' gesorgt, gewacht, gerungen!
Es muß gelingen, — muß! — Ich steh' am Ziele!
Und wenn es nicht gelingt, nicht jetzt gelingt? —
Nein! — Nein! —

Dieser bedeutsame Zufall (nach dem Telegraphen) steigert die Wuth des getäuscht sich wähnenden Adepten so hoch, daß er schon im Begriffe steht, an der Mutter seiner Kinder, seiner erhabenen Lebensgefährtin sich thätlich zu vergreifen, als Veilchenduft, welchen er wittert, Purpurdampf, welchen er ersieht, ihn aufmerksam machen, ihm die Stelle seines alten Buches in's Gedächtniß rufen, und ihn heimlich sprechen machen:

»Ha! Was ist das? Wie? Purpurflammen! Veilchenduft!
— — — — Aus Purpur wird's dich grüßen?«

Wem fällt hier nicht der Horazische Deus ex machina ein? — Frau Werner muß kommen, uns ihre häuslichen Sorgen, ihr Elend vorerzählen; Herr Werner, sie statt liebevoll, sanft tröstend — mit Spott und Hohn empfangen, statt Brot für ihre Kinder, ihr Verachtung zollen; sie muß darob erboßen, die silberne Halskette in's Feuer schleudern, die gläserne Retorte zerschellen, damit der letzte, mögliche Versuch gelinge, das lang vergebens gesuchte Pulver könne aufgefunden werden.

Der Dichter fühlt selbst die Richtigkeit dieser unserer Bemerkung, denn er sagt:

»— brach nicht die Retorte
Gerade jetzt — beim ew'gen Gott des Himmels!
So war's geschehen, und mein Hoffen hin.«

1) Auch in Baudry's Sammlung älterer und neuerer englischer Novellen fanden wir unter dem Titel: »die Zauberin«, eine Novelle, deren Inhalt in gleichem Gebiete streift, nemlich eine Adeptin — die auch Geld in Hülle und Fülle spendet — um andere zu beglücken.

Die Sache klingt so bedeutsam wunderbar genug; wir wollen daher der chemischen Unmöglichkeit nicht erwähnen, wie durch's Zerbrechen der Retorte es möglich geworden, solch' unerreichbares, segenbringendes Product so schnell und rein zufällig, und zwar durch Fluch und Verwünschung aufzufinden.

»Ich sag' mich los von dir! Nimm Alles, nimm
Mein Letztes hin! Zerbrich es, schmelz' es ein,
Verdampf's in Rauch, und mög's zum Fluche seyn.«

Diese wenigen Bemerkungen sind hinlänglich, um darzuthun: daß die Grundidee der ganzen Tragödie auf schwachen Unterlagen ruhe, daß, wäre diese Scene nicht herbeigeführt worden mit Macht und Kraft, das Stück schon im Beginne als nicht durchführbar erschienen wäre.

Werner entfernt nun auch seinen Famulus, um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß der Versuch gelungen, das Arcanum aufgefunden sey. Nachdem es ihm gelungen, Beide zu entfernen, setzt er seine Versuche allein fort, und findet endlich das verhängnißvolle rothe Pulver, macht damit Versuche, und verwandelt ein Stück Blei — in probehältiges, feines Gold. Nachdem er sich dessen sehr freut, und mit glühender Fantasie allen Leidenden Hülfe verspricht, und fürchtet, das Entzücken möchte ihn tödten, läßt er das erste Stück gewonnenen Goldes in der Freude seines Herzens liegen. Dieß ist der zweite, beinahe noch bedeutsamere Zufall, der später dem Herrn Hartneid, der ihn beschleicht, die Gewißheit verschafft, daß das Wunderpulver aufgefunden, endlich seine Gattin antreibt, ihm zu folgen, ihn aufzusuchen, was ihr denn eben so wundersam im 4ten Acte gelingt.

(Fortsetzung folgt.)

---

Lehrbuch der russischen Literatur. Von Dr. Friedrich Otto, ehemaligen königl. preuß. Garde-Volontair-Kosak und Lieutenant a. D., Lector der occidentalischen Sprachen und Literatur an der Universität in Erlangen. Leipzig und Riga, Frantzen, 1837. X und 317 S. 8.

Die russische Literatur ist im raschen Fortschreiten begriffen; es gibt wenige Zweige des menschlichen Wissens, in denen sie nicht bereits Gutes, ja Vortreffliches besitzt; um so wichtiger ist daher ein Werk, das uns mit dem Zustande derselben bekannt macht, zumal in Deutschland die Anzahl jener, welche selbst mitgeben und prüfen, nicht allzu groß seyn dürfte. Strahl's gelehrtes Rußland enthält nur die russischen Schriftsteller aus dem geistlichen Stande; die »kurze Geschichte der russischen Literatur« aber, die im Jahre 1822 zu St. Petersburg erschienen ist, und den kaiserl. russischen Staatsrath von Gretsch zum Verfasser hat, ist in russischer Sprache geschrieben, daher nur Wenigen zugänglich. Der Verfasser des vorliegenden Lehrbuches gründete insbesondere auf letztere Schrift seine Arbeit, verfolgte aber dabei seinen eigenen Gang, und gibt allenthalben bemerkenswerthe Zusätze und Ergänzungen. Erhalten wir in der ersten Abtheilung des Werkes eine systematische Darstellung der russischen Literatur nach einzelnen Zeiträumen, so führt uns die zweite die ausgezeichnetsten Schriftsteller Rußlands in alphabetischer Ordnung vor. Die Methode, welche aus Hamberger's und Meusel's gelehrtem Deutschland hinlänglich bekannt ist, wird zunächst in dieser festgehalten: kurze biographische Notizen, hierauf ein vollständiges Verzeichniß der Werke.

In der historischen Entwicklung nimmt der Verfasser zwei Perioden an. Ausgehend von den ersten Anfängen der slawischen Sprache, beginnt er mit der Erfindung der slawischen Schriftzeichen die Zustände der russischen Sprache speciell ins Auge zu fassen, und führt sie bis zur Einführung der Volksschrift fort. (Gründung des russischen Reiches in der Mitte des neunten Jahrhunderts bis auf die Regierung Peter des Großen.) Man muß indessen gestehen, daß, ungeachtet des alten Nestor, die eigentlichen Anfänge der russischen Literatur erst in die zweite Periode fallen, nähmlich in die Zeit Peter des Großen. Dieser hatte auf Anrathen des großen Leibnitz eine Akademie der Wissenschaften gestiftet, unter ihm war die erste russische Buchdruckerei angelegt, und von den ebenfalls durch ihn gegründeten Universitäten und Landesschulen ging allenthalben hin Anregung und Förderung aus. Rasch entwickelte sich nun eine erfreuliche literarische Thätigkeit, die, insbesondere noch von Katharina II., am erfolgreichsten jedoch von Alexander I. begünstigt und unterstützt, schon seit Jahren mehrfache Bedeutsamkeit gewonnen hat. Es gibt keine prosaische und keine dichterische Form, in der die russische Literatur nicht einzelne Leistungen von Werth aufführen könnte; der Verfasser hat dieß von S. 93 an, auf eine interessante Weise durchgeführt. Mit großem Erfolge ist zunächst auf dem Felde der Geschichte gearbeitet worden; aber auch im Gebiete der Sprachforschung haben sich einzelne Leistungen eine höchst einflußreiche Stellung errungen. W.

---

## Notizen.

Die Beredsamkeit bildete bey den Römern den Mittelpunct des gesammten geistigen Lebens. Sie bahnte den Einzelnen den Weg zu den höchsten Ehrenstellen, sie war für den Staatsmann der Hebel, um die Massen in Bewegung zu setzen; auf dem Forum wie im Lager war sie die Leiterin des Volkes, welches einst die ganze gebildete Menschheit Jahrhunderte lang beherrscht hat. Die Bedeutsamkeit der richtigen Erkenntniß von dieser geistigen Macht wird daher einem Jeden einleuchten, und wer ihre Erscheinungen die einzelnen Zeitabschnitte der römischen Geschichte hindurch zu erforschen und zur Anschauung zu bringen versucht, unternimmt es, den innersten Kern des

geistigen Lebens der Römer zu erkennen und darzustellen. — Anton Westermann's »Geschichte der römischen Beredsamkeit von Erbauung der Stadt Rom bis zur Auflösung des weströmischen Reichs« (Leipzig. 1835.) läßt keine Kritik der einzelnen Ansichten und Urtheile zu, da sie überall das Gepräge der Flüchtigkeit an sich tragen, welche durch die gewandte Feder des Autors nur schwach übertüncht werden konnte. Wie lassen sich z. B. folgende zwey Behauptungen vereinigen: §. 31. S. 61 wird gesagt: »Die Masse zwar erhob sich nie zu lebendigem Erkennen des Schönen und Erhabenen und zu vorurtheilsfreien Würdigung der Schöpfungen des griechischen Genies«; und S. 62: »auf diese Weise stand den Rednern ein bedeutender Einfluß auf die Sprach-, Geschmacks- und Geistesbildung des gesammten Volkes offen, und wenn das römische Ohr nicht minder fein fühlte als das attische, so gebührt ihnen gewiß ein nicht geringerer Theil daran?« —

---

Bey Basse in Quedlinburg ist erschienen: »Geschichte des chinesischen Reiches«, von Carl Gützlaff. Aus dem Englischen von F. Bauer. Erster Band (256 S. 8.). Dieser Band bildet zugleich den Anfang einer größern Reihe historischer Werke, die als Gegenstück der von Heeren und Ukert gegründeten und trefflich fortgesetzten »Europäischen Staatengeschichte« den Titel: »Geschichte der außereuropäischen Staaten« führt. Das zweite Werk soll d'Ohsson's »Geschichte der Mongolen« in vier Bänden seyn; die Ausstattung ist eines so schönen Unternehmens würdig.

---

Der zwölfte Jahrgang des »Neuen Nekrologes der Deutschen« (Weimar, Voigt, 1836) nennt 1447 Verstorbene des Jahres 1834, 233 mehr als der Jahrgang 1833; er enthält 403 ausführliche Lebensbeschreibungen, 47 mehr als jener, und ist um 20 Bögen stärker, ohne daß eine Preiserhöhung Statt gefunden hätte. Beachtet man nun, was allbekannt ist, daß die bedeutenden Kosten des Herausgebers durch den Absatz noch immer nicht gedeckt sind, und daß seit mehreren Jahren ein Capital von einigen Tausend Thalern dabei verloren wurde, so verdient gewiß ein so seltener Patriotismus, wie er sich durch die ungestörte Fortsetzung des Werkes kund gibt, die dankbarste Anerkennung aller Freunde der Geschichte und Literatur, und tausende von Familien, deren Glieder in diesem echt deutschen Nationalwerke längere oder kürzere Biographien gefunden haben, sollten es sich zur ernsten Aufforderung dienen lassen, ein Unternehmen zu unterstützen, das ihren dahin geschiedenen Lieben ein Plätzchen widmete und Einem oder dem Anderen aus ihrer Mitte früher oder später widmen wird.

---

Die Periode der englisch-wälischen und englisch-normannischen Barden, Troubadours und Minstrels dauerte beinahe 300 Jahre, von Wilhelm dem Eroberer bis Eduard III. Der Feudalismus änderte allmälig ihren Geist und ihre Sitten; die Kreuzzüge erweiterten den Bilderkreis; die Poesie folgte der Bewegung der Civilisation. Jetzt begann der Kampf der französischen und der angelsächsischen Sprache, wie Chateaubriand aus den Gedichten jener Zeit nachweist. Wadington, ein historischer Dichter des 13. Jahrhunderts, erklärte, er schreibe seine Werke französisch und nicht englisch, um besser verstanden zu werden von Groß und Klein; ein Beweis, daß um diese Zeit das fremde Idiom schon beinahe die Landessprache erstickt hatte. Erst 1483 verfaßte das Parlament die Bills in englischer Sprache, und sein Beispiel wurde von den folgenden Versammlungen nachgeahmt. Chaucer ist der Erste, der die Harfe der Barden wieder stimmte, indem er auf seinem Schlosse Dumington seine „Canterbury tales“ in der Gestalt des „Decamerone“ schrieb. Der Schotte Barbour zeichnete sich zu derselben Zeit durch die Würde und das Feuer seiner Freiheitsgesänge aus.

---

Die Hunde in Wien fressen jährlich 2947 Ochsen, und 1.474.170 Laib Brot. Man erstaunt über ihre Zahl, und erschrickt, wenn man bedenkt, wie viel Fleisch und Brot diese Thiere verzehren. Obgleich in der Stadt und den Vorstädten in mehreren Häusern 40 bis 50 Hunde (?) gehalten werden, so wollen wir als Mittelzahl nur für jedes 10 Stücke im Durchschnitt annehmen. Da nun in der Stadt 1217, in den Vorstädten aber die Leopoldstadt 597, die Jägerzeil 41, Weißgärber 103, Erdberg 401, Landstraße 557, Wieden 589, Schaumburgerhof 43, Margarethen 170, Reinprechtsdorf 24, Hundsthurm 116, Gumpendorf 320, Magdalenagrund 39, Windmühle 103, Laimgrube und Wien 189, Mariahülf 160, Spittelberg 138, St. Ulrich 144, Neubau 306, Schottenfeld 475, Altlerchenfeld 236, Josephstadt 188, Strozzischer Grund 28, Himmelpfortgrund 86, Thury 112, Lichtenthal 210, Althann 37, Roßau 156, in Summa 6461 Häuser zählet; so ergibt sich hieraus eine Anzahl von 64.610 Hunden, welche Summe Sachkenner eher für zu gering halten und gegen 80.000 annehmen. Wenn jeder Hund im Durchschnitte täglich mit 2 Loth Fleisch versorgt wird, so sind hierzu täglich 4038 Pfd., jährlich 1.474.170 Pfd. einen Ochsen à 500 Pfund berechnet, 2947 Ochsen erforderlich. Inzwischen werden viele Hunde mit Kaffeh, Schmette, Zuckerbrot, verschiedenen Braten und anderen Leckerbissen, mehrere aber mit Kommißbrot, Blut, schlechtem Fleische, Knochen und andern Küchenabfällen ernährt. Wenn man ferner jeden Hund täglich nur mit 4 Loth Brot betheilt, so werden jährlich 1.474.170 Laib Brot zu zwei Pfund verwendet werden müssen.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

6. Sonnabend, den 21. Jänner 1837.

## Der Adept,

### Trauerspiel von Friedrich Halm.

**Mit beständiger Rücksicht auf die Beurtheilung desselben in der Theaterzeitung vom 14. und 15. November des vorigen Jahres.**

(Fortsetzung.)

Wenn wir behaupten, daß dieß ein unglaublicher Fall sey, wenn wir ferner uns darüber freuen, daß der leichtsinnige Verschwender Holm sich schon seit langer Zeit mit einem echt goldenen Kapsel versehen habe, um sein erst aufzufindendes Pulver darein zu verschließen, zu verbergen, und glücklich unbeachtet entfliehen zu können, ohne Geld und Gold, welches er liegen läßt, so wird vielleicht mancher unparteische Leser unsere Ansicht theilen. Indem er seinem Famulus den schnöden Trost beim Scheiden gibt: »daß er, ehevor der Mond sich fülle, von ihm hören werde,« verschwindet er zum Schlusse des ersten Actes aus Köln, und wir finden ihn im zweiten Acte schon in seiner prächtigen Villa in Benevent, in einen Fürsten Borisoff verwandelt.

»— der Dinge Werth
Liegt unter mir; und was mein Herz begehrt,
Hat All' nur Einen Preis. —«

Da Werner im 2ten und 3ten Acte im Glanze einer fürstlichen Umgebung wieder erscheint, wir nur im Dunkel über das Schicksal seiner Gattin und Kinder, seines Famulus bleiben, bis wir ihn im Pilger wieder finden, welche Erstere, da sie durch ihren Kettenwurf die Möglichkeit des Stückes bedingt, doch wohl als Hauptperson uns erscheinen dürfte, und der Letztere gleichfalls in diese Kathegorie gehört, da er durch sein Aufstöbern des dagelassenen Goldklumpens und seine Verfolgung des flüchtigen Adepten die Schicksalsfäden spinnt, welche die Katastrophe herbeiführen, folglich gleichfalls das Stück wesentlich bedingen: so können wir uns des aufgedrungenen Urtheils nicht erwehren, daß wir eigentlich, indem wir dem Dichter und seinem Apologeten bis hierher gefolgt, schon hinlänglich es dargethan zu haben glauben, daß die Wahl des Stoffes, die Bearbeitung nicht die glücklichste, der Stoff selbst, die Handlung eben so wenig, als die Hauptpersonen (die wir bereits schon alle kennen) tragische Tiefe, Kraft und Werth haben, — daß endlich aus diesem Stoffe, mit dem größten Talente, keine gute Tragödie, selbst nicht einmal ein effectvolles Melodram habe gemacht werden können.

Man vergebe uns die Art, mit welcher wir unser Urtheil aussprechen; wir wollen weder kränken, beleidigen, noch zu nahe treten; ja wir finden in den angezogenen Rezensionen schon das schützende Palladium — weil wir am Ende nur unsere individuelle Ansicht aussprechen, zu motiviren glauben. Wir finden selbst am Schlusse der vortrefflich geschriebenen Rezension des Doctor Meynert, daß er diese unsere Ansicht theile, nur verhüllt er dieselbe, wie folgende Anführungen belegen werden: »daß bei der einmal festgesetzten »Tendenz dieser Dichtung dem goldenen Knäuel, »als tragischem Urprincipe, der tragische Faden »noch unmittelbarer vom Golde ausginge, wenn das Un»glück, die Geldunterschlagung des Hartneid's, die den »Hungertod der Kinder, das Elend der Gattin Holm's zur »Folge hat, etwas besser motivirt, Werner nicht so schnell »gänzlich aus dem Zusammenhange mit seiner Familie heraus»gerissen, endlich daß auch Hartneid so frühe schon von der »Scene entfernt, und nicht länger als bleibender Gegensatz »zu Werner in die Folgehandlung des Trauerspiels ver»woben worden.

Wir gehen nunmehr zur Beurtheilung der folgenden Acte über, und finden, wie gesagt, Holm als Fürsten Borisoff in Benevent wieder.

Um hier unsere Beurtheilung auf die Grundzüge des Charakters von Holm stützen zu können, entlehnen wir der Rezension Folgendes: »Holm ist vom Dichter hingestellt, als »ein edler, zum Höheren (Gold) aufstrebender Mensch, be»fangen von Vorurtheilen (Alchimie), geblendet »von Selbstüberschätzung (die Erde mein! die Welt zu »meinen Füßen! Sind Königreiche feil? Lorbeerkränze mei»nem Scheitel!), geirrt von Leidenschaften (an mei»ner Hand klebt Blut, ich hab' gefrevelt an Gottes Weisheit!) —

Der Dichter schildert seinen Helden selbst in folgender Stelle:

»Die Stunden ähneln sich, wie Zwillingsschwestern,
»Und keine füllt die Leere dieser Brust.

»Was lockt und reizt im Kleinen wie im Großen,
»Vom Schlamm (sic! — der Reine? —) bis zum Gedicht
hab' ich genossen.

»Aus meinem Leben ist der Wunsch genommen,
»Und ich bin arm, weil Alles ich errang! —

Holm hat sich mit seinem Golde Freunde (wirkliche und Scheinfreunde) erkauft, auch eine Menge Feinde gemacht. Er, der sich im ersten Acte als den Berufenen, den Reinen, den Seher bezeichnet, der in die geheime Werkstatt der Natur dringen könne und müsse, um die Lebenssonne Gold, das Siegel der Vollendung, die Krone der Natur, den Schlüssel zu jeder Pforte ꝛc. zu erstreben, der sich von einem heiligen Drange durchglüht fühlt, — er tritt im zweiten Acte schon als Betrüger, mit einem falschen Namen auf, er, der bereits Vermählte, sucht eine Verbindung mit Lucretia, deren früheren Geliebten — Don Fernando — er, weil er ihm im Wege war, entfernte, um an seine Stelle den Don Manuel, seine Kreatur, seinen erkauften Günstling, zu bringen. Durch Hochmuth, Uebermuth, Luxus, Ueberbiethung an Pracht, hat er Alle sich entfremdet, selbst Manuel und den Fürsten von Benevent.

Bei Gelegenheit eines Festes ereilt ihn die rächende Nemesis. — Seinem ehemaligen Famulus Hartneid ist es mit dem ihm gesendeten Golde gelungen, seine Spur zu verfolgen, in dem Fürsten Borisoff seinen ehemaligen Herrn Werner Holm zu erkennen, und sogleich ohne alle weiteren Versuche (ob er von Werner selbst ohne Verrath nicht Alles erhalten könne, was er haben will, nämlich Gold, viel Gold — wo möglich alles Gold) an den Fürsten und Manuel zu verrathen. Diese beiden Herrn glauben auch Alles, was ihnen der unscheinbare, ganz unbekannte Geselle vorerzählt, sie schwanken aber — ob sie sogleich den Schwarzkünstler einfangen, oder ihn durch List umstricken, und sich zu diesem Behufe der Dame Lucretia bedienen sollen, die ihn durch Liebeheuchelei beschleichen, und seinen Feinden ausliefern soll.

Warum wir unter diesen Letztern Don Manuel erblicken, und nicht lieber Don Fernando diese Stelle einnehmen sehen, vermögen wir uns nicht zu enträthseln. Hartneid hintergeht aber den Herzog und Don Manuel, indem er seinen Herrn verräth — denn er sagt bei Seite:

»Ihr seyd das todte (!) Werkzeug meiner Hand! —
— — sollt
»Als Schrauben an der Folterbank mir dienen,
»Als Dolch, den ich an seine Kehle setze,
»Ihr aber sollt nicht d'ran (an seines Wissens Schatz)
Gemeinschaft haben!«

Ohne den poetischen Werth dieser Bildersprache zu bezeichnen, bemerken wir nur Folgendes:

»Tragische Charaktere — sowohl Haupt- als Nebenpersonen — müssen psychologisch consequent gezeichnet, und durchgeführt erscheinen, sie müssen doch — (sollen sie nicht scheußliche Zerbilder seyn) noch irgend einen Anflug früherer edler Menschennatur an sich haben. Hier sehen wir aber schon am Schlusse des zweiten Actes unsere Heroen Holm und seinen Famulus mit sich und in sich zerfallen, als ganz gemeine, herabgewürdigte Betrüger. Wie bedeutsam der fernere Zufall sey, der nämlich, daß der Fürst nicht sogleich seinen Feind packt, ihm als Schwarzkünstler den Prozeß machen, und dem Feuertode Preis geben, seinen Denunzianten, der sich selbst zur Mitschuld — an geübter Schwarzkunst bekennt, aber aus besonderer Gnade nicht in den tiefsten Kerker werfen, sich ihres Geheimnisses und Goldes bemeistern läßt, ist unerklärlich, und wird nur dadurch klar, daß die Tragödie mit dem zweiten Acte enden — folglich undenkbar seyn würde.

Im Verfolge unserer Antikritik wird sich erweisen, daß jeder der Folgeacte an ähnlichem Mangel kränkle.

Welch' abscheulich' Bild diese Lucretia sey, die dadurch, daß man ihr Fernando's Rückkehr aus der Verbannung zusichert, sich herbeiläßt, gleich einer feilen Dirne Wernern — dessen reichen Halsschmuck sie genommen — Liebesgluth zu heucheln, dem Getäuschten einen Schlaftrunk zu reichen, ihn, den Entschlummerten, einzuschließen, seinen Feinden zu verrathen, wollen wir nicht weiter ausführen, eben so *wenig*, als wir die sehr üppig (in den ersten zwei Vorstellungen) gehaltene Scene selbst näher bezeichnen wollen. —

Werner Holm erwacht endlich aus seinem Wein- und Sinnen-Rausche, und macht nun auf einmal ernste Rückblicke, denkt mit unbestimmter Sehnsucht der vergangenen Zeit — sagt:

»Es war ein and'res Glück, von dem ich träumte,
»Und and're Pfade hab' (hatt') ich einst gewählt! —
»Ich aber ließ den Zügel den Begierden,
»Berauschend riß mich wüster Taumel hin;
»Und nun erwachend, zu mir selbst gekommen,
»Ist Ueberdruß, ist Ekel mein Gewinn! —

Wenn Werner nun fortfährt:

»Und wär's zu spät, um noch zurückzukehren,
»Zum Maße, zur Beschränkung, zum Entbehren? —

und dadurch anzudeuten scheint, daß Reue ob der Vergangenheit und Gegenwart sein Inneres mächtig ergriffen, sein besseres Ich aufgeregt, fällt er sogleich wieder aus der Tendenz zum Guten, und sagt:

»Wofür errang ich Gold, als sie (Entbehrung) zu fliehen?
»Und kehrte jetzt zurück, und beugte wieder
»Die Schultern stöhnend ihrer Zentnerlast? —

so erblicken wir in Holm ein in seinen Tiefen zerrissenes, getheiltes, schwankendes Gemüth, folglich eine psychologisch-tragische Inkonsequenz, ein stetes Schwanken zwischen Wollen — Nichtwollen, Nichtkönnen und Können. —

Diese Zerrissenheit wird noch klarer, wenn wir die folgende Stelle mit dem Vorstehenden in Antithese bringen:

»Nun jubelt, jauchzet auf, Verlassene!

»Ihr Armen all', die ihr, mit Gram beladen,
»Hinschreitet auf des Lebens steilen Pfaden,
»Faßt Muth! Der Helfer naht! Ihm ward die Kraft,
»Ihm ward der Wille, der euch Rettung schafft! —

Als Werner sich nun entfernen will, und die Thüren verschlossen findet, sie einsprengen will, tritt ihm sein alter Famulus mit einer Blendlaterne entgegen. Diese Erscheinung (da deren Zweck ihm vorschwebt) erregt Unruhe, Mißbehagen, und sogleich folgt fürchterliche Gewißheit der bangen Ahnung, denn Hartneid fordert Mittheilung des Geheimnisses, welche Werner verweigert, weil er sie für gefährlich — zweckwidrig (?! seinen Zwecken) erkennt.

Wir erlauben uns nur die Bemerkung: »Wie kann Werner die Mittheilung eines Geheimnisses verweigern, das er selbst nicht kennt? — denn nur der Zufall hat's geboren, und zerbrach nicht jetzt die Retorte, so war's beim ew'gen Himmel um sein Hoffen geschehen! —

(Schluß folgt.)

## Geographische Skizzen aus dem Osten Europas.

### I. Montenegro.

Das heutige Montenegro (Zrna Gora), ein Gebirgsland im Nordwesten Albaniens, nahe dem adriatischen Meere, gränzt nördlich und westlich an die Herzegowina, östlich an Türkisch-Albanien, südlich an das österreichische Gebiet. Die Größe des Landes ist, obwol nicht pünctlich, nach Mitar Milakowitsch[1] 200 Quadrat-Meilen, während Tirol nur 129 annimmt.

Montenegro hat ganz die Natur eines Alpenlandes, besonders in der Katuner Nahia, die aus hohen nackten Felsenrissen mit einer schwachen Vegetation besteht. Doch gibt es auch schönes, urbares Land, und das Auge bezaubernde Wiesenmatten, als inmitten der Bjelopawlitschen Gebirge, in der Rietscher, Ljeschaner und Zrnizer Nahia. Die Gebirge heißen: die Peschiwzer, Bjelopawlitscher, Piperer-Rowza und Moratscha. Die höchsten Waldberge sind: der Kutschki Kom, welcher das Waldland Kutsche von Türkisch-Albanien trennt; in der Katuner Nahie: Lowtschen, Stirownik, Garatsch, Pusti Lisaz; in der Rietscher: Dobrstik; und in der Zernizer: Sutorman. Die Luft ist im Allgemeinen gesund, das Klima ungleich: in allen Gebirgen, die Bjelopawlitscher ausgenommen, als auch im Katuner District sehr kalt, in den andern Nahien gemäßigt warm, wie das des Küstenlandes.

Alle Flüsse dieses Gebirgstockes münden im See von Scutari: die Zrnowitscha Reka, einst Obod, strömt aus dem Zekližer Berge; die Zerniza entspringt von der Oberfläche des Zrnizer Flachlandes; die Seta fließt beim Dorfe Powio aus dem Ostrog und ergießt sich in die Moratscha, welche, aus dem Berge Goreja Moratscha entspringend, bei Podgorize die Seta in sich aufnimmt, und in dem See von Scutari (Scataro) mündet. Auch an kräftigen Heilquellen mangelt es dem Lande nicht.

In ganz Montenegro kann, je nach der Beschaffenheit des Bodens, minder oder mehr ergiebig allerhand Getreide gedeihen; da der Mais am besten fortkommt, pflanzen sie größtentheils denselben, und können bei guter Ernte wohl die Bedürfnisse des Landes stillen. Sie bauen aber auch etwas Weitzen, Hirse, Gerste, Hafer und Grütze. Sehr verbreitet ist der Anbau der Erdäpfel, welche der verstorbene Metropolit Peter Petrowitsch schon 1780 einführte, und zu pflanzen lehrte. Sie gedeihen auch in den schlimmsten Mißjahren, und beugen großer Hungersnoth vor; sind also besonders hier sehr nützlich. So wächst selbst in den Gebirgs-Departements Kohl und Kraut, wie auch anderes Grünzeug, als z. B.: Bohnen, Erbsen, Linsen. — In der Gebirgsgegend Bjelopawlitsch, in der Zrnizer, Rietscher und Ljeschaner Nahie gibt es auch genug Obst, als: Aepfel, Birnen und etwas Zwetschken, Quitten, Haselnüsse und Maulbeerbäume. Schade, daß man die Cultur der Seidenwürmer nicht betreibt. Das Weinerzeugniß reicht kaum, ungeachtet der außerordentlichen Mäßigkeit der Montenegriner, auf sechs Monathe aus. Es sind da wenig Pferde, aber Maulesel in bedeutender Anzahl; Rinder in den Gebirgsdistricten und in der Katuner Nahie, jedoch Schafe und Ziegen sind zahlreicher; darum ist Montenegro reich an Käse, Schmalz und Milch. Die meisten Fische werden im Scutarer See gefangen; dergleichen die Forelle, der Aal, die Karpfe, der Strömling u. a. — Bienen werden seltener gezogen. Mineralische Erzeugnisse kennt man bis jetzt nicht.

Die Einwohner sind Slawisch-Serbischer Abstammung, gleichwie die Herzegowiner und Bosnier, und haben den speciellen Namen von ihrem Sitze, wie diese, angenommen. Von den alten (Ur-?) Einwohnern, die zur Zeit des serbischen Reiches lebten, gibt es keine Abkömmlinge mehr; die jetzigen stammen von den Eingewanderten nach dem Falle des Reiches ab; die Sprache ist dieselbe, wie die der östlicheren Brüder, mit wenigem, unwesentlichem Unterschiede und nicht verunreiniget mit türkischen Wörtern. — Die Zahl der Einwohner beträgt 100.000, von welchen 15.000 waffenfähig. Dieß von Natur befestigte Land und die Vaterlandsliebe machen den Montenegriner fähig, sich immer gegen die Türken zu behaupten.

Die Religion ist die der griechischen Kirche. Dem größeren Fortschritte der Bildung steht die Unwissenheit der Weltgeistlichkeit entgegen. Denn hier ist für dieselbe keine Bildungsanstalt, und sie ist, um das Leben zu fristen, zum Ackerbau und Handel genöthigt.

Der Handel ist, da die Montenegriner mit den Türken in beständiger Fehde sind, bloß mit den Küstenbewohnern. Welcher Seits das Bedürfniß des Verkehrs größer sey, ist schwer

---

1 Aus der »Gerlicza« von 1835. Der Verfasser ist Kanzlei-Secretär des Montenegriner Senats.

zu ermitteln. Die Montenegriner verkaufen diesen Getreide, Kohl, Erdäpfel, Käse, Schmalz, Eier, Geflügel, Wolle, Schafwolle und gedörrtes Fleisch, das unter dem Namen castradina auf die Marktplätze von Triest und Venedig wandelt. Eben so verkaufen sie in's Küstenland viele Fische, von welchen die gedörrten Strömlinge durch ganz Italien geführt und verkauft werden. — Die Einfuhr aber besteht in Wein, Branntwein, Salz, Oel und Manufactur-Erzeugnissen. Die Ausfuhr von Pulver und Blei nach Montenegro ist verboten, welches Verbot die Montenegriner zum Selbsterzeugen des Schießpulvers führen sollte, wie auch bereits die Rowtschaner dasselbe thaten. Das Bedürfniß ist die Mutter der Erfindungen.

Zur Erleichterung des Verkehrs gibt es bloß zwei Hauptstraßen: die erste führt von Kattaro über Njegusch, Zetinje, Doberska Selo und Zeklin zum Flusse Zrnoewitsch Reka; die zweite, die erste bei Njegutsch durchkreuzend, führt über Tscheklitsch, Bjeliza, Ktschewa und Pjeschiwaz nach Nikschitsch. Aber auch diese sind so rauh und schmal an manchen Orten, daß ein bepacktes Pferd kaum darüber schreiten kann, deßwegen fast aller Transport durch Lastträger und Maulesel geschieht. Die andern Straßen aber, außer jenen über die Bjelopawlitscher und Zrnizer Felder, sind bloße Pfade über Felsen, die man nur mit Mühe besteigen kann. Der Marschall Marmont versprach auf seine Kosten eine Straße von Kattaro bis Nikschitj für Wägen zu bauen, scheiterte jedoch an dem Freiheitssinne der Montenegriner, die steile Pfade und schlechte ungebahnte Straßen der Fremdherrschaft vorziehen.

Für Wissenschaft und Geisteskultur ist seit langer Zeit nichts geschehen[1]. Die für den Priesterstand Bestimmten lernten in Klöstern von den Mönchen lesen und schreiben; die Söhne der Popen wurden von ihren Vätern unterrichtet; daher die Gewohnheit, einen der Söhne des Popen diesem Stande zu widmen. Der jetzige Wladika Peter Petrowitsch Njegusch hat in Zetinje eine Volksschule gegründet, in welcher bei 30 Knaben aus verschiedenen Bezirken im Lesen, Schreiben, Rechnen, der heil. Schrift und der serbischen Sprache unterwiesen werden. Möge dieser Anfang bald Gedeihen finden! — Der Montenegriner, als geborner Soldat, verachtet die Handarbeiten. Dem Manne, der da näht, geschieht der Vorwurf: »er liebt Weiberarbeit«; der Schmid ist ein Zigeuner; ja selbst der so sehr benöthigte Büchsenmacher wird nur schief angesehen. Darum ist auch selten ein Eingeborner Handwerker.

Die Regierungsform ist Priester-soldatisch. An der Spitze der Verwaltung steht der Bischof (Wladika) mit dem Beinamen »der heilige.« Er wird von den Mönchen von St. Basilius, und von Zetinje gewählt. Die Wahl findet seit langer Zeit zu Gunsten derselben Familie Statt; der Vorfahre des regierenden Wladika sowohl, als er selbst, stammen von Petrowitch ab. Seit einiger Zeit ist eine hohe Gerichtsstelle unter dem Titel: »der regierende Senat« eingesetzt worden, die aus zwölf Senatoren zusammengesetzt ist; eben so die mindere Gerichtsstelle, genannt »Guardia«. Diese ist in jedem District, und ist die erste Instanz; die zweite ist der Senat, wo die Zustimmung des Wladika entscheidet, welcher jedoch beim Todesurtheil nicht stimmt.

Bestimmte Gesetze werden vom Herkommen ersetzt. Nur der letztverstorbene Wladika, Peter Petrowitch, schrieb 1796 ein kleines auf das Herkommen basirtes Gesetzbuch, das die Nation am Reichstage einstimmig bestätigte, und mit feierlichem Schwur annahm. Das Grundprincip dieser Gesetze ist: „Gesetze müssen dem Volk, nicht dieses den Gesetzen angepaßt werden« Um den Charakter dieses Codex näher ins Auge zu fassen, führen wir den achten §. des II. Buches an: »Wenn ein Montenegriner seinen Bruder (d. h. Landsmann, Mitbürger) mit dem Fuße oder dem Pfeifenrohr schlägt, der zahle dem Beleidigten 50 Zechinen, und der Staatscasse eben so viel. Wird der Beleidiger getödtet, soll sich Niemand seiner annehmen, als eines Nichtswürdigen und Entehrten.«

(Fortsetzung folgt.)

---

## Notiz.

Nach dem vor Kurzem erschienenen »Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für 1835«, Petersburg 1836, wurde im Jahre 1835 das allgemeine Organisationsgesetz der Universitäten vom 26. Juli d. J. eingeführt, nach welchem der Curator, als der oberste Vorsteher der Universität nach dem Minister, zum nächsten Verwalter derselben ernannt, die Lehrstühle in Angemessenheit des Fortganges der Wissenschaften erweitert und vermehrt, das eigene Gerichtsverfahren derselben aber, als unvereinbar mit der allgemeinen Ordnung der Staatsverwaltung abgestellt wurde. Nächstdem traten genauere Bestimmungen über die Pensionen der Professoren und die Pensionsbezüge ein; es wurde die Verfügung getroffen, daß kein außerordentlicher Professor und Adjunct ordentlicher Professor werden könne, ohne den Doctorgrad zu besitzen, mit alleiniger Ausnahme der Lehrer der orientalischen Sprachen und der Architektur; den Studierenden wurden genaue Vorschriften über den Besuch mehrerer Universitäten u. s. w. gegeben, als Belohnung für die vorzüglicheren Bearbeitungen der jährlich auszusetzenden Preisfragen goldene und silberne Medaillen bestimmt.

1 Bialla beurtheilt die Lernfähigkeit des Volkes sehr günstig, wenn er sagt: »Der kräftige Nationalgeist ist doch da, und bricht durch die Wolke hindurch, die ihn bedeckt. Nur die Belehrung ist vernachlässiget, die Form fehlt, um den Schwung wieder zu geben. Es ist das Schicksal eines Edelsteines in der Sandwüste; er bedarf nur eines geschickten Meissels, um seinen Glanz zu erlangen.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

7. Mittwoch, den 25. Jänner 1837.

## Der Adept.

### Trauerspiel von Friedrich Halm.

Mit beständiger Rücksicht auf die Beurtheilung desselben in der Theaterzeitung vom 14. und 15. November des vorigen Jahres.

(Schluß.)

Wie Hohn und Spott am Schlusse des ersten Actes die Auffindung des Geheimnisses herbeigeführt, und die Gattin Holms zu dem bedeutungsvollen Wurfe mit dem Halsgeschmeide brachten, so führen am Schlusse des dritten Actes abermals Hohn und Spott Herrn Hartneid's die Schlußkatastrophe des dritten Actes — ja den tragischen Kulminationspunct des Trauerspiels, den Mord Hartneid's, herbei. Dieser gleißnerische Famulus sagt seinem ehemaligen Herrn:

»Ihr also, Herr! ihr seyd der Auserwählte,
»Dem würdig sich des Goldes Quell' ergießt;
»Ihr freilich, ihr könnt mehr, als es verschließen!
»Ihr lebt dem Wohlthun nur, nicht dem Genießen;
»Nicht euch zur Last, der Armuth Brot zu geben,
»Baut ihr Palläste, häuft ihr Fest auf Fest;
»Dem Durst' der Armuth gebt ihr tonnenweis'
»Die Fluten köstlichen Albaner's preis. —«

Wir führten diese Stelle an, weil wir wesentlich auch hier von der Ansicht des sehr geachteten Herrn Referenten der Theaterzeitung abweichen; denn wir finden nicht, daß hier Hartneid ein höhnendes, umgekehrtes Bild seiner selbst (Hartneid's) entworfen, sondern, daß er, treu und wahr, ein Konterfei des Helden, des Adepten Holm, gezeichnet habe, besonders wenn er hinzufügt:

»Und eure Dienerschaft trägt Gold und Seide,
»Bloß daß der Armuth Blöße sich bekleide.«

Nachdem Werner, wie alle Sterblichen, nicht liebt, sich derbe Wahrheiten ins Gesicht sagen zu lassen, durch Hohn und Spott und die erfreuliche Mittheilung — er sey verrathen, gefangen! — nicht kirre wird, folglich sein Geheimniß nicht mittheilen, seine Schätze nicht ausliefern will, endlich erfährt, daß durch Hartneid das für Frau und Kinder gesendete Geld unterschlagen, sie dem Mangel, dem Elende seyen Preis gegeben worden, daß Hartneid sie gepfändet, Haus und Hof ihnen verkauft habe — entbrennt er in Ingrimm (schmerzlichen!), will seinen Peiniger, der auch sein Theilchen an den Lebensfreuden, dem Golde, herabzehren möchte, zur Hölle senden, wozu sich denn eine schickliche Gelegenheit dann ergibt, als Hartneid ihm den Weg mit gezücktem Dolche verrennt. — Daß Werner hier abermals (der Jüngere, der Starke) so glücklich ist, im entscheidenden Augenblicke (dem Greis, dem Schwachen) Hartneid den Dolch zu entwinden, ihn mit der eigenen Waffe niederzustechen, daß das Geheul des Sterbenden sowohl bewaffnete Häscher als auch Herrn Manuel herbeizieht, die Alle zur Hand sind, ungeachtet Hartneid durch einen offen gelassenen heimlichen, nur ihm bekannten Weg (woher ihm so schnell diese Ortskunde, dieses unbedingte Vertrauen gekommen, wird nicht angedeutet) eingetreten, und mit Werner entfliehen will, der denn durch Alle durchbricht, weil er den feilen Knechten Gold mit Fäusten an den Kopf wirft — ist abermahls ein bedeutsamer Zufall, der das ganze Trauerspiel bedingt.

Im vierten Acte finden wir Werner Holm in der Schweiz, im Hochlande. Er hatte sich vermuthlich mit Herrn Fortunats Hütchen aufgestutzt, als er aus der Mitte der Häscher und Trabanten des Fürsten von Benevent (seht diesen Wald von Speeren!?) unbeachtet, unbemerkt entfliehen konnte. Hier beginnt der idyllische Theil der Tragödie, denn im Gegensatz mit dem elegischen im ersten, dem sybaritischen im 2ten und 3ten Acte finden wir hier (ehe Holm ihm Gold spendet) einen jungen Hirten, der seine Berechnungen stellt, um schnell reich zu werden; eine samaritanische, uneigennützige Schwester, welche die im tiefsten Elende sich befindende Gattin Holm's in ihre Hütte aufgenommen hat.

Werner hat vergebens (wie? wird nicht angedeutet) selbst flüchtig und verfolgt, die Spur seiner Gattin aufzufinden sich bemüht, und findet hier, rein zufällig, die Verlorne in derselben Hütte, wo auch er sich hingeflüchtet.

Die gemachten traurigen Erfahrungen haben ihn auf einmal zum practischen Philosophen umgeschaffen, er findet: »daß Reichthum nicht Lebensglück gebe, sondern daß die Glücklichen reich seyen. Kaum hat Werner (der sich dennoch nicht von seinem Golde und seinem schaffenden rothen Pulver getrennt) erfahren, daß seine Gattin in der Hütte ist,

als sie selbst herankömmt; auch sie ist eine in sich gegangene Sünderin, sie klagt sich an: Sie

»hab' der Sanftmuth Pflicht 'gen ihn vergessen;
»Dir fehlte Demuth, mir gebrach Geduld!
»Mein Rath war Spott, und meine Warnung Hohn;
»Ich folgte nicht dem Fluge deines Geistes;
»Du wolltest segnend eine Welt beglücken,
»Du wolltest Gutes, und ich faßt' es nicht!«

Dieß sagt ihm die gute Frau Alles, und auf seine endliche Frage nach den Kindern, muß sie ihm erklären, »daß Beide an Einem Tage gestorben seyen, aus Hunger und Frost! —«

Werner klagt sich mit Recht als den Mörder seiner Frau und Kinder an, denn er bemerkt jetzt, »daß auch seine Gattin den Keim des Todes, bereits entwickelt, in der Brust trage; mit Gewalt will er (Unmögliches) die Sterbende, sein letztes Kleinod auf Erden, an das Leben, das Daseyn fesseln, er bietet ihr Hoheit, Pracht, Genuß, nur nicht Liebe, die dieß starre Herz für Niemand fühlt; er sagt:

»Gold hab' ich, Gold! und Glanz soll dich verklären!«

Sie schaudert zurück, und findet, als Mutter zweier vor Hunger, Elend und Frost gestorbenen Kinder, die selbst aus gleicher Ursache den Todeskeim in der Brust trägt: »daß Gold Verderben — Untergang sey!?«

Sie beschwört Werner zurückzukehren, den finstern Mächten, welchen er verfallen, sich zu entreißen, und in die Arme der Tugend sich zu werfen. Er verspricht es, und sagt zu ihr:

»Was du verschmähst, ich will es nicht bewahren;
»Mein Reichthum fahre hin! Empor! Empor
»Aus euren Gräbern, lang verklung'ne Tage,
»Ihr Tage unsrer Armuth, uns'res Glücks!
»Der Arm, der dich umschlingt, soll dich ernähren;
»Du bleib' mir, du! Hier ende mein Begehren!«

Weit entfernt, in diesem Momente den moralischen Wendepunct seiner (Werner's) Laufbahn zu finden, finden wir darin um so mehr einen neuen Beweis seiner moralischen inneren Zerrissenheit; da er einen Augenblick nachher behauptet, indem er die Art erzählt, wie er mit Hartmuth geendet:

»es galt mein Leben,
»Und Nothwehr war's, die ihm den Tod gegeben,
»Der mich verrieth, und dich in's Elend stieß.«

Wer solch' eine Apologie des Mordes auszusprechen wagt, wer Rache, blinde, eigennützige Rache — Nothwehr nennt; wer damit endet, daß er sich selbst erdolcht, in dem Augenblicke, wo er sagt:

»Mein Schicksal ruft, ich folge seiner Stimme;
»An meiner Hand klebt Blut, ich hab' gefrevelt
»An Gottes Weisheit, an der Meinen Glück!
»Die Stunde schlägt, der Himmel will vergelten,
»Und nur der Feige zieht sein Haupt zurück!«

und wähnt, daß Selbstmord das Mittel sey, den Himmel zu versöhnen, mannigfache Schuld hinwegzuwaschen, und wähnt, daß er vom Himmel durch die Treue der uneigennützigen, nicht bestechlichen Hirtin

»Der Becher, der von Wermuth überfließt,
»Dank Himmel, Dank! Du hast ihn mir versüßt!«

die letzten Augenblicke noch verklärt erhalten, weil er dem im Engelsgewande sich ihm nahenden Versucher (Teufel) sich hingegeben, der ist nie zum moralischen Erkennen reif gewesen, nie fähig gewesen, seine wahre Stellung hier und dort zu erkennen, nie geneigt gewesen, sich mit dem Menschen mit dem Himmel zu versöhnen.

Wir enthalten uns, die Stellen herauszuheben, welche uns beinahe blasphemisch, als Apologie des Mordes erscheinen dürften, — kurz wir enden hiermit unsere Antikritik, und erwähnen nur folgender Stelle der Rezension des Herrn Doctor Meynert:

»Was Werner als Prätendent des Goldes verbrochen, was er als Sclave des Metalls gelitten, sühnt »und tilgt er zuletzt als freiwilliger Martyrer (!?) im »Kampfe gegen die Höllenmacht des Goldes, dessen Zauber er »dadurch bricht, daß er die Rettung (momentane doch nur), »welche Gold ihm bringen könnte, verschmäht, und mit der »zerbrochenen Fessel sich selbst den Tod gibt. Vielleicht würde »diese Selbstaufopferung (früher Sühne!?) noch gewichtiger seyn, wenn Werner in dem Momente, da er sie »vollbringt, mehr an dem Daseyn verlöre, wenn nicht all »Brücken des wahren Lebens schon hinter ihm abgebrochen »wären, wenn es noch eine Hoffnung für ihn gäbe, größer »und verlockender, als die des bloßen Goldes.« —

Werner selbst motivirt die Katastrophe durch Selbstmord, wie folgt:

»Oft hab' ich in den Tagen meiner Kraft,
»Als Selbstvertrauen (auf sein Gold) meine Brust
noch schwellte,
»Dem Unglück nie zu weichen mir gelobt,
»Und mir gesagt: Du kannst, du willst es tragen!
»Doch meine Kraft ist hin! —
und wenn sie nun
»Mit Qualen, wie die Habgier sie ersinnt,
»Gebroch'nen Muth, erschöpfte Kraft besiegten,
»Und mir entpreßten, was mein Haupt bewahrt —?
(mit ruhiger Festigkeit)
»Sie sollen nicht!« —

---

Der junge Tischlermeister. Novelle in sechs Abschnitten von Ludwig Tieck. 2 Theile. Berlin. Reimer. 1836. S. 352 und 392 8.

Irren wir nicht, so haben wir es hier mit einem Werk zu thun, das, wenn man es auch eben keine Nachahmung von »Wilhelm Meister« nennen will, doch gewiß durch denselben angeregt erscheint, der Aehnlichkeiten und Berührungspuncte sind so viele, daß der Leser unwillkührlich darauf hin-

geführt wird, auch selbst wenn man ihn ohne nähere Weisungen läßt. Tieck hat diese Novelle 1795 entworfen, ein Theil derselben wurde 1819 gedruckt, als Ganzes trat sie erst im verflossenen Jahre vor das Publicum; natürlich haben sich durch die verschiedenen Stadien der Conception mancherlei Ungleichheiten, Lücken und vielleicht sogar Folgewidrigkeiten ergeben. Jedermann weiß, wie vielen Einfluß die Stimmung des Autors auf seine Erzeugnisse nimmt, und daß derselbe Gegenstand zu verschiedenen Zeiten ganz anders, unter einem völlig neuen Gesichtspuncte erscheint. Ein nicht zu vermeidender Umstand hat die Stellung des Buches zur Gegenwart sehr erschwert; wir meinen die Wahrnehmung, welche sich Manchem ergeben haben wird, daß einzelne Theile der Novelle Ansichten darlegen, welche schon früher gewürdigt, erörtert, auch wohl widerlegt worden sind. Dieß gilt vorzüglich von dem Zunft- und Gewerbswesen, über welches hier gründliche, originelle und geistreiche Winke gegeben werden, ohne daß sie jedoch für unsere Tage noch so recht eigentlich am Platze, oder mit dem Charakter der Neuheit zu bezeichnen wären. Tieck hat, wie gesagt, Einzelnes aus seiner Dichtung schon vor Jahren zur Oeffentlichkeit gebracht; Zeitgenossen und Späterkommende haben, was in ihren Kram paßte, dort und da unter neuem Aufputze zu Markt getragen, »der junge Tischlermeister«, als Quelle, wurde vergessen, und nun, da er als ein Ganzes in die Welt tritt, hat wohl vielleicht Dieser und Jener Stirne genug, sich für den Geplünderten zu erklären, und den würdigen Altmeister zu verletzen. Der Letztere meint selbst in der Vorrede, »sich des Lächelns nicht erwehren zu können, wenn er in den Schriften der neuesten und frischesten Zeitgenossen, Wahrheiten und Entdeckungen findet, die schon längst in seinen Schriften, zum Theil den frühesten, stehen;« — ihm gilt dann freilich dieß nicht als eine wichtige und erstaunliche Entdeckung, was er »schon längst an den Schuhsohlen abgelaufen hat. —« Die junge Zeit hat oft und hart an dem alten Herrn gerüttelt; verarge man es ihm daher nicht, wenn er im Selbstgefühle einer erkämpften Autorität, seinem Bewußtseyn eine rauhe und etwas hochfahrende Zunge leiht. — »Oberflächliche Allseitigkeit« ambitionirte Tieck nie, aber was er in dem sich abgesteckten Wirkungskreise leistete, war und ist stets tüchtig, gediegen, genial; wir wollen den deutschen Novellisten noch erwarten, welcher es unserm Dichter bevorthun wird; bis zur nächsten Ostermesse dürfte uns ein solcher Ersatzmann noch schwerlich beschert werden! — Es sey uns gestattet, die Handlung der Novelle nicht zu erörtern; sie ist sehr einfach und anscheinend auch nur das Gerippe, bestimmt, einen Bau kräftiger, geistvoller und practischer Reflexionen zu tragen, in denen der Dichter sein artistisches Glaubensbekenntniß aufgestapelt hat. Was in dieser Beziehung von Tieck geleistet zu werden vermag, ist allkundig und bewährt sich neuerdings hier, zumal in den dramaturgischen Entwicklungen mehrerer Shakespeare'scher und anderer Stücke; Bühnendichter und Darsteller mögen selbe ja mit Eifer studieren; sie graben da auf einen Schatz, welcher vom höchsten Werthe ist. Markig sind auch die mehrsten Gestalten, unter denen allerdings der Tischlermeister nicht die gelungenste seyn möchte, und deren moralische Gesinnung Manches zu wünschen übrig läßt; rücksichtlich des Magisters haben wir bedauert, daß er später ein Erklecklich überschnappt, während die Anlage ursprünglich so heiter und ergötzlich schien; eben so möchten eigentliche Romanenleser den Schluß des Buches als unbefriedigend ansehen, obschon eine andere Lösung nicht gut herbeizuführen war. — Die Summe der Vorzüge, so viel darf man nach Durchlesung des Buches ohne Scheu behaupten, überwiegt jene der Mängel, und wenn wir den jungen Tischlermeister nicht als Tieck's vorzüglichste Arbeit gelten lassen, so wollen wir damit keineswegs dafür halten, als wäre er eine mißlungene, oder doch schwache; im Gegentheile werden Leser von Bildung dem Werke gewiß Geschmack abgewinnen, und des Autors trefflicher Darstellung, wie seiner gereiften, lautern Weltanschauung und seinen Kunstkenntnissen Achtung und Ehrerbiethung zollen.

St.

---

## Geographische Skizzen
### aus dem Osten Europas.

### I. Montenegro.

(Schluß.)

Die tapfern und männlichen Montenegriner sind zu Hause friedliebend und ruhig, gegen Fremde redlich, gegen die Angehörigen gesellig; jedoch jähzornig und rachgierig, wenn man ihre empfindliche Seite, als etwa der Stolz des selbstständigen Vaterlandes ist, angreift. Grausame Rachgierde zeigen die blutigen Fehden mancher Familien. Die Blutrache ist bei ihnen die Wurzel aller Uebel, sie hindert jede Verfügung der Verwaltung; denn ein Mord kann dadurch das Signal zu zahllosen Opferungen werden. — Sie ehren bei alle dem ihre Häupter und Aeltesten, und sind der strengen Gewalt blindlings unterthänig [1].

---

[1] Die Montenegriner sind kühn und unerschrocken im Kampfe, verschmitzt, jähzornig; sie sind furchtbar in der Rache, unwissend und eigendünklig, weil abergläubisch; weil neugierig, sind sie dumm, leichtgläubig. Sie sind interessirt in Geschäften, aber sehr genau im Handelsverkehr; gastfreundschaftlich dem Fremden, der eine Zufluchtsstätte bei ihnen sucht; treu dem gegebenen Worte, beständig in der Freundschaft; voller Verehrung gegen die Aeltern; sehr anhänglich ihrem Vaterlande, und vorzüglich stolz auf ihre wilde Unabhängigkeit. — Das ehrenvedeste Merkwürdige in diesem Volke ist die tiefe Ehrfurcht für das Alter. Wenn die jungen Leute einen Alten bemerken, beeilen sie sich, ihm achtungsvoll entgegen zu gehen, die Brust zu kussen, und sich tief zu neigen. Der Greis aber legt die ausgestreckte Hand auf ihren Kopf, und küßt sie an der Stirne. —

Kein Volk fürchtet sich so sehr vor der öffentlichen Strafe, als diese ehrgeizigen Helden, und jeder von ihnen will lieber sterben, als sich einer öffentlichen Strafe unterziehen. — Als Stephan der Kleine zur Zeit seiner Regierung in Montenegro Einen henken, Zwei erschießen ließ, warf er an der Heerstraße, im Angesichte von Cattaro, 10 Zechinen aus, und Niemand getraute sich das Geld, das so lange da gelegen, zu nehmen.

In der Gastfreundschaft übertrifft der Montenegriner alle übrigen Serben; er begnügt sich mit seiner Familie Brot und Knoblauch zu essen, und Wasser zu trinken, wenn er nur seinen Gast mit Fleisch, Fischen, Wein und Branntwein bewirthen kann.

Der Montenegriner selbst schätzt sein Weib wenig, jedoch würde jeder Andere eine Verunehrung desselben mit dem Kopfe zahlen; überdieß hält es jeder für eine Schande, sich gegen einen Schwächeren zu vergreifen. Darum gehen die Weiber ungescheut überall hin, wenn auch die entzweiten Männer sich dieß zu thun nicht getrauten. Sie folgen den Kriegern mit Mundvorrath in die Engpässe, die natürlichen Festungen gegen den Feind, sie waschen die Wunden aus, und verbinden sie. Sie feuern mit ihrer Gegenwart die Krieger an, die Fliehenden verspotten sie mit wehendem Vortuch; wodurch sie oft in die Schlacht zurückzukehren bewogen werden. — Die Montenegrinerinen sind arbeitsam: sie spinnen und weben; tragen Wasser, Holz, die ärmeren auch Lasten, und sind den Männern selbst im Feldbau behülflich. Solche Anstrengungen machen sie gesund und kräftig an Geist und Körper.

Montenegro ist in acht Bezirke eingetheilt, wovon vier Nahien und vier Gebirgs-Departements. Die Nahien sind:

1) Die Katuner Nahia, welche im Jahre 1700, der Regierungszeit des Wladika, Daniel Petrowitsch, sich unabhängig vom türkischen Joch gemacht hat.

2) Die Nietscher Nahia, welche sich der Herrschaft der Türken 1796 das letzte Mal entzog, und sich mit der Katuner vereiniget hat.

3) Die Ljeschaner, und 4) die Zernizer Nahia.

Die Gebirgs-Departements sind: 1) Die Bjelopawlicher, 2) Piperer, 3) Moratscher, und 4) die Kutscher Gebirge, die sich erst 1831 die Freiheit erkämpft haben. In denselben wohnen lauter katholische Albanesen.

Die Nahien werden wieder in Geschlechter, und diese in Brüderschaften eingetheilt; da die Familien auf patriarchalische Weise beisamen wohnen.

Die Geschlechter der Katuner Nahia wohnen in: Zetinje mit einem Kloster, das Johann Irnoewitsch erbaute, und dem Sitze des Wladika. Dieser stammt aber aus dem Geschlechte Njegusch, aus dem auch der Gouverneur des Landes abstammt. Dieses Geschlecht zerfällt in die zwei Brüderschaften: aus der Herakowitsch'schen stammt der Wladika, aus der Raitschewitscher der Gouverneur. Hier in Zetinje haben die Serben vor mehr als 300 Jahren ihre Kirchenbücher gedruckt. In diesem Bezirke sind noch die Geschlechter Njegusch, Jeklitsch, Bjelize, Kschewo, Juze und Pljeschiwzi.

In der Nietscher Nahia ist: Dobro Selo, Zeklin und Ljubotin.

In der Zenizer: Brewitji, Sotonitji, Gluwij, Do und Limani.

In der Ljeschaner: Sagaratsch, Komani nnd Gradaz.

Die Gebirgs-Departements haben bloß gleichnamige Geschlechter.

Am Flusse Moratscha liegt: Welika Laura, ein vom Wolkan Nemanitj, dem Bruder des h. Saba, erbautes Kloster.

Wie sehr ist dieß Gemälde abstechend gegen anderweitige Berichte. Welch' groben Mißgriff hat man gethan, da man ohne Prüfung und Gewissen es wagte, ein Volk als roh und cannibalisch zu verschreien, dessen Tugenden zu lenken, und dessen Muth zu besänftigen weise Regenten verstanden haben. Vialla de Sommières Voyage historique et politique au Montenegro.

## N o t i z e n.

Die chinesische Literatur ist sehr reich. Es gibt auf dem weiten Gebiete der Wissenschaften wenige Gegenstände, worüber man nicht ein chinesisches Buch antrifft. Viele Bücher sind wirklich vortrefflich; so weit sie ihre Geschichte, Philosophie, Politik und Dichtkunst betreffen, liefern sie uns schätzbare Winke: ihre Werke über Naturgeschichte, Geographie, Chemie u. s. w. sind sehr schlecht und oft sehr kindisch. Ihre so sehr gerühmte Kenntniß der Astronomie ist auf sehr wenige Personen beschränkt, und auch diese verstehen sie nur höchst unvollkommen. Medicin wird allgemein studirt, und die Zahl der Doctoren ist in China eben so groß, als in jedem andern Lande der Welt. Obgleich die chinesischen Aerzte sehr geschickt den Gang von Krankheiten aus dem Befühlen des Pulses vorher zu sagen wissen, so verstehen sie doch nichts von Anatomie. Außerdem gehen sie bei Behandlung aller Krankheiten von der Voraussetzung aus, daß der Körper aus den fünf Elementen, Wasser, Feuer, Metall, Holz und Erde bestehe, welche durch den Verlust ihres Gleichgewichts alle Krankheiten verursachen.

Der Roman Evremont, der jetzt bei Max und Comp. in Breslau erschienen ist, und den Ludwig Tieck herausgegeben hat, ist von dessen Schwester Sophie, der bekannten früheren Bernhardi, verfaßt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

8. Sonnabend, den 28. Jänner 1837.

Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate. Von Wilhelm Dieterici, königl. geh. Ober-Regierungsrathe, ordentl. Professor der Staats-Wissenschaften an der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin rc. rc. — Berlin, 1836. Verlag von Dunker und Humblot. Erster Band. VIII. und 188 S. 8.

Mit Recht sagt Schön in der Vorrede zu seinem Werke über die europäische Civilisation: »Man ist noch zu sehr gewöhnt, die Statistik in die Zahlen zu setzen; man vergißt, daß Zustände nicht bloß bemessen, sondern auch geschildert werden müssen.« — Vor Allem sind es die geistigen Güter einer Nation, die sich — wie unser Verfasser selbst bemerkt, — am wenigsten berechnen lassen. »Kein Zollstock und kein Pfundgericht sind ersonnen und erdacht, die für das Reich des Wissens könnten angelegt werden.« — Dennoch wird Jedermann zugestehen, daß auch hier sich Vieles zählen läßt, und daß in den gefundenen Zahlenverhältnissen oft ein unentbehrliches Hülfsmittel liegt, um zu einer höheren und allgemeineren Betrachtung übergehen zu können. Gar Manches wird durch Zahlen anschaulicher, als durch noch so mühsam weitläufige Erörterungen dargestellt; Zahlen sind brauchbare Stützen für das Gedächtniß, und in ihnen findet selbst der Politiker oft die kürzesten Beispiele und Belege zu seinen Behauptungen. Hierbei muß man noch erwägen, daß es gerade am schwierigsten fällt, zu einer sicheren Kenntniß gewisser Zahlenverhältnisse zu gelangen, und daß nur Wenigen nach ihrer ämtlichen Stellung vergönnt ist, aus dieser Quelle zu schöpfen. Solche Vorarbeiten sind daher immer schätzenswerth, und wenn damit auch noch nicht Alles gethan ist, so liefern sie doch das nöthige Materiale für eine höhere, wahrhaft wissenschaftliche Behandlung. Aus diesem bescheidenen Gesichtspuncte will der Verfasser selbst seine Arbeit betrachtet wissen; es sind eben nur Nachrichten, die er uns mittheilt, — die aber immer von hohem Werthe sind; da sie insbesondere jenen beiden Anforderungen entsprechen, welche bei allen Werken ähnlichen Inhalts die unerläßlichsten sind; — ich meine nämlich: der Anforderung auf Zuverlässigkeit, und auf zweckmäßige Zusammenstellung.

In Bezug auf jene kommt zu bemerken, daß der Verfasser seine Angaben durchgehends aus ämtlichen Quellen, nämlich aus den Acten des königl. Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, und aus denen des statistischen Bureau's geschöpft hat.

Auch von Seite der Zusammenstellung bleibt wenig zu wünschen übrig; nur hätten sich — wie wir glauben — manche Wiederholungen, ohne der Deutlichkeit Abbruch zu thun, vermeiden lassen.

Wir gehen zu dem Inhalte des Werkchens selbst über. Der Raum dieser Blätter gestattet uns zwar nicht, einen vollständigen Auszug zu liefern, doch möchten folgende Notizen für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn.

Der Verfasser beginnt mit einer kurzen Geschichte der Entstehung und einer statistischen Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Universitäten und der ihnen ähnlichen Bildungsanstalten im preußischen Staate (S. 17).

Dem zu Folge besitzt Preußen 6 vollständig organisirte Universitäten, 2 höhere Bildungsanstalten mit nicht mehr als 2 Facultäten, und außerdem 5 Seminarien, in welchen katholische Theologen gebildet werden.

Die älteste Universität ist Greifswald, schon im Jahre 1456 durch Wratislaw IX., Herzog von Pommern, gestiftet, und von Philipp I. in den Jahren 1535, 1547 und 1558 erneuert. Durch den westphälischen Frieden kam sie an Schweden, und wurde erst im Jahre 1815 an Preußen abgetreten.

Die Universität Breslau ist aus den Universitäten Frankfurt und Breslau entstanden. Erstere wurde im Jahre 1502 unter dem Churfürsten von Brandenburg, Joachim I., feierlich eingeweiht. Letztere war eigentlich ein Jesuiten-Collegium, dem Kaiser Leopold I. im Jahre 1702 die Rechte einer vollständigen Universität ertheilte. Eine Kabinetsordre vom 3. August 1811 bestimmte, daß diese beiden Lehranstalten in Breslau vereinigt werden sollten.

Die Universität Königsberg ist im Jahre 1543 von Albrecht, Markgrafen zu Brandenburg, erstem Herzog in Preußen, errichtet worden.

Die Universität **Halle-Wittenberg** ist aus der Vereinigung der Universitäten **Halle** und **Wittenberg** entstanden. Die kaiserl. Bestätigungsurkunde der Universität **Halle** datirt sich vom Jahre 1693. Die Universität **Wittenberg** wurde schon im Jahre 1502 gestiftet, und zwar auf Anstoß **Kaiser Maximilians**, der auf einem Reichstage zu Worms 1495 allen deutschen Churfürsten empfahl, in ihren Ländern Universitäten zu errichten. Die Uebertragung nach **Halle** geschah im Jahre 1815.

Die Universität **Berlin** ist durch die unterm 16. August 1809 erlassene Kabinetsordre errichtet worden, nachdem Halle in dem Tilsiter Frieden verloren gegangen war. Den Plan dazu entwarf der damalige geh. Staatsrath **Wilhelm von Humboldt**.

Die jüngste Universität ist **Bonn**, im Jahre 1818 gestiftet [1].

Die akademische Lehranstalt zu **Münster** leitet ihren Ursprung aus dem 17ten Jahrhundert her. Das Lyceum Hosianum zu **Braunsberg** endlich ist schon im Jahre 1565 entstanden, aber erst 1818 neu errichtet worden.

Die **etatsmäßigen Dotationen** der genannten Lehranstalten belaufen sich auf 461.629 Thlr. 24 Sgr. Sie fließen theils aus den Gütern derselben, aus beständigen und unbeständigen Gefällen, Zinsen von Activ-Capitalien, Promotions- und anderen Gebühren, theils werden sie aus der General-Staatscasse erfolgt.

Letztgenannter Betrag wird von dem Verfasser (S. 97) auf 284.434 Thlr. angegeben; da nun die Summe der preußischen Staatseinnahmen sich auf 51,740.000 Thlr. beläuft, so ist klar, daß etwa $^1/_{182}$ der Staatseinnahme für die Universitäten bestimmt ist. Wird aber der Totalbetrag der Kosten sämmtlicher Universitäten durch die Gesammtzahl der Einwohner dividirt, so fallen auf den Kopf: 1 Sgr. 0,38 Pf.

Die **Anzahl der Lehrer** stellt unser Verfasser (S. 94) in folgendem Schema zusammen:

| | Ordentl. Professoren. | Außerordentl. Professoren. | Privat-Docenten. | Sprach- u. Exercitien-meister. | Summe. |
|---|---|---|---|---|---|
| Berlin | 51 | 43 | 48 | 7 | 149 |
| Halle | 38 | 15 | 12 | 9 | 74 |
| Breslau | 36 | 11 | 15 | 10 | 72 |
| Bonn | 44 | 13 | 8 | 6 | 71 |
| Königsberg | 27 | 10 | 17 | 6 | 60 |
| Greifswald | 21 | 7 | 8 | 5 | 41 |
| Braunsberg | 6 | — | — | — | 6 |
| Münster | 6 | 6 | 4 | — | 16 |
| | 229 | 105 | 112 | 43 | 489 [2]. |

Was die **Frequenz** der genannten Universitäten anbelangt, so sind immer 6 Semester angeführt, aus denen sodann die jährliche Durchschnittszahl der Studirenden ermittelt wird. Im zweiten Semester 1834 waren zu Berlin 1800, zu Breslau 829, zu Halle 752, zu Bonn 816, zu Königsberg 437, zu Münster 267, zu Greifswald 187, und zu Braunsberg 30, im Ganzen 5118 Studirende [1].

Der Verfasser berechnet hierauf **die Anzahl der Studirenden, die durchschnittlich auf einen Lehrer fallen.** Bei dieser Berechnung dünkt uns aber — wäre es zweckmäßiger gewesen, die Sprach- und Exercitien-Meister außer Acht zu lassen, da diese doch nicht so eigentlich zum Personalstande der Universitäten gehören.

Auch die **Ausgabsetats** sind bei jeder einzelnen Lehranstalt ziemlich detaillirt angegeben, und es ist zugleich beigefügt, welchen Aufwand durchschnittlich jeder Lehrende fordert, was jeder Student die Universität kostet, u. dergl. m. S. 109 geht der Verfasser zur Beantwortung der Frage über, **wie sich die Anzahl der Studirenden zu der Bevölkerung und zu dem Bedürfniß der Nation in Rücksicht ihrer Geistlichen, Staatsdiener und Aerzte verhält;** — gewiß die interessanteste, aber auch die schwierigste Aufgabe seines Werkes, die er aber mit vieler Umsicht gelöst zu haben scheint.

Seinen Berechnungen zu Folge, ist im Durchschnitt von je 2884 Einwohnern des preußischen Staates **Einer** ein Student, und von allen, im studienfähigen Alter befindlichen jungen Männern des Inlandes studirt etwa der 100ste (S. 110). Da es im Jahre 1834 in der ganzen Monarchie 2.235.359 Schulkinder gab, und die Zahl der Knaben darunter sich auf 1.159.434 belief, so kommt ungefähr 1 **Schulknabe** auf 1165 Menschen, und von den Schulknaben wendet sich wieder der 248ste zu den Studien (S. 111).

Bei den **geistlichen** Stellen nimmt der Verfasser $^1/_{31}$ und bei den **Beamten** und **Medicinern** $^1/_{28}$ als Durchschnitt an jährlichen Vacanzen an. Evangelische Prediger-Stellen gibt es in der ganzen Monarchie 5740; katholische Pfarreien, Capellaneien und Vicariate 5543; von Juristen zu besetzende Stellen 4254 (mit Hinzuzählung der Administrationsstellen 5911); approbirte Aerzte endlich: 2260. Berechnet man hieraus **die jährlichen Vacanzen,** und vergleicht dieselben mit den Durchschnittszahlen der Studirenden, so ergibt sich **das**

[1] Die größte Anzahl der österreichischen Universitäten ist älteren Ursprungs. So entstand Padua im Jahre 1228; Prag im Jahre 1348; Pavia im Jahre 1361; Wien im Jahre 1365. Neueren Ursprungs sind: Olmütz, 1581 (1827 erneuert); Grätz, 1586 (1826 erneuert). Innsbruck, 1672 (1825 erneuert) und Lemberg 1784 gestiftet.

[2] Nach dem Staats-Schematismus für 1836 befanden sich an der Wiener Universität (mit Ausschluß des Thierarznei-Instituts) 43 ordentliche, dann 6 außerordentliche Professoren, 6 Sprachmeister und 1 Lehrer der Kalligraphie.

[1] Die Frequenz der österreichischen Universitäten ist natürlich viel größer. Nach authentischen Berichten in der Wiener Zeitung u. s. w. belief sich die Zahl der Studirenden im Jahre 1833 im Ganzen auf 13.836 Individuen. Die einzelnen Universitäten hatten folgende Antheile daran: Wien 4323; — Prag 3121; — Padua 1141; — Lemberg 1408; — Pavia 1227; — Grätz 933; — Olmütz 760; — Innsbruck 323.

Verhältniß der Competenten zu den erledigten Bedienstungen, wie folgt:

| | | |
|---|---|---|
| Auf 100 Stellen: | 262,08 | evangelische Theologen. |
| — — — | 142,09 | katholische Theologen. |
| — — — | 185,07 | Juristen. |
| — — — | 196,95 | Mediciner. |

Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bei, wenn er (S. 118—130) darthut, daß diese Verhältnisse gerade **nicht** zu den **ungünstigsten** gehören, und daß wenigstens die Meisten (und Tüchtigeren) unter den Studirenden noch immer sichere Aussicht haben, ein genügendes Unterkommen zu finden.

Bemerkenswerth ist übrigens, daß sich nach der, S. 131 beigefügten Tabelle in den letzten Jahren ein **Abnehmen** der Studirenden zeigt.

Der Verfasser schließt seine Arbeit mit einer **Vergleichung des jetzigen Zustandes der preußischen Universitäten gegen den früheren** in dem Zeitraume von 1797 bis 1806, und zwar in Beziehung auf die Frequenz derselben, auf die Anzahl der Lehrenden und auf die etatsmäßigen Kosten.

Als Resultat dieser Vergleichung führen wir nun an, daß die Zahl der Studirenden sich seit jener Periode auf das Dreifache vermehrt hat, woraus klar wird, daß Cultur und geistige Bildung einen viel höheren Aufschwung im Staate genommen haben — daß sich mit der Zahl der Studirenden auch die Zahl der Lehrer bedeutend vermehrte[1], und daß in Bezug auf die höheren Kosten mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit Alles bewilliget wurde, was den Wissenschaften in steter Ausbreitung Noth thut.

Diese Proben werden genügen, um den Leser von dem Werthe der vorliegenden Blätter zu überzeugen. Der Verfasser hat gewiß die gerechtesten Ansprüche auf den Dank seiner Nation, und insbesondere auch auf die Anerkennung von Seite der Statistiker, denen er, wie wir schon im Eingange bemerkt haben, die schätzbarsten Materialien liefert.

Die typographische Ausstattung ist schön.

Dr. Moritz von Stubenrauch.

[1] Der Verfasser bemerkt hierbei, daß die Zahl der **ordentlichen Professoren** nur wie 1:1,97, die Zahl der **Privatdocenten** aber wie 1:3,38 zugenommen hat, und daß es nun auf diese Weise möglich war, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln so Viel zu erreichen. Das Institut der Privatdocenten, sagt er S. 176, öffnet die höhere Bahn des wissenschaftlichen Lebens jedem aufkommenden Talent, und die dadurch herbeigeführte Concurrenz steigert die Thätigkeit aller Lehrenden; man erhält dadurch die besten practischen Beweise über die Fähigkeit der Lehramtskandidaten, und ein leichtes Mittel der Prüfung ihrer Ansprüche auf Beförderung zur Professur.

# Geographische Skizzen aus dem Osten Europas.

## II. Serbien.

Allgemeine Theilnahme erregte das Auftauchen Griechenlands zu abermaliger, durch fünfthalb Jahrhunderte vermißter Selbstständigkeit. Wenn auch manche enthusiastische Träume von dem neuen Hellas nicht ganz erfüllt worden; so wurde doch der Keim zu schönen Erwartungen nicht erstickt, und herzerhebend beginnt schon jetzt das öffentliche Leben sich zu entfalten. Laßt ihm seinen Periodenlauf durchwandern, und künftige Geschlechter erst ruhen im Schatten der kräftigen dodonischen Eiche.

Auch der einst so blühende, und neulich erst wieder errettete Staat der **Serben** hat hie und da Anklang gefunden. Freilich war diesem nie ein Zeitalter des Perikles; er hat kein Monument ehemaliger geistiger Selbstständigkeit der staunenden Nachwelt hinterlassen, ausgenommen etwa jene feierliche, mystische Orgel der slawischen Kirchensprache[1]; kein Parthenon, keine für die Ewigkeit geschaffene Kunstdenkmäler; — Trümmer verfallener Schlösser und dem Einheimischen nur werthe historische Denksteine mit dem Reichthum nationaler Heldenlieder: doch diese sprechen zu jedem gemeinen Serben, wie nur zum gebildeten Griechen die geistigen Nachlässe der Demosthene, Xenophonte; sie sprechen mit der Wärme und Innigkeit, wie nur Schutzgötter unterdrückter Provinzen ihrem Volke zum Kampfe für Freiheit und Selbstständigkeit zusprechen können.

Beide Staaten, Serbien und Griechenland, haben eine große Geschichte als Grundlage der neuen Ordnung der Dinge; da steht ersterer sehr im Nachtheile: wollen wir aber dem Ahnenstolz Stillschweigen gebieten, und der Gegenwart die Rede zugestehen; so wird die Wage wohl bald zu Gunsten desselben ausschlagen.

Allmählig und lange sog Entsittung griechisches Mark aus den Erben der schönsten Geschichte aus, bis sie zu dem herabgesunken, was sie heute sind. »Da jedoch«, spricht Wimmer nach Pirch, »nicht Entartung des Volkes, sondern die Herrschaft

[1] Mit lebhaften Farben schildert der gelehrte slawische Geschichtsforscher **Schaffarik** die eigenthümlichen Schönheiten der drei slawischen Hauptdialecte. »Ich möchte den Klang des Illirischen im Gesang und der Poesie mit dem Tone der Violine, des Altslawischen mit dem der Orgel, des Polnischen mit dem der Cyther vergleichen; oder — ist das Altslawische in den davidischen Kirchenhymnen dem hallenden Sturz eines Waldstromes, das Polnische eines Felinsky dem reizenden Gelispel und Gesäusel einer Quelle ähnlich, so ist das Illyrische im Munde der ländlichen Erato dem sanften Murmeln und Girren eines Baches durch die Blumenwiesen des Thales gleich; — das erste reißt, erschüttert und überwältigt, wie der Sturm, das zweite weckt, ergreift und bezaubert, wie das Rauschen des Windes durch herbstliche Zitterpappeln; das dritte beschleicht, erwärmt und entzückt wie ein leichtes Wehen und Wogen der Mailuft.«

seiner Großen es war, die Serbien durch Zerstückelung geschwächt, und seine Macht der Vernichtung Preis gegeben hatte, so war nur das politische, nicht aber das Nationalleben vernichtet. Völker gehen nur im Gährungsprozesse der Entsittung, nie aber durch Unterjochung und rohe Gewalt zu Grunde. Darum blieb auch Serbiens Volk nach Vernichtung seiner Kräfte und trotz des auf ihm lastenden Joches lebendig und stark.

Auf Anrathen der hohen Pforte selbst geschah der erste Aufstand 1804 gegen die Dahien, der zweite 1807 verschaffte unter russischem Beistand Unabhängigkeit, welche von dem tapfern Feldherrn, aber unfähigen Regenten Cerni Georg nicht behauptet werden konnte. Durch einen zweiten Einmarsch erhielt er abermals unumschränkte Herrschaft 1811, bis mit dem Falle der ersteren auch Serbiens Schicksal entschieden wurde. Es fiel abermaliger Sclaverei anheim, von der Milosch Obrenowitj, der zu kriegen und zu herrschen versteht, es nach wiederholten Versuch 1815 rettete. Der angebotene Friede lautet: Serbien erhält eine selbstständige innere Verwaltung unter selbstgewählten Häuptern, Festungen und Geschütz bleiben in den Händen der Türken. Die Abgaben werden, ohne eingesammelt zu werden, von der nationalen Obrigkeit abgeliefert.

Milosch wurde 1827 zum erblichen Fürsten der Serben erklärt; und im Tractat von Akherman stipulirte Rußland für Serbien folgende Artikel: Freiheit des Gottesdienstes, Wahl der Häupter, Unabhängigkeit der inneren Verwaltung, Wiedervereinigung der sechs abgerissenen Districte von Serbien, Verwandlung verschiedener Abgaben in eine einzige; kein Türke darf Grundeigenthum in Serbien besitzen; Freiheit des Handels; Erlaubniß der Serben mit eigenen Pässen in den Ländern der Pforte zu reisen, Errichtung von Spitälern, Schulen und Buchdruckereien, Uebertragung derjenigen Grundstücke im Lande, welche den Türken gehörten, an die Serben mit der Bedingung, daß die Einkünfte derselben zum Tribut geschlagen werden; endlich das Verbot für die Türken, sich in Serbien niederzulassen. — Also nichts weiter denn die Wiederholung des achten Artikels vom Bukarester Tractat.

Aus der Erdbeschreibung des Herrn Tirol[1], die aus der ersten serbischen Buchdruckerei zu Belgrad hervorging, und sich um sein Vaterland viele Verdienste erwarb, liefern wir nun nachstehende geographische Umrisse von Serbien, der Moldau und Wallachei. Ueberaus wichtig sind Bücher über Elementarfächer in einem Lande, wo die Kenntniß derselben noch so wünschenswerth, und die Wißbegierde, so wie die schnelle Auffassungskraft so allgemein als in Serbien ist.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Politicesko zemljeopisanie za upotreblenie srpske mladezi od Dimitria Tirola. U Beogradu 1832.

## Notizen.

»De veterum Saxonum re publica. Scripsit Benno Hildebrand. Vratislaviae, Friedländer, 1836. 75 S. 8.« Wenn sich auch nicht übersehen läßt, daß einige Behauptungen der vorliegenden Abhandlung gewagt, wo nicht ganz unhaltbar sind; muß man doch ihre Erscheinung als eine erfreuliche bezeichnen, denn sie beschäftigt sich mit einem Gegenstande, der noch immer tief im Dunkeln liegt, und auch schwerlich je eine genügende Beleuchtung erhalten wird. Der Verfasser hat über die Staats- und Rechtsverfassung der Sachsen vor Carl dem Großen mit gründlichem Fleiße Alles gesammelt und benützt, was sich vorfand, und nicht ohne Geschick das besonders Charakterische herausgehoben. Die im Eingange stehende Hinweisung auf alle hieher gehörigen Quellen verdient in jeder Beziehung dankbare Anerkennung, und sie läßt nur zu wünschen übrig, daß bei ähnlichen Angaben auch manche größere Werke eben so ausführlich und gediegen seyn möchten. W.

»Synopsis Florae Germanicae et Helveticae. Auctore Guil. Dan. Jos. Koch. Sectio prior. Francofurti ad Moenum, 1836. F. Willmans. 352 S. gr. 8.« Bekanntlich hat sich die Flora Deutschlands und die der Schweiz in den letzten zehn Jahren sehr zahlreicher Bearbeitungen zu erfreuen gehabt; es finden sich darunter Werke, wie sie wohl die Flora weniger Länder aufzuweisen hat, und wie groß die Verdienste des Verfassers obigen Buches bei der Bearbeitung der Deutschen Flora sind, das ist so allgemein bekannt, daß man zur Belobung dieser Synopsis gewiß nichts hinzuzufügen braucht. Die Verbindung der Schweizersflora mit der Flora Deutschlands ist bei diesem Werke ganz besonders lobenswerth, nicht nur dadurch daß der Botaniker, welcher Deutschland durchsucht, auch recht bald nach der Schweiz geht und ein und dasselbe Handbuch hierzu benützen kann, sondern vorzüglich deshalb, daß die deutschen Pflanzen, behufs der Bearbeitung dieses Buches, von dem Autor auf das Genaueste mit den in der Schweiz vorkommenden Pflanzen verglichen sind, und diese beiden Länder wohl natürlicher zusammenhängen, als andere Gebiete, welche man sonst bei der Bearbeitung der Flora Deutschlands mit einzubegreifen pflegt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**9.** Mittwoch, den 1. Februar **1837.**


**Regesta Badensia**, Urkunden des Großherzoglich Badischen General-Landes-Archivs von den ältesten bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts ꝛc. Nebst Erläuterungen, Ergänzungen, Berichtigungen und zwei Registern von Dr. Carl George Dümgé, Großherzoglich Badischen G. L. Archiv-Rath. Carlsruhe, Braun, 1836. X u. 174 S. 4.

Ein Hauptzweck gegenwärtiger Arbeit ist, um mit dem Herausgeber zu reden, die Verbreitung und Vermehrung urkundlicher Hülfsmittel für das Studium der besondern vaterländischen Erdbeschreibung und Geschichte aus den Schätzen des Großherzoglichen General-Landes-Archives. Zugleich aber sollte auch für die von mehreren deutschen Regierungen unterstützte Bereicherung des gemeinsamen vaterländischen Urkunden-Vorrathes damit ein erster Beitrag geliefert werden. Ausgeschieden blieben nur diejenigen Urkunden, bei welchen augenscheinliche Unechtheit oder Verfälschung, verspätete Einlieferung oder andere Umstände die Aufnahme gar nicht, oder noch nicht gestatteten. Auch von päbstlichen Schirmbriefen und Bestätigungsbullen war es hinreichend, eine und die andere ausführliche Probe zu geben, von den übrigen aber, mit Weglassung der stets wiederkehrenden wortreichen Eingangs- und Bannformeln, nur den Sach-Inhalt mitzutheilen. Die im Druck bereits vorhandenen Urkunden sind nach dem wesentlichen Inhalte mitgetheilt, die einzelnen oder mehrfachen ausführlichen Abdrücke überall nachgewiesen, gewürdigt, und wo es vonnöthen, ergänzt oder berichtigt; von allen noch nicht gedruckten aber die vollständigen Texte gegeben.

Wir können hier nicht in eine nähere Zergliederung der Arbeit eingehen; müssen indessen im Allgemeinen mit Freude gestehen, daß sie von wahrhaft großer Bedeutsamkeit ist, und dieß sowohl in ihren neuen Mittheilungen, als auch dem kritischen Theile nach, der zuvörderst vielfach fördernd eingreift. Niemand, so viel ist unbestreitbar, wird sie entbehren können, dem deutsche Geschichtsforschung zur Aufgabe geworden, und Jeder, der sie benützt, wird dankbar die seltene Bereicherung anerkennen, die frühere Bemühungen durch sie erhalten haben. Es steht nur zu wünschen, daß aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes ähnliche Leistungen hervorgehen mögen, und insbesondere auch Oesterreich bald einen Codex diplomaticus erhalte. — Wenn wir aber, wie bei allen historischen Werken, auch bei dem vorliegenden Urkundenbuche zunächst berücksichtigen wollen, was sich für die Geschichte Oesterreichs oder seiner Fürsten Bemerkenswerthes vorfindet, müssen wir auf die Urkunde S. 59 vom Jahre 1186 hinweisen: »Albert, Grav von Habsburg, Landgrav in Elsaß, bestätigt die Schenkungen seiner Vorfahren und Ahnherrn, der Graven Liutfried, Otpert und Rampert, Stifter des Klosters St. Trutpert auf dem Schwarzwalde, nach eingesehener und geprüfter Schenkungs-Urkunde vom 21. Febr. 902, auf Bitte des Abtes Heinrich und der Samenung desselben Klosters[1].«

Diese Bestätigungs-Urkunde besiegeln, nebst dem Graven Albert, Heinrich, Bischof zu Straßburg, und dessen Kapitel. Acta sunt hec anno dominicae incarnationis MCLXXXVI in claustro majoris ecclesie Argentinensis etc.« Die Urkunde vom Jahre 902, steht mit wichtigen Erläuterungen S. 5: »Grav Liutfried und dessen Söhne Huntfried, Liutfried und Hugo, übergeben dem Kloster St. Trutpert im Schwarzwalde mehrere Güter und bestätigen zugleich alle, demselben von ihren Vorfahren gemachten Schenkungen; nämlich von den Graven Otpert und Lampert (deren ersterer den heiligen Trutpert aufgenommen): Vallem cum omnibus adjacentibus a monte Zamba ubi oritur Niumaga cum montibus collibus etc. ab ortu supradicti fluminis usque ad fluvium Mezzinbach ex utraque parte montium in integrum atque per totum. Additis pro parte Liutfridi patris consentientibus filiis: hoc est in Mortunouua in Ichinheim et in Wittilnbach et in Gaminishurst... Ego Liutfridus cum consensu filiorum meorum et ipsorum fratrum (S. Trutperti) commendavi illum sanctum locum Walderico abbati omnibus diebus vitae suae et quidquid ad illum pertinet ... a fonte prius nominato Niumaga et Britzina qui oritur

---

1 Herr Fürst Lichnowsky, in seiner Geschichte des Hauses Habsburg, gibt den Inhalt der Urkunde, wie folgt: »Alb. Gr. v. Habsb. Landgraf im Elsaß, bestätigt die Privilegien, welche sein Vorfahr und Ahn Gr. Liutfried dem Otpert und Rampert, Stifter des Kloster St. Trutpert im Schwarzwalde, ertheilt. Herrg. Gen. II. 197.«

in monte Britzinberg, qui alio nomine Storre nuncupatur et non longe influit in eundem alveum perdito suo nomine. inferius quoque Belnouua quae influit in eundem alveum amisso etiam suo nomine. usque ad praedictum Mezzinbach fluviolum. Haec acta sunt in ipso monasterio praesentibus testibus quorum signacula hic subscripta sunt. Signum Liutfridi comitis et filiorum ejus Hunfridi. Liutfridi. Hugonis. qui hanc kartam donationis fieri et firmare rogaverunt etc. Ego itaque Willigerus ex ipso monasterio vice cancellarii, Anno III. regnante Ludeuuico filio Arnolfi. sub comite Wolfilino Nonis Kalend. Marcii. Luna X rogatus scripsi et subscripsi.«

Herrgott genealog. dipl. II. 1. 197. Schöpflin Alsat. dipl. 1. 100. Neugart. Cod. diplom. 1. 54. im Auszuge.

Hergott's und Schöpflin's Abdrücke sind sehr ungenau, sowohl in den Nahmen der Orte (die hier berichtigt vorkommen) als auch im übrigen Texte; die ziemlich weitläufige Urkunde ist gleichwohl zu unerheblich für einen vollständigen Wiederabdruck. In Ansehung der ältern Abdrücke bei Lazius, Eccard und Bucelin ist Schöpflin nachzulesen; für die Erläuterungen Herrgott, welcher sich bei dieser Urkunde, einem Haupt-Monumente seiner Genealogie, große Mühe gegeben, Tom. I. Cap. 10. Das Fac-simile dort ist aber ohne allen Werth.

Die Quelle dieser Urkunde sind zwei Transsumte, das eine in der Bestätigungs-Urkunde der von Liutfried und dessen Söhnen gemachten Schenkung an das Kloster, durch den Grafen Albrecht von Habsburg 1186, das andere von B. Bischof zu Basel, welches Herrgott und Schöpflin in das Jahr 1262 setzen, die Namens-Sigle B. auf den damals lebenden Bischof Berthold beziehend. Das Transsumt ist ohne alle Zeitangabe der Ausstellung. Aber es lebten im ganzen 12. und 13. Jahrhunderte nur zwei Bischöfe von Basel, des Namens Berthold, wie auch überhaupt eines mit B. anfangenden Namens; der erstere von 1120 — 1132; der zweite von 1249 — 1262. Diesem wird das erwähnte Transsumt aus dem Grunde zugeschrieben, weil das Bischöfliche Siegel auf einen Grafen von Pfirrt schließen lasse, aus welchem Geschlechte allerdings dieser letztere Berthold gewesen. Allein es enthält das Siegel durchaus keine Spur des Wappens der Grafen von Pfirrt, wie Schöpflin selbst solches darstellt. (Alsat. illustr. II. 608). Der Bischof ist abgebildet auf seiner cathedra, zu deren Linken ein Hirsch, zur Rechten eine Hirschkuh: die Umschrift ist: Bertholdus Dei Gratia Episcopus Basil. Dazu kömmt nun noch, daß die Schriftzüge dieses Transsumtes die des zwölften Jahrhunderts sind und nicht des dreizehnten; ferner, daß dieses Transsumt mit keinem Worte der Bestätigung des Grafen Albrecht vom Jahre 1186 erwähnet, was doch wohl zuverlässig der Fall gewesen wäre, wenn diese schon existirt hätte. Demnach ist also das bischöfliche Basel'sche Transsumt mit weit besserm Grunde dem ersten Berthold, einem Grafen von Neuenburg, zuzuschreiben und nahe bei anderthalb hundert Jahre älter, als es von diesen beiden gelehrten Männern erkannt wurde. Beide setzten aber auch die Liutfried'sche Urkunde in das Jahr 903, da doch bereits am 21. Februar 902 das dritte Jahr der Regierung Ludwig's des Kindes seit einem Monate begonnen hatte. Neugart schon bemerkte und berichtigte diesen Fehler. Fast noch befremdender ist aber, daß Schöpflin, welcher beide Quellen-Handschriften in Gegenwart des P. Herrgott zu St. Trutpert selbst eingesehen und verglichen zu haben bezeugt, angebliche Lese-Arten des Letztern neben die seinigen stellt, während Beider Lese-Arten gleich sehr von der Urschrift abweichen, welche (was bemerkt werden muß) ausgezeichnet schön und reinlich geschrieben ist; so z. B. Not. y und z., wo die Urschrift auf das deutlichste hat: Liutfridus in Sintgouue in Sowinsheim. Hugo in Eginisheim. Ja er bürdet dem P. Herrgott fremdartige Einschaltungen auf, welche in Wahrheit nichts anders sind, als Stellen, die sich allerdings in der Urschrift befinden, und nur von Schöpflin selbst übersehen worden, wie die ganze Stelle der Note e. p. 102. Auch die Luna X. befindet sich in der Urschrift auf das deutlichste angegeben; Schöpflins Ausstellungen sind unbegreiflich.

---

## Geographische Skizzen
### aus dem Osten Europas.
### II. Serbien.
(Fortsetzung.)

Alt-Serbien dehnte sich aus vom 42. bis 45. Breite- und vom 37. bis 41. Längengrad, und gränzte nördlich an die österreichischen Provinzen: Syrmium und den Banat, westlich an Bosnien und die Herzegowina, südl. an Albanien und östlich an Macedonien, die Bulgarei und Wallachei in einem Umfange von beiläufig 900 Quad. Meilen. — Das neuere Serbien unter dem 43. bis 45 Grade der Breite, 37. bis 39. der Länge hat im Norden die österr. Militärgränze, im Westen Bosnien Jadra, die Drina und die Berge Zer, Wlaschitj, Medwenik, und Okrugliza, im Süden Alt-Serbien, nämlich: den Pasarer und Prokupaljer Kreis, im Osten abermals Alt-Serbien; und zwar: den Gurgussowazer Kreis und die Kraina [1] zur Grenze, und einen Flächenraum von beiläufig 450 Quad. Meilen.

---

1 Ein Strich Landes voller Bedeutung für den Eingebornen, zwischen dem Timok, der Donau, dem Schlosse Klitsch (in der Herzegowina und den Bergwäldern der Donau-Insel Poretsch. Er hat bei 60 größtentheils serbische Dörfer, die Stadt Negotin, die Kaisers-Quelle (Zaritschnia), den Bach Samna, das Städtchen Brsa Palanka, und die zwei Klöster Wraina und Wukowa. Von Zaritschina bis zu den Ruinen Prasiwo sind noch unterirdische Kanäle, die einst zu Wasserleitungen bestimmt waren. Die bleiernen Leitröhren wur-

Das Serbien des Adrianopoler Traktats, welches Tirol noch das künftige Serbien nennt, wird im Westen von Bosnien durch die Drinadis, Wischegrad und weiter von der Herzegowina durch den Lim eingeschlossen, im Süden vom Prischtiner und Prekupalier Kreis Alt-Serbiens, im Osten von der Bulgarei durch den Timok; ein Staat von 700 Quad. Meilen Oberfläche.

Serbien ist meist gebirgig und waldig, jedoch sehr fruchtbar. Die Gebirge, welche sich durch ganz Serbien verzweigen, können in zwei Stämme abgetheilt werden. Der eine steht durch die hohen Bosnier Waldgebirge mit den Alpen in Verbindung, tritt in das Land zwischen der Herzegowina und Albanien ein. Zweige dieses Zuges heißen: Liewa, Jawor, Okrugliza, Gollija, Medwednik, die Rudniker Berge, Awala, Zer und mehrere. Der zweite Stamm kommt aus der Bulgarei, und erreicht Serbien zwischen Nisa und dem Ursprunge des Timok mit den Aesten: die Golubiner Waldgebirge, die Haidukenberge, der Schwarzberg, die Stolower u. a.

Flüsse hat Serbien solche, die es bloß begrenzen, und solche, die in seinem Schoße entspringen. Die größeren und vorzüglicheren erster Art sind: der Timok, die Drina, die Save und die Donau. Der Timok, die östliche Grenze des Landes von der Bulgarei, entspringt ober Sewerlik, und ergießt sich, im Verlaufe mehrere Flüsse und Bäche in sich aufnehmend, bei Radoewac in die Donau; er ist kleiner als die Morawa, hat einen sehr schnellen Lauf, ein steiniges Bett, und liefert schmackhafte Fische. Die Drina beginnt in der Herzegowina um Piwa, setzt ihren Lauf von Süd gegen Nord fort, und fließt, nachdem sie unter Wischegrad den Lim, bei Leschnitza den Jadar in sich aufgenommen, dem Kloster Ratscha gegenüber in die Save; sie ist sehr reißend und reich an Fischen. Grenzflüsse sind auch die Donau und Save. In ersterer sind zwischen Golobaz und Kladowo jene zwei den Schiffen furchtbare Stellen, welche die Türken Tachtali, und Demircapi, die Serben Gjerdapi[1] nennen, bekannt. Im Innern ist der größte Fluß die Morawa, die in der Mitte Süd-Serbiens entquillt, zuerst nordwärts, dann ostnordwärts durch den Gjuprier, Ressawer und Semendrier Kreis fließt, und zwei Stunden östlich von Semendria unter Klutsch in die Donau fällt; sie nimmt beinahe alle Bäche und Flüsse in sich auf, ist des schnellen und jähen Laufes wegen zur Schifffahrt nicht geeignet, aber überfüllt mit delikaten Fischen. Die Kolubara entspringt vom Medwednik, nimmt in ihrem Laufe von Süden gegen Norden mehrere Bäche auf, und vereinigt sich bei Palesch mit der Save. Der Jadar, dessen Ursprung in den Sokol'schen Waldgebirgen, fließt ober Leschniza in die Drina.

---

den bei den wiederholten Aufständen in Musketenkugeln zergossen. Unter Zaritschina sieht man Ruinen einer Kirche, die zum Andenken des hier gefallenen Kraljewitsch Marko, errichtet wurde. Die Kapelle des serwischen Tell. — Südwestlich gränzt die Kraina an das Gebiet Klutsch, und bildet mit diesem den Timoker, einen der 6 abgerissenen Distrikte. Klutsch hat 30 walachische Dörfer, deren Namen serbischen Ursprung verrathen, ferner die Stadt und Festung Kladoro an der Donau. Eine halbe Stunde von da findet man Ruinen der trajanischen Brücke, von welcher sich im Volke viele Ueberlieferungen erhalten haben. Der ganze Distrikt gehört der Sultanin, und darum haben beide Gebiete mehrere Vorrechte, als z. B. die eines eigenen Knesen, längere Zeit behalten. Der Knes der Krajina residirt in Negotin, der von Klutsch in Kladowo. So lange das Geschlecht der Karapangiiti lebte, waren diese erbliche Knesen in der Krajina, sammelten die Steuern ein, und übergaben sie dem Beg von Kladowo. Seit der Auswanderung dieser Familie ist aber auch hier der Druck der Herrscher den Serben fühlbarer geworden. Die selbstständigen Knesen von Klutsch hörten aber noch viel früher auf.

[1] Eine interessante Schilderung derselben gibt uns Pirch's Reise in Serbien: »Wir waren zwei Meilen unterhalb Dobra, als wir ein starkes Rauschen hörten; auf die Entfernung einer halben Stunde vor uns lagen die Klippen des Tachtali, welche quer durch den Strom setzen. Bald sahen wir den Strich der weiß aufschäumenden Wellen vor uns. Wir gingen auf der rechten Seite des Stromes ans Land: hier ist eine kleine Ebene zwischen der Felswand und dem Strom mit Gesträuchen bedeckt, zwischen denen man Kreuze und Steine hervorragen sieht, welche die Gräber der Verunglückten bezeichnen. Die Schiffer beriethen sich nun, wie beim heutigen Wasserstande das Riff am besten zu passiren sei. An der deutschen sichersten Seite hinzufahren wäre für serbische Fährleute eine Schande gewesen, es hätte Furcht verrathen, und die Gränzer würden es an Gelächter und Spott nicht haben fehlen lassen. Es wurde also auf der serbischen Seite zweihundert Schritte vom Ufer die Durchfahrt bestimmt. Der hohe Wasserstand verbarg die Klippen, doch die Fährleute kennen jede Spitze sehr genau. Wir hatten die Gefahr im Rücken, und waren wieder im ruhigen Wasser, ohne etwas mehr als das Aufschäumen des Stromes und das schnellere Dahinschießen wahrgenommen zu haben. — Nun kam der zweite schwierige Punkt, die Felsenge von Demircapi oder das eiserne Thor. Eine halbe Stunde unterhalb Tachtali verengt ein von der serbischen Seite weit vorspringender Felsgrath die Donau bis auf zweihundert Schritte. An der deutschen Seite fällt die Felswand breit und senkrecht zum Strom ab; das Gebirge an dieser Seite von Tachtali bis Demircapi heißt Alibeg (Fürst Ali); ein kolossales Felshaupt weiß und weitschimmernd hat diesem Namen den Ursprung gegeben. Der Strom schießt mit heftiger Gewalt durch die Enge des eisernen Thores, und breitet sich gleich jenseits schnell rechts hin aus. Für kleine Fahrzeuge mit geschickten Fährleuten stromabwärts ist die Gefahr so groß nicht. Die Schiffer des Nachens, in welchem ich mit Zwietko saß, trieben die Sache etwas verwegen, sie wagten es, beinahe hart am Felsen hinzutreiben, und den Nachen kurz um denselben herum zu werfen. Ein Paar Wellen schlugen über das Fahrzeug und durchnäßten unsere Mäntel, die geringe Breite des Nachens, und die gleichzeitige Anstrengung der Schiffer beim Herumwerfen, schützte uns vor dem Umschlagen.

Radewan's Nachen hielt sich mehr in der Mitte und wurde weit hinabgetrieben zum großen Vergnügen unserer Fährleute. In frühern Zeiten hat das Gerücht die Gefahren des Tachtali und Demircapi ins Ungeheuere getrieben, in neuerer Zeit dieselben für Aberglauben ausgegeben. Es kommt auf den Wasserstand und besonders darauf an, ob man stromab oder stromauf schiffe. Im letzteren Falle sind große Anstrengungen nöthig, und es ereignen sich Unglücksfälle, wovon jene Gräber zeugen. Größere Schiffe halten sich beim Hinabfahren unbeschadet ihrer Ehre an der deutschen Seite und man hat in diesem Falle nur wenig Beispiele, wo der niedere Wasserstand ihnen Gefahr brachte.«

Die Mlawa hat die Haidukenberge zur Wiege, die Donau bei Kostoliz zum Grabe. Kleinere Flüsse sind: Sassawiza, Ressawa, Pek, Grnscha und Poretschke Reka. Die Insel Ziganba oder Ziganska in der Save ober Belgrad gehört zu Serbien. — Quellen gibt es genug und Mineralwässer, die wohl bekannt aber unbenutzt sind; als: zu Bana im Kraguewazer Kreise, zu Wischniza unter Belgrad, und zu Hassanpascha-palanka im Semendrier Kreise. — Das Klima ist in Serbien mäßig heiß, und darum ist das Land durchaus fruchtbar, wenigstens zur Cultur geeignet, mit Ausnahme der Felsgebirge.

In den Umgebungen der Städte und Dörfer gedeiht sehr viel Weitzen, aber noch viel mehr Hirse und Mais, die gebräuchlichste Nahrung der Serben; Honig, außerordentlich guter Tabak, besonders im Rudniker Gebirge, und Leinen, jeder Art Obst, und Weingärten außer der ebenen und sumpfigen Matschwa. Es hat alle Gattungen Vieh, und vorzügliche Schweine. An Gartenpflanzungen und mineralischen Ausbeuten hat Serbien großen Mangel, besonders im Salz; zum Ersatze dessen hat es Blei in Menge [1].

Die Einwohner, die gegen 900.000 Seelen betragen, sind fast alle Serben, griechischen Ritus, die einen Dialect der slawischen Mundart sprechen; es gibt aber auch Walachen in dem Poretscher und Poscharewazer Kreise, und nur in den Festungen Türken, die als Garnison zurückblieben. Der Serbe ist — sowohl hier, als in den österreichischen Ländern — schön gestaltet, scharfsinnig, tapfer und sehr zu den Wissenschaften geeignet; unter dem langwierigen türkischen Joch blieb er als unterthäniger und schmachtender Sklave unaufgeklärt und rauh. Da nun aber das Vaterland seine Rechte wieder erlangt hat, der Landesherr sich die Wohlfahrt seines Volkes väterlich angelegen seyn läßt, und alle bisherigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen bemüht ist, kann man erwarten, daß auch die serbische Nation, durch das Beispiel gebildeterer Völker angeregt, in dem Ackerbau, der Cultur und den Wissenschaften mündig und aufgeklärt werde.

Zur Bildung des Volkes ist jetzt kaum ein geringer Anfang gemacht; nur in Belgrad, Schabaz und Semendria sind höhere Schulen eingeführt, in welchen die Jugend in den Realfächern Unterricht erhält. Außer diesen gibt es auch an anderen Orten Schulen, in welchen nach der alten Art Slawisch Lesen und Schreiben gelehrt wird.

Die Serben beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Handel; Handarbeiten beginnen sie kaum zu treiben. Der Handel wird bloß mit natürlichen Erzeugnissen des Bodens, als mit Hornvieh, Häuten, Obst, Honig, Wachs und besonders mit Schweinen geführt; Kunsterzeugnisse werden größtentheils aus fremden Ländern eingeführt.

(Schluß folgt.)

1 Für die Mineralogie und Geognosie dieser Länder hat neuerdings Boué schöne Ausbeuten gesammelt. So lautet sein Bericht an die Akademie der Wissenschaften in Paris: »Serbien ist ein Gebirgsland mit Eichenwaldungen; der intermediäre Boden von neuer Formation bricht kaum durch die tertiäre Molasse, Thonerde und Sand durch. So haben sich im Mittelpunkt des Landes kleine zusammenhängende vom Nord nach Süd streichende selten mehr als 2000 Fuß hohe Anhöhen gebildet. Im südlichen Serbien, an der türkischen Grenze, erheben sich hohe Gebirge, deren Gipfel von Bäumen entblößt, und mit subalpinischer und alpinischer Vegetation bedeckt sind; dieß sind die Gebirge von krystallinischem Schiefer um Jastrebaz, Plotscha und Kopaunik, der aus Urschiefer, Kalk, Syenit und Serpentin besteht. Das westliche Serbien ist gebirgiger als der mittlere Theil des Landes, und hat, wie Bosnien, Ketten von ziemlich hohen Kalkgebirgen mit Bleiglanz. Starke Adern von syenitischem Porphyr, welcher im Banat die Urformation der Grauwacke von Nord nach Süd durchziehen, in festen, körnigen Kalk umsetzen, und Granaten, Amphibolen und kleine Nester von Kupferkies in sich schließen, zeigen sich auch hie und da im östlichen Serbien zu Maidanpek bis nach Tandu, und ähnliche Lager findet man im mittleren und westlichen Serbien. Der Serpentin bricht im mitleren und südwestlichen Theile von Serbien häufig durch die Grauwacke und den Schiefer. — Der intermediäre Urboden Serbiens ist reich an Säuerlingen (Sauerbrunnen). Auch finden sich im östlichen Serbien, und im Süden der Centralkette viele warme Quellen, welche sämmtlich in der Nähe von Trachyt-, Dolonit-, oder Syenitlagern entspringen. Ihre Temperatur ist zwischen 35 bis 58 1/2° R.

## N o t i z.

»Ueber den Ursprung der Theudisken von Dr. John Clement.« (Altona, Aue, 1836. 60 S. 8.). Die seltsame Sprache und Manier dieser Schrift erweckt Interesse an dem Verfasser und Unlust gegen seine Untersuchung. Der Inhalt ist Wahres und Falsches, oder vielmehr Bewiesenes, Unbewiesenes und sichtlich Ungegründetes vermischt. Das Resultat: daß der Theil der Franken, der sich an deutsche Sitte hielt, sich allmählig von den Uebrigen trennt, und sich Theudisken nannte, die Volkischen, daher Deutsche. Also im Wesen nichts Neues. Zum Schlusse Zweifel an der Echtheit der Germania des Tacitus, die der Verf. für ein viel späteres Product hält, hauptsächlich weil Thuisko darin vorkommt, was ihm für seine Hypothese zu früh scheinen mag.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (a 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock, bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**10.** Sonnabend, den 4. Februar **1837.**


**General Statistics of the British Empire. By James M'Queen, Esq. London: B. Fellowes, Ludgate street. 1836. XII, 224 S. 8.**

Die im Charakter der Britten so mächtig vorwaltende praktische Tendenz spricht sich auch in ihren wissenschaftlichen Leistungen aus. Mit unfruchtbarer Theorie und eitlen Speculationen haben sie sich immer nur wenig beschäftigt; dagegen Alles, was auf das Leben unmittelbaren Einfluß nimmt, die trefflichsten Bearbeiter unter ihnen gefunden hat. Im Fache der Statistik insbesondere ist, wie bekannt, der Schotte Sinclair als Begründer einer eigenen Schule aufgetreten. Er hat das Wort »Statistics« in die englische Sprache eingeführt, hat ihm aber zugleich eine weit engere Bedeutung angewiesen, als wie Deutsche damit zu verknüpfen gewohnt sind. Während unsere statistischen Schilderungen das gesammte innere und äußere Leben eines Staates umfassen, beschränkte Sinclair seine Darstellung auf jene Daten, aus welchen sich der Grad des Wohlstandes einer Nation, und die Masse der vorhandenen Mittel zur künftigen Erhaltung desselben entnehmen läßt. Die ausgezeichneten Werke eines Colquhoun, Cleland, Lowe, Pebrer u. a. m.[1], gehen alle von diesem Gesichtspunkte aus, und zielen vorzüglich dahin ab, den Reichthum und die unerschöpflichen Hilfsquellen Großbritanniens ersichtlich zu machen. Was der unsterbliche Adam Smith, dieser große Lehrer der Staatswirthschaft, auf rationellem Wege entwickelt und dargethan, — dazu liefern jene Männer gleichsam nur die empyrischen Belege, und ihre statistischen Arbeiten umfassen eigentlich bloß einen einzelnen Zweig der allgemeinen Staatskunde, der bei uns häufig mit dem Ausdrucke der »physischen[2] und technischen Cultur« bezeichnet wird. Aus dieser Schule ist nun auch das vorliegende Werk hervorgegangen. Schon in der Zueignung an den Herzog von Wellington spricht sich der Verfasser über den Zweck seiner Arbeit dahin aus, daß er den unermeßlichen Reichthum an Grund und Boden, die Menge der vorhandenen Capitalien, den Zustand der Urproduction, der Industrie und des Handels, endlich die reichhaltigen Hilfsquellen des brittischen Reiches zu schildern beabsichtige; und wirklich, — wenn wir das Inhaltsverzeichniß durchgehen, so finden wir zwar diese Gegenstände auf das weitläufigste und vollständigste behandelt, von einer Darstellung der Verfassung aber, von dem Aufschwunge der geistigen Cultur, von dem Getriebe der Staatsverwaltung u. dgl. ist auch nicht die fernste Spur darin anzutreffen. Dieß ist nun freilich eine fühlbare Lücke — (wenigstens nach unseren Begriffen von Statistik); — sie darf uns jedoch nicht abhalten, dem Verfasser für das, was er uns dargebracht hat, die vollste Anerkennung zu zollen. In diesem Sinne hat er seine Aufgabe auf eine erschöpfende Weise gelöst; seine Darstellung ist einfach und lichtvoll; der Leser wird stufenweise zu den überraschendsten Resultaten geleitet. Alles steht in genauem Zusammenhange, und die Anordnung der Materien befolgt einen natürlichen Gang. Der Verfasser schöpft seine Angaben meist nur aus authentischen Quellen; wo diese nicht ausreichen, hilft er sich mit oft sehr sinnreich angelegten Berechnungen. Besonders lobenswerth ist hierbei seine Vorsicht, vermöge welcher er häufig, um zu einem gewissen Resultate zu gelangen, von mehreren verschiedenen Gesichtspunkten ausgeht, so daß ein Calcul dem andern zur Berichtigung und zur Kontrolle dienen muß. Zweckmäßig angebrachte Recapitulationen erleichtern die Uebersicht, und das Ganze gewährt ein anschauliches Bild von dem unermeßlichen Reichthume der brittischen Monarchie. — Mancher möchte vielleicht in der wirklich etwas trocknen Schreibart des Verfassers, und in den gehäuften Zahlen einen Anstoß finden. Bei genauer Erwägung müs-

[1] P. Colquhoun, Treatise on the wealth, power and resources of the British empire in every Quarter of the world. London. 1815. 4.
Cleland, Statistikal vew of Scotland. Glasgow. 1823. 8.
J. Lowe. The present state of England in regard to agriculture, trade and finance. London. 1822. 8.
Pebrer, Taxation, revenue, expenditure, power, statistics and debt of the whole British empire. London. 1833.

[2] So z. B. Pölitz in seinen Staatswissenschaften: I. Thl.
Holzgethan in seiner Theorie der Statistik.
Schubert, in seinem Handbuche der allgem. Staatskunde von Europa I. Thl. S. 13, der die physische Cultur, oder die Hervorbringung roher Produkte, dann die technische Cultur und den Handel unterscheidet; u. a. m.

sen wir aber gestehen, daß bei Werken, wie das vorliegende ist, gerade die nackte Hinstellung der Fakten eine eigenthümlich ergreifende Wirkung äußert; und eben so würde man hier, wo es größtentheils nur auf Messung und Schätzung der Güter ankömmt, ohne Aneinander-Reihung von Zahlen durchaus zu keinem genügenden Resultate gelangen können. — Wir erlauben uns daher, unsere Ansicht dahin auszusprechen, daß Hr. M'Queen ein in mehrfacher Beziehung höchst schätzbares Werk geliefert hat, welches ihm auf den Dank seiner Nation gerechten Anspruch verleihen dürfte. Aber auch für das Ausland ist seine Arbeit von hohem Interesse. Die Industrie und der Handel Großbritanniens stehen ja als Muster einzig in der Welt da! Alle Völker des Orients und des Occidents werden mehr oder weniger mit brittischen Fabrikaten versehen, und die brittische Flagge weht auf dem ewigen Eise des Nordpols sowohl, als in den stillen Gewässern der Südsee! Es dünkt uns also, daß jeder Beitrag zur Kenntniß jener Verhältnisse auch überall willkommen seyn dürfte.

Zum Schlusse erlauben wir uns, in Kürze den Ideengang des Verfassers ersichtlich zu machen, und einige der interessantesten Daten aus seinem Werke mitzutheilen.

Hr. Queen berechnet zuerst die Ausdehnung und den Werth der landwirthschaftlich benützten Oberfläche im brittischen Reiche; so wie die Zahl der vorhandenen Pferde, Rinder und Kühe, Schafe, Schweine u. s. w. Er geht hierauf zur Schätzung des jährlichen Ertrages der Urproduction über, und zwar an Getreide und Erdäpfeln, an Milch, Butter und Käse, an Dünger, Wolle und Häuten, an Obst und Gemüse, Hopfen, Flachs und Hanf, an Fischen, an Eisen und andern Metallen, an Kohlen, Holz u. dgl. Hieran schließt sich die Werthbestimmung der Häuser, der nicht zum Ackerbau verwendeten Pferde, der Schiffe, der Fuhrwerke und Dampfböte. Auf ähnliche Weise behandelt unser Verfasser den Zustand der brittischen Industrie; die einzelnen Artikel, welche hier besonders hervorgehoben werden, sind: Baumwolle, Wolle, Leinenzeuge, Leder, Stahl- und Eisenwaaren, Kupferwaaren, Porcellain, Glas u. s. w. Den Beschluß der ersten Abtheilung macht eine umständliche Schätzung des Werthes der Kanäle und Eisenbahnen, Kirchen und Brücken, des Hausgeräthes, Schmuckes u. dgl., dann der Dampfmaschinen, der öffentlichen Gebäude u. s. f. Die II., III., IV. und V. Abtheilung behandeln Ost- und West-Indien, die Nordamerikanischen Kolonien und die Besitzungen der Britten im Orient; worauf noch eine allgemeine Uebersicht die einzelnen, vorher entwickelten Posten zusammenfaßt.

Die gesammte Bodenfläche des brittischen Reiches wird S. 10 auf 77.394.433 Acres angegeben, wovon über drei Fünftheile, oder 46.522.970 angebaut sind. Die Größe und den Werth des gesammten Viehstandes berechnet unser Verf. S. 15—25 wie folgt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Pferde für den Ackerbau | 1.770.544 | im Werth v. | | 44.452.395 | Pf. |
| Rindvieh . . . . | 25.400.000 | » | » | » 215.600.000 | » |
| Schafe . . . . . | 53.258.668 | » | » | » 66.573.335 | » |
| Schweine . . . . | 18.270.000 | » | » | » 18.270.000 | » |

und das gesammte Capital, welches im Ackerbau und in der Viehzucht angelegt ist, beträgt nach ihm 2.971.756.670 Pf., der Totalwerth sämmtlicher Producte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreiches wird S. 79 auf 474.029.688 Pf. angegeben, worunter das Korn allein mit 134.000.000 Pf. betheiligt ist.

Mit dem Landbau sind im brittischen Reiche (S. 85) 1.845.463; mit Handel und Manufacturen 1.684.232 Familien beschäftigt; der Rest aller übrigen Familien beträgt 1.269.536.

Nach S. 92 wiesen die öffentlichen Register im J. 1834 25.055 Schiffe aus, mit 2.716.100 Tonnen Gehalt, und 168.061 Mann Equipage.

Die Dampfschiffe der Regierung hatten im Jahre 1835 einen Gehalt von 295.685 Tonnen, mit 2350 Pferde Kraft, und einem Kostenaufwande von 292.263 Pf. 10 Schllg. 8. d. Privat-Dampfschiffe waren in demselben Jahre: 397 registrirt, 94 nicht registrirt und 46 im Baue begriffen.

Die Erzeugnisse des Gewerbsfleißes schätzt unser Verfasser S. 144 wie folgt:

| | | |
|---|---|---|
| Baumwoll-Waaren . . . . . . . . . . | 52.513.586 | Pf. |
| Wollwaaren . . . . . . . . . . . . . | 44.250.000 | » |
| Seide . . . . . . . . . . . . . . . | 10.000.000 | » |
| Linnenwaaren . . . . . . . . . . . . | 15.421.186 | » |
| Leder . . . . . . . . . . . . . . . | 16.000.000 | » |
| Guß-Eisen . . . . . . . . . . . . . | 7.098.000 | » |
| Metall- und Messerschmid-Waaren . . | 31.072.600 | » |
| Kupferwaaren . . . . . . . . . . . . | 4.675.186 | » |
| Porcellain-, Glas- und Thon-Waaren . . | 10.892.724 | » |
| Papier, Hausgeräthe, Bücher, Farben u. s. w. | 14.000.000 | » |
| Gebrannte Wässer, Bier, Seife u. dgl. . | 47.163.847 | » |
| Vermischte Artikel . . . . . . . . . | 9.000.000 | » |
| Zusammen | 262.085.199 | Pf. |

Die Einfuhr in die drei vereinigten Königreiche belief sich im Jahre 1834 auf einen Gesammtwerth von 49.362.811 Pf.

Die Ausfuhr an Landeserzeugnissen betrug in demselben Jahre 73.831.550 Pf.

An Colonial-Waaren und fremden Producten wurde ausgeführt: 11.562.036 Pf., somit stellt sich der Gesammtwerth der Ausfuhr auf 85.393.586 Pf.

Ohne allen Vergleich größer ist aber das Capital, welches mit dem inneren Handel beschäftigt ist.

Dr. Moriz v. Stubenrauch.

# Geographische Skizzen
## aus dem Osten Europas.
### II. Serbien.
(S ch l u ß.)

Das jetzige Serbien ist in Districte oder Nahien, diese abermals in Kapitänschaften eingetheilt. Die Districte zerfallen 1. in die, wo der landesherrliche Knes herrscht, und 2. in die abgerissenen Kreise, welche kraft der Akherman'schen Konvention und des Adrianopler Traktats mit dem Fürstenthum Serbien wieder vereiniget worden. Die ersteren sind der Zahl nach zwölf; als: der Belgrader, Schabazer, Waljewer, Sokoler, Uschizer, Poscheker, Rudniker, Kraguewazer, Jagodnier, Tjuprier, Semendrier und Poscharewazer (Passarowitzer). Die abgerissenen sind folgende sechs: Der Timoker, Gurgussowazer, Kruschowazer, Pasarer, Stariwlacher und Swworniker.

Die Städte in den einzelnen Bezirken. Im Belgrader: Belgrad die Hauptstadt Serbiens, an dem Einfluß der Sawe in die Donau mit einer von den Oesterreichern nach der Einnahme im Jahre 1717 erbauten Festung, die jetzt sehr verwahrloset ist. Belgrad beherberget 17.000 Menschen von verschiedener Sprache und Religion, Serben, Griechen und Türken. Letztere wohnen bloß in der Festung; in der Stadt, welche aus sehr elenden hölzernen Häusern erbaut ist, befindet sich der serbische Magistrat, zwei große, im orientalischen Geschmack gebaute Konaken, d. h. Häuser des Fürsten, gegenüber dem alten Konak die große griechische Kirche, die serbische Schule mit vier Lehrern, eine neu errichtete Bibliothek, und eine mit sehr schönen Lettern versehene serbische Buchdruckerei. Hier ist der Sitz des Hospodaren Ephrem Obrenowitj, des Gouverneurs der Stadt und des Bezirkes Belgrad [1], so wie der des serbischen Metropoliten. Handarbeiter und Kaufleute, welche mit ganz Türkei und Oesterreich einen ausgedehnten Handel führen, gibt es viele. Hier ist der Mittelpunkt des Handels zwischen Ofen und Konstantinopel, daher auch ein Konsulat für fremde Waaren. Grozka, eine kleine Stadt an der Donau. Wischniza, ein Dorf unter Belgrad mit einer Fährte nach Pantschowa. Ostruschniza ober Belgrad an der Sawe, mit einer Fährte gegen Jakowa. — Im Schabazer Kreise: Schabaz an der Sawe, eine von Muhamed II. erbaute, nun halb verfallene Festung mit einer kleinen, schmutzigen, von 300 Türken bewohnten Vorstadt. Serbisch Schabaz, eine sehr schöne, wohl geregelte Stadt, liegt etwas weiter von der Festung, und mag beiläufig 2000 Seelen fassen. Hier ist der Sitz des serbischen Bischofs und des serbischen Magistrats vom Schabazer Kreise. Zur Zierde der Stadt trägt sehr viel bei das Palais des Hospodaren Ephraim Obrenowitj, so wie, die von Steinen erbaute, bis jetzt schönste Kirche in Serbien. Die häufigen Kaufleute treiben bedeutenden Handel zu Wasser, besonders mit Schweinen, welchen die Ueberfährte nach Klenk und Mitrowitz erleichtert. Palesch, ein Städtchen an der Kolubara. — Im Waljewer: Waljewo an der Kolubara, ein Städtchen mit einer nahen Ruine. — Im Sokoler Kreise ist keine Stadt, wohl aber am gleichnamigen Berg eine starke Festung. — Im Uschizer: Uschiza in einer angenehmen Lage an der Detina mit 1500 Häusern und 5000 Einwohnern. Hier ist der Magistrat dieses Distrikts. — Der Poscheger hat die Stadt Tschatschak an der Morawa; Karanowaz, mit vielen Handwerkern und Kaufleuten; Poschega, ein kleiner Flecken, und das berühmte Kloster Schitscha am Fuße des Stolower Berges. — Im Rudniker ist: Wrußniza, ein schöner Flecken in einer wildromantischen Gebirgsschlucht, der Sitz des Hospodaren Johann Obrenowitj. — Im Kraguewazer: Kraguewaz, an der Lepeniza, eine schöne wohl eingerichtete Stadt, mit 600 Häusern und mehr als 2000 Köpfe zählend. Die jetzige Residenz des regierenden Fürsten Milosch Obrenowitj mit der Reichskanzlei, der obersten Gerichtsstelle und dem Magistrat des Kreises. Vor allen Gebäuden sticht das Palais des Fürsten hervor. — Im Jagodiner Kreise: das gleichnamige Städtchen an der Bjeliza, nahe der Morawa. — Im Tjuprier ist Tjupria an der Mündung eines Flüßchens in die Morawa. Nahe dem Städtchen liegt das merkwürdige, vom Fürsten Lasar, mit dem das Reich in der Schlacht am Amselfeld zu Grunde ging, erbaute Kloster Rawaniza. Bei demselben ist eine außerordentlich geräumige Höhle, deren Länge über vier Stunden betragen soll, was alle unsere Begriffe übersteigt, weil man noch keine ähnliche aufgefunden hat. Ferner das mit starken Ringmauern befestigte Kloster Manassia an der Ressawa, und Swilaez, ein unbedeutender Ort. — Im Bezirke Semendria (Smederewo) ist die gleichnamige vom Despoten Georg Brankowitj, dessen Bruder Wuk die Schuld der Katastrophe am Amselfelde trägt, 1435 befestigte Stadt, liegt am Einfluß der Jessawa in die Donau, und faßt in sich bei 2000 Einwohner. Die Gebäude sind nach alter Art gebaut, und in sehr elendem Zustande; der Handel mit Wein und Rind ist beträchtlich. — Im Passarowitzer Kreise: Passarowitz (Poscharewaz), ein Dorf am Fuße eines Berges. Hier wohnt die Fürstin mit den jungen Prinzen. Poretsch, das jetzt Milanowaz heißt. Gorniak an der Mlawa, ein berühmtes Kloster mit Ruinen und am Berge geschickt angelegten Befestigungsthürmen, vormals der Sitz eines Metropoliten.

Serbien, einst ein unabhängiges und selbstständiges Reich mit seinen Czaren, Königen und Gewalthabern, schmachtete gegen fünfthalbhundert Jahre unter dem türkischen Joche ungetröstet, ist aber nun erst durch den Adrianopoler Traktat vom jetzigen Sultan Mahmud II., vermittelst eines erblichen

[1] Die Leiden dieses Bruders des Fürsten Milosch für sein Vaterland sind bekannt. In dem Schreckensthurm Nebeise ward er in halb aufrechter Stellung, und bis zu den Knien im Wasser, angeschmiedet.

Berat, dem succedirenden Knesenhaus bestätiget, und selbstständig erklärt, hat also hiermit sein politisches Bestehen wieder erlangt. Und, obschon unter gewisser Bedingung der hohen Pforte unterwürfig, kann es jedoch wegen der Fürsorge einer ganz unabhängigen inneren Verwaltung, als ein Staat in einem größeren Staat betrachtet werden.

Die Regierungsform ist eine im männlichen Stamme erbliche unumschränkte Monarchie, an deren Seite das hohe Richteramt steht, das die Aufsicht über die genaue Erfüllung der Rechtspflege hat, und um die Einsammlung der nöthigen Staatseinnahmen besorgt ist. Die Anordnungen dieses obersten Gerichtshofes werden so befolgt, als die des regierenden Knesen selbst; die gesetzgebende Gewalt aber steht diesem allein zu.

Jeder Serbe ist zum Kriegsdienste in seinem Vaterlande verpflichtet; daher das Land bei nöthigen Ereignissen über 70,000 Mann in's Feld stellen kann. Bis jetzt gibt es kein organisirtes Militär, außer einer Garde und den alten Kriegssöldlingen.

## Notizen.

Die Chinesen zeichnen sich durch ihre Gleichgültigkeit gegen alle Religionen aus. Die Schule des Confucius läugnet zwar die Existenz eines höchsten Wesens nicht, setzt aber weder diesen Fundamental-Artikel jedes vernünftigen Glaubensbekenntnisses fest, noch schärft sie die Nothwendigkeit ein, den einzigen Gott anzubeten. In allen übrigen Klassikern finden wir nicht einmal einen Wink über die Erschaffung der Welt: alles wird durch die wechselseitige Operation des männlichen und weiblichen Princips — Yang Yin — hervorgebracht; der Himmel wirkt, die Erde erzeugt. Vergebens sehen wir uns nach der tröstenden Lehre von der Unsterblichkeit der Seele um; Confucius Spekulationen gehen nicht über das Grab hinaus. Er schärft den Polytheismus ein, indem er die Anbetung des Himmels und der Erde, der Geister, der Berge, Flüsse, Winde und des Feuers, in der That der ganzen Natur, der Natur allmächtigen Gott ausgenommen, befiehlt. Seine Doctrinen, im chinesischen Ju-Keasu, die Religion der Gelehrten genannt, bilden das orthodoxe Glaubensbekenntniß des Staats. Dem Stifter wird von allen seinen Anhängern göttliche Ehre erwiesen, die sich aber kein Gewissen daraus machen, einen Götzen mehr oder weniger anzubeten und lange Zeit Anhänger des absurdesten Pantheismus gewesen sind.

Seit einigen Jahren haben 10—12 Städte im Staate Neuyork durch Handelsthätigkeit bedeutend zugenommen, besonders Syrakus, Utica, Rochester, Albany. Syrakus besitzt viele Salinen, in denen jährlich 30,000 Tonnen Salz gesotten werden. Die vereinigten Staaten überhaupt liefern jährlich 5,500,000 Scheffel Salz. In der Nähe des Ontariosees und in den fruchtbaren Thälern, die der Genessee bewässert, liegt Rochester, der Mittelpunkt des westlichen Theiles des Staates Neuyork. Vor 35 Jahren wurde der Grund und Boden, den die Stadt einnimmt, für 2000 Dollars verkauft; jetzt circuliren hier jährlich an 10,000,000 Dollars. — Dr. Meare ließ 1803 vier Merinos aus Spanien kommen (Neuyork besaß davon damals nur zwei), heut zu Tage besitzen die vereinigten Staaten 20,000,000 Schafe mit einem Ertrage von 50,000,000 Pfund Wolle, 20,000,000 Dollars an Werth. — Auch der Seidenbau macht gute Fortschritte; 1760 wurde der Maulbeerbaum nach Mansfield gebracht. Zu Providence besteht eine Gesellschaft, welche über 20,000 Maulbeerbäume von 4—5 Jahren besitzt. — Zwölf Staaten der Union haben 795 Baumwollenmanufakturen, mit einem Betriebskapital von 40,000,000 Dollars.

Die Elemente des Schönen in der Baukunst. St. Petersburg. 1836. — Eine Schrift von allgemeinem Interesse, deren Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, »kein Architekt von Beruf ist, der aber in früheren Jahren Lust und Gelegenheit hatte, sich mit der Architektur auch technisch näher bekannt zu machen, und dem es in späteren Jahren oblag, viele große Bauwerke aufführen zu lassen, theils ganz nach seinem Plane, theils unter seinen Anweisungen, theils unter seiner Oberleitung.« Durch diese Andeutung ist das Incognito zum Theil gebrochen, und man erkennt leicht einen hochgestellten Staatsmann heraus, der die ihm gewiß sehr karg zugemessenen Stunden der Muße dieser Arbeit widmete. — Der Zweck des Büchleins ist, nach der Vorrede: »den Grund des Schönen in der Baukunst philosophisch zu bestimmen.« Die Auffassungsweise des Verfassers ist indessen vielmehr exact, als speculativ, woraus eine Menge ganz schätzbarer empirischer und theils positiver, theils negativer Bestimmungen und geistreicher Bemerkungen hervorgegangen sind, die nur bisweilen ihrer abstracten Allgemeinheit wegen, der practischen Bewährung und eines concreten Standpunctes entbehren.

In London ist kürzlich ein episch-humoristisches Gedicht, unter dem Titel: »The schoolboy« erschienen, das zum Verfasser Thomas Maude hat, und die allgemeine Aufmerksamkeit des Londoner Publikums erregt. Dasselbe schildert die Leiden und Freuden eines Schulknaben, malt die reiche Poesie, die in sein jugendlich-frisches Leben verwebt ist, die heitern Seelenzustände alle, die sich an ein so frisches Familien- und Naturleben knüpfen, diese Heimlichkeit und Traulichkeit und doch Vollkraft des ersten Daseyns.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**11.** Mittwoch, den 8. Februar **1837.**


Reise-Plaudereien über Ausflüge nach Wien (1811), Salzburg und dem Salzkammergut in Ober-Oesterreich (1834), Weimar (1806), in die Würtembergische Alb (1824), und nach den Vor-Cantonen der Schweiz und dem Rigi (1818), von Dr. Georg Reinbeck, königl. Würtembergischem Hofrath und Professor. Zwei Bändchen. Stuttgart, Brodhag, 1837. 8.

»Reise-Plaudereien — nichts weiter,« sagt der Verfasser selbst im Vorworte; Referent kann dem guten, alten Herrn nicht widersprechen, nur bedauert er, daß sie, wenigstens zum großen Theile, nicht ungedruckt geblieben sind. Daß in Erinnerungen an genußreiche Zeiten und erlebte merkwürdige Ereignisse ein hoher Genuß, besonders für einen Greis, liegt — wer möchte dies verneinen und wer hat nicht schon aus reiner Humanität Abende geopfert, um solche beredte Mittheilungen anzuhören und bei der hundertsten Wiederholung derselben Thatsache, derselben Ansicht den Neugierigen zu spielen? Etwas ganz Anderes ist es aber, wenn man sie lesen muß: da wirken die Gedächtnißfehler, die veralteten, schiefen Ansichten, die Ungereimtheiten der nimmer müden Redelust ꝛc. ꝛc. mit Zentnerlast, und es ist nichts verzeihlicher, als ein kleiner Unwille über den Verfasser und eine große Unlust, die Sache bis an's Ende zu verfolgen. Referent muß gestehen, daß es ihm schon beim ersten Absatz: »Ausflug nach Wien im Sommer 1811« viele Liebe und viele Geduld gekostet hat, um durchzukommen, und dieß nicht etwa, weil die Zeit schon zu entfernt liegt — geistreich behandelt würde selbst eine noch viel frühere zum interessanten Gegenstande werden — sondern aus reinem Mißbehagen an der, obschon größtentheils gutmüthigen Plauderhaftigkeit. Breit und seicht, viel gezeichnet, wenig getroffen, und überall im Hintergrunde der alte liebe Haarbeutel, der hier in der That nicht nur die flüchtige Laune, sondern selbst den besten Willen zum — Falle bringen könnte. Doch wir wollen den Ausflug etwas näher betrachten, und damit zugleich jede weitere Erörterung der übrigen Capitel abgethan haben. Dadurch soll indessen keineswegs ausgesprochen seyn, als ob auch diese nichts enthielten, was Beachtung und Anerkennung verdiente; Referent gesteht vielmehr gerne, daß er auf Vieles gestoßen, was dem langbekannten Namen des Verfassers zur Ehre, und des Literaten aus einer noch alten guten Zeit vollkommen würdig erscheint. Es ist übrigens im Allgemeinen eine längst bethätigte Wahrheit, daß ausländische Schriftsteller, welche über Oesterreich oder Wien schreiben, selbst bei der besten Gesinnung häufigen Unrichtigkeiten und schiefen Ansichten verfallen; von jener Zunft, die in Nikolai's Fußstapfen trat, und deren Tendenz — Nichtswürdigkeit heißt, lohnt es sich nicht der Mühe zu reden.

Der Verfasser hat die Reise nach Wien auf der Donau zurückgelegt. In der kurzen Beschreibung derselben darf es wenig heißen, daß er Aschau für Aschach schreibt, in Linz bei der uralten und immer neuen Mähre von den schönen Bewohnerinnen die Anmuth ihrer Silberhäubchen rühmt, den Wirbel als den zweiten Strudel bezeichnet, u. s. w.; wenn er aber von Stein abfahrend die etwaigen Spötter der nun eingetretenen Verflachung mit der Bemerkung zurückweist, daß er demungeachtet die herrliche Lage der Abtei Moelk (Göttweih?), die schönen felsentwachsenen Ruinen von Schönbühl, das berühmte Schneiderschlößchen (das nebenher gesagt nicht weit unter Passau liegt) und die berühmte Teufelsmauer bewundert und vor Klosterneuburg die imposanten Ruinen der Veste Thyrstein begrüßt hat, so mag dem bewanderten Leser immerhin etwas bange werden um die folgenden Mittheilungen. Dieses dürfte indessen in noch höherem Grade der Fall seyn, wenn er auf derselben Seite weiter erfährt: »Endlich erreichten wir Kloster Neuburg, bald darauf den Leopoldsberg, und jetzt trat die Kaiserstadt vor unsern Blick. (?!) In Nußdorf nahmen wir einen Wagen und fuhren nach der Stadt.«

Hier angelangt, sind natürlicher Weise die Gasthäuser zuerst Gegenstand einiger Bemerkungen; hierauf wird der äußere Eindruck der Stadt geschildert, wenig architektonisch Schönes gefunden, und auf das Theaterwesen übergegangen. Die historischen Andeutungen darüber sind ziemlich flüchtig und was von dem damaligen Zustande gesagt wird, ist unerheblich und aus andern Büchern hinlänglich bekannt. — Wenn übrigens von den literarischen Leistungen, von dem wissenschaftlichen

Standpunkte Oesterreichs die Rede, hat man es sich bei Ausländern von jeher gefallen lassen müssen, daß sie, immer nur die belletristische Richtung im Auge, wozu sie jedenfalls auch nicht allzuviele Liebe und Billigkeit mitgebracht, mit dem Aburtheilen sehr schnell fertig waren. Auch hier geschieht dieses: Retzer, Armbruster, Kanne, Pichler, der Herausgeber des Sammlers sind die Notabilitäten, welche besprochen werden, nur nimmt der Verfasser einen noch viel gewaltigeren Anlauf, als viele seiner Vorgänger und Nachfolger. Seite 105 heißt es: »Wenn aus der 1234 von Kaiser Friedrich II. angelegten lateinischen Schule eine Universität (1365) hervorging, so war dieß eine Folge des damaligen Zeitgeistes, nach welchem ein jeder Herrscher einen Werth darein setzte, eine sogenannte hohe Schule zu stiften. Für die Pflege der Wissenschaften ist diese Universität ohne besondern Einfluß gewesen und hat wohl auf den Geist der Wiener wenig gewirkt, wenn sie auch für den österreichischen Staat nicht ohne ersprießlichen Nutzen geblieben ist.« Ist es wohl erlaubt, in so wenigen Zeilen so viel Unwahres auszusprechen? Wir fordern Gerechtigkeit: wer auf diese Weise negirt, soll sich umsehen, und nicht dem nächsten besten Skribler nachschreiben. Daß bereits die Babenberger die lateinische Schule bei St. Stephan gegründet, ist erwiesen; daß Oesterreich, wenn es sich um altdeutsche Literatur handelt, eine vollgewichtige Stimme hat, ist kein Geheimniß mehr, und daß die Universität zu Wien lange vorher, ehe die Errichtung solcher Anstalten in Deutschland Mode geworden, in's Leben getreten, wird Jeder zugestehen müssen, der sich in der Geschichte nur etwas umgesehen hat. In welchem Geiste aber Oesterreichs Fürsten die schöne Anstalt gegründet und gepflegt haben, beweist die Thatsache, daß schon in der ersten Zeit ihres Bestehens das Studium der mathematischen Wissenschaften von Wien ausgegangen, daß hier Regiomontanus Schüler des Johannes von Gmunden und Lehrer Peurbach's gewesen, dem eine große Reihe gelehrter Männer in diesem Fache gefolgt sind. Und wenn man beim Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, in einer der wichtigsten Epochen der Weltgeschichte, die gelehrten Schulen Europa's überblickt: welche kann sich mit der Wiener Hochschule vergleichen? Nicht nur ganz Deutschland und die Schweiz, sondern auch Italien und Belgien sendeten ihre Söhne hieher, wo die Zahl der Studierenden oft bis 10.000 stieg. Erasmus und Melanchton würdigten ihre große Wirksamkeit; Ulrich Zwingli, Glareanus, Tschudi, de Wadt, erhielten hier ihre Bildung, und der erste schickte seine Brüder nach Wien, weil sie nirgends besseren Unterricht erhalten konnten. Ja noch viel später kannte der edle Eoban Heß keinen größeren Wunsch, als an der Universität zu Wien, der ersten Deutschlands, lehren zu können. Bedarf es noch mehr, um eine so ungerechte Behauptung, wie die angeführte, zurückzuweisen? Wir könnten jedenfalls auch noch spätere Epochen berühren; allein werden wir dadurch hindern, daß nicht fortan am Rhein und an der Spree das alte Liedlein gepfiffen wird, das Uebermuth und Unwissenheit vor Jahren angestimmt haben? Wenn ein sonst ehrwürdiger Belletrist 1837 noch behauptet: »Für eigentliche Gelehrsamkeit ist Wien wohl nicht der Ort« (S. 101), so dürfte man es uns nicht verargen, wenn wir einmal sagen wollten: für eigentliche Wahrheit sind X. und Y. wohl nicht die Orte! — Diese Zurechtweisung soll indessen mehr im Allgemeinen, als dem Verfasser zunächst gelten, der überhaupt genommen nie eine direkte Sucht anzutasten und zu verunstalten an den Tag legt, sondern selbst dort, wo er tadeln zu müssen glaubt, immer mit Billigkeit verfährt. Der Protestant ist freilich nirgends zu verkennen, und gerade in der dem Anscheine nach parteilosen Erzählung liegt nicht selten das Verletzende, das Einseitigkeit immer mit sich bringt. Wir Katholiken haben übrigens dem kalten Verstande, der so gerne meistert, schon Argeres zu Gute gehalten. —

Wie natürlich geht der Verfasser von der Literatur zu den Künsten über, und von Seite 126 — 157 werden denn einige damalige Mahler und Kupferstecher durchgemustert. Wir wollen sie der Ordnung nach anführen: Füger, Maurer, Caucig, Schmutzer, Unterberger und Höchle. Man muß gestehen, daß die Bemerkungen über die Werke dieser Künstler nicht ohne Interesse sind, obwohl dem Wahren manches Schiefe beigemischt ist, was wohl auch zunächst von den Ansichten gilt, welche über die Kunstanstalten und Kunstsammlungen entwickelt werden. Eine kurze Digression als Würdigung der Akademien überhaupt (S. 139) verdient in jeder Beziehung ehrende Anerkennung; das über das musikalische Wien Gesagte ist bedeutungslos. An die Beschreibung des Praters, des Augartens u. s. w. läßt sich nichts anknüpfen: Vieles ist veraltet, Manches unrichtig, das Meiste jedoch bereits von Andern besser gezeichnet. Dasselbe gilt auch von den Ausflügen nach Schönbrunn, Lachsenburg, Baden, Schönau, Dornbach, welche das Ende des ersten Abschnittes, des Ausfluges nach Wien im Sommer 1811, bilden, womit wir denn auch unsere Anzeige schließen, nicht gesonnen, weiter das im Eingange ausgesprochene Urtheil zu wiederholen. Jedenfalls hätten wir aber zu dessen Begründung auch noch andere Anhaltspunkte hervorheben können.

---

Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. Viertes Heft. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8.

Mit dem vorliegenden Hefte ist der erste Band geschlossen. Die Herausgeber, deren Bestrebungen bereits allgemeine Anerkennung gefunden haben, äußern sich nun in der Vorrede über die Absicht, welche sie bei der Herausgabe geleitet hat;

Referent kann nicht umhin, Einiges daraus hier mitzutheilen, zumal es großentheils mit seiner Ansicht zusammenfällt. »Seit geraumer Zeit,« sagen die gelehrten Forscher, »gebrach es an hinreichender Gelegenheit, kleineres Material dem Studium des deutschen Alterthums, das noch lange der Sammlung und Bekanntmachung des zerstreuten und verborgenen Stoffes nicht entrathen kann, durch sichernde Herausgabe zur Benützung darzubieten. Aus dem Wunsche, zur Abhilfe dieses Bedürfnisses beizutragen, sind unsere Blätter zunächst hervorgegangen. Wir verhehlen uns nicht, daß sich unter dem bisher von uns zu Tage Geförderten manches Unbedeutende findet, aber das an sich Unerhebliche gewinnt Bedeutung, indem es eine Lücke unserer Kenntniß füllen hilft, oder weiter zu forschen anregt, und wo aus Trümmern das Bild einer reichen Vergangenheit zu gewinnen, der vorwärts schreitenden Wissenschaft noch manche Stufe zu bauen ist, da ziemt es sich nicht, wählerisch und spröde zu seyn. Niederländisches und Englisches in altdeutschen Blättern kann nicht befremden; deutsch wird auch hier statt eines unvorhandenen umfassenden Namens der stammverwandten Völker gelten dürfen. Aber auch die Aufnahme lateinischer Stücke, die dargebotenen Beiträge zur Kenntniß der altfranzösischen Dichtungen scheinen uns durch die theils offenbaren, theils leiseren Beziehungen gerechtfertigt zu werden, in denen das Mitgetheilte, so wie das zu fernerer Mittheilung uns Anvertraute oder Versprochene, zu den eigentlichen Gegenständen unserer Blätter steht, zu der Sprache und Literatur, dem Glauben, den Sagen und Märchen der deutschen Vorzeit.

Nebst der Bekanntmachung mannigfaltigen Materials sind diese Blätter bestimmt, Abhandlungen, Bemerkungen, Auszüge aus seltenen und Nachträge zu wichtigen Büchern aus dem bezeichneten Kreise zu machen.«

Referent, mit vorstehender Erklärung, wie gesagt, einverstanden, glaubt hier nur eine Bemerkung nicht übergehen zu können, welche sich ihm bei Durchsicht der vier Hefte aufgedrungen hat, und die er, wenn auch auf der einen Seite als erfreulich, andererseits doch als eine Sache ernsterer Natur bezeichnen muß. Nicht wenige der mitgetheilten Stücke sind österreichischen Bibliotheken entnommen; der Patriotismus mag darin, daß unsere öffentlichen Anstalten, unsere Klöster solche Schätze besitzen, immerhin erhebende Befriedigung finden, allein sollte ihm die Frage, wie es denn komme, daß sie vom Auslande Oeffentlichkeit erhalten, nicht auch ganz nahe liegen? Warum müssen Fremde kommen, um unsere Seltenheiten aufzufinden, oder zu denselben — Zugang zu erhalten? Leider ist Letzteres nur zu häufig der Fall, und wohl auch zum Theil die Ursache, daß Ersteres nicht von Einheimischen geschehen kann, wir daher von Außen her erfahren müssen, was wir besitzen. Fremde Gelehrte in ihren Bestrebungen zu unterstützen, ist Pflicht der Gastfreundschaft, Gesetz der Humanität, und von jeher echt österreichische Sitte gewesen, aber der Geist, welcher unsere öffentlichen Anstalten gegründet hat und forterhält, wollte und will auch nicht, daß sie dem Eingebornen verschlossen oder verbittert werden! Mag der Einzelne, welcher an der Quelle sitzt, sich auswärtigen Instituten und Unternehmungen zuwenden; mag er seine Stellung dazu benützen, um ausschließend diesen an die Hand zu gehen: nur verrammle er nicht die Schränke, wenn vaterländisches Streben suchend naht, und Einsicht wünscht! Referent muß gestehen, daß er selbst wenig Ursache zu solcher Klage hat; nur der Eifer für vaterländische Ehre veranlaßte ihn zu vorstehender Bemerkung, die übrigens weder eine bestimmte Anstalt, noch eine bestimmte Person gelten, sondern nur überhaupt aussprechen soll, was die Beobachtung für gegründet anerkennen muß. Auch weiß er recht wohl, daß die Anwendung zunächst auf die Altdeutschen Blätter minder Stich hält, da es nicht unbekannt ist, auf welcher Stufe noch immer bei uns der Antheil an Forschungen für altdeutsche Sprache und Literatur steht; die Klage findet im Allgemeinen ihre Begründung. —

Nach dieser kurzen Digression wollen wir denn zum Inhalt des vorliegenden Heftes übergehen. Den Reihen eröffnet Wackernagel mit einem »Bruchstück eines unbekannten Gedichtes aus der Dietrichssage,« das vier von einem Buchdeckel abgelöste Pergamentblätter in Quartformat erhalten haben, die sich im Besitze des Dr. Schnell zu Basel befinden. Das Gedicht stellt sich neben den Dietlieb und Dietrichs Flucht: auch hier der höfische Vers, die höfische Rede (Wolfhart wird sogar »Her« genannt) und, was damit verbunden ist, die willkührliche Behandlung des überlieferten Sagenstoffes; daneben aber auch, und dieß scheint eher das Echte und Ursprüngliche, statt der gewöhnlichen Zwölfzahl von Amelungischen Helden hier wie in der Flucht und in der Schlacht von Ravenna deren nur zwei, Hildebrant und Wolfhart. 2) »Geistliches Lehrgedicht aus dem zwölften Jahrhunderte,« mitgetheilt von demselben. 3) »Glossen aus dem zwölften Jahrhunderte,« eine Pergamentschrift, der öffentlichen Bibliothek in Straßburg entnommen, und ebenfalls von Wackernagel eingeschickt. 4) »Die Betiche der Sele,« prosaisch-ascetisches Werk des XIII. Jahrhunderts, dessen beide letzte Ternionen, leider aber unvollständig, im Besitze des Herausgebers H. Hoffmann sind. 5) Deutsche Verse und Prosa von den sieben Hauptsünden und den zehn Geboten mit der Ueberschrift: Hec scribimus propter Simplices et minus Intelligentes,« aus einer Pergamenthandschrift des 13. Jahrhunderts der fürstl. Lobkowitzischen Bibliothek zu Prag, mitgetheilt von Hoffmann. 6) Mythologica von Jakob Grimm. 7) »Bruchstücke einer Mariendichtung« zwei Pergamentblätter im Quart, aus dem 13. Jahrhundert in Klosterneuburg. 8 und 9) »Der Salm Miserere mei Deus etc.«

und »der Greus« aus der Wiener Hs. 2745, einem deutschen Gebethbuche des 14. Jahrhunderts. 10) Altdeutsche Handschriften zu Darmstadt; 11) »Daz ist der Vrauenlob« aus einem Codex des Klosters Seitenstetten. 12) »Marienklage« — sämmtlich Mittheilungen von Hoffmann. 13) Lateinische Lieder; 14) »The english poem of Cocaygne.« 15) Weingrüße und Weinsegen, und 16) Berichtigung einer Stelle im Reinhart — von M. Haupt. Zum Schluß ist ein alphabetisches Register über die vier Hefte oder den ersten Band beigegeben; Referent wünscht aufrichtig, daß recht bald der zweite nachfolgen möge.

---

## Geographische Skizzen

### aus dem Osten Europas.

### III. Moldau und Walachei.

Diese zwei Länder mit gleichen Gesetzen und Einrichtungen sind mittelbar unabhängige Fürstenthümer, und werden nur insofern als von der Pforte abhängig betrachtet, als ihre volksthümlichen Hospodaren vom Großsultan bestätigt werden, und sie ihm jährlichen Tribut zahlen. Die Einwohner sind in diesen Ländern lauter Walachen (Romanier) von gemischter, römischer nämlich und slawischer Abstammung; und vom griechischen Ritus. Die Schriftzüge ihrer Sprache sind cyrilisch; nur wenige Neuerer fingen vor Kurzem ohne allen Grund an, sich einer ungeordneten lateinischen Schreibart zu bedienen.

A. Das Fürstenthum Moldau liegt zwischen dem 45. und 48. Länge-, und dem 42. und 45. Breitegrad, nördlich an die österreichische Bukowina, und Rußland, östlich an das russische Bessarabien, südlich an die Walachei, und westlich an Siebenbürgen grenzend. Der Flächeninhalt beträgt 803 Quad. Meilen und faßt in sich 450.000 Einwohner. Das Land ist im Westen gebirgig, im Osten eben und sehr fruchtbar, aber uncultivirt. Es hat Schafe, Rinder, Pferde, Getreide und Salz im Ueberfluß, so wie genug Mineralwasser-Quellen. Die Ausfuhr besteht in vielem Salz, Wachs, Wolle, Schafen, Ochsen und Pferden.

Jassy (Jasch), in der Mitte des Landes nahe dem Prut, die Hauptstadt des Fürstenthumes mit 20.000 Einwohnern, in 5.000 schmutzigen Lehmhütten. Der Sitz des moldauischen Hospodaren und eines griechischen Erzbischofes mit bedeutendem Handel. Galaz, südlich von Jassy an der Donau, hat über 5.000 Seelen, eine Schiffbau-Fabrik, und ausgedehnten Handel am schwarzen Meere.

B. Das Fürstenthum Walachei liegt zwischen dem 44. und 46. Grad der Länge und zwischen dem 39. und 46. Grad der Breite, mit der Ost-, und Südseite durch die Donau an die Bulgarei, im Norden an Siebenbürgen und die Moldau, im Westen an Serbien und den Banat grenzend. Die Oberfläche hat 1.297 Quad. Meilen und 950.000 Einwohner. Im Norden ist es gebirgig, jedoch sind die südlichen Grenzen durchaus fruchtbar, aber unbebaut. Die schiffbare Aluta und der Seret münden in die Donau. Hier ist viel Getreide, guter Wein, Obst, eine bedeutende Viehzucht, gute Pferde, Ochsen, Schafe, Schweine, Honig, Wachs, Wild, Schwefel und Salz in großer Anzahl, genug Sauerbrunnen. Handarbeiten kennt man beinahe nicht. Bukarest, an der Daubrowiza ist die Hauptstadt des Reiches, der Sitz des Hospodaren, und eines griechischen Metropoliten, mit 60.000 Einwohnern von verschiedener Abstammung und Religion; es hat viele griechische Kirchen und ein berühmtes Kloster, große Volksschulen, eine Buchdruckerei und ein Comptoir der walachischen Zeitschrift. Hier ist der Mittelpunkt des Handels zwischen der Türkei und Siebenbürgen. Kraewo, eine ansehnliche Stadt von 16.000 Einwohnern mit Salz- und Erzbergwerken. Gjurgjewo, einst eine starke Festung an der Donau, nun eine ganz offene Stadt im neuen Geschmack. Riminik an der Alba, mit einem Bischof. Hier wurde zuerst die slawenische Sprachlehre des H. Smotrinski gedruckt.

---

## Notizen.

Die im Jahre 1832 zu Petersburg erschienene Beschreibung von der Reise des Herrn von Murawjew nach Syrien, Aegypten, Palästina und Jerusalem ist im vorigen Jahre von demselben Verfasser mit zwei neuen Theilen einer Reisebeschreibung unter dem Titel: »Meine Reisen an die heiligen Orte im Vaterlande«, bereichert worden. Wie die ersten, athmen auch sie den Geist einer großen religiösen Schwärmerei.

---

Rosseeuw St. Hilaire, Professor der Geschichte an der Pariser Hochschule, wird eine vollständige, aus den besten Quellen bearbeitete »Historie d'Espagne« herausgeben. Der bald erscheinende erste Band ist der Geschichte der, Spanien erobernden deutschen Völker, vornehmlich der Westgothen, der unmittelbar darauf herauskommende zweite der Geschichte Castilliens gewidmet.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**12.** Sonnabend, den 11. Februar **1837.**


## Ueber die Besteigung des Montblanc.

(Aus meiner Reise-Mappe.)

*Montblanc is the monarch of mountains.*
They crowned him long ago
On a throne of rocks, in a robe of clouds,
With a diadem of snow.
Around his waist are forests braced,
The Avalanche in his hand . . . . .
Manfred by Lord Byron.

. . . . . . Wohl wird mir dieser Abend ewig unvergeßlich bleiben! Die Sonne war schon lange hinunter gegangen; tiefes Dunkel umhüllte die Gegend zu meinen Füßen; am östlichen Himmel tauchten schon einzelne Sterngruppen empor aus den Nebeln des Thales; . . . vor uns aber glühte noch immer die Spitze des Montblanc im rosigen Schimmer, wie ein Leuchtthurm über den Wogen des Meeres, wie die Lampe vor dem Allerheiligsten im finstern Gewölbe der Kirche! . . . Wohl eine halbe Stunde lag ich am Fenster, in stille Anschauung versunken, und dankte dem Schöpfer für die Fülle seiner Gnaden. »Wer den König der Berge« an einem solchen Abend, nicht selbst gesehen, der kann sich von den Wundern der Alpenwelt keinen Begriff machen; der ahnt es nicht, welch einen tiefen unauslöschlichen Eindruck solch' erhabene Naturscenen auf das Gemüth des Menschen hervorzubringen im Stande sind. Hier lernt man den Glauben an jene Sehnsucht, welche den Bergbewohner mit so unwiderstehlicher Gewalt nach seiner Heimath zurück zieht, wenn die Noth des Lebens ihn gezwungen hat, auf fremdem Boden sein Glück zu versuchen. Hier nur kann man es begreiflich finden, daß es Menschen gibt, welche sich nicht scheuen, an die Ersteigung des höchsten Berges in Europa sogar ihr Leben zu wagen. Was ich mir auch immer selbst dagegen einwenden mag, ich bin dennoch fest überzeugt, daß ich keinen Augenblick anstehen würde, mich all den Mühsalen einer Excursion auf den Montblanc zu unterziehen, wenn anders meine Gesundheit und meine Vermögensumstände mir je erlauben würden, an ein solches Unternehmen zu denken [1].

Zwei Engländer Pocock und Windham, waren die Ersten, welche im Jahre 1741 bis in das Chamouni- (Chamonix-, auch Chamoigny-) Thal vorzudringen wagten. Sie hatten eine Schaar bewaffneter Männer mitgenommen, um sich bei einem allfälligen Angriffe von Seite der Bewohner zur Gegenwehr setzen zu können. Ihre Reise ging indessen sehr glücklich von Statten, und sie fanden bei Weitem nicht so viele Schwierigkeiten, als sie erwartet hatten [1].

Ihrem Beispiele folgte der berühmte Abanzit und Herr Baulacre, Bibliothekar aus Genf, welcher in das Mai- und Juni-Heft des Mercure de Suisse vom Jahre 1743 eine Rélation abrégée seiner Wanderung in das Chamouni-Thal einrücken ließ.

Später war es der große Saussüre, welcher diese Gegend zu seinem Lieblingsaufenthalt erwählte, und eine Menge der lehrreichsten Beobachtungen daselbst anstellte. Bereits im Jahre 1760 hatte er in allen umliegenden Kirchspielen öffentlich bekannt machen lassen, daß er Jedem, der sich anheischig machen würde, die Besteigung des Montblanc zu versuchen, nicht nur alle Reisekosten zu vergüten, sondern bei glücklichem Erfolge auch eine ansehnliche Belohnung zu ertheilen bereit wäre [2].

Pierre Simon war der Einzige, der dieser Aufforderung zufolge im Jahre 1762 einmal vom Tacül aus, und das andere Mal über die Boissons- (Buissons-, oder Bossons-) Gletscher, das große Wagstück unternahm, ohne aber zu einer bedeutenden Höhe zu gelangen.

Im Jahre 1775 machten vier Einwohner von Chamouni, Victor Tissai, Couteran und die Gebrüder Michael

---

1 Ich übergebe hier dem Leser in einer geordneten Zusammenstellung Alles, was ich theils aus den Erzählungen meiner Führer, theils aus schriftlichen (gedruckten und ungedruckten) Mittheilungen über die bisherigen Besteigungen des Montblanc erfahren konnte.

1 Die ausführliche Beschreibung dieser Reise in Form eines Briefes, mit W unterzeichnet, findet sich in Joh. Georg Altmann's Versuch einer historischen und physischen Beschreibung der helvetischen Eisberge. 2te Auflage. Zürich, bei Heidegger und Comp. 1753. 8. Seite 113 — 128.

2 Voyages dans les Alpes par Horace Benedict de Saussure, Genève chez Barde, Manget et Comp. imprimeurs et libraires 1786. 4. Vols. 4. Tome II. S. 1102 und f.

und Franz Paccard einen neuen Versuch [1]. Sie brachen am 13. Juli um 11 Uhr Nachts auf, und schliefen am Fuße des Gletschers Tacona. (Taconaz.) Mit Anbruch des Tages fingen sie an den Berg la Cotaz (la Côte) an der Seite dieses Gletschers emporzusteigen; ein beschwerlicher, mit feinem und schlüpfrigem Grase bewachsener Fußpfad führte hinan; bald näherten sie sich dem Boissons-Gletscher, wo sie in geringer Entfernung eine Menge Gemsen unter den Schaf- und Ziegenheerden weiden sahen. Gegen 8 Uhr gelangten sie in ein großes Schneethal, welches sie bis an den ersehnten Gipfel zu geleiten schien. Mitten in Eise endeckten sie hier einen kleinen, tief ausgehöhlten See, in der Gestalt eines halben Mondes, und von lebhaft himmelblauer Farbe; eine Brücke von Eis, durchsichtig wie das feinste Porcellain, war über die ganze Breite dieses Weihers gespannt. Gegen Mittag empfanden sie eine so drückende Hitze, daß sie sich genöthigt sahen, ihre Hüte mit Schnee zu bedecken, um sich vor dem Sonnenstiche zu bewahren; auch litten sie an einer Art von Müdigkeit, die ihnen alle Eßlust benahm, und die sie nur mit Hilfe des Branntweins überwinden konnten. Die Zeit erlaubte ihnen nicht, weiter vorzurücken, und die Furcht sich in dem hereinbrechenden Gewölke zu verlieren, beflügelte ihre Schritte; erst um 10 Uhr Abends kamen sie wieder nach Chamouni zurück, wo sie alle mehr oder minder erkrankten.

Hierdurch nicht abgeschreckt, unternahmen drei andere Führer, Jean Marie Coutet, Lombard Meunier (genannt Jorasse) und Joseph Cartier im Jahre 1783 einen ähnlichen Versuch auf demselben Wege [2]. Sie übernachteten auf der Höhe von la Côte. Alles verhieß ihnen den schönsten Erfolg, als plötzlich den Stärksten und Kühnsten aus ihrer Mitte eine so unüberwindliche Schlafsucht befiel, daß er von seinen Begleitern (welche aus einem sonderbaren Wahne den Schlaf auf solcher Höhe für tödtlich hielten) eilends in eine dichtere Luftregion zurückgebracht werden mußte. Auch sie hatten von der Hitze und von einem gänzlichen Mangel an Eßlust viel gelitten, so daß Jorasse in allem Ernste behauptete, »man sollte auf eine solche Wanderung nichts weiter als einen Sonnenschirm und ein Fläschchen Riechwasser mitnehmen (!).«

Noch in dasselbe Jahr (1783) fällt der erste Versuch des Herrn Bourrit, worüber er Folgendes berichtet [3]:

Nachdem er die Nacht im Freyen, auf der Höhe von La Cote (7200′) zugebracht, befand er sich des Morgens um 5 Uhr an der Grenze des ewigen Schnees. Nur mit Mühe konnten sich seine Führer durch das Labyrinth des Gletschers einen Weg bahnen, auf welchem sie oft 40 Fuß hohe Mauern zu erklimmen hatten. Plötzlich sah Herr Bourrit, daß eine dichte Wolke um den Gipfel des Montblanc, wie ein schwarzer Vorhang sich ausbreitete, und gegen sie herabgezogen kam. Wirklich trat auch bald darauf ein heftiger Platzregen ein, der sie unwiderstehlich zur Rückkehr zwang. Mitten über dem schwarzen Gewölke sahen sie aber den Montblanc (als ob er hoch in den Lüften schwebte) im hellsten Lichte strahlen, und die großen Eisnadeln erschienen, von feurigen Garben umleuchtet, noch weit schöner als zuvor.

Herr Bourrit wiederholte seine Bemühungen im September des Jahres 1784, im Gefolge mehrerer Gemsenjäger, die schon früher einmal eine bedeutende Höhe erreicht hatten. Sie machten sich Abends auf den Weg, und gelangten bei Fackelschein noch 5 Stunden über Bionagay hinaus, an eine ungeheure Felswand, die man als den höchsten Wall des Montblanc ansehen kann. Des andern Morgens trat aber eine so strenge Kälte ein, daß Herr Bourrit nicht im Stande war, seine Reise fortzusetzen. Schon früher hatten sie einen der Führer, Maxime von Salenches, auf dem Felsen Pierre ronde zurücklassen müssen. Zwei andere Führer dagegen Marie Coutet und Franz Guidet, schritten noch durch 5 Stunden beharrlich weiter, und gelangten bis auf den Dôme du Goute, über welchen sich noch zwei riesige Stufen von ungefähr 360′ Höhe bis zum Gipfel des Montblanc erheben: diese konnten sie ohne fremde Beihülfe nicht mehr erklimmen; da ihnen überdieß der Anblick des unermeßlichen Horizonts, den sie vor sich ausgebreitet sahen, und der herannahende Untergang der Sonne alle ruhige Ueberlegung raubte [1].

Durch die Mittheilungen des Herrn Bourrit aufgemuntert, unternahm Saussüre im darauffolgenden Jahre (1785) seinen ersten Versuch in Begleitung des gedachten Herrn Bourrit und dessen ein und zwanzigjährigen Sohnes.

Sie trafen am 12. September in dem Dorfe Bionnaßay (4080′ über dem Meere) zusammen. Unter den fünfzehn Führern, welche sie mit sich nahmen, war Marie Coutet, Pierre Balmat und Gervais. Sie trugen einen Fichtenstamm bei sich, zur Unterstützung des Zeltes, das sie auf-

1 Saussüre a. a. O. §. 1103; und Bourrit, nouvelle Description des glacières, vallées de glace et glaciers qui forment la grande chaîne des Alpes de Savoye, de Suisse et d'Italie 3. Vls. Genève, chez Barde, Manget et Comp. impr. libr. 1787 Tom. I. pag. 159—166.

2 Saussüre a. a. O. §. 1104.

3 Bourrit a. a. O. pag. 107 bis 109. In einem späteren Werke erzählt uns Herr Bourrit, daß er diese Reise mit Dr. Paccard unternommen, und daß sie während derselben einmal in augenscheinlicher Lebensgefahr sich befunden hatten, indem sie bei der Dunkelheit der Nacht am Rande eines Abgrundes eingeschlafen waren, über den selbst ihre Füße hinabhingen, und in welchen sie bei der leisesten Bewegung einige tausend Fuß tief, bis zu dem Tacona-Gletscher hinunter gestürzt wären.

1 Siehe Bourrit, Description des Cols ou passages des Alpes. 2. Vls. Genève, chez G. T. Manget. libr. 1803. P. I. pag. 51—61.

schlagen wollten. Zwei Träger waren mit Strohbündeln, zwei mit Brennholz, die andern mit Mundvorrath, Pelzwerk und physikalischen Instrumenten belastet. Von Bionnassay aus hätten sie bis zum Gipfel des Montblanc noch 10.800' zu ersteigen gehabt. Ihr Weg führte sie an dem Bionnassay-Gletscher hinauf, über die Felsen Pierre ronde genannt. Sie brachen um 8 Uhr Morgens auf, und gelangten um 1 1/2 Uhr zu der Hütte, welche Herr Bourrit einige Tage vorher von drei Männern aus Chamouni in einer Seehöhe von 8532' nahe am Fuße der Aiguilles du Gouté, hatte errichten lassen. Saussüre beschreibt[1] das herrliche Schauspiel des Sonnenuntergangs auf dieser Höhe mit Begeisterung. Die Abendnebel erschienen wie ein großer Purpurgürtel am westlichen Himmel, und einzelne Wölkchen, die sich darüber erhoben, leuchteten gleich Meteoren in blendendem Silberschimmer; eben so glänzte auch die schneebedeckte Spitze des Montblanc, das Thermometer zeigte 2·5° R., nach Sonnenuntergang aber nicht mehr als 0·75°; des andern Morgens bemerkte Saussüre am westlichen Himmel, dem Aufgangspunkte der Sonne gerade gegenüber, sechs purpurne Strahlen, die sich bis auf 10 bis 12 Grade ausbreiteten, und etwas unter dem Horizonte in einen Mittelpunkt zusammenliefen.

Nachdem sie zum Frühstück warme Suppe eingenommen hatten, brach unsere Karawane um 6 1/4 Uhr wieder auf. Sie überschritten den Gletscher an den Aiguilles du Gouté nur mit großer Gefahr; so daß jeder von den Reisenden einen Führer vor und einen hinter sich nehmen, und in der Mitte zwischen ihren ausgestreckten Bergstöcken, wie zwischen einem Geländer, langsam sich fortbewegen mußte. Bald ward ihnen der Genfersee sichtbar; um 7 3/4 Uhr erreichten sie das Felsenplateau der Aiguilles du Gouté. Hier holte sie der Führer Cuidet ein, der von einer Reise zurückkehrend, ihnen erst später gefolgt war. Hier scheiterte aber auch ihr Unternehmen; denn der frisch gefallene Schnee hatte den Boden so schlüpfrig gemacht, daß an ein Weiterkommen nicht mehr zu denken war. Pierre Balmat kehrte nach einstündigem fruchtlosen Bemühen mit der Nachricht zurück, daß der Schnee 1 1/2' tief liege, und durchaus keinen sichern Tritt erlaube. Sie waren bis zu einer Höhe von 11.412' gelangt. Von einer Seite reichte die Aussicht bis Chambery, von der andern bis zum Gemmi-Berge in Graubündten; ihr Gesichtskreis umfaßte 50 franz. Meilen. Das Barometer stand auf 18'' 1·875'''; das Thermometer zeigte in der Sonne 4·7°, im Schatten nicht mehr als 2·5°, und dennoch litten sie so sehr von der Hitze, daß sie ohne Sonnenschirm nicht bleiben konnten. Obwohl mit großen Schwierigkeiten gelangten sie doch glücklich wieder herab.

Saussüre erwähnt hiebei eines Mannes, der mit ihnen bis zur obgedachten Hütte hinaufgestiegen war; als man bemerkte, daß der Mundvorrath nicht auslangen würde, kehrte derselbe noch an dem nämlichen Abende nach Bionnassay zurück, traf mit Sonnenaufgang wieder bei der Hütte ein, setzte mit der Gesellschaft die Wanderung bis zum Gipfel des Gouté fort, und befand sich noch am Abende wieder in seiner Wohnung daheim; er war demnach in 36 Stunden über 13.800' hinauf- und hinabgestiegen!!

Am Schlusse seiner Erzählung fügt Saussüre die wohlmeinende Warnung bei[1]: »Il ne faut se hasarder à cette entreprise, que dans une année, où il-y-a peu de neige, par un temps parfaitement assuré, avec un excellent jarret, et une tête bien accoutumée à envisager les précipices.«

Aufgemuntert durch diesen, wenigstens theilweise glücklichen Erfolg, wagten im Jahre 1786 sechs Männer aus Chamouni einen neuen Versuch; sie gingen in zwei Abtheilungen, die Einen über Bionnassay die Anderen über la Cote, und die Boissons-Gletscher. Letztere gelangten um 1 1/2 Stunden früher, und weniger ermüdet an den Punct des Zusammentreffens, bei den Aiguilles du Gouté. Von hier aus wanderten sie über eine große Schneefläche, und erreichten einen Bergrücken, der die Zinne des Montblanc mit dem Dôme du Gouté verbindet. An dieser steilen Felswand scheiterte aber ihre Beharrlichkeit, und sie fanden den Gipfel von dieser Seite aus auf keine Weise ersteiglich. Im heftigsten Schneegestöber kehrten sie unverrichteter Sache nach Chamouni zurück. Jaques Balmat war der einzige der sich in den wogenden Nebelmassen (vielleicht absichtlich) von ihnen getrennt hatte; auf seinen Pelzhandschuhen sitzend, brachte er die Nacht allein zwischen den unermeßlichen Eisfeldern zu, und klimmte am andern Morgen (es war der letzte Juli) glücklich weiter, bis er — ein zweiter Columbus — den nie betretenen Pfad entdeckte, der ihn zum Gipfel des Montblanc geleitete, und ihm also den Ruhm erwarb, der Erste gewesen zu seyn, der sich ohne fremde Beihülfe über ganz Europa emporgeschwungen hatte. Wohlbehalten kehrte er zu den Seinen zurück, ohne Jemanden von dem glücklichen Erfolge seines Wagnisses zu erzählen, als dem Arzte des Ortes, Dr. Paccard, den er bald darauf (am 7. und 8. August) den neu entdeckten Pfad zu dem früher noch nie erstiegenen Gipfel führte. Paccard's Haushälterin, die um das Unternehmen wußte, folgte mit dem Fernrohre ängstlich ihren Schritten. Die beiden Wanderer schliefen auf der Höhe von la Cote, und setzten um 4 Uhr des andern Morgens ihre beschwerliche Reise fort. Noch um 3 Uhr nach Mittag wußten sie nicht, ob sie ihr großes Ziel glücklich erreichen würden;

1 A. a. O. §. 1106 u. F.

1 A. a. O. S. 574.

erst um 6 1/2 Uhr gelangten sie auf die höchste Spitze des Montblanc. Ganz Chamouni war herbeigeströmt, um Zeuge ihres Triumphes zu seyn. Um 12 Uhr Nachts trafen sie wieder auf dem Rücken von la Cote ein; sie hatten 20 Stunden in der Region des ewigen Eises zugebracht; ihre Lebensmittel und die Dinte in Paccard's Dintenfaß war fest gefroren; eben so brachten sie erfrorne Hände und Füße zurück; auch ihre Augen hatten bedeutend gelitten, und ihre Lippen blieben lange geschwollen. Für alle diese Mühsale aber belohnte sie reichlich das Bewußtseyn, ein nie gewagtes Unternehmen glücklich vollführt zu haben, und auf diese Weise in Zukunft vielleicht den Wissenschaften manchen wichtigen Dienst leisten zu können. Paccard ließ eine Relation seiner Reise in Druck legen, und Balmat erhielt von dieser Zeit an den Beinamen: Montblanc. — Auch veranlaßte Herr Bonrrit zu seinen Gunsten eine Sammlung in Deutschland und Sardinien. Noch in demselben Jahre wollte Saussüre seinen lang gehegten Plan in Ausführung bringen; allein die schlechte Witterung hinderte ihn für dießmahl daran. Erst im Jahre 1787 unternahm er die erste und man möchte sagen leider auch die letzte wissenschaftliche Reise auf den Montblanc [1].

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

Wer die Zerrissenheit des Zustandes der Reiche und Völker kennt, die nach der flüchtigen Vereinigung zu Alexanders Weltreiche, die Bahn der Selbstständigkeit, mit und ohne Erfolg, einschlugen; der wird Droysen (Geschichte des Hellenismus) verstehen, und ihm dafür danken, daß er die Erforschung und Darstellung dieser Zeit (S. XVI.) zum Tagwerke seines Lebens machte. Allein er unterscheidet sich von seinen würdigen Vorgängern besonders dadurch, daß er die sorgfältig und kritisch gesammelten Materialien dem höheren Begriffe des Hellenismus unterordnet, welcher ihm in der »Vermischung des abend- und morgenländischen Lebens« besteht, und einen Reichthum neuer Erscheinungen hervorrief, welche später den Untergang des Heidenthums vermittelten. So wie die Wissenschaft die Vermischung des germanischen und römischen Wesens im Mittelalter unter dem Namen der romanischen Völker aufstellt; so bezeichnet der Verfasser die westöstliche Völkervermischung mit dem Namen der hellenischen.

---

Das brittische Oberhaus bilden gegenwärtig, außer den Prinzen des königlichen Hauses, 343 erbliche Mitglieder aus dem englischen hohen Adel; 16 schottische aus dem hohen Adel für jede Parlamentssitzung gewählte Peers, 28 irländische aus dem hohen Adel auf Lebenszeit gewählte Peers, und 30 geistliche Peers der anglikanischen Kirche, von welchen die beiden Erzbischöfe und 24 Bischöfe Englands durch ihre Ernennung zur erzbischöflichen oder bischöflichen Würde, und 4 irländische Bischöfe durch Wahl Sitz und Stimme im Oberhause haben. Die Gesammtzahl der Mitglieder des Oberhauses beträgt jetzt 429.

Dagegen besteht das Unterhaus, seit der Reformbill, aus folgenden Mitgliedern:

England sendet

| | |
|---|---|
| aus 40 Grafschaften . . . | 143 ins Parlament, |
| aus 185 Städten und Flecken | 324 |
| von den beiden Universitäten | 4 |
| | 471. |

Wales sendet

| | |
|---|---|
| aus 12 Grafschaften . . | 15 ins Parlament, |
| aus den Städten und Flecken | 14 |
| | 29. |

Schottland sendet

| | |
|---|---|
| aus 30 Grafschaften . . . | 30 ins Parlament. |
| aus 76 Städten und Flecken | 23 |
| | 53. |

Irland sendet

| | |
|---|---|
| aus 32 Grafschaften . . . | 64 ins Parlament. |
| aus 34 Städten und Flecken | 39 |
| von der Universität . . | 2 |
| | 105. |

Die Gesammtzahl des Unterhauses beträgt 658 Mitglieder und ist dieselbe geblieben, wie vor der Annahme der Reformbill.

---

Nie hat die Kritik eine so wichtige Rolle in der französchen Literatur gespielt, als in den letzten 15 Jahren. Fast alle bekannten Schriftsteller haben ihre Laufbahn mit dem Feuilleton begonnen. Zu den bessern französischen Kritikern gehört Sainte-Beuve; seine kritischen Studien vereinigen philosophische Tiefe mit blendendem poetischem Colorit. Die Aufsätze über Molière, Frau v. Stael, A. de Vigny und Bayle, die er in der „Revue des deux mondes" hat einrücken lassen, dürfte man für tadelsfreie Meisterstücke erklären, wäre die Darstellung nicht zuweilen geschraubt, überkünstelt, wären die Farben nicht zuweilen allzudick aufgetragen. G. Planche und nach ihm Granier de Cassagnac sind systematische oder theoretische Kritiker; ihr Zweck ist nicht sowohl ein Buch zu recensiren, als die Anzeige desselben zu benutzen, um irgend eine Kunsttheorie aufzustellen. Charles Nodier, J. Janin, L. Weimar gehören zu den beliebtesten Schriftstellern.

[1] Seither hat meistens bloße Neugierde zu diesem Wagstücke Veranlassung gegeben, und die Wissenschaft hat keinerlei Vortheil daraus gezogen. Dr. Hamels schöne Vorsätze blieben natürlich alle unausgeführt. Siehe unt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**13.** Mittwoch, den 15. Februar **1837.**

Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus in ihrem gegenseitigen Zusammenhange. Von Dr. Friedrich Schmidt. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen. 1836. 8. XII und 501 Seiten.

Von Jahr zu Jahr vermehrt sich die Zahl unsrer Brüder, welche das Land ihrer Väter verlassen, um jenseits des Weltmeers auf Amerika's wirthlichem Boden eine neue Heimath zu suchen; Tausende ziehen hin, und gründen sich dort unter einem fremden Himmel, auf fremder Erde, in der Mitte fremder Völker ein dürftiges, aber doch immer noch besseres Los, als sie daheim zu finden im Stande sind. Weit trauriger noch ist die Lage der arbeitenden Klasse in dem sonst so reichen Holland und Belgien; mit wahrhaftem Schauder erfüllen uns aber die nur all zu oft wiederholten Schilderungen von irländischer Armuth und Dürftigkeit, die uns beinahe die äußerste denkbare Grenze erreicht zu haben scheint. Auch in einigen Theilen von Frankreich ist das Elend so weit gestiegen, daß aufgeklärte Männer verleitet wurden, in einer ganz neuen Organisation des gesellschaftlichen Zustandes das einzige Mittel der Abhilfe zu sehen: und wenden wir unsere Blicke noch außer Europa hin, so stellt sich uns ein gräuelvolles Beispiel von Uebervölkerung im Chinesischen Reiche dar, wo nach den Berichten glaubwürdiger Reisender, oft Tausende von Einwohnern im buchstäblichen Sinne den Hungertod sterben, und aber Tausende in Armuth und Elend verkümmern! — Wer würde da noch an der Wichtigkeit einer Untersuchung wie die vorliegende — zweifeln? Trefflich sagt unser Verf. (S. 167): »Vor allen Dingen muß der Mensch leben, und zwar nicht bloß kümmerlich seine Existenz erhalten, sondern auch in einem gewissen Grade von Wohlstand leben können, ehe sich die geistige Welt ihm erschließt, ehe er sein Augenmerk auf Erlangung geistiger Güter richten kann; wie denn ein gewisser materieller Wohlstand der Träger aller Cultur ist, ohne welchen sie gar nicht bestehen kann, sondern sehr bald die Unwissenheit der Verwilderung und dem Verbrechen Platz machen muß. Je mehr daher die Verarmung in einem Lande überhand nimmt, um desto mehr wird schließlich alle Cultur und Sittlichkeit in demselben gefährdet. Was kann dem Staate gedient seyn mit einer darbenden Bevölkerung, die eben deßhalb aller Genußmittel, wie aller Bildungsmittel für sich und für ihre heranwachsende Nachkommenschaft entbehrt. Sie muß nothwendiger Weise, wie sie aller höheren Unterweisung beraubt wird, so auch in Kummer und Elend versinken, und nicht nur im Anfange die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, sondern in ihrem Fortgange auch zuletzt die Sicherheit des Staates selbst gefährden.« — So traurig diese Schilderung auch seyn mag, so ist doch die Wahrheit derselben nicht zu verkennen, und jeder Beitrag zur Erörterung dieser Verhältnisse muß uns im höchsten Grade willkommen seyn. Schon aus diesem Grunde zweifeln wir nicht, daß das vorliegende Werk sich überall jenes wohlmeinenden Empfanges auch wirklich erfreuen wird, auf den ihm die wohlmeinende Absicht des Verfassers und seine innere Vortrefflichkeit so gerechten Anspruch geben. Unser Autor hat mit Liebe gearbeitet, und ist seines Stoffes vollkommen Meister geworden. Gleich fern von Oberflächlichkeit und Pedanterie, weiß er das Interesse des Lesers auch für die abstraktesten Untersuchungen zu fesseln, und die Ereignisse der Theorie überall mit den Erscheinungen des wirklichen Lebens in Zusammenhang zu bringen. Ein leidenschaftsloser, unbefangener Sinn, eine durchaus ruhige Haltung, und ein tief eindringender Blick in die nur allzuverwickelten Verhältnisse unseres Jahrhunderts stellen sich als vorzüglichste Eigenschaften an ihm heraus. Er hat die Leistungen früherer Schriftsteller mit vielem Glücke benützt, und ihre Ansichten, wo es Noth that, immer ausführlich entwickelt; bei Prüfung fremder Urtheile geht er mit seltener (!) Bescheidenheit zu Werke, und überhaupt ist seine Arbeit geeignet, uns nicht nur einen hohen Begriff von seinem Fleiße und seiner Gelehrsamkeit, sondern auch eine wahre Achtung vor seinem Charakter einzuflößen. Was die Darstellung der Materie anbelangt, so ist dieselbe klar und faßlich. Die Beispiele sind größtentheils aus Mittheilungen über England, Holland und Belgien, wohl auch über Frankreich hergenommen. In Deutschland ist für die Armenstatistik noch wenig gethan. (S. VII.) Freilich hat sich hier das Bedürfniß noch bei Weitem nicht so dringend ausgesprochen als in jenen Ländern, dennoch halten auch wir es für wünschenswerth, daß

sorgfältige Untersuchungen über die Zahl der Dürftigen und der Bettler angestellt, dabei zugleich die verschiedenen Ursachen der Verarmung der Einzelnen erforscht, und die Dürftigen in Klassen, je nach der Ursache ihrer Dürftigkeit eingetheilt werden. »Mag auch,« sagt unser Verf. S. 328 — »eine solche Untersuchung keine erfreulichen Resultate gewähren, so scheint sie mir doch die erste Bedingung, die erste Grundlage, auf welcher jeder Versuch, der Verarmung gründlich entgegen zu wirken, beruhen muß; ja es will mich bedünken, als sey es dann erst möglich, die nach den verschiedenen Verhältnissen der Länder und den, in jedem derselben vorherrschenden Veranlassungen der Verarmung geeignetesten Maßregeln zu treffen, um diesem Feinde der allgemeinen Wohlfahrt mit besserem Erfolge, als dieß zeither der Fall gewesen ist, begegnen zu können. Wie groß auch das Uebel seyn möge, man darf sich nicht scheuen, ihm festen Blickes ins Auge zu schauen, wenn man auf den Sieg hoffen will.« — Dank sei es dem Himmel und der weisen Fürsorge unserer Regierungen, Deutschland bietet in dieser Beziehung vor vielen Ländern Europa's ein höchst erfreuliches Bild dar, und »wir können nur mit Zufriedenheit, ja mit Stolz auf unser gemeinsames Vaterland blicken,« das für immer vor jenen Uebeln bewahrt bleiben möge, die seine Nachbaren so schwer getroffen haben!

Doch gehen wir auf den Inhalt des vorliegenden Werkes über.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes mag uns entschuldigen, wenn wir etwas tiefer in denselben einzudringen versuchen. Der Verfasser theilt seine Materie in drei große Abschnitte, von denen der erste sich mit der Erforschung des Gesetzes der Volksvermehrung beschäftigt; im zweiten wird die Lage der arbeitenden Klasse näher in's Auge gefaßt, worauf endlich der dritte Abschnitt die Erscheinungen des Pauperismus zu erklären und die Ursachen desselben nachzuweisen sucht.

I. Im ersten Kapitel dieses Abschnittes hat der Verf. die verschiedenen Ansichten über Bevölkerung, Uebervölkerung und Entvölkerung auf eine geistreiche Weise zusammengestellt. Als die Anführer der streitenden Parteien stellen sich uns Malthus, Sadler und Sismondi dar. Ihre Meinungen werden daher umständlich auseinander gesetzt und näher beleuchtet.

Während Malthus in einer allzustarken Bevölkerung eines Landes die Quelle zahlloser Leiden für die Gesellschaft erblickt, findet Sadler in einer vermehrten Volkszahl nichts als eine Quelle vermehrter Freuden und Genüsse. Er läugnet die Richtigkeit der von Malthus aufgestellten Behauptung, daß die Vermehrung der Menschen rascher vor sich gehe (oder wenigstens einstens rascher vor sich gehen könne) als die Vermehrung der Unterhaltsmittel, und hält sich für fest überzeugt, daß der Zustand einer Uebervölkerung niemals eintreten könne, da die einzige Bedingung, von welcher die Erzeugung von Lebensmitteln abhängt, nämlich die Arbeit, mit der zunehmenden Menschenmasse sich jederzeit auch in geradem Verhältnisse vermehrt, und da überdieß noch die Fruchtbarkeit des menschlichen Geschlechts in dem Grade abnimmt, in welchem die Menschenzahl wächst. — Mit Recht wendet unser Verf. S. 64 gegen diese Behauptung ein »daß außer der menschlichen Arbeit auch die schaffende Kraft der Natur thätig seyn muß, um einen gewissen Vorrath von Lebensmitteln zu erzeugen — und daß selbst der Raum, der zum Anbau dieser Erzeugnisse verwendet werden kann, einer endlosen Steigerung der Production ein Ziel setzen müsse; — obwohl er anderseits darin mit Sadler übereinstimmt, daß die Gefahr einer Uebervölkerung, wenn auch einmal möglich, doch nicht nahe genug sey, um irgend eine Besorgniß einzuflößen.

Von der Meinung dieser beiden Schriftsteller abweichend, ist die Ansicht Sismondi's, welcher nicht den absoluten, sondern nur einen relativen Mangel an Lebensmitteln zugibt, und hierin die Quelle alles Unheils sucht. Er behauptet, daß eine hinlängliche Menge von Subsistenzmitteln vorhanden ist, um die ganze Bevölkerung zu ernähren, daß es aber einem Theile derselben an den Mitteln fehlt, sich ihren Antheil an den überflüssig vorhandenen Lebensmitteln zu erkaufen, weil sie entweder gar kein, oder kein hinreichendes Einkommen haben.

Sismondi ist nun zwar auf diesem Wege der Wahrheit um einen Schritt näher gerückt; allein treffend bemerkt unser Verfasser S. 97, daß auch seine Antwort nicht als befriedigend erscheint, da die eigentliche Absicht der Frage vielmehr dahin geht, die Ursache zu erforschen, warum es einem Theile der Bevölkerung an dem nöthigen Einkommen mangle? Sismondi sagt nun freilich, die Ursache dieses Mangels sey der Mangel an Arbeit; allein auch damit ist nichts gewonnen, weil nun die neue Frage entsteht, was denn die Ursache dieses Mangels an Arbeit sey? — Ein Deutscher, Weinhold, dürfte — nach des Verf. Meinung — die (wenn auch nicht durchgehends) richtige Lösung darin gefunden haben, daß er einen großen Theil des menschlichen Elends auf Rechnung des Mißverhältnisses der Bevölkerung zu dem Betriebskapitale setzt, und hieraus die Ursache des Mangels an Arbeit erklärt. (S. 100.)

Um nun diesen Zustand näher erforschen zu können, hält es unser Verf. für zweckmäßig, einige Betrachtungen über die Bevölkerung und deren Bewegung voraus zu schicken, womit sich das zweite Kapitel des ersten Abschnittes beschäftigt.

(Schluß folgt.)

## Ueber die Besteigung des Montblanc.

(Fortsetzung.)

Am 5. Juli 1787 hatte Balmat mit zwei andern Führern Jean Michel Cachat und Alexis Tournier den Montblanc glücklich zum zweitenmale erstiegen.

Saussüre's Caravane brach am 1. August 1787 von Chamouni auf[1]. Sie bestand aus seinem Bedienten Tütu und 17 Führern[2]. Der junge Saussüre mußte seiner Gesundheit wegen in Chamouni zurückbleiben, und gleichzeitig mit dem Vater die nöthigen Beobachtungen daselbst anstellen. Die erste Nacht ward auf dem Gipfel von la Côte (4674' über Chamouni) zugebracht; drei Führer gingen am Abend noch auf Entdeckungen aus; sie hatten die Vorsicht gebraucht, sich mit langen Stricken an einander zu befestigen, — eine Vorsicht, die man auf solchen Wanderungen immer beobachten soll, und die ihnen dießmal sehr zu Statten kam; da der Mittlere unter ihnen mit dem Eise durchbrach, und in den bodenlosen Klüften des Gletschers unwiederbringlich verloren gewesen wäre, wenn er sich nicht auf diese Weise zwischen seinen Gefährten schwebend erhalten hätte. — Zum Ueberschreiten des Gletschers brauchten sie am andern Morgen 3 Stunden, obgleich die Breite desselben kaum 1/4 Stunde beträgt. Jenseits führt der Weg an steilen Felswänden in einem von Norden nach Süden laufenden Schneethal hinan. Die Spalten der Eismassen ließen durch ihre alljährlich sich ansetzenden Schichten das Alter dieser gigantischen Bildungen erkennen. Um 4 Uhr gelangten die unermüdlichen Alpenwanderer zu dem zweiten Schneeplateau, welches sich bereits 11970' ü. d. M. erhebt; denn Saussüre wollte an diesem Tage dem Gipfel des Montblanc so nahe kommen, als möglich, um des andern Morgens mit frischen Kräften daselbst anzulangen. Zum Nachtlager mußte man hier ein Loch in den Schnee graben, und dieses mit dem Zelttuche bedecken. Das Barometer zeigte nicht mehr als 17'' 10 19/32'''. Die geringe Dichtigkeit der Luft übte daher schon einen gewaltigen Einfluß, so daß die sonst so kräftigen Bergbewohner sich beim Ausschaufeln des Schnees alle 5 bis 6 Minuten ablösen mußten. Einer von den Führern, der bei einer nahen Quelle frisches Wasser holen sollte, fiel ohnmächtig zu Boden. Ihren brennenden Durst mußten sie meistens mit zerschmolzenem Schnee löschen. Kein lebendes Wesen zeigte sich in dieser Höhe, keine Spur von Vegetation; es ist das Reich der Kälte und des ewigen Schweigens! — Der Mond schien ungemein helle, und die Sterne funkelten lebhaft am tiefblauen, beinahe schwärzlich dunklen Himmel. Der Wiederschein auf den weiten weißen Schneefeldern erhöhte den Glanz der Nacht. Noch vor Tages Anbruch ging Michel Cachat voraus, um Stufen in das Eis zu hauen; ohne fremde Beihülfe gelangte er bis zu den letzten Felsen oberhalb des Col du Géant. Als er sie erstiegen hatte, sah er mit einem Male die aufgehende Sonne vor sich, aber in solcher Tiefe, daß er seinen Augen nicht traute. Der ganze Horizont schien in Flammen zu stehen, und der sonst so unerschrockene Cachat brauchte einige Zeit, um sich zu sammeln.

Saussüre machte sich erst spät auf den Weg, denn das Thermometer zeigte —3° R. Die letzte zu erklimmende Stelle kostete ihm 2 Stunden Anstrengung. Um 11 Uhr hatte er den Gipfel erreicht, und wurde von Chamouni aus mit dem Geläute der Glocken und mit wehenden Flaggen begrüßt, die seine Gattin und ihre Schwestern ihm zu Ehren aufgepflanzt hatten. Er verweilte beinahe 5 Stunden auf der höchsten Spitze. Das dritte Nachtlager wurde abermals im Schnee gehalten, und erst am 4ten Tage um Mittag langte die Caravane glücklich wieder in Chamouni an. Nach Saussüre's Berichten hat der Gipfel des Montblanc die Gestalt eines beinahe horizontal fortlaufenden Grathes, auf welchem kaum zwei Menschen neben einander stehen können, und der der Spitze eines Daches (oder noch besser, dem Höcker eines Dromedares[1]) gleicht.

Seine Neigung von Ost nach West beträgt 28 — 30°, gegen Süden ist der Abfall 15 — 20°, gegen Norden 45 — 50°. Wohl bis auf 150° unterhalb desselben ist kein nackter Fels anzutreffen. Der Boden ist mit einer harten Eisrinde bedeckt, unter welcher sich lockere zerbröckelte Schneemassen befinden. Die einzigen Gewächse in der Nähe waren einige Lichenen (sulphurei und rupestres) und die Silene acaulis. Von lebenden Wesen bemerkte man nichts als zwei Schmetterlinge, die vermuthlich der Sturm hieher verschlagen hatte, und die auf der ewigen Schneefläche umsonst nach einer Blume spähten, auf welche sie sich hätten niederlassen können.

Das Barometer zeigte 16'' 144/160'''; die Luft war also nur etwa zur Hälfte so dicht, als an den Ufern des Genfersees, wo das Barometer auf 27'' 2 103/160''' stand. Daher die auffallenden Symptome eines beschleunigten Blutumlaufes, die der geringe Luftdruck auf den menschlichen Kör-

1 Rélation abregée d'un voyage à la Cime du Montblanc, par H. B. de Saussure. Genève 1787, 8. 1. Vol. s. auch Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helveticns.

2 Ihre Namen sind: Jaques Balmat, genannt Montblanc, — sein Bruder Balmat, des Domes (er war der Einzige noch am Leben, als ich nach Chamouni kam), — Pierre Balmat, — der berühmte Marie Coutet, — Jean Michel Cachat, genannt le Géant, — Jean Pierre Cachat, — François Coutet, — Alexis und Jean Michel Tournier, — Jean Battiste Lombard, genannt Jorasse, — Jean Louis Devouaßou; — die Gebrüder Jean Michel, Michel, François und Pierre Devouaßou, endlich Raraunt und Pierre François Favret.

1 Der Montblanc heißt auch allgemein bei den Landleuten in und um Chamouni: La bosse de Dromedaire.

per noch mehr vermehrte. Saussüre zählte in einer Minute 98 — 112 Pulsschläge, wo er in Chamouni nur 49 — 72 gezählt hatte. Dieser fieberhafte Zustand führte gänzlichen Mangel an Eßlust und sogar Hang zum Erbrechen, häufigen Schwindel und Anwandlung von Ohnmachten mit sich; außerdem verspürte unser Naturforscher einen schmerzhaften Druck in der Gegend des Herzens. Wein und Branntwein eckelten ihn an, nur kaltes Wasser und das Wehen des Nordwindes erquickten ihn. Das Thermometer zeigte im Schatten — 2·3⁰; an der Sonne — 1·3⁰ bis 2·5⁰ (in Genf 22·6⁰). Das Wasser fror in der Sonne, und kochte bei einer Hitze von 68·993⁰, jedoch erst in einer halben Stunde; da es in Chamouni nicht mehr als 15 — 16 Minuten hiezu brauchte. — Die Luft war trocken, und der Wind wehte von Norden her; die Elektricität war positiv, doch von geringer Intensität. Der Himmel erschien tiefblau; — im Schatten konnte man die Sterne sehen. Eine abgefeuerte Pistole machte nicht mehr Geräusch als ein mäßiger Peitschenknall in der Ebene. Was die Aussicht anbelangt, so spricht Saussüre davon mit hohem Entzücken; ein Horizont von 68 Meilen lag vor ihm ausgebreitet, und er konnte deutlich Lyon, die Berge der Bourgogne, selbst die Hügel bei Dijon und Langres unterscheiden. Genua und das Mittelmeer ist aber nicht sichtbar, da die Ausläufer der Apenninen vorstehen [1]. Die Höhe des Montblanc bestimmte unser Naturforscher nach einem Mitteldurchschnitte seiner Berechnungen auf 2450 Toisen oder 14.700' ü. d. M., was auch überhaupt die Mitte aller sonstigen Angaben bildet [2].

(Fortsetzung folgt.)

1 Wäre dieß nicht der Fall, so müßte man bis auf 12 Meilen in das Meer sehen, wie Saussüre aus physikalischen Gründen weitläufig erörtert.

2 Die vorzüglichsten Angaben über die Höhe des Montblanc sind hier in Pariser-Fuß (6 auf eine Toise) zusammengestellt, und die Höhe des Genfer Sees, über dem mittelländischen Meere ist dabei nach Saussüre u. a. zu 189 Toisen oder 1134' angenommen.

| | |
|---|---|
| André de Gy (i. Encyclopédie méthodique art. Mont blanc) | 14.892' |
| Rel (i. Encyclopédie méthodique art. Mont blanc) | 14.862' |
| Trembley (i. Encyclopédie méthodique art. Mont blanc) | 14.850' |
| Hugi (in seiner naturhistorischen Alpenreise) | 14.808' |
| Tralles (nach trigonometrischen Messungen in den Jahren 1802 — 1804) | 14.793' |
| Carlini (trigonometrisch) | 14.766' |
| Saussüre (mittelst Barometerbeobachtungen nach der Trembley'schen Formel) | 14756' |
| Wesren | 14.764' |
| Schuckburgh (nach trigom. Messungen) | 14.706' |
| Lindenau (in seinen Barometertafeln S. 41) | 14.700' |
| Laplace | 14.700' |
| Neugebauer (in seinem Gemälde von Italien) | 14.670' |
| Schuckburgh (nach andern Messungen) | 14.676' |
| Eine Angabe in Monthly Revew. Vol. 11. pag. 112 (15·668 engl. Fuß oder | 14.629' |
| Elisfeld nach Barometerbeobachtungen | 14.623' |
| Pictet (trigometrisch) | 14.556' |
| Weiß | 14.556' |
| Sennebier | 14.614' |
| Lindenau (in der monathl. Correspondenz 1805 Bd. II. S. 529) | 14.495' |
| Saussüre (nach der de Luc'schen Formel) | 14.442' |
| De Luc (trigonometrisch | 14.346' |
| Tatira de Duillier | 13.134' |

u. a. m. Vergl. auch Dr. Benzenberg, Ueber die wahre Höhe des Montblanc in den allgem. geographischen Ephemeriden. Weimar 1811. Bd. 34. S. 370.

## N o t i z e n.

Ueber Tischer's neuestes Werk: „Die Pflicht der Kirchlichkeit aus den Gesetzen der Seelenlehre bewiesen," (Leipzig 1836) äußert sich ein ausländisches Journal, von dem Aehnliches bisher kaum zu erwarten stand, auf folgende Weise: „Das kirchliche Leben steht mit dem politischen in einem genauern Zusammenhange, als man gewöhnlich denkt. Die Kirche soll, nach ihrer großen Bestimmung, den ganzen Menschen, sein Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungs-Vermögen, umschließen, bilden, erheben und begeistern, und ihn so zu dem sittlich guten und durch das Sittlich-Gute begeisterten Bürger des Staates machen. Das Verdienstliche des Verfassers bei seiner Schrift beruht aber nicht bloß auf der Festhaltung dieses Standpunktes, was vor ihm bereits Andere leisteten, welche über die Unkirchlichkeit unserer Zeit schrieben; sondern hauptsächlich in der populären und edlen Darstellung des Ganzen."

Die Engländer sind mehr praktische, als spekulative Denker. Diesen geistigen Charakter bewähren sie auch namentlich bei ihrer Bearbeitung der politischen Disciplinen, in ihrer Gesetzgebung und Verwaltung. Sie bewegen sich allenthalben in der Breite der concreten Welt, weit entfernt, ideologischen oder utopischen Träumereien Geltung verschaffen zu wollen. Während wir Deutsche unlängst noch auf dem besten Wege waren, unsere Gedankenwelt mit einer unverständlichen Sprache, wie mit einer chinesischen Mauer, zu umschließen, gingen die Engländer im Ganzen schon lange den entgegengesetzten Weg, entschlugen sich fast aller Metaphysik und ihrer Worthülsen, und schritten auf dem Boden der Erfahrung in den Wissenschaften, wie in der Praxis des Privat- und öffentlichen Lebens, mit Sicherheit, wenn auch nur allmählig fort. Eine lange und sorgfältig gepflegte Erfahrung und ein dadurch gereifter Weltverstand gibt ihnen Besonnenheit und Halt, besonders auch in politischen Erörterungen und Geschäften.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**14.** Sonnabend, den 18. Februar **1837.**

Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus in ihrem gegenseitigen Zusammenhange. Von Dr. Friedrich Schmidt. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen. 1836. 8. XII und 501 Seiten.

(Schluß.)

Zur Zeit hat sich noch in allen Europäischen Staaten eine Zunahme der Bevölkerung ersichtlich gemacht. Vergleicht man aber das Fortschreiten der Volksvermehrung mit der Dichtigkeit der Bevölkerung in den verschiedenen Staaten, so ergibt sich, daß die wirkliche Zunahme um desto schwächer ist, je dichter die Menschen bereits beisammen wohnen, und daß die Bevölkerung um desto stärker wächst, je mehr Raum vorhanden ist (S. 113); eine Regel, die in den sehr ausführlichen Tabellen über die Bewegung der Bevölkerung in den einzelnen Distrikten Frankreichs und Englands ihre volle Bestätigung findet. Aus eben diesen Zusammenstellungen ergibt sich auch, daß in jenen Gegenden, wo die Industrie vorherrscht, mehr Ehen geschlossen werden, als in denen, wo der Landbau der Hauptnahrungszweig ist. Es kommt nämlich dort auf 143 Personen eine Ehe: hier erst auf 144 1/2. Dagegen ist die Fruchtbarkeit der Ehen am geringsten in jenen Gegenden, wo die Industrie ausschließend herrscht, und am stärksten dort, wo der Ackerbau allein betrieben wird. Das Verhältniß der ehelichen zu den unehelichen Geburten steht ebenfalls in einem höchst merkwürdigen Zusammenhange mit dem Wachsthume der Industrie. In dem Dep. der Aisne, dessen Einwohner größtentheils in Gewerben beschäftigt sind, ist schon das 6te Kind ein uneheliches, während in dem Dep. Lozere, wo Ackerbau fast der einzige Nahrungszweig ist, erst auf 25 eheliche Geburten eine uneheliche kömmt. Besonders überraschend ist das Ergebniß, daß gerade in jenen Departements, wo die meisten unehelichen Geburten vorkommen, die Zahl der jährlich geschlossenen Ehen den jährlichen Durchschnitt derselben bedeutend übersteigt (S. 135)[1].

Indem der Verf. hierauf zu den Bedingungen übergeht, von denen die Volksvermehrung abhängt, stellt er S. 147 die wohlbegründete Ansicht auf, daß: »der Anwachs, der Stillstand, oder die Verminderung des zur Bezahlung menschlicher Arbeit bestimmten Capitales, das Wohlbefinden, den Stillstand und den Rücktritt der menschlichen Gesellschaft und der Volksmenge bedingen« — und daß »eine angemessene Bevölkerung, eine dem Raume entsprechende Vertheilung derselben auf der Oberfläche des Landes und eine verhältnißmäßige Eintheilung des National-Einkommens für den Staat vor Allem wünschenswerth seyen.« (S. 156. 6.) — Das Kapitel schließt mit einer trefflichen Schilderung jener Uebel, welche sowohl mit dem Zustande der Uebervölkerung, als auch mit jenem der Entvölkerung eines Landes unzertrennlich verbunden sind.

II. Im zweiten Abschnitte schickt der Verf. seiner Untersuchung eine kurze Entwickelung der allgemeinen Begriffe von Gut, Güterquelle u. dgl. voraus. Hier können wir ihm nicht beistimmen, wenn er S. 174 sagt, »daß der Geist als alleinige Güterquelle zu betrachten sey.« Wohl ist es wahr, die Natur bringt nur Dinge hervor, und erst die Anerkenntniß ihrer Brauchbarkeit für menschliche Zwecke kann sie zum Range der Güter erheben; aber eben in dem Zusammenwirken dieser beiden Momente scheint uns die wahre Güterquelle zu liegen. Der menschliche Geist mag von der Tauglichkeit irgend eines Mittels zur Befriedigung gewisser Bedürfnisse noch so fest überzeugt seyn, so wird er doch ohne Beihilfe der Natur niemals im Stande seyn, auch nur das unbedeutendste (materielle) Gut zu erzeugen! Sie muß ihm vorerst das Ding geliefert haben, damit er demselben die Gutseigenschaft beilegen könne, sie muß also auch jederzeit als eine, wenn gleich entferntere Quelle der Güter angesehen werden. Was nun die Erzeugung derselben anbelangt, so haben Grund und Boden, Capitale, Unternehmungsgeist und Arbeit, jedes seinen Theil daran, woraus nothwendig folgt, daß dem Grundbesitzer, dem Capitalisten, dem Unternehmer

[1] Der Verf. konnte sich — nach dem Zwecke seiner Arbeit — nicht veranlaßt finden, dem Grunde dieser Erscheinung nachzuforschen. Wir halten sie einer näheren Beachtung werth, und es dürfte uns vielleicht gestattet seyn, in diesen Blättern einmal darauf zurückzukommen.

und dem Arbeiter ein Antheil an dem Producte gebührt. Der Letztere erhält an dessen Stelle einen bestimmten Lohn, der dann der Arbeitslohn heißt. Die Arbeiter theilen sich bekanntlich in productive und unproductive: nur die Klasse der Ersteren nimmt die Aufmerksamkeit unsers Verf. in Anspruch. »Ihr Lohn ist es«, sagt er (S. 184), »der uns interessirt, ihre Ansprüche und ihre Stellung gegen die Unternehmer gilt es festzustellen, und daraus die Gesetze abzuleiten, nach welchen sich derselbe regulirt.« — Die erste hier zu erörternde Frage gilt der Quelle, aus welcher dieser Lohn bezahlt wird. Nach der gewöhnlichen und auch richtigen Meinung sind dieß die Capitale. Der Verf. macht bei dieser Gelegenheit eine nur allzuhäufig übersehene Bemerkung. Wir sind von der Wahrheit derselben so tief durchdrungen, daß wir nicht umhin können, das Wichtigste aus der hierauf bezüglichen Stelle mitzutheilen. »Sobald aus einem Gewerbszweige Capitalien herausgezogen, oder umlaufende Capitalien nach den Dispositionen der Eigenthümer in zu großen Massen in fixe Capitalien umgewandelt werden, ergibt sich eine Veränderung der Nachfrage zu dem Angebote in dem betreffenden Gewerbszweige .... Die Arbeiter können nun zwar zu einem andern Erwerbszweige übergehen, oder finden vielleicht später, wenn sich mittelst der wohlfeileren Preise ihr zeitheriger Geschäftszweig mehr ausbreitet, wiederum in demselben Beschäftigung. Allein der Uebergang aus einem Geschäftszweige in den andern ist auf dem Papiere ungleich leichter als in dem Leben. ... Immer wird ein solcher Uebergang nur nach und nach bewerkstelliget, und hat stets zur Folge, daß ein Theil der Arbeiter in Noth und Elend versinkt, und die Zahl der Armen vermehrt.« (S. 187. Anmerkung 1.)

Dieß ist nach unserm Erachten ein Umstand, welcher von den Anhängern des freien Industrie-Systems bisher immer noch viel zu leicht behandelt wird, und der doch die ernsteste Berücksichtigung zu verdienen scheint.

Doch kehren wir zu unserer Hauptfrage zurück. Nicht die ganzen, den Unternehmern zu Gebote stehenden Capitale sind es, welche der Nachfrage nach Arbeit gegenüber stehen, sondern es kommt nur ein Theil derselben in Betracht, nämlich derjenige Theil des productiv angelegten umlaufenden Capitals, welcher nach Abzug der davon zu bezahlenden Gewinnste an den Grundbesitzer, den Capitalisten und den Unternehmer übrig bleibt. (S. 192.) Der natürliche Standpunkt des Arbeitslohnes ist der, bei welchem der Arbeiter im Stande ist, nicht nur sich, sondern auch seine Familie davon zu erhalten; wie der Preis aller Güter überhaupt, wird aber auch der Preis der Leistungen des Arbeiters im Allgemeinen durch das Verhältniß des Angebotes zu der Nachfrage bestimmt. Auf die treffendste Weise schildert der Verfasser S. 207—231 die verschiedenen Momente, welche auf den Zudrang der Arbeiter zu einer gewissen Beschäftigung von Einfluß sind, und eben so diejenigen, welche der Unternehmer bei Eingehung des Vertrages über den Arbeitslohn zu berücksichtigen hat. Derselbe ist aber außerdem noch einer Menge besonderer Einwirkungen ausgesetzt, worunter der Verf. folgende ausführt: Krieg, Theuerung, d. i. eine, in Folge mißrathener Ernten durch den Ausfall an der gewöhnlich erzeugten Quantität des Getreides sich zeigende Erhöhung der Preise desselben; ferner jede Veränderung in dem bestehenden Münzfuße, oder in dem Preise der edlen Metalle; die öffentlichen Abgaben; die in dem Gewerbwesen vorkommenden Stockungen und Schwankungen; die in großen Fabriksorten nicht selten vorkommende freiwillige Einstellung der Arbeiten von Seite der Arbeiter, um irgend einen von ihnen gewünschten Zweck, auf den der Unternehmer nicht eingehen zu können glaubt, zu erreichen; endlich die Maschinen. Den Einfluß der Letzteren auf den Arbeitslohn und die arbeitenden Klassen beurtheilt unser Verf. mit wahrhaft seltener Unbefangenheit; und die Sätze, in welchen er S. 289 das Ergebniß seiner dießfälligen Untersuchungen zusammenfaßt, scheinen uns einer unbedingten Beistimmung würdig zu seyn. —

Der Verf. schließt mit einer Erörterung über den wirklichen Stand des Arbeitslohnes in verschiedenen Staaten von Europa, der noch eine ausführliche Tabelle aus Senior's Statement of the provision of the poor beigefügt ist.

III. Der dritte Abschnitt beginnt mit einer Schilderung des Zustandes der Verarmung in mehreren Ländern Europa's, vorzüglich aber in Frankreich, wo Villeneuve seine weltberühmten Untersuchungen über den Pauperismus angestellt hat, aus denen hier ein umfassender Auszug mitgetheilt wird. Zugleich wirft unser Verf. einen Blick auf die Armengesetzgebung in diesem Lande, und auf die von verschiedenen Schriftstellern zur Abhilfe vorgeschlagenen Mittel. Auf ähnliche Weise wird auch das Armenwesen in England behandelt; als die Ursachen der großen Verarmung daselbst erscheinen: die Untheilbarkeit des Grundbesitzes, vermöge deren sich derselbe in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Händen concentrirt hat; — die unter den Arbeitern herrschende Neigung zu starken Getränken; — die beispiellos schnellen Fortschritte und Verbesserungen des Maschinenwesens, nebst den dort häufiger als in jedem andern Lande vorkommenden Handelsschwankungen; — die englische Armengesetzgebung selbst, vermöge welcher der Umzug der Arbeiter aus einem Kirchspiele in das andere höchlich erschwert, ja oft ganz unmöglich gemacht wird, und der darin ausgesprochene unbeschränkte Zwang zur Unterstützung der Armen; endlich der lediglich zu Gunsten der großen Gutsbesitzer mittelst der Korngesetze künstlich erzwungene hohe Getreidepreis. —

Hierauf läßt unser Verf. eine Skizze der Armengesetzgebung Dänemarks, Schwedens und des Cantons Bern folgen, und den Beschluß macht eine Betrachtung über die Armenpflege in Holland, Belgien und den vereinigten Staaten von Nordamerika. Im Vergleich mit diesen Ländern erscheint uns die Lage Deutschlands noch immer als beneidenswerth; obwohl es auch hier an Armuth und Klagen über geringen Verdienst und gedrückten Geschäftsgang nicht fehlt. Wir bedauern, daß der Verfasser die Mittel, welche er als die zweckmäßigsten anerkannt hat, um wenigstens einer weiteren Verbreitung des Uebels Einhalt zu thun, — nur in wenigen Zeilen anzudeuten für gut fand. Nach so gründlichen Studien über diesen Gegenstand möchte wohl Er vor Vielen geeignet seyn, ein vollständiges System der Armenpflege zu entwerfen; und wie seine bisherigen Leistungen ausgezeichnet zu nennen sind, so hätten wir gewiß auch hierin nur Ausgezeichnetes von ihm zu erwarten gehabt.

Uebrigens spricht der Verf. S. 489 die Ueberzeugung aus »daß die Armuth ein von dem gesellschaftlichen Zustande unzertrennliches Uebel sey, dessen gänzliche Beseitigung die Grenzen der menschlichen Macht übersteige,« und daß dieses Uebel mit der steigenden Volkszahl sich nothwendig auch vermehren müsse.

So sehr wir in dieser Beziehung mit ihm einverstanden sind, so scheint er uns doch anderseits mit allzuviel Gleichmuth der drohenden Zukunft entgegen zu sehen! Wir haben schon oben bemerkt, daß unser Vaterland — Dank sey es dem Himmel — vielleicht noch für Jahrhunderte von jenen Leiden verschont bleiben wird, welche einen Theil von Frankreich, Holland, Belgien und Irland jetzt schon so schwer darniederdrücken. Ob es aber überhaupt möglich seyn dürfte, jenen Uebeln ganz zu entgehen? — diese Frage scheint uns nach der gegenwärtigen Lage der Dinge einer ernsteren Betrachtung würdig zu seyn!

Dr. Moritz von Stubenrauch.

---

## Ueber die Besteigung des Montblanc.

(Fortsetzung.)

Noch in demselben Jahre (1787) am 4. August wagte Herr Bourrit einen neuerlichen Versuch den Montblanc zu besteigen, mußte aber wegen eingetretener übler Witterung davon abstehen.

Erst am 5. August 1788 gelang es diesem unermüdeten Freunde der Alpenwelt in Gesellschaft seines Sohnes, dann eines Engländers Hr. Woodley und eines Holländers Hr. Camper, das Ziel seiner Wünsche und seiner mehrjährigen Bestrebungen zu erreichen [1]. Sie hatten 22 Führer mit 2 Zelten und einer 14' langen Leiter mitgenommen. Nachdem sie die erste Nacht oberhalb des Gipfels von la Côte zugebracht, gelangten sie um 8¾ Uhr des andern Morgens zu jener Stelle, wo Saussüre geschlafen hatte. Wider Hrn. Bourrits Willen trennte sich hier die Gesellschaft, indem seine beiden Gefährten unaufhaltsam voran eilten. Plötzlich fand er zwei ihrer Führer bewußtlos auf den Schnee dahingestreckt. Er verdoppelte nun seine Schritte, um die Andern einzuholen, welche Wasser und Essig bei sich trugen, als er zu seinem größten Schreck noch zwei andere Führer in ähnlichem Zustande vor sich sah. — Zugleich bedeckte sich der Gipfel des Montblanc mit Wolken, ein fürchterlicher Sturm wirbelte den Schnee empor, und bald darauf glich die Zinne des Berges einem tobenden Vulkan. Herr Bourrit war mit 3 Führern (Jaques Balmat des Dames, Jorasse und Tournier l'Oiseau) und mit seinem Sohne, der über heftige Kopfschmerzen klagte, allein zurückgeblieben. Ihre Gefahr wuchs mit jeder Minute, das fürchterliche Schneegestöber machte sie beinahe erblinden, und die Spur ihrer Tritte war immer augenblicklich wieder verschwunden. Endlich sahen sie Herrn Camper mit dem Ungewitter kämpfend gegen sie herabkommen. Der Sturm hatte ihn beinahe in die Lüfte gehoben, und seine Gefährten mußten ihn an den Schößen seines Ueberrocks zurückhalten. Herr Bourrit schritt deß ungeachtet muthig weiter, und nur etwa 8 Minuten unterhalb des Gipfels überfiel seinen Sohn eine zweite Uebelkeit, welche sie zur Rückkehr zwang. Das Thermometer war auf — 13° herabgesunken. Endlich vereinigte sich die ganze Gesellschaft wieder, und stieg zu jener Stelle herab, wo Saussüre seine erste Nacht zugebracht hatte. Auch sie schlugen dort ihr Zelt auf, und ergötzten sich an dem herrlichen Niedergang der Sonne. Des andern Tages hatten sie noch den Gletscher von la Côte zu überschreiten; sie fanden ihn aber gänzlich unwegsam, und mußten sich daher gegen die Aiguilles du Midi wenden. Als sie zwischen den wunderlichen Eisgebilden dahinwandelten, verspürten sie plötzlich eine Erschütterung, wie bei einem Erdbeben, welche aber zum Glücke ohne weitere Folgen vorüberging, und so langten sie unversehrt in Chamouni wieder an, wo man ihretwegen sehr besorgt gewesen war. Ihr Zustand war aber nicht der beste. Dominik Balmat war beinahe erblindet; Cachat le Géant, so wie die meisten übrigen Führer, hatte Frostbeulen an den Händen; Herr Woodley mußte seine erfrornen Füße durch 13 Tage in einem Bade von Eis und Salz halten; Herrn Bourrit gelang es in einem Tage seiner Beschwerden ledig zu werden; sie hatten 15 Stunden auf den Felsen und 22 Stunden auf dem Eise zugebracht.

---

1 Bourrit a. a. O. S. 90 — 103.

Im Jahre 1790 (am 8., 9. und 10. August) erreichte Herr Beaufoy mit seinem Bedienten und 10 Führern den Gipfel des Montblanc; er kam in einem schauderhaften Zustande herunter, sein Gesicht war geschwollen, die Haut schälte sich ab, und einige Tage blieb ihm eine völlige Schneeblindheit zurück. Dieser Gelehrte bestimmte die Breite des Montblanc auf 45° 50′ 11″[1].

Im Jahre 1792 wollten 4 Engländer diese Reise unternehmen, allein schon auf der Höhe des la Côte hatten sie durch ihre Unvorsichtigkeit bewirkt, daß einige Felsstücke sich ablösten, und in die Tiefe hinunterrollten, wobei ein Führer das Bein verlor, und ein anderer eine bedeutende Verletzung an der Hirnschale erlitt.

Nun findet sich ein langer Stillstand bis zum Jahre 1802, wo Herr Forneret aus Lausanne und Baron Dortheeren aus Kurland mit 7 Führern am 10., 11. und 12. August das kühne Wagstück glücklich vollendeten. Sie schliefen auf den Felsen les grands Mulets genannt, wo Saussüre eine Hütte errichtet hatte, die aber bald ihres Daches beraubt worden war; unsere Reisenden konnten nur 20 Minuten auf dem Gipfel des Montblanc verweilen, sie mußten sich fest an einander klammern, um von dem Sturmwinde nicht herabgeschleudert zu werden. An eine heitere Aussicht war nicht zu denken, und das Thermometer stand auf — 7°. Kein Wunder also, daß sie bei ihrer Rückkehr erklärten: »Niemand in der Welt könnte sie dazu vermögen, zum zweiten Male eine ähnliche Wanderung zu unternehmen.«

Am 19. Sept 1802 wollte Oberst Pollen mit 4 Begleitern ohne Zelt und ohne Leiter, bloß auf seinen Muth und seine Kräfte vertrauend, die Spitze des Montblanc erklimmen. Allein schon am Gletscher von la Côte scheiterte sein Unternehmen.

Glücklicher war Herr Rodez, der am 10. September 1812 wohlbehalten den Gipfel erreichte.

Im Jahre 1816 kam ein Russe, Graf Lusy bis zu den petits Mulets, mußte aber dort umkehren, weil ihm mit den Socken die Haut von den Füßen herabging.

Merkwürdig ist die Ersteigung des polnischen Grafen A. Malazesky, welche im August 1818 Statt fand. —

Er hatte bereits einige Tage vorher mit 6 Führern über den Montanvert, das Mer de Glace, den Tacul die Gletscher am Col du Géant, und eine Spitze der Aiguilles du Midi bestiegen, die andern aber unzugänglich gefunden. Nach Chamouni zurückgekehrt, brach er am 3. August mit 11 Führern von dort wieder auf, schlief auf den Felsen der grands Mulets, und erreichte am 4. August um 12 ½ Uhr Mittags den Gipfel des Montblanc, wo er 1 ½ Stunde verweilte. Das Barometer stand auf 15″ 9‴, das Thermometer zeigte — 3° R. In seinem Briefe an Professor Pictet[1] drückt sich Malazesky über die Gefühle, welche ihn damals beherrschten, mit wenigen aber treffenden Worten folgendermaßen aus: »In der Mitte dieses Chaos von Gebirgen, dieser gestaltlosen gigantischen Massen, welche aus dem ewigen Schnee und Eise hervorstarren, war mir, als ob ich der Erschaffung der Welt beiwohnen sollte. Alles Menschenwerk ist hier verschwunden: kaum daß man noch in weiter Ferne die Spuren einiger Städte wahrnimmt, womit die Hand des Schicksals nur den Ort, auf welchem sie einst stehen sollen, bezeichnet zu haben scheint. Alles verkündet den großen Augenblick der Schöpfung, und man eilt herab, um den Umwälzungen, die sich hier vorbereiten, zu entgehen.«

Auch Capt. Bazil Hall dürfte in diesem Jahre seine Reise unternommen haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Notiz.

L'Egypte et la Turquie, de 1829 à 1836; par MM. Ed. de Cadalvène et J. de Breuvery. (Tomes I. et II. Egypte et Nubie. Paris, A. Bertrand. 1836. gr. 8. mit 1 Atlas in Fol. 20. Fr.) — Die Verf., welche vorurtheilsfrei und mit Sorgfalt die Sitten, Gebräuche und Institutionen Aegyptens studirt haben, wollten ein vollständiges Gemälde des jetzigen Zustandes dieses Landes entwerfen. Ihr Buch bietet um so größeres Interesse dar, als es uns Dinge zeigt, die der guten Meinung, welche uns andere Schriftsteller über Mehemet Ali's Verwaltung beigebracht haben, ganz widersprechen. Wir sehen Elend und Knechtschaft, wo wir Wohlstand und glückliches Leben erwarteten; Despotismus und Anarchie, wo uns Civilisation und Fortschritt vorgespiegelt wurde. Der Pascha beutet zu seinem Privatvortheil alle Hülfsquellen Aegyptens aus. Alle seine Sorgen und Anstrengungen zielen nur darauf hin, es bis auf den letzten Tropfen auszusaugen. Gewerbsfleiß, Handel, Ackerbau, Alles ist für ihn nur ein Mittel der Unterdrückung und Zugrunderichtung seines Volkes. Er hat Alles monopolisirt, und das Sistem seiner Verwaltung beruht gänzlich auf Beraubung. Einem solchen Herrn fehlen nicht die Diener, welche seine tirannischen Maßregeln gern ausführen, ja noch ausdehnen, und so ist eine der fruchtbarsten Gegenden der Erde jetzt in einem solchen Zustande, daß sie bald ganz entvölkert seyn wird.

---

[1] Zach bestimmte dieselbe auf 45° 41″ 52‴, u. die Länge auf 24° 21″ 22‴.

[1] Lettre au Prof. Pictet sur une Ascension à l'Aiguille du Midi de Chamouni et au Mont-blanc par un gentil-homme polonais dans les premiers jours d'août de cette année (1818). Bibliothèque universelle des sciences, belles lettres et arts, redigée à Genève. Sciences et arts. Tom. 9e pag 81 et s.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Gh[illegible]en'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**15.** Mittwoch, den 22. Februar **1837.**


## Beiträge zur Geschichte der neueren spanischen Poesie [1].

Von Andreas Schumacher.

### I.

### Zustand der spanischen Poesie während des 18ten Jahrhunderts.

#### 1. Die Zeit ohne Dichter.

So leuchtend das Gestirn der Poesie am Ende des 16ten und im Laufe des 17ten Jahrhunderts über dem ruhmvollen Weltreiche der habsburg-spanischen Dynastie aufgegangen war, so traurig verlosch sein Glanz im Laufe der achtzehnten Centurie, vorzüglich während der verhängnißvollen Herrschaft Carls II. und Philipps V., gleichsam als ob der Genius der Nation über ihren politischen Verfall in tiefer, trostloser Verzweiflung verstummte.

Zwar hat man nicht mit Unrecht angenommen, daß der Geschmack schon während des letzten Drittheils des 17ten Jahrhunderts sich zum Schlechteren neigte, da damals in Spanien die Schule Gongora's, in ihren Nachwirkungen gleich verderblich wie jene Marini's in Italien, alle Natur, alle Wahrheit, selbst die subjective der Empfindung, durch ein unheilvolles Gemische von Plattheit und Uebertreibung verdrängte. Doch flammen aus der Verderbtheit dieser Zeit selbst noch einzelne mächtige Blitze des Genius empor: noch schuf die Fantasie, noch war die Form edel und national. Doch die Schriftsteller der folgenden Epoche, unter der Regierung Carls II. hatten die Geschmacklosigkeit ihrer Vorgänger ererbt, ohne daß ihr Talent, ihre Erfindungsgabe, ihr nationales Bewußtseyn auf sie übergegangen wäre. Mit Recht ruft daher Capmany [1] aus, indem er sich mit Unwillen von der Poesie jener Tage abwendet: »Da war alles Dürftigkeit und Schwäche, wie mit Fingern wiesen die Schriften jener Periode auf die schmähliche Unterdrückung hin, welcher der Geist der Nation erlag, ohne auch nur ein Zeichen des Widerstandes gegen die grausame Gewalt zu geben, die auf seinem ganzen Bereiche lastete. Eine schlimme Zeit hatte dieses Geschlecht geboren werden und heranwachsen gesehen — eine noch schlimmere war über sein Wirken verhängt.«

Dem Zustande gänzlicher Erschlaffung folgte, gleich im Anfange des nächstfolgenden Jahrhunderts, ein langer unheilvoller Krieg, der, nach Außen und Innen zugleich wüthend, die letzte Kraft der einst so gewaltigen — aber im Laufe der Zeiten tief herabgedrückten spanischen Nation verschlang. Weder die Regierung noch ihre öffentlichen Institute, noch einzelne Patrioten vermochten einem ausgesogenen Lande, einer in Gleichgültigkeit und serviler Abspannung erschlafften Bevölkerung jene Hilfsquellen wieder zu verschaffen, welche der geübten, ihrer selbst bewußten Thatkraft zu Gebothe stehen. Die Schrecken des Successionskrieges ließen Spanien nichts mehr übrig, als den Schatten seines riesigen Skelettes. Verschwunden war mit dem Regierungsantritte Philipps V. die Kunst ein gutes Buch zu schreiben, und Prosa und Poesie gaben sich friedlich die Hände. Als sie beide ihrem Verfalle zueilten, sprühten ihre Bestrebungen noch heilige Funken von der Ehre der Begeisterung, — jetzt aber war alles verloschen, ausgeglüht und erstorben — und über das Reich der Dichtung die Asche der Verwesung gestreut.

---

Ein Schilfrohr, das auf dem Strome treibt, folgt dem Zuge der Wellen. Entwurzelt, aus ihrem mütterlichen Boden gerissen, entkräftet und verdorrt, mußte die Geisteskraft

---

[1] In der Voraussetzung, daß es auch für das größere Publicum einiges Interesse haben dürfte, über einen Zweig der europäischen Literatur genauere Nachrichten zu erhalten, der unter dem Drucke glühender Leidenschaften längst verdorrt und abgeglüht zu seyn schien, will man unter diesem Titel eine Reihenfolge von Aufsätzen liefern, welchen das interessante spanische Werk unseres gelehrten Landsmannes Ferd. Wolf, Bibliothekar der Wiener Hofbibliothek, zu Grunde liegt. Dieses Werk, zu Paris auf Kosten der thätigen, hiesigen Hofbuchhändler Rohrmann und Schweigerd in einer prachtvollen Auflage erschienen, ist an 1000 Seiten (in zwei Oktavbänden) stark und führt den Titel: Floresta de rimas modernas castellanas. —

[1] Teatro historico - critico de la elocuencia espanola; Tomo V. pag. 19—20.

in dem verwüsteten Lande ihren Trieb von Außen erwarten. Die französischen Herrscher, welche das Land regierten, impften daher auch den Geschmack. Der Hof von Versailles schützte den zitternden Schatten der spanischen Größe, der Hof von Versailles gab Madrid seine Etikette, seinen Kleiderschnitt, seine Stoffe, die großen Institute der Civilisation und die kleinen Gewohnheiten der Galanterie. Die Strahlen, die den Thron eines 14. Ludwig umleuchteten, breiteten sich ja über das ganze civilisirte Europa aus; die gelehrte Welt des ganzen europäischen Continents sammt den stolzen brittischen Inseln neigte sich ja ehrfurchtvoll vor der französischen Regel — was Wunder, wenn auch die spanische Poesie (vorausgesetzt, was dafür galt, sey Poesie gewesen) dem allgemeinen Einflusse folgend, Degen und Mantel ablegte und sich im französischen Frack, allerliebst gepudert, im literarischen Salon einfand?! —

Dem ersten Streben, französischen Geschmack in Spanien heimisch zu machen, begegnen wir im Drama. Schon im Jahre 1715 erschien Corneille's Cinna in einer spanischen Uebersetzung von dem Marques de San Juan, — und bald darauf El Sacrificio de Ifigenia von Canisatres. Doch da diese beiden Werke zu schwach waren, in der öffentlichen Meinung irgend eine Wirkung hervorzubringen, so blieb es einem Geiste höheren Ranges vorbehalten, den ersten Trieb französischer Geschmacksbildung in Spanien wirklich zu wecken.

Dieser erste Verbreiter französischer Kunstansicht, welcher sich in der Fremde gebildet, und an den Ufern der Seine selbst von dem Brunnen getrunken hatte, der dem französischen Parnasse so wasserreich entquoll, dieser Reformator im Sinne des Hofes und der Diplomatie, der sich vermaß, einen Leuchtthurm aufzurichten, der seine nach dem ungestümen Sturme der Romantik schiffbrüchig gewordenen Landsleute in den Hafen des Classicismus geleiten sollte — war Don Ignacio de Luzan.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ueber die Besteigung des Montblanc.

(Fortsetzung.)

Nachdem im darauffolgenden Jahre (1819) die Herrn de la Bêche und d'Houdelot einen fruchtlosen Versuch gewagt, erfolgte eine neue Ersteigung durch Dr. van Renßelaer aus Neu-York und Herrn Howard aus Baltimore, die ersten Nordamerikaner, die dieses Wagstück unternahmen [1]. Am 11. Juli um 3 Uhr Morgens wurde in Chamouni eine Messe gelesen, und um 5 Uhr setzte sich die Karawane in Bewegung. Voran ging ein Führer mit einer langen Stange, um die Tiefe des Schnees zu untersuchen, und die etwa darunter verborgenen Klüfte und Spalten zu erforschen. Ihm folgte ein zweiter mit einer Haue, um Stufen in das Eis zu hauen. Zwei andere lösten sie bei diesem Geschäfte ab; der fünfte trug eine Leiter. Hierauf kam Dr. Renßelaer zwischen zwei Führern, an die er mit Stricken befestiget war, und hinter ihm auf gleiche Weise Herr Howard. Die übrigen 8 Führer (in allem waren ihrer 17) trugen die nöthigen Lebensmittel, Stricke, Kohlen, Blasbalg, Kochtöpfe, ein Gefäß zum Schneeschmelzen, Decken und Zelttuch u. s. w. Ueberdieß hatte jeder einen 9 Fuß langen Alpenstock, mit einer starken Eisenspitze beschlagen, in seiner Rechten. Nach 8 Stunden Weges hatten sie die Region des ewigen Schnees erreicht, wo die eigentlichen Gefahren der Reise beginnen; denn gar oft mußten sie die Leiter quer über den Abgrund legen, und so von einer Eiswand zur andern auf allen Vieren hinüberkriechen. In 8 Stunden waren sie bei den grands Mulets angelangt, die wie eine Insel aus dem Eismeere hervorragen und wo sie, wie gewöhnlich, übernachteten. Das Thermometer zeigte 4° R. Am 12. Juli brachen sie schon um 3 Uhr Morgens auf, und gelangten in 4 Stunden zum grand Plateau, das noch eine Meile vom Gipfel entfernt ist. Sie litten sehr von der glühenden Sonnenhitze, so daß sie nach je 15 Schritten anhalten, und einen ihrer Führer erschöpft auf halbem Wege zurücklassen mußten. Um 11 Uhr waren sie bei den petits Mulets, einem Felsblocke, der nur wenig über die Schneefläche hervorragt. Von dort an ist der Pfad nicht mehr so steil, aber desto quälender wird die zunehmende Dünne der Luft. Um 12 1/2 Uhr hatten sie den Gipfel erreicht [1]. Das Thermometer zeigte im Schatten — 3°, in der Sonne 0°. Der Himmel war wolkenleer und tiefblau. Dr. v. R. spricht von einem Gesichtskreise von 150 Stunden im Durchmesser! die weiten Ebenen Piemonts und der Lombardie, Frankreich bis zu den Höhen von Dijon, und die ganze Kette der Schweizeralpen lag vor den Blicken der staunenden Wanderer ausgebreitet. Sie verweilten 4 St. auf der kleinen Platte unterhalb des Gipfels. Vier Führer hatten sich auf den Schnee gelagert und waren eingeschlafen. Alle litten an gänzlichem Mangel an Eßlust und fieberhafter Beschleunigung des Pulses. Wasser mit Essig vermischt gewährte ihnen die meiste Erfrischung. Um 2 Uhr traten sie den Rückweg an, der beinahe noch gefährlicher seyn soll, da man den gähnenden Abgrund immer vor Augen hat, und die Stufen im Eise sich bei dem blendenden Sonnenlichte nur

1 Acount of a journey to the summit of Montblanc by Dr. van Rensselaer form New York. Journal americain des sciences et des arts. T. II. avril 1820. Nr. 4.

1 Hier soll nach Dr. v. R. mährchenhafter Erzählung von Buonaparte eine 12 Schuh hohe Piramide errichtet worden seyn, die aber nach 8 Jahren schon ganz im Schnee versunken war!!?

mühsam unterscheiden lassen. Stumm wanderten sie einher, um nicht durch einen unzeitigen Laut den Sturz einer Lawine herbeizuführen. Die Hitze des Tages hatte den Schnee weich gemacht, und sie sanken daher oft bis zum Gürtel ein; über manche Stelle mußten sie sitzend herabgleiten; hie und da hatten die Gletscher ihre Gestalt verändert, und neue Risse bekommen; auch fanden sie einen Theil ihres frühern Pfades von einer Lawine verschüttet. Das zweite Nachtlager wurde wieder auf den grands Mulets abgehalten, und nachdem sie 45 Stunden auf dem Eise verweilt hatten, langten sie am 13. glücklich wieder in Chamouni an. Ungeachtet sich unsere Reisenden mit grüngefärbten Brillen und einer Maske von Schleiertuch verwahrt hatten, waren ihre Augen doch dermaßen entzündet, daß sie in ihrer Wohnung durch längere Zeit die Läden geschlossen halten mußten. Die Haut ging ihnen von den Augenliedern ab, an Fingern und Zehen litten sie heftige Schmerzen, und ihr Gesicht war mit Hitzblattern überdeckt, welche aber mittelst saurer Milch bald wieder geheilt wurden.

Das Jahr 1819 zählt noch eine Ersteigung durch Capt. Undrell, welche am 13. August erfolgte. — Als traurig warnendes Beispiel erscheint der unglückliche Versuch des Dr. Hamel aus Petersburg im Jahre 1820[1]. Dieser kühne Mann wollte Anfangs den Montblanc auf einem bisher wenig betretenen Pfade erklimmen, nachdem er in den Bädern von Gervais vernommen hatte, daß zwei Männer von Prarion aus, kurz vorher den Gipfel in einem Tage glücklich erstiegen hätten (?). Am 3. August machte er sich mit dem Pfarrer von St. Gervais und dem von St. Nicolas de Verose, dann mit 2 Führern, Jean François Peroud und Maurice, Mollard auf den Weg, und gelangte über Bionnay, Bionnassay, den Mont-Lacha und Mont-Lar um 7 Uhr zu der Pierre ronde. Nach kurzer Ruhe schritt er im Mondenscheine um 2½ Uhr Nachts weiter, und hatte um 4¾ Uhr schon die Spitze der Tête rousse erreicht; bald darauf am Fuße der Aiguilles du Gouté angelangt, mußte er eine Eisfläche von 40 — 45° Neigung in horizontaler Richtung überschreiten. Glücklich gelangte er um 9 Uhr auf den Gipfel der Aiguilles du Gouté (11880′) und um 11½ Uhr auf dem Dôme du Gouté (13200′). Professor Pictet und Miß Edgeworth beobachteten ihn mit dem Fernrohre von der Croix de Flegéres aus. Die Dünne der Luft machte sich ihm schon bedeutend fühlbar; er konnte nicht 40 Schritte thun, ohne stehen zu bleiben und Athem zu schöpfen. Bald sah er die Unmöglichkeit ein, noch vor Anbruch der Nacht die Spitze des Montblanc zu erreichen, und wieder zu den Aiguilles du Gouté herabzugelangen. Er wandte sich daher um so eher zur Rückkehr, als eine Wolke den Scheitel des Berges einzuhüllen begann. Das aufthauende Eis machte das Herabsteigen äußerst gefährlich, so daß Einer der Führer wie ein Kind zu weinen anfing. Oft lösten sich die Steine unter ihren Füßen los und pfiffen mit unglaublicher Schnelligkeit durch die Luft. Ueber den Bionnassay-Gletscher mußten sie größtentheils sitzend herabgleiten; dennoch gelangten sie wohlbehalten Abends nach Bellevue herab (5091′). Nicht so glücklich lief der zweite Versuch ab. Herr Sellingue aus Genf, Jos. Dornford und Gilbert Henderson aus Oxford hatten sich an Dr. Hamel angeschlossen. Am 16. August verließen sie Genf; in Chamouni angelangt, wählten sie 12 Führer, je 3 auf einen Mann[1], und traten am 17. um 5 Uhr Morgens ihre Reise an. Auf einem wenig beschwerlichen Waldwege gelangten sie an der Hütte Favrets vorüber, in der Richtung der Aiguilles du Midi emporsteigend, zur Pierre pointue, wo sie ausruhten. Nachdem sie über 2 Waldströme (Eau noire und Nant blanc) gesetzt, frühstückten sie bei der Pierre de l'Echelle zwischen dem Bossons-Gletscher und dem Mont Naselache. Dieser Gletscher mußte von hier aus in der Richtung der grands Mulets überschritten werden. Die Gefahr einer solchen Wanderung läßt sich am deutlichsten erkennen, wenn man erwägt, daß sich oft 20′ breite Klüfte von unergründlicher Tiefe dem weiteren Fortschreiten entgegensetzen. Die Eiswände dieser Abgründe sind meistens nur durch eine dünne Schneemauer verbunden, die kaum 1′ im Durchmesser hat; nicht selten ist diese noch um 10′ niedriger als der Rand des Schlundes. Man läßt dann die mitgenommene Leiter auf dem Schneedamm hinab. Einer der Führer steigt zuerst hinunter, der Reisende folgt ihm und bleibt auf der schmalen Eisbrücke stehen, bis der Führer die Leiter umgewendet und an die jenseitige Schneewand angelegt hat, um auf dieselbe emporzuklimmen. Noch größer ist die Gefahr, wenn solche Spalten des Gletschers mit einer dünnen Schneedecke überzogen sind, die leicht unter den Füßen des Wanderers einsinkt, und daher nur nach vorläufiger Prüfung mit dem Alpenstocke überschritten werden darf. Um 4 Uhr gelangten unsere Reisenden zu den grands Mulets, wo sie im heftigsten Regen und Donnerwetter verweilen, und auf Stroh übernachten mußten. Der Morgen des 18. war sehr heiter, so daß man den Spiegel des Genfersees leicht unterscheiden konnte; bald stellte sich aber von Neuem dichter

---

[1] Rélation de deux tentatives recentes pour monter sur le Montblanc par Mr. le Dr. Hamel, Conseiller de Cour de Sa M. l'Empereur de toutes les Russies. Bibliothèque univers. sciences et arts. Tom. XIV pag. 304 et s.

Später erschien: Joseph Hamels Beschreibung zweier Reisen auf den Montblanc unternommen im August 1820. Wien 1821. 8.

[1] Pierre Balmat (der älteste Sohn des Balmat Montblanc) war Anführer der Karavane; ihm folgte August Terraz; beide bestiegen den Montblanc zum ersten Male; dann kamen Pierre Carrier (zum 12. Male), Jean Marie Coutet, Julien Devouassou, Matthieu Balmat, David Coutet, David Foligue, Jean Marie Favret u. a. m.

Nebel und rauhes Hagelwetter ein, daher die Gesellschaft den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht hier zubringen mußte. Herr Sellingue fühlte sich zu schwach, um seine Reise zu verfolgen, er blieb daher mit 2 Führern auf den grands Mulets zurück; Dr. Hamel mit seinen zwei übrigen Gefährten und 8 Führern [1] trat am 19. um 5 Uhr 20 M. Früh seine Wanderung an. Das Thermometer zeigte 2°. Um 7 Uhr 20 M. hatten sie bereits die Aiguilles du Gouté überstiegen und waren auf dem ersten der drei Schneeplateaux angelangt, die sich zwischen dem Dôme du Gouté, dem Mont maudit und der östlichen Schulter des Montblanc erheben. Hier wurde der Schnee immer härter, nahm aber an Tiefe ab. Nachdem sie um 8 1/2 Uhr auch das zweite Plateau überschritten hatten, blieb ihnen nur mehr eine kleine Strecke übrig, die weiter keine Gefahr darzubiethen schien. Man wünschte sich allgemein Glück zu dem beispiellos günstigen Erfolge, und Dr. Hamel freute sich schon, auf dem Gipfel des Berges eine Flasche Champagner zu Saussüre's Andenken zu leeren. Einer der Engländer fragte den andern, ob er um 1000 Pf. St. den Rückweg antreten möchte, ohne die Spitze des Montblanc zu ersteigen? Jener antwortete ihm, »um keinen Preis in der Welt würde er sich dazu entschließen.« — Unter solchen Gesprächen setzte man sich nach kurzer Ruhe von Neuem in Bewegung, um den höchsten Gipfel zu erklimmen, von dem sich noch eine große Schneewand bis zu ihrem Standpunkte herabsenkte. Da diese mit aufrechtstehenden Eisnadeln überdeckt war, so mußte man sie in horizontaler Richtung nach der linken Seite hin gewendet überschreiten, um auf die letzten Felsen zu gelangen. Alle litten an heftigem Durste, ihre Pulse machten in 1 M. 128 Schläge, und sie konnten nicht 12 Schritte thun, ohne auszuruhen. So gingen sie schweigend nach einander her, als Dr. Hamel plötzlich fühlte, daß der Schnee unter seinen Füßen zu weichen anfing. In der Meinung, er habe bloß einen Fehltritt gethan, suchte er sich mit seinem Alpenstocke zu erhalten. Allein der Schnee, der sich zu seiner Rechten aufgethürmt hatte, warf ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden, bedeckte ihn, und riß ihn mit sich fort. Er hatte beinahe den Athem verloren, und ward nun gewahr, daß eine Lawine sich abgelöst und die lockern Schneemassen vor sich hergetrieben hatte. Wie im Wasser schwimmend, suchte Hamel sich mit den Armen emporzuarbeiten, und endlich gelang es ihm auch seinen Kopf frei zu machen! Da sah er denn die ganze Schneewand ober seinem Haupte in Bewegung, und zu seinen Füßen den Rand eines Abgrundes, der ihn von dem zweiten Schneeplateau trennte. Zu gleicher Zeit tauchten Henderson, Dornford, und 3 der Führer aus dem Schnee empor, die 5 andern waren verschwunden. Bald darauf kamen noch zwei zum Vorschein. Mathias Balmat hatte sich unter allen der Einzige aufrecht erhalten, und schrie nun mit Entsetzen, »es sind Menschen in der Kluft!« — Wirklich waren Pierre Balmat, August Terraz und Pierre Carrier in dieselbe versunken [1]. Hamel und Dornford versuchten nun hinabzusteigen, und den Schnee, der sie beinahe angefüllt hatte, mit den Stöcken zu durchwühlen. Allein ihr Bemühen blieb fruchtlos; kein Laut antwortete ihrem Rufe, kein menschliches Auge hat die unglücklichen Opfer je wieder gesehen! — — — Hamel und Dornford mußten mit Gewalt von den Führern fortgeschleppt werden, da an keine Hülfe mehr zu denken war, und ihr eigenes Leben in augenscheinlicher Gefahr schwebte. Mit unglaublicher Anstrengung, zu der ihnen nur die Angst die nöthigen Kräfte verlieh, stiegen sie zu den grands Mulets herab, wo ihnen Chevalier Bourdet de la Nievre und Herr Castan aus Genf entgegenkamen. Als diese von dem traurigen Vorfalle hörten, setzten sie ihre Reise nicht weiter fort, sondern kehrten mit unsern Wanderern nach Chamouni zurück. Einer von Dr. Hamel's Führern geleitete mich über den Col de balme. Noch spricht er nur mit Schaudern von jenem fürchterlichen Ereignisse, das dreien seiner Kameraden das Leben gekostet hat. Auch er vermuthet, daß durch den Sturz eines Serac [2] am Gipfel des Montblanc eine sogenannte Rutschlawine (Snoggischnee) erzeugt worden seyn mochte, welche sie in ihrem Falle bedeckt hatte [3].

(Fortsetzung folgt.)

1 Zwei waren nach Chamouni um Lebensmittel geschickt worden.

1 Die beiden letzteren hatte man vergebens bereden wollen, mit Herrn Sellingue auf den grands Mulets zurück zu bleiben.

2 Serac's sind ungeheure Parallelepipede von Schnee, die ihren Namen von einer Art Käse führen, welche im Lande Seracs genannt werden und ganz von derselben Form sind.

3 Derselbe Führer erzählte mir, daß man es vor etwa 20 Jahren versucht hatte, ob auch die zartere Beschaffenheit eines weiblichen Körpers den unsäglichen Beschwerden einer solchen Reise zu trotzen vermöchte. Wirklich soll es einem Bauernmädchen aus Chamouni, Namens Peradis, gelungen seyn, den Gipfel des Montblanc zu erreichen; sie verlor aber in wenigen Minuten alles Bewußtseyn, und mußte schleunigst in eine dichtere Luftregion zurückgebracht werden. — So lautet der Bericht meines Führes, dessen Wahrheit ich aber nicht verbürgen will, obwohl ich hier bemerken muß, daß seine Erzählung von Dr. Hamels Reise mit den gedruckten Nachrichten über dieselbe vollkommen zusammenstimmte.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

16. Sonnabend, den 25. Februar 1837.


## Beiträge zur Geschichte der neueren spanischen Poesie.

### I.

### Zustand der spanischen Poesie während des 18ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

### 2. Don Ignazio de Luzan und seine Schule.

Er wurde zu Zaragoza am 28. März 1702 geboren. Sein Vater D. Antonio de Luzan y Guaso, Herr zu Castillazuelo und längere Zeit Statthalter von Aragonien, wie seine Mutter Leonore Perez Claramant de Suelves y Gurrea stammten aus altem Adel. Doch beide starben zu früh für Ignazio; die Störungen, welche der Bürgerkrieg in seinem Vaterlande herbeiführte, waren zu heftig und anhaltend, um ihn der Vortheile einer so vornehmen Herkunft sogleich theilhaft werden zu lassen.

Schon in seinem vierten Jahre verwaist, kam er unter die Vormundschaft der Regierung. Ohne andere Stütze als die Fürsorge einer Tante väterlicher Seite, blieb er bis 1715, in welchem Jahre die Belagerung dieser Stadt endlich aufgehoben wurde, zu Barcelona, wo seine Tante ansässig war; begab sich hierauf nach Malorca, in den Schutz seines Oheims Don Jose Luzan, eines Priesters, und folgte diesem später nach Genua und Mailand. Dort studirte er in dem Seminarium Puttelani so lange, bis sein Oheim mit ihm nach Palermo ging, wo ihm eine Stelle bei der Inquisition übertragen worden. Don Ignacio vollendete seine Studien und erlangte 1727 an der Universität zu Catana den Grad eines Doktors beider Rechte. Nachdem er sich dergestalt für das praktische Leben vorbereitet hatte, verfolgte er die Studien der Humanitätswissenschaften: Philosophie, Mathematik, Geschichte, Moral, öffentliches und bürgerliches Recht nach einem weitläufigen Bildungsplane — jedes insbesondere. Doch schon in seinem zartesten Alter waren Literatur und Poesie die Neigung seines Herzens. Er hatte frühzeitig metrische Versuche in lateinischer und italienischer Sprache gemacht, deren er so vollkommen, wie seiner Muttersprache, mächtig war. Nicht mindere Geschicklichkeit erwarb er sich in der französischen, deutschen und griechischen Sprache, in welcher letzteren er später einen ausgezeichneten Ruf erlangte.

Seinen Studien und dem Umgange mit Gelehrten ausschließend hingegeben, lebte Ignazio so lange zu Palermo, bis der Tod seines Oheims (1729) ihn seiner Stütze beraubte. Er sah sich jetzt genöthigt nach Neapel zu gehen, wo sein Bruder, Graf Luzan, die Würde des Statthalters (gobernador de S. Elmo) bekleidete. Vier Jahre später von eben diesem Bruder zur Beaufsichtigung seines Vermögens nach Spanien gesandt, lebte er einige Zeit zu Zaragoza und später zu Manzon, zufrieden mit dem Auskommen, das die Unterstützung seines Bruders ihm zuwies. Doch diese genügsame Zurückgezogenheit währte nur so lange, bis Don Ignazio sich verehelichte. Dieses Verhältniß führte neue Bedürfnisse und mit diesen neue Obliegenheiten herbei. Endlich erkannte er die Nothwendigkeit, sich an den königlichen Hof zu begeben und dort die bei Prätendenten gewöhnlichen Schritte zu machen.

Seine Talente und hohe Bildung fanden Beachtung und Anerkennung. Im Jahre 1741 wurde er Ehren-Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, ein Jahr später überzähliges und kurze Zeit darauf wirkliches Mitglied für die Sektion der Geschichte. Aber nicht allein seine literarische Bildung, sondern auch die Kenntniß und der Takt, mit dem er über Gegenstände der Staatskunst urtheilte, begründete eine so hohe Meinung von seiner Befähigung, daß er im Jahre 1747 zum Gesandschaftssekretär, im Laufe des darauffolgenden Jahres zum Geschäftsträger am Pariserhofe mit wichtigen Aufträgen und von da zurückgekehrt im Jahre 1750 zum Finanz- und Commerzrathe ernannt wurde. Bald darauf übertrug man ihm die oberste Leitung der königl. Münze zu Madrid und endlich die Stelle des Schatzmeisters der königlichen Bibliothek.

Einmal eingeführt in den Gang des öffentlichen Geschäftslebens, verharrte Ignazio auf dieser Bahn, durch das Vertrauen der Minister, insbesondere seines Freundes Don José Carvajal, außer seinen ämtlichen Verrichtungen fortwährend mit den wichtigsten und geheimsten Arbeiten für den Staat beauftragt. Eben dieser ausgezeichnete Staatsmann war es, der ihn in die Akademie (del buen gusto) einführte, die sich in dem Hause der Gräfin Lemos (später Marquese Sorria) gebildet hatte. Als Mitglied derselben und als Anspielung auf seine vielen Reisen legte er sich den Namen el Peregrino bei, unter dem er reichlichen Beifall erntete für die Schönheiten der Dichtungen, die er in ihren Zusammenkünften vorlas.

Nicht minder thätig war er, gleichfalls mit seinem Freunde Carvajal, für die Akademie San Fernando, die ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte.

Im Jahre 1754 endlich schien der König entschlossen, ihm eines der höchsten Staatsämter zu übertragen, doch Luzan erlebte die ihm zugedachte Auszeichnung nicht, da er, von einer acuten Krankheit gählings hingerafft, am 19. März desselben Jahres starb.

D. Ignazio Luzan war Mitglied der meisten Akademien Italiens, welches ihn nicht minder als Spanien zu seinen Schriftstellern zählen kann. Die ausgezeichnetesten Männer jenes Landes — wie Metastasio — beehrten ihn mit ihrer Freundschaft. So in Frankreich. Die fähigsten Literaten Spaniens aus seiner Zeit standen in vertrautem Umgange mit ihm, oder waren selbst seine Schüler. Persönlichkeit und Charakter, Talente und Wissenschaft, der Gebrauch, den er von beiden machte, die Dienste, die er dem Staate leistete, eigneten ihn zum glücklichen Vertreter der schönen Literatur in den höhern geselligen Kreisen.

Unter seinen zahlreichen Schriften verdient seine Poetik die vorzüglichste Erwähnung. Die erste Ausgabe ist Zaragoza 1737, Fol., die zweite 1783 und die dritte 1789; seine Memorias literarias de Paris sind 1751 gedruckt. Die vorzüglicheren seiner lyrischen Dichtungen wurden in dem Parnasso espanol II. und IV. Bd. aufgenommen. Was den Werth dieser Leistungen anbelangt, so ragen sie durch Schönheit und Gediegenheit der Form; minder durch die Fülle des Gedankens, oder die Macht der Fantasie hervor. — Deßwegen wird Luzan der Ruhm zugestanden, daß er der erste war, der die spanische Poesie aus ihrem Todesschlummer zu wecken suchte. »Doch« — setzt die allgemeine Meinung hinzu, »ist dieß mehr durch seinen Rath und Einfluß als durch sein Beispiel zu Stande gekommen.« —

Selbst die vorzüglichste seiner Schriften, die erwähnte Poetik, enthält nichts Neues, da sie, den aufgestellten Grundsätzen nach, nur wiederholt, was Aristoteles, Horaz und Boileau gesagt haben. Wirksamer als dieses Werk zeigte sich sein persönlicher Umgang mit den Gelehrten seiner Zeit, in Verbreitung der von ihm ausgesprochenen Grundsätze [1].

In den erwähnten Sitzungen der Akademie »del buen gusto« im Hause der Gräfin Lemos handelte es sich nämlich nicht um das Vorlesen einiger zufällig entstandener belletristischer Schriften, sondern die Theilnehmer derselben, ohne Ausnahme den höhern Kreisen der Gesellschaft angehörend, bildeten eine Schule, indem sie sichs zur Aufgabe machten, nach gleichem Prinzipe der Regelmäßigkeit und dem strengsten Gesetze des Verstandes und der Convenienz vorzugehen. Man hatte sich gegenseitig das Wort gegeben, dieses Prinzip seiner vollen Bedeutung nach im ganzen Bereiche der schönen Kunst geltend zu machen. Die vorzüglichsten Mitglieder dieser Akademie waren nebst Luzan und seinem Freunde Carvajal, der Graf Torrepalma, durch eine Nachbildung des Ovidischen Deukalion als Dichter bekannt geworden [2], Don Agustin Montiano, der Verfasser zweier Tragödien: Virginio und »Ataulfo« [3], Don José Porcél, Verfasser einiger Jägeridyllen, die jedoch niemals öffentlich erschienen, und Don Luis Velasquez.

Die von diesen Männern gegründete Schule konnte jedoch bei dem Widerspruche, in welchem sie zu dem Geschmacke der Nation stand, — noch mehr aber bei dem Mangel vorzüglicher Talente, der in ihren Leistungen fühlbar wird, — niemals einen großen Einfluß auf den Entwicklungsgang der spanischen Poesie üben. Die Reformen, welche sie bewirkte, beschränkten sich auf den engen Kreis der Akademien selbst und des Hofes, während das Publikum (freilich von den Akademikern mit dem Titel »blinder Pöbel« beehrt) sich treulich an seine alten nationalen Dichter und ihre, wenn gleich aufs Aeußerste herabgesunkene und überschwenglich gewordene Schule hielt. Daher kam es, daß die spanische Poesie nach dem Tode Ferdinands VI. ungefähr auf demselben Punkte stand, wie unter der Regierung seiner Vorgänger.

Mit scharfen, aber wahren Worten schildert uns Leandro Fernandez de Moratin, der Biograph seines Vaters, den Zustand jener Zeit, indem er in die Klage ausbricht:

---

1 Die übrigen, zum Theil ungedruckten Schriften dieses Autors sind:

Perspectiva publica, eine politische Abhandlung in verschiedenen Sinnbildern und Hieroglyphen, welches sein Biograph (sein jüngerer Sohn; siehe dritte Ausgabe der Poetica) das beßtgeschriebene seiner Werke nennt. Ungedruckt.

Sobre origen y patria de los Godos, in 1. Bd. der Denkbücher der königl. Akademie der Geschichte.

La razon contra la moda, Uebersetzung von Lachaussées Préjugé à la mode.

La Gata-Miomaquia; komisches Gedicht; ungedruckt.

Mehrere Uebersetzungen Metastasio's, sapphischer Oden und des Idylls Hero und Leander von Moschus. Kleinere Dichtungen.

2 Sie steht im III. Bd. des Parnasso espanol pag. 86 etc.

3 Siehe Martinez de la Rosa im II. Bd. seiner literarischen Werke. S. 239 und ff.

»Jeder Schritt, den die Literatur damals machte, führte zu tieferem Verfall. Umsonst meinte Ignazio Luzan, von dem redlichsten Willen beseelt, seine Landsleute durch Theorie und Beispiel aufzumuntern. — Was er im Jahre 1737 schrieb, war 1760 vergessen. Augustin Montiano, sein Freund und Nacheiferer, gleich ihm von der besten Absicht durchdrungen, schrieb zwei Trauerspiele, die nie gegeben wurden, und kritische Abhandlungen, auf die niemand achtete; Seiltänzer, Fechter und Sänger hatten sich in die Bühne getheilt, die lyrische Poesie war unwahr, übertrieben schwülstig, zotig, gemein und ausschweifend, die Natur verschwunden — und die Zügelung der Fantasie — die Herrschaft über den Stoff — die Auffassung des Lebens vergessen.«

Aus diesem Wuste allgemeinen Verderbens dringt nur eine Stimme zu uns herüber, die in wahrhaft patriotischem Schmerz die Ohnmacht dieser Zeit verabscheut und im heiligen Zorne vor Gericht ladet. Es ist dieß die Dichtung: Contra los malos escritores de sa tiempo, von Gorge Petillas, das einzige Zeugniß von dem Talente eines Dichters, das aus seinen Tagen auf uns gekommen. Sie wurde zuerst abgedruckt in dem Diario de los literalos de Espana und dann unzählige Male, auch im Parnasso espanol II. Bd. Allein ihr Verfasser fand so geringe Aufmunterung, daß wir von seinem Leben und Wirken nicht mehr wissen, als daß »Petillas« wahrscheinlich ein Pseudonyme und der eigentliche Name des Dichters D. José Gerardo de Herbas sey.

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber die Besteigung des Montblanc.

(Fortsetzung.)

Der erste nach Hamel wagte Frederic Clissold die Ersteigung des Montblanc im Jahre 1822 [1]. Er hatte sich bereits früher auf dem Glacier du bois und auf dem Mont Brevent eingeübt, und war allein, ohne Bergstock, bis zum sogenannten Jardin — einer Oase in den Eiswüsten — vorgedrungen. Einen Strohhut auf dem Kopfe, einen schwarzen Gaseschleier und grüne Brillen vor den Augen, die Füße möglichst vor Feuchtigkeit bewahrt, dem einzigen Mittel sie gegen die Kälte unempfindlich zu machen, und mit dick besohlten Nägelschuhen versehen, auf der Brust und zwischen den Schultern ein Pflaster von burgundischem Fleischpech (seiner schwachen Brust wegen!?), trat Clissold am 18. August um 10 ½ Uhr Nachts mit 6 Führern [2] seine Wanderung an. Um diesen Muth und Vertrauen einzuflößen, trug unser Reisender selbst so viel Gepäcke als die Andern (nämlich 20 Pf.) auf dem Rücken. Um 3 ½ Uhr Morgens erreichten sie die Höhe von la Côte, und um 7 ½ Uhr schon den Gipfel der grands Mulets. Nachdem sie hier eine sehr gefährliche Eiswand von 40 — 45° Neigung überschritten hatten, gelangten sie um 2 Uhr zu dem grand Plateau und um 7 Uhr zu den petits Mulets. Da sie aber hier kein Obdach fanden, so stiegen sie wieder eine kleine Strecke herunter, und bereiteten sich auf der pierre rouge ihr Nachtlager im Schnee. Die jüngern Führer litten sehr von der Dünne der Luft. Clissold und David Coutet hatten sich die Hände und Fußspitzen erfroren, wogegen ihnen aber anhaltendes Reiben mit Schnee schnelle Linderung verschaffte. Die Kälte war beißend (— 2 ⅔ °), der mitgenommene Wein ward zu Eis, auch die Kohlen nützten wenig, denn sie wollten nicht brennen. Des andern Morgens brach man um 4 Uhr auf und erreichte den Gipfel in 1 ½ St. Clissold beschreibt die Gestalt desselben als eine dreieckige Fläche, deren eine Seite gegen Chamouni, die zweite gegen die Allée blanche und die dritte gegen Col de bonhomme zugekehrt ist. Er brauchte 4 Minuten um ihn zu umgehen. Die Höhe des Dreiecks betrug ungefähr 600′. Die Aussicht war heiter; man sah den Genfer See, die ganze Kette des Jura, und im Süden die Appeninen deutlich vor Augen. Clissold verweilte hier 3 St. Sein Puls war bis auf 150 Schläge in einer Minute beschleunigt. Die Führer streckten sich auf den Boden hin, theils blieben sie in gebückter Stellung sitzen, denn die geringste Anstrengung brachte sie außer Athem. Ermattung, Kälte und eine Art von Beklemmung in der Gegend des Herzens, vorzüglich aber ein heftiger Durst quälte sie unaufhörlich. Um 8 ½ Uhr traten sie den Rückweg an; die Hitze des Tages war aufs höchste gestiegen Um sich abzukühlen, mußten sie das Gesicht mit Milch bestreichen, und geschmolzenen Schnee, mit etwas Zucker oder Citronen zu sich nehmen. Um 7 ½ Uhr Abends langten sie wieder in Chamouni an, nachdem sie zu ihrer Excursion nicht mehr als 45 Stunden gebraucht hatten! Sobald sie in eine dichtere Luftregion herabgestigen waren, hatte ihre Uebelbefinden, wie durch einen Zauberschlag, sogleich aufgehört, und keine weiteren Folgen zurückgelassen; desto schmerzlicher war die Augenentzündung, die sie durch beinahe 4 Tage aller Sehkraft beraubte; auch hatten sie zahlreiche Blasen an Händen und Füßen davongetragen, eine Wirkung der Sonnenhitze und der scharfen Gebirgsluft.

H. A. Matthey D. M. erwähnt in einem Aufsatze der Bibliothèque universelle [1] noch einer Besteigung des Montblanc durch zwei Engländer, welche von London mit der

1 Narrative of on ascent to the summit of Montblanc by Frederic Clissold, Esq. London 1823. Birlstone and Cochrane 8. 1 vol.

2 Seine Führer waren Marie Coutet (zum 6. Male), David Coutet (zum 4. Male), Pierre Marie Favret (zum 3. Male), David Coutet, Jean Bapt. Simon und Matthieu Bossonet (alle 3 zum 1. Male.)

1 Littérature Année 1834. T. II. pag. 44.

Post directe nach Chamouni abreisten, daselbst den Gipfel des Montblanc glücklich erstiegen, und ungesäumt wieder nach London zurückkehrten, nachdem sie nicht mehr als 8 Tage hiezu verwendet hatten.

Im Jahre 1823 (am 4. September) vollführte M. Jackson das kühne Wagestück.

Die nächste Ersteigung fällt in das Jahr 1825 und geschah von Dr. Edmund Clarke[1], dem sich am Tage vor seiner Abreise der Capitain Markham Sherwille aus Fontaine-bleau zugesellt hatte[2]. — Sie verließen Chamouni mit 7 Führern[3] am 25. August um 7 Uhr Früh. Bei der pierre Pointue, stiegen sie von den Mauleseln ab. Auch sie übernachteten, wie die meisten ihrer Vorgänger, auf den grands Mulets; des andern Tages wurde die Hitze so groß, daß Dr. Clarke seinen Spencer ausziehen mußte. Etwas Schnee mit Weintrauben erfrischten ihn am meisten. Cpt. Sherwille litt sehr an Uebelkeiten. Bei den petits Mulets hatten sie mit heftig kaltem Sturmwind zu kämpfen, sie erreichten den Gipfel erst um 3 Uhr und verweilten daselbst nur 18 Minuten; das Barometer stand auf 15'' 9·6''' (in Chamouni auf 25'' 4·5''') das Thermometer auf $-2^0$ (in Chamouni auf $+14^0$). Alle litten an heftigen Kopfschmerzen und Beklemmung beim Athemholen; das Blut, das einer der Führer aus der Nase verlor, war schwärzer als gewöhnlich. Sherwille fand seinen Körper in dieser Höhe viel leichter und elastischer; es kam ihm vor, als ob seine Füße kaum den Boden berührten. Clarke litt an Brustschmerzen, doch warf er kein Blut aus, obwohl er sonst dem Bluthusten unterworfen war!!

Im Jahre 1827 waren es abermal zwei Engländer, Charles Fellows und Hawes[4], welche in Begleitung eines jungen Menschen mit 9 Führern (darunter Jean Marie Coutet) den Montblanc erstiegen. Sie machten sich am 24. Juli auf den Weg und übernachteten auf den grands Mulets, wo sie die von Saussüre errichtete Hütte schon ganz zertrümmert fanden. Des andern Tages auf der Höhe des grand Plateau angelangt, bemerkten sie, daß ein Riß im Eise die letzte Spitze des Berges auf dem gewöhnlichen Wege vollends unzugänglich gemacht hatte. 4 Führer wurden daher auf Kundschaft ausgesendet, und wirklich entdeckten sie einen neuen Fußpfad, etwas gegen die linke Seite hin, zwischen dem Mont maudit und den rochers rouges, auf welchem man die durch Lavinen sonst so gefährliche Stelle vermeidet; dennoch mußten auch hier mehrere 100 Stufen in das Eis gehauen werden, um weiter zu gelangen; eine Arbeit, welche die immer zunehmende Hitze noch beschwerlicher machte. Auf dem Gipfel benahm ihnen der Nebel größtentheils die Aussicht. Erst am 26. langten unsere Reisenden wohlbehalten in Chamouni wieder an, nachdem sie 50 Stunden davon entfernt gewesen waren.

(Schluß folgt.)

1 Ascension du Dr. Edmond Clarke à la sommité du Montblanc le 25, 26 et 27 août 1825 traduit de l'anglais par A. P—r. Paris et Genève 8.

2 A Visit to the summit of Montblanc by Cpt. Sherwill. London 1827. 8.

3 Die Führer waren: Jean Mar. Coutet, Simeon Julien und Michel Devouaßau, Pierre Terraz, Pierre Jos. Simond und Simon Tournier.

4 Bibliothèque universelle V. 35 pag. 322. Sciences et arts. Sur une nouvelle ascension au Montblanc. Lettre de Jules Pictet.

## Berichtigung.

Die Recension des Dümgé'schen Urkundenwerkes (Nr. 9 dieser Blätter, 1. Febr. 1837) beschäftigt sich vorzüglich mit Beleuchtung einer Habsburgischen Urkunde vom 21. Februar 902, inserirt in einer Bestätigungsurkunde Graf Albr. von Habsburg vom Jahre 1186. Als Note ist der Extract angesetzt, den ich von Letzterer in dem Urkunden-Verzeichniß gab, welches dem ersten Bande meiner Geschichte des Hauses Habsburg beigefügt ist. Dieser Extract ist unrichtig; aber auch der nach Dümgé citirte ist es[1]; und es wäre angemessen gewesen, wenn in der Recension der richtige Extract aufgenommen worden. Nach meiner Meinung sollte er auf nachstehende Weise abgefaßt seyn:

»Graf Albrecht von Habsburg, Landgraf im Elsaß bestätigt die inserirte Urkunde des Grafen Luitfrid und seiner Söhne vom 21. Februar 902, wodurch diese dem Kloster St. Trutpert die Schenkungen ihrer Vorfahren Olpert und Rampert theils bestätigen, theils ganz neue hinzufügen. Herrgott II, 197. (Graf Albrecht bezeichnet alle hier Genannten als seine Ahnen und Vorfahren.)«

Wien den 6. Februar 1837. F. E. M. L.

1 Gewiß nicht unrichtig, sondern unvollständig, und dieß nur, wenn man den (von Dümgé früher gegebenen) Extract der Urkunde vom 21. Februar 902 außer Augen läßt. Vielleicht hätte die Recension darauf hinweisen oder auch den Inhalt sogleich ergänzen sollen; jedenfalls aber wäre die Bemerkung, daß in der »Geschichte des Hauses Habsburg« auffallend genug die Urkunde vom 21. Februar 902, auf welche Herrgott seine Genealogie basirte, gänzlich übersehen worden, noch mehr an Ort und Stelle gewesen. R.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**17.** Mittwoch, den 1. März **1837.**

## Beiträge
zur
## Geschichte der neueren spanischen Poesie.

### I.

### Zustand der spanischen Poesie während des 18ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

### 3. Don Nicolas Fernandez Moratin.

So wenig die französische Schule auf den Genius der spanischen Nation zurückzuwirken vermochte, so wenig die Bestrebungen ihrer Repräsentanten von dem Geschmacke ihrer Mitbürger im Ganzen berücksichtiget wurden, so scheint es doch, daß sie den Urwald der Romantik gewaltig gelichtet, dem wildwuchernden Gehege einer ausschweifend fantastischen Geschmacksneigung Abbruch gethan und auf ein überlegteres, sich selbst klareres Vorgehen der folgenden Zeit einen unläugbaren Einfluß genommen habe, indem sie namentlich in höheren Lebenskreisen auf die Nothwendigkeit eines zeitgemäßen Fortschreitens im Einklange mit dem intellektuellen Vorrücken anderer Nationen aufmerksam machte. — Ein edler Monarch kam diesen edlen Wünschen entgegen.

Ein neues Morgenroth brach für Spanien an. Karl der Dritte hatte den Thron bestiegen und beschwor den gesunkenen Genius der Nation aus den Grabmählern und großen Erinnerungen seines Reiches herauf. Das Streben zum Bessern, ein allgemeines Vorwärtsschreiten in allen Zweigen der Verwaltung bezeichnet die Segensjahre seiner Regierung. Er verstand es, dem, unter langjährigem Drucke der Sklavenkette erlahmten Arme neue Spannkraft zu geben, das verödete Herz seines Volkes mit dem seligen Gefühle nationeller Einheit und Kraft wieder zu beleben. Der Zauberspruch erklang vom Throne herab und der Phönix Spaniens entstieg mit dem Gesange der Verjüngung seiner Asche. Auch in der Literatur waren seit der Thronbesteigung Karl's die Zeichen naher Wiedergeburt erkennbar. Der neue Aufschwung, den die Nation alsbald durch einige glückliche Neuerungen nahm, die Errichtung zahlreicher Anstalten im Sinne des öffentlichen Wohles, das Erscheinen mehrer wichtiger gelehrter Werke, die Herausgabe periodischer Blätter zu Madrid, der den Künsten und der Wissenschaft zugestandene Schutz, alles ließ eine beseligende Hoffnung ihre schimmernden Viktoria-Schwingen über der Krone dieses schönen Landes ausbreiten! Wenn die nächste Zukunft, aus deren verschleiertem Schooße die grauenvolle Geburt neuen Unheils hervorging, dem freundlich lächelnden Tage der Verheißung nicht Wort hielt, so vermochte sie doch nimmer die goldene Saat des Geistes gänzlich auszurotten, den die Hand eines weisen Regenten über sein Land ausgestreut hatte.

Unter den Talenten, welche sich diesem allgemeinen Streben der Förderung, dem Emporringen der erwachenden Nation mit entschiedener Kraft und Befähigung anschlossen, erkennt Spanien seinem Don Nicolas Fernandez Moratin den ersten Platz zu.

Moratin wurde in selbem Jahre geboren, in welchem Luzan's Poetik, das erste Werk der neueren spanischen Dichtkunst, gedruckt worden, nämlich 1737, — seine Vaterstadt war Madrid. Seine beide Aeltern waren aus einem alten adeligen asturischen Hause, sein Vater bekleidete das Amt eines Schatzmeisters der Königin Donna Isabella Farnese, die sich nach dem Tode ihres Gemahls Philipp V. nach S. Ildefonso zurückzog, wo sie während der ganzen Regierung Ferdinands VI. in tiefer Zurückgezogenheit verharrte. Dort erhielt auch Moratin seinen ersten Unterricht. Da aber schon das Talent des Knaben über das seiner Geschwister bedeutend hervorragte, so beschloß sein Vater, ihn den Wissenschaften zu widmen. Er hörte die philosophischen Studien in dem Jesuiten-Collegium zu Calatayud und studirte zu Valadolid die Rechte. Die classischen Dichter Roms und Griechenlands beschäftigten jedoch fortwährend seinen Geist, so daß er die bei der Jugend üblichen Zerstreuungen und Erlustigungen gerne dem Vergnügen aufopferte, welches das Studium ihrer unnachahmlichen Vorzüge gewährt.

In den Rechten graduirt, kehrte er nach S. Ildefonso zurück, wo er sich zur großen Zufriedenheit der Königin vermählte, die ihn alsbald zum Adjuncten ihrer Schatzkammer ernannte.

Bald darauf starb Ferdinand VI und Moratin kam mit

der Königin nach seiner Vaterstadt Madrid. Dort zeichneten ihn seine Talente, die Tüchtigkeit seiner Kenntnisse in allen Zweigen der Humanitätswissenschaften aus, und sein Eifer in Förderung der Literatur und Abstellung einiger ihrem Vorwärtsschreiten schädlichen Gewohnheiten, erwarb ihm in Bälde die Freundschaft der begabtesten und geachtetsten Vertreter intellektueller Interessen im Vaterlande.

Das Theater, diese schönste Blüthe conventioneller Verhältnisse, dieser treueste Thermometer der geistigen Atmosphäre, wurde der erste Gegenstand seines Nachdenkens. Allerdings bedurfte die spanische Bühne größerer Einfachheit, einer überhaupt regelmäßigeren Gestaltung. Doch Moratin trat mit einer Strenge und Abgeschlossenheit auf, welche, wenn auch den Ansichten der damaligen Gelehrten und insbesondere seiner Partei, doch nimmer dem Geschmacke der Nation zusagen konnte, indem er sowohl sein Lustspiel Petimetro als sein Trauerspiel Lucrecia dem strengsten Zuschnitte der französischen Schule unterwarf. Sie wurden niemals aufgeführt. Mit besserem Erfolge widersetzte sich Moratin den fantastischen und rohen Ausschweifungen des Auto sacramental; denn in Folge seiner Abhandlung (in drei Abtheilungen, die der Verfasser Discursos nennt) „Desengaños al teatro español“ beschloß die Regierung, diese Gattung der öffentlichen Schauspiele zu unterdrücken.

Ein Mann, der sein literarisches Glaubensbekenntniß so entschieden und zwar in solchem reformatorischen Sinne ausgesprochen hatte, durfte immerhin eines eben so entschiedenen konservativen Widerstandes gewärtig seyn. Das Auto sacramental ist einer der charakteristischen Züge in dem Bilde der spanischen Nation und nicht minder aus ihrem eigenthümlichsten Wesen hervorgegangen, als die Stiergefechte. Es unterscheidet sich von den Mysterien der übrigen südeuropäischen Völker nicht bloß durch den hohen Grad künstlerischer Vollendung, den es insbesondere durch Calderons echt nationalen Genius empfangen, sondern ganz vorzüglich durch die Einheit seines Grundgedankens, dem es immer treu bleibt, ohne jemals einer Abweichung davon Raum zu geben. Indem es nämlich seinen Stoff bald aus der Heiligen-, bald aus der Profangeschichte, bald aus der Natur, bald aus dem Reiche der Gedanken-Dinge nimmt, und das Universum in einem Sinne vor dem Allerheiligsten des Christenthums versammelt, in welchem auch das unorganische Geschöpf sammt dem ganzen Reich der Dämonen die Gottheit Christi anzubethen scheint, hat es immer nur einen und denselben Grundzweck: die Feier des allerheiligsten Sacramentes des Altars. Huldigend knieen die Repräsentanten des Universums vor seinem göttlichen Lichte — ob sie Elemente, Könige, Priester, Apostel, geistliche oder weltliche Orden, Länder, Meere, Winde, Wilde, Bauern, oder Gelehrte, Tempel oder Pyramide, Gedanke, Raum oder Zeit, Himmel oder Hölle heißen. Wer Calderons Tiefsinn in dieser Gattung des Schauspiels nicht verehren gelernt, der sage nicht, daß er den großen Dichter auch nur zur Hälfte kenne. Er ist eben mit jener Seite seines Talentes unbekannt geblieben, die ihn vor Lope zum großen, unvergeßlichen Dichter der Nation gemacht hat. Wie mit einem Zauberstabe hat er im Auto sacramental einen eigenthümlich wunderbaren Schauplatz des großen All aufgeschlossen, das Fernste und Nächste in einer erhabenen, in all ihren Beziehungen kaum aufzufassenden und dennoch wieder sonnenhellen Symbolik zusammenfassend. Nicht selten entwickelt er aus denselben Gestalten eine dreifache Stufenreihe der Allegorie, immer näher dem Allerheiligsten rückend, wie die vollkommenen Naturen aus den unvollkommenen hervorgehen.

So hatte das Auto sacramental in Spanien wenigstens eine glorreiche künstlerische Epoche für sich, in der es sich aller Gemüther bemeisterte. Regierung und Geistlichkeit hatten dasselbe nachdrücklich unterstützt. Es nährte die Fantasie mit Bildern der Heiligkeit und des Glaubens, erinnerte an die Unerforschlichkeit der göttlichen Geheimnisse, und entsprach, indem es die der Schauspielkunst verwandten Künste, als: Musik, Tanz, Mahlerei &c. in den Umfang seines mystisch bedeutungsreichen Waltens zog, dem träumerisch ernsten, pracht- und hoheitliebenden Charakter der Spanier mehr als jede andere Gattung des Schauspiels.

Man darf also immerhin voraussetzen, daß die Aufhebung des Auto sacramental ein kühner Eingriff in die öffentliche Meinung war. Auch angenommen, daß ein Zweig der damaligen Kunst, zu dessen Pflege es einer nicht alltäglichen Kraft der Fantasie und einer noch seltneren Reglung des Verstandes bedarf, ein Zweig der dramatischen Kunst, dem selbst Calderons Genius nur zuweilen die höchsten Resultate der Kunst abrang, unter den Einflusse unwürdiger entarteter Geister zur grellsten Rohheit und Sinnlosigkeit herabsinken mußte: die Form war eine echt nationale. Sie wurde mit einem Schlage zertrümmert. Man machte ernste Anstalten zur Aufklärung, zur Entwicklung des Verstandes und dieß konnte, wie leicht begreiflich, nur auf Kosten der Fantasie geschehen.

Glücklicher Weise für Moratin ging der Impuls, dem er sich anschloß, vom Throne selber aus! Glücklicher Weise für ihn schloß sich die ganze literarische Welt — seiner Sache an: als la Huerta, ein verdienstvoller Schriftsteller, doch von der Idee eines mißverstandenen Patriotismus ausgehend, sich zum hartnäckigen Kampfe rüstete. Die Achtung der ausgezeichnetsten fremden und einheimischen Gelehrten — der vertraute Umgang eines Napoli Signorelli, Bernascone, Conti, Bondoni, Don Eugenio de Laguno, Don José Clavijo y Fajardo, Don José Cadalso, Ayala, Cerelá, Rios, Pineda, Ortega, Pizzi, Munos, Tomas de Iriarte, Guevara u. a. m. namentlich aber das zuvorkommend freundschaftliche Wohlwollen des damaligen französischen Gesandten zu Madrid, Marquis d'Ossar, der ihn mit mehren der berühmtesten Künstler und

Schriftsteller am Hofe Ludwigs XV. bekannt machte, konnte unseren Dichter für die trüben Augenblicke hinlänglich entschädigen, die ihm das Platzen jener Wolke verursachte, welche Unwille und literarische Mißgunst über seinem Haupte zusammen gezogen. Der Ruf seines kühnen Beginnens und siegreichen Vollbringens ging rasch durch die Welt. Die Akademie der Arkadier zu Rom nahm ihn zum Mitgliede auf.

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber die Besteigung des Montblanc.

(Schluß.)

Interessant ist die Ersteigung des Engländers Auldjo am 28. u. 29. August des J. 1827[1]. Mehr als einmal schwebte dieser kühne Britte in augenscheinlicher Todesgefahr. So glitschte er einmal aus, und stürzte über die zu erklimmende Eiswand hinab; zum Glück hatte auch er die Vorsicht gebraucht, sich an zwei seiner Führer[2] mit Stricken befestigen zu lassen, so daß sie ihn, nachdem sie festen Fuß gefaßt, aus seiner gefährlichen Lage befreien und wieder zu sich empor ziehen konnten. Auch er übernachtete auf der Plateform der grands mulets, die ein eben nicht sehr geräumiges Lager (12′ lang u. 5′ breit), aber hinreichenden Schutz vor Lawinen darbietet. Die Luft war hier bereits so dünn, daß niemand eine Lust zum Tabakrauchen fühlte, ohne eben an Uebelkeit zu leiden, was hauptsächlich daher kommen mochte, weil unsere Reisenden nur wenig gegessen hatten. Des andern Morgens brachen sie um 3 Uhr auf und gelangten unversehrt über manche Eisklüfte, theils auf ihren zusammengebundenen Bergstöcken (!), theils auf den natürlichen Schneebrucken, die sich darüber wölben. Nur bei den rochers rouges brach eine zusammen, und Jean Marie Coutet sank mit ihr ein; er hatte aber Geistesgegenwart genug, seine Arme auszustrecken und seinen Alpenstock quer vor die Brust zu halten, so daß er sich schwebend über dem Abgrunde erhielt, und wieder emporgezogen werden konnte. Auldjo litt ungemein an Schwäche in den Beinen und an allgemeiner Ermattung. Seine lederne Maske mußte er, weil sie ihm zu schwer ward, mit einem schwarzen Flore vertauschen. Die Hitze der Sonnenstrahlen auf der einen, der kalte Sturm aus Norden von der andern Seite steigerte sein Uebelbefinden auf den höchsten Grad, so daß er schon entschlossen war umzukehren; aber die Führer erklärten, sie würden ihn trotz ihrer Ermattung, lieber auf ihren Armen hinauftragen, als dieß dulden. Endlich geriethen sie auf den Einfall, ihn mit einem Stricke, den sie unter den Achseln um seinen Leib schlangen, gleichsam mit sich emporzuziehen. So gelangten sie um 11 Uhr auf den Gipfel des Berges, wo man sie alsbald von Chamouni und von Mont Breven aus begrüßte. Der Horizont war rein, aber die allzugroße Entfernung ließ nur Weniges deutlich erkennen. Mit treffenden Worten schildert Auldjo seinen Zustand, als er auf der Zinne des Montblanc anlangte. »Das Ziel meines ehrgeitzigen Strebens und meiner Wünsche war erreicht; aber der Lohn für all die überstandenen Mühsale und Gefahren war kaum hinreichend, mich durch einige Minuten aufrecht zu erhalten. Mein Geist war eben so erschöpft als mein Körper; ich wandte mich gleichgültig von der Aussicht ab, um derentwillen ich so viel erduldet hatte, und indem ich mich auf den Schnee niederwarf, war ich in wenigen Augenblicken schon in den tiefsten Schlaf versunken!« In kurzer Zeit wachte er aber wieder auf, und genoß des herrlichen Anblicks; auch trank er mit seinen Führern eine Flasche Champagner, die ihnen aber nicht am besten bekam. Der Kork flog lautlos zu einer bedeutenden Höhe. — Um 12 Uhr begannen sie herabzusteigen. Der Sturm hatte sich noch vermehrt, und schwarze Gewitterwolken ober ihren Häuptern zusammengetrieben; bald fing es zu regnen und zu hageln an. Dichte Nebelmassen hüllten sie in tiefe Finsterniß ein. Der Donner drohte sie jeden Augenblick zu zerschmettern, und die ringsum zuckenden Blitze ließen sie die ganze Gefahr ihrer Lage erkennen, indem sie die schauerliche Tiefe des Abgrundes erleuchteten, an dessen Rande sie dahinwanderten. Auldjo war seiner Sinne kaum mehr mächtig; die Kälte hatte ihn so starr gemacht, daß er weder vorwärts schreiten, noch seinen Bergstock mehr in den Händen halten konnte. Mit edelmüthiger Selbstaufopferung suchten die Führer ihm beizustehen, ungeachtet sie wenig Hoffnung für ihre eigene Rettung hegten. Sie stellten sich auf einen schmalen Felsblock im Kreise um ihn herum, bedeckten ihn mit ihren Gewändern, und suchten durch ihre eigene Wärme seine Lebensgeister wieder anzufachen. Abwechselnd legten sie seine erstarrten Hände auf ihre Brust, und kauerten sich auf seine Füße, um ihnen Leben und Empfindung wieder zu geben. Ihr menschenfreundliches Beginnen blieb auch nicht unbelohnt. Um 8 ½ Uhr gelangten sie alle wohlbehalten nach Chamouni zurück, das sie einige Stunden vorher kaum jemals wiederzusehen gehofft hatten.

Im Jahre 1830 erstieg Capitain Willbraham den Gipfel des Montblanc[1]. Er kam am 1. August in Chamouni an. Unter 60 Führern fanden sich nur 6 geneigt, ihn zu begleiten; sie verließen die Prieuré am 2. August Morgens um 7 Uhr bei heiterstem Wetter, und setzten über die Gletscher von Bossons und Tacconaz, ohne eine Leiter zu Hülfe zu nehmen. Um 2 Uhr trafen sie auf den Felsen der grands mulets ein, wo sie ihr Nachtlager bereiteten. Eine ansehnliche Gemse sprang in der Richtung der Aiguilles du Midi ober ihren Häuptern von Fels zu Fels. Des andern Morgens bra-

1 Narrative of an ascent to the summit of Montblanc the 8 and 9 August 1827, by John Auldjo Esq. of Trinity College, Cambridge. — London 1828, 8. 2d. edition 1830. Longmann and Co.

2 Er hatte 6 Führer und 2 Volontairs bei sich.

1 Neuestes Gemälde Italiens von Neugebauer I. Theil. Wien 1832.

chen sie um 2 ½ Uhr wieder auf, wobei ihnen das Athemholen schon beschwerlich zu werden anfing. Willbraham fühlte sich außerordentlich ermüdet, und war gezwungen öfter stille zu stehen. Als er um 11 Uhr den Gipfel erreicht hatte, verfiel er während 8 bis 10 Minuten in einen unwiderstehlichen Schlaf. Das Thermometer stand auf 0°. Ein Schmetterling flatterte auf dem Eise hin und her. Gegen Mittag traten sie den Rückweg an, den der weichgewordene Schnee ziemlich gefährlich machte; dennoch langten sie Abends um 8 ½ Uhr ohne Unfall wieder in Chamouni an.

Nicht so glücklich war die Ersteigung der Herren Chenal aus Faucigny und Viallez aus Maurienne, welche am 18. Juli 1834 Statt fand [1]. Sie hatten sich schon früher an das Einathmen der dünnen Luft gewöhnt. Am 17. Morgens um 7 Uhr brachen sie mit 6 Führern von Chamouni auf, und übernachteten auf den grands mulets, welche sie in 10 Stunden erreicht hatten. Schon bei den Rochers rouges stellte sich des andern Tages ein heftiger Nebel ein. Dennoch gelangten sie um 12 ½ Uhr auf den Gipfel des Berges, konnten aber des wüthenden Sturmes wegen nur wenige Minuten daselbst verweilen. Das Thermometer zeigte — 10°. Eine Taube, welche sie mitgenommen hatten, wollte nicht fliegen, ungeachtet sie ihre Jungen in Chamouni wußte. Eilends machten sie sich auf den Rückweg, der bei solchem Ungewitter wohl mit augenscheinlicher Lebensgefahr verbunden war. Man denke sich die Lage unserer Wanderer, auf einer kaum 2 Schuh tiefen Schneebrücke reitend, mitten unter Donner, Blitz, Hagel, Regen und dem Getöse herabrollender Eisblöcke und losgerissener Felsen! In 3 Stunden kamen sie zu den grands mulets und um 11 Uhr Nachts zu den letzten Sennhütten, von denen sie am 19. Früh vollends nach Chamouni herabstiegen.

Auf eine vortheilhafte Weise zeichnet sich die Besteigung des Montblanc durch Dr. Barry (Präsidenten der königl. medicinischen Gesellschaft in Edinburg) aus, welche am 16 September 1834 Statt fand [2]. Die von ihm angestellten Beobachtungen sind zum Theile sehr interessant, und würden es gewiß noch mehr gewesen seyn, wenn Dr. Barry nicht erst in Chamouni den Entschluß gefaßt hätte, diesen Ausflug zu unternehmen, wo er sich natürlich nicht mehr mit allen nöthigen Instrumenten versehen konnte. Auch er verspürte auf dem Gipfel des Berges dieselben Unbehaglichkeiten (Durst, Mangel an Eßlust, Trockenheit der Haut, Beklemmung beim Athemholen u. s. w.), deren wir schon öfter erwähnt haben, schreibt sie aber nicht so sehr der geringen Dichtigkeit der Luft und dem Einflusse des Schnees zu, als vielmehr der Ermattung, welche nach mehrstündiger Anstrengung überall und jederzeit eintreten muß. Bei vollkommener Ruhe empfand er keine Beschwerden.

Das Thermometer zeigte — 1·11° C. (in Genf 27·25° C. das Barometer stand auf 17·052'' (engl.), in Genf auf 28·89''.

Was die Tiefe des Schnee's anbelangt, so bemerkte unser Reisender, daß sie seit Saussüre's Zeiten ungefähr dieselbe geblieben war.

Die Farbe des Himmels erscheint nach Dr. Barry's Beobachtungen nur darum so dunkel, weil sie von dem blendend weißen Schnee so grell absticht. Als er darum auf dem Rücken liegend durch die hohle Hand emporblickte, fand er das Firmament nur um Weniges bläuer, denn gewöhnlich. Das Wetter war besonders günstig, — kein Wölkchen schwebte am Himmel, und deutlich konnte man den Zug der Apenninen unterscheiden! — Ohne Unfall gelangte Dr. Barry wieder nach Chamouni herab.

Der Letzte, welcher den Gipfel des Montblanc erreichte, war der Engländer Alfred Waddington. Er brach am 7. Juli v. J. mit 5 Führern und 3 Volontairs von Chamouni auf, und übernachtete auf den grand mulets, dem letzten Felsen bis zum Gipfel des Montblanc, der etwas Schutz darbietet; er erhebt sich wie eine Art Piramide 400' hoch; ungefähr 50' unter seinem Gipfel springt er aus, 4' 6'' breit und 15' lang, so daß 7 bis 8 Männer neben einander liegen können, wobei jedoch ihre Füße über den Rand des Felsens herausreichen, und über dem Abgrunde schweben. In der Nacht tobte ein heftiges Ungewitter und die Reisenden hatten von der Kälte viel zu leiden. Des andern Morgens heiterte sich aber der Himmel auf und Waddington langte um 10 ½ Uhr wohlbehalten auf dem Gipfel an, wo er ¼ St. verweilte. Auch er empfand jenes furchtbare Unwohlseyn, das de Saussures Gesundheit für sein ganzes übriges Leben untergraben hat (??). Das Athmen wurde immer kürzer, schwieriger und peinigender; dazu kamen Stiche im Kopfe, Uebelbefinden, Schwindel und entsetzliche Schwäche; der Puls machte 98—105 Schläge in einer Minute. Alle Führer (bis auf zwei) konnten es auf dem Gipfel nicht aushalten, sondern stiegen gleich wieder hinab. Abends traf die Karawane wieder in Chamouni ein, wo sie unter Musik und Pöllerdonnern bewillkommt wurde [1].

Diese Beispiele lassen erkennen, daß die Ersteigung des Montblanc zwar immer ein gefährliches Unternehmen bleibt, daß es aber mit der gehörigen Kraft und Ausdauer doch möglich ist, alle Schwierigkeiten zu überwinden; und sollte nicht eben in diesem Gefühle der Herrschaft über die Gewalt der Natur ein Hauptreiz dieser Wanderung liegen? Wenigstens finde ich darin nichts Unwürdiges, wie Manche zu behaupten sich für berechtigt hielten, so lange man nicht tollkreist jene Mittel verschmäht, welche vielfältige Erfahrungen an die Hand gegeben haben, um dieses vielleicht in der Welt — einzige — Schauspiel zu genießen. — Wagt man doch oft Leben und Gesundheit um Manches, was es weit weniger verdient!!

Dr. Moritz von Stubenrauch.

[1] Allgemeine Zeitung vom 15. August 1834. Außerordentliche Beilage Nr. 318.

[2] Extrait de la narration publiée à Edinburg en 1836 dans la Bibliothèque universelle de Genève. Nouvelle Série. T. V. pag. 149.

[1] Allgem. Zeitung vom 23. Juli 1836. Außerordentl. Beil. Nr. 338 u. 339.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**18.** Sonnabend, den 4. März **1837.**


## Beiträge
zur
## Geschichte der neueren spanischen Poesie.

### I.

### Zustand der spanischen Poesie während des 18ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

### 3. Don Nicolas Fernandez Moratin.

Eine so lebhafte Anerkennung von Seite des In- und Auslandes ermunterte den von der Natur berufenen Dichter, auf der einmahl betretenen Bahn rücksichtslos vorzuschreiten. Anstatt Zeit und Kräfte in endlosen Entgegnungen auf die Angriffe seiner Widersacher zu verlieren, schritt er an die Herausgabe einiger, bis jetzt nur abschriftlich bekannt gewordenen, lyrischen Dichtungen, die er als periodische Schrift unter dem Titel »El poeta« erscheinen ließ. Kurze Zeit darauf übergab er eine größere Dichtung »Diana, o arte de cogar,« der Oeffentlichkeit, durch welche er neuerdings darthat, zu welchen hohen Erwartungen sein ausgezeichnetes Talent namentlich im Gebiete der beschreibenden Poesie berechtige.

Die politischen Störungen des Jahres 1766 traten zwar dem weitern Fortschritte der schönen Literatur feindselig hemmend entgegen, wurden aber durch die Ernennung des Grafen von Aranda zum Conseils-Präsidenten und General-Capitain des Neuen Castiliens in ihren Nachwirkungen zum Theil wieder aufgehoben. Der Scharfblick jenes ausgezeichneten Staatsmannes konnte den Einfluß der Bühne auf den Cultur-Zustand der Nationen nicht verkennen; er gewahrte, wie das spanische Theater in seiner völligen Verlassenheit und Verwahrlosung nicht mehr geeignet sey, dem Bedürfnisse der fortschreitenden Gesittung zu entsprechen und veranlaßte Moratin, die Muße, welche ihm durch den Tod der Königin Isabella gegönnt war, zur Ausarbeitung einiger dramatischer Werke zu benützen. In Folge dieser Aufforderung entstand die »Hermesinda,« das beste unter den drei Trauerspielen, welche Moratin zum Verfasser haben. Es kam im Jahre 1770 zur Vorstellung und war das erste Product der neu-spanischen Schule, welches wirkliche Dichter zur Nacheiferung ermuthigte. Moratin hatte die Bahn gebrochen, und dem glücklichen Erfolge seiner Anstrengung ist es vorzüglich beizumessen, wenn mehrere nach einander erscheinende Originalwerke tragischer Dichter die spanische Bühne belebten und veredelten.

Bald darauf wurde die Lehrkanzel der Poesie zu Madrid ausgeschrieben. Moratin war einer der Bewerber, unter deren nicht unbedeutenden Zahl der einzige Ignacio Lopez de Ayala, ebenfalls als dramatischer Schriftsteller, namentlich durch sein Trauerspiel »Numancia destruida« bekannt, die Wahl zweifelhaft machen konnte. Doch Moratin, mit dem Verdienste und dem hohen Schutze gleich vertraut, dessen Ayala sich vor ihm zu erfreuen hatte, zog den zuverlässigen Besitz eines Freundes dem zweifelhaften Erfolge seiner Bewerbung vor: Ayala erhielt die Kanzel und ein unauflösbares Band der Freundschaft knüpfte sich an das Leben und die Herzen der edlen und gleich befähigten Rivale.

Bei allen Vorzügen des Geistes fehlte es Moratin an dem Talente, Höheren zu schmeicheln, ihren Neigungen zu huldigen, und ihren Vertrauten den Hof zu machen. — In Folge dieses Mangels brachte er seine Sachen niemals vorwärts. Man achtete ihn, man schätzte seine Fähigkeiten, man erkannte seine Tauglichkeit, aber Andere wurden vorgezogen. Er war unter Personen des höchsten Ranges und Einflusses nicht unbekannt, allein die Aufwartung bei ihnen zu machen, um etwas zu erlangen, schien ihm eine Entwürdigung seiner selbst. Er bat um nichts, man hat ihm also nichts gegeben. Dessen ungeachtet war ihm die vielumfassende Pflicht auferlegt für ein Weib, das er innig liebte, und einen Sohn, der in der Folge die Ehre des Namens Moratin durch treffliche Leistungen im Gebiete der Literatur noch erhöhte, — auf eine entsprechende, seinem Stande angemessene Weise zu sorgen. Er kehrte zur Rechtswissenschaft zurück und assistirte als Concipist bei einem seiner Freunde so lange, bis ihm selbst eine Advokatie zu Madrid zu Theil ward, die er im Jahre 1772 erlangte.

Doch er hatte kaum begonnen, in seinem neuen Amte aufzutreten, als er auch schon erkannte, wie sehr er seine Bahn verfehlt habe! Seine Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit wußte sich

mit jenen gesetzlichen Schleichwegen nicht zu befreunden, auf welchen die gerechte Sache umgestoßen, und das Unumstößliche jahrelang bestritten werden kann. Er verstand die Kunst nicht, Prozesse so anzufangen, daß sie niemals enden, oder er verstand sie und zog die Rechtschaffenheit dem Gewinne vor. Inzwischen sah er sich doch genöthigt, das Gewerbe des Advokaten, wenn auch in einer durch die bezeichneten und eben erwähnten Rücksichten sehr eng begränzten Sphäre, — in so weit auszuüben, als es für seine Selbsterhaltung nothwendig war. Er vergaß aber nicht, daß ihn nur die Noth zum Advokaten, die Natur aber zum Dichter gemacht habe, und arbeitete in den Mußestunden, die er seinem trockenen Brotgeschäfte abrang, mehre seiner schönsten lyrischen Dichtungen aus, die er der Beurtheilung seiner Freunde unterzog. Diese Vorlesungen und die Verhandlungen, die sich daraus entspannen, legten den ersten Grund zu einer gelehrten Gesellschaft, zu welcher die befähigteren Schriftsteller jener Zeit sich beinahe ohne Ausnahme verbanden, indem sie die Akademie »San Sebastian,« die schon zur Zeit Luzans geblüht, neuerdings und zwar mit Kräften, wie die neuere Zeit Spaniens noch niemals aufgewiesen, ins Leben zurück riefen.

(Fortsetzung folgt.)

---

Versuch einer populären Darstellung der Seelenkunde von Dr. J. N. Jäger. Wien 1837. Gedruckt bei Pichlers sel. Witwe. 8. 163 Seiten. (In Commission bei Heubner.)

»Mehrjähriges Studium der Seelenkunde,« sagt der Herr Verfasser in seiner Vorrede, »hat mir die Ueberzeugung verschafft, daß, so reichhaltig die Literatur dieser Wissenschaft seyn möge, sie dennoch größtentheils nur für Gelehrte oder für jene, die sich den höhern Studien widmen, zugänglich ist. — — Ich habe mich daher bemüht, in diesem Werke, gestützt auf einige Erfahrung und die vorzüglichsten Schriftsteller benützend, diese Wissenschaft auf eine Art darzustellen, daß sie von jedermann aufgefaßt und verstanden werden möge — und indem ich zugleich alle fremden Ausdrücke vermied, in ein System zu bringen, welches sich für eine populäre Darstellung eignet.«

Der Verfasser lieferte in der That, was er sich vorgesetzt, ein brauchbares deutsches Handbuch der Seelenkunde, — dessen Grundzüge jenem Plane entnommen sind, der bei den philosophischen Studien in den k. k. Erbstaaten beobachtet wird. Ohne auf das Verdienst der Originalität Anspruch zu machen, hat er sich das der sicheren Brauchbarkeit, eines ausgebreiteten Nutzens gesichert, indem sein Werk für alle ein Bedürfniß ist, welche, ohne den öffentlichen Unterricht der hohen Schule zu genießen, ihr Wissen in diesem Fache bereichern, ihre Ansichten berichtigen und ihre Begriffe sicherstellen wollen.

Da die schönen Künste insgesammt eine ganz nahe liegende Beziehung auf die Seelenkunde haben, wobei wir auf Schauspielkunst, Poesie und Mahlerei ganz vorzüglich hindeuten, die Seelenkunde selbst für das gewöhnliche praktische Leben einen unläugbaren Werth hat, der populärste und nächstliegende Zweig der philosophischen Studien überhaupt ist, dem Denker einen vorzüglichen Reitz darbietet und selbst für eine oberflächliche Bildung beinahe unentbehrlich erscheint, so gehörte ein gut geschriebenes Handbuch dieser Wissenschaft in deutscher Sprache längst zu den dringendsten Bedürfnissen. Herr Dr. Jäger ist ihm in jeder Beziehung glücklich entgegengekommen; denn seine Darstellung umfaßt die Wissenschaft mit Gründlichkeit, ohne in Probleme einzugehen, mit Deutlichkeit, da alle Ausdrücke der philosophischen Schulen verbannt sind und mit Umsicht, da sein Werk mit so glücklichem Takte berechnet ist, daß es jüngeren Personen jedes Geschlechts ohne Bedenken in die Hand gegeben werden kann. Die Sprache ist körnig, bündig und genau, ohne in eine ängstliche Trockenheit auszuarten, so daß wir dieses Werkchen jungen Männern der höheren Stände, so wie Damen auf das Nachdrücklichste empfehlen. —r.

---

Das Recht des Schadenersatzes und der Genugthuung nach den österreichischen Civilgesetzen versuchsweise dargestellt von Johann Baptist Zugschwert. Herausgegeben aus Veranlassung seiner öffentlichen Vertheidigung der beigefügten Gegenstände aus allen Theilen der Rechts- und politischen Wissenschaften zur Erlangung der juridischen Doctors-Würde an der k. k. Universität zu Wien. Wien 1837. 8.

Referent muß gestehen, daß er nicht ohne Erwartung die vorliegende Abhandlung zur Hand nahm, und er hat jetzt, nach genauer Durchlesung derselben, die Ueberzeugung, sie werde jeden Sachverständigen eben so angenehm überraschen, wie ihn. Demungeachtet dürfte es hier an Ort und Stelle seyn, die Unparteilichkeit dieses Urtheils bei den einzelnen Abtheilungen vorerst zu erproben, um die günstige Ansicht über das Ganze begründet hinstellen zu können.

Vor allem indessen will Referenten der Titel der Monographie: »Das Recht des Schadenersatzes und der Genugthuung« nicht passend erscheinen; denn derselbe setzt den Verfasser entweder mit sich in einen Widerspruch, oder er bürdet ihm eine Tautologie auf; jenes, wenn der Verfasser das Wort »Ersatz« dem Worte »Genugthuung« im Titel coordinirt, weil er S. 3 (Ende des §. 2) die Genugthuung unter den Ersatz subsumirt, was jegliche Coordination unmöglich macht; dieses, wenn er dieser Ansicht im §. 2 — wie er aus dem §. 1323 a. b. G. B. muß — getreu bleibt

weil dann das Wort »Ersatz« schon die Genugthuung in sich begreift, mit dem ersteren also schon die letztere gesetzt ist, was dann die nochmalige Setzung des Wortes: »Genugthuung« als offenbare Tautologie erscheinen macht. Doch Referent weiß recht wohl, daß der Verfasser diese Aufschrift im bescheidenen Vertrauen auf das Vorbild nachschrieb, und bei den so seltenen Fällen der Täuschung dieses Vertrauens vorstehende Rüge nicht ahnen konnte.

Nach der Einleitung, in welcher die Aufgabe des Staates, den Beschädigten befriedigenden Ersatz zu verschaffen, deducirt wird, bestimmt der Verfasser im §. 1 den Begriff von Beschädigung und im §. 2 jenen vom Ersatz. Dieß ist einem Systeme um so angemessener als die Definitionen gelungen sind. Nur hätte der Verfasser die gesetzlichen zwei Arten des Ersatzes (Schadloshaltung und Genugthuung nach §§. 1323 und 1324 a. b. G. B.) genauer von einander trennen sollen, indem sie im Endesatze des §. 2 zu sehr ineinander fließen, und fast die Ansicht erregen, als ob jeder Beschädigte auch die Leistung des entgangenen Gewinnes fordern dürfte. Zudem wäre zu wünschen, daß in der Einleitung auf die Begründung der Eintheilung des Werkes hingedeutet wäre, welches in VI Kapitel zerfällt, nämlich: I. Von der Berechtigung, Ersatz zu fordern. II. Von der Verpflichtung, Ersatz zu leisten. III. Von den Arten und dem Umfange des Schadenersatzes. IV. Von dem Verfahren bei Realisirung der Entschädigungs-Ansprüche. V. Von der Begünstigung des Ersatzrechtes. VI. Von der Erlöschung der Ersatzpflicht. Diese Glieder erschöpfen wohl die Materie; es ließe sich aber dabei fragen, ob es nicht gerathener gewesen wäre, bloß zwei Hauptstücke zu machen, und im ersten von dem Ersatzrechte an sich, im zweiten aber von der Formalisirung desselben zu handeln, und die übrigen Kapitel zu Untereintheilungen zu benützen? Jedenfalls scheint Referenten das, kaum Eine Seite bildende fünfte Kapitel einen Platz im dritten zu verdienen, weil die Begünstigungen des Ersatzrechtes mit zu dem Umfange desselben gehören.

Im ersten Kapitel bestimmt der Verf die zur Forderung des Schadenersatzes berechtigte Person (§. 3), beantwortet die Frage über das Recht der Fremden (§. 4), so wie der unterthänigen Gemeinden (§. 5) und untersucht (§. 6) die Natur des Ersatzrechtes, ob es nämlich ein dingliches oder persönliches Sachenrecht ist? — Alles hier Vorgebrachte ist mit lobenswerthem Eifer behandelt. Indessen bekenne ich mich nicht zur Ansicht, daß die Anordnung für die unterthänigen Gemeinden in Krain, Kärnthen und Steiermark (Hofd. v. 23. April 1792, Z. 9, und 30. Juli 1792 Z. 37) auf andere Provinzen, obschon sie dort nicht publicirt wurden, ausgedehnt werden dürfe, denn ein nicht publicirtes Gesetz ist nicht verbindlich, die Verbindlichkeit aber aus dem Hofd. v. 29. Dezember 1785, Z. 509 herleiten wollen, geht nicht an, denn dieses Hofdekret bestimmt bloß, daß die über Anfragen und erregte Zweifel ergangenen Erläuterungen in ähnlichen Fällen in andern Provinzen auch angewendet werden sollen, die obigen Hofdekrete ergingen aber nicht als Erläuterungen auf Anfragen, sie können also nicht ausgedehnt werden, und es bleibt rücksichtlich ihrer bei der Regel: lex non publicata non obligat. Was würde wohl aus der unbeschränkten Anordnung des Hofdekrets vom 29. Dezember 1785 für eine Verwirrung entstehen, wenn man behaupten wollte, daß die Westgal. G. O., das Gesetz über die Hypotheken, oder über das Verfahren in Besitzstörungen und dergl deßwegen in allen Provinzen gelten, weil dieselben in der J. G. S. vorkommen? — Ueberdieß hätte ich gerne gesehen, daß das Hofdekret vom 17. Juni 1825, Z. 2109 in der Hinsicht ausgelegt worden wäre, was darunter zu verstehen sey, daß es sich (in Klagen) um die Geltendmachung neuer Ansprüche, und um die Erwerbung neuer Rechte für die Stadtgemeinden handelt, da doch mittelst Klagen bloß schon vorhandene Rechte formalisirt werden sollen? — Endlich kann ich nicht unbemerkt lassen, daß der Verfasser bei Bestimmung der Natur des Ersatzrechtes, die Ausdrücke dingliches und persönliches Sachenrecht bloß im subjectiven Sinne genommen hat. Dieser Sinn ist wohl unserem a. b. G. B. nicht bekannt, weil dasselbe den ehemaligen Ausdruck: »dingliches Servitut« (wo das »dingliche« bloß subjectiv genommen seyn konnte, weil objectiv die Servitut ohnedieß immer ein dingliches Recht ist) im §. 473 in den Ausdruck: »Grunddienstbarkeit« abänderte. Der einzige bekannte Sinn eines dinglichen Sachenrechts im a. b. G. B. ist (§. 307) der objective, diesen hat aber der Verfasser nicht berücksichtigt.

Das zweite Kapitel über die Verpflichtung, Ersatz zu leisten, ist meisterhaft gearbeitet. Zuerst handelt der Verfasser von der Ersatzpflicht bei widerrechtlichen Beschädigungen Anderer, und zwar a) des Beschädigers selbst (§§. 9 — 13) und b) dritter, vom Beschädiger verschiedener Personen. (§. 14 — 31.) Ich habe in dieser Partie außer einigen Druckfehlern z. B. S. 32, Z. 13 v. o. Aftervermiethher statt Aftermiether, S. 36, Z. 6 und der statt und den, nichts zu erwähnen. In den §§. 32 — 41 wird von der Ersatzpflicht bei zufälligen Beschädigungen, und in den zwei letzteren §§. insbesondere von jenen durch Thiere gehandelt. Im §. 42 ist von der Haftungsverbindlichkeit mehrerer Personen für dieselbe Beschädigung, und im §. 43 von der Natur der Ersatzpflicht die Rede. Auch hier herrscht überall Präcision und Deutlichkeit.

Im dritten Kapitel spricht der Verfasser zuerst vom Quale und Quantum des Ersatzes nach natürlichen Rechtsgrundsätzen (§. 44), dann nach den Grundsätzen des a. b. G. B. (§§. 45 und 46). — Obschon im §. 58 von der Leistung des

Werthes der besonderen Vorliebe die Rede, dieser Gegenstand also nicht übergangen ist; so glaube ich doch," daß derselbe hier hätte behandelt werden sollen, weil sie den Umfang des Ersatzes erweitert, und zur Schadloshaltung und Genugthuung gewisser Massen ein drittes Glied zu bilden scheint. Zudem scheint mir die böse Absicht (S. 61) zu weit definirt zu seyn, wenn es dort heißt: »eine böse Absicht wird »ihm zuzurechnen seyn, wenn erwiesen ist, daß er jenes »Verhalten, woraus Jemanden ein widerrechtlicher Nach»theil erwachsen ist, mit dem Bewußtseyn, daß aus »demselben für Jemanden eine widerrechtliche Beschädigung »hervorgehe, willkührlich beobachtet habe;« denn wenn ich, ohne es hindern zu können, sehe, wie ein Dieb die Sache entzieht; so beobachte ich willkührlich (ich könnte auch weggesehen) ein Verhalten, woraus Jemanden ein widerrechtlicher Nachtheil erwachsen ist, mit dem Bewußtseyn, daß aus demselben für den Bestohlenen eine widerrechtliche Beschädigung hervorgehe, d. h. es wäre nach obigem in mir eine böse Absicht, obschon dieß gegen den gesetzlichen Begriff wäre, indem der §. 1 St. G. B. I. Thl. nur das Denken und Beschließen des im Schaden liegenden Uebels als böse Absicht erklären würde, es sey dieses Denken und Beschließen direkt oder indirekt. — In den §§. 47 und 48 behandelt der Verfasser mit Gründlichkeit die Frage, ob dann, wenn ein Dritter für den Ersatz eines Beschädigers, welcher Genugthuung zu leisten hat, haften muß, dieser Dritte ebenfalls Genugthuung oder bloß Schadloshaltung leisten müsse. In den folgenden §§. kommen dann die Fälle vor, bei welchen das Gesetz specielle Bestimmungen über den Umfang des Ersatzes getroffen hat, nämlich §§. 49 — 53 bei Verletzungen am Körper; §§. 54 — 56 an der persönlichen Freiheit; §. 57 an der Ehre; §§. 58 u. d. f. am Vermögen. Jeder dieser §§. verräth ernstes Nachdenken und richtigen Takt in der Beurtheilung, wenn ich auch mit dem Herrn Verfasser nicht in Allem einerlei Meinung bin. So kann ich mich nicht mit der Ansicht befreunden, daß dort, wo specielle Bestimmungen bestehen, nur diese zu gelten haben (nicht aber die Grundsätze der §§. 1323 und 1324); denn diese Ansicht ist nur richtig, wenn die speciellen Anordnungen alles entscheiden; wie ist es aber dann, wenn die Anordnung über den speciellen Fall nicht ausreicht? soll man dann auch nicht zu den allgemeinen Grundsätzen zurückkehren? muß auf das Specielle nicht das Allgemeine so oft angewendet werden, als bis die Unanwendbarkeit erwiesen ist? ist aber diese erweislich, wenn die specielle Anordnung nicht ausreicht? — Weiter kann ich dem Verfasser nicht zugeben, »daß jene Kinder, welche schon zur Zeit des »(durch Verschulden) erfolgten Todes des Vaters im Stande »waren, sich selbst ihren Unterhalt zu erwerben, auf »keinen Ersatz Anspruch haben sollen« (S. 72); denn der §. 1327 a. b. G. B. bestimmt, daß den Kindern des Getödteten das, was ihnen durch den Tod entgangen ist, ersetzt werden solle; nun aber entgeht sicherlich den Kindern in einem solchen Falle nicht nur das, was den Aeltern nach dem Gesetze zu leisten obliegt, sondern auch das, was die Aeltern den Kindern bisher freiwillig geleistet haben, und zu dessen Entziehung noch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden war; entgeht aber auch dieses, so muß dasselbe nach den klaren Worten des citirten §. den Kindern ersetzt werden (ubi lex non distinquit, nec nostrum est distinquere). Es scheint zwar aus dem Ende des §. 51 (S. 74) der Gegengrund hervorzugehen, daß man hinsichtlich dieser Bezüge nicht mit Bestimmtheit sagen könne, sie seyen entgangen; allein ich beziehe mich hier auf den allgemeinen Sprachgebrauch, und frage, ob man nicht, wenn ein reicher und gegen die Armen freigebiger Mann stirbt, allgemein sage; »es entgeht jetzt den Armen viel,« wenn auch der Reiche keine Rechtspflicht hatte, den Armen Gutes zu thun? Ist dieser Sinn aber dem allgemeinen Sprachgebrauch gemäß, dann kann man mit Bestimmtheit von einem Entgehen dieser Bezüge reden; und zwar um so mehr, als es beim Entgange des Gewinnes überhaupt nicht auf die (physische oder rechtliche) Gewißheit desselben für die Zukunft ankommt, sondern bloß darauf, daß ihn jemand nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zu erwarten hat (§. 1293 a. b. G. B.), welche Merkmale im gesetzten Falle auch bei Kindern eintreffen, die von ihren Aeltern, auch ohne Rechtspflicht von ihrer Seite, kräftig unterstützt werden, indem sie diese Unterstützung nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge (nach der Beschaffenheit des älterlichen Herzens) auch für die Zukunft zu erwarten gehabt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Notiz.

Mit besonderer Rücksicht auf das Taxis'sche Postwesen theilt in einer, 116 Seiten starken Broschüre: »Das deutsche Postwesen« (Wiesbaden 1836), ein sachkundiger Mann mancherlei Vorschläge mit, die den Postbeamten interessant seyn werden, und deren Berücksichtigung größtentheils sichere Vortheile haben dürfte. Den Gedanken an Trennung des Postwesens von der Regalität weist der Verfasser unbedingt zurück.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**19.** Mittwoch, den 8. März **1837.**


## Ode [1].

Non di baci o di rose
Suona il mio verso quando a Voi ragiono,
Ma ben di maggior cose,
Qual si conviene a chi m' ascolta in trono.
Tutti siam figli d' un' istessa polvere,
Noi senza nome, il vostro in fronte sta
All' Europa ed al secolo:
Alto destin severi carmi avrà.
O Sposa! allor che bella
Nelle sale recondite crescevi
Modesta verginella,
Nè d' altro in fronte, che d' amor splendevi,
Quando le cento voci, onde la tenera
Tua mente crebbe in sul felice albor,
Tutte d' un motto unanime
La pietà ti parlavano e l' amor:
Quando nel sogno breve
Che fa sì dolci i primi giorni e mesti,
Cara imagine lieve
Uno sposo ed un popolo vedesti,
Forse hai detto in tuo cor: „Possa il mio ciglio
Schiuder dall' alto, ed abbassar così,
Ch' altro non vegga e domini
Che lieti volti, e benedetti dì!"
E Dio t' ha udita. Degno
De' tuoi voti un Monarca Egli t' adduce
Dal più splendido regno
Cui dell' italo Sol rida la luce;
Dalla terra dei fiori, ove perpetuo
È dell' aure amorose il carolar,
E de' vulcani il fremito,
E la pompa del ricco ondoso mar.
Là 've 'l tuo Re dischiuse
Nove fonti alla vita, e al sentimento,
Crebbe l' industria, ed albergò le muse,
E consolò degli esuli il lamento;
Nella patria dei grandi, onde s' accesero
Le tante luci, che sul mondo uscir. —
Perchè, se altrove il braccio,
Dio la mente qui volle, ed il sospir. —
Regna adorata, e sempre
Tra le brune beltà raggiante e sola,
O in sue celesti tempre
L' armonia ti rallegri e la parola,
O in regal navicella errar ti piaccia
Lungo i bei lidi dall' eterno april,
O nel fervor de' crocchii
Tutta s' effonda l' anima gentil,
Sempre, sempre ricorda
Come vicino al tuo riso si pianga,
Nè mai ti trovi sorda
Lagno di cor, che a' piedi tuoi si franga:
Molti quaggiù pari possanza, o i nobili
Sensi, od il raggio in dono han di beltà,
Ma divino è il connubio
Di poter, di bellezza, e di pietà.
Te quell' Amor, che impresa
Fu de' tuoi giovanili anni primiera
D' un egual foco accesa
Accompagni de' giorni in sulla sera,
Quando la gloria e l' esultanza e i palpiti
Saran com' arpa, che non freme più,
E solo resta e indomito
Quel desir che ne lega alla virtù.
E questo suol rammenta,
Dove il carme suonò, che t' apre il vero,
Che nel futuro intenta
La tua mente raggiunse in suo pensiero:
Perchè tra l' Alpi e sotto il ciel più fervido,
Che altrove al bel paese Iddio formò,
Uno è l' Amore, ed unica
È la legge, che in tutti ei ragionò.

Dottor Gazzoletti.

[1] Bei Gelegenheit, daß ein nicht genannter Mitarbeiter des von Menzel redigirten Literaturblattes über einige, größtentheils höchst gelungene italienische Uebersetzungen Uhlands den Stab brach, die er wahrscheinlich nicht verstand, sicherlich aber nicht zu beurtheilen im Stande war, gefiel es ihm, das Vaterland Dante's und Manzoni's mit dem, wirklich als ein Paradox klingenden Prädicate »poesiearm« zu beehren. Eine solche Aeußerung siegreich mit Thatsachen zu widerlegen, hieße dem Mitarbeiter des Morgenblattes mehr Ehre erweisen als er verdient: indem wir aber mit Freude die Gelegenheit ergreifen, nachstehendes Gedicht eines jungen Roveredaner Dichters an die erlauchte Prinzessin, die früher eine Zierde unseres Hofes, nunmehr den erhabensten Thron Italiens schmückt, hier bekannt zu machen, freut es uns zugleich, dadurch einen neuen Beweis zu liefern, daß der Genius der Poesie, welcher in Italien
— degli avi splendeva nell' opre,
L' alma terra che il cenere copre
Di quei Grandi, infedel non fuggì! —

Bolza.

# Die Schriften der alten Römer über Landwirthschaftskunde.

(Scriptores Rei rusticae veterum Latinorum.)

Von Em. Th. Hohler.

## I.

In unsern Zeiten, wo die Landwirthschaftslehre mit so ruhmwürdigem Eifer nicht nur practisch betrieben, sondern auch theoretisch bearbeitet wird, und sich immer mehr zur Würde der Wissenschaft zu erheben sucht, dürfte es nicht am unrechten Orte seyn, einen Blick auf die fast gänzlich vergessenen Scriptores rei rusticae veterum Latinorum zu werfen, welche sich unter den alten classischen Schriftstellern erhalten haben, und bis auf uns gekommen sind.

Fast alle Zweige der Wissenschaft und Kunst verdanken den Werken der alten classischen Literatur und Kunst die wesentlichen Fortschritte, die sie, seit der Wiedererweckung des wissenschaftlichen Geistes und des Kunstsinnes im neuern Europa, gemacht haben. Die Schriften der alten Kirchenväter wurden von jeher, und werden noch jetzt als die Quellen des echten theologischen Geistes betrachtet. Das Corpus Juris civilis Romani war die Pflanzschule aller Rechtsgelehrsamkeit und Gesetzwissenschaft der Neuern, und noch wird das Studium des alten römischen Rechtes (der Pandecten) für den besten Weg zur Bildung juridischer Köpfe gehalten. In der Medicin werden die Schriften des Hippocrates, Galenus und Celsus noch immer für werthvoll gehalten, und in denselben insbesondere die, den Alten eigene tiefe Naturanschauung und scharfsinnige Beobachtungsgabe, so wie die originelle Auffassungsweise und klare Darstellungskunst derselben bewundert. Die neuern Dichter, Redner, Geschichtsschreiber und Philosophen haben sich nach den Mustern der Alten gebildet, und sie noch nicht übertroffen. Was endlich die Architektur, den Straßenbau, die Wasserleitungen der Alten anbelangt, so setzen die Ueberbleibsel, welche dem Zahn der Zeit zu trotzen scheinen, in Erstannen, und erregen zum Studium der Kunst, welche durch solche Werke für die Ewigkeit gearbeitet.

Nur die landwirthschaftlichen Schriften der Alten blieben unbeachtet und fast gänzlich vergessen. Höchstens waren die Georgica von Virgil dem Namen nach aus einigen Bruchstücken bekannt, welche in den lateinischen Schulen als Proben des Styls didaktischer Lehrgedichte gelesen werden. Zu diesen Bruchstücken werden gewöhnlich die Episoden gewählt, welche Virgil zur Ergötzung der Leser in sein Lehrgedicht eingeschaltet; der eigentliche didaktische Theil der Georgica wird Lesern vom Fache überlassen, welche sich selten mit den alten Classikern befassen.

So geschieht es, daß auch in berühmten Schriften der neuesten Zeit, z. B. über die Bienenzucht nach Grundsätzen der Theorie und Erfahrung, des alten classischen Virgils mit keiner Silbe gedacht wird, obgleich derselbe den ganzen vierten Gesang seines unübertrefflichen Lehrgedichtes von der Landwirthschaft der Bienenzucht gewidmet hat, welche er mit wahrhaft poetischer Kraft, d. i. auf eine begeisternde Weise darstellt, welche nicht nur eine klare Anschauung der Natur der Sache für die Erkenntniß des Verstandes gewährt, sondern eine unwiderstehliche Liebe und Lust für die Sache in jedem empfänglichen Gemüthe erweckt.

»Der friedliche, gefühlvolle Virgil, sagt ein neuerer kritischer Schriftsteller, war durch seine Liebe für die Natur und zum Landbau ganz besonders geeignet, der Nationaldichter der alten Römer zu werden, deren herkömmliche Lebensweise ganz eigentlich auf den Landbau und das Landleben gegründet war. Frei von abstumpfenden Sorgen und verdrießlichen Dienstgeschäften, in behaglicher Muße eines paradiesischen Landes und Frühlingshimmels, gekannt, geehrt und geliebt in einem weltherrschenden Volke von Allem, was Feinheit der Bildung und Adel des Geistes besaß, schmückte er mit den Blüthen seiner genialischen Kraft, in den besten Jahren des Lebens (vom 33sten bis zum 40sten) den gefälligsten Gegenstand, die Landwirthschaft, und glättete sein Lieblingswerk, die Georgica, bis an seinen Tod (im 51sten Lebensjahre), da er die Aeneis als seiner unwürdig dem Feuer bestimmte.«

Als Virgil dieses sein kunstreiches Lehrgedicht von der Landwirthschaft begann, besaßen die Römer bereits wissenschaftliche Werke über diesen Gegenstand, die zum Theile bis auf uns gekommen sind.

Es hatte M. Porcius Cato der Censor seine Aphorismen in 162 Capiteln über Acker-, Garten- und Weinbau, Viehzucht, Haushaltung, ökonomisches Bauwesen und Veterinär-Kunde in seinem, bis auf uns gekommenen Werke de re rustica niedergelegt.

M. Terentius Varro hatte in seinen, ebenfalls auf uns gekommenen drei Büchern de re rustica die Lehre vom Ackerbau, der Zug- und Nutzviehhaltung bei Hause und der Viehzucht im Großen, in mehr systematischer Form dargestellt, und gleich im ersten Kapitel über fünfzig griechische Schriftsteller als Quellen der damaligen Landwirthschaftskunde angeführt, welchen allen er jedoch das von Cassius Dionysius, in Sicilien, aus dem Punischen übersetzte Werk des Carthaginiensers Mago vorzieht.

Varro selbst schöpfte theils aus diesen Quellen, theils aus den eigenen Erfahrungen eines achtzigjährigen, dem Landbau gewidmeten Lebens, theils aus den Mittheilungen anderer practischer Landwirthe seiner Zeit.

Unter den, von Varro aufgezählten landwirthschaftlichen Schriftstellern, sind auch zwei griechische Dichter, nämlich: Hesiodus von Ascrä und Menekrates von Ephesus. Selbst die Römer besaßen bereits ein philosophisches Lehrgedicht über die Natur (de rerum natura) in lateinischen Hexametern, dessen Verfasser, Lucretius Carus, an eben dem Tage gestor-

ben war, an welchem Virgilius in seinem siebzehnten Lebensjahre zu Mantua mit der männlichen Toga bekleidet wurde.

Es fehlte also keineswegs an gelehrten Vorarbeiten, welche Virgilius benützen konnte. Er benützte sie aber mit um so richtigerer Einsicht, als er selbst in den Naturwissenschaften, in der Gestirn- und Witterungskunde, so wie in der Arzneikunde ausnehmend bewandert war, und insbesondere im Veterinär-Wesen ausgezeichnete Kenntnisse besaß, wovon er, wie seine Biographen berichten, manche merkwürdige Beweise am Hofe des Cäsar Octavianus Augustus gab, indem ihn der Oberststallmeister in vielen kritischen Fällen bei Pferde-Curen u. s. w. mit dem glücklichsten Erfolge zu Rathe zog, so daß ihm der Kaiser einen Natural-Deputat für seine guten Dienstleistungen anweisen, und denselben zu wiederholten Malen verdoppeln ließ.

Virgilius war 70 Jahre vor Chr. G. auf dem Landsitze Andes bei Mantua geboren. Noch jetzt ehren die späten Nachkommen dieses lombardischen Landestheils das Andenken des, hier vor mehr als neunzehn Jahrhunderten gebornen Dichters durch die Benennung la Virgiliana, welche sie der Umgegend von Pietoli am Mincio-Flusse geben, wo einst der Landsitz Andes gelegen war; noch jetzt bleibt ihnen der ererbte reiche Anbau des Bodens, wodurch die Lombardey vor allen Ländern Europas sich auszeichnet, als das schönste Denkmal uralter Betriebsamkeit und ruhmwürdiger Kunst (res antiquae laudis et artis. Georg. II. 174). Noch gilt hier das alte Lob Italiens, welches so schön, wie Virgil (Georg. II. 134 — 172), weder vor, noch nach ihm ein Dichter besungen.

Noch kann die Lombardey mit Virgilius als magna parens frugum begrüßt werden (Georg. II. 173).

Diesem edlen Dichter zu Ehren erhebt sich in der Nähe der k. k. lombardischen Stadt und Festung Mantua, an der Stelle des alten Landsitzes Andes, bei dem heutigen Dorfe Pietoli, am Ufer des Stromes Mincio, von Bäumen umschattet, ein Obelisk mit der Inschrift:

Natal. Publii Virgilii Maronis sacrum.

Auf der anderen Seite des Fußgestelles sind aus den Georgicis (lib. III. 10 — 13) die Verse eingegraben:

> Primus ego in patriam mecum, modo vita supersit,
> Aonio rediens deducam vertice Musas:
> Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas!

Als Dichter ist Virgilius durch das einstimmige Urtheil aller Jahrhunderte in erster Reihe anerkannt. Ob und welche Anerkennung er auch von Seite der Landwirthschaftskunde verdient, mag kundigen Landwirthen die nachfolgende genaue Analyse und umständliche Inhaltsanzeige der vier Gesänge darthun, welche er uns unter dem Titel Georgica hinterlassen hat.

Auf gleiche Weise verdienen die übrigen Scriptores rei rusticae veterum Latinorum gewürdiget, und der unverdienten Vergessenheit entzogen zu werden. Dahin gehören:

1. M. Porcius Cato, de re rustica, in 162 Kapiteln.
2. M. Terentius Varro, de re rustica, in 3 Büchern.
3. L. Junius Moderatus Columella, de re rustica in 12 Büchern.
4. Desselben Liber de arboribus.
5. Palladius Rutilius Taurus Aemilianus, de re rustica in 14 Büchern.
6. Vegetius Renatus, de arte veterinaria sive mulomedicina in 6 Büchern.

Diese sämmtlichen Scriptores rei rusticae veterum Latinorum findet man in der verdienstvollen Ausgabe von J. Gottlob Schneider mit den nöthigen Commentaren vereiniget. Leipzig bei Casp. Fritsch 1794 — 1796 in 7 Bänden 8.

(Fortsetzung folgt.)

---

Das Recht des Schadenersatzes und der Genugthuung nach den österreichischen Civilgesetzen versuchsweise dargestellt von Johann Baptist Zugschwert. Herausgegeben aus Veranlassung seiner öffentlichen Vertheidigung der beigefügten Gegenstände aus allen Theilen der Rechts- und politischen Wissenschaften zur Erlangung der juridischen Doctors-Würde an der k. k. Universität zu Wien. Wien 1837. 8.

(Fortsetzung.)

Ob das specifische Merkmal der Gefangennehmung im Zurückhalten an einem Orte bestehe (S. 79), möchte ich aus dem Grunde bezweifeln, weil nach dem Sprachgebrauche von einer Gefangennehmung auch dann die Rede ist, wenn auch der Gefangene sogleich an einen andern Ort geliefert, z. B. ins Gefängniß gebracht wird. — So wie diese Definition zu eng scheint, so ist die des Ehrenbeleidigers (S. 85) zu weit, denn, wenn jeder ein Ehrenbeleidiger ist, welcher die Meinung, die Andere von den guten Eigenschaften einer Person haben, zu stören sucht; so ist auch der, welcher einen auf der That ergriffenen Räuber einbringt, ein Ehrenbeleidiger, was doch gegen den allgemeinen Sprachgebrauch seyn dürfte, obschon die Meinung über die guten Eigenschaften des Eingebrachten, welche Andere bisher von ihm hatten, gestört wird. Der Verfasser findet ja einige Zeilen darauf selbst noch ein Merkmal am Ehrenbeleidiger nothwendig, warum kam dieses nicht in den Begriff, da in denselben die nothwendigen (wesentlichen) Merkmahle aufgenommen werden sollen? — Aus den, vom Vf. S. 87 angeführten Gründen scheint mir gerade das Gegentheil der dort angeführten Behauptung zu fließen, nämlich, daß im Falle des §. 282 a. G. O. noch immer auf einen Ersatz für den, durch den ungerechten provisorischen Arrest hervorgebrachten Schimpf allein gedrungen werden dürfe, dieser §. also durch das a. b. G. B. nicht aufgehoben worden ist. Ich gebe zu, daß die

früheren Gesetze über Gegenstände des allgemeinen b. G. B. durch letzteres aufgehoben sind; allein der Verfasser behauptet ja am Ende der S. 17 selbst, daß im §. 1330 nicht von einem Ersatze für die Ehrenbeleidigung (den Schimpf), sondern für den, durch dieselbe zugefügten Schaden oder entgangenen Gewinn die Rede sey; mithin ist es ja klar, daß der Ersatz für den Schimpf nicht Gegenstand des a. b. G. B. ist, mithin ist auch das frühere Gesetz darüber, d. i. der §. 282 a. G. O., nicht aufgehoben; so, daß mir die am Ende des §. 57 angeführten Entschädigungen ganz gesetzmäßig erscheinen. In den §§. 61 — 63 ist die Frage behandelt, in welchem Umfange mehrere, für den Ersatz des nämlichen Schadens zu haften habende Personen haften müssen. Hier fiel mir die Stelle des §. 62 (S. 101) auf: »leicht dürfte daher der Fall »eintreten, daß derjenige, dem das geringste Vergehen zu »Schulden kommt, den größten Theil des Ersatzes tragen »muß, indem eben auch durch sein geringes Versehen der »größte Theil des erfolgten Schadens hervorgerufen wurde, »wo hingegen Jener, dem der höchste Grad des Versehens »nachgewiesen werden kann, nur für ein geringes Ersatzquan»tum haftet, weil nämlich nur ein kleiner Theil der Beschä»digung durch sein grobes Versehen veranlaßt wurde.« Der Verfasser setzt hier ein grobes Verschulden voraus, dieß begründet aber die Pflicht des Ersatzes des entgangenen Gewinnes (§. 1324 a. b. G. B.) während der Beschädiger aus leichtem Versehen nicht dafür haftet, woraus klar ist, daß es nicht so leicht seyn dürfte, einen Fall auszumitteln, in welchem der durch das geringste Versehen Beschädigende den größten Theil des Ersatzquantums tragen müßte, weil das, um was der durch grobes Verschulden Beschädigende am wirklichen Schaden weniger zu ersetzen hat, wieder durch das Quantum des Ersatzes am entgangenen Gewinne aufgewogen wird.

Im vierten Kapitel handelt der Verfasser von der Formalisirung des Ersatzrechtes, und zwar zuerst von dem competenten Richter (§. 65), dann von der Form der Entschädigungs-Ansprüche (§§. 66 u. d. f.). Den darüber aufgestellten Regeln folgen sowohl hinsichtlich der Competenz als der Form die Abweichungen im Falle der Beschädigungen durch Verbrechen oder sch. P. Ueb., durch das Verschulden des Richters als solchen u. s. w. (§§. 78 — 86). Dieses Kapitel hat mich vorzüglich angesprochen, denn ich hatte mir beim Durchlesen kaum einen Gegenstand als hierher passend gedacht, so erfüllte der nächste §. schon meine Erwartung. Weniges nur kommt darin vor, wozu ich nicht meine Zustimmung geben könnte. Auf der S. 113 ist die Behauptung aufgestellt, daß die Schuldlosigkeit kein Factum, sondern ein in der natürlichen Beschaffenheit des Menschen gegründeter Zustand ist. Untersuchen wir diese Ansicht etwas näher. Ist der Tod ein Zustand? — ja! ist er ein, in der natürlichen Beschaffenheit des Menschen gegründeter Zustand? — gewiß; nun, so ist er, wie die Schuldlosigkeit kein Factum, und bedarf also, eben wie diese keines Beweises, weßwegen sich die Gesetzgebung fruchtlos abgemüht hat, ein Gesetz über den Beweis des Todes durch Zeugen zu erlassen! Ist ferner die Schuldlosigkeit kein Factum, so kann es auch kein vermuthetes Factum seyn, dafür also auch keine Vermuthung streiten, was doch ganz klar gegen den §. 1296 a. b. G. B. verstoßen würde, mit dessen Interpretation sich der Verfasser gerade hier beschäftigt! Ist endlich die Schuldlosigkeit (das Seyn oder Handeln ohne Verschulden) kein Factum, also dieselbe auch nie zu erweisen, warum hat der Gesetzgeber im §. 1298 (§. 70 des H. B.) ausdrücklich den Beweis einer solchen Schuldlosigkeit angeordnet? — Zustände sind also ebenfalls Facta, und müssen, wenn das Recht an einen solchen Zustand geknüpft ist, für den keine gesetzliche Vermuthung streitet, erwiesen werden, wenn der Gegentheil sein Daseyn widerspricht! — Auf der S. 117 (zweite Zeile) kann ich es nicht billigen, daß behauptet wird, im §. 1298 sey eine Vermuthung aufgestellt, wenn es dort heißt: »Wer vorgibt, »an der Erfüllung seiner vertragsmäßigen oder gesetzlichen »Verbindlichkeit ohne sein Verschulden verhindert worden zu seyn, »dem liegt der Beweis ob;« was aus diesen Worten etwa erschlossen wird, ist doch nicht indentisch mit dem, was hier aufgestellt ist. — S. 118 (7. Z. v. u.) sollte es statt »nachgwiesen« heißen: nachgewiesen, so wie S. 129, Z. 10 v. o. statt ſt ist; und S. 131 in der Anmerkung statt 1414 — 1421 bloß 414 — 421, da keiner der zwei Theile des St. G. B. jene hohe Paragraphenzahl erreicht. In der ersten Zeile des §. 83 (S. 135) sollte statt: »als solcher« stehen »als solchen,« und im §. 85 (S. 139) wäre die Sinnstörung vermieden, wenn es dort (Z. 9. v. u.) hieße »bei Verlust« statt »und Verlust.« Hätte übrigens in die Reihe der acht Abweichungen nicht noch die neunte: über den Ersatz der Gerichtskosten sowohl im Civil- als Strafprozesse gestellt werden können? Der §. 399 der a., und der §. 532 der W. G. G. O., so wie mehrere Hofdekrete sprechen ausdrücklich hier vom Ersatze, mithin wäre man berechtiget, die Lehre über diese Kosten hinter dem Titel dieses Werkes zu suchen. Auch will es mir scheinen, als ob ich die wichtige Frage über den Beweis der bösen Absicht im Civilprozesse nicht berührt gefunden hätte, obschon an dieses Factum ein größerer Umfang von Rechtsfolgen geknüpft ist.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**20.** Sonnabend, den 11. März **1837.**

Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert. Von C. Th. Kleinschrod, Ministerialrath im königl. bayr. Staatsministerium der Finanzen. Mit mehreren Tabellen. Stuttgard und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. S. X und 479. 8.

Wenn irgend ein Zweig der brittischen Gesetzgebung geeignet seyn dürfte, die Aufmerksamkeit des Auslandes für sich in Anspruch zu nehmen, so sind es die legislativen Akte Großbritanniens im Fache der Industrie und des Handels; nicht als ob wir damit behaupten wollten, daß die in denselben ausgesprochenen Grundsätze auch für die Gesetzgebung anderer Nationen als alleiniges Muster aufgestellt werden könnten; — denn die zum Theile ganz eigenthümlichen Verhältnisse dieses Landes dürften sich kaum in irgend einem Staate des Continents wieder finden, — sondern weil es überhaupt von hohem Interesse seyn muß, auch von diesem (dem legislativen) Standpuncte aus eine klarere Einsicht in das unerforschliche Getriebe der brittischen Industrie zu gewinnen, und den unermeßlichen Welthandel, der diesem Reiche einen großen Theil seiner politischen Bedeutsamkeit verschafft hat, näher ins Auge zu fassen.

Diese und ähnliche Betrachtungen mögen den Verf. wohl bewogen haben, zur Herausgabe des vorliegenden Werkes zu schreiten, das eine um so dankbarere Anerkennung verdient, als es ohne Anwendung außerordentlicher Hilfsmittel kaum Jemanden gelingen dürfte, bei dem gänzlichen Mangel systematischer Handbücher sich in der übergroßen Masse der englischen Statuten und Verordnungen zurecht zu finden.

Hr. Kleinschrod befand sich wähend des Winters 1834—1835 in Aufträgen des königl. bayrischen Staatsministeriums in England; er sammelte die Materialien zu seinem Werke an Ort und Stelle, und genoß der Unterstützung ausgezeichneter Staats- und Geschäftsmänner. Seine statistischen Angaben gründen sich ausschließend auf officielle Parlamentsschriften, die als eine höchst fruchtbare Quelle für die Kenntniß aller Verwaltungszweige anzusehen sind.

Bei solchen Hilfsmitteln war nur Gediegenes von dem Verf. zu erwarten, und seine Leistung hat diesen Erwartungen auch entsprochen.

Er hat seiner Arbeit ein einfaches, leicht zu überschauendes System zum Grunde gelegt und die verschiedenen Materien zweckmäßig an einander gereiht. Bei jedem einzelnen Abschnitte dient ein geschichtlicher Rückblick auf die ältern Hauptmomente der Legislation und Verwaltung zur nähern Erläuterung des gegenwärtigen Zustandes.

Nur bei den wichtigsten Verordnungen ist der Inhalt des Gesetzes (an den entscheidenden Stellen) wörtlich angeführt, im Uebrigen mußte ein getreuer Auszug aus den einschlägigen Statuten genügen, da die eigenthümliche Weitläufigkeit der englischen Gesetzessprache den vollen Inhalt der einzelnen Verordnungen aufzunehmen nicht gestattet hätte. Nur selten finden wir Raisonnements über eine oder die andre legislative Maßregel. Der Verf. scheint sich absichtlich davon ferne gehalten zu haben.

Was die Darstellung anbelangt, so trägt dieselbe das unverkennbare Gepräge einer klaren Einsicht in den so schwierigen Gegenstand der Aufgabe. Einfachheit und Deutlichkeit sind die großen Vorzüge derselben und auch von Seite der Vollständigkeit bleibt kaum Etwas zu wünschen übrig. Wir geben hier in Kürze den Inhalt dieses interessanten Werkes, das gewiß Niemand unbefriedigt aus den Händen legen wird.

Der Verf. beginnt seine Einleitung mit einem Motto aus Burke, nach welchem die Verfassung und der Handel Englands als die beiden Grundpfeiler erscheinen, auf welche das kolossale Gebäude der socialen Kräfte dieses Landes ohne Beispiel in der Geschichte aufgeführt ist. Was die Erstere anbelangt, so zeigt sich als besonders lobenswerth an derselben die innige Verschmelzung aller öffentlichen Interessen in der Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers, und die Stätigkeit der legislativen Fortschritte, welcher das Land, aller innern Unruhen ungeachtet, die Bewahrung vor großen Erschütterungen und Umwälzungen, deren betrü-

bende Folgen vor allem bei dem materiellen Interessen hervortreten, zu verdanken hatte. Die zweite Nahrungsquelle englischer Macht ist der Welthandel dieses Reiches, der einen um so höheren Werth erhält, wenn man bedenkt, daß er vorzugsweise auf die innere Betriebsamkeit, nicht auf bloßen Zwischenhandel basirt ist; denn aus den officiellen Darstellungen über die Bewegungen des englischen äußern Commerzes ist das wichtige Ergebniß zu entnehmen, daß die Erzeugnisse fremder Industrie und die Colonialwaaren, welche aus brittischen Seehäfen wieder ausgeführt werden, nur zwischen dem vierten und fünften Theil ihres Einfuhrwerthes, und nur den siebenten bis achten Theil des Werthes der ausgeführten inländischen Erzeugnisse des Gewerbfleißes betragen [1]. Die bisher stets erweiterten Absatzwege des auswärtigen Handels haben die innere Industrie zu einer nie gekannten Höhe und Vollkommenheit gesteigert, und ungeachtet einer staunenswürdigen Vermehrung der Maschinenkräfte bei verschiedenen Manufacturzweigen hat sich doch der Zustand der Fabriksarbeiter sowohl als der unabhängigen Gewerbsarbeiter nicht verschlimmert, wofür man die deutlichsten Belege in dem durchschnittsmäßigen Stande der Löhnungen im Vergleich zu frühern Epochen, und in den Ergebnissen der Sparcassen findet. Eine andere Frage ist, ob nicht ein drückendes Mißverhältniß zwischen der Agricultur und der Manufacturindustrie entstanden sey, indem der ersteren Capitale und Arbeiter entzogen, letztere aber durch die stete Beibehaltung des Getreidegesetzes in ihrer Entwicklung gehemmt werde? Bei Erörterung der Gesetze über den Getreidehandel wird sich uns die Gelegenheit darbieten, auf diese Frage zurückzukommen. Unser Verf. berührt hier noch das englische Armenwesen und die Armentaxe, als einen Gegenstand, der oft zu irrthümlichen Vorstellungen Anlaß gegeben hat, und daher einer näheren Auseinandersetzung bedarf. Er läßt hierbei den wohlthätigen Wirkungen der neuen Armenordnung die gebührende Anerkennung widerfahren, und schließt seine Einleitung mit dem wohlbegründeten Ausspruche, daß Großbritannien berechtigt sey, von dem lebendigen Patriotismus seiner Bewohner, von dem klaren Blick seiner ausgezeichneten Staats- und Geschäftsmänner in alle innern und äußern Beziehungen, von seiner weisen Gesetzgebung, und endlich von dem überwiegenden conservativen Interesse seiner Bevölkerung jeden Fortschritt seiner Institutionen in nächster Zukunft zu erwarten, welcher zur Befestigung des errungenen hohen Standpunctes der Nation in Cultur, Reichthum und innerer Größe beizutragen vermag."

Da zur Einsicht in die gewerblichen Zustände eines Landes ein Ueberblick der Populationsverhältnisse desselben dringendes Erforderniß zu seyn scheint, so schickt der Verf. seiner Untersuchung (Seite 34—47) eine Statistik der brittischen Bevölkerung voraus, welche zu dem interessanten Resultate führt, daß die Zunahme der Volksmenge in England mit den Fortschritten seiner Industrie stets in genauestem Zusammenhange stand.

Der eigentliche Inhalt des vorliegenden Werkes zerfällt in drei Haupt-Abschnitte, von denen sich der erste mit der Gesetzgebung für Gewerbe und Manufacturen, der zweite mit der Handelsgesetzgebung und der dritte mit den Gesetzen über die innern Communicationsmittel beschäftigt.

Der erste Hauptabschnitt theilt sich wieder in mehrere Capitel, von denen das 1te die legislative Politik des Gewerbswesens überhaupt, die Monopole und Privilegien und das Verlagsrecht behandelt. Besonders wichtig erscheinen uns hier die gesetzlichen Vorschriften über das Privilegienwesen, unter denen das Statut 21, Jacob I. Cap. 3, vom Jahr 1623 den ersten Rang einnimmt, und noch gegenwärtig als das Grundgesetz für die Ertheilung der Erfindungspatente anzusehen ist. (S. 59.) — Die Kosten der Erlangung eines solchen Befugnisses betragen für England allein 120 Pf. St., für Schottland 100 Pf. St. und eben so viel für Irland, das Patent muß für jedes Reich insbesondere gelöst werden. Eine neue Verordnung vom 10. Sept. 1835 hat manche nicht unwichtige Verbesserungen in dieser Hinsicht eingeführt; der Verf. schließt mit einer Statistik der Erfindungspatente v. J. 1675 bis zum J. 1828, woraus sich ergibt, daß im Durchschnitt jährlich 36 neue Patente verliehen wurden, und immer 130 zugleich neben einander bestanden [1].

Als Anhang zum Privilegienwesen folgt (S. 73) eine kurze Uebersicht über das Verlagsrecht, welches durch eine Parlamentsacte vom 29. Juli 1814 auf 28 Jahre festgesetzt ist, und sich von selbst auf sämmtliche brittische Besitzungen erstreckt.

Bemerkenswerth ist, daß nach einem Statute Georg III. eilf Exemplare der besten Ausgabe jedes Buches an verschie-

---

[1] Im Jahre 1831 betrug die Einfuhr (nach M'Queen) für

| | Großbritannien | Irland |
|---|---|---|
| | 47,908.931 Pf. St. | 1,453,880 Pf. St. |
| Die Ausfuhr an fremden und Colonial-Waaren belief sich auf . . . . . . . | 11,549 912 Pf. St. | 12,123 Pf. St. |
| Die Ausfuhr an inländischen Erzeugnissen aber auf . . . . . . . . . . . | 141,280 594 Pf. St. | 362.597 Pf. St. |

[1] Im J. 1835 wurden in England 231 und in Schottland 92 Patente gelöst.

dene wissenschaftliche Institute von dem Drucker gratis abgeliefert werden müssen [1]!

II. S. 76 geht der Verf. zur Gesetzgebung der Industriegewerbe im engern Sinne über, und behandelt hier vorzüglich den Zustand der Lehrlinge und das Verhältniß derselben zu ihren Meistern. Nach einem neuen Statute vom J. 1814 ist die frühere siebenjährige Lehrzeit aufgehoben, und Jedermann gestattet, Lehrlinge anzunehmen oder als Lehrling einzutreten. Zur Begründung des Lehrvertrages ist eine schriftliche Urkunde erforderlich; das bedungene Lehrgeld beträgt häufig 100 Pf. St. und darüber. Dem Meister steht das Recht einer mäßigen Züchtigung seines Lehrlings und der Anspruch auf seinen gesammten Arbeitsverdienst zu. Mißbrauch des Lehrlings aber zu häuslichen und andern seiner Bestimmung nicht entsprechenden Arbeiten, üble Behandlung desselben und schlechte Nahrung begründen eine Klage vor dem Friedensrichter. (S. 87.)

Eben so zahlreich sind die Vorschriften über das Verhältniß der Hilfsarbeiter in den Gewerben, worunter vorzüglich das Gesetz vom J. 1825 über die Verbindungen der Arbeiter (S. 91) von hoher Wichtigkeit ist.

Von den besondern Statuten und Verordnungen über einzelne Gewerbe behandelt unser Verf. nur die Verfertigung von Backsteinen und Dachziegeln (S. 98), die Brauereien (S. 99—101), die Brotbäckereien und Mahlmühlen [2] (S. 101—105), die Verfertigung von Feuergewehren aller Art, die Verarbeitung des Leders u. s. w., endlich (S. 109—115) die Erzeugnisse der Presse. Wir bemerken hierbei, daß durch neuere Gesetze das Maximum des Zeitungsformates auf 1530 Quadratzoll festgesetzt ist.

III. Von großer Wichtigkeit sind die Statuten und Einrichtungen der Corporationen in Beziehung auf das Gewerbswesen, welche S. 115—133 in Kürze erörtert werden. Auch hier sehen wir zu den Zeiten des Faustrechts mannigfaltige Zünfte entstehen, und in den Städten das ausschließende Recht zum Gewerbsbetriebe von der Bürgerschaft in Anspruch genommen. Eine neue Aera für den städtischen Gewerbsbetrieb in England und Wales begann erst jüngst mit dem Erlaß des Municipalitäts-Gesetzes vom J. 1835, dessen 14. Art. folgendermaßen lautet: „Nachdem in verschiedenen incorporirten Städten und Orten ein gewisses Herkommen geübt wurde, und gewisse Statuten bestanden, daß niemand, welcher nicht im Besitz der städtischen Freiheiten oder Mitglied einer gewerblichen Zunft oder Gilde war, daselbst einen offenen Laden halten, oder irgend ein Gewerbe oder Handwerk treiben durfte, so sollen von nun an alle dergleichen ausschließende Privilegien abgeschafft seyn." (S. 132).

(Schluß folgt.)

[1] Von den in Wien erscheinenden Werken sind nur drei Pflichtexemplare, an die Polizey- und Censur-Hofstelle, an die Hofbibliothek und an die Universitäts-Bibliothek zu verabreichen.

[2] In den meisten Districten von England besteht eine Brottaxe, welche von Zeit zu Zeit durch die Magistrate oder Friedensrichter nach den jedesmaligen Weizenpreisen regulirt wird; in London ist die Brotbäckerei und der Brothandel durchaus freigegeben.

---

## Die Schriften der alten Römer über Landwirthschaftskunde.

(Fortsetzung).

### I.

### Des P. Virgilius Maro Landbau in 4 Gesängen. Inhalt des ersten Gesanges.

(Georgicon Liber primus.)

I. Der Dichter beginnt mit der Proposition (vers. 1—5) oder der Darstellung des Gegenstandes und der Anordnung des ganzen Lehrgedichtes vom Landbaue, welches in 4 Gesänge eingetheilt ist, wovon der erste den Feldbau, der zweite die Baumzucht und den Weinbau, der dritte die Viehzucht und der vierte die Bienenzucht zum Gegenstande hat.

II. In der hierauf folgenden Invocation (v. 5—42) sucht der Dichter sich und den Leser in der Begeisterung für den Gegenstand dieses Lehrgedichtes zu stärken:

1. Durch Anrufung der ländlichen Schutzgottheiten (v 5—23).
2. Durch Anrufung des Cäsar Octavianus, als damaligen Beherrschers und Pacificators der römischen Welt. (v. 24 — 42.)

III. Nach diesem Eingange schreitet der Dichter zur poetischen Darstellung der verschiedenen Geschäfte und Sorgen des Feldbaues, welche den besonderen Gegenstand des ersten Gesanges ausmachen. Diese Geschäfte und Sorgen sind:

A. Die Vorbereitung zur Saat, und zwar:

1. Das Pflügen (v. 43), welches in der Regel frühzeitig beginnen, und öfter wiederholt werden soll (v. 47—); doch ist sich hiebei nach der natürlichen Beschaffenheit des Bodens und Klimas zu richten, welche verschiedenen Gegenden eigen ist (v. 50).

Der Dichter erläutert diese Hauptregel durch Beispiele der Erfahrung (v. 56), und begründet sie als ein Naturgesetz (v. 59—).

Insbesondere empfiehlt er die rechte Bestellzeit des schweren Lehmbodens (v. 62 —), dann die des leichten Sandbodens (v. 66 —).

2. Die Stärkung der Ertragsfähigkeit des Bodens und zwar:

a) Durch die Brache (v. 70—); bei der Wechselwirthschaft aber

b) durch gehörigen Fruchtwechsel (v. 72 —).

c) Fleißige Düngung (v. 78 —).

d) Bestreuung der Felder mit Asche (v. 80 —).

e) Anzünden der Stoppeln (v. 83 —), welches letztere aus viererlei Ursachen empfohlen wird (v. 85 —).

f) Fleißige Auflockerung des Erdreichs und Zermalmung der Erdklöße mittelst Zerschlagung (v. 93 —), Eggen (v. 94 —), Querpflügen (v. 96 —).

IV. Die Hauptbedingung des guten Gedeihens der Saaten ist aber eine dienliche Witterung, welche der Landmann vom Himmel zu erflehen hat (v. 99 —), als eine Wohlthat, welche, auch ohne besondere Cultur-Bemühungen, gewissen Gegenden reichliche Ernten verleiht (v. 101 —).

B. Nach der Saat.

1. Das Untereggen des Samens, und das Ebnen des Feldes (v. 103 —).

2. Die Bewässerung trockener Felder (v. 105 —).

3. Das Abweiden junger (üppiger) Saaten (v. 110 —).

4. Die Ableitung der Wassergalle aus nassen Feldern (v. 113 —).

5. Die Abwehrung alles Schädlichen; z. B. der Wildgänse, des Unkrautes, der Schatten verbreitenden Gewächse (v. 117 —).

V. Episode von dem goldenen Zeitalter und vom Uebergange aus demselben zur Cultur (v. 124 —) unter Jupiters Regierung, welcher den künstlichen Betrieb des Feldbaues in das Leben rief (agros per artem movit), und den Landwirth durch mancherlei Plagen (v. 149 —) zu emsiger Thätigkeit (v. 154 —) und zu gottesfürchtiger Frömmigkeit (v. 156 —) anregte, ohne welche er aus dem Zustande des Wohlstandes, in die herbe Noth des Naturstandes zurücksinken würde (v. 157 —).

VI. Bereitung der nöthigen Ackerwerkzeuge und Feldgeräthschaften (v. 159 —), welche der fleißige Landwirth stets im Vorrathe haben soll (v. 166 —), insbesondere:

1. Die Bereitung des Pfluges mit seinen Bestandtheilen (v. 168 —).

2. und einer haltbaren Tenne (v. 177 —)

VII. Beobachtung der Naturanzeigen eines fruchtbaren oder eines unfruchtbaren Jahres an dem Mandelbaume (v. 186 —).

VIII. Sorge für gutes Samenkorn (v. 192 —).

a) Beitzung des Samens (v. 193 —).

b) Auswahl der besten Samenkörner (v. 197 —).

IX. Sorge für zeitgemäße Vertheilung der landwirthschaftlichen Geschäfte nach Jahreszeiten und Witterung, wobei sich der Landwirth, so wie der Schiffer nach dem Auf- und Untergange der Gestirne zu richten hat (v. 203 —), und zwar insbesondere

a) bei der Wintersaat von Gerste, Lein, Mohn.

b) Bei der Frühlingssaat von Bohnen, Luzernerklee, Hirse.

c) Bei der Wintersaat von Weitzen, Korn.

d) Bei der Frühlingssaat von Wicken, Fasolen, Linsen.

X. Episode von dem Sonnenlaufe durch die zwölf Himmelszeichen des Thierkreises (v. 230), von den fünf Zonen (v. 232 —) und den zwei Polen (v. 239 —), um welche der gestirnte Himmel täglich sich umdreht. Das Kommen und Verschwinden der Sterne bezeichnet dem Landmanne eben so untrüglich, wie dem Schiffer die Zeit zum Auslaufen der Schiffe, die Zeit der Saat und der Ernte, und zur Fällung des Holzes im Walde (v. 251 —).

XI. Der Landmann bemerke daher das Aufsteigen und Sinken der himmlischen Zeichen, und den von ihrer Erscheinung abhängenden Wechsel der Jahreszeiten und der Witterung, um seine übrigen Geschäfte darnach einzurichten (v. 256 —). Diese sind verschiedener Art:

1. Bei regnerischem Wetter (v. 258 —).

2. An Festtagen (v. 267 —).

3. An glücklichen und unglücklichen Monatstagen (v. 275 —).

4. Zur Nachtzeit (v. 286 —).

5. Bei glühender Mittagshitze (v. 296 —).

6. Im Winter (v. 298 —).

XII. Aber besondere Sorgen bringen der, gewöhnlich von Stürmen begleitete Eintritt des Herbstes (v. 310 —), so wie die auf den Ausgang des Frühlings folgende Regenzeit (v. 312 —), und die zur Zeit der Ernte oft plötzlich eintretenden Ungewitter mit sich (v. 315 —), welche des Landmanns Hoffnungen zu verwüsten drohen. — Schilderung eines Ungewitters (v. 317 —).

XIII. Der Landwirth lasse sich daher angelegen seyn:

1. die Beobachtung des Planetenlaufes (v. 334 —).

2. Vor Allem aber die Verehrung der Götter (v. 337 —) und insbesondere

3. die Feier der Ceres-Feste (v. 338 — 346 —).

XIV. Außerdem gibt es verschiedene natürliche Anzeigen der Witterung, und zwar:

1. Anzeigen von Wind und Stürmen (v. 355 —).

2. Von Regengüssen (v. 369 —).

3. Von heiterem Wetter (v. 391 —).

XV. Witterungsanzeigen am Monde (v. 423 —).

XVI. Witterungsanzeigen an der Sonne (v. 437 —).

XVII. Episode von den verschiedenen Vorbedeutungen bei dem Tode des römischen Dictators C. Julius Cäsar (v. 465).

XVIII. Episode von dem hieraus entsprungenen Bürgerkriege, wodurch die Aecker in Kriegsfelder verwandelt wurden.

XIX. Gebeth für die Erhaltung des Cäsar Octavianus, als Retters des zerrütteten Reiches (v. 497 — 513).

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**21.** Mittwoch, den 15. März **1837.**

Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert. Von C. Th. Kleinschrod, Ministerialrath im königl. bayr. Staatsministerium der Finanzen. Mit mehreren Tabellen. Stuttgard und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. S. X und 479. 8.

(Schluß.)

IV. S. 133 läßt der Verfasser eine Statistik der Gewerbe und Manufacturen nach officiellen Angaben folgen. Die erste Tabelle enthält eine Uebersicht der Handwerke und selbstständigen Kleingewerbe unter 6 Rubriken: 1. Benennung der Gewerbe. — Anzahl derselben 2. in London; 3. in dem übrigen England, 4. in Wales, 5. in Schottland und 6. in Irland. — Es sind darin 272 verschiedene Gewerbe aufgeführt.

Die zweite Tabelle (S. 144 — 158) liefert eine topographische Statistik der Manufacturen in Großbritannien und Irland, nach den einzelnen Grafschaften fortschreitend.

V. Die fünfte Unterabtheilung, welche die legislativen und staatswirthschaftlichen Beziehungen der Manufacturen näher in's Auge faßt, behandelt abgesondert: die Baumwollen-Manufactur (S. 160 — 202), die Wollen-Manufactur (S. 203 — 224), die Seidenfabrication (S. 224 — 237); die Leinwand-Erzeugung (S. 237 — 243); die Papierfabrication, die Glasmanufactur, endlich (S. 253 — 270) die Eisen- und Metallfabrication. — Außer den wichtigsten Vorschriften über jeden besondern Zweig dieser Manufacturen findet der Leser hier auch die interessantesten Zusammenstellungen über die Ein- und Ausfuhr des rohen Materiales sowohl, als der daraus erzeugten Waaren; dann über die Zahl der mit der Fabrication beschäftigten Arbeiter, über den Stand der Löhnungen im Vergleiche mit den Preisen der gewöhnlichen Nahrungsmittel und dgl. mehr.

VI. Der erste Hauptabschnitt schließt mit den besondern Anstalten zur Beförderung der Gewerbs-Industrie. Merkwürdig erscheint uns hier, daß England fast gar keine eigentlichen Gewerbsschulen besitzt, und der Lehrling daher seine technische Ausbildung bloß bei dem betreffenden Meister zu erlangen im Stande ist. Da nun wohl Niemand läugnen wird, daß die englische Industrie einen ungemein hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, und beinahe täglich noch reißende Fortschritte macht, so dürfte daraus die Folgerung zu ziehen seyn, daß der practische Unterricht unter der Leitung eines tüchtigen Meisters für die Ausbildung des Lehrlings ungleich ersprießlicher sey, als der Besuch von technischen Lehranstalten, in denen man sich nur allzuhäufig mit eitlen Theorien beschäftigt. — Freilich muß dabei dem schädlichen Mißbrauche gesteuert werden, vermöge dessen der Lehrjunge die größte Zeit seiner Lehrjahre hindurch von dem Handwerke fern gehalten wird, und nur dazu dient, dem Meister die Besoldung eines Dienstbothen zu ersparen! Auch wollten wir hiermit die Nützlichkeit der Gewerbschulen nicht in Abrede stellen, wenn sie nur zweckmäßig eingerichtet sind, und sich von jedem gelehrten Anstriche frei zu halten wissen.

Der zweite Hauptabschnitt beschäftigt sich, wie wir schon bemerkt haben, mit der Handelsgesetzgebung.

I. Als der älteste und wichtigste Zweig derselben erscheinen die bekannten Navigationsgesetze und besonders die berühmte Schiffahrtsakte vom 9. Oktober 1651 und das Statut Carls II. v. Jahre 1661, welche aber in neuerer Zeit einem liberaleren Systeme weichen mußten, das sich insbesondere in dem 3. und 4. Statute Will. IV. C. 54 ausspricht, dessen Inhalt S. 303 — 306 in Kürze angeführt ist. Hohes Interesse gewährt hier die Uebersicht des brittischen Schiffahrtsverkehres S. 313 bis 317 und im Anhange.

II. Einen eigenen Abschnitt hat unser Verfasser der brittisch-ostindischen Handelscompagnie gewidmet, deren Einfluß auf den brittischen Handel er (S. 318) mit unbefangenem Blicke zu würdigen weiß.

III. Hieran schließt sich eine Darstellung des brittischen Zollsystems, das in früheren Zeiten als der echte Typus eines mit aller möglichen Consequenz durchgeführten Merkantilsystems angesehen werden konnte. Wir finden hier zahlreiche Einfuhrbeschränkungen jener Artikel, welche man im Inlande erzeugen wollte; eben so zahlreiche Ausfuhrverbothe von ro-

hen Materialien, deren die inländische Fabrikation bedurfte; daneben Rückzölle, Ein- und Ausfuhr-Prämien, und noch eine Menge andrer verkehrter Maßregeln, welche nur dazu dienten, den natürlichen Gang des Handels und der Industrie zu hemmen, und beiden eine falsche Richtung zu geben. Begreiflich ist es, daß auch das heutige Zollsystem, welches unser Verfasser S. 349 und ff. meisterhaft auseinandersetzt, ungeachtet mancher Fortschritte zum Bessern sich doch von jenen alten Institutionen noch nicht ganz loszureißen vermochte.

Unsre besondere Aufmerksamkeit nimmt hier der Getreidehandel in Anspruch. Die brittische Gesetzgebung erscheint in dieser Beziehung als höchst verwickelt, und vielen Schwankungen unterworfen.

Wir stimmen hier dem Verfasser vollkommen bei, wenn er S. 11 in der Einleitung sagt, daß die Aufhebung des Korngesetzes und die unbedingte Freigebung des Getreidehandels eine höchst bedenkliche, die Agricultur mit einer wirklichen Umwälzung bedrohende Maßregel sey.

Wir glauben aber deßhalb nicht minder überzeugt zu seyn, daß eben jenes Korngesetz von den unheilbringendsten Folgen für das Land gewesen ist, und noch fortan manche Bedrängnisse über dasselbe herbeiführen werde. Der natürliche Standpunkt des Arbeitslohns ist wohl allerdings der, bei welchem der Arbeiter sich und seine Familie zu ernähren im Stande ist; der große Durchschnittspreis der Lebensmittel, auf den Getreidepreisen basirt, müßte also zum Regulator der Arbeitspreise dienen. Diese richten sich aber — wie alle Preise — nach dem Verhältnisse der Nachfrage zum Angebote. Bei den übrigen Artikeln ist es nun freilich der Fall, daß der Marktpreis immer um den natürlichen Kostenpreis gravitirt; denn sobald jener unter diesen herabsinkt, wird mit der Production inne gehalten, und dadurch das Angebot vermindert. In Beziehung auf den Arbeitslohn ist dieß aber nicht der Fall, denn wenn auch die Arbeitspreise sinken, so vermindert sich doch das Angebot an Arbeitern nicht gleichmäßig, da mit der Kindererzeugung nur wenig oder gar nicht eingehalten wird, und die Bevölkerung sich, wie die Erfahrung zeigt, ununterbrochen vermehrt; zumal bei abnehmender Anzahl der Ehen nur die Menge der unehelichen Geburten steigt. Auf diese Weise scheint es uns allerdings möglich, daß die arbeitende Klasse durch eine künstliche Erhöhung der Getreidepreise in eine sehr drückende Lage versetzt werde. Anderseits können wir dem Verfasser nicht bestimmen, wenn er den durch seinen äußeren Getreidehandel bewirkten Getreidepreis (für Großbritannien) einen künstlichen, und den durch innere Production unter festen Institutionen bestehenden, einen natürlichen nennt (S. 13*). Die Insularlage des Landes scheint uns hier keinen Unterschied zu begründen; denn ob die Einfuhr des Getreides zur See oder zu Lande erfolgt, dürfte doch wohl gleichgiltig seyn, und die eine Art des Importes möchte von den Fluctuationen des Großhandels nicht mehr noch weniger abhängig seyn, als die andere. —

IV. Der vierte Unterabschnitt „innere Mercantilgesetzgebung“ enthält sehr schätzbare Mittheilungen über die englischen Banken (S. 399 — 413), über das Landfrachtwesen und die See-Assecuranzen, endlich über die Bankerot- und Insolvenz-Gesetze.

V. Zum Schlusse ist ein statistischer Ueberblick des auswärtigen und Colonialhandels mit 4 Tabellen beigefügt, wobei wir nur noch bemerken, daß der Verfasser bei der Ausfuhr der inländischen Erzeugnisse zwar jedesmal neben der offiziellen Werthschätzung auch den declarirten Werth anführt, ohne jedoch eine nähere Erklärung hierüber zu geben. Wir glauben unsre Leser in dieser Hinsicht darauf aufmerksam machen zu müssen, daß in den Zoll-Listen der Werth der ein- und ausgeführten Waaren noch immer nach den alten Preistariffen vom Jahre 1694 und 1798 berechnet wird. Seit jener Zeit sind die Waarenpreise bedeutend gesunken, es muß also die Angabe des wirklichen Werthes hinter der officiellen Werthschätzung bedeutend zurückbleiben [1].

Den dritten und letzten Hauptabschnitt bildet die Gesetzgebung über die innern Communikationsmittel, in denen sich der englische Unternehmungsgeist deutlicher ausspricht, als in irgend einem Zweige der Industrie.

I. Was die öffentlichen Landstraßen anbelangt, so haben sich zum Bau und zur Unterhaltung derselben meistens eigene Gesellschaften gebildet, denen durch besondere Parlamentsacte unter andern auch das Recht ertheilt wird, Weggelder zu erheben, wovon diese Straßen, wegen der zu diesem Behufe errichteten Schlagbäume, den Namen Turnpike-roads erhalten haben. In Großbritannien bestehen: 1215 solche Gesellschaften, die ganze Ausdehnung der ihrer Verwaltung unterworfenen Straßen umfaßt eine Länge von 24,540 engl. Meilen. Die sämmtlichen Einnahmen belaufen sich auf 1,276,351 Pf. St. [2].

Die übrigen Landstraßen werden highways genannt. Die Mittel zu ihrer Unterhaltung sind: persönliche Arbeit, Gemeinde-Umlagen (höchstens 2 S. 6 D. von 1 Pf. St. Einkommen) und unentgeltliche Ablieferung von Materialien.

II. Die durch Correctionsbauten und andere künstliche Anlagen hergestellte innere Flußschifffahrt, ferner sämmtliche Canäle (mit Ausnahme des Royal military und Cal-

---

1 Vergl. M' Queen General Statistics pag. 169. — Dingler's polytechnisches Journal. Bd. 61. S. 73. — Mac Culloch's Handels-Wörterbuch u. d. gl.

2 Die Ausgaben betrugen im Jahre 1821 nach M' Queen 1,206,152 Pf. St. — Der Schuldenstand belief sich im Jahre 1833 auf 9,344,229 Pf. St

donia-Canal), endlich die Eisenbahnen sind Privatunternehmungen, und eine allgemeine principielle Gesetzgebung besteht nicht für dieselben in Großbritannien (S. 466). Jede angekündigte Unternehmung solcher Art unterliegt zuvörderst der gründlichen Untersuchung eines hiefür niedergesetzten Parlaments-Commitee. Da mit der Bewilligung die Expropriation immer von selbst als unmittelbare gesetzliche Folge verbunden ist, so müssen die Unternehmer jederzeit einen möglichst genauen Plan über die ganze Linie ihrer beabsichteten Anlagen dem Gesuche beilegen, daher die Gesammtkosten einer solchen Parlamentsakte oft sehr bedeutend sind, und sich bei der Liverpool-, Manchester-, Räilway-Company auf 30,000 Pf. St. belaufen haben sollen! Die nächste Aufmerksamkeit des Parlaments-Commitee erstreckt sich auf die Fonds der Unternehmung, und auf die Regulirung der Gebühren, welche die Gesellschaft für die Benützung ihrer Anlagen vom Publicum erheben will, wofür in der Bewilligungsacte selbst jederzeit ein Maximum festgesetzt wird.

Zum Schlusse folgt eine Uebersicht über den Stand der im öffentlichen Verkehr befindlichen Canal- und Eisenbahn-Aktien am Anfange des Jahres 1836.

Dieß wäre denn in Kürze der Inhalt des vorliegenden Werkes, aus welchem der Leser selbst zu entnehmen im Stande seyn wird, welch eine reichhaltige Spende der Verfasser uns darbietet, und mit welchem Glücke er seine schwierige Aufgabe gelöst hat.

Die typographische Ausstattung des Werkes ist genügend.

Dr. Moritz von Stubenrauch.

---

# Die Schriften der alten Römer

über

# Landwirthschaftskunde.

(Fortsetzung.)

## I.

## Des P. Virgilius Maro Landbau in 4 Gesängen.

### Inhalt des zweiten Gesanges.

I. Mit einem nochmaligen Rückblicke auf den Inhalt des ersten Gesanges (v. 1) geht der Dichter zur Ankündigung des Gegenstandes über, den er im zweiten Gesange behandelt: Baumzucht und Weinbau (v. 2 — 3).

II. Er stärkt sich in der Begeisterung für diesen Gegenstand durch Anrufung des Bachus unter Vergegenwärtigung des Bildes einer gesegneten Weinlese (v. 4 — 8).

III. Nach diesem kunstgerechten Eingange beginnt der erste Haupttheil dieses Gesanges, welcher die Baumzucht zum Gegenstande hat, mit Schilderung der verschiedenen Fortpflanzungsweise der Bäume und Stauden (varia natura arboribus creandis), und zwar:

A. der wildwachsenden, welche ohne alles Zuthun des Menschen (nullis hominum cogentibus) von selbst fortkommen (sponte sua veniunt; v. 9—10) und entweder aus Samen keimen (posito de semine surgunt; v. 14), oder aus der Wurzel eines erwachsenen Baumes aufsprossen (pullulant ab radice; v. 17).

IV. B. der künstlich gezogenen und veredelten Bäume und Stauden (v. 22), die auf sechserlei Art vermehrt werden können, und zwar:

1. durch Wurzelschößlinge (stolones), welche vom Stamme des Mutterbaumes abgelöset und verpflanzt werden (v. 23).

2. Durch Setzlinge (Satzhölzer oder sogenannte Paten), d. i. kreuzweise eingespaltene oder zugespitzte Aeste, welche in die Erde eingesenkt, Wurzel schlagen, quadrifidae sudes et acuto robore valli (v. 25).

3. Durch Ableger oder Senker (propagines), d. i. Zweige, welche vom Stamme des Mutterbaumes in die Erde gebogen, neue Schößlinge treiben (viva sua plantaria terra; v. 26).

4. Durch Schnittlinge, d. i. kleine Reiser oder Zweige, die mit einem Theile des alten Jahrwuchses abgeschnitten, verpflanzt werden (surculi et malleoli; v. 28).

5. Durch Eingrabung zerstückter oder auch zerklobener Stämme des Oelbaums (infossio caudicis secti; v. 30).

6. Durch Pfropfen (insitio), indem ein Edelreis, d. i. ein Zweig von einem veredelten Baume in den Stamm oder Ast eines andern Baumes gepelzt wird (alterius ramos vertere in alterius; v. 32).

V. Diese Schilderung schließt der Dichter mit einer Aufmunterung der Landwirthe zur Erlernung und fleißigen Anwendung dieser hier vorläufig im Allgemeinen angegebenen verschiedenen künstlichen Fortpflanzungs- und Veredlungsweise der Bäume, wozu er im Folgenden besondere Anleitung ertheilt.

VI. Von der Wichtigkeit der Baumzucht durchdrungen, fleht er den Mäcenas um gütige Theilnahme für sein dichterisches Unternehmen an, einen an sich unerschöpflichen Gegenstand zu besingen (v. 39), und geht dann zu den allgemeinen Regeln der Baumzucht über (v. 47).

VII. Um die Nothwendigkeit der Baum-Cultur anschaulich zu machen, weiset der Dichter zuerst nach, daß es überhaupt nicht vortheilhaft ist, Bäume ohne Cultur aufwachsen zu lassen, weil:

a) der von selbst entstandene Wildling zwar groß und

stark werden könne, aber ohne Veredlung ewig unfruchtbar bleibe (v. 74).

b) Der aus der Wurzel des Mutterbaumes aufsprossende Baum nicht nur keine Früchte trage, sondern ohne Verpflanzung nicht einmal zu einer ansehnlichen Höhe erwachse, da ihn der Schatten des Mutterbaumes hindert (v. 53 —).

Der aus Samen keimende Baum endlich, wenn es ein Obstbaum ist, später fortkomme und entarte, wenn aber ein Weinstock, sauere Früchte trage (v. 56 —).

VIII. Diese Vorerinnerung faßt der Dichter (v. 61 — 62) in einem nachdrücklichen Epiphonema zusammen, und lehrt dann, welche von den obgenannten sechserlei künstlichen Culturarten für die verschiedenen Baumgattungen und Stauden die angemessenste ist (v. 63), so wie ferner

IX. was für ein Unterschied bei der künstlichen Fortpflanzungsweise des Pfropfens Statt finde, und wie leicht die Bäume durch Pelzen (feraces plantas immitere), Aeugeln (oculos imponere) u. s. w. veredelt und vermehrt werden können (v. 73 —).

X. Dieß leitet den Dichter zur Schilderung der unzähligen Mannigfaltigkeit der Bäume und Stauden (v. 83 —), besonders aber der Weingewächse (v. 89). Diese Mannigfaltigkeit rührt nicht bloß von der ursprünglichen Verschiedenheit der Gewächsgattungen, sondern auch von dem Unterschiede des Bodens (v. 109 —), des Klimas und der Weltgegenden her (v. 114 —). In allen diesen, so wie in vielen andern Hinsichten, gibt der Dichter Italien den Vorzug vor allen andern, selbst den berühmtesten Ländern; daher folgt:

XI. Das Lob Italiens (v. 136 —). In dieser schönen Episode preiset der Dichter Italien:

a) wegen seines Segens an Feldfrüchten, Weinen und Oliven (v. 143 —).

b) wegen seiner gedeihlichen Viehzucht (v. 145 —);

c) wegen der Milde seines Klimas (v. 149 —);

d) wegen seiner herrlichen Städte und Bauwerke (v. 155);

e) wegen seiner günstigen Lage als Halbinsel am Meere (v. 158 —);

f) wegen seiner reitzenden Seen (v. 159 —);

g) wegen seiner Golfe und Seehäfen (v. 161 —);

h) wegen seiner Metallgruben (v. 165 —);

i) wegen seiner rüstigen alten Volksstämme (v. 167 —);

k) wegen seiner Helden (v. 169 —) und vor allen

l) wegen seines weltherrschenden Cäsars (v. 170).

In der Begeisterung grüßt er Italien als fruchtgesegnete Muttererde, wo einst Saturnus geherrscht und Spuren des goldenen Zeitalters hinterlassen hat; wo der Landbau den alten Römern die ehrenhafteste Beschäftigung war, und durch die Dichtkunst, nach Hesiods Beispiel, gefeiert zu werden verdient (v. 173 —). An diese Episode schließen sich

XII. Agronomische Regeln von der Beschaffenheit des Erdreichs (v. 177 —). Der Dichter lehrt hier erstlich, welche Bodenart für die verschiedenen Pflanzungen am zuträglichsten ist; insbesondere:

a) für die Oliven (v. 179 —);

b) für Weingewächse (v. 184 —);

c) für Grasplätze zu Viehweiden (v. 195);

d) für Feldfrüchte (v. 203 —), endlich

e) wo nichts fortkommt (v. 212 —) und

f) wo fast alles gedeiht (v. 217 —).

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

In unserer Zeit, wo einerseits das historische Material so angewachsen ist, daß die Kräfte eines Einzelnen nicht mehr ausreichen, um nur für die Geschichte eines Landes, ja einer Provinz eine erschöpfende und genügende Quellen- und Urkundensammlung zu Stande zu bringen, andrerseits von dem eigentlichen Geschichtschreiber so vielfache und umfassende Kenntnisse gefordert werden, daß es für einen Einzelnen fast physisch unmöglich ist, alle Vorarbeiten des Geschichtsforschers selbst zu machen, fühlt man überall das dringende Bedürfniß nach historischen Gesellschaften; Frankreich und England sind auch hierin, wie in allem Praktischen uns zuvorgekommen, und wir sehen beide Länder bereits die reichen Früchte davon ernten. So soll in England neben der altberühmten »Antiquarian Society« nächstens ein neuer »historischer Verein« ins Leben treten, zu dem Hr. C. H. Barker den Plan entworfen hat. — Eine andere Societät, die sich eben in Wallis bildet, hat sich die Aufgabe gestellt, ältere und neuere Wallisische Manuscripte herauszugeben, die jetzt ganz unbenutzt liegen, da es zu solchen Unternehmungen sowohl der Mittel als der Kräfte Mehrerer bedarf.

---

Fidler's »Geschichte der Römer, ihrer Herrschaft und Cultur« (Leipzig 1836. 8.) ist für allgemeine Belehrung und Unterhaltung unstreitig sehr geeignet: sie ist deutlich und faßlich geschrieben, und nur selten werden sich Stellen finden, an denen Ungelehrte einen Anstoß nehmen könnten; dabei sind die wissenschaftlichen Forderungen, die man auch an ein populäres Buch machen muß, nicht aus den Augen gesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

22. Sonnabend, den 17. März 1837.

## Beiträge

zur

## Geschichte der neueren spanischen Poesie.

### I.

### Zustand der spanischen Poesie während des 18ten Jahrhunderts.

### 3. Don Nicolas Fernandez Moratin.

(Schluß.)

Als Ayala sich seiner körperlichen Erholung wegen von der Lehrkanzel zurückzog, die Moratin einst gleich ihm und mit vielleicht noch volleren Ansprüchen gesucht hatte, trug er Sorge, daß der Freund, der einst freiwillig zu seinen Gunsten zurückgetreten, den Auftrag erhielt, ihn in seinem Amte zu substituiren. Moratin erhielt mit der Funktion des Assistenten einen Theil des für die Lehrkanzel bestimmten Gehaltes, und konnte sich nun mit Beruhigung von einer Laufbahn völlig zurückziehen, die er nur aus Liebe für seine Familie gegen seine Neigung betreten hatte. Er sagte den Tribunalen für immer Lebewohl und widmete sich von nun an ausschließend den Studien seiner Neigung.

Eines der vorzüglichsten unter diesen war jenes seiner Muttersprache. Er erkannte genau, wie nothwendig es für den Dichter sey, die Sprache seines Volkes völlig in der Gewalt zu haben, die tiefsten Beziehungen des Wortes aufzufassen, und den schaffenden und den bildenden Genius zu belauschen, der die Bedeutung durchlebter Jahrhunderte in den Formen und Wendungen der Sprache niederlegt. Seinem ernsten festen Willen hatte sich daher auch der reiche Sprachschatz seines Volkes in seiner ganzen Fülle erschlossen. Moratin ist keiner jener Dichter, die ihr ganzes Leben mit fünf oder sechs Bildern vom lieben Mond, von der goldenen Sonne, vom grünen Wald, den duftigen Blümlein und dem rauschenden Wasserfall mit einer liebeseufzenden Nachtigall zufrieden waren, seine Rechte griff kühn und mächtig in die Saiten des Lebens, dessen Höhen und Tiefen, dessen Nacht- und Tageszeiten er gleichmäßig für das Eigenthum des schaffenden Geistes hielt. Die Füll des Ausdruckes scheint ihm zuzuströmen, kühn greift er nach dem Alten wie nach dem Neuen, nach dem Zierlichen wie nach dem Starken, jedes mit Geschmack zu seinem Zwecke benützend.

Zeugen seiner wundervollen Leichtigkeit in der Behandlung der dichterischen Sprache sind im Grunde all seine Schriften, unter diesen aber vorzüglich seine Defensa de Melilla (1775), ein Schauspiel, welches er in drei Nächten — und zwar in nicht mehr als sechs Stunden dictirte — und sein Wettstreit mit Talasei, dem berühmten italienischen Improvisator.

In dieselbe Zeit fällt die Vollendung eines andern dramatischen Werkes »D. Guzman el bueno« von Moratin, welches er seinem edlen Gönner und Beschützer, dem Herzog von Medina Sydonia, widmete.

Allein diese glänzende Entwickelung seiner poetischen Kraft hinderte den Dichter nicht, die Aufgaben seines Lebens aus dem Standpunkte des Ganzen, mehr als seiner eigenen Erfolge zu würdigen. Er glaubte seinem Vaterlande, dem allgemeinen Besten auf jede Weise nützen zu müssen, zu der Natur und geistige Ausbildung ihn befähigte. Die Einsicht, daß die materiellen Interessen der Menschheit mit ihren geistigen im engsten Zusammenhange stehen, und daß der Wohlstand des Volkes stets die sicherste Grundlage seiner moralischen Entwickelung bilde, die Ueberzeugung, daß alle Lehren der Philosophie, aller Adel künstlerischer Ausbildung eine Nation nicht glücklich machen, der die Quellen häuslicher Wohlfahrt versiegen, ließ ihn über Nationalökonomie und Industrie zum ernsten Nachdenken gelangen, dessen Früchte er in einem Werke »über die Mittel, den Ackerbau in Spanien ohne Nachtheil der Schäfereien zu heben,« der ökonomischen Gesellschaft vorlegte. Es ist der klarste Beweis, daß die Wohlfahrt seines Vaterlandes die mächtigste Triebfeder seines Herzens war, der klarste Beweis, daß Gesetzgebung und Charakter seiner Nation seinen Geist vielfältig und dauernd beschäftigten. In Folge der Anerkennung, welche dieser verdienstvollen Schrift zu Theil ward, zum Mitgliede jener Gesellschaft ernannt, unterzog er sich mit Treue und Ausdauer den vielen

und wichtigen Aufträgen, die ihm in der neu erworbenen Eigenschaft anvertraut wurden.

Auch blieb die ökonomische Gesellschaft zu Madrid die einzige, in welche Moratin aufgenommen zu werden wünschte. Sowohl die spanische Akademie der schönen Wissenschaften als jene der Geschichte, in deren Reihen Verdienst und Stellung ihn am natürlichsten geführt hätten, schien seinen Wünschen nicht zu entsprechen, da er weder selbst irgend einen Schritt that, ihr Mitglied zu werden, noch Anträge im entgegenkommenden Sinne beachtete.

Als daher Moratin im Jahre 1777 sich um einen Preis bewarb, den die spanische Akademie für die beste Dichtung ausgesetzt hatte, welche ihr über die unsterblich kühne Verbrennung der Schiffe zu Vera-Cruz eingesendet wurde, so erhielt er weder Preis noch Akzessit. Die Akademie legte blos ein gekröntes Gedicht von D. José Vaca de Guzman in Druck. Doch die Nachwelt entschädigte Moratin reichlich für diese Geringschätzung, indem sie einstimmig, trotz jener Entscheidung der spanischen Akademie, seinem Werke [1] nicht bloß den Vorzug vor der Arbeit Guzman's, sondern auch unter allen übrigen Dichtungen Moratins selber, und somit seiner Zeit zuerkennt.

Unbekümmert um alle Preise, welche die Akademie hinfort ausschrieb, zog sich Moratin im Frühlinge des nächsten Jahres auf das Land zurück, wo er sich vorzüglich mit der Sichtung seiner zahlreichen Dichtungen beschäftigte, um diejenigen, die er für würdig achtete, der Nachwelt überliefert zu werden, für seine Sammlung vorzubereiten. Leider war es ihm nicht lange gegönnt, der freundlichen Muße zu genießen, die ihm der Aufenthalt auf dem Lande gewährte, — seine Verpflichtungen und die Sorge für seine Familie nöthigten ihn, trotz seiner schwankenden Gesundheit, nach Madrid zurückzukehren, wo er am 11. Mai 1780 im 42sten Jahre seines Alters starb.

Seine Schriften erschienen 1821 zu Barcelona in einer Sammlung, welche Leandro Moratin, der berühmt gewordene Sohn des verdienstvollen Dichters nach dem Wunsche des Verblichenen und mit seinen letzten Verbesserungen herausgab. Diese Sammlung enthält vorzüglich die lyrischen Dichtungen, einige didaktische und dramatische Arbeiten Moratins, ohne jedoch eine Gesammtausgabe seiner Werke zu seyn, nebst einer gut geschriebenen Biographie. Wieder aufgelegt ist sie zu London 1825. Die prosaischen Werke Moratins, von denen namentlich die oben erwähnte Memoria sobre los medios de fomentar la agricultura en Espana sin perjuicio de la cria de los ganados und eine Carta historica sobre el origen y progresos de las fiestas de toros en Espana (Madrid 1777) bekannt wurden, sind nicht gesammelt, und die im Manuskript vorfindlichen verschwanden, so wie sein lehrreicher literarischer Briefwechsel in Folge der Untersuchung, welche zur Zeit der Restauration über die Schriften dieses Gelehrten verhängt wurde.

Moratin, von der Natur selber zur Poesie berufen, hat sich beinahe in all ihren Zweigen erfolgreich versucht. Doch bleibt es besonders das lyrisch Heroische, worin ihm das Höchste zu erreichen vergönnt war. Der kühne und stolze Schwung seiner Fantasie verweilte lieber bei dem Großen und Erhabenen als bei sanften und süßen Empfindungen, sein ganzes literarisches Leben war der Ausdruck eines starken und entschiedenen Willens. Der göttliche Strahl, der ihn erhellte, bricht daher besonders in seinen Romanzen, in der pindarischen Ode an Pedro Romero [1] und in dem lyrisch-epischen Gedichte: »Los Naves de Cortés« mit ergreifender Gewalt hervor. Hier besonders ist er groß und eigenthümlich, feurig und beredt, unerschöpflich in Bild und Ausdruck. In jeder Zeile aber, die er hinterließ, ist sein glühendes Nationalgefühl, seine unüberwindliche Vaterlandsliebe, seine treue Anhänglichkeit an Spaniens Ruhm und Eigenthümlichkeit ersichtlich. Dieser vorwaltende Zug des Patriotismus in der Physiognomie seines Charakters beurkundet sich in der ausgesprochenen Vorliebe für heimische Sitte, einem überall vorwaltenden Streben nach volksthümlicher Auffassung, in dem umfassenden Studium vaterländischer Geschichte und Sage, und dem vollendeten Eindringen in den Geist der alten großen Dichter der Nation. »Nie,« ruft Quintana aus, »hat ein Dichter mit gleicher Vorliebe oder höherer Beredsamkeit Oertlichkeit und Sitte seines Landes geschildert. Madrid mit seinen Umgebungen, Straßen, Theatern, Circus, Frauen, öffentlichen Versammlungen und Feierlichkeiten nimmt in der Fantasie Moratins eine höhere edlere Gestalt an, alles gewinnt Leben und Bedeutung, Schönheit und Erhebung wie von raschen aber leuchtenden Gedankenblitzen erhellt, deren Pracht und Gewalt seinen Genius gewöhnlich am herrlichsten beurkundet und das unwidersprechlichste Zeugniß seiner höheren Sendung ablegt.«

Die Bestrebungen Moratins, so edel sie waren, so mächtig sie ohne Zweifel ein hohes Talent unterstützte, hätten für die Wiedergeburt der Poesie in Spanien nie so erfolgreich werden können, wäre ihnen nicht ein fühlbarer allgemeiner Aufschwung der Gemüther, und die Mitwirkung gleichgestimmter, von ähnlicher Begeisterung für das gemeinschaftliche Vaterland entflammter Männer zu Hülfe gekommen. Zur Bezeichnung des edlen Sinnes, in welchem die Regierung selber wirkte, und der sich auf alle Zweige der Verwaltung ausdehnte, möge man sich nur erinnern, was ein Campomanes für öffentlichen Unterricht, Anregung der Wissenschaft und

1 Es führt den Titel: Los Naves de Cortés.

1 Berühmt durch seine Geschicklichkeit im Stiergefechte.

National = Industrie im Geiste der obersten Staatsgewalt zu Stande brachte. Es scheint dieß das alte, verwahrloste Spanien nimmer; das Schreckbild der Verarmung und Despotie scheint plötzlich vor der aufgehenden Sonne der Humanität zurückzuweichen!

Diese aufgeklärte Regierung begünstigte die Gelehrten nicht blos um des Verdienstes der Einzelnen willen, sondern sie schätzte und ermunterte auch ihre Vereine, unter denen die Akademie S. Sebastian einen vorzüglichen Rang behauptete. Die talentirten Dichter der Zeit waren beinahe ohne Ausnahme Mitglieder derselben, Ayala, Cerdá, Rios, Cadalso, Pineda, Ortéga, Pizzi, Munos, Tomas de Iriarte, Guevara, Signorelli, Conti, Bernascone und viele andere wohnten ihren Versammlungen bei. Man las die besten Trauerspiele der französischen Schule, die Satyren und Poetik Boileau's, die Oden Rousseau's, die Sonette und Canzonen Fragoni's, Filicaja's, Chiabrera's, Petrarca's, einige Gesänge aus Tasso's und Ariosto's Gedichten; Cadalso trug seine Marokanischen Briefe, Iriarte mehre seiner Werke, Ayala den ersten Band seiner Biographien berühmter Spanier, seine Trauerspiele: die Zerstörung von Numanz und Abidis vor. Der Parnasso espanol [1] war Gegenstand der höchsten Spannung und Aufmerksamkeit.

Dadurch geschah es, daß jeder Begabte zu einer Aufmunterung gelangte, die ihn antreiben mußte, den höchsten Schwung seiner Kraft zu erproben, dadurch geschah es, daß der öffentlichen Meinung eine bestimmte edle Richtung, den Gesetzen des Geschmackes Nachdruck verliehen wurde, daß die Achtung für das Talent Raum gewann im Leben, und die gleiche achtbare Absicht dauernde Freundschaften begründete, Grundsätze feststellte, Irrthümer für immer abschwören und bekämpfen lehrte. Dadurch geschah es namentlich, daß der gestreute Same des Besseren, bei den düsteren Umwälzungen, welche die nächste Zukunft herbeiführte, nicht im Winde verwehte, sondern in den Gemüthern einer jüngern Generation Wurzeln schlug, — deren Nationalgefühl und Unabhängigkeit auf eine so harte Probe gestellt wurde! —

Doch bleibt Moratin der Ruhm, seine Zeit in jeder edlen Bestrebung repräsentirt, das Bessere überall mit der ganzen Kraft seines Herzens gefördert, jeder humanen Absicht hilfreiche Hand geboten, jedes Saatkorn des Guten bereitwillig aufgenommen zu haben. Vielseitig und beständig, begeistert und uneigennützig wirkte er für das wahre Interesse der Kunst und des Vaterlandes — ohne mehr für sich zu begehren, als Raum und Kraft für seine edle Wirksamkeit.

(Werden fortgesetzt.)

1 Herausgegeben von Juan Lopez de Sedano.

# Die Schriften der alten Römer über Landwirthschaftskunde.

## I.

## Des P. Virgilius Maro Landbau in 4 Gesängen.

### Inhalt des zweiten Gesanges.

(Fortsetzung.)

XIII. Weiter lehrt der Dichter, wie die verschiedenen Bodenarten zu erkennen und zu prüfen sind, und zwar:

1. ein lockerer Boden (v. 230);
2. ein dichter und fester (v. 234—);
3. ein saurer (v. 238 —);
4. ein fetter (v. 248 —);
5. ein nasser (v. 251 —);
6. ein schwerer (v. 254—);
7. ein leichter (v. 255 —);
8. ein schwarzer und wärmehältiger (v. 256 —);
9. ein kalter (v. 256 —).

Nach diesen allgemeinen Regeln folgen:

XIV. Besondere Regeln für den Weinbau (v. 259 —).

1. Die Zubereitung des Bodens. Der Dichter empfiehlt, die Gruben, welche man mit Weinstöcken bepflanzen will, zeitig genug herzurichten, und das Erdreich derselben der Sonne, den Winden und der Kälte längere Zeit auszusetzen, um ihm die erforderliche Lockerheit zu verschaffen (v. 259—).

2. Die Pflanzschule, wo die Pflanzlinge gezogen werden, welche später in einen so viel als möglich gleichartigen Boden und in ihrer vorigen Richtung nach den Weltgegenden zu versetzen sind (v. 265 —).

XV. 3. Die Bepflanzung der Weingärten und Weinberge mit Reben, welche mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gegend und der Rebengattungen zu geschehen hat (v. 273 —); insbesondere können in Weingärten von fettem ebenem Boden die Reben dichter gepflanzt werden (v. 275—); auf Weinbergen sind sie in weiter von einander gesonderten Reihen, nach Art römischer Schlachtordnung, zu ordnen (v. 276 —).

XVI. 4. Die Tiefe der Gruben. Die Reben sind nicht, wie Bäume, in tiefe, sondern etwas flache Gruben einzusetzen (v. 288).

XVII. 5. Die sonstigen Vorsichten, welche bei Bepflanzung der Weingärten und Weinberge zu beobachten sind, nämlich:

a) die Abendseite zu vermeiden (v. 298 —).

b) Keine Haselstauden im Weingarten aufkommen zu lassen (v. 299 —).

c) Die Schnittlinge nicht von den Enden der Ranken,

sondern nahe an der Wurzel abzunehmen (v. 300 —), ohne die Rinde zu ritzen (v. 301).

d) Die Baumweingärten nicht mit wilden Oelbäumen zu bepflanzen (v. 302 —); weil diese, wenn sie zufällig in Brand gerathen, den Weingarten bis in den Grund ausbrennen (v. 303). — Endlich

XVIII. Der Zeitpunkt, wenn die Wurzelpflanzen in die aufgelockerten Gruben einzusetzen sind:

a) wenn kein erstarrender Nordwind stürmt (v. 315 —);

b) nicht bei noch kalter Witterung des ersten Frühlings oder des Spätherbstes (v. 317), sondern

c) in warmer Frühlings- und Herbstzeit (v. 319 — 321 —).

XIX. Episode: Preis des Frühlings (v. 323 —) und des Frühlingsmorgens der Schöpfung (v. 335 —).

XX. Regel, nach welcher bei dem Einpflanzen der Setzlinge und Senker in die Weinäcker zu verfahren ist (v. 346 —). — Man soll sie

a) mit Dünger bestreuen (v. 347 —);

b) mit vieler Dammerde bedecken (v. 348 —);

c) mit Sand, Kies oder Muschelscherben umlegen (v. 348 —), und allenfalls auch

d) einen Stein oder einen Haufen Scherben oben auf zur Abhaltung des Regengusses und der brennenden Sonnenhitze anbringen (v. 351 —).

XXI. Wartung und Pflege der Reben im Weinacker (v. 354 —). Der Hauer soll

1. das Erdreich am Rebenstamme öfter auflockern und die Klösse zerhauen (v. 355 —);

2. den Baumweingarten beackern, um die Wurzeln zu lüften und das Unkraut auszurotten (v. 356 —);

3. die Reben anbinden, um sie vor der Gewalt der Stürme zu schützen und ihr schlankes Wachsthum zu befördern (v. 358);

XXII. 4. sie ablauben (pampinare; v. 362 —); und

5. schneiteln (putare; v. 367 —);

XXIII. 6. sie durch Verzäunung wider den Ueberfall der Heerden sichern (v. 371), besonders der Ziegen und Böcke, welche Hauptfeinde des Weingartens sind; deßhalb wurde, so wie vor Alters bei den Griechen, auch bei den Römern dem Bacchus der Bock geopfert (v. 380 —). — Gemälde des Bacchusfestes bei den Griechen (v. 381 —); bei den Römern (v. 383 —).

XXIV. Fortgesetzte und unaufhörliche Wartung und Pflege des Weinberges (v. 397 —) und zwar:

1. drei- bis viermaliges Hauen des ganzen Ackers (v. 399 —);

2. unaufhörliche Zerstäubung der Klösse (v. 400 —);

3. mehrmaliges Ablauben;

4. Schneiteln nach der Weinlese (v. 405 —);

5. zeitiges Wegräumen des Reisigs und der Pfähle (v. 409 —).

6. Vorrathsanschaffung der nöthigen Bindereiser (v. 413 —). Dieses alles faßt der Dichter in einigen sprichwörtlichen Winzerregeln zusammen (v. 408 — 413), und schließt mit der Bemerkung, daß es, so vieler nöthiger Arbeit wegen, besser ist, einen nicht gar zu großen Grund ordentlich zu bestellen, als weitläufiges Land zu besitzen, welches man vernachlässiget (Laudato ingentia rura; exiguum colito; v. 413 —). Zuletzt erinnert er noch einmal an das Mühsame des Weinbaues, indem selbst dann, wenn die Trauben schon reifen, der Acker noch fortan zu behacken, und wegen zu fürchtender Regengüsse in Gefahr ist (v. 416). — Weniger mühsam, und doch nicht minder einträglich ist die Cultur der Oliven, des Obstes und der Waldbäume, wovon der Dichter im Folgenden handelt.

XXV. Pflege der Oliven (v. 420 —).

XXVI. Obstbaumzucht (v. 426 —).

XXVII. Anbau der Waldbäume und wilden Gesträuche (v. 429). — Dem vielfachen Nutzen derselben ist der Ertrag des Weinbaues kaum zu vergleichen (v. 454 —).

XXVIII. Schluß des Gesanges (v. 458 —);

a) Lob des Landlebens.

XXIX. b) Lob der Naturwissenschaft (v. 475).

XXX. Gemälde des Contrastes zwischen dem unruhigen Leben des Städters (v. 495 — ) und der ruhigen, beseligten, von Alters hergebrachten Lebensweise des Landwirthes (v. 513 —).

XXXI. Der Landwirthschaft verdankte das alte Etrurien, so wie nachher Rom seine Größe (v. 532 —).

XXXII. Schluß dieses Gesanges (v. 541 — 542).

(Fortsetzung folgt.)

## Notiz.

Einige Bemerkungen über den deutschen Adel. (Quedlinburg 1836. 70 S. 8.) Der Adel ist eine kräftige Stütze der Monarchie, überhaupt ein wichtiges und nützliches Glied des Volksorganismus, nützlich sowohl gegen Anarchie, wie gegen den Despotismus; man soll ihn, ohne Nachtheil für die übrigen Stände, stützen und kräftigen. Diese Ansichten werden in dem, nicht ohne Geist und in einer versöhnenden Sprache geschriebenen Schriftchen vorgetragen und mit Stellen bekannter Autoritäten bekräftigt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

23. Mittwoch, den 22. März 1837.

Das Kaiserthum Oesterreich. Gemälde des Landes und Volkes, von Dr. M. Zimmermann. Vollständig in Einem Bande. Erste Abtheilung. Leipzig und Stuttgart. J. Scheible's Verlags-Expedition gr. 8. S. 1 — 320. (Auch unter dem Titel: Europa und seine Bewohner. Ein Hand- und Lesebuch für alle Stände. 1. Band.)

(Besprochen von Prof. Albin Heinrich in Brünn.)

Der Verfasser nennt sein Buch ein »Gemälde des Landes und Volkes;« damit will er gesagt haben, das Buch stelle das österreichische Kaiserthum mit allen seinen Theilen durch Worte und Schrift so deutlich gezeichnet dar, daß der Leser aus jedem Stande mit seiner Einbildungskraft Land und Leute, Städte und Dörfer, Volksfeste und Prozessionen, Gerichtssäle und Rathsversammlungen, Kirchen und Schulen, Märkte und Stappelplätze, Berge und Thäler, Flüsse und Seen, unterirdische Grotten und erzführende Schachte rc. rc. vor seinen Augen lebhaft sehen kann. —

Wenn aber der Inhalt eines Buches weniger umfaßt, als der Titel ausspricht, so ist dieses eine Täuschung des Publikums, die nicht zu rechtfertigen ist. — Was soll man erst zum vorliegenden Buche sagen, das von groben Irrthümern, absichtlichen Unwahrheiten und unverzeihlichen Lügen wimmelt?! — Das hiermit niedergeschriebene Urtheil, welches vielleicht Manchen allzustreng scheinen könnte, gehörig zu begründen, erfordert die Pflicht der Wahrheit und Billigkeit, die der Verfasser an seinen Beurtheiler stellen kann. — Der Plan des Verfassers zu diesem Werke ist nicht ohne Verstand — aber ohne Herz ausgedacht. Er wollte nicht bloß eine Geographie oder Statistik liefern, sondern ein Gemälde des Landes und der Bewohner des österr. Kaiserstaates, nach ihrer Zahl, körperlichen Beschaffenheit, Nahrungs- und Bekleidungsart, nach ihrer Beschäftigung und Bildung, ihrem Kunstsinne, ihrer Religion und ihrem sittlichen Charakter. Man sieht aus den Ueberschriften: »Geschichtliche Einleitung S. 3 — 30. Das Kaiserthum Oesterreich S. 37 — 76. Klimatische Verhältnisse, die Quellen und Gewässer Oesterreichs S. 78 — 87. Die Bewohner Oesterreichs S. 87 — 92. Industrie des Kaiserthums S. 92 — 97. Handel S. 97 — 101. Maß und Gewicht S. 101 — 104. Schulbildung des Volkes S. 104 — 113. Oesterreichs Verfassung S. 113 — 133. Das Erzherzogthum Oesterreich S. 134 — 210. Das Herzogthum Steyermark S. 210 — 256. Die gefürstete Grafschaft Tyrol und Vorarlberg S. 257 — 289. Die Herzogthümer Krain und Kärnthen S. 289 — 320 (wo mit »Laibach« die erste Abtheilung endet)', daß der Verfasser so ziemlich die Hauptgegenstände herausgehoben habe; — aber bei genauerer Prüfung der einzelnen Gegenstände fallen Einseitigkeiten und Mängel, Irrthümer und Vorurtheile, Leidenschaft und Unwahrheit auf.

Nirgend findet man ein Literaturverzeichniß oder eine Uebersicht der Quellen angegeben, aus denen der Verfasser seinen Bedarf geschöpft hat. Nur hie und da werden »Wahlenberg, Dr. Sartori und Blumenbach, von Sydow und Schultes« erwähnt, »Hecke« aber, weil er nicht, wie einige norddeutsche Glücksritter, als Nikolai, Arndt, Cölln, Hiller rc. rc. uns Oesterreicher an den Pranger stellt, und das alte abgedroschene Liedchen vom Vielessen aufwärmt, wird einer Parteilichkeit beschuldigt. — Der Verfasser gibt sich also das Ansehen eines originellen Schriftstellers, der, jeder fremden Hülfe entbehrend, sein Feld nur mit eigenem Gespann pflügt. — Wir sehen es sehr wohl ein, daß kein Schriftsteller aus bloßen gedruckten Quellen ein treues treffendes Bild eines Landes und Volkes entwerfen kann, dazu ist eine genaue Landeskenntniß, die man sich freilich nicht durch eine Fahrt auf dem Eilwagen verschafft, eine Erfahrenheit und persönliche Ansicht nöthig; allein wir sehen es auch sehr gern, wenn ein verständiger und unbefangener Schriftsteller gute Quellen, die ihm zur Kenntniß so verschiedenartiger Völker, als jene des österr. Kaiserstaates sind, helfen, klug benützt; doch jener seichte Dünkel, jene Selbstsucht, jenes Haschen nach Celebrität, und jenes Prunken mit Federn, denen man es ansieht, daß sie den Pfauen entwendet worden, wird bei näherer Prüfung lächerlich und zeigt von einer ziemlichen Portion Unverschämtheit.

S. 3 beginnt der Verfasser: »Der österreichische Kaiserstaat, durch die Klugheit seiner Regenten zu der Höhe erhoben, auf welcher er sich jetzt befindet, bildet ein enggeschlossenes Ganze.«

Zur Klugheit der Regenten gehört unstreitig auch eine gute Gerechtigkeitspflege; denn ohne diese dürfte sich kaum ein Staat durch Jahrhunderte auf seiner Höhe zu behaupten im Stande seyn. — Und doch spricht sie uns der Verfasser S. 120 ganz ab: »auch in Oesterreich ist der Gerichtsgang höchst schleppend, eine Klage gegen einen Höhern beinahe gar nicht anhängig zu machen, und eine Klage gegen den Kaiser selbst etwas so ganz Unerhörtes, daß man keinen Begriff davon hat, während es wohl möglich ist, daß im Namen des Kaisers Jemanden Unrecht gethan wird. Es möge doch ja Niemand die Humanität der österr. Gerichtsstellen rühmen wollen: vornehme Vettern, vornehme Bekannte bewirken Alles.«

Jedes Wort erscheint hier als eine grobe Unwahrheit. Die Gerechtigkeitspflege ist bei uns eine der stärksten Stützen des Staates, und als solche auch stets von dem Regenten und vom Volke angesehen und heilig geachtet. Vor dem Richterstuhle sind wir alle gleich, und der ärmste der Unterthanen wird von dem Gesetze in Schutz genommen und vertreten. Es ist daher eine schamlose, verläumderische Behauptung des Verfassers: »daß gegen einen Höhern eine Klage beinahe gar nicht anhängig zu machen sey.« Ueberall steht ja sowohl der beklagten als der klageführenden Partei, wenn sich eine oder die andere durch das von der ersten Instanz gefällte Urtheil in ihrem Rechte verkürzt glaubt, an die zweite und dritte Instanz zu appelliren frei. — Die Besorgniß, daß bei der Stimmenberechnung und Beschlußziehung (Votirung) eine Ungerechtigkeit begangen werden möchte, verschwindet bei Jedem, der die Verfassung und das Verfahren der österr. Justizbehörden nur einigermaßen genauer kennt. Daß endlich bei den Sessionen Freiheit der Meinung und der Stimmen, Ernst und Würde herrscht, und daß ein gehöriges Verhältniß zwischen den Präsidenten und den Räthen Statt findet, so, daß jener nur Primus inter pares ist, und von diesen jeder darauf bestehen kann, daß sein Separatvotum, im Falle er von den übrigen abstimmenden Mitgliedern in seinem Urtheile abweichet, ins Amtsprotokoll aufgenommen werde, kann von Niemand in Abrede gestellt werden.

Der Verfasser fährt S. 120 weiter fort: »Geschrieben ist jedoch über alles dieses viel Lobendes, und das ist ganz leicht; erstens erlaubt der Patriotismus dem Oesterreicher es nicht anders.« Woher entsteht denn die große und eifrige Anhänglichkeit des Oesterreichers an seinen Fürsten und an sein Vaterland, wenn Gesetzlosigkeit, Gunst und Willkühr im Lande herrschen? — Vielleicht fördert und befördert die Liebe und Anhänglichkeit an das durchlauchtigste Regentenhaus das glückliche Loos, welches den Bewohnern zu Theil wird, und das der Verfasser S. 119 so lebhaft schildert: »in Polen« (soll heißen Galizien), »Ungarn und Böhmen können die Menschen verschenkt, mit dem Grunde und Boden (,) worauf sie wohnen (,) verkauft, verspielt werden, der Herr kann mit ihnen machen, was er will, die Kinder derselben zu seinen unmittelbaren Knechten ohne Lohn, die Töchter zu seinen Dienerinnen in jeder Art machen, er hat nicht nur das jus primae noctis, sondern überhaupt jedes andere jus, selbst das der Lebensstrafe über ihn.« Mit solchen groben Lügen will der Verfasser in seinem „Lesebuche," das er für alle Stände geeignet glaubt, das Publikum über Oesterreich belehren und unterhalten?! Der Verfasser setzt S. 120 hinzu: „zweitens kennt er (der Oesterreicher) nichts Besseres. Was könnte ihm da fehlen?" Auf diese Art wären wir ohne jedes Denk- und Gefühlsvermögen, und also weit hinter den Thieren zurück. — »Die Bauern«, schreibt der hochgelehrte Herr Dr. Z. S. 119, »selbst scheinen auch keine Neigung zu einer besseren Existenz zu haben; wenn sie nur ihren Magen gefüllt, so befinden sie sich im Uebrigen — ganz wohl, unangenehm scheint ihnen aber, wenn sie zwei Zentner Leinwand auf dem Rücken, von ihrer Heimath fortgeschickt werden und diese durch Preußen, Deutschland, Italien, die Schweiz und Rußland schleppen und verkaufen müssen, wobei für ihre Existenz nicht durch die mindeste Rücksicht gesorgt ist, daher sie während ihrer Wanderschaft ganz allein vom Betteln oder Stehlen leben.« Doch diesem widerspricht der Verfasser selbst S. 122: »Im Uebrigen ist in Oesterreich gut seyn und kann man sich des Raisonnements enthalten« (klüger wäre es für den Verfasser gewesen zu schweigen, als sich durch ein schamloses Geschwätz lächerlich zu machen), »so ist vielleicht nirgends besser seyn, als gerade dort.« Ein altes Sprichwort sagt: »Mendacem oportet esse memorem« (Ein Lügner soll ein gutes Gedächtniß haben). Wie kann es in Oesterreich gut seyn, wenn das, was der Verfasser gleich auf der andern Seite behauptet, wahr seyn soll? S. 123: »Das Salz ist so theuer, daß man die Speisen fast gar nicht salzt und den Nordländern alle so zubereiteten Substanzen (?) flau vorkommen.« Uns geraden Süddeutschländern kömmt ein Flausenmacher nicht bloß flau, sondern auch sehr ekelhaft vor. — Eben so viel Falsches und Unwahres verbreitet der Verfasser über die Grundsteuer und Zehnten, die »zwei Drittel des ganzen Kaufspreises« einer Realität betragen sollen. Der Staat war in Oesterreich nie »Zehentpächter.« Der Adel ist im Oesterreichischen Kaiserstaate so gut steuerpflichtig als jeder Andere, und es ist grundfalsch, was der Verfasser S. 118 behauptet: »daß er (der Adel) zu den Gefällen und Abgaben beitragen müsse, steht zwar geschrieben, aber ist auch weiter nichts, als das; denn die Steuern, die der adeliche Grundbesitzer gibt, sind vorher seinen Unterthanen abgenommen.« Daß die k. k. Kreisämter und hohen Behörden den Unterthan schützen, weiß Jedermann. »Auch durch den Tabak

(ein Regal), durch die Posten (ein Regal), welche sehr theuer sind, wird auf den Beutel der Unterthanen spekulirt.« Wer keinen Tabak raucht und nicht schnupft, ist von dieser Steuer ganz frei. Volenti non fit injuria. Staatsabgaben sind nichts anders, als Antheile des Privatvermögens, die der Staat zur Ausführung seiner Zwecke verlangt — und da die Abgaben bloß vom reinen Ertrage (mit dem Begriffe des Ertrages hängt der Begriff des Einkommens genau zusammen), genommen und erhoben werden: so folgt, daß sie ein Jeder von seinem reinen Einkommen bezahlen kann. Die »Häusersteuer in Wien« ist dem Verfasser auch nicht recht; daß die Hausrente im Allgemeinen ein Gegenstand der Besteuerung sey, stimmt vollkommen mit der Gerechtigkeit überein; denn der Hauseigenthümer genießt dieses Einkommen, als ein Produkt des angewandten Capitals unter dem Schutze des Staates, trägt also billiger Weise einen proportionirlichen Theil zu dessen Erhaltung u. s. w. bei.

(Fortsetzung folgt.)

---

Das Recht des Schadenersatzes und der Genugthuung nach den österreichischen Civilgesetzen versuchsweise dargestellt von Johann Baptist Zugschwert. Herausgegeben aus Veranlassung seiner öffentlichen Vertheidigung der beigefügten Gegenstände aus allen Theilen der Rechts- und politischen Wissenschaften zur Erlangung der juridischen Doctors-Würde an der k. k. Universität zu Wien. Wien 1837. 8.

(Schluß.)

Im fünften Kapitel behandelt der Verfasser die Begünstigung des Ersatzrechtes in Einem §. Ich gebe zu, daß dieselben nicht ausgedehnt sind, allein ausgedehnter als der Verfasser sie darstellt, sind sie gewiß. Ich verweise vor allem auf das Werk selbst. Ist das Recht der Privatpfändung des Viehes, wovon der §. 86 handelt, keine Begünstigung des Ersatzrechtes? Gilt nicht auch ein Gleiches von der Octava? so wie von den Ersatzforderungen der herrschaftlichen Waisen-Cassen, da dieselben nach dem Ende des §. 81 einen gesetzlichen Titel zum Pfandrechte haben? Ist es ferner nicht eine Begünstigung des, durch Verbrechen oder sch. P. Ueb. hervorgerufenen Ersatzrechtes, daß der Strafrichter von Amtswegen den Schaden erheben, und in so vielen Fällen über den Ersatz erkennen muß, welche Urtheile dann von dem Civilrichter sogleich exequirt werden können (§. 82)? — So wie nun der Verfasser selbst, außer dem fünften Kapitel mehrere im letzteren nicht aufgenommene Begünstigungen aufgezählt hat; so kann ich auf noch andere hinweisen, die gar nicht erwähnt worden sind. Ist es nicht eine besondere Begünstigung des Ersatzanspruches des Obereigenthümers, wenn der Nutzeigenthümer die Erhaltung und Bestellung der Grundstücke vernachlässigt, daß ersterer auf die Ueberlassung des Gutes an andere Erbpacht- oder Erbzins-Männer dringen darf, da dadurch der Nutzeigenthümer veranlaßt wird, den Ersatz schneller zu leisten (§. 1130 a. b. G. B.). — Ist es ferner, da das Ersatzrecht objectiv genommen, nur ein persönliches Sachenrecht ist, nicht eine besondere Begünstigung des Ersatzrechtes der Unterthanen gegen ihre Herrschaft wegen Bedrückungen, daß der Nachfolger im Besitze der Herrschaft drei Jahre für diese Entschädigungen haften müsse, wenn er auch titulo singulari zum Besitze käme? — Ist nicht auch das Ersatzrecht dessen, in dessen Privilegium ein Eingriff geschah, durch den Antheil an der Strafsumme begünstigt? Ist es nicht eine besondere Begünstigung des Ersatzrechtes des Staats, wenn er die Cautionen der Beamten unmittelbar zur Tilgung der aus dem Dienste derselben erlittenen Beschädigungen verwenden darf? Gilt nicht auch ein Gleiches rücksichtlich des Rechtes, wegen solchen Beschädigungen ohne Dazwischenkunft der Gerichte Abzüge an Gehalten und Pensionen der Staatsdiener anzuordnen, so, daß solche Abzüge durch die von Privaten auch früher erlangten Pfändungen oder Abtretungen auf keine Weise beirrt werden können (A. h. E. v. 8. August 1834. Wien. Zeit. 14. Oktober 1834)? — Welch wichtige Begünstigungen stehen endlich dem Ersatz- (Regreß-) Rechte des Wechselgläubigers im Falle des erhobenen Protestes zu, die allerdings einen Platz in diesem V. Kapitel verdient hätten, da der Verfasser es mit dem Begriffe der Civilgesetze auf dem Titel nicht so streng nimmt, und auf andere Zweige der Legislatur fortan reflektirt.

Im sechsten Kapitel handelt der Verfasser von den Erlöschungsarten des Ersatzrechtes. Da er sich in diesem Werkchen schon auf das Gebiet des Str. G. B. begeben hat; so wäre es erwünscht gewesen, wenn er auch den Fall berührt hätte, wenn der Beschädiger durch Verbrechen oder sch. P. Ueb., bevor noch ein Urtheil über ihn ergeht, stirbt, weil wir über diesen Fall besondere gesetzliche Bestimmungen sehr wichtiger Art haben. — Bei der Erlöschung des Ersatzrechtes durch Verjährung hätte auch die Beantwortung der Frage einen schicklichen Platz gefunden: welchen Einfluß auf die Dauer des Ersatzrechts der Umstand hat, daß der Beschädigte unter väterlicher Gewalt, Vormundschaft oder Curatel stehe (§. 1494 a. b. G. B.). Da der Verfasser über den Ersatz der Gerichtskosten, so wie über das Regreßrecht des Wechselgläubigers nicht handelt, so ist es begreiflich, warum er auch von der Erlöschung dieser Rechte, obschon sie eigenthümlicher Natur ist, nichts erwähnt. Auch darüber fand ich keine Belehrung, ob im Falle, als die Beschädigten vor der

Einklagung des Ersatzrechtes an gewisse Schritte gebunden sind (wie der Verfasser selbst angegeben hat) das Unternehmen dieser Schritte die Verjährung des Ersatzrechts unterbreche, oder doch hemme? für die italienischen Gemeinden haben wir die ausdrückliche Bestimmung, daß diese Schritte die Wirkung der eingebrachten Klage haben (§. 1497 a. b. G. B.); wie verhält es sich aber in den andern Provinzen?

Ich glaube nun dargethan zu haben, daß es mir bei der Recension des vorliegenden Werkes um die Wahrheit Ernst war, und daß daher auch mein Urtheil über das Ganze auf meiner vollsten Ueberzeugung beruhe: der Verfasser hat uns einen schätzbaren Beitrag zur juristischen Literatur Oesterreichs geliefert; er hat mit einer bei Anfängern seltenen Präcision, Vollständigkeit und Sprachgewandtheit gearbeitet, und seinen Beruf, für das heilige Recht die Feder mit Wärme und Erfolg zu führen, bestens beurkundet. Möge er daher so wacker fortfahren, und im Eifer nicht erkalten, am wenigsten sich aber von den bisherigen, gut gemeinten Gegenbemerkungen beirren lassen, da es sich bei denselben ohnedieß noch frägt, ob die Wahrheit auf ihrer Seite steht! »Prüfet alles, und das Gute behaltet.«

Dr. Ignaz Wildner,
suppl. Professor der Rechte.

---

## Die Schriften der alten Römer über Landwirthschaftskunde.

(Fortsetzung.)

### I.

### Des P. Virgilius Maro Landbau in 4 Gesängen.

#### Inhalt des dritten Buches.

I. Auch hier beginnt der Dichter mit der Ankündigung des Gegenstandes, dessen poetische Darstellung er in diesem Gesange unternimmt.

Dieß ist die, unter der Obhut der Hirtengöttin Pales, des Apollo Nomios und des Pan segenreiche Viehzucht, welche vor ihm kein Dichter besungen, während die meisten übrigen Stoffe, die einer poetischen Behandlung fähig sind, schon vielfach bearbeitet wurden (v. 3 — 9 —).

In dem stolzen Gefühle, auf einem zuerst betretenen Felde der Poesie die Palme zu erringen, und seine Vaterstadt Mantua zu verherrlichen (v. 10 — 12), faßt er den Gedanken, die römische Sprache und Literatur durch ein großes episches Nationalwerk zu bereichern, und das goldene Zeitalter des Augustus durch die Aeneide zu verewigen (v. 13 — 39).

II. In der darauf folgenden Anrufung des Mäcenas ermuntert sich der Dichter zur Vollendung des vorliegenden Lehrgedichtes, welches er auf Geheiß seines hohen Gönners begonnen (v. 40 — 48 —).

Nach diesem Eingange schreitet der Dichter zum eigentlichen Gegenstande dieses Gesanges, welcher in zwei Haupttheile zerfällt, wovon der erste die Zucht der größern Hausthiere, nämlich der Pferde und Rinder (v. 49 — 285), der zweite die Zucht der kleinen Hausthiere, nämlich der Ziegen und Schafe, behandelt (v. 286 — 477).

III. Im ersten Haupttheile beschäftigt sich der Dichter zuerst mit den Zuchtthieren, die zur Mehrung des Viehstandes ausgewählt werden sollen. Insbesondere schildert er:

1. die Kennzeichen einer guten Zuchtkuh, und deutet
2. das Alter an, in welchem, und wie lange dieselbe zur Fortzucht tauglich zu halten sey (v. 60 — 62); endlich
3. empfiehlt er, diese bald vorüber fliehenden Jahre für Erzielung eines guten Nachwuchses zur fortwährenden Ergänzung und Mehrung der Herde zu nützen (v. 63 — 72).

IV. Auf gleiche Weise empfiehlt er eine gute Auswahl der Zuchtpferde (v. 72 — 74), und schildert zu dem Ende:

1. Die Kennzeichen eines Hengstfüllens von edler Race (v. 75 — 88).

Als Beispiele führt er berühmte Pferde des Alterthums an, wie den Cyllarus des Castor und Pollux von amykläischer Race; das Gespann des Mars; die Renner des Achilles und den, in der angenommenen Gestalt eines Hengstes entfliehenden Saturnus (v. 89 — 94). Insbesondere empfiehlt er:

3. bei der Wahl der Zuchtrosse auf Jugendkraft und Feuer zu sehen (v. 95 — 99), dann
4. auch die sonstigen Anlagen und angestammten Eigenschaften der Race in Anschlag zu nehmen (v. 101), mehr aber zu beachten, welchen Eindruck der Sieg im Wettrennen auf dasselbe mache, ob es lüste nach Kampf, vor Ungeduld stampfe, und dadurch seine Tauglichkeit zum Wagenrennen (v. 102 — 114) und zum Reiten verrathe (v. 115 — 117). Dies betrachtet der Dichter als das sicherste Merkmal eines guten Zuchtrosses, und legt mehr Gewicht darauf, als auf das günstige Vorurtheil, welches man gewöhnlich von der Tapferkeit des Rosses im Kriege, oder dem Rufe seines Stammlandes herleite. (v. 118 — 122).

(Fortsetzung folgt.)

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**24.** Sonnabend, den 25. März **1837.**


Das Kaiserthum Oesterreich. Gemälde des Landes und Volkes, von Dr. M. Zimmermann. Vollständig in Einem Bande. Erste Abtheilung. Leipzig und Stuttgart. J. Scheible's Verlags-Expedition. gr. 8. S. 1 — 320. (Auch unter dem Titel: Europa und seine Bewohner. Ein Hand- und Lesebuch für alle Stände. 7. Band.)

(Fortsetzung.)

Ueber die Schulbildung des Volkes äußert sich der Verfasser S. 105: »Von Bildung ist eigentlich gar keine Rede.« Eine solche Bildung, wie der Herr Dr. Zimmermann in seinem Werke beweist, ist bei uns freilich nicht zu finden; — eine Bildung, die weiter nichts bezweckt, als Glättung der Außenseite, während unter den sogenannten gefälligen Sitten das Laster der Lüge sich verbergen kann — und die Wahrheit mordet, heißt bei uns keine Bildung. Wahre Bildung muß die naturgemäße Leitung und Entwicklung aller im Menschen liegenden edleren Kräfte und Triebe bezeichnen, muß ihn zum wahren Menschen im vollen Sinne des Wortes machen. Geist und Gemüth, Sinn und Verstand, die selbstthätige und empfangende Kraft muß im gleichen Verhältnisse, im harmonischen Bunde entfaltet, gestärkt und erhöht werden, — und nur eine solche Bildung ist es, welche für den ernsten, festen, aber auch sanften und echt humanen Charakter eines Deutschen sich eignet. Nach dem vorliegenden Buche zu urtheilen, scheint der Verfasser eine ganz andere Meinung von dem Worte »Bildung« zu haben.

Wir würden eine höchst beschränkte Ansicht der Welt und des Lebens verrathen, wenn wir behaupten wollten, nur in unserm Vaterlande sey das Ideal menschlicher Vortrefflichkeit und Einrichtung zu finden, und das Ausland biete gar nichts dar, was wir uns mit Nutzen aneignen könnten; allein wir wünschen uns das Gute, Nützliche und Vortreffliche des Auslandes nur in so fern anzueignen, als es mit unserm Nationalcharakter übereinstimmt, und in sein Wesen übergehen kann, ohne dieses zu vernichten. Referent, der durch wiederholte Reisen in Norddeutschland auch die vom Verfasser S. 155 hochgepriesene Glückseligkeit der Bewohner Ostpreußens kennen gelernt hat, kann den Herrn Dr. Zimmermann versichern: daß das Butterbrot bei uns in dem mähr. schles. Gesenke, in den böhm. Sudeten, in den Karpatengegenden, auf den Alpen in Tyrol und Steyermark eben so wohlschmeckend ist und gegessen wird, wie in Norddeutschland. Auch sind die Bewohner Oesterreichs nicht so unglücklich, als sie der Verfasser S. 155 schildert: »der Lüneburger, der Bewohner von Ostpreußen würde sich sehr unglücklich fühlen, wenn er so glücklich seyn müßte, des Oesterreichers Loos zu theilen.« Nun zählt er die »Pommerschen Gänse auf, von denen ein »Bauer allein eine Heerde von 50 — 1000 Stücken« hat und »jährlich davon 50 — 500 Stück verzehren kann.« Die einzige Provinz Mähren zählt bei dritthalb Millionen Gänse — und die mährische Gänseleber, die der Verfasser hoch anrühmt, muß also jene der pommerischen Gänse übertreffen. Indessen wollen wir damit keineswegs gesagt haben, daß wir uns darauf etwas zu Gute thun, sondern nur bloß beweisen: daß es beim Oesterreicher an ähnlichen Gegenständen nicht fehle; und endlich wollen wir noch beweisen, daß der Verfasser abermals die Unwahrheit gesagt hat: S. 201. »Gegen Linz zu findet man Bauern, welchen man ihr Vermögen auch auf Hunderttausend Gulden schätzen kann, welche 10 — 20 Pferde im Stalle haben, von denen das Stück 5 — 600 fl. C. M. werth ist« und auf der S. 123 steht: „die Grundsteuern sind nebst den anderen Abgaben so groß, daß man viele Tausend Bauerngüter nebst Haus und Inventarium, um ein Paar hundert Gulden C. M. kaufen kann, weil die Abgaben zwei Drittel des ganzen Kaufpreises betragen.« Ueber das Einzelne der Darstellungen, Behauptungen, Meinungen und Ansichten des Verfassers hätte Referent so viel zu bemerken, daß er, wenn er über alles seine Erwiederungen und Berichtigungen mittheilen wollte, einen größern Raum in Anspruch nehmen müßte, als zur Beurtheilung dieses Buches in dieser Zeitschrift gestattet werden kann. Daher aus dem Vielen nur das Wesentlichste: S. 105 „die Wissenschaften liegen im Argen, weil die Schuleinrichtung eine arge ist;“ daß der Verfasser unsere Schul-

einrichtung gar nicht kennt, leuchtet aus dem Folgenden hervor: „Täglich zwei bis drei Stunden Religionsunterricht (soll heißen: wöchentlich zwei Stunden), was natürlich bei einem (?!) Cursus nach Absolvirung der Humaniora oder Universität (welche Ignoranz von einem Doctor und Schriftsteller!) auf eine Erzählung aller Legenden und des Lebenslaufes in aufsteigender Linie von allen Heiligen hinausgehen muß. Es wird Rechnen, Griechisch, Mathematik und Geographie, Geschichte, Physik, und nebst Religion auch Philosophie gelehrt, aber alles dieß in jeder Klasse von einem und demselben Lehrer (soll heißen: jedes Fach der Wissenschaft hat einen Lehrer); es ist daher völlig begreiflich, daß die beispielloseste Oberflächlichkeit (die herrlichsten Beispiele von Oberflächlichkeit gibt uns der Verfasser in seinem Buche) in allen diesen Dingen, außer etwa in den alten Sprachen, Statt finden muß. — Von Klasse zu Klasse steigt der Schüler, nach einem alle Halbjahre abgehaltenen Examen, worin Religion, Moral und Aufführung die Hauptrubriken (S. 106) sind, höher und höher, bekommt in jeder Klasse einen neuen Lehrer (?!), wird aber in jeder Klasse wieder von einem und demselben Lehrer mit gleicher Oberflächlichkeit wie bisher, unterrichtet, und so hat nach zurückgelegten Studien und Universitätsjahren (indem das bisherige System mit täglichem Messebesuchen, halbjährigen Examen und Aufführungslisten fortgetrieben wird, worauf dann, wenn die ersten 3 Rubriken: Religion, Moral und Aufführung mit eminenter ad eminentiam oder Nr. 1 ausgefüllt sind, die Maturitäts-Erklärung erfolgt) der Schüler oder Student die Doctorwürde (mit Nichten! in Oesterreich ertheilt man diese Würde nicht fürs Geld —), das beste Zeugniß zu erwarten, welches jedoch ausbleibt, wenn während aller Schul- und Universitätsjahre in den Aufführungslisten unter der Rubrik: Religion zweimal Nr. 2 vorkommt, drei- oder viermal Nr. 2 macht sogar Dienstunfähig.“

Der Verfasser wird doch nicht in Abrede stellen, daß, wo über und in der Erziehung religiöser Geist waltet, Alles, was zur wahren Bildung gerechnet wird, sein Ziel sicherer finden und vor jeder Verirrung leichter bewahrt bleiben wird, als wo das wahrhaft religiöse Prinzip und eine gute Aufführung mangeln? — Diesem Grundsatze pflichtet nicht bloß der „dumme, aber- und leichtgläubige Katholik,“ wie uns der humane Verfasser S. 111 zu nennen beliebt, bei, sondern es vertheidigt ihn auch der redlich denkende Akatholik, als: Schwarz, Niemeyer ꝛc. in den Grundsätzen der Erziehung. Heinroth, Dr. und Professor der psych. Heilkunde an der Universität zu Leipzig, behauptet in seinem Werke: „Von den Grundfehlern der Erziehung und ihren Folgen. Leipzig bei Vogel 1828.“ folgende zwei Sätze: 1. Der eine durchgreifende Fehler unserer Erziehung ist der Mangel eines echt religiösen Prinzips und Geistes; 2. die einzige wahre, vollkommene Religion ist das Christenthum; die Erziehung wird daher des echt religiösen Prinzips und Geistes nur dann theilhaftig, wenn sie wahrhaft geistlich ist. Wir übergehen mit Stillschweigen, was von Weber (die Volksbildung durch Staat und Kirche, in Pölitz's Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst, Sept. 1828) darüber Treffliches [1] gesagt wird, und erlauben uns bloß die Frage: Machen nicht alle Unterrichtsgegenstände ein Ganzes aus? und ist religiöse Bildung, Bildung zum Menschen nicht der Mittelpunkt, in welchem sich alle vereinigen?

Daß der Verfasser die zum Gebrauche der studierenden Jugend in den k. k. Lehranstalten vorgeschriebenen Lehrbücher weder gesehen noch gelesen haben kann (über die er abzusprechen sich nicht entblödet), erhellt aus allem dem, was er darüber Ungereimtes und Unwahres geschrieben hat. S. 108: „Ein jeder Kurs ist sehr lang, so fordert das Studium der Medicin acht Jahre“!!

(Schluß folgt.)

---

# Die Schriften der alten Römer

über

# Landwirthschaftskunde.

## I.

## Des P. Virgilius Maro Landbau in 4 Gesängen.

### Inhalt des dritten Buches.

(Fortsetzung.)

V. Von diesen Lehren über die Wahl der Mütter und Väter der Herden geht der Dichter zu der Behandlungsart, Pflege und Wartung über (v. 123 —).

Die Regeln, welche er hierüber mittheilt, betreffen:

1. Die Pflege der Beschäler und Stiere (v. 123 — 128), so wie:

2. der Stuten und der Zuchtkühe (v. 129 — 137) vor der Zulassungszeit;

3. die Wartung der trächtigen Mutterthiere (v. 138 — 145), wozu insbesondere auch:

4. die Abwehrung der Bremsen gehört (v. 146 — 156);

5. die Pflege des jungen Viehes, der Kälber und Füllen (v. 157).

a) Der Dichter dringt auf zeitige Absonderung der Käl-

---

[1] „Der der Kirche obliegende Unterricht der Jugend und alle kirchliche Erbauung der Erwachsenen muß auf die sittliche religiöse Bildung, auf Erhaltung und Begründung rein sittlicher Gesinnungen und wahrhaft religiöser Gefühle hinwirken.“

der, welche zur Mehrung der Heerde, welche zu Opferthieren, welche zu Zugochsen bestimmt sind (v. 158 — 161).

b) Er empfiehlt, die beiden ersten auf das beste zu weiden (v. 162),

c) die letztern frühzeitig, doch gemächlich und stufenweise zum Ziehen anzuhalten (v. 163 — 174);

d) ihre Kräfte aber nicht minder durch gutes Futter und Darreichung der gesammten Muttermilch zur künftigen Arbeit zu stärken (v. 174 — 178).

VIII. Fast dieselben Regeln gelten für die Zucht der Füllen, die man dem Kriege oder der Rennbahn bestimmt (v. 179 — 181).

Der Dichter empfiehlt:

a) denselben frühzeitig Siegeslust und Lobbegierde einzuflößen (v. 182 — 186);

b) sie durch mannigfaltige Versuche zur Ertragung künftiger Anstrengungen zu gewöhnen (v. 187 — 204);

c) sie mit sparsamem Futter zu nähren, so lange sie noch nicht gezähmt sind, nach ihrer Zähmung aber ihre Kräfte mit reichlichem Futter zu stärken (v. 205 — 208);

d) und was das Wichtigste sey, sie durch Absonderung von der Brunst abzuhalten, die Rosse sowohl als Stiere befalle, und unter den letzteren oft die heftigsten Stiergefechte herbeiführe (v. 229 — 241).

IX. Gemälde eines Stierkampfes.

X. Eine Episode von der Macht der Liebe, welche alle Geschlechter der Erde (v. 242 — 265), am meisten doch die Mutterpferde beherrsche (v. 266 — 285), macht den Schluß des ersten Haupttheiles dieses Gesanges.

XI. Im zweiten Theile handelt der Dichter von der Zucht des kleinern Viehes, der Schafe und Ziegen (v. 286 — 288). Nach einer kurzen Selbstermunterung, auch diesen anscheinend geringen Stoff würdig darzustellen (v. 289 — 294), ertheilt er Regeln:

1. Für ihre Erhaltung im Winter (v. 295).

Beide, Schafe sowohl als Ziegen, fordern:

a) Gute und bequeme Winterstallungen (stabula mollia) (v. 295 —).

b) Die Schafe besonders weich gestreute (v. 296 — 299), die Ziegen warme, vor Winden gesicherte Ställe (v. 300 — 304), und nebstdem

c) unkärglich dargereichtes, nahrhaftes Futter und frisches Wasser.

d) Beide vergüten ihre Pflege reichlich (v. 305 —), und zwar:

1. Die Schafe durch Wolle (v. 306 —), so wie

2. die Ziegen durch eine zahlreiche Nachkommenschaft und den Ueberfluß an Milch (v. 308), die Böcke aber durch ihre zu Mänteln und Decken für Schiffer und Krieger brauchbaren Haare (v. 311 — 313). Ueberdieß sind die Ziegen den größten Theil des Jahres leicht zu erhalten, da sie von selbst auf Höhen und Bergen ihr Futter suchen, und von selbst Abends in ihr Gehege in Begleitung der Jungen heimkehren (v. 314 — 317); deßhalb wird ihnen der Landwirth im Winter eine vor Winden und Frost gesicherte Unterkunft und das nöthige Futter gönnen (v. 318 — 322).

XII. 2. Nach der Ueberwinterung tritt die Sorge für Weide und Hut im Sommer ein. (In saltus utrumque gregem atque in pascua mittes; v. 322 — 323.)

Der Dichter gibt hierüber folgende Regeln:

a) sie früh Morgens weiden zu lassen (v. 324 — 326) dann

b) um die vierte Tagesstunde sie zur Tränke zu führen (v. 327 — 330),

c) gegen Mittag aber sie in ein schattiges Thal oder Gehölze zu führen, und während der Hitze ausruhen zu lassen (v. 331 — 334),

d) die ausgeruhte Heerde hierauf wieder zur frischen Tränke zu führen, und endlich bis zum späten Abend weiden zu lassen (v. 335 — 338).

XIII. Episode von der Sommerweide der libyschen Nomaden in Afrika (v. 339 — 348), und der Ueberwinterung der Scythen auf den schnee- und eisbedeckten Steppen im nördlichen Himmelsstriche (v. 349 — 383).

Diese Episode bildet ein bedeutsames Gegenstück zu der Episode von Italiens Lobe im zweiten Buche, und machte ohne Zweifel den Landsleuten des Dichters die Vorzüge des heimischen Bodens im höhern Grade fühlbar.

XIV. 3. Zu seinem Gegenstande zurückkehrend, ertheilt der Dichter noch verschiedene landwirthschaftliche Lehren, welche sich beziehen:

a) auf den Gewinn der Wolle (v. 384) und

b) auf die Erhaltung ihrer glänzenden Weiße (v. 386 — 393),

c) auf die Milchnutzung, indem die Milch erstlich reichlicher und schmackhafter gewonnen (v. 394 — 399), dann entweder frisch zu Markte gebracht oder zur Käsebereitung verwendet wird (v. 400 — 403).

XV. Die weitern Lehren beziehen sich:

d) auf Sicherung der Heerden

1. vor Wölfen, so wie vor Schafdieben und Räubern durch Haltung guter Hunde (v. 404 — 408), welche der Dichter auch in Rücksicht der Jagd als nützliche Hausthiere anpreiset (v. 409 — 414);

2. vor giftigen Schlangen in Stallungen (v. 414 — 424), und im Freien (v. 425 — 439).

XVI. Ferner:

e) auf Bewahrung des Viehes vor Krankheiten und Seuchen (v. 440), besonders der Schafe vor der Räude (v. 441 — 463) und der Seuche (v. 464 — 473).

XVII. Episode, in welcher der Dichter den dritten Gesang mit der ergreifenden Schilderung einer verheerenden Viehseuche in den nordischen Alpen beschließt (v. 474—566).

Der Gang, den der Dichter in diesem furchtbar erhabenen Gemälde beobachtet, ist folgender:

a) Ursprung und Art dieser Seuche (v. 478 — 481);

b) Ausbreitung derselben und tödtliche Erkrankung

1. der schwächern Schafe,
2. der Kälber (v. 494);
3. der Hunde (v. 496);
4. der Schweine (v. 497), dann
5. der stärkern Pferde (v. 498);
6. der Rinder (v. 515), endlich
7. des Wildes (v. 537), und
8. sogar der Wasserthiere (v. 541), ja
9. der Schlangen (v. 544);
10. der Vögel (v. 546).

c) Fruchtlosigkeit aller Haus- und Kunstmittel (v. 548 550).

d) Steigende Heftigkeit der Pest (v. 551).

e) Vergiftung der Häute und Wolle (v. 555 — 565).

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

Schon vor längerer Zeit hatte Dr. Hoffmann ein »biographisches Lexicon der Alterthumsforscher seit dem 15. Jahrhundert« angekündigt; als Beweis, daß es damit Ernst, hat er nun unter dem Titel: »Lebensbilder berühmter Humanisten« eine Probe erscheinen lassen. (Leipzig, Böhme 1837. X und 198 S. 8.) Diese erste Reihe enthält vier Biographien: Friedrich Jacobs, Aug. Böckh, Karl Zell, Angelo Poliziano. Da die ersten drei unserer Zeit näher stehen, wollen wir hier nur auf die Nachrichten über den letzten reflectiren und müssen gestehen, daß sie sehr fleißig nach Quellen gearbeitet, und manche weit fortgepflanzte Irrthümer berichtigen. So wird gleich vom Anfange herein erwiesen, daß Poliziano am 14., nicht 24. Juli 1454 zu Monte Pulciano, einem kleinen florentinischen Städtchen, geboren ward; denn daß Florenz seine Vaterstadt sey, gründet sich auf das Mißverständniß einer Stelle in einem Briefe Leoniceno's an Poliziano. Hierzu gehören S. 114 bis Ende mehrere Beilagen, die meist Briefe von und an Poliziano, so wie einige größere und kleinere Gedichte desselben enthalten.

Dr. E. G. Graff hat seine »Theorie der schwachen Declination,« die bereits in dem »Neuen Jahrbuche der Berl. Ges. für deutsche Sprache und Alterthumskunde« abgedruckt worden, nun besonders herausgegeben. Sie sucht die Ansichten Grimm's und Bopp's über die sog. schwache Declination der Substantiva und Adjectiva zu widerlegen, und eine neue Theorie derselben aufzustellen. Der Unterschied von schwacher und starker Declination bei den Substantiven wird ganz geläugnet, die Bedeutung und Bestimmung der starken und der schwachen Adjectivdeclination als von der Art nachgewiesen, daß für sie jene Benennung nicht passend erscheint; hier seyen die Namen indefinit für die starke, definit für die schwache (also umgekehrt als von Bopp) gebraucht worden, oder adjectivisch und substantivisch, oder abstract oder concret charakterisirender. Hinsichtlich der in der Form Statt findenden Uebereinstimmung sey für die sogenannte schwache Declination sowohl der Substantiven als Adjectiven der Ausdruck: N. Declination geeignet. Daß die Schrift mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn abgefaßt, und daß sie ein wichtiger Beitrag für die deutsche Grammatik ist, braucht wohl nicht erst versichert zu werden. W.

Der erste Band des Werkes: Iscrizioni italiane vom Prof. Pietro Contrucci von Pistoja, hat nunmehr die Presse verlassen. Das ganze Werk soll aus drei Theilen bestehen, deren jeder einen Band ausmacht. Der erste Theil enthält Epitaphien, der zweite Monumental- und Ehren-, der dritte dem Andenken großer Italiener geweihte Inschriften.

In Pompeji trifft man Voranstalten, um Ausgrabungen in großem Maßstabe zu unternehmen; selbe werden in Gegenwart Ihrer Majestät der jungen Königin begonnen werden

Die königl. sardinische Fregatte Euridice, an deren Bord sich viele Zöglinge der Marine-Academie nebst einigen Gelehrten befinden, hat nach brieflichen Nachrichten vom 12. Dezember v. J. den Hafen von Rio-Janeiro am vorhergehenden Tage verlassen und die Richtung nach Rio de la Plata und Montevideo genommen, von wo sie dann zum Cap Horn hinabsegeln soll. Der Hauptzweck dieser Expedition ist Anknüpfung von Handelsverhältnissen zwischen den königlich sardinischen Ländern und den südamerikanischen Staaten; zugleich auch praktische Belehrung der Zöglinge der Marine-Akademie, und Bereicherung der Länderkunde. (Echo.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**25.** Mittwoch, den 29. März **1837.**


Gedichte von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Stuttgart, Cotta 1836. VIII, 341 S. 8.

Der blühende Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Poesie, besonders die lyrische, unsers Vaterlandes befindet, nöthigt selbst dem nicht immer gerechten Auslande Anerkennung ab. Zu den Kräften, die uns eine solche Würdigung verschaffen helfen, rechnen wir mit Vorzug den Verfasser der vorliegenden Sammlung. Diese bietet indessen auf den ersten Blick eine solche Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Stoffe und Formen dar, daß wir, ehe sich ein allgemeiner Ausspruch thun läßt, etwas genauer in's Detail gehen müssen.

Das Ganze ist in zehn Abschnitte getheilt, welche so überschrieben sind: I. Trieb. II. Resultate. III. Gelegenheitlich. Persönlich. IV. Im Sinne des Alterthums. V. Sonette. VI. Ghaselen. VII. Erzählend. VIII. Dem Dichter. IX. Sinn und X. als Anhang: »Uebersetztes.«

Diese Anordnung und das Motto aus Virgil, welches durch ein Gleichniß ausdrückt, daß ein über sich selbst zur Aufklärung Gelangter — Gleichgesinnten von seinem Streben Rechenschaft ablegen will, scheinen anzudeuten, daß die ganze Sammlung als eine Art Biographie anzusehen sey. Nur hätten die Resultate dann, nach unserer Ansicht wenigstens, zweckmäßiger am Schlusse ihre Stelle gefunden. Wir wollen nun jede Abtheilung besonders durchgehen, und wo es Noth thut Proben mittheilen. Bei der großen Abwechslung, die hier entgegentritt, kann es nicht fehlen, daß die Urtheile über das Einzelne — das Wohlgefallen und Mißfallen — je nach den Schulen, Ansichten und Gefühlen, zu welchen sich die Leser bekennen, sehr verschieden ausfallen werden. Da der Dichter selbst von Widersprüchen nicht ganz frei ist, so muß auch er sich auf Widersprüche gefaßt machen. So viel aber scheint uns gewiß, daß diese Gedichte nicht mit der kritischen Elle gemessen werden können, sondern um gründlich beurtheilt zu werden, eine wiederholte Lektüre und eine genauere Bekanntschaft fordern. Auch gehört von Seite des Recensenten selbst wieder ein großer Umfang des Fühlens und Wissens dazu, um dem Verfasser in allen seinen verschiedenen Richtungen folgen zu können.

I. »Trieb.« Dieser Titel bezeichnet jene Gedichte des Verfassers, die vor dem Jahre 1826 entstanden sind. Wir finden ihn nicht ganz bezeichnend und bestimmt; auch kommen darunter genug Gedichte vor, die mehr aus einem hellen Bewußtseyn als aus einem dunklen Triebe entstanden zu seyn scheinen. Im Ganzen enthält dieser Abschnitt die lebensfrischesten und poetischesten Theile, und er hat eine gewisse jugendliche Farbe, welche den späteren Gedichten zuweilen gebricht. Dagegen findet man in ihm jenen tieferen Gehalt seltener, der eben den Werth der übrigen ausmacht. Es kommen alle Gefühle, welche sich in der Sturm- und Drangperiode des Lebens melden, zur Sprache: die Liebe jedoch, trotz dem Versprechen des Motto's, im Vergleiche zur Gewohnheit anderer Dichter am wenigsten; mindestens in keiner leidenschaftlichen Bewegung. Naturgefühle, Freundschaft, Geselligkeit, Wein, Poesie, sind die ersten Flammen, welche den Dichter erwärmen. Aber auffallend war es uns zu bemerken, daß, ganz im Gegensatze zu der Erscheinung, die uns die Dichter sonst gewöhnlich bieten, die frühere Lebensansicht unseres Verfassers viel heiterer und gemächlicher war, als es die spätere geworden zu seyn scheint. Im Anfange besingt er wie Anakreon und Horaz einen mäßigen aber frohen Genuß des Lebens, und am Schlusse findet er kaum Mittel genug, sich über innere Leiden und Gedankenqualen zu trösten. Andere quälen sich im Anfange, und kommen endlich zu einer friedlichen Beruhigung, die ihnen Erquickung für den Abend ihres Lebens verspricht. Unser Dichter schließt zwar auch mit Ergebung und Resignation; aber es ist nicht mehr die wohlthuende Ruhe der Heiterkeit: es ist ein melancholischer Friede. Vieles, was sich in dieser ersten Abtheilung findet, wird der Verfasser jetzt, in reiferen Jahren wohl kaum mehr unterschreiben wollen, z. B. das Gedicht: „In Nöthen zu singen« (S. 35). Wir kommen ihm hier mit unserer obigen Bemerkung zu Hülfe, daß dieser Cyklus historisch aufgefaßt werden muß. Die Bekenntnisse und Ansichten eines reiferen Alters erlangen weit mehr Werth, wenn man weiß, welche

Situationen und Irrthümer vorausgegangen sind. Uebrigens ist auch nicht alles bedeutend, was in dieser Abtheilung aufgenommen worden ist. Freilich hält es auch schwer, unter den Erzeugnissen poetischer Augenblicke diejenigen gerade herauszufinden und zu bestimmen, welche für Jedermann bedeutend seyn werden. Das Interessante bleibt immer der unzuverlässigste Maßstab. Jeder fühlt wohl am tiefsten, was in seinem Lebenslaufe wichtig gewesen ist, und Niemand kann mit dem Dichter rechten, wenn er sich solche Momente oder Perioden durch sein Talent für das ganze Leben zu vergegenwärtigen sucht. Wir unsererseits halten die Gedichte: »Abendstern« (S. 10); »Verlust« (S. 19); »Bacchisch« (S. 23) am wenigsten für geeignet, allgemeiner anzusprechen: sie sind zu individuell. Dagegen sagen uns besonders zu: „Nach altdeutscher Weise« (S. 5), »Melancholie« (S. 14, 15); »Shakspeare« (S. 16); »Ein wahres Wort« (S. 17). In dem größeren Cyclus finden sich wieder einige kleinere eingeschlossen, wie es überhaupt in des Verfassers Art und Eigenheit liegt, Alles zu runden und abzuschließen, damit der Begriff von Totalität daraus hervorgehe. — Diese Cyclen sind: „Heitere Lieder" (Wein und Liebe S. 25, Kegelspiel S. 26, Rauchlied S. 27, Ermunterung S. 28, Feierabend S. 30); Jamben — ernste, reimlose, meist reflective Gedichte, die gleichsam den Uebergang zu der spätern Manier des Verfassers bilden, und theilweise (wie z. B. Posa, Hamlet) viel zu denken geben; »Im Hochgebirge« eine Reihe von Poesien, wieder großentheils betrachtender Natur, welche wahrscheinlich Früchte des Aufenthaltes in unsern Alpenländern sind, und vieles Schöne enthalten; »Aus dem Osten« — Gedichte, aus des Verfassers Studien der orientalischen, besonders der persischen Literatur, vorzüglich aus Hammers Werken hervorgegangen. In ihnen zeigt sich am meisten jenes tiefere, religiöse Gefühl, welches später als das vorherrschende in des Dichters Gemüth auftritt. Am Schlusse dieser ersten Abtheilung nimmt er gleichsam Abschied von der Poesie, wenigstens von der frohen, jugendlichen, die das Leben beherrschen, nicht bloß verschönern will, und wendet sich männlich seinem ernsten, wichtigen Berufe zu, Menschenwohl und Gesundheit zu erhalten und zu befördern. Wir wollen das Gedicht, worin diese Entschlüsse ausgesprochen sind, hier ganz mittheilen:

### Ermannung.

Wenn der letzten Sterne bleicher Schimmer
Deiner Jugend schwindend Bild erhellt,
Blickst du, schmerzlich scheidend, auf die Trümmer
Deiner schönen, früh zerstörten Welt:
Ach, wo seyd ihr liebgeword'ne Träume?
Klagend schallt der Ruf durch öde Räume.

Unsres Herzens tiefsten, bangen Fragen
Wird Erwied'rung nicht, so lang' es schlägt. —
Der Verzweiflung lauten Jammerklagen
Bleibt die Schöpfung still und unbewegt;
Glück und Elend deckt derselbe Hügel —
Seine Blumen fächelt Zephyrs Flügel.

Traure nicht, nur eine Thräne schenke
Dem, was dir doch keine wieder schafft!
Scheide männlich! neubelebt gedenke
Deiner Menschenwürde, deiner Kraft;
Senk' dein Aug' auf's Schicksal deiner Brüder, —
Und von Muth durchblitzt, erheb' es wieder!

And're Pflichten gibt es, als beschauen,
Wie die Rose deines Glücks verblüht;
Sieh' nur, wie das Leiden, voll Vertrauen,
Rettung flehend in dein Auge sieht:
Da, da sind die Zwecke deines Lebens:
Dahin alle Kräfte deines Strebens!

(Fortsetzung folgt.)

---

Das Kaiserthum Oesterreich. Gemälde des Landes und Volkes, von Dr. M. Zimmermann. Vollständig in Einem Bande. Erste Abtheilung. Leipzig und Stuttgart. J. Scheible's Verlags-Expedition. gr. 8. S. 1 — 320. (Auch unter dem Titel: Europa und seine Bewohner. Ein Hand- und Lesebuch für alle Stände 7. Band.)

(Schluß.)

Die Geistlichkeit untersteht den bürgerlichen Gesetzen wie jeder andere Staatsbürger, und Verbrechen werden von dem Kriminalgerichte untersucht und bestraft. Es ist also nicht wahr, was der Verfasser S. 117 sagt: „Der Geistliche ist in ganz Oesterreich von der weltlichen Macht unantastbar, ihn richtet für die höchsten Verbrechen ein geistliches Gericht, das ihn mit sammt seinen Sünden den Augen des Publikums zu entziehen weiß.« Von dem Clerus geht der Verfasser S. 128 auf die »Militärsverfassung« über, und erzählt ganz naiv: »Bei jeder Gelegenheit zum Schlagen, bei jeder beabsichtigten Operation, muß ein Kurier mit dem Operationsplan und der Bitte um Erlaubniß ihn auszuführen, an den Hofkriegsrath abgefertigt werden.« (?!) Nur bei Erzherzog Karl macht der Verfasser eine Ausnahme. »Prinz Karl (gegen Napoleon), der, wenn auch nicht Präsident des Hofkriegsrathes, doch als Bruder des Kaisers nicht seinen Kopf riskirte, wenn er nach seinem Kopfe handelte.« —

Wir möchten den Verfasser zu den verwahrlosten Kindern zählen, wie Dr. Christian Weiß in seinem Werke »Ueber Beurtheilung und Behandlung verwahrloster Kinder. Halle bei Anton 1827« beweiset, bei denen die Lügenhaftigkeit die Quelle der meisten Untugenden ist. Es ist nicht zu verkennen, daß die Abweichung vom Wah-

ren sich bald als Verstecktheit und Unlauterkeit, bald als Täuscherin und Fälschung in dem Werke des Verfassers kund gibt. S. 128: »Das Rekrutirungswesen unterliegt großen Mißbräuchen, die wohl in der Nichtachtung des ganzen Militärs von oben herab, ihren Grund haben mag. — Die Offiziere tragen selbst nicht einen Schnurbart, — man scheut sich beinahe zu gestehen, daß man zum Militär gehöre (?!). Die Marine ist in einem so schlechten Zustande, daß davon eigentlich gar nicht geredet werden darf ohne ein vorheriges — mit Respekt zu melden.« Das ist, Hr. Doctor! »mit Respekt zu melden,« abermals nicht wahr! — Niemand außer dem Verfasser wird behaupten, daß »der Wein, der hin und wieder (im Erzherzogthume Oesterreich) gebaut wird, fast ungenußbar ist« S. 148: »ja selbst die Trauben als Obst betrachtet, sind abscheulich, und mit den Meißnern und ähnlichen nicht zu vergleichen.« Dieß hat der Fuchs in der bekannten Fabel auch gesagt. — Aber auf der Seite 173 geräth der Verfasser mit sich in einen gewaltigen Widerspruch: »Auf die acht Quadratmeilen, welche im Lande unter der Ens dem Weinbaue gewidmet sind, gewinnt man an 2 Millionen Eimer eines meist guten, sehr trinkbaren Weines.« — Schams gibt in seinem Werke »vollständige Beschreibung sämmtlicher berühmter Weingebirge in Oesterreich, Mähren und Böhmen. Pesth 1835« b. Kilian jun., die Weinpflanzungen in Niederösterreich mit 80,045 Joch und den wahrscheinlichen Ertrag mit 2,873,038 Eimer an. »In Oberösterreich,« schreibt der Verfasser S. 148, „könnte das Obst vortrefflich seyn, wenn man ausgesuchte Sorten hätte. — Für das allgemeine Beste wird in dieser Hinsicht wenig oder nichts gethan." (Der einzige Schmidtberger hat in seinen Schriften und Beiträgen zur Obstbaumzucht für das allgemeine Beste auf Einem Blatte schon mehr genützt, als der Hr. Dr. Zimmermann mit seinem ganzen Faseln.) »Auch haben sich nicht Gartenbau-, Weinverbesserungs- und Obstkultur - Gesellschaften so ausgebildet, daß sie ihre Wirksamkeit auf das Landvolk erstrecken, — so bleibt halt Alles beim Alten.« Der Verfasser bleibt auch bei seiner alten Gewohnheit, Unwahres zu sagen und zu schreiben, wenn er auch mit sich selbst in Widerspruch geräth. S. 200: »Hier (im Salzkammergute) gießt die Natur, vom Fleiße der Bewohner unterstützt, den reichsten Segen aus. Jeder Baum bietet tausendfältige Früchte, die den Wanderer verlocken, ihn einladen, seine Gaumens - Gelüste zu befriedigen.« Wir müssen so unartig seyn, den Verfasser zu bitten, er wolle die S. 220 in seinem Buche aufschlagen und lesen: »Weintrauben reifen häufig nur unvollkommen (in Steyermark) S. 221, daher man dort, wie überhaupt im südlichen Deutschland, keine für die Norddeutschen genießbaren Aepfel und Birnen erhält.«

Anstatt ein treuer, unbefangener, guter Zeichner und Mahler nach der Natur zu seyn, wie es jeder vollkommene Reisebeschreiber und Topograph, der Andere meistern will, in Hinsicht auf die Beschaffenheit des Landes und der Einwohner, ihrer Kunst- und Natur - Produkte auch in den kleinsten Eigenheiten seyn soll, zeigt sich der Verfasser bloß als einen schlechten Kopisten, dessen Gemälde Karrikatur ist und bei den Kennern nur Unwillen erregen muß. Das Naturhistorische ist ganz vernachlässiget. Weder der Botaniker, noch der Insekten - Freund findet darin eine Nahrung, und der Ichtyolog geht eben so leer aus, als der Geognost. Nur der Zoolog und Mineralog wird auf eine erbauliche Art belehrt. S. 150: »Der Reichthum an Mineralien ist, wie begreiflich, außerordentlich groß, allein, wie nicht begreiflich, wird derselbe so viel als gar nicht benützt.« Worin eigentlich der Reichthum besteht, was? und wo? der Oryktognost suchen und etwas finden kann, — weiß der Verfasser nicht anzugeben. Er tadelt den Oesterreicher, daß er »die Mühl- und Schleifsteine als wichtiges Handelsobject nicht versende.« Wenn uns auch der Verfasser in seinem Machwerke Aergerniß gibt, so wollen wir doch nicht, daß an ihm der Schrifttext bei Matth. XVIII. 6. in Erfüllung ginge. — Es scheint, daß der Verfasser von den Smaragden, die man im Glimmerschiefer in Pinzgau (Heubachthal), am Kreuz - Vogel im Gasteinthale, dann in Kärnthen auf der Saualpe findet, eben so wenig weiß, als vom Saphirquarz bei Golling. Der edle Topas im Höllengraben und der Lazulith im Schlamnig- und Reidelgraben bei Werfen sind für ihn unbekannte Dinge, so wie überhaupt alle Produkte, selbst die wichtigsten und seltensten — aus den drei Naturreichen ganz vernachlässiget worden sind bis auf das liebe Schaf- und Rindvieh — und den Menschen, die er zu kennen glaubt. — Von jenem wird gesagt, S. 149: „Die Schafe sind schlechter Race und ihre Milch wird beinahe gar nicht benützt.« S. 224: »In Steyermark ist das gewöhnliche Heerdenvieh, das selten von guter Race ist und das bei weitem nicht so nutzbar gemacht wird, als es wohl gemacht werden könnte (der Mürzthaler Viehschlag ist weltbekannt).« S. 225: »Das Rindvieh ist nicht groß, ein Ochs von zehn Zentner gehört schon zu den Kapitalstücken.« (Gibt es in Sachsen und Preußen größere Ochsen?) Von diesem heißt es S. 161: „Nun kann er (der Oesterreicher) den Kopf nicht aufrecht tragen, weil er gewöhnt ist, Rücken und Nacken seinen vielen kleinen und großen Herrn genüber gebeugt zu halten.« S. 220: »Man kann wohl, ohne dem Oesterreicher im Allgemeinen und dem Steyermärker insbesonders, zu sehr zu schmeicheln, behaupten, daß sein Sinn selten auf etwas Reelleres gerichtet ist, als einen guten Kapaun oder eine Poularde mit Endivien - Salat.« Spricht hier der Verfasser nicht aus Neid und Schelsucht? — S. 272: »Die Tiroler, wahre Herolde der tirolischen Ungeschicklichkeit, stehen rücksichtlich Bigotterie und des Aberglaubens und der Dummheit den Spaniern durchaus nicht nach.« S. 312:

„Das Volk (im Herzogthume Krain und Kärnthen), slavischen Stammes, ist im Allgemeinen nicht fleißig, geneigt zu allerlei Zeitvertreib, besonders Tanz, Trank und Spiel, höchst abergläubisch, listig, schelmisch, hassen die Deutschen über Alles, glauben sich gegen sie Alles ohne Sünde erlauben zu dürfen.« Auf diese Art gleichen die Bewohner sehr stark dem Verfasser, der auch glaubt, sich alle Unwahrheiten ohne Scham und Scheu gegen die Bewohner Oesterreichs erlauben zu dürfen. Als Mann von reifer Besonnenheit, von tiefer und unparteiischer Urtheilskraft, von humaner Denkungsart und von liebevollem Gemüthe, hätte er unmöglich solche erbärmliche Dinge zu Tage fördern können. — Wer das eifrige und thätige Wirken der löbl. Steyermärkischen (Haupt-) Central-Gesellschaft und der Filial-Gesellschaften, die auf eine höhere Landeskultur durch That und Wort musterhaft einwirkt, gesehen und kennen gelernt hat, der muß S. 222 mit Widerwillen und Abneigung lesen: »Es fehlt ganz an rationeller Landwirthschaft, Futterkräuter werden einestheils gar nicht, anderntheils viel zu wenig gebaut. Der gemeine Mann wird vom Priester, der ihn gern in seiner Dummheit erhalten möchte, von der Einführung einer bessern Landwirthschaft, als einem sündlichen Beginnen, abgehalten.« ?!!! —

Hätte der Verfasser das durch seine Sammlung in jeder Hinsicht sehenswerthe und für die Landeskunde sehr belehrende Joanneum in Grätz besucht, er würde gefunden haben, wie sehr man Antiquitäten zu ehren weiß. Dann hätte er freilich nicht schreiben können, S. 248: »Man findet bei Robitsch röm. Alterthümer, an denen überhaupt Oesterreich und Pannonien reich sind, die jedoch weder geschätzt noch gesucht werden.«

Einen Vorzug gesteht uns dieser nordische Momus doch zu — nämlich die hohen und eminenten Leistungen in der Musik, zumal in Wien und Prag. Indessen kann er sich doch nicht enthalten, zu bemerken: daß diese Kunst mehr des sinnlichen Vergnügens wegen betrieben werde. Dabei hat aber der Verfasser nicht gedacht, daß der äußere Sinn als Wecker und Erreger des innern, als wichtig helfender und noch dazu angenehm belebender Freund betrachtet werden muß. Wo Sinnliches und Geistiges in gegenseitiger Schätzung sich nicht freundlich durchdringt, da befindet sich der Mensch nicht auf seinem Standpunkte. — Der thierische oder rein-sinnliche ist ihm zu niedrig, der rein-geistige oder himmlische ist ihm zu hoch; und im Grunde ist dem Menschen Beides rein unmöglich: er kann weder ganz Thier, noch ganz Engel seyn. Das Durchdringen und Befreunden beider Gewalten im Menschen aber befördert vorzüglich die Musik, und darein sind wir gewohnt ihre höchste Nützlichkeit zu setzen. Endlich müssen wir noch bemerken, mit fader Witzelei, wie sie der Verfasser an mehreren Stellen, zumal S. 229 über den Adel Steiermarks, S. 228 über den Zweck des Lebens der Stadtbewohner und über die Frauenzimmer Oesterreichs S. 160 anwendet, mit langweiligen Tiraden und mit abgeschmackten Märchen, als: der aufgestappelte Schatz in den Gewölbern der k. k. Burg S. 123, markiet man den Charakter der Völker nicht — und das Flickwerk aufgeraffter Stellen (S. 141 u. s. f.) aus Sartori, Blumenbach, Schultes etc. gibt kein treffendes Gemälde von dem Zustande der Bewohner eines Reiches, das aus so verschiedenen Völkerschaften besteht. — Nur geübte Beobachtungsgabe, Scharfsinn, Combinationsvermögen und gesunde Urtheilskraft vermögen es, einzelne charakteristische Züge aus dem Aggregate so vieler verschiedenartiger Handlungen herauszufinden — und zu einem Gemälde zu vereinigen. Dazu gehört ein Mann, der unbefangen der Wahrheit und den Wissenschaften huldiget, dessen Geist, frei von jeder Fessel des Vorurtheiles, nur das Wahre sucht und richtigen Takt genug hat, es zu finden, und dessen Willen nicht durch erniedrigende Privatrücksichten geleitet wird, das Wahre für falsch, und das Falsche für wahr auszugeben. —

Daß von allen diesen erforderlichen Eigenschaften der Verf. die wenigsten besitzet, glaubt Ref. zur Genüge in dieser Anzeige bewiesen zu haben. Und somit legt er die »Erste Abtheilung« mit dem Wunsche bei Seite: die zweite Abtheilung von diesem Hand- und Lesebuch, das weder belehrt noch unterhält, möge nie erscheinen!

Albin Heinrich,
Prof. am k. k. akademischen Gymnasium und prov. Custos am Franz. Museum zu Brünn.

## Bemerkung.

In der Note, welche der »Berichtigung« in diesen Blättern Nr. 16, 25. Febr. 1837, beigefügt ist, steht: „daß es noch mehr an »Ort und Stelle gewesen wäre, wenn die Recension des Dümge»schen Urkundenwerkes die Bemerkung enthalten hätte, daß in »der Geschichte des Hauses Habsburg auffallend genug die Ur»kunde vom 21. Febr. 902, auf welche Herrgott seine Genea»logie basirte, gänzlich übersehen worden.«

Hätte der Hr. Recensent Muße gehabt, das erwähnte Geschichtswerk nachzusehen, so würde er gefunden haben, daß die verschiedenen zweifelhaften Namen der Ahnen des Hauses Habsburg vor Guntram mit Vorbedacht stillschweigend übergangen und die Urkundenreihe daher auch erst mit Stiftung der Burg Habsburg begonnen worden. Dann hätte er auch den Vorwurf des Uebersehens füglich nicht machen können.

Wien den 26. Febr. 1837. F. E. M. L.

## Erwiederung.

Der Recensent kann sich vorstehende Zurechtweisung um so weniger gefallen lassen, als er behaupten zu dürfen glaubt, die Geschichte des Hauses Habsburg mit Aufmerksamkeit gelesen zu haben. Hätte er dieses nicht gethan, so würde er jetzt wohl von dem Vorwurfe des Uebersehens abstehen müssen. Der Herr Verfasser hat allerdings die Urkunden-Reihe mit der Stiftung der Burg Habsburg begonnen — ob mit Recht oder nicht, soll bei einer andern Gelegenheit erörtert werden — allein es kann hier nicht unbemerkt bleiben, daß er S. CXL. unter B) auch Urkunden aufzählt, „worin nach Herrgotts Meinung Habsburger erscheinen, die nicht ganz bestimmt als solche anzunehmen sind.« Sollte auch hier die Urkunde vom 21. Februar 902 mit Vorbedacht übergangen worden seyn?! —

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

26. Sonnabend, den 1. April 1837.


Gedichte von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Stuttgart, Cotta 1836. VIII, 341 S. 8.

(Fortsetzung.)

II. Resultate. Auch hier ist die Mannigfaltigkeit so groß, daß die Urtheile im Einzelnen verschieden ausfallen müssen. Was der Verfasser im Motto sich selbst vorwirft, wiederholen wir: daß mehr hätte sollen gesichtet werden. Es kommt hie und da eine Wiederholung, hie und da ein Widerspruch vor; demungeachtet bleibt dieser Abschnitt der anziehendste des ganzen Bandes. Er enthält kaum etwas ganz Unbedeutendes, und der Dichter zeigt sich hier in seiner wahren Eigenthümlichkeit. Das reflektirende Element ist jedenfalls vorherrschend. Auch in diesen kleinen Producten bemerkt man eine, wenn nicht strenge, doch gegliederte Ordnung. Den Anfang machen die individuelleren und subjectiven Gefühle und Reflexionen, und gegen das Ende erhebt sich die Betrachtung zu den allgemeineren und höchsten Interessen der Menschheit: Vaterland, Humanität, Religion. Sie erinnern noch am meisten an Goethes zahme Xenien; man darf aber im Allgemeinen sagen, daß sie niedlicher und fleißiger in der Form sind, als ihre Vorbilder. Was den Inhalt betrifft, so könnte man behaupten, daß unser Dichter manchmal die Gedanken Goethes weiter ausführt, oder da fortsetzt, wo jener den Faden gleichsam fallen gelassen. Es sind Bekenntnisse, die der Dichter vor dem Publikum ablegt. Er berührt fast alle Gegenstände des höhern Lebens, ja selbst der Literatur. Wir können natürlich nicht überall mit ihm übereinstimmen; aber wir dürfen ihm das Zeugniß nicht versagen, daß wir in allen seinen Aeußerungen den Charakter der Offenheit, Rechtlichkeit und Moralität mit einer schönen intellektuellen Bildung vereinigt finden. Zum Belege unseres Urtheils folgende Auszüge:

Du schmachtest nach der Freundin Blick
Als nach des Lebens schönstem Glück?
Glaub' mir: so schaut dich Niemand an,
Wie Jener, dem du wohl gethan.

---

Wie um den dürren Stab der Reben
Verhüllend Laub sich zierlich rankt,
So schmückt ein schon entfärbtes Leben
Die Thräne, die dem Wohlthun dankt.

---

Pflicht! ernstes, großes Wort!
Du bist des Streiters Hort:
Des Morgens wenn er schlaft,
Gibst Liebe ihm und Kraft;
Legst ihn so weich, so gut,
Des Abends, wenn er ruht;
Strahlst ihm noch Stärke, heilig Licht!
Wenn schon sein Auge sterbend bricht.

---

Der du azurne Tempel wölbst,
Und Sterne schufst, sie zu erhellen,
Eröffnest uns des Friedens Quellen
In der Natur, und in uns selbst;
Gewährst uns, zwei Unendlichkeiten
Genießend, wachsend, durchzuschreiten!

---

Wenn ich weine
Um das Meine,
Denk' ich nur ans Allgemeine,
Und ich weine länger nicht.
Keiner weine
Um das Seine,
Denn uns Alle trifft das Eine
Unausbleibliche Gericht.

---

Es ist so schön, aufs Wohl des Ganzen denken —
Das Höchste ist's, wozu der Mensch gelangt;
Es nähert höhern Mächten, die uns lenken,
Sich so der Geist, der dann mit Ehrfurcht dankt.
Allein wer je an sich begann zu läutern,
Erfuhr auch, was das heißt! und wird er nun
Aufs Ganze das Erfahrene erweitern —
Wie wird er furchtsam leise Schritte thun!
Ach, wer es faßt, was Menschen sind und sollen —
Wird er Aeonen — Werk in Tagen wollen?

Des Dichters Ansicht über die deutsche Literatur ist in den nachfolgenden Xenien enthalten. Wenn wir ihm auch im Ganzen unsern Beifall nicht versagen, so muß man doch gestehen, daß er den Werth der neuesten Dichterschulen etwas zu gering anschlägt. Man muß das Eine zu schätzen

wissen, und das Andere nicht verkennen. Es ist hier etwas Hypochondrie mit im Spiele, oder vielleicht eine geheime Vorahnung, daß man ihn selbst zur ältern Schule zählen würde; wohin freilich er eigentlich mehr als in die modernste gehört.

»Gleim, Hagedorn! du gute Zeit!
Da sind wir jetzt ganz andere Leute!«
Ja leider! waren jene Armen
Gesund nur, fühlend und gescheidt.

---

Dich Wieland auch, den edel frohen,
Den heiter-menschlichen, den hohen,
Verachten längst die Gründlich-Rohen.

---

Noch unbegriffne Keime, Herder! streutest Du:
Die späte Nachwelt reift erst deinem Geiste zu.

---

Selbst dir — zu deiner Kämpfe Lohne —
Dir Lessing! mäckeln sie an Deiner Krone:
»Er hat wohl Manches eingelenkt,
Doch war er selbst noch zu beschränkt!«
Das heißt: vernünftig wars begonnen,
Und thöricht ward es fortgesponnen.

---

Dich, Schiller, führt man wohl im Munde —
Allein wer gibt von Deinem tiefsten Wollen Kunde?

---

Daß Goethe nie was Rechtes war
Das ist uns ohnehin schon klar.

---

Tief ist blauen Himmel's Sinn,
Selig, die ihn fanden!
Haben die Gewitter ihn
Niemals doch verstanden!

---

Hier sucht er sich auch gegen den Vorwurf der Nachahmung Goethes zu verwahren. Erst macht er sich über die blinden Verehrer des berühmten Dichter lustig:

Was irgend von Beschränkung
An Goethe war zu spüren,
Das wußten mit Talent sie
Heraus zu destiliren:
Sie machten sich's zu eigen,
Nun durften sie sich zeigen,
Mit vornehmem Behagen
Und wicht'ger Miene sagen:
»Ihr Kleinen! Uns bedünket —«
Allein man merkt: es stinket.

dann redet er sich selbst an:

„Du scheinst uns selbst zu goethisiren!“

und antwortet:

Konnt' ich durch liebevoll Studiren
Vom großen Mann was profitiren,
So mag ich immer dankbar seyn;
Wirst lang mit einem Freunde leben —
Gib Acht! es bleibt Dir stets was kleben;
Ich schenk' euch, wie ich's habe, ein;
Möcht es euch munden, möcht's euch stärken!
Wer Kenner ist, wird bald bemerken:
Es ist von meinem eignen Wein.

Es sey uns erlaubt, bei diesem Anlaß ihm auch unsere Ansicht über diesen Punkt zu sagen. Daß er einen großen Theil, und wir möchten sagen, die ganze Farbe seiner Bildung dem Studium Goethe's verdanke, ist in seinen Gedichten nirgends zu verkennen. Bei der Verehrung, mit welcher er überall von diesem Dichter spricht, wird er es selbst nicht in Abrede stellen wollen. Aber dieses Studium hat bei ihm mehr Einfluß auf die Ansichten und Meinungen, als auf die Art und Weise des Dichtens selbst gehabt. Wir finden vielmehr, daß er in der Hauptsache, im Grunde eben das Gegenspiel zu Goethe's lyrischer Poesie darstellt. An diesem letzten ist es die Objektivität, welche ihn vor andern Dichtern auszeichnet; F. aber ist in seinen Gedichten durchaus subjectiv: er spricht immer von seinen Gefühlen, Reflexionen, Vorstellungen und Resultaten. Das ganze Buch ist ja eben, wie wir oben sagten, eine poetische Selbstbiographie; und der darstellende, also eigentliche objective Theil ist offenbar der kleinste und schwächste am Ganzen. Unser Dichter mag sich nun diese Behauptung zu Gunst oder Ungunst auslegen; sie entspringt aus der aufmerksamsten Durchlesung seiner Produkte. Selbst in den Lebensansichten kommt er uns nicht immer Goethisch vor; er hat sein Denken mehr den Interessen des moralischen und öffentlichen Lebens zugewendet, oder sich wenigstens weit mehr darüber ausgesprochen, als jener. Doch wir kehren von dieser Abschweifung, die den Verfasser beweisen mag, wie sehr wir bemüht waren, uns über ihn zu unterrichten, zu den Resultaten zurück. Ihren Beschluß machen Distichen, welche unter sich, wenn gleich etwas lose, zusammenhängend, ein kleines Lehrgedicht bilden.

III. Gelegenheitlich, persönlich. Wir müssen gestehen, daß uns dieser Abschnitt am wenigsten zugesagt hat. Manches darin ist gar zu subjektiv. Es ist die Frage, ob ein Dichter das Recht hat, seine Familienangelegenheiten, seine freundschaftlichen Verbindungen gewissermaßen zu promulgiren. Auch wird der Styl in diesen Gedichten manchmal etwas prosaisch. Kleinigkeiten, wie: »Zauberflöten« (S. 142), »Brückeninschrift« (S. 143) wären besser weggeblieben.

IV. Im Sinne des Alterthums. Der Verfasser meint hiemit das griechische und römische. Man sieht, er hat die klassischen Alten frühzeitig und anhaltend gelesen, und in succum et sanguinem vertirt. Dieses Studium hat ihm schöne Früchte getragen, und wir sind weit entfernt, ihm aus einer so edlen Vorliebe, auch wenn sie nicht ganz zeit-

gemäß ist, einen Vorwurf zu machen. Es freute uns zu sehen, daß er nicht in jene formelle Nachahmung verfallen, die an den letzten Gedichten des verstorbenen Grafen Platen so unangenehm auffällt. Im Gegentheile sind vielleicht die antiken Versmaße mitunter mehr nach dem Gefühle als nach strengen Regeln gebildet. Daktylen, wie: »verdrießlich wardst« (S. 149), »nicht gar Spott« (S. 151) u. a. gestattet sich der aufmerksame Metriker nicht. So sind auch die Hexameter, wenn sie gleich für das Ohr fließend tönen, oft etwas nachlässig gebaut. Der Inhalt derselben aber ist sehr bedeutend und scheint uns für die Kenntniß von des Dichters Denkungsart besonders wichtig. Von den gereimten Dichtungen, welche »Gestalten« überschrieben sind, wollen wir als Beispiel dieses Abschnittes eine ausheben:

### Oedipus der König.

Es malt der Mensch des Hoffens Züge
Auf sein aus Luft gebautes Haus —
Allein das Schicksal tilgt die Lüge
Mit einem Schwamm voll Thränen aus.

Die rasche That, das kluge Sinnen,
Eins wie das Andere führt zum Tod;
Entwurzelt sehn' ich mich von hinnen,
Da diese Welt nur Träume bot.

Sie fahre hin! mein Loos erhebt mich,
Sie sinkt — nun bin ich wieder mein;
Ein schauernd Hochgefühl durchbebt mich;
Ich fühl's: so weihn die Götter ein.

Die kleinen Sterblichen, sie klagen
Um ihrer Herrlichkeit Ruin —
Stumpf gehn sie mir vorbei, und fragen:
Ob ich — wie sie! — nicht glücklich bin?

Sie messen meine Riesenschmerzen
An ihres Mißglück's Elle ab —
Sie weinen wohl — die guten Herzen!
Ihr Schicksal einst an meinem Grab.

Ich war mein eigenes Gericht.
Gehüllt in der Ergebung Falten
Erwart' ich, wie die Götter walten:
Sie mögen nahn — ich zaudre nicht.

V. Sonette. Diese Form behandelt unser Dichter mit vieler Leichtigkeit und Eleganz. Uebrigens fehlt es auch nicht an dem, was die Form beseelt: am Gedanken und Gefühle. Zur Probe mögen zwei Gedichte hier stehen, welche die plastischen Zierden unserer Residenz, im Volksgarten und in der Augustinerkirche, zum Gegenstande haben.

### Canova.

#### 1. Theseus und Eurhytos.

Wenn sich die zarte Wunderkraft des Schönen
In gleichem Kampf mattringt, jetzt überwiegend
Den Trotz der Rohheit, jetzt ihm fast erliegend, —
Da schweigt die Kunst, es weinen die Camönen;

Doch wenn der herrlichste von Hellas Söhnen,
In sichrer Hand die leichte Waffe wiegend,
Lieblich vernichtend, mit Behagen siegend,
Durch Heldenspiel des Freundes Fest zu krönen,

Den wilden Halbthierkönig überwindet:
Das ist ein Anblick, werth, zu ew'gem Leben
Versteinert durch Canova's weise Hände,

Enthüllt zu prangen, dorisch-ernst umgeben,
Daß sich die Menge oft und gern hinwende,
Bis sie das Große nach und nach empfindet.

#### 2. Christinens Monument.

Die Treue mit der Kraft, in Schmerz versenkt,
Die Tugend selbst, im freundlichen Geleit,
Wie sie dem Loos der Freundin Urne weiht,
Die Milde, die so Greis als Kind bedenkt;

Und wo des Baues Schluß den Blick beschränkt
Umschlungen vom Symbol der Ewigkeit,
Das hehre Bild, dem, zum Empfang bereit,
Glückseligkeit die Palm' entgegenschwenkt:

Erhabner Geist, der dieß Gebilde schuf!
Es tönt! es ist versteinerter Gesang,
Die Kunst ergriff ihn, eh' er noch verklang.

Und wer es still betrachtet und begreift,
Er weint, indeß sein Inneres leise reift;
Er geht hinweg, und ahnt der Kunst Beruf.

(Schluß folgt.)

---

## Die Schriften der alten Römer
über
## Landwirthschaftskunde.

(Fortsetzung.)

### I.

### Des P. Virgilius Maro Landbau in 4 Gesängen.

#### Inhalt des vierten Gesanges.

I. Im Eingange kündiget der Dichter als Gegenstand dieses Gesanges die Bienenzucht an, welche er durch eine naturgetreue Schilderung des Bienenlebens zu begründen verspricht (v. 1 — 5).

II. Hieran knüpft er die Bitte um die Gunst des Mäcenas (v. 2) und die Anrufung des Apollo, welche hier in dem Ausdrucke eines zuversichtlichen Vertrauens dargelegt ist (v. 6 — 7).

III. Nach diesem Eingange schreitet der Dichter zur Darstellung des Gegenstandes selbst, und ertheilt zuerst Vorschriften in Ansehung des für die Bienenstöcke zu wählenden Standortes. Dieser soll:

1. gegen den Anfall der Winde (v. 9 — 10) und vor feindlichen Thieren gesichert seyn, welche den Bienen entweder indirect durch Abweidung und Zertretung der Blumen und Kräuter, wie Schafe, Ziegen und Rinder (v. 10 — 12), oder direct schaden, theils durch Plünderung des Honigs in den Bienenstöcken, wie Eidexen (lacerti) (v. 13), oder durch Vertilgung der Bienen selbst, wie Bienenspechte (meropes) Schwalben (procne) u. a. (v. 14 — 17).

2. wo möglich nahe an einem kleinen Bache oder an einem feuchten von Moos und Gras bewachsenen Weiher sich befinden (v. 18 — 19) und

3. von einem Baume gedeckt seyn, der in seinen Schatten die Schwärme des Frühlings einlade (v. 20 — 24).

4. Das nahe Wasser (Bach oder Weiher) soll querüber mit Weidenreisig und mit ragenden Steinen belegt seyn, um den Bienen feste Anhaltspunkte zum Wasserschöpfen zu bereiten, und bei Windstößen ihr Ertrinken zu verhüthen (v. 25 — 29).

5. Die Umgegend soll reich an wohlriechenden Blumen und würzigen Kräutern seyn, wie Zeiland (casia), Quendl (serpullum), Pfefferkraut (tymbra), Violenbeete (violarium) (v. 30 — 32).

Hierauf handelt der Dichter:

IV. Von den eigentlichen Bienenstöcken selbst (alvearia) (v. 33). Diese bestehen gewöhnlich:

1. aus Korkrinden (corticibus suta cavatis) oder aus Weidengeflecht (alvearia lento vimine texta) (v. 33).

2. Sie sollen so viel als möglich enge Fluglöcher haben (angustos habeant aditus) (v. 35) und

3. überhaupt gegen das Eindringen der Hitze und Kälte, welche beide den Bienen gleich schädlich sind, vollkommen geschützt seyn (v. 35 — 37); wofür die Bienen selbst zum Theile orgen, indem sie:

a) die Bienenstöcke von Innen mit Bienenharz überziehen, und alle Ritzen sorgfältig verstopfen (v. 38 — 41), oder

b) ihre Wohnung im Nothfalle lieber unter der Erde oder in Baumhöhlen wählen (v. 42 —); um so mehr soll aber der Bienenwirth dafür sorgen (v. 45 — 46), und

4. auch sonst alles Schädliche von den Bienenstöcken entfernt halten (v. 47 — 50), wie Taxusbäume, bösen Geruch, Wiederhall.

V. Nachdem der Dichter den Bienen eine gute Wohnung zu bereiten gelehrt hat, gebt er zur Schilderung des Bienenlebens über, und zeigt uns dasselbe:

1. in der mit dem heitern Frühling nach dem Winterschlafe beginnenden Regsamkeit und ersten Thätigkeit des Bienenvolkes (v. 51 — 57);

2. im Schwärmen (v. 58).

Er deutet die Vorbereitungen an, welche dem Auszuge der Schwärme vorangehen (v. 58 — 60), und lehrt:

a) wie die Schwärme in neue Stöcke einzuschaffen sind (v. 61 — 66);

b) wie dem gewaltigen Kampfe, der bisweilen zwischen zwei oder mehreren Schwärmen ausbricht, mittelst unter sie geworfenen Staubes Einhalt zu thun (v. 67 — 87) und durch Tödtung des schwächern Weisels zu begegnen sey (v. 88 — 90);

c) Unterscheidungszeichen der beiden Weisel der Bienen (v. 95 — 102);

d) Mittel die wanderungslustigen Bienen an ihre Wohnung zu fesseln (v. 103 — 105);

1. indem man dem Weisel die Flügel ausreißt (v. 106);

2) oder die Behausung der Bienen in einen anmuthigen Garten verlegt (v. 109 —).

Eine ausführliche Behandlung der Gartenkunst würde den Dichter über die Gränze seines Werkes hinausführen (v. 116), daher berührt er diesen Gegenstand bloß episodisch.

VI. Episode. Schilderung eines Gartens (v. 118), und Erinnerungen an das glückliche Leben eines betriebsamen cilicischen Gärtners in der Gegend von Tarent (v. 125 — 148).

Die Bearbeitung dieses poetischen Stoffes andern Dichtern empfehlend (v. 147 — 148), kehrt er zu seinem Gegenstande zurück.

VII. Gemälde der Eigenschaften und häuslichen Einrichtung des Bienenvolkes (v. 149). Durch Jupiters Gunst erhielten sie ihre Vorzüge. Diese sind:

1. ihr geselliges Leben und die Gemeinschaft ihrer Kinder, Wohnung und Verproviantirung (v. 153 — 157);

2. ihre unermüdliche Arbeitsamkeit und die Vertheilung ihrer geregelten Geschäfte (v. 158): um

a) Bienenharz, Wachs und Honig zu sammeln und heim zu tragen (v. 158 — 160);

b) die Waben und Zellen zu bauen (v. 161 — 162);

c) die Brut auszuführen und Honig zu sammeln (v. 163 — 164);

d) an den Fluglöchern Wache zu halten, und die Stöcke gegen feindlichen Ueberfall zu vertheidigen (v. 165 — 168).

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

27. Mittwoch, den 5. April 1837.


Gedichte von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Stuttgart, Cotta 1836. VIII, 341 S. 8.

(Schluß.)

VI. Ghaselen. Auch diese, etwas fremdartige Form, von der wir sehr zweifeln, ob sie je auf unserem vaterländischen Boden heimisch werden kann und soll, ist hier mit einer großen Kühnheit und mit Geschicklichkeit gehandhabt. Man findet weniger die von den Orientalen und ihren Nachahmern sonst so gewohnte Blumen- und Bildersprache, als wieder die edlen Empfindungen und Gedanken, welche man am Verfasser so gerne wahrnimmt. Den religiösen Sinn, der ihm eigen ist, drückt die folgende Ghasele (oder das Ghasel, wie der Verfasser schreibt?) sehr würdig aus:

Mit Harfen, Flöten, Cithern! gepriesen sey der Herr!
In Licht und in Gewittern gepriesen sey der Herr!
Er läßt im Aug' des Menschen wie in der Rose Kelch
Des Thaues Perle zittern; gepriesen sey der Herr!
Er läßt die Sonne leuchten, jetzt in der Wüste Brand,
Jetzt mild aus Blättergittern; gepriesen sey der Herr.
Er läßt, wenn uns die Schauer der Mitternacht umwehn,
Uns Morgenlüfte wittern; gepriesen sey der Herr!
Er wirft ins Glas des Lebens den süßen Tropfen früh,
Und spät dann auch den bittern; gepriesen sey der Herr!
Des Lied's Beginn und Ende, die Sterne singen's mit,
Mit Harfen, Flöten, Cithern gepriesen sey der Herr!

Daß übrigens, was uns befremdet, der Dichter auf diese Versuche keinen besondern Werth legt, und sie mehr als Scherz betrachtet haben will, scheint aus dem Epilogus hervorzugehen, auf den wir, seines fröhlichen Tones halber, besonders hinweisen zu müssen glauben.

VII. Erzählend. So sehr auch diese Abtheilung im Geiste des Verfassers gehalten ist, so tritt doch hier seine schwache Seite, die des Darstellens nämlich, am deutlichsten hervor. Die Bedeutung macht sich überall auf Kosten der Fabel, welche doch bei Erzählungen die Hauptsache ist, zu sehr geltend. Dieses gilt insbesondere von den »Dioskuren« (S. 225), der »Eleusinia« (S. 239) und dem übrigens schönen Gedichte »Todtenfeier« (S. 246), welche eigentlich gar keine Erzählungen sind. Die arabische Legende: »Prophetensendung« (S. 219) ist kalt behandelt und ohne Interesse; das Gedicht »Chiron« (S. 235) konnte uns durchgehends keinen Antheil abgewinnen. Den Dichter scheinen blos die antiken Reminiscenzen erfreut zu haben. Warum er übrigens die Mythe von Bithon und Kleobis zweimal (S. 232 und 243) vorbringt, ist schwer zu begreifen. Alle diese Ausstellungen mögen dem sehr geschätzten Verfasser die Aufmerksamkeit beweisen, mit der wir ihn gelesen haben. Dagegen hat uns das Gedicht: „Die Glücklichen“ (S. 242 — 244) sehr gut gefallen, und würde sich zur Deklamation eignen. Zu Auszügen sind die Leistungen dieses Abschnittes zu lang.

VIII. Dem Dichter. Dieser Cyclus bildet ein Denkmal, welches der Dichter seinem verstorbenen Freunde, dem edlen vaterländischen Sänger Johann Mayerhofer, weihet. Man kann einer so schönen Uebereinstimmung der Grundsätze, Empfindungen und Tendenzen, Achtung und Mitgefühl nicht versagen; wenn auch hier dasselbe gelten sollte, was wir oben von den Gelegenheitsgedichten sagten: daß nicht Alles, was für den Verfasser von großer Wichtigkeit ist, auch vor ein größeres Publikum paßt. Es ist an F. eine lobenswerthe Eigenschaft, das Gute, wo es ihm an Andern bemerkbar wird, lebhaft zu ergreifen, und eher zu überschätzen als zu verkennen. Die Pietät ist, besonders in unserer, Alles untereinanderwerfenden Zeit des Leichtsinns und der Arroganz, nie genug anzuempfehlen und zu loben. Das Gefühlvollste dieser Gedichte scheint uns das siebente zu seyn:

Oft, in schwermuthsvoller Stunde
Tröstete mich dein Gesang, —
Kühlte meines Busens Wunde,
Daß es aus dem tiefsten Grunde
Fast wie: »glaube, hoffe!« klang.

Und dann wieder deine Klage
Rührte, stärkte, heilte mich:
Du auch leidest? deine Tage
Trübt der Menschheit Schmerzensfrage?
Und Behagen fordre ich?

Hätt' ich Thau für deine Blüthen!
Hätt' ich Balsam für dein Herz!

Deine Blumen wollt ich hüten, —
Liebe sollte dir vergüten
Deinen großen, heil'gen Schmerz!

IX. Sinn. Diese letzte Abtheilung, welche, wie aus der Ueberschrift zu entnehmen, eigentlich den Sinn des Ganzen aufschließen und die Lebensansicht des Dichters aussprechen soll, muß vorzugsweise im Auge behalten werden, wenn man über F. ein richtiges Urtheil fällen will. Ihr Umfang ist fast geringer als der von den übrigen; an Gehalt aber ist sie unstreitig am reichsten. Ueberall spricht sich ein lebendiger Sinn für das Wahre, Schöne und Gute aus, der, wie auch die Ansichten der Leser verschieden seyn mögen, doch gewiß dem Verfasser die Achtung und Liebe aller Gutgesinnten sichern wird. Es thut in unserer frivolen Zeit wahrhaft wohl, wieder einmal die Stimme der Liebe zur Wahrheit und Tugend zu vernehmen, ohne welche doch zuletzt alle Poesie, sey sie auch noch so reitzend und interessant, nur ein Getändel, ein Spielzeug ist. Der Verfasser erscheint hier, gegen manchen neuen Poeten und gegen sich selbst in frühern Perioden gehalten, wie ein Mann gegen den Jüngling. Die Träumereien einer an Täuschungen reichen Jugend sind dahin, der Ernst des Lebens, der Wissenschaft, und der Pflichterfüllung hat den Geist geläutert und zur Reife gebracht. Jedes der in dieser Abtheilung gebotenen Gedichte gewährt Befriedigung und erweckt würdige Gefühle oder Gedanken in uns. Auch hier ist in den größeren ein kleinerer Cyclus eingeschlossen: »Vom Gebirge« (S. 285 — 292), aus welchem uns besonders Nr. 4 als Gemälde der wilden Gebirgsnatur und 8 des religiösen Inhalts willen zusagten. Der empfängliche Leser wird sich aus diesem Abschnitte ausheben, was eben seiner Stimmung und seinen Erfahrungen am angemessensten ist; eine Auswahl zu treffen fällt schwer. Wenn wir aber nicht irren, so ist des Dichters ganze Lebensansicht nirgends so deutlich und vollständig ausgesprochen, als in dem Gedichte: »Epochen« (S. 309), das indessen zu umfangsreich ist, um abgedruckt, und zu sehr zusammenhängend, um im Auszuge mitgetheilt werden zu können. Es stellt in zwölf Stanzen den Gang des Lebens, sowohl im einzelnen Menschen, als in ganzen Völkern, wie ihn die Weltgeschichte zeigt, dar, und schließt mit den tröstlichsten Bildern des Glaubens an eine schönere, durch die Gnade der Vorsehung bereitete Zukunft. In der sechsten Strophe (S. 310) hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Es soll wohl „Lebens“ statt des „angebornen Lebens“ heißen. — Das Gedicht: »der Templer« (S. 315) wird jeden rühren, der höherer Gefühle fähig ist; und es thut uns wahrhaft leid, in den Abschiedsgedichten des Verfassers eine gewisse elegische Stimmung wahrzunehmen, wie sie meistens aus der Erfahrung entsteht, daß man sich nicht nach Wunsch verstanden oder erwiedert fühlt. Indessen die Bessern werden ihm gewiß ihre Theilnahme nie entzogen haben und von der größeren Menge muß man nichts erwarten, als — was von ihr zu erwarten ist. Erfreulich dagegen erscheint wieder die sanfte Stimmung, mit welcher der Dichter am Schlusse auf seinen Weg zurückblickt und alle Töne seiner Lyra noch einmal zu einem religiösen Akkorde zusammen faßt.

Die Harfe.

Treue Harfe, nie verdränge
Weltgetös dein heilig Rauschen!
All mein Leben war ein Lauschen
Auf die holden Zauberklänge,
Die zwar meine Hand erregte,
Doch ein Höh'rer in dich legte.

Warst Gespielin meiner Jugend,
Trieb und Lohn verschwiegner Tugend,
Süßes Labsal in der Wüste,
Schirm vor niedrigem Gelüste,
Echo still verhauchter Klage,
Nachhall wonnevoller Tage,
Zeuge schönstem Freundesbunde,
Palmenluft in heißer Stunde,
Harter Kämpfe höchster Kranz,
Freundin, so in Nacht als Glanz, —
Was du immer auch verschönt,
Hast du nur dem Herrn getönt.

Dieses Leben, seine Gabe,
Blieb dem Höchsten fromm geweiht,
Bleib auch du mein treu' Geleit',
Liebe Harfe! bis zum Grabe:
Bis es weht aus kühler Gruft,
Bis, ein höher Lied zu lernen,
Zu geahnten, bessern Sternen
Uns des Vaters Stimme ruft:
Rausche dann noch einmal, singe
Seine Größe, und verklinge!

Mit diesem dichterischen Psalme schließt die letzte Abtheilung, welche wir Allen Jenen empfehlen, in welchen das Gewirr des Lebensmarktes den Sinn für das Wahre und Große noch nicht ganz verdrängt hat.

Der Anhang enthält Uebersetzungen aus dem Polnischen, Französischen, Englischen und Persischen. Die Sprache ist in allen diesen Stücken fließend; aber die Wahl scheint uns nicht immer am glücklichsten getroffen; z. B. das erste englische Gedichtchen ist völlig unbedeutend. Als Probe mag der Eingang zu Krasicki's Fabeln hier Platz finden:

Ich war ein Jüngling, der in allem Maß gehalten —
Ich war ein Greis und zog die Stirne nie in Falten —
Ich war ein reicher Mann, der Alles Armen weihte —
Ich war ein Autor, der sich fremden Ruhmes freute —
Ein Schwätzer, der nicht trank, ein Schuldner, der bezahlte —
Ein Räuber, der nicht nahm, ein Stutzer, der nicht prahlte —

Ein Richter, der den Streit sich zum Verlust geschlichtet —
Und endlich ein Poet, der nie ein Wort erdichtet.
»Was will die Fabel uns? das ist ja ganz erovabel.«
Herr Leser, mit Verlaub, dieß ist die erste Fabel.

So hätten wir denn mit Aufmerksamkeit die einzelnen Punkte der schönen Sammlung betrachtet; noch ausführlicher in's Detail zu gehen würde die Gränzen des gegebenen Raumes überschreiten. Wir können nun wohl unsere Ansicht im Ganzen aussprechen, und diese wird sich auf Folgendes reduciren:

F. ist bedeutender als Denker, wie als eigentlicher Dichter, wenn man — dieses letztere Wort in seinem — engsten Sinne nimmt. Darum gefallen auch seine Gedichte erst bei näherer Bekanntschaft inniger; dann aber liebt man sie um so herzlicher, je weniger man durch Koketterie sich bestochen fühlt. Der Grundzug seines Wesens ist: Religiosität; eine Pietät, die sich auf Alles erstreckt, was irgend das Leben werthvoller und geistiger macht, und ein wissenschaftlicher Ernst, der überall nach dem Wesen der Dinge strebt, nicht an der Oberfläche kleben bleibt, und, durch jahrelanges Forschen und Denken, schon einen schönen Reichthum an Ergebnissen gesammelt hat.

Es ist vorzüglich der Geist und die Gesinnung, was wir an F. achten, und wenn — wie es fast den Anschein hat — die Freude am Dichten ihm auf irgend eine Weise verleidet ist, so wünschen wir desto mehr ihm bald auf andern Feldern der Literatur wieder zu begegnen, wozu seine Vielseitigkeit uns wohl gegründete Hoffnung gibt.

Die Verlagshandlung hat das Buch ihrerseits solid ausgestattet.

---

# Die Schriften der alten Römer
über
# Landwirthschaftskunde.

## I.

## Des P. Virgilius Maro Landbau in 4 Gesängen.

### Inhalt des vierten Gesanges.

(Fortsetzung.)

Dieses regelmäßige Zusammenwirken und das rasche Ineinandergreifen der vertheilten Arbeit ist das Princip, worauf die erhöhte Productionskraft unserer Fabriken und Manufakturen beruht. Virgil fand zu seiner Zeit nur in der Fabel der Cyclopen, welche im Aetna die Donnerkeile Jupiters schmieden, ein entsprechendes Bild dieses großen, von Adam Smith (Untersuchungen über die Quellen des National-Reichthums) zuerst entwickelten Princips der Industrie (v. 170 — 175).

Weitere Vorzüge der Bienen sind:

3. Ihre Ordnung in abwechselnder Arbeit und Ruhe, woran jede Biene denselben Antheil nimmt. (Omnibus una quies operum, labor omnibus unus; v. 178 — 190).

4. Ihre Vorsicht bei bevorstehendem Regen und windigem Wetter (v. 191 — 196).

5. Ihre Sorge für Erhaltung und Mehrung ihres Stammes (v. 197 — 209).

6. Ihre Anhänglichkeit an den Weisel (v. 210 — 212). Das Bienenvolk lebt und gedeiht, oder verkümmert und vergeht mit dem Weisel (v. 213 — 218).

7. Anscheinende Vernünftigkeit ihres bewunderungswürdigen Instinctes (v. 219 — 227).

Der Dichter schließt diesen Gegenstand mit einer Hypothese über den höhern Ursprung und die Unvergänglichkeit geistiger Wesen, und geht hierauf zur Zeidelung über. Er ertheilt:

VIII. Folgende Vorschriften hierüber:

1. mit Vorsicht dem Bienenstocke sich zu nahen (v. 228—230).

2. Die Zeidelung zur Zeit des Aufganges der Plejaden im Mai, und ihres Unterganges in den ersten Tagen des Novembers zu unternehmen (v. 231 — 235).

3. Die Bienen dabei so wenig als möglich zum Stechen zu reitzen, weil sie mit dem Stachel das Leben lassen (v. 236—238).

3. Bei der Zeidelung im Herbste schonend zu Werke zu gehen, und schwachen Stöcken genügenden Honig zur Nahrung für den Winter zu lassen (v. 239 — 240).

5. Jedoch die Bienenstöcke jedesmal gut auszuräuchern, und die leeren Wachszellen auszuschneiden (v. 241 — 242), um schädliche Insekten zu vertreiben, wie Eidechsen, Schaben, Drohnen, Hornisse, Motten, Spinnen (v. 243 — 247).

6. Starke Stöcke übrigens reichlich zu zeideln, weil dieß die Bienen zu größerer Arbeitsamkeit antreibt, um den Vorrath bald wieder zu ersetzen (v. 248 — 250).

IX. Zum Schlusse handelt der Dichter von den Krankheiten der Bienen (v. 251 — 252), und lehrt:

1. die Kennzeichen, wodurch sich die Erkrankung der Bienen äußerlich ankündigt (v. 253) als: veränderte Farbe, Abmagerung, Austragen von Todten, klumpenweises Anhängen an den Fluglöchern, starres Verweilen im Innern des Stockes, dumpfes Summen und gezogenes Surren.

2. Die Heilmittel, als:

a) Einräucherungen (v. 264 —).

b) Speisung mit heilsamen Kräutern und Säften (v. 265 — 280).

X. Das Recept dieses Bienen-Medicaments macht den Beschluß des ersten Haupttheiles des vierten Gesanges.

XI. Der andere Haupttheil dieses Gesanges hat die fabel-

hafte Sage von der künstlichen Erzeugung der Bienen nach ägyptischer Weise zum Gegenstande (v. 281).

Die alten Aegypter waren durch ihre geheimen Naturkenntnisse berühmt. Die Kunst, Hühner in Oefen aus Eiern auszubrüten, ist uralt bei denselben. So schrieb man ihnen auch die Kunst zu, Bienen aus der gährenden Zersetzung des Blutes und Fleisches getödteter Rinder erzeugen zu können.

Vorzüglich im ägyptischen Delta soll diese Kunst in Flor gewesen seyn (v. 287 — 294), welche Virgil umständlich darstellt (v. 295 — 314).

XII. Als Erfinder dieser Kunst aber galt Aristäus, ein gepriesener Meister der Landwirthschaft im Alterthum, und darum für einen Sohn des Apollo und der thessalischen Stromnymphe Cyrene gehalten (v. 315 — 317). Der Verlust aller seiner, durch Seuchen und Hunger eingegangenen Bienenstöcke (v. 317 — 318) gab Anlaß, daß er klagend bei der Mutter Cyrene Hülfe suchte (v. 319 — 332).

XIII. Der Dichter schmückt die Erzählung dieser fabelhaften Sage mit einer glänzenden Schilderung von Cyrenens Wohnung in einer krystallenen Grotte unter der tiefen Quelle des thessalischen Stromes Peneus aus, wo sie von Nereiden, Oceaninen, Najaden und anderen Nymphen umgeben, nach der Sitte der alten Welt, mit Wollespinnen unter Erzählungen von Göttergeschichten und Mährchen beschäftiget ist (v. 333—356).

(Schluß folgt.)

## Notizen.

Von Eckermanns »Gesprächen mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 — 1832«, ist so eben die zweite Auflage erschienen. Dieß beweist den Antheil, welchen das Publikum an denselben genommen hat. Die Mittheilungen selbst sind natürlich unverändert geblieben; mit Beziehung auf die in diesen Blättern gelieferte Anzeige haben wir jetzt nur zu bemerken, daß dieser zweiten Auflage ein Register beigegeben ist, der nach den Namen und Sachen geordnet, den Gebrauch des Buches selbst auf eine sehr bequeme und zweckmäßige Weise erleichtert. Für die Besitzer der ersten Ausgabe würde die Möglichkeit, das Register besonders zu erhalten, gewiß sehr erwünscht seyn.

---

Die »Gedichte von Heinrich Reitzke (Berlin 1836. 8.) erheben sich sehr selten über das Alltägliche. Wir geben als Beispiel den Anfang des Gedichtes »Angehender Frühling,« S. 121:

Aus fernem Land' sind kommen
Die Kranich' und die Störch',
Vom guten Hirten ward schon
Gepredigt in der Kirch';
Die Sonne strahlt so milde,
Hat gar einen warmen Schein;
Am Bach die Weiden sprossen,
Es grünt der Wiesenrain u. s. f.

---

»Des Kaisers Schatten. Von A. J. Büssel« (München 1836) ist ein Gedicht, das aus 189 Canzonen besteht und die Thaten und das Schicksal Napoleons zum Gegenstande hat. Es erweckt aus mehr als aus einem Grunde die Muthmaßung, daß die Todtenkränze von unserem gefeierten Zedlitz die Idee dazu angeregt haben. Uebrigens lesen sich die Verse sehr hübsch, obschon die Erzählung uns bisweilen ziemlich breit und mit Schmuck überladen geschienen hat.

---

Die »Gedichte von Adolph Schultze« (Berlin 1836) sind Blumen mannigfacher Art, jedoch ihrem Werthe nach meistens Feld- und Wiesenblumen, an deren Blüthe und Duft sich wegen ihrer Allgemeinheit nur selten noch Jemand ergötzt. Das heißt mit andern Worten: diese Gedichte gehören nach Stoff und Behandlung nur zu den äußerst gewöhnlichen Erscheinungen.

---

Wenn die dramatische Darstellung einer Reihe von Begebenheiten aus dem Leben eines Mannes, welche ohne Einheit und nothwendigen inneren Zusammenhang der Einen Haupthandlung, bloß der Zeitfolge nach aneinander geknüpft sind, ein Drama genannt werden kann, so verdient auch: »Friedrich Barbarossa, Drama von Ludwig Kosak« (Berlin 1836. 160 S. 8.) mit Recht jenen Namen; außerdem möchten wir es bloß ein historisch-dramatisches Gemälde nennen, in welchem die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Kaiser Friedrich's I. dargestellt werden. Trotz mancher Vorzüge kann sich Referent doch weder mit der Anordnung des Stückes, welches durch Verbindung ungleichartiger Theile an einer Zerrissenheit und Uebermaß des Stoffes leidet, noch mit der Auffassung der Charaktere, welche bei aller Kraft der Diction doch nicht scharf und objectiv genug gezeichnet sind, einverstanden erklären, auch finden sich oft überflüssiges Raisonnement und zerstreuende Abschweifungen vor. Der Verf. scheint für das dramatische Fach noch einer gediegeneren Bildung und großer Aufklärung über die wichtigsten dabei in Frage kommenden Erfordernisse zu bedürfen, namentlich in Bezug auf die harmonische Gestaltung des Ganzen und die strenge innere Verbindung aller Theile. (Repertorium.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**28.** Sonnabend, den 8. April **1837.**

Die Poesie und die Poeten in Oesterreich im Jahre 1836, von Dr. Julius Seidlitz. Erster Band. Grimma 1837. Verl. v. J. M. Gebhardt. 201 S. 12.

»Hinter goldenem Gitter sitzt gefangen eine schöne Königinn; zum Himmel gewandt ist das klare, thränenumschleierte Auge u. s. w. u. s. w.« Dieß ist der Anfang eines Buches, in welchem wir eine nüchterne, verständige und billige Würdigung unserer poetischen Literatur zu finden erwarteten. Schon die geringe Bogenzahl, im Verhältniß zu den vielen bedeutenden Namen, welche die Ueberschriften hergeben, muß gegen den Ernst und Fleiß des Verfassers mißtrauisch machen; aber beim Durchlesen steigert sich allmälich das Mißtrauen bis zum gerechten Unwillen, bis dieser sich endlich in Lachen auflöst und beschwichtigt. Wie lange wird es noch erlaubt seyn, daß Knabenwitz und naseweiser Dünkel vor dem deutschen Publikum das Wort über Männer führen dürfen? wie lange wird man die abgedroschenen Mährchen über den literarischen Zustand Oesterreichs mit dem Vornehmthun der Unwissenheit wiederholen dürfen? Es wäre verlorne Zeit, allen Unsinn der vorliegenden Frucht der Büchermachkunst zu analysiren; es wird an wenigen Auszügen genügen. Im Ganzen läßt sich sagen, daß Herr S. das Gegentheil des Wahren fast immer mit so richtigem Takte trifft, daß man eine durchgehende Ironie vermuthen könnte, wenn nicht die wahre Meinung seines Herzens nur zu deutlich hervorblickte! Proben seiner literarischen Ansichten seyen folgende: »Schiller ist die Orgel, Goethe die Geige im Chor unserer Dichter« (S. 13). »Wo Schiller weint, reibt sich Goethe die Augen« (S. 91), und wieder S. 35: »Schiller ist für den in's Leben Schreitenden, Goethe (der tiefer stehende, unnatürliche!) für den auf dem Gipfelpunkte des Lebens Stehenden.« Was sind überhaupt unserm genialen Kritikus Widersprüche? sie kommen so oft vor, daß es scheint, er suche in ihnen das echte Gewürz des Vortrags. Von Heine heißt es (eine Probe des feinsten Witzes!): »Er war die Schleifmühle der Lyrik, indem er jedem Gedichte eine epigrammatische Spitze gaba (oho! S. 17). Bettina wird S. 143 »die Goethische Katze« genannt. S. 200 verwahrt sich Herr S. zur Ehre seines Geschmackes im voraus: »nicht als ob ich die Goethesche Marmorbüste Tasso für ein dramatisches Meisterstück halten möchte«! — und als Probe tiefsinniger Kritik steht von Faust geschrieben: »Goethe sah die Erscheinung Faust's, aber er ging nicht um die ganze Erscheinung herum« (!). Aber nicht nur Goethe erliegt unter Herrn S's Streichen. »Den Oesterreichern (heißt es S. 175) steckt noch zu viel Körner'sches Blut inne; auch Schiller mit seinen gespreitzten Balladen (!) spuckt ihnen noch immer im Kopfe herum. Uhland, liebe Freunde! u. s. f. das sind Evangelien«! — (Wir Oesterreicher danken höflichst für das herablassende »liebe Freunde!« was doch so ein gescheiter Herr gütig ist!) — »Nichts ist widersinniger, als in Oesterreich Humor zu glauben. Der wahre Humor kann nur im Norden bestehen.« (So! S. 31.) — »Die Zeit wird nur dann dramatisch, wenn 100.000 Menschen agirend auftreten.« (S. 69.) — Ist es nun genug, lieber Leser, von Herrn Dr's literarischen Ansichten? Nur noch, was er von Einigen unsrer Dichter (Alle zu vertreten wäre so unmöglich als überflüssig) sagt, insbesondere. Bauernfeld ist gar kein Lustspieldichter; kann aber vielleicht noch einer werden. (S. 47.) Die Bekenntnisse sind das einzige Lustspiel, das er gemacht hat; hier sind die Charaktere so wahr, daß wir uns selbst heimlich mustern (thun wir das?), um zu sehen, ob er nicht von uns auch etwas mit hinauf geholt hat; demungeachtet fehlt es diesem Dichter an Charakteren« (S. 48). »Sein Witz ist wenigstens wohlerzogen und anständig.« (Von allem Guten, was sich an B's Witze rühmen läßt, — war gerade dieß hervorzuheben? ist B. nicht manchmal »ein ungezogener Liebling der Grazien«?) Bürgerlich und Romantisch, das Liebesprotokoll werden als mittelmäßig; Helene und der Stadtmusikus von Augsburg als schlecht (!) bezeichnet (S. 47). — »Aber immer tiefer muß Bauernf. sinken (tief ist er also schon gesunken), wenn er sich dem Streben des Zeitgeistes (!) auf eine plumpe Weise (!) widersetzen will« (S. 48). — Bauernfeld mag in diesen Zeilen den Lohn für sein inniges und tiefes Streben empfinden. — Die »Tugendsprüche und Gemeinplätze«, die Herr S an Feuchtersleben (S. 65) veraltet findet, sollte er lieber beherzigen. Auch könnte er aus dessen Kritiken lernen, statt von »falschen und wahren Ansichten«, von »verschiedenen Ansichten«

zu sprechen. »Uebrigens weiß F. auch seine falschen Ansichten so vorzutragen, daß der Laie sie unbedingt für wahr halten muß«. (Ibid. Wir möchten doch den Baron F. bitten, uns dieses seltsame Kunststück, in dessen Besitze er ist, mitzutheilen!) — Lächerlicher und aller historischen Wahrheit trotz bietender kann nichts seyn, als die Art, wie Grillparzer (S. 80) aufgeführt wird. »In der Ahnfrau hat er seinen wahren Beruf erkannt. Auf dieser Bahn hätte er fortgehen sollen! Leider hat er sie verlassen, — und hat ein Meisterstück, das goldne Vließ, geliefert. An dramatischem Leben steht Medea (S. 82) weit über Goethe's plastisches Meisterwerk Iphigenia; denn hier spricht der Verstand, — in Medea aber ist jedes Wort eine Tragödie« (!). — »Was G. von der Medea an bis zum »Traum ein Leben« lieferte, wird untergehn, um seinen Dichterruf rein zu erhalten«. (S. 82. Ottokar, der treue Diener, des Meeres und der Liebe Wellen!) — Die Sicherheit in der Zeichnung der Charaktere wird S. 79 gerühmt; S. 86 heißt es: »seinen Charakteren fehlt es an Bestimmtheit«. — Medea ist eine der erhabensten Tragödien, welche unsere Sprache aufzuweisen hat (S. 80) — und doch muß Herr S. (S. 86) mit Schmerz gestehn (welcher pharisäische Zug!), daß G. nur ein Talent ist; daß ihm die schaffende Kraft fehlt« (!). — Es gebricht ihm an Erfindung; denn (S. 87) Sappho ist nach griechischen Sagen, des Meeres und der Liebe Wellen ist im Grund die Geschichte von Hero und Leander, Ottokar ist historisch u. s. f. (! das steht alles wirklich im Buch). — Er weiß nicht (S. 120), warum ihm beim Namen Lenau immer der Hekla einfällt. — Seine persönlichen Schilderungen sind treffend. »Denke dir einen länglichen Mann von 30 Jahren;« u. s. w. (S. 97). — Den würdigen Mayrhofer, der im 48sten Jahre seines Alters gestorben ist, hält er für einen der »jüngeren Wienerdichter« (S. 140). Es ist übrigens merkwürdig und unerklärlich, daß er gerade diesen weniger bekannten Dichter billig und richtig schildert. »In seiner Poesie herrscht das kraftvolle, etwas düstere Gepräge einer sich selbst genügenden Abgeschlossenheit; einer Mimose gleich scheint er bei jeder Berührung von Außen zusammenzuzucken, und darum zeigt er mehr inn'res Seelenleben als Mannigfaltigkeit äußerer Anschauung« (S. 140). Wie Herr S. zu dieser wirklich guten Stelle gekommen ist, weiß nur Er! wir wollen sie, um ihm Recht geschehen zu lassen, ihm für zehn andere zu Gute schreiben. — Von Herrmannsthal sagt er S. 105: »Hat Gedichte herausgegeben. Kann ihn darum nicht übergehn. Ist übrigens sehr unbedeutend«. Das ist der wahre Styl. Wenn es übrigens ein Band Gedichte ist, was ihn zur Kritik nöthigt, so waren auch Kaltenbrunner, Prechtler, v. Schulheim u. a. zu nennen. Nicht einmal Seidl'n ist ein Artikel gewidmet. S. 67 wird ein Dichter gelobt, daß er in die Zeitschrift »Unser Planet« (diese gibt Herr S. heraus) Beiträge liefert. — Das Aufdecken der Pseudonyme, wo noch dazu nie für die Wahrheit gebürgt werden kann, bleibt, auf's Geringste, unartig; — und wird unter Verhältnissen boshaft. — Doch genug! Wir hoffen zu des Verfassers Besten, daß er in reifern Jahren klüger werden wird; aber ist man darum entschuldigt, wenn man seine Urtheile über Männer, so lange man unreif ist, drucken läßt? So wird das arme, betrogene Publikum verwirrt, der Dichter entmuthigt und gehemmt, und der Autor des Buches selbst erschwert sich das Fortschreiten und beschimpft sich. Man kann über einen solchen vorschnellen Krittler nichts anderes sagen, als was Goethe von einem dergleichen gesagt hat: »Man entferne ihn aus der Gesellschaft, aus der man jeden ausschließen sollte, dessen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden lässig, und die Zuschauer mißtrauisch und gleichgiltig machen könnten«. M—n.

---

Die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls. Mit einem Rückblick auf die Geschichte und mit besonderer Rücksicht auf das Staubregenbad und kalte Bäder. Dargestellt von Doctor Ludwig Wilhelm Mauthner. Mit 4 Kupfertafeln. Wien, Strauß 1837. gr. 8.

Die Heilkräfte des kalten Wassers haben unzählige Thatsachen der Erfahrung bewährt. Das periodische Abgehen vom Gebrauche der Wasserkur und das Zurückkommen zu derselben, beweist jedoch, daß eine stätige Begründung dieser Methode bisher noch fehlte. Hervorgerufen aus einem augenscheinlichen Bestreben, die einfachsten Heilmittel in der Arzeneiwissenschaft vorzugsweise geltend zu machen, ist der erneuerte Gebrauch der Wasserkur nicht mehr bloße Modesache und Neuerungsschwindelei, sondern eine aus dem Entwicklungsgange der Wissenschaft hervorkeimende, demselben sachgemäß entsprechende Erscheinung, die von den Aerzten offenbar in ernste Erwägung gezogen wird. Bei den bisher darüber erschienenen Schriften, scheint zwar, wie bei jedem neuen Gegenstande die Begeisterung, womit er ergriffen wird, es zu machen pflegt, ein unfehlbares Nützlichkeitsresultat der Wasserkuren bereits festgestellt zu seyn, allein je mehr die Thätigkeit des besonnenen Nachdenkens durch unbedingte Anpreisung angeregt wird, übt der tiefer eindringende Beobachtungsgeist sein Recht, und dieselbe Idee, die Anfangs in großer Allgemeinheit aufgefaßt und reich an Umfang, aber noch ziemlich dürftig an Intensität war, wird zusehends durch besseres Erforschen begründeter und richtiger.

Einen sehr schätzenswerthen, nicht laienhaft, sondern streng wissenschaftlich behandelten Beitrag zur Lehre von der Wasserheilkunde hat Dr. Mauthner durch das vorliegende Werk, das so eben die Presse verlassen hat, geliefert. Seine Untersuchung betrifft zwar insbesondere die Heilkräfte des Wasser-

strahls, als eine von den verschiedenen Methoden der Wasserkuren, allein sie erstreckt sich zugleich über alle übrigen, und zwar nicht bloß in der Absicht den Vorzug des Wasserstrahls vor vielen anderen Gebrauchsweisen zu erhellen, sondern um durch Prüfung und Feststellung der Anwendbarkeit jeder einzelnen Methode Licht und Kenntniß über den Gegenstand in seiner Gesammtheit zu verbreiten. Seine Kapitel sind daher, wie folgt, benannt:

Erstes Kapitel. Aufzählung der verschiedenen Arten kalter Bäder und kurze Bemerkungen über dieselben. I. Arten der gewöhnlichen kalten Bäder. II. Arten der kalten Fallbäder.

Zweites Kapitel. Wirkungen der verschiedenen Arten kalter Bäder. I. Des allgemeinen kalten Bades. II. Des kalten Fallbades. III. Der verschiedenen Arten der kalten Fallbäder.

Drittes Kapitel. Nutzen des Staubregenbades für Gesunde und Kranke. I. Diätische Benützung II. Heilkräfte des Staubregenbades.

Viertes Kapitel. Geschichtliche Betrachtungen über die Fallbäder. Aelteste Geschichte der Fallbäder.

Fünftes Kapitel. Vorschriften beim Gebrauche der kalten Bäder und der Fallbäder. I. Regeln des Kaltbades im Allgemeinen II. Regeln beim Gebrauche der Fallbäder.

Die ersten drei Kapitel, welche 118 Seiten einnehmen, legen die eigene Ansicht und Erfahrung vereint mit der fremden zu Tage. Die Untersuchungen über die Wirkungen des kalten Wassers sind mit Angabe scharfer Merkmale für Anzeige und Gegenanzeige des Gebrauches in den verschiedenen Krankheitsfällen, gepflogen, und bei Empfehlung der Vorsicht ist sehr passend ein Beispiel von einer unzweckmäßigen Prießnitzischen Behandlung angeführt. Im Ueberblicke dieser Untersuchungen wird die vollkommene Bemächtigung des behandelten Gegenstandes von Seite des Verfassers klar, und wie schon die loyale, äußerst rechtliche Aeußerung in der Vorrede, für den vortrefflichen Charakter des Mannes einnimmt, so gewährt die Lesung der drei ersten Kapitel zugleich die Ueberzeugung, daß das Gebotene, dem Geiste eines denkenden, keineswegs in sich befriedigten, wohl aber von Kenntniß seines Gegenstandes erfüllten Arztes, entflossen ist. — Das vierte Kapitel ist sehr umfangsreich. In 200 und einigen vierzig Seiten werden die Ansichten der ältesten, mittlern, neuen und neuesten Zeit, über die Heilkräfte und den Gebrauch des kalten Wassers, historisch dargestellt, erläutert und durch Stellenausshebung der Aerzte und Schriftsteller mitgetheilt. Die Mühe, bei den Alten und Neuen über den medizinischen Wassergebrauch anzufragen, und darüber die Erfahrungen aller Zeiten zu sammeln, war, wie Jedermann einsehen wird, ein wahrlich sehr mühsames Stück Arbeit; wovon sich nur Geschichtsforscher, die mit den großen Schwierigkeiten solcher Unternehmungen aus Erfahrung vertraut sind, einen deutlichen Begriff machen können. Aber eben dieses Aufsuchen der Autoritäten beweist, daß der Verfasser der an den Arzt zu stellenden Forderung: die Geschichte seiner Wissenschaft zu kennen, Genüge leisten wollte, und die Rechtmäßigkeit dieser Forderung anerkannte und respectirte. Seine Untersuchungen über die pensiles balineae der Römer werden selbst dem Archäologen erfreulich seyn, denn sie sind mit größtem Fleiße angestellt. Es dient der Wissenschaft zu einer großen Stütze, wenn moderne Ansichten mit der Zeugenschaft der großen Vergangenheit belegt werden. Doctor Mauthner hat unseres Wissens der Erste die alten Authoritäten über das neue Heilmittel heraufbeschworen, durch die Anfragen bei Griechen, Römern, Arabern, Italienern, Franzosen, Engländern und Deutschen, das Verdienst einer Stimmensammlung erworben, wornach sich die eigene Ansicht ungleich gediegener und verläßlicher herausstellt. Möge diese Art der Untersuchung medizinischer Gegenstände recht viele Nachfolger haben. —

Das fünfte Kapitel macht uns mit den Regeln des Kaltbades im Allgemeinen, dann mit den Einflüssen des Alters, Geschlechts, der Körperbeschaffenheit und gewisser Lebensepochen; ferner mit den Einflüssen von Klima, Jahres- und Tageszeit, der Witterung und des Krankheitscharakters bekannt. Es werden die Regeln über den Gebrauch des Gieß-, Sturz-, Tropf- und Spritzbades angegeben, die besondern Rücksichten beim Gebrauche der Regenbäder erwogen und am Schlusse die Vorschriften für den Gebrauch der verschiedenen Staubbadapparate vorgetragen. — Der Badeschrank zum Staubregenbad, welchen Dr. Mauthner zum häuslichen Gebrauch empfiehlt und in vollständiger Abbildung anschaulich macht, ist beim Wiener Tischlermeister Krupnik in der Spiegelgasse vorräthig zum Verkaufe und zum Ausleihen ausgebothen. Nach Mauthners Ansicht ersetzt das Staubregenbad in hygiastischer Beziehung die gewöhnlichen kalten und warmen Bäder und ist in therapeutischer einer vielfachen Benützung fähig. Seine Meinung theilt eine große Anzahl ausgezeichneter Aerzte. Sicherlich ist der gedachte Badeschrank, der zugeschlossen ganz das Aussehen eines Hängkastens hat, ein sehr bequemes Möbel, dessen man sich weit leichter zum Baden bedient als der Wannen; auch dürfte die Erschütterung, welche das aus den Röhren den Körper von allen Seiten bespritzende Wasser verursacht, heilsamer als ein Wannenbad wirken. Wenn übrigens das Staubregenbad unter den verschiedenen Wasserstrahlmethoden den bedeutenden Vorzug der allgemeinsten Anwendbarkeit besitzt, so ist sehr zu bedauern, daß die ärmeren Klassen von dem Vortheile, sich dessen zu bedienen, ausgeschlossen bleiben. Nicht Jeder kann sich den obgedachten Badeschrank zu den Preisen von 60 und 120 fl. C. M. anschaffen. Sollte nicht allein schon dieser Umstand die Aerzte bewegen,

über das natürliche Regenbad, das so ziemlich dem künstlichen Staubregenbad gleichkömmt und es vermuthlich in Hinsicht der elektrischen Einflüsse sogar übertrifft, ernstliche Untersuchungen anzustellen? Noch ist mir kein Vorschlag bekannt, wie der Regen als Bademittel gebraucht werden könnte, und doch däucht er mir sehr dienlich dazu zu seyn. Welcher Vortheil für die Gesundheitspflege aller Menschen, besonders aber der untersten und ärmsten Klasse, wenn die Anwendung des Regens als Bademittel eingeführet würde! Möchten doch jene Aerzte, welche der Wasserheilkunde ihre vorzügliche Aufmerksamkeit schenken, bedacht seyn, dieses der Volkswohlfahrt so nahe liegende Gesundheitsmittel besser kennen zu lernen und ihre Beobachtungen darüber mitzutheilen.

Die äußere Ausstattung des gedachten Werkes ist vorzüglich schön und der deutliche und große Druck den Augen sehr wohlthätig. Obgleich es Geschmackssache, lateinische Lettern oder deutsche zu wählen, so sind in Werken deutscher Sprache die letztern doch vorzuziehn.

Matthias Koch.

---

# Die Schriften der alten Römer

über

# Landwirthschaftskunde.

## I.

## Des P. Virgilius Maro Landbau in 4 Gesängen.

### Inhalt des vierten Gesanges.

(Schluß.)

XIV. Aristäus findet eine mütterlich liebevolle Aufnahme (v. 357 — 360), erhält Zutritt in die unterirdische Grotte (v. 361 — 373), und wird gastlich bewirthet (v. 374 — 386).

XV. Cyrene verweiset den Aristäus an den weissagenden Proteus, um die Ursache seines Bienenverlustes, und zugleich ein Mittel zur Wiederherstellung seiner Bienenwirthschaft zu erfahren (v. 387 — 397). Proteus besitze aber, so ermahnt sie im Voraus, eine zauberhafte Selbstverwandlungskunst, und müsse durch Fesselung zum Weissagen genöthigt werden (v. 398 — 414).

XVI. Durch Ambrosia-Duft mit höherer Kraft gestärkt, und von Cyrene geleitet, gelangt Aristäus zu der einsamen Felsengrotte, wo Proteus mit den Robben des Neptuns, bei heißer Tageszeit, Kühlung und Ruhe zu suchen pflegt (v. 415 — 436).

Beherzt überfällt Aristäus den einschlummernden Meergreis und hält diesen unter seinen wechselnden Selbstverwandlungsversuchen fest, bis er sich zum Weissagen willfährig zeigt (v. 437 — 449).

XVII. Die folgende Weissagung des Proteus bildet eine herrliche Episode, in welcher Proteus die Geschichte von Orpheus und Euridyce folgender Maßen darstellt:

Die Manen des gottbegeisterten Sängers Orpheus zürnen dem Aristäus wegen des Verlustes seiner geliebten Gemalin Eurydice, an deren frühzeitigem Hinscheiden er unglücklicher Weise Schuld trage (v. 453 — 456). Denn von seinen muthwilligen Scherzen verfolgt, trat sie im Entfliehen unversehens auf eine giftige Natter im Grase, von deren Bisse sie sterben mußte (v. 457 — 459). Im untröstlichen Grame hierüber erfüllte Orpheus ganz Thrazien mit seinen Jammergefühlen, die er in rührenden Liedern ergoß (v. 460 — 466).

Ja er wagte den furchtbaren Gang in die Unterwelt, um die entrissene Eurydice von Pluto und Proserpina zurück zu erflehen (v. 467 — 480).

Die Macht seiner Leier bezauberte selbst die bewachenden Mächte des Tartarus, die schlangenhaarigen Eumeniden und den dreiköpfigen Cerberus (v. 481 — 484).

So durfte dem herrlichen Sänger die geliebte Seele seiner Eurydice zur Oberwelt zurückfolgen, doch unter der von Proserpina gesetzten Bedingung, daß Orpheus ein vollkommenes Vertrauen auf göttliche Verheißung setze, und auf dem Rückwege aus dem Schattenreiche nicht eher zurückschaue, ob Eurydice ihm folge, als bis er das Licht der Oberwelt erreicht (v. 485 — 487).

Orpheus bestand diese Probe nicht. Seine Sehnsucht ließ ihn den Augenblick des verheißenen Wiedersehenes nicht erwarten (v. 486 — 489). Schon vor der Gränze des Zieles schaute er um, und Eurydice war ihm für immer verloren (v. 490 — 493). Jammernd schwand sie in ewige Nacht zurück (v. 494 — 506).

Sieben volle Monate trauerte Orpheus einsam in der felsigen Einöde am Flusse Strymon, und klagte so rührend, daß die leblose Natur (Wild und Wald) mit ihm zu trauern schien (v. 507 — 515). Nichts vermochte seinen unendlichen Schmerz zu mildern, und ihm das Bild der Eurydice vergessen zu machen. Ruhelos streifte er im fernen Norden umher, und hatte endlich das traurige Schicksal, daß ihn die Weiber der Ciconen, die sich durch seine begeisterten Preisgesänge und Trauerlieder zum Andenken der einzig theuern Eurydice zurückgesetzt fühlten, während der Orgyen des Bachusfestes, ihrer eifersüchtigen Wuth opferten. (v. 516 — 522). Mit dem Rufe: Eurydice! haucht er sein Leben aus (v. 523 — 527).

So weit die Weissagung des Proteus.

XVIII. Cyrene unterrichtet den Aristäus über die Verrichtung des Sühnopfers (v. 530 — 548).

XIX. Aristäus bringt das Sühnopfer nach der erhaltenen Anweisung dar, und sieht aus den Eingeweiden der geschlachteten Opferrinder neue Bienenschwärme entstehen (v. 548 — 558).

XX. Epilog, in welchem Virgil den Zeitpunkt und den Ort der Vollendung dieses Gedichtes andeutet.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

29. Mittwoch, den 12. April 1837.

Die deutsche Philologie im Grundriß. Ein Leitfaden zu Vorlesungen von Dr. Heinrich Hoffmann, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Breslau. Breslau, Aderholz 1836. XLII. und 239 S. 8.

»Die deutsche Philologie,« sagt der Verfasser in der Vorrede, »ist das Studium des geistigen Lebens des deutschen Volkes, in so fern es sich durch Sprache und Literatur kund gibt. Es gehört also in seinen Bereich die ganze deutsche Literaturgeschichte, Grammatik, Lexicographie, Etymologie, Hermeneutik und Kritik. Aus der wissenschaftlichen Begründung aller dieser einzelnen Theile ist endlich eine Wissenschaft hervorgegangen, deren Werth sehr spät eingesehen worden und deren Nothwendigkeit für höhere deutsche Schulbildung keinem Zweifel mehr erliegt. Es schien mir in vielfacher Beziehung nützlich, einen bibliographischen Umriß dieses ganzen, sich jetzt erst systematisch gestaltenden Studiums zu entwerfen, damit jeder, der sich aus Beruf oder Neigung damit beschäftigt, leichter den ganzen Stoff, die Hülfsmittel und Quellen u. s. w. übersieht, und wenn er die Wissenschaft zu fördern beabsichtigt, auch alle Lücken kennen lernt, die sich hie und da ergeben. Es konnte hier nicht darauf ankommen, nur die guten Bücher namhaft zu machen, die Geschichte der Wissenschaft hat auch auf die verfehlten Richtungen gebührende Rücksicht zu nehmen« u. s. w.

Referent muß bekennen, daß er mit der Ansicht des Verfassers über die Nützlichkeit seiner vorliegenden Arbeit vollkommen einverstanden, um so mehr, als sie zuerst einem oft gefühlten Bedürfnisse entgegenkommt, und dieß auf eine Weise, die allgemeine dankbare Anerkennung verdient. Der Verfasser hat durchaus keine Mühe gespart, um seinem Hülfsbuche die möglichst große Brauchbarkeit zu geben, und wenn man bedenkt, wie viel dazu gehört, ein neugeschaffenes Feld mit Erfolg zu bearbeiten, wird man nicht minder über die Vollständigkeit, als über die seltene bibliographische Pünktlichkeit staunen müssen.

Das Werk zerfällt in vier Haupttheile. I. Einleitung. A. »Encyclopädie;« des Verfassers Arbeit als erster Versuch. B. »Geschichte der deutschen Philologie«, chronologische Uebersicht der einzelnen Gelehrten, welche zuerst öffentlich dieses Gebiet betraten, mit kurzen biographischen Notizen. C. »Hilfsmittel.« a) Mischsammlungen literarischen, sprachlichen, kritischen Inhalts nebst Quellenabdruck; b) allgemeine Quellensammlungen nach Zeiträumen, Dichtungsarten; c) bibliographische Werke; d) bio-bibliographische Werke, ganz Deutschland und alle Zeiträume umfassend, über einzelne Zeiträume, über einzelne Zweige der Literatur, über einzelne Länder und Orte; e) biographische Werke, allgemeine Sammlungen, über einzelne Zeiträume, Biographien deutscher Dichter; f) Literaturzeitungen.

II. Literaturgeschichte, zuerst allgemeine, dann nach einzelnen Zeiträumen, einzelnen Ländern, einzelnen Zweigen der Literatur, und endlich Literaturgeschichten mit Proben.

III. Sprache. Einleitung: Encyclopädie; Methodologie des Sprachstudiums und Unterrichts, Geschichte der Sprache und des Studiums der Sprache, Charakteristik der Sprache, Verwandtschaft der deutschen Sprache, Mischsammlungen sprachlichen Inhalts. A. »Grammatik« 1. Geschichte und Literatur der Grammatik; 2. Grammatik aller germanischen Sprachen, 3. gothische Grammatik, mit dem Anhang: gothische Sprachdenkmäler; 4. althochdeutsche und mittelhochdeutsche Grammatik; 5. neuhochdeutsche Grammatik, und Verzeichniß derjenigen Schriften, welche von einzelnen Theilen der Grammatik handeln. B. Etymologie. Der Zweck der Etymologie ist, nach dem Verfasser, die Mannigfaltigkeit der gereiften Sprache auf anfängliche Einfachheit der Formen und Begriffe zurückzuführen und die ursprüngliche Abkunft der Wörter, die zu einer bestimmten Sprache gehören, in dieser oder in einer andern zu ermitteln und festzustellen. Zur vollkommenen Erreichung dieses Zweckes in der deutschen Sprache gehört ein viel umfassendes historisches Studium unserer eigenen Sprache und aller verwandten und benachbarten und eine nicht geringe Kenntniß der Culturgeschichte. An diesen nothwendigen Erfordernissen war bisher ein großer Mangel; allen etymologischen Werken, die im §. 58 erwähnt werden, kann nur ein Werth im Einzelnen und ein Hinlei-

ten auf das Richtigere zugestanden werden. J. Ch. Frisch ist der einzige ältere Sprachforscher, der bei ausgedehnter gründlicher Gelehrsamkeit vielseitige Sprachkenntniß und combinatorischen Scharfsinn besaß, und bei sehr geringen Hülfsmitteln und ohne alle Staatsunterstützung durch seine Leistungen manchen Etymologen und Lexicographen unserer Tage beschämt. C. Lexicographie: Geschichte und Literatur; Wörterbücher für alle Zeiträume; althochdeutsche Wörterbücher, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Wörterbücher; mittelhochdeutsche Wörterbücher, mittelhochdeutsche Glossare; neuhochdeutsche Wörterbücher; Synonymik; fremde Wörter; Wörterbücher für Künste, Gewerbe und Landwirthschaft. Sehr interessant sind die Bemerkungen, welche der gelehrte Verfasser über die einzelnen Rubriken dieser Abtheilung macht; wir wollen jene über die althochdeutsche Lexicographie herausheben. „Die althochdeutsche Lexicographie beschränkt sich bisher lediglich auf das Schiltersche Glossarium (Ulm 1728). Graff's althochdeutscher Sprachschatz will diesem Mangel abhelfen, ist aber leider, wenigstens für den augenblicklichen Gebrauch, so gut als nicht vorhanden, so lange nicht ein alphabetisches Register der althochdeutschen Wörter das Auffinden möglich macht; aber auch dann wird den Gebrauch dieses reichhaltigen Werkes die Menge der unverständlichsten Abkürzungen, womit die Quellen bezeichnet sind, fortwährend erschweren. Durch sparsamen Druck und durch Weglassung mancher unsichern etymologischen Vermuthung hätte sich für deutlichere Quellenangabe leicht hinlänglicher Raum gewinnen lassen. Wer vermag jetzt beinahe 500 auf einen oder wenige Buchstaben zurückgebrachte Abkürzungen im Gedächtnisse zu behalten?" Wir müssen gestehen, daß diese Bemerkung eben so richtig als beachtenswerth ist. D. Mundarten. Dieser Abschnitt zerfällt in vier Theile: 1. alle Mundarten Deutschlands; 2. oberdeutsche; 3. niederdeutsche und 4. Rothwälsch. Die allgemeine Eintheilung in oberdeutsche und niederdeutsche ergibt sich wie von selbst; sie ist jetzt überall angenommen und hat ihren guten historischen und sprachlichen Grund. Nicht so leicht lassen sich für die einzelnen Mundarten die Gebiete abstecken, wenn man eine bestimmte politische Eintheilung festhalten will; der Verfasser hat deßhalb und gewiß zum Vortheile des Studiums die alte Kreiseintheilung Deutschlands mit der jetzigen politischen zu verbinden gesucht. Wer mit diesem Fache vertraut ist, wird wenig Bedeutendes vermissen. E. Poetik und Prosodie. Diese mußten ungeschieden bleiben, weil beide in ältern Schriften und mitunter auch in neueren zugleich behandelt werden. Die hierher gehörigen Werke haben oft einen sehr geringen Werth, sie verdienten aber schon deshalb eine Erwähnung, weil in den meisten Beiträge zur Geschichte der deutschen Geschmacksbildung enthalten sind. F. Styl. Die Stylistik wurde erst in neuerer Zeit selbstständig behandelt; in früherer erscheint sie nur vereint mit der Rhetorik (Oratorie), die sich doch eben so wenig in das Gebiet der deutschen Philologie ziehen läßt, wie Logik und Aesthetik.

IV. Hermeneutik und Kritik. Besondere Werke über Hermeneutik und Kritik in Anwendung auf deutsche Schriftdenkmäler sind nicht vorhanden; dagegen finden sich einzelne Bemerkungen genug in den Vorreden und Noten der hier angegebenen Werke, die zugleich als Beispiele unmittelbarer und eindringlicher belehren als je eine systematische Behandlung vermag, indem sich die Menge concreter Fälle nicht durch abstracte Darstellung erschöpfen läßt.

Nachdem wir nun im Allgemeinen unsere Ansicht über die Brauchbarkeit des vorliegenden Werkes ausgesprochen und dieß durch Vorlegung des Inhalts näher anzudeuten versucht haben, wollen wir einige Ergänzungen geben, wie sie uns eben während der Durchlesung beigefallen sind. Daß sie durchgehends dem vaterländischen Boden angehören, mag abermals beweisen, wie wenig selbst von Wohlwollenden die Leistungen Oesterreichs gekannt sind.

Es ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß einerseits die Verdienste unsers Vaterlandes um altdeutsche Sprachforschung früheren Zeiten angehören und nur handschriftlich in Bibliotheken zerstreut liegen, daher hier nicht angeführt werden können, andererseits die Gegenwart leider in dieser Beziehung weit zurücksteht — allein in andern Zweigen ist denn doch so Vieles geschehen, das Anerkennung verdient, und jedenfalls mit dem übrigen Deutschland gleichen Schritt hält. Doch wir wollen mit unsern Zusätzen beginnen.

S. 98. Mähren: „Insulae doctae Moraviae. Collegit Jos. W. Monse. Brunae 1779. 8.

Ebenda, Oesterreich: „Versuch einer Geschichte der österreichischen Gelehrten. Herausgegeben von Fr. C. H. von Khautz. Frankfurt und Leipzig 1755. 8.« Bibliotheca Mellicensis s. vitae et scripta inde a sexcentis et eo amplius annis Benedictinorum Mellicensium, auctore M. Kropff. Vindobonae 1747. 4. Synopsis vitae Religiosorum Ord. S. P. Benedicti, Cremisani super. Austriae Professorum etc. colleg. H. Besange. Styrae 1777. 8. u. s. w.

S. 99. Schlesien oder besser Teschen: Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern aus dem Teschner Fürstenthum, gesammelt von L. J. Scherschnik. Teschen, 1810. 8.

S. 101. Steyermark: Specimen Styriae literatae — exhibitum a Fr. Xysto Schier. Viennae. (1769.) 4.

S. 102. Wien: Scriptores universitatis Viennensis ordine chronologico propositi; 5 partes. Viennae 1740 — 1742. 8. Mehrere hat Vogel im ersten Bande seiner Bibl. Austr. verzeichnet; über die Schriftsteller der Josephinischen Periode ist außer den angezeigten noch eine bedeutende Anzahl größerer und kleinerer Flugschriften erschienen.

Bei der Rubrik: Literaturzeitungen S. 107, sind de Lu-

e a's Gelehrte Anzeigen, so wie überhaupt sehr Viele übergangen, welche im vorigen Jahrhunderte zu Wien herausgegeben worden. Die Oesterreichische Zeitschrift hat in ihren Notizen bereits auf mehrere hingewiesen; Andere sollen noch nachgeliefert werden.

S. 118. Ueber die alten deutschen Dichter Oesterreichs s. den neuen Büchersaal der schönen Wiss. und fr. Künste VI. Bd. 1. St., S. 57 u. 2. St. S. 127 und auch den Vorbericht zu Sined's Liedern.

S. 121, Wien: Briefe über die wienerische Schaubühne (von Sonnenfels) 4 Theile. Wien 1763. 8. Kurzgefaßte Nachrichten von den bekanntesten Nationalbühnen überhaupt, und von dem k. k. Nationaltheater zu Wien insbesondere 2 Thle. Wien 1779. 8. Geschichte des gesammten Theaterwesens zu Wien, von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Wien 1803. Ueberblick des neuesten Zustandes der Literatur, des Theaters und des Geschmackes in Wien. Mit 3 Gegenschriften. (Wien) 1802. 8. u. s. w. Auch Linz, Grätz haben eine Geschichte ihrer Theater, z. B. »Zur Geschichte des Theaters zu Linz« s. Realzeitung 1777. 2. B. S. 417.

Diese Ergänzungen mögen hier, wo uns der Raum ein weiteres Verfolgen nicht gestattet, als Proben genügen; jedenfalls könnten wir bei jeder Abtheilung ein ähnliches Quantum liefern, was indessen der Vortrefflichkeit des Werkes und dem Fleiße des Verfassers nichts nimmt. Er hat selbst gefühlt, daß Lücken unvermeidlich, und daher auch viele Nummern frei gelassen.

F.

---

## Die topographische Karte des lombardisch-venetianischen Königreichs,

entworfen nach astronomisch-trigonometrischen Messungen und gestochen im k. k. militärisch-geographischen Institute des österreichischen Generalstabs zu Mailand.

(Aus dem Echo.)

Von dieser großen Karte erschien vor Kurzem die dritte Lieferung, welche aus zehn Blättern besteht und den größten Theil des venetianischen Gouvernements darstellt. Die Einzelblätter sind mit Nr. 1, 2, 3, 4, 5 und 6 der Columne F. Nr. 4, 5 und 6 der Columne G. und Nr. 4 der Columne H. bezeichnet.

Nr. 1. F. umfaßt den nördlichsten Theil des Gouvernements, nämlich einen Theil des Bezirkes von Auronzo an dem Ursprung der Piave, und einen Theil des angränzenden Tyrol, welches das Gebiet von Cortina d'Ampezzo und den Ursprung der Drave bei Toblach im Pusterthale umfaßt. — Das Blatt 2. F. gibt die Anschauung der topographischen Lage der gebirgigen bellunesischen Bezirke von Agordo, Pieve di Cadore und Longarone, für Geologen besonders interessante Gegenden; auf der Ostseite strömt von Norden nach Süden die Piave, die Westseite nehmen die außer den Gränzen des Königreiches gelegenen benachbarten tyrolischen Thäler in Umrissen ein. — Blatt 3. F. zeigt die Bezirke von Fonzaso, Feltre, Mel, Belluno, Valdobbiadene, Serravalle, Ceneda und Conegliano, in der Mitte die Piave; 4. F. die Stadt Belluno, im nordwestlichen Winkel die Städte Bassano und Asola, im nordöstlichen Winkel die Piave, im südwestlichen die Brenta. Auch sieht man hier die bedeutenden Ortschaften Castelfranco und Citadella, dann Montebelluna, Campo San Piero, Noale und Piazzola, Hauptorte eben so vieler Bezirke. — Blatt 5. F. begreift Venedig, Padua und Chioggia, im Westen die östlichen Verzweigungen der Euganeischen Hügel, wo die berühmten Heilbäder von Abano und Monte Ortone liegen; Monselice, Battaglia, Conselve, Piove, Mirano, Dolo und Mestre, Hauptorte eben so vieler Bezirke, die Flüsse Brenta und Bacchiglione, und die Lagune Venedigs befinden sich auch auf diesem Blatte. — Blatt 6. F. enthält den größten Theil der Polesina Rovigo's, von West nach Ost einen Theil des Stromgebietes der Etsch und des Po, zwischen diesen die Städte Rovigo und Adria, und die Bezirke der bedeutenden Orte Loreo, Crespino, Polesella und Ariano; rechts vom Po ist die Gränze gegen den Kirchenstaat, bis am Rande des Blattes, im südöstlichen Winkel die Mündungen der Arme des »Po di Goro« und »della Gnecca« mit noch andern Armen desselben Flusses. Im nordöstlichen Winkel sind die Mündungen der Etsch und der Brenta, die Häfen von Brondolo und Fossone bildend.

Auf dem Blatte 4. G. sind die kleinen Städte Oderzo und Portogruaro, die Märkte Motta, Latisana und S. Dona. Die Piave, der Tagliamento und einige andere Flüsse und schiffbare Canäle durchschneiden in verschiedenen Richtungen das dargestellte Gebiet, und fließen zwischen Dämmen durch die Maremmen von Cortellazzo, Caorle und Marano dem Meere zu. — Das Blatt 5. G. macht in einem kleinen Theile des nordwestlichen Winkels die zur Lagune Venedigs gehörige Küstenstrecke »del Cavallino« anschaulich; der übrige Raum enthält eine Anmerkung über die Lagune Venedigs, welche nebst einer gedrängten Beschreibung ihrer verschiedenen Eigenthümlichkeiten, der schiffbaren Communicationslinien erwähnt, welche von Venedig zum Festlande und zum Meere durch mehrere Häfen führen. — Blatt 6. G. zeigt auf der westlichen Seite die Mündungen des »Po della Maestra« und »delle Tolle,« den übrigen Raum nimmt eine Tabelle ein, der Entfernungen von der Meridiane und der Perpendiculare von Mailand, und der Höhen der vorzüglichsten, in den venetianischen Provinzen gelegenen und der Karte als Grundlage dienenden trigonometrischen Punkte.

Das letzte Blatt 4. H. enthält nur einen kleinen Theil des Bezirkes Latisana, nahe am Meere, dann in Umrissen das nahe illirische Küstenland bis über das Vorgebirge Sdobba, wo die Stadt Grado und die Spuren des uralten Aquileja sind. Der übrige Raum wird durch zwei Tabellen über die Flüsse und Schifffahrtskanäle im venetianischen Gouvernement mit den darauf bezüglichen bemerkenswerthesten Einzelnheiten gefüllt.

Für Abnehmer einzelner Blätter verdient noch bemerkt zu werden, daß die Blätter 3 und 4 F. vereinigt, eine klare Ansicht der wechselvollen angenehmen Hügel bieten, welche den bellunesischen Bergen folgen und den Raum von Bassano gegen Possagno, Asolo, Montebelluna, Valdobbiadene, Collalto, bis über Conegliano und Ceneda einnehmen. Die vereinigten Blätter 4, 5 und 6 der Columne F. 4 und 5 G., und 4 H. gewähren die Uebersicht der ganzen venetianischen Küstengegend zwischen den Gränzen des Po di Goro und des Hafens Buso, so wie des innern Communications-Systems der Lagune Venedigs, mit Angabe aller den Schifffahrern zu nützlicher Kenntniß gereichenden Meerestiefen und Ankerplätze.

Hinsichtlich der Preise gelten folgende Bestimmungen:

Die ganze Karte in 42 Blättern kostet den vor ihrer Beendigung Subskribirenden . . . . . Oest. Lire 210. —

Das lombard. Gouvernement in 24 Bl. » » 135 —

Das venetianische Gouvernement in 23 Blättern, worunter auch fünf dem lombardischen Gouvernement gemeinschaftliche Blätter . . . . . . . . . . . . . . . . » » 135 —

Nichtsubskribenten werden für die ganze Karte . . . . . . . . . . . . . . . » » 240 —

— — für ein einzelnes Gouvernement » » 150 —

bezahlen.

Die Preise für die einzeln verabfolgten Blätter sind:

Für Colum. E. Nr. 1, 2, jedes . . Oest. Lire 3 —

Für Colum. A. Nr. 2, 3, 4, 5; Col. C. 1; Col. D. 1, 2, 3; Col. E. 3; Col. F. 1; Col. G. 5, 6; Col. H. 4 . . . . . » » 5 —

Für Col. B. 2, 6; Col. C. 2, 6; Col. E. 2, 6; Col. G. 4. . . . . . . . . . » » 8 —

Für Col. B. 3; Col. C. 3; Col. D. 4, 5, 6; Col. E. 4; Col. F. 3 . . . . . . . . » » 10 50

Für Col. B. 4, 5; Col. C. 4, 5; Col. E. 5; Col. F. 4, 5 . . . . . . . . . . » » 12 —

Abnehmer von eilf Exemplaren der ganzen Karte sowohl als einzelner Blätter, erhalten das zwölfte Exemplar gratis.

E. T.

## Notizen.

»Psyche. Episches Gedicht in drei Gesängen von Ad. Schütt.« (Mannheim, Hoff. 1836.) Die Verse sind zwar sehr schön, aber die reitzendste Mythe, welche wir aus dem Alterthume erhalten haben, in mehr als 400 achtzeiligen Strophen aufgelöst und zersetzt, dabei mit einem Schwalle von Worten und Bildern verbrämt zu sehen, ist uns sehr unerfreulich gewesen. Die einfache Dichtung ist unendlich schöner als die künstlichste Pharaphrase desselben, bei welcher der Sänger dieses epischen Gedichtes sich selbst nicht immer der Gemeinheit enthalten hat. Wer möchte sich nicht ärgern, zu lesen, daß Psyche, mit der Lampe in der Hand, den schlafenden Amor betrachtend, ihr Auge erröthend auf seinen Lenden ruhen läßt u. dgl.

---

Vor einigen Wochen erschien in Bologna der längsterwartete Katalog einer Sammlung äthiopisch-ägyptischer Alterthümer, welche von dem Bologneser Dr. Joseph Ferlini angelegt worden ist. Diese literarische Erscheinung ist um so erfreulicher, als die Ferlinische Sammlung nach dem Urtheile aller Kenner die vorzüglichste ihrer Art ist. Dem Katalog geht eine genügende Andeutung über die von Dr. Ferlini in Nubien unternommenen Ausgrabungen voraus. Darin berichtet der unternehmende Archäolog, mit historischer Treue und schmuckloser Kürze, seine Reise bis zu den Quellen des Nil, wohin bis jetzt kein anderer Europäer gedrungen ist, und setzt die günstigen Verhältnisse an's Licht, unter welchen er in Besitz seiner alterthümlichen Schätze gelangen, und sich so lange Zeit in Meroe, der uralten Residenz Nubiens, ohne Gefährde aufhalten konnte. Der Katalog bezeichnet die Gegenstände nach ihren wesentlichen Merkmalen, dabei enthielt sich der Verfasser jeder vorgreifenden Meinung. Der Preis des Bändchens ist auf 30 Bajocchi festgesetzt.

---

Obschon Bredow's bekannte »Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte« immer neu aufgelegt erschienen, so waren sie doch seit 16 Jahren »eigentlich stereotyp geblieben.« Nun hat sie Fischer in Reutlingen wieder herausgegeben und der Präceptor Bames vermehrt und bis auf das Jahr 1836 fortgesetzt. In dieser neuen Gestalt ist das Wissenswertheste eingeschaltet, das zu Kurze erweitert und das Ganze mit einem gedrängten Verzeichnisse von Erfindungen u. s. w. vermehrt worden, wobei jedoch mehrere irrige Angaben sich eingeschlichen haben, die in einer folgenden Ausgabe verbessert werden mögen.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**30.** Sonnabend, den 15. April **1837.**


**Die Poesie und die Poeten in Oesterreich, im Jahre 1836. Von Dr. Jul. Seidlitz. Zweiter Band. Grimma bei Gebhardt. 189 S. Duodez.**

Der zweite Band (?) dieses Werkes hat nicht lange auf sich warten lassen. Es wird nicht viel Ueberlegung dazu bedurft haben; in Fabriken geht es schnell her. Und warum sollten wir nicht hierin den Verfasser nachahmen, und auch unsere Anzeige schnell der seines ersten Bändchens folgen lassen? da jedenfalls Rezensionen schneller geschrieben sind als Bücher, — außerdem aber jeder Referent froh ist, odiosa wie das vorliegende vom Halse zu haben, — während es doch Pflicht bleibt, sie zu besprechen, damit das Publikum wisse, woran es ist. — In diesem Bändchen werden zuerst die in Prag lebenden Dichter durchgegangen; dann macht Herr S. den merkwürdigen Ausspruch: »In Oesterreich (außer Wien), Steiermark, Tyrol, Illirien, Ungarn, Gallizien, Mähren, und Schlesien, leben nicht zehn Literaten, welche nennenswürdig wären« (S. 48), und darauf beehrt er die ihm beliebigen Dichter, die in den Provinzen leben, mit seinem Urtlspruch. Wenn nun Seidl und andere im ersten Theile fehlten, weil sie nicht in Wien domiciliren, so waren dort auch Leitner, Herrmannsthal, Schleifer, nicht anzuführen. Wenn man einmal auf äußere Verhältnisse Rücksicht nimmt, so muß man sie auch kennen. — Enk (S. 49 und f.) »ist über sich selbst im Unklaren; und seine Ideen sind überspannt (!); obwohl seine Rezensionen wacker (!) sind.« — Bei Seidl (S. 67) »kann sich Herr S. (seine eigenen Worte) nicht helfen; er muß ihn sehr, sehr stark loben;« er versichert hiebei, daß er diesen Dichter gar nicht persönlich kenne, — »und überhaupt — setzt er hinzu — ist es gar nicht meine Gewohnheit, Freunde zu loben; ich habe sie vielmehr in diesem Buche heruntergerissen.« (Bravo!) — Von den Oesterreichern hat Herr S., wie wir schon beim ersten Bändchen Proben gaben, ganz merkwürdige Vorstellungen. S. 69 dieses Theiles heißt es, sie hätten »niemals Schmerz;« da wäre ihnen freilich zu gratuliren! Das sind nun National-Schilderungen! — Dann (S. 73) geht der Herr Dr. auf einige andere Poeten über, die er zusammen mit dem Kollektiv-Namen »Gesindel« (S. 73) bezeichnet; und beeilt sich zur Kritik der Journale zu kommen. Hier wagt er es S. 105, sich über die Kritik zu beklagen, die, mit Ausnahme des Menzel'schen (!) und des Mitternachtblattes, nie ein unparteiisches, tieferes Eingehen in das Wesen des Werks, ein Erkennen des Dichters aus der Dichtung, und nicht umgekehrt darstellt.« Er beklagt sich hierüber, während er dieses Buch schreibt! Kann man die Unverschämtheit weiter treiben? — S. 106 findet er es »unmöglich, von österreichischen Zeitschriften zu sprechen.« (!) Hätte er das Unmögliche lieber unversucht gelassen! Die österr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde habe er — gibt er S. 120 vor — trotz aller Mühe nicht aufzutreiben vermocht. Aber Feuchtersleben's Kritiken, die nirgends anders als in diesem Blatte zu finden sind, hat er mit Vergnügen gelesen! — Dann geht er noch die außer Oesterreich lebenden österreich. Schriftsteller durch, — und so wäre denn am Schlusse, in 2 Duodezbändchen, mit leichter Mühe Alles, was in Oesterreich gedacht, gestrebt, geleistet ward, abgefertigt! — Daß des Verfassers Urtheil nicht immer thöricht ist, sondern hin und wieder in Lob und Tadel mit dem Wahren zusammentrifft, versteht sich von selbst, und kann ihm nicht als Verdienst angerechnet werden. Es ist Niemand zu beklagen, als Jene, die er lobt, — zumal wenn es einen wahrhaft Tüchtigen trifft. — Am Schlusse noch, um würdig zu enden, versichert er (S. 188): »er hasse das Alte, weil wir rückschreiten müßten, um in dessen Spiegel zu schauen (!);« — das verspricht einen trefflichen Geschichtsschreiber! Mit solchen Maximen baut man eine Literaturgeschichte! Herr S. drohe (S. 189) das vorliegende Werk weiter auszuführen. Wir hoffen, daß die Gefahr noch abzuwenden ist.

Hiemit scheiden wir, indem uns eine Last vom Busen fällt, von diesem Buche. Das ist die Kritik vom modernsten Standpunkte aus; das ist der Riesenschritt der neuesten Reformatoren! Armes Publikum!

M—n.

Gedichte von H. Kletke. Breslau. 1836. Richtersche Buchhandlung. S. 145. 8.

Wer im Laufe von etwa sechzehn Monden fleißig Witthauer's Zeitschrift las, dem mußte es auffallen, in der Rubrik »Poesie« den Namen Kletke fast so häufig zu begegnen, wie keinem andern, und dieß erweckte gewiß ein günstiges Vorurtheil für den uns bis dahin völlig unbekannten Dichter, da jenes mit Recht geachtete Institut in seiner Auswahl sehr gewissenhaft zu seyn pflegt. — Die vorliegende, nichts weniger als brillant aufgelegte Sammlung hat nun zwar den Erwartungen, welche durch die Proben eingeflößt werden durften, nicht ganz entsprochen; jedoch ist sie in jedem Falle eine Erscheinung, die keineswegs unbeachtet bleiben darf, weil sie ein Talent zeigt, welches, wiewohl mit sich noch nicht im Klaren, aus der Fluth von Gedichten, womit uns jede Messe überschwemmt, erquickend hervortritt, wie die Nachtigall aus dem zwitschernden Schwarme der Sperlinge oder Krähen oder des sonstigen Federwildes, welches den deutschen Bardenhain mit seinem leidigen Gejohle molestirt. Herr Kletke heinisirt ein Bischen stark, und das ist schon darum nicht gut, weil ihm, wenn wir nicht ganz irre gehen, eine selbstständige Dichtergabe innewohnt, welche keines Stabes bedürfte, um sich daran emporzuranken, sondern die vielmehr, in freier Ungebundenheit aufschießend, sich kräftiger und gefälliger entwickeln würde. Deßhalb ist z. B. bis S. 8 nur Unbedeutenderes zu lesen und auch sonst eine Leere vorhanden, so oft man Herrn Kletke auf diesem Pfade antrifft. S. 9 eröffnet »der Apfelbaum« den Reigen der netten, sinnigen, warmgefühlten Gedichte, von denen einige so trefflich sind, daß sie jedem unserer gefeierten Dichter zugeschrieben werden könnten, ohne ihm Unehre zu machen. Hiezu kommen vorzüglich einzurechnen: »Die Vögel« S. 28. »Wo find ich Dich« S. 46. »Die Königswahl« S. 68. „Die Meeresrose" S. 72. »Der Wahnsinnige am Grabe der Geliebten« S. 80. »Der Weihnachtsmorgen" S. 116. »Bescheidenheits-Verse« S. 142 und e. A. — Zartgemüthliches, Tiefempfundenes ist die Sphäre, welche unserem Sänger angewiesen scheint und in welcher er Ausgezeichnetes zu leisten berufen wäre, falls er, mit einem begränzteren Spielraume unzufrieden, sich nicht etwa durch den zweideutigen Ruhm verlocken läßt, als ein in alle Sättel gerechter Kunstjünger vielgenannt und vielbekannt zu werden. Zersplitterung verträgt sich mit keinerlei Art von artistischer Bestrebung; die Poesie aber hält am eifersüchtigsten auf ihre Rechte und gestattet kein Herumflattern in allerlei Gebieten. Herr Kletke verweigere sich alles Muthwillige, Gräßliche, alles Ueberkräftige oder Allzudüstere und widme sich ausschließend der sinnigen Muse der reinen Empfindung; so wird er sicher und bald alle Zweifel an seinem Talente niederschlagen; er wird sich eine ungeschmälerte allgemeine Geltung erwerben, während er nun noch mancherlei, und in dem vorliegenden Bändchen selbst ziemlich viele Blößen gibt, wo er hart angefaßt, ja wohl gar mit liebloser Verwerfung abgefertigt werden könnte. — Zum Beweise, wie schön das Zarte unserem Autor gelingt, folge hier eine der kleinen Poesien, welche übrigens keineswegs unter den vorzüglichsten rangirt.

### Immortelle.

So jung, so jung! O daß ich sterben soll! —
Du klopfend Herz, du bist von Liebe voll;
Und wenn sie dich in's tiefe Grab gesenkt,
Wie bald nicht Einer mehr des Andern denkt!
Wird auch in ihr, die meine Seele füllt,
Die Zeit verlöschen der Erinn'rung Bild?

O schlößest du mit einem leisen Kuß
Den kalten Mund! — Wer bringt dir meinen Gruß,
Den letzten Gruß! — Wer sagt dir wie mein Herz
So glühend fühlt der Trennung Kampf und Schmerz!
Ha, wie so dunkel plötzlich! — Lichter! — Licht!
Jetzt seh' ich dich — Geliebte, weine nicht!

E.

---

Privilegien der Hauptstadt Graz. Aus dem Joanneums-Archive. Herausgegeben von Jos. Wartinger, Archivar und Ehrenbürger von Graz. Zum Besten der Armen in Graz. Graz, im Verlag des Herausgebers. 1836. VI und 81 S. 8.

Privilegien der Kreisstadt Bruck. Aus dem Joanneums-Archive. Herausgegeben von Joseph Wartinger. Zum Besten der Armen in Bruck. Graz, 1837. VIII und 92 S. 8.

Abgesehen von dem historischen Werthe, den die beiden vorliegenden Sammlungen haben, dringen sich schon bei dem Anblicke ihres Titels zwei Bemerkungen auf, die eine allgemeine Würdigung fordern. — Wie wahrhaft erfolgreich wirkt das schöne Institut, aus dessen reichen Schätzen die gegenwärtigen Urkunden genommen sind! »Schon bei der Gründung,« heißt es in der Vorerinnerung zur erstern Sammlung, »sprachen Seine kaiserliche Hoheit, der durchlauchtigste Stifter, Erzherzog Johann, in den damals bekannt gemachten Statuten, dann im Jahre 1813 in einem Erlasse an die Herren Stände Steyermarks, Höchstihren Wunsch und Willen dahin aus, daß »»alle auf irgend ein erhebliches Landesinteresse Bezug habenden Urkunden aus den ständischen,

bischöflichen, städtischen, montanistischen oder Privatarchiven, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, in diplomatisch getreuen, beglaubigten Abschriften im Joanneum niedergelegt, und durch diese Verdopplung den Unfällen und dem Zahne der Zeit entrissen werden sollen.« Durch beharrliches Suchen und Sammeln sind bereits mehrere Abtheilungen der Urkunden des Joanneumsarchives nahe zur Vollständigkeit gebracht worden. In diese Klasse treten vorzüglich die Privilegiensammlungen der steyermärkischen Städte, indem von allen denselben mehrere oder wenigere Privilegienurkunden im Joanneumsarchive verwahrt werden.« — Das sind Früchte, die nur aus einer Anstalt hervorgehen, das sind Bestrebungen, welche, unternommen das Studium der vaterländischen Geschichte zu fördern, zu den wichtigsten Resultaten führen! Mögen sie Nachahmung finden; möge der hohe Geist, der sie ins Leben gerufen, auch Andere wecken und anregen, damit überall, wo dergleichen noch nicht bestehen, die wahren Interessen erkannt, und die schöne Richtung erfaßt und verfolgt werde.

Die zweite Bemerkung sind wir dem gründlichen Forschen, dem gemeinnützigen Streben und wahrhaft menschenfreundlichen Wirken des Herausgebers schuldig. Ruhig fortschreitend, und unermüdet thätig, hat er sich um die Geschichte seines Vaterlandes unbestreitbar große Verdienste erworben; wie vortrefflich ist durch ihn das Archiv im Joanneum geordnet! Schon bei Herausgabe seiner kurzgefaßten Geschichte der Steyermark, hatte er den pekuniären Erfolg zur Gründung von Prämien für vaterländische Geschichtsforschung verwendet: die gegenwärtigen Arbeiten sind dem Besten der Armen in Graz und Bruck bestimmt! Die öffentliche Stimme darf eine so schöne Richtung nicht übergehen; wir fühlen uns glücklich, dem wackeren Gelehrten hier unsere innigste Anerkennung ausdrücken zu können.

Die Urkunden, welche durch die beiden vorliegenden Sammlungen geboten werden, sind in jeder Beziehung von großer historischer Wichtigkeit; ihre Zusammenstellung hilft einem oft besprochenen Bedürfnisse ab, und läßt nur zu wünschen übrig, daß auch die übrigen Städte und Märkte Steyermarks bald an die Reihe kommen mögen. Die Geschichte des Städtewesens in den deutschösterreichischen Erbländern ist bisher fast ein unbebautes Feld geblieben; dem gelehrten Herausgeber gebührt daher die Ehre, den ersten selbstständigen Wurf, wenigstens in diplomatischer Rücksicht, gemacht zu haben und wir leben der Hoffnung, daß dieser auch durch Anregung sich einen schönen Erfolg erwerben werde.

Das älteste Privilegium der Stadt Graz, das hier mitgetheilt wird, ist von K. Rudolph I. (Wien 27. Februar 1281) — ein Beweis, daß noch einige und zwar wichtige Urkunden, z. B. jene über die Erhebung dieses Ortes zu einer Stadt, fehlen. »K. Rudolph bestätigt den Grazern alle schon seit den Zeiten der Herzoge Leopold und Friedrich besessenen Rechte, als das Niederlagsrecht aller Kaufwaaren, dann, daß nur ihr eigener Richter, nicht aber der Landeshauptmann, oder ein anderer landesfürstlicher Amtmann (Beamter) über die Grazer Bürger zu richten haben soll, daß sie in allen jenen Städten mauthfrei seyn sollen, deren Bürger auch zu Graz mauthfrei sind, endlich, daß diejenigen, welchen die Grazer zu Graz Geld leihen, ebenfalls auch zu Graz zur Zahlung verhalten werden sollen.« Diese Urkunde fehlt unter den sonst reichhaltigen Regesten zum ersten Bande der Geschichte des Hauses Habsburg. Die Gesammtzahl übrigens der in der ersten Sammlung enthaltenen Freiheitsbriefe ist 44; diese wurden theils aus Originalien, welche der Herausgeber aufzufinden so glücklich war, theils aus einem alten, freilich gar nicht fehlerfreien Manuskripte des Landschaftsarchives genommen. Die Originalien liegen bei dem Stadtmagistrate in Graz und belaufen sich auf zwanzig. Die letzte Urkunde, der Zeitrechnung nach, ist vom 13. Februar 1749; den Schluß des Büchleins aber macht ein Privilegium von K. Friedrich IV., das die Murvorstadt allein betrifft, und, obschon die darin getroffene Anordnung nie in Wirksamkeit getreten, dennoch von vielseitigem Interesse ist. Kaiser Friedrich erlaubte nämlich (Graz, 27. August 1479) den Bewohnern der Murvorstadt die dortigen Häuser, Gärten und die Andreaskirche, in einem, ihnen beliebigen weiten Umfange mit Zäunen, Gräben und andern Befestigungsmitteln bis an die Mur herein einzufrieden, auch, in so fern es nothwendig ist, Gebäude und Gärten, welche dieser Befestigung hinderlich sind, wegzuschaffen: doch sollen innerhalb des eingefriedeten Platzes zwei große Zimmerplätze, wie sie der landesfürstliche Zimmermeister Larenz auszeigen würde, vorbehalten werden. Zur Bestreitung dieser Befestigungskosten erläßt der Kaiser den innerhalb der neuen Festungswerke liegenden Häusern und Inwohnern durch die nächsten zehn Jahre alle Steuern; auch sollen sie von dem Weine, den sie während jener zehn Jahre ausschenken, kein Umgeld entrichten.«

Bruck erscheint unter diesem Namen bereits im Jahre 861, in einer Urkunde König Ludwig des Deutschen, welcher die Kirche St. Peter (Abtei) zu Salzburg, und die Kirche des h. Rupert (Erzbisthum) unter dem Erzbischofe Adalwin sehr reich beschenkte. In den Urkunden der folgenden Jahrhunderte wird Bruck oft genannt, und es erhielt schon von Friedrich dem Streitbaren, Herzog von Steyermark und Oesterreich, die großen Rechte, daß in der ganzen Strecke von Rottenmann bis Bruck, nur in dieser Stadt eine Salzniederlage seyn sollte, und daß nur hier das Salz in Kufen gestoßen werden durfte. Diese beiden Rechte bestätigte Kaiser Rudolph I. (Wien 25. August 1277), und ertheilte den Bürgern von Bruck zugleich die wichtige Freiheit, daß alle ihre Güter, wohin sie dieselben immer führen würden, bis auf drei volle Meilen von Bruck, zu Land und zu Wasser, zoll- und

mauthfrei seyn sollen; endlich erhob er Bruck auch zu einer Stadt, und gab ihr alle Rechte der Städte dieses Landes und des Reiches. Diese Urkunde, welche ebenfalls im ersten Bande der Geschichte des Hauses Habsburg fehlt, eröffnet, dem Alter nach, auch hier die Reihe, und sie ist mit noch 39 spätern vollständig in dem großen Original-Bestätigungsbriefe enthalten, den Erzherzog Karl am 1. Juli 1572 der Stadt Bruck verliehen, und der Herausgeber seinem ganzen Inhalte nach eingerückt hat. Die folgenden 9 Urkunden sind mit Ausnahme der Nummer 41 in Originalien vorhanden; die letzte ist vom 3. September 1793.

Am Schlusse von jedem Hefte hat der sehr emsige Herausgeber eine chronologische Uebersicht der enthaltenen Urkunden gegeben und diese zum leichteren Verständnisse mit einem kurzen Inhalts-Extrakt versehen. Die Ansichten von Graz und Bruck, welche den Titelblättern vorgebunden sind, gehören der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts an, interessanter erschienen uns die Abbildungen der alten Wappen und Siegel auf der Kehrseite der Titelblätter. Die Ausstattung ist genügend. W.

---

Ueber Goethe's Herrmann und Dorothea von E. F. Yxem. Berlin, Plahn. 1836. 30 S. gr. 8.

Das vorliegende Werkchen enthält zwei Aufsätze, die bereits in dem Neuen Jahrbuche der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde erschienen sind. Der erste behandelt die Entstehungsgeschichte der schönen epischen Dichtung, und sucht die Stellung darzuthun, die der Dichter in seinem Fortschreiten durch dieselbe gewonnen hat. Als ganz besonders gelungen erschienen uns die Entwicklungen und Ansichten über den inneren Zusammenhang und die Tendenz des Gedichtes; sie beurkunden jedenfalls einen fein gebildeten Geschmack, und eine nicht gewöhnliche Empfänglichkeit.

Der zweite Aufsatz gibt Nachweisungen über die Quellen, aus welchen Goethe den Stoff geschöpft hat, und über die Begebenheit, welche die Grundlage des Gedichtes bildet.

W.

---

## Notizen.

Durch den Steinbrecher J. Niemaier aus Hitzhofen wurden im December 1834 und im Frühjahre 1835 zwei altdeutsche Grabhügel unweit Eichstädt geöffnet. Der erste gewährte wegen Einfluß der strengen Jahreszeit und aus Unwissenheit des Arbeiters, der nur den Steinen nachgrub, keine Ausbeute. Der zweite aber, nach dem Eintritte der mildern Witterung vorgenommen, lieferte außer einigen Fragmenten eines menschlichen Gerippes folgende Gegenstände: 1. einen bronzenen Stift; 2. einen dergleichen Ring, 14 Zoll im Umfange; 3. einen dergleichen kleinern; 4. eine Hafte; 5. ein Messerfragment von Eisen und 6. zwei bronzene hohle, hochbauchige, an der Aussenseite im kanellirten Style verzierte, neben der Achse durchlöcherte Sphäroiden, Verzierungen des Oberarmes, die noch am Rohrbein desselben sich befanden, und ein zerbrochenes Gefäß. Dieser Befund veranlaßte nun den Stadtpfarrer in Eichstädt, Dr. Fr. Aug. Mayer, zur nachstehenden Schrift: »Abhandlung über einen im Fürstenthume Eichstädt entdeckten Grabeshügel einer altdeutschen Druidin« (München, Jaquet, 1836). Ohne der Ansicht Sachverständiger vorgreifen zu wollen, scheint uns doch die Annahme des Verfassers, daß die hier beerdigte Person eine Druidin gewesen, etwas gewagt und zu wenig erwiesen.

---

Gersdorf's Repertorium enthält über Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben's Gedichte nachstehende Anzeige: »Den Freunden der lyrischen Poesie ist der Name des Dichters, dessen Gedichte hier zum ersten Male gesammelt erscheinen, längst rühmlichst bekannt. Der in der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig erscheinende Musenalmanach, das Morgenblatt, und, wenn uns unser Gedächtniß nicht sehr täuscht, noch mehrere andere belletristische Tagesschriften sind seit einer Reihe von Jahren ziemlich regelmäßig mit dichterischen Erzeugnissen des Freih. v. F. ausgestattet. In der uns vorliegenden Sammlung ist es zunächst die Mannigfaltigkeit der Formen, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die gereimten und ungereimten Versmaße der neueren Poesie, Nachahmungen mittelalterlicher Dichtungen, elegischer und lyrischer Versmaße des classischen Alterthums, sehr schöne Ghaselen und andere orientalische Dichtungsformen, Eigenthümliches und Uebersetztes füllen den Band. Eben so vielfach ist der Stoff, aus dem diese Gedichte gebildet sind. Naturschilderungen, Gedanken über andere Dichter und ihre Productionen, Erzählungen, Wünsche, ernste und heitere Betrachtungen über Erlebtes und Genossenes sind darinnen ausgesprochen. — Tiefes Gefühl und poetischer Schwung zeichnen die meisten dieser Dichtungen in bedeutender Weise aus; minder fühlte sich Referent von den erzählenden Gedichten angesprochen, so wie ihm auch ein Theil der Resultate ziemlich geringfügig vorgekommen ist. Doch es ist des Guten so viel in dieser Sammlung enthalten, daß sie allen Freunden der lyrischen Poesie, die unsern Dichter noch nicht kennen sollten, bestens empfohlen werden können.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

31. Mittwoch, den 19. April 1837.


## Medaille
auf die
## erste Säkular-Feier
der
## Geburt des großen Archäologen: Abbé Joseph Eckhel.

Eckhel's hohe Verdienste sind lange schon auf die glänzendste Weise anerkannt, und einstimmig begrüßen ihn die Gelehrten Europa's als den »Patriarchen der Numismatik.«

Um so mehr dürfte wohl jeder Freund der Münzkunde den unsterblichen Verfasser der Doctrina numorum veterum, in der Reihe der, dem Andenken berühmter Männer gewidmeten Medaillen, bisher ungern vermißt haben.

Diese Empfindung lebhaft theilend, war es mein erster Gedanke: als ich vor vier Jahren die Leitung des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes zu übernehmen die Ehre hatte, ein so bedauernswerthes Versäumniß gut zu machen; wie im Jahre 1826 auf ähnliche Weise, durch die Medaille auf die erste Säkular-Feier der k. k. Hofbibliothek, deren Vervielfältigung der gesprungene Stämpel, leider, ein Ziel gesetzt hat. Die Idee war schnell gefaßt; doch konnte ihre Ausführung nur einem, solcher Aufgabe vollkommen gewachsenen Künstler anvertraut werden. Ein glücklicher Zufall kam ihr zu Hülfe: die Anwesenheit des Herrn Ludwig Manfredini (k. k. Ober-Münzgraveurs in Mailand) im Sommer 1835, dessen Name genügt, die Vollendung zu bezeichnen, welche allen Medaillen und Erzgüssen dieses großen Künstlers eigen ist. Kaum wurde er von dem Plane unterrichtet, als er mit der edelsten Bereitwilligkeit seine Meistershand zur Realisirung desselben anbot, indem — wie der bescheidene Mann sich ausdrückt, — es ihn wahrhaft beglücken würde, zur Apotheose eines so verdienstreichen Gelehrten, dem Europa den ersten Platz in seinem Fache unbestritten einräumt, ein Scherflein beizutragen.

Nun waren alle Anstände beseitiget. Eckhel's Porträt, von dem genialen Peter Fendi[1] im Profil in Kupfer gestochen; eine flüchtige Skizze der Rückseite der Medaille, und die Bestimmung der Umschriften genügten, den wackern Manfredini zu begeistern. Nach seiner Rückkunft in Mailand benützte er jede Muße zur Beschleunigung des Werkes.

Ich habe nunmehr das Vergnügen, dessen Vollendung mit dem Bewußtseyn anzuzeigen: hierdurch einen gewiß lange genährten Wunsch, und zugleich eine Pflicht erfüllt zu haben, die wohl vorzüglich dem kaiserlichen Museum oblag, welches der ruhmgekrönte Eckhel geordnet und geleitet hatte.

### Beschreibung der Medaille.

Größe: — 1 Zoll, 9 Linien, Wiener Maß.

Gewicht in Silber: — 29/16 Loth.

Vorderseite: — Eckel's Porträt, mit der Umschrift:

IOSEPHO . ECKHEL . NAT . MDCCXXXVII.
MORT . MDCCXCVIII

L . MANFREDINI . F.

Rückseite: — Minerva sitzend, bedeckt mit einem Lorberkranze das Werk, welches Eckhel'n die Unsterblichkeit sichert, und worauf die Buchstaben: D. N. V. *(Doctrina numorum veterum)* gravirt sind.

Umschrift:

SYSTEMATIS . REI . NUMARIAE . ANTIQVAE . CONDITORI

Im Segmente:

MUSEVM . VINDOB.
MDCCCXXXVII.

L . MANFREDINI . F.

Auch Poesie sollte zur Verherrlichung dieser Feier beitragen.

Herr Joh. Gabr. Seidl, der keine Gelegenheit vorübergehen läßt, seine Vaterlandsliebe und sein warmes Gefühl für alles Gute und Erhabene zu bewähren, hatte im Stillen die zwei hier folgenden Gedichte, nebst einem Chrono-

[1] Zeichner und Kupferstecher am kaiserlichen Museum. Seinem Talente, Geschmacke, und unermüdeten Fleiße verdanken wir mehrere tausend Blätter, deren vollständige Herausgabe jedoch noch nicht unternommen werden konnte.

graphicon vorbereitet, und mich durch einen seiner Freunde damit überrascht.

Möchte dieses Denkmal zu ähnlichen Unternehmungen einladen, die — gleichwie der Guß plastischer Monumente in Erz — mehr als jedes andere artistische Bestreben geignet sind, die Erinnerung an hohe Verdienste um den Staat, um Wissenschaft und Kunst, auf die entfernteste Zeit zu bringen.

Wien, im März 1837.

**Moriz Graf v. Dietrichstein.**

## Eckhelio!

Palladis errantem revocasti in templa Monetam,
Et decore ornasti doctus utramque novo!
Post seclum Pallas gratae Tibi grata Monetae
Dedicat en! lauros, artis ab arte decus!

*Joann. Gabr. Seidl.*

---

## Dem Andenken Joseph Eckhel's
(am 13. Jänner 1837).

---

Iosepho . eCkheLIo
reI . nVMarIae . antIqVae . fVnDatorI
IVsta . LaVreVs!

---

Vor hundert Jahren war's, im Vaterland,
Wo uns ein wack'rer, bied'rer Mann erstand;
Obgleich ein Hüttchen seine Wieg' umschloß:
Im kleinen Kreis auch wird der Große groß.
So ging es ihm; sein Ziel erkannt' er schnell,
Sein Geist war regsam und sein Blick war hell!
Umsonst nicht stieg er in der Vorwelt Schacht,
Er hat uns laut'res Gold zu Tag' gebracht;
Hat' uns ein Licht entzündet, welches klar
Ein Feld beleuchtet, das uns dunkel war;
Hat todte Bilder deuten uns gelehrt,
Woraus lebend'ge That uns wiederkehrt,
Und hat durch neuer Forschung neues Streben
Sprachlosen Münzen Sprach' und Klang gegeben.

Und seine Saat, sie wuchert üppig fort,
Geöffnet ward, als Pflanzschul', ihr ein Ort,
Wo, unter'm Sonnenblick der Kaisergunst,
Ihr fördernd beisteht Wissenschaft und Kunst. —
So liegt, was, seit des ersten Pflanzers Zeit,
Gewonnen ward durch Fleiß und Aemsigkeit,
Nicht mehr, gleich tauben Körnern, bunt umher:
Gepflegt von kund'gen Händen ward es — mehr;
Zu Keimen ward's aus Silber, Erz und Gold,
Woraus Geschich't und Kunst sich Nahrung holt,
Zu einem Feld, worauf im schönsten Glanz,
Für Oestreich blüht ein neuer Ehrenkranz. —
Wo Will' und Kraft so warm dem Ziel sich weihen,
Da muß die Saat des Guten froh gedeihen!

Den aber, welcher diese Saat gesä't,
Ob sein Jahrhundert auch mit ihm verweht,
Wir seh'n ihn noch im Geist, im Bild, — und leih'n
Dem Danke Worte, den wir heiß ihm wei'hn!
Er hat die Göttin [1], die aus Schutt und Staub
Nur mühsam ausgrub ihren Schatz, wie Raub,
In einen Pallastempel heimgeführt,
Wo sie des Rangs sich freut, der ihr gebührt.
Nun reicht, als ihres Dankes heilig Pfand,
Dieselbe Göttin durch Minervens Hand,
Nach hundert Jahren ihm den Lorber dar,
Der in der Wieg' ihm schon versichert war.
Das ist der Lohn des großen Mannes eben:
Wie er gestrebt, so lohnt sich auch sein Streben!

Joh. Gabriel Seidl.

---

Ueber Eisenbahnen und Banken, ihre Vortheile und Nachtheile. Ein Wort zur Beherzigung für alle diejenigen, welche an dem Gemeinwohle Theil nehmen oder sich mit ihren Kapitalien bei diesen Unternehmungen interessiren wollen. Motto: Eile mit Weile! — Von Dr. Friedrich Schmidt. Zittau und Leipzig, Naumerk, 1836. 8. [2].

Der Verfasser dieser Broschüre erkennt in materieller Hinsicht als die Aufgabe der Zeit die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen durch Vermehrung der Arbeit. Die wichtigsten in dieser Beziehung in Frage gekommenen Maßregeln für Deutschland sind Eisenbahnen und Banken, und der Verfasser hält es nicht für unnütz, die mancherlei diesfalls zu Tage gekommenen Ideen und Projekte einer nochmaligen allgemeinen Prüfung zu unterwerfen.

Er tadelt es, daß man von den Eisenbahnen Nordamerika's und England's auf gleiche Ergebnisse in Deutschland schließt, da hier doch ganz andere Verhältnisse in Spiel kommen. In Nordamerika Mangel an Händen und Material; in Deutschland Ueberfluß an beiden; in Nordamerika Ueberfluß an Holz, so daß, da der Unterbau gewöhnlich aus Holz besteht, in einigen Gegenden die Eisenbahnen wohlfeiler zu ste-

---

1 Die Schutzgöttin der Münzkunde, die Diva Moneta, wie sie Denis in seinem Epigramm auf den Tod seines Freundes nennt:

Eckhelium brevis hora tulit, sed diva Moneta
Scripta viri secum vivere secla jubet.

2 Wir entnehmen diese Anzeige der »Cameralistischen Zeitung für die königlich Preußischen Staaten,« von welcher mit erstem Jänner der dritte Jahrgang begonnen hat, und die der bekannte Jurist K. F. Rauer mit eben so großer Umsicht als Sachkenntniß redigirt. Sie erscheint bei Karl Heymann in Berlin und kostet jährlich, 52 Bogen in Quarto, 3 Reichsthaler.

hen kommen, als die Chausseen; in Deutschland fühlbarer Mangel an diesem Hülfsmittel; in Nordamerika, einem aufblühenden Lande, Mangel an guten Kommunikationen; in Deutschland deren fast überall.

England, ein Weltmarkt, muß, wenn es diesen Vorzug behaupten will, sich der möglichst wohlfeilen Preise und der größten Ersparniß bei den Produktionskosten befleißigen. Ihm sind bei seinem ungeheuren Verkehr die Eisenbahnen ein Bedürfniß, aber man findet sie auch nur zwischen den vorzüglichsten Handelsstädten. Ihre Anlegung wird durch das wohlfeile Eisen und die Menge der Steinkohlen begünstigt; für diese letzteren Produkte kommt eben dadurch ein enormes Geld in Umlauf. Diese und andere Einzelnheiten gehen Deutschland völlig ab. Das Resultat der Untersuchung des Verfassers in Bezug auf die Wirkungen der Eisenbahnen geht dahin: 1. daß die Eisenbahnen an Orten, die durch sie in Verbindung gesetzt werden, in jedem Falle größeren oder geringeren Nutzen bringen, daß aber dieser Nutzen, in so weit er sich auf den Zwischenhandel und den Konsumtions-Verkehr und ihre Vermehrung bezieht, gewöhnlich nur auf Kosten anderer Gegenden erreicht werden kann; 2. daß Eisenbahnen zwischen den Manufaktur-Orten und Handelsplätzen größere und gemeinnützigere Resultate gewähren können; und daß 3. Eisenbahnen der letzten Art alle Vortheile auch in Bezug auf den Konsumtions-Verkehr und den Zwischenhandel in sich vereinigen. Es folgt ferner daraus, daß es nachtheilig seyn würde, 4. allzu lange Strecken von Eisenbahnen, die lediglich auf den Zwischenhandel berechnet sind, und keine größeren Orte berühren, anzulegen; 5. daß die Anlegung zu großer Strecken von Eisenbahnen und einer zu großen Anzahl derselben auf einmal dadurch, daß allzuviele Menschen zu gleicher Zeit in ihrem zeitherigen Verdienste zugleich gestört werden, jedenfalls nachtheilig auf das Gemeinwohl wirken müßte. Für diejenigen aber, welche Eisenbahnen anlegen, oder sich wenigstens mit ihren Kapitalien interessiren wollen, entwickelt der Verfasser folgende Regeln; 1. Eisenbahnen, welche große Manufaktur-Orte mit großen Handelsplätzen oder Märkten in Verbindung setzen, versprechen den glücklichsten Erfolg und den meisten Gewinn. 2. Hiernächst empfehlen sich Eisenbahnen, welche Güter, deren Transport mit Schwierigkeiten verbunden ist, die aber in manchen Gegenden im Ueberflusse vorhanden sind, in solche Gegenden schaffen, wo sie fehlen und bei nicht zu hohen Preisen begehrt werden. 3. Zunächst diesen stehen Eisenbahnen, welche sehr volkreiche große Städte mit einander verbinden. 4. Alle übrigen Arten der Eisenbahnen bieten für den Staat, wie für die Unternehmer nur zweifelhafte und ungewisse Vortheile, und sind 5. mit um so größerer Wagniß verbunden, je länger die Strecke ist, welche die Bahn verbinden soll.

Auf die Banken übergehend, tadelt der Verfasser ebenfalls, daß man die Erfolge solcher Anstalten nach dem Erfolge gleicher Institute in England und Nordamerika berechnet und das gerechte Mißtrauen, welches das Studium der Geschichte gegen das Papiergeld erregen muß, ganz unberücksichtigt läßt. Er hält dafür, daß die Banken nicht zugleich zur Unterstützung der Industrie und zu Darlehnen an die Grundbesitzer dienen können. Sie sind kaufmännische Anstalten im größeren Maßstabe, müssen daher auch beweglicher Natur seyn und den Gesetzen der kaufmännischen Geschäfte folgen. Die Geschichte der einzelnen Banken des Auslandes durchgehend, findet der Herr Verfasser, daß hier mit großer Vorsicht zu Werke gegangen werden müsse, wenn der Nutzen den Nachtheil überwiegen soll. Schließlich empfiehlt er, nichts zu übereilen und endigt mit den sehr beherzigenswerthen Worten: »Darum Ruhe, Mäßigung und Ordnung in allen unsern Bestrebungen; Ziel und Maß aber besonders auch dann, wenn sie auf Erreichung materieller Zwecke gerichtet sind; denn das Uebermaß bringt hier wie überall nur Verderben. Hauptsächlich aber vergessen wir nicht, daß der Weg zum Heile nicht allein, ja nicht einmal hauptsächlich, in der Verbesserung unserer äußeren Lage zu finden ist, sondern daß er hauptsächlich auch nach Innen zu durch Erhebung und sittliche Kräftigung des Menschengeschlechts gesucht werden muß. Werden wir besser, so wird es bald besser seyn!«

---

Die tiefe Verschuldung der schlesischen Rittergüter und ihre Rettung durch erhöhten allgemeinen Wohlstand und Verbesserung in der Verwaltung ihrer Schulden. Allen Gläubigern und Schuldnern zur ernsten Erwägung von A. Gebel, zur Zeit Landesältester des Jauerschen Kreises. Berlin, Heymann, 1836. V und 80 Seiten.

Das alltägliche Eintreten des Ereignisses, daß Güter beinahe um die Hälfte des wahren Werthes veräußert werden und dabei eine Menge achtbarer Familien um das Ihrige kommen, bewog den Verfasser dieser Broschüre, die Ueberzeugung auszusprechen, daß jener Uebelstand zu verhindern sey und es noch Mittel und Wege gebe, dem Verderben der Grundbesitzer abzuhelfen. Die Schrift zerfällt in 7 Abschnitte. In dem ersten entwickelt der Herr Verfasser die Ursachen der tiefen Verschuldung der Rittergüter, und findet den Anfang derselben in der Leichtigkeit Schulden zu machen, die nicht gekündigt werden konnten (Pfandbriefe), den Fortgang aber in den ungeheuren Prästationen der Jahre 1806 ff. und demnächst in den Veränderungen, welche die neue zeitgemäße preußische Gesetzgebung, namentlich das Edikt vom 9. Oktober 1807, die Gesetze über die Gewerbe-Freiheit, die gutsherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Gemeinheitstheilungen und Ablösungen im Grundbesitze und in der Bewirthschaftung der Güter herbeigeführt haben.

Die Folge war, wie der Herr Verfasser behauptet, ein so großer Nothstand, daß nicht einmal die Zinsen, vielweniger die Kapitalien bezahlt werden konnten. Und nun trat die Landschaft mit ihren Sequestrationen und Subhastationen ins Werk.

Diesem, in neuerer Zeit von allen Seiten angegriffenen Institute und namentlich den Mängeln in seiner Einrichtung mißt der Herr Verfasser, im 2. Abschnitt, einen großen Theil der Schuld des Unglücks der Rittergutsbesitzer bei. Die Landschaft, sagt er, habe sich allmälig gleichsam zu einer geschlossenen Gesellschaft ausgebildet, die sich von ihren Machtgebern als ziemlich unabhängig betrachte und in ihren Beschlüssen nicht hinlänglich kontrollirt sey, so daß der wohlthätige Zweck des Instituts nach und nach in den Hintergrund getreten. Als die Mängel, welche dem Verfasser der Rüge werth erscheinen, führt er speciell folgende auf: 1. Die Landschaft hat das Verschulden der Güter zu sehr erleichtert, und 2. Die Tilgung verabsäumt; 3. sie hat die nachfolgenden Schuldner (Gläubiger?) durch ihre zu großen Rechte benachtheiligt; 3. das Aufsichtsrecht nicht vorgeschriebenermaßen ausgeübt; 5. die überschießenden Gelder nicht wirthlich genug verwendet und nicht strenge Rechnung abgelegt; 6. sie ist überhaupt nicht mit der Zeit fortgeschritten.

Der Herr Verfasser sucht diese Behauptungen näher zu begründen, und kommt dann im dritten Abschnitte auf die Aussichten für die Zukunft, die er gar nicht so betrübend findet, als sie häufig dargestellt werden. Noch ist in der Viehzucht viel zu thun, die Getreidarten können veredelt, der Ackerbau vervollkommnet werden, Eisenbahnen, die man vielleicht errichten wird, dürften auf die Erzeugnisse vortheilhaft zurückwirken. Wer nun von den Grundbesitzern nicht gar zu tief gesunken, darf noch einer befriedigenden Entwicklung seines Loses entgegensehen.

Diese Entwicklung besteht zunächst (4. Abschnitt) in der Befreiung von drückenden Schulden und Lasten. Wie diese Befreiung zu bewerkstelligen sey, darüber macht der Hr. Verf. mehrere lesenswerthe Vorschläge.

Im 5. Abschnitte spricht der Hr. Verfasser von der Einwirkung der Landschaft unter völlig veränderten Verhältnissen und schlägt vor, sie neu zu organisiren, statt der 9 Fürstenthums-Landschaften 3 Kredits-Kollegien (für jeden Ober-Gerichts-Bezirk eines zu etabliren, und jedem 4 Censoren aus den Rittergutsbesitzern zuzuordnen, endlich die neue Landschaft mit dem Kredit-Institute für Schlesien zu vereinigen.

Der 6. Abschnitt betrifft die Ausführung dieser Vorschläge; der 7. ist ein Nachtrag über zwei, den gleichen Gegenstand betreffende Schriften des Landschafts-Directors von Debschütz, deren Inhalt mit den Vorschlägen des Herrn Verf. in so fern übereinstimmt: daß nicht die Pfandbriefe, sondern die hinter ihnen folgenden Hipotheken-Schulden durch einen Tilgungs-Fonds abzulösen und dann die durch diesen bezahlten Kapitale alle 5 oder 10 Jahre dem Schuldner abzuschreiben.

## Notizen.

Wilhelm Wackernagel, welcher vor Kurzem durch sein altdeutsches Lesebuch dem Bedürfnisse eines reichhaltigen und geordneten Hülfsbuches für das Studium der altdeutschen Literatur auf eine zweckmäßige Weise abgeholfen, hat ein Verzeichniß »der altdeutschen Handschriften der Basler Universitätsbibliothek« herausgegeben. (Basel. Schweighauser, 1836. 64 S. 4.) Nach einigen Bemerkungen über den Antheil, welchen Basel an der Entwicklung der deutschen Sprache und Schrift gehabt hat, beginnt das Verzeichniß mit Beschreibung der Codices und größeren und kleineren Auszügen. Das Wichtigste in der kleinen, aber werthvollen Schrift ist der Abdruck der Fragmente aus Nottker's Psalmenübersetzung und die Erörterung über die Marter der heil. Martina, welche allein schon hinreichen würde, um sie der Aufmerksamkeit der deutschen Sprachforscher zu empfehlen.

---

Professor Gesenius hat im vergangenen Jahre eine gelehrte und interessante Abhandlung »de inscriptione Punica Libyca« (Cum duabus tabb. lithogr. Lips. Vogel.) herausgegeben, in welcher die an der östlichen Seite des zu Dugga in der Berberei aufgefundenen Mausoleum's befindliche doppelte, lybische und punische Inschrift, die von mehreren Reisenden seit Shaw mitgetheilt worden ist, und deren Entzifferung bisher nur Hamaker (l. dess. Miscell. phoenicia), jedoch sehr mangelhaft versucht hatte, mit großem Scharfsinn und paläographischer Kenntniß erklärt wird. Die Schrift selbst kann zugleich auch als Probe des bald erscheinenden größeren Werkes desselben Verfassers: Scripturae linquaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt etc. additis de scriptura et linqua Phoenicum commentariis illustravit G. Gesenius« angesehen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

32. Sonnabend, den 22. April 1837.

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus zwei Tausend zwei Hundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Zweiter Band; von der Regierung Sultan Suleimans des Gesetzgebers bis zu der Sultan Murads III.; 1521—1574. Pesth, 1837, C. A. Hartlebens Verl. 577 S. gr. 8.

Niemand ist fähig, über ein Werk wie das vorliegende eine Rezension zu schreiben. Beurtheilen kann es nur der Verfasser selbst; denn nur Er übersieht den Stoff, und ist im Stande, ihn mit der Behandlung zusammenzuhalten. Solche Elementarwerke gehören zu den Grundsteinen der Literatur, und man setzt sich zu ihnen in das einzig richtige Verhältniß, indem man sie studirt. Der »Rezensent vom Fache« freilich macht sich die Sache bequemer.

»Was lange studiren, sichten und fassen?
Wo möglich tödten, — oder tüchtig hassen!«

Das ist sein Wahlspruch. Was ist ihm Liebe, Einsicht, Gründlichkeit? was ist ihm Literatur, und die Seele eines Buches? Glaubt mir, so barock es klingen mag, — für Niemanden haben Bücher so wenig Sinn und eigentlichen Werth, als für Jene, die sich ausschließlich mit ihnen befassen. Doch genug, wenn wir nicht den Vorwurf literarischer Hypochondrie verdienen sollen, von der sich frei zu bewahren eben so sehr Pflicht, als, in den jetzigen Zuständen, schwierig ist.

Wir haben von dem Allgemeinen des voluminösen Werkes über osmanische Poesie, bei Gelegenheit des ersten Bandes, in den Nummern 42—46 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter, so viel gesagt, als nöthig schien, um die Theilname des Gebildeten überhaupt zu befriedigen. Dies scheint mir hier, statt der Rezension, meine Aufgabe. Wer sich solchen Bestrebungen insbesondere zu widmen gedenkt, dem kann ohnehin das Studium des Werkes und der Quellen selbst nicht erlassen werden. Da wir aber jenes Allgemeine ausgesprochen, dürfen wir uns beim zweiten Bande kürzer fassen, und, ohne Präludien, den Faden eines kommentirten Auszugs da wieder aufnehmen, wo wir ihn niederlegten, indem wir einen solchen Spaziergang durch dieses Gülistan dazu benützen, uns selbst zu vergnügen und zu belehren.

Die fünfzig Jahre, deren Literatur den Inhalt dieses Bandes ausmacht, sind gewissermaßen als das goldene Zeitalter der türkischen Poesie zu betrachten; wenn man nämlich mehr den Reichthum als den Gehalt, mehr die Extension als die Intensität, in Anschlag bringt; was man bei goldenen Zeitaltern wohl meistens thun muß, — denn das schaffende Genie ist und wirkt ewig einsam. Man kann somit das Zeitalter Suleimann's des Gesetzgebers das osmanische Siècle de Louis XIV. nennen. Die Dichtkunst schien sich auch hier, wie sonst, auf der Folie der Majestät und Pracht zu gefallen, das osmanische Leben war, poetisch und ideal, auf dem Gipfel seiner Existenz. Es ist ein ganz dem Oriente gemäßer Zug, daß der Herr Verfasser, in der Einleitung zu diesem dritten Zeitraume, als Bezeichnung des Flores der türkischen Kultur, die Dichtkunst, Tonkunst und Schönschreibekunst nebeneinander aufführt. Uns europäischen Poeten freilich ist es ein Entsetzen, zwischen einem Drama Schiller's und einem kalligraphischen A B C vergleichen zu sollen, — aber zwischen den schimmernden Perlen eines orientalischen Ghasels und der niedlichen Art, wie es die Hand des Schönschreibers an einen Faden gereiht hat, ist mehr Verwandtschaft als wir empfinden können. — Der Herr Verfasser selbst gesteht, daß ihm von den 500 Dichtern, welche türkische Biographen aus dieser Periode anführen, etwa 50 jenen Namen wirklich zu verdienen scheinen; und dieser Ausspruch ist noch mit Billigkeit, vielleicht mit Vorliebe abgegeben. Die hervorragendste Erscheinung nicht nur dieser Epoche, sondern überhaupt der ganzen türkischen Dichtkunst, ist, den vorliegenden Proben nach, wohl unbezweifelt: Baki, dessen Diwan wir schon seit dem Jahre 1825 aus der Uebersetzung Hammer-Purgstalls kennen. Dieser bedeutende Lyriker, dem immerhin sein Name die Unsterblichkeit prognostiziren durfte (der Dauernde), scheint mir der eigentliche Repräsentant der türkischen Art und Kunst: in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern. Er ergeht sich in einer gränzenlosen Blumen- und Bilderwelt, wozu theils seine reale Umgebung, theils seine erstaunliche, man muß wohl sagen abentheuerliche Phantasie, theils die ihm schon bekannten Schätze der östlichen Nachbarn die Elemente liefern.

Weichlicher, üppiger, feiner als die Araber, glühender und frömmer als die Perser, — erreicht er jene kaum an Kraft und diese kaum an Geist. Dabei übertrifft er aber beide an jener Prachtstickerei von Wortblüten, die wir als das Merkmal des Orientalismus zu betrachten gewohnt sind. Es ist weniger der eigne, schöpferische Geist, der sich zur Offenbarung in ihm gedrungen fühlt, als das mit dem Weine aller alten und neuen Dichtung von fremder Hand gefüllte Gefäß, welches überquillt. Seine Poesie ist mehr Besitz als Daseyn, — wie die seines Volkes überhaupt. Er stürzt sich in ein Meer des Wohllauts und der Herrlichkeit, taucht auf, taucht nieder, und steigt, von Wogenschäumen rings übersprüht, an's Ufer, wo er die glänzenden Tropfen, wie Perlen, aus allen Falten des purpurnen Gewandes schüttelt. In den Ghaselen wechselt eine trunkne Ueppigkeit mit beschaulicher Religiosität; die letztere, verbunden mit Ergebenheit auch an das irdisch Große und Mächtige, waltet in den größeren Gedichten vor. Es ist ein Gewinn für den Leser, daß das vorliegende Werk bloß solche Kassidet dieses Dichters enthält, welche in der erwähnten Uebersetzung nicht zu finden sind. Der Uebersetzer entschuldigt die Angabe auf dem Titel seines Diwans: »zum erstenmale ganz verdeutscht« — durch die Auffindung eines neuen, vollständigern Manuskriptes im Archive von Ragusa. Wir theilen aus diesem Funde einige bezeichnende Proben mit. Die folgenden Verse sind aus einem Gedichte zum Lobe des würdigen Mufti Ebusuud, dessen berühmtes Fetwa allen Verehrern des unvergleichlichen Hafis, allen Freunden der Dichtkunst, und allen Menschen, denen das humani nil a me alienum heilig ist, ewig in ehrenvollem Angedenken leben wird. Zweifler hatten bei ihm angefragt, ob es nicht verboten sey, den Diwan Hafisens, dieses »ungezogenen Lieblings der Grazien« zu lesen. Der weise Mufti ertheilte hierauf das folgende, denkwürdige Fetwa: »Die Gedichte Hafisens enthalten viele ausgemachte und unumstößliche Wahrheiten; aber hie und da finden sich auch Kleinigkeiten, die wirklich außer den Gränzen des Gesetzes liegen. Das Sicherste ist, diese Verse wohl von einander zu unterscheiden, Schlangengift nicht für Theriak anzunehmen, sich nur der reinen Wollust guter Handlungen zu überlassen, und vor jener, welche ewige Pein nach sich zieht, zu verwahren. Dies schrieb der arme Ebusuud, dem Gott seine Sünden verzeihen wolle!« — Dieser weise Urtheilsspruch (»Er sprach aus gütiger Natur« hätte Nisami gesagt) brachte ihm, als schon seit dreihundert Jahren die Erde sein Gebein verhüllte, noch den Dank eines deutschen Dichters ein. (S. Westöstl. Diwan. S. 35.) Es hätte sich aus jenem Bescheide fast vermuthen lassen, daß dieser Nathan der Mufti's selbst Dichter war; und wirklich begegnen wir in der Reihe osmanischer Poeten (S. 352) auch seinem uns bedeutend gewordenen Namen; und wenn auch sein poetisches Verdienst seinem sittlichen nicht gleich kommt, so bezeichnet ihn wieder völlig der arabische Spruch, den er seiner Unterschrift stets beizusetzen pflegte: »Die Lande der Erkenntniß werden durch das Gesetz der Tugend beherrscht, wie die des Sultans durch das der Wesire.« — Und so gewährt es uns innere Befriedigung, zu gewahren, wie der große türkische Dichter (dessen Manen uns diese Abschweifung verzeihen mögen!) dem großen Gesetzgeber huldigt. Nachdem er in den eigenthümlichsten Wendungen den herangekommenen Frühling, die Zeit des orientalischen Neujahrs, gepriesen hat, wo ihm ein neuer lieblicher Winter auf die Welt gekommen zu seyn scheint, weil ringsum die Flur mit Blütenschnee bedeckt ist, während die Mandelblüten, wie das Krystall der Eisfiguren, von den Bäumen schimmern, fährt er fort:

Es trägt nun die Natur ein weißes Angesicht,
Ein fröhliches, das nichts als Heil und Glück verspricht;
Wie das des Trefflichsten, des Mufti dieser Welt,
Der des Verdienstes Ball im Gleichgewicht erhält;
Des reinen Ebusuud! —«

Er fühlt sein Gedicht gehoben und geläutert, indem er es der Anerkennung so großer Eigenschaften weiht:

Wer um den Hals der Welt dein Lob als Halsband schlingt,
Juwele höchsten Werths an seinen Faden bringt;
Die Reinheit meines Lieds und meiner Worte Fluß
Sind wie die klarste Fluth den Herzen Hochgenuß:
Wenn Nachtigall mein Lied auf Fluren trillert nach,
Wirft sich vor ihr zur Erd' und küßt den Staub der Bach.«

(S. 365.)

Von Baki's Manier zu malen, mögen die nachfolgenden Schilderungen einen Begriff geben. Seine Bilder sind barocker als wir sie an den Persern, mannigfacher und reicher als wir sie an den Arabern gewohnt sind.

»Herbst wirft goldne Blätter auf den Wiesenplan
Und ein Goldschmiedladen ist das Gülistan;
Regen zieht als Silberdraht der Wolken Schnur,
Und zwei Knospen scheinen Erd' und Himmelsflur.
Auf dem Bächlein schwimmt das goldne Blatt der Weide,
Als ein golden Schwert, gezogen aus der Scheide;
Ueberall sind gelbe Blätter in dem Garten,
Goldne Schüsseln, um den Gästen aufzuwarten.
Wähne nicht, die Blätter wirble Wind im Kreise:
Sterne sind's, die Welt zu grüßen auf der Reise;
Grüner Papagei war einst Platanenblatt,
Das nun gelb wie Falken, scharfe Klauen hat.
Keiner bilde sich was ein auf Herrschaftskrone!
Wie viel Herrscher stieß der Herbstwind nicht vom Throne
Scheint es nicht als sey Koranes heil'ge Schrift
Von dem Morgenwind geschrieben auf die Trift?
Grünes Blatt, mit Gold gesprengelt, ist die Flur,
Werth, zu preisen drauf der Würdigen Natur;
Dich erhabner Chodscha, des Verdienstes Quell,

Wunsch gewährend, selig wie Gestirne hell.
Grames Stürme haben meinen Sinn verheert,
Haben meine Wangen in Saffran verkehrt;
Wie die Hefe goß das Loos mich auf die Erde —
O daß deine Größe, Fürst! mir Segen werde!
Da der Buchs von deinem Muth so frei, so hoh, —
Niste Falke Genius nirgend anders froh!
Zittert meine Feder, wann der Genius wittert,
Ist sie Rohr, das in den Lebensfluthen zittert.
Mög', so lang die Wiese prangt mit Blumenkränzen,
Mög', so lange Tropfen Thau's im Herbst erglänzen,
Deine Hand von Purpurkissen Gnaden spenden, —
Möge nie dein Wohlstand, nie dein Leben enden!«
(S. 365, 66, 67.)

Eine solche Probe ist nöthig, aber auch vielleicht hinreichend, uns die Eigenheiten osmanischer Dichtkunst am glänzendsten Beispiele zu vergegenwärtigen.

(Fortsetzung folgt.)

---

Ausführliche Beschreibung der Erbhuldigung, welche dem Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Herrn Herrn Ferdinand dem Ersten, Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn, Böhmen, Galizien und Lodomerien, Erzherzog zu Oesterreich, von den Ständen des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns am 14. Juni 1835 geleistet ward. Mit historisch-diplomatischen Anmerkungen, als Beiträgen zu dem österreichischen Staatsrechte. Auf Anordnung der löbl. n. ö. drei oberen Herren Stände verfaßt von J. F. Castelli, n. ö. Landschafts-Secretär. Wien. 1837. Gedruckt bei Anton Strauß's sel. Witwe. IV u. 128 S. mit 9 Bl. Abbild. 4.

Wenn das vorliegende Werk — als Denkmal eines hoch wichtigen Aktes — schon an und für sich von großem, bleibendem Interesse ist, so hat es sich noch überdieß um die vaterländische Geschichte ein besonderes Verdienst erworben, indem darin durch reichhaltige Anmerkungen mehrere historisch-staatsrechtliche Punkte in Untersuchung gezogen und mit Gründlichkeit erörtert werden. Die Nachweisungen über die einzelnen Erbämter sind bei weitem ausführlicher und kritisch bestimmter, als bei Estor [1], welcher zum großen Theile nur den übrigens fleißigen Angaben Wurmbrand's nachgeschrieben, und nicht wenige Lücken offen gelassen hat. Hier erscheinen diese ausgefüllt; viele irrige Daten werden berichtigt, andere zweifelhafte festgestellt, und so gestalten sich die schlichten Anmerkungen zu einer Abhandlung, die Niemand entbehren kann, der sich über diesen Gegenstand nähere Kenntnisse zu verschaffen sucht.

---

[1] De hereditariis provinciarum austriacarum Officialibus commentatio nunc secunda vice recusa. Curante J. G. Estor. Lipsiae, 1737. 4.

Der Verfasser hat sie bei Aufzählung der gegenwärtigen Würdenträger angebracht, deren Reihe S. 37 mit dem Oberst-Erbland-Hofmeister beginnt, welches Erbamt von K. Ferdinand I. gegründet, und im Jahre 1539 als ein männliches Stammlehen den Freiherrn zu Rogendorf verliehen worden ist. Von diesen ging es 1620 an die Trautson, und 1775 an die Khevenhüller-Metsch über, bei welchen es sich noch befindet. Wir müssen hier bemerken, daß nach der historischen Untersuchung über die einzelnen Erbämter immer eine genaue und wahrhaft gelungene Beschreibung ihrer Insignien folgt — ein Umstand, der um so mehr unsere Anerkennung in Anspruch nimmt, als auch stets auf die Werke hingewiesen wird, in welchen sich Abbildungen davon befinden.

II. Oberst-Erbland-Kämmerer. »Der erste Kämmerer, welcher in den österreichischen Diplomen, obgleich nur als ein Hof- nicht aber als ein Erbbeamter vorkommt, wird Ortolfus genannt. Er ist als Zeuge sowohl in dem ersten Stiftungsbriefe des hiesigen Schottenklosters von 1158, als dem zweiten 1161 unterzeichnet. Ortolfen folgten viele andere in diesem Hofamte, 1212 besaß dasselbe Konrad von Hyndberg oder Himberg, und ward hiemit in diesem Jahre belehnt. Nach dem Inhalte der Belehnungsurkunde war damals mit dem Kämmereramte der Bezug von jährlichen 100 Pf. Wiener Münze (Pfennige) nebst der Vogtey über einen Hof im Dorfe Dornbach verbunden. Von 1259 bis 1283 war Otto von Bertholdsdorf erweislich Kämmerer in Oesterreich. Diesem folgten indessen nicht seine beiden Söhne, sondern Wolfing von Gerlos, welcher im Jahre 1298 das von ihm lehensweise besessene Kämmereramt an Chalhoch von Ebersdorf um 2000 Pfund Wiener Münze mit Genehmigung Herzogs Albrecht I. abtrat. Chalhoch ward hiemit als einem Erblehen belehnt, und die Eberstorfer besassen dieses Erbamt bis in die Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, um welche Zeit ihre Familie erlosch. Ferdinand I. verlieh dasselbe 1561 dem Freiherrn von Eyzing, wie dieß aus den Akten der hiesigen landesfürstlichen Lehensregistratur bewährt wird. Da aber auch dieses Geschlecht 1620 ausstarb, und dadurch das Erbkämmereramt nebst jenem des obersten Erb-Spielgrafenamtes erledigt ward, gab Ferdinand II. diese beiden Erbämter den Freiherren von Breuner. Diese, nun gräfliche Familie bekleidet noch heute das Erbkämmereramt; das oberste Erbspielgrafenamt ist 1782 aufgehoben worden. In den ältesten Zeiten hatten die Erbkämmerer ihre eigenen Unterbeamten; nach Lazius waren unter den Eberstorfern die Edlen von Makha und von Truebswinkel Unterkämmerer.

In mehreren Urkunden von 1289—1295 kommt als Kämmerer von Oesterreich Friedrich von Lengenpach vor; so wie 1286 ein Rempertus Camerarius Austriae erscheint.

III. Oberst-Erbland-Marschall. Die historische

Entwicklung über diese Würde ist vor allen interessant und gründlich. »Bereits im Jahre 1183 bestand das Marschallamt in Oesterreich, obgleich noch nicht erblich, sondern als ein bloßes Hofamt. In erstgedachtem Jahre findet man Albero den Marschall in einer Urkunde. Nebst diesem kommen Rudiger von Plankenwart und Ulrich Strein (Ulricus Struno) als Hofmarschälle in Diplomen vor. Der letztere bekleidete dieses Amt noch 1228.« Von 1230 an waren die Chunringe im Besitze desselben; 1278 aber ging es an Stephan von Meissau über, da erstere als Anhänger Ottokars wider K. Rudolph I. stritten. Als 1440 Otto von Meissau ohne männliche Erben starb, kam es an die Herren von Walsee, 1489 an die Grafen von Schaunburg, und 1560 an die Herren Hofmann Freiherrn von Grünbüchl und Strechau. Ferdinand Freiherr von Hofmann verlor die Würde 1625, weil er in den Aufruhr der Stände von Oesterreich ob der Ens verwickelt war; nun wurden die Fürsten von Eggenberg damit belehnt, und nach deren Erlöschen 1717 die Grafen und Herren von Starhemberg.

IV. Oberst-Erbland-Stallmeister. Dieses Erbamt führte K. Ferdinand I. ein und verlieh es 1559 dem Bernhard Freiherrn von Harrach zu Rohrau, bei dessen Nachkommen es bis heute verblieben ist.

V. Oberst-Erbland-Mundschenk. »Unter den obgleich noch nicht erblichen, sondern nur Hof-Mundschenken der Herzoge von Oesterreich, findet man zuerst in den vaterländischen Diplomen Leopold von Mollansdorf (Möllersdorf) um das Jahr 1183 und wiederholt 1184 unter Herzog Leopold dem Tugendhaften. Von 1241 bis 1347 waren die Herren von Chunring Mundschenke in Oesterreich; 1359 besaßen dieses Amt die Herren von Meissau, und nach deren Aussterben 1440 kam es an Georg von Pottendorf. Im Jahre 1486 belehnte K. Friedrich IV. die Gebrüder Sigismund und Heinrich Prüschenk, Freiherrn zu Stettenberg, damit, von welchem uralten steyrischen Geschlechte die heutigen Grafen von Hardegg abstammen, bei denen das Erbamt auch, mit kurzer Unterbrechung, bis jetzt verblieben ist.

Von diesem Erbamte ist noch besonders zu bemerken, daß es mit einem Unteramte, welches das Klein-Schenkenamt hieß, versehen war. Nach dem Zeugnisse Wurmbrand's sollen einst die bereits ausgestorbenen Herren Hayd von Gundersdorf Unter- oder Klein-Mundschenken in Oesterreich gewesen seyn. Uebrigens ward 1536 Joachim Marschall zu Reichenau zum letzten Male mit diesem Erbamte belehnt; nach dieser Zeit ist es unbesetzt geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

Seitdem Eschenburg im Jahre 1783 zuerst seinen Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste herausgegeben, hat sich in Wissenschaft und Kunst, in den Ansichten, Grundsätzen und Neigungen des Zeitalters so unendlich viel verändert, daß wohl Niemand in der fünften völlig umgearbeiteten Ausgabe von Dr. Mor. Pinder (Berlin. Nikolai, 1836) ein Buch erwarten wird, wie es Eschenburg selbst geschrieben hat und zu seiner Zeit schreiben mußte. Deßhalb sucht sich der jetzige Bearbeiter in dem Vorworte zu rechtfertigen, daß er »dem Braunschweiger Professor aufbürde, was seiner Gesinnung fremd, ja ganz zuwider ist, daß er ihn durch seine Autorität einführen lasse, was eben die Autorität seiner harmlosen Paragraphen umstürzen soll.« Dennoch wird es als ein Zeugniß der Dankbarkeit für seine Verdienste, als eine Anerkennung der Brauchbarkeit seines weitverbreiteten Buches gehalten werden können, wenn diese aus dem Gesichtspunkte unserer Zeit unternommene Umgestaltung desselben immer noch den Namen des ursprünglichen Verfassers an der Stirn trägt; ohne daß es in dieser Beziehung getadelt werden könnte, wenn außer Eschenburg's Namen fast nichts von dem Buche übrig geblieben ist. Dr. Pinder, dem eben diese umgestaltende Bearbeitung mancherlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben mag, hat für unsere Zeit das leisten wollen, was Eschenburg für die seinige geleistet hatte; und im Ganzen glaubt Referent das Urtheil aussprechen zu können, daß er innerhalb der ihm gesteckten Grenzen seine Aufgabe mit Verstand und Umsicht im Auge behalten und gelöst hat, und daß diese Bearbeitung sich zu der Gesammtheit der jetzt herrschenden Ansichten über Kunst und Poesie eben so verhält, wie Eschenburg's Entwurf zu denen einer längst verschwundenen Periode.

---

»Beethoven. Eine phantastische Charakteristik. Allen Musikfreunden und Verehrern des großen Mannes gewidmet von Ernst Ortlepp. Leipzig. Hartknoch 1836.« Inhalt: Beethoven's erste Liebe. Beethoven's neunte Symphonie. Beethoven's Monument. — 1. Beethoven liebt die Tochter des Banquiers Erdmann, Adelaide, wie ein Beethoven lieben kann. Er schreibt für sie seine Adelaide; sie heirathet oder muß einen reichern Baron heirathen. 2. Ist ein phantastischer Erguß über die letzte Symphonie mit Chören und 3. ein ähnlicher, ziemlich beissiger über ein Beethoven zu errichtendes Denkmal. — Das Ganze ist ein recht gut gemeinter Panegyrikus auf den großen Meister der Töne.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

33. Mittwoch, den 26. April 1837.

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus zwei Tausend zwei Hundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Zweiter Band; von der Regierung Sultan Suleimans des Gesetzgebers bis zu der Sultan Murads III.; 1521—1574. Pesth, 1837. C. A. Hartlebens Verl. 577 S. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Der Herr Verfasser ist der Ansicht, daß europäische Kunstrichter dem fruchtbaren Lamii, den die Türken im Mesnewi eben so hoch stellen, als in Ghaselen und Kassidet den Baki, bei weitem den Vorzug zugestehen werden. Dieser fruchtbarste aller osmanischen Poeten, zu Brusa geboren, gestorben im Jahre 1531 unserer Aera (Baki starb 1600), heißt mit Recht der Glänzende (so wie Baki der Dauernde heißt), und repräsentirt in sich alle Eigenschaften, die wir oben seiner Epoche zuschrieben. Wenn Mannigfaltigkeit und Fülle des Inhalts und materielles Interesse des Stoffes den Ausschlag geben, so wird die Wagschale sich allerdings dem Ausspruche des Uebersetzers gemäß entscheiden. Dem Gehalte nach aber, in so fern dieser nicht mit der Sache gegeben ist, sondern vom schaffenden Geiste verliehen werden muß, werden sich Lamii und Baki so ziemlich verhalten wie Glanz und Dauer, — und hier wird das Zünglein sich auf die andere Seite neigen. Es ist wahr, Lamii hat das Unglaubliche geleistet; er hat fast alle persischen Epopöen in seine Muttersprache übersetzt; er hat fast alle im Orient seit Jahrhunderten überlieferten Stoffe behandelt; er hat uns Materien durch seine Bearbeitung zugänglich gemacht, deren erste Gestalten für uns fast verloren waren; er ist gewandt in Vers und Prosa, geistreich und gesättigt mit Lektüre, vielseitiger und reicher als alle dichtenden Landsleute; es ist wahr, Baki dreht sich in seinen Ghaselen und Kassidet ewig um einige feste Gestirne seines bewegten Lebens; er kommt nicht aus dem Kreise heraus, der um ihn beschrieben ist; — aber in diesem Kreise finden wir ihn selbst, — als die Seele, die ihn bewegend ausfüllt, während Lamii's ungeheurer Bau uns wie eine feenhafte Stadt umgibt, deren zahllose Häuser nichts anders sind, als ihre versteinerten Bewohner; alles was Seele heißt, ist entflohen, und es umgibt uns eine bunte schauerliche Pracht. So wenigstens muß ich meine Empfindung darstellen, wenn ich, was hier von seinen romantischen Gedichten mitgetheilt wird, mit dem vergleiche, was uns von den herrlichen Gründern jener Dichtart, von Nisami, Dschami, Hatifi, zugekommen ist. Interessant bleibt allerdings seine Bearbeitung von Wamik und Asra, der ältesten, persischen Liebesepopöe, deren Faden in unserem Werke von S. 45 bis S. 63 getreu mit Aushebung mancher bedeutenden Stelle, verfolgt wird. Wir empfehlen die sorgfältige Lektüre dieses Auszuges, so wie der darauf folgenden aus den Gedichten: Weise und Ramin (S. 63) und Schem und Perwane (Kerze und Schmetterling, S. 102). Allen, die sich entweder aus phantastischem Behageren in der Feen- und Sagenwelt des Ostens ergehn, oder die vielleicht in fremden Zonen noch unbebaute, aber hoffnungsvolle Brachfelder suchen, um das Korn ihres eigenen poetischen Lebens anzubauen, dem der überladene Boden Europa's kein Plätzchen mehr bietet. Es gibt in den Gärten, welche Lamii eröffnet, noch manches fruchtbare Beet, noch manche wundersame exotische Pflanze, deren Uebertragung in unsere Erde Dank und Freude verschaffen könnte. Und um was klagen denn die europäischen Dichter unserer Zeit, denen schon die thatenlustige Feder in heißer Hand zittert, — was vermissen sie mehr, als Stoff? Stoff, Körper, Gerüst! um Schnörkeln, ihn zu überbauen, sind sie nicht verlegen; also frisch zu, ihr Herren! hier liegt, wonach eure Seele lechzt; greift mit der einen Hand in die Schätze der Ueberlieferungen, mit der andern in den Schatz von Phrasen, Bilder, Gedanken und Wendungen, welche unsere großen Dichter für euch aufgespeichert haben, — und wähnt euch Dichter, mit eben dem Rechte, als das Thier sich für den Aether halten darf, den es einschlürft und wieder ausathmet! — Doch, zu Lamii zurück. So schöne Einzelnheiten die erwähnten poetischen Romane enthalten, so fehlt ihnen doch jene, durch den individuellen Charakter und die durchgreifende Absicht bedingte Einheit, welche ihre persischen Vorbilder eben zu wahrhaften Meisterwerken stämpeln. Es geht der Begriff von Totalität ab; man kann zu lesen anfangen, wo man will, aufhören, wann es beliebt, — man verliert wenig dabei. Eben daß Lamii Alles

wollte, deutet an, daß er nichts recht wollte. Er strebte, außer dem Lorbeer des Dichters, auch die prosaische Ehre eines Schönredners zu verdienen; und auch was er in diesem Bezirke geleistet, läßt sich so ziemlich aus dem, was von S. 29 bis 40 angeführt ist, beurtheilen. Ueberhaupt war der Herr Uebersetzer bei keinem türkischen Dichter so freigebig mit Auszügen, so ausführlich mit der Entwicklung, als bei Lamii; und das mit völligem Rechte, da er der Reichste und der Repräsentativste ist. Auch ich glaube besser zu thun, wenn ich bei den vorragenden Erscheinungen länger verweile, und die verworrene Masse des Kleinen lieber unberührt lasse, statt sie durch oberflächliches Durchstöbern nur noch mehr zu verwirren. Der Herr Verfasser sieht in den ältesten Stoffen der orientalischen Romantik eine indische Quelle; und in der That möchte Wamik der verstümmelte Valmiki, und Weise der veränderte Vyasa seyn (S. 21). Wir möchten seinem philologischen Grunde noch einen innern hinzusetzen: denn diese beiden Gedichte erscheinen ätherischer, indisch zarter, als die entschieden dem übrigen Osten angehörigen, z. B. Jussuf und Suleicha; abgesehen von dem Chakan von China, dessen Vorkommen auf seine Nachbarschaft hindeuten möchte. — Das eigentlich Mohamedanische Gedicht »Huseins Martyrthum« (S. 23), welchen Stoff Lamii nicht wie die Perser dramatisch, sondern episch-rhethorisch zu behandeln für gut fand, wird uns, die wir weder Schiiten noch Sunniten sind, wenig Theilname einflößen; aber dem Verfasser gibt es Anlaß zu sehr lesenswerthen Anmerkungen über dramatische Elemente in der östlichen Poesie. Die Todtenfeier Huseins wird S. 23 ganz passend mit den spanischen Passionsstücken zusammengestellt. Es ist gar kein tragischer Gehalt in der Katastrophe, und die Behandlung ist monoton und lamentabel genug. Die Türken, (S. 24), welche als Sunni nicht dazu berufen sind, den Martyrtod Huseins besonders zu beklagen, feiern dieses Passionsfest nicht, und die ganze dramatische Poesie (?) beschränkt sich bei ihnen auf — das chinesische Schattenspiel, welches entweder ein Gewebe der unanständigsten Zoten, oder eine Parodie bekannter romantischer Stoffe, z. B. Ferhad und Schirin, Leila und Medschnun u. dgl. darstellt. Die Hauptpersonen desselben sind: der Karagöz, d. i. der Harlekin oder Policinello dieses Puppenspiels; der Hadschi Aiwat, der altkluge, immer in Sentenzen und Versen sprechende Pantalon, und der petit-maitre Hopa-Tschelebi; der Name Hadschi Aiwat's ist der eines der ersten Wesire des osmanischen Reichs; der Hopa-Tschelebi's (von Hopo, dem chinesischen Landpfleger) beurkundet unläugbar den chinesischen Ursprung dieses Puppenspieles. — Man sieht aber, daß etwas Volksgemäßes in dieser cruden Farce liegt, welches weiterer, und selbst höchst bedeutender Entwicklungen gar wohl fähig wäre. — Doch es ist Zeit, von dem Geiste Lamii's in seinen besten Stellen einige Proben zu geben. Diese besten Stellen finden sich zumeist in seinen kleineren Gedichten; wie denn sekundäre Geister weit eher zu dem schönsten Einzelnen als zu dem einfachsten Ganzen gelangen. Da, wo die zarten und feingedachten Schönheiten die Lamii auch in großen Werken häufig sind, z. B. in Weise und Ramin, thun sie der Haltung des Ganzen Eintrag. In den »Gegenreden« unterbrechen rythmische Stellen, wie die folgende Schilderung des Frühlings, eine schwülstige Prosa:

»Wonnegenüsse und Freuden in Menge!
Leib ist der Seele der Welten zu enge,
Rose zerreißt, wie der Morgen, den Kragen,
Nachtigall seufzet in schmelzenden Klagen.
Winden und Pinien tanzen im Kreise,
Alles ist Reigen in fröhlicher Weise.
Während die Winde in Föhren erklingen,
Lieben die Vögel in Chören zu singen;
Aeste, die schelmisch sich wiegen und schmiegen,
Streuen nun Silber und Gold zu Genügen;
Morgenwind rennt mit beflügeltem Schuhe
Gönnet sich selbst und den Blumen nicht Ruhe;
Knospen sind Schalen mit Golde gefüllet,
Tulpen sind Tassen, denen Moschus entquillet,
Mond ist ein silberner Ball aus Alhambra,
Frühlingsluft füllt sich die Schürze mit Ambra,
Eine rubinene Scheib' ist die Sonne,
Und sie durchglänzet die Himmel mit Wonne,
Zweige, sie gaukeln, von Blüten geschwellt:
Selig sind alle Bewohner der Welt.«
(S. 33.)

Liegt in diesen Versen Pracht und Schmuck die Fülle zur Schau, so fehlt es den folgenden epigrammatischen Arabesken, die wir oben als schön und störend zugleich bezeichneten, nicht an Sinnigkeit und Tiefe:

Es sprach der Schmetterling: ich war
Verbrannt von Sehnsucht ganz und gar;
Ich schaute eines Lichtes Schein:
Da schien die Gluth ein Rosenhain.

---

Koralle sprach, zum Boden rollend,
Und immer nichts als spielen wollend:
Ich muß so lang und oft mich drehn,
Daß Herz und Seele mir vergehn.

---

Der Morgen, der von Feuer raucht,
In Seufzern diese Worte haucht:
Man glaubt, ich sey so klar und rein —
Doch Sohre's Lieb' ist meine Pein.

Und Sohre sprach hierauf, die Traute,
Sich selbst begleitend auf der Laute:
Der Morgen hat sich so gezeigt,
Daß ihm mein ganzes Herz sich neigt.

---

(Diese türkische Palingenesie der Memnons-Mythe gehört zu den bezauberndsten Blüten der Dichtkunst. Sohre ist Anahid, der Morgenstern, als weiblicher Genius gedacht, dessen Saitenspiel im Herausschweben erklingt. Den rauchenden Morgen, und was Innerliches in jenen acht Versen liegt, werden Natur- und Geistes-Kenner zu schätzen wissen.)

---

Man hörte so den Lenzwind kosen,
Erlustigend sich an den Rosen:
Dem jungen Frühling zu gefallen,
Entsag' ich meinem Habe, Allen.

---

Dem Baum der Eintracht Frücht' entstammen.
Des Baums der Zwietracht harren Flammen.

---

O Geist! dir ist es klar, daß Einheit
Von sich wirft das Zufällige;
Und nur ein Herz, von Makeln rein,
Versteht dein Wort: Nothwendigkeit!

(S. 38 — 112.)

---

So berühmt zu seyn als es ist, verdient das merkwürdige Rosengedicht, welches S. 40 in einer vollständigen Uebersetzung mitgetheilt wird. — Wenn ich nun hinzufüge, daß, außer der Uebertragung der berühmtesten persischen Gedichte in's Türkische, der Bearbeitung aller poetischen Stoffe des Morgenlandes, und einem reichhaltigen Diwan, außer den angeführten Originaldichtungen, auch noch eine Briefsammlung, eine Sammlung von Schwänken, mehrere mystische und poetische Kommentare, und hunderterlei Spielereien (worunter Räthseln sind, die zum Theil einem neuen Bearbeiter der Turandot oder einem emsigen Mitarbeiter an einem belletristischen Tagblatte sehr zu Statten kämen), von der Hand dieses Polygraphen herrühren, so glaube ich den Manen und dem Ruhme Lamii's genug gethan zu haben.

(Schluß folgt.)

---

Ausführliche Beschreibung der Erbhuldigung, welche — — von den Ständen des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns am 14. Juni 1835 geleistet ward rc., verfaßt von J. F. Castelli, n. ö. Landschafts-Secretär. Wien. 1837. IV u. 128 S. mit 9 Bl. Abbild. 4.

(Fortsetzung.)

VI. Oberst-Erbland-Truchseß. Die Zahl der Truchsesse, welche der Verfasser vor der Erblichkeit dieser Würde aufführt, ließe sich jedenfalls mit einigen Namen vermehren (schon 1115 kommt in einer Klosterneuburger Urkunde ein Dapifer Marchionis Leopoldi vor); indessen würde dadurch nicht eben viel gewonnen. Mit genauer Kenntniß der Urkunden sind die Streitigkeiten erzählt, welche dieser Würde wegen zwischen Konrad von Pillichdorf und Albert von Puchaim unter H. Albert I. sich erhoben haben. Im Jahre 1301 ertheilte H. Rudolph dem letzteren, seinen Söhnen und Nachkommen, dieses Amt zu rechten Lehen, und von dieser Zeit an blieben die Herren und nachmals Grafen von Puchaim, bis 1711 im ruhigen Besitze desselben. Da der letzte der Grafen von Puchaim, Franz Anton Bischof zu Wiener Neustadt dieses Erbamt der reichsgräflich von Schönborn'schen Familie und zwar zuerst dem Herrn Friedrich Karl Reichsgrafen von Schönborn, Reichs-Vicekanzler und Fürstbischofe zu Würzburg und Bamberg, mit höchster lehensherrlicher Genehmigung überließ, ward dieser letztere durch Lehenbrief dd. Wien den 18. Februar 1711 damit belehnt. Die Reichsgrafen von Schönborn nahmen zugleich den Namen von Puchaim an.

VII. Oberst-Erbland-Jägermeister. Erzherzog Rudolph IV. führte dieses Erbamt, nachdem es lange Zeit offen gestanden, wieder ein, und verlieh es 1359 dem Ritter Friedrich von Kreusbach, von dessen Nachkommen es an die Herren von Toppel überging. Dieß ergibt sich aus der Ueberlassungs-Urkunde dieses Erbamtes 1515 durch Christoph Herrn von Toppel, den letzten seines Geschlechts, an seinen Vetter Christoph VI. Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, der auch 1516 von K. Maximilian I. damit, als einem Mannslehen, für den ältesten seines Geschlechts belehnt wurde. Seitdem blieb dieses ohne Unterbrechung im Besitze desselben.

VIII. Oberst-Erbland-Silberkämmerer. Dieses Erbamt ward von K. Ferdinand II. errichtet, und dem Joh. Jakob Freiherrn von Kuffstein verliehen, bei dessen Familie es sich noch jetzt befindet.

IX. Oberst-Erbland-Küchenmeister. Von Ferdinand III. eingeführt und 1651 an die Freiherrn von Hegenmüller vergeben, erhielt 1788 dieses Erbamt nach freiwilligem Zurücklegen der genannten Familie, das uralte fränkische Geschlecht der Herren von Stiebar, zu rechtem Stammlehen.

X. Oberst-Erbland-Münzmeister. Ferdinand III. errichtete auch dieses Erbamt, und gab es dem Johann Konrad von Richthausen, Freiherren von Chaos. Nach dessen Tode kam es 1672 an die Grafen von Sprinzenstein, und von diesen ging es 1788 an den J. Anton Graf von Pergen über.

XI. Oberst-Erbland-Thürhüter. Dieses Amt besaßen (urkundlich von 1411 an) bis 1560 die Edlen von Wehingen; nach deren Abgang belehnte K. Ferdinand I. die Herren von Schönkirchen damit, und als 1734 der letzte

dieser Familie, Franz Joseph Graf von Schönkirchen starb, blieb es bis 1754 unbesetzt. Bei der Erbhuldigung Marien Theresiens 1740 versah es mittlerweile A. Fr. Graf und Herr von Polheim; am 10. August 1754 erhielt Friedrich Wilhelm Graf von Haugwitz das Diplom darüber, und nach dessen Tode kam es an die Grafen Chotek von Chotkowa und Wognin.

XII. Oberst-Erbland-Panier. Die Diskussion über dieses Erbamt beginnt der Verfasser mit dem berühmten Freiheitsbriefe Heinrichs IV., und sucht hierauf nachzuweisen, welche Männer von hohem Range in wichtigen Schlachten das Landes-Panier getragen haben. Im Jahre 1467 erhielt von K. Friedrich IV. der um ihn hochverdiente Georg von Volkersdorf mit allen Nachkommen das Panieramt, d. i. die Befugniß, das Landespanier in Heerzügen, Stürmen und Schlachten wider die Feinde der österr. Landesfürsten zu tragen. Als aber der letzte dieser uralten Familie, Wolfgang Wilhelm Herr von Volkersdorf, den 12. Dezember 1616 starb, blieb dieses Erbamt unbesetzt, bis es Kaiser Leopold I. dem gräflichen, mit den Volkersdorfern verwandten Geschlechte von Abensperg und Traun als ein männliches Stammlehen wieder verlieh. Das Diplom über diese Verleihung ward jedoch erst unter Kaiser Joseph I. am 29. Juli 1705 und der Lehensbrief den 5. November 1712 unter Karl VI. ausgefertigt.

XIII. Oberst-Erbland-Hofkapellan. Durch ein am 21. Oktober 1460 zu Wien ausgefertigtes Diplom, erhielt Probst Philipp zu St. Pölten dieses Erbamt, in dessen Besitze auch seine Nachfolger bis zur Aufhebung der Probstei verblieben sind. Am 3. Juli 1791 wurde es dem Floridus, Probsten zu Klosterneuburg, und den künftigen Aebten dieses Stiftes verliehen.

XIV. Oberst-Erbland-Vorschneider, Kampfrichter und Schildträger. Diese drei Erbämter, von Kaiser Joseph I. zum Theil neu gegründet, oder auch wieder hergestellt, wurden 1705 den Reichsgrafen von Sinzendorf und nach deren Erlöschen 1822 dem Grafen Maximilian von Althann übertragen. Schon in der ältesten Zeit wird das Kampfrecht- oder Kampfschildamt genannt, und im 14. Jahrhundert kommt es bereits als erblich bei den Herren von Weitra vor. Nach diesen ging es an die Ruckendorffer, und endlich an das ritterliche Geschlecht von Stickelberg über, unter welchen Leuthold Herr von Stickelberg 1413 damit belehnt wurde. Seit dieser Zeit scheint es erloschen gewesen zu seyn, da keine weiteren Besitzer in Urkunden vorkommen.

XV. Oberst-Erbland-Stäbelmeister. Die Verrichtung der Stäbelmeister in den älteren Zeiten war sehr verschieden von der heutigen. Damals bestand dieselbe darin, bei den Turnieren den Anfang und das Ende des Turnieres mit dem Stabe zu gebieten. Weßhalb die Stäbelmeister auch Turniervögte genannt wurden. Dieses Amt bekleideten immer Vornehme vom Adel. Joseph I. führte dieses Erbamt ein, und gab es 1705 dem Karl Ernst Herrn von Rappach und dessen männlichen Nachkommen. Mit dem Erlöschen dieses alten Geschlechtes verlieh Joseph II. das offen gewordene Erbamt 1786 dem Joh. Nep. Grafen von Fuchs.

XVI. Oberst-Erbland-Falkenmeister. Kaiser Joseph I. errichtete dieses Erbamt, und verlieh es dem Grafen Georg Andreas von Volkhra. Ueber die von Graf Christoph Ferdinand von Volkhra als letztem seines Stammes eingelegte freiwillige Verzichtleistung, ertheilte es Kaiser Karl VI. der gräflichen Familie von St. Julien.

XVII. Oberst-Erbland-Postmeister. Die damals reichsfreiherrliche, jetzt fürstliche Familie von Paar besaß bereits in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts das oberste Hof-Postmeisteramt in den innerösterreichischen Landen erblich, jedoch nicht Lehensweise, bis Johann Christoph Freiherr von Paar hiemit als einem rechten Mannslehen, am letzten Juni 1629 bei der innerösterreichischen Regierung besonders belehnt ward. Vor dieser Belehnung für Innerösterreich hatte er bereits die Investitur mit dem obersten Hof-Postmeisteramte in Ungarn, Böhmen und den einverleibten Ländern, nicht minder in Oesterreich ob und unter der Ens vom Kaiser Ferdinand II. erwirkt.

Außer den bisher angeführten Erbämtern soll nach Wurmbrand, unter Ferdinand II., in diesem Erzherzogthume auch ein Erb-Zeugmeisteramt bestanden haben; der Verf. weiset diese Angabe mit Bestimmtheit zurück.

(Schluß folgt.)

---

## Notiz.

Es ist gewiß einer der wunderlichsten Einfälle, in einer Sprache zu schreiben und sogar zu dichten, die man gar nicht kennen kann; Carl Lacher hat ihn durch seine »Dichtungen in althochdeutscher Sprache« (Speier 1836. 200 und 79 S. 8.) ausgeführt. Er gibt Dichtungen in der althochdeutschen Sprache des 3., 4., 5., 6. und 7. Jahrhunderts; die Abfassung der Stücke aus dem 8. bis 10. Jahrhundert, die das Buch außerdem enthält, muß ihm, nachdem er das Wagstück, jene ersten zu schreiben bestanden, freylich leicht geworden seyn!! —

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**34.** Sonnabend, den 29. April **1837.**

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus zwei Tausend zwei Hundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Zweiter Band; von der Regierung Sultan Suleimans des Gesetzgebers bis zu der Sultan Murads III.; 1521—1574. Pesth, 1837. C. A. Hartlebens Verl. 577 S. gr. 8.

(Schluß.)

Den Sänger des blühenden Gedichtes »Rose und Nachtigall,« welches uns der Herr Verf. bereits in Text und Uebersetzung (Pesth u. Leipz. 1834) mitgetheilt hat, nennen wir als den dritten vorragenden Dichter des Zeitraumes, den dieser Band umfaßt. Wir dürfen Fasli's liebliches Werk bei den Freunden morgenländischer Dichtung als bekannt voraussetzen. Es werden hier noch einige Distichen aus seinem Nachlistan (Palmenwald, als Seitenstück zum Bostan und Gülistan) ausgehoben. Sie tragen das niedliche Gepräge des vorigen Gedichtes; Saadi's unschätzbare Lebensweisheit, die in Osten und Westen wenig Vergleichbares finden wird, ist, mit dem dichterischen Talente, nicht nachzumachen.

Sati, der fruchtbare Dichter eines blumenvollen Divans, gehört eigentlich (S. 1) dem vorigen Zeitraume an.

Chiali, der Phantastische, verdient diesen Beinamen wenigstens nicht mehr, als eben andre Orientalen auch. Aus den vorliegenden Fragmenten scheint vielmehr ein klarer Sinn, aber ein tiefer, das Leben an der Wurzel ergreifender Schmerz zu sprechen.

Geh' nicht spottend vorbei, an den Männern, den heißen, den wüsten:
Denn ihr Wüstseyn ist Spottes für sie schon genug!

---

Man sagt: der Herbst ist da!
Nun ist die Wonnezeit im Garten! —
Da ich vom Lenz nichts sah,
Was soll ich denn vom Herbst erwarten?

---

Ich bin der Scherz, verwandt mit Schmerz,
Bin Finsterniß, vermählt mit Licht;
Die Last der Erde trag' ich schwer, —
Mich leichten Reisig, trägt das Meer!

---

Was vom Leib mir rinnet heiß,
Nennt ihr, unverständig, Schweiß:
Quellen sind es nur, die klaren, reinen,
Welche über meinen Zustand weinen.

---

In dem Weine zeigen Blasen,
Daß das Leben bald verblasen;
Jeden Abend zeigt die Kerze
Flackernd dieses Daseyns Kürze.

---

Wer meinen Leib ansieht, er sieht
Ach! dürres Reisig, trocknes Stroh:
Sagt, dieses wird das Nest wohl seyn,
Aus dem die Nachtigall entfloh?

---

Weil Medschnun bei Menschen nimmer
Liebe, Treu' und Glauben fand,
Ging er in des Wahnsinns Schimmer
Mit den Thieren Hand in Hand.

---

Wenn auch ich zu Grunde gehe,
Bleibet doch Chiali's Wort:
Rosen welken, doch sie leben
In dem Rosenwasser fort.

(S. 271 u. f.)

---

Ruhe deiner Asche, guter Chiali! sey dir die Erde nun leichter, als da du unter ihrer Last die Klagen ausstöhntest, die einer unbekümmerten Nachwelt nun als Dichtung erscheinen. Der Schmerz von Tausenden ächzt unverstanden über die Erde hin; einige Wenige bringen den ihren in Rythmen; dann wird er — auch nicht verstanden, — aber kritisirt.

Ali Wasi, der Verfasser des berühmten Humajunname, muß wohl literargeschichtlich in dieser Epoche aufgeführt werden. Dieses Buch ist aber nur eine Uebersetzung der Fabeln Bidpai's, und in jener tollgewordnen Prose abgefaßt, der wir Abendländer, so viel Geschick und Feinheit auch dazu gehört, in dieser Form etwas Bedeutendes zu sagen, doch nie einen rechten Geschmack abgewinnen werden.

Daß in einer so glänzenden Epoche, wo sich um den Thron eines geistvollen Herrschers die wetteifernden Schaaren der Dichter und Prosaisten drängten, auch der Herrscher selbst de-

poetischen Hervorbringung sich kaum entzogen haben werde, stand zu vermuthen. Und in der That steht Suleiman I. selbst in den Reihen der Dichter seines Säculums. Er bequemt sich und begnügt sich, die hergebrachten Formen zu versuchen, die hergebrachten Bekenntnisse liebender Poeten zu wiederholen: nicht ohne Witz, Gefühl und Anmuth. Er führte als Dichter den Beinamen Muhibbi. Folgende Verse können zu seiner Charakteristik beitragen:

Des Herzens Rauch steigt zu des Himmels Licht:
Auf Erden bleiben solche Seufzer nicht.

---

Meinem Freunde ziemt's, die Verse des Freundes zu lesen:
Perlen stehen schön, wenn in Rubinen gefaßt.

---

Es bleibt die Welt zuletzt doch Keinem unterthan:
Muhibbi, bild' dir ein, du seyest Suleiman!

(S. 5.)

---

Die ungeheure Zahl der übrigen Dichter, aus denen dieser Band noch Blumen enthält, sey dem Leser überlassen. Zur Literaturgeschichte wird das Gesagte hinreichen. Es kommt bei Literaturen, wie die orientalischen, so lange sie uns noch fremd sind, vorerst darauf an, den Begriff des Ganzen zu bekommen; dann einige einzelne, große Erscheinungen zu erkennen, heraus zu heben, und zwischen solchen Höhepunkten vergleichende Linien zu ziehn, bis das ganze Terrain gemessen und bekannt ist.

Wenn gleich Sultan Selim II. ein Trunkenbold und aller großen Herrschereigenschaften entblößt war, so erhielt sich doch der Flor der Dichtkunst, so wie der des Reiches, Dank der Stätigkeit zwei der größten Männer, welche die osmanische Geschichte aufzuweisen hat, nämlich des Großwesirs Mohammed Sokolli, und des Mufti Ebusuud (beide große Gönner der Wissenschaften) auf derselben Höhe. (S. 566.)

Wir haben also in dem nächsten Bande noch manches bedeutungsvolle und angenehme Fragment oder Ganze zu gewärtigen. Möge dem Herrn Verf. Muße und Lust gegeben seyn, es mitzutheilen! So setzen wir dem immer nachrauschenden Strome der überpoetischen Gegenwart, der uns mit sich fortzureißen droht, das stille, aber tiefe und ungeheure Meer einer großen, reichen Vergangenheit entgegen.

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

---

Ausführliche Beschreibung der Erbhuldigung, welche — — von den Ständen des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns am 14. Juni 1835 geleistet ward rc., verfaßt von J. F. Castelli, n. ö. Landschafts-Secretär. Wien. 1837. IV u. 128 S. mit 9 Bl. Abbild. 4.

(Schluß.)

Nachdem wir nun in kurzen Auszügen die historische Wichtigkeit des vorliegenden Werkes anzudeuten versucht, und dadurch, wie wir hoffen, gezeigt haben, daß es wahrhaft fördernde Beiträge zum vaterländischen Staatsrechte enthält, wollen wir zur Anzeige des Hauptinhaltes übergehen. Im Eingange werden die Decrete und Reskripte mitgetheilt, welche den Tod und das Begräbniß des höchstseligen Kaisers Franz des Ersten betreffen; hierauf die Verhandlungen der Herren Stände über das Kondolenz- und Glückwunschschreiben, denen eine ausführliche Beschreibung der Feierlichkeiten folgt, welche bei Ueberreichung desselben Statt gefunden haben. Mit der Anführung des Hofdekretes, das die Erbhuldigung auf den 14. Juni 1835 festsetzte, gibt der Verfasser in einer Anmerkung eine sehr interessante Uebersicht aller von den Ständen jemals geleisteten, großen Theils bisher unbekannten Huldigungen, in so fern nämlich diese entweder durch das Zeugniß glaubwürdiger Geschichtsschreiber, oder aus bewährten Handschriften, oder endlich aus Urkunden bewiesen werden können. „Vor 1288 findet man keine zuverlässige Nachricht von einer durch die Stände den österreichischen Landesfürsten geleisteten Huldigung. Diese geschah zuerst im eben erwähnten Jahre 1288, und betraf die beiden Söhne Kaiser Rudolph's I., Albert und Rudolph, als die ersten österreichischen Herzoge habsburgischen Stammes. 1298, oder zu Anfang 1299 ward, nach dem Zeugnisse des glaubwürdigen vaterländischen Geschichtschreibers (Dichters?), Ottokar von Horneck, dem Erstgebornen Albert's I., Herzog Rudolph III., von den Ständen gehuldigt. Als eben dieser Herzog Rudolph III. 1306 König von Böhmen ward, und seinem Bruder Friedrich dem Schönen die Regierung der österreichischen Lande abtrat, huldigten damals die Stände diesem Letzteren. Herzog Albert II. ließ seinen Söhnen, Rudolph IV., Friedrich IV., Albert III. und Leopold III. oder dem Tapfern, noch bei seinen Lebzeiten 1355, wie P. Steyerer behauptet, huldigen. Herzog Rudolph IV. begnügte sich nicht mit dieser ihm bereits geleisteten Huldigung, sondern nahm nach dem Tode seines Vaters, am 20. November 1358, eine neue an, welche in der hier zu Wien auf dem Hof gelegen gewesenen Burg auf das Feierlichste bewerkstelliget ward. Daß die beiden Herzoge Albert III. und Leopold III. sich nach dem am 27. Juli 1365 erfolgten Todesfalle ebenfalls von Neuem huldigen ließen, ist sehr wahrscheinlich, da dieselben im folgenden Jahre, 1366, die Freiheiten rc. der österreichischen Stände bestätigten. Dem Herzog Albert V. ward noch als unmündig, unter der Vormundschaft Herzog Leopold's IV. am Tage des heil. Laurentius 1406 in der hiesigen Burg

von den gesammten vier Ständen gehuldigt. Nach dem Tode des Königs von Ungarn und Böhmen und österreichischen Herzogs Ladislaus Posthumus, den 23. November 1457, huldigte die Stadt Wien 1458, am Feste der heiligen Apostel Peter und Paul, in dem Hofe des hiesigen Domprobstes, den Herzogen Friedrich V., Albert VI. und Sigismund. Im Jahre 1459, nachdem Friedrich V. sich mit seinem Bruder Albert und seinem Vetter Sigismund verglichen hatte, ward die Huldigungspflicht von der Stadt Wien wiederholt, und zwar für Friedrich allein durch dessen dazu abgesandte Kommissarien, Herrn Johann Ungnad und Johann Rohrbacher, auch von den andern Städten Oesterreichs unter der Enns durch besondere Kommissarien, endlich von den übrigen drei Ständen durch den Kaiser Friedrich selbst angenommen. Als aber Albert VI., ungeachtet des vorhergegangenen Vertrages vom 22. August 1458, neuerdings die Waffen wider Kaiser Friedrich ergriff, huldigten die Albert ergebenen Stände demselben. — Nach dem, am 2. Dezember 1463 erfolgten, unbeerbten Tode Alberts, wodurch endlich Kaiser Friedrich zum ruhigen Besitze Oesterreichs gelangte, leistete die Stadt Wien im folgenden Jahre, 1464, am Tage der heil. Dorothea, im Hofe des hiesigen Domprobstes, dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne Maximilian, daher Friedrich zum dritten Male, die Huldigung. Kaiser Maximilian I. nahm 1494 zu Wien die Huldigung an.« —

So führt der Verfasser die interessante Uebersicht mit Gründlichkeit und jedesmaliger Angabe der Literatur bis auf die neuesten Zeiten fort. Nach dem genannten Hofdekrete werden die Berathungen über das Ceremonielle erzählt, und die nöthigen Einberufungen angeführt. Die Beschreibung der vor sich gegangenen Feierlichkeit selbst ist ausführlich, getreu und dem hohen Akte in Ton und Haltung angemessen. Der Verfasser verdient in jeder Beziehung unsere vollste Anerkennung, und die Wahl der Beförderer des Werkes, die es auch an einer, des hohen Gegenstandes vollkommen würdigen Ausstattung nicht fehlen ließen, hat sich auf eine ausgezeichnete Weise bewährt. Das Werk, für uns ein theures Erinnerungsbuch, für die Zukunft ein sprechendes Denkmal, gehört unstreitig zu den besten verwandten Inhalts, und ist, wie bereits gesagt worden, durch seine historischen Erläuterungen für alle jene unentbehrlich, die sich im Gebiete des vaterländischen Staatsrechtes etwas näher umsehen wollen.

---

Dionysosfest. Lyrische Tragödie von Heinrich Stieglitz. Berlin, Veit und Comp. 1836. 8.

Wir können nicht läugnen, das Buch mit großen Erwartungen zur Hand genommen, dasselbe aber nur theilweise befriedigt weggelegt zu haben. Es sey uns daher erlaubt, der aburtheilenden Kritik eine genauere Auseinandersetzung des Stoffes vorauszuschicken.

Erster Act. Vor der Burg des Lykurgos steigen Wächter (!) auf und ab, die sich im Kothurne Lehren der Wachsamkeit geben und endlich insgesammt der gefürchteten „Bande“ „Schmach“ drohen. Dryas tritt auf, er, des Königs Sohn, hohlt bei den Wächtern Kunde über den nahenden Weingott, und endet sein fünfstrophiges Examen mit einem jedesmaligen »Ist's wahr«?! Kaum aber hat der älteste Wächter, vom Chore seiner Consorten unterstützt, dem Sohne seines Königs die Niederträchtigkeit des Bacchus und seiner »Mitempörer« zu beweisen gesucht und Dryas in seiner Replik »Gesetz und Sitte« als »den dunkeln unverstandnen Klang« bezeichnet, »der jeden seiner Schritte hemmt«, so läßt sich aus der Ferne Spiel und Gesang vernehmen, welchem die Wächter verächtlich, Dryas aber allmälig entzückter lauscht. Dryas enteilt. Silen naht inmitten eines jugendlichen dithyrambisch gestimmten Zuges, dessen Gesang und Tanz die Wächter erst dann an ihre Pflicht erinnert, als bereits die einzelnen »stutzig« gemacht, den Muth zum Angreifen verloren haben. Da »taumelt« Silen hervor, spottet der Wächter, die sich, den Aeltesten ausgenommen, urplötzlich von schrecklicher Furcht ergriffen fühlen, und von tanzenden Mänaden umzingelt werden.

Endlich kommen die Helden der Tragödie, Lykurgos, der König, allein und zu Fuß, Dionysos, der Gott, zu Wagen mit zwei Leoparden; diesen begrüßt Silen als »Lebenswecker«, jenen der alte Wächter als »Gerichtsvollstrecker«. Der König aber schilt die Wächter seiner Burg, daß sie den Unfug in seinen »Landen« dulden und befiehlt ihnen (bloß) den »Wanst« des Silens in Fesseln zu legen; darauf wendet er sich selbst mit höhnendem Tadel zu Silen und sagt ihm unter andern, daß Dionysos »Gunst« ihm nichts sey als »Dunst«. Nun sucht ihn Dionysos durch Ueberredung zu gewinnen; die Reden werden heftiger; die Anhänger schaaren sich um ihre Führer; die Bacchanten toben, die Wächter bereiten sich höchst langweilig zum Kampfe; Dryas warnt bittend den Vater; die Mänaden schütteln die Thyrsusstäbe, die Wächter die Fessel und .... es geschieht nichts; denn Dionysos steigt von seinem Wagen herab und gibt sich gefangen.

Zweiter Act. Todahnend und liebedurchglüht weilt Dryas im Garten hinter der Königsburg; aus den Kerkern tönt der Chor der Gefangenen; er erkennt die holde Stimme seiner geliebten Nymphe Phye, und ringt mit dem Drange sie zu befreien.

Die Nymphe aber hat nur Sinn für Dionysos; ihn besingt sie unendlich, ihn bittet sie um Milde in seiner nahen Rache. Nichts desto weniger schwingt sich der Jüngling zu immer höherem Liebesentzücken, ja — daß sie noch Einmahl dem Gotte alles Schöne zuspricht, — das reißt ihn so hin, daß er fort stürzt sie zu befreien. Doch Lykurgos hält ihn auf. Rührende

Bitten um Befreyung der Gefangenen; strenge abschlägige Antworten. Todesahnung. Da entsteht Lärm, Boten melden, daß die Kerkermauern geborsten sind, die Trabanten kommen im Wahnsinn gesprungen, nach die Mänaden, und der neckende Silen. Dryas warnt noch Einmahl; allein den Vater hat gleich den Andern Tollheit ergriffen, er glaubt zu jagen, und tödtet als Wild den eigenen Sohn. An der Leiche, die das Volk mit Eichenzweigen bedeckt hat, verscheucht Dyonysos den Wahnwitz des Königs, der sein Kind erkennt, um neuerdings rasend zu werden. Dyonysos zieht von dannen und zum Schlusse bekommen die Trabanten und Wächter andere Gedanken.

Dritter Act. Am frühen Morgen umlagert das Volk die Bahre des Königssohns und bejammert die eingerissene Seuche. Lykurgos hat nur für seinen Schmerz Gehör; den Bitten des Volkes setzt er das eigene Leiden entgegen, doch als man ihn anfleht, ja mit deutlichen Worten bestürmt, sein Haupt vor dem fremden Gotte zu beugen, da tobt sein empörter Herrschersinn, und die Erinnerung an die Todesursache seines geliebten Sohnes stachelt ihn auf zu dem tollen Entschluß, dem Bacchantenzuge allein nachzueilen und den Führer zu vernichten. Nun wenden sich des Volkes Chöre an den fernen Gott, bitten um Hülfe und Milde, und brechen, als ein Hirte das tragische Ende des Königs und die Gnade des Dyonysos versichert, in Loblieder des Weingottes, in Jubel über den neu anbrechenden Tag aus.

Um wie viel bequemer wäre es gewesen, die Mythe von Bacchus, Agave und Pentheus generell als den Vorwurf der Tragödie anzudeuten; allein dieß hat uns der Dichter verwehrt, indem er die Form theilweise umgestaltet, und den goldenen Kern der Fabel so wenig durchschimmern gemacht hat, daß die Behauptung des gänzlich verfehlten Zweckes, und der mißlungenen Auswahl der einzelnen Stoffsmomente zur dramatischen Bearbeitung, der obigen Auseinandersetzung zu ihrer Rechtfertigung bedarf. Hätte der Dichter das Innere der schönen Mythe mit derselben Aufmerksamkeit behandelt, mit welcher er die äußere Form gehandhabt hat, hätte er den göttlichen Gedanken, daß höhere Kultur stets mild auftritt, zum herausgehobenen Thema gemacht: so wäre die Tendenz eine edle, klar ausgesprochene, des Dichters Arbeit freilich schwieriger, vielleicht keine Tragödie, jedenfalls aber etwas Besseres geworden.

Als Lyriker aber ist der Verfasser zu bewundern; herrlich ist Gedanke und Form in den Chören beim Einzuge Silens; eine wahre Dithyrambe sprudelt Silen; classisch ist beynahe Alles, was Dyonysos spricht; und die Worte des Königs an der Bahre des Sohnes sind so wahr, so schön, daß wir nicht umhin können, sie mitzutheilen:

Verruchter Tod, macht dich der Schmerz nicht beben
Des Vaters, beug dein Haupt dem Herrscherwort!
Wer gab dir Recht zu ruchlos feigem Mord
An meinem Kleinod, meines Lebens Leben?

und weiter unten

O du mein einzig Kind, mein liebstes Gut,
Des Vaters Arm verlangt, dich zu umfassen,
Entzieh ihm nicht die bang erflehte Lust,
Entzieh ihm nicht — und wären's nur die blassen
Erstorb'nen Lippen, die durchbohrte Brust!
Du schied'st mit einem Wunsch ja — gib mir Kunde,
Was du begehrt, verdopple dein Begehren —
Was du auch flehn magst mit dem holden Munde
Der Vater fleht mit dir, der König wird's gewähren.

So gut endlich am Schlusse die Volkschöre sind, eben so verfehlt sind die im Munde der Trabanten und Wächter; sie streifen mehrmahls an's Lächerliche; so wie einzelne Ausdrücke (in der Inhaltserzählung bezeichnet) durch den nachbarlichen Pathos in's Komische fallen.

Versifizirt ist das Ganze mit solcher Feile, daß kaum Ein schlechter Vers das Ohr beleidiget.

Es ergibt sich also als Endresultat, daß das Ganze, vom Standpunkte der Lyrik aus betrachtet, ausgezeichnet, von jenem aber der Dramatik, nichts sagend genannt werden müsse; möglich daß Gedankenfülle und plötzlich gelungene Verse den Verfasser in der Wahl der hervorzuhebenden Momente des nöthigen Scharfsinnes beraubt haben.

Die Ausstattung des Werkchens ist unbedeutend.

Fr. Th. Ehrlich.

## Notiz.

Wenn Frauendichtungen meist nicht mit Unrecht zu den schwächeren Erzeugnissen der Poesie gezählt werden, so machen die »Dichtungen von Johanna Hermes« (Helmstädt, 1836. 308 S. 8.) hiervon wenigstens in so fern eine rühmliche Ausnahme, als sich in ihnen, wenn auch kein hoher Schwung der Phantasie und keine kühne Bildersprache, doch fast durchgehends ein männlich kräftiger Ton offenbart, der um so wohlthuender wirkt, da auch andererseits Zartheit der Empfindung, Wärme und Innigkeit des Gefühls ein tiefes weibliches Gemüth beurkunden. Wenn wir außerdem noch die Eigenthümlichkeit der Darstellung und die Gewandtheit einer dichterisch-durchgebildeten Sprache rühmend anerkennen müssen, so glauben wir dagegen auch, daß die epischen Erzeugnisse durch größere Gedrängtheit an Interesse gewonnen haben würden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**35.** Mittwoch, den 3. Mai **1837.**

## Dietrich von dem Werder

und

## dessen erste deutsche Uebersetzung des Tasso.

Kaum hatte der unglückliche Sänger des befreiten Jerusalems in einer abgeschiedenen Zelle von St. Onufrio seinen edlen Geist verhaucht, als man, getreu dem alten Spruche, daß nur die Nachwelt ein gerechter Richter sey, dem unsterblichen Meisterwerke dieses viel verkannten Dichters jene Bewunderung zu zollen anfing, die man ihm früher so hartnäckig verweigert hatte. Der Lorbeerkranz, mit welchem ein hochherziger Fürst der Kirche das Haupt des tiefgebeugten Tasso krönen wollte, war leider nur dazu bestimmt, die kalte Stirne des Verblichenen zu schmücken! Doch sein Gedicht begann von jener Zeit an immer mehr und mehr die Herzen des Volkes für sich zu gewinnen, und binnen Kurzem ward es der Stolz der Nation. Bald verbreitete sich der Ruhm desselben auch über die Alpen und jenseits des Meeres. Fast in alle gebildeten Sprachen Europa's übersetzt, erregte es allenthalben die gleiche Theilnahme und gleiche Bewunderung.

Der Sinn des Deutschen war von jeher geneigt, mehr als irgend einer andern Nation, auch dem fremden Talente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und sich durch möglichst getreue Nachbildung die Schätze des Auslandes anzueignen. So finden wir denn auch von Tasso's befreitem Jerusalem eine deutsche Uebersetzung im Versmaße des Originals schon aus dem ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts[1], welche einen berühmten Kriegsmann, den Obersten Dietrich von dem Werder zum Verfasser hat.

Wir wollen unsre Leser hier vor Allem mit den Lebensumständen dieses merkwürdigen Mannes etwas näher bekannt machen, sodann in eine tiefere Würdigung seines literarischen Strebens und Wirkens eingehen, und insbesondere die oberwähnte Uebersetzung des Tasso ausführlicher besprechen, aus welcher wir zum Schlusse einige wenige Proben mitzutheilen gedenken.

### I. Biographische Notizen über Dietrich von dem Werder.

Es kann hier nicht unsre Absicht seyn, eine vollständige Biographie dieses Mannes zu liefern. Wir begnügen uns damit, dem Leser nur die wichtigsten Züge aus seinem vielbewegten Leben mitzutheilen, und bemerken zugleich im vorhinein, daß wir dieselben größtentheils aus J. C. Beckmann's Historie des Fürstenthums Anhalt[1] (Wittenberg 1710 Fol. VII. Buch II. Cap S. 826 u. f.) genommen haben.

Diesen Nachrichten zufolge ist Dietrich von dem Werder der jüngste (viertgeborne) Sohn Gebhards von dem Werder und Katharinens von Hahn. Er wurde am 17. Januar 1584 zu Werdershausen geboren, und bei seinem Anverwandten Hans von Bodenhausen, fürstlich landgräflichen Statthalter zu Cassel, erzogen. Der Landgraf Moritz nahm ihn als Kammerpagen in seine Dienste, und schickte ihn später nach Marburg, wo er den Studien der Theologie und Jurisprudenz oblag. Nach Vollendung derselben machte unser Werder eine Reise durch Frankreich und Italien, wobei er sich die Sprachen dieser beiden Länder aneignete, und wahrscheinlich auch mit den Werken der italienischen Dichter näher ver-

1 Die erste lateinische Uebersetzung von Solymeidos erschien 1584; die erste spanische von Juan Sedeno 1587. Eine noch ungedruckte französische von Jerome d'Avost soll im J. 1585 vollendet worden seyn; die englische von Richard Carew kam 1594 heraus; die erste polnische von Kochanowsky im J. 1618. Später erst erschienen eine holländische von J. Dullaart (1658), eine portugiesische von Rodriguez de Mattos (1682) und eine russische Uebersetzung von M. Popow. 1772.

Vergl. Torquato Tasso's Leben und Charakteristik nach Ginguene, von Friedrich Adolph Ebert. Leipzig. 1819. 8.

1 Die darin enthaltene Lebensbeschreibung Dietrichs von dem Werder ist beinahe wörtlich in: Valent. König's Genealogische Adels-Historie (Leipzig 1727. Fol. Bd. I. S. 1028 u. f.), in das Zedler'sche Universal-Lexikon (Leipzig und Halle 1748. Fol. Bd. LV. S. 331 u. f.), in Christian Gottlieb Jöchers allgemeines Gelehrten-Lexikon (Leipzig 1751. 4. Bd. IV. S. 1895 u. f.), in G. L. Richters biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter (Leipzig 1804. 8. S. 441.), in das neue historische Handlexikon (Ulm 1785—1803. 8. Th. IV. S. 916 u. f.), in K. H. Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (Leipzig 1810, 8. Bd. V. S. 305 u. f.) u. s. w. übergegangen.

traut machte; so daß es ihm in der Folge möglich ward, mit einer so gelungenen Uebersetzung derselben aufzutreten.

An Moritzens Hof zurückgekehrt, nahm er abermals bei diesem Fürsten als Kammerjunker und Stallmeister Dienste. Bald darauf, da die Feindseligkeiten wegen der Jülich'schen Erbfolge ihren Anfang genommen, und der Landgraf zur Belagerung von Jülich ausgezogen war, wohnte Dietrich von dem Werder diesem Feldzuge bereits als Rittmeister bei. Die Stadt fiel im August des Jahres 1610 und unser Kriegsheld kehrte nach Cassel zurück. Im Jahre 1612 reiste er im Gefolge seines Fürsten und des Landgrafen Ludwig von Hessen nach Frankfurt, um daselbst den Feierlichkeiten bei der Krönung des römischen Kaisers Mathias beizuwohnen. Auch hier zeigte Dietrich seine ritterliche Tapferkeit, indem er bei einem, am 16. Juni abgehaltenen Ringelrennen den vierten Preis gewann[1]. Eben so erfahren wie im Kriege war unser Held auch in den Künsten des Friedens und der Unterhandlung.

Seine ausgezeichneten Talente verschafften ihm bald den Rang eines Oberhofmarschalls und geheimen Rathes. Mehrere wichtige Sendungen wurden ihm anvertraut, wie z. B. an den König von Dänemark, an den Churfürsten von Sachsen, um mit demselben an der Wiederherstellung der Ruhe in Deutschland zu arbeiten[2], an den Churfürsten von Brandenburg, an den Herzog von Braunschweig, an den Statthalter der Niederlande, Prinzen Moritz von Nassau, u. a. m.

Mittlerweile war der dreißigjährige Krieg in Deutschland ausgebrochen, und Werder zog sich, um den Unruhen desselben zu entgehen, auf eines seiner Landgüter zurück, wo er fortan als Privatmann zu leben gedachte. Hier war es auch, wo er zuerst seine Uebersetzung des Tasso herausgab, und die ersten Gesänge Ariost's vorbereitete. Doch Werders friedfertige Wünsche gingen nicht in Erfüllung. Gustav Adolph hatte am 7. September 1631 die große Schlacht bei Leipzig geschlagen, und sich darauf nach Halle gewendet. Die ganze fürstlich Anhalt'sche Familie begab sich dahin, um mit dem siegreichen Schweden-Könige ein Freundschaftsbündniß zu schließen, welches auch wirklich am 15. September desselben Jahres zu Stande kam. Im Gefolge dieser Fürsten hatte Dietrich von dem Werder sich ebenfalls in Halle eingefunden; und dort war es, wo Gustav Adolph ihn näher kennen lernte. »Dieser König hat,« — nach Beckmanns Bericht, — »eine besondere Gnade auf unsern Helden geworfen, im Beiseyn vieler hoher Personen absonderlich mit ihm discuriret, und ihm ein Regiment zu Fuße freiwillig angetragen. Dietrich von dem Werder weigerte sich zwar Anfangs es anzunehmen; da aber der König den General Banier (Banner) deßhalb weiter an ihn abschickte, so mußte er sich wohl fügen. Er behielt das Regiment von 1631 bis 1635, wo die kaiserlichen Avocatorien[1] publicirt wurden, und er auf seine Stelle resignirte. Dennoch blieb Werder bei den schwedischen Offizieren fortan in großer Achtung[2], und hat durch eine geraume Zeit die gänzliche schwedische Contribution von seinem Vaterlande abgehalten.« — Deßhalb stieg er auch immer an Ansehen und Würden. So ward er bald darauf zum Unterdirector der Landschaft des Fürstenthums Anhalt ernannt, und 1646 von der verwitweten Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen-Cassel an den Churfürsten zu Brandenburg abgesendet, um die Vermählung ihres Sohnes Wilhelm mit des Churfürsten Schwester Hedwig Sophie zu Stande zu bringen. Bei dieser Gelegenheit ernannte Friedrich Wilhelm unsern Werder zu seinem geheimen Rathe und Kriegsobersten, und zum Hauptmann des im Fürstenthum Halberstadt gelegenen Amtes Alten-Gadersleben[3].

Den Rest seiner Tage hat Werder in Ruhe hingebracht, indem er sich größtentheils mit literarischen Arbeiten beschäftigte.

Er starb auf seinem Rittergute Reinsdorf, im 74sten Jahre seines Alters, nachdem er schon einige Zeit vorher an allge-

---

1 »Das 4. Gewinnet hat gewonnen Landgraf Ludwigs von Hessen Stallmeister, Werder genannt, so ein gar großer Becher in Form einer Weinkrausen, so ein Rieß auf der Achsel getragen, gewesen.« Sleidani Continuatio. Straßburg 1621. Fol. Thl. IV. Buch I. S. 32.

2 G. F. Teuthorn, Ausführliche Geschichte der Hessen. Biedenkopf 1778. 8 Bd. IX. S. 760.

---

1 Avocatorien sind bekanntlich jene Heimberufungen, welche vor Ausbruch der Feindseligkeiten von einem Staate erlassen werden, um seine in fremdem Lande, vorzüglich aber in fremden Kriegsdiensten befindlichen Unterthanen zur Rückkehr aufzufordern.

2 Noch zu Anfang des Jahres 1634 war Dietrich von dem Werder »— ein discreter und beredter Cavalier« — von dem Reichs-Kanzler Oxenstierna an den Churfürsten von Sachsen abgeordnet worden, um mit demselben über mehrere wichtige Angelegenheiten zu unterhandeln. Vergl. Bogislaf Philip von Chemnitz königlich Schwedischen in Deutschland geführten Kriegs II. Theil. Stockholm 1653. Fol. S. 294.

3 Der große Churfürst drückt sich in einem Schreiben an das hochfürstl. Haus Anhalt auf folgende Weise über ihn aus: »Nebens diesem geben wir E. Liebden auch freundlich zu vernehmen, daß nachdem uns die hohe Qualität und Geschicklichkeit des Obristen Dietrichs von dem Werder, welcher von Unser freundlichen lieben Muhme, der verwittibten Frau Landgräfinn zu Hessen, und ihres geliebten Sohnes, H. Landgraf Wilhelms Liebden, in angelegener Verrichtung an uns geschicket, nicht allein von andern unterschiedlich hoch gerühmet worden, besondern wir dieselbe in der That auch selbst erfahren, und Uns dabei erinnert, daß dergleichen von Gott begabte Leute fürstl. Höfen wohl anständig, Wir dannenher bewogen worden seine Person in Unsere Dienste mit zu bestellen, und zu Unsern geheimbden Rath und Kriegs-Obristen in Gnaden auf und anzunehmen, nicht zweifeln. Gleichwie E. Liebden ermeldeten Obristen dem von Werder vor diesem Allerweg mit fürstl. Huld und Gnaden zugethan gewesen, dieselbe auch ferner gegen ihm zu continuiren, Ihnen freund-Vetterlich belieben lassen. rc.« Beckmann a. a. Orte S. 227.

meiner Entkräftung des Leibes gelitten hatte, den 18. Dezember 1657.

Dietrich von dem Werder war zwei Mal verheirathet gewesen. Das erste Mal vermählte er sich den 21. Juni 1618 zu Cassel mit Dorothea Katharina, Tochter des fürstlich anhaltschen Kammerrathes, Hofmarschalls und Stallmeisters, Wolf von Waldau aus dem Hause Schwaueritz. Sie starb den 12. Februar 1627, nachdem sie ihm vier Töchter und einen Sohn geboren hatte. Seine zweite Frau war Julie Ursula von Pöblitz, Witwe des H. Adolph Wittich von Krostgk, mit der er (seit dem J. 1629) gegen 27 Jahre lebte, bis auch sie zwei Jahre vor seinem Tode (1655) starb. Sie hatte ihm eine Tochter geschenkt; von allen seinen Kindern überlebte ihn aber nur sein Sohn Paris.

Unser Held war (nach Beckmann's Bericht) »eine ansehnliche, wohlgestaltete Person und von großer Aktivität gewesen, daher auch ein Engländer in seiner Jugend von ihm zu sagen pflegte: daß er lauter Geist wäre. Noch kurz vor seinem Tode erinnerte er sich dieses Ausspruches und fügte hinzu: daß er jetzt lauter Fleisch wäre, daß aber doch der Geist Gottes in seinem Herzen lebe. Sein Christenthum hat er mit großer Devotion geführt, oft knieend gebethet, auch viel geistliche Gedichte verfaßt.«

Wie günstig auch andere Zeitgenossen über den Charakter und die Eigenschaften Dietrichs von dem Werder urtheilten, entnehmen wir unter andern aus einer Zuschrift des gefeierten Opitz »an den Hoch-Edlen Herren, Herren Dietrich von dem Werder« aus Danzig, vom 21. des Wintermonats im J. 1637, in welcher folgende Stelle vorkommt: »Wolle der Hochgeehrte Herr Obrister die Zuschreibung dieser Gedichte (der poetischen Wälder) an meiner Statt aufnehmen, der ich seiner Gegenwart nicht mit Willen, je dennoch darum geduldiger, weil ich seiner Liebe genug versichert weiß, entbehre. Ich bin auch sonst in seiner Schuld; weil aber diese abzugelten bei mir nicht gestanden, als habe ich den Nachkommen (wo ich mir derselben Gunst verheißen darf) hierdurch zu erkennen geben wollen, wie hoch ich seine Zuneigung gegen mir, die blos aus einem guten Herzen herkommt, gehalten habe. So weiß ich auch diesem Buche ein besseres Ansehen nicht zu machen, als wenn ich ihm desselben löblichen Namen an die Stirne schreibe, dessen adeliche Beschaffenheit, Erfahrung der Weltsachen, ungefälschte Frömmigkeit, Verstand in Rathschlägen, Hurtigkeit in Thaten, unvergleichliche Wissenschaft in Ritterspielen und alle Tugenden ingemein, alle diejenigen wissen und hochhalten, die auch nur mit einer von allen begabet sind.«

In so schmeichelhaften Ausdrücken diese Zuschrift auch abgefaßt ist, so muß es uns doch befremden, daß darin der literarischen Verdienste unsers Helden keine Erwähnung geschieht. Daß Opitz auch diese nicht wenig geachtet, werden wir weiter unten vernehmen, und wir gehen nun auf den zweiten Abschnitt unserer Darstellung über.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Von der Einführung des polnischen Alphabets in die ruthenische Schrift.

Von J. Lozinski.

(Aus dem Polnischen 1.)

Omnia probate, quod bonum est, tenete.

Ich bin im Besitze einiger ruthenischer Bücher andächtigen Inhalts, deren Anfang jedoch, so wie auch das Ende mangelt; diese sind mit polnischen Buchstaben gedruckt, und scheinen sehr entfernten Zeiten anzugehören. Beim Durchlesen derselben gewann ich die Ueberzeugung, daß die Buchstaben des polnischen Alphabetes zur Bezeichnung eines jeden ruthenischen Lautes die geeignetesten sind. Zu eben dieser Ueberzeugung führten mich auch die ruthenischen Lieder, welche mit polnischen Buchstaben gedruckt, dann und wann in Rozmaitości Gazety. Lwow. (Mannigfaltigkeiten zur Lemberger Zeitung) und in Pielgrzym Lwow. (Lemberger Pilger) für das Jahr 1822 erschienen. Hr. Waclaw von Olesko ließ eine Menge ruthenischer Lieder in seinem Werke »Polnische und Ruthenische Lieder des galizischen Volkes im Jahre 1833« mit polnischen Buchstaben drucken, und in der Vorrede dieses Werkes (S. 49) sagt er, daß die cyrilischen Charaktere »der Emporkeimung der slawischen Literatur zur gemeinsamen Masse der europäischen Literatur hauptsächlich im Wege stehen.« Kurz darauf las ich im österreichischen Beobachter vom 8. Dezember 1833 unter der Aufschrift »Literatur« den geäußerten Wunsch, daß in den zwei angekündigten Grammatiken der ruthenischen Sprache das Beispiel des Waclaw von Olesko auch in dieser grammatikalischen Hinsicht zur Richtschnur dienen möchte. Diese Bemerkungen nun, bei der Absicht so viel als es in meinen Kräften steht, zur Ausbildung der ruthenischen Sprache beizutragen, führten mich zum Nachdenken und Nachforschen darüber, ob es denn in der That gut wäre, das polnische Alphabet in die ruthenische Schrift einzuführen, und das Resultat dieser Nachforschungen war die Ueberzeugung, daß die polnischen Buchstaben die geeignetesten sind, um jeden ruthenischen Laut wieder zu geben, und daß sie somit in der Schrift gebraucht werden

---

1 Siehe »Rozmaitości« Nr. 29. Vom 19. Juli 1834.

sollen. Diese Behauptung gründet sich auf folgende Betrachtungen.

Von dem Zeitpuncte, da man in der ruthenischen Sprache zu schreiben begann, bis auf unsere Zeiten gab es beinahe keine Grammatik dieser Sprache [1].

Alle ruthenischen Schriftsteller hielten sich daher in ihren Werken an die Regel der alt-slawischen Sprache (jetzt sogenannten Kirchensprache), als der am meisten ausgebildeten unter den andern slawischen Dialekten, und gebrauchten auch in der Schrift größtentheils cyrilische Buchstaben [2]. Davon kann man sich aus den schriftlichen, in der Grammatik des Hrn. Lewicki citirten Auszügen verschiedener Zeiten überzeugen. Beim Durchlesen derselben hält es schwer zu sagen, daß dieses eine ächte ruthenische Sprache sey; vielmehr ist es ein Gemisch der alt-slawischen, polnischen und russischen Mundart, und in dieser Hinsicht kann man behaupten, daß die ruthenische Sprache, welche heut zu Tage von acht oder auch mehr Millionen Menschen gesprochen wird, keine eigene Literatur besaß, und bis zur Zeit keine literarische Sprache war. Darum meine ich, daß es der ruthenischen, als einer noch nicht literarischen Sprache frei stehe, sich ein solches Alphabet zu wählen, welches zur Bezeichnung ihrer Laute das geeignetste, und zu ihrer Ausbildung das förderlichste wäre; von dieser Art aber ist das polnische Alphabet [3].

(Fortsetzung folgt.)

---

## Notizen.

Der für Milderung eines der gehässigsten Uebelstände unserer gesellschaftlichen Zustände unermüdlich thätige Dr. Julius, vor Kurzem von einer Reise in den vereinigten Staaten zurückgekehrt, hat durch seine kleine Schrift: »Die amerikanischen Besserungs-Systeme« (Leipzig, Brockhaus. 1837. 8.) vorläufig einen höchst interessanten Bericht über ein Hauptresultat seiner Beobachtungen herausgegeben. Bekanntlich unterscheiden sich dort zwei Gefängnißsysteme: das philadelphische System mit einsamer Einsperrung ohne unbedingten Zwang zur Arbeit, zu welcher jedoch Alle die Langeweile der Einsamkeit und die Entziehung der Lebensmittel bis auf das Nothdürftigste nöthigen; und das Auburn'sche mit schweigendem Zusammenarbeiten der Sträflinge. Der berühmte Verfasser gibt nun aus eigener Anschauung mit vielen gewichtigen Gründen dem ersteren den Vorzug, für welches sich auch, nach mehreren von ihm angeführten Thatsachen, die Meinung der Amerikaner immer mehr zu erklären scheint.

---

Der gelehrte Tito Cicconi hat in einer der Bibliotheken Roms eine Handschrift aufgefunden, welche die vom Kardinal Sforza verfaßte Biographie Pabst Alexander's VII. enthält. Sehr interessante Details über die damals in Italien wüthende Pest und die von jenem Pabste getroffenen politischen Vorkehrungen zur Abwendung der Contagiosität, verleihen diesem Werke einen besonderen Werth in historischer und politischer Beziehung.

---

In Pavia erschien vor Kurzem ein Verzeichniß der seit 1818 bei Gelegenheit zahlreicher medicinischer Doctorpromotionen in Druck gekommenen Inauguralschriften unter dem Titel: »Indice delle dissertazioni che per occasione di laurea in medicina si publicarono nell' i. r. università di Pavia in un diciotennio fra il 1818 e il 1835. Pavia, Landoni. 1836. 76 S. gr. 12.

---

Dr. Karl Ramshorn, Verfasser der »Geschichte der Hellenen,« welche im vergangenen Jahre bei Weygand in Leipzig erschienen ist, scheint ein junger Mensch zu seyn, der noch damit beschäftigt ist, die dem Gelehrten vom Fach nöthige Höhe der wissenschaftlichen Ausbildung zu erlangen. Daß er einen Theil dieses Weges zurückgelegt, aber noch nicht bis zu einem gewissen Ziele des Strebens gekommen, dessen absolutes Ziel jedoch Niemand gewann, zeigt das genannte Werk auf das deutlichste. Referent will hiemit keineswegs gesagt haben, daß es denen, welche es brauchen werden, nicht von Nutzen seyn werde, aber es hat doch nicht unwesentliche Mängel im Ganzen sowohl als im Einzelnen. Noch hat es der Verfasser nicht begriffen, wie man den geschichtlichen Stoff darstellen muß, um Wahrheit und Würde zu vereinigen mit den Anforderungen der Kunst. — Was die Behandlung des Stoffes angeht, so ist als wesentlicher Fehler zu bemerken, daß der Verfasser Mythologie und Geschichte nicht von einander getrennt hat. Vieles, was die neuere Forschung aus dem Gebiete der Geschichte hinüberweisen mußte in den Mythenkreis, erscheint hier noch immer als Geschichtliches u. s. w.

---

1 Die erste Grammatik der ruthenischen Sprache von A. Pawlowski erschien erst im Jahre 1818; aber aus dieser konnte man sich keinen großen Nutzen verschaffen. Die zweite und neueste vom Lewicki kam 1834 heraus, und somit kann man sagen, daß bis auf unsere Zeiten keine Grammatik der ruthenischen Sprache bestanden hat.

2 Denn es sind, wie ich oben bemerkte, sehr alte ruthenische Bücher mit polnischen Buchstaben gedruckt worden; was zum Beweise dient, daß man in alten Zeiten auch das polnische Alphabet in der ruthenischen Schrift gebrauchte.

3 Ich sage nicht das lateinische, denn wiewohl das polnische in Betreff der Gestalt der Buchstaben eins und dasselbe ist, so hat es doch Laute: ć, ń, ś, cz, sz, szcz u. s. w., welche das lateinische Alphabet nicht hat.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

36. Sonnabend, den 6. Mai 1837.


## Dietrich von dem Werder
und
## dessen erste deutsche Uebersetzung des Tasso.

(Fortsetzung.)

### II. Ueber das literarische Streben und die Werke Dietrichs von dem Werder.

Werder lebte zu einer Zeit, wo sich in Deutschland eine höhere geistige Thätigkeit zu entwickeln begann. Mehrere ausgezeichnete Schriftsteller waren damals aufgetreten, vor Allen aber glänzte als ein Stern erster Größe der schon erwähnte Opitz, »der Vater der neueren deutschen Poesie, der gekrönte Dichterkönig, das Wunder seines Jahrhunderts.« — Doch nicht nur einzelne Männer, auch mehrere Vereine wirkten zur Aufnahme der deutschen Sprache und Dichtkunst, obwohl diese Gesellschaften im Allgemeinen jenen Erwartungen nicht entsprachen, welche man von ihnen hegen mochte.

Die erste und berühmteste unter ihnen war der deutsche Palmorden oder die fruchtbringende Gesellschaft, die auch unsern Dichter unter ihren Mitgliedern zählte. Sie bildete sich im Jahre 1617 auf Anstoß eines gewissen Kaspar von Teutleben, der bei der herzoglichen Tafel zu Weimar den Vorschlag that, nach dem Vorbilde der italienischen Akademien in Deutschland eine gelehrte Gesellschaft zu errichten. Sie dauerte bis zum Jahre 1680 fort, und man zählte bis dahin gegen tausend Mitglieder derselben, worunter sich auch mehrere gekrönte Häupter befanden. Ihr erster Vorstand war Fürst Ludwig von Anhalt. Nach seinem Ableben wurde am Himmelfahrtstage (den 8. Mai) 1651 Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar zum Vorstande gewählt[1]; ihr drittes und letztes Oberhaupt war der Herzog August von Sachsen, Administrator von Magdeburg. Jedes Mitglied dieses Ordens hatte seinen eigenen Namen und ein besonderes Emblem. Unser Dietrich von dem Werder, der sich unter den Gründern derselben befunden hatte, hieß der Vielgekörnte, und führte als Symbol einen aufgeborstenen Granat-Apfel mit der Umschrift »Abkühlend stärket.«

1 Joh. Seb. Müller's Churfürstlich Sächsische Annalen. Weimar 1700. fol. S. 388.

Fürst Ludwig von Anhalt (der Nährende) gibt hierüber folgende Erklärung[1]:

»Hier zur Gesellschaftsfrucht die vielen Körner seht,
Die ich erwählet hab', der Apfel aus Granaten:
Drum Vielgekörnet mir der Name recht zusteht,
Weil ich in Vielem hab' der deutschen Sprach' gerathen.
Wenn ich deutsch Bartas seh[2], auch von der Faust mir geht
Ein schönes schweres Werk vergnüglich wohl von Statten.
Jerusalem erlöst hab' ich in's deutsch gebracht
Und unsrer Sprach' hierdurch ein herrlich Lob gemacht.«

Kürzer ist die Erklärung von C. G. Hille (dem Unverdroßnen), welche also lautet[3]:

»Der Vielgekörnet heißt, führt die Granaten-Kron;
Der Purpurkörner Saft kühlt ab und stärkt die Glieder:
Jen's deut' die tapfre Faust, den Krieg und Siegeslohn,
Und dieses seine Kunst der deutschen Heldenlieder.«

Bei Beckmann findet sich auch noch ein anderes Gedicht von dem Vielgefärbten, welches darauf anspielt, daß sich durch Versetzung der Buchstaben aus dem Namen »Dietrich von Werder« die Worte »Ich rede dir von Treu« bilden lassen.

Wie hoch unser Held und Dichter bei allen Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft in Ansehen gestanden, ent-

1 G. Neumarck's Neusprossender teutscher Palmbaum. Nürnberg und Weimar. 1668. 8. S. 159. Dasselbe Gedicht mit einigen Abweichungen findet sich bei Beckmann a. a. O.

2 Anspielung auf Tobias Hübner's Uebersetzung der seconde semaine du monde von Saluste du Bartas, welche zu jener Zeit viel Aufsehen machte.

3 Neumarck a. a. O. S. 164.

nehmen wir vorzüglich aus einem schönen Gedichte[1], welches Herzog Wilhelm von Sachsen Weimar (der Schmackhafte) auf Werders Tod verfaßte, und aus dem wir nur folgende Stelle herausheben wollen:

»Es sind fast vierzig Jahr', da ihr mit uns habt helfen stiften
Den Orden unsers Palms, der nun durch manche schöne Schriften
Die ganze Welt durchwächst. Der Nährend'[2] hieß Euch Vielgekörnt.
Daß ihr die Muttersprach', die damals gleichsam wie durchdörnt
Und ganz verwildert war, sollt helfen wiederum aufrichten.
Ihr thatet solches auch; Ihr finget trefflich an zu dichten
Von Salems Krieg und Sieg und andern hohen Sachen mehr,
Und warfet Körner aus, — es bliebe kein's von Keimen leer.
Sie brachten Frücht' hervor von tapfern, ritterlichen Thaten,
Dadurch Euch hie und da noch trefflich's Heldenlob gerathen.
Es sprossete hervor der edlen Weisheit süße Frucht,
Ihr habet Ehr und Ruhm sowohl im Buch als Schwert gesucht.«

So groß diese Lobsprüche sind, so mochte sie Werder doch auch wirklich verdienen. Von seiner Tapferkeit und seiner Weltkenntniß und Erfahrung in den Künsten des Hofes haben wir schon oben gesprochen. Was seine poetischen Verdienste anbelangt, so wollen wir nun zur näheren Erörterung derselben übergehen.

Die Schriften Werders sind:

1. Selbeigne Gottseelige Thränen Dietrichs von dem Werder, die er seiner ersten Eheliebsten zum Lobe nachgesandt hat.

2. Vier und zwanzig freundenreiche Trostlieder auf die Stunde des Todes. Brieg 4. — (Eine frühere unrichtige Ausgabe war zu Leipzig erschienen.)

3. Die Bußpsalmen in Poesie gesetzt, sammt angehängtem Trauerliede über die klägliche Zerstörung der Stadt Magdeburg. Leipzig. 1632. 4.

4. Lob- und Ehrengedächtniß für Johanetten Elisabeth, Fürst Friedrichs erste Gemahlin.

5. Andachten aus unterschiedenen Sprüchen der heiligen Schrift. Frankfurt an der Oder. 1664.

6. Ursprung des Weihrauchbaums und der Sonnenblume.

7. Hundert Sonette vom Krieg und Sieg Christi darin in jeder Reimzeile die Wörter Krieg und Sieg zum wenigsten einmal befindlich[1].

8. Ein Lied über Römer XIV. 8, welches sich in Ulrich's Pretscher Gesangbuch S. 635 abgedruckt findet, und mit den Worten:

»Nun was zerquälst du dich mein Geist« beginnt[2].

9. Gebether über das große Geheimniß des Selbstruges (nur in Handschrift vorhanden).

10. Die Historie vom rasenden Roland, wie solche von dem hochberühmten Poeten Ludovico Ariosto in welscher Sprache u. s. w. stattlich beschrieben, in deutsche Poesie übergesetzt[3]. Leipzig 4. Ges. 1 — 3. 1632 und später 1636. — Ges. 4 — 10. 1634. — Ges. 11 — 20. 1634. — Ges. 21 — 30. 1636[4].

Dieses Buch ist eine literarische Seltenheit geworden, und selbst unsre sonst so reiche Hofbibliothek besitzt meines Wissens kein Exemplar davon.

11. Endlich die Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem, die unsre Aufmerksamkeit näher in Anspruch nimmt.

## III. Werders Uebersetzung des befreiten Jerusalem's von Tasso.

Abgesehen von ihrem poetischen Werthe bleibt diese Uebersetzung immer in so ferne merkwürdig, als ihr Verfasser der Einzige war, welcher sich etwas mehr zur romantisch-epischen Schule hinneigte. Opitz, der Wortführer jenes Zeitalters, hatte eine allzugroße Vorliebe für die holländischen Dichter gefaßt, und die nüchternen Werke der Franzosen mit ihrem steifen Alexandriner begannen in Deutschland allgemeine Nachahmung zu finden. Ein kühner Gedanke war es daher von Werder, sich an die glühende Poesie der Italiener zu wagen, und (wenigstens in der Uebersetzung des Tasso) die achtzeilige Stanze in die deutsche Sprache einzuführen. Bewunderungswürdig ist es, wie er in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine so weit umfassende Arbeit vollendete, und sich durch die, vielleicht zu kalte, Aufnahme derselben nicht abschrecken ließ. Der rasende Roland wenigstens scheint keinen Beifall gefunden zu haben, da wir seiner fast nirgends erwähnt finden. Der Geist Ariost's war aber von dem Geschmacke der damaligen Zeit auch allzuweit entfernt.

Tasso's befreites Jerusalem sagte demselben schon

1 Siehe Beckmann a. a. O. S. 287 und 288. Dort findet sich auch eine lateinische Grabschrift auf Dietrich von dem Werder, welche den Deckel seines Sarges geziert haben soll.

2 Wie schon bemerkt das erste Oberhaupt des Ordens, Fürst Ludwig von Anhalt.

1 J. G. Schottelii Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache. Braunschweig 1663. 4. S. 1173.

2 Zedler's Univers. Lexicon a. a. O. S. 333.

3 F. Bouterweck, Gesch. der schönen Wissenschaften, Göttingen 1817. Bd. X, S. 260, Note i.

4 F. A. Ebert's Allg. Bibliographisches Lexicon. Leipzig. 1821. 4. Bd. I. S. 93. Nr. 1049.

mehr zu; daher es auch in weniger als 20 Jahren eine zweite Ausgabe erlebte, und unserm Dichter großen Ruhm erwarb. Die erste Auflage führte den Titel:

»Gottfried von Bulljon oder das erlösete Jerusalem. Erst von dem Hochberümten Poeten Torquato Tasso in Welscher Sprache beschrieben, vnd nun in deutsche heroische Poesie Gesetzweise als vormals nie mehr gesehen vberbracht. — Getruckt zu Frankfurt am Mayn. In Verlegung Daniels und Davids Aubry vnd Clemens Schleichen.« Anno 1626. (4. 259 Seiten.)

Noch ausführlicher ist der zweite Titel, welcher also lautet:

»Glücklicher Heerzug in das heilige Land, oder das erlöste Jerusalem, wie dasselbe durch das christliche Kriegsheer vor 600 Jahren gewaltig überzogen, mannlich bestritten, beineben angeregter Statt ritterlich gewonnen und den Saracenen aus den Händen gerissen worden, unter dem Generalat des durchlauchtigsten, hochgebornen Fürsten Herrn Gottfried von Bullion, Herzog zu Brabant und Lothringen, ersten König zu Jerusalem, ausführlich und wahrhaft beschrieben, mit holdseligen sinnreichen poetischen Erfindungen geziert, in hochteutsche Verse ganz richtig und artig gebracht, dergleichen in unserer Muttersprache hiebevor nie gesehen worden; auch mit schönen, lieblichen Geschichtmäßigen Kupferstichen zur mehreren Lust und Erkenntniß der Historien vor Augen gestellt. Allen Adelichen, Rittermäßigen Cavalieren, Kriegshelden und Obristen, wie auch Männiglich, so ihre Tugend und Mannheit dem lieben Vaterland zum Besten anzuwenden entschlossen, zur Nachfolge, Lust und Ergötzlichkeit, an den Tag gegeben.«

Der Verfasser beginnt hierauf mit einer summarischen Erzählung des Jerusalemischen Krieges, und fügt eine Bemerkung über seine Arbeit bei. Unter andern entschuldigt er sich mit dem Beispiele Opitzens und Tobias Hübner's wegen mancher Freiheiten, die er sich erlaubt, als z. B. reicher oder unreiner Reime, Versetzungen der Beiwörter u. d. gl. Dann folgt ein langes Gedicht auf die Herrlichkeit Christi, worin der Verfasser darlegt, welche Gründe ihn bewogen hatten

. . . sobald er nur vom Hof nahm seinen Zug,
Und eine Zeitlang auch kein' Kriegeswaffen trug
. . den Tassum in die deutsche Sprach' zu bringen,
Und auf ein' schwere Art in Reimgesetz zu zwingen.

Dieses Gedicht enthält manche sehr gelungene Stellen, unter andern eine treffliche Beschreibung der Drangsale des damals eben ausgebrochenen Krieges, welche von dem hohen Dichtergeiste Werders zeugt.

Ueber den Druck bemerkt Werder, daß derselbe 2 Jahre nach Vollendung seiner Arbeit zu Stande gekommen, ohne daß es ihm jedoch möglich gewesen, sie noch einmal durchzusehen und zu verbessern.

Auf dem letzten Blatte findet sich ein Gedicht mit C. K. unterzeichnet, welches wir seinem ganzen Inhalte nach hier anführen müssen, da es manche wichtige Aufschlüsse für uns enthält.

O Du, der Du dieß Werk durch Gottes Hilf' geendet,
Und es gewiß nicht hast ohn' große Müh' vollendet!
Es ist so trefflich wohl und herrlich Dir gelungen,
Daß Keiner noch in teutsch so hoch und schön gesungen:
Ja man hat nie vermeint, daß man in teutscher Sprach'
So lieblich und so frei könnt' stellen eine Sach'.
Du aber hast es ihr zu Ruhm so hoch thu'n wagen,
Denn Dir ganz Deutschland nicht kann Dank genugsam sagen.
Wann Deinen Leib nun einst der Tod in Asche legt,
Dein' Arbeit Dich alsdann 'nauf in's Gestirne trägt.
Und ob aus Sittsamkeit Du Dich schon nicht genennet,
Jedoch ein Jeder Dich und Deinen Namen kennet.
Du bist zu Roß und Fuß ein Werder Ritersmann,
Und hast den höchsten Preis in dem bei Jedermann.
Wiß', daß so lange man teutsch reden wird und schreiben,
So lange wird Dein Nam' wohl unauslöschlich bleiben.
So lang und breit sich auch die teutsche Sprach erstrecket,
So lang und breit hast Du ein' Ehre ihr erwecket;
So lang das teutsche Reich in Herrlichkeit wird schweben,
So lange wird Dein Ruhm in diesem Werke leben.

(Fortsetzung folgt.)

---

Ueber Burgen und Schlösser im Lande Oesterreich unter der Enns. Versuch einer gedrängten Darstellung ihrer Schicksale, Bauart, inneren Einrichtung, des Lebens in denselben, ihrer Angriffs- und Vertheidigungsweise. Von J. Scheiger. Wien 1837. Fr. Beck. VIII und 118 S. 12.

In einer Zeit, wo die meisten Novitäten unserer topographischen und historischen Literatur das unverkennbare Gepräge flüchtiger Compilation und fabriksmäßiger Büchermacherei an der Stirne tragen, ist das anspruchlose Auftreten des vorliegenden, durchaus auf eigene Anschauung und Erfahrung begründeten Büchleins, eine höchst willkommene Erscheinung.

Nächst Böhmen, Tirol und dem Rheingau besitzt wohl kein deutsches Land eine so bedeutende Anzahl von Burgen und Schlössern, als eben Oesterreich unter der Enns. Die traurige Ehre, des deutschen Reiches Schutzmauer zu seyn, war einer jener Umstände, denen viele unserer Burgen ihre Entstehung, aber auch ihren Untergang verdankten. Von 711 in Oesterreich u. d. E. bestandenen Gebäuden dieser Art weiset das im Anhang folgende Verzeichniß vom Jahre 1837 165 Ruinen und Trümmer, 149 umgebaute oder verschwundene Burgen nach [1].

---

[1] Die anscheinend große Anzahl von fast vierhundert erhaltenen Burgen schließt aber auch alle neuen seit 1700 entstandenen, die Namen der alten Burgen tragenden Landhäuser, Oekonomiegebäude u. s. w. ein. — Auffallend wenig Ruinen (unter 147 Gebäuden nur 17) hat das V. U. M. B. aufzuweisen.

Daß der Leser keine detaillirte topographisch-historische Schilderung dieser Burgen erwarten darf, darauf weiset schon der bescheidene Titel hin, und der Verfasser bietet fürwahr mehr, als er verspricht. Namentlich bringt das Büchlein dankenswerthe Bereicherungen für die Topographie der wenig gekannten Viertel O. W. W. und O. M. B. und auf keiner Seite ist fleißige vieljährige Forschung und Liebe zur Sache verkennbar.

Das Werk selbst zerfällt in zwei Abtheilungen, die Schilderung der Burgen und jene der Schlösser. Die Einführungszeit des Pulvers bildet, die veränderte Bauart der Burgen veranlassend, die vom Verfasser angenommene Grenzlinie zwischen der Epoche der Burgen und Schlösser, die indeß bei Gebäuden, deren Bauformen beiden Perioden angehören, wohl nicht so strenge gezogen werden kann.

Unter den historischen Andeutungen S. 9 ff. sind jene über das wenig gekannte Geräune, über das förmlich organisirte Raubritterwesen des Mittelalters, über die noch späte Bedeutsamkeit der Burgen und ihren schnellen Verfall höchst lesenswerth. Die kräftige Hinweisung auf die zunächst liegenden Ursachen ihres Unterganges, — auf den Vandalismus des neunzehnten Jahrhunderts, sagt in wenig Worten mehr, als seitenlange Diatriben über einen so oft besprochenen und leider so wenig beherzigten Gegenstand.

So fleißig S. 32 ff. die Notizen über den Bau der Burgen und das Leben in denselben zusammengestellt sind, so wird uns Oesterreichern doch das Wichtigste hierüber so lange verborgen bleiben, bis unsere so wenig gekannten alten Heldengedichte einer kritischen Forschung unterzogen werden: welche wichtige Beiträge zur Kenntniß des Burgenwesens aus den Gedichten jener Zeit zu entnehmen sind, beweist der treffliche Aufsatz über die Burgen Deutschlands von Leo, in Raumers historischem Taschenbuche für 1837.

Seite 55 ff. schwingt der Verfasser nicht ohne Glück die Geißel der Satyre über jene haltlosen Schilderungen, welche uns die Romanenschreiber aller Zeiten von dem Leben in den alten Burgen machten. Mit Sachkenntniß und als vollkommen kompetent handelt er S. 66 ff. die Angriffs- und Vertheidigungsweise der Burgen, S. 87 ff. jene der Schlösser ab. Bei dem Mangel an brauchbaren Materialien zur Waffenkunde des Mittelalters ist die ungemein faßliche Darstellung der Angriffswerkzeuge u. s. w. jener Zeiten sehr willkommen.

Ueber die Bauart der neueren[1] Schlösser und das Leben in denselben hat der Verfasser sehr brauchbare, größtentheils aus eigener Anschauung geschöpfte Notizen gesammelt, die auch wohl den wichtigsten Theil des ganzen Büchleins ausmachen dürften. In dieser und der letzten Abtheilung (Angriff der Schlösser) entwickelt er nicht unbedeutende taktische Kenntnisse, ohne jedoch die populäre Darstellung außer Augen zu lassen. Ueberhaupt erinnert die faßliche, gemüthliche, jedem Wortprunk entfremdete Schreibweise des Verfassers sehr an seine »Andeutungen zu Ausflügen im V. U. W. W.[1]«, nur ist er hier wie dort von dem Vorwurfe der Fremdwörtersucht nicht immer ganz frei zu sprechen, ein Umstand, der indeß durch die häufigen taktischen und baukünstlerischen Erörterungen entschuldigt werden muß.

Wenn Ref. auch den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß der Verfasser an einigen wenigen Stellen die Feile sorglicher angelegt hätte, so weiß er diese kleinen Mängel auf Rechnung der Verhältnisse zu stellen, unter denen dieses Büchlein (von dem das nonum prematur in annum wörtlich gelten kann) entstand. Der Entfernung des Verfassers vom Druckort ist auch der Mangel an Uebereinstimmung in der Schreibart der Eigennamen zuzuschreiben, die nicht selten störend in die Augen fällt[2].

Das den Anhang bildende Burgenverzeichniß ist das Resultat eines wahrhaft deutschen Fleißes und gibt die Ausbeute zahlreicher Wanderungen mit fast zu gewissenhafter Vollständigkeit wieder. Daß indeß das Schloß Lanzenkirchen, von dem keine Spur mehr erscheint[3], noch unter den Burgtrümmern figurirt, während das wohl erhaltene Sebenstein als Ruine angeführt wird, war dem Ref. nicht weniger auffallend, als daß, bei sonst musterhafter Korrektheit des Textes, Burgen wie Aggstein, Kammerstein, Lubereck im Verzeichniß unerwähnt blieben.

Der Umschlag enthält auf jeder Seite in einem zierlichen altdeutschen Rahmen zwölf Detailzeichnungen, vom Verfasser selbst nach der Natur aufgenommen, und recht wacker, wenn auch in sehr verjüngtem Maßstabe, in Stein gravirt. Sie sollen die im Text nicht leicht zu umschreibenden Bauformen versinnlichen, und Referent erkannte auf den ersten Blick Partien aus Eggenburg, Rosenburg, Sebenstein, Meißau, Arnberg u. s. w.; — er hätte gewünscht, die Namen dieser Burgen im Erklärungstexte des Umschlages zu finden.

Referent kann diesen kurzen Bericht nicht schließen, ohne mit Anerkennung der achtbaren Verlagshandlung zu gedenken, die dem Werkchen eine entsprechende Ausstattung verliehen, und ihm durch einen sehr bescheidenen Preis (48 kr.) die allgemeine Zugänglichkeit gesichert hat.

Und somit scheidet Referent von diesem Büchlein mit dem herzlichen Wunsche, daß es dem Verfasser bald wieder gegönnt werden möge, die Ergebnisse seiner Forschungen in einem so anziehenden Gewande der Lesewelt vorlegen zu können.

W. v. Rally.

---

1 Bei der eben festgestellten Grenze zwischen Burgen und Schlössern ist dieses Beiwort wohl überflüssig.

1 Die ehrenvolle Stelle, welche jenes Büchlein in der vaterländischen Literatur dieses Faches eingenommen hat, würde die Erscheinung einer zweiten Auflage wünschenswerth machen, wenn nicht die Verhältnisse des Verfassers und sein heiliger Eifer für Autopsie diesen Wunsch, vielleicht auf längere Zeit, unter die pia desideria versetzen würden.

2 Der Verfasser schreibt an verschiedenen Stellen: Mödling und Medling, Persenbeug und Pösenbeug, Blankenstein und Plankenstein, Wildeck und Wildegg, — überhaupt scheint Referenten die Aufnahme veralteter Wortendungen als: Langegg, Raubenegg, Hohenegg, Weitenegg, unpassend und im Widerspruche mit der wiederholt an andern Orten geäusserten Ansicht des Verfassers. —

3 Schweigers Ausflug nach Landsee im Taschenbuch für vaterl. Geschichte 1828. S. 128.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**37.** Mittwoch, den 10. Mai **1837.**

## Dietrich von dem Werder

und

## dessen erste deutsche Uebersetzung des Tasso.

### III. Werders Uebersetzung des befreiten Jerusalem's von Tasso.

(Fortsetzung.)

Wenn diese Prophezeihung auch nicht in vollem Maße in Erfüllung ging, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Dietrich von dem Werder sich ein großes Verdienst um die deutsche Sprache erworben, und daß ihm auch (wenigstens zum Theile) die gebührende Anerkennung nicht verweigert worden ist.

Denn wie wir schon oben bemerkt haben, bereits im Jahre 1651 erschien eine zweite Ausgabe seiner Uebersetzung unter dem einfachern Titel:

»Gottfried, Oder Erlöseter Jerusalem. Deutsch. Verbessert. Zum zweyten mahl gedruckt. (Frankfurt am Mayn, Gedruckt bei Caspar Röthel. In Verlegung Johann Pressen. 1651. 4, 520 Seiten.) An der Spitze dieser Ausgabe findet sich eine Zueignung an den römischen Kaiser Ferdinand III. Wir entnehmen daraus, daß Kaiser Ferdinand II., »als er die erste Verdeutschung des Goffredo inne geworden, sie selbst mündlich von dem Verfasser begehrt, aus seiner Hand allergnädigst empfangen, sie auch zu durchlesen nicht nachgelassen, bis er dieselbe noch bei Werders Anwesenheit in Wien[1] und zu seiner Abfertigung gänzlich zu Ende gebracht, und hernach unter den kaiserlichen Kammerbüchern mit einer ansehnlichen Stelle begnädiget hatte.«

Diese huldvolle Aufnahme mußte für unseren Dichter um so ermuthigender seyn, als er ein eifriger Protestant, der sogar in dem schwedischen Kriegsheer Dienste gethan, sich solche Gnade nicht verhoffen konnte.

Nach der summarischen Erzählung des jerusalemischen Kriegs, wie sie auch in der ersten Ausgabe anzutreffen ist, fügt Werder die bescheidene Bemerkung bei, daß er seine Uebersetzung zwar verbessert habe, daß sie aber noch keineswegs zur höchsten Vollkommenheit gelangt sey. Er entschuldigt sich damit, daß zu seiner Zeit noch keine festen Regeln für die deutsche Poesie bestünden, und daß ihn der dreifache Reim vorzüglich beschränkt habe, anderer, eusserer Obliegenheiten nicht zu gedenken.

Die Kupferstiche sind dieselben, wie in der ersten Auflage. Fragen wir nun, welche Aufnahme überhaupt das Streben unsers Dichters bei dem deutschen Publikum gefunden, so bleibt uns nichts anders übrig, als nachzuforschen, welches Urtheil die ausgezeichneteren Männer seines Jahrhunderts darüber fällten; denn:

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

Von dem größten Gewichte muß hier unstreitig der Ausspruch eines Opitz seyn, der damals (und mit Recht) als der erste deutsche Dichter angesehen wurde. Wie sehr nun dieser unsern Werder schätzte und liebte, haben wir schon oben dargethan, daß er aber auch seinem poetischen Talente alle Anerkennung widerfahren ließ, dürfte aus folgendem zu entnehmen seyn:

An der Spitze der geistlichen Oden oder Gesänge finden wir ein Gedicht von Opitz mit der Ueberschrift: »An den Herrn Obristen von dem Werder, bei Uebersetzung etlicher Psalmen.« Darin wird unser Held »die Zier der Zeit« genannt, und seine Tugend angepriesen,

Die höher noch ihn zu den Wolken hebt,
Als hoch ihm Sinn und Faust im Schreiben schwebt.

Auf ähnliche Weise haben wir eine Rede Opitzens über das Leben und Sterben unsers Heilands, vor der sich eine Zuschrift an Herrn Dietrich von dem Werder befindet, welche also lautet:

Der eitlen Sinnen-Zucht, die Uebung frommer Worte,
So der in uns erregt, der hier an diesem Orte
Gepriesen werden soll, die gute Reu der Welt,
Für die das Leben stirbt, O Werder, werther Held,

---

1. Ueber diese Anwesenheit Werders zu Wien konnten wir nichts Näheres erfahren.

Der Ritter Blum und Zier, nimm hin mit deinen Enden
Von welcher Wissenschaft man weiß an allen Enden
Wo Tugend wohnen kann. Hier ist nicht dein Torquat,
Nicht dein Jerusalem, das Geist und Feuer hat,
Und steiget Himmel an: doch sieht des Höchsten Güte
Das Herz an, das er gibt. Dir stellt sich mein Gemüthe
Für meinen Ruhm vor Dir zum treuen Bürgen ein;
Gelehrt zur andern Zeit, hier laß uns christlich seyn.[1]«

Aber nicht nur der erste Dichter, auch der erste Professor der deutschen Dichtkunst, der liebenswürdige August Buchner fällt ein sehr günstiges Urtheil über unsern Werder. So schreibt er in seinem zweiten Brief an Opitz[2]: Quartus ipse dies est, quod per Lipsienses cursores ad te direxi Literas. Iis significaveram, propediem ad te curaturum, quae nobilissimus Verderus, amicus communis ad me misisset. — De Poesi ita ego sentio, illustrem prorsus atque eximiam esse, et paria posse facere cum Epica graecorum Latinorumque, quorum vineta insigniter caedit. Translationem vero multo et operosiorem Hübneriana Bartasii et meliorem judico: quamquam Italica nondum licuit cum nostris conferre. Auf der andern Seite hat Buchner auch die Fehler der Uebersetzung herausgehoben, die aber in der zweiten Ausgabe zum Theil verbessert worden sind. Er fährt in seinem Briefe fort:

Sunt tamen non pauca, quae peccavit ibi nobilissimus Vir, et quae potissimam partem nunc ipse videtur agnoscere; quoties enim articulum neutrius nominibus foemineis addidit? Quoties singulari numero loco pluralis recto casu pro obliquis usus? Atque ad istam faciem plura alia sibi indulget, in id tantum, vt versus possit constare. — In terminationibus versuum Gallorum rationem secutus videtur potius, quam tua praecepta, quae profecto extra omnem controversiae aleam posita sunt. Sed et in ipsa dictione aliquando minus placet ut cum obsoletis, vel inusitatis vocabulis, vel sordidis et vulgo tantum tritis utitur. Verum haec non nisi illis nota sunt, quos Musae intra velum docuerunt. Quiquid tamen sit, multum profecto amo et aestimo virum illum ob hanc navatam nobis operam; et plura fortassis emendabit, si iterare editionem contigerit. Neque enim suis opinionibus ita haeret, ut aliorum sententias prorsus negligat. Quin libenter praebere aurem solet, qui recte monet. Et vero non amo tantum illum, sed et multa mihi de eo polliceor. Etenim nobile et excellens in ipso ingenium, quodque vel maximum poetam nobis possit promittere, si ad Graecorum et Latinorum prudentiam melius esset eruditum. (Wittenberg. 19. Juni 1626.) Dieses Urtheil Buchners ist durchaus gerecht und zeigt von seiner Unpartheilichkeit.

Auch Hübner fällte einen günstigen Ausspruch über die Arbeit seines Freundes.

Mit wenigen Worten bezeichnet Neumeister[1] die Stelle, welche Dietrich von dem Werder nach seiner Meinung einzunehmen geneigt ist; er sagt von ihm: Opitii et Hübneri aequalis, minor quidem illo, hoc tamen major dictione et poeseos arte.

Spätere Schriftsteller haben den Werken Werder's nicht gleiche Anerkennung widerfahren lassen. Dieß mochte wohl daher kommen, daß sie sich nicht genug in jene Periode zurück versetzten, wo die deutsche Sprache eben erst zu einer höhern Blüthe zu gelangen anfing, und wo an eine wahre Bildung des Geschmackes noch nicht zu denken war.

So sagt Morhof[2], indem er von Tassos erlöstem Jerusalem spricht: »Dietrich von dem Werder hat es deutsch gemacht; aber es ist alles gezwungen, und hat keine sonderliche Art.«

Auch Stolle bemerkt in seiner Anleitung zur Historie der Gelehrtheit[3]: »Ein kaiserlicher Oberster, Dietrich von dem Werder, hat es (Tasso's Gerusalemma liberata) teutsch übersetzt. Daß er das Welsche wohl verstanden, will ich ihm nicht abstreiten; und vielleicht würden auch seine teutschen Verse besser gerathen seyn, wenn er sich der ungeschrenkten Alexandrinischen bedient, und sich nicht gezwungen hätte, so kurz als Tasso zu schreiben.«

Dieser Tadel scheint uns aber sehr ungerecht zu seyn, und wir finden eben ein Hauptverdienst unsrer vorliegenden Uebersetzung in dem Losreißen von der Verflachung jenes Zeitalters, und dem ersten Bestreben, eine Versart bei uns einheimisch zu machen, die in der Folge mit so vielem Glücke behandelt wurde[4].

Daniel Wilhelm Triller, der bekannte Herausgeber des Opitz, sagt[5] von Werder, daß er des Torquato Tasso berühmtes Heldengedicht mit mehrerer Mühe und Fleiß, als

---

1 Horn hat also Unrecht, wenn er behauptet, daß dieser gerechte Opitz, der seinen Freund auch so innig liebt, mit keiner Silbe dessen Poesien erwähne. (Vergl. Franz Horn. Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. Berlin 1822. Bd. I. S. 314.)

2 Cl. Viri Augusti Buchneri Epistolae editio 4. Dresdae 1697. 8. V. I. pag. 3.

1 In seinem Specimen Dissertationis historico-criticae de poetis Germanis. Pars III. pag. 111.

2 Dan. G. Morhofs Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen. Lübek und Frankfurt. 1700. 8. S. 181.

3 Vierte Auflage. Jena. 1736. 4. S. 184.

4 Aus den vielen Beispielen erwähne ich hier nur der zauberischen Dichtungen eines Ernst Schulze.

5 In der Anmerkung zu Opitz's Werken Frankfurt am Mayn. 1746. Bd. III. S. 285.

Anmuth und Wohlfließenheit in deutsche Verse übersetzt habe; — obwohl er ihn an einer andern Stelle [1] selbst einen trefflichen Poeten nennt, und gegen die Vorwürfe Morhofs vertheidigt, indem er die Vermuthung ausspricht, daß dieser Gelehrte nur die erste Ausgabe v. 1626 vor sich gesehen haben möge, als welche allerdings sehr rauh und gezwungen ist, dagegen die zweite von 1651 fast ganz umgegossen und durch und durch verbessert worden. — Unter den Neueren hat zuerst Küttner [2] auf unsern Werder wieder aufmerksam gemacht. Wenn man, sagt er, in Werder's Verdeutschung des Tasso und Ariost sieht, wie er, nach dem damaligen Vermögen der Sprache, seinen großen Urbildern nachgeeifert hat, so muß man über die Zuversicht und Geduld dieses poetischen Kriegsmannes erstaunen. Beide Dichter sind reich an besondern Schönheiten, beide von hinreißender Einbildungskraft und originellem Witze. Dieser ausschweifend und jener gekünstelter. Der Uebersetzer versucht beider Manieren auch im Deutschen zu treffen. Er that noch mehr, er legte sich freiwillig den drückenden Zwang auf, auch dieselbe Versart, die mühevollen achtzeiligen Stanzen, nachzubilden [3]. Kurz Dietrich von dem Werder wagte alles, und überwand alles. Seine Uebersetzungen haben, selbst bei dem Zwange des dreifachen Reimes, durchgehends einen natürlichen Fluß, er ist glücklich in Copirung mancher Gemälde, im Ausdrucke starker Leidenschaften und heftiger kurzer Stellen. Die Zeiten, in denen er lebte, machen gewöhnliche Fehler bei ihm verzeihlich. Seine Dolmetschung klingt altfränkisch, einzelne Verse sind rauh; aber er ist eingedrungen in den Geist des Originals. Er hat mit Begeisterung übersetzt, und mit Unverdrossenheit gefeilt und nachgeholfen. Die Koppische Uebersetzung des befreiten Jerusalems, die hundert Jahre später erschien, ist bei aller Politur doch untreuer und kälter.«

Noch günstiger lautet Bouterweck's Ausspruch [4], welcher behauptet: »daß Werders Uebersetzungen über ihr Zeitalter in der deutschen Literatur dergestalt hervorragen, daß man ihnen mehr poetischen Werth zuerkennen muß, als allen übrigen erzählenden Gedichten in deutscher Sprache aus dieser Periode. Keiner seiner Zeitgenossen hat den Italienern mehr Geschmack abgelernt, als dieser Kriegs- und Weltmann und von keinem, selbst von Opitz nicht, ist er in der Kunst des poetischen Ausdrucks übertroffen worden.« Bouterweck führt überdieß noch einige Proben der Werder'schen Uebersetzung an.

Auch wir halten es für unsre Pflicht, dem Leser einige Beispiele derselben vorzulegen, damit er selbst über ihren Gehalt zu urtheilen im Stande sey. Nur bitten wir jederzeit zu erwägen, daß Werder im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben.

(Schluß folgt.)

---

## Notizen.

Die vor Kurzem erschienene Abhandlung: »Ueber den Aberglauben von Dr. J. G. Hoffbauer« (Lemgo, 1837. 122 S. 8.) hat weder in geschichtlicher noch in philosophischer Beziehung einen wissenschaftlichen Charakter, sondern ist eine mit einer polternden Rhetorik geschriebene Diatribe gegen den Aberglauben, ohne daß man eigentlich erfährt, was der Verfasser unter Aberglauben versteht Es paßt sehr schlecht zusammen, wenn es S. 2 heißt: »In alle Menschenseelen hat Mutter Natur Keime des Aberglaubens gepflanzt,« und S. 29: »Wie der Ewige selbst, so ist auch sein Abglanz, die Natur, in jeder Beziehung groß, herrlich, vollkommen.« Warum will denn der Verfasser den Aberglauben auf jede Weise verfolgt wissen, wenn die in jeder Beziehung vollkommene Natur selbst die Keime desselben in die Menschenseelen gelegt hat?!

---

Der durch seine Schriften über Goethe bekannte Dr. K. G. Schubarth hat vor Kurzem eine 36 Seiten starke Abhandlung: »Ueber geschichtliche Analysis und Synthesis« herausgegeben. (Hirschberg, 1837.) Der Verfasser sucht für das gesammte Gebiet der Geschichte »ein Grundgesetzliches, eine Urform ausfindig zu machen, auf das sich alle, selbst die verwickeltsten geschichtlichen Erscheinungen zurückführen lassen, einen Urtypus für sie etwa in der Art aufzustellen, wie man von einer Urpflanze und einem Urthiere spricht. Diesen Urtypus findet der Verfasser in dem, was er Analysis und Synthesis nennt. Jene ist »diejenige dem Menschen eigenthümliche Verfahrungsweise, durch welche er die Ablösung von dem natürlichen Uranfang, von dessen eingehüllten, ein ungesondertes Vermischte enthaltenden Zuständen bewirkt.« Die Synthesis ist diejenige, wodurch die Zusammengehörigkeit des isolirt entwickelten, wieder hergestellt wird. Die Aufstellung und nähere Charakteristik der durch beide Richtungen hervorgebrachten Erscheinungen beschäftigt den Verfasser bis S. 21; das allgemeine Resultat ist, daß die Analysis die alte, die Synthesis die neue Welt charakterisirt, und dieses

---

1 In seiner Uebersetzung von Hugonis Grotii Leidendem Christus. Hamburg. 1748. 8. S. 670 u. ff.

2 In den Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten. Berlin 1781. 8. Bd. I. S. 119.

3 In dieser Beziehung müssen wir unsre Meinung dahin aussprechen, daß uns die Beibehaltung des Originalversmaßes bei einer guten Uebersetzung dieser beiden Dichter unerläßlich erscheint, da in dem überaus herrlichen Rhytmus der Ottaverime unverkennbar ein Hauptreiz dieser Werke besteht.

5 A. a. O. S. 257 u. ff.

Resultat] sucht der Verfasser von Seite 21 — 42, so wie in der Vorrede durch Beispiele zu belegen. Die kleine Schrift beweist wenigstens, daß man einem an sich ziemlich dürftigen Gedanken durch Hülfe glücklich aufgefaßter Analogien mannigfaltige Beziehungen abgewinnen könne; für einen zur Erklärung und zur philosophischen Durchdringung aller geschichtlichen Erscheinungen ausreichenden Grundgedanken kann wenigstens Referent dieses Wechselspiel zwischen Analysis und Synthesis nicht halten. Mögen die Grundgesetze der geschichtlichen Entwicklung des Menschengeschlechts immerhin relativ einfach seyn; etwas verwickelter dürften sie doch erscheinen und der ganze Gedanke zerfällt ohnedies, wenn man die uranfängliche Einheit mit ihren eingehüllten Zuständen nicht zugibt.

---

Karl Müchler, von dem wieder 2 Bände »Kriminalgeschichten« erschienen sind (Berlin, 1836. Neue Folge.), empfiehlt Kriminalgeschichten als Beiträge zur Psychologie, und mit Recht, nur müssen sie dann genauer detaillirt seyn, als die von ihm mitgetheilten. Das größte psychologische Interesse haben in der Regel gut instruirte Verhöre; hier erhält man die nackten Facta. Alles Juristische hat der Herausgeber weggelassen, aus dem seltsamen Grunde, »weil diese Sammlung für ein größeres Publikum bestimmt ist, das an solche Schaudergeschichten eine unerläßliche Bedingung knüpft — Wahrheit;« das klingt fast so, als müßte die Mittheilung der gerichtlichen Untersuchung aus Lügen bestehen. Wenn man übrigens gegen die Greuelscenen in Novellen und Romanen eifert, so ist es auch nicht nöthig, dergleichen für das größere Publikum aus dem wirklichen Leben zusammenzustellen, und man kann wohl mit Fug behaupten, daß Herr Müchler seine Sammlung, so wie sie ist, recht gut hätte ungedruckt lassen können. Sie enthält 28 Geschichten (ohne Angabe der Quellen), von denen einige nicht einmal als bloße Fakta etwas Ausgezeichnetes an sich haben.

---

Auf der Universität zu Bonn befinden sich in diesem Winterhalbjahre 701 Studirende, nämlich 113 katholische Theologen, 69 evangelische Theologen, 216 Juristen, 153 Mediciner, 108 Philosophen und Cameralisten und 42 nicht immatriculirte Chirurgen, Pharmaceuten u. s. w., im Ganzen also 15 mehr, als im letztvergangenen Halbjahre. Die Zahl der Studirenden in Göttingen beträgt 823, 31 weniger als im vorigen Semester.

---

Ungemein weit ausholend, gibt das Schriftchen: »Das Mittelmeer und die orientalische Frage« (Berlin 1836) die ganze Geschichte des Mittelmeeres von Sesostris und Herkules an; stellt dann besonders die Verwicklung zwischen der Pforte und ihrem egyptischen Vasallen hervor, und zeigt, daß es wichtige orientalische Fragen gebe, ohne zu ihrer Lösung etwas Besonderes zu bieten.

---

Der Forstrath König in Eisenach, welcher zugleich Direktor der dortigen Forst-Lehr-Anstalt ist, gibt ein größeres Werk über Forstwissenschaft heraus, wovon die in Gotha bereits erschienene »Forst-Mathematik« die erste Hauptabtheilung bildet. Ref. hat dieses Werk, welches in Oktav 436 Seiten und 4 Steindrucktafeln enthält, mit Fleiß und Genauigkeit durchgegangen und freut sich jedem angehenden Forstmanne, so wie Jedem, der sich den Forstwissenschaften zu widmen gedenkt, es mit allem Recht anempfehlen zu können. Es enthält Alles, was die Forstmathematik aus Arithmetik, Geometrie und Stereometrie, so wie aus der praktischen Geometrie bedarf. Der Vortrag ist so plan und deutlich, daß es für einen Kopf mit natürlichem Menschenverstand fast keines Lehrers bedarf, und selbst derjenige, der sich viel mit Mathematik beschäftigt hat, wird Manches darin finden, was in andern mathematischen Lehrbüchern, welche die Forstwissenschaft nicht allein berücksichtigen, vermißt wird. Alle nöthigen Formeln sind genau und deutlich berechnet und eine hinlängliche Anzahl von Beispielen genügt vollkommen, um das Erlernte einzuüben. Uebrigens hat Ref. sich bei Lesung dieses Buches gefreut, in dem Verf. einen Mann kennen zu lernen, der nicht nach Neuerungen hascht, sondern Mathematik, wie solche Kästner, Vega und andere gute Schriftsteller vorgetragen haben, genügend findet, und der seinen Autorruhm nicht durch Verwicklung, Verdrehung und neue Ausdrücke, sondern durch planen und deutlichen Vortrag zu erhalten sucht. Wir finden hier nichts von Dreiseit, Vierseit ꝛc. gelegten Winkeln, ganzen Umdrehungen und wie der neuerfundene gelehrt klingen sollende Mischmasch heißt. Die Figuren, an der Zahl 137, sind alle sehr genau und deutlich. In der 137. Figur zu S. 292 gibt der Verf. eine neue Skala zum Bergzeichnen an, die wir nicht tadeln wollen, doch scheint uns die ältere von einem preuß. Artillerie-Lieut. Schienert angegebene, wozu ein eigenes Werkchen gehört und die auch mit wenigen Abänderungen, dermalen beim preuß. General-Stabe angewendet wird, fast noch zweckmäßiger; beide sind jedoch für den praktischen Gebrauch der Lehmannschen bei weitem vorzuziehen.

Als Zugabe enthält unser Werk 56 Seiten sehr genau und mühsam bearbeiteter Tabellen für Forsttaxatoren, die gewiß, so wie das Ganze, jedem Forstmanne willkommen seyn werden.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

38. Sonnabend, den 13. Mai 1837.


## Kritik über Kritiken.

Von

Adolph Ritter von Tschabuschnigg.

Man schreibt gegenwärtig über Alles Kritiken, eine Kritik über Kritiken kann daher Niemand befremden. Ueber der Kritik steht nichts, denn Alles unterliegt Regeln; unter jeder Kritik auch nichts; denn kontradiktorisch trägt das schlechteste Werk eben das Beste in sich, und eine Kritik darüber taugt wenigstens in usum Delphini. Wir leben im verständigen Zeitalter, und der Verstand liebt das Kannengießen. Wovon der Jüngling hochherzig schwärmt, das thut der Mann kräftig, und bespricht der Greis breit. Jedes Menschenalter hat seine Verdienste, jedes Zeitalter, und ich bin weit entfernt, als blutschänderischer Sohn gegen das unsere zu freveln; aber die meisten Kritiken erzeugt es, das müssen wir gestehen. Vielschreiben ist eben kein übles Zeichen der Zeit, obwohl die Masse nicht den Gehalt ersetzt, Vielschreiben, ich meine, wenn Viele schreiben, ist ein Zeichen verbreiteter Bildung, denn die Statistik der Humanität beweist tabellarisch, daß man doch leichter unter hundert Schriftstellern zehn gebildete Menschen antrifft, als unter tausend, die nicht stumm sind, einen. Man beklagt sich allgemein über Verflachung der Wissenschaften, über Plattheit der Kunst; es ist wahr, die verschiedensten Ergebnisse haben wie Raupen und Hagel in Beider Schöpfungen gehauset, aber doch steht die Pflanze der Menschheit in lieblichem Gedeihen. Es ist leichter, erfinden, als verbessern; wer selbst etwas Rohes erfindet, erntet viel Lob, Verbesserungen sind meistens feiner, und werden übersehen, wenigstens von der Menge. Alexander weinte, daß ihm Philipp nichts mehr zu thun übrig lasse. So allgemein verbreitet war die Bildung, wenigstens, so weit man geschichtlich nachweisen kann, niemals, aber auch so vielseitig, tief und gehaltvoll bei einzelnen Individuen kaum jemals. Gäbe es nach Kunstwerken fortdauernde Nachfrage, so wäre auch Konkurrenz der Künstler vorhanden, und unsere Kunstwerke könnten bald neben denen der besten Zeiten stehen. Aber der Lauf der Welt hat eine andere Richtung genommen, und Bedürfnisse und mißleitete Ostentation überschreien den Schönheitssinn. Der Genius allein schafft aber nicht, die Ausführung hängt mehr oder minder von äußeren Mitteln und technischer Fertigkeit ab, die beide Geld und Zeit kosten, und die man sich nicht auf das Gerathewohl verschafft. Jedes Kunstfach, das der Geschmack des Zeitalters begünstigt, gedeiht, und zwar in der Art, wie es dieser Geschmack will; wir sehen dies gegenwärtig vorzugsweise an der Tonkunst. Aber auch die Dichtkunst unserer Zeit, zu der wir wohl auch die jüngst vergangene zählen dürfen, liefert Erzeugnisse, die wir den besten jeder zur Seite stellen können. Die Vergangenheit kömmt uns ehrwürdiger und größer vor, weil der Strom der Zeit alte Nachen und Küstenfahrer, deren zu allen Zeiten im freundlichen Golfe der Gegenwart getrieben haben, zerschellt und verschlungen hat, und nur die hunderttonnigen Schiffe in stolzer Armade in das Meer der Ewigkeit hinunter treibt. Auch ist die Gegenwart ja nur ein armer, winziger Ausschnitt des unendlichen Zeitkreises, und doch vergleichen wir sie stets mit der ganzen Peripherie. Mehr aber wird geschrieben, weil sowohl die Kunst zu schreiben allgemein verbreitet, als auch die Mittel dazu auf den niedrigsten Preis herabgetrieben sind; sonst mochte Mancher sein Lied einsam zur Harfe singen, und mit dem letzten Akkorde verscholl es und entschlüpfte sogar seinem Gedächtnisse, nun schreibt er es nieder, es durchläuft einen weiteren Kreis, und erfreut sich eines mehr gesicherten Daseyns. Auch sonst mochte es genug fühlende Dichter gegeben haben, nun sind sie zugleich schreibende, und wir können sie zählen. Sonst gab es eine Volkspoesie, nun gibt es eine Schreibpoesie. Konkurrenz der Anbietenden setzt den Preis der Arbeit herab; dann aber formt sich das Urtheil der Masse wenigstens nach ihren Flügelmännern, den Rezensenten. Antheillosigkeit derselben bringt auch den Antheil des Publikums in Verfall. Eine gründliche, rügende Kritik erzeugt für ein Buch zehnmal mehr Interesse, als hundert seicht lobende. An letzteren aber haben wir eine unzählige Masse, denn unter Allem, was heut zu Tage geschrieben wird, sind Kritiken im Durchschnitte unbestreitbar das Schlechteste. Falsche Kritik mißbildet die Ansicht und den Geschmack des Zeitalters, theilnahmlose zerstört das Interesse. Ein Mensch, der mit dem Zahnstocher in der Hand

ein Buch rezensirt, bringt hundert hervor, die es in gleicher Positur lesen. Was man aber nicht mit Antheil betreibt, kann Einem auch nicht gefallen. Das, glaube ich, ist der Punkt, von dem aus die Kritik der Zeit zerstörend auf den Antheil und Geschmack des Publikums, und eben dadurch auch hemmend und irreleitend auf die Produktivität des Künstlers wirkt. Eine bessere Kritik, eine gründlichere Wissenschaft, eine blühendere Kunst. Kritik gab es immer, wenn auch keine geschriebene, so doch eine lebendige, die Stimme des gebildeten Volkes. Ich erinnere mich über einen Gegenstand, dessen ich mich nicht mehr erinnere, eine Broschüre gelesen zu haben, sie führte den Titel: »Etwas über X.« hierüber schrieb ein Anderer eine zweite: »Nicht Viel über das Etwas;« unsere meisten kritischen Aufsätze könnte man füglich: »Nichts über das Nicht Viel über das Etwas« heißen.

Unsere Rezensenten hängen dem Prinzipe der Prädestination an, mit irgend einer vorgefaßten Meinung sehen sie sich zu dem Buche, lesen oder lesen es nicht, rezensiren aber. Diese vorgefaßte Meinung gründet sich gewöhnlich auf eine Leidenschaft, auf das Interesse, das keine Leidenschaft ist, oder auf ihre Reverenz gegen einen Namen. Ich erinnere diesfalls an die ersten Rezensionen, die über Johann Paul Richter, über Goethe und Mehrere geschrieben wurden und an die letzten über dieselben und dieselben Werke. Daher kömmt es, daß dieses rezensirende Institut Jemanden vergöttert, den das andere mit Koth bewirft. Dabei aber leidet die Literatur am meisten, und fortdauernde erbärmliche Kritik muß ihren Verfall herbeiführen. In der Hand ungeschickter Kaufleute versinkt der Handel selbst mit den kostbarsten Produkten. Tadel verleidet ohnedies in der Regel die Theilnahme, leeres, gleichgültiges Hin- und Herreden tödtet die Lust an der Sache, seichtes, übertriebnes oder einfältiges Lob desgleichen. Damit ich aber, da ich denn doch an dem einen Laster vieler Rezensenten Theil habe, indem ich so wenig, als sie alle Bücher, die sie rezensiren, alle Rezensionen gelesen habe, mich auch der Himmel davor bewahren möge, so will ich wenigstens nicht auch in ihren zweiten Fehler verfallen, sondern dies offen bekennen. Um jedoch ein mir wohlbekanntes Objekt der Besprechung vor mir zu haben, werde ich mir Repräsentanten aus der Schaar der Rezensionen erwählen, und gegen dieselben in contumaciam der übrigen verfahren; wie man allenfalls bei Fechtübungen Holzköpfe und Strohmänner aufstellt und an ihnen die Kreuz- und Querhiebe exerzirt; diese Köpfe sollen aber auch nicht die des A oder Z seyn, sondern überhaupt nur Türken- und Chinesenköpfe.

Als erstes Schema stelle ich die lobende Rezension auf. Die Gründe, warum man sie schreibt, können sehr verschiedene seyn. Der harmloseste und löblichste ist stilistische Uebung; man will sich zu einem Rezensenten bilden, und ist Mann von Welt genug, um zu wissen, daß man in diesem Amte bonum et malum verstehen müsse. Man hat noch keine Partei genommen, und, um ohne Grund keine Ungerechtigkeit zu begehen, dessen Gegentheil einem Manne von Verstande wenig Ehre machen würde, läßt man das Loos entscheiden, ob ein sicherer B und C gelobt oder getadelt werden soll. Es mag entscheiden, wofür es wolle, die Hände sind in Unschuld gewaschen, das Gewissen gereinigt. Entscheidet es für das erste, so wird der glückliche Autor in angenehmen Redearten gelobt; man fängt allenfalls mit einer Theorie im Auszuge an, die sich von einer Hermessäule nur durch den Kopf unterscheidet, und pfropft sodann auf das wurzellose Stämmchen marklose Reiser. Wie in der Musik Triller, Mordente, Läufe u. s. f., gibt es in der Rezensirkunst gewisse bequeme, tönende Sprüche, mit denen man mühelos bis in's hohe F des Lebens hinauffährt. Ist man Genie in seinem Fache, so setzt man dem Ganzen durch ein bonmot die Krone auf, ist es auch kein Hirschgeweih, so doch die obere Extremität eines anderen bekannten Hausthieres; am wenigsten wird aber seit der Entdeckung der neuen Koiffüren erfordert, daß es am Orte sey, sondern nur an einem.

Mehr mit Selbstbewußtseyn handelt die nächste Unterart (nach Linnee) lobender Rezensenten. Sie verfahren wie Reineke in der Fabel: Der Rabe und der Fuchs, und selten entgeht ihnen ihre Käserinde. Sie loben nur um diese. Hierher gehören vorzüglich jene Rezensenten, die sich wie die jungen Schwanzratten auf den Schweif irgend eines großen Mannes setzen, und mit diesem und auf jenem in die Gefilde der Unsterblichkeit galopiren, ohne die eignen Füße zu bewegen. Sie sind im Salone der Göttin Konterbande; der große Mann hat sich die Stiefel vor dem Entree nicht gehörig gereinigt. Das Rezept ist einfach. 1, 2, oder 3 hat sich durch Genie, Talent oder Glück bereits anerkannten Ruf erschrieben, nun kömmt die unbekannte Größe X, zieht den Rezensentenhut bis zur Ferse, und schneidet die unterthänigsten kritischen Komplimente; 1, 2, oder 3 greift Artigkeit halber auch an den Hut und X hat sein Glück gemacht. X lobt so lange, bis es selbst zur bekannten Größe wird. Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, wenn er auch kein Autor war, der einen andern, der ihn mit einiger Klugheit lobte, einen Esel genannt hätte. Derlei Rezensenten sind die Katze oder der Hund, die man in das Schiffchen aufsteigender Aerostaten zu werfen pflegt. Sie fahren doch auch in die blaue Luft, wenn ihnen auch das Blut aus Maul und Augen schießt. Diese Sorte ist im Reiche der Natur national-ökonomisch nützlich, denn sie beweist, daß Alles, was eine Schnepfe von sich gibt, eben in die Pfanne gehört, und vermehrt somit die Güter.

Die Nüancen laufen hier unmerklich ineinander. Es ist Mode, irgend Jemanden zu loben, man lobt ihn somit auch. — Jemand schreibt über irgend einen Gegenstand, vor dem man Rücksicht haben muß, das Werk muß somit gelobt werden. —

Oder X und Y und Z, die zugleich Autoren im engeren Sinne und Rezensenten sind, und vielleicht noch mehre, von denen das Alphabet nichts weiß, schließen einen Gesellschaftskontrakt und loben sich gegenseitig. Hat sich jeder der Kompagnons eines kritischen Blattes bemeistert, so greifen sie sicherlich durch. Solcher Trium- oder Zentum-Virate gibt es mehre. Die Kramjuden schmähen niemals ihre Waare gegenseitig, sondern nur die der Christen.

Während ich auf die Heerde der lobenden Rezensenten, obwohl mit entgegengesetzter Regung blicke, wachsen ihre Köpfe wie die der Hydra. Der Vergleich gefiele mir besser, käme ein anderes Thier in der Mythe vor. Ich wende mich also von ihrem Nebelschwarme und blicke den Medusenhäuptern der Tadelnden in die Augen. Sie haben noch manches von ihrem Zunftschilde, nur nicht mehr das Versteinernde. Sie kommen mir vor, wie die Buben im Zauberspiele, die hinter Löwenlarven auftreten, ohne sonst noch der Ruthe entwachsen zu seyn. Vieles, was ich von den Lobenden sprach, trifft auch die Tadelnden, denn häufig erreicht man denselben Zweck durch entgegengesetzte Mittel. Zu Wasser und zu Lande reiset man weiter. Auch tadelnde Kritiken werden aus den verschiedensten Gründen geschrieben; der seltenste jedoch ist wirkliches Mißfallen. Mancher Rezensent will den Autoren als wüthender Roland furchtbar werden. Der alte Heldenname ist freilich nicht am Platze, aber das Epitheton läßt sich erreichen, vorzüglich, wenn man es nur auf die Hundewuth abgesehen hat. Philosophen schütteln gerne mit dem Kopfe, und Kato der Censor mag diese Kommation unstreitig der bejahenden vorgezogen haben. Kato Censor ist aber der Patron der Rezensenten; billig ahmen sie ihm also darin nach, wenn auch nicht in Anderem. Manche halten das bekannte Gipsmännchen, das neben dem Prinzeßchen von demselben Stoffe von jedem derlei Hausirer herumgetragen wird, und das mit einem schwarzen Talare angethan ist, ein Buch vor sich aufgeschlagen hat und stets mit dem geschorenen Kopfe dazu wackelt, für Dr. Martin Luther, der die Bibel erklärt, ich aber, und zwar mit besserem Rechte, für einen Rezensenten. Er blättert in seinem Buche ja auch nie um, sondern wackelt nur mit dem hohlen Gipsköpflein. Ich habe viele schlechte Bücher und manche Rezensionen darüber gelesen, aber das Schlechteste war meistens, was der Herr Referent davon meinte. Das Beste von dem, was Rezensenten von einem Buche halten, ist meistens das Buch selbst, vorausgesetzt, sie haben kein Lesepult; und seit dieselben die Bücher, nämlich ihre Papierblätter nicht mehr aufschneiden, schneiden sie um so mehr *darüber* auf. Viele tadelnde Rezensenten wären lustig, wenigstens lächerlich, wenn sie nicht traurig wären. Sperlinge fressen Samenkörner, Raupen Blüthen, und Schnecken verzehren und besudeln zugleich. Der Frühling ist vorzüglich diesem Ungeziefer ausgesetzt; ist die Frucht einmal kräftig gewachsen, so schadet es freilich weniger, aber ohne Lenz keine Ernte.

Die ernste, richtende Kritik soll der Engel mit dem Flammenschwerte seyn, der den Ungeweihten aus dem Paradiese treibt, der — Büttel und Bettelvogt, der Reisenden den Weg zeigt und das Gesindel über das Weichbild der Literatur jagt, — aber nicht der Wegelagerer, der die Leute überfällt und plündert, der Gassenjunge, der Wagen mit Koth bewirft. Strenge Kritik ist nöthig, wie scharfsichtige Polizei und genaue Gerechtigkeitspflege. Man muß es dem Manne mit der Waage ansehen, daß ihm an der Sache gelegen ist, daß er genaue Kenntniß davon hat.

Die tadelnden Phrasen der Rezensenten sind beinahe noch läppischer als die lobenden. Ein beliebter Eingang ist der vom Verfalle der Zeit. Selten wird ohne Leidenschaft getadelt. Zur Sünde des Verstandes gesellt sich auch die des Willens. Man will Diesen oder Jenen nicht aufkommen lassen. Parteien stehen sich gegenüber, Farbe gegen Farbe. Ein weiteres Motiv zum Tadel liegt darin, daß man dabei klüger auszusehen glaubt, als beim Lobe. Mancher erbärmliche Tadler glaubt sich durch die Frage gerechtfertiget: verdient die Sache etwa Lob? Nein, mein Würdiger! nein, aber, wie der ärmste Sünder, hat das schlechteste Buch unbestreitbares Recht auf begründetes Urtheil, *auf gehörig* begründetes. Viele Warum werden erst über den Sternen gelöst, aber keine kritischen.

Vollkommen vermeidet diesen Fehler die dritte und letzte Abart, die harmlose, gleichgültige Rezension. Sie führt nie falsche Gründe an, sondern keine; ja, sie geht noch weiter. Wahr bleibt der Satz: wo kein zu Begründendes, dort kein Grund. Harmlose Kritik ist das reinste Seyn. Aller Eigenschaften ist sie entblößt, außer der der Existenz. Sie *sagt nichts*, sondern *sagt nur*, und oft sogar *viel*. Solcher Rezensionen gibt es so viele, als jener Morgenländer Kamehle mit Büchern der Weisheit beladen ließ, aber die Quintessenz würde noch kürzer ausfallen, und so geistig, daß sie bei der Manipulation verflüchtigen würde.

Die nichtssagende Kritik ist es, die sich zu den Schriftwerken, wie Wasser zum Weine gesellt; die Urkraft wird verdorben, und endlich hat man nur wirklich mehr Wasser, dem Geschmacke nach, im Munde.

Der Grund der *gleichgültigen, erbärmlichen* Kritik ist *das* Beiwort zu einem Hauptworte gemacht. Wer sonst nichts mehr zu schreiben versteht, aber doch will, schreibt selbe. Erdreich zur Verpflanzung dieses Wassertriebes findet sich nach einiger Bewerbung. Unter leerem Rezensiergekram steht manches Kunstwerk da, wie die Eiche unter Schmarotzerpflanzen, wie das herrliche Gebild des Menschen unter dem fadesten Modetande. Diese Kritik ist ein Vexirglas, eine trübende Brille, — Nebelluft

Und somit leben wir in einer bösen Zeit; bald zerstört die Kritik in falschem Eifer mit Feuer und Schwert, bald stellt sie in blindem Aberglauben Götzen und bleierne Kälber auf den Altar, bald erscheint sie gar im Gewande des Unglaubens und Indifferentismus.

Falsche Propheten predigen aus jedem Dachstübchen, und das Volk Israel soll im wahren Glauben bestehen? Gott schütze die echte Kritik, die streng und gründlich tadelt, die zurechtweisend und selbstfroh lobt, und die am gehörigen Orte auch indifferent zu seyn, — zu schweigen versteht.

---

# Dietrich von dem Werder

## und

## dessen erste deutsche Uebersetzung des Tasso.

(Schluß.)

IV. Proben aus Werders Uebersetzung des Tasso.

Wir heben zuförderst die Stelle aus dem dritten Gesange heraus, wo Clorinde auf Tankreden stößt:

Ihr Auge funkelt hell, es blitzet ihr Gesicht,
(Sieht sie erzürnt so schön, wie wird sie lachend sehen?)
Wie nun, Tancredi? wie? denkst du und siehst du nicht?
Kann dir die Kenntniß denn der Liebe wohl vergehen?
Dein' Augen halte nun auf ihr Gesicht gerichtet
Sie ist die, deren Bild dir muß im Herzen stehen.
Sie, sie ist's, so du hast, als sie zum Brunnen rückt',
Zu frischen ihr Gesicht, das erste Mal erblickt.

Er, der erst Acht nicht hatt' auf ihren Helm und Schild,
Als er sie sieht, muß er vor Schrecken jetzt erkalten,
Ist sie schon bloßen Haupts; doch weil es gleich ihr gilt,
Sprengt sie ihn an, daß Erd' und Luft davon erschallten,
Er aber schwinget sich weit weg von diesem Bild,
Kann aber doch von ihr den Frieden nicht erhalten
Sie folget dräuend ihm, und schreit: hieher kehr dich
Und fordert ihn also zum doppelten Tod an sich.

Der oft geschlagne Held schlägt doch nicht wieder drein,
Sein Aug' auf ihre Streich' er nicht so fleißig wendet
Als auf ihr schön Gesicht und rothe Wängelein
Draus Liebe so viel Pfeil' ihm unvermeidlich sendet.
Bis er so bei sich sagt: Vergebens müssen seyn
Die Streiche, die auf mich die rechte Hand verschwendet.
Von ihrem aber schön entblößten Angesicht
Trifft jeder Streich mein Herz, und fehlet keiner nicht.

Tancredi ruft dem weiblichen Helden zu:

. . . O! der du dich gegen mich so oft
Als wär ich nur allein dein Feind, hast wollen zeigen
Aus dem Gedräng heraus, auf's Feld uns rücken laß,
So können beide wir uns prüfen desto baß.

So wird man besser sehn, ob meine Tapferkeit
Der deinen gleichen kann: Sie wollt's ihm nicht versagen
Und wie sie ohne Helm zu fechten war bereit,
So rennt sie keck voran: Er folget mit Verzagen.

Die ungemein schwierige Stelle, wo Wilhelm erzählt, daß er in einen Fisch verwandelt worden, ist wirklich trefflich übersetzt:

. . . . Drauf werd' ich dünn und klein,
Kann weder Fuß noch Hand noch Willen mehr gebrauchen.
O, Wunder! denn mich dünkt, ganz anders was zu seyn.
Ich spring in's Wasser hin und muß mich untertauchen.
Die beiden Beine ziehn sich in den Leib hinein
Die beiden Arme sich 'nein in den Rücken stauchen
Noch enger kriech' ich ein, und Schuppen wachsen risch
Mir auf der Haut, und ward' aus einem Mann ein Fisch.

Zum Schlusse noch den Kampf zwischen Emiren und Gottfried von Bouillon aus dem zwanzigsten Gesange.

Er ritt auf Gottfried hin, beherzt und ungescheut
Weil keinen Werthern er im ganzen Feld erkenn't.
Er zeigt zu guter Letzt noch seine Tapferkeit
Wohin er sich nur wendt, wohin er immer rennt
Gottfrieden ruft er noch stark erstlich zu und schreit,
Ich komm' obwohl dein' Hand mir Leib und Seele trennet
Doch will ich sehen erst, wie ich dich mit mir rück'
Und wie mit meinem Fall' ich dich zugleich erdrück'.

So saget er zu ihm, und in demselben Nu
Wird dieses Treffen hier von Beiden angefangen.
Es war des Bullions Schild entzwei; er hat dazu
Gar einen tiefen Hieb im linken Arm empfangen.
Jedoch traf er geschwind auch ohne Rast und Ruh'
Dem Andern oft den Arm, den Hals, den Kopf, die Wangen.
Bis er im Sattel blieb betäubet starr und still
Und mit durchstochnem Bauch herunter endlich fiel.

Obwohl sich nun diese Verdeutschung mit den Arbeiten eines Streckfuß, Grieß u. s. w. nicht messen kann, so werden unsere Leser doch aus diesen wenigen Proben erkennen, daß Werder für die damalige Zeit gar viel geleistet. Seine Uebersetzung ist dem Originale treu nachgebildet, und konnte dem Leser doch einen (wenn auch nicht vollkommenen) Begriff von den Schönheiten jenes herrlichen Dichterwerkes verschaffen.

Zugleich entnehmen wir aus dieser Betrachtung das erfreuliche Resultat, wie unsre Sprache in weniger als einem Jahrhunderte zu einer so überaus hohen Blüthe gelangt ist, daß selbst die besten Werke aus jener früheren Periode uns rauh und gewissermaßen fremdartig erscheinen.

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

39. Mittwoch, den 17. Mai 1837.

## Ein Brief Meyer's[1].

Mitgetheilt von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

Indem ich den nachfolgenden, meines Wissens noch nirgends bekannt gemachten, merkwürdigen Brief einem ernsten, denkenden Publikum vorlege, thue ich es, theils diesem, theils mir selbst zu Danke: diesem, in so fern ihm Vermächtnisse bedeutender Geister werth sind, — mir selbst, in so fern ich hier die tiefste Meinung meiner Seele bestätigt finde, welche ich selbst vor der Menge auszusprechen, kaum den Muth gehabt hätte, — nun aber, unter dem Schilde eines geachteten Namens, kühner hinausstellen darf. Noch sey es mir erlaubt, zur richtigeren Auffassung eines Documentes, für Viele, etwas beizubringen.

Es erscheinen von Zeit zu Zeit in den Gefilden der Literatur einzelne Wanderer, die man nie zuvor gesehen, die Niemand eingeführt oder begleitet, die meistens sich auch selbst nicht nennen, und denen alle Abzeichen der zur Zeit herrschenden, literarischen Zünfte und Gilden mangeln. Ohne Anspruch auf die Aufnahme in diese handwerksmäßigen Corporationen zu machen, ja wohl auch ohne die Fähigkeit und Routine, die dazu eignen, zu besitzen, von reiner Liebe für die Sache des Wahren und Rechten beseelt, wenden sich diese Einsamen an jenes kleinere aber würdige Publikum, das nicht gelehrt genug ist, um an allem Literarischen, aber gebildet genug, um an allem Menschlichen Theil zu nehmen. — An dieses wenden sie sich, nicht um Beifall zu erlangen, sondern um die Angelegenheiten ihres Geistes zu fördern; und erscheinen so als eigentliche Dilettanten im höhern Sinne. Ich glaube sie hinlänglich bezeichnet zu haben, um von Aufmerksamen und Kundigen verstanden zu seyn; und, ohne den eigentlichen Literatoren vom Fache irgend zu nahe zu treten, möchte ich die höchsten und reinsten Wirkungen in der Welt der Buchstaben diesen Dilettanten zuschreiben. In gewissen Epochen, welche sich durch allgemeineres und tieferes Streben überhaupt auszeichnen, kommen solche Schriftsteller häufiger zum Vorscheine; eine solche Epoche war für Deutschland das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts; und statt aller bedeutenden Erscheinungen der beschriebenen Art, von denen gar Manche zu nennen wären, führe ich nur den Verfasser von Dya-na-sore an; einem Buche, das, in der soi-disante Literatur fast verschollen, und wirklich, als Roman, ja überhaupt als poetisches Ganze, von sehr geringem, ja im Grunde von gar keinem Werthe ist, — das aber die höchsten, menschlichen Ueberzeugungen ausspricht, und dadurch dem Verfasser, der Officier in der österreichischen Armee war, unsere reinste Achtung gewinnt. Ja, es hat dieses Buch sogar mehr in seine Zeit gewirkt, als so manches berühmter gewordene, — wie denn alle Wirkung einzig durch die Reinheit und Kraft des Geistes bedingt wird: so daß nichts Hohles und Schlechtes sich schmeicheln mag, über den getäuschten Augenblick hinaus, bleibend zu wirken, während alles Echte eines endlichen, dauernden Triumphes gewiß seyn darf. Ein Gefühl solcher Anerkennung ward Meyern schon, da er lebte, gewähret; es ergingen häufige, schriftliche Danksagungen »im Namen der Menschheit« an ihn; und eine dieser anonymen Adressen war es, der wir den mitzutheilenden Antwort-Brief verdanken. Wenn es wahr ist, was sich mir im Innersten als wahr aufdringt: daß das Uebel, an welchem wir kranken, in dem zu allgemeinen und unbedingten literarischen Treiben liegt, in der Wuth Aller zu schreiben, zu recensiren und recensirt zu werden, — wobei der Zweck alles Schreibens ganz aus den Augen verloren, und die Schreiberei endlich selbst zum Zwecke wird, ja schon geworden ist, — (armseliger Zweck!) — wenn das Wahrheit ist: so ist das Schreiben, das ich mittheile, ein echtes Wort des Lebens zu einer thatenlosen Zeit.

Doch, es ist Zeit, mit den Bevorworten einzuhalten, damit dieses nicht mehr Raum einnehme, als das Bevorwortete selbst. Dieses lautet so:

»Wenn ein Werk, das aus der Beschäftigung einer bessern Lebensperiode hervorging, nicht ohne fremden Antheil

---

[1] Des Verfassers von Dya-na-sore.

bleibt, so muß ich es blos dem Jugendgeiste zuschreiben, der darinnen herrscht; dem Jugendgeiste, der in einer Welt, wie er sie schafft, mit Heftigkeit denkt, und sie auch mit gleicher Wärme anerkannt zu sehen hofft. Jene schöne Zeit ist unter mancher rauhen Erfahrung vorüber; manche Hoffnung ist dahin. Mit Erstaunen begegne ich daher jeder Stimme, die mit mir eine gleiche Wahrheit bekennt. Die Vorliebe, die man für seine eigenen Gesinnungen hegt, macht: daß Uebereinstimmung Anderer uns der letzte, frohe, unvergängliche Gewinn auf dem abwärts geneigten Wege des Lebens ist; daß wir Jeden ehren, und mit frohem Gefühle betrachten, welcher der nämlichen Gottheit mit uns huldigt.

Das einzige Gute, was ich an meinen Arbeiten erkenne, ist: daß ich ohne wirkliche Ueberlegung und ohne Liebe für die Sache nie etwas niederschrieb; aber darin liegt auch die Ursache, daß ich früher träge geworden bin. Einige mißrathene Versuche, mich thätig zu machen, haben mir die sehr schmeichelhafte Ueberzeugung über mich selbst gegeben, daß ich mehr an der Zeit vorübergehe, als in sie eindringe.

Ich sage dies, weil ich in Allen denen, die mich zu kennen wünschen, keine bessere Idee von mir zu sehen verlange, als ich selbst von mir hege, — das heißt: ein Wesen zu seyn, das sich selbst schon längst überlebt hat.

Ueberhaupt möchte ich, so viel an mir ist, bei jeder Gelegenheit ein Vorurtheil vertilgen, das den Werth geschriebener Werke auf ihren Verfasser ausdehnt. Ein glücklicher Feldzug, eine glücklich geendete Brücke über einen Bergstrom, zeigen mir den Mann als das, was er zu unternehmen und auszuführen vermochte. Aber ein Buch, eine Idee entspringt aus andern: unwillkührlich vermehren sie sich zu einer Welt eigener Schöpfung, wo nichts uns unterbricht, nichts entgegenkämpft, — wo Schlußgerechtigkeit das einzige Gesetz ist, dem man folgen muß.

Es sind also Augenblicke, in denen der Mechanismus unserer Denkkraft durch sich selbst ohne Unterbrechung wirkt: der Mensch ist da nicht er selbst, sein Wesen steht still, sein Verstand bewegt sich nach eigenen Gesetzen, das Gedächtniß reicht die Mittel.

Ein einziger thätiger Tag im Leben eines Feldherrn, Baumeisters, Großkaufmanns, fordert eine höhere Anstrengung aller Kräfte, Ausdauer allen Muthes, aller Besonnenheit, — verbunden mit höchstgespannter Denkkraft, als das Leben des größten Gelehrten, der nichts weiter ist, — und fast glaub' ich, schreiben sey das Merkzeichen, mit dem die Natur von jedem hohen Anspruche ausschließt.

Ich finde mich auf dieser Welt unnütz, und bin so lang es mir nicht gelingt, mich anders zu sehn, mir selbst nur ein sehr unbedeutendes Geschöpf. Ich liebe alte und neue Lektüre, um in entfernten Menschen und in fremden Bildern mich gegen die Unbedeutenheit meiner selbst und meiner Zeit zu verschließen; und finde, daß, wenn ich immer schreiben, und nicht in dauernden Handlungen fortleben sollte, ich nie dahin kommen würde, mir Selbstachtung zu erzeugen.«

---

**Poetische Beschreibung der österreichischen Monarchie.** Von Joh. Bapt. Edlen v. Rettich. Wien, bei A. Strauß's sel. Witwe. 1837. 50 S. 8.

Höchst erfreulich muß es immer seyn, wenn ein vaterländischer Dichter sich zweifach als solcher bewähret, indem er zur Verherrlichung seiner Fürsten und seines Volkes die goldnen Saiten rührt, und so das Herz mit neuer Liebe zum Vaterlande erfüllt. Diese patriotische Begeisterung war es, welche — um nur eines Beispiels zu gedenken — den glühenden Gesängen unsers allzu früh verblichenen Körner eine so allgemeine Theilnahme in Deutschland verschaffte.

Aus diesem Grunde fanden wir uns auch alsogleich durch die Aufschrift der vorliegenden Blätter mächtig angezogen; denn unser gutes Oesterreich

»Der wangenrothe Jüngling inmitten
Dem Kinde Italien und dem Manne Deutschland«

bietet dem wahren Dichtergeiste so reichlichen Stoff dar, daß wir kaum zweifelten, unsre Erwartung auch hier befriedigt zu sehen; allein — historisch, topographisch, charakteristisch, statistisch, pittoresk, kurz: Alles mag dieser Spaziergang seyn, was der Verfasser (S. 3) davon rühmt, aber poetisch können wir ihn nicht nennen. Der Leser urtheile selbst. Man höre z. B. die Beschreibung von Oesterreich S. 43:

Nun betreten wir Oesterreichs glücklichen heimischen Boden,
Welches in Westen von Baiern, nördlich von Böhmen und Mähren
Oestlich von Ungarn — von Steyermark südlich begränzt liegt.
Oesterreich zerfällt in zwei Theile durch den Ensfluß geschieden,
Längs den Ufern des Innflusses liegt in bergigter Gegend
Hart an der bairischen Gränze das Innviertel — nebenan tiefer
Liegt das Hausruckviertel vom Traunfluß und Donau begränzt.
Zwischen der Traun, der Enns und der Donau im Süden, von Alpen
Umgeben, liegt nun das Traunviertel. — Jenseits der Donau 'gen Böhmen
Ist das Mühlviertel, mit 'gebirgigter, waldigter Gegend,
Erstere Viertel enthalten beträchtliche Wälder — in Ebenen
Herrliche Felder und fischreiche Seen; — u. s. w.

Fast eben so nüchtern ist die Schilderung Italiens S. 28.

In den Provinzen Belluno, Friaul, Vicenza, Verona
Treibt man am Fuß der Alpen, so wie in Schluchten die Viehzucht.
Auf den Hügeln gedeiht die gute Kastanie, Feige,
Rebe, Olive und Maulbeer nebst Mais und Getreide in Menge.
Längs dem Tagliamento sind grasreiche Triften für Rinder . . . .

Auf ähnliche Weise geht es durch alle Provinzen fort, nur die Militärgränze fehlt. — Was die historischen Mittheilungen anbelangt, so sind dieselben im Allgemeinen sehr dürftig, und enthalten nur die allerflüchtigsten Umrisse aus der früheren Geschichte jedes einzelnen Bestandtheils der österreichischen Monarchie.

So sagt der Verf. z. B. über die Lombardie nichts weiter, als:

Lange ward Mailand mit anderen Städten durch eigenen Herzog
Aus der Familie Visconti beherrscht, dann kam es an Sforza,
Später an Frankreich, und durch den Madrider Frieden an Philipp.
Durch den Erbfolgekrieg kam Mailand zu Oesterreichs Staaten. —

Nur hie und da sind einige speziellere Daten eingewebt. So erfahren wir, daß Libussa grausam im Lande der Czechen regiert, daß Portugiesen den Seeweg nach den ostindischen Ländern entdeckt, daß auf dem Marchfelde in den Schlachten bei Wagram und Aspern mörderisch gefochten worden, daß bei Laa an der Gränzstadt von Mähren, Przemisl Ottokar, König der Böhmen, im wüthenden Treffen geblieben, u. dgl. m.

Am ausführlichsten sind die topographisch-statistischen Angaben, welche sich aber gerade in einem poetisch seyn sollenden Gewande gar seltsam ausnehmen.

Man fühlt es, daß der ungewohnte Schmuck ihnen lästig ist; und doch scheint der Verfasser bei ihnen mit besonderer Vorliebe verweilt zu seyn; er mochte sich denken: Wenn es eine Anleitung zum Schachspiel, eine Vorschrift über das diätetische Verfahren bei Brunnencuren, eine Weltgeschichte in Versen gibt, warum sollte er nicht auch eine versificirte Statistik geben? und er versuchte es und sang:

Hochberühmt ist das böhmische Glas als ein Handlungs-Artikel
Manufacturen von Zwirn, von Leinen, von Spitzen und Wolle
Heben den Reichthum des Landes, ernähren die ärmern Bewohner.

— — — — — — —

Prag ist die Hauptstadt, getheilt in zwei Theil durch die schiffbare Moldau.
Und die Großen des Reichs wohnen im Winter alldort,
Czechen betreiben den Feldbau, die Viehzucht und Juden den Handel
Deutsche und Czechen zugleich treiben die Manufactur.

Vielleicht bekommen wir nächstens Lichtensterns oder Schnabels Statistik in Ottaverimen? Wenn der Verfasser seinen Spaziergang charakteristisch nennt, so scheint er darunter einzelne Züge aus dem Nationalcharakter der Bewohner Oesterreichs verstanden zu haben, die er wenigstens am Ende jeden Abschnitts beifügt. So heißt es z. B. von den Wienern:

Leichter Sinn, der an Leichtsinn schon gränzt, und ein Hang zum Vergnügen,
Aber auch Fleiß und Bestreben herrscht im Charakter der Wiener.
Sehr gesprächig und aufrichtig sind hier die Mädchen und Frauen;
Gute Mütter und thätige Hausfrauen sind hier nicht selten.

Oder von den Lombarden:

Groß vom Wuchse sind Männer und Frauen, prächtiger Haltung,
Und in der Töne Bereich sind die Lombarden zu Haus!
Feurig und lebhaft sind Charaktere gleich südlichen Völkern,
Aber der Mailänder schließt sich an den Deutschen mit Lust.

Rücksichtlich der Versart müssen wir bemerken, daß der Verfasser sich der Freiheit bedient, nachdem er stellenweise nur Hexameter gebraucht, hier und da auch Distichen einzumischen, wie der Leser aus den mitgetheilten Proben selbst ersehen wird, — eine Freiheit, die sich etwas zur Regellosigkeit hinneigt. Was den Bau des Hexameters selbst anbelangt, so ist derselbe zwar durchgehends etwas flüchtig, aber im Ganzen doch nicht ohne Geschick, besonders wenn man erwägt, daß die deutsche Sprache für dieses heroische Metrum nur wenig geeignet ist.

Auf diese Weise bleibt uns nichts anders übrig, als Ovid's

Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas

hier in Anwendung zu bringen, und wir führen nur noch die Schlußworte des Verfassers an, in die wir aus vollen Herzen einstimmen:

Ruhig verweilt der Bürger der Landmann in Oesterreichs Gauen,
Doch, wenn das Vaterland ruft, ist er zum Schutze bereit.
Glücklich sind alle Länder, die Habsburgs Aegide beschirmt,
Dreimal glücklich der Staat, wo die Zufriedenheit weilt.

M. v. St.

## Eine Stegreif-Dichterin.

Am 5. April starb zu Lucca, im Alter von 73 Jahren und 8 Monathen, Therese Bandettini, die berühmteste Improvisatorin Italiens, deren Talent so weltbekannt und deren Ruf so verbreitet war, daß es nicht unwillkommen seyn dürfte, wenn einige nähere Daten über sie in diesen Blättern mitgetheilt werden.

Am 12. August 1763 geboren, zeigte Therese schon mit dem frühesten Alter, daß sie recht eigentlich eine geborne Dichterin sey, denn mit sechs Jahren componirte sie bereits Ottaven ohne eine Anleitung dazu empfangen zu haben. Die üblen Vermögensumstände und der Wille ihrer Aeltern schienen dem Kinde die Bahn der Wissenschaften auf immer zu versagen; demungeachtet wußte sie durch Entbehrung und Aufopferungen aller Art sich wenigstens einige Vorbegriffe zu verschaffen. In ihrem 16ten Jahre war Therese genöthigt, als Tänzerin auf der Bühne zu wirken; dies hinderte sie keineswegs, ihre Mußestunden dem Lieblingsstreben der Poesie zu widmen, worin sie bereits ein größeres Gedicht zur Publicität brachte. Von da an stieg sie so rasch in der Meinung ihrer Zeitgenossen, daß sie solche Fortschritte machte, daß sie ein Jahr später bereits mit 29 Jahren von den ausgezeichnetsten Gelehrten als die vorzüglichste Stegreif-Dichterin anerkannt wurde und der allgemeinsten Achtung genoß. Diesen Ruf behauptete Therese Bandettini ungeschmälert bis an ihren Tod und wenn sie gleich mit dem vorschreitenden Alter nicht mehr wie sonst, über jedes gegebene Thema und in jedem gegebenen Versmaß, improvisirte, so erlosch doch ihre poetische Ader niemals ganz und brach noch am Abende ihres Lebens von Zeit zu Zeit, ja selbst kurz vor ihrem Tode, in würdigen Ausgüßen der Phantasie und des Geistes zu Tage.

Nicht mit Unrecht feierten die Dichter Italiens unsere Sängerin als die Erste ihres Faches, denn kein Improvisator vor ihr und nach ihr hat mit so viel Reinheit und Eleganz der Sprache eine gleiche Erhabenheit der Ideen und Bilder, eine so große Mannigfaltigkeit des Wissens, eine so entschiedene Anschmiegung an die classischen Schönheiten der römischen und griechischen Literatur vereinigt. Der nichtssagende Klingklang, welcher von den meisten Improvisatoren zu Markte getragen wird, blieb ihr jederzeit völlig fremd; man sah es ihren Dictaten immer an, daß sie durch Inspiration, nicht durch bloße Fertigkeit erzeugt waren.

Therese Bandettini leistete auch im Gebiete der nichtimprovisirten Dichtung sehr Verdienstliches; ihre »Teseide« würde, wenn sie einen historischen, nicht bloß einen mythischen Helden zum Vorwurf besäße, ihrem Namen unter den Epikern Italiens wahrscheinlich einen der Vorderplätze gesichert haben; so aber ist sie wenig gelesen worden und kaum mehr gekannt. — Einer besondern Anerkennung ist die religiöse Tendenz in allen Poesien der Bandettini und die Keuschheit ihrer Bilder, die Makellosigkeit all' ihrer Darstellungen werth; dies Verdienst erscheint um so vorragender, da mancher der sogenannten Mäcenaten unserer Dichterin sich die unzarte Neckerei gestattete, ihr bisweilen seltsame, wenigstens sehr gewagte und kitzliche Aufgaben zu stellen.

Auch im bürgerlichen Leben verläugnete die Sängerin jene ehrenhaften Gesinnungen einer edlen Weiblichkeit nie und setzte sie vielmehr durch Milde, Sanftmuth, Bescheidenheit und häusliche Tugenden in ein noch helleres Licht: so geschätzt sie daher von Seite ihres Talentes war, so geliebt war sie wegen ihres musterhaften geselligen Betragens.

Lucca vernachlässigte seine auserlesene Landsmännin nicht, sicherte ihr ein genügendes Auskommen und erhöhte den Genuß desselben auch durch die passende Zugabe von äußerer Ehre. An der Spitze der Beschützer Theresens stand Seine k. Hoheit, der glorreich regierende Hr. Herzog von Lucca, welcher die Drucklegung einer Auswahl ihrer improvisirten Dichtungen Höchstselbst veranlaßte und Sorge trug, daß ihr ein entsprechender Vortheil daraus zuging. Unsere Künstlerin würde ein heiteres Daseyn ungetrübt zu Ende geführt haben, wenn nicht eine Krankheit der Säfte ihre letzten Jahre getrübt hätte. Aber Empiricismus maßte sich an, ihr Heilung zu gewähren und in der That schien die Kur Anfangs eine günstige Wendung zu nehmen; allein vermuthlich wüthete das Uebel um so gewaltiger im Innern, da es nicht zum Durchbruche gelangte, und förderte sie nur um so schneller zum Grabe. Ihr Tod war die Losung zur allgemeinen Trauer und die beiden k. Akademien veranstalteten ihr eine höchst anständige Leichenfeier, welcher es an Verherrlichung durch Lobreden und Gedichte nicht fehlte.

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß Therese Bandettini die fünfte Dichterin war, der Lucca das Daseyn gegeben hatte, denn schon vor ihr blühten die Namen: Laura Guidiccioni, Silvia Bendinelli, Clara Matraini und Angela Spada in der schönen Literatur Italiens.

Stbe.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C.M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**40.** Sonnabend, den 20. Mai **1837.**

## Das Unglück der Dichter.

Von Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Vor vierzig, fünfzig Jahren gab es in Deutschland viele und verdienstvolle Dichter, ja, ich glaube, man könne mit Grund behaupten, daß damals — so ungefähr in den letzten Decennien des 18ten und im Beginne des 19ten Jahrhundertes — das eigentlich goldene Alter der Dichtkunst war. Die erste Morgenröthe dieses erfreulichen Tages war damals mit Hagedorn, Gellert, Rabener, Haller u. s. w. schon vergangen; aber Klopstock's Messias war erschienen, Goethe's Jugendblüthe ging, die herrlichste Zukunft versprechend, in seinem Werther auf; Herders mächtige Geistesfackel fing an zu lodern; Stolberg, Uz, Voß, Gleim, Wieland — wer kennt diese Nahmen nicht? — glänzten am deutschen Dichterhimmel, und nun erhob sich endlich das, vielleicht edelste, Gestirn — Schillers Genius sendete seine ersten Strahlen aus.

Nächst ihnen schimmerten viele andere Sterne zweiter, dritter, vierter Größe; immer noch mit Ruhm, Dank und Liebe zu bemerken. — Kurz es war eine schöne — vielleicht die schönste Zeit der deutschen Literatur überhaupt.

Alle diese Heroen deutscher Dichtkunst sangen, je nachdem eben ihr Genius oder ihre Verhältnisse ihnen die Leyer stimmten, bald in fröhlichen, bald in ernsten, bald auch in düstern, melancholischen Weisen. Sie konnten sich für würdige Gegenstände begeistern; sie klagten eigne oder fremde Schmerzen, zürnten dem Unrechte, erhoben das deutsche Vaterland, empfanden tief jedes Unglück desselben, und Einige, wie z. B. Hölty, schienen durch Umstände oder Kränklichkeit ganz vorzüglich zu sanfter Wehmuth geneigt. Aber selbst in dieses früh verblichenen Dichters Liedern blitzt die Freude durch den Wehmuthsschleier, und wenn er auch, wie Aegyptens Tischgenossen, stets die Mumie zur Seite sieht, so bekränzt er den Becher doch mit Rosen, und findet: Gottes Erde wunderschön! [1]. So weit mein Gedächtniß reicht, ist Keiner unter allen diesen Dichtern, der sich überall, oder doch, nach dem Hauptcharakter seiner Gedichte, für durchaus unglücklich hielte; Keiner, der mit sich selbst und der Welt zerfallen, am wenigsten aber irgend Einer, der auch nur hier und da mit einem Laute darauf hinzielte, daß er eigentlich bloß dadurch und darum unglücklich sey, weil ihm Gott die Gabe der Dichtkunst geschenkt.

Noch weniger als in den Dichtern jener Periode findet sich in jenen, deren Klänge uns aus dem Mittelalter herübertönen, in den Liedern der schwäbischen Minnesänger, in den Resten provençalischer Dichtkunst eine Spur so trüber Ansicht. Die Nibelungen — das schönste Denkmahl aus einer frühern Zeit und so manche andere Werke gleichen oder ähnlichen Alters, — so tragisch ihr Inhalt ist — so unglückbringende Thaten sie besingen, und uns den Untergang ganzer Heldengeschlechter schildern, haben nichts von diesen düstern Klagelauten in sich. Ernst, aber muthig — kräftig, aber ruhig erzählen sie uns, was vorgegangen. Sie schauen diese Gräuel, aber sie sind nicht davon hingerissen; sie beklagen diese Schmerzen, aber sie theilen sie nicht. Gleichsam aus einem ruhigen, höheren Standpunkte betrachten sie das Alles, und in unberührter, klarer Höhe, wohin das menschliche Elend nicht reicht, schwebt der Dichter und singt, was er von da oben hell und lebendig erkennt, was er mit dem gehörigen Feuer schildert, was aber sein eigenes Wesen nichts angeht, und ihn daher ruhig läßt.

In den Dichtern des Alterthums — griechischen und römischen — finden wir dasselbe Verhältniß des Sängers zu dem Gesungenen; dieselbe Stellung des Dichters zur Welt, die ihn umgibt. Homer's Blindheit ist uns durch die Tradition bekannt. So viel ich weiß, hat keine, doch in diesem Falle sehr natürliche und verzeihliche Klage uns davon in Kenntniß gesetzt. Ossians rührende Trauer gilt nicht sowohl diesem gleichen Unglück als dem Untergange seines ganzen Hauses, dem Verlust seines herrlichen Heldenvaters, so vieler hoffnungsvoller Brüder, seines einzigen Sohnes, und somit seiner gänzlichen Verlassenheit, in welcher ihm von dem ganzen Heldenstamme nur die Witwe seines Sohnes übrig geblieben. Eben so geht, wenn Griechen oder Römer irgend einen Gegenstand

[1] O wunderschön ist Gottes Erde, und werth darauf vergnügt zu seyn;
Drum will ich, bis ich Asche werde, mich dieser schönen Erde freu'n!
Hölty.

mit Zorn oder Trauer ergreifen, ihre Empfindung diesen und nicht sie selbst an, und Ovids Leier ward in seinen Elegieen nicht von unwillkührlicher Wehmuth oder angeborner Melancholie, sondern von seiner Trauer über seine Verbannung aus Rom so düster gestimmt. Alle diese Dichter waren objectiv oder naiv, wie Schiller es in seinem geistreichen Aufsatze über das Naive und Sentimentale nennt, und es war einer spätern, unserer Zeit vorbehalten, diese — ich wage es zu sagen — unnatürliche Stimmung des dichterischen Unsterns zu erzeugen.

Zwar hat Schiller selbst in seiner Resignation, seiner Freigeisterei aus Leidenschaft, so wie La Martine in seinem Désespoir einen ähnlichen Ton angeschlagen, aber das waren die, an jeder Hoffnung verzweifelnden Schmerzen einer jugendlichen Leidenschaft, und jener Ton verhallte bald unter klaren, ruhigern Gesängen derselben Dichter, nachdem die Stürme sich gelegt, und ihre Geister sich zu würdigeren Ansichten von der Gottheit und ihrer Lenkung unserer Geschicke aufgeschwungen hatte. In ihren übrigen, besonders den späteren Erzeugnissen ist keine Spur dieser krankhaften Aufreitzung zu finden, und es lassen sich daher jene Klagen sehr natürlich, ja nothwendig aus der Geschichte jugendlicher Irrthümer erklären.

England, das Vaterland des Spleens, hat meines Wissens in früherer Zeit keinen Dichter außer Young erzeugt, dessen Leier meist oder ausschließend der Trauer geweiht gewesen wäre. Welche Unglücksfälle hatten aber auch dieß edle Haupt getroffen! Aus wie viel Wunden als Gatte, Vater, Schwiegervater blutete dieß Herz! Youngs wehmüthiger Ton, seine düstere Ansicht der Welt und des menschlichen Looses läßt sich eben so gut wie jene jugendlichen Schmerzen in der Geschichte seines Lebens nachweisen, und wenn er sagt —

From short, as usual and disturb'd repose
I wake — How happy those who wake no more!

so kann man diese Sehnsucht nach Ruhe im Grabe, nach Vergessenheit tiefer, nagender Schmerzen bei dem gebeugten Greise wohl begreifen.

Und dennoch, wie erhebt sich dieser Geist aus der Tiefe seines Kummers mit kindlichem Vertrauen zu Gott, wie klammert er sich an die Hoffnung der Unsterblichkeit fest und fromm an, und findet selbst in seinen Schmerzen den triftigsten Beweis für die Fortdauer der Seele:

Nothing this world unriddles — but the next.

Ich wüßte nicht, daß Pope, Dryden, Addison und s. w. Sänger der Wehmuth gewesen wären, und in Shakespear's, ihres größten Geistes, Weise ist mir keine Spur solcher subjectiven Schwermuth erinnerlich. Eben so naturgemäß und objectiv kräftig sind des edlen W. Scott's Schilderungen entworfen; ein treues Bild der Welt, wie sie in ihrer äußern Gestaltung vor längern oder kürzern Jahren war, wie sie, ihrem innern Gehalte nach, jetzt noch ist und ewig bleiben wird. Nur L. Byron hat die Epoche begonnen, welche der allgemein geehrte Goethe in seinen letzten Gesprächen mit Eckermann: die Literatur der Verzweiflung nennt. Seitdem Er die innerliche Zerrissenheit und Unzufriedenheit mit der Welt und sich selbst, mit allem Zauber seines Genius in seinen Gedichten ausgesprochen hat, seitdem im Corsair, Lara, Childe Harold, Giaour u. s. w. er selbst mit seiner innern Entzweiung und einem verdüsterten Bewußtseyn erscheint, dessen Grund sich doch in des Lords edlem und menschenfreundlichem Leben, wie es uns sein Freund Sir Thomas Moore in seinen Notices schildert, nicht nachweisen läßt; seitdem diese Gedichte durch die Gewalt des Genius, der in ihnen lebt, den Beifall der ganzen Welt erobert haben; seitdem hat jener unwiderstehlichste aus allen Trieben, der Trieb der Nachahmung, sich einer Anzahl von Geistern bemächtigt, und unsere jungen Dichter, welche die Kraft, oder auch nur den Wunsch in sich fühlen, mit Glanz vor ihrer Mitwelt aufzutreten, glauben solchen Lorbeer am sichersten zu erringen, wenn sie sich für ganz unglücklich halten oder ausgeben, und an nichts auf der Welt als höchstens an Bizarrerien noch Freuden finden können.

Nur zu sehr kommt der gegenwärtige Zustand der Menschheit im Allgemeinen dieser sonderbaren Geistesrichtung fördernd entgegen. Ungemessene Forderungen an das Geschick, Mangel an Grundsätzen und religiösem Glauben, Widerwillen gegen jeden bestimmten Beruf — Streben nach sinnlichem Wohlleben und raffinirten Genüssen, Uebersättigung und Ekel, den man empfindet, aber ihn nicht sich selbst, sondern den Menschen und Einrichtungen, die uns umgeben, zuschreibt, das ist so ziemlich die Stimmung und Tendenz der jungen Welt, sie möge nun den Funken der Dichtkunst in sich nähren oder nicht. Es ist die Farbe des Zeitalters, von welchem jeder eine Schattirung an sich trägt.

Mit einer grausam süßen Lust ergreifen diese Sänger des Unglücks jedes Beispiel eines Dichters, den ein feindliches Geschick verfolgt hat. Tasso, wie ihn Goethe so meisterhaft dargestellt und gelehrte Nachforschungen dieses psychologisch-richtige Bild auch als historisch-wahr begründet haben; Camoens, den uns, nebst andern minder berühmten Schriftstellern, Tiek und Fr. Halm ganz neuerlich mit lebhaften Farben und treuer Entwicklung geschildert haben; Byron und mancher Andere, werden uns nun unaufhörlich als Belege zu dem Satze angeführt, daß die Dichter höchst unglückliche Wesen seyen.

Aber man geht noch weiter. Nicht genug, daß man den holden Gaben der Musen, die sonst denen, welchen sie zu Theil geworden, Freude, Trost und oft reichen Ersatz für

mangelnde Glücksgüter gewährten, diese beseligende Empfindung nicht mehr, oder nur in seltenen Ausnahmen zugesteht, so wird es jetzt Mode, zu glauben, oder wenigstens zu verkünden, daß nicht bloß viele Dichter von feindlichen Schicksalen verfolgt würden, sondern daß man schon darum höchst unglücklich sey, weil man ein Dichter ist.

Merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein Gedicht über Grabbe's Tod, welches in Nr. 254, im Oktoberhefte des Morgenblattes von 1836, steht. Es enthält, nebst mehreren andern Aeußerungen der tiefsten Schwermuth, folgende Stellen:

Der Dichtung Flamm' ist allemahl ein Fluch —
— — —
Und Male brennt sie — durch die Mitwelt geht
Einsam, mit flammender Stirne, der Poet,
Das Mal der Dichtung ist ein Cains-Zeichen.

Welche schauderhafte Vorstellung! Wer denkt hier nicht an den unseligen Ahasverus mit dem flammenden Kreuz an der Stirne, das er als Zeichen seiner ruhelosen Verdammung ewig tragen muß? Und damit — mit dem Loose des von Gott Verworfenen — sollte das Loos des Sängers — nicht des Einzelnen, vielleicht durch unerhörtes Unglück Ausgezeichneten — nein, das Loos jedes Dichters im Allgemeinen zu vergleichen seyn? Goethe und Ahasverus — Schiller, Wieland, Utz, Klopstock — endlich Homer oder Shakespeare und Ahasverus! Die Uebertreibung, ja die gänzliche Unrichtigkeit der Vorstellung springt zu sehr in die Augen, um noch etwas hinzuzusetzen.

(Schluß folgt.)

---

Praktisches Handbuch der deutschen Volksschul-Verfassung und des Schulrechts zur bequemen Uebersicht aller auf das Volksschulwesen Bezug habenden Gegenstände, von Dr. Johann August Leberecht Hoffmann, Superintendenten zu Waldheim. Dresden, 1836. Ch. F. Grimmersche Buchhandlung. 8.

Das vorbezeichnete Werk umfaßt nach dem erfüllten Versprechen des Titels alle Gegenstände, welche auf das Volksschulwesen Bezug haben, in zweien Abtheilungen mit gründlicher Genauigkeit und von diesen die erste die deutsche Volksschul-Verfassung, die zweite das Schulrecht in allen Beziehungen auf Einrichtung und Unterhalt der Schulen und deren Bedürfnisse.

Wir glauben hierin den Inhalt der Schrift zu deren verdienter Empfehlung genugsam bezeichnet zu haben, da es uns der Raum und der Plan dieses Blattes nicht gestatten, auf alle Einzelnheiten des Stoffes und dessen Behandlung einzugehen.

Wir bemerken nur, daß sich der Hr. Verfasser nach der Vorrede zu der ersten in einen besonderen Band gefaßten Abtheilung die Aufgabe gestellt hat, dem oft gefühlten Mangel eines praktischen Handbuches abzuhelfen, welches die Verfassung des deutschen Volksschulwesens, wie sie sich nicht nur nach allgemeinen pädagogischen und staatswirthschaftlichen Grundsätzen, sondern auch nach den darüber vorhandenen Bestimmungen der positiven Gesetzgebung gestaltet, und die daraus hervorgehenden mannigfachen Rechts-Verhältnisse mit möglichster Vollständigkeit und in einer leicht zu übersehenden und die Uebersicht des Ganzen erleichternden Ordnung darstellt und nicht nur Schullehrern und Schul-Inspektoren, sondern auch praktischen Geschäftsmännern, die Beruf und Veranlassung haben, sich mit den in das Schulfach einschlagenden Verhältnissen zu beschäftigen, genügende Auskunft gibt.

Eine solche Aufgabe war in der That nicht leicht. Der Hr. Verfasser hat sie aber möglichst gelöset. Er hat sich jedoch nur hauptsächlich auf die Verfassung und Gesetzgebung der Königreiche Preußen und Sachsen beschränkt und daher das allgemeine deutsche Schulwesen mehr aus dem Gesichtspunkte verloren. Allein das letztere fällt größtentheils und in den Hauptgegenständen seinem Ursprunge und seiner Ausbildung nach mit dem der erwähnten beiden Staaten zusammen und für die leitenden Grundsätze ist daher das Handbuch auch den Schulfreunden anderer Bundesstaaten und selbst des Auslandes ein trefflicher Führer auf einem Gebiete, dessen Anbau so wichtig ist für die Veredlung des Menschen und dadurch für alle Staats-Regierungen und Menschenfreunde.

Die vorangeschickten Inhalts-Anzeigen sind so vollständig, daß sie die behandelten Gegenstände genau bezeichnen und für den Geschäftsmann leicht auffinden lassen, diesen auch in den Stand setzen, an den gehörigen Orten die Gebräuche einzelner Provinzen, Städte und Dörfer, wodurch sich abweichende Verhältnisse gebildet haben und worauf der Herr Verfasser sich nicht wohl ausdehnen konnte, einzuschalten und dadurch das Werk für den täglichen Gebrauch eines Jeden in dessen Standpunkt noch geschickter zu machen.

Selbst für eine Sammlung dieser provinziellen und örtlichen Abweichungen gewährt das Werk einen vortrefflichen systematischen Anhalt und wir dürfen demselben daher eine weite Verbreitung wünschen und dem Herrn Verfasser für das verdienstliche und mühevolle gelungene Unternehmen den Dank aller derjenigen verbürgen, welche Interesse haben und nehmen, dem Gegenstande eine berufene oder wissenschaftliche oder menschenfreundliche Aufmerksamkeit zu widmen.

---

## Notizen.

Die königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin zählte am 20. Jänner d. J. 46 ordentliche Mitglieder. Auswärtige Mitglieder zählte die physikalische und mathematische Klasse 12, die philosophische und historisch-philologische Klasse 11, Correspondenten der physikalischen und mathematischen Klasse 96, in der philosophischen und historisch-philologischen über 40 Ehrenmitglieder zählt die Akademie 15.

---

Astoria ist der Nahme eines am Ausflusse des Columbiaflusses gelegenen Etablissements, und heißt so von seinem Gründer Joh. Jac. Astor, einem Deutschen von Geburt, welcher in den Jahren 1807—1810 den großartigen und wohlberechneten Plan faßte, durch Anlegung dieser Station den gesammten Pelzhandel im Nordwesten Amerikas den Nordamerikanern zu sichern. Die nationale Tendenz dieser Unternehmung scheint man in Nordamerika niemals recht begriffen zu haben; sie scheiterte durch die Fehler und Treulosigkeit derer, welchen sie Astor vertraut hatte, durch den Mangel an Unterstützung von Seite der nordamerikanischen Regierung, endlich durch den Ausbruch des Krieges mit England im Jahre 1812. Washington Irving hat eine Beschreibung der zu diesem Zwecke vorgenommenen Expeditionen bearbeitet, welche nun vor Kurzem, von A. von Treskow übersetzt, bei Basse in Quedlinburg in 2 Bänden erschienen ist. Sie gründet sich auf Documente, Journale und Briefe, welche Astor dem Verfasser mitgetheilt hat, dabei wurden aber auch Berichte anderer gleichzeitiger Reisender mit benützt. Romantische Zuthaten finden sich nicht; das Ganze ist eine fließend geschriebene Darstellung der weiten Strecken, welche zwischen den Missouri und dem stillen Ocean liegen und von rauhen Felsengebirgen durchschnitten werden. Sie ist um so interessanter, als die von Astor ausgehende Landesexpedition (eine andere ging zur See; und beide sollten sich am Ausfluß des Columbiaflusses vereinigen) eine der ersten war, welche diese Länderfläche durchschnitt. Dieses Interesse vermindert sich jedoch dadurch, daß der Leser die Reisenden mehrmals hin und her zu begleiten hat. Die Uebersetzung comme à l'ordinaire.

---

»Helgoland. Von Isidor Bürger.« (Lüneburg, 1836. 71 S. 8.) Größtentheils Lokal- und Seebilder des Natur- und Menschenlebens auf der genannten Insel, erregt und gehoben durch Empfindungen der Liebe, führen diese Gesänge das abgeschlossene und einfache, jedoch nicht starre Leben eines biedern Fischervolkes vor unsern Blick, und müssen besonders das Interesse des mit der Oertlichkeit aus eigenem Anschauen Vertrauten erwecken, welches, obwohl in geringerem Grade, der Verfasser auch in dem mit jener Gegend nicht bekannten Leser hervorzurufen versteht. Die entworfenen Bilder sind klar und lebendig, und ihre Anschaulichkeit wird durch eine gewandte und gewählte Sprache, so wie durch leichten und wohlklingenden Versbau unterstützt.

---

Die Akademie Française hat folgende Preisfrage gestellt: »Kritische Untersuchung über die deutsche Philosophie.« 1. Es sollen in ausführlicher Analyse die vorzüglichsten Systeme dargestellt werden, welche von Kant und zwar einschließlich bis zur Gegenwart aufgetreten sind, wobei man sich vorzüglich an das Kant'sche System, als den Grund aller andern zu halten hat. 2. Es soll diese Philosophie beurtheilt und eine Abhandlung über die Principien, auf welchen sie beruht, gegeben werden; ferner eine Abhandlung über die verschiedenen Methoden, welche sie in Anwendung bringt, und die Resultate, zu welchen sie gelangt; eine Untersuchung des Irrthums und der Wahrheit, welche sie enthält, und was endlich von einer gesunden Kritik von der philosophischen Bewegung Deutschlands unter einer oder der andern Form bestehen kann. — Der Preis für die beste Lösung dieser Aufgabe beträgt 1500 Fr., die Abhandlungen müssen in französischer oder lateinischer Sprache geschrieben seyn, und der letzte, unabänderliche Termin des Konkurses ist der 31. Dezember 1838. Die Einsendungen geschehen unter den sonst bekannten Bedingungen portofrei an das Secretariat der Akademie.

---

De armigeris qui germanice dicuntur Wappengenossen. Dissertationem historicam scripsit C. H. Hagen. (Erlangae 1836.) Diese kleine, einfach geschriebene Abhandlung enthält nicht eben etwas Neues, empfiehlt sich aber doch durch Angabe der Quellen und die von S. 25 an mitgetheilten Wappenbriefe. Wäre der Verfasser Jurist, so könnte man erwarten, daß er auf die gegenwärtigen Rechtsverhältnisse dieser Wappengenossen Rücksicht genommen hätte. Referent hat übrigens mehrere solche Wappenbriefe im Pinsgau bei Bauernfamilien angetroffen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

41. Mittwoch, den 24. Mai 1837.


## Das Unglück der Dichter.

(Schluß.)

Ueberhaupt, glaube ich, gehört nur eine etwas unpartheiische Aufmerksamkeit dazu, um hier die nothwendige Unterscheidung zu machen, auf die es eigentlich ankömmt, nämlich: ob diese ausgezeichneten Sänger eigentlich als Menschen oder als Dichter gelitten? — Ob das widrige Schicksal, welches sie traf, eine unausbleibliche Folge ihres Talents oder ihrer übrigen Eigenheiten, ihrer Stellung im Leben u. s. w. gewesen sey? Tasso's unfreundliches Geschick war lange, ehe er sang, ehe sein Name Italien erfüllte, durch die Parteiungen, welche damals dieß schöne Land zerrissen, und in welche schon sein Vater verwickelt ward, bestimmt. Ein kränklicher Körper, Anlage zur Hypochondrie, frühreife Geistesentwicklung, höchste Reizbarkeit des Gemüthes, eine Folge jener Anlagen, bedingten seine Vorstellungen von den Menschen um ihn her, von seiner Stellung zu ihnen, und öffneten seine Brust den Einflüsterungen des Mißtrauens und des Argwohns. Die vorzüglichsten deutschen Dichter, Goethe, Zedlitz, Raupach, welche es sich zur schön gelösten Aufgabe gemacht haben, dieses Gemüth mit allen seinen Liebenswürdigkeiten und Schwächen uns dramatisch vor Augen zu stellen; so wie jene Schriftsteller, welche ihn biographisch schilderten, lassen uns deutlich erkennen, daß, wenn auch Scheelsucht, Stolz und Härte ungerechter Weise in sein Schicksal eingriffen, und ihn für ein verzeihliches Vergehen strenger als billig gestraft haben, ihm doch auf keine Weise darum so mitgespielt wurde, weil er das befreite Jerusalem geschrieben. Sein Unglück war eine unüberlegte Leidenschaft für eine hohe Frau, ihre wahrscheinliche Erwiederung derselben, und vielleicht Hofkabalen, die gern jedem Ausgezeichneten in den Weg treten.

Eben so war Camoëns Mißgeschick kein nothwendiges Produkt seines Talentes. Auch ihn verwickelte eine unglückliche Liebe in Mißverhältnisse, welche ihm Verfolgungen zuzogen. Andere gingen nicht sowohl daraus hervor, daß er die Lusiade dichtete, sondern daß er einen Stoff gewählt, welcher unwürdigen Nachfolgern die Größe besserer Ahnen vor Augen stellte und sie darin bittern Tadel finden ließ. Dieselbe Darstellung würde auch in der trockensten Prosa oder im unbedachten Gespräche dieselbe Wirkung erzeugt, dieselbe Gehässigkeit hervorgerufen haben.

Was endlich jenen Dichter betrifft, dessen glänzender, aber feindseliger Genius die nächste Anregung zu den vielen Unglücksdichtungen unserer Tage gegeben, Lord Byron, so zeigt sich in seinem ganzen Leben und Wirken ein edler und feuriger, aber auch ungestümer und finsterer Geist, der, sich über religiösem Glauben erhaben haltend, manchem düstern Aberglauben unterlag. Mißverhältnisse in seinem öffentlichen und häuslichen Leben, das schroffe unzarte Benehmen seiner Mutter (der er dennoch bis an ihren Tod ein guter Sohn blieb), seine einsame Stellung in der Welt, die ihm besonders bei seinem ersten Eintritte ins Parlament schmerzlich fiel; Fehlschlagungen in der Liebe sowohl als in seiner politischen Laufbahn; endlich Neid und Scheelsucht, welche immer das Verdienst verfolgen — Alles dieß senkte bittere Tropfen in dieß sonst edle wohlwollende Herz, das ohnedieß nur zu viel Empfänglichkeit für feindselige Eindrücke hatte, und sie wie mit Liebe hegte und groß zog. So erzeugte sich nach und nach der Haß gegen seine Feinde, gegen sein Vaterland, dem er im Childe Harold: Gute Nacht sagte [1], und in einem fremden Lande, mitten im edlen Wirken für ein unterdrücktes Volk, seinen frühen Tod fand. — War das nun bloße Wirkung seiner poetischen Anlagen? Würde nicht jeder ehrgeizige junge Mann von melancholischem, reizbarem Temperamente eben so empfunden haben? Goethe, der den Lord als Dichter sehr schätzte, und in brieflichem, freundschaftlichem Verkehr mit ihm stand, hat das wohl erkannt, und seine Gedichte voll Bitterkeit und Menschenverachtung, »verhaltene Parlamentsreden« genannt [2]; indem er damit treffend anzeigte, daß, hätte Byron in seiner politischen Laufbahn einen angemessenen Wirkungskreis für seine Kräfte gefunden, so würde sich die innere Gährung in seinem Gemüthe auf eine befriedigende Art gelöset haben.

---

1 My native Land good night!

2 In den Gesprächen mit Eckermann.

Man wird vielleicht, und nicht ohne Grund, einwenden, daß doch eben jene Reitzbarkeit des Gefühls, jene Thätigkeit der Einbildungskraft, jene schnelle Empfänglichkeit für jeden Eindruck den Dichter auch jeder unangenehmen Einwirkung der Außenwelt, so wie jeder quälenden Vorstellung des eigenen Gemüthes weit mehr blosstellt, als andere Menschen von gewöhnlicher Art, die mit ruhigem Gefühle, unangefochten durchs Leben gehen. Dieß ist ohne Zweifel wahr und gegründet, und Jeder, der auch nur einen kleinen Antheil des göttlichen Funkens in sich fühlt, wird ähnliche schmerzliche Erfahrungen gemacht haben. Wäre dieß aber die alleinige oder nur die Hauptquelle der Leiden, mit welchen Camoëns, Tasso, Byron zu kämpfen hatten, so müßten nicht allein alle Dichter, sondern Alle, in deren Brust

ein kreisend All,
Hervorzutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall —

lebt — Alle diese müßten sich gleich unglücklich fühlen — Mahler, Tonsetzer, Bildhauer u. s. w. — sie alle trügen dann das Brandmahl der Verwerfung an der Stirne.

Dem ist aber nicht so, und war es noch weniger vor Zeiten, wo die Künste zunftmäßig in Deutschland, den Niederlanden und Italien getrieben wurden, und jeder tüchtige Meister Stifter und Haupt einer zahlreichen Schule war. Damals verbreitete sie ein reges fröhliches Leben unter ihren Anhängern; viele, ja die meisten dieser Künstler trieben auch Musik; wanderten, nach der damaligen Sitte und Handwerksbrauch, durch die Länder, fühlten sich überall heimisch, wo ein Heerd ihrer Kunst aufgeschlagen war, und wenn man ihre Lebensbeschreibungen liest (wie sie Fr. v. Schoppenhauer in ihrem Van Eyk und seine Nachfolger so schön geschildert hat), so kann man nicht umhin, sie glücklich zu preisen. Die meisten erreichten ein hohes Alter, und dasselbe gilt auch von vielen deutschen Dichtern. Utz, Gleim, Jacobi, Klopstock, Wieland, Nikolai, und vor vielen Andern Goethe, dessen Leben und thätiges Wirken noch bis tief in unsere letzte Zeit hineinreicht, stehen vor uns als wohlbekannte Beispiele eines ehrenvollen Alters, und widerlegen thatsächlich jene melancholischen Vorstellungen von dem Unglück, welches die Dichter verfolgt, oder gar von dem Fluche, der auf dieser Gabe des Himmels liegen soll.

Aber es lassen sich, wenn man die bittern Klagen unserer modernen Dichter genauer analysirt, einige Keime aufspüren und nachweisen, aus welchen bei Vielen von ihnen sich jene unzufriedenen Ansichten entwickelt haben mögen. Einen sehr bedeutenden Beleg liefert, nach meiner Meinung, ein Aufsatz im Septemberhefte des Morgenblattes für 1836, unter der Aufschrift: Graf Platen in Erlangen.

Der Aufsatz rührt offenbar von einem genauen und wohlwollenden Freunde des verstorbenen Dichters her. Er ist mit achtungsvoller Anerkennung und freundschaftlicher Wärme geschrieben, also auf keine Weise bestimmt, den Dichter zu tadeln oder seine Handlungen und Empfindungen in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Dennoch geht aus demselben deutlich hervor, daß Graf Platen eine viel zu hohe, und ohne fremde Anregung in seinem Geiste entsprungene Meinung von seinem Talente hegte. Er war fest überzeugt, er müsse ein großer Dichter werden, dieß sey sein Lebensberuf; und vorzüglich sey er bestimmt, für die Bühne zu wirken, und von dort aus seine Nation zu belehren, zu bilden. Leider fand er den Platz, den er für sich aufbehalten glaubte, den Platz des ersten dramatischen Dichters in Deutschland, bereits von Andern besetzt, welche er tief unter sich hielt. Er richtete daher sein Streben zuerst dahin, die Herzen der Deutschen von ihrer irrthümlichen Verehrung für solche Geister zu reinigen.

Der geringe Erfolg dieses Strebens, die Kälte, womit das Publikum und die Direktionen seine Arbeiten aufnahmen, kränkten ihn unaussprechlich; er verließ gleich Byron sein undankbares Vaterland, und ging nach Italien, wo er im besten Mannesalter starb.

Graf Platen hat durch seine Ghaselen und andere Gedichte zur Genüge sein ausgezeichnetes Talent, so wie die Tiefe und Gründlichkeit seiner Studien bewiesen — war er aber deßwegen unglücklich? oder war er es nicht eigentlich darum, weil er Ansprüche an eine Anerkennung und Bewunderung der Mitwelt machte, die seinem Talente nicht entsprach, und weil er überhaupt von der Welt und der Bühne eine unrichtige Ansicht hatte? Er würde mit diesen ungemessenen Forderungen eben so unglücklich gewesen seyn, wenn er als öffentlicher Lehrer oder Kanzelredner aufgetreten wäre.

So ist es denn nicht die Muse der Dichtkunst, die so großer Schuld anzuklagen wäre. Es sind zufällige Schicksale Einzelner, es sind endlich überspannte Forderungen und getäuschte Erwartungen Vieler, welche diese Klagen erzeugen, und die in unserer gegenwärtigen, zu Unzufriedenheit und Streben nach Veränderung geneigten Zeit, besonders im Herzen der Jugend leichten Anklang finden. Gern möchte ich Alle, welche mit wahrem Dichterberuf in ihr Saitenspiel zu greifen im Stande sind, fragen: ob nicht die Stunden, in welchen es unter ihrer Hand ertönt, ihre seligsten sind? Ich möchte sie fragen, ob sie in dem Beifall ihrer Zeitgenossen, in dem Ruhm, der ihnen überall entgegenkömmt und sie begleitet; in dem geistigen Band, welches bessere Seelen, oft ganz unbekannte, oft weit entfernte, mit Dank und Achtung an sie zieht, nicht vollen und reichen Ersatz für manche unabänderlich mit der Dichtkunst, wie mit jeder menschlichen Lebensbedingung verbundene Unannehmlichkeiten gefunden haben?

Aber diese Klagen, dieß Verläugnen einer bessern Erkenntniß sind der Zerrissenheit unserer Zeit vorbehalten ge-

wesen, und nur in einer Epoche allgemeiner Gährung und gewaltsamer Entwicklung, durch welche die gegenwärtige Menschheit sich durcharbeiten muß, — um vielleicht einer schönern Zeit höherer Gesittung und Ausbildung entgegen zu gehen — ist solcher innerer Kampf, solcher Zwiespalt, solche Verwirrung des Geistes erklärlich und verzeihlich. In dieser Ansicht wollen wir denn auch mit den unglücklichen Dichtern — statt sie, wie sonst geschah, um ihre Himmelsgabe zu beneiden — herzliches Mitleid haben und wünschen — nicht daß ihnen Gott das Caïnszeichen abnehme, denn dadurch würden sie (sie mögen klagen wie sie wollen) sich doch wirklich gestraft finden, sondern daß er seinen Frieden in ihre Brust senke, und sie einsehen lasse, was sie an der holden Gabe —

die die Natur allein verleiht,
Die jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, die weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann —

für einen köstlichen Schatz besitzen, und sich dessen mit gesundem Sinn und frohem Herzen erfreuen mögen.

---

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien in Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung 1837. IV und 239 S. 8.

Multum mortalibus divinitas largita est, quibus fidem contulit et scientiam non negavit.
Gerbert.

So reichlich uns auch die neueste Zeit mit Charakteristiken und Biographien bedenkt, so kann es dem Freunde historischen Wissens doch nicht anders als nur höchst erfreulich seyn, der Cultur dieses so lohnenden Feldes unserer geschichtlichen Literatur neue rüstige Kräfte gewonnen zu sehen. Und doppelt erwünscht für uns, wenn ein vaterländisches Schriftsteller-Talent, das bereits auf dem Gebiete speculativer Forschung sich rühmliche Anerkennung erworben, nun der geschichtlichen sich zuwendet, und wie der Verfasser Gerberts gleich durch seine erste biographische Leistung, den Beruf zum Historiker, schon durch die Wahl seines Helden, auf das Erfreulichste bewährt. Denn unstreitbar nimmt Gerbert eine hohe Stelle unter den hervorragenden Menschen aller Zeiten, und eine der bedeutendsten unter den Genossen der seinen ein; und ein treues lebendiges Bild dieser uns zu geben, wird hier um so mehr Pflicht des Biographen, als Individuen wie Gerbert, die nicht als die Träger ihrer Zeit gelten können, nur durch Hervorheben des Gegensatzes, den die Tendenz dieser, mit den Strebungen jener Geistesgrößen bildet, erst völlig begriffen und gewürdigt werden können. Und zur Stellung einer solchen Forderung gibt uns schon der Titel Gerbert und sein Zeitalter, oder wie er hier gestellt ist und »sein Jahrhundert,« ein vollgültiges Recht. So hoch wir es nun auch dem Herrn Verfasser anrechnen, den bogenfüllenden Kunstgriff jener Lebensbeschreiber verschmäht zu haben, die in ihren einführenden Uebersichten dem Leser das längst Bekannte mit der Miene tiefer Quellenforschung aufzutischen sich nicht entblöden, so würden wir doch gewünscht haben, daß es dem Herrn Verfasser hätte gefallen mögen, in dem historischen Theil der Einleitung (S. 22 — 59) sich nicht auf eine bloße Namensaufführung der, meist literarischen, Proletairs des 8. — 10. Jahrhunderts zu beschränken. Ein solches Verfahren, abgesehen davon, daß sich der beabsichtigte Zweck einer geschichtlichen Uebersicht nur unvollständig erreichen läßt, kann manchen Unerfahrenen zu dem völlig falschen Glauben verleiten, als hätten sich in diesen Jahrhunderten Künste und Wissenschaften des segenreichsten Gedeihens erfreuet, während doch gerade die Zeit Gerberts, einzig in wilder Uebung der rohen Kräfte sich gefallend, jedem sie beschämenden wissenschaftlichen Streben hemmend entgegen zu treten, und es als teuflischen Spuck zu verschreien bemüht war. Und alle jene glänzenden Namen, die sich in der Einleitung aneinander drängen, können wir einzig als rührende Stützen des erhabenen Beweises ansehen, wie das dem Menschen eingeborene Streben nach höherer Erkenntniß, selbst durch die widrigsten Zeitverhältnisse nicht völlig ertödtet werden könne. Doch alle jene Geister mit all ihrer Kraft vermögen es nicht, sich zu einer ihr Jahrhundert leuchtend erwärmenden Flamme zu einen, und zittern wie irre Lichter in trostloser Vereinzelnung auf dem wankenden Boden ihrer Zeit, auf dem selbst Gerbert keinen festen Fuß zu fassen vermag. Doch um so erhebender nur wird das Lebensschauspiel eines Menschen-Individuums, das weder durch Geburts- (Gerbert war armer Aeltern Kind, S. 61) noch durch Zeitverhältnisse begünstigt, einzig durch den Vorrang und die Macht geistiger Vorzüge sich eine Stellung in der Gesellschaft und Verdienste um die Menschheit zu erringen weiß, die ihn der Nachwelt zu einem Gegenstand der Verehrung, den ehrgeitzigen Zeitgenossen aber zu einem des Neides macht. Ihn nun in allen Phasen seines vielbewegten Lebens an uns vorüber zu führen, und in seiner großartigen Wirksamkeit, als Priester, Gelehrter und Staatsmann zur Würdigung zu bringen, ist die Aufgabe, die sich der Herr Verfasser gestellt (S. IV) und durch unbefangene Auffassung des Thatsächlichen wie durch weise Auswahl der gleichzeitigen folgenreichen Ereignisse, als deren Mittelpunkt hier meist Gerbert erscheint, auf das Befriedigendste zur Lösung zu führen wußte.

In der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts in den Gebirgen von Auvergne geboren, erhielt Gerbert im Kloster des h. Gerald zu Aurillac, das den verwaisten Knaben aufgenommen, den ersten wissenschaftlichen Unterricht (S. 61). »Als er heranwuchs und die Fülle des Geistes nicht in die engen Gränzen des Klosters sich fassen konnte, hatten die

Brüder Selbstverläugnung genug, ihn hinauszusenden in die Fremde. — Er wendete sich zuerst nach Nordfrankreich — später (etwa 967) wanderte er nach Barcellona, von seinem Abte dem Markgrafen Borel empfohlen — dort erwarb er sich jene mathematische und astronomische Kenntniß, die ihn seinen Zeitgenossen so bewundernswerth gemacht (S. 62) und ihm bald nach seiner Rückkehr die Gunst Otto's I. erwarb, dem er bei seinem Aufenthalte in Rom bekannt wurde, und dessen Sohn Otto II. ihm als Zeichen kaiserlicher Huld die Abtei Bobbio in den Appeninen verlieh (S. 64). Abt Gerbert, Fremdling durch Geburt, Eindringling durch Einsetzung von der Hand eines Barbaren-Kaisers, vermochte sich nicht in seiner neuen Würde zu behaupten. Kaum ein Jahr nach seiner Ernennung verließ er, ohne jedoch zu resigniren, seine Abtei Bobbio, und mit ihr das feindliche Italien, um nach Rheims zurückzukehren, dessen Metropolitan-Schule früher unter seiner Leitung stand, wo sich zwischen ihm und dem Erzbischof Adalbero ein Freundschaftsband geknüpft hatte, das nur der Tod durch das Hinscheiden Adalberos zu lösen vermochte (S. 77). Dieser hatte Gerbert als seinen Nachfolger bezeichnet, und manche einflußreiche Stimme unterstützte seine Wahl, allein Rücksichten der Staatsklugheit sprachen für Arnulf, den außerehelichen Sohn König Lothars von Frankreich, der im Jahre 986 gestorben war. Nach 14 Monaten folgte ihm sein Thronfolger Ludwig ins Grab und nun gelang es Hugo Capet, mit Verdrängung Carls von Lothringen, des Bruders Lothars, den Thron der Carolinger zu usurpiren. Es mußte dem unlegitimen König Hugo daran gelegen seyn, den nächsten gleich ihm außergesetzlichen Descendenten König Lothars seinen Interessen gewonnen zu sehen, und ein erzbischöflicher Stuhl sollte diesem für die etwa zu erhebende Thronansprüche beschwichtigende Entschädigung bieten. So ward Arnulf erwählt, und der erprobte Gerbert, der mit dem Aufgebot seiner ganzen geistigen Kraft die Thronbesteigung Capets förbern half, dem jungen noch unerfahrenen Erzbischof als Rathgeber und Wächter zur Seite gesetzt (S. 82). Doch kaum waren die ersten 6 Monate verflossen, als Carl von Lothringens Söldner verheerend in das Gebiet des Erzbischofs einfielen, Rheims nahmen, und sich der Person Arnulfs und Gerberts bemächtigten. Dieser, der bisher die Interessen der neuen Dynastie vertreten hatte, entkam durch die Flucht aus seiner Gefangenschaft, und König Hugo begann gegen Arnulf sich zu rüsten, dessen Einverständniß mit Carl von Lothringen sich immer deutlicher herausstellte. Nach einer kurzen Scheinversöhnung kam es endlich dahin, daß Hugo mit Heeresmacht gegen Laon zog, die Stadt in seine Gewalt bekam, und Carl sammt Arnulf zu Gefangenen machte (S. 92). Durch den Beschluß einer zu Rheims abgehaltenen Synode ward letzterer seiner erzbischöflichen Würde verlustig erklärt, und Gerbert, der seit seiner Flucht sich stets zur Seite Hugos befand, zum Nachfolger Arnulfs erwählt (S. 102). Papst Johannes mißbilligte die Absetzung Arnulfs und es kam am 2. Juni 995 in Mouson zu einer Versammlung von Kirchenvorstehern, in der Gerbert sein Recht in einer kräftigen Rede vertheidigte, welche der Herr Verfasser im Anhang S. 219 nach Mansi ampl. col. concil. XIX col. 193 in der Originalsprache abdrucken ließ, und deren Varianten und Zusätze aus dem Codex Nro. 766 der k. k. Hofbibl. wir hier mittheilen (Handschrift aus dem 12ten Jahrhundert) p. 73. Affabilis vestrae — subito contrarius rumor — vitioque dare. — coram tulit — pauca super meam innocentiam referam et quonam cosilio urbi remorum prelatus sum edi-seram — fidem exhibui — et his qui — spatia in eum peractis — et diu distuli — tormentorum populi — ex adverso calumniator — sacramenti genus unquam praestiterim — sub presentia filiorum testium conveni — ulla, datineretur — necdum sacerdotali insignitus — non igitur eam — multitudine populorum — commonitum et non obtemperantem — sententia perlata — Quia nimirum — damnatio consentientes involvit non per varicationem consensus absolvit — feralis bestia Otto (G ist Druckfehler, lese O) ita hoc tempore abusus est — statt coram lese curam. —

Doch die vorgebrachten Gründe schienen den versammelten Bischöfen nicht überzeugend genug, und sie schlugen Gerbert vor, sich freiwillig des Erzbisthums zu begeben. So entschieden er auch ein solches Ansinnen von sich wies, so willigte er doch endlich ein, sich bis zur nächsten in dieser Angelegenheit abzuhaltenden Synode der Feier der Messe enthalten zu wollen, welches beinahe einer Erledigung des erzbischöflichen Sitzes gleich kam (S. 118). Wie früher Bobbio, so verließ er jetzt Rheims, um sich an einen der ihm befreundeten Höfe zu begeben, und es ist der des deutschen Kaisers, wo wir ihn 995 in gelehrter Betrachtung mit K. Otto finden, der 3 Jahre später die Treue Gerberts durch das Erzbisthum von Ravenna lohnte. So kurze Zeit er diesem auch vorstand, so erwarb er sich doch, durch Abstellung mannigfacher Mißbräuche und Einführung wesentlicher Verbesserungen vielfache Verdienste um die kirchliche Verwaltung seines Erzbisthums (S. 127).

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

42. Sonnabend, den 27. Mai 1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien in Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung 1837. IV und 239 S. 8.

(Schluß.)

Das nächste Jahr rief Papst Gregor V. zu den Vätern, und durch den Einfluß K. Otto's, der die Wahl leitete, wurde Gerbert zu einem Nachfolger S. Petri ersehen, dessen Stuhl er am 2. April 999 feierlich bestieg (S. 129). Einer der ersten Acte Sylvester des II., welchen Namen Gerbert angenommen hatte, war die Wiedereinsetzung Arnulfs, und ein Aufruf an die gesammte Christenheit zu Gunsten Jerusalems folgte noch in demselben Jahre. Dafür ward ihm im tausendsten der Lohn, durch die vom Herzog Boleslaw und dem ungarischen Stephan veranlaßte Stiftung neuer Bischofssitze, die Grenzen der Kirche erweitert und befestigt zu sehen; „doch dieses Jahr — es sollte auch das letzte erfreuliche in Sylvesters Leben gewesen seyn. Das folgende 1001 verbitterten die Streitigkeiten zwischen Willigis von Mainz und Bernward von Hildesheim um Kirche und Kloster zu Gandersheim. — Die Bürger Tiburs erhoben aufs Neue den ererbten, oft wiederholten Zwist gegen Rom und seinen Beschützer, den Kaiser, und als die Bitten Sylvesters und Bernwards von Hildesheim den Untergang von den Reumüthigen abwandten, regte sich wieder bei den Römern der alte schlecht verhehlte Groll der Wälschen gegen Deutsche. Plötzlich erhob sich unter ihnen der Aufruhr. Thor und Straßen wurden vom Volke versperrt. Der Kaiser ward im Pallast belagert. Vergebens sprach er zu der versammelten Menge von seinen Plänen, seiner Anhänglichkeit für Rom, wie er ihren Namen wieder berühmt gemacht; seinem Leben drohte Gefahr, man wollte ihn aushungern. Bereits drei Tage währte die Gefangenschaft, und nur mit Mühe gelang es Hugo von Tuscien und Heinrich von Baiern, ihn unvermerkt aus dem Pallast zu bringen. Gebrochenen Herzens verließ Otto die Stadt, obgleich sich die Römer wieder unterwarfen; der Undank derjenigen, die er geachtet und geliebt, sein mißachtetes Kaiserwort hatte ihn tief gekränkt, und er ließ in Deutschland Heere aufbieten, die Ungehorsamen zu strafen. Sylvester war den Abziehenden gefolgt, wenn auch traurig über die zertrümmerten Hoffnungen seines Gebieters, so doch ruhigeren Gemüthes; denn er hatte Tücke und Flattersinn des Geschickes und der Menschen nur zu oft erprobt. — Da traf auch ihn plötzlich der härteste Schlag, der ihn berühren konnte: sein Zögling, sein Freund, die Hoffnung, die Stütze, die Freude seines Alters, Kaiser Otto, wurde vom Friesel überfallen und starb zu Paterno am 22. Januar 1002 im zwei und zwanzigsten Jahre seines Alters. — Was Sylvester betraf, so waren seine Tage abgelaufen. Drei Geschlechter großer Herrscher, Vater, Sohn und Enkel, hatte er scheiden gesehen, den letzten der Ottonen wie den letzten der Carolinger zu Grabe geleitet. Er fühlte sich zu alt, aufs Neue mit den Kindern derjenigen in die Schranken zu treten, deren Großältern er gekannt, und die Ereignisse rings um ihn her benahmen ihm Lust und Muth. — Werken der Mildthätigkeit, der Wissenschaft soll er in diesen seinen letzten Tagen gelebt haben, und was das schönste Zeugniß seiner Weisheit, er der Fremde, der Vereinzelnte, der Freund jenes Kaisers, der noch zuletzt Rache gegen sie gebrütet, erhielt sich mitten unter den empörungssüchtigen Römern; unangetastet, geehrt.“ — Er starb am 12. Mai 1003 im fünften Jahre seiner Verwaltung. (S. 139 — 142.)

Dieser Lebenserzählung schließt sich (S. 144 — 165) eine Charakteristik und Uebersicht der politischen und wissenschaftlichen Wirksamkeit Gerberts an, auf die wir im Verfolge des Nähern zurück kommen werden. Zu den Bemerkungen über die Sagen von der Magie Sylvesters, mit der diese Abtheilung schließt, wollen wir bloß diese hinzufügen, daß die Sagen von Teufelsbündnissen, gerade in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ihre Verbreitung gewonnen[1], und mit dem

---

1 Hroswita lapsus et conversio Theophili vicedomini p. 132 — 146. edit 1704, die im 13ten Jahrhundert sogar in Predigten Anwendung fand. vergl. Hoffmann. Fundgruben 1. 120 aus dem Cod. palat. Vindb. Nr. 2718. S. 38. Dazu kam noch seine Reise nach dem spanischen Arabien zu einer Zeit, wo jeder geistige Verkehr mit Morgenländern unfehlbar in den Verruf der Zauberei brachte, was noch im 13ten Jahrhundert in Philipp des Carthäusers Leben. Mariens nachklingt

Sie sprachen alle ioseps sun.
der wil vns vil leides tun,

Ende des zwölften sich bereits eine ähnliche vom Gerbert völlig ausgebildet hatte [2].

Nachdem uns sonach der Herr Verfasser früher (S. 145) mit den wichtigsten Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen Gerberts und seinem regen Eifer in Förderung ähnlicher Bemühungen ihm Gleichgesinnter bekannt gemacht hat, gibt er uns jetzt unter der Aufschrift »Gerberts Werke« eine beurtheilende Aufzählung seiner theologischen (S. 166—169), philosophischen (S. 169—173), mathematischen (S. 173—187), rhetorischen (S. 187). poetischen Schriften und Briefe (S. 189—199), um welch letztere er sich das Verdienst einer Vorgang = gemäßern Anordnung zu erwerben sucht. Nur die Briefe 8 und 13 (edit. Masson.) läßt er Gerbert vor seinem Aufenthalt zu Bobbio schreiben, die folgenden ordnet er alle in den Zeitraum 982—1001 in eine chronologische Reihefolge ein, die sich, wenn auch nicht immer mit kritischen, so doch durch historische Wahrscheinlichkeits = Gründe zu rechtfertigen strebt, die uns ja auch in andern Fällen bei Ermanglung urkundlichen Erweises die Stelle der Wahrheit vertreten helfen müssen. Zudem überläßt die Bescheidenheit des Herrn Verfassers den Endspruch hierin jenen Forschern, denen eine Fülle von Fleiß, Talent und Verbindungen zu Gebothe stehen, wie sie den Maurinern zu Theil geworden, und wir sind des Dafürhaltens, daß, selbst im Besitz dieser Vortheile, mancher mittelalterlichen Correspondenz nur dann erst eine chronologische Sicherstellung gewonnen werden könne, wenn die Länderkunde jener Zeiten sich einer umfassenden Bearbeitung und festeren Begründung als ihr bisher zu Theil geworden, zu erfreuen haben wird, wozu ihr die vereinten Bemühungen der über Europa verbreiteten historischen Vereine in Bälde verhelfen mögen. Bis dahin müssen wir jedem derartigen Versuche, ein chronologisches Dunkel zu hellen, beifällig entgegenkommen, so wie denn dieser ganze Abschnitt als eine der verdienstlichsten Partien des Werkes auf lobende Anerkennung die gerechtesten Ansprüche macht. Nur hätten wir gewünscht, daß der Herr Verfasser die Forschungen über das gelehrte Wissen Gerberts, auch auf das seiner arabischen Zeitgenossen ausgedehnt hätte. Denn nur dann läßt sich die cultur = geschichtliche Stelle des erfindungsreichen Gerberts mit Sicherheit ermitteln, wenn man durch Aneinanderhalten des damaligen christlichen und arabischen Wissens sein Angeeignetes von dem Erfundenen zu scheiden und so durch diesen Prozeß zur Erkenntniß der selbständigen Verdienste Gerberts um Fortbildung der Wissenschaft zu gelangen gewußt hat. Hier ließe sich denn eine interessante Parallele zwischen ihm und dem wissensdurstigen Constantin Africanus durchführen, der aus gleichen Beweggründen wie Gerbert ein Jahrhundert später nach Babilon pilgerte, und wie dieser im üblen Geruch der Zauberei starb.

Ein Anhang (S. 205 — 239), der die wichtigsten Briefe, Urkunden und Stimmen der Zeitgenossen und Nachfolger Gerberts über ihn, in der Original = Sprache gibt, schließt als erwünschte Zugabe das Ganze des verdienstlichen Werkes, dessen Eigenthümlichkeiten wir durch das bisher Gesagte genügend bezeichnet zu haben glauben, so wie sich aus den wörtlich angezogenen Stellen die Darstellungsweise des Herrn Verfassers beurtheilen lassen wird. Ist auch hie und da eine gewisse Spannung des Tones unverkennbar, so weiß sich doch der Verfasser Gerberts von dem feierlich treuthümlichen Chroniken = Vortrag der Müllerischen, so wie von dem forcirten Lapidarstil einer jüngern Schule gleich ferne zu halten, und Perioden, wie S. 62 Zeile 9 ff. v. unt. und S. 72 Zeile 14 v. oben sind vielleicht die einzigen, die fühlbar der Feile entbehren.

So scheiden wir von einem Werke, das wir als einen Vorläufer größerer historischen Arbeiten, namentlich als den einer von dem Herrn Verfasser beabsichtigten historischen Darstellung der mittelalterlichen Scholastik, betrachten zu können wünschen. Und je mehr Hände sich jetzt geschäftig zeigen, den geweihten Boden der Geschichte zu zerwühlen, um durch Untergrabung des beseligenden Glaubens an eine heilige, weit hinabreichende Vergangenheit, die Verheißungen einer ewigen Zukunft kühner in Frage stellen zu können, um desto beharrlicher mögen sich edle rüstige Kräfte der Cultur der Geschichte zuwenden. Und da der Herr Verfasser wohl weiß, daß Muse Clio, wie die Tochter Labans, nur nach standhaftem jahrelangem Werben, dem treuen Freier die Hand reicht, so wird er, wie wir hoffen, bei stets umfassendern und tiefern Erforschen der Quellen, wie selbstständigerer Beherrschung des Materials, uns in der Folge mit historischen Werken bereichern, die ihm zum Ruhm, unserer geschichtlichen Literatur aber zur wahrhaften Zierde gereichen.

Es übrigt mir noch, auf die oben berührte Charakteristik Gerberts zurückzukommen, und da sich mir über den Helden der Biographie ein Urtheil gebildet hat, das in manchen Punkten von dem »liebevollen« (S. IV) des Herrn Verfassers abweicht, so sey es hier gestattet, mich in dieser Beziehung

---

sol er langer bei vns wesen
vnsern dehainen lat er genesen
— — — —
Er ist ain rechter zauberer
er hat auf vnser groze swer
zaubern in Egipter lande
gelernt — — —

(Cod. pal. Vindob. N. 2709 p. 32 b. Saec. XIV.)

[2] Mone im Anzeig. f. Kunde der deutsch. Vorzeit theilt Gerbert's Pact mit dem Teufel aus einer Heidelberger Handschrift mit.

Anfang.

Ortus Remensis praeclarus moenibus urbis
illic Gerbertus libris datur erudiendus
discere non potuit et ob hoc trepidando refugit
ut silvas iniit Sathanas huic obvius ivit

Schluß.

advocat hic populum cunctum vel in ordine clerum
rem pandit cunctis veniam deposcit ab illis.

über die Eigenthümlichkeit eines Individuums aussprechen zu dürfen, das in der tragischen Größe aller jener Genossen, die über, aber auch außer ihrer Zeit stehen, eben so sehr innige Theilnahme, als unbefangene Beurtheilung anspricht. Stellen wir nun Gerbert mit jenen Höhern in eine Reihe, die irgend eine göttliche Idee zur Durchführung brachten, so vermissen wir an ihm jene Entschiedenheit des Wollens, jene muthige Rücksichtslosigkeit und unzuverrückende Consequenz, durch die jene Heroen einer Idee Gottes, im Leben oder durch ihren Tod, den Sieg zu verschaffen wußten. Denn war es, wie ich annehme, der Grundgedanke seines Lebens durch Vermehrung der Intelligenz die Macht und das Ansehen der Kirche zur Erhöhung bringen zu wollen, so müssen wir ihm jene Größe der Seele absprechen, die alle mindern Zwecke dem höchsten opfert. Denn wohl war er eifrig im Fortbilden der höhern Disciplinen bemühet, doch wenn die Uebung der Wissenschaft, wie jede Tugend, ihren Lohn in sich findet, so sehen wir, wie es Gerbert drängt, ihn in jenen hohen geistlichen Würden zu suchen, deren Verleihung damals beinahe ausschließlich in der Hand der weltlichen Macht lag. Mit Hintansetzung der Popularität, die in jenem Jahrhundert kein geweihtes Glied der Kirche entrathen konnte, schließt er sich nun den in der Halbinsel unbeliebten Ottonen, dem in Frankreich als Usurpator betrachteten Hugo, auf das innigste an. So mußte er sich seine Wirksamkeit schmälern und durch Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke sich eine für höhere ohnedieß nur schwer zu begeisternde Zeit, völlig entfremden, und der Fluch einer falschen Stellung hing sich ihm auch in seinen weltlichen Plänen dermaßen mit allen Consequenzen an die Ferse, daß er sich in keiner der gewonnenen Positionen dauernd zu halten vermochte. Der Abtei Bobbio vorgesetzt, doch dort ungelitten, lockte es den Exabt Gerbert, den erzbischöflichen Sitz des als Staatsverräther erklärten Arnulfs einzunehmen, und als Papst Johannes gegen die geschehene Wahl Widerspruch einlegte, so nahm ihm gegenüber der Schützling Capets eine Stellung an (S. 157 und Epist. 23), die uns zeigt, daß Gerberten, der doch selber die Carolinger vom Throne mit verdrängen half, das blinde Anschließen an Hugos Interessen, nicht zur Einsicht kommen ließ, wie mit dem Erlöschen jener Dynastie auch die Zeit ihrer Maximen vorüber sey, und jener Streit nur zu seinem Nachtheile enden könne. Seiner innern Natur nach mehr eitel als ehrgeizig, galt ihm höher das Ansehen als die Macht der Herrschaft, und die Anfeindungen in der eignen Erzdiözese wie die verweigerte Anerkennung von Seiten des Papstes. Solche bittere Kämpfe weckten in ihm wieder die christliche Geringhaltung irdischen Glanzes zum Bewußtseyn, und wie früher in Bobbio, so räumte er auch jetzt in Rheims nach kurzem Widerstand seinen Feinden das Feld, und schlägt ein schwer zu erhaltendes Besitzthum in die Schanze, um bald darauf aus den Händen Ottos den erzbischöflichen Stab von Ravenna entgegen zu nehmen. Doch bald strebt der Erzbischof Ravennas, wenn auch ohne Herrscher-, doch nicht ganz ohne Unterhandlungs-Talent wie er war, nach noch höheren Würden der Kirche, und endlich gelingt es Gerbert, geboren für die erste Schulkatheder seines Jahrhunderts durch des deutschen Kaisers Gunst, den Fürstenstuhl des heiligen Petrus zu besteigen, zu einer Zeit, in der der oberste Hirt der Christenheit unter ihren Potentaten zu zählen, und das Jahrhundert sich vorzubereiten begann, in welchem es Gregor dem VII. gelingen konnte, den Gedanken einer obersten Herrschaft der Kirche ins Leben zu führen. Zur Zeit Benedikt des XIV. hätte Sylvester II. dem päpstlichen Stuhle zur hohen Zierde gereicht, doch dort konnte er nicht in einem Jahrhundert an seinem Platze seyn, das nicht das der Gelehrten, sondern eines war, in welchem selbst die Kirche sich nicht bewogen fühlen mochte, über Männer, wie Beda, Alcuin, Hrabanus, Lafrancus, um über solche um christliches Wissen hochverdiente Priester ihr anerkennendes Sanctus zu sprechen. Und daß Gerbert in einer solchen Zeit, die ihm keine ermunternde Aussicht auf glücklichen Erfolg bieten konnte, dennoch rastlos bemüht war, die Zeitgenossen für die höchste Idee seiner Seele zu gewinnen und alle Mittel seiner geistigen Macht aufbot, um endlich unmuthig aus einer Welt zu scheiden[1], der er seine edelsten Kräfte weihete und die ihn verkannte, dieses hohe tragische Streben ist es, das uns über seine Mißgriffe hinwegsehen und ihm unsere höchste Theilnahme gewinnen läßt. Gerbert vermochte nicht mit allen seinen Anstrengungen, auf seine Zeit wohlthätig umwandelnd einzuwirken, und die ansehnliche Zahl der Schüler, die der Verfasser (S. 152 und 163) aufführt, und die wir noch mit Bernelin vermehren können[2], verschwinden ohnmächtig, den brutalen Thatsachen der Geschichte jenes Jahrhunderts gegenüber[3]. Und wenn der letzte Zweck der Geschichte wohl der ist, den Sinn für die uns umgebende Wirklichkeit zu beleben, so wird sich mancher Leser Trost und Muth aus Gerberts Leben holen, denn dieselbe Macht, die es nicht gestattet, daß irgend ein Menschenindividuum sich einwirkend zeigen könne, so lange die Zeit nicht gekommen ist, dieselbe allerhöchste Gottesmacht läßt es auch nicht zu, daß irgend ein wahrhaft edles Streben, wenn auch von der Gegenwart nur mit Ungunst gelohnt, der Menschheit der Zukunft verloren gehe, und die Strebungen Gerberts, die sein Jahrhundert gleichsam von sich wies, werden mit

---

1 So erkläre ich mir sein beinahe völliges Stillschweigen von 1001 bis zu seinem Sterbejahre 1003; denn ein Verlorengegangenseyn der Briefe aus diesem Zeitraume ist nicht leicht anzunehmen, da man gewiß auf Erhaltung der Episteln Sylvesters II. noch größere Sorgfalt als auf die Gerberts verwendet haben würde.

2 Hist. liter. de la France. V. XII. p. XX.

3 Conf. Murator. ant. Ital. med. aev. T. 2. p. 161 u. T. 3 p. 831.

dem Ende des eilften das belebende Element der Zeit, und die lohnende Anerkennung, die ihm die seine vorenthielt, diese bringen ihm freudig die unendlichen Reihen aller folgenden.

F. H. G. Zappert.

---

Eine Heirath in der großen Welt. (A marriage in high life.) Von der Verfasserinn von Trevelyan, Flirtation etc. Aus dem Englischen übersetzt von C. M. Böhm. Zwei Theile. Wien, Gerold, 1837. 8.

Die Verehelichung einer Kaufmanns-Tochter mit dem Sohne eines in seinen Vermögensumständen sehr herabgekommenen Lords, gab der Verfasserinn des Originals Gelegenheit zur Schilderung der Folgen einer Heirath zwischen Personen von ungleichem Stande, ungleicher Erziehung, und ungleichen Grundsätzen. Auf den ersten Anblick dürfte man einen Gegenstand dieser Art um so minder für schwierig in der Behandlung halten, als fast alle Zweige der Literatur bereits Variationen über dieses Thema geliefert haben; diese Voraussetzung würde aber mit dem vorliegenden Romane weit irre gehen, indem derselbe sich eben so neu als ergreifend und lebendig gestaltet. Die Aufgabe, wie sie hier gelöst erscheint, mit ihren mancherlei Verzweigungen, mit dem vielköpfigen Schlangenhaupte von Vorurtheilen mancher Art, mit dem bunten Maskenspiele der socialen Verhältnisse unserer Zeit, mit der reichen Mannigfaltigkeit von Kontrasten in den Situationen und Charakteren, zeigt sich, je tiefer man in ihre Bedeutung eindringt, um so gewichtiger, und wir möchten beinahe glauben, daß sie einer andern, als eben einer weiblichen Feder, kaum lösbar gewesen wäre. In der That würde ein männlicher Autor schwerlich an den Klippen vorübergekommen seyn, welche hier von allen Seiten emporragten; das Annähern und Fliehen der beiden Hauptpersonen, die Einmengung des Vertrauten und der Maitresse, würde vermuthlich ein streifes wo nicht ein verletzendes Aufsehen gewonnen haben, und die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit mißlich dabei gefahren seyn; die Geheimnisse der Liebe, die Erforschung der Herzensfalten werden ja stets Mysterien bleiben, welche zu lüften nur priesterliche Frauenhände berufen sind. — Unsere Verfasserinn gehört unverkennbar zu den berufensten ihres Geschlechtes, und wie wenig Ref. auch sonst das Schriftstellern der Damen goutirt, so gesteht er doch unumwunden, daß er das in Rede stehende Buch mit Vergnügen gelesen hat und es aufrichtig empfehlen zu müssen glaubt. Nichtengländern wird allerdings das Verständniß all' dieser conventionellen Formen, dieser Eigenthümlichkeiten, dieser Ziererein und Pruderien, weniger leicht aufgehen, als den Landsleuten der Verfasserinn; allein die Darstellung ist so warm und dramatisch, daß sie auch der Ausländer für wahr erkennen muß, und dann wird er an die Handlung des Romanes glauben, selbst wenn sie ihm bisweilen auf die Spitze gestellt erscheinen sollte; — Wahrheit aber ist das Grundprinzip zur Lebenskraft eines Kunstwerkes: glauben wir nicht an dasselbe, so bleibt alle Bestrebung erfolglose Gauckelei, welche bestechen, blenden, doch nimmermehr nachhaltig wirken kann. — In dieser Beziehung nun ist die »Heirath aus der großen Welt« einer der besten neueren Romane, weil er uns ein psychologisches Gemälde voll markiger, lebensfrischer Züge entrollt, gleich sehr auf spannendes Interesse der Begebenheit, als auf belehrende Zurechtweisung in den wichtigsten Angelegenheiten der Gesellschaft, nämlich in der kleinen Welt der Häuslichkeit begründet: er gibt uns eine der eindringlichsten Lectionen, welche den Verstand und das Gefühl im gleichen Maße befriedigen. Dabei ist die Reflexion so scharfsinnig, die Empfindung so delicat, der Styl so geglättet, daß man mit Liebe und Achtsamkeit auf dem Einzelnen verweilt und sich von dem Ganzen innig angesprochen findet. Vorzüglich ist dieß mit dem ersten Theile der Fall: im zweiten scheint der Uebersetzer, etwa um durch Längen nicht zu ermüden, vielleicht nur auszugsweise gearbeitet zu haben, und dadurch zeigt sich eine Art von Ungleichheit, welche erst gegen das Ende hin wieder in das rechte Geleis kömmt; dennoch kann Ref. sich mit der Nothwendigkeit dieser traurigen Katastrophe nicht einverstehen; es waltet von keiner Seite eine tragische Schuld ob, um einen so herzzerreißenden Ausgang zu bedingen. Indessen mag dieß vielleicht nur individueller Eindruck seyn, und thut auch dem Reitze der Schrift in keiner Art Abbruch, weßhalb wir selbe noch einmal und recht dringend zur Lectüre und Beherzigung empfehlen; seine Moral leidet auch auf andere als eben nur die höheren Stände Anwendung. — Uebersetzung, Druck und Papier sind gut.

M.

---

## Literarische Aphorisme.

Eine ungebildete Zeit beging den Fehler, an den Werken der Literatur ein allzumaterielles Interesse zu nehmen; es gebrach der Begriff der Kunst.

Unsere überbildete hat sich vor dem entgegengesetzten zu hüten: vor lauter Einsicht in die Behandlung den Gehalt eines Werkes ganz zu übersehen.

Was steht denn eigentlich im Buche? — diese Frage hör' ich fast nie; mir scheint aber, sie sollte die erste seyn; dann erst: wie steht es darinnen?

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

43. Mittwoch, den 31. Mai 1837.


Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Bucholtz. Siebenter Band. Wien, Schaumburg, 1836. XIV und 582 S. 8.

Der Umfang des vorliegenden Werkes, das, wie wir hören, noch mit zwei Bänden vermehrt werden soll; die Gründlichkeit der darin niedergelegten Resultate unermüdeter Forschung, und insbesondere die Wahrheit der Gesinnung, welche durch das Ganze belebend und fördernd wirkt, stellen den Verfasser in die erste Reihe vaterländischer Historiker, ja selbst die deutsche Geschichte dürfte wenige Perioden aufweisen können, die mit solcher Vollendung bearbeitet worden sind. Dieses unbestreitbare Verdienst gewinnt eine noch erhöhte Bedeutsamkeit, wenn man die Zeiten Ferdinand des Ersten in ihrer vollen Wichtigkeit festhält. Abgesehen von den vielen, bisher entweder noch unerörtert gebliebenen, oder auch künstlich verschobenen Fragen, welche die genannte Epoche bot, und die durch den Verfasser ihre volle Lösung gefunden haben, war es keine geringe Aufgabe, die durch Luther herbeigeführte Spaltung und deren Bewegungen im Geiste der Unbefangenheit und einer nur mit ernsten Studien gewonnenen Ueberzeugung zu würdigen. Die Thatsache, daß wir Katholiken bisher fast alle unsere historischen Kenntnisse aus Werken protestantischer Schriftsteller, die nicht wie Leo, Hurter u. s. w. die Bahn einer mehr parteilosen Untersuchung gingen, gezogen, und dadurch nicht selten in unsern Ansichten den wahren Standpunkt verloren haben, muß selbst die Erscheinung erklären, wenn des Verfassers ernste Bestrebungen unter uns nicht überall Verständniß und Würdigung gefunden haben. Es ist ein tiefwurzelndes Uebel unserer Zeit — wir sagen dieses auf die Gefahr hin, mißverstanden oder schlechtweg verworfen zu werden — daß ein offenes, freies Bekennen zum katholischen Principe selbst unter Katholiken Obscurantismus heißt, während der Skribler, der ohne Gesinnung und Kenntnisse, im frechen Uebermuthe es wagt, den Glauben seiner Väter zu schänden, schnell einen gewissen literarischen Ruf erhält. Eine solche Zeit bedarf der Stimmen tiefen Ernstes, starker Mahnung; das Verderben aber, das von der Geschichte in ihrer einseitigen Richtung ausgegangen, muß und kann nur durch die Geschichte wieder gehoben werden. Wie schwierig dabei die Aufgabe, den rechten Weg zu treffen, läßt sich nicht verkennen: fordert sie einerseits strenge Vorsicht, um nicht, aus Eifer für die Sache des Katholizismus, in die Art und Weise der bisherigen protestantischen Historiker zu verfallen, d. i. dem Parteigeiste zu dienen: darf man sich andererseits eben so wenig von der in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts flottgewordenen und hochgerühmten Idee einer übel verstandenen, in Indifferentismus ausartenden Toleranz tyrannisiren lassen. Insbesondere haben letzterem, welcher leider noch immer fortwuchert, die besten österreichischen Historiker der neuern Zeit nicht selten die nöthige Unbefangenheit geopfert, unverkennbar aus Furcht, in die Reihen der Finsterlinge geworfen zu werden, oder auch aus allzuängstlicher Besorgniß, der wahren Toleranz zu nahe zu treten. Mit seltener Besonnenheit dagegen hat der Verfasser des vorliegenden Werkes beide Abirrungen zu vermeiden gewußt: er suchte weder die Auswüchse, welche sich thatsächlich herausstellten, zu übertünchen, noch ließ er sich von der falschverstandenen Toleranz beherrschen oder von der wahren beengen. Der letztern aber durchgehends und in Liebe folgend, mochte er auch mit Recht Anschuldigungen zurückweisen, dergleichen z. B. vom Referenten des Morgenblattes ausgegangen sind. Doch wir wollen ihn selbst hören. »Eben dort (B. V.) und schon früher (B. IV. XVII.)« heißt es unter Andern im Vorworte zum gegenwärtigen Bande, »haben wir auch dem Vorwurfe zu begegnen gesucht, als sey diese Darstellung der Friedensliebe entgegen, als rege sie, wie der Verfasser (Menzel) sagt, Leidenschaften auf, die der edle Geist der Toleranz auf immer dem Todesschlaf überliefert haben sollte. Wir sind weit entfernt, jenes zu wollen. Niemand möchte freudiger auch mit dem theilweise Getrennten sich durch alle jene erhebenden und sittlichen Wahrheiten verbunden fühlen, welche gemeinsam anerkannt werden. Aber wir halten keine andere Behandlung würdig des deutschen Ernstes und männlicher Wahrheitsliebe, als welche den wesentlichen Streitpunkt klar, fest, ruhig ins Auge faßt, und dann indem sie auf historischem und philosophischem Gebiete sich begnügt, Jedem die Bildung des Endurtheils zu überlassen, sich zugleich glück-

sich schätzt, für ruhige Verständigung, für Beschränkung des Streites auf immer engere Gränzen, vielleicht fruchtbarere Daten an die Hand gegeben zu haben; — hiermit zugleich, wie sich von selbst versteht, die unbefangene Würdigung alles menschlich und persönlich Guten und Trefflichen verbindend. — Die wahre Duldung muß gegenseitig wissen, was sie duldet. — Weit mehr wahre Friedensliebe beurkundet nach unsrer Meinung ein solches Verfahren, als wenn man den eigentlich wesentlichen Streitpunkt verdeckt und überspringt, statt gegenständlicher Prüfung, bis wohin man einig gewesen sey, oder seyn könne, nur die alte Kluft aufs neue zu erweitern sucht, und dann mit dieser gründlichen Verkennung des andern Theils in der Hauptsache, in allen Nebendingen zur gefälligsten Anerkennung sich bereit zeigt.«

Wir müssen hier noch eines Punktes erwähnen, der im Vorworte berührt wird. Man hat in der neuesten Zeit wieder angefangen, jene Männer, welche vor Luther wider Sittenlosigkeit und Mißbräuche ihre Stimmen erhoben, als dessen Vorkämpfer zu bezeichnen, ohne dabei zu bedenken, wie durchaus ihre Tendenz keine verneinende gewesen, und ihren Bestrebungen daher der wesentliche Charakter fehlt, um zu jenen Luther's gestellt werden zu können. »Die Vorkämpfer,« sagt der Verfasser, »waren zunächst allerdings in wesentlichen Bejahungen erstarkt, und äußerten dieselben, Luther vor allem, mit tiefer Kraft und mächtiger Sprache; in so weit nämlich, als sie die Grunddogmen des Christenthums, und den auch von der Kirche bezeugten Inhalt der Schrift behaupteten. — Sie führten ferner auch Kampf gegen anerkanntes Verderben und Mißbräuche, welche mit den eigenen Lehren der Kirche im schreienden Widerspruche standen, und hierin waren sie, so weit nicht die geheiligte Sache selbst, sondern menschliches Laster bekämpft wurde, im Prinzipe mit der Kirche einig. — In welchem Grade Katholiken, welche von jenem Eifer beseelt waren, auf den alle rechtgläubigen Concilien und Väter dringen, das Bestreben theilten, die Kirche von solchen anerkannten Mißbräuchen und Aergernissen zu reinigen, darüber enthält auch der vorliegende Band dieses Werkes, insbesondere der erste Abschnitt desselben, bemerkenswerthe Belege, und der folgende Band wird noch bedeutendere liefern können. In diesen beiden Beziehungen aber, welche als Bejahungen aufgefaßt werden können, waren die Reformatoren nicht Vorkämpfer der Spaltung, so wenig vertheidigend als angreifend. Sie waren hierin eins mit der Kirche, nicht angefeindet, nicht ausgeschlossen von ihr, und selbst ihrerseits nicht Feinde und Verletzer ihres wesentlichen Bestandes. Hätte Luther nur solchen Kampf gekämpft, so würde man sein Andenken vielleicht wie das des heil. Bernhard und so mancher Anderen ehren, welche mit kühner Freimüthigkeit des Wortes, wie durch Heiligkeit ihres eigenen Wandels allen schnöden Wucher, allen Weltsinn im geistlichen Gewande, alle Unlauterkeit verdammten. — Außerdem nun aber längnete und verneinte er jene Dogmen, worauf der sakramentale Charakter und die Idee einer wahren Gemeinschaft und Objectivität der Kirche beruht, jene Dogmen, die wir an manchen Stellen dieses Werkes und unter andern im Vorworte zum 5. Bande (S. 9) angedeutet haben. — Man konnte den Angriff dagegen nicht etwa unter Berufung auf neue Thatsachen, Wahrheiten, Offenbarungen, auf eine neue Erfüllung führen, welche mit neuer Beglaubigung in die Welt tretend, eben so starke oder stärkere Kennzeichen göttlicher Erleuchtung und vernünftiger Begründung, als der Bestand der Kirche gehabt hätte. Man berief sich zwar auch bei solchem Angriff auf positive Wahrheiten, allein es waren solche, die auch die alte Kirche anerkannte, die man von ihr empfangen hatte. Im alten Glauben bildeten diese Grundlehren mit denen, welche jetzt angegriffen wurden, ein innigst verflochtenes, lebendig vereintes Ganzes; in jedem einzelnen Lebensact der Kirche wurde der Inbegriff aller Dogmen, das Zusammenwirken aller wesentlichen Elemente bekannt. Die unzertrennte Einheit aller Glaubenslehren, nicht etwa nur als Widerspruchlosigkeit, sondern als innigste Harmonie und wechselseitige Begründung und Bedingung unter einander (etwa wie im gemeinen Bilde, die verschiedenen Theile eines Gewölbes einander tragen, oder in Wurzel und Krone dieselben Säfte kreisen) war mehr oder minder vollständig von mächtigen Geistern nachgewiesen; die Dogmen des kirchlichen Organismus nahmen Theil an derselben Beglaubigung wie das Evangelium selbst, und die Zeugnisse verstärkten sich wechselweise. Jetzt wurde laut ein greller Widerspruch behauptet, zwischen dem, was seither im geheiligten Bekenntniß als lebendig eins erfaßt worden war; die schärfste Schärfe des angreifenden Wortes trennte und zerriß es; in der Beweisführung kurz angebunden, wie Erasmus sagte, kannte man im Angreifen kein Maß; der eine Theil der Dogmen sollte als dem andern und ersten widersprechend verworfen, der Glauben daran in der ganzen Welt, oder doch in so weitem Bereich, als möglich vernichtet werden. — Der Versuch der Nachweisung, daß das Sacerdotium und »das Sakrament der Kirche« mit der Lehre von der Rechtfertigung im Widerspruche stehe, brachte nur Argumente vor, welche mit wenigstens eben so gültiger Schlußfolge widerlegt wurden. Wollte aus einer Seite der Sache, ausschließlich aufgefaßt, ein solcher Widerspruch hergeleitet werden, so brauchte man nur den Gegenstand auch von andern Seiten zu betrachten, ihn nur als Ganzes zu denken, um zu sehen, daß der Widerspruch nicht erwiesen sey, oder nicht erwiesen werden könne. Bloß menschlich genommen konnte man höchstens meinen, die Sache könne, nach dem, was eben jetzt von den Disputirenden ins Bewußtseyn gefaßt worden, so oder anders seyn. — Neue göttliche Thatsachen aber hatte man nicht, ein neuer Glaube wurde nicht

aufgestellt; und dennoch wurde, von so gebrechlicher Argumentation unterstützt, welche Niemanden nöthigte, welche Jedem die volle Befugniß lassen mußte, die Sache auch anders anzusehen, mit tiefster Gemüthskraft der Angriff auf die altgeheiligten Institute geführt; der Glaube selbst verwandelte sich, so zu sagen, in bittere Verneinung. Wer dem Angriff nicht zustimmte, wer es anders meinte, dem wurde in seine Seele diktirt, daß er wider sein Gewissen und den heiligen Geist sündige; die durch einen Ocean von Zeugnissen der ehrwürdigsten Art, durch tausendjährige Tradition bewährten Dogmen wurden mit einer furchtbaren Ausschließlichkeit und Entschiedenheit, als gottlose Lüge, als Teufelstrug, als die Sache des Antichrists bezeichnet; — und gegenüber diesem Angriff behauptete die alte Kirche jene Dogmen, worauf sie selbst beruhete, mit aller Energie der Selbsterhaltung und kraft ihres Glaubens ihr einwohnenden Autorität. Jener Angriff, diese Selbstbehauptung dagegen bilden die Kirchenspaltung, — und dieses ist es, was den Geschichtschreiber nöthigt, das Wesen dieser Kirchenspaltung, ihrer weltgeschichtlichen Erscheinung nach, als Verneinung darzustellen. — Es ist auch vollkommen irrig, zu sagen, daß der Bruch erst später entstanden sey, daß Luther ihn nicht gewollt, erst durch spät erfahrene Unverbesserlichkeit der Gegner etc. ihn zu bewirken bewogen worden sey. Der Bruch war wenigstens dann sogleich entschieden, als er das immerwährende Opfer angriff und den päpstlichen Stuhl den Antichristen nannte, also schon zwischen 1519 und 1522 [1]. Freilich wollte er, daß möglichst Viele, daß wo möglich die ganze christliche Welt ihm zustimme; da er aber sehr gewiß wußte und wissen mußte, daß das nicht möglich sey, so wollte er die Spaltung, indem er so wesentlich Spaltendes aussprach. — Allerdings wollte er dieselbe nicht in so weitem Bereich als man jener verneinenden Lehre zustimmte; obwohl freilich in demselben Maß, als diese Lehre Raum gewann, wie er selbst mit tiefstem Schmerz erfuhr, sich eine vielgestaltige Menge der verschiedensten und zum Theil abentheuerlichsten Religionsmeinungen, gegen seinen Wunsch und Meinung, hervorthat und hervorthun mußte; weil das feste Band der Einheit, das Prinzip objektiver Entscheidung mit jener Verneinung hinweggenommen wurde.«

(Fortsetzung folgt.)

---

1 Zu dieser Zeit traten Viele, welche den ersten Schritten Luthers mit Beifall folgten, weil sie sich innerhalb der Gränzen der Bejahung hielten, weil sie nur Abstellung wirklich vorhandener Mißbräuche bezweckten, mit Entschiedenheit zurück. So die meisten Gelehrten Wien's, so Cuspinian, der den schmeichelhaften Brief Luthers unbeantwortet ließ, obschon er sich früher für ihn unverholen ausgesprochen hatte. Die protestantischen Schriftsteller finden die Ursache des Rücktrittes in der Furcht, oder in bürgerlichen Verhältnissen, als ob man nicht eben so gut annehmen könnte, daß sich Tausende aus denselben Gründen dafür erklärt haben. Uebrigens können und werden wir zu seiner Zeit darthun, wie jene Männer nicht der Ueberzeugung zuwider, sondern derselben vollkommen gemäß, die Sache Luthers desavouirt haben.

R.

---

Das Eisenbahnwesen nach allen Beziehungen kritisch beleuchtet. Für den Gebildeten jeden Standes, und ein vollständiges Handbuch für Eisenbahn-Comitéen, Privat-Unternehmer, Mit-Interessenten, Architekten, Ingenieurs und Mechaniker. Von Dr. Victor Mekarsky Edlen von Menk. Mit erläuternden Tabellen und Abbildungen. Wien. Verlag von Franz Tendler. 1837. 8. (224 Seiten.)

Es bedarf wohl kaum eines Beweises, daß Handel und Industrie in Europa seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts einen ungemeinen Aufschwung genommen haben, und noch fortwährend im Steigen begriffen sind. Mit einer Art von Begeisterung hat man sich allenthalben diesen Zweigen der menschlichen Thätigkeit zugewendet, und wie es ein Zeitalter gegeben hat, in welchem die religiösen, die militärischen Interessen vorwalteten, so könnte man unsere Tage das Zeitalter der gewerblichen Interessen nennen. Frägt es sich nun aber weiter, was denn wohl hier von so besonders wichtigem Einflusse gewesen seyn möchte, so zeigen sich uns als die vier Hauptmomente: Erstens die durch Adam Smith herbeigeführte Veränderung in den beschränkten Ansichten der früheren Jahrhunderte über Industrie und Industriepolitik, — zweitens die Vereinigung von Kapitalien in Aktiengesellschaften und die dadurch bewirkte Verschmelzung einzelner Kräfte zu einem großen Ganzen, — drittens die Anwendung der Dampfkraft bei den verschiedensten Arten von Maschinen, — und endlich viertens die immer weiter um sich greifende Anlegung von Eisenbahnen. Was insbesondere die letztern betrifft, so scheinen sie die großen Pulsadern der Circulation zu seyn, durch welche sich das belebende Princip nach allen Theilen des Körpers verbreitet. Ich müßte hier nur oft Gesagtes wiederholen, wollte ich alle jene Vortheile schildern, welche nicht bloß die menschliche Betriebsamkeit, sondern überhaupt alle geselligen Verhältnisse von einer weiteren Ausbreitung dieses neuen Verkehrsmittels zu erwarten haben. Was ist wohl natürlicher, als daß ein Gegenstand, der die allgemeine Aufmerksamkeit schon seit mehreren Jahren so sehr für sich in Anspruch nimmt, auch nach allen seinen Beziehungen erörtert und besprochen werde. Wir besitzen daher bereits eine eigene Eisenbahn-Literatur, ja man hat sogar in Deutschland ein besonderes Eisenbahn-Journal gegründet, welches sich fortwährend noch eines bedeutenden Absatzes erfreut. — Unter jener großen Anzahl von Werken befinden sich aber dennoch meistens nur Monographien, sowohl über ein-

zelne Eisenbahnen, als über einzelne, das Eisenbahnwesen betreffende Fragen. Allgemeinere Werke haben wir bisher noch selten erscheinen gesehen, und es muß daher dem Verfasser der vorliegenden Schrift zu einem um so höheren Verdienste angerechnet werden, daß er sich von der Schwierigkeit des Unternehmens nicht abschrecken ließ, und es versuchte, von einem höheren, wissenschaftlichen Standpunkte aus eine systematische Darstellung über unsern Gegenstand zu liefern. Er wünschte durch seine Arbeit jeden Leser in den Stand gesetzt zu sehen, »eine in Entwurf gegebene Eisenbahn nicht nur nach den individuellen Verhältnissen der Anlage, Richtung und Förderungsweise, sondern auch nach den muthmaßlich zu hoffenden Resultaten zu beurtheilen.« — Allerdings eine etwas schwierige Aufgabe! Wir wollen sehen, in wie weit es dem Verfasser gelungen ist, dieselbe zu lösen, und gehen daher auf den Inhalt seines Werkes selbst über:

In der Einleitung weist der Verfasser, — etwas weit ausholend, — auf die höhere Bedeutung der willkührlichen Ortsbewegung hin, wie sie sich in den verschiedenen Vollkommenheitsstufen der Thierwelt ergibt. Die Grundansicht, »daß mit der höhern Vollendung der willkürlichen Ortsbewegung in gleichem Grade das eigenartige geistige Gepräge auf einer höhern Stufe entfaltet sey« — scheint uns allzuviele Ausnahmen zu erleiden, um im Allgemeinen als richtig angesehen werden zu können. Die Gewandtheit der Affen, die Gelehrigkeit des Hundes, die Geschicklichkeit der Biber, des Seidenwurmes, der Spinne und hundert andere Beispiele dürften unsern Einwurf zu begründen geeignet seyn. Vor allem aber ist es der Mensch, der jene Regel zu Nichte macht; denn bei ihm steht die willkürliche Bewegung, wie der Verfasser selbst gesteht, keineswegs auf einer sehr hohen Stufe der Ausbildung, und er müßte demnach im günstigsten Falle seinen Platz zwischen den Säugethieren und zwischen den Vögeln einnehmen, da es ihm bei aller Anstrengung noch nicht gelungen ist, dem Fluge der letztern gleichzukommen. Eher möchten wir der weitern Behauptung des Verfassers beistimmen, „daß der Umfang und die Lebhaftigkeit des Völkerverkehrs in jeder Periode der Entwicklungsgeschichte des Menschen auch den Umfang und den Grad der Civilisation bestimmt haben.« Wie wohlthätig diese gegenseitige Berührung der Völker nicht bloß auf den materiellen Wohlstand derselben, sondern auch auf die Erhöhung der geistigen Thätigkeit einwirkt, entnehmen wir sowohl aus den vom Verf. selbst angeführten Beispielen als auch neuerdings aus der Betrachtung mancher Reiche, die sich nach Möglichkeit von allem Verkehre nach Außen zu entfernen suchten, und nun schon seit mehr als tausend Jahren auf derselben Stufe der Kultur stehen geblieben sind, dagegen in andern Staaten sich mit zunehmender Handelsthätigkeit auch die Civilisation vermehrte. Der Verfasser liefert bei dieser Gelegenheit einige Daten zur Geschichte des Handels, der Schifffahrt, der Brücken und Straßen und geht endlich auf den eigentlichen Gegenstand seiner Abhandlung, die Eisenbahnen, über.

Er beginnt (S. 24) mit einer Geschichte ihrer Entwicklung und findet den Ursprung derselben in den sogenannten Ringelbahnen, welche schon seit 300 Jahren in den deutschen Bergwerken zur Ausförderung der Erze benützt werden [1], und aus zwei nebeneinander gelegten hölzernen Riegeln oder Balken bestehen. Bald mußte aber die Erfahrung lehren, daß jene hölzernen Geleise einer allzuschnellen Abnützung unterliegen, daher man anfing, statt des Holzes das Eisen anzuwenden. Der Verfasser erwähnt hier des Esqr. Edgeworth, der im Jahre 1768 für die Verbesserung des Transportes auf Eisenbahnen, so wie für andere mechanische Erfindungen eine goldene Preismedaille erhielt. Er hätte bei dieser Gelegenheit auch berichten können, daß die älteste Eisenbahnbill in England schon im Jahre 1758 erlassen wurde, und zwar für den Brandlings-railroad zur Versorgung der Stadt Leeds und ihrer Umgebung mit Kohlen. — Bald fing man an, mehrere Arten dieser Bahnen zu construiren, und zwar die schon früher üblichen Ringelwege (*railroads*), bei welchen die Wagenräder mit einem vorstehenden Rande versehen seyn müssen, oder die Plattenschienen (tramroads), bei denen die Schienen der Bahn selbst einen großen Seitenrand haben, um die (nach der sonst gewöhnlichen Art verfertigten) Wagenräder im Geleise zu erhalten. Anfangs wandte man auf diesen Bahnen als Bewegungskraft die Kraft des Menschen an; bald gebrauchte man auf größeren Strecken Pferde; der nächste und wichtigste Schritt war die Anwendung der Dampfkraft bei Locomotiven. Der Verfasser erwähnt hier der vielen, größtentheils mißlungenen Versuche, gewöhnliche Chausseen mit Dampfwagen zu befahren, welche zu dem Schlusse zu berechtigen scheinen, daß der eigentliche Zweck der Aufgabe, Waaren und Reisende schneller, sicherer und wohlfeiler als mit Pferden fortzuschaffen, dadurch nicht erreicht werden könne, und daß der Grund hievon nicht in der mangelhaften Ausführung, sondern im Prinzipe selbst liege.

(Fortsetzung folgt.)

1 Wir können hier nicht umhin zu bemerken, daß in unsern mit Recht so hochberühmten Bergwerken zu Eisenerz und Vordernberg sich äußerst sehenswerthe Eisenbahnen befinden, auf welchen das Erz zu Tage gefördert wird. Die Hunde gehen darauf ohne weitere Beihilfe bloß durch ihre eigene Schwere getrieben, und nur die leeren Wagen müssen von den Arbeitern zurückgeschafft werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

44. Sonnabend, den 3. Juni 1837.

**Das Eisenbahnwesen nach allen Beziehungen kritisch beleuchtet.** Für den Gebildeten jeden Standes, und ein vollständiges Handbuch für Eisenbahn-Comitéen, Privat-Unternehmer, Mit-Interessenten, Architekten, Ingenieurs und Mechaniker. Von Dr. Victor Mekársky Edlen von Menk. Mit erläuternden Tabellen und Abbildungen. Wien. Verlag von Franz Tendler. 1837. 8. (224 Seiten.)

(Fortsetzung.)

Der Verfasser liefert hierauf eine Uebersicht der vorzüglichsten Eisenbahnen in Großbritannien, Nordamerika und auf dem Continente von Europa, die aber höchst unvollständig und lückenhaft ist, und außer den trockenen Ortsnahmen nur wenig Interessantes enthält. Wir erwarteten hier ein möglichst vollständiges Gemälde, worin der Verfasser die Richtung dieser Verbindungslinien, ihre Länge, ihre Anlagekosten, die Schnelligkeit der Reise auf denselben, die Zahl der Personen und die Menge der Waaren, die darauf transportiert werden, den Ertrag, den sie abwerfen, den Einfluß, den sie auf den Gang des Handels genommen, und noch manches Andere hätte zusammenstellen können. — Von Allem dem findet sich aber so viel als nichts, und der Verfasser scheint diese Partie seines Werkes nicht mit besonderer Vorliebe bearbeitet zu haben. Sein Hauptaugenmerk ist aber auch mehr auf die Theorie der Eisenbahnbauten selbst gerichtet. Er untersucht 1. zuerst: das Princip derselben. Hier wird es klar, daß auf den gewöhnlichen Straßen die Reibung dem Fortschaffen einer Last beträchtlich hemmend entgegenwirkt, und daß ein vollkommen glatter, vollkommen harter Körper auf seiner Oberfläche gar keine Reibung darbieten würde, daß endlich überhaupt die Reibung und mithin auch die zum Fortbewegen nöthige Kraft desto geringer sey, je geringer (unter übrigens gleichen Umständen) die Größe der Fläche und das Gewicht des (fortzubewegenden) Körpers ist. Die Eisenbahnen sollen dazu dienen, jene Hemmnisse der Bewegung so viel als möglich zu beseitigen. Bei horizontalen Strecken bildet die Reibung allein den gesammten Widerstand der Bewegung; sie wirkt aber auf verschiedene Art, und zwar: a) als rollende, b) als schleifende zwischen den Achsen und Lagern des Wagenkastens und c) als schleifende bei Krümmungen der Bahn. Auf geneigten Strecken äußert nebstbei noch die Schwerkraft ihren Einfluß, und zwar bei der Ansteigung verzögernd, beim Niedergange dagegen offenbar beschleunigend. Der Verf. widerlegt hier die unstatthaften Behauptungen La Crelle's zur Genüge, und geht S. 78 auf die Art und den Zeitraum der Ausführung des Baues II. über. Er hält es für das zweckmäßigste, die verschiedenen Leistungen für einzelne Strecken in Entreprise zu geben und später das definitiv aufzubringende Gestänge zu provisorischen Eisenbahnen zu benützen, auf welchen der Transport der nöthigen Materialien ungemein erleichtert wird. Wir stimmen dieser Ansicht im Allgemeinen wohl bei, sind aber der Meinung, daß der Verfasser noch manchen Einwürfen hätte begegnen sollen, die zwar nicht unauflösbar sind, jedoch immer eine bedeutende Schwierigkeit darbieten; als z. B. ob die Verpachtung einzelner Strecken an verschiedene Unternehmer nicht die nachtheiligen Folgen haben könnten, daß die Arbeiten in ungleicher Güte geleistet werden; ob nicht die Anlegung unter eigener Regie vorzuziehen sey, da gedungene Arbeiten oft schlecht verrichtet werden; ob die Anlegung der oberwähnten provisorischen Eisenbahnen nicht zu vielen Zeit- und Kostenaufwand erheische, u. d. m. Auch läßt der Reichthum eines Landes an Eisen noch nicht schließen, daß jederzeit die erforderliche Quantität von Schienen zu haben seyn werde, da die Eisenhämmer bei allem Ueberflusse an Metall doch auf diese Gattung von Arbeit nicht eingerichtet seyn könnten, wie es gerade in Oesterreich hier und da der Fall ist.

Der III. Abschnitt handelt von den Grundsätzen bei der Anlage und Richtungslinie der Eisenbahnen. Der Verfasser meint hier, daß Eisenbahnen nur dann ein folgenreiches und Gewinn bringendes Unternehmen sind, wenn sie zu dem höhern Zwecke bestimmt sind, die Richtung eines größern lebhaften Verkehrs zu ändern. Diese Ansicht dürfte etwas zu beschränkt seyn. Es muß nicht immer auf eine Aenderung des früheren Zuges der Waaren und Reisenden ankommen; häufig (ja vielleicht noch häufiger als im entgegengesetzten Falle, bei dem der Erfolg oft ungewiß ist) wird

eine Eisenbahn auch dort sehr vortheilhaft auszuschlagen seyn, wo — wie der Verfasser selbst sagt — schon früher Millionen Zentner Güter aller Art langsam mit Pferden fortgeschleppt wurden, und die Personenfrequenz beträchtlich ist; denn nur von einem schon vorhandenen großen Verkehr läßt sich bedeutender Gewinn erwarten.

Mit Recht macht unser Autor S. 87 darauf aufmerksam, daß die Anlage einer Eisenbahn neben einem schiffbaren Strome, der günstigen Terrainverhältnisse ungeachtet, sich selten rentiren wird, da dort die Wasserstraße schon die meisten Vortheile verheißt, welche die Eisenbahn erst erwarten ließe. S. 94 wird eine Vergleichung zwischen den Eisenbahnen und den gewöhnlichen Chausseen angestellt, und verschiedenen Einwürfen begegnet, welche man den ersteren entgegenzusetzen pflegt: z. B. daß sie nur auf kurzen Strecken anwendbar, vielen Beschädigungen ausgesetzt, im Winter bei starkem Schnee unbrauchbar, nur zum Transporte geringer Lasten tauglich seyen, daß der Verkehr durch Eisenbahnen noch in seiner Kindheit ist, und man daher erst seine Resultate abwarten müsse. Zur Widerlegung dieses Einwurfes wäre es sehr zweckmäßig gewesen, wenn der Verfasser etwas mehr statistische Daten über den Fortgang und das Erträgniß der schon bestehenden Eisenbahnen geliefert hätte, an denen es wahrlich nicht fehlt. Eine andere Einwendung ist die, daß die neue Förderungsmethode mehreren Geschäften, namentlich dem Erwerb der Fuhrmänner, Eintrag thue. — Der Verfasser löst sie mit dem etwas verbrauchten Beispiele der Buchdruckerkunst, und schließt mit der Behauptung, daß die Fuhrleute nicht nur nichts dabei verlieren, sondern noch im offenbaren (?) Gewinnst stehen würden.

S. 107 geht der Verfasser zu den Dampfwagenfahrten auf den gewöhnlichen Landwegen über, und führt zur Begründung seiner Eingangs erwähnten Behauptungen an, daß diese Fahrt, in ihrer gegenwärtigen Unvollkommenheit, noch nicht mit Sicherheit, Ausdauer und ohne Gefahr benützt werden könne; daß die Herstellung einer vollständig macadamisirten Straße noch bei weitem mehr kosten würde, als die Anlage einer zweckmäßig und ohne Verschwendung gebauten Eisenbahn; daß das Maschinenwerk der Dampfwagen auf den gewöhnlichen Landstraßen viel künstlicher und complicirter seyn müsse, als die Vorrichtungen der Eisenbahnwagen u. s. w.

S. 111 behandelt der Verfasser die Frage, ob nicht etwa die Kanäle den Eisenbahnen vorzuziehen seyen? Die zwei ersten Einwürfe, daß die Anlage der Kanäle sehr kostspielig sey, und daß sie dem Ackerbau große Strecken Landes entzügen, scheinen uns von keiner Bedeutung, da sie auch bei den Eisenbahnen (wenn gleich nicht in so hohem Grade) eintreten. Wichtiger dagegen ist die Schwierigkeit, den Kanälen einen beträchtlichen Wasserzufluß zu sichern, so wie die durch viele Schleusen bewirkte Verzögerung des Transportes, und die öfteren Hemmungen der Schiffahrt durch Zufrieren, Austrocknen oder Ablassen des Wassers. Dennoch schließt der Verfasser mit Recht, daß auch die Kanäle ihre Vorzüge haben, die unter manchen Verhältnissen durch Eisenbahnen nicht ersetzt werden können, wenn es sich z. B. darum handelt, in nicht allzulanger Strecke zwei schiffbare Ströme (Donau und Rhein) oder Ströme und Meere zu verbinden.

Ein höchst wichtiger Abschnitt ist der IV. über die Berechnung der Anlagekosten. Der Verfasser unterscheidet hier: 1. Die Grundentschädigung; 2. die Erd- und Planir-Arbeiten, Anlegung von Tunnels, Brücken und Durchlässen, Bau der Futtermauern und gepflasterten Dossirungen; 3. den Ankauf der Eisenschienen; 4. gewisse Kunstarbeiten, welche neu und der Eisenbahn eigenthümlich sind; 5. die Kosten der Gebäude.

Sollten nicht die Kosten der Vorbereitung, als: Reisen, Mappirungen, Anschaffung von Modellen u. dgl., dann die Aufsichtskosten während des Baues u. a. m. hier ebenfalls in Anschlag kommen? Ueberhaupt hätten wir dieses Kapitel etwas ausführlicher gewünscht.

(Schluß folgt.)

---

Enumeratio Plantarum quas in Novae Hollandiae ora austro-occidentali ad fluminum Cygnorum et in sinu Regis Georgii collegit Carolus Liber Baro de Hügel. Vindobonae apud Fr. Beck, Universitatis Bibliopolam. 1837. 8.

Unter diesem Titel erschien die erste Abtheilung der systematischen Beschreibungen der von dem rühmlichst bekannten Reisenden Carl Freiherrn von Hügel an der südwestlichen Küste von Neuholland und namentlich am Schwan-Flusse (Swan River) und in der König Georg's-Bucht (King Georges Sound) in der kurzen Zeit vom 17. November 1833 bis zum 12. Januar 1834, mithin in nicht vollen zwei Monaten gesammelten Pflanzen, deren kritische Untersuchung die vaterländischen Botaniker Stephan Endlicher, Heinrich Schott und Eduard Fenzl gemeinschaftlich mit dem gelehrten Engländer Georg Bentham übernommen haben und das Resultat ihrer Forschungen mit diesem Werke der Gelehrten-Welt vorlegen.

Sie haben diese Arbeit so unter sich vertheilt, daß Bentham die Familien der Leguminosen, Rosaceen, Umbelliferen und alle Familien der Gamopetalen zum Gegenstande seiner Untersuchungen wählte; Fenzl die Familien der Paronchieen, Rhamneen, Halorageen, Portulaccaceen, Loranthaceen, Nerstiaceen und Cyperaceen; Schott die Cryptogamen und Endlicher alle übrigen natürlichen Pflanzenfamilien.

Die erste Abtheilung dieses Werkes, welche wir gegenwärtig vor uns liegen haben, umfaßt nur Dicotyledonen und

zwar 47 natürliche Familien mit 98 Gattungen und 307 Arten. Wie groß der Gewinn sey, welchen die Wissenschaft von dieser Arbeit zu erwarten hat, beweisen die 20 neuen Gattungen und 188 neuen Arten, welche sich hierunter befinden und von den Bearbeitern gemeinschaftlich mit dem Sammler neu aufgestellt und umständlich charakterisirt wurden.

Unter diesen neuen Gattungen sind 13 von Bentham aufgestellt; nämlich: Isotropis, Dichosema, Physolobium, Hardenbergia, Roea und Zichya aus der Familie der Leguminosen, wovon die beiden letzteren Gattungen vom Freyherrn von Hügel benannt sind; ferners Myriocephalus, Phyllocolymma, Cylindrosorus, Rhytidantho, Liolaema und Amblysperma aus der Familie der Compositen; und Conostephium aus der Familie der Epacrideen; — 6 von Endlicher gebildet; als Marianthus und Pronaya aus der Familie der Pittosporeen; Macarthuria aus der Familie der Bothneriaceen, — alle drei vom Freiherrn von Hügel benannt; — dann Diplopeltis aus der Familie der Sapindaceen; Chorilaena aus jener der Rutaceen; und Eremosyne aus der Familie der Saxifragaceen; — endlich: 1 von Fenzl, nämlich Trimalium aus der Familie der Rhamneen. Von den neuen Arten hingegen sind 111 von Bentham, 67 von Endlicher und 10 von Fenzl und hierunter 13 vom Freiherrn von Hügel benannt.

Werfen wir einen Blick auf die Zahl der Arten bei jeder einzelnen natürlichen Familie, so sehen wir, daß die Leguminosen unter allen übrigen Familien das Uebergewicht haben; die Myrtaceen und Compositen sich ihnen zunächst anschließen und noch die Epacrideen, Stylidieen, Umbelliferen und Goodeniaceen in größerer Artenzahl an der südwestlichen Küste von Neuholland, wenigstens in den vom Freiherren von Hügel besuchten Gegenden verbreitet sind. Alle übrigen Familien scheinen, nach der Hügel'schen Ausbeute, an Reichthum der Arten den genannten weit nachzustehen; denn außer den Labiaten, von welchen Freiherr von Hügel noch 9 verschiedene Arten fand, zählt keine der hier abgehandelten Familien mehr als 7, die allermeisten aber noch weit weniger Arten. Alle neuen Gattungen und Arten sind umständlich, den neuesten Anforderungen der Wissenschaft gemäß charakterisirt und beschrieben, und eben so auch jene Gattungen, welche zwar schon früher als solche bestanden haben, einer genauen Charakteristik aber bisher entbehrten. Bei den schon bekannten und beschriebenen Arten sind überall die erforderlichen Citate der einzelnen Autoren nachgewiesen und allenthalben ist der Fundort angegeben, wo sie gesammelt wurden, mit mehrmaliger Hinweisung auf andere Sammler. Häufig finden wir in diesem Werke höchst wichtige Notizen über die Vergleichung mit verwandten Arten und in den vielen Noten wesentliche Aufklärungen über die Synonymen, sowohl bereits beschriebener, als auch nur in Herbarien benannter Neuholländer-Pflanzen; und sehr oft auch bei jenen Gattungen, welche in diesem Werke abgehandelt sind, die Aufzählung aller übrigen, hierzu gehörigen bereits bekannten Arten, welche vom Freyherrn von Hügel nicht gefunden wurden.

Es ist daher diese verdienstliche Arbeit ein höchst wichtiger Beitrag zur genaueren Kenntniß der neuholländischen Flora und schließt sich auf eine würdige Weise den Werken eines Robert Brown, Labillardière, Lesson, Cunningham u. s. w. an, welche das meiste Licht über die so höchst merkwürdige Flora des großen Eilandes der Südsee verbreitet haben.

Der vaterländischen Literatur gereicht dasselbe zur höchsten Ehre, und liefert den erfreulichsten Beweis von der regen Thätigkeit unserer vaterländischen Botaniker, über deren vielfache literarische Leistungen, welche in neuester Zeit zu Tage gefördert wurden, wir nächstens bei einer andern Gelegenheit Bericht erstatten werden. Freiherrn von Hügel hingegen gereicht es zum großen Verdienste, durch seinen Eifer für die Wissenschaft, zu dieser Arbeit Veranlassung geboten und der Wissenschaft hierdurch einen so wesentlichen Gewinn zugewendet zu haben.

Die äußere Ausstattung ist dem inneren Werthe dieses Werkes vollkommen entsprechend.

F . . r.

---

## Von
## der Einführung des polnischen Alphabets
## in
## die ruthenische Schrift.

(Fortsetzung.)

Aus der Ursache, weil die bisherigen ruthenischen Schriftsteller im Schreiben mehr der cyrilischen Buchstaben, als jener des polnischen Alphabets sich bedienten, mache ich einen Vergleich zwischen beiden, damit es sich zeige, um wie viel das polnische Alphabet zur ruthenischen Sprache geeigneter sey als die cyrilische Azbuka. Und zwar:

I. Die Buchstaben sind Zeichen der Laute. Je kürzer ihre Benennung, desto leichter zum Auffassen ist jeder einzelne durch sie bezeichnete Laut. In dieser Hinsicht hat das polnische Alphabet vor dem cyrilischen den Vorzug. Leicht zu erkennen aus den Benennungen be, de, wu und s. w. ist der Laut, welchen die Buchstaben b, d, w, bezeichnen; aber nicht so leicht läßt sich aus den Benennungen buki, dobro, wiedy (Б, Д, В) der eigentliche Laut ausmitteln, denn bei diesen vernimmt man mehrere verschiedene Laute, und gewiß wird man nicht so leicht begreifen, welcher Laut mit dieser Benennung bezeichnet wird.

II. Die Cyrilik hat viele Buchstaben, die verschieden sind in Rücksicht der Gestalt und einerlei hinsichtlich des

Lautes, z. B. ѕ und з, о und ѡ, оу und ѹ, ѧ und ѩ; was das Kennenlernen dieser Buchstaben erschwert, und sie ohne Noth vervielfältiget. Entia sine necessitate non sunt multiplicanda. Dieses findet in dem polnischen Alphabete nicht Statt. —

III. Einige cyrilische Buchstaben haben eine doppelte Bedeutung, woher eine große Verwirrung beim Abändern und Conjungiren entsteht. Uebrigens sollte sich jeder Laut seines eigentlichen Zeichens erfreuen, und eben dieses finden wir im polnischen Alphabet. Zu den obgedachten Lauten gehören: α) є, welches manchmal e (тє-бє), manchmal jo (єд-ин, мо-є) bedeutet; β) и, welches bisweilen i (роди), manchmal ji (им), ihnen oder auch y (роби) heißt; γ) ѧ, welches zu Zeiten ѧа (тѧ) manchmal aber ja (мо-ѧ) bedeutet; δ) ю, das bisweilen die Bedeutung ьу (лю-ди), oder auch ju (мо-ю), mit sich führet.

IV. Einige cyrilische Buchstaben sind schwankender Natur, indem sie bisweilen einen Mitlaut, ein anders Mal hingegen einen Selbstlaut bezeichnen, wodurch sich die Azbuka gewiß nicht besonders empfiehlt. So z. B. ї kommt manchmal in der Bedeutung des Mitlautes j (їама, їерусалим, їона), bisweilen aber in der Bedeutung i (y) vor (низкій, спасеніє). Ingleichen и bezeichnet zuweilen den Selbstlaut i (y) manchmal aber den Mitlaut j, z. B. милый, wo ersteres (и) ein Selbstlaut, letzteres (й) aber ein Mitlaut ist. Von diesem Unheil ist das polnische Alphabet frei.

V. Die Cyrilik hat ein doppeltes Zeichen, eines für die weiche, ein anderes für die harte Aussprache, was ganz überflüssig ist, und die Schreibart nur weitschweifig macht; da wir indessen nach angenommenem polnischen Alphabete uns mit dem einzigen erweichenden Zeichen (') genügen können. Wozu soll man denn z. B. гробъ, бналъ, конъ schreiben, da man es kürzer kann: hrob, hyl, koń.

VI. Die ruthenische Sprache hat Laute, welche im polnischen Dialekte gebraucht werden, in der altslawischen Mundart aber nicht gekannt sind; deßwegen hat die Cyrilik nicht einmal Zeichen, mittelst welcher es ihr möglich wäre, die Laute zu bezeichnen. So hat die Cyrilik nicht α) den Laut g und dennoch sagt der Ruthener: grunt, gospodar, grys, gdyraty, nigdy u. s. w. β) Den Anfangslaut e, wollte ich z. B. das Empfindungswort, ej! mittelst є schreiben, so müßte ich lesen jéj. Uebrigens benöthigen wir wenigstens für fremde Wörter des e; γ) die Laute dz und dź, z. B. dzwón, jędza, dźub, dźura, weil in der Kirchensprache nur das з gebraucht wurde; z. B. звон, звѣзда; δ) den Laut dź, z. B. sidźu, wydźu, indem es in der Kirchensprache сѧдѹ, видѹ hieß; ε) die Silbe jo, denn man sprach und schrieb in der altslawischen Sprache злодѣем, краем, was wir złodijom, krajom aussprechen. Dieß veranlaßte den Hochwürdigen Herrn Lewicki das ё zu schreiben. Wahr ist es, daß auch die polnische Sprache einige Laute nicht im Gebrauche hat, z. B. дь, ть, рь u. s. w., allein wird denn da schwer seyn, d', t', r' zu schreiben, da man in dem polnischen Alphabete ć, ń, ś findet? Statt des Accentes, welcher im Polnischen nicht bezeichnet wird, der aber bei einigen Wörtern für uns höchst nöthig ist, können wir uns der horizontalen Linie (—) bedienen, welche schon im Lateinischen, über einen Selbstlaut gesetzt, die Betonung andeutet. Wir können demnach schreiben mūka (das Leiden), mukā (das Mehl), plāczu (ich weine), und placzū (ich zahle).

VII. Nimmt man das cyrilische Alphabet an, so hat man auch für ѣ und ѻ, welche in der Mitte wie i (y) lauten, neue Zeichen nöthig; da indessen im Polnischen so ein ó und é sich vorfindet, z. B. chéb, sér, wór, wół. Leicht können wir daher schreiben: méd (lies mid), pék (l. pik), nés (l. nis), bóh (l. bih), kón (l. kin), rów (l. ryw) u. s. w.

(Schluß folgt.)

## Notizen.

Die Zahl der Studirenden auf sämmtlichen belgischen Universitäten ist folgende: Freie Universität Brüssel gegen 300; Staats-Universität zu Gent 150; katholische Universität zu Löwen (mit Einschluß der Theologen) 350; Staats-Universität zu Lüttich 379.

---

Ueber Groß-Hoffinger's »Erzherzog Karl und der Weltstreit von 1792 bis 1815«, äußert sich Gersdorf's Repertorium: »Das Ganze ist, wie es bei der Schreibseligkeit des Hrn. Groß-Hoffinger auch kaum anders seyn kann, sehr flüchtig gearbeitet, und zumal die Urtheile über politische Zustände und Verhältnisse ganz leicht und obenhin genommen. Außer einer anmuthigen Schilderung der inneren, oft recht wunderbaren und seltsamen Zustände einer österreichischen Armee, kommt nichts Bedeutendes vor, was das Versprechen des Verfassers, besonders nach österreichischen Quellen die Kriegsgeschichte zu geben, zur Wahrheit mache. Auch der Erzherzog Karl, der doch der Mittelpunkt des Ganzen seyn soll, kommt verhältnißmäßig selten vor, und es sieht beinahe aus, als sey dieser namhafte Kriegsfürst nur dem Buche als Aushänge- und Prachtschild vorausgestellt worden.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

45. Mittwoch, den 7. Juni 1837.


**Das Eisenbahnwesen nach allen Beziehungen kritisch beleuchtet.** Für den Gebildeten jeden Standes, und ein vollständiges Handbuch für Eisenbahn-Comittéen, Privat-Unternehmer, Mit-Interessenten, Architekten, Ingeneurs und Mechaniker. Von Dr. Victor Mekarsky Edlen von Menk. Mit erläuternden Tabellen und Abbildungen. Wien. Verlag von Franz Tendler. 1837. 8. (224 Seiten.)

(Schluß.)

Der V. Abschnitt handelt von der jährlichen allgemeinen Ausgabe; sie zerfällt in die Zinsen des Anlage-Capitals der Bahn, und in die allgemeinen Verwaltungskosten: die Unterabtheilungen der letzteren sind: a) Unterhaltung der Bahn, welche von der Länge derselben, von der Solidität ihrer Bauart, von der Größe des Verkehrs, von der Betriebart (ob mit Pferden oder Dampfwagen) und von der Geschwindigkeit der Beförderung abhängig ist (1—3 Percente des Anlage-Capitals). — b) Unterhaltung der Gebäude. c) Steuern. d) Central-Verwaltung. e) Technische Aufsicht. f) Außerordentliche Ausgabe. Der Verfasser meint hier, daß es zweckmäßig sey, die Gehalte sämmtlicher auf der Eisenbahn thätiger Beamten, Aufseher, Maschinisten u. s. w. auf ein Minimum zu fixiren, und ihnen von allen Erträgen über eine gewisse Zahl hinaus eine Tantième zufließen zu lassen.

VI. Bei der Ermittlung des Ertrages einer Eisenbahn ist es vor allem nothwendig, eine Einsicht in die Größe der zu erwartenden Fördermasse an Personen und Waaren zu bekommen. Man bedient sich hierzu gewöhnlich der Uebersicht der Chaussee-Geld-Einnahmen von Personen und beladenen Frachtfuhrwerken an den Mauthen, und der Angaben der Total-Einnahmen (der Provinzial-Steuer-Direktion?). Auch hier ist der Verfasser wieder allzukurz. Die Ausmittelung des zu hoffenden Ertrages scheint uns die größte Vorsicht zu erheischen, und einer umständlichen Besprechung werth zu seyn. Man könnte hier auf so manche Irrthümer aufmerksam machen, welche bei derlei Berechnungen nicht selten vorzukommen pflegen, und darauf hinweisen, wie dieselben von der Erfahrung widerlegt worden sind.

Ausführlicher hat der Verfasser die Förderkosten erörtert, welche von dem Ertrage der Eisenbahn abzuziehen kommen.

VII. Bei Gelegenheit der Ausführung des Eisenwegebaues macht unser Autor mit Recht darauf aufmerksam, daß es gerathen sey, »nebst den vielfachen, auf authentische Daten basirten Berechnungen, Erfahrungen, die bisher bei der Anlage dieses neuen Communications-Systems gemacht worden sind, einzusammeln, zu vergleichen, kritisch zu prüfen, und von Allem das Beste sorgfältig zu benützen,« ohne sich in eine sklavische Nachamung fremder Bauart (und darunter auch ihrer Fehler und Mängel) zu verlieren. Der Verfasser gibt hier schätzbare Andeutungen über die Anlegung von Ausweichungsstellen, über die erforderliche Breite der Bahn, über Durchlässe, Bogenstellungen, Befestigung des Planums, Beschaffenheit des Gestänges, Einfriedigung der Bahn und Anlegung der Gebäude.

Der VIII. Abschnitt beschäftigt sich mit den Fortschaffungs-Mitteln auf Eisenbahnen, und zwar mit der Construktion der Eisenbahnwagen selbst, und mit den verschiedenen bisher in Vorschlag gebrachten Bewegungskräften; diese sind: A. Die Kraft von Menschen, welche aber hier im Allgemeinen (nämlich mit Ausschluß von Eisenbahnen in Bergwerken u. d. gl.) einen sehr untergeordneten Rang einnimmt. B. Die Luft, entweder durch Comprimirung, wie bei Windbüchsen, oder durch Anwendung von Segeln. Letztere können immer nur von beschränktem Nutzen seyn. Ueber die Vortheile der Luftwagen fehlt es aber noch gänzlich an Erfahrungen, obwohl man gestehen muß, daß die Theorie sich ziemlich günstig für dieselben ausspricht. C. Pferde. Der Verfasser liefert hier eine interessante Vergleichung zwischen der Förderung einer Last auf Eisenbahnen und Canälen durch Pferde, und zwischen den Leistungen einer Dampfmaschine. D. Die Schwere selbst, die aber auch nur unter besondern Verhältnissen anwendbar ist. — E. Die Dampfkraft in stehenden Maschinen, wo die Wägen durch Seile gezogen werden, oder zur Erhebung der Lasten auf stark geneig-

ten Bahnstrecken; F. endlich die Dampfkraft in Locomotiv-Maschinen, welche unstreitig die größten Vortheile gewähren.

IX. Dieser Abschnitt handelt von den Vervollkommnungen der Struktur der Eisenbahn und der Förderungsart auf selber; der Verfasser beleuchtet hier die bekannten Vorschläge Bader's, Cawley's und Anderer.

Den Schluß des Werkes bildet eine Uebersicht der Resultate des Eisenbahnwesens. Der Autor macht zuförderst auf die Wichtigkeit der Handels- und Fabriks-Associationen aufmerksam, fertigt aber die Frage, ob die Anlegung von Eisenbahnen nicht auch auf Rechnung des Staates geschehen könnte, mit allzukurzen Worten ab. Er hätte bedenken sollen, daß manche Stimme sich für diese Meinung erhoben, und daß dieser Gegenstand daher einer reiflicheren Erwägung bedürfe. — Die wichtigsten Vortheile, welche aus der Anlegung von Eisenbahnen entspringen, sind: der lebhaftere Umtrieb sonst müssiger Capitalien, die Belebung des Handels und der Industrie, die Erleichterung des Reisens, (bei Anwendung der Dampfmaschinen) die Ersparung an Pferden, u. d. gl. Auch die geistigen Interessen, die durch Belebung des Verkehrs oft gesteigert werden, oder eine neue Richtung erhalten, hätten hier einen Platz verdient.

Als Anhang fügt der Verfasser eine ziemlich ausführliche Literatur des Eisenbahnwesens bei. Wir vermissen darunter das Bulletin universel von Férusac, das American Railroad-Journal. — On the Importance and advantages of Railways, London 1833. — Seven annual Reports on the Baltimore and Ohio Railroad. 1833. — Historical account on the navigable rivers, canals and railways by Nicholls Priestley and Walker. London. 1830. 4. — Das Eisenbahn-Journal und National-Magazin für neue Erfindungen, Entdeckungen und Fortschritte im Handel und Gewerbe, in der Land- und Hauswirthschaft ꝛc. — Cattaneo, ricerche sul progetto di una strada di Ferro da Milano a Venezia. 1836. u. a. m.

Was endlich die S. 146 angehängten Tabellen betrifft, so hätte der Verfasser wohl bemerken sollen, daß er sie (mit Ausnahme von wenigen Abänderungen) wörtlich (sogar mit Beibehaltung der Druckfehler, z. B. Wsitstable statt Whitestable) aus L. P. Alberts Verzeichniß von 141 Eisenbahnen (Ulm 1836) entnommen hat.

Wenn wir uns erlauben, über das vorliegende Werk im Ganzen unsre Ansicht auszusprechen, so glauben wir, daß die Eisenbahn-Literatur durch dasselbe eben nicht sonderlich bereichert worden ist. Der Verfasser hat keinerlei neuen Gesichtspunkt eröffnet, und man wird durch sein Werk nicht klüger, als man zuvor gewesen. Kaum dürfte es Jemanden möglich seyn, mit alleiniger Zuhilfnahme dieses Handbuches auch nur Eine Lebensfrage in Betreff irgend eines vorliegenden Eisenbahn-Projectes genügend zu beantworten. Dieses rührt nach unserer Meinung vorzüglich von dem allzufühlbaren Mangel statistischer Daten her. Der Verfasser hat nicht fleißig genug gesammelt, oder — was noch schlimmer wäre — das Gesammelte nicht gehörig zu benützen gewußt. Mit allgemeinen Betrachtungen und theoretischen Floskeln ist es hier nicht abgethan, wo es auf Beweise in Zahlen, auf allseitige Begründung jedes einzelnen Vorschlages ankömmt. Eben so wenig können wir zugeben, daß die vorliegende Schrift das Eisenbahnwesen nach allen Beziehungen kritisch beleuchte. Ist doch nicht eine einzige der so wichtigen staatswirthschaftlichen Fragen darin beantwortet! Erfahren wir doch nichts über den Einfluß, welchen die Regierung auf das Eisenbahnwesen nehmen soll; — über das Expropriationsgesetz, über die Controlirung der Actien-Gesellschaften, über die Regulirung der Gebühren, welche für die Benützung der Eisenbahn vom Publicum erhoben werden sollen, über die Fixirung der Dividenden, über die Ertheilung von Privilegien u. s. f.!! Auch die militärischen und polizeilichen Rücksichten sind gänzlich außer Acht gelassen, und der Aufschwung, den die socialen Verhältnisse überhaupt von den Eisenbahnen noch zu erwarten haben, ist kaum mit einigen Worten berührt.

Was den Vortrag anbelangt, so hält derselbe eine unangenehme Mitte zwischen Gelehrsamkeit und Popularität; er neigt sich öfter zum Gemeinen herab, und ist durchaus holpericht und ohne belebendes Interesse.

Die typographische Ausstattung verdient kein besonderes Lob.

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

---

Minutenspiele. Von Chr. Kuffner. I. Bändchen. Wien 1837. Mausberger. 12. S. 150.

Die Reise des letzten Menschen. Ein Fiebernachtstraum von demselben Verfasser. Ebenda. 12. S. 150.

Die nach vielen Richtungen hin erfolgreich wirkende Thätigkeit des Herrn Kuffner hat ihm längst einen Ehrenplatz unter den Literatoren des Vaterlandes verschafft und die beiden vorliegenden Schriften, von der Verlagshandlung sehr gefällig ausgestattet, können die gute Meinung nur bestätigen, welche man von seinem tüchtigen Wissen, von seinem Scharfsinne und seiner ausgebreiteten Bildung zu hegen gelernt hat; es sind, um mich eines, wenn auch nicht neuen Gleichnisses zu bedienen, goldene Früchte in silbernen Körben oder mit andern Worten: Inhalt und Darstellung sind gleich vortrefflich. In den Minutenspielen findet der Leser mancherlei vermischte

Aufsätze, wie sie Herr Kuffner bereits in den hiesigen Zeitschriften bot, zu einer Sammlung vereinigt, welche des Anziehenden, Mannigfaltigen und Belehrenden in reicher Auswahl gewährt, während die Reise des letzten Menschen eine philosophisch humoristische Tendenz darlegt, bedeutungsvoll in Idee und Form, doch auch mit unterhaltenden Elementen in solchem Grade vermengt, um allen Gattungen von Lesern willkommen zu seyn. Man müßte die beiden Büchlein auszugsweise geben, wenn man alles nennen wollte, was in denselben Gelungenes und Werthvolles enthalten ist; deßhalb beschränke ich mich auf jene Einzelnheiten, welche mich am entschiedensten ansprachen und nenne in Nr. 1 »Lachen und Lächeln,« die »Bildergallerie des Armen,« die »Aprilflocken und Thautropfen.« In Nr. 2 die »Geschichte des Julius Sabinus«, welche man zu den ansprechendsten Erzählungen rechnen darf u. v. A. Wer vor dem heut zu Tage so oft gemißbrauchten Begriffe »Humor« wieder einige Achtung gewinnen will, der kann sich in den beiden neuesten Arbeiten Herrn Kuffners Rathes erholen: gemüthvolle Tiefe, schalkhafte Laune, ernste Romantik, poetische Anschauung verbrüdern sich in denselben, um sie in die Kathegorie der achtbarsten Erscheinungen zu reihen, welche die vaterländische Typographie in der neuesten Zeit zu Tage gefördert hat. Mit den besten Erwartungen muß man die baldige Fortsetzung dieser Schriften wünschen, deren Gedeihen nicht zu bezweifeln steht, und die ich hiermit der allgemeinen Aufmerksamkeit empfehle.

A.

---

**Ondina, Racconto del Barone Federigo de la Motte Fouqué, con un Estratto di Teofrasto Paracelso sugli esseri elementari. Milano, per Ant. Fortunato Stella e figli. 1836. Vol. V. della piccola biblioteca di gabinetto. Taschenformat. 237 S.**

Unter den Romanen des Freiherrn von Fouqué steht »Undine« durch Zartsinn, poetische Erfindung und Anmuth der Ausführung obenan: nun ist zwar die Glanzperiode der ritterlichen Darstellungen dieses einst so beliebten Autors ziemlich vorüber; allein der bärbeißige Sansculottism, welcher gegen ihn mit roher Ungezogenheit zu wüthen pflegt, wird immer ein schreiendes Unrecht bleiben, denn Fouqué besaß zweifellos eine Dichterader, wie sie wenige Romanenschriftsteller besitzen, und die kommende Zeit wird dieß sicher nicht verkennen: hätte er auch nur diese »Undine« verfaßt, er würde Anspruch auf unsere Anerkennung und auf nachhaltige Dankbarkeit besitzen. Die Uebertragung in das Italienische, jetzt wo der Dichter beinahe ein Gegenstand des Hohnes geworden, dient als ein Vorgeschmack seines Fortbestehens in der Literatur; fremde Nationen werden sein Andenken aufrecht erhalten und Deutschland wird, von der Sturm- und Drang-Zeit der Ueberschwenglichkeit zurückkommend, ihm einst jenes Recht wieder verleihen, das es ihm nie hätte entziehen sollen. — Ueber das Buch bedarf es keiner Erörterung; allein was die Uebertragung betrifft, so haben wir nicht bald eine vortrefflichere gelesen, als die der »Undine,« welche allen Forderungen entspricht; sie rührt aber auch aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Dr. Bolza her, und somit versteht sich ihr Werth von selbst. Das Italienische, welches dieser verdienstvolle Literat schreibt, ist so musterhaft, daß man seine Arbeiten auch als Sprachstudien füglich anempfehlen kann: die ganze Leistung überhaupt gehört unter jene, welche man Nachdichten nennen muß, weil die Bezeichnung »Uebersetzen« ihrem Verdienste viel zu wenig Ehre anthut. Man lese z. B. nur die eingestreuten Poesien und man wird sich überzeugen, daß sie von einem berufenen Poeten ausgegangen sind, welcher sich dem Geiste, nicht bloß dem Wortlaute anzuschmiegen verstand. Die auszugsweise Mittheilung von dem Tractate des Paracelsus über die Elementargeister ist eine dankenswürdige Beigabe: wahrscheinlich ist Fouqué durch die Lektüre desselben zu seiner lieblichen Dichtung angeregt worden. Möchte doch Herr Dr. Bolza fortfahren, seine Landsleute mit den besten Erscheinungen unserer Literatur bekannt zu machen: er ist völlig der Mann, um eine solche Aufgabe würdig zu lösen, und gewiß wird es ihm Italien Dank wissen, in welchem mehr und mehr jener Sinn für das Gute und Schöne sich Bahn bricht, welcher seine Bewohner vordem charakterisirte, dem aber die Unbill der Zeiten einigermaßen einen andern Standpunkt gegeben hatte. — Druck und Papier sind gut.

W.

---

## Von
## der Einführung des polnischen Alphabets
## in
## die ruthenische Schrift.

(Schluß.)

VIII. Mit dem angenommenen polnischen Alphabete gewinnt man auch einfachere Formen beim Abändern und Conjugiren. Nach der Cyrilik sind für die Hauptwörter des männlichen Geschlechtes zwei Abänderungsformen, die eine für die, auf einen harten Mitlaut ausgehenden, die andere aber für die, mit einem weichen Mitlaut sich endigenden Hauptwörter, was nur vom Gebrauche der Laute ѧ und ю herrührt, z. B.

| | |
|---|---|
| I. F. голꙋб-ъ | II. F. рил-ь |
| — а | — ѧ |
| — ꙋ | — ю; nehme ich |

aber das polnische Alphabet an, so entsteht eine einzige Form:

holub — a — u   ryl — a — u.

Ingleichen wird in Ansehung der Hauptwörter des sächlichen Geschlechtes aus zwei Formen eine einzige, z. B.

I. F. дерев-о — а — ȣ   II. F. зѣл-ье — я — ю; mit Hilfe des polnischen Alphabets aber werde ich schreiben:

derew — o — a — u   zil - e — a — u.

Auf gleiche Weise entsteht auch in Rücksicht der Zeitwörter aus zwei Formen nur eine einzige, z. B.

I. F. лапа-ю — єш (jesz) — є (je)   II. F. кер-ȣ — єш (esz) — є (e);

Bediene ich mich aber der polnischen Buchstaben, so kommt der nämliche Ausgang für beide Formen heraus:

łapaj — u — esz — e   ber — u — esz — e.

IX. Endlich fließen aus der Annahme des polnischen Alphabets große Vortheile für die ruthenische Sprache. Sämmtliche Polen, welche unter den Ruthenern wohnen, verstehen, ja sie sprechen auch gut ruthenisch; aber selten wird irgend jemand das cyrilische Alphabet lernen wollen, um die ruthenischen Werke lesen zu können. Ueberdieß sind die lateinischen Buchstaben auf der ganzen Welt allgemein verbreitet, daher würde auch das polnische Alphabet zur Verbreitung der ruthenischen Literatur unter den andern slawischen Volksstämmen recht dienlich seyn, und die Erlernung der ruthenischen Sprache den andern Nationen erleichtern. Durch den Gebrauch der Cyrilik werden wir uns aber, gleichsam wie Egoisten, den andern Nationen entfremden. Uebrigens könnte die ruthenische Sprache in der Form (d. i. Charakteren) anderer lebenden Sprachen am geschwindesten ausgebildet werden; da sie hingegen in dem Skelete der todten Sprache (Cyrilik) wenn nicht ganz ersterben, doch wenigstens sich nicht so leicht, und nicht so geschwind vervollkommnen kann. —

Nur dieses Empfehlenswerthe hat die Cyrilik vor dem polnischen Alphabete, daß sie zur Bezeichnung der Laute cz, sz, szcz die einfachen Zeichen ч, ш, щ, (ц) gebraucht; allein sollte denn dieser einzige Vortheil so viel andere oben angegebene überwiegen können?

Ja, in den Dorfschulen ist die Cyrilik schon allgemein eingeführt! In jeder Dorfschule jedoch sind auch die polnischen Elementarbücher im Gebrauche, und wäre nun die Anwendung dieses Alphabets auf die ruthenische Sprache etwas Schwieriges? Aus den ruthenischen, mit polnischen Buchstaben gedruckten Elementarbüchern würden die Kinder weit geschwinder und leichter, als aus den cyrilischen Bukwaren, lesen lernen, ja dadurch würde ihnen auch die Erlernung der polnischen Sprache viel erleichtert. Die Cyrilik aber sollte in den Pfarrschulen als ein außerordentlicher, bloß für diejenigen obligater Gegenstand behandelt werden, denen die Kenntniß der altslawischen Sprache unumgänglich nothwendig ist, z. B. für die künftigen Seelsorger, Lehrer in den Dorfschulen, Kirchensänger, u. s. w. —

Auf diese Betrachtungen nun gründe ich meine Meinung, daß wir Ruthener im Schreiben das polnische, nicht aber das cyrilische Alphabet gebrauchen sollen; und in dieser Beziehung mögen uns die Polen und Czechen zum Vorbilde dienen, welche die altgothischen Buchstaben außer Acht gelassen, und sich allgemein zu den lateinischen gewendet haben.

---

## Notizen.

Mailand verlor am 12. d. M. das Haupt einer seiner ausgezeichnetsten Familien. Graf Giberto Borromeo, Ritter des Ordens des goldenen Vließes, Großkreuz des sardinischen Ordens der Annunciata und des heiligen Mauritius und Lazarus, k. k. Kämmerer und geheimer Rath, Obersthofmeister des lombardisch-venetianischen Königreiches, ist über 86 Jahre alt, nach einer kurzen Krankheit in ein besseres Leben übergegangen. Unerschütterliche, in allen Stürmen der Zeit bewährte Anhänglichkeit an Oesterreichs hohes Kaiserhaus, hoher Wohlthätigkeitssinn, waren die Hauptzüge des Charakters dieses Mannes, dessen Andenken in dem Schmerze seiner Genossen, in den Segnungen der Armen nie verlöschen wird.

---

Die nun eröffnete Mailänder Kunstausstellung überragt die seit einer Reihe von Jahren Statt gefundenen, an Zahl und Werth der Stücke; die Gesammtheit derselben beträgt 465. Fehlen gleich dießmahl Werke der ausgezeichneten Mahler Hayez, Palaggi, Canella, und des jüngst verstorbenen Migliara, so haben doch andere berühmte Namen Vorzügliches geliefert. Thorwaldsen, Marchesi, Bartolini, Baruzzi, Gandolfi und Sangiorgio glänzen durch ihre Schöpfungen im Fache der Sculptur; Podesti, Schiavoni, Lipparini, Molteni, Azeglio, Sogni, Gonin, Manzoni und Luigi Bisi bereicherten die Bilderschau.

(Echo.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

46. Sonnabend, den 10. Juni 1837.

Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Bucholtz. Siebenter Band. Wien, Schaumburg 1836. XIV und 582 S. 8.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir, wie wir hoffen, den Standpunkt angedeutet haben, den der Herr Verfasser in kirchlicher Beziehung einnimmt, und der, streng auf thatsächlicher Forschung basirend und in keiner Rücksicht beengt, ruhige Verständigung und versöhnende Annäherung bezweckt, ohne dabei aber von der unbestreitbaren Ueberzeugung zu weichen, wie wahrhaft verneinend Luther's Schritte gewesen, wollen wir noch im Allgemeinen auf die reichhaltigen Resultate aufmerksam machen, welche das Geschichtsstudium durch die bisher erschienenen Bände gewonnen hat, und dann auf den Inhalt des vorliegenden Bandes übergehen. Der Umstand, daß dem Verfasser die sämmtlichen Archive der österreichischen Monarchie zur Benützung offen gestanden, rechtfertigt im Vorhinein die Erwartung vielfältiger Ausschlüsse; wie weit aber diese durch Anzahl und Wichtigkeit jene, sey sie noch so umfassend, wirklich zurücklassen, wird sich Jeder überzeugen können, der den nächsten besten Band mit Aufmerksamkeit durchgehen will. Zuförderst haben die Mittheilungen aus den Familien-Correspondenzen über Viele der nachhaltigsten Erscheinungen ein bisher kaum geahntes Licht verbreitet. Die Motive treten mit Bestimmtheit hervor, und Entwicklung und Folgen sind in ihrem nothwendigen Verhältnisse dargestellt. Abgesehen von den deutschen Angelegenheiten, von den Bewegungen, die durch die Kirchenspaltung veranlaßt worden; welche erschöpfende Würdigung haben nicht die Zustände Ungarn's und Böhmen's gefunden! Viele Punkte, die noch immer in einen tiefen Schleier gehüllt waren, sind mit neuen Daten und kritischer Schärfe beleuchtet worden; und wenn wir behaupten, daß der gelehrte Verfasser wenig mehr zu thun übrig ließ, haben wir unsere innerste Ueberzeugung ausgesprochen. Dieses Wenige aber scheint uns in einer fleißigeren Beachtung gedruckter Hilfsquellen, gleichzeitiger Ansichten zu liegen. Wenn geheime Staatsschriften und Urkunden die unentbehrlichen Materialien liefern, so sind es, nach unserer Ansicht wenigstens, die Stimmen der Zeit, welche den Historiker in den Stand setzen, Bewegung und Leben in das Ganze zu bringen. Kleine Relationen haben nicht selten zur Lösung der wichtigsten Fragen beigetragen, und auch der Fall dürfte nicht so schwer nachzuweisen seyn, daß Andeutungen eines Zeitgenossen allein nur zum Verständniß wohlbeleibter Akten geführt haben. Diese Bemerkung indessen erleidet nur theilweise eine Anwendung auf den Verfasser unseres Werkes, denn in den meisten Partien sind auch die gedruckten Hilfsquellen zu Rathe gezogen worden, und die Darstellung derselben läßt in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig. Demungeachtet glaubten wir sie machen zu müssen, da eine Ueberschätzung urkundlicher Ueberlieferungen in manchem neuern Werke sichtbar hervortritt, wodurch nicht minder, wie auf dem entgegengesetzten Wege, die Geschichte an Wahrheit und Vollständigkeit verliert.

Noch erübrigt uns von dem Geiste zu sprechen, mit welchem der gelehrte Herr Verfasser die Schätze benützt hat, die ihm von den reichen Archiven Oesterreichs dargeboten worden sind. Wie sich im Allgemeinen und Besondern die Gesinnung als eine durchaus wahre beurkundet, so ist auch die historische Treue ein unverkennbarer und streng beachteter Vorzug. Nirgends jenes ängstliche Streben, Thatsachen, welche dem eingenommenen Standpunkte gegenüber beengend wirken, in zweifelhaftes Licht zu stellen, noch jene knallenden Manoeuvres, durch seitenlange Raisonnements von dem längst Erwiesenen abzulenken! Der Verfasser erzählt, was die Forschung als unabweisbar herausstellt — und mit welcher Freimüthigkeit, mag die Darstellung des Conciliums von Trient zur Genüge darthun. Je häufiger aber es in unseren Tagen vorkommt, daß gerade Historiker, welche nie müde werden, die Geschichte als unbestechliche Zeugin aller Zeiten, als Leuchte der Wahrheit zu verkünden, desto offener die Fahne der Parteiung, die Fackel des Privathasses schwingen: um so mehr muß die Kritik das bezeichnete Verdienst hervorheben und würdigen. Wir sind übrigens der Ueberzeugung, daß dem Verfasser der Geschichte Ferdinand des Ersten Niemand dieses absprechen wird; für einzelne Zweifelnde jedoch wäre es nicht

ohne Gewinn gewesen, wenn bei den wichtigsten Mittheilungen das Archiv angegeben worden, in dem sich die betreffenden Aktenstücke vorgefunden haben.

Ueber Eintheilung und Darstellung bedarf es keiner weiteren Erörterung. Jene, obschon vielleicht mehr, als nothwendig, trennend, ist dem Plane des Ganzen angemessen; diese, klar, ruhig vorschreitend und nicht ohne nöthige Wärme, in jeder Rücksicht gediegen.

(Fortsetzung folgt.)

---

Deutsche Prosodie von Dr. C. Freese, Prorector am Gymnasium in Stargard. Stralsund, C. Löffler'sche Buchhandlung. 1837. 8. VIII u. 249 Seiten.

Mit wahrhafter Theilnahme begrüßen wir dieses verdienstvolle Werkchen, welches »die deutsche Prosodie zuerst ausschließlich und selbstständig behandelt,« und auf diese Weise einen längst gefühlten Mangel in unserer Literatur zu beseitigen im Stande seyn wird. Der geachtete Verfasser hat darin eine Reihe von Ansichten entwickelt, welche seine Gründlichkeit und seine tiefe Forschergabe im hellsten Lichte erscheinen lassen, und, — wenn sie auch nicht durchgehends außer jedem Widerspruch stehen, — dennoch die allgemeinste Aufmerksamkait verdienen. Seine Aufgabe bot ihm bei Weitem größere Schwierigkeiten dar, als man auf den ersten Anblick glauben sollte: »die Aussprache eines ganzen Volkes, und alle feinen Nüancen derselben richtig auszuhorchen, wird selbst dem gebildetsten Ohre nicht leicht fallen,« daher sich »durch Unsicherheit der Auffassung und Bezeichnung« hier manche Zweifel ergeben. Dr. Freese hat sie mit bescheidenem Eifer zu lösen gesucht. Die Wichtigkeit der Prosodie für den Dichter und Redner sowohl, als für den Sprachforscher und Sprachfreund überhaupt ist wohl an und für sich klar, und Jeder, der sich nur einigermaßen mit unsrem Gegenstande beschäftiget hat, muß zur Erkenntniß gelangt seyn, wie wenig in diesem Fache bisher noch geleistet worden ist, welche Willkühr, welche Verwirrung darin noch herrscht. Ist das vorliegende Werkchen auch nicht geeignet, diesem trostlosen Zustand mit einem Male ein Ende zu machen — was der Authorität eines Einzelnen niemals gelingen dürfte, und nach Enk's Meinung nur durch das Zusammenwirken einer Akademie bewerkstelliget werden könnte, — so wird es doch zu einer mehrseitigen, gründlichen Erörterung Anlaß geben, und durch seine innere Vortrefflichkeit sich jedenfalls als ein höchst schätzenswerther Beitrag auch ferner behaupten. Wir theilen hier dem Leser in kurzem Auszuge die Grundansichten des Verf. mit.

Derselbe definirt die Prosodie (S. 2) als die Lehre der Verhältnisse der Silben zu einander in Hinsicht auf Accent (d. i. Hebung und Senkung der Stimme) und Quantität (d. i. Länge und Kürze derselben). Er stellt sie zugleich als einen Theil der Orthoepie und als das Fundament der Metrik dar. Je nachdem in einer Sprache das Princip der Stärke oder der Dauer in der Betonung vorherrscht, nennt man sie entweder eine accentuirende (wie unsre modernen Sprachen) oder eine quantitirende (wie die altgriechische und römische Sprache). Die Unterschiede beider sind (S. 6—8) trefflich auseinandergesetzt. Was unsre deutsche Mundart anbelangt, so sprechen wir dieselbe — bemerkt unser Verfasser ganz richtig (S. 20) — zunächst nach den Gesetzen der Accentuation, und der größte Theil unserer Verse ist ihnen gemäß construirt; daher die Accentuationslehre den ersten Theil der Abhandlung bildet; aber auch das Quantitätverhältniß übt einen mächtigen Einfluß, wie S. 103 und ff. umständlich nachgewiesen wird. Zum Aussprechen der Silben — heißt es dort — ist wie zu allen successiven Erscheinungen, Zeit erforderlich, und diese während des Hervorbringens der Lauteinheiten vorliegenden Zeittheilchen lassen eine Vergleichung unter einander zu: so ist z. B. die Silbe ur in urbar bei Weitem länger als in Urtheil, und doch ruht auf beiden gleichmäßig der Accent; daher umfaßt der zweite Theil die quantitirende Prosodie.

I. Der Verf. nimmt, abweichend von der gewöhnlichen Meinung, vier Tonstufen an: den Hauptton, Nebenton, untergeordneten Nebenton und die Tonlosigkeit; eine Ansicht, die wir aber nicht theilen, und der er im Verlaufe des Werks selbst untreu wird. Jedes mehrsilbige Wort hat nur Einen Hauptton, von ihm aus nach vorwärts und rückwärts zu ordnen sind die Nebenaccente und tonlosen Silben; als Grundgesetz ist es anzusehen, daß nicht sehr gern betonte Silben zusammenstoßen, und daß höchstens zwei tonlose Silben aufeinander folgen können, was in der Natur des menschlichen Athmens liegt. (S. 22.) Bei einer Einzelsilbe aber kann man weder von Betonung noch Tonlosigkeit sprechen, erst bei der Verbindung zweier zu einem Ganzen erscheint eins mit dem anderen; denn in zweisilbigen Worten ist immer die eine Silbe betont, die andere tonlos. (S. 24.) — Diese letztere Behauptung scheint uns nicht vollkommen gegründet zu seyn, und jene Prosodiker, welche der Schlußsilbe in Anmuth, Fruchtbaum u. s. w. einen Nebenton zuschreiben, dürften vielleicht den Vorzug verdienen. Freese meint zwar, daß hier eine Verwechslung des Accentes mit der Quantität obwalte, und daß die Endsilbe von Fruchtbaum nur deßhalb anders ausgesprochen werde, als die Endsilbe in »Früchte,« weil sich in jener ein Diphtong befindet, — allein wir möchten dagegen einwenden, daß die Silbe Baum deßhalb den Nebenton in Anspruch nehme, weil sie einen selbstständigen Begriff bildet, während die Silbe e bloß eine Biegungs- oder Ableitungssilbe ist; dergleichen das eit in Schönheit, das sich, obwohl es ebenfalls eine der Quantität nach lange Silbe ist (S. 150), doch gewiß rück-

sichtlich seiner Betonung von eld in Brautkleid unterscheidet.

Weiter nimmt der Verfasser drei Arten der grammatischen Betonung an; den Silbenton, den Wortton und den Satzton. Manche Abweichungen hievon begründet der Sinn der Rede, oder der rhetorische Accent.

Die Stellung des Hauptons richtet sich im Deutschen nicht nach der äußeren Beschaffenheit, sondern nach einem inneren Grunde, oder der Bedeutung, indem derjenigen Silbe, die den Hauptbegriff enthält, auch der Hauptton zukommt. Dieß ist meist die erste Silbe; in einfachen Derivaten behält diese Stammsilbe den Hauptton; wovon wir jedoch mehrere Ausnahmen finden (S. 33 — 36); in Compositen gibt das erstere Wort die Bestimmung, oder das Speciellere oder Wichtigere und deßhalb den Hauptton auf; doch liegt dem Verhältnisse der Bedeutung der componirten Wörter öfter der Grund unregelmäßiger Betonung, z. B. bei Zusammensetzung eines Substantivs mit einem Zahlworte, wo das Letztere allein entscheidet. Sonderbar erscheint es, daß der Verfasser die sechs untrennbaren Partikeln be, ent oder emp, er, ge, ver und zer nicht als Ableitungssilben betrachtet, sondern daß er die Worte begegnen, Erwerb, Geschichte, Verlust u. d. gl. als Zusammensetzungen ansieht; zur Vertheidigung dieser Behauptung müßte sich wenigstens nachweisen lassen, daß jene Silben einst eine gewisse Selbstständigkeit besessen haben, und auch für sich allein im Gebrauche gewesen, was aber schwerlich gelingen möchte.

(Schluß folgt.)

---

Der Jakobsstern. Messiade von Ludwig Storch. Frankfurt. Sauerländer 1836. I. Thl. 345 S. II. Thl. 299 S. 8.

Der Name »Messiade,« welchen Hr. Storch seinem Roman gab, kömmt mir nicht viel besser denn als Frevel vor und wird übrigens auch wohl schwerlich zur Nachahmung verleiten. — Sabbathai, der Held des Buches, ist ein junger, israelitischer Lehrer, welcher von seinen Freunden für den Messias gehalten wird und am Ende sich selbst dafür ansieht. Als er mit dieser Erklärung herausrückt, heben Verfolgung und Fanatismus ihre Schlangenhäupter geifernd gegen ihn, er flieht von Land zu Land und zieht endlich, arm, verlassen und elend wie ein Bettler, in Jerusalem ein. — Dies ist der Inhalt des Buches, welches eigentlich nur als ein Fragment betrachtet werden kann, da es keine Idee durchführt, und auch nicht einmal einen Faden von Handlung zu Ende spinnt. Mir wenigstens ist die Tendenz des Romans nicht aufgegangen, auch habe ich in keiner Art absehen können, wohinaus der Verfasser seine Composition bringen wollte. Sabbathai zeigt die unheimliche Gestalt eines Wahnwitzigen, in welchem Sinnlichkeit und ascetische Selbstpeinigung eine Art von Rausch hervorbringen konnte, der ihn über seine eigene Bestimmung täuschte; in lichten Momenten mußte aber diese Illusion schwinden und er seiner zweideutigen Rolle bewußt werden; — wenn er dann sein Gaukelspiel fortsetzte, hörte er auf ein Betrogener zu seyn, indem er selbst Betrüger wurde. Herr Storch scheint es auf eine Variation des »Agathodämon« abgesehen zu haben, und sein Sabbathai bestand dabei noch viel jämmerlicher als Wieland's Appolonius von Tyana; — das Ziel ist hier in jedem Fall ein unwürdiges, ein die Dichtung entehrendes, die Ostentazion desselben aber, schon durch den Titel, eine Versündigung an allem Heiligen und an der Vernunft. — Oder war es vielleicht auf die Schilderung eines poetischen Gemüthes im Allgemeinen gemünzt? sollte das Wirrniß im Leben eines solchen dargestellt und gezeigt werden, wie dasselbe immer auf ein unbefriedigendes Ende hinauslaufe? — Ich glaube schwerlich, weil im Wahnsinne zwar dichterische Potenzen vorhanden sind, derselbe aber mit eigentlicher Poesie nimmermehr identifizirt werden kann. — Dieß Haltlose fühlte auch Herr Storch und gab lieber seine Arbeit auf, als daß er versucht hätte, sie noch weiter zu verfolgen und sich in einem Labirinthe zu verlieren, das keinen Ausgang hat; nur Schade, daß er dies Bruchstück nicht am liebsten ganz unterdrückte, da es in der vorliegenden Gestalt, als form- und bedeutungsloser Rumpf, seinem wohlbegründeten Rufe als Erzähler in keiner Art förderlich seyn konnte; — dergleichen weise Resignation ist jedoch leider den besten Köpfen selten geläufig! — Ungeachtet des Vorgesagten, will ich nicht abläugnen, daß sich in dem »Jakobsstern« manches Gute findet, wie z. B.; die treue Schilderung des Judenthums und die consequente Haltung der Individualitäten; auch in Bezug auf die Einbildung müssen, obwohl die Ausdrucksweise bisweilen matt und sogar sprachunrichtig wird, manche Einzelnheiten als feurig, kühn und lebensvoll gerühmt werden; indessen bewirkt das Buch als Ganzes einen unvortheilhaften Eindruck und ruft in dem Leser eine unbehagliche Leere hervor, die auf der letzten Seite mit befremdendem Unmuthe erfüllt. — Wer irgend Herrn Storch's treffliche Erzählungen gelesen hat, wird sicher am Schlusse des zweiten Theiles der vorliegenden mit mir ausrufen: Hätte doch der begabte Autor diese »Messiade« lieber in seinem Pult gelassen.

II.

---

## Die Wiener-Kunstausstellung 1837.

Die nachfolgenden Bemerkungen sind die eines Kunstfreundes, keineswegs eines Kunstkenners. Sie sind weit davon entfernt, auf Allgemeingültigkeit Anspruch zu machen, zufrieden, wenn einige aus ihnen als wahr anerkannt, über-

reich belohnt, wenn eine oder die andere genützt werden sollte.

I. Kupferstiche, Lithographien. Durch ihre Dimension schon fallen Joseph Redl's Compositionen (gestochen von Tepplar) auf. Nachahmungen Flaxmannscher Formen, sind sie kühn erfunden und gezeichnet. Der Künstler ist todt; wir wollen daher nur die Nachfolger auf dieser Bahn auf die sorgsamste Wahl des Gegenstandes aufmerksam machen.

Titians Ehebrecherin, gestochen von Benedetti, ist ein neuer Beweis von der hohen Meisterschaft des Künstlers. Möchte er doch Gelegenheit finden, nach einem klassischen Gemälde der hiesigen Gallerien ein großes, seine gesammten Kunstkräfte ansprechendes Blatt zu unternehmen. Die lieblichen Kinderscenen dieses Meisters nach Fendi lassen bedauern, daß ihre Fortsetzung nicht erfolgte. Als Abbildungen vaterländischer Denkmale sind Hyrtl's Kaiser Albrecht nach dem Stammbaum der Ambrasersammlung, und Friedrichs IV. Grabmahl (nach Wilder) zu nennen. Ersteres würde durch die passende alterthümliche Stichweise ansprechen, wenn nicht die mit der Maschine gearbeiteten Wolken, die ganz einem gewässerten Seidenstoff gleichen, einen widerlichen Eindruck machten. Friedrichs Grabmahl aber, so reich an Details, in solch winzigem Almanachsformat wiederzugeben, ist ein unglücklicher Gedanke, vielleicht weniger des Künstlers als des Bestellers.

Die meisten der ausgestellten Lithographien waren schon früher im Kunsthandel bekannt. F. Leybold's Madonna nach Scheffer, der Cardinal von Robert Theer, dann die Landschaften M. R. Toma's (nur etwas zu geleckt) nach T. Ender dürften das Vorzüglichste in diesem Fache seyn, in welchem wir erfreulich vorwärts schreiten und es noch mehr würden, wenn unsere Lithographen nicht ewig französische Steinzeichnungen kopiren, sondern sich lieber tüchtige historische oder Genre-Originale zum Vorwurf machen würden.

II. Stillleben. Waldmüllers (des Vaters) Bild, ein Hündchen, welches Weintrauben bewacht, ist trefflich und voll Wahrheit. Franz Gruber hat in einem Bilde eine Distel mit einem Stieglitz gemalt, und man weiß nicht, soll man mehr die Sicherheit des Pinsels, die ungemein fleißige Ausführung der kleinsten Details oder die leichte schöne Zeichnung und die ungemein glückliche Erfindung, die uns der langweiligen Blumentöpfe und Vasen endlich überheben wird, bewundern. Mit demselben Glücke hat dieser Künstler in dem Bilde eine Taube vom Habicht verfolgt, Pflanzen, Vögel und Landschaft zu einem harmonischen Ganzen verbunden und in seinem Vogelnest sich als sinnigen und erfahrnen Beobachter der Natur beurkundet. Frau von Schmerling's (geb. V. Koudelka) Name hat unter den Kennern und Freunden der Blumenmalerei einen zu guten Klang, um nicht jedes andere Lob entbehrlich zu machen. Zartheit der Behandlung, Schmelz, Frische und Durchsichtigkeit — kurz Naturwahrheit, von einer geschmackvollen Anordnung begleitet, sind die Vorzüge dieser schönen Bilder. Dieselbe Naturwahrheit verbunden mit leichter und sicherer Behandlung zeichnet die Stillleben der Frau v. Wellenheim (geb. V. Barbier) aus. Diese Frauen sind echte Künstlerinen, schon darum, weil sie mit richtigem Blick das Feld, das ihre Kraft ganz erfassen konnte, erkannten und erwählten. Möchte dieß die jährlich um einige Namen wachsende Zahl jener Damen beherzigen, die mit den krankhaften Hervorbringungen einer falschen Kunstrichtung sich der öffentlichen Mißbilligung ausstellen. Zarte Blumen und schöne Früchte werden sie, wenn es ihnen nicht an guter Anweisung und natürlichem Gefühle fehlt, bis zur Virtuosität malen, aber zu historischen und religiösen Stoffen gehört eine ernste, von früher Jugend begonnene Kunst- und Menschenbildung, wie sie bei wenigen, z. B. Clementine Ruß, durchgeführt werden wird, und großentheils auch sonstiger Verhältnisse wegen durchgeführt werden kann. Mögen diese Damen mit ihrem Talente ihre Umgebungen und sich erfreuen, der Oeffentlichkeit aber nichts oder wirklich Künstlerisches übergeben. Küß, Wegmayer's, Nitschner's, Nigg's und Blaschek's Arbeiten werden jeden Kunstfreund fesseln.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarische Aphorisme.

Dreierlei Arten, auf welche die Gemeinheit (z. B. Recensenten, die ihr dienen) das Echte und Tüchtige in den Staub zu ziehen sucht.

Gänzliches Stillschweigen; diese Art ist die boshafteste, denn sie geht auf Vernichtung aus, und man merkt keine Bosheit; aber sie schadet wenig, denn das Echte macht sich doch, über kurz oder lang, Raum.

Das Verdrehen, Unterschieben falscher Absichten, u. d. gl.; — kurz: die falsche Darstellung; muß so, wie die erste, die Läuterung durch die Zeit erwarten.

Das, scheinbar billige, Zusammenstellen mit dem Mittelmäßigen; vielleicht die schädlichste von allen: weil sie den Anschein von Gerechtigkeit hat, den Standpunct verrückt, und von der näheren Untersuchung abhält.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

№ 47. Mittwoch, den 14. Juni 1837.


Noch einige Bemerkungen zum siebenten Bande von Hoffmann: Europa und seine Bewohner, welcher das Kaiserthum Oesterreich, bearbeitet von Dr. Zimmermann[1], enthält.

Wäre diese Bearbeitung von Dr. Zimmermann für sich, als ein selbstständiges Buch erschienen, so wäre es eben so wenig der Mühe werth, ein Wörtchen darüber zu verlieren, als es Schade um die Zeit wäre, sie zur Beleuchtung anderer ähnlicher Schriften zu verwenden, die eben so wie das Buch des Herrn Doctors von Unrichtigkeiten, Entstellungen, verwirrten, lächerlichen, mitunter unsinnigen Angaben wimmeln. Wer würde auch fertig werden mit Beleuchtung aller Verkehrtheiten, die von Messe zu Messe im Druck erscheinen! Allein Dr. Zimmermanns Schrift erhält durch ihre Stellung einige Wichtigkeit, indem sie als integrirender Theil zu Hoffmanns größerem Werke: Europa und seine Bewohner, erscheint. Es ist auch kaum zu begreifen, wie Herr Hoffmann, der sich bereits einigen Namen in diesem Fache erworben hat, eine solche Bearbeitung aufnehmen konnte, die wahrlich nicht geeignet ist, seinem Rufe förderlich zu seyn.

Uebrigens soll der Leser hier keineswegs mit Aufzählung der sämmtlichen Unrichtigkeiten geplagt werden; es ist dem Referenten nur darum zu thun, für Oesterreicher, und besonders für Wiener einiges bis zum Drolligen Auffallende herauszuheben. Bei manchen Gegenständen ist die Absicht, originell seyn zu wollen, nicht zu verkennen, bei manchen liegt die unverzeihlichste und wahrhaft unbegreiflichste Unwissenheit zu Grunde.

Als Beleg des eben Gesagten mögen folgende Proben dienen: S. 85: »Schweine sind in großer Anzahl, doch in schlechten geringen Raßen vorhanden. Ihr Fleisch ist grobfaserig, unschmackhaft, und grau von Farbe u. s. w.« — Es mag immerhin das Schweinefleisch, wie der Verfasser meint, in Westphalen besser und schmackhafter seyn, Referent muß bekennen, noch kein solches genossen zu haben. Daß dasselbe aber in den österreichischen Staaten gerade unschmackhaft sey, hat er nicht gefunden. Eben so wenig sah er jemals ein Schweinefleisch von grauer Farbe. Referent muß hiebei berichten, daß er sich die Mühe genommen, manchen seiner Bekannten hinsichtlich der grauen Farbe zu befragen (unter diesen waren auch Maler, mithin Kenner im Fache der Farbe); aber keiner wollte graues Schweinefleisch weder gegessen noch je gesehen haben. Referenten dringt sich daher die Vermuthung auf, daß der Verfasser fehlerhaft gebaute Sehwerkzeuge besitze.

S. 93 spendet der Autor den beiden technischen Lehranstalten zu Prag und Wien manches Lob, fügt aber bei: » . . . . diese werden noch segensreicher werden, wenn man statt der Lehrer, welche nur die Theorie inne hatten, Lehrer herangebildet haben wird, die das Praktische mit dem Theoretischen verbinden, die wissen, wie man Leder gerbt, und warum Lohe, oder ihr Auszug auf das Fell so oder so wirkt.«

Der bescheidene Autor traut den dortigen Professoren nicht zu, daß sie wissen, warum die Lohe so oder so auf die rohe Haut wirkt. — Da die Namen des Directors und der Professoren des polytechnischen Instituts nicht bloß in deutschen Werken angeführt vorkommen, sondern Naturkundigen und Technikern anderer Nationen bekannt sind: so muß das Urtheil des Herrn Doktors, für welches Vorschnelligkeit und Unbescheidenheit der mildeste Ausdruck ist, bei jedermann ein mitleidiges Lächeln bewirken, und verdient keiner weitern Widerlegung.

Nicht wenig thut sich ferner der Autor zu Gute, mit großer Sagacität wie er fälschlich meint, die Demarcationslinie aufgefunden zu haben, nach welcher die österreichische Monarchie in zwei ungleichartige Theile getheilt wird. Zur einen Seite liegt (des Herrn Doctors Angabe gemäß) Industrie und Bildung, zur anderen Mangel an ersterer, und beispiellose Rohheit. Er führt darüber S. 94 Folgendes an: »Wenn es sich um die Industrie des österreichischen Staates handelt, so muß man denselben in zwei Theile trennen; die Gränzlinie ist bereits gezogen, es ist die Chaussee von Triest nach Wien, und von dort nach Prag. Alles was östlich von dieser Linie liegt, kann gar nicht in Betracht gezogen werden. Die Menschen dort sind Halbwilde, haben keine Bedürfnisse, als die sie sich nicht selbst verschaffen könnten.«

1 Vergleiche S. 93 unserer Blätter.

Welcher lächerliche Beitrag, für ein Buch, welches ein Hauptwerk in seiner Art zu werden die Verheißung gibt! Die vielen Tuch- und Casimir-Fabriken, die Wollspinnereien, die schönen Gießereien zu Blansko, und so vieles in dem gewerbthätigen Mähren sind also nichts? — die weitausgebreiteten Leinwandbleichen zu Landskron, die vielfältige Erzeugung von Damask-Leinenzeugen in dessen Umgebung sind ebenfalls ohne Werth in den Augen des so scharfsichtig sich ankündigenden Autors? — Zuweilen aber wird der gütige Autor auch verläumderisch auf gar drollige Weise. S. 95 sagt er: »Tuch feiner Gattung wird gar nicht verfertigt. Die besten Fabrikate, bei einem Preise von 12 fl. C. M., färben noch ab. Will man wirklich Gutes in dieser Art haben, so muß man dasselbe aus dem Auslande kommen lassen.«

Wie lächerlich diese sämmtlichen Behauptungen sind, wird Jedermann einsehen, nur — der Herr Doctor nicht. Uebrigens hat er recht, daß er seinen Unwahrheiten ein grelleres Gewand gibt; denn wenn man lügt, muß man es mit Virtuosität, sonst verlieren die Lügen das Interesse, und interessant seyn will der Doktor!

(Fortsetzung folgt.)

---

Deutsche Prosodie von Dr. C. Freese, Prorector am Gymnasium in Stargard. Stralsund, C. Löffler'sche Buchhandlung. 1837. 8. VIII u. 249 Seiten.

(Schluß.)

Die Accentuation der privativen Vorsilbe un ist (S. 41 — 49) sehr umständlich entwickelt; dennoch gesteht der Verfasser selbst, daß an Vollständigkeit und Erschöpfung dabei nicht zu denken sey; — überhaupt dürfte es in unserer Sprache schwer seyn, zu einem festen Systeme zu gelangen. Jede Regel erheischt so viele Ausnahmen und Unterausnahmen, daß man darüber den Hauptgrundsatz selbst vergißt, eine Unzukömmlichkeit, die bei Durchlesung der S. 49 — 56 entwickelten Vorschriften nur allzuleicht in's Auge fällt. Der Gebrauch bleibt hier der beste, — leider vielleicht der einzige — Lehrmeister.

Bei den Decompositen ist meistens zwei schon früher vereinigten Worten ein drittes zugesellt worden, dann bleibt der Hauptton des ersten Theils der Zusammensetzung auch Hauptton des Ganzen. Die Fremdwörter werden S. 60 — 66 behandelt.

Der Nebenton kann bei zusammengesetzten oder abgeleiteten Wörtern eintreten. Bei den ersteren ist er — wie unser Verfasser treffend bemerkt, — ein ursprünglicher Hauptton, der durch den seine Kraft behauptenden Hochton des bestimmenden Wortes niedergedrückt und geschwächt ist, seine Stellung ist also für sich klar. Weit unsicherer und veränderlicher ist sie bei den Derivaten, wo oft nur die Gesetze des Wohllauts entscheiden.

Wenn von Wortton die Rede ist, so darf man deßhalb nicht etwa meinen, daß ein Wort in allen seinen Silben sich hervorthue, sondern es fragt sich nur, wie in einem zusammenhängenden Satze der Ton aller einsilbigen Wörter unter einander bestimmt werde, und wann der Hauptton eines Wortes durch Zusammenstoß mit andern Worten zum Nebenton herabsinkt, oder umgekehrt, wann der Nebenton zum Hauptton sich erhebt. (S. 78 — 79.) Vorzüglich entscheidet hier: der grammatische Rang der verschiedenen Redetheile, und die Bedeutung oder vielmehr die Bedeutsamkeit der einzelnen Worte.

Die allgemeinen Gesetze des Accentes sind selbst in der Redeverbindung, wenn auch undeutlicher, zu erkennen; der Verfasser macht hier mit Recht auf die Aehnlichkeit des grammatischen Verhältnisses der Sätze mit dem der Wörter aufmerksam, und rechtfertigt so die Annahme eines Satztons, der aber nicht mehr so eigentlich zur Prosodie gehört. (S. 87 — 89.)

Anhangsweise wird der rhetorische Accent behandelt, der dem Hauptbegriff, wie er sich aus dem Zusammenhange des Ganzen ergibt, stärkern Nachdruck verleiht, und so die Stellung des grammatischen Accentes oft bedeutend modificirt.

Was die Verbindung des Sprachaccents mit dem Verston anbelangt, so ist gewiß, daß im Deutschen ein Contrast beider durchaus übellautend und der Natur unsres Idioms gänzlich widerstreitend erscheinen würde. (S. 90.) Nur durch die Beobachtung dieses durchgreifenden Gesetzes ist jener hohe Rhythmus zu erzielen, der den deutschen Versen, besonders in der Deklination einen so ausnehmenden Reitz verleiht, im Munde ungeschickter Redner aber auch leicht in ein unerträgliches Geklingel ausarten kann.

Die französische Sprache entbehrt jenes Vorzuges ganz; sie mißt die Silben nicht, sie zählt sie nur; und wenn es nicht der Reime wegen ist, so dürfte man im Vortrage schwerlich die gebundene Rede von der Prosa zu unterscheiden im Stande seyn.

Man nehme z. B. die zwei ersten Verse aus Voltaire's Zaire, die vermöge des Sprachtons folgendermaßen accentuirt werden müßten:

Je ne m'áttendáis pas, jeúne et bélle Zaíre,
Aux nouveaúx séntiméns que ce lieú vous inspíre.

während sie nach den Gesetzen des jambischen Metrums also scandirt sind:

Je ne m'attendais pas, jeune et belle Zaïre.
Aux nouveaux sentiments que ce lieu vous inspire.

woraus sich hinreichend entnehmen läßt, daß die Stellung des

Sprachtones mit der Hebung und Senkung des Verses nur selten und zufälliger Weise zusammentrifft.

Im Italienischen, Spanischen, Portugiesischen herrscht fast dieselbe Willkühr; dagegen sich der Engländer schon mehr dem Deutschen nähert. Doch kehren wir zu unserer Prosodie zurück.

Mit Recht bemerkt der Verfasser S. 91, daß am zweckmäßigsten jedem rhythmischen Accente ein Hauptton im Worte entspräche, daß man aber dennoch gezwungen ist, bald den Nebenaccent zum Ausdrucke rhythmischer Arsen zu gebrauchen, bald ihn unberücksichtigt zu lassen. Hier werden noch einige erlaubte und unerlaubte poetische Freiheiten erörtert, und sodann mit einer kurzen Geschichte der accentuirenden Poesie geschlossen.

II. Der zweite Abschnitt handelt, wie schon zu Anfang bemerkt worden, von der quantitirenden Prosodie, welche vorzüglich in der Poesie ihre Wirksamkeit äußert. Da die quantitirenden Sprachen ihren rhythmischen Formen natürlicher Weise die gesetzmäßig abwechselnde Länge und Kürze der Silben zum Grunde legten, so müssen wir Deutsche, denen die Stärke und Schwäche des Tones als Hauptgesetz gilt, bei der Nachahmung des antiken Metrums auf unfehlbare Schwierigkeiten stoßen; da es nicht immer möglich war, die Längen und Kürzen desselben durch Hebung und Senkung des Tones zu ersetzen.

Schon Klopstock wurde auf diesen Unterschied aufmerksam. Voß aber wird mit Recht als der eigentliche Begründer der neuen (quantitirenden) Prosodie im Deutschen verehrt. (S. 115.) Wir stimmen hier dem Urtheile des Verfassers und der Meinung Solger's vollkommen bei, welche der antiken Versifikation zwar die Volksthümlichkeit absprechen, sie aber als ein taugliches Mittel ansehen, um zu dem Ziele der Uebersetzungen mitzuwirken.

In Beziehung nun auf die Quantität unterscheidet man ebenfalls drei Klassen von Silben, die langen, kurzen und mittelzeitigen. Um zu beurtheilen, welcher dieser drei Gattungen jede einzelne Silbe zuzuweisen sey, stellt unser Verfasser folgende Hauptgrundsätze auf: 1. Jede hochbetonte Silbe kann nur als Länge gebraucht werden. 2. Tonlose Silben darf man keineswegs geradezu als Kürzen gelten lassen: vielmehr bleiben die Stammsilben, so wie die wichtigeren einsilbigen Redetheile beständig lang. Ursache ist der Anklang des in sonstigen Verbindungen gehörten Tones, oder der beim Aussprechen gefühlte Hauptbegriff. (S. 127.) — 3. Der Nebenton verlängt nicht unbedingt (daher man z. B. Jünglinge gut als dactylisch gebrauchen kann), wohl aber trägt er den Silbenlaut unterstützend zur Verlängerung bei. —

Schwieriger ist die Bestimmung der Quantität durch den Laut. Zweckmäßig wird hier (Seite 137 — 142) A. die Vokalisation und B. die Häufung der Consonanten hinter dem Vokale (die Position) unterschieden. S. 144 — 164 läßt der Verfasser eine Anzahl spezifizirter Quantitätsregeln folgen, welche viele schätzbare Bemerkungen und gut gewählte Beispiele enthalten. Auch der Sprachton muß im quantitirenden Rhythmus berücksichtigt werden. Ganz richtig scheint uns die Ansicht, daß steigend spondäische Wörter (wie Südost) nicht als sinkende gemessen werden dürfen, daß zwei einsilbige Wörter, deren ersteres durch engen Anschluß an das folgende tonlos wird (z. B. weiß Gott), nicht trochäisch zu stellen sind; daß Ableitungssilben in arsischer Stellung zu verwerfen u. d. gl. Der prosodischen Licenzen wird S. 175 und ff. gedacht.

Treffend bemerkt der Verfasser über den Einfluß des rhetorischen Accents auf die Quantität, daß unsere Sprache vermöge ihres Grundcharakters in mehrsilbigen Wörtern meistens die bedeutungsvollste Silbe betont, und daß auch die Quantität der einsilbigen großentheils von ihrem Begriffe abhängt. Den hieraus entwickelten Vorschriften müssen wir unbedingt beistimmen. Am Schlusse dieses Abschnittes werden die wichtigsten Wortfüße, welche der deutschen Sprache eigen sind, aufgezählt; lange Einsilben sind sehr zahlreich; unbedingt kurze selten; Wörter aus zwei oder mehreren Kürzen bestehend, sind durchaus nicht vorhanden. Am häufigsten findet sich der Trochäus, Jambus, Spondäus (bei Zusammensetzungen), Daktylus und Amphibrachys; — der Anapäst wird in echt deutschen Wörtern nur durch die Vorsilbe un gebildet, wozu noch dermaleinst kommt u. s. f. Auch die Andeutungen über die Betonung der fremden Namen dürfte Beifall verdienen. Den Schluß macht eine Geschichte der deutschen Prosodie, worin der Verfasser die Leistungen eines Klopstock, Moriz, J. H. Voß, Bothe, Apel, Grotefend, Gotthold, Döring, Garve, Kirchner, Weber, Zelle und Euk einer näheren Würdigung unterzieht.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, tiefer in den Inhalt des vorliegenden Werkes einzudringen. Es enthält ohne Zweifel eine Fülle der schätzbarsten Bemerkungen, welche die allfälligen Schwächen und Mängel bei Weitem in den Hintergrund zurücktreten lassen. In Manchem mag der Verfasser geirrt haben, Manches bedarf noch einer näheren Entwicklung, einer reiflicheren Erwägung, einer schützenden Autorität — im Ganzen aber darf man dem wackeren Freese die gebührende Anerkennung um so weniger versagen, als er ein nur spärlich bebautes Feld mit Kraft und Ausdauer von dem wuchernden Unkraut zu reinigen unternommen.

Dr. Moriz v. Stubenrauch.

## Die Wiener-Kunstausstellung 1837.

(Fortsetzung.)

Landschaft. Ueber den Zweck und den Umfang der Landschaftmalerei hat die Beurtheilung der Kunstausstellung in der Wiener-Zeitschrift so Wahres und Treffliches gesagt, daß wir, darauf hinweisend, bloß einzelne Nummern betrachten wollen.

Kuwassegs Neuwaldek (Aquarell) hat den Vorzug eines sehr gut gewählten Standpunktes, einer leichten klaren Ausführung und zeigt das Streben, von der Manier, in der Hr. K. befangen gewesen zu seyn scheint, sich losreißen zu wollen, ein Streben, das gewiß unbedingtes Lob verdient und bei gehöriger Strenge und Selbstbeachtung erreicht werden muß.

Welker's Landschaften wird nicht mit Unrecht der Vorwurf einer gewissen Bunt- und Flachheit gemacht, doch hat er in seinem Sivering (Aquarell) diese Mängel mit Glück vermieden. Seine Staffagen sind immer lobenswerth.

Mit Schmerz wenden wir uns zu den Werken eines Künstlers, den uns der Tod erst unlängst entrissen hat, Johann Migliara's, dessen Landschaften durch Klarheit, kühne Behandlung und effektvolle, aber ungesuchte Zusammenstellung einzig sind.

G. Gall's Aquarellbilder verrathen ein nicht gemeines Talent, nur möge er sich von der Manier, der er sich zu ergeben scheint, zu einer unbefangenen Naturanschauung wenden, und besonders die Staffagen nicht vernachlässigen, deren schlechte Zeichnung auch die beste Landschaft ruinirt.

Von Barbarini ist eine schöne Gegend des baierischen Hochgebirges und (in Oehl) der Marktplatz zu Zell am See mit aller der, diesem Künstler eigenen Eleganz und Leichtigkeit des Vortrages gemalt, nur wäre mehr Bestimmtheit in den Baumpartien und vielleicht im ersteren Bilde mehr Wahrheit der Farben zu wünschen.

E. Loehr in Rom hat zahlreiche Bilder eingesendet, welche, wenn auch mehr einer gewissen alterthümlichen Manier, als der Natur folgend, durch Kühnheit der Komposition, überraschende Beleuchtung und nicht selten durch poetischen Schwung ausgezeichnet sind. Besonders trefflich war Nr. 81 im Vortrag der weit ausgedehnten Ebene und durch die warme Beleuchtung.

R. Alt hat in seiner Ansicht von Rom vom Kloster S. Onofrio aus neuerdings den Beweis geliefert, daß man Figuren zeichnen lernen müsse, wenn man bei vielem Talente zur Landschaftmalerei nicht unerträglich werden will. Es ist kaum glaublich, daß Hr. Alt diesen Mangel aller seiner Bilder nicht fühlen, und daher eher zu wenig als zu viel Staffagen anbringen soll, und dennoch erhalten wie hier im Vorgrund und wirklich als Hauptsache eine Scene aus dem Leben Tassos, deren Mißrathen bis ins Unglaubliche geht.

Daß Oehlbilder nach französischen Lithographien nicht in eine Kunstausstellung gehören, hätte der Maler von Nr. 86 bedenken sollen.

Steinfeld's (Vater) Altaussee mit dem Trissebstein ist ein in allen seinen Theilen durch Wahrheit und Darstellung so ausgezeichnetes Bild, das unwillkührlich Aller Blicke so fest hält, daß jede Lobpreisung überflüssig wäre. Oesterreich darf stolz auf Herrn Steinfeld seyn, so wie auf den wahrhaft genialen Th. Ender, der in seiner Ansicht von Rio Janeiro die ganze wundervolle Ueppigkeit der südlichen Zone, die Großartigkeit der See und das Imposante einer Hauptstadt mit, dem Anscheine nach, so einfachen Mitteln dem überraschten Beschauer vor die Augen zaubert, während seine Ansicht Ischl's die stille heitere Natur dieser Gegend schildert.

Joseph Schwemminger's Landschaften zeichnen sich durch die strenge Richtigkeit der Form, durch Wahrheit und Leben, so wie durch den geschmackvollen kräftigen unmanierirten Vortrag auf das Vortheilhafteste aus. In seinem Bilde wäre die braunviolette Farbe des Mittelgrundes vielleicht etwas zu mäßigen. Wie man ein Idyll durch eine Landschaft versinnlichen kann, hat er Nr. 137 auf das Anmuthigste bewiesen.

Joseph Canella hat sich durch seine »Seeküste« in die vordersten Reihen wahrer Künstlerschaft gestellt. Wer einen an und für sich so armen Gegenstand zu einem kühnen, ja ergreifenden Bilde gestalten kann, und dieß durch so einfache Mittel, verdient wohl den Künstlernamen unbedingt.

J. Gerstmayer's Partie bei Rauhenstein ist ein ansprechendes, durch Farbenfrische und besonders günstige Wahl des Standpunktes ausgezeichnetes Bild des wohlbekannten tüchtigen Künstlers.

(Fortsetzung folgt.)

---

### Notiz.

Höchst befremdend ist es, daß in Alex. Cosmar's »Athenäum,« einer Sammlung von Gedichten der neueren Zeit (Magdeburg 1837), die neu aufblühende christliche Poesie völlig unberücksichtigt geblieben ist. Wenn wahre Begeisterung Größeres schaffen kann, als eine gemachte, wenn die christliche Anschauungsweise, übergetragen auf Natur und Geschichte, an sich schon poetischer ist, als eine Imagination, an welche der Dichter selbst nicht glaubt, so muß ein Gedicht von A. Knapp, auf den wir hier insbesondere aufmerksam machen wollen, zehn andere des jungen Berlin aufwiegen.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

48. Sonnabend, den 17. Juni 1837.

Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Bucholtz. Siebenter Band. Wien, Schaumburg 1836. XIV und 582 S. 8.

(Fortsetzung.)

Den vorliegenden Band eröffnet die Erzählung von dem Widerstande, welchen die Stadt Magdeburg den Dekreten des Kaisers und den Reichsschlüssen von 1548 und 1550 in der Religionssache entgegensetzte, von der Belagerung derselben und dem endlichen Abschlusse des Streites durch den Churfürsten Moritz von Sachsen, der bereits seinen geheimen Plan wider den Kaiser mehr zu entwickeln begann. Ganz treffend sind die Ursachen nachgewiesen, die Bemühungen der Prediger nämlich, zum inneren Kriege aufzureitzen, wobei jedoch bemerkenswerth bleibt, »daß dabei nicht der Begriff privater Unterthanen, sondern der von untergeordneten Obrigkeiten, nämlich kleineren Fürstenthümern oder Republiken, so wie in allen revolutionären Bewegungen der damaligen Zeit im Gegensatze mit den neuesten Doktrinen der Souverainität aller Privaten, zum Grunde lag; auf der andern Seite ist zu erinnern, daß sie das Recht zum Widerstande nicht im neueren Sinne auf Gewissensfreiheit oder darauf gründeten, daß das Evangelium nach seinem übernatürlichen Wesen nicht mit Schwert und Waffen erzwungen werden solle, sondern vielmehr darauf, daß sie ihre eigene Lehre, welche sich zu jenen großen Verneinungen schärfte, als die untrüglich allein wahre, und als unbedingt nothwendig zur Seligkeit aufstellten. Es ist übrigens auch geschichtlich merkwürdig, wie sehr dieselben in dem, was seit dem Religionsdekret in Deutschland geschehen war, eine wirkliche Annäherung zur Vereinigung und einen Sieg der Kirche zu sehen glaubten. »»So wissen ja schier die Kinder auf der Gasse,«« schrieb Flaccius Illiricus, den 8. April 1551, »»wie hoch sich meißnische, märkische und diese Stiftsregenten diese vergangenen drei Jahre bemüht haben, das Papstthum aufzurichten. Man weiß aus den Schriften unserer Verfolger, die dem Kaiser auf diesem Reichstage überantwortet sind, item aus des Reichs Abschied, daß sie ins Interim und Concilium gewilligt haben; ja es ist noch keine Stadt noch Land, die Friede hat, sie hat zuvor müssen zusagen, daß sie alles wollen annehmen, was auf dem Reichstage beschlossen worden, die Religionssachen nicht ausgenommen.«« Und in einer andern Schrift der Prediger vom Jahre 1551: »»wie vor aller Welt unläugbar ist, hätte Gott in dieser armen Stadt solche Beständigkeit gegen die Wiederaufrichtung des Papstthumes nicht gegeben, so hätten das Churfürstenthum Sachsen, Brandenburg und andere umliegende christliche Lande nicht allein das ganze leipzigerische Interim mit gutem Willen der wittenbergischen und leipziger Theologen, sondern längst andere mehr Interim über dasselbe (wie es dann in seinem Beschluß derselben mehr verheißt) angenommen, bis sie zuletzt auch wider ihren Willen das augsburgische Interim sammt dem tridentischen Conciliabulo nach dem Buchstaben und nach dem Verstand vollkommlich überkommen hätten u. s. f.««

Die Geschichtserzählung der Belagerung selbst und der Kapitulation ist großentheils nach den Ueberlieferungen der Augenzeugen Merkel und Besselmaier (nicht Breselmaier), und durchgehends genügend. Die Kapitulations-Artikel lauteten strenge; allein die Magdeburger wurden ungemein gelinde und nachsichtig durch Moritz behandelt. »Mit welchem Recht und Fug,« bemerkt ganz richtig der gelehrte Verfasser, »hätte er auch Strenge wider sie zeigen können? Etwa weil sie dem Kaiser durch Krieg Widerstand leisteten? aber er hatte ja selbst im Sinn, einen Krieg wider denselben zu erregen. Oder wegen der wüthigen Angriffe ihrer Theologen aufs Concilium und auf alle Versuche zur Annäherung und Vereinigung? Aber er selbst ging ja damit um, eine Erschütterung zu bewirken, wodurch das Concilium und alles, was sich daran schloß, im günstigen Augenblick zerstreut wurde.«

Schon gegen das Ende der Belagerung entstanden immer lautere Gerüchte von Verbündungen protestantischer Fürsten mit Frankreich und von zweideutigen Absichten des Churfürsten Moritz; der darüber geführte Briefwechsel zwischen Ferdinand I. und Karl V. ist von wahrhaft hohem Interesse, so wie überhaupt die ganze Darstellung der unlauteren und nichts weniger als offenen Handlungsweise des Churfürsten Moritz eben so gründlich als wahr und folgenreich er-

scheint. Wer wird nicht, nach Lesung und redlicher Erwägung derselben, dem würdigen Verfasser beistimmen, welcher S. 35 sagt: „Wenn einer der Hauptgründer der Kirchenspaltung (Melanchton) in der eben erwähnten Weise (S. 34 und 35) ausführte, daß das Argument, man müsse der Execution von Conciliensschlüssen offensiv zuvorkommen, nicht gültig sey: wenn es andererseits vielmehr Pflicht jedes denkenden und aufrichtigen Christen seyn mußte, den Weg gründlicher Erörterung und möglichster Vereinigung im Glauben, der seinem Wesen nach einig seyn soll, nicht zu verschmähen, wenn das Concilium hinsichtlich des vollständigen Gehöres und des freien Geleits alles Billige bewilligt hatte, wenn die Theologen einiger protestantischen Reichsstände wirklich die Erörterungen begonnen, und Moritz selbst dafür die ausdrücklichsten Versprechen gegeben hatte; — wenn (was die weltlichen Beschwerden, und vor allem die Freilassung des Landgrafen betrifft) außerordentliche und illegale Mittel im äußersten Fall nur nach Erschöpfung der gesetzlichen gestattet seyn könnten, und die persönliche Zusammenkunft Moritzens mit dem Kaiser ein solches ganz nahe liegendes Mittel war: — wenn der ganze Lauf der Verhandlungen und das endliche Resultat bewies, daß alle übrigen Beschwerden beinahe nur bloßer Vorwand eines beispiellosen Unternehmens waren; wie soll dann die Geschichte das Verfahren Moritzens bezeichnen, wenn er im schreienden Widerspruche mit den gewöhnlichen Pflichten des Churfürsten und Vasallen, so wie mit denen ganz besonderer persönlicher Dankbarkeit und Verpflichtung, und im Widerspruch mit den fortgesetzten eigenen Worten und Demonstrationen, mit besonnener und planmäßiger Täuschung einen Krieg gegen den Kaiser und andere Reichsstände erregte; im offensiven Bündniß mit dem mächtigsten äußeren Feinde, und mit den Freunden wilder Anarchie im Innern? — Es wurde damals zuerst in umfassender und ganz offener Weise das Beispiel einer Coalition deutscher Fürsten mit fremder Eroberungssucht wider die Grundlage der Ordnung und Einheit im Reiche gegeben, und wenn man erwägt, von welcher Art die Macht war, welche der Kaiser damals thatsächlich über Deutschland hatte, so muß man über den Mißbrauch der Worte staunen, womit man einen Kampf zur gewaltsamen Aufrechthaltung und Vereitelung gründlicher Verständigungsversuche im Kirchlichen, — so wie zugleich anarchischer Zerrüttung des Rechts und Friedens unter Begünstigung fremder Eroberung im Politischen einen Kampf der deutschen Freiheit nannte. — Allerdings kann der Betrachter früherer und jetziger Zeit mit dem Mißbrauche der Idee und des Wortes der Freiheit vertraut seyn. Wahre Freiheit ist mögliche Befreiung von den Hindernissen, daß jeder Theil die ihm gesetzte Bestimmung erreiche. Frei ist der Umkreis der Sonne zu nennen in ihrem segnenden Laufe; selbst gehorsam einem festen und unwandelbaren Gesetze, ergießt sie Gedeihen und Lebenswärme in alle organischen Wesen, welche sich unter ihren wohlthätigen Einflüssen ein jedes nach dem ihm eingepflanzten Gesetze entfalten und ausbilden. Frei wäre das ruhige Fluthen des Stromes zu nennen, welcher im festen und sichern Bette sich durch blühende Landschaften ergießt, in Städten, Dörfern und Gefilden Leben und Gedeihen verbreitend. Wir aber nennen frei das entfesselte Wüthen der Elemente, die Kraft der lodernden Gluth, welche das, was der Fleiß und die Kunst ganzer Geschlechter gegründet und gesammelt, zu vernichten droht; wir nennen frei das Toben des aus seinen Ufern getretenen Stromes, welcher friedliche Wohnungen des Landmannes in wilder Zerstörung verschlingt.“

Den Bürgerkrieg selbst, obschon er nur kurze Zeit währte, nennt der Verfasser mit Recht einen der merkwürdigsten in der deutschen Geschichte. „Es entschied sich damals, daß ein Princip nicht eines gesetzlich beschränkten Gegensatzes, sondern einer gänzlichen Entzweiung und des organisirten Zwiespaltes des politisch-kirchlichen, wie des staatsrechtlichen Zustandes im neuern Europa, fortan bleiben sollte. Der dreißigjährige Krieg und alle ihm vorangegangenen Zerstörungen und Entzweiungen in der Christenheit und dem Herzen derselben, in Deutschland, können im gewissen Sinne als die fortwuchernde Frucht von dem anerkannt werden, was um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ausgesäet und gepflanzt wurde.“ Die Entwicklung der Gründe, welche der König von Frankreich und die sich auflehnenden deutschen Fürsten vorbrachten, so wie die Darstellung der Handlungsweise des Kaisers und Ferdinand's müssen wir als erschöpfend bezeichnen. Ueberhaupt gehört dieser Abschnitt, dessen Schluß eine detaillirte Schilderung der so wichtigen Friedenshandlung zu Linz bildet, zu den eingreifendsten des ganzen Werkes, und die von dem Verfasser mit Umsicht und Scharfsinn eingestreuten Reflexionen werden bei keinem Freunde der Wahrheit ohne fruchtbare Resultate bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

---

Noch einige Bemerkungen zum siebenten Bande von Hoffmann: Europa und seine Bewohner, welcher das das Kaiserthum Oesterreich, bearbeitet von Dr. Zimmermann, enthält.

(Fortsetzung.)

Wie tief der Verfasser als Technolog in die österreichische Industrie eingegangen ist, ersieht man unter anderm aus seinem Urtheil über das Leder. Er sagt auf S. 95: „Das Leder wird von den Oesterreichern als vorzüglich gepriesen. Dieß kann nur der beurtheilen, der in den österreichischen Staaten Stiefel zerrissen hat. Das Leder ist grundschlecht, wird meistens mit der Rinde des Lerchenbaums gegerbt, färbt daher die Strümpfe grün. Ein Paar Mahl naß

werden ist genug, um ein Paar neue Stiefel völlig zu verderben.«

Was das Stiefelzerreißen betrifft, so hat man hiezu wohl nicht leicht irgendwo so viel Gelegenheit als in Wien. Denn jeder, der nicht Pferd und Wagen zur Verfügung hat, muß seine Beine bei sehr verschiedenartigem Wetter stark in Anspruch nehmen. Nun dürfte man der Vermuthung wohl Raum geben, daß den im Lande Lebenden ein competenteres Urtheil zukömmt, als dem Fremdling, der zufällig an einen schlechten Schuhmacher gerathen, auch schlecht bedient wurde. Nur das häufige Gehen, besonders bei der in Wien vorherrschend nassen Witterung macht diese Bekleidung vergleichungsweise bald zu Grunde gehen. Hätte der Herr Doctor nur einen tüchtigen Schustermeister kommen lassen, er würde erstaunt seyn, wie lange man mit einem Paar Wiener-Stiefeln auskömmt, in Vergleich mit anderswo verfertigten. Was ferner das Grünfärben der Strümpfe betrifft, so hat man in Wien wenigstens nie dergleichen gesehen, noch davon gehört. Die ganze Gerberei mit der Lerchenrinde scheint bloß in dem Kopfe des Autors zu existiren. Gerade Lerchenrinde kommt unter allen Rinden am allerseltensten vor. Ueberhaupt scheint dem Herrn Doctor in Allem, was Farbe betrifft, kein competentes Urtheil zuzukommen. S. 95 heißt es: »Das Porzellain, welches in Wien gemacht wird, steht allem bekannten nach.« Hier hat der gütige Autor sich verschrieben, und vielleicht sagen wollen: Das Wiener-Porzellain ist in Beziehung auf schnellen Temperatur-Wechsel das haltbarste, besitzt die härteste Glasur und unter allem das strengste Emailfeuer, und hat unstreitig den größten Ruf in Bezug der Kunstwerke, welche auf demselben gemalt vorkommen. Der Autor hat wahrscheinlich weder diese großartige Manufactur besucht, noch die seltenen Leistungen derselben in der Niederlage gesehen, sonst würde er nicht so in den Tag hinein schwatzen.

Die Steinarbeiten hält er übrigens in Oesterreich für besser. Zu diesen rechnet er das bekannte Wiener-Straßenpflaster, höchst zierliche Perlmutterarbeiten mit Gemälden, gute Terpentinwaren, geschliffene Korallen u. s. w. Was man in diesen wenigen Zeilen nicht alles Neue lernt! Perlmutter ist ein Stein. Was die Terpentinwaaren für Dingerchen seyn mögen, ist schwer zu entziffern, es müßte denn Serpentin gemeint seyn, aus welchem Steine aber gerade in Wien keine Fabrikate erzeugt werden. Am Ende erscheint keine Angabe von Druckfehlern, die hierüber Auskunft geben könnte. Ferner: S. 95: »Ein nirgends so stark getriebener Industriezweig ist das Schneiden von Meerschaum-Pfeifenköpfen. Der Thon hiezu kommt aus der Türkey über Ungarn.« Derselbe Technologe, der Perlmutter unter die Steine zählt, nennt die Substanz, aus welcher jene Pfeifen geschnitten werden, Thon! Dieß kann doch kein Druckfehler seyn! S. 96: »Unbedeutend ist die Uhrmacherei; sie beschränkt sich fast nur auf Reparaturen.«

Hätte sich der Herr Autor in Wien nur mehr umgesehen, er würde manchen wackeren Künstler getroffen haben, der Cylinder- und Pendeluhren von rühmlicher Qualität verfertigt. Oder hätte er sich den Bericht der Gewerbs-Ausstellung von Wien verschafft, so würde er nicht nur in dieser Beziehung, sondern überhaupt manches Andere gelernt haben. Scribendi recte sapere est et principium et fons sagt sehr trefflich der alte Horaz. Diesen mehr als 18 Jahrhunderte alten Ausspruch hält der Herr Doctor aber wahrscheinlich für ein Vorurtheil alter Zeiten, und für einen wahren Aberglauben, dessen man sich zu schämen hätte. Daß in der Steiermark eine Uhrenfabrik besteht, welche jährlich mehrere Tausend Stücke in das Ausland, sogar nach Amerika sendet, ist ihm ganz unbekannt. Niemand ist schuldig, Alles zu wissen, aber von jenem, der sich zum Lehrer aufwirft, erwartet man, daß er das, was er lehrt, vollkommen inne habe. S. 103: »Statt des Metallgeldes kursirt zweierlei Papiergeld: solches, welches der Staat ausgibt, unter dem Namen Anticipationsscheine, und Bankozettel!!« Audite! Der Verfasser gibt sich das Ansehen Jahrelang in der österreichischen Monarchie gelebt zu haben. Aber lange, sehr lange her muß es seyn, daß er unter uns gewandelt, denn obige Nahmen von Papiergeld stammen bekanntlich aus längst entschwundener Zeit.

Die Männer im österreichischen Staate behagen dem Herrn Doctor nicht; er urtheilt folgender Maßen über sie:

»Während die Damen ein zierlich reines Deutsch sprechen, dem man den Dialekt nur wenig anhört, schreiben selbst viele der österreichischen Schriftsteller, die Belletristen sind, in ihrem Dialekte.«

Daß mehrere der belletristischen Schriftsteller Oesterreichs sich des Landesdialektes in mancher ihrer Dichtungen bedient haben, ist allerdings richtig. Bekanntlich zeichnen sich hierin Castelli und Seidl aus. Ich sage, sie zeichnen sich aus; denn wie es anstößig seyn kann, sich eines Dialektes zu manchen Darstellungen zu bedienen, ist unbegreiflich. Weiß denn der Doctor nicht, daß die italienischen Dichter sich schon längst der Dialekte, vorzüglich der venetianischen, bedient haben, wohl wissend, wie dienlich zu charakteristischen Nationalbildern dieselben sind? — Hat nicht auch Walter Scott häufig von dem schottischen Dialekte Gebrauch gemacht? und haben wir nicht in Deutschland (außerhalb des österreichischen Staates) an Hebel's wunderlieblichen Gedichten ein reiches schönes Beispiel, wie anmuthig solche Dichtungen sind, die keck sich den besten ihrer Gattung in hochdeutscher Mundart an die Seite stellen können.

Sehr merkwürdig sind die grellen, mit frecher Stirne gegebenen Unwahrheiten, welche der Verfasser bei Gelegenheit

des Schulunterrichtes zu Tage fördert. Seine Worte sind folgende (S. 105): »Die Wissenschaften liegen im Argen, weil die Schuleinrichtung eine arge ist. Von dem Augenblicke, an welchem der Knabe die Schule betritt, werden ihm täglich zwei Stunden Religions-Unterricht beigebracht, was natürlich bei einem achtzehnjährigen Cursus auf eine Erzählung aller Legenden und der Lebensläufe in aufsteigender Linie von allen Heiligen hinausgehen muß.« Hier sind nun in wenigen Zeilen zwei vollständige Unwahrheiten enthalten. Erstens findet es an gar keiner Lehranstalt Statt, daß zwei Stunden täglich Religions-Unterricht gegeben wird; zweitens ist es ganz und gar nicht zu begreifen, auf welche Weise ein Zögling einen Cursus von 18 Jahren durchlaufe, wenn er nicht ein derlei schwaches Subject ist, welches einige Jahrgänge doppelt oder dreifach nimmt. Unter allen Studierenden sind es die Mediciner, die am längsten die Collegien besuchen, und auch diese haben, selbst mit Einschluß der Elementarschule, worin Buchstabiren, Lesen ꝛc. gelehrt wird, nur 16 Jahre den öffentlichen Studien zu widmen; Juristen und Theologen ein Jahr weniger.

Noch verwirrter fährt der Herr Autor fort: »Nun wird Schreiben und Rechnen, Griechisch und Mathematik, Geographie, Geschichte, Physik, nebst Religion auch Philosophie gelehrt, aber alles dieß in jeder Klasse von einem und demselben Lehrer.«

Bei diesen Zeilen weiß man in der That nicht, was man allenfalls erwiedern könnte, denn Alles ist in wunderbar chaotischer Unordnung zusammengeworfen. Jeder Oesterreicher weiß, daß Klassenlehrer nur an den Gymnasien oder den sogenannten lateinischen Schulen vorhanden sind, und daß Philosophie und Physik nur an den philosophischen Anstalten gelehrt wird, wo übrigens auch noch andere Fächer vorkommen, und daß an diesen Anstalten jeder Professor sein eigenes Lehrfach hat. Dasselbe ist der Fall an dem polytechnischen Institute zu Wien, an der technischen Anstalt zu Prag, und an allen Realschulen.

Wie unseren Autor es ganz und gar nicht interessirt hat, sich wirklich gründlich zu belehren, ersieht man schon daraus, daß er aus dem ganzen österreichischen Staate nicht mehr als fünf Männer, sage fünf Männer, zu nennen wußte, die einen literarischen Ruf haben. Hiebei wußte dieser Literator aber den Namen des Freiherrn von Jaquin nicht einmal gehörig zu schreiben: er nennt ihn Jequin.

Bei Gelegenheit der schönen Künste und der Unterstützung derselben wird erwähnt: »Ruß, Knape, Lampi, Maler von großen Talenten, leben in Wien, wenn nicht dürftig, doch nicht durch die Schuld der hohen Herrschaften wohlhabend. Lampi muß seinen Pinsel mit Fertigung von Thürschildern entweihen, wie er den blinden Tobias vor der Apotheke auf dem Graben gemalt hat.«

Wenn nun der Herr Doctor seine Sehwerkzeuge, die freilich nicht ganz gesunder Art sind, ein wenig angestrengt hätte, so würde er gesehen haben, daß bei dem angeführten Gemälde, in dem Saume eines der Gewänder ganz deutlich der Name Kuppelwieser befindlich ist.

(Schluß folgt.)

---

## Notizen.

Friedr. Wiggert hat ein »zweites Scherflein zur Förderung der Kenntniß älterer deutscher Mundarten und Schriften« herausgegeben. (Magdeburg, 1836. 81 S. 8.) Dieses enthält: 1. Beschreibung eines alten Drucks »Ein Cronika — genannt Fasciculus temporum, ein Buchlin der Zeit u. s. w.«; 2. eines alten Druckes des Marco Polo; 3. Beschreibung einer Papierhandschrift aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, eine niederdeutsche gereimte Umschreibung der Sittensprüche des Facetus enthaltend, und Abdruck derselben; 4. Beschreibung einer Papierhandschrift aus derselben Zeit, 103 niederdeutsche Beispiele (Erzählungen und Fabeln) in etwa 7100 Versen enthaltend, und Abdruck der Vorrede, der einzelnen Ueberschriften und mehrerer (23) Beispiele, von dem Herausgeber selbst als das merkwürdigste Stück der ganzen Sammlung mit Recht bezeichnet. 5. Nachrichten über eine Papierhandschrift aus derselben Zeit, eine niederdeutsche Uebertragung von Fridankes Bescheidenheit enthaltend, und theilweise Vergleichung mit W. Grimm's Ausgabe. 6. Nachrichten über eine dergleichen Handschrift: Niederdeutsche Bearbeitung der Reise Johanns von Mandeville, ziemlich mit der von F. Jacobs (in den Beitr. z. ält. Lit. 1835. Bd. I. S. 423) beschriebenen hochdeutschen gothaischen Handschrift übereinstimmend.

---

Georg Lange's »Geschichte und Beschreibung der Stadt Worms nebst den alten Sagen, die sich an dieselbe knüpfen« (Worms, 1837), ist fleißig und gut geschrieben, obschon die ganze Arbeit dem Umfange nach (176 S. 8.) nicht bedeutend scheint. Die Topographie nimmt nur einen mäßigen Raum ein; bis S. 76 geht die eigentliche Geschichte, an diese reihen sich die Sagen (aus dem Niebelungenliede) an, und hierauf folgt die Beschreibung der Stadt nebst einigen Beilagen.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
## für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

49. Mittwoch, den 21. Juni 1837.

Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebens-Theorie. Von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Wien, 1837, bei J. G. Ritter von Mösle's Witwe und Braumüller. IV und 388 S. 8.

»Zwischen den Produzenten und Genießern,« sagt der geistreiche Verfasser in einem der hier mitgetheilten Aufsätze, »bewegt sich eine emsige Schaar zubereitender Köche: wir nennen sie Kritiker. — Hierin schon sind ihre Bezüge zu Autor und Publikum prästabilirt: sie stehen als Vermittler zwischen Beiden. Jenen sollen sie studieren, erfassen, und wenn sie ihn haben, dem Publikum zu nähern suchen, indem sie, je nachdem es Noth thut, seine Lücken ergänzen, seine Ecken durch Erklärung runden, seine Dunkel hellen, seine Größe überschaubar, seine Eigenheit, durch Uebersetzung, der Menge mundgerecht machen; das Publikum sollen sie gegen den Schriftsteller vertreten, ihm dessen Bedürfen, Vermögen und Wollen verdeutlichen, damit seine Flamme nicht einsam verlodere, sondern Früchte zeitige. Schon ergibt sich hieraus die erste Pflicht des Referenten (denn allerdings entspricht dieser Titel mehr dem Amte, dessen Umfang wir bezeichneten); sie heißt: Achtung; Achtung vor dem Verfasser, Achtung vor dem Publikum.«

Wir glauben erstere am besten zu bethätigen, indem wir den Verfasser über sein gehaltvolles Werk selbst reden lassen; letztere, indem wir unsere innerste Ueberzeugung hinzufügen, daß Niemand dasselbe aus der Hand legen wird, ohne sich vielseitig gefördert zu fühlen. Darin glauben wir, besteht zunächst die Achtung, welche der Referent dem Publikum schuldig ist, daß er das Wahre, Echte anerkenne, das Unlautere und Schwache aber zurückweise. Müssen wir nun vorliegende Aufsätze als die höchst erfreulichen Resultate eines gründlichen Literaten, eines reichen Geistes und einer durchgehends unantastbaren Gesinnung bezeichnen; so wollen wir, wie gesagt, über das, was der geachtete Verfasser damit wollte und wünschte, ihn selbst hören:

»Ein Theil dieser Aufsätze, in periodischen Blättern (zumal in den Blättern f. Literat. zur österreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde) bereits mitgetheilt, hat sich einen Kreis denkender und strebender Freunde erworben. Diesen Kreis zu erweitern, und demselben vom eigenen Streben und Denken eine klare, auf ein Ganzes deutende Rechenschaft abzulegen, — war einem so wenig gehofften Erfolge gemäß, der verzeihliche Wunsch des Verfassers und der Grund zur Veröffentlichung der vorliegenden Bogen.

Die vorhandenen Arbeiten wurden gesichtet, abgekürzt, wo sich gelegenheitliche Zusätze fanden, erweitert und ergänzt, wo es das Wesentliche galt, — vermehrt, genauer bestimmt, geordnet, untereinander verbunden, die Lücken ausgefüllt, die Formen so viel als möglich einem Typus genähert, und dabei die Hinsicht auf den einen Hauptzweck nie aus dem Auge gelassen; so, daß wohl zu hoffen wäre, einem wohlwollenden, verständigen Leser werde Sinn und Absicht des Ganzen, bei einiger Bemühung, kein Räthsel bleiben.

Einige Bemühung aber vom lesenden Publikum verlangen heißt unhöflich seyn und unsere Zeit verkennen. Der Kritiker, über die Zumuthung lächelnd, einem Autor auf seinen Lebenswegen nachzuspüren, hält sich an die Vorrede, die der neue Koch, als Probgericht des ganzen Essens ihm vorzusetzen verbunden ist; aus dieser Assiette schmeckt er die Schule heraus, zu welcher der Koch gehört, — und die Gäste, sobald ihnen der Herold die Schule namhaft gemacht hat, wissen sofort, woran sie sind. Denn ein Mensch ist verstanden, sobald man weiß, in welche Kotterie er gehört. Das ist die Weisheit unserer Tage.

Bei diesen Umständen thut man wohl am klügsten, wenn man dem kritischen Ritter lieber selbst auf den Sattel hilft; wenn man eine Einleitung schreibt, wodurch man ihm das lästige Studieren des ganzen Buches erspart; und wenn man in dieser Einleitung sein Geschäft anticipirt, und dem guten Publikum offenherzig sagt, zu welcher Gattung Autoren man gehört. Damit erspart man den Vielen, die gleich ganze Gattungen verwerfen, gar manche Zeit, die am Spieltische weit fruchtbarer zu verwenden ist. Man braucht also, um unsere Aufsätze zu würdigen, nur die folgenden Zeilen zu überblicken.

Wenn wir aus den Verwirrungen des socialen Lebens, die uns wüster immer mehr umschlingen und unser reines tiefes Selbst immer mehr zu trüben und endlich völlig, daß wir

es selbst nicht wieder erkennen, zu verfinstern drohen — uns in die Ruhe verheißenden Regionen der Kunst und des Wissens zu flüchten gedenken, — so finden wir hier ein Chaos, noch hoffnungsloser als jenes, das uns hereintrieb; hoffnungsloser, weil feinere, geistige Gewalten es geschaffen haben und thätig sind, das Verwickelte durch neue Verwicklungen für immer unauflösbar zu machen. Wir müßten an unsern heiligsten Hoffnungen zweifeln, wenn wir nicht wüßten, daß die Finsterniß, aus sich selbst, auch ohne es zu wollen, das Licht gebärt.

Die Bücher haben aufgehört, Denkmale und fruchtbares Lebenserbtheil weiser und großer Menschen zu seyn, seit sie zur Waare geworden sind. Auch ist die Menge der Waare zu groß, als daß nicht Schätzmeister nöthig würden, sie zu taxiren, ihre Sorte, ihren Werth zu bestimmen. Diese Schätzmeister, die selbst nicht erzeugen, sondern nur sortiren, schaffen das, was wir Literatur nennen, und haben das Chaos auf ihrer Seele, das uns ängstet. Werfen wir nun einen Blick auf die neuesten Chorageten dieser Gilde, um zu untersuchen, wie sie es anfangen, die Verwirrung zu verewigen, so finden wir bald den Kern des Uebels. Er liegt darin, daß sie lehren statt zu lernen. Die ganze Literatur ist eine Anstalt zur Bildung. Was selbstständige Geister schaffen, ist Element, welches fördernde Talente für sich und die Welt zur Kultur verarbeiten sollten. Wahrheit sollen wir suchen. Lesen wir alles, was die edlen Schöpfer der Kritik in unserer letzten großen Epoche über Literatur gearbeitet und uns hinterlassen haben, so finden wir, daß sie alle in diesem Sinne gedacht und gewirkt. Lessing, Herder, Goethe, Schiller, erscheinen in ihren Schriften zur Literatur, als Suchende, Lernende. Ganz anders die Aristarchen der jüngsten Zeit. Sie suchen nicht mehr, sie haben gefunden; sie lernen nicht mehr, sie lehren; fördern wollen sie weder Andere, noch sich; Andern wollen sie imponiren, sich verherrlichen; und so verdunkeln sie sich und der Welt auf ewig das Auge, und es nachtet immer tiefer.

Bei einer solchen Lage der Dinge kann es verfehlt genug erscheinen, die babylonische Verwirrung dadurch, daß man seine eig'ne Sprache mit darein erschallen läßt, noch zu vermehren; aber manchem Denkenden wird es anders scheinen. Gerade da, wo sich die Wege des Labyrinthes am dunkelsten verschlingen, wird die redlichste Stimme eines Führers am wünschenswerthesten; je größer das Chaos, desto nöthiger solche, die orientiren. Und zu diesen wünscht der Verfasser dieser Blätter gezählt zu werden. Das ist der Standpunkt, auf den er sich stellt.

Allein wer entscheidet über den Beruf zu einem solchen Amte? wer bestimmt, was Anmaßung, was redlicher Wille und Einsicht sey? Sagt nicht Jeder, der uns auf neue Irrpfade lockt, daß er gekommen sey, uns den Weg der Wahrheit zu weisen? Ich glaube, daß diese Fragen weit leichter zu beantworten sind, als es scheint. Wenn in dem, was der Verheißende spricht, keine Parteisprache anklingt, wenn vielmehr der reine Wohllaut redlicher Gesinnung darin zu erkennen ist (und ist dieser so leicht zu verkennen?); wenn er überall beweist, daß er fähig ist, die Vorzüge würdiger Geister zu schätzen, das vorhandene Große und Gute zu würdigen, statt es herabzuziehen, — und endlich, als Resultat und letzte Bestätigung: wenn es dem denkenden, unbefangenen Leser, während er Blatt nach Blatt übersinnt, heller vor der Seele wird, und Klarheit sich über die Gegenstände ausgießt, — dann hat sich der Schriftsteller legitimirt. Dann dürfen wir ihm wohl trauen, ihn wenigstens hören. Hören? Ja, da liegt es eben. Wird die stille, reitzlose Stimme des Wahren auch gehört werden in dem Lärme, den Aberwitz und Leidenschaft verbreiten? Frage sich so, wer will. Mir schien es da, wo Alles durcheinander braust, gerade am geziemendsten, daß auch der sein Wort ergehen lasse, der sich eines ehrlichen Wollens, eines ungetrübten Blickes bewußt ist. Sollen nur die Lügen das Wort haben, und das Gute, das Echte soll für ewig schweigen? Werfet immer den goldenen Samen auf die wüsten Fluren hinaus! irgendwo ist noch unzertretenes Erdreich; da wird er aufgehen und sich verhundertfachen.

Wer sich nun solche Aufgaben gesetzt hat, und darüber nachdenkt, wie sie zu lösen sind, dem wird es klar, daß, was das literarische Treiben betrifft, zwei Wege vor der Hand einzuschlagen sind, die auf die rechte Straße führen. Der Eine ist das Festhalten dessen, was Großes und Echtes schon unter uns vorhanden ist, damit es erkannt, genossen, studiert werde, und nicht verloren sey. Eine lebhafte, stürmische Jugend, die immer von vorne anfangen will, setzt sich gern übermüthig an die Spitze, und verdrängt, was hin gehört. Aber damit kommen wir nicht vorwärts. Nie hat übertriebene Autorität des wahrhaft Großen so geschadet, als Verachtung aller Autorität. Autorität ist der Hebel der Bildung. So wirkte der Vater, die Mutter auf uns; und wollen wir im Kreise der Literatur auch Bildung erlangen, so müssen wir auch hier Vater und Mutter ehren. Nichts ist hierin so hinderlich, als die Parole: Modern. Als ob das Höchste, was die Menschheit aus sich entwickelt, das geistige Besitzthum, der Mode unterworfen wäre! Die Sturm- und Drang-Periode war immer, weil immer eine Jugend war; „die Naturgemäßen“ — sagt die geistreiche Rahel — „heißen jetzt Genies. Dies nennt man beständig fort die alte und neue Zeit.“ Am Naturgemäßen lasset uns also festhalten, unbekümmert, ob es veraltet heiße, oder modern!

Der zweite Pfad in's Freie, von dem ich oben sprach, ist die Richtung vom Leben aus in's Leben. Das Leben muß die Probe über den Kalkul der Literatur ziehen, und vom Quell des Lebens müssen schöpfen, die da geben, und die empfangen. Im Leben sehe ich Heil für Kunst und Wissen; in

der steten Hindeutung auf diesen Pharus die Pflicht des Steuermannes.

Diese beiden Wege nun sind in den nachfolgenden Aufsätzen einzuschlagen versucht worden, ob auch das früher geforderte Selbststreben des Autors aus ihnen bemerkbar wird, wird der geneigte Leser entscheiden. Ich würde sie, um diese Eigenschaft auszudrücken, »Studien« betitelt haben, wenn ich nicht besorgt hätte, eine so ernsthafte Miene auf dem Titelblatte würde mir schon im Voraus die Gunst eines Publikums entwenden, das doch eigentlich Bücher nur zur Hand nimmt, um der Pein eines lebenzerstörenden Ennui's für eine Stunde zu entfliehen.

Das Wort Publikum erinnert mich, daß ich, da ich es einmal übernommen, meinen Standpunkt selbst zu bezeichnen, schuldig bin, auch noch das Publikum näher zu bestimmen, das ich mir bei Ausführung dieser Blätter gegenwärtig gedacht habe. Denn wer für Alle schreiben will, schreibt für Niemanden. Und doch gestehe ich meine Verlegenheit, indem ich mich hierüber erklären soll. Ich weiß nur so viel, daß ich Alles, was Zunft und Gilde heißt, mir aus meinem Auditorium wegphantasirte, und eine warme, lebhafte, thätige Theilnahme an dessen Statt substituirte. Anders also wüßte ich das Publikum, das ich mir wünsche, nicht zu bezeichnen; als: die Freien, Strebenden. Frei von jeder vorausshemmenden Bedingung, — strebend und dürstend nach dem lebendigen Wasser der Bildung. Daß es deren noch gibt, darauf beruht die Hoffnung der recht wollenden Schriftsteller, die Hoffnung der Menschen überhaupt, der denkenden, thätigen, guten!«

---

Noch einige Bemerkungen zum siebenten Bande von Hoffmann: Europa und seine Bewohner, welcher das Kaiserthum Oesterreich, bearbeitet von Dr. Zimmermann, enthält.

(Schluß.)

Wie leicht es dem Herrn Doctor wird, mit Zahlen umzuspringen, ersieht man daraus, daß er den Bestand der ungarischen Leibgarde auf 300 Edelleute setzt, während in Wien ziemlich Jedermann weiß, daß nie viel über 60 vorhanden sind. Eben so müssen die Wiener dem Herrn Autor Dank wissen, für die Belehrung, daß das Theater an der Wien zur Vorstadt Maria-Hülf gehört; oder für die Andeutungen S. 183: »Das Operntheater wechselt, und während des Winters spielt gewöhnlich die italienische Gesellschaft des Impressario Barbaja, der etwan einen primo uomo (Lablache) und eine prima donna (Lalande) mitbringt u. s. f. Der Komiker Sutorius, die höchst geniale Schauspielerin Krones bildet, unterstützt von einer Reihe nicht viel geringerer Talente, ein so gerundetes Ganze, daß Deutschland in seiner ganzen Ausdehnung nichts Aehnliches aufzuweisen hat.«

Bedarf es noch der Erwähnung, daß der Herr Doctor von längst verflossenen Tagen spricht, wie ihm dieß mehrmals begegnet? Aber ganz unenträthselbar ist der Name Sutorius, der ein Komiker seyn soll. Dieser Name kommt weder in gegenwärtiger noch in vergangener Zeit an irgend einer der Bühnen von Wien vor.

Als ganz vollkommener Gallimathias indessen sind die Bemerkungen über das Theater an der Wien beachtenswerth: »Das Theater an der Wien, das größte in Wien, gab sich mit raumfordernden Stücken ab. — — So lange Karl an der Spitze stand, war es immer anziehend, allein da dieser, das Gegentheil von Barbaja, verschwendete, wo jener knickerte, so kam er niemals mit seiner Einnahme aus, und das Schauspielhaus hatte sehr oft das Schicksal, verkauft oder ausgespielt zu werden.« Von dem Theater an der Wien, von dessen Schicksalen und Director der Herr Doctor mit derselben Bestimmtheit und Sicherheit, wie von andern, bereits früher bemerkten Dingen spricht, wissen wir Wiener abermals etwas ganz Anders. Wenn uns nämlich der tägliche Augenschein nicht täuscht, so steht Director Karl noch immer an der Spitze, und gilt als ein vermöglicher Mann. Doch noch eine Notiz über Theater. S. 180: »Der Tag ist für den Wiener verloren, an dem er sich nicht eines körperlichen oder geistigen Genusses erfreut hat. Darum bestehen in Wien fünf Theater, darum werden Concerte am Mittage gegeben, darum ist ein Tagstheater errichtet.«

Was der Herr Doctor mit dem Tagstheater meint, vermag Referent nicht zu entziffern, und glaubt, daß es wohl keinem Wiener klar werden dürfte; er müßte denn den Spaß mit den Policinellofiguren im Prater damit bezeichnen wollen, oder — es hat ihm beliebt, eine Affenkomödie so zu nennen. Eben so originell ist die Angabe S. 188: »Schönbrunn, ein kaiserl. Lustschloß u. s. w. — Das Dorf Schönbrunn ist aus lauter Wirthshäusern und Privatwohnungen zusammengesetzt.«

Diese Bemerkung hat gewiß den Reitz der vollkommensten Neuheit; denn in und um Wien hat bis zur Stunde noch keine Seele davon etwas erfahren, daß es ein Dorf mit dem Namen Schönbrunn gibt, und doch ist der scharfsichtig beobachtende und fleißig sammelnde Herr Doctor ganz genau davon unterrichtet, daß es in diesem Dorfe Wirthshäuser und Privatwohnungen gibt, freilich eine Eigenschaft, die diesem Dorfe nicht fehlen würde, wenn es nur erst existirte.

Zum Schlusse möge uns der geneigte Leser noch nach Steiermark folgen. Hier erfahren wir auf S. 239: „Mehrere Fabriken erzeugen Schwarz- und Weißblech — ferner gibt es viele Sensenhämmer, Nagelschmieden u. s. w. — Gewehrfabriken, in denen jedoch unverantwortlicher Weise die ordinären Läufe nicht einmal mit Kupfer gelöthet, noch viel weniger geschweißt,

sondern mit Zinn gelöthet sind, daher auch nirgends so viel Unglück als in Oesterreich geschieht." Wo nur der gelehrte Herr Doctor seine Collegia aus der Technologie gehört haben mag? Wer in aller Welt mag ihm denn wohl weiß gemacht haben, daß man die Läufe mit Kupfer oder gar mit Zinn löthet? Es stehen wohl allerdings manche Rohrhütten aus jener Gegend in dem üblen Rufe, daß sie mit der Schußprobe nicht sehr gewissenhaft sind, daß sie aber ihre Läufe löthen, hat ihnen der Herr Doctor gewiß zum ersten Male vorgeworfen.

S. 241. „Der Schloßberg in Grätz, eine ehemals wichtige Festung, ist, da sie wie alle hochliegenden Festungen in jetziger Zeit keinen Werth mehr haben, durch Kaiser Joseph aufgehoben, sie dient nur noch zur Bewohnung von Strafgefangenen." Der Herr Doctor muß in Grätz wirklich keine Stiefel zerrissen haben, sonst hätte er gewiß erfahren, daß im Jahre 1809, daher lange, sehr lange nach Kaiser Josephs Regierung, dieses Kastell von den Franzosen belagert, und später von denselben gänzlich zerstört worden ist.

S. 243. „Unfern Grätz hatte sich Jerome Napoleon ein kleines Landgut gekauft u. s. w." — Der Mann aus Napoleons Familie, dem es in Grätz so äußerst wohl gefiel, hieß nicht Jerome, sondern Louis Buonaparte oder Graf von St. Leu.

S. 249. »Interessant ist der Wallfahrtsort Maria-Zell. Eine fürchterliche Feuersbrunst am 1. November 1817 äscherte die Kirche und 110 Wohngebäude ein.«

Von dieser Feuersbrunst wollen wir nur erwähnen, daß sie, wie bekannt, im Jahre 1827 gewesen. Allerdings kann man nicht von Jedermann fordern, daß er Chemiker, Techniker, Historiker, Politiker u. s. w. sey; allein wer als Autor auftritt, und in Einzelnheiten belehren will (wozu ihn Niemand zwingt), von dem kann man mit Recht fordern, daß er dasjenige verstehe, was er lehren will. Läßt sich übrigens auch nicht läugnen, daß manche Angaben richtig, manche Bemerkungen gut, so muß eine solche Untereinandermengung von Wahrem und Falschem dennoch um allen Kredit bringen. Wer den Gegenstand kennt, kann freilich unterscheiden, was richtig und was unrichtig ist, allein der bedarf der ganzen Schrift nicht; gerade für jeden Andern aber, der wirklich Belehrung daraus ziehen könnte, geht diese so gut wie verloren, weil ein solcher Leser bei keinem Schritte weiß, ob er auf einem wahren oder auf einem Irrwege sich befindet.

E.

## Notizen.

Aus Alexander von Humboldt's kritischen Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt, die so eben in einer deutschen Uebersetzung von Dr. J. L. Ideler erschienen sind, ergibt sich, „daß die großen Entdeckungen auf der westlichen Halbkugel kein Werk des Zufalles waren.« Es würde ungerecht seyn, sagt Humboldt, den ersten Keim dazu in jenen instinktmäßigen Dispositionen der Seele suchen zu wollen, denen die Nachwelt so oft das zuzuschreiben geneigt ist, was eine Frucht des Genies und langen Nachdenkens war. Columbus, Cabrillo, Gali, und so viele andere Seefahrer bis auf Sebastian Viscayno waren für das Zeitalter, in welchem sie lebten, Männer von bewunderungswürdiger Bildung." Und damit ist denn die immer noch sehr gangbare Ansicht abgewiesen, nach welcher Columbus durch eine unbestimmte Ahnung zu seinen Entdeckungen geführt worden seyn soll. Columbus hatte die zuversichtliche Hoffnung, den Osten von Westen aus zu erreichen, nach den an Spezereien und Gewürzen fruchtbaren, an Diamanten und kostbaren Metallen reichen Gegenden Asiens zu gelangen. Diese Hoffnung gründete sich auf „die Idee von der Kugelgestalt der Erde, auf das Verhältniß zwischen der Ausdehnung der Meere und Festländer, auf die Ansicht, daß die Küsten der iberischen Halbinsel und Afrika's nicht weit von den Inseln in der Nähe des tropischen Asiens entfernt seyen, auf einen großen Irrthum in Bezug auf die Länge der asiatischen Küsten, auf Nachrichten, welche aus den Schriftstellern des klassischen Alterthums, den Arabern und vielleicht auch aus Marco Polo geschöpft waren; auf einzelne Anzeichen von westlich von den Inseln des grünen Vorgebirges, von Porto Santo und den Azoren belegenen Ländern."

---

»Fundamental-Grundsätze einer metaphysischen Kosmologie und Bewegungslehre von J. U. Ewertz.« (Riga 1836. 8.) — Ein neuer Versuch, durch bloße Spekulation das herzuleiten, wozu nach der Erfahrung von Jahrhunderten eine Unterstützung durch Rechnung unerläßlich ist. Er ist aber auch wie alle früheren an derselben Klippe gescheitert; er steht auf einem Grunde, der durch Ueberfehung hinlänglich geprüfter Thatsachen selbst gebildet wurde, und ist durch einzelne mißverstandene Lehren gestützt.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**50.** Sonnabend, den 24. Juni **1837.**

Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Bucholtz. Siebenter Band. Wien, Schaumburg 1836. XIV und 582 S. 8.

(Fortsetzung.)

Den Eingang des zweiten Abschnittes bildet eine interessante und erschöpfende Darlegung der Artikel, die als Erörterung und weitere Fortführung der in Linz getroffenen Uebereinkunft endlich zu dem höchstwichtigen Abschlusse führten, welcher als nächste Grundlage des Religionsfriedens unter dem Namen der Passauer Vertrag hinlänglich bekannt ist. Mit wahrhaft tiefer Sachkenntniß wird das vermittelnde Eingreifen Ferdinand's geschildert, und die mitgetheilten Berichte seiner Abgeordneten geben auch dieser Erzählung wieder jene unbefangene Ausführlichkeit, die im ganzen Werke so lebendig und wohlthuend hervortritt. Dasselbe gilt von den Partien, welche der fortgesetzten räuberischen Kriegswuth des Markgrafen Albrecht gewidmet sind; insbesondere müssen wir hier die edle Freimüthigkeit hervorheben, mit welcher der gelehrte Hr. Verf. die Handlungsweise und Nachgiebigkeit des Kaisers, der gegen Frankreich nun aufzutreten beschlossen, betrachtet. »Markgraf Albrecht war, während er den Krieg in Deutschland — allein fortführte, im Dienstverhältniß und enger Verbindung mit Frankreich geblieben, zerfiel aber der Besoldung wegen, obwohl er für seine Person nicht, wohl aber für die Truppen den Unterhalt begehrte. Als er nun wahrnahm, daß der König durch den Bischof von Bayonne du Fresse zuerst bei den Obersten geheime Werbungen machen ließ, dieselben regimenterweise an sich zu ziehen (auch Reifenberg wirklich übergegangen war), sodann bei den Hauptleuten, daß sie fähnleinweise zu ihm abfielen, da sie dann Oberste werden sollten, endlich auch bei dem gemeinen Mann und untern Befehlshabern, und solche Anstiftung und Meuterei einige Tage gedauert, so wandte sich Markgraf Albrecht wieder an den Kaiser, welcher mit ihm durch den Herzog von Alba handeln ließ. Unterm 24. Oktober und 9. November war zu Diedenhofen (Thionville) eine Capitulation vom Churfürsten bestätigt, worin der Kaiser denselben wieder zu Gnaden annahm; ihn von jeder Rechtfertigung und Verantwortung wegen der verlaufenen Kriegssachen gegen Jedermann, in und außerhalb Rechtens aus Machtvollkommenheit frei sprach; — ja sogar die Verträge mit Würzburg und Bamberg (im Widerspruch mit der früheren Kassirung derselben) als kräftig und gültig bestätigte, und den Markgraf wiederum hierin restituirte, — dagegen sollte der Markgraf schwören, dem Kaiser wider alle Feinde, und mit allen Truppen, die der Kaiser besolden wolle, nach dessen Willen (außer in Hungarn) zu dienen; das Kriegsvolk, was der Markgraf sonst noch in seinen Fürstenthümern oder sonst habe, solle der Kaiser gebrauchen können, und sonst solle es der Markgraf sogleich beurlauben; — die Forderung von 500.000 Kronen, welche jener an Frankreich habe, solle ihm frei stehen, durch Einnehmung von Gütern, die Frankreich zugehörig wären, oder Brandschatzung daraus, bezahlt zu machen; — die Grafen von Oettingen und Mannsfeld wolle der Kaiser wieder zu Gnaden aufnehmen. Eigens ausgefertigte Vertragsbriefe (dd. Metz 10. November) bestätigten noch diesen selbigen Inhalt. — Diese dem Markgrafen Albrecht zugestandenen Bewilligungen sind wohl unstreitig das größte Merkmal von Schwäche der kaiserlichen Macht und Ansehens, welches Karl während seiner ganzen Regierung gegeben hat. Sie müssen der Noth des Augenblicks, worin der Kaiser sich genöthigt glaubte, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen; — vielleicht auch zum Theil einer kurzsichtigen und leichtfertigen Beurtheilung der deutschen Reichsgeschäfte von Seite der spanischen Räthe des Kaisers, des Herzogs von Alba, oder des Granvella, zugeschrieben werden. Sie enthielten nicht bloß eine Ausdehnung jener Straflosigkeit, welche der Linzer und Passauer Vertrag für die Fürsten feststellte, auf den Markgrafen, welcher sich derselben ganz besonders unwürdig gemacht hatte; — sondern sie setzten auch durch Bestätigung der den Hochstiftern und der Stadt Nürnberg abgedrungenen Verträge den Kaiser in eine widersprechende und compromittirende Stellung.«

Die traurigen Folgen dieses Widerspruches, den der Kaiser in Hoffnung eines schnelleren Erfolges gegen Frankreich nicht vermieden hatte, blieben nicht lange aus. Der störsüchtige Markgraf Albrecht forderte nach der kaiserlichen Bestäti-

gung Zuhaltung der Verträge von den Stiftern, und selbst der Tag zu Heidelberg konnte ihn nicht zu einem Vergleiche bringen. Ja, als er sah, daß die vermittelnden Fürsten nicht nach seinem Sinne stimmen wollten, brach er plötzlich auf, um seine Ansprüche, oder unter dem Scheine derselben seine wilden Entwürfe mit gewaffneter Hand weiter zu verfolgen. — Die in Heidelberg versammelten Fürsten schlossen alsdann gegen ihn zur gegenseitigen Defension den Heidelberger Verein. — Die Gräuelscenen, welche nun die Kriegswuth des Markgrafen herbeiführte, werden von dem Verfasser nach Gebühr gewürdigt, so wie die Nachtheile des Mißverhältnisses, welches daraus entsprang, daß Markgraf Albrecht nicht nur vom Kaiser jene Bestätigung der Verträge erhalten, sondern auch in dessen Sold zu stehen noch nicht aufgehört hatte. „Die Mandate und Erklärungen des Kaisers wider ihn, hatten daher anfänglich durch längere Zeit etwas Zurückhaltendes und Unentschiedenes, welches dem im Reiche entstandenen Gerüchte zur Verstärkung diente, daß der Kaiser, oder seine Minister (zumal der jüngere Granvella) sich des Markgrafen bedienen wollten, um Moritz für sein Unternehmen des vorigen Jahres bei erster Gelegenheit zu bestrafen und Johann Friedrich in der Churwürde zu restituiren; — dann aber auch den Entwurf, die römische Königs- und Kaiserwürde an Philipp zu bringen, welchen man wieder aufgenommen haben sollte, durch jene Herstellung (da etwa Johann Friedrich seine Stimme als Bedingung derselben zusagte) und durch Kriegsmacht zur Ausführung zu bringen. — König Ferdinand seiner Seits war der entschiedensten Gesinnung, den Friedens- und Rechtsstand im Reiche auf der Grundlage der früheren Transactionen und des Passauer Vertrages gegen jede gewaltsame Störung aufrecht zu erhalten. Derselbe erließ Aufforderungen (dd. 29. 30. Juli) an die rheinischen Churfürsten, Hessen, das Kammergericht, dem Vaterlande wider Markgraf Albrecht, »der alle billige, gütliche Vermittlung vereitle, zu Hülfe zu kommen« und richtete zu diesem Ende eine besondere Aufforderung an Moritz zu gemeinsamen Maßregeln wider Markgraf Albrecht, welche jener mit ungemeiner Bereitwilligkeit annahm.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Brief von Hegewisch.

---

Die Angelegenheit, über die Sie, lieber Herr Graf, aus freundschaftlichem Vertrauen meine Vorschläge verlangen, läßt sich auf drei Fragen zurückführen, die ich kürzlich nach meiner jetzigen Einsicht beantworten will.

I. Welche Wissenschaften sind einem künftigen, dem Hause Oesterreich im diplomat. Fache dienenden Geschäftsmann nöthig?

Ueber einige dieser Wissenschaften haben Sie bereits gehört; ich führe sie aber doch mit an, um das Verzeichniß vollständig zu machen.

Deutsche Rechtsgeschichte.

Oesterreichische Specialgeschichte.

Deutsches Staatsrecht.

Deutsches Kirchenrecht.

Völkerrecht. Vom europ. conventionellen Völkerrecht ist derjenige Theil insbesondere wichtig, der auf Tractaten gegründet ist. Der künftige Gesandte oder Minister auswärtiger Affairen muß nicht nur diese Tractaten und ihren Inhalt, sondern auch ihre Veranlassungen und ihre Folgen kennen, und in dieser Absicht die Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte oft wieder zur Hand nehmen.

Statistik.

Staatsökonomie, insbesondere Handelswissenschaft. Handelsangelegenheiten gehören zu den wichtigsten, die heut zu Tage ein Staat mit dem andern abzuthun haben kann. Gründliche Handelskenntnisse können einen Minister in den Stand setzen, seinem Staate sehr wichtige Dienste zu leisten. Die Unwissenheit und der Leichtsinn, womit Frankreichs Minister 1786 den Handelstraktat mit England schlossen, und wobei die Minister dieses letzten Staats, insbesondere der jetzige Lord Auckland, damals noch Mr. Eden, eine große Ueberlegenheit an Einsichten bewiesen, sind eine der wirksamsten Veranlassungen des endlich in eine Revolution ausgebrochnen allgemeinen Mißvergnügens in Frankreich geworden. — So lange nicht alle Staaten den einzigen, wahres Heil bringenden Grundsatz: allgemeine Handelsfreiheit, anerkennen und befolgen, so lange kann ein Staatsmann die existirenden Handelstractaten nicht genug studieren. Er muß insbesondere auf den Geist, auf die Klugheit, womit der eine oder andere Theil dabei zu Werke ging, aufmerksam seyn.

II. Ueber welche dieser Wissenschaften muß man, bei oben angegebenem Zwecke, zu Göttingen, wenn man da nur ein halbes Jahr bleiben kann, Collegia hören?

Ich bin der Meinung, folgende:

Deutsche Rechtsgeschichte.

Deutsches Staatsrecht.

Völkerrecht.

Ich würde noch Statistik beifügen, aber vier so reichhaltige Collegien wäre zu viel. Ja, eigentlich können schon zwei dieser Art hinlänglich beschäftigen.

Ueber diese Gegenstände zu hören, halte ich deswegen für sehr nöthig, für unerläßlich, möchte ich sagen, weil sie für sich selbst durch eigene Lectüre zu studieren, allzuweitläufig und gar zu wenig mit Annehmlichkeiten verbunden seyn würde.

III. Wie kann man, in obiger Absicht, durch eigene Lec-

täre theils die in Collegiis erworbenen Kenntnisse erhalten, erweitern, überhaupt zu größerer Vollkommenheit bringen, theils diejenigen Kenntnisse erlangen, über die man keine Collegia hat hören können?

Ich glaube:

1. Wiederholtes Durchlesen und fleißiges Nachschlagen bei vorfallenden Gelegenheiten von folgenden Werke empfehlen zu müssen.

Büsch Grundriß der Geschichte der europäischen Welthändel (N. 2. Ausgabe). Dieses kleine Werk wird Ihnen die Uebersicht des Zusammenhangs der Begebenheiten in den beiden letzten Jahrhunderten sehr erleichtern.

Spittlers Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten. Sie werden darin die Entstehungsgeschichte sowohl der Macht als der innern Verfassung oder Organisation der Staaten sehr gut gezeichnet finden, auch die vorzüglichsten neuen Geschichtsschreiber daraus kennen lernen.

Achenwalls Geschichte der europäischen Staatshändel. Zwar ein unendlich trockneres Werk, als die beiden vorigen, aber wegen der vollständigen Auszüge der Traktate sehr brauchbar.

2. Da Sie in Göttingen einige Zeit auf englische Lectüre wenden wollen, so rathe ich mit Belsham's Memoirs of the kings of Great Britain of the House of Brunswick anzufangen. Er ist zwar kein Hume, aber doch nicht ohne Verdienst, hat einen leichten, nicht unangenehmen Vortrag und hat — welches eigentlich mein Hauptgrund, ihn vorzuschlagen, ist — die neueste Geschichte, worüber in englischer Sprache wenig Gutes, nämlich das Ganze betreffend, geschrieben ist. Erst, nachdem Sie mit Belsham fertig geworden, lesen Sie, aber dann auch vor allen andern, Bolingbroke's Letters on the Study and Use of History. Dann erst folgte Hume.

3. Zu Ihrem Zwecke sind die Lettres et Mémoires einiger französischen Staatsmänner sehr lehrreich. Ich empfehle zum Anfange die Mémoires de Torcy.

4. Zwei reiche Lichtquellen, nicht bloß für die Handelswissenschaft, sondern für die politische Oekonomie überhaupt sind:

Büsch, vom Geldumlauf.

Adam Smith on the Wealth of Nations (über Nationalreichthum). Garve liefert eine neue, ohne Zweifel, vorzügliche Uebersetzung von diesem Werke.

Büsch und Smith bekennen sich zu zwei verschiednen Systemen; jener zu dem alten, bisher allgemein üblichen; dieser zu dem neuen, an sich unstreitig bessern, der Physiokraten, jedoch mit aller der Mäßigung, die man von einem Schüler Hume's erwarten kann.

5. Endlich, glaube ich, verdient Vattel du Droit des Gens oft von Ihnen gelesen und bei vorkommenden Anlässen nachgeschlagen zu werden. Zwar hat er nur den Wolf commentirt; zwar ist er nicht immer scharf systematisch. Aber er ist reichhaltig, und schreibt, was doch beim Völkerrecht auch seinen Werth hat, nicht mit der Trockenheit eines bloßen Untersuchers, sondern mit gemäßigter Wärme. Was noch mit in Betrachtung kommt, er ist einer von den Schriftstellern [1], aus denen die Ausländer ihre Begriffe vom Völkerrecht zu schöpfen pflegen, und bei Geschäften hat es seinen Nutzen, wenn man weiß, woher derjenige, mit dem man eine Sache abthun soll, seine Grundsätze und Kenntnisse genommen hat.

Kiel den 28. Mai 1795.

Hegewisch.

---

## Eine Stimme des Auslandes über L. Uhland.

Eines der neuesten Hefte der Bibliothèque universelle de Genève enthält einen langen, ausführlichen Bericht über die eilfte Ausgabe (bei Cotta in Stuttgart, 1837) der Gedichte unseres deutschen Meistersängers Ludwig Uhland. Der Berichterstatter (J. L. M.) scheint ein Mann von vielem Geiste und innig vertraut mit unserer vaterländischen Literatur, deren tiefe Bedeutung er mit seltenem Kennerblicke erfaßt. Es dürfte für den Leser nicht ohne Interesse seyn, auch eine Stimme des Auslandes über die Werke eines Dichters zu vernehmen, der gegenwärtig als der Repräsentant echt-deutscher Poesie in seinem Vaterlande eine so allgemeine Achtung genießt.

»Die lyrische Poesie« — so beginnt unser Referent — »liegt ganz im Charakter der Deutschen. Naiv, leicht der Begeisterung fähig, empfänglich für Aberglauben und Träumereien, für die Freuden der Natur und für das stille häusliche Glück, mit einem Worte Gefühlsmenschen, wie sie sind, haben sie von jeher auch die natürliche Sprache des Gefühles am besten verstanden. Darum zählen sie unter den ausgezeichnetsten Lyrikern schon im Mittelalter einen Veldeck, Heinrich von Osterdingen, Wolfram von Eschenbach und die Sänger der Wartburg; dann in späteren Zeiten einen Luther, Opitz, Hofmannswaldau; am Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts: ihren Haller, Hagedorn, Klopstock, Schubart, Matthisson, Bürger, Schiller, Goethe; in unsern Tagen endlich: einen Heine, Rückert, Knapp und Uhland.«

Nach einer kurzen Biographie des Letzten geht unser Berichterstatter zu einer umständlichen Analyse seiner Werke über. Er sieht in denselben fast durchgehends den Ausdruck des tiefsten Gefühles, dem die Phantasie oft ihre glänzendsten Farben leiht; dagegen diese unsern Dichter auch manch-

[1] Von den Ausländern wird, in dieser Hinsicht, auch Barbeyrac viel gebraucht, der die Werke von Grotius und Pufendorf ins Französische übersetzt und commentirt hat.

mal zu verlassen scheint, als ob er keine Worte fände, um seinem überströmenden Herzen Luft zu machen. »Außerdem bildet noch Einfachheit und Natürlichkeit den Hauptzug seines Charakters. Aus allen seinen Gedichten, Balladen, Romanzen, Sonetten und Elegien leuchtet eine große Vorliebe für die Natur hervor, die bei den Deutschen überhaupt sehr häufig anzutreffen ist. Zahllos sind die Verse, die zur Feier des Frühlings, des Herbstes, der Rosen und des Blätterfalles schon verfaßt worden sind, und noch täglich verfaßt werden. Gibt es keine Wälder, keine fruchtbaren Ebnen, keine mahlerische Gebirgs-Landschaft zu besingen, so ergreift man die Leier, um das Morgenroth, oder den Untergang der Sonne, oder eine schöne Sternennacht zu verherrlichen, und die deutschen Sänger gleichen hierin den Vögeln, die auf jedem Zweige sitzen und zwitschern, unbekümmert darum, daß Tausende an ihrer Seite immer dasselbe alte Lied anstimmen. — Doch wird die Natur von den verschiedenen Dichtern auch auf eine verschiedene Weise aufgefaßt. Die Einen genießen sie in der Einfalt ihres Herzens, so wie sie ihren Augen sich darbietet, mit kindlicher Freude, von der Blume zum Bach, vom Forst auf den Gipfel des Berges hüpfend; Tiek ist von dieser Art. Die andern — wie Schiller und Novalis — träumen sich eine schönere Welt, die im Vergleich mit der irdischen das ist, was der verklärte Mensch gegen den Sohn des Staubes. Wieder Andere begnügen sich damit, die Natur so treu als möglich wieder zu geben, ohne von ihrer Persönlichkeit das geringste einzumischen; dieß ist die Goethe'sche Schule. Uhland dagegen sieht in den Erscheinungen der Natur nur ein Abbild des menschlichen Daseyns; sie ist ihm ein wahrhafter Spiegel der Seele, in welchem er den Ausdruck der Güte, der Liebe, des Friedens und der Seligkeit erblickt. Was nur ein edles Herz hienieden lieben und hoffen, ersehnen und vermissen mag, es findet sich in seinen Dichtungen, die jederzeit von hoher Sinnesart, von lebendigem Glauben, und festem Vertrauen Zeugniß geben. Sie athmen eine ungeheuchelte Frömmigkeit, die den Leser unvermerkt zum Göttlichen erhebt. Der Tod erscheint ihm nicht als der unbarmherzige Sensenmann; er ist ihm der Führer in ein schöneres Land; er zerreißt die Bande nicht, er löset sie nur auf einen Augenblick, um sie dann auf ewig wieder zu verschlingen; er ist das Ende unserer Drangsale, die Erfüllung unserer Träume, eine Antwort auf unser Gebet zu Gott. Die irdische Liebe betrachtet Uhland nur als das Vorbild eines höhern Triebes, der uns jenseits des Grabes erfüllen wird; sie heiligt und veredelt den Menschen; sie ist der Verein zweier Seelen, die sich gemeinschaftlich zu ihrem Schöpfer erheben.« Der Verf. des vorliegenden Aufsatzes läßt hier einige Stellen aus dem »Liede eines Armen« folgen, die dem deutschen Originale recht treu nachgebildet sind.

»Auch als patriotischer Sänger steht Uhland gleichsam in einer Reihe mit Körner, Arndt, Rückert, u. a. m.

»Unter den französischen Lyrikern möchte Beranger“ nach der Meinung unsers Referenten — »allein geeignet seyn, von Uhlands Dichtungsart einen Begriff zu geben; da nur er jene Einfachheit besitzt, welche die Schreibart des Letzteren so sehr auszeichnet. Hiervon abgesehen, ist aber die Tendenz dieser beiden Dichter so verschiedener Natur, daß sie durchaus keine Vergleichung zulassen. Auch im Humoristischen hat sich Uhland versucht, und sein Fortunat kann mit den besten Erzeugnissen dieser Art in der französischen Literatur kühn in die Schranken treten. Der Verfasser spottet darin über die Wichtigkeit, womit der Deutsche oft die materiellsten Bedürfnisse des Lebens behandelt, und der so viele Gedichte zu Ehren des »Rebenblutes« und des »Gerstensaftes« ihre Entstehung verdanken. Doch ist sein Witz niemals beleidigend oder verletzend, sondern auch hier leuchtet seine Herzensgüte und sein gefühlvolles Wesen hervor.«

»Gerne beschäftigt sich Uhland mit den Freuden des Dichterlebens und mit des Sängers erhabenem Berufe.« Herr M. gibt bei dieser Gelegenheit eine prosaische Uebersetzung von dem wunderherrlichen Gedichte, „das in Deutschland Jedermann auswendig weiß [1],« nämlich von »des Sängers Fluch.“ Die Nachbildung ist so treu als möglich, und immer verdienstvoll zu nennen, obwohl sie von der erschütternden Kraft des Originales nur einen schwachen Abdruck liefert.

„Dieses Gedicht gehört zu den Balladen und Romanzen, welche überhaupt am meisten Volksthümlichkeit erlangt haben; so daß sie häufig von den besten Meistern in Musik gesetzt worden; sie lieferten zu manchem trefflichen Gemälde den Stoff, und einige hat man sogar in dramatischer Form auf die Bühne gebracht. In diesen Liedern spricht sich eine besondere Vorliebe für das Mittelalter aus, welches die mährchenhaften Züge der Ritter, das vielbewegte Leben der Barden und die keusche Liebe der Frauen unserem Dichter so werth machen, wobei er freilich den rohen Aberglauben und die blutige Grausamkeit in den Hintergrund treten läßt. — Nicht minder reitzend sind jene Gedichte, deren Gegenstand dem wirklichen Leben entnommen ist; als Beweis dient ein Auszug aus der „Mähderin.“ — Mehr Subjectivität liegt in den Romanzen Uhlands, die gewöhnlich der Ausdruck einer gewissen Sehnsucht sind, in welcher sich der Deutsche so wohl gefällt.«

»Von dieser Art ist der »Pilger,« der hier in Uebersetzung folgt. Auch das Schifflein und die Einkehr (das 8. der Wanderlieder) sind noch angeführt.

Unser Referent schließt seinen Aufsatz mit der Bemerkung, „daß man in Nord-Deutschland oft in einem mitleidigen, ja manchmal in einem fast verächtlichen Tone von Schwaben spricht, da dieses doch einen Wieland und Schiller erzeugte, und gegenwärtig vier der ersten Lyriker besitzt, nämlich Justin Kerner, Albert Knapp, Gustav Schwab und Ludwig Uhland.

Wir freuen uns hier der gerechten Anerkennung, die unsern deutschen Dichtern auch im Auslande zu Theil wird, und wünschen mit Herrn M., daß seine Skizze dazu beitragen möge, die Meisterwerke Uhlands immer mehr und mehr zu verbreiten.

D. Moritz v. Stubenrauch.

[1] Herr M. erweist uns hier (leider vielleicht zu) viel Ehre.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**51.** Mittwoch, den 28. Juni **1837.**

Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Bucholtz. Siebenter Band. Wien, Schaumburg 1836. XIV und 582 S. 8.

(Fortsetzung.)

Ferdinand's festes Benehmen brachte auch den Kaiser zu bestimmteren Resolutionen; die Achtserklärung wider Albrecht wurde vollstreckt, und dieser mußte endlich in Frankreich seine Zufluchtsstätte suchen. Weil man aber noch immer besorgen mußte, daß Albrecht neue Einfälle im Reichslande machen, und, mit französischem Gelde versehen, neue Söldlinge werben möchte, war man jetzt an den Gränzen von Elsaß und Vorderösterreich deßhalb nicht weniger wachsam, als früher an den böhmischen. — Die Sache schien um so leichter, da man auch wegen anderer fehdelustiger Anhänger Frankreichs unter den deutschen Fürsten noch keineswegs völlig beruhiget war.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich zunächst mit dem Religionsfrieden, und den Reichstagen von 1555 und 1556. „Neue Grundlage für Recht und Frieden im Reich war zwar der Passauer Vertrag, doch mußte der dort beschlossene Religionsfrieden erst förmlich zu einem Reichsgesetze erhoben werden. Der Vertrag selbst erforderte einen Reichstag. Die Gravamina sollten dort untersucht, die Bestimmungen über das Kammergericht in's Werk gesetzt werden. Der Kaiser hatte den Religionsfrieden auch, falls endlich keine Vereinigung erfolgte, ohne Reichstag nicht bewilligen zu können erklärt. Doch wollte sich dieser nicht so schnell constituiren, und noch am 22. November 1554 berichtete Zasius, daß der Reichstag vor Februar 1555 nicht werde anfangen können, weßhalb Ferdinand nicht eher dort eintreffen möge; übrigens sey man des Reichstages allgemein begierig.

Ferdinand trat bei diesem Reichstage nicht bloß in seiner seitherigen Eigenschaft als römischer König und Hauptheilnehmer an Führung der Reichsgeschäfte, sondern der Sache nach völlig als Kaiser auf; Karl hatte nämlich zwar seine Commissarien gesendet, um Ferdinand Beistand zu leisten, und alle Sachen möglichen Fleißes zum Besten befördern zu helfen, aber mit dem Zusatz, von Seinetwegen, besonders in der Religionssache in nichts zu willigen, was sein (des Kaisers) Gewissen beschweren könnte, sondern den König darin sowohl als in allen andern Sachen absolut handeln und schließen zu lassen, wozu er demselben vollkommene Gewalt und Macht gegeben habe. Diese volle Gewalt auf Ferdinand wurde ohne Hintersichbringen ausgestellt, und derselbe war also für diesen Reichstag das alter ego des Kaisers. Er traf bereits mit Ende 1554 zu Augsburg ein, und da er noch wenige Gesandte und keine Fürsten fand, so ließ er die Churfürsten und andere Stände zum persönlichen Besuche des Reichstages dringend einladen, namentlich die geistlichen Fürsten.“

Die Verhandlungen selbst, und die großen Schwierigkeiten, welche sich in einzelnen folgenreichen Bestimmungen erhoben, werden mit gewohnter Meisterschaft entwickelt und nachgewiesen. Zu den letztern gehörten zunächst die fraglichen Punkte: Kirchengüter und Jurisdiktion; Geistlicher Vorbehalt, Ritterschaft und Städte; Executionsordnung. Im Uebrigen wurde der Friede Reichsgesetz, und erhielt weltgeschichtliche Bedeutung. »Ehrwürdig,« bemerkt der gelehrte Verfasser, »erscheint die Ausdauer und Hingebung, womit Ferdinand sich diesem Werke gewidmet, um so mehr, da außer Herzog Albrecht und Herzog Christian (welche übrigens sich auch schon zurückbegeben hatten) und einigen Bischöfen, doch auch kein Fürst noch Churfürst ihn und die Sache festbegründeten Rechts und Friedens auch nur durch persönliche Gegenwart auf diesem Reichstage geehrt hatten. Allerdings trug der Frieden wegen der Nichtzustimmung des einen Theils zum geistlichen Vorbehalt, so wie des andern zu dem Artikel wegen der Ritterschaft den Samen künftiger Anfechtung in sich; daß aber mit der Sache nicht wenig gewonnen war, erhellet schon, wenn man bedenkt, an wie vielen Klippen die Verhandlung zu scheitern drohte. — Die Wichtigkeit dieser Transaction tritt in ein desto helleres Licht durch Vergleichung mit andern Nationen und die Erwägung, wie viel Unheil in den Niederlanden, in Großbritannien oder in Frankreich dadurch würde erspart worden seyn, wenn man ein ähnliches Fundament gehabt hätte, auf welches die Parteien sich hätten stützen können; so wie durch die späteren Begebenheiten im eigenen Vaterlande; indem sowohl der Angriff, welcher

nicht bloße Zusätze und Ausdehnungen oder veränderte Anwendung dieses Religionsfriedens, sondern dessen Einreißung bezielten, als auch die Vertheidigung, welche über denselben zurückgriff, sich als verderblich und unheilvoll erwiesen haben.«

Merkwürdig bleibt übrigens noch, daß die zum Theil so rauh und laut angekündigten Passauer Gravamina auf diesem Reichstage beinahe zu nichts verschwanden, und von keiner Seite geltend gemacht wurden, zum deutlichen Beweise, daß sie beinahe, ihrem ganzen Inhalte nach, bloßer Vorwand gewesen waren.

Der zweite Reichstag, im Juli 1556, blieb ebenfalls von den Churfürsten selbst unbesucht, und Ferdinand wurde anfänglich von Herzog Albrecht vertreten. Vor allem sollte hier von Beistand gegen die Türken gehandelt werden, außerdem betrafen die vorgetragenen Punkte noch den Weg der zu versuchenden Religionsvergleichung, die Bestätigung und Handhabung des Landfriedens und das Münzwesen. Die protestantischen Stände begannen hier damit, auf die Abstellung des geistlichen Vorbehalts mit einem solchen Nachdrucke zu dringen, als ob die ganze Existenz ihrer Confession oder des Friedensstandes daran hinge; ungeachtet es sich bei diesem Punkte lediglich von fernerer Ausbreitung der Lehre, oder auch von Schwierigkeiten, nachgebornen Prinzen und Vornehmen wie seither Bisthümer und Pfründen zu verschaffen, handelte. Die Katholiken wollten sich hierin als in eine durch den Religionsfrieden abgethanene Sache gar nicht einlassen, und auch Ferdinand, als er selbst kam, beharrte nach wiederholten Versuchen von Seite der Protestanten, auf seiner Erklärung, „wie letztlich ohne ferneres Widerfechten der Confessionsverwandten der Vorbehalt in den Frieden eingerückt worden, nachdem die Sache zweispältig an ihn gebracht, und er sich dahin erklärt habe, daß den geistlichen Ständen dieser Vorbehalt nicht könne versagt werden.« Er ließ sich auch vernehmen, daß er sich eher der ganzen Türkenhülfe, so sehr sie ihm am Herzen liege, begeben, und die Zerrüttung des Reichs erwarten wolle, als in diesen Punkt willigen. Man kann hier nicht umhin, die Consequenz und das redliche, umsichtige Benehmen Ferdinand's zu bewundern; treffend bemerkt der Verfasser: „der Punkt des Vorbehalts wurde mehr und mehr als einer der wesentlichsten Bollwerke für den Bestand der alten Religion im Reiche erkannt, ohne welches auch wohl ohne Zweifel nach und nach das System des getheilten Bestandes beinahe ganz dürfte umgestürzt, die Mehrheit im Churfürsten- wie im Fürstenrathe, die ganze Reichsgesetzgebung und Wahl des Oberhauptes fast ausschließlich protestantisch geworden seyn oder sich aus diesem Aeußersten ein neuer tiefer Kampf entzündet haben würde. Daß in unsern Tagen, bei ganz veränderten Verhältnissen, das Verschwinden der geistlichen Staaten keineswegs auch das Verschwinden der katholischen Religion zur Folge gehabt hat, hängt aufs wesentlichste mit der veränderten Stellung der Legislation zum Dogma in den heutigen Staaten, mit dem Wegfallen jeder näheren Beziehung von Staatssystemen und Conföderationen auf die getrennten Bekenntnisse, so wie damit zusammen, daß jene geistige Bewegung des Angriffes, theils längst ganz andere Formen angenommen hat und auf ganz andere Gebiete übergegangen ist, theils aber einem ruhigeren und unbefangeneren Rückblick und einer nach allen Seiten eindringenden Forschung Platz gemacht hat.«

Den Beschluß dieses Abschnittes macht eine gedrängte Erzählung von dem Ende der markgräfischen Streitigkeit mit Erwähnung der Umtriebe Grumbachs, der Ermordung des Bischofs Melchior von Würzburg und einer Erläuterung über den Landsbergischen Bund.

Der vierte Abschnitt: „Unterwerfung von Siebenbürgen mit dem östlichen Ungarn. Vergebliche Bemühungen, dasselbe wider die türkische Uebermacht zu behaupten“ — zerfällt in zwei Abtheilungen, und enthält eine eben so reiche Anzahl neuer Mittheilungen und unerwarteter Aufschlüsse, als er allen jenen zum Beispiele dienen mag, die da lernen wollen, wie das übernommene Amt der unbestechlichen Richterin aller Zeiten gehandhabt werden soll. Man kann nicht oft genug auf die verderbliche Ansicht zurück kommen, die sich ermächtigt glaubt, Thatsachen zu unterdrücken oder zu verdrehen, *weil sie dem* erfaßten Standpunkte zuwider, oder auf den Helden der Geschichte einigen Schatten werfen. Der gelehrte Herr Verfasser hat die Ermordung Martinuzzi's mit jener Offenheit und Ausführlichkeit erzählt, wie es dem erforschten Thatbestande gemäß die historische Treue erforderte, und wir haben die Ueberzeugung, daß diese Darlegung, die zum ersten Male den Gegenstand erschöpfend behandelt, viel nachhaltiger wirken wird, als alle bisherigen, welche dem Verdachte und der Verdächtigung freien Spielraum ließen. Doch wir kehren zur näheren Bezeichnung des vorliegenden Abschnittes zurück.

Die erste Abtheilung umfaßt die Verhältnisse Ungarns während des fünfjährigen Waffenstillstandes (geschlossen 19. Juni 1547); die Verhandlungen des österreichischen Gesandten Malvez in Constantinopel; die Entzweiungen zwischen Isabella und Petrowyt mit Bruder Georg und die endliche Unterwerfung Siebenbürgens unter Ferdinand nach dreizehnjährigen Tractaten. Bruder Georg behielt die Verwaltung des Landes, suchte aber auch zu gleicher Zeit die Gunst des Sultans wieder zu gewinnen, was ihm durch Ueberschickung größerer Summen, als bisher, gelang, und fing nun wieder an, heimlich gegen Ferdinand zu handeln. Er schien die unter seiner eigenen Leitung vom Landtage bewilligten Befestigungen zu hindern, und auch als der Beglerbeg heranzog, gab er nur nothgedrungen nach, daß Castaldo die Hauptfestungen des Landes (Herrmannstadt, Kronstadt, Mühlenbach) besetzen möge. Er verzögerte auffallend seine Hülfe zur Vertheidigung, ließ die Comitate des untern Ungarns, und die Raizen im Ba-

nat unter der Hand abmahnen, daß sie dem Aufgebote Andreas Bathors nicht gehorchten, sondern dem Könige Ferdinand vorstellen sollten, er möge auch über sie dem Georg die Verwaltung geben, als dem Einzigen, der sie aus den Händen der Türken befreien könne. Emissäre Georgs schilderten den Raizen selbst die Besatzung von Temeswar als »junge, unerfahrene, unkriegerische Leute,« von welchen kein Schutz zu erwarten sey. Die siebenbürgische Insurrektion unter Georg blieb einige Meilen von Lippa stehen, und vereinigte sich nicht mit der ungarischen. — Georg hatte Tsanad zu verproviantiren versprochen und es nicht gethan; der von ihm angestellte Befehlshaber sandte die Schlüssel dem Beglerbeg auf vier Meilen entgegen, und verlangte, als er den Soldaten Ferdinand's in die Hände fiel, zum Bruder Georg, seinem Herrn, geführt zu werden, denn nach dessen Befehl habe er gehandelt. Um diese Zeit schrieb auch Castaldo an Ferdinand und bat um Verhaltungsbefehle. — Nach dem Falle Lippas kam sodann bei Nacht der erste Sekretär Georgs, Caspar von Pest, zu Castaldo und eröffnete ihm unter Vergießung von Thränen, daß jener nichts anders beziele, als das Heer Ferdinands an die Türken zu verrathen, und daß keine Bitten und keine noch so großen Wohlthaten ihn von solchem Vorhaben abbringen könnten u. s. w. Daß Georg dem Sultan angeboten habe, das Kriegsvolk Ferdinands in türkische Hände zu überliefern, erfuhr Ferdinand zugleich durch einen zuverlässigen Kundschafter zu Constantinopel; Warnungen von Seiten eines der türkischen Angelegenheiten kundigen Fürsten, — wie auch eine aus Venedig mit eigener Post geschriebene Warnung lauteten eben dahin, daß Georg selbst den Belgerberg aufgefordert habe, über die Donau und Theiß zu ziehen, namentlich um die von dem Verräther Petrowyt den Deutschen übergebenen Städte einzunehmen, und das Kriegsvolk Ferdinands zu verderben.

Auf dieses alles instruirte Ferdinand nach einer von seinen vertrautesten Räthen gutgeheißenen Entschließung den Castaldo: Er möge, wie es auch der Sekretär (Caspar von Pest) selbst gerathen, so lange er wahrnehme, daß Georg seine bösen Anschläge noch aufschiebe, mit ihm dissimuliren, um ihm so wenigeren Anlaß zur Ausführung seines verrätherischen Vorhabens zu geben; er möge ferner mit dem Kriegsvolke bei Tag und Nacht seine Wachsamkeit verdoppeln und dasselbe zu allen nöthigen Unternehmungen bereit halten; wenn er aber inne würde, daß die Sache anders nicht geschlichtet werden könne, als daß er entweder erdulde, daß Hand an ihn gelegt werde, oder daß er an den Bruder Georg, indem er so Gottloses betreibe, selbst Hand anlege, dann solle er vielmehr demselben zuvorkommen und ihn aus dem Wege räumen, als, den ersten Stoß abwartend, sich von ihm zuvorkommen lassen, mit großem Schaden des Reichs und der ganzen Christenheit.«

Wir können hier auf eine weitere Entwicklung der Handlungsweise des Bruder Georg, der mittlerweile noch Kardinal wurde, nicht eingehen, sondern verweisen darüber, so wie über die Umstände der Ermordung und den späteren Prozeß, auf die höchst interessante Darstellung des Verfassers, mit dem wir auch vollkommen einverstanden sind, wenn er zum Schlusse bemerkt: »Hiermit ist die Geschichte von dem Ende des Martinuzzi, welches so nahe dem Augenblicke seiner größten Erhöhung, und wenig verdienter Ehre bei den Häuptern der christlichen Welt folgte, so weit aufgeklärt, als es überhaupt der Geschichte möglich ist. Bei dem Urtheil über die That muß unterschieden werden, was nach der damals, besonders von Italien her ausgebildeten Rechtskasuistik dem gewissenhaften Regenten als erlaubt, weil schützend für viele Andere, erschien, von dem, was die hierin bessere, einen der reellen Fortschritte bezeichnende Rechtslehre neuerer Zeiten verlangt. Kein Verbrechen, auch keines gegen den Staat, und wäre es noch so erwiesen, soll ohne schützende Formen, ohne Untersuchung und Urtheil unabhängiger Gerichte, den Fall der manifesten Nothwehr und offenen Krieges ausgenommen, seine Strafe finden; schon darum, weil auch die redlichste Meinung der Täuschung unterworfen ist, um so mehr, weil jene Formen, auch Leidenschaft und Bosheit sich gleicher Gründe als Vorwand bedienen könnten. Es ist würdiger und männlicher, und selbst mehrentheils sicherer, im Wege des Rechts und dessen offener Vertheidigung gegen offene Gewalt, die Gefahren zu bestehen die aus den Entwürfen des listigen Verraths entstehen können, als denselben durch ein, das Gesetz selbst verletzendes Verfahren zuvorzukommen. Und so dürften die meisten Ansichten sich darin vereinigen, daß Ferdinand durch jenen eventuellen Befehl zwar nach Gründen handelte, die er in seinem Gewissen und nach der allgemein verbreiteten Lehre und Uebung jener Zeiten, für vollgültig und rechtfertigend hielt, daß aber in der Sache selbst die Verhaftung, Wegführung und ein richterliches Verfahren gegen Martinuzzi ein reineres Licht, nicht sowohl auf den Charakter Ferdinands, als auf seine Zeit im Ganzen und die darin vorherrschenden Ansichten werfen würde.«

Die Gestaltung der Dinge nach Georg's Tod, der Verlust von Temeswar nach ruhmvoller Vertheidigung, eben so jener von Vesprim und Dreghel und die glückliche Vertheidigung von Erlau schließen die erste Abtheilung; die zweite setzt die ungarisch-siebenbürgischen Angelegenheiten fort: „Neue Friedensverhandlungen mit der Pforte, auf den Grund des Besitzes von Siebenbürgen; Partei des Petrowyt und der Isabella; Verhandlungen mit dieser und mit Polen; Kriegsvorfälle in Ungarn; glückliche Vertheidigung von Szigeth; Kriegszug unter Erzherzog Ferdinand; Busbecks Gesandtschaften und neuer sechsjähriger Frieden« — durchgehends mit einer, auf Originaldocumente basirten und im Geiste der Unbefangenheit sich bewegenden Vollständigkeit.

(Schluß folgt.)

## Die Wiener-Kunstausstellung 1837.

(Fortsetzung.)

Waltmanns nette Landschaften würden durch Hinweglassung oder Verbesserung der Staffage bedeutend gewinnen.

Die Brüder Reinhold berechtigen zu den schönsten Erwartungen, nur mögen sie sich von allem Effekthaschen ferne halten.

Hansch's Ansichten sind von einer schönen Wirkung der Farbe, die bei der meist sehr hellen Beleuchtung eigene Schwierigkeiten hat. Nur manchmal dürfte die Farbe des Mittelgrundes (Nr. 71) weniger violet seyn.

III. Portrait. Vor allen zogen die Bildnisse Leopold Fischer's die Augen der Beschauer auf sich. Die sprechendste Aehnlichkeit, das heißt jene, welche nicht allein Zug für Zug des Gesichtes getreu aufs Papier überträgt, sondern wo der Ausdruck der Seele, der im Antlitz jedes Menschen mehr oder weniger ausgeprägt ist, festgehalten und wieder gegeben ist und zwar so überraschend, daß man bei mancher Nummer die ganze Charakteristik des Abgebildeten zu entwerfen versucht wird — verbunden mit sicherer Eleganz in Zeichnung und Vortrag, Wahrheit der Farbe, Leichtigkeit der Stellung (besonders Nr. 116) sind die Vorzüge dieses trefflichen Künstlers.

Adolph Theer hatte den unglücklichen Einfall Portraite von einer Größe, die durchaus der Wasserfarbe nicht mehr zusagt, ja worunter einige Brustbilder in natürlicher Größe sich befanden, zu mahlen. Auch die Zeichnung und Behandlung dieser Bilder lassen befürchten, daß der Künstler keineswegs im Fortschritte begriffen sey.

Desto erfreulicher sind Neugebauer's und Schrotzberg's lebenswarme kräftige Bildnisse; solche Talente können nicht genug ermuntert werden.

Eybl's und Waldmüllers Portraite sind zu bekannt, um darüber etwas zu erwähnen.

IV. Genre. Indem ich zur Betrachtung der Genrebilder gelange, befinde ich mich in einiger Verlegenheit, da meine Ansicht über diese Gattung der Malerei von der des Herrn Verfassers jenes erwähnten sonst trefflichen Aufsatzes in der Wiener-Zeitschrift ganz und gar verschieden ist. Der Herr Verfasser tadelt dort die »sentimentale Richtung, welche ein Theil unserer Künstler in diesem Fache eingeschlagen hat, und hätte Recht, wenn er jene Bilder damit bezeichnete, die den Affekt der Rührung schon des schlecht gewählten Gegenstandes wegen nicht hervorbringen können, oder wo dieser Affekt so übertrieben und erzwungen ist, daß er die Parodie des eigentlich Darzustellenden zu seyn scheint. — Allein dadurch, daß der Herr Verfasser an Bilder, wie Fendi's Witwe, den Maßstab der Verwerfung legt, zeigt er, daß er überhaupt nur jene Objekte für das Genre gewählt wissen will, die irgend eine fröhliche bunte Scene des niederen Volklebens frappant wiedergeben. So sehr Jeder zugeben wird, daß jene heiteren Volksbilder einen vorzüglichen Stoff für den Künstler abgeben, so würde die Genre-Malerei dadurch doch in zu enge Gränzen verwiesen und dann besser »Schwankmalerei« genannt werden.

Die Genre-Malerei umfaßt nach meiner bescheidenen Meinung das gesammte Leben des Volkes in allen Ständen als ihren Stoff. Sie schildert das Glück des Armen wie den Glanz und das darunter verborgne Elend des Prassers; bald erheitert, bald rührt sie, immer aber nehmen wir unmittelbar an ihrem Gegenstande Theil. Hier muß der Arme und Sorgenbelastete eben so gut die Summe seiner Leiden, Freuden und Hoffnungen finden als daran die Großen und Mächtigen der Erde lernen mögen, daß auch ohne ihren Flitter wahres stilles Glück bestehe, hier mögen sie das oft so leicht zu mildernde Elend, dessen Anblick sie sich so eifrig im Leben entziehen, kennen lernen, da sie die Mode zwingt, die Säle der Ausstellung zu durchwandeln.

Große und schöne Zwecke also sind es, die dem Genremaler vorschweben sollen. Vor Allem muß er mit Geschmack und Gefühl den passendsten Vorwurf wählen, und den günstigsten Moment wahr und leicht verständlich auf die Leinwand übertragen. Nach dieser Erörterung, die ich nur aus Sorge weitläufig zu werden, schließe, komme ich auf die Genrebilder der Kunstausstellung zurück.

Zweifach also sind in Bezug auf den Gegenstand die Richtungen des Genremalers: Der Eine wählt heitere Objekte (meist dem niederen Volksleben angehörend). Das Vorzüglichste der Art dürfte das schön komponirte Bild von Joseph Lavos: der Kirchtag der Waldbauern; und die Einquartierung von Neder; das Einziehen in die neue Wohnung und der Sandbauer von E. Ritter seyn. Leicht ist aber der Abweg zur Gemeinheit bei dieser Gattung, wie z. B. die Schmiede Nr. 246 erwies; bis ins Ekelhafte aber verirrte sich das mit »Maleratelier« überschriebene rohe Bild.

Ein anderer Theil der Genremaler wählt einen Vorwurf, der sich eignet, einen ernsten Affekt des Gemüthes hervorzubringen; diese Bahn ist — weil Extreme hier so nahe liegen — unstreitig die schwierigere, und wer sie ohne Straucheln wandelt, ein echter und rechter Künstler.

Fendi's »Witwe« war der Glanzpunkt der heurigen Ausstellung in diesem Fache. In diesem kleinen Bilde ist ein ganzes Leben verborgen; man kennt nicht nur die Gegenwart auch die Vergangenheit und Zukunft dieses armen liebenswürdigen Weibes. Alles ist so verständig angeordnet, alles so verständlich und klar, daß es Jeden zum wärmsten Mitgefühl (ich selbst habe Thränen vergießen sehen), dann aber zur staunenden Bewunderung des herrlichen Künstlers hinreißen muß, welcher mit den einfachsten Mitteln, ohne alle Effekthascherei eine solche Welt von (keineswegs verweichlichendem) Gemüth auf das kleine Blatt zauberte.

Wie die Darstellung heiterer Volksscenen leicht ins Gemeine verfällt, so kränkelt die ernstere Gattung entweder an Bedeutungslosigkeit, wie z. B. »der Almosensammler,« »die Grasmäherin« u. s. w., oder an Uebertreibung und Effektbuhlerei, wodurch der Maler den Mangel an innerm Leben ersetzen und die beabsichtigte Wirkung erzwingen will, dafür aber Lachen oder (bei wirklichem Talente) Bedauern erweckt. Zu dieser Art gehörten Nr. 210 und Andere.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

52. Sonnabend, den 1. Juli 1837.

Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Bucholtz. Siebenter Band. Wien, Schaumburg 1836. XIV und 582 S. 8.

(Schluß.)

Der vierte Abschnitt »das Colloquium zu Worms« überschrieben, gibt im Eingange eine genaue Darstellung der vorläufigen Verhandlungen über dasselbe auf dem Reichstage 1556, und des speciellen Conventes der protestantischen Stände zu Frankfurt. Das Colloquium selbst kam im September 1557 zu Stande, »aber gleichsam nur,« wie der Verfasser richtig bemerkt, »um die Schwierigkeiten der öffentlichen Verständigung aufs neue in desto helleres Licht zu setzen, je feierlicher die Form war, in welcher solche versucht wurde.« Wir verweisen übrigens in Rücksicht auf die dabei gehaltenen Vorträge des Melanchton und Canisius, die Anträge des katholischen Theiles wegen Anerkennung einer Entscheidungsnorm, und wegen scharfer Bestimmung, was mit der augsburgischen Confession vereinbar oder nicht vereinbar sey, und die große Spaltung, welche sich unter den Protestanten herausstellte, auf die detaillirte Entwicklung des Verfassers, und bemerken nur, daß sich wie überall die Gesinnung desselben auch hier durchgehends eben so parteilos als entschieden ausspricht.

Den sechsten Abschnitt, welcher die Wirksamkeit Ferdinand's als Kaiser zum Vorwurf hat, eröffnet der gelehrte Herr Verfasser mit nachstehender allgemeinen Bemerkung: »War für den äußeren Religionsfrieden im Reich nunmehr eine feste Grundlage gewonnen, und unter dem Schutz desselben der Versuch einer dogmatischen Verständigung im Colloquium noch einmal gemacht worden, so mußte die Herstellung besserer Kirchenzucht, wahre innere Reform und Reinigung von solchen Mißbräuchen, über welche kein Streit war, daß es Mißbräuche seyen, sich noch als den wichtigsten Gegenstand eifriger, die Erhaltung der alten Religion selbst bezielender Fürsorge darstellen. Wirklich trat erst damals, etwa 40 Jahre nach dem Anfange der Spaltung, der Wendepunkt im eigenen Innern des in seinem Wesen angegriffenen Kirchenthums ein, daß nach den ersten Anstrengungen der Vertheidigung und Behauptung, nach den Versuchen für Beschwichtigung oder Unterdrückung der Spaltung und für Zurückführung der Getrennten, nach mehrfachen Erörterungen über die am lautesten in Streit gebrachten Dogmen und der Selbstrechenschaft und inneren Befestigung derselben auf kirchlichem Gebiete nunmehr allgemeiner und wirksamer die praktische Reform (Besserung des menschlichen Verderbens, welches den wesentlichen Charakter der Kirche so Vielen unkenntlich machte, und ihre Segnungen so vielfach vereitelte) als das nächste Ziel der Anstrengungen erkannt wurde. — Die Bemühungen hierfür bilden so zu sagen den innersten Kern der Bestrebungen Ferdinands, und wie er auch früher schon dieselben als den wichtigsten Theil aller in der Religionssache zu nehmenden Maßregeln angesehen hatte, so bilden sie insbesondere den ruhmvollen und auch folgenreichen und gesegneten Gegenstand seiner Fürsorge in der letzteren Epoche seiner Regierung.«

In der Lage, worin der Religionsfriede die öffentlichen Angelegenheiten im Reiche ließ, wünschte Ferdinand zunächst mit den geistlichen Churfürsten persönlich über die Nothwendigkeit wirksamer Reformen sich zu unterreden. Außerdem waren es aber auch andere Gegenstände, besonders die Anerkennung seiner eigenen Kaiserwürde, in Folge der Abdankung seines Bruders, welche eine Zusammenkunft mit den Churfürsten überhaupt als nothwendig erscheinen ließen. Dabei zeigten sich indessen mehrfache Schwierigkeiten, und es bedurfte langwieriger Unterhandlungen, bis der Churfürstentag in Frankfurt (20. Febr. 1558) zu Stande kam. Der Verfasser erzählt sie mit gewohnter Ausführlichkeit; aber auch die, nach erfolgter Feierlichkeit der Uebertragung des Kaiserthumes an Ferdinand (24. März 1558) dagegen erhobenen Anstände des Papstes werden einer gründlichen und unbefangenen Erörterung gewürdigt. Ganz besondere Rücksicht verdient das mitgetheilte Gutachten des Reichs-Vicekanzlers Seld wider die Prätensionen des römischen Hofes; wie überhaupt bemerkt werden muß, daß diese — Differenzen noch nirgends eine so erschöpfende Darlegung gefunden haben. Ohne Zweifel war die Stellung Ferdinands dadurch eine sehr schwierige geworden, und die endlichen Erklärungen, insbesondere der protestantischen Churfürsten darüber, lauteten entschieden genug, um

aus diesem Conflicte andere nachtheilige Folgen für die Sache der Kirche mit Recht; fürchten zu müssen. Wir können auch hierin, wie so oft, nur dem Verfasser beistimmen, wenn er S. 416 zum Schlusse seiner Erzählung fortfährt: »Glücklicherweise kam es auch von Seiten des Papstes zu keinem weiteren Schritt, um das Ansehen seines Stuhls gerade in den allerbestrittensten und ungewissesten Nebenpunkten weltlicher Entscheidungsmacht und eines positiven Gewohnheitsrechtes gegen das Reich im Ganzen geltend zu machen, welches nicht hätte geschehen können, ohne die päpstliche Autorität auch in den wesentlichen und katholisch unbestrittenen Stücken in der Wirkung nur noch mehr zu gefährden. — Allerdings war der Religionsfriede und die reichsgesetzliche Duldung antikirchlicher Bekenntnisse im Reiche mit den früheren Gesetzen im Widerspruch. Wie konnte man aber glauben, der Sache der alten Religion im Reiche zu dienen, wenn man durch Consequenzen aus der Idee des Kaiserthumes, die einer ganz anderen Weltlage angehörten, Prätensionen aufstellte, wodurch, wenn sie so ernsthaft durchgeführt werden sollten, selbst Ferdinand zum engeren Einverständniß mit den Churfürsten und Reichsständen, Protestanten sowohl als Katholiken, zur Behauptung seiner politischen Stellung gegen den Papst getrieben werden mußte? (Hatte Karl gleich sich wiederholt in politischer Spannung, ja im Kriegszustande mit dem Kirchenstaate befunden, so hatte das doch eigentlich nicht in seiner Eigenschaft als Kaiser und von Seiten des Reichs als solchen Statt gefunden.)

Nicht minder war der Umstand, daß drei auf sieben churfürstliche Stimmen erklärten Feinden Roms angehörten, neu und mit der früheren Idee des Kaiserthums als eines Beschützers der römischen Kirche im Widerspruch. Aber abgesehen davon, daß Ferdinand selbst ganz nach aller Rechtsgültigkeit gewählter römischer König war — so war solches nun einmal Thatsache; die Religionsspaltung im Reich gestattete nicht, daß das Kaiserthum im alten Sinne anders fortbestehe, als so weit es mit dem Religionsfrieden vereinbar war, und diesem entsprechend, fand auch der That nach schon nicht einmal bei Ferdinand, gegen dessen Wunsch und Absicht, und noch weniger bei seinen Nachfolgern die päpstliche Krönung mehr Statt, welche Ausdruck und Symbol jenes früheren Verhältnisses in seiner ungetheilten Fülle gewesen war.«

Außer der Uebernahme der Kaiserwürde war noch auf dem Tage zu Frankfurt die Bewerkstelligung einer durchgreifenden Reformation des Clerus vorzügliches Augenmerk Ferdinands; die darüber mit den drei christlichen Churfürsten gepflogenen Berathungen werden in bündiger Kürze mitgetheilt, woraus sich leider wieder ergibt, wie so oft das wahrhaft Gute und Heilsame nur langsame, wenig vom Eifer beseelte Fortschritte macht. Indessen kam der neue Reichstag im Februar 1559 in Augsburg zu Stande. Die Darstellung desselben, die Durchführung der damaligen Verhandlungen, welche zum großem Theile Beschwerden von beiden Seiten wegen des Religionsfriedens betrafen, lassen nichts zu wünschen übrig. Dasselbe gilt auch von der interessanten Nebenhandlung dieses Reichstags, der Reclamation der von Heinrich II. im Jahre 1552 occupirten Reichslande, und den Beschlüssen zur Beschützung von Liefland gegen die Moscowiten. So vertrat damals Kaiser Ferdinand durch Gesandtschaften die Integrität und Würde des Reiches gegen Frankreich zur Zurückforderung von Metz, Toul und Verdun, gegen Rußland zur Behauptung des fernen Liefland so wie gegen einseitige, freilich nur vorübergehend erweckte Forderungen der Curia zur Behauptung des thatsächlichen Zustandes, so wie seiner eigenen und des Reiches Rechte. — Zur selben Zeit pflog Ferdinand auch in England merkwürdige Unterhandlungen mit der Königin Elisabeth, welche der nicht lange zuvor (17. November 1558) verstorbenen Maria gefolgt war, und deren Hand der Kaiser für seinen dritten Sohn Karl, nicht ohne Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, begehrte. Die darüber angestellten Untersuchungen sind nicht ohne Interesse; doch bleiben immer die gehaltvollen Erörterungen über das Verhältniß Ferdinands zu seinem Erstgebornen, Maximilian, der wichtigste Theil dieses Abschnittes. Die religiösen Ansichten des letzteren hatten schon früher Mißverständnisse herbeigeführt; die Untersuchung, wie weit jene der Verneinung sich zuneigten, und die Nachweisung dessen, was der Vater versuchte, um den Erben seiner Kronen von dem Irrwege abzulenken, füllen mehrere Blätter, und beurkunden zur Genüge das ernste Streben des Verfassers, der Wahrheit Bahn zu machen. Wir sagen mit Vorbedacht: der Wahrheit Bahn zu machen, weil wir glauben, daß hier allerdings noch Einiges zu thun übrig bleibt. Scheint es uns auf der einen Seite nicht erschöpfend genug nachgewiesen, wie Maximilian zu jener offenkundigen protestantischen Richtung gekommen, so will es uns andererseits nicht klar werden, wann, auf welche Veranlassung und in welchem Grade er wieder von dieser Gesinnung ließ. Wir haben die Ueberzeugung, daß hier eine ausgebreitetere Beachtung der gleichzeitigen Druckwerke zu bestimmteren Resultaten geführt haben würde; dieß soll indessen dem Verdienste des Verfassers nichts nehmen: wir verdanken ihm auch in dieser Beziehung viele und höchst wichtige Aufschlüsse, und die dabei entwickelten Ansichten haben des Trefflichen in eben so reichlichem Maße, als sie Zeugniß geben von dem versöhnenden Geiste, dem sie entstammen.

Die angedeuteten Erörterungen bilden den Uebergang zur Darstellung der Verhandlungen über die deutsche Königswahl Maximilians, welche längere Zeit dauerten und erst nach Hinwegräumung so mancher Schwierigkeiten zum erwünschten Abschlusse kamen. Die letzte Wirksamkeit Ferdinands in Reichsangelegenheiten betraf einen Gegenstand, welchem er fortwährend die ernstlichste Fürsorge gewidmet hatte, nämlich die

Handhabung und Befestigung des Landfriedens. So möchte der gelehrte Verfasser wohl mit Recht schließen: »Und wie überhaupt die Reichsgesetzgebung in der neuen Weltepoche ganz vorzüglich unter Maximilian I. und sodann unter dem von Ferdinand I. theils gemeinsam mit seinem Bruder, theils allein geführten Kaiserthum ausgebildet und befestigt worden ist, so sind es insbesondere neben der Kammergerichtsordnung und Halsgerichtsordnung, der Religionsfriede und die Executionsordnung, die Münzordnung und sodann die Reichshofraths- und die Reichshofkanzlei-Ordnung, welche im vorzüglichen Sinne das Werk Ferdinands genannt werden müssen, und welche bleibende Wirkungen bis in die neuesten Zeiten behalten haben.«

Die Beilagen des vorliegenden Bandes sind an und für sich zu bedeutend, um einer weiteren Erörterung zu bedürfen. Wir begnügen uns daher mit der folgenden Inhaltsanzeige: I. »Auszüge aus den Berichten des Kanzlers Zasius über die innern Verhältnisse Deutschlands im Jahre 1553.« II. Von der Mittelmeinung Landgraf Philipps und der Wittenberger Concordie. III. Die dänische Successions-Angelegenheit. IV. Festlichkeiten aus den letzten Jahren der Regierung Ferdinands: a) Einzug Ferdinands zu Prag nach der Uebernahme des Kaiserthums; b) Festlichkeiten zu Wien bei Veranlassung der Ankunft des Herzogs Albrecht von Baiern und seiner Gemahlin 1560; c) Krönung Maximilian II. als König von Böhmen 1562.«

Somit schließen wir denn unsere Anzeige, mit dem herzlichen Wunsche, zur allgemeineren Anerkennung eines so vielseitig verdienstvollen Werkes etwas beigetragen zu haben. Indem wir aber ausführlicher, wie gewöhnlich, gewesen sind, folgten wir nur dem Rufe der Achtung, die wohl Jeder mit uns theilen wird, welcher für unermüdete Forschung und tüchtige Gesinnung weder durch Verflachung noch durch Indifferentismus den Standpunkt der Empfänglichkeit verloren hat. Im wissenschaftlichen Kampfe für kirchliche und politische Wahrheit sind nicht jene so sehr zu fürchten, die da bestimmt entgegengesetzter Ansicht sind, als vielmehr jene, welche — keine Ansicht haben.

---

Appians römische Geschichte, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Gustav Zeiß. Erster Theil. Leipzig, Kohlmann. 1837. VIII und 523 S. 8.

Es gibt wohl nicht leicht einen andern Schriftsteller des Alterthums, über welchen von gleich achtbaren Gelehrten so verschiedene, sich so ganz widersprechende Urtheile gefällt worden sind, wie über Appian. Mancher Tadel mag früher wohl, wie schon Schweighäuser angeführt hat, durch die aus Plutarch zusammengestellte und dem Appian untergeschobene parthische Geschichte entstanden, und oft auf fremde Autorität hin nachgesprochen worden seyn. Allerdings zeigt sich im Appian, wie in allen seinen Zeitgenossen, mehr emsiger Fleiß im Sammeln der Nachrichten, als frische, den Stoff leicht beherrschende Kraft. Mit welcher, fast bis zur Aengstlichkeit gehenden Sorgfalt Appian die vorhandenen Nachrichten aufgesucht hat, sieht man am deutlichsten in der illyrischen Geschichte, wo freilich gerade die Verschiedenartigkeit des Stoffes und die Vereinzeltheit der Nachrichten der Ordnung und Klarheit nachtheilig gewesen sind. Sein Eifer im Aufsuchen und Benützen der Quellen ist gewiß mit Unrecht angefochten worden. Oft führt er selbst seine Gewährsmänner an, und bei zu widersprechenden Nachrichten stellt er die verschiedenen Angaben kurz neben einander. In den Theilen der Geschichte, für welche uns Polybius Geschichtsbücher erhalten sind, stimmt Appian größtentheils mit diesen und in den übrigen Theilen fast überall mit den glaubwürdigsten Nachrichten überein. So hart auch Niebuhr über Appian urtheilte, so hat er ihm doch in einzelnen Stellen seiner römischen Geschichte die Benützung guter Quellen zugestanden, und Schlosser (in den Bemerkungen über das kritische Studium der Geschichte, in Lorenz Uebersetzung des Dio Kassius) macht mit Recht geltend, daß Appian sogar ganz Italien bereist habe, um die geschichtlich merkwürdigen Orte und Gegenden selbst zu besuchen. Finden wir endlich in ihm auch hier und da, besonders in den geographischen Angaben, einzelne Irrthümer, so möchte er bei der Ausdehnung seines Werkes wohl Entschuldigung verdienen.

Den mit großem Fleiß zusammengesuchten Stoff hat Appian einfach und klar und ohne sich auf irgend ein Raisonnement über die Begebenheiten einzulassen, zusammengestellt. Er erzählt die bloßen Thatsachen und überläßt es dem Leser selbst, sie zu beurtheilen. Freilich hat er hierbei, wozu ihn oft schon seine eigenthümliche Eintheilung der römischen Geschichte nöthigte, den innern Zusammenhang der Begebenheiten nicht genug hervorgehoben und sie mehr an einander gereiht, statt sie mit jener großen Kunst der geschichtlichen Darstellung wie zu einem Drama zusammen und neben einander zu ordnen. Doch dieser Mangel der Darstellung wird durch die große Einfachheit und ruhige Klarheit, welche über sein ganzes Werk verbreitet ist, weniger bemerkbar gemacht.

Wie die Anordnung der Begebenheiten, so zeichnet sich auch der Styl durch große Einfachheit aus. Wie eine klare ruhige Quelle fließt die Erzählung ungestört dahin, und nur in den Reden, in den am Ende der irdischen Laufbahn einzelner ausgezeichneter Männer mit wenigen Worten gegebenen Charakterschilderungen und da, wo die Verdorbenheit oder Vortrefflichkeit der in der Geschichte auftretenden Personen den Unwillen oder die Bewunderung des Schriftstellers erregt, verläßt sie ihren ruhigen Gang und geht zu gedrängter kräftig männlicher Rede über. Gewiß jeder billige Richter kann

mit Schlösser sagen: „Es lebt in Appian noch ein Geist des besseren Alterthums, er verachtet Schwulst und Träumerei, sinkt nicht zum Gemeinen herab, und hebt sich in einigen Stellen zur Höhe der Schriftsteller besserer Zeit.“

Bedenken wir hierzu noch die große Wichtigkeit, welche gerade die Geschichte von dem Verfall und Untergang des römischen Reiches hat, und daß hiefür Appians Geschichtswerk eine der vorzüglichsten, ja für viele Theile die einzige Quelle ist: so werden wir gewiß bedauern, daß Appian bisher so wenige Bearbeiter gefunden hat, und für ihn fast noch gar nichts gethan worden ist.

(Schluß folgt.)

## Das Dorf der Verrückten.

(Nach Adr. Balbi.)

Der Herr Visconte Alban de Villeneuve-Bargemont theilt in seinem höchst interessanten Werke »Economie politique Chrétienne« folgende Einzelnheiten über dieses Dorf mit, und beruft sich hiebei auf ein Werk des Herrn Huerne de Pommeuse.

Mit diesem Namen bezeichnet man das große Dorf Geel in der Kampina, einem sehr fruchtbaren Theil Belgiens. Nicht weil Verrücktheit dort als eine epidemische Krankheit herrscht, sondern weil man dorthin die Unglücklichen, die den Verstand verloren haben, aus allen benachbarten Oertern, sogar von Brüssel, schickt. Die Ungezwungenheit, in der man sie leben läßt, die freie Luft, ihre Verwendung zu den ländlichen Arbeiten, und das ruhige Leben, bringen viele dieser Unglücklichen wieder zur Vernunft zurück, welche Unglücksfälle, Mißvergnügen, oder andere Ursache sie verlieren ließ. Brüssel, Antwerpen, und verschiedene andere Städte, anstatt die armen Verrückten in Hospitälern eingesperrt zu halten, wo ihre Krankheit gewöhnlich sich verschlimmert, schicken sie nach Geel, und bringen sie zu Dutzenden in den Häusern der Bauern unter. Die Hospitäler zahlen 90 Gulden für jeden, was ein großes Ersparniß ist, ohne die Vortheile in Anschlag zu bringen, die der Menschheit daraus entspringen.

Die Ankunft der Geisteskranken in Geel ist von sehr rührenden Umständen begleitet. Vor Allem werden sie in die Kirche geführt, wo ein Priester, dessen Diensteifer, so zu sagen ausschließlich auf ihre Krankheit sich erstreckt, ihnen die Tröstungen der Religion verschafft, und sie mit gewöhnlich gutem Erfolge ermahnt, Theil zu nehmen an einigen Gebethen, die auf ihren Zustand Bezug haben. Sie werden unter die Bauern vertheilt, verköstet und diese wünschen, trotz der geringen Zahlung, sie ins Haus zu bekommen, und behandeln sie mit der größten Liebe. Die Geisteskranken von besserem Herkommen werden gewöhnlich in den Häusern der reichsten Bauern untergebracht und beschäftigen sich wie die Armen mit dem Feldbaue; sie scheinen gewöhnlich zufrieden, und leben mit ihren Wirthen, wie in der eigenen Familie. Jetzt ist noch kein Beispiel, daß einer von diesen Blödsinnigen irgend eine Ausschweifung begangen; ja man weiß Viele, die 20 Jahre an diesem Orte gelebt, ohne den Wunsch zu äußern, ihn zu verlassen, und ohne Murren willig der Arbeit sich unterziehend.

Ein Mädchen, von sonst guter Aufführung und von achtenswerther Familie ließ sich unglücklicher Weise von einem schlechten Menschen verführen, der sie dann verließ. Dieses Unglück raubte ihr den Verstand, und sie wurde deshalb in ein Hospiz eingesperrt: als es ihr aber gelungen war zu entspringen, kam sie allein zur Nachtzeit nach Geel, wo ihr erbarmenswerther Zustand eine gutmüthige Bauernfamilie zu Mitleid bewog, die sie dann in ihrem Hause aufnahm und sie dadurch wieder herstellte, daß sie dieselbe auf dem Felde arbeiten ließ, und ihren Gedanken eine andere Richtung gab. Als sie wieder zu sich gekommen, durch die wirksame Vorsorge dieser guten Leute, wollte sie keinen andern Wohnort haben, und erwählte sich keine andere Lebensweise, als sich an diesem Orte ganz der Tröstung jener von dem Uebel befallenen Unglücklichen hinzugeben, welches sie aus eigener Erfahrung kannte. Diese frommen Bemühungen hatten so guten Erfolg, daß sie nach ihrem Tode für eine Heilige gehalten wurde; und die heilige Diosa (so hieß sie) anzurufen, betrachtet man jetzt noch als ein wirksames Mittel, vom Himmel die Genesung der Geisteskranken zu erhalten.

## Notiz.

Die Abhandlung von Friedrich Gutermann: »Ueber den Begriff und die Charaktere des Schönen,« (Frankfurt 1837. 141 S. 8.) besteht etwa zum vierten Theile aus Text, oder Darstellung der eigenen Gedanken des Verfassers, und zu drei Viertheilen aus Noten, d. h. beiherlaufenden Bemerkungen Erläuterungen, besonders aber vergleichenden Anführungen aus den Werken aller ordentlichen Aesthetiker, von Plato bis auf Steckling und Lommatzsch. So schätzenswerth nun auch zumal die letzteren seyn, und so sehr sie zum Verständniß oder Beweise der Ideen des Verfassers dienen mögen, so ist doch dieses Sichselbstcommentiren, und dieß an den Hauptbau angeflickte Beiwerk in solcher Ausdehnung ein Zeichen von Unbeholfenheit in Verarbeitung des mannigfaltigen Stoffes, und, aufs Gelindeste, eine sehr störende schriftstellerische Unart.

Berichtigung. In der Rezension über Dr. Hock's »Gerbert oder Papst Sylvester II.« muß es in den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik S. 163, Z. 8 von oben statt „literarische Proletairs“ literarische Prototypen, heißen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

53. Mittwoch, den 5. Juli 1837.

## Ueber die literarische Einigung der slawischen Völker.

(Nach J. Kolar von L. Fernandović.)

Eine der schönsten und bedeutendsten Blüthen, die sich in neuerer Zeit im Garten des vielgliederigen slawischen Volkes entfaltete, ist der Wechselverkehr und die Einigung in der Literatur. Da diese Idee im jetzigen Europa ganz neu, selbstständig und originell, der slawischen Nation aber vollwichtig und fruchtbar ist, verdient sie um so mehr eifrige Würdigung und allseitiges Beleuchten von jedem gebildeten Slawen, als sie, obschon unschuldig, zu Irrthum und Mißverstand Gelegenheit geben kann. Fürwahr, je verbreiteter und bedeutender ein Gegenstand ist, je größer sein Umfang, je reicher und fruchtbarer seine Folgerungen für's Leben sind, je leichter er durch verfehlte Anwendung verrückt oder umgestoßen werden kann, um so öfter muß man ihn erwägen, besprechen, beschreiben, um so nachdrücklicher wahre Begriffe und Erkenntnisse von demselben ausbreiten. Und dieß ist auch unser Zweck mit vorliegendem Aufsatze.

Zuerst nun den Begriff dieses geistigen Verkehrs.

Er bedeutet Nehmen und Wiedergeben, Leihen und die Früchte des Geliehenen der Centralbank wieder abliefern. Die literarische Einigung ist ein wechselseitiges Entlehnen, Gebrauchen und Vertheilen von dem reichhaltigen Gemeingut. Sie besteht nicht in einem politischen Föderativsystem aller Slawen, nicht in einer demagogischen Opposition gegen die Landesfürsten und ihre Verordnungen. Literarische Einigkeit kann sehr gut dort bestehen, wo das Volk mehrere politische Centralisationspunkte hat, und in viele Reiche zertheilt ist; sie ist auch dort möglich, wo Unterschied des Glaubens und Ritus, der Schrift und der Schriftzüge, der Gebräuche, Sitten, der topographischen und klimatischen Verhältnisse vorherrscht; sie ist den bestehenden Regierungsformen nicht verderblich; denn sie schließt von ihrer Sphäre die Begränzung der Länder, die Abhängigkeit der Völker von diesem oder jenem Herrn, und ähnliche politische Combinationen aus, sie hält sich an die bestehende Verfassung, assimilirt sich jeder Art der Staatsverwaltung, bekümmert sich nicht um Gesetz und Vorrecht anderer Länder, kurz: sie lebt mit jedem Nachbar in Freundschaft. Es ist ein Verband, wie das aller gebildeten Völker unter einander, nur inniger, segenvoller. Wir kennen auch jenes träumerische Universalisiren und Mengen aller slawischen Dialekte in eine Haupt- und Schriftsprache, und suchen uns vor dieser Klippe zu bewahren. Die slawischen Dialekte sind zur Zeit zu sehr grammatikalisch von einander verschieden, als daß sie auf natürlichem Wege in eine Sprache verschmolzen werden könnten; theils sind mehrere derselben so philologisch gebildet, und mit berühmten Schriften bereichert, daß man von der Schwäche der menschlichen Eigenliebe und des Anklebens am Herkömmlichen kaum erwarten darf, es würde irgend ein Hauptstamm seine Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit aufopfern und sein bis jetzt erworbenes Gut der Vergessenheit übergeben.

Diese geistige Einigung macht aber gewisse Forderungen an die Gebildeten der Nation als nothwendige Prinzipe ihres Bestehens. Jeder nicht gelehrte, jedoch gebildete Slawe soll die vier lebenden ausgebildeten Dialekte, d. i. russisch, illyrisch, polnisch und czechisch kennen. Derjenige, welcher eine höhere Stufe vaterländischer Cultur erreichen will, wird sich auch die Kenntniß der untergeordneten Dialekte verschaffen; als: nebst dem Hauptstamm des russischen, das ruthenische, nebst dem illyrischen das serbische, kroatische, krainerische, bulgarische; er soll bewandert seyn im lausitzer Dialekte des polnischen, im slowakischen, mährischen des böhmischen Sprachstammes u. s. w. Endlich jeder Gelehrte, der sich der slawischen Sprache und Literatur, so wie der Geschichte des großen Volkes widmet, soll alle slawischen Sprachen, lebende und todte ohne Ausnahme, gebildete und weniger verfeinerte, weit und wenig verbreitete, mit glagolitischen oder kyrillischen, lateinischen oder deutschen Schriftzeichen geschriebene Dialekte inne haben. In der Reihe der ausgestorbenen slawischen Mundarten nimmt das kirchenslawische den ersten Platz ein. Sogar die benachbarten, dem slawischen verwandten Sprachen müssen dem gelehrten Philoslawen Gegenstand des Studiums seyn. Heutiges Tages ist es nicht hinreichend, ein guter

Russe, ein feuriger Pole, ein hochweiser Czech oder Illyrier zu seyn, und gründliche Kenntniß eines Stammes zu besitzen, freuen wir uns, diese einseitigen, engherzigen Jahrhunderte hinter unserem Rücken zu wissen! Der Geist des heutigen Slawenthums legt uns eine höhere Pflicht auf, die nämlich: eine vereinigte allgemeine Literatur zu schaffen. Der höhere oder geringere Grad dieser Kenntnisse hängt von den Individuen, von dem Ziele, Willen und Vermögen ab. — Jedoch strebe jeder gebildete Slawe darnach, eine grammatisch-lexikalische Kenntniß aller Mundarten zu erlangen: er soll den Sinn der jedem Stamme eignen Worte, er soll den Unterschied der Wortbildung, und der Abänderungen wissen. Wir verlangen nicht, daß jeder Slawe alle Dialekte sprechen und darin schreiben könne; bloß jenes, daß er jeden Slawen und jedes slawische Buch verstehe. Wir dringen nicht darauf, daß jeder Slawe alle in jedem Dialekt verfaßten Bücher und Zeitschriften kaufe, wozu gewiß nur Wenige hinreichende Mittel haben; sondern bloß jene, die ausgezeichnet sind, und ihrem Inhalte nach der gesammten Nation angehören.

Suchen wir unserm Zwecke eine Analogie in der Geschichte, so finden wir sie in keiner der neueuropäischen Völker; denn nirgends sind die Umstände und Bedürfnisse, die einen solchen Verkehr erzeugt hätten, als bei den Slawen. Bei andern Nationen als den Franzosen, Italienern, Engländern u. s. w. zerknickte vom Beginn des ersten Lebenskeimes eine Mundart alle übrigen. Bei den Deutschen bis Luther fand etwas Aehnliches Statt, jedoch mehr ein Ringen und Kämpfen der Provinzialdialekte, als ein friedlicher literarischer Verkehr, bis zuletzt der sächsische den entschiedenen Sieg davontrug. Am ähnlichsten sind wir Slawen darin den alten Hellenen. Auch da bestanden in einem Volke viele deutlich geschiedene und sich ausbildende Dialekte, unter welchen vier: der jonische, äolische, dorische und attische, die herrschenden; welche insgesammt aus der althellenischen Ursprache in der Gegend von Thiot in Thessalien entstanden. In jeder dieser vier Mundarten schrieb und las man Bücher, in jeder finden wir wackere Schriftsteller, namentlich:

Im jonischen schrieben: Homer, Hesiod, Herodot, Hippokrates.

Im äolischen: Alcäus, Sappho, Theognis (Aristophanes, Homer.)

Im dorischen: Theokrit, Pindar, Bion, Moschus, Archimedes.

Im attischen: Isokrates, Demosthenes, Tucydides, Xenophon, Plato, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes u. m.

Im Homer findet man Spuren aus jedem der vier Hauptdialekte, häufiger jedoch jonisch und äolisch. Aristophanes mengte oft das attische mit dem äolischen. Jeder gebildete Grieche las und verstand ohne Schwierigkeit alle diese dialektirenden Muster seiner Nation. Bei den olympischen Spielen lasen alle Schriftsteller der verschiedenen Stämme in ihrem Dialekt ihre Ausarbeitungen, aber auch Belohnungen und Kränze ohne Rücksicht der Mundart wurden jedem ausgetheilt, der sie verdiente.

Wer darf aber behaupten, daß die griechischen Dialekte näher zu einander stehen, als die slawischen. Nicht nur die Betonung, das Silbenmaß, auch die Endbuchstaben, die Beugung und Flexion der Haupt-, Bei- und Zeitwörter sind merklich verschieden, selbst die Bedeutung eines und desselben Wortes ist in den Dialekten nicht dieselbe, so heißt z. B. φαρμακον im attischen Zaubertrank, im jonischen Farbe; λογχη im attischen Lanze, im jonischen Loos; φονος attisch Mord, dorisch Missethäter; αφαντος attisch, jonisch, dorisch unsichtbar, verborgen, äolisch Vulkan u. s. w.

(Schluß folgt.)

---

Die amerikanischen Besserungs-Systeme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford General-Inspektor der großbritannischen Gefängnisse von Dr. Julius. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1837. X und 50 Seiten 8.

Die Literatur des Gefängnißwesens hat in der neuesten Zeit so manchen bedeutenden Zuwachs erhalten. Ausgezeichnete Männer in Europa und Amerika haben ihre mühsam gemachten Erfahrungen der Oeffentlichkeit übergeben, damit die Welt daraus Nutzen ziehe und fortschreite auf dem Pfade der Verbesserung, die vielleicht nirgends ein dringenderes Bedürfniß ist, als eben hier. Ohne gerade die Besserung als den alleinigen Zweck der Strafe anzuerkennen, muß man doch sein Herz von Schauder und Wehmuth ergriffen fühlen, wenn man noch in einer so großen Anzahl von Gefängnissen in und außer Europa nichts als die echten Pflanzschulen des Lasters und der Entsittlichung, die wahren Mördergruben erblickt, in denen jede Rückkehr zur Tugend und Redlichkeit abgeschnitten und untergraben wird; wenn man sieht, wie oft ein in der Wurzel noch unverdorbenes Gemüth statt von dem Brandmal geheilt zu werden, durch die Allgewalt bösen Beispieles den Keim des Verderbens in sich aufnimmt, und rettungslos dem Untergange zueilt, — wie der unbesonnene, leichtsinnige Uebertreter des Gesetzes als vollendeter Bösewicht jenen Ort verläßt, der ihn zu einem brauchbaren Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft hätte umgestalten sollen. Vielen dürfte dieses Gemälde mit allzuschwarzen Farben gemalt erscheinen; — aber die Statistik der Gefängnisse liefert die unwiderlegbarsten Beweise, daß, wer nur einmal jene fürchterlichen Höhlen betreten hat, gar häufig in dieselben zurückkehrt, und meistens daselbst sein elendes Leben beschließt. Heil und Segen daher jenen Männern, welche Kraft und Selbst-

verlängnung genug besitzen, einem so traurigen Geschäfte, wie die Einrichtung und Verwaltung eines Gefängnisses ist, die ganze Thätigkeit ihres Lebens zu weihen. Ewiger Ruhm umkränze die Namen eines Howard und einer Mrs. Fry, eines Livingston, Wood, Charles Lucas, Beaumont und Touqueville und so vieler anderer wackerer Männer, die jenem ernsten und schwierigen Berufe sich hingegeben und so manche Freuden des Daseyns ihren Pflichten geopfert haben! Wohl dem Staate, der den mahnenden Ruf solcher Männer nicht unbenützt verhallen läßt, und willig zu einem so schönen Werke die hilfreiche Hand beut! Wie in England, Frankreich und der Schweiz, so haben auch die erleuchteten Fürsten Deutschlands in neuester Zeit diesem besonderen Zweige der Justiz-Verwaltung ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen, und die menschenfreundlichen Bemühungen eines Julius, eines Klappenbach, eines Grafen von Thun u. a. m. werden gewiß binnen kurzer Frist die schönsten Früchte tragen.

Auch die vorliegende Broschüre verdient eine nähere Beachtung, sowohl in Rücksicht der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes, den sie behandelt, als auch vermöge des Ansehens, das ihr Verfasser in ganz Deutschland, ja in ganz Europa mit vollem Recht genießt, so daß sich von ihm nach seinen früheren Leistungen in diesem Fache nur Gediegenes erwarten läßt.

Gegenwärtiges Sendschreiben ist eigentlich nur der Vorläufer eines größeren, ausführlichen Werkes, worin der Verfasser seine Ansichten über das Besserungssystem im Allgemeinen, und über die sittlichen Zustände Nordamerika's überhaupt niederzulegen gedenkt. Seit längerer Zeit haben sich dort vor Allem zwei verschiedene Systeme ausgebildet, von denen das eine zu Auburn, das andere zu Philadelphia schon seit fünfzehn Jahren in's Leben getreten ist. Mit der nähern Vergleichung dieser beiden Systeme beschäftigt sich denn ausschließend die vorliegende Schrift (S. IV und 1), worin unser Verfasser das Ergebniß seiner Forschungen in mehreren Staaten der neuen Welt, und seine, durchgängig auf eigene Erfahrung gegründeten Ansichten, welche im Wesentlichen mit denen Herrn Crawford's übereinstimmen, der öffentlichen Beurtheilung übergibt.

„Die unterscheidenden Hauptzüge der obgedachten beiden Systeme sind bei dem einen (dem neujorkschen oder auburnschen) Trennung der Gefangenen bei Nacht, und gemeinschaftliche, mit Stillschweigen gepaarte Arbeit derselben bei Tage. Bei dem andern (dem pennsylwanischen oder philadelphischen) Trennung und einsame Arbeit bei Tage und bei Nacht. (S. 2 und 3.) Diesem letztern Systeme, welches sich seit 1829 immer mehr verbreitet, räumt unser Verfasser vor dem ersteren einige wesentliche Vorzüge ein. Er sagt nämlich:

I. Gibt auch schon das schweigende Beisammenarbeiten eine der größten Erleichterungen der Strafe ab, indem es das Nachdenken fast gänzlich ausschließt, das Gefühl des hilflosen Alleinseyns zerstört, das Drückende der Gefangenschaft mindert und das Abschreckende derselben beträchtlich schwächt. Der Sträfling soll auch nicht einen Augenblick vergessen, daß er ein Sträfling ist; dieß kann nur durch eine völlige Absonderung bewirkt werden, welche ihm alle Gelegenheit zu Gesprächen und Zerstreuungen entzieht, und sein Gemüth binnen Kurzem zu einem ungetrübten Spiegel macht, der die Vergangenheit mit Kraft und Treue zurückstrahlt, und die Beweggründe und Handlungen derselben in ihren natürlichen Farben abbildet.

II. Der Gesammteindruck, den die philadelphische Zucht auf den Sträfling macht, muß demnach tiefer und dauernder seyn, als es bei einem Systeme möglich ist, welches den ganzen Tag Gesellschaft der schlechtesten Art gestattet.

III. Die auburnsche Zucht kann unmöglich die Verbindung unter den Gefangenen gänzlich verhindern. Bei dem Klange der Hämmer und dem Geräusche der Maschinen, oder längs des Marsches in Reihen zur Arbeit muß ein kaum hörbares Geflüster auch dem eifrigsten Wächter nur allzuleicht entgehen; und wenn selbst das Sprechen gänzlich unterdrückt würde, so fehlt es nicht an Blicken und Zeichen zur Mittheilung. Das Ablauern der Zeiten und Gelegenheiten wird bei den Sträflingen nicht nur alles Nachdenken verjagen, sondern ihnen einen wahren Zeitvertreib und eine Art von Belustigung gewähren, die fast allen Zwang der Einsperrung und der Zucht hinwegnimmt. Von Bedeutung ist hier das Beispiel der Londoner Diebe, die sich schon im Voraus in der Fingersprache üben, um sich einst im Gefängnisse mit einander unterhalten zu können.

IV. Da das schweigende Beisammenseyn der Gefangenen auf der summarischen und augenblicklichen Bestrafung jeder Verletzung desselben durch Schläge (?) beruht, so muß die Machtvollkommenheit, diese auszutheilen, jedem untergeordneten Aufseher oder Schließer übertragen werden, eine Maßregel, der sich die einfache Frage Bentham's: Quis custodiet ipsos custodes? als vollgegründeter Einwurf entgegensetzen läßt. — Ich muß hier beifügen, daß die Züchtigung mit der Peitsche, wenn auch kein Mißbrauch damit geschehen könnte, auf jeden Fall die Gemüther eher verwildern, als zum Bessern wenden dürfte. Der Mensch, der sich als Thier behandelt sieht, nimmt nur allzuleicht die Natur des Thieres, seinen Ingrimm, seine Rachsucht, seine Störrigkeit an, und am Ende wird er selbst gegen die Zuchtruthe gleichgültig, die er stets über seinem Rücken geschwungen sieht. — Ich möchte aber Hrn. Julius einwenden, daß die Verletzung des Schweigens nicht gerade durch Schläge bestraft werden müsse; es gilt

ja andere, eben so kräftig wirkende und auf der andern Seite nicht so schädliche Strafübel, die hier mit Erfolg angewendet werden könnten; z. B. die augenblickliche Versetzung in ein einsames Gefängniß auf kürzere oder längere Zeit, je nach der Größe der vorgefallenen Uebertretung und nach der Zahl der etwaigen Rückfälle; obwohl — ich gestehe es — auch hierdurch nicht allen Unzukömmlichkeiten abgeholfen ist.

V. Bei dem philadelphischen Systeme werden die Krankenstuben oder eignen Krankenabtheilungen ganz entbehrlich; und diese sind eben die gewöhnlichen Hauptquartiere alles in Gefängnissen Angezettelten, daher von den Sträflingen häufig Krankheiten erheuchelt oder künstlich erzeugt werden, um dahin zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Notizen.

Sam. Chr. Wagener's Schrift: »Wundererscheinungen am Himmel und auf der Erde« (Weimar 1837) ist eine Art Wörterbuch der Naturkunde für das große Publikum, welches außer Stande ist, sich kostspieligere Werke anzuschaffen. Es hat den Zweck, Kenntnisse in der Physik zu verbreiten und durch die Natur zu Gott zu führen. Für den ersten dieser Zwecke berücksichtiget das Werk zu einseitig die Astronomie, und dabei sind Artikel mit aufgeführt, die ganz entschieden wegbleiben könnten, da sie, wie sie hier behandelt wurden, zu Niemands Belehrung Etwas beitragen; als Richtschnur bei dieser Arbeit muß ferner das Princip gelten, die Naturerscheinungen auf die Wirkung einiger weniger Kräfte zurückzuführen. Allein die Artikel sind theils nicht einfach genug, theils unverständlich bearbeitet und eine Menge höchst nothwendiger Auseinandersetzungen fehlen, z. B. über Wärme (dieser Artikel nimmt einen Raum von vier Seiten ein!) u. s. w. Dagegen gehören Artikel wie Coxodronische (!) Linien nicht hierher. Der zweite Zweck aber würde nur dann vollkommen erfüllt, wenn den Anforderungen zu Erreichung des ersten genügt wäre. Die Abbildungen sind höchst mittelmäßig.

---

Obgleich noch viele gerade der wichtigsten Denkmäler unserer älteren Sprache, ihrer Bekanntmachung, andere schon bekannt gemachte einer für unsere Zeit zum Bedürfniß gewordenen, vor Allem kritischen, dann exegetischen Behandlung entgegengesehen, wird es doch immer als dankenswerth erscheinen, wenn Gelehrte vom Fach auch auf kleinere Stücke unserer Literatur einen gleichen Fleiß verwenden. Zu diesen im Vergleich mit andern minder ausgezeichneten Stücken möchten wir den Rosengarten rechnen, zum Unterschiede von dem kleinen oder dem Zwerge Laurin der große Rosengarten genannt, welchen uns Wilhelm Grimm kritisch gereinigt in einer neuen lesbaren Ausgabe (Göttingen, 1836. 8.) wieder vorführte, indem der bisherige Abdruck in von der Hagen und Primissers Handbuch Thl. 1. in vielfacher Hinsicht kaum zu gebrauchen war. Für sich betrachtet, ist dieses Gedicht allerdings von Wichtigkeit, da sein Inhalt mit der Sage von den Nibelungen in Verbindung steht und über die Gestaltung und weitere Fortbildung eines Zweiges derselben Auskunft gibt; auch möchten manche sprachliche Eigenthümlichkeiten, die dieses Gedicht aufweist, für die Grammatik von einigem Belange seyn. Weniger Werth dürfte dem Gedichte hinsichtlich dessen zugesprochen werden, was die Behandlung des Stoffes betrifft, die, obwohl nicht ohne Lebhaftigkeit, doch sehr ungleich, im Ganzen roh ist, und wie der Herausgeber bemerkt, in das Holzschnittartige fällt. Der Stoff fand sich, nach des Referenten Ansicht, sehr wahrscheinlich im Volke vor, sey es nun in bloßer Sage oder in Liedern; die Behandlung des Ganzen und die Einkleidung in die jetzige Form, wie sie schon mit einigen leicht erklärlichen Abweichungen in Handschriften vorliegt, scheint jedoch einem einzigen Volksdichter anzugehören. Die Urfassung dieses Gedichtes setzt der Herausgeber in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts; einige Formen und Wörter lassen mit ziemlicher Sicherheit vermuthen, daß dieselbe von einem in der Gegend des Niederrheins lebenden Dichter geschah. (Repertorium.)

---

Wenig bekannt ist wohl der literarische Unstern des Jesuiten Zuchi von Parma, welcher eine Entdeckung machte, deren Frucht einzig der große Newton erntete. Schon 1616 hatte Zuchi die Idee, metallische Hohlspiegel statt der Objectivgläser anzuwenden, um so durch Reflexion die Wirkungen der Refraction zu erlangen. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, einen ordentlichen Spiegel der Art zu erhalten. Er wendete ihn auf irdische und himmlische Körper an, und erhielt wirklich das vorausgesehene Resultat. Fünfzig und mehr Jahre blieb die Sache in der Dunkelheit liegen, bis Newtons berühmtes Reflexionsteleskop 1672 die Aufmerksamkeit wieder dahin lenkte. Wieder eine Entdeckung, in unbekannter Klosterzelle gemacht, auf die Niemand achtete. Die Gemme am Finger des Armen hat in der Schätzung der Welt nie den Werth, als wenn sie ein Reicher trägt. Die Geschichte ist in Smith's Optik mit den Worten Zuchi's selber erzählt.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

54. Sonnabend, den 8. Juli 1837.


## Ueber die literarische Einigung der slawischen Völker.

(Schluß.)

Der Gewinn und Erfolg der literarischen Einigung ist:

1. Ein geistiger, auf die nationale Bildung sich beziehender. Die Volksbildung hängt von der volksthümlichen Literatur ab, aber beide gedeihen um so geschwinder und segenvoller, je größer ihr Umfang und je freier sie sich mit ihren Schwingen von Gebirg zu Gebirg bewegen können. Dadurch erst findet die Volksbildung und Literatur mehr Stütze und Unterlage, und erhält einen nicht einseitigen, sondern allgemein menschlichen Charakter, woraus Lehranstalten, Gemeinden, ja sogar Länder, Nationen und die Menschheit auf einen allgemeinen Gesichtspunkt gestellt werden. Bei der Einigung wird man unsre Nation als eine große Familie betrachten, ihre Bildung wird beseligend, ihre Literatur blühend und Ehrfurcht gebietend seyn.

2. Ein pecuniärer. Der Schriftsteller erlangt einen größeren Lesekreis, bringt eine Menge Exemplare seiner Schriften an Mann, und sichert sich dadurch eine hinreichende Belohnung. Jetzt vermag er bei dem engen Kreis seiner Provinz kaum so viel Exemplare in Verkehr zu setzen, als für die Deckung der Unkosten nöthig ist. So lange die vereinzelten slawischen Stämme in einer solchen Entfernung von einander bleiben, erreichen sie nie einen blühenden und dauernden Standpunkt in der Literatur; denn dieser ist nur da möglich, wo viele Schriftsteller sind, ein Gelehrtenkreis nur da, wo ein großer Lesekreis, und dieser, wo viel Welt, also ein großes, vereintes, sich zu kennen und lieben gewohntes Volk ist.

3. Ein anderer Gewinn erwächst daraus für die Sprache. Jeder Dialekt erlangt dadurch eine slawische Bildung und Form, scheidet das Fremde leichter im Gespräche aus, fremde Worte und Redensarten, Latinismen, Germanismen, Magyarismen u. a., und bereichert sich mit ganz slawischen Elementen. Bei dem literarischen Verkehr erhält jeder Dialekt mehr Wohllaut, das Rohe und Harte einer Mundart wird durch gefälligere und klingendere Worte der andern erweicht und geglättet, der Reichthum und Wohllaut jeder Tochtersprache wird auf das Gesammte übergehen, alles wird unser seyn, nämlich slawisch. Der Tadel und Vorwurf Einiger, als ob hiermit unsere Sprache russisirt, polnisirt, oder illyrisirt würde, verdient, da er antislawisch und gehaltlos ist, nichts als Spott und Verachtung. Wo immer was Slawisches ist, das gehört Uns zu.

4. Der politische Gewinn des geistigen Bundes ist zweifach: a) ein äußerer, b) ein innerer.

a) Ist der geistige Slawenbund hergestellt, hat das Ringen zur politischen Concentrirung ihre Stütze verloren.

b) So auch werden die Kämpfe der Slawen untereinander verschwinden; weil die Selbstliebe verschwinden wird und die hochmüthige Geringschätzung anderer Stämme und Dialekte, verschwinden das Aufgeblasenseyn über die übrigen, das Haschen nach Primatie und Hegemonie, das daraus folgende Unterdrücken anderer slawischen Brüder. Dann werden wir einsehen, daß jeder slawische Dialekt seine Schönheiten und Vorzüge hat.

Zu diesem schönen Ziele führen uns:

1. Slawische Buchhandlungen in jeder bedeutenden Stadt unsrer verschiedenen Stämme, namentlich in Prag, Wien, Pest, Belgrad, Agram, Zara, Lemberg, Krakau, Warschau, St. Petersburg u. s. w., um die Bücher anderer Dialekte bald und billig zu erlangen. Verfasser dieses Aufsatzes muß, wenn er sich auf dem Wege des jetzigen Buchhandels ein russisches oder polnisches Buch verschaffen will, ein halbes, ja ganzes Jahr warten, und doppelt, ja dreifach zahlen; denn das Mittheilen ist selten, darum schwierig und theuer.

2. Oeffentliche und Privat-Bibliotheken, in welchen Bücher aller Dialekte befindlich und auszuleihen wären. Durch die Einigung werden sich slawische Bücher so vervielfältigen, daß ein Privatmann nicht alle sich wird verschaffen können. Die Einigung Vieler zu einem Zwecke wird auch hier ihre Zinsen tragen. Vorzüglichen Platz werden in diesen Bibliotheken die besten Grammatiken und Wörterbücher einnehmen. Erstere: für das Kirchenslawische und Böhmische die Dobrowskische, für das Polnische die von Kopczinski und Bantke; die russischen des Puchmayer, Vater, und Schmidt; die illyrischen eines Wuk, Berlić, Kopitar, Dainko,

Metelko, Murko und vor allen die kürzeste und im Geiste des Slawenthums ausgezeichnetste des Babukić u. s. w. Von den Wörterbüchern aber: das czechische von Jungmann, polnische von Linde, das russische der Akademie und illyrische des Wuk, Stulli, Jovnik, Murko.

3. Ein Vergleich der Grammatiken und Wörterbücher jedes Dialekts, die Unterschiede leichter zu übersehen und dem Gedächtnisse einzuprägen. Die Herausgabe von Volksliedern und Sprüchwörtern, bei denen der Unterschied der Dialekte noch nicht so groß ist, als in den Büchern der Gelehrten. Uebersetzungen der Manuscripte und Bücher aus einem Dialekt in den andern.

4. Lehrkanzeln der Hauptdialekte, wo der Jugend wenigstens Anleitung zur weiteren Selbstbildung gegeben wird.

5. Reisen gelehrter Slawisten in stammverwandten Provinzen und häufiges Besuchen der verschiedenen Gelehrten sowohl zum nächsten als vollkommenen Bekanntwerden. Zusammenkünfte, wo man sich sehen und besprechen kann, wirken mehr als todte Bücher. Diesen Weg zeigte Dobrowski, Rußland und Polen bereisend; Köppen, Kucharski durchwanderten Böhmen, die Karpathen und Illyrien bis nach Montenegro; weiter Maciciowski, Gaj; zum Theil auch Kampelik, Trnka, Amerlink, Stulec und andere. — Schade, daß Kucharski, welcher beinahe ganz Groß-Slawien bereist, die Schilderung seiner so ausgezeichneten und merkwürdigen Reise nicht durch die Presse bekannt gemacht, — er ist dieß gewiß dem ganzen Volke schuldig.

6. Allgemein slawische Literaturzeitungen, worin jedes neue Buch in dem Dialekt als es geschrieben ist, verkündet und recensirt wird. Schriftsteller aller Stämme sollten an diesem Nationalwerk mitarbeiten. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß solche Zeitungen im Kreise eines so ausgedehnten Lesekreises sich nicht halten könnten.

7. Ein Austausch unter den Schriftstellern der verschiedenen Mundarten; Redacteure, Journalisten und andere sollen sich unaufhaltsam ihre Arbeiten zuschicken.

8. Das Ausmerzen fremder Worte und Gebräuche in jeder Mundart, und das Annehmen und Einführen echt slawischer aus andern, das Annähern zum Ideal einer allslawischen d. i. einer Sprache, die jeder Slawe, welchen Stammes er auch sey, versteht. Fremde Wörter entfremden den Slawen von dem Slawen, trennen Stamm von Stamm, Dialekt von Dialekt. Das Czechische und Polnische ist am meisten mit fremden Worten verdorben, und daher einer großen Reinigung bedürftig. Das erstere hat viele Germanismen, letzteres Latinismen, Germanismen, Gallicismen u. s. w. Z. B. das Czechische pitolj (Beutel), kšaft (Geschäft), knecht u. a., dann deutsche zwischen einfacher und vielfacher Zahl nicht unterscheidende Formen; das Polnische kštalt, ukštalcenie, štuka, hulnal u. s. w. Hierher gehören die deutschen und lateinischen Ausdrücke fogati (folgen), urżah (Ursache), Tolk, miza (mensa), fant (infans) u. a. im oberen, die magyarischen: hanmica (Dreißigstamt) u. s. w., im mittleren Illyrien; die italienischen als ponestra (fenestra) im Küstenlande; die türkischen und altgriechischen in Süd-Illyrien als cupria, pendžer, terpeza, (τραπεζα).

9. Eine gleiche, den logischen und grammatikalischen Regeln zusagende Rechtschreibung wenigstens für jene, die einerlei Schriftzeichen gebrauchen. — Hier hat man sich eben so sehr vor allen deutschen, italienischen und magyarischen Combinationen zu hüten als in der Sprache selbst. Wahr ist, was Schaffarik von dem illyrischen Parnaß in der czechischen Zeitschrift des Museum 1833 1. Heft S. 32 schreibt, wo er zeigt, wie man kämpfen müsse mit Mißgeburten als sgljesc statt šlješ, blisegnja für bliźnja, kgniseniza statt knjiźnica, oghgnjen für ognjen, gnoj chejsc für njoj ćeš, gyhynjevo für gnjevo, kraghgl für kralj u. s. w., darum kann man nicht genug die neue illyrische Rechtschreibung, und jene, die sie in ihrem Busen pflegen, loben. In dieser für alle Slawen wichtigen Veränderung hat der Gründer sowohl als seine Jünger in Groß-Illyrien das schönste Beispiel nicht nur der wahren Weisheit, sondern auch der nachahmungswürdigsten Liebe und Eintracht allen übrigen Slawen vorgesetzt.

Durch solche Einigung also würde bei den Slawen der Grund zur selbstständigen und echt nationalen Literatur gelegt werden; durch sie würde die Vereinzelung verschwinden, und die chinesische Mauer der getrennten Dialekte und Dialektnüancen würden einstürzen; aufhören würde die wenig wiegende Unterstützung in den untergeordneten Dialekten, wo kaum als etwas zu Tage gefördert ist, wegen Unzulänglichkeit an Luft und Raum es sterben muß. Kleine Flüsse tragen kaum einen leichten Kahn auf ihren Wellen, während die Donau große Schiffe führt, weil in ihr Bett viele Gewässer sich münden: auf solche Art geschieht Niemand Unrecht, jedem Dialekt bleibt seine Selbstständigkeit und Literatur, nur daß kleine Häuflein in große vereinigt, dadurch die Früchte jedes Stammes erkannt, gesucht und geliebt werden. Der Pole lese die Werke nicht nur seines Stammes, sondern die der Russen, Czechen und Illyrier, und so jeder einzelne des großen Völkerbundes. Nur der alle vier Hauptdialekte genau kennt, sollte die Feder ergreifen und auf die Ehre eines slawischen Schriftstellers Anspruch machen. Nicht der am meisten vorgerückte, nicht der größte oder gewaltigste unter den Slawen, sondern jener, der für die geistige Einigung mit den übrigen Ländern am glühendsten eingenommen ist, der dabei das Leben und die Selbstständigkeit aller Einzelnen am großmüthigsten schätzt.

nur der verdient heutigen Tages den ruhmvollen und schönen Namen eines Slawen (Gelehrten) [1].

---

**Die amerikanischen Besserungs-Systeme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, General-Inspekter der großbritannischen Gefängnisse, von Dr. Julius. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1837. X und 50 Seiten 8.**

(Fortsetzung.)

VI. Eine vollständige Trennung der Geschlechter, wenn sie auch in der nämlichen Anstalt aufbewahrt sind, ist nur nach dem philadelphischen Systeme ausführbar; dort ist sie aber sehr leicht herzustellen, wie die Erfahrung zeigt; indem z. B. zwei Theilnehmer eines und desselben Verbrechens in Philadelphia schon ein Paar Jahre lang in aneinander gränzenden Zellen gesessen hatten, als einer derselben sich von dem Vorsteher zur Gnade ausbat zu wissen, ob auch sein Mitschuldiger ergriffen worden sey?

VII. Ein glänzender Vorzug des philadelphischen Systems vor dem auburnschen besteht endlich noch darin, daß bei jenem die Gefangenen einander gar nicht kennen lernen, während bei diesem die Kenntniß mindestens durch den Gesichtssinn unvermeidbar ist. Diese zieht aber die üble Folge nach sich, daß die entlassenen Sträflinge ihre im Gefängnisse gemachten Bekanntschaften außerhalb desselben gerne erneuern, und daß sie, wenn einer ihrer einstigen Mitgefangenen die Anrechte vormaliger Genossenschaft nicht anerkennen wollte, ihre Schadenfreude darin finden, ihn dazu zu zwingen, und in erneute Verbindung mit ihnen hineinzuziehen. Niemand wird ohne Rührung die hier (S. 23 — 27) aufgeführte Geschichte eines alten Sträflings lesen, der mehrere Male auf diese Weise von dem Pfade der Tugend wieder auf den des Lasters zurückgeschleudert wurde.

Auch die Herrn Mondelet und Neilson, die von der Regierung von Nieder-Canada abgesendet wurden, um die Gefängnisse in den nordamerikanischen Freistaaten zu untersuchen, sprechen sich zu Gunsten des philadelphischen Systemes aus, da dieses eine unterwürfigere Gemüthsstimmung des Verbrechers und eine gründlichere Besserung seiner Neigungen und Gewohnheiten erzeugt. Eben so sagt Ducpetiaux: der Einfluß des einsamen Gefängnisses bewirkt selbst in den widerspänstigsten Gemüthern eine fast augenblickliche Umänderung. Der Faule und Träge wird thätig und aufmerksam; an die Stelle des Zornmuthes tritt die vollständigste Unterwerfung, und Gemüther, welche bisher verhärtet waren, öffnen sich der Stimme des Wohlwollens und der Religion (S. 34 und 35). Ja schon Howard war der Meinung »daß die Gefangenschaft, je einsamer, desto besser sey, und daß eine kurze Zeit völliger Einsamkeit, so daß selbst in einigen Fällen auch den Gefangenwärtern nur im Nothfalle gestattet würde, mit den Gefangenen zu reden, das Beste seyn würde.« (S. 37 und 38.) Der Verfasser schließt seine Schrift mit der Widerlegung der verschiedenen Einwürfe, welche man gegen das philadelphische System gemacht hat, und die zum Theil auf der unrichtigen Ansicht beruhen, daß nach demselben den Gefangenen jede Beschäftigung völlig versagt sey, da sie doch im Gegentheil fleißig zur Arbeit angehalten werden, auch täglich von den Vorstehern der Anstalt, dem Gefangenwärter, dem Arzte, dem Schulmeister und dem Hausgeistlichen in ihren Zellen Besuche empfangen.

1. Der erste und wichtigste Einwurf gegen das philadelphische Besserungshaus beruht auf der daselbst angeblich größeren Anzahl von Erkrankungen, insbesondere aber von Seelenstörungen, und auf der, andere Gefängnisse übersteigenden Sterblichkeit. (S. 38.) Auch ich halte diesen Einwurf für einen der wichtigsten: denn es ist eine ausgemachte Sache, daß Arbeit und Bewegung in freier Luft dem Körper nicht nur ungemein zuträglich, sondern zur Erhaltung der Gesundheit schlechterdings nothwendig ist. Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß gerade in dieser Beziehung bei dem pennsylvanischen Systeme fast unüberwindliche Schwierigkeiten eintreten; denn will man dem Sträflinge Erholung im Freien gönnen, so muß man konsequenter Weise dafür sorgen, daß er auch dann noch von aller Gemeinschaft mit Andern abgeschlossen bleibe; es ist aber schwer zu begreifen, wie sich dieses auf eine zweckmäßige Art bewerkstelligen lasse? Man müßte entweder die Gefangenen (wenigstens die der nächsten Umgebung) nur Einen nach den Andern aus ihren Zellen entlassen, wodurch aber bei der großen Anzahl derselben die Zeit des Aufenthaltes im Freien nur sehr beschränkt ausfallen würde; — oder man müßte die Arbeitsplätze von allen Seiten so verwahren, daß sie im Grunde wieder nichts anders als enggeschlossene Zellen wären; denn welch ein Raum wäre erforderlich, um 400 bis 500 Sträflingen auch nur irgend ein ausgedehntes Feld der Bewegung anzuweisen! — Dieser Uebelstand findet sich natürlich bei dem auburnschen Systeme nicht, wo geräumige Höfe und luftige Werkstätten den Gefangenen während der Tageszeit zum Aufenthalte dienen, indeß ihre Nachtzellen ausgelüftet und von jeder schädlichen Ausdünstung gereinigt werden. Der Verfasser spricht sich hierüber nicht näher aus, und nur S. 5 finde ich angedeutet, daß dem Sträflinge auch in Philadelphia »Bewegung und Arbeit in der freien Luft gestattet sey: ohne daß sich weiter entnehmen ließe, auf welche Art und Weise dieses Gefängniß hierzu eingerichtet sey, da

---

[1] Wenn sich die Römer Ῥωμαῖοι (die Starken) von ῥώμη (die Kraft) nennen, heißen die Slawen die Gelehrten, Berühmten, von slava: Ruhm, Ehre.

im Verlaufe des Werkes immer nur von Einzelzellen und von gänzlicher Absperrung bei Tag und Nacht die Rede ist; — und dennoch scheint mir gerade die Lösung dieses Zweifels eines der dringendsten Bedürfnisse zu seyn, da die Erhaltung der körperlichen Gesundheit, wenn sie auch »dem geistigen Wohlseyn« an Wichtigkeit nachstehen mag, doch immer von der größten Bedeutung ist. Man wird dieß leicht zugestehen, wenn man bedenkt, in welch inniger Wechselwirkung Leib und Seele überhaupt stehen, und wie sehr die niederen Volksklassen, — aus denen die Gefängnisse doch meistens bevölkert werden — eines gesunden Körpers bedürfen, um sich auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, so daß Krankheit und Siechthum sie unwiederbringlich wieder dem Laster in die Arme führen würde. Und außerdem noch, mit welcher Erbitterung müßte das Gemüth eines Menschen erfüllt werden, der sich durch die strafende Gerechtigkeit ohne Noth eines der höchsten irdischen Güter — der Gesundheit — beraubt sähe?

Unser Verfasser führt freilich einige Daten an, welche den in Frage stehenden Einwurf völlig widerlegen sollen, sie scheinen mir aber hierzu doch nicht vollends hinreichend zu seyn; und nur eine ausführlichere Vergleichung der in verschiedenen Gefängnissen sich ergebenden Anzahl von Erkrankungen und Todesfällen könnte hiefür als Beweis dienen, wobei noch wohl zu erwägen kommt, daß jenes Siechthum, welches aus dem Mangel an frischer Luft und Bewegung im Freien entsteht, oft wie ein schleichendes Fieber die Kräfte des Körpers untergräbt, ohne sich gerade in auffallenden Krankheits-Symptomen zu äußern.

Eben so bedenklich als für die Gesundheit des Körpers scheint die gänzliche Abgeschiedenheit auch für den Zustand der Seele zu seyn. Wohl gebe ich gerne zu, daß in der Einsamkeit die Stimme des Gewissens am ehesten erwachen, und der Verbrecher am leichtesten zur Einsicht seines Unrechtes gelangen wird; wenn aber diese heilsame Wirkung einmal erfolgt ist, so frägt es sich, was dann weiter geschehe? und in dieser Beziehung scheint mir die völlige Absperrung eine fürchterlich harte Strafe zu seyn. Man denke sich einen Menschen, Tag und Nacht allein, dem Nachdenken überlassen, die schweigende Zelle nur mit den Gespenstern seiner Frevelthat bevölkert, die Foltern der Gewissensangst durch Nichts unterbrochen, — denn die einsame Arbeit wird kaum vermögend seyn, das Gemüth zu erheitern, — und man sollte meinen, es bedürfe wirklich einer starken Seele, um solche Qualen zu überdauern, — um nicht dem Wahnsinn zu verfallen; und gerade ein minder verdorbenes Gemüth, das sich durch Leichtsinn verleiten, oder in der Hitze der Leidenschaft zum Verbrechen hinreißen ließ, wäre diesem schauderhaften Lose am ehesten ausgesetzt, denn nichts wirkt so mächtig auf die Einbildungskraft, als die Einsamkeit, wie schon Zimmermann, der große Forscher, erkannte. In der That gesteht selbst Dr. Julius zu, daß unter den 337 Erkrankungen im Gefängnisse zu Philadelphia eilfmal Seelenstörung aufgeführt ist, und wer weiß, ob die Statistik der Strafanstalten nicht noch auffallendere Belege hiefür zu liefern im Stande wäre? — Deutet doch das von dem Verfasser selbst angeführte Beispiel eines Sträflings, der in dem Besuche einer Grille oder eines Schmetterlings die größte Freude fand (S. 9) und das der weiblichen Gefangenen in Westminster, welche lieber drei Monate in einem auburnschen Zuchthause als einen Monat in der Einzelzelle zubringen zu wollen erklärten (S. 36), unwidersprechlich darauf hin, daß die gänzliche Abgeschiedenheit eine gar fürchterliche Geißel ist.

Bei verstockten Bösewichtern anderseits möchte auch hierdurch wenig zu erzielen seyn; und ein sinnloses Dahinbrüten, thierische Gefühllosigkeit, oder immer tiefer wurzelnder Haß und glühende Rachsucht daraus erfolgen.

Freilich kann man gegen diese Betrachtungen einwenden, daß der Sträfling in seiner Einzelzelle täglich von dem Aufseher, von dem Schullehrer, von dem Geistlichen besucht werde, „der hier besser als irgendwo den Charakter, die Neigung, Gemüthsstimmung und Geisteskraft des Menschen zu ergründen," und so auf die Individualität desselben durch die geeignetsten Mittel einzuwirken im Stande ist. — Dadurch wird die furchtbare Eintönigkeit allerdings in etwas unterbrochen — (obwohl nur auf kurze Zeit, da der Besuchende in jeder einzelnen Zelle nicht lange wird verweilen können) — allein diese Besuche sind ja auch bei dem auburnschen Systeme nicht ausgeschlossen, und können dort gewiß mit eben demselben günstigen Erfolge angewendet werden.

(Schluß folgt.)

## Literarische Aphorisme.

Selbst die Bessern, ja die Gebildetsten, begehen den Fehler bei Beurtheilung von Geisteswerken: das Erstaunliche dem Wahren vorzuziehen. Einsicht und Scharfblick verleiten uns, vom Schriftsteller zu fordern, daß er uns in Verwunderung setze, — nicht daß er uns etwas aufschließe. Jenes bezieht sich auf sein Talent, dies auf unsere Förderniß. Das Gelungene imponirt, — das Wahre ist eben was es ist, und verlangt eine kindliche Auffassung. Es will geliebt und verstanden seyn, und wendet sich unmuthig von dem selbstgefälligen Verstande, der sich selbst den Genuß verdirbt, indem er ihn untersucht.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

55. Mittwoch, den 12. Juli 1837.

Die amerikanischen Besserungs-Systeme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, General-Inspektor der großbritannischen Gefängnisse, von Dr. Julius. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1837. X und 50 Seiten 8.

(Schluß.)

Von minderer Bedeutung sind der 2te, 3te und 4te Einwurf, daß die getrennte Einsperrung je nach der Verschiedenheit der Charaktere der Gefangenen und der Entwicklung ihrer Geisteskraft mit großer Ungleichmäßigkeit auf ihnen laste, daß sie die Gewohnheiten der Geselligkeit zerstöre, und daß die Arbeit in der Einzelnzelle nur von geringem Belange seyn werde.

Wichtiger erscheint uns wieder die Einwendung unter 5, daß sich bei dem philadelphischen Systeme der Sträfling leichter dem scheußlichen Laster der Unkeuschheit ergeben werde. Unser Verfasser meint zwar, daß dieses bei der unmerkbaren Beobachtung der Einzelnzelle nicht häufiger Statt finden werde, als in der auburnschen Nachtzelle; — allein dieß dürfte noch nicht ausgemacht seyn. Ganz etwas anders ist es, wenn der durch Bewegung und Anstrengung in freier Luft ermüdete Arbeiter einem festen erquickenden Schlaf in die Arme fällt, — und wenn er von langer Weile geplagt, die größte Zeit des Tages in der entnervenden Atmosphäre seines Zimmers zugebracht und sich dann wahrscheinlich die Nacht durch schlaflos auf seinem Lager herumwälzt! —

Aus Nr. 6 läßt sich durchaus kein Einwurf gegen das pennsylvanische System herausfinden, sondern der Verfasser hat nur einen unbestreitbaren Vorzug desselben aufgeführt, daß nämlich der unausgesetzt in seiner Zelle eingeschlossene Sträfling jene Besserungsmittel, welche ihm durch die Besuche des Geistlichen, der Inspektoren u. s. w. und durch das Lesen guter Bücher gebothen werden, häufiger und leichter benützen wird, als ein Gefangener, der sich nur abgemattet und erschöpft durch Arbeit und Anstrengung auf seine Schlafstelle begeben kann.

7. Der letzte, aber nicht der geringste Einwand ist der Kostenpunkt, den aber H. Julius mit Zuhilfenahme einiger statistischen Angaben ebenfalls zu widerlegen sucht. — Ich glaube allerdings, daß der Kostenaufwand sowohl für die Erbauung als für die Erhaltung eines nach pennsylvanischem Systeme eingerichteten Gefängnisses sehr bedeutend seyn müsse, besonders wenn man die gebührende Sorgfalt anwendet, um den Gefangenen so weit als möglich den Genuß der frischen Luft und der Bewegung im Freien zu verschaffen. Außerdem muß der Arbeitsverdienst daselbst unter übrigens gleichen Umständen ohne Zweifel weit geringer ausfallen, als bei dem auburnschen Systeme, und wenn auch bei diesem die Zahl der Unteraufseher größer seyn muß, so scheint mir doch anderseits die Zahl der Geistlichen, der Schullehrer, der Aerzte u. s. w. bei jenem erhöht werden zu müssen, weil alle diese Personen die Gefangenen nirgends versammelt finden, sondern Jeden in seiner Zelle besuchen müssen, was unendlich viel Zeit und Mühe in Anspruch nimmt. Dennoch dürfte meines Erachtens der Kostenpunkt hier, wo es sich um so wichtige Güter, um die Besserung verirrter Menschen und um den Schutz des Staates vor fernern Angriffen handelt, nur eine untergeordnete Rücksicht verdienen.

So wären wir denn zum Schlusse unseres Büchleins gelangt. — Wenn ich es gewagt habe, im Verlaufe dieser Darstellung den Ansichten des Verfassers meine Einwürfe und Bedenken entgegenzusetzen, so möchte ich mich doch nicht erkühnen, die Frage des Vorzuges der beiden viel besprochenen Systeme aus Eigenem zu entscheiden. Obwohl ich nicht läugnen kann, daß auch ich, „mit einer beträchtlichen Hinneigung zum auburnschen Systeme" erfüllt bin, so macht mich doch das Bekenntniß des H. Demme wankend, der, als er die Besserungsanstalt in Philadelphia selbst öfter besucht hatte, seine frühere Meinung von ihr gänzlich änderte, und nun eine Maßregel darin sieht, »welche die glücklichsten Folgen für den sittlichen Charakter und den Gesammtzustand der bürgerlichen Gesellschaft herbeizuführen verspricht,« — so daß es scheint, als ob die dagegen erhobenen Zweifel sich in der Erfahrung nicht bestätigten.

Ich muß aber hier wiederholen, daß ich von der fortwährenden Einsamkeit manche schädliche Einwirkung auf das Gemüth des Menschen und noch größere Nachtheile für seine

körperliche Gesundheit befürchte, welche bei dem Systeme des schweigenden Zusammenarbeitens nicht eintreten können; wobei ich andererseits gerne gestehe, daß auch dieses System noch an verschiedenen Gebrechen leidet, die sich aber, wenn auch nicht heben, doch noch auf mannigfaltige Weise vermindern ließen. So könnte z. B. wie ich schon oben bemerkt habe, statt der Schläge vielleicht mit Vortheil die Versetzung in eine einsame Zelle bei Tag und Nacht als Strafe des gebrochenen Schweigens verhängt werden, — ein ferneres Mittel, dem Verkehre der zusammen Arbeitenden so viel wie möglich Einhalt zu thun, und der Vernachlässigung ihrer Arbeit zu begegnen, wäre etwa die Bestimmung eines gewissen täglichen Pensums, das jedem Sträflinge nach Maßgabe seiner Kräfte zugewiesen werden müßte, und das er bei sonstiger Strafe jederzeit zu vollenden hätte. — Was die Aufsicht in den Krankenstuben anbelangt, so scheint mir dieselbe nicht schwerer als in den gemeinsamen Werkstätten ausführbar zu seyn. — Der Hausgeistliche könnte auch hier den Sträflingen seine Besuche einzeln angedeihen lassen, vorzüglich jenen, bei welchen er es für nothwendig oder besonders ersprießlich erachtete. — Was die entlassenen Verbrecher anbelangt, so bin ich allerdings der Meinung, daß gerade sie die größte Aufmerksamkeit verdienen; und daß eine Fürsorge in dieser Beziehung beinahe noch dringender nothwendig scheint, als eine Umgestaltung der Gefängnisse selbst. — Ich zweifle keinen Augenblick, daß Tausende von Menschen zum zweiten und dritten Male auf den Pfad des Lasters zurückkehren, weil sie nach überstandener Strafe oft ganz unübersteigliche Hindernisse finden, um sich einen ehrlichen Erwerb zu verschaffen [1]. Es würde mich zu weit führen, wenn ich die geeignetesten Mittel hierzu erforschen und einer näheren Betrachtung unterziehen wollte, nur das muß ich noch beifügen, daß auch das pennsylvanische System derlei Vorkehrungen bei Weitem nicht entbehrlich macht; denn wenn auch die Gefangenen einander unbekannt bleiben, so wissen doch noch tausend Andere, daß Dieser oder Jener schon einmal sich in Haft befunden habe, und scheuen sich deßhalb, ihn in ihre Dienste aufzunehmen, ja halten wohl auch Andere davon ab, so daß der freigewordene Sträfling sich oft der härtesten Noth ausgesetzt sieht, weil Niemand an seine Besserung glaubt, bis er selbst den Keim des Guten wieder aus seinem Herzen reißt, und sich von Neuem zur Sünde wendet.

Schließlich kann ich nicht umhin zu bemerken, daß ich der Meinung des H. Julius unbedingt beipflichte, wenn er sich S. 48 dahin ausspricht, daß das philadelphische System vorzüglich auch bei Haftgefängnissen für noch Ungerichtete, seine Anwendung finde, »indem diese Letzten eigentlich noch sorgfältiger, als verurtheilte Verbrecher, vor jeder Verderbung durch Andere bewahrt werden sollten.« Von höchster Wichtigkeit scheint mir dieses vor Allem dort zu seyn, wo im Criminal-Verfahren die Untersuchungsmaxime strenger durchgeführt ist, und wo es zu den Pflichten des Richters gehört, so viel als möglich auf das Geständniß des Beinzichtigten hinzuarbeiten. Nie wird der Schuldige geneigter seyn, seine Schuld zu bekennen, als wenn er in der einsamen Zelle dem Nachdenken überlassen, von jedem Verkehr abgeschnitten, seine Tage und Nächte zubringt: die That steht noch im frischen Angedenken vor ihm, nichts zerstreut ihn (denn auch die Arbeit dürfte hier vielleicht zu entfernen seyn), nichts erheitert ihn, er bleibt ganz der quälenden Gewissensangst überlassen: er sieht kein menschliches Antlitz, als das des Richters, der ihm als Freund gegenüber steht, der ihm zuspricht, durch offenes Geständniß seine Haftzeit abzukürzen, seine Strafe zu mildern, seine Schuld einigermaßen zu sühnen, und der Verbrecher wird endlich, um der tödtenden Einsamkeit seiner Zelle und der ununterbrochen auf ihn lastenden Gewissensangst zu entfliehen, eine Erleichterung darin finden, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, und ein reumüthiges Bekenntniß der vollführten Missethat abzulegen. — Dagegen, wenn der Beschuldigte unter einem Schwarme von Mitgefangenen sich verhaftet befindet, welche Hindernisse treten da einer ruhigen Selbstbeschauung, der Erkenntniß der begangenen Frevelthat entgegen! — Ein ernstes Nachdenken, ein heilsames Insichkehren, ist bei der fortwährenden Zerstreuung gar nicht zu erwarten. Der Beinzichtigte wendet alle mögliche List an, um den Richter irre zu leiten und die Zeit seiner Verurtheilung hinauszuschieben, weil er sich im Untersuchungsgefängnisse eben so oft gut (ich will nicht sagen besser) befindet, als in der Freiheit. Man höre nur, wie sich da die Gefangenen durch lärmendes Singen, durch fortwährendes Geplauder, durch Spiele aller Art u. s. w., die Zeit zu vertreiben wissen: wie sie darauf sinnen, ihren Spießgesellen außerhalb der Kerkermauern die nöthigen Mittheilungen zufließen zu lassen, und wie dieß ungeachtet der musterhaftesten Aufmerksamkeit nicht zu vermeiden ist, wenn Einer oder der Andere entweder aus Mangel des Beweises entlassen wird, oder nach überstandener kurzer Haft in die Welt zurückkehrt, mit hundert Aufträgen von seinen Mitgefangenen versehen; — man denke nur, wie unerfahrne Neulinge von bewährten Schurken da in der Kunst des Läugnens und Lügens unterrichtet werden; wie man sie verhöhnt und auslacht, wenn sich eine Spur von Reue bei ihnen zeigt, wie man sie verfolgt und mißhandelt, wenn sie sich absondern oder gar bei dem Gefangenwärter beklagen; wie man die Person des Richters in ihren Augen herabzusetzen, und ihn als ihren ärgsten Feind darzustellen sucht, der sich ihrer Bestrafung freut. —

[1] Die freiwilligen Arbeitsanstalten, wie wir sie z. B. in Wien besitzen, thun hier ganz unverkennbare Dienste.

Welch ein Gegensatz zwischen den Folgen solchen Zusammenseyns, und zwischen den Wirkungen der Einsamkeit in abgeschiedener Zelle! --

Außerdem verdient auch das noch Berücksichtigung, daß durch unglückliches Zusammentreffen der Umstände, doch auch manchmal der Schuldlose in Untersuchung und Haft gezogen werden kann. — Ihm wird dann eine stille abgesonderte Zelle kein solches Uebel seyn, als die Gesellschaft so roher, verworfner Menschen, wie sie sich in den gemeinschaftlichen Gefängnissen meistens zusammenfinden, und in Rücksicht der Untersuchungshaft ist es doch Regel, daß sie dem Verhafteten kein größeres Uebel zufügen soll, als mit seiner Verwahrung nothwendig verbunden ist. Dort, wo Geschwornengerichte eingeführt sind, und wo man auf das Geständniß des Schuldigen kein so großes Gewicht legt, sind auch die Vortheile der Absonderung im Untersuchungsgefängnisse nicht so auffallend, dennoch sind sie auch da nicht zu verkennen, und ich meine, daß die guten Wirkungen, welche dieselbe während der Zeit der Untersuchung hervorbringt, vielleicht ihre Fortsetzung durch die ganze Strafzeit entbehrlich machen könnte! denn es genügt, den Menschen einmal zur Reue zurückgeführt zu haben, und er braucht dann nicht immer seiner Gewissenspein überlassen zu bleiben. — Doch für welche Meinung man sich auch entscheiden möge, nie wird man der tiefen Einsicht des Herrn Julius die vollste Anerkennung, und seinem edlen Herzen die freundlichste Theilnahme versagen können. Möge er fortfahren, seinem schönen Ziele unermüdet nachzustreben und er wird des reichlichen Lohnes hier und jenseits nicht entbehren.

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

---

Appians römische Geschichte, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Gustav Zeiß. Erster Theil. Leipzig, Kohlmann. 1837. VIII und 523 S. 8.

(Schluß.)

Ueber Plan und Eintheilung seiner Geschichte hat Appian selbst in seiner Vorrede gesprochen. Nach Photius soll sie folgende vierundzwanzig Bücher umfaßt haben: 1. Geschichte der römischen Könige, 2. italische Geschichte, 3. samnitische, 4. celtische, 5. sicilische und Inselgeschichte, 6. iberische Geschichte, 7. Krieg der Römer gegen Hannibal, 8. karthagische und numidische, 9. makedonische, 10. griechische, 11. syrische Geschichte, 12. Krieg der Römer mit Mithridates, 13 — 21. neun Bücher römische Bürgerkriege, 22. Geschichte der ersten hundert Jahre der Kaiserzeit, 23. dacische, 24. arabische Geschichte. Wir vermissen hierbei die noch vorhandene illyrische Geschichte, welche vielleicht mit der makedonischen verbunden gewesen ist. Eben so haben wir nur noch fünf Bücher römischer Bürgerkriege, und mehr scheinen es nach Appians Worten in Kap. 14 der Vorrede nicht gewesen zu seyn. Wahrscheinlich zählte Potius zu ihnen noch die vier Bücher römisch-ägyptischer Geschichte, auf welche Appian einige Male verweist. Andere zählen nur zwei und zwanzig Bücher und kennen die dacische und arabische Geschichte nicht. Die ersten fünf Bücher, die numidische und makedonische Geschichte sind bis auf einzelne Bruchstücke, die griechische, ägyptische, dacische und arabische Geschichte aber und die der ersten hundert Jahre des Kaiserreiches gänzlich verloren gegangen. Eben so die parthische Geschichte, welche Appian in der syrischen Geschichte Kap. 51 versprochen, vielleicht aber auch gar nicht ausgearbeitet hat.

In der vorliegenden Uebersetzung hat der Verfasser der größeren Einfachheit wegen die noch vorhandenen Bücher in einer Reihe fort gezählt und die syrische Geschichte das zehnte, die mithridatische Geschichte das eilfte und die illyrische Geschichte das zwölfte Buch genannt, obgleich die beiden erstern wegen der dazwischen liegenden griechischen Geschichte eine spätere Stelle eingenommen zu haben scheinen, und die Stelle der illyrischen Geschichte sich nicht bestimmen läßt.

Was nun die Uebersetzung selbst betrifft, müssen wir vorerst ein Streben dankbar anerkennen, das sich von der Richtung unserer Tage nicht abschrecken ließ, sondern das Studium der Alten als nächste Aufgabe wählte. Dieses Verdienst gewinnt eine erhöhte Bedeutsamkeit, wenn es zunächst dahin geht, durch Uebertragung die classischen Werke allgemeiner zugänglich und wirksam zu machen. Die vorliegende gehört zu den besten, die irgend ein Autor des Alterthums gefunden hat: sie ist durch und durch in den Geist des Originals gedrungen, und läßt auch in der äußeren Form nichts zu wünschen übrig. Möge sie überall die verdiente Aufmerksamkeit finden, und der Verfasser dadurch aufgemuntert werden, auch an andern Schriftstellern Griechenlands seine reichen Kenntnisse zu erproben.

Fischer.

---

## Die Wiener-Kunstausstellung 1837.

(Fortsetzung.)

Historienmalerei. Die historischen Kunstwerke der dießjährigen Ausstellung zerfallen in eigentlich geschichtliche, in mythologische und in religiöse. Es sey mir, ehe ich meine Ansichten über den jetzigen Zustand der historischen Kunst vorlege, erlaubt, die hervorstechendsten Nummern anzuführen.

Das ausgezeichnetste der rein geschichtlichen Bilder, die leider von Jahr zu Jahr seltener zu werden anfangen, war wohl »Leopold VII. den Wienern zur Emporbringung ihres Handels seine Schätze öffnend« von Leander Ruß. Die schöne, verständige Composition zeigt den würdigen Schüler des Altmeisters vaterländischer Geschichtsmalerei, Karl Ruß; in der fleißigen und geschmackvollen Ausführung ist die Münchner-

schule, welcher N. angehörte, nicht zu verkennen, in der Charakteristik, Wärme der Auffassung, in dieser ungemeinen Deutlichkeit des Dargestellten, auch für den, der jenen Zug des hochherzigen Babenbergers nicht kennen sollte, beurkundet sich echte Kunstweihe, zu der wir, wenn sie solchen ihr so ganz zusagenden Stoffen treu bleibt, uns Glück wünschen und die schönste Nachwirkung versprechen dürfen.

Geiger's „Geßler, Tell begegnend." würde mehr Wirkung machen, wenn es weniger auf Wirkung berechnet wäre und wenn nicht (des leider zu früh verewigten) Schmutzers vorjährig ausgestelltes Bild, welches denselben Gegenstand meisterhaft in Composition und Ausdruck behandelte, noch in frischem Andenken der Kunstfreunde wäre; es fehlt übrigens Hrn. G. keineswegs an vielversprechendem Talente.

Mythologische Gegenstände behandelten Petter in »Ulysses und Kirke« Nr. 249, einem schön gemalten effektvollen Bilde; Agrikola in seiner bekannten Manier; Beyfuß, der in Colorit und Zeichnung sehr schwach ist, Pöhacker, der in seinem Bilde die »Erfindung der Malerei« zwischen Antikem und Modernem schwankt, Schrotzberg, der in »Callisto und Jupiter« ein anmuthiges Bild lieferte, wenn gleich die Andeutung des Götterkönigs in der Maske der Diana durch ein etwas gewaltsames Mittel hervorgebracht werden mußte.

* * *

Das Vorzüglichste an Kunstwerken, die religiöse Stoffe behandeln, hatten Kupelwieser, Schnorr, Führich, Flatz und Steinle ausgestellt.

Kupelwieser's Bild: »Moses, die ermatteten Hände von zwei Männern unterstützt, betet um Sieg gegen die Amalekiten,« — war von einer großartigen Auffassung, voll Ruhe und Majestät. Es wurde ihm in einigen hiesigen Zeitschriften der Vorwurf der Starrheit und Unbeweglichkeit gemacht; mir wenigstens scheint dieser Vorwurf bei diesem Gegenstande ungerecht. Oder wie, hätte der aufs Aeußerste ermattete Moses etwa mit den Händen die Luft peitschen, oder seine erhabene, Gott vertrauende Seele sich in einem angstverzerrten Antlitze abspiegeln sollen?? Man muß freilich ein gewisses Etwas selbst in sich tragen, um den Eindruck eines so »ernsthaften« Bildes in sich aufzunehmen, was bei Genrebildern meist überflüssig ist. — Ueber Zeichnung und Behandlung (besonders herrlich ist der Kopf des, Mosen unterstützenden Jünglings) ist nur das Lobenswertheste zu sagen und mit Freude wird Jeder, dem die Kunst nicht nur als Modesache wichtig ist, bemerkt haben, welch richtigen Weg Hr. K., die Natur mit der in ihm lebenden hohen Idealität zu versöhnen, eingeschlagen hat, — ein Bestreben, welches auch aus seinem Bilde „die Verklärung Josephs« deutlich hervorleuchtete und für das ihm von Herzen Glück zu wünschen, und hohe Achtung zu zollen ist.

Ein treffliches Bild ist Schnorr's »Samaritaner.« Diese Poesie der Auffassung, diese schöne Behandlung, diese klare milde Farbenharmonie machen einen äußerst wohlthuenden sanften Eindruck.

Führichs Bilder sind immer von wahrem und tiefem Werthe. Wenn auch »Christus am Oehlberg« im Ausdrucke nicht das Höchste erreicht hat, so muß man dafür »Jakob und Rahel am Brunnen« als ein vollendetes Meisterwerk anerkennen. Würden Unschuld und holde Jungfräulichkeit sich verkörpern, sie müßten dieser Rahel gleichen! Und wie schön und zart ist die ganze Composition, welche Farbenharmonie bei der größten Farbenfrische! Der Abglanz einer Liebe, zu rein und zart für die Erde, muß dem Künstler vorgeschwebt haben, als er dieß schöne Bild — das lieblichste religiöse Idyll — in seinem Innern empfing! —

Gebhard Flatz in Rom hat eine heil. Familie (Nr. 3[illegible] eingesendet, die von den tüchtigen Fortschritten dieses vaterländischen Künstlers zeigt. Hr. F. hat, ohne blinde Nachahmung, Raphael gründlich und mit Geist studiert und seine Originalität dabei nicht aufgegeben. Den freundlichsten Glückwunsch an der Heimath dem wackern Künstler!

Steinle hatte Nathans Bußpredigt vor David zum Vorwurf eines kleinen Bildes genommen, das auf den ersten Anblick überrascht, aber bei längerer Betrachtung etwas verliert. Die Darstellung ist zu arm und zu wenig deutlich. — Streng gezeichnet und schön gemalt ist sein „Jakob mit dem Engel ringend." Ich begreife übrigens nicht, wie ein solcher Moment, der leider jährlich einige Darstellungen erlebt, ein Gegenstand der Kunst werden konnte. Er ist weder verständlich an sich, noch gewährt er ein befriedigendes abgeschlossenes Resultat, dessen kein Kunstwerk entbehren darf. Von Herrn Steinle darf man das Beste erwarten: um so weniger möge er seine großen Künstlergaben auf solche Vorwürfe verwenden.

(Fortsetzung folgt.)

## Notiz.

Die k. k. ökonomisch-agrarische Akademie der Georgofilen in Florenz bestimmte den Preis von 100 Zechinen für die beste »Elementar-Abhandlung über Staatsökonomie im Einklange mit der Ausführung und der toscanischen Gesetzgebung.« Der Termin zur Einsendung ist bis zum letzten August 1839 ausgesteckt; die Abhandlungen sollen an den Sekretär der Akademie adressirt werden, und mit einem Epigraphe versehen seyn, welches auf dem versiegelten Zettel, worin der Name des Verfassers angemerkt ist, wieder vorkommen muß.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

56. Sonnabend, den 15. Juli 1837.

## Ueber die
## in Padua neu entdeckten Fresco-Gemälde.

Der Moniteur sowohl als die allgemeine Zeitung Nr. 110 haben von alten Fresco-Gemälden gesprochen, die ein deutscher Künstler in einer Capelle Padua's aufgefunden haben soll; das in Mailand erscheinende Echo weist nun, einem Artikel des Vaglio folgend, die Nachricht als unhaltbar zurück, und theilt dabei einige nähere Notizen mit, die auf den fraglichen Gegenstand das nöthige Licht werfen. Wir rücken diese hier ein, um der Wahrheit zu dienen, die in fremden Artikeln über Oesterreich so selten Würdigung findet.

»Die Gemälde, um deren Willen man so viel Aufhebens machte, sind durchaus die schon seit dem Jahre 1377 von Jedermann gekannten: die Kreuzigung nämlich, und die Geschichte der heiligen Lucia von Avanzi, Christi Geburt und die Geschichte des heiligen Georg von Aldighieri! — Wer vom Hauptthore der Kirche del santo[1] am Thore zu linker Hand zwischen dem großartigen Sarkofage des Grafen von Piazzola und der sogenannten: Scuola del santo vorübergeht, sieht ein Kirchlein so erhalten, wie es nur ein Gebäude des verflossenen Jahrhunderts seyn dürfte. Raimondino de' Lupi, Marchese von Soragna, machte sich, nachdem er den Oberbefehl über die mantuanischen Truppen geführt, in Padua ansässig. Da man in jener Zeit den Tod vielleicht weniger herb glaubte, wenn man noch bei Lebzeiten auf den Stein blickte, unter welchem die eigenen Gebeine ruhen sollten, so ließ er sich angelegen seyn, ein Kirchlein zu bauen, in dessen Mitte sich seine Grabstätte erhebe.«

»Er wollte, groß und edel in Allem, daß jenes Capellchen so prachtvoll gemalt werden sollte, als zu malen möglich war; er berief daher die besten Meister in jener Kunst, um die Wände zu schmücken, auch gab er sich alle Mühe, auf daß ein Meißel, ausgezeichnet in Wahrheit und Arbeit, seine Figur in der Gruft liegend in Marmor ausarbeitete, und eben so um dieselbe seine ganze erlauchte Familie darstellte.«

»Dieß ist nun der Ort, wo jene Malereien in gutem Fresco gefunden wurden. Es wäre zu weit hergeholt, wenn ich auf das zurückkehren wollte, was Rossetti (im Jahre 1765) und Brandolese (im Jahre 1795) darüber geschrieben haben; ich werde daher lieber von einer uns nähern Epoche sprechen. — Herr Förster schreibt, daß es schon 10 Jahre sind, seit er in einem verfallenen Kirchlein einige Spuren alter Malereien bemerkt hatte, aus welchen ihm nur einige Köpfe sichtbar wurden, während alles Uebrige aber abgefallen, abgekratzt, vermodert war. Man muß wohl glauben, der arme Mann habe in jenen Tagen an Augenweh gelitten, weil im J. 1826 der ausgezeichnete Moschini in seinem Werke vom: Ursprung und den Schicksalen der Malerei in Padua, die Fresco-Gemälde nicht nur andeutet, sondern sogar entscheidet, welche darunter mit mehr Fug dem Avanzi zugeschrieben werden sollen, und zwar weil sie, dem Charakter nach, sich den andern Gemälden der Capelle des heiligen Felix zu nähern scheinen. Nach dem Jahre 1830 zeichnete einer meiner theuersten Freunde eines jener Gemälde und hätte auch länger bei jener Arbeit verweilt, wenn er sich nicht der Beleuchtung der Gemälde Giotto's hätte unterziehen müssen, ein Unternehmen, das ihm das Lob der Italiener wie der Fremden erwarb.«

»Nach solchen Thatsachen möchte ich mir doch erklären können, wie jene mitleidige Hand, welche die vermoderten Wände abwusch, unter dem Schmutz des Staubes eine blaßweißgraue Kalkwand gefunden hat, wie die Augen des Herrn Förster dort Kalk gesehen haben, wo uns früher Malereien erschienen sind, wie er auf Rechnung jener Entdeckung schrieb: ich habe einen Todten auferweckt, wenn er nicht wenigstens eine Auferstehung in der Manier Bosco's damit gemeint hat.«

»Warum umgibt denn der ausgezeichnete deutsche Maler überdieß den Namen der Schöpfer jener Fresco-Gemälde mit einem solchen Geheimnisse? — Glaubt er unsern Chronisten nicht, so könnte er doch wenigstens seinen eigenen Augen Glauben schenken, und in der nahen Kirche del Santo erkennen, daß die Capelle des heil. Felix zum großen Theile das Werk desselben Pinsels ist, der die Kreuzigung malte, näm-

1 So nennen die Paduaner die Kirche zum heil. Anton von Padua, Schutzpatron der Stadt; ihn selbst nennen sie vorzugsweise ohne allen Beisatz: den Heiligen.

lich des Avanzi. Daß er dann behauptet, weder Giotto noch Orgagna hätten jemals Werke geliefert, die mit diesen in Vergleich gesetzt werden könnten, daß er es thut, nachdem er jene Wunder Giottischen Genies an den Wänden des Annunziata-Kirchleins abgezeichnet hatte, dieß ist, soll ich wahrheitsliebend seyn, eine mir unerklärbare Sache. Eben so wenig kann ich einen Grund finden für die niedergeschriebene Behauptung, daß jene Kreuzigung den Tintoretto in Nichts zu beneiden hat, wenn er wenigstens nicht ein Gemälde jenes Venetianers gefunden hat, das nach der Weise der Quattrocentisten gezeichnet und colorirt war. Ich möchte, wenn mir die letzte Bemerkung noch erlaubt ist, Herrn Förster fragen, warum er vor der Versicherung, daß wir mehrere Geheimnisse ihrer Farben verloren haben, sich nicht Mühe gegeben hat, das Haus des Grafen Pappafava, eine Herberge jeglichen Wissens und jeglicher edlen Zuvorkommenheit, zu besuchen; er würde die Fresco's jenes bewundernswerthen Genies des Giovanni Demin gesehen und bekannt haben, daß für die italienische Pallette schönes Colorit kein Geheimniß ist.«

---

Vaterländische Sagen, Legenden und Märchen. Mitgetheilt von Emanuel Straube. Wien, Beck. 1837. IV und 150 S. 8.

Romantisch-historische Skizzen aus Oesterreichs Vorwelt. Von Emil * *. Wien, Beck, 1837. IV und 266 S. 8.

In einem je innigeren Verhältnisse Sagen und Legenden zur Geschichte stehen, um so mehr müssen wir Bestrebungen dankbar anerkennen, welche sie der möglichen Vergessenheit zu entreißen suchen. Von diesem Gesichtspunkte aber ausgehend, mag es auch Niemand befremden, wenn wir an die Sammler und Wiedererzähler derselben strengere Forderungen wie gewöhnlich stellen. Sagen und Legenden sind entweder Träger wirklicher Thatsachen, oder lebende Denkmale der Denk- und Anschauungsweise längstvergangener Tage: in beiden Beziehungen sind sie historisch-wichtig und ein heiliges Eigenthum des Volkes, in dessen Mitte sie entstanden und fortleben. Es kann daher dem neuen Darsteller eben so wenig erlaubt seyn, die historische Grundlage willkührlich zu ändern oder zu verdrehen, als es andererseits seine erste und letzte Aufgabe ist, jenen Zauber nicht zu verwischen, der so ergreifend in solchen Ueberlieferungen liegt. Welche Einfachheit, welche Poesie in Erfindung und Durchführung; wie lebendig ist das Bild, das sie uns von der Denk- und Anschauungsweise unserer Väter geben! Oder waltet jener tiefreligiöse Glaube, der durch das Mittelalter beseligend zieht, nicht in den Meisten derselben? werden wir nicht durch sie in jene harmlose Gemüthswelt versetzt, welche längst mit allen Wunderblumen der eisigen Herrschaft des Verstandes erlag? Darin ja eben liegt der Zauber, der in ihnen webt und festhält; darum haben sie historischen Werth für alle Zeiten, und eben deßwegen gibt es keine größere Lüge, als Selbsterfundenes für Aufgesammeltes hinzustellen. Angenommen auch, daß diese Art literarischen Auswuchses, sogar von Reichbegabten versucht, kaum eine poetische Bedeutsamkeit gewinnen kann; wie zerstörend wirkt sie dennoch auf das Leben der Geschichte! Sie ist zumindest eine falsche Münze, die überhand nehmend den Werth der echten herabdrückt, wenn nicht ganz verdrängt. — Weniger verderblich, aber eben so verwerflich ist das Verfahren anderer Schriftsteller, die entweder durch Zusätze oder Hinweglassung die Pointe zu steigern glauben, oder auch in einer breiten und weiten Darstellung die Potenz finden, die das Interesse der Leser fesseln soll. Das letztere wird nicht selten zum Leichentuch der guten, schönen Erbschaft aus alter Zeit. —

Nach diesem kurzen Vorworte, wollen wir nun auf die zuerst angezeigte Sammlung übergehen. Der Verf. sagt von ihnen: »es sind keine erfundenen Sagen, manche derselben mag wohl vielleicht auch schon, mir unbewußt, bearbeitet seyn; entsprechen sie also der Erwartung nicht, so ist dieß bloß Schuld der mangelhaften Darstellung; um den Stoff selbst habe ich kein Verdienst.« Diese Versicherung, die jedoch hier kaum nothwendig war, setzt Referenten in die Lage, *sogleich auf den* Inhalt überzugehen. Wir erhalten 14 Sagen, Legenden und Märchen, deren Grund und Boden größtentheils Mähren ist, und die ihrem Inhalte nach zu dem Anziehendsten gehören, was wir je in diesem Fache gelesen haben. Sie sind, was sie seyn sollen: ein reiner Spiegel der religiösen und moralischen Richtung ihrer Zeit, ein sprechendes Denkmal der Ausdruckweise jener Jahrhunderte, denen sie angehören. Dabei verstand Herr Straube in einer Art den Ton zu treffen, wie es so häufig nicht vorkommen dürfte: eine Erscheinung, die der Vielseitigkeit des Verfassers, der wie bekannt als lyrischer Dichter eben so glücklich, wie als Novellist ausgezeichnet ist, zur wahren Ehre gereicht. Fern von der oben bezeichneten Abirrung, ist die Erzählung durchgehends einfach, ruhig, aber tiefgemüthlich, ergreifend. Wir müssen die Sammlung als eine nicht gewöhnliche Bereicherung der Literatur bezeichnen, und dabei wünschen, daß der viel begabte Verfasser das Schatzkästlein seiner chronicistischen und traditionellen Ausbeute, das, wie er selbst sagt, noch keineswegs erschöpft ist, ferner noch aufschließen möge für Alle, die da Freunde sind ähnlicher Gaben, und deren Zahl nicht — gering ist.

Nummer 2 hat außer dem angezeigten Titel noch einen zweiten auf dem Umschlag: »Sagen und Bilder aus der Geschichte Oesterreichs von Emil * *.« Im Vorworte heißt es: »Der Verfasser, weit entfernt, Beiträge für die Specialgeschichte seines Vaterlandes zu liefern, nahm vielmehr diese aus derselben, um Liebe für sie bei seinen schönen Landsmän-

ninen zu erwecken. Daß er Schildersagen, so wie einzelne Züge aus dem Volksleben, welche die ernste Geschichte nicht aufzunehmen vermag, der Vergessenheit zu entziehen bemüht war, werden ihm diese wohl nicht zum Vorwurfe machen.« Wir müssen gestehen, daß wir auch mit dieser Erklärung zu keiner bestimmten Ansicht über das Buch gelangen konnten; denn dadurch, daß der geehrte Verfasser „romantische" Produkte seiner Fantasie mit historischen Fakten in Verbindung bringt, wird wohl schwerlich die Liebe zur Geschichte sehr gefördert werden; was es aber mit erfundenen Sagen für eine Bewandtniß hat, ist oben angedeutet worden. Herr Emil scheint wohl selbst Aehnliches gefühlt zu haben, indem er mit zwei verschiedenen Titeln seine 83 Mittheilungen zu bezeichnen versuchte; allein gerade diese sind es, die das Mißliche des Inhalts in einem oder dem andern Falle bemerkbar machen. Uebrigens läßt sich nicht übersehen, daß der Verf. zu erzählen versteht, und die vorliegenden romantisch-historischen Skizzen oder alias Sagen und Bilder werden immerhin ihren Leserkreis finden. Auch die Verlagshandlung hat für sie — Alles gethan; die typographische Ausstattung ist wahrhaft ausgezeichnet, vollkommen im Gegensatze zu Straube's Sagen, die jedenfalls etwas besser hätten bedacht werden dürfen.

---

Studien der englischen Sprache nach Hamilton's Methode mittelst deutscher, italienischer, französischer Uebersetzungsübungen in fortschreitender Ausbildung. Von E. Ch. de Balbi. Als Versuch eines praktischen Theiles zu Gravisi's Sprachenatlas. Güns, Reichard, 1837. IV und 52 S. 4.

Die Tendenz sowohl, als die Ausführung des vorliegenden Werkes muß Referent als höchst gelungen bezeichnen. Der Verfasser hat einem fühlbaren Bedürfnisse abgeholfen und seinen Beruf zum Philologen auf eine ausgezeichnete Weise bethätigt. Vor Allem war die Aufgabe, eben so wie in Gravisi's Sprachenatlas eine Sprachregelsammlung in trockener grammatikalischer Form zu vermeiden, dagegen das Abstrahiren der Regeln, durch Vergleichung der fremden Sprache mit der Muttersprache, dem Lernenden selbst zu überlassen und ihn somit zu seinem eigenen Lehrer zu stämpeln. Dazu ließ sich keine passendere Methode wählen, als der in England und Frankreich so beliebt gewordene Hamilton'sche Sprachunterricht mittelst Interlinear-Uebersetzungen in fortschreitender Ausbildung; daß aber hier der — durch häufige Lücken das Auge störende — Interlinearsatz mit dem Collateralsatz vertauscht wurde, dürfte in dem Gewinne an Deutlichkeit seine volle Rechtfertigung finden.

Dieser Anlage nach zerfallen die Studien der englischen Sprache, denen dieses Heft als erster Versuch gewidmet ist, in zwei Hauptabschnitte. In dem erstern lieferte der Herr Verfasser die Uebersetzungen zu dem englischen Texte und zwar — der fortschreitenden Ausbildung wegen — zuerst wörtlich (Wort für Wort) Nr. 1, 2.; dann in Wörtergruppen (durch den Sinn engverbundenen Wörtern) Nr. 3, 4; drittens Satz für Satz (in Perioden) Nr. 5, 6, 7; und endlich viertens frei (dem Geiste der Sprache, in welche übersetzt wird, angemessen) Nr. 8, 9, 10. Diese freie Uebersetzung beschränkt sich indessen nicht bloß auf die letzten drei Nummern, sondern ist auch den ersten vier beigegeben, um dem schneller auffassenden combinatorischen Geist Gelegenheit zu bieten, daß er dem stufenweisen Fortgange gleichsam vorgreife. Der zweite Abschnitt liefert eine kleine Anthologie aus englischen Klassikern zu freien Uebersetzungsübungen ohne weitere Behelfe als den eines Glossariums, welches den Gebrauch des Wörterbuches entbehrlich machen soll. Diese Wörtererklärung vermindert sich jedoch allmählig in den späteren Nummern, was in der Voraussetzung begründet liegt, daß zu diesen der Autodidakt schon im Besitze eines größeren Sprachmaterials vorschreitet; wie denn in der Wahl und Aneinanderreihung der verschiedenen Bruchstücke beider Abschnitte sich das Vorschreiten vom Leichtern zum Schwerern allenthalben berücksichtiget zeigt.

Bei der unverkennbar praktischen Wirksamkeit des vorliegenden Versuches läßt sich erwarten, daß er die verdiente allgemeine Theilname finden, und der Herr Verfasser dadurch sich aufgemuntert fühlen werde, ihm bald einen zweiten über die Syntax der italienischen Sprache folgen zu lassen.

Fischer.

---

## Die Wiener-Kunstausstellung 1837.

(Fortsetzung.)

Den Malern von Nr. 187, 188, 189, 191, 192, 195, 252, 284, 307, 323, 177 dann Nr. 77 der ersten Abtheilung ist zu rathen, ihr, mitunter nicht unbedeutendes Talent auf minder erhabene, ihren Kräften mehr zusagende Gegenstände zu verwenden; mit wahrer Betrübniß aber sind die riesigen Rückschritte zu beklagen, die ein mit den schönsten Gaben zu religiösen Darstellungen ausgestatteter Künstler, — dessen Namen zu nennen ich erröthen würde — durch einen traurigen Mißverstand und eigene Haltungslosigkeit gethan hat. Man kann nichts Dürreres, Puppenartigeres und im eigentlichsten Sinne Armseligeres erfinden, als seine beiden großen, im letzten Saale aufgestellten Gemälde, die durch den Stämpel der selbstäuschendsten Verkehrtheit, den sie an sich tragen, jede Hoffnung auf Umkehr vernichten.

* * *

Bei einem Rückblick auf die ausgestellten Gemälde fällt das Mißverhältniß der Historienmalerei zu jener des Genre beunruhigend auf; beunruhigend deßhalb, weil, wie bereits

erwähnt worden, die Zwecke der Genremalerei verkannt werden, während die meisten der jüngern Historienmaler einer hohlen, längst todten Form rücksichtslos huldigen.

Die Kunst scheint in der moralischen Gährung unserer Zeit vorzüglich berufen, ihre Klärung und Läuterung zu befördern. — Aller Frivolität, Flachheit, Indifferenz und (wenn sie nicht Anklang fände) lächerlichen Irreligiosität, so wie aller Bigotterie, allem mystisch-heuchlerischen Cotteriewesen feind, stelle sie in ihren Hervorbringungen die Idee der Liebe, Religion, Humanität klar, einleuchtend und eingreifend vor die Seele des Beschauers. Dazu thut aber vor Allem Noth, daß das Werk des Künstlers aus dem Reichthum und der Wärme seines Gemüthes hervorgegangen, daß es der Begeisterung oder doch der gänzlichen Hingebung und durchdringendsten Liebe für den Stoff seinen Ursprung danke, nicht aber bei religiösen Stoffen ein Produkt jenes krankhaften überreizten Hinaufschraubens, jenes künstlich hervorgebrachten bachantischen Fiebers sey, das mit, im Weinrausch gezeugten Kinder einerlei Schicksal theilt, — oder (bei Genrebildern) jener Erniedrigung, die im Solde der Flachheit, Gemeinheit und Frivolität sich abknechtet. Leider muß der Kunst- und Menschenfreund mit Trauer und Besorgniß bemerken, wie selbst Männer, die ganz Anderes und Würdigeres leisten könnten, welchen nicht mehr um Erwerb zu bangen braucht, dem eigenen Kunstvermögen Gewalt anthuend, dieser falschen Richtung der Zeit huldigen.

Ohne zu bedenken, daß jeder Despot seine blind-gehorsamsten Miethlinge begünstigt (so lange er sie braucht), ist ihnen das eigensüchtige Lob der Mode Alles, der Nachwelt unbestechlicher Richterspruch Nichts!

Um wie viel mehr verdient daher die Bestrebung jener Männer Anerkennung und Verehrung, welche, inmitten dieses gährenden Wirbels, den Funken des echten Künstlerthums wahren und in der ihnen verliehenen Sprache, der faßlichsten und allverständlichsten, die Ideen vortragen, welche zur Verbesserung und Hebung der menschlichen Zustände so wesentlich sind. Ehre und Dank sey daher Künstlern, wie Peter Fendi, welche die wahren Zwecke des Genre erkannten, Ehre und Dank den Künstlern des bethenden Moses, Rahels und Jakobs, des Samaritaners und allen, die ihnen auf richtigem Wege, »den Gott in der Brust,« nacheifern.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Notizen.

Alle Vorzüge des Schachspiels zugegeben, erregt doch der Bombast, mit welchem sich der ungenannte Verfasser des Fragments: „Das Schachspiel in seiner eigenthümlichen und höhern Bedeutung" (Nürnberg, 1836) über dasselbe ausspricht, einiges Lächeln. »Das Schachspiel,« sagt er, »ist ein Philosophem über den Krieg, somit das Urspiel der Welt; es ist die Isis oder Allmutter der Spiele, eine Hieroglyphe über die Völkergruft der Vergangenheit, das granitne Cenotaphium einer contemplativen Vorwelt, das unerlöschbare Epitaphium auf den Ruinen des Orients, das Labyrinth indischer Weisheit und das Mausoleum eines Geistes, dessen sinnreiche Erfindung die Römer- und Griechenwelt als das achte Wunder der Welt würden begrüßt haben u. s. w.«

---

Die Geschichte der Volksliteratur des Mittelalters, deren Studium in neuerer Zeit durch Görres, Dunlop, die Gebrüder Grimm u. v. A. so vielseitige Anregung und Förderung erhalten hat, gewann durch die »Li Romans des sept Sages, nach der Pariser Handschrift herausgegeben von Heinr. Adelbert Keller« (Tübingen, 1836) einen sehr dankenswerthen Beitrag. Es enthält den ersten Abdruck einer der ältesten occidentalischen, und zwar altfranzösischen metrischen (in dem gewöhnlichen vierjambischen Fabliauxverse verfaßten) Bearbeitung der von Indien aus zu fast allen Völkern des Orients und des Occidents verbreiteten, mit Beibehaltung der Grundelemente in die verschiedensten Gestalten umgegossenen Geschichte »von den sieben weisen Meistern,« von welchen schon Görres sagte, daß sie in Hinsicht auf Celebrität und die Größe ihres Wirkungskreises die heiligen Bücher erreicht und alle classischen übertrifft. Den Umfang ihrer Verbreitung und die Mannigfaltigkeit ihrer Gestaltungen legt die fleißig gearbeitete Einleitung des Herausgebers (S. I — XXX) vor Augen, indem sie dieses Volksbuch von seinen Ursprüngen in Indien in seiner Verbreitung durch Persien, Arabien, die Türkei, zu den Juden, Griechen, Lateinern, Italienern, Spaniern, Franzosen, Engländern, Skandinaviern, Holländern und Deutschen verfolgt, sowohl die von ihm in allen diesen verschiedenen Sprachen vorhandenen Handschriften und Drucke mit dem Streben nach Vollständigkeit aufzählt, als auch die Abweichungen der einzelnen Bearbeitungen von einander, den Hauptzügen nach, bemerklich macht.

---

Bei der vom 1. Jänner 1836 überkommenen Bevölkerung der Stadt Neapel von 357,283 Individuen, ergab sich für den 1. Jänner 1837 die Zahl von 351,719 Einwohnern, wovon 163,963 männlichen und 187,756 weiblichen Geschlechts. Im Vergleiche zum vorhergegangenen Jahre zeigt sich eine durch Ueberschuß der Sterbfälle gegen die Geburten entstandene Volksverminderung von 5564 Individuen; aus diesen wurden durch die Cholera in den letzten 3 Monaten des verflossenen Jahres 5287 hinweggerafft.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

57. Mittwoch, den 19. Juli 1837.

## Zur Charakteristik Torquato Tasso's.

Si che modesto è sì, com' essa è bella
Brama assai, poco spera e nulla chiede.
La lib. Gerus. II, 16.

„Ars longa, vita brevis,“ das ist ein — alter Gemeinplatz, auf dem sichs gut ruhen läßt, für Alltagsgeister, für jene Fabriksseelen, die drei Viertheile ihres Daseyns verträumen, und dann noch kaum sich ihrer selbst bewußt werden; für jene gewöhnlichen Vegetationsmenschen, an denen die Weisheit ihr Lebelang eine unreife Frucht hängt, bis sie der Hauch des annähernden Todes zeitigt, und seine Hand gleich in den Fruchtbehälter des Grabes schüttelt. Die betriebsame Schnecke Mittelmäßigkeit muß freilich lange Zeit emsig kriechen, eine mäßige Höhe zu erreichen; aber vom Adler Genius brauchts nur einen Aufschwung, und in einem Zuge, in kaum bemerkbarer Zeit, durchschneidet er die Luft bis zur Sonne. Fidias, Apelles, Virgil, Lukrez, Rafael, Michelangiolo, Torquato Tasso, Shakespear, Thomas Abbt, Schiller, Hölty, nebst so vielen ausgezeichneten Männern, die nicht länger, nicht einmal so lange als andere Menschen gelebt, und durch ihre Werke Unsterblichkeit errungen, haben genügend dargethan, daß des Lebens Dauer und Wirksamkeit nicht nach Pulsschlägen zu berechnen: so wenig ihr die Ontologie des Geistes ergründen möget, faßt ihr auch seine Werke. Was Prospero und Kaliban sagen wollen, findet mit und ohne Kommentar Anklang. Wie aber die nämliche Grundidee in Shakespears, von angelerntem Wissen wenig belastetem Kopfe zu seinem Meisterwerke, dem Sturme, sich entwickelte, und der hochgebildete Goethe seinen unsterblichen Faust daraus spann, das zu bestimmen ist eines von den vielen Dingen unter der Sonne, von denen die Philosophie sich nichts träumen läßt. Den Regen möget ihr spüren, auch die Bestandtheile seiner Tropfen chemisch zerlegen; aber das Gewicht der Wolke, dem er entströmte, auf der Wagschale, auf der man die Marktwaaren wiegt, genau bestimmen, könnt ihr das? Und für die Seelenharmonie wollet ihr nach Ratiozinien, Silogismen und Dilemmen die Skale festsetzen.“ Seht, wie sich hier ein Talent unter dem schwersten Drucke des Lebens hervorwindet, wie die Schneeglöckchen und Primeln unter der Schneedecke ihre Blüthenknospen ansetzen. Andere, zarten jungfräulichen Gemüthes, eröffnen nur dem warmen Frühlingsstrahle, wie die Veilchen ihre Kelche, blühen bescheiden, duften verborgen. In jenen lodert, wallet, brauset der Feuergeist ihres Genius, wie der Strahl der tropischen Sonne über dem Haupte der Palme glüht, und wie Palmen Riesengroß schießen sie über die Erde empor, heben stolz das Haupt zum Himmel. Viele wieder wachsen lange wie die Eichen, breiten gewaltig ihre Zweige weithin durch den Forst, ihre Urkraft bis ans Ende ihres Daseyns bewahrend, während gar manche sich selber überlebten, hätte ihnen der Tod nicht zur gelegenen Zeit sein »Sit sat« zugerufen. So leuchtet hell und klar, wie der Mond vom sternbesäeten Firmament, unter vielen Gestalten, unter entgegengesetzten Polen, der Genius. Aber seine Fasen bestimmt keine festgesetzte Berechnung. Ob und wiefern also ein literarischer Areopag auf die Richtung des schaffenden Geistes seinen Einfluß übe, und ob geniale Leistungen erst den Ritterschlag der Kritik bedürfen, um als solche anerkannt zu werden, dieß zu untersuchen ist hier der Ort nicht. Aber das ist gewiß, daß, wenn einmal die Hand des Todes die Verhandlungsakten über den Werth der neuesten auftauchenden Geistesprodukte geschlossen, und diese, ihren Meister überlebend, als leuchtende Monumente seiner Größe für die Ewigkeit sich erheben, ihr Schöpfer eine historische Person wird, deren Charakteristik und Schicksale, von der Geburt bis zum Tode, kennen zu lernen, sich jedermann interessirt. Denn ein großer Mann ist der Träger seiner Zeit, ist von dem Schicksale ins Leben hingepflanzt, wie ein Gletscher in die Ebene, die sich an seinen Rücken lehnt. Durch seine Höhe die Gegend ringsherum beherrschend, muß auf sein Haupt, als den höchsten Punkt, Glanzumflossen von den Strahlen des regierenden Tags- und Nachtgestirnes, der Blick zuerst treffen, auf ihm am längsten aus der Ferne weilen. Es ist daher nichts Besonderes, daß so viel auch über Torquato Tasso geschrieben und gesprochen wurde. Doch womit hat er es verdient, daß sich die neuere und neueste Zeit abmüht, darzuthun, daß er sein unglückliches Schicksal verdient, seinem Charakter einen Flecken anzudich-

ten, von dem seine Zeitgenossen nichts wußten, und kritisch untersucht, als eine Verläumdung erscheint? Er wurde sieben Jahre lang im St. Annen-Hospital zu Ferrara gefangen gehalten! Unläugbar wahr. Hat er aber solche schmähliche Behandlung auch mit Recht erduldet? War sein Verhältniß zu der Prinzessin Leonore ein sträfliches? Und endlich ist das, was eine schlecht begründete Tradition zu Tasso's Nachtheile fortpflanzt, wahr? Dieß sind die Fragen, die seit einiger Zeit wieder in Anregung gebracht wurden. Sie zu lösen sey der Versuch des vorliegenden Aufsatzes. Denn habe ich auch, ehe ich ihn verfaßte, die besten Quellen, Tasso's eigene Werke, benützt, alle seine gleichzeitigen und späteren Biographen, so viel ich deren habhaft werden konnte, gelesen, so bin ich doch bei der Schwierigkeit der Aufgabe weit eher gesonnen, den ganzen Aufsatz dem Leser als einen bloßen Versuch, der Wahrheit nahe zu kommen, vorzulegen, als ihm die Resultate meiner Forschungen als apodiktisch wahr aufzudringen. Da aber Tasso's Schicksale jedem bekannt, werde ich nur Weniges, was für den Zweck der Untersuchung unumgänglich nothwendig ist, herausheben.

Nach seiner zweiten Flucht aus Ferrara, irrte Tasso eine Zeitlang unstät in Italien herum. Nirgends lange verweilend, weil er sich überall von den Spähern des Herzogs verfolgt wähnte, faßte er endlich den Entschluß, in den Staaten des Herzogs von Savoien Schutz zu suchen. Dem Ziele schon nahe, hart an den mailändischen Gränzen zwischen Novara und Vercelli überfiel ihn Nacht und Ungewitter. Zudem war der Fluß, der vor Vercelli, der piemontesischen Grenzstadt, wo unser Flüchtling zu übernachten gedachte, vorbeiströmt, von häufigen Regengüssen so angeschwollen, und brauste mit solcher reißenden Schnelligkeit dahin, daß sich kein Fährmann getraute, Jemanden überzuführen. Unter solchen Umständen kam es ihm sehr gelegen, daß ein junger Edelmann dem Reisenden, ohne ihn zu kennen, für die Nacht Obdach in seinem Hause, das am dießseitigen Flußufer gelegen, angebothen hatte, als er ihn, von der Jagd heimkehrend, zufällig getroffen. Aus Dankbarkeit für die gastfreie Aufnahme, die er auf dem Edelsitze gefunden, und seinem Wirthe zu Ehren, schrieb Tasso jenen trefflichen Dialog, das schönste Bild eines ländlichen Stilllebens, der unter dem Titel »Il padre di famiglia,« seinen prosaischen Werken einverleibt ist. In der Einleitung zu diesem Dialoge erzählt der Verfasser, daß er, von dem jungen Nobile um seinen Stand, Namen, Vaterland, und die Schicksale, die ihn in diese Gegend führten, befragt, diesem bloß geantwortet: »Meinen Tauf- und Familiennamen verschweige ich Ihnen, weil er so dunkel und so wenig interessant, daß nennte ich Ihnen ihn auch, Sie wenig dabei gewinnen würden. Was ferner meine Schicksale betrifft, die mich in diese Gegend führten, so bin ich ein armer verfolgter Flüchtling, der vor dem Zorne seines Fürsten flieht, und Schutz in dem Piemontesischen sucht.« Auch gegen den greisen Vater des Junkers sein Inkognito streng zu bewahren, fand Tasso für gut. Aber im Verlaufe des Gespräches mit dem Besitzer des Hauses, unter dessen Dache er übernachtete, entwickelte er so vielseitige Bildung, und mehr als oberflächliche Kenntniß in den höhern Wissenschaften, daß sein Wirth davon Gelegenheit nahm zu sagen: »Jetzt sehe ich schon, daß ich einen weit höheren Gast beherberge, als Ihr schlichtes Aeußere im Anfange mich ahnen ließ. Vielleicht sind Sie gar jener unglückliche große Mann, dessen Ruf, mit der Geschichte seiner traurigen Schicksale, bis in unsere abgelegene Gegend gedrungen. In dem Falle ist Ihr Fehltritt so menschlich, so verzeihlich, und Ihr Verdienst so überwiegend, daß Sie Nachsicht wohl verdient hätten.« Die Furcht also vor dem Zorne des Herzogs, die Tasso zum zweiten Male aus Ferrara jagte, war keine Ausgeburt seiner Melancholie. Ganz Italien sprach davon, und schien nach des alten Edelmanns Worten zu wissen, weßhalb Alfons dem unglücklichen Dichter zürnte. Aber höchst sonderbar klänge es in dem Munde eines Greises, der in allen seinen Worten strengen Ernst und unzweideutige Moralität beurkundete, Tasso's Vergehen so leicht, so verzeihlich zu finden, wäre dieses nichts Geringeres gewesen, als das unerlaubte Liebesverhältniß zur fürstlichen Schwester *seines* Beschützers, oder gar eine Handlung gegen die Ehre *seines* Hauses; und das im Beiseyn seiner beiden Söhne, von denen der ältere nicht mehr als achtzehn, der andere kaum sechzehn Jahre zählte.

Zugegeben ferner, Tasso liebte die Prinzessin Leonore, fand Gegenliebe, und der Herzog kam unter das Geheimniß, so war das, nach der damals an den Höfen von Frankreich und Italien herrschenden Sitte noch kein Grund für Alfons, den Dichter unversöhnlich zu hassen, als Staatsverbrecher gerichtlich gegen ihn zu verfahren, so lange seine Liebe sich in den Schranken der Bescheidenheit und Ehrfurcht hielt. Noch waren zu der Zeit die letzten Reste der Chevalerie und Galanterie nicht verschwunden, die es durch Verdienste hervorragenden Männern gestattet, sich ausschließlich dem Dienste selbst fürstlicher Frauen zu weihen. Noch setzten diese eine Ehre darein, von den Helden von der Lanze und dem Gesange gefeiert zu werden. Die schöne Eleonore Gräfin von Skandiano buhlte um die Ehre, von Tasso besungen zu werden, und die Prinzessin Leonore munterte den Sänger auf, ihre Freundin durch sein Lied zu verewigen. Dieß that Tasso auf eine Weise, daß man in der Folge die Gräfin in die Zahl der drei Leonoren aufnahm, die um den Ehrenplatz in seinem Herzen rivalisirten, wie die Städte Griechenlands sich um die Ehre stritten, Homers Geburtsort zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Leopold II. Geschichte Oesterreichs unter seiner Regierung 1790 — 1792. Von J. B. Schels, kaiserl. östr. Major rc. rc. Wien, Heubner, 1837. 8. Auch unter den Titeln: »Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates. Zehnter Band. Die Regierung des Kaisers Leopold II. 1790 — 1792.« Und: »Neueste Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates. Erster Band: Die Regierung des Kaisers Leopold II. 1790 — 1792.«

Die großen Verdienste, welche sich der geachtete Herr Verfasser des vorliegenden Werkes um vaterländische Geschichte erworben, sind allgemein anerkannt, und bereits in diesen Blättern mehrfach gewürdigt worden. Unermüdete Forschung, lichtvolle Anordnung, und eine gewandte, klare Darstellungsgabe gehören zu den Vorzügen, die, je seltener sie vereint vorkommen, desto größere und innigere Beachtung fordern. Niemand, der die »Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates« gelesen hat, wird sie in irgend einer Partie derselben vermißt haben; wir dürfen daher nicht fürchten, einer Parteilichkeit beschuldigt zu werden, wenn wir die Leistungen des Herrn Verfassers geradezu den meisten ihrer Kategorie vorziehen. Dieses thun wir aber auch noch in einer ganz andern Beziehung, in einer Beziehung, in welcher das genannte, treffliche Geschichtswerk sich zunächst als höchst achtenswerth herausstellt: wir meinen jenen wahren, innigen Patriotismus, der durch das Ganze belebend waltet, ohne irgendwo dem Geiste der Wahrheit nahe zu treten. Man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß in den Historikern Griechenlands und Rom's eben die offen ausgesprochene Liebe zum Vaterlande es ist, was wie der eigentliche Lebensfaden durch ihre Werke zieht, und ihnen Einfluß und Wirksamkeit sicherte. —

Ueber die bei der Vertheilung angenommene und festgehaltene Ansicht spricht sich der Verfasser im Vorworte zum gegenwärtigen Bande selbst aus. »Es liegt in der Natur der Geschichte,« heißt es unter Anderm, »daß sie sich vorzugsweise mit solchen Thatsachen beschäftiget, welche den bedeutendsten und entscheidenden Einfluß auf das Leben der Staaten und Völker äußern. Diese sind: ihre politischen Verhältnisse zu den auswärtigen Staaten, und die aus denselben entsprungenen Kriege. Sie füllen in jedem allgemeinen geschichtlichen Werke, von der Ilias bis auf die Historien neuerer Zeit, den größten Raum; der Verfasser mag ein Dichter, ein Gelehrter oder Feldherr, ein Mönch gewesen seyn. Diesem natürlichen Gange öffentlicher historischer Mittheilung gemäß, nehmen auch in der Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates die politischen und die kriegerischen Begebenheiten einen bedeutenden Theil ein. Doch wurden die Staatsregierung und Gesetzgebung, die Gerechtigkeitspflege, die Religion, die Kriegsverfassung, die Sitten, die Kultur des Bodens, der Handel, die Künste und Wissenschaften, u. s. w. der östreichischen Länder in jeder Epoche der Geschichte mit größter Sorgfalt untersucht und wenn auch in einem gedrängten Bilde, doch möglichst klar geschildert.«

»Zwar würde jede einzelne dieser Untertheilungen des inneren Volkslebens, welche auf dasselbe durch ihre Veränderungen und fortschreitende Entwicklung so mächtig einwirken, eine besondere, von einem Manne vom Fache verfaßte, und bis in die kleinsten Einzelnheiten ausgeführte Geschichte bedürfen. Aber in die allgemeine Geschichte können nur die Resultate solcher Specialgeschichten aufgenommen werden. — Dieses hat nun der Verfasser genau und seinem Zwecke entsprechend befolgt. Schon im ersten Bande dieser Geschichte findet sich ein ausführliches Sittengemälde der Urbewohner der östreichischen Länder: der Celten — im zweiten Bande ein ähnliches Gemälde der alten Deutschen, ein anderes der auch in unsern Ländern herrschenden Römer; — im dritten Bande die Schilderung der Völkerwanderung und jene der Zeit Karls des Großen; im vierten das Sittengemälde der deutschen und der übrigen die östreichischen Länder bewohnenden Völker für die Zeit vom neunten bis gegen Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Im fünften und in den übrigen Bänden, bis zum Schlusse wurde jeder Abschnitt mit einer kurzen Schilderung des in demselben behandelten Zeitraumes in den mannichfachen Beziehungen des Volkslebens, der Staatsverwaltung, der Religion, der Sitten, der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften u. s. w, — in so weit diese Gegenstände nicht ohnehin schon im Laufe der erzählten Begebenheiten vorkommen, — geschlossen.«

Diese Bemerkung scheint theilweise polemischer Richtung zu seyn, und wenn wir nicht irren, ist sie wider eine Behauptung gerichtet, die im ersten Jahrgange dieser Blätter aufgestellt worden ist. In einer kurzen Charakteristik der bisher bestehenden allgemeinen Geschichtswerke über Oesterreich, wurde das Verdienst des Herrn Verfassers anerkannt, indessen als ein relatives bezeichnet. Der Referent hatte dabei unstreitig im Auge, was der geachtete Verfasser selbst durch den Titel der ersten Bände: »Militärisch-politische Geschichte,« ausgesprochen, und daß dieses Element vorherrschend, daß gerade darin die Mächtigkeit und das wahrhaft Fördernde des fraglichen Werkes bestehe, glaubt er auch jetzt noch wiederholen zu dürfen. Und wird dieses nicht selbst auch in der vorliegenden Erklärung zugestanden? Es läßt sich allerdings nicht wegläugnen, daß in der pragmatischen Geschichte eines Staates, eines Volkes die politische Stellung nach Auswärts, die Kriege einen wichtigen Theil einnehmen; aber ob den ersten, mit Zurückdrängung oder Unterordnung aller anderen Fragen

über religiöse, sittliche, intellektuelle Entwicklung und Fortbildung u. s. w., möchten wir bezweifeln. Ausführliche Darstellungen von Feldzügen und einzelnen Schlachten haben ihren Werth; doch immer nur, wir wiederholen es, einen relativen in Beziehung auf den Standpunkt, auf den sich der Historiker eines Volkes, eines Staates im Allgemeinen stellen muß. Kündigt sich indessen die Geschichte als eine militärisch-politische an; — dann ist die Aufgabe eine andere, und die glückliche Lösung hängt von einem sichern Erfassen der »politischen Verhältnisse zu den auswärtigen Staaten,« und einer tiefen gründlichen Kenntniß »oder aus denselben entsprungenen Kriege« ab. Im entgegengesetzten Falle sind letztere nur in ihren Ursachen und Wirkungen, in ihrem Einflusse auf das Leben des Volkes zu würdigen; dieses aber hängt in seiner äußern und innern Erscheinung, in seinem Wohl und Wehe, gleichmäßig und wohl öfter noch überwiegend von andern Bedingungen ab. Diese zu fassen und darzuthun, wie der Staat sich aufgeschwungen, durch weise Gesetzgebung, durch religiöse und intellektuelle Institute, durch die Wirksamkeit großer Gelehrten und Künstler u. s. w. oder herabgesunken, weil es an den Potenzen fehlte, welche das Leben verstanden, oder auf dasselbe Einfluß hätten nehmen können — das ist die Aufgabe des pragmatischen Geschichtsschreibers eines Staates, eines Volkes. Bei diesem wird Vertheilung und Anordnung sich nach dem Grade des Einflusses richten, den eine oder die andere Erscheinung auf das ganze — Leben des Volkes genommen hat.

In der Hoffnung, daß vorstehende Erörterung zu keinem Mißverständnisse Anlaß geben, zunächst aber unsere Ansicht über die vielen und großen Verdienste „der Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates« nicht verrücken soll, gehen wir zur Anzeige des vorliegenden Bandes über. Als zehnter Band des ganzen Werkes, bildet er in sich auch abgeschlossen eine vollständige Biographie des Kaisers Leopold und eine umfassende Schilderung der Geschichte Oesterreichs unter seiner Regierung und kann zugleich auch als Anfang eines selbstständigen, die österreichische Geschichte unserer Zeit schildernden Werkes betrachtet werden. Er zerfällt in vier Abschnitte. Der erste enthält: Leopolds Regierung in Toskana; eine chronologische Uebersicht der merkwürdigsten, größtentheils persönlichen Begebenheiten dieses Monarchen während seiner zweijährigen Regierung als Kaiser und König; — die innere Staatsverwaltung, und zwar: die allgemeinen Anordnungen für den ganzen Staat, — und die besonderen für einzelne Provinzen. — Im zweiten Abschnitte wird der Aufstand der Niederlande und die Besiegung desselben, — im dritten der Türkenkrieg 1790, bis zum Szistower Friedensschlusse am 4. August 1791, — im vierten endlich die französische Revolution von ihrem Beginne bis 1. März 1792 geschildert, an welchem Tage Kaiser Leopold verschied.

(Schluß folgt.)

---

## Notizen.

Michael Pogobin's historische Aphorismen, welche E. Göring aus dem Russischen übersetzt herausgegeben hat (Leipzig 1836. 94 S. 8.) beurkunden durchgehends eine geistreiche Auffassung und tiefes Studium der Geschichte, obgleich sie bisweilen zu fragmentarisch sind und den Leser erst einen langen Reflexionsprozeß durchmachen lassen, dessen Resultat dann leicht von dem des Verfassers abweichen kann. Sie beziehen sich meist auf die wichtigsten Erscheinungen in der Geschichte, der geistigen und religiösen Cultur, auch auf einige Hauptmomente der neueren Zeit, nicht minder auf Geschichtsschreibekunst. Die politische Geschichte ist im Einzelnen weniger berührt. Am meisten versteht sich der Verfasser auf glückliche Andeutung von Parallelen. Eigenthümlich ist der Gedanke, das Pulver mit Tabak, Thee, Kaffeh auf eine Linie zu stellen als Mittel, die alle zur physischen Entkräftung und Milderung der Sitten führen. Am Schlusse ist noch die Antrittsrede des Verfassers (als ordentlicher Professor an der kaiserl. Universität zu Moskau) »über allgemeine Weltgeschichte« beigefügt, die sich hauptsächlich über Geschichtsauffassung in einer sehr edlen Sprache verbreitet.

---

Was die Sprache anbelangt, kann die kleine Schrift: »Manuel d'Histoire universelle par Charles Chambeau, Dr. en Phil.« (Berlin 1837) sehr empfohlen werden. Das Französische ist rein und fließend, und die Schrift als Lesebuch für Solche, welchen es um die Sprache zu thun ist, verdient um so mehr beachtet zu werden, da zugleich auch noch etwas Anderes daraus erlernt werden kann. Sehr bedeutend kann dieser Gewinn freilich aus dem Grunde nicht seyn, weil das Ganze ungemein zusammengedrückt ist. Als eine Uebersicht oder eine Erinnerung des bereits früher Gelernten wird das Buch indessen immer von Nutzen seyn.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

58. Sonnabend, den 22. Juli 1837.

## Zur Charakteristik Torquato Tasso's.

(Fortsetzung.)

Tasso wurde von dem ersten Augenblicke seines Erscheinens an dem Hofe von Ferrara, mit dem Vertrauen der Prinzessin Leonore beehrt. Tage lang war er ihr einziger Gesellschafter. Unter ihren Augen entstand sein großes episches Gedicht »Il Gofredo.« Auch war sie es, die ihn in einem Briefe wieder nach Ferrara zurückberief, als er einige Zeit an dem Hofe von Urbino, bei der Herzogin Lukrezia, Alfons und Leonorens älteren Schwester, sich aufgehalten hatte. Darum wußte der Herzog, und nichts weniger als Argwohn daraus schöpfend, zeichnete er Tasso vielmehr durch seine besondere Gunst aus. Und hätte auch der Herzog bis auf den Grund von Tasso's Herzen gesehen, dort Gefühle gelesen, die mehr als Freundschaft für seine Schwester ausgesprochen, so hätte er ihn darum doch nicht offenbar verfolgen dürfen. Denn Künste und Wissenschaften, deren Beschützer zu seyn die Herzoge von Ferrara sich gern das Ansehen geben mochten, standen in solcher Verehrung dazumal in Italien, daß zwischen dem Dichterfürsten und der Fürstin von Geburt keine so ungeheuere Kluft war. Bot nicht ein Kardinal dem Maler Rafael die Hand seiner Nichte an? Galt nicht, nach den im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte herrschenden Grundsätzen die Verwandtschaft mit einem Kirchenfürsten eben so viel als die Geburt in einem Herrscherhause? Hätte sonst ein Herzog von Este seinen Thron mit Lukrezia Borgia getheilt? Trotz dem durfte der Maler die Nichte eines Kardinals aus Liebe zu seiner Bäckerin vernachlässigen, und der Herzog Alfons, der Lehensmann des römischen Hofes, hätte es Tasso, den Könige, Päpste und Kardinäle auszeichneten, Tasso, dem Busenfreunde eines Kardinals aus fürstlichem Geblüte (Scipios von Gonzaga), selber alt adeligem Stamme entsprossen, so hoch anrechnen dürfen, daß er das Auge zu seiner Schwester erhoben? War Tasso Alfons Sklave, bei dem er um Brot gebettelt? War er die Creatur der Gunst seines Fürsten, so viel werth, als dessen Gnade aus ihm machen wollte? Nichts weniger als das. Im Gefolge des Kardinals von Este, Alfons Bruders, kam er als zwei und zwanzigjähriger Jüngling an des letztern Hof, schon zu der Zeit als der Verfasser des »Rinaldo« in ganz Italien hoch berühmt, zu noch schöneren Hoffnungen berechtigend. Beide Brüder schieden in Unfrieden von einander, weil der eine den Jüngling an seinem Hoflager zu behalten wünschte, der andere ihn nicht von sich lassen wollte. Tasso, der bei seinem Aufenthalte in Frankreich, im Besitze seines Genius so reich sich dünkte, daß er die Geschenke des Königs Karl des Neunten ausschlug, entschied sich in der Folge für den Herzog Alfons, und diente diesem so treu, daß er die günstigen ehrenvollen Anträge der Kardinäle von Gonzaga und Ferdinands von Medici, nachmaligen Großherzogs von Toscana, nicht annahm. Also nicht gezwungen, freiwillig kettete er sein Schicksal an das Haus von Este. Hätte er, wäre eine Herzensangelegenheit seine ganze Schuld gewesen, unter solchen Umständen nicht verdient, daß der Herzog den Gefährlichen für die Ruhe seines Hauses, auf eine ehrenvolle schonende Weise aus seiner Nähe entfernt, anstatt ihn, wie einen gemeinen Verbrecher einzukerkern? Auch kam er zum dritten Male nicht nach Ferrara, um sich in Alfons Gunst einzukriechen. Die Auslieferung seiner zurückgelassenen kostbaren Manuskripte, um die er früher gebeten, forderte er nun mit Ungestüm. Er erhielt sie nicht. Was aber berechtigte den Gewalthaber, sie ihm vorzuenthalten? Etwa die Liebe, die jener zu seiner Schwester im Herzen trug? War das ein Rechtsgrund, dem Eigenthümer sein Gut nicht zurückzustellen? Hätte Alfons dem Dichter seine Schriften ausgeliefert, und ihn dann ziehen geheißen: das vertrug sich mit seinem Rechte, nicht aber die Forderung mit einer Wohnung im Irrenhause quitt zu machen. Um der Sache mit einem Worte ein Ende zu machen, werden doch wohl die andern weltlichen und geistlichen Potentaten, die sich für Tasso verwendeten, als er in strenger Haft gehalten wurde, auch gewußt haben, was sich mit der Ehre eines fürstlichen Hauses vertrage, und hätten es sicher unterlassen, sich des Sträflings so warm anzunehmen, wäre er der Buhle der Prinzessin Leonore gewesen, und hätte er sich so weit vergessen, diese im Angesichte des ganzen Hofes zu umarmen, wie Viele aus aufgefundenen Briefen und mündlicher Ueberliefe-

rung nach Jahrhunderten wissen wollen, und durch ein Wunder nur bei den Zeitgenossen, die davon nichts erwähnen, und geschah es auch öffentlich, geheim gehalten wurde. Wahrhaft räthselhaft bleibt es, wenn man bedenkt, wie der Herzog von Ferrara mächtig genug gewesen, ganz Italien, ja ganz Europa dahin zu bringen, daß es schweige über ein Ereigniß, welches ein Diener seines Hofes dem anderen im Vertrauen zuwisperte, daß wir es sub rosa jetzt noch, nach beinahe dreihundert Jahren hören. Vorläufig steckte Alfons den Inquisiten in den Kerker, damit der Welt der ganze Ueberrest seiner Schande verborgen bleibe.

Mit hochweisem Kopfschütteln und mitleidigem Lächeln wird der Furcht und Angst gedacht, die bei plötzlich eintretender Sonnenfinsterniß vor alten Zeiten das Volk befiel, und noch heut zu Tage die abergläubigen Gemüther erfüllt. Die Gebildeten freilich wissen, daß der Mond, wenn er zwischen die Sonne und Erde tritt, nur auf Momente und nur für einen Theil der Erdenbewohner den Sonnenglanz durch seine dunkle Fläche verdüstere, ohne weiteren Folgen. Ihnen macht diese Erscheinung nicht Bangen. Sie verstehen ja recht wohl im Voraus zu berechnen, in wie fern, wann und wie lange der wandelnde kleine Mond uns das Licht der unendlich großen Sonne, die ewig fest, unbeweglich an einem Orte vom Himmel strahlt, entziehen könne. Aber der Thorheit Verächter sind darum nicht minder häufig in ihrer Handels- und Denkweise, in andern Stücken eben solche Narren, als jene, welche sie so gutmüthig bemitleiden. Laßt es nur geschehen, daß zwischen diese Splitterrichter und einen in der allgemeinen Meinung hochgestellten Geist ein menschliches Fehl sich rückt, das sie an ihm erspäht haben, so ist keiner bereitwilliger als sie, die ganze Sonnenfläche seiner Größe durch den kleinen Flecken für verdüstert zu halten. Da verläßt sie ihre Berechnungsgabe, und gleich vergessen sie, daß so wenig der Mond in seiner Winzigkeit das Lichtmeer der Sonne verfinstern könne, als ein Fehltritt den Großen in die Kathegorie der Alltagsmenschen wirft. So fehlts in unsern Tagen selbst an Gebildeten nicht, von denen man zu glauben berechtiget wäre, daß sies besser wüßten, die von der aufgewärmten Liebesgeschichte Tasso's gleich Gelegenheit nehmen, seinen Charakter auf eine Weise anzuschwärzen, die nur ein mitleidiges Achselzucken verdient, und sich gar nicht entblöden, des Herzogs hartes Verfahren gegen ihn nur als volle Gerechtigkeit anzuerkennen. Andere, minder unbillig denkend, fühlen wohl, daß selbst, wenn die Geschichte von Tasso's Vergehen im Punkte der Liebe gegründet wäre, der Herzog Unrecht hatte, gegen ihn als bloßen Hofkavalier zu verfahren, und an ihm, dem geweihten Musensohn, einen Fehler mit der Strenge rücksichtslos zu ahnden, wie es allenfalls ein gemeiner Verführer verdient hätte. Sie suchen daher nach einem andern Ausweg, um des Fürsten That zu beschönigen, und stimmen gläubig in die Sage ein, die Tasso als wahnwitzig verschreit. Ihnen also erscheint Tasso's Einkerkerung in das St. Annenhospital als gnädige fürstliche Fürsorge für einen unglücklichen Kranken. Doch das widerlegt sich von selbst, wenn man bedenkt, daß der Arme gerade während der Gefangenschaft die lichtvollsten Abhandlungen, deren sich der geordnete Verstand eines Loke und Kant nicht zu schämen hätte, verfaßte, und die schönsten Briefe voll der richtigsten Weltanschauung schrieb, ja daß er, nachdem er später in den Besitz seiner Schriften gelangt war, das große Werk, das seinen Ruhm durch alle Zonen für ewige Zeiten verbreitete, seinen »Goffredo« vollendete, um die erste echte korrekte Ausgabe desselben, die zu Parma erschien, mit Hülfe eines jungen Ferraresischen Edelmannes zu besorgen. Das geschah in lichten Augenblicken, werden Einige einwenden. Aber der Pater Grillo, Predigermönch des Konventes zu Brescia, aus Genua gebürtig, der, bezaubert von der Lektüre des Goffredo, nach Ferrara eilte, und ein ganzes Jahr bei Tasso im Gefängnisse freiwillig zubrachte, gestand, daß mit Tasso in traurigen Gefangenschaft zu leben er der fröhlichsten Freiheit vorzöge, und er war es, der seine Vaterstadt Genua bewog, Tasso einzuladen, an ihrer Akademie als Professor über Mathematik Vorlesungen zu halten, sobald er wieder in Freiheit gesetzt werden würde. Schwerlich dürfte der Aufenthalt bei einem Sinnverwirrten in enger Klause so vielen Reitz haben, daß je einer wünschen sollte, mit ihm ein Jahr zu verleben und ihn erst zu verlassen, als Berufspflichten dazu zwingen. Noch weniger denkbar ist es, daß der kluge Priester der erlauchten Republik einen Mann als Professor der Mathematik! vorgeschlagen habe, der seines Verstandes nicht mächtig war. »Ja«, werden Andere sagen, »als Pater Grillo zu Tasso zog, waren seit seinem Aufenthalte im St. Annenhospitale mehrere Jahre verflossen, während der Zeit war er durch ärztliche Behandlung wahrscheinlich wieder hergestellt.« Aber wahrlich, was der Unglückliche in den ersten Jahren im Spital erduldete, war eher geeignet, selbst den erleuchtetsten Geist um den Verstand zu bringen, als einen Geisteskranken zu heilen. Und warum öffnete sich für den Genesenen die Pforte des Krankenhauses nicht? Wozu der Gesunde im Spitale? Ist es doch bekannt, daß Tasso, für dessen gesunden Verstand der Pater Grillo ein so schönes Zeugniß ablegte, noch, nachdem dieser ihn veranlassen hatte, um für seine Befreiung thätig mitzuwirken, mehrere Jahre in Gewahrsam gehalten wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Zoroaster und sein Zeitalter von Arn. Hölty, Archidiacon zu Uelzen. Lüneburg, Herold und Wahlstab, 1836. X und 96 S. 8.

Die Gründlichkeit der Forschung, welche sich in der vorliegenden Schrift durchaus nicht verkennen läßt, und dieß schon durch die seltene Ruhe und Einfachheit des Tons und die noch seltenere Verschmähung alles Prunkens mit überflüssiger Gelehrsamkeit, zeigt uns in dem Verfasser einen Mann, von dessen Bestrebungen wir noch so manche Aufschlüsse über die Schriften und die Religion des Zendvolkes erwarten dürfen. Bereits im Jahre 1829 hatte er in der kleinen Schrift: »Dsjemschid, Feridun, Gustasp, Zoroaster« vielfache Resultate seiner mehrjährigen Untersuchungen niedergelegt, und von so manchen Seiten dafür Anerkennung und Aufmunterung gefunden. Letztere veranlaßte ihn auch zur Herausgabe der gegenwärtigen Abhandlung, deren Zweck ist, das Zeitalter des Zoroaster, namentlich durch Vergleichung der Angaben der Zendschriften mit denen Herodots zu bestimmen. Nach einer kurzen Aufzählung der älteren und neueren Meinungen über Zoroasters Zeitalter, sucht der Verfasser die schon von Abbé Foucher aufgestellte Meinung, daß Zoroaster zur Zeit nicht des Darius Hystaspes, sondern des Cyaxares I. aufgetreten sey, dadurch zu erhärten, daß er die Identität des Dsjemschid, Feridun und Gustasp der Zendschriften, mit dem Dejoces, Phraortes und Cyaxares des Herodot nachweist. Zur Bestätigung dieser Ansicht wird im vierten Kapitel dargethan, daß der Kaus der Zendschriften mit dem Astyages des Herodot, ihr Khosro mit dem Cyrus, ihr Themasp mit dem Cambyses, ihr Tus oder Su mit dem Smerdis des Herodot identisch sey. Den Widerspruch, in welchem sich die (mit Herodot übereinstimmenden) älteren Zendschriften mit den Jeschts und der Bundescheh befinden, sucht der Verfasser dadurch auszugleichen, daß man zu der Zeit der Verabfassung des Jeschts — Gustasp mit Darius Hystaspes verwechselt habe. Das fünfte Kapitel ist der Widerlegung einiger, namentlich von Rhode geltend gemachter Gegengründe gewidmet, und nachdem das sechste und siebente Kapitel einige Nebenfragen erörtert hat (»die Annahme zweier Zoroaster,« »Hom's angebliche Prophetenwürde,« »von den im Vendidad erwähnten Bekennern des ersten Gesetzes — Pöiriodkeschau — und der Ansicht der Zendreligion von der Offenbarung«), stellt das achte die Nachrichten über Zoroasters Leben, so weit sie in den Zendbüchern selbst enthalten sind, zusammen.

Kaum dürften jene, welche sich zunächst mit denselben Gegenständen beschäftigen, dem Verfasser historische Unrichtigkeiten nachweisen können. F.

Kaiser Leopold II. Geschichte Oesterreichs unter seiner Regierung 1790 — 1792. Von J. B. Schels, kaiserl. östr. Major ꝛc. ꝛc. Wien, Heubner, 1837. 8. Auch unter den Titeln: Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates. Zehnter Band. Die Regierung des Kaisers Leopold II. 1790 — 1792.« Und: »Neueste Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates. Erster Band: Die Regierung des Kaisers Leopold II. 1790 — 1792.«

(Schluß.)

Die Würdigung der Verdienste, welche sich Leopold II. um Toscana erworben, und derentwillen er den Namen des Weisen von den Zeitgenossen erhalten, ist kurz und bündig, ohne dabei Wesentliches zu übersehen. Bedeutender wird die Aufgabe mit dem Antritte der Regierung sämmtlicher Erbländer; die Darstellung z. B., wie Leopold II. in Josephs Reformationen eingriff, und die daraus hervorgegangenen Zustände erfaßte und lenkte, hat nicht geringe Schwierigkeiten. Man muß übrigens gestehen, daß sie der geachtete Herr Verfasser mit vielem Glücke gelöst hat, obgleich dort und da nicht ganz unwichtige Fragen unerörtert dürften geblieben seyn. Entsprach das System, welches Leopold II. befolgte, dem Gährungsprozesse der Zeit, politischer und kirchlicher Interessen willen? Sind die josephinischen Institutionen in ihrer guten Richtung erkannt, und darin weiter geführt worden? Hat man die nothwendigen Auswüchse oder etwaigen Abirrungen derselben mit Mäßigung und ohne Nachtheil des Wahren zu entfernen gewußt? Diese und ähnliche Fragen sind natürlich, wo es sich um die Folgezeit einer Epoche handelt, welche nach allen Seiten reformirend und erneuernd wirkte, und eben dadurch einer ernsten Würdigung der nächsten Regierung bedurfte.

Der Umstand, daß dem Verfasser zahlreiche Originalberichte über die Gegenstände der folgenden Abschnitte, als den Aufstand der Niederlande, den Türkenkrieg 1790 und die französische Revolution von ihrem Beginne bis 1. März 1792, an welchem Tage Kaiser Leopold starb, zu Gebothe standen, läßt von vorne herein Ausgezeichnetes und Erschöpfendes erwarten. Wir werden auch nicht zu weit gehen, wenn wir diesem Theile des Buches ein ganz besonderes Verdienst zugestehen, das Verdienst nämlich, viele neue und erfolgreiche Aufschlüsse zu enthalten, wodurch die Geschichte wesentlich gefördert wird. Die Erzählung ist, wie bereits im Allgemeinen erwähnt worden, auch hier trefflich, und die Gesinnung durchgehends treu dem Wahlspruche: für Recht und Vaterland. Somit wünschen wir uns, recht bald die Fortsetzung zu erhalten, und dem Buche die verdiente allgemeine Anerkennung.

## Die Wiener-Kunstausstellung 1837.

(Fortsetzung.)

Sculptur. Von den Sculpturen ist nur Weniges erwähnenswerth. — Unter den Büsten war Käßmanns Paris die ausgezeichnetste, im Basrelief zeigte die Skizze Probst's »die heilige Familie« von glücklicher Auffassung und künstlerischer Anordnung.

Unter den runden Werken fiel durch günstige Aufstellung und Dimension Ramelmayr's »Christus, das Kreuz tragend,« in die Augen. Vor allen kommt bei einem Kunstwerk die Idee zu berücksichtigen. Wenn man diesen allgemein gültigen Satz als Maßstab an Ramelmayr's Sculptur legt, so findet sich ein Widerspruch. Christus sollte als Erlöser dargestellt werden, wie die Schlange, die er zertritt, beweist. Allein erst durch den Tod erlöste er das Menschengeschlecht, erst am Fuß des Kreuzes hauchte die Sünde den Giftodem aus, wie so viele uralte Typen, wie selbst die meisten Bilder des Gekreuzigten aus der italienischen, niederländischen und altdeutschen Schule zeigen. Ferner und abgesehen von diesem Widerspruch: ist Ramelmayr's Christus, der Sieger über Tod und Sünde, würdig dargestellt? Spricht sich in dem aufwärts blickenden Antlitze jener edelste Triumph aus, den er eben feiert, der Erhabenheit einer in Menschenhülle gebannten göttlichen Seele, die aus den uneigennützigsten Ursachen einer solchen Opferung entgegengeht? Leider nichts von dem Allen; der Beschauer bleibt ungewiß, lächelt der Mund oder weinen die Augen. — An der Composition fällt das Gewaltsame der Figur, und die Stellung des Kreuzes auf, welches augenblicklich den Erlöser rücklings hinabreißen würde, wenn sich das Werk beseelte. — Ungerecht wäre es, der ungemein fleißigen und netten Ausführung des Ganzen, die bis ins kleinste Detail geht, nicht zu erwähnen. An den vier Basreliefs ist ein unangenehmes Schwanken zwischen raphael'schen und modernen Formen zu bemerken, die Ausführung ist auch hier äußerst nett.

Würdiger hat Petrowitsch dem Ideal des Erlösers nachgestrebt; sein Werk, über dessen Vorzüge ich meine Ansicht bereits anderswo aussprach[1], zeichnet sich durch die Einfachheit und Consequenz der Idee, durch die herrliche Darstellung des Kopfes, vor Allem aber durch eine Anspruchlosigkeit und durch ein Fernhalten von aller Manier aus, die um so ehrenwerther ist, je seltener man sie anzutreffen pflegt: es ist ein Werk, welches beim ersten Anblick weniger beachtenswerth erscheint, bei längerem Verweilen aber immer mehr und mehr anzieht und festhält. Möge Hr. P. in dieser schönen Richtung fortfahren: er hat nur Weniges, z. B. Leichtigkeit der Draperie und Entschiedenheit der Stellung, zu kultiviren. Dagegen stehen ihm die Hauptvorzüge eines Künstlers: Leichtigkeit der Idee, Adel der Composition, Natürlichkeit des Vortrages, zu Gebote. — Schade, daß dieses Werk so ungünstig, beinahe im Schlagschatten eines schwarzen Rahmens, der ein benachbartes Basrelief umgab, aufgestellt war, während durch Wegschaffung der nachgeahmten Marmorarten, die, so schön sie an und für sich sind, wohl in eine Industrie-, keineswegs aber in eine Kunstausstellung gehören, mehr Raum für runde Sculpturen gewonnen worden wäre, die man doch von allen Seiten sollte betrachten können.

Der beiden Statuetten Preleuthners muß noch erwähnt werden, welche durch treffliche Charakterisirung und schöne Ausführung den würdigen Schüler Schaller's beurkundeten.

(Schluß folgt.)

[1] Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur ic. 1837.

## Notiz.

»Der Tod des Phaeton, epische Dichtung von Eduard Groschvetter« (Altenburg, Pierer, 1836. 40 S. 8.) ist eine freie Behandlung dieses Mythus nach Ovid (Metamorph. II. 1 — 328) in strengen Stanzen; ein Versuch, dem altclassischen Mythus überhaupt Popularität auch in unserer Zeit zu verschaffen. Die Darstellung ist voll Geist und Leben, der Styl gewählt, der Periodenbau nicht eben gedrängt und kurz geschürzt, aber leicht überschaulich, der Versbau bezeugt eine fleißig gebrauchte Feile, das ganze Büchelchen erscheint überhaupt mit sehr sorgfältig gemachter Toilette. Ob nicht ein mit minderer Consequenz durchgeführtes Versmaß für den beabsichtigten Zweck dienlicher gewesen wäre, wollen wir nicht unbedingt entscheiden. Einförmigkeit war namentlich bei der unausgesetzten Wiederkehr der Cäsur in der Mitte der Verse durch 92 achtzeilige Strophen nicht ganz zu vermeiden. Eine wörtliche Uebersetzung machte der Zweck unmöglich, das gewählte Versmaß unthunlich, doch ist die Bearbeitung insofern treu, als sie dem Gange des Originals bis auf einzelne Bilder und rhetorische Wendungen genau sich anschließt.

## Berichtigung.

In der Anzeige von Straube's und Emil's Sagen wurde die Auflage der ersteren getadelt. Referent, welcher ein Exemplar auf Druckpapier vor sich liegen hatte, hat nun ein Velin-Exemplar gesehen, und er nimmt seinen Tadel um so bereitwilliger zurück, als er der anerkannten Solidität und Thätigkeit der betreffenden Verlagshandlung nie und nirgends zu nahe treten möchte. Cuique suum!

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**59.** Mittwoch, den 26. Juli **1837.**

## Zur Charakteristik
## Torquato Tasso's.

(Fortsetzung.)

Wie der Maler in sinniger Anordnung, um Abwechslung in das Gemälde zu bringen und den Reitz des Ganzen zu steigern, an die Ufer eines spiegelglatten Sees eine starre Klippe hinzumalen für gut erachtet, und in einer reitzenden Landschaft einen dürren unbelaubten Baum als Folie anbringt, den Glanz des lebendigen Schilderwerkes zu heben, haben begabte Dichter und Prosaisten sich an die Sage gehalten, daß Tasso von einem Folletto (Kobolde) in seinem Kerker geneckt zu werden glaubte, um mit den lichten Farben im Bilde eines Mannes hochbegabten Verstandes den dunkeln Schlagschatten des Wahnes zu verschmelzen. Wenn aber auch der Historiker diese Sage als ganz unverbürgt nicht verwerfen darf, so ist dieß noch kein Beweis für die Annahme, daß Tasso zerrütteten Verstandes gewesen. Die Dichter schmückten diesen Folletto zu seinem Genius aus, den er mit sich zu sprechen wähnte, wenn die Stunde über ihn kam. Allein Folletto und Genius waren niemand anderer, als ein eingefleischter spitzbübischer Aufwärter des St. Annenspitals. In Tasso's Körper nämlich wüthete schon lange, als Folge der vielfach erduldeten Schläge des Schicksals, der Zurücksetzung und des Familienunglücks, innerliches Leiden, das mit einer todesgefährlichen hitzigen Krankheit endete. Stundenlang lag er fast bewußtlos aufs Lager hingestreckt. Diesen Zustand benützte der diebische Aufwärter, dem Kranken seine kleine Barschaft zu stehlen, rumorte unter Kisten und Kasten herum, polterte, und brachte unter seine Papiere und Bücher die größte Unordnung. Tasso noch mit fieberheißem Kopfe sich erhebend, schrieb in seiner fantastischen Verwirrung, wo alles in trübem Dämmerlichte vor seinen Sinnen schwamm, diese Wirthschaft einem Kobolde zu, und der Spitzbube von einem Aufwärter selbst verbreitete dieses Mährchen weiter, um seine Dieberreien ungestört fortsetzen zu können. Endlich erkrankte Tasso bis auf den Tod. Bessere Behandlung und ärztliche Hülfe ward ihm zu Theil. Die Krankheit brach sich, nachdem er in einem heftigen Fieberanfalle eine Vision gehabt zu haben glaubte, in der ihm die Jungfrau Maria erschienen, und Genesung und besseres Schicksal versprochen hatte. Unstreitig mochte auf sein Gemüth diese Verheißung im Traume wohlthätigen Einfluß geübt haben. Er genas ganz, schneller als man hoffte, und mit der Krankheit verschwand jede Art von Erscheinung.

So wären wir denn endlich an den Hauptpunkt unserer Untersuchung gelangt; wären dem Ziele nahe gekommen, das wir uns vorgesteckt haben, zu beweisen nämlich, daß Tasso weder in Schuld seiner Liebe zur Prinzessin Leonore in harter Gefangenschaft gehalten, noch als geisteskrank bewacht wurde. Nun bleibt uns noch ein Ausweg, und der wäre darzuthun, daß der unglückliche Dichter das Opfer mißtrauischer Politik geworden. Und dazu müssen wir etwas weiter ausholen. Der Kampf der Guelfen und Gibellinen, so wenig er mit den Hohenstauffen begonnen, hatte er mit dem Untergange dieser aufgehört. Form und Name wurden geändert; die Sache war geblieben. Der Brand des Streites zwischen kirchlicher und weltlicher Macht glimmte noch bis tief in das 16te Jahrhundert hinein. Die Hyder hatte nicht einen einzigen ihrer Köpfe verloren, nur die Haut wechselte die Farbe. Karl's V. Kriege mit Franz I. sind bekannt. Eben so weiß jeder, daß die päpstliche Macht ihrer alten Politik getreu, sich auf die französische Seite hinneigte, um die kaiserliche Macht brechen zu helfen. Diesen Kriegen brachte Bernardo Tasso, unseres Torquato Vater, in den Strom auch mit hinein gerissen, sein Lebensglück zum Opfer; seines Sohnes Leben fiel in die Epoche nach Franz und Karls Abtreten von dem Schauplatze, in welcher Kirchen- und Kaisermacht versöhnt zu seyn schienen. Die christlichen Länder sahen einem dauerhaften Frieden entgegen, und hofften nun ihr ganzes Augenmerk auf ein großartiges Unternehmen hinwenden zu können, das diese schon lange im Gedanken beschäftigte. Es schien die Zeit gekommen zu seyn, welche den Christen gestatten wollte, ihre Streitkräfte zu vereinigen, um die Türken aus Europa zu vertreiben. Mit der ganzen Energie seiner Feuerseele faßte Tasso diese Idee auf. Mit seinem Goffredo wollte er der zweite Bernhard von Clairvaux werden, die Helden des Christenthums zu solch großem gottseligem Werke anzufeuern. Da droh-

te die immer gefährlicher werdende Kirchenspaltung diese Aussicht zu zerstören. Die Christen entbrannten ärger als je früher in Wuth gegen sich selbst, anstatt ihre Erbfeinde gemeinsam zu bekriegen. Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich hatte die Religionstrennung die Parteien im offenen hartnäckigen Streite entgegengestellt, als Tasso im Gefolge des Kardinals Este dahin kam.

An keine härtere Klippe hätte das Schicksal den in seine Träume Versenkten schleudern können, daß er erwache, aufschaue und die Wirklichkeit erblicke. Was der schwärmerische Jüngling zu Paris in der Nähe des Hofes verhandeln sah, mußte ihm die Augen öffnen. Da sah Tasso, wie zu der Zeit in Kirche und Staat alles nur auf das eigene Interesse bedacht war. Die Idee der Hauptsache, das allgemeine Wohl, ward zur dienenden Magd herabgewürdigt, mit vorgenommener Maske nur das Selbstinteresse zu fördern. Aerger als die Uebrigen mußte es der Kardinal getrieben haben. Dem unverdorbenen jugendlichen Dichter ward es unheimlich in seiner Nähe. Er zerfiel mit ihm. Weder des Königs Gnade, noch die Freundschaft mit dem französischen Dichter Ronsard, in Frankreich zu der Zeit der berühmteste, hielt ihn fürder zurück. Er eilte von Paris den Musen in Ferrara wieder in die Arme.

Wie er dort gelebt, weiß jeder. Nicht minder bekannt ist es, daß all sein Streben, so lange er Alfons Hofe angehörte, in Besitz seines Erbtheils in Neapel zu gelangen vergebens war. Jahrelang kam keine merkliche Veränderung in das Leben unseres Helden, nur daß, wie es an Höfen gewöhnlich ist, die immer steigende Gunst des Herrn ihm in gleichem Maße Neider erwarb, bis nach Pigna's, des Herzogs Sekretärs, Tode, dieser Tasso zum Historiographen seines Hauses ernannte. Und das war der böse Keim, aus dem ihm das meiste Böse in seinem Leben entquoll.

Somit hätten wir den Flocken, den dunkeln Faden daraus zu spinnen für das Gewebe, das wir vor unsern Lesern ausbreiten wollen. Doch zu diesem Zwecke müssen zuförderst zwei momentose Umstände angeführt werden. Der eine, daß von Tasso's Hand als Historiographen des Hauses Este, keine Zeile auf uns gekommen ist, obwohl er sich beklagte, daß dieses Amt ihm für jede andere literarische Beschäftigung fast alle Zeit raubte. Ferner, daß erst von der Zeit an, als Tasso Hofhistoriograph geworden, seine Neider sich zu regen getrauten, und er, des Herzogs Gnade im Abnehmen bemerkend, vor der Inquisition Angst bekam. Diese Furcht war auch das Gespenst, das ihn von seiner ersten bis zur zweiten Flucht aus Ferrara unablässlich verfolgte, bis es ihn wirklich zum zweiten Male aus dem Umkreise dieser Stadt trieb.

Nach langer Irrfahrt haben wir Tasso unsern Lesern vorgeführt, bei einem guten alten lombardischen Herrn übernachtend; haben auch erzählt, daß der alte Herr zum Theil um seine Geschichte wußte, und nicht anstand, des Herzogs ungerechten Zorn gegen ihn zu mißbilligen. Und höchst merkwürdig für seine Charakteristik sind die Worte, die Tasso darauf entgegnete. »Quella fama per avventura non poteva derivare dal mio valore, del quale voi siete troppo cortese lodatore, è derivata dalle mie sciagure, ma qualunque io sia, io son uno, che parlo, anzi per vero dire, che per odio, o per disprezzo di altrui, o per soverchia animosità d'opinioni. (Jenen zufälligen Ruf darf ich nicht meinem Verdienste zuschreiben, das Ihre Güte gar zu hoch anschlägt. Vielmehr ist er die Folge meines unglücklichen Schicksals. Aber wes Standes ich immer sey, so bin ich einer, der spricht, mehr um die **Wahrheit** zu sagen, als aus Haß, Geringschätzung Anderer, oder allzuheftiger Leidenschaftlichkeit in meinen Meinungen. »Ich spreche bloß um die Wahrheit zu sagen!«) Wahrlich keine Gabe, um sich Freunde zu erwerben. Doch um so mehr eine unübersteigliche Klippe für den Geschichtsschreiber an dem Hofe von Ferrara zu der Zeit, und in Dienst genommen, das Gegentheil zu thun. Guicciardini, als päpstlicher General nothwendig Guelfe, welche Geißelhiebe mußte er nicht zuweilen auf seine Partei führen, um der historischen Wahrheit getreu zu bleiben! Auch ihm bekam dieses nicht sehr wohl. Welcher Partei Tasso im Herzen gewogen war, ist zwar nicht zu bestimmen. Aber immer wieder tönen seine Worte »Parlo anzi per vero dire.« Und wie konnte er da anders in seinem Amte als Geschichtsschreiber, als aus Wahrheitsliebe so Manches erzählen, was das Licht scheut. Wer kennt nicht die im Finstern schleichende Arglist, die man damals Politik nannte? Wem sind die Unthaten aus den Guelfen- und Gibelinenkriegen unbekannt? Brauchte es dann mehr, als eine Berührung des wunden Fleckes in der Hausgeschichte, um den Herzog grollen zu machen? Den Herzog, den es lange nicht mehr bekümmerte, daß geschehen was geschah, aber Tasso's historischer Gewissenhaftigkeit es nachtrug, daß sie nicht schweigen konnte von dem, was geschehen. Feinde und Neider werden sicher auch nicht ermangelt haben, den glimmenden Funken zur Flamme anzufachen, und vor dem Herzog stand Tasso als Gegner seiner Partei angeschrieben. (Die Este waren seit Azzo, dem Stifter ihrer Familie, Lehensträger der Kirche, und die Hauptsäulen der Guelfenpartei) Nun wird es erklärlich, warum der Herzog noch in den Tagen der Gnade Tasso auf einmal aus aller literarischen Thätigkeit riß? Warum er ihn stets um sich haben wollte, seiner Dienste verlangend, mehr als Hofkavalier, denn Hofdichter und Literat. Gar wohl ist auch unter solchen Umständen des Herzogs Güte für Tasso zu erklären, mit welcher er den Geängstigten der Mühe überheben wollte, nach Rom zu ziehen, um sich vor dem Inquisitionsgerichte von jedem Verdachte zu reinigen. Der edle Herzog übernahm es selbst den Rechtgläubigen im Falle der Noth zu vertheidigen. So behielt er sich klug den

haken bevor, bei dem er den ihm Verdächtigen in jedem Augenblicke sicher fassen konnte. Und als Tasso endlich den Gedanken gefaßt und auch ausführte, aus Ferrara zu flüchten, da vergaß er in übereilter Flucht, seinen Gefängnißschlüssel, — die Schriften, die er in Ferrara zurückließ — mitzunehmen. Furchtbare Gestalten, wie aus Makbeths Hexenkessel, müssen Ferraras Fürsten aus Tasso's Papieren aufgestiegen seyn. Furchtbar müssen diese des Herrschers Zorn gegen den Flüchtling zur wüthenden Flamme angefacht haben, deren Lohe weithin sprühte. Denn als der Letztere von Turin, seinem letzten Zufluchtsorte, nach Ferrara eilen wollte, um die Auslieferung seiner Manuskripte, — sein ganzer Reichthum, an dem sein Leben hing, — persönlich zu betreiben, widerrieth ihm Alles diesen Schritt. Da er aber hartnäckig auf seinem Willen bestand, bath ihn der Marquis von Este, Generallieutenant in des Herzogs von Savoien Diensten, doch wenigstens bis zum Frühlinge zu warten. Zu der Zeit sollte er, von seinem Hofe abgeschickt, als Gesandter nach Ferrara gehen, und wollte Tasso in sein Gefolge aufnehmen, um ihm, als bei der Gesandtschaft angestellt, doch wenigstens Immunität seiner Person zu sichern. Alles vergebens. Unaufhaltsam rannte der Bedauernswerthe seinem Schicksale entgegen.

(Schluß folgt.)

---

Analecta grammatica maximam partem anecdota ediderunt Josephus ab **Eichenfeld** et Stephanus **Endlicher**. Vindobonae, Beck, 1836 — 1837. XXVI u. 572 S. 4.

Ohne in eine nähere Erörterung eingehen zu wollen, in wie fern vorliegende Analekten auf das Studium der Philologie fördernd wirken werden, läßt sich das wahrhaft Verdienstliche ihrer Herausgabe durchaus nicht verkennen. Bereits vor mehreren Jahren haben die Philologen wieder angefangen, den römischen Grammatikern nähere Aufmerksamkeit zu widmen; wie wichtig dabei die kritische Bearbeitung und Veröffentlichung noch unbekannt gebliebener Autoren schon an und für sich sey, kann wohl Niemand übersehen: jedenfalls aber wird dadurch eine bedeutende Lücke in der philologischen Literatur ausgefüllt. Uebrigens wird das nachstehende Inhaltsverzeichniß darthun, wie vertraut die gelehrten Herausgeber mit ihrer Aufgabe waren, und wie vollkommen entsprechend sie diese zu lösen verstanden haben. Andere Betrachtungen zum Schlusse uns versparend, wollen wir nur kurz die einzelnen Mittheilungen anführen, und die reichhaltigen Erörterungen des Vorwortes benützen, um damit Einiges zum nähern Verständniß in Verbindung zu bringen. Den Reihen beginnen:

I. M. Claudii Sacerdotis artium grammaticarum libri duo — aus dem Bobbeser Codex der k. k. Hofbibliothek, den schon Denis und erst kürzlich Endlicher beschrieben. Ueber den Verfasser läßt sich wenig Bestimmtes sagen; Cassiodorus spricht von ihm, und daraus mag man einigermaßen auf dessen Alter schließen; daß er ein Christ gewesen, vermuthen die gelehrten Herausgeber, weil die Namen: **Samuel**, **Daniel**, **Israel** vorkommen; nicht unwahrscheinlich ist es auch, daß er zu Rom als Lehrer der Grammatik gelebt habe.

II. Incerti artium grammaticarum fragmentum — aus demselben Codex und von derselben Hand geschrieben: vielleicht auch von demselben Verfasser als Bruchstück eines andern grammatikalischen Werkes von ihm. Dieses Fragment, welches bei einer merkwürdigen Uebereinstimmung mit **Charisius** seine Selbstständigkeit bewahrt, dürfte durch die vielen griechischen Glossen, die in ihm vorkommen, manchen nicht unbeachtenswerthen Beitrag zur Lexicographie liefern.

III. Incerti fragmentum grammaticum de Nomine et Pronomine — Codex Nr. XVII. der kaiserlichen Bibliothek aus dem 8ten oder 9ten Jahrhundert.

IV. Incerti fragmentum grammaticum de Verbo ad Severum — von derselben Hand, wie das vorgehende geschrieben, ob aber auch von demselben Verfasser, muß unentschieden bleiben. Uebrigens stimmt dieses in Vielem mit dem nachstehenden Werke des Macrobius überein.

V. Excerpta e Macrobii Theodosii libello de verbi graeci et latini differentiis vel societatibus. Es ist bekannt, daß genanntes Buch des Macrobius, dessen **erste** Ausgabe 1585 in Paris erschienen, nichts weiter als einem gewissen **Joannes** (einige glauben dem **Erigena**) entnommen ist, um sich die Regeln der griechischen Zeitwörter zusammenzustellen; überdieß bekennt der Excerptor selbst, daß er dort und da geändert, öfter die Worte des Macrobius beibehalten, Vieles ausgelassen und Einiges eingeschaltet habe.

VI. Sergii de arte grammatica fragmentum, cui accedunt: Erotemata grammatica e Maximo Victorino et fragmentum Palaemoni adscriptum. Diese Fragmente sind im Codex XVI. der kaiserlichen Bibliothek enthalten, in welchem auch noch eines von Sergius und ein zweites von unserm Verfasser vorkommt, das indessen bereits bekannt ist.

VII. Incerti excerpta argumenti grammatici, demselben Codex entnommen, und auf 2 Blättern enthalten. Die Schrift ist dieselbe, wie beim bereits angezeigten Sacerdos; der Inhalt: einige grammatikalische Regeln und Scholien zum Virgil, Horaz, Juvenal und Lucanus.

VIII. Valerii Probi de nomine fragmentum — wichtig zugleich wegen einiger Stellen von Classikern, die verloren gegangen, z. B. aus Cornelius Severus römischen Geschichte, aus Lucilius, Afranius und Cicero's zweiten Rede für Cornelius.

IX. Probi grammatici de octo orationis membris ars minor — schon lange vor der Vaticanischen Ausgabe zum Drucke bereitet, nun aber nach drei Handschriften und der ersten Ausgabe des Ang. Mai dennoch aufgenommen, und mit einem Anhange aus dem Wienercodex vermehrt. Die gelehrten Herausgeber nehmen hier Gelegenheit, über das Alter, die Religion und die Werke des Probus ihre Ansichten niederzulegen. (S. XII. bis XXI.) Sie sind, wie sich erwarten läßt, eben so interessant als gründlich; wir müssen indessen unsere Leser auf sie verweisen, da der Raum dieser Blätter keine weiteren Auszüge gestattet. Die Lebenszeit des Probus fällt in das vierte Jahrhundert, und daß er Christ gewesen, schließen die Herausgeber unter andern, weil er §. 544 art. min. den Namen Samuel anführt, und im 70. §. des Fragmentes: »de nomine« sagt: cum vero (apex) pluralem (numerum sonat), litterarum indicat nomen, cujus locutio in consuetudine est, quando dicimus divinos apices et significamus litteras.« Die Erörterung über die bereits gedruckten und noch ungedruckten Werke zeugt von dem unermüdeten Fleiße, mit welchem die Herausgeber die größtmöglichste Vollständigkeit zu erreichen sich angelegen seyn ließen.

(Schluß folgt.)

---

## Notizen.

Mit dem Motto aus Herder: »Eine kurze und zweckmäßige Geschichte der Philosophie halte ich für Schüler der obersten Classe eines Gymnasiums sehr nützlich,« bezeichnet K. L. Kannegiesser selbst den Kreis, für welchen sein »Abriß der Geschichte der Philosophie« (Leipzig, Brockhaus, 1837) bestimmt ist. Aber damit ist noch nichts für dessen eigene Zweckmäßigkeit gewonnen, und Referent ist durchaus nicht im Stande, es Gymnasiallehrern als Leitfaden im Unterrichte zu empfehlen, denn selbst für die beschränkten Zwecke des Gymnasialunterrichts ist eine Geschichte der Philosophie ohne eigenes Quellenstudium und ohne eigenes philosophisches Urtheil eine mißliche Sache. Der Verfasser hielt aber für nöthig, den Vorgängern bis auf einen gewissen Grad zu vertrauen, da ein Studium der Quellen zu weit geführt hätte. Er habe jenen den meisten Glauben geschenkt, die durch eine klare Darstellung der Sache ihr eigenes Verständniß zu bewähren schienen und das Urtheil frei ließen.« (Wornach beurtheilt man denn das fremde Verständniß eines Systems, wenn man es selbst nicht kennt? und welche Norm hat man ohne eine solche Kenntniß für das von andern freigelassene Urtheil?) »So bin ich denn,« fährt der Verfasser fort, »bald diesem, bald jenem gefolgt und habe den Stoff aus Mehreren zusammengelesen.« (S. IV.) Hiermit hat der Verf. sein Verfahren wirklich charakterisirt, nur nicht zum — Vortheil seines Buches.

---

Unter dem sentimentalen Titel: »Pilgerklänge einer Heimathlosen« (Berlin, Dümmler, 1836) werden uns poetische Erzählungen, Balladen, lyrische Gedichte und Epigramme geboten, deren Behandlung von dichterischem Talente zeugt; und obgleich sich dieses zu keiner ungewöhnlichen Höhe erhebt, so spricht sich doch ein warmes und inniges Gefühl für das Schöne und Edle in den Dichtungen aus.

---

In Bezug auf Sprache, Versbau und Reim läßt sich an den Gedichten von Herrmann Kurz (Stuttgart, Hallberger 1836. 204 S. 8.), bestehend aus lyrischen Erzeugnissen, Balladen und Uebersetzungen aus neueren Sprachen wenig tadeln; auch zeichnen sich einzelne Gedichte (z. B. »der Page,« »das vergrabene Eisen« u. a.) durch tiefere Auffassung, gefälligere Behandlung und effectvollen Schluß vortheilhaft aus; im Allgemeinen aber offenbart sich in ihnen weder eine solche Eigenthümlichkeit, noch eine solche Fülle und Lebendigkeit der Phantasie, daß sie dem Ausgezeichneten gleichgesetzt werden könnten, wenn auch andererseits Wärme des Gefühls, ein edler Sinn und Innigkeit der Empfindung ein dichterisches Gemüth beurkundet.

---

Obgleich man den »Gedichten von Christian Wurm« (Nürnberg, Schrag, 1836. 162 S. 8.) in Beziehung auf poetische Erhebung und Großartigkeit keinen vorzüglichen Werth zuerkennen kann, so läßt doch der darin waltende Humor und der oft sehr treffende Witz nicht ohne Theilnahme. Dieses Interesse, welches Inhalt und Behandlung größtentheils einflößen, wird noch durch eine erfreuliche Gewandtheit und Gediegenheit der dichterischen Sprache, so wie durch Reinheit und Leichtigkeit des Versbaues gesteigert, so daß man dem Dichter gern bis zum Schlusse folgt, welchen eine Reihe morgenländischer Dichtungen und Gnomen bilden. Sie befriedigen gleichfalls, mit wenig Ausnahme, durch die solchen Poesien eigenthümliche sinnvolle Richtung und eine ohne Härten sich bewegende Darstellung.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

60. Sonnabend, den 29. Juli 1837.

## Zur Charakteristik Torquato Tasso's.

(Schluß.)

Ungeduldig jagte er, mitten in des Winters Frost, über die Berge nach Ferrara, auf Alfons Großmuth bauend. Dort angekommen, ward ihm verbothen, bei Hofe zu erscheinen. (Die beste Widerlegung des tollen Märchens, daß Tasso nach seiner Rückkunft nach Ferrara die Prinzessin Leonore im Angesichte des ganzen Hofes umarmte, und daß ihn ihr Bruder deßhalb nach dem Annenhospitale bringen ließ.) Dem Elend und Mangel Preis gegeben, seiner Schriften und Documente beraubt, machte Tasso seinem erbitterten Herzen in Klagen Luft. In der Bitterkeit seiner Gefühle, vom Unmuthe verblendet, mochte er auch manches von den politischen Intriguen des Regentenhauses verlauten lassen, und damit führte er die traurige Katastrophe seines Lebens gewaltsam herbei. Die schweren Gewitterwolken des Zornes, die sich schon lange in Alfons Herzen gegen den unglücklichen, Preis gegebenen Dichter sammelten, entluden sich auf einmal ihrer zerschmetternden Blitze, die Pforten des Kerkers thaten sich auf, und verschlangen auf Jahre bitterer Gefangenschaft den früheren Günstling. Im Grunde aber hatte Tasso Recht, früher konnte er nicht anders handeln. Denn sein Streben ging über Herrengunst hinaus. Sein Genius kam vom Himmel und trug ihn zum Himmel. Darum mußte ihm die Wahrheit über alles heilig seyn. Die Folgen, die für ihn daraus erwachsen könnten, in Anschlag zu bringen, das lag außer dem Bereiche seiner Berechnung. Wäre er sonst Tasso gewesen! Das fühlte Alfons. Um also die Welt zu täuschen, die den Unglücklichen liebte, dessen Gesänge sie stets im Munde führte, ward er nicht in den Zwinger gebracht, in welchem die anderen Staatsgefangenen fest gehalten wurden. Nein, ins Irrenhaus führte man ihn, und als wahnsinnig ward er ausgegeben. Bedarf es noch eines Wortes weiter, an welcher Art von Fränesie der Arme darniederlag? Nur noch so viel. Als nach Jahren herben Leidens, und öfter gebrochenen Versprechens von Seite des Herzogs, Tasso los zu geben, er endlich den Bitten seines Schwagers, des edlen Herzogs von Mantua, nicht widerstehen konnte, entließ Alfons den Eingekerkerten seiner Haft, doch nur unter der Bedingung, daß der Mantuaner ihm für denselben hafte. Für einen Wahnsinnigen haften! Von seinen Papieren erhielt Tasso nur jene zurück, die ihm auszuliefern der Herzog Alfons, sein gnädiger Herr, für gut befunden. Was aus seinen historischen Schriften geworden, wohin sie gekommen, wer weiß es? Darum kann ich, was mich betrifft, nimmer glauben, daß, was in neuester Zeit von Tasso's Hand aufgefunden worden, echt sey. So lange nicht noch seine geschichtlichen Arbeiten vorliegen, und das Aufgefundene mit dem verglichen wird, was, von seiner eigenen Hand unläugbar herrührend, als Reliquie aufbewahrt wird, ist jedes andere als apokriphisch zu betrachten.

Das ist der Inhalt von Tasso's Lebenstragödie. Die tragische Schuld in derselben ist dieselbe, die das Leben jedes genialen Geistes trübt: Seelengröße, die mit dem Staube nichts gemein hat, von dessen Last nur gedrückt wird. Denn das ist der Fluch jedes Genius, daß die Mächte der Erde nur zu häufig über ihn Gewalt haben, wie der neidische oder unverständige Besitzer über den Solitär, der ihm zu eigen geworden, er weiß nicht wie. Vor den Augen der Welt den Glanz des Kleinods unter Schloß und Riegel zu versperren, darf ihn Niemand abhalten; den Diamant in lauter kleine Stücke zu zerschlagen, wer will es ihm wehren? Ist doch das Juwel mit solcher Machtvollkommenheit von dem Schicksale in seine Hand gegeben worden. Aber daß das ihm natürliche Feuer aus dem kleinsten Splitter des zerstäubten Edelsteins blitze, zu verhindern, so weit reicht freilich des Machthabers Gewalt nicht hin. Wollt ihr also Tasso als Tasso kennen lernen, was haltet ihr euch bei der traurigen Geschichte seines Lebens auf? Die kann euch nur modifizirt nichts anderes erzählen, als was euch die Biographie eines jeden großen Mannes berichtet: Leiden, getäuschte Hoffnungen, Verfolgungen, ungestilltes Sehnen. Aber die Werke eines Mannes — die sind die getreuesten Gipsabdrücke seiner Individualität. Sonst ist das schönste Talent, wenn es nicht produktiv ist, oder dessen Leistungen unbenützt liegen, wie der Geist des Schöpfers, der über dem Chaos schwebt, unverehrt und ungekannt, weil nichts Leben-

diges da war, seine Allmacht zu empfinden. Also an Tasso's Schriften wendet euch, wollt ihr anstaunen den Riesengeist des Mannes, der über jede irdische Schranke erhaben. Bleibt aber bei seiner Gerusalemme liberata nicht stehen, sondern leset auch seine erste Jugendarbeit »Rinaldo.« Begeistert euch an der Gluth seiner lyrischen Gedichte, wie Petrarka keine schöneren verfaßte. Laßt euch entzücken von seinem Aminta. Erhebt euch in Andacht in seinen giorni della creazione. Bewundert den Fluß der Rede, Klarheit, Licht, Gemüth und Weisheit in seinen Briefen und Dialogen. Und habt ihr seine Werke erschöpft, da werdet ihr erst empfinden, wie feurige Liebe sein ganzes Wesen durchglühte. Aber Liebe, keusch und rein, wie die Flamme des Aethers. Und er konnte, durfte singen:

»Ei modesto è si com' essa è bella
Brama assai, poco spera, e nulla chiede.«

(Er so bescheiden, als sie schön, wünschet viel, hofft wenig und begehrt nichts.) Das ist Tasso, wie er war, und kein Zerrbild, von Anderen verunstaltet.

Wie aber die Hebräer, aus scheuer Ehrfurcht vor dem Ewigen, den Namen Jehova nicht auszusprechen wagen, so däucht es mir, wäre es billig, den Namen eines großen Mannes nur mit Ehrerbiethung zu nennen. Darum habe ich, obwohl mit schwachen Kräften, Tasso's Ehrenrettung auf mich genommen, habe es unternommen, ihn gegen die alles verletzende Impietät der Neueren zu vertheidigen, wie in alten Zeiten jeder, und selbst der Gemeinste aus dem Heere, es für heilige Pflicht erachtete, den von feindlichem Wurfgeschoße zu Boden geschmetterten Feldherrn, mit seinem Leibe und vorgehaltenem Schilde, gegen den Andrang der daher strömenden Feinde zu decken.

Dich aber, du edler großer Mann! dich trieb dein hartes Geschick nach kurzem stürmischem Laufe, wie ein zerschelltes Wrak, in den letzten Hafen der Ruhe. Die eisenfeste Eiche, in deren Schatten du deinen Schwanengesang aushauchtest, wird vielleicht ein Blitz zersplittern, oder ein Orkan mit den Wurzeln aus dem Boden reißen. Deine sterbliche Hülle löste sich in Atome auf, und wer kann wissen, ob sie die Elemente einer duftenden Rose, einer keuschen Lilie geworden, oder ob sie die Winde spurlos verweht? Allein ewig fest, unerschütterlich stehen die Säulen, auf denen das Gebäude deines Ruhmes ruht. Sie haben den Lorber dir in den Sarg gelegt, deinem Genius als Brand- und Dankopfer zur Sühne, weil sie dich im Leben gequält und da dich dennoch bis zum letzten Odemszuge abgemüht, ihren Stumpfsinn mit den unvergänglichen Schöpfungen deines göttlichen Geistes zu erhellen. Darum ruhe in Frieden, und zürne nicht, daß man dein Andenken profanirt, zum Gaukelspiel für die gaffende Menge.

J. B. Kolli.

---

**Methodische Anweisung zum Unterrichte in der Thierkunde und Anthropologie.** Nach naturgemäßen Grundsätzen von A. Lüben, Rector zu Aschersleben. Berlin 1836, bei C. Fr. Plahn. 8.

Wenn die Naturkunde sich immer mehr als angenehmer und bildender Unterrichtszweig schon der frühen Jugend mit Recht gelten macht, indem die Natur mehr als das Schulzimmer zur ersten Bildungsstätte geeignet und bestimmt ist, so nenne ich es kein unbedeutendes Verdienst, den bessern Weg in jenen großen, reichen und prächtigen Tempel der Cultur zu bahnen oder auch nur richtig zu zeigen.

Lehrer, die sich mit ihrer Jugend Jahrelang eifrig mit Pflanzen- oder Thierkunde beschäftigt haben, wissen, wie viel von der Lehrart abhängt, um den Gegenstand sowohl passend und nützlich, als auch faßlich und anziehend vorzutragen. Weder bloßer Eifer, noch gründliches Wissen sichert vor Mißgriffen in der Lehrweise. Wie verschieden muß z. B. dieselbe Geschichte für ein Kind von 3, 4 Jahren und für eines von 7, und wieder für eines von 10 Jahren eingekleidet werden, damit sie dem Alter, der Anlage und Entwicklung ganz entspricht. So verhält es sich mit der Beschreibung z. B. eines Gewächses, eines Thieres. Es ist eine den bildungseifrigen, denkenden Lehrer und Erzieher sehr anziehende Aufgabe, die rechte, ganz angemessene Stufe und also Einführung für seinen Unterrichtsstoff aufzufinden und seyen es auch, was Viele für sehr wenig achten, nur die Stufen des A. b. c. oder besser des Syllabirens oder des Ein Mal Eins. Wenn ein Stufengebäude auch nicht fehlerfrei ist, so hebt es doch den prüfenden Lehrer auf einen freiern und hellern Standpunkt, und schon in so fern zu etwas Besserem. So dachte ich, nachdem ich das oben angezeigte Werk durchgegangen hatte.

Die von demselben Verfasser 1832 erschienene »Pflanzenkunde nach naturgemäßen Grundsätzen« hat eine vorzügliche Anerkennung gefunden; die Thierkunde verdient sie nicht weniger. Was der Herr Verfasser dort in der Einleitung über den Werth des Unterrichts in der Naturgeschichte und über das Verfahren beim Unterrichte in derselben sagt, sollte auch vor dem Gebrauche seiner Thierkunde gelesen und erwogen werden. Er behauptet unter andern dort, S. XIX: »Mineralogie, Botanik, Zoologie und selbst Physik sollen neben, nicht nach einander betrieben werden, — die Kunst des Lehrers besteht darin, dem Schüler dasjenige daraus darzubieten, was seiner Entwicklungsstufe entspricht. Was in den ersten Curs der Botanik, Zoologie, Mineralogie und selbst der Physik gehört, kann in demselben Schuljahre mit denselben Kindern betrieben werden. Wer nicht Zeit hat, in einem Sommer 35 Pflanzen durchzunehmen, nimmt 20 oder 10 durch. Es kommt namentlich in Volksschulen nicht (so sehr) darauf an, wie viele Pflanzen man betrachten läßt; son-

dern wie man dieß bewerkstelligt.« Und S. XXI: »Ueber den religiösen Standpunkt beim naturgeschichtlichen Unterrichte läßt sich etwas Specielles in der Kürze nicht wohl sagen. Es kommt hierbei vorzüglich darauf an, daß der Lehrer selbst Religion habe. Ist dieß der Fall, so wird er das Rechte schon treffen, ohne gerade aus der Naturgeschichtsstunde eine Religionsstunde zu machen.«

Der höhere Lehrer wird die edle Richtung, die höhere Entwicklung der Menschheit stets und bei jedem Unterrichtsgegenstande im Auge behalten. Gedächtnißübung und Verstandesentwicklung allein sind nur einseitig, beschränkend; Wissen und Verstand sichert nicht vor Rohheit, Härte und Gemeinheit im Denken und Handeln. Mehr haben wir uns über diesen wichtigen Punkt im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift in den Nummern 99 u. ff. ausgesprochen. Durch die aufmerksame Beachtung und gefühlvolle Beziehung der wunderbaren Einrichtung der Natur wird auch der gewöhnlichen, blöden Oberflächlichkeit vorgebeugt und jeder Gegenstand dem Verstande wie dem Herzen näher gebracht, Sinn und Anhänglichkeit für die Natur geweckt, und dadurch mancher verkehrten, lästigen und verderblichen Neigung ausgewichen.

Wie Hr. Lüben den Unterricht seiner Pflanzenkunde in drei Curse oder Hauptstufen abtheilt, nämlich: 1. in den Curs der Arten, d. h. der Anschauung, Benennung und Beschreibung der am nächsten liegenden, wichtigen Arten, 2. in den Curs der Gattungen, unter welchen die Arten begriffen sind, und 3. in den der Familien, worin die Gattungen zusammengefaßt werden; eben so spaltet er auch die Thierkunde in drei Curse oder Jahrgänge. Der erste Curs führt die Arten auf, und zwar zuerst die von den Säugethieren, dann von den Vögeln u. s. w. Der zweite Curs faßt die Gattungen der Säugethiere, Vögel u. s. w. zusammen. Der dritte Curs entwickelt in drei Unterabtheilungen 1. die Familien, 2. die Ordnungen und 3. die Classen der Säugethiere, Vögel u. s. w.

Der erste Curs bei 9- oder 10jährigen Schülern beginnt mit der auf Anschauung und Beobachtung gebauten, genauen Beschreibung der wichtigsten Säugethiere. Dann erhalten wir die Angabe des Aufenthaltes und der Verbreitung; hierauf die der Nahrung, weiter die Fortpflanzung, nachher die Eigenheiten und Sitten, und endlich als Schlußabsatz den Nutzen und Schaden des Thieres. Am Ende der Säugethiere, der Vögel und so jeder Classe folgen sehr nützliche Wiederholungsaufgaben, Vergleichungen und Fragen, welche das Denken wecken, den Gegenstand tiefer fassen machen und zum nächst höhern Schritte vorbereiten. Es ist sowohl anziehend als ergebnißreich, die Charakteristiken von demselben Thiere in mehreren oder verschiedenen guten Lehrbüchern zu vergleichen, z. B. in der Naturgeschichte von Ludwig Reichenbach, Oken, Lenz, Wilhelm. Für ein Kind von 5 — 8 Jahren würde ich vorzüglich Raff empfehlen. Manches wird aber der aufmerksame, erfahrne Lehrer berichtigen und hinzufügen, Einiges auch weglassen, was einem Kinde durchaus nicht gesagt werden soll, um nicht selbst eine unreife, leicht gefährliche Neugierde oder Sinnlichkeit anzufachen. Der gewandte und gewissenhafte Lehrer wird aber deßhalb nicht Unwahrheit oder Irriges lehren, sondern Manches nicht berühren oder ausführen, sondern umgehen und auf später verweisen. In Hinsicht auf gemüthliche Lehrweise ist Schubert's kleine Naturgeschichte, 8. Aufl. 1834, zu empfehlen. Nur sollte sie, da Kinder Alles gerne sehr ausführlich und anschaulich wünschen, in der gemüthbildenden Weise auch umständlicher seyn. Für Schüler von 7 bis 10 Jahren dienen sehr, abgesehen von der Systematik und manchem Unwesentlichen, J. G. Fischer's »Beschreibungen zu den« sehr empfehlungswerthen »Neuen Wandtafeln der Naturgeschichte.« Breslau, Grüson 1829.

Lüben nimmt 14 Classen im Thierreiche an, Reichenbach nach den 4 Hauptorganen nur 8, nämlich 4 obere und 4 niedere oder wirbellose, wie er auch im Pflanzenreiche nur 4 höhere und eben so viele niedere Classen findet.

Dem Menschen oder der Anthropologie widmet Lüben einen eigenen Curs, in 2 Abtheilungen, wie sich die Natur des Menschen zweifach darstellt. Der erste Theil davon ist in gehaltvoller, klarer Einfachheit vorgetragen, so weit es in dieser Kürze möglich, der zweite Theil, die Seelenlehre, ist eigentlich nur ein Inhaltsverzeichniß für eine nächste Abhandlung darüber. Oft wird auf treffliche Bücher zum weitern Nachlesen hingewiesen, worunter ich aber H. G. L. Reichenbach's Naturfreund und Universum ungerne vermißte.

Das Hauptverdienst des besprochenen Werkes ist unstreitig, daß es den Leser nach logisch praktischer Methode zum wissenschaftlichen Gerüste führt, so zwar, daß sich der Schüler selbst dasselbe aufbaut. So wird das System sein eigenes Produkt, was natürlich den Geist nicht nur zweckmäßig beschäftigt und selbstständig übt, sondern ihn auch mehr bildet und mit Vergnügen lohnt. Wie verkehrt erscheint es dem genauern Kenner der Kinderseele, den Unterricht in der Naturbeschreibung mit einer Classifikation oder mit Definitionen zu beginnen. Allerdings muß z. B. als Einleitung in die Pflanzenkunde das Wichtigste aus der Terminologie vorausgehen, aber auch dieß nicht durch Definitionen, sondern durch Anschauungen, durch lebendige, eigne Vergleichung beigebracht werden. Bilder sollen eigentlich nur Surrogat seyn. Der logischen Abstraktion muß die vergleichende Beobachtung vorausgehen. Ein Kind, welches z. B. nach Chr. G. Scholz sehr brauchbaren »Uebungen im Anschauen, Denken und Reden« (Neiße 1831) und dann etwa auch nach den inhaltreichen »Verstandesübungen von Brandauer« (Stuttgart 1834) von Stufe zu Stufe entwickelt wurde, hat gewiß dadurch eine haltbare, treffliche Grundlage für die wissenschaftliche Natur-

kunde erhalten und geht ohne Mühe den bildungsreichen, schönen Weg, den Lüben gebahnt.

Den geehrten Herrn Verfasser scheint die im Allgemeinen ganz richtige Ansicht des genial praktischen J. Paul geleitet zu haben, der im 3. B. der Levana sagt: »Wozu nützt den Kindern die Naturgeschichte der ausländischen Thiere? — höchstens gelte sie als Honig auf dem nahrhaften Brote, oder als Anschlagzettel eines eben zu sehenden Thieres. Hingegen an einheimischen Thieren müßte die genaueste Familiengeschichte und das lebensgroße Thierstück gegeben werden.« Reichen Stoff bieten hierzu: »Die Hausthiere.« Leipzig Weber, 1824, und andere Schriften.

Wer der Classendivision oder dem Systeme des Verfassers nicht folgt und etwa das auf die vier Hauptorganisationsverhältnisse gegründete einfache Schulgebäude des Herrn Hofraths Reichenbach oder ein anderes vorzieht, wird dennoch die von Lüben bezeichneten 3 Lehrcurse sehr anwendbar und entsprechend finden, oder wenigstens kennen zu lernen wünschen, was uns allein schon Grund genug schien, auf das verdienstvolle Werk aufmerksam zu machen.

L. Manschgo.

---

Volksmärchen. Von Johann Nep. Vogl. Wien, Verlag von Franz Tendler. 1837. IV und 233 S. 8.

Indem wir uns auf das, was wir im Allgemeinen erst kürzlich über Sagen, Legenden und Mährchen in diesen Blättern gesagt haben, berufen, wird es hier genügen, wenn wir anführen, daß die vorliegenden Volksmärchen in Slavonien zu Hause sind, und dem Verfasser von einem Slavonier, Peter Tomashewich erzählt wurden. Es mag immerhin seyn, daß auch dem Deutschen bei Durchlesung derselben Jugenderinnerungen auftauchen, daß insbesondere einzelne Züge ihm als früher Gehörtes wieder ins Gedächtniß kommen; jedenfalls aber wird das Volksthümliche in ihnen Niemand verkennen, zumal auch der Wiedererzähler mit großer Gewissenhaftigkeit verfahren ist. Man hat diesem vorgeworfen, daß die Tendenz der Märchen nicht selten allzuleichtfertig, oft sogar an das Unmoralische streife: wir können damit nicht übereinstimmen. Durfte er sich denn Abänderungen erlauben; mußte er nicht vielmehr sie gerade so wieder geben, wie er sie aus dem Munde eines Eingebornen vernommen? Die historische Treue ist hier eben so erste und letzte Bedingung, wie bei der ernsten Geschichtsschreibung, wenn nicht das Leben erdrückt, oder die eigentliche Bedeutsamkeit aufgehoben werden soll.

Wir, im Gegentheile, rechnen es dem Sammler als ein besonderes Verdienst an, daß er das Gefundene ungeschminkt und ohne Wesentliches auszulassen oder hinzuzusetzen, mitgetheilt hat; denn nur so ist es, was es seyn soll: ein lebendiger Abdruck der Denk- und Anschauungsweise des Volkes, dem es seine Entstehung, oder auch seine Fortbildung verdankt. Treffen wir in den vorliegenden Volksmärchen das sinnliche Element vorherrschend, während in den alten deutschen meist die Beziehung zu etwas Höherem, ja zu dem Höchsten überwiegend hervortritt; so liegt die Veranlassung zu anderweitigen Erörterungen ganz nahe, und diese werden selbst für den Historiker nicht ohne Resultate bleiben. —

Was die Darstellung betrifft, muß man die einfache Haltung derselben als lobenswerth und gelungen hervorheben; vielleicht nur wäre dort und da eine größere Aufmerksamkeit in der Wahl des Ausdruckes und zunächst im Periodenbau nicht am unrechten Orte gewesen. Jedenfalls aber hat sich Herr Vogl auch durch diese Arbeit ein wesentliches Verdienst um die Literatur erworben, was hiermit anzuerkennen wir für unsere Pflicht halten.

---

## Notizen.

Der Oxford Herald enthält ein Schreiben von einem Offiziere des Vanguard, worin es heißt: Ich befand mich kürzlich in Tunis und besuchte die interessanten Ruinen von Karthago, wo ich einige Skizzen zeichnete. Sir Th. Reid, der englische Konsul, hat angefangen, an diesen Ruinen Ausgrabungen zu machen, und ist bis jetzt ziemlich glücklich gewesen, indem er eine Anzahl schöner korintischer Säulen entdeckte, die muthmaßlicher Weise zu dem Tempel Jupiters gehörten: die Schäfte waren ganz glatt, aber die Capitäle sehr schön gearbeitet, und so gut erhalten, als ob sie eben erst vollendet worden wären. Auch fand er einen kolossalen Jupiterkopf und dessen große Zehe, so wie eine kleine Hand der Ceres, die ein Füllhorn hält. Seine Münzsammlung ist, wie ich gehört habe, sehr schön, und muß von Werth seyn, da einige Münzen über 2000 Jahre alt sind.

---

Am 1. August 1836 wurde zu Edinburgh 126 Studierenden der Medizin das Doctordiplom ertheilt; unter diesen waren 50 Schotten, 27 Engländer, 27 Irländer, 3 aus Wales, 16 aus den Colonien oder dem Auslande. Sämmtliche Dissertationen waren mit Ausnahme einer einzigen, welche in französischer Sprache abgefaßt ist, englisch geschrieben, keine einzige lateinisch.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**61.** Mittwoch, den 2. August **1837.**


**Recueil des actes de la séance publique de l'académie Impériale des sciences de Saint-Pétersbourg tenue le 29 Décembre 1835. St. Pétersbourg, 1836. XXII u. 165 S. 4.**

Die vorliegenden Akten haben in mehrfacher Beziehung unsere besondere Theilnahme erregt. Sie betreffen eine Anstalt, die, abgesehen von ihren bisherigen Leistungen, mit jedem Tage eine größere Wirksamkeit gewinnt, und eben deßwegen sich eines außergewöhnlichen Schutzes erfreut. Unsere Leser werden, was seit einer kurzen Zeit für dieselbe geschehen, aus den Angaben öffentlicher Blätter kennen; es läßt sich wohl nicht übersehen, daß die Municifenz der Regierung mit der erkannten Bedeutsamkeit eines solchen Institutes gleichen Schritt hielt. Aber auch nur so vermag diese aus dem Bereiche der Idee zu treten, und fördernd in's Leben einzugreifen! In welchem Grade letzteres geschieht und geschehen kann, geben die jährlichen Uebersichten an; wir verfolgten die gegenwärtige mit so größerem Interesse, als sie uns in der Ueberzeugung von dem durchgreifenden Einflusse bestätigte, den Akademien, wenn sie anders zweckmäßig geordnet sind, nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auf das innerste Leben der Staaten ausüben.

Die Einleitung enthält den Status, wie er sich am Ende des Jahres 1835 ergab. Die Anzahl der sämmtlichen Mitglieder belief sich auf 248; darunter waren 26 wirkende, 101 Ehren- und 121 correspondirende Mitglieder. In den beiden letzten Kategorien erscheinen 4 Oesterreicher: Littrow (1813) für Astronomie, Professor Zipser in Neusohl (1818) für Geognosie und Mineralogie, Kopitar (1826) für slawische und Hammer (1823) für orientalische Literatur und Alterthumskunde.

Die Abhandlungen eröffnet des beständigen Sekretärs, Fuß, »Compte rendu de l'académie Impériale des sciences pour l'année 1835«, und darin erhalten wir vorerst eine ausführliche Nachricht über das literarische Leben des verstorbenen Vice-Präsidenten Heinrich Friedrich Storch, welcher am 18. Februar 1766 zu Riga geboren, in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November 1833 in Petersburg starb. Die zahlreichen Schriften desselben sind allgemein bekannt.

Nach Erwähnung noch anderer Verluste, welche die Akademie an Mitgliedern erlitten hat, und mit der Nachricht, daß der Bau des neuen Lokales für die naturhistorischen Sammlungen und das asiatische Museum, das wieder zwei höchst wichtige Geschenke des Kaisers erhalten, vollendet worden sey, geht der Verfasser auf die wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie über. Diese zerfallen in zwei Classen: in Werke, welche die Akademie zum Drucke befördert, und in Abhandlungen, die in den Sitzungen derselben gelesen worden sind. Zu den ersteren gehören die 2 Bände ihrer Jahrbücher, welche 33 Artikel enthalten; Struve's Werk über die mikrometischen Messungen der Doppelsterne und Sterngruppen, Weinmann's Monographie der Schwämme Rußlands, als Einleitung zu einer Flora des Reichs, und die mongolische Heldensage: »die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser-Chan,« deren Herausgabe der Akademiker J. Schmidt nach einem in Peking gedruckten Exemplare besorgte. Unter den 57 handschriftlichen Abhandlungen und Werken, welche in den Sitzungen der Akademie gelesen worden sind, waren 23 über Mathematik und Physik, 24 naturhistorischen Inhalts, und 10 zur Geschichte, Philologie und Politik gehörig; von Allen aber nur 6, die ausländische Gelehrte zu ihren Verfassern hatten. Herr Fuß geht sie nun nach den drei Classen einzeln durch, und bezeichnet überall kurz die Hauptresultate. Wir können ihm, so wie wir es wünschten, nicht folgen; hier möge es daher genügen, einige Blicke auf die an der Zahl geringern Leistungen der letzten Classe zu werfen. Unter diesen nimmt Frähn's Abhandlung über die Schrift der Russen im 10ten Jahrhundert, den ersten Platz ein. Aus dem Berichte eines arabischen Schriftstellers, Ibn-Foszlan, wußte man wohl schon, daß die alten Russen, bereits im Anfange des 10ten Jahrhunderts, ihre Gedanken mittelst der Schrift auszudrücken verstanden haben; aber es war immer noch unbekannt, ob die Charaktere, deren sie sich dazu bedienten, slawische, russische oder andere gewesen. Frähn theilt in seiner Abhandlung nun eine Notiz mit, die er einem andern arabischen Schriftsteller, dem Ibn-abi Jakoub el-Nedim, entnommen hat, dessen Werk: »Kit ab-ul-fihrist,« im Jahre 987 unserer

Zeitrechnung entstanden ist, und zur Seite eines Ueberblicks der alten Literatur der Araber, höchst merkwürdige Aufschlüsse über die Schriftart der verschiedenen Völker dieser Epoche enthält. Dieser Autor bestätigt die Existenz einer russischen Schrift und theilt davon sogar eine Probe mit, die er von einem Manne erhalten zu haben vorgibt, der als Gesandter eines kaukasischen Fürsten sich einige Zeit am Hofe eines russischen Fürsten aufgehalten habe. Statt des Papieres bediente man sich in Rußland, wie in Skandinavien, des Holzes, in welches man die Buchstaben einschnitt. Das Werk, das Herrn Frähn zur Quelle diente, trägt in so hohem Grade den Charakter der Glaubwürdigkeit in sich, daß man beim Lesen unwillkührlich zu Gunsten der Wahrheitsliebe seines Verfassers sich gestimmt fühlt, und dieser gibt dasselbe Zeugniß der Autorität, auf welche er selbst seine Mittheilungen stützt. Die Probe der angeblichen russischen Schrift aus dem 10ten Jahrhunderte, und die Frähn in seiner Abhandlung vorführt, bietet weder eine Analogie mit den slawischen Charakteren, noch mit der runischen Schrift dar; hat aber — merkwürdig genug — eine überraschende Aehnlichkeit mit den noch nicht erklärten Charakteren der Inschriften, die man auf dem Wege zwischen Suez und dem Berg Sinai antrifft, deren schon ein Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts erwähnt, und welche man Christen zuschreibt, die bereits vor dieser Epoche nach dem Kloster der Erlösung Wallfahrten unternahmen. Weit entfert, Conjekturen zur Lösung dieses Räthsels wagen zu wollen, überläßt Frähn das Weitere gelehrten russischen Alterthumsforschern, und beschränkt sich darauf, sie zu erinnern, daß schon der berühmte Tychsen die Analogie beobachtet, welche zwischen der sinaïtischen Schrift und den Charakteren der bekannten Inschriften Sibiriens besteht u. s. w. — In einer zweiten Abhandlung liefert derselbe gelehrte Orientalist die Erklärung einer kufiskischen Inschrift auf einem Thorflügel des Klosters von Gelathi, der alten Residenz des Patriarchen von Imeretie. Zu Folge mündlicher Ueberlieferung wurde dieses Thor vom König David II. aus der Dynastie Pakret, mit dem Beinahmen der Wiederhersteller des Reichs, hierher übertragen. Schon im Jahre 1826 hatte Frähn die Entzifferung dieser merkwürdigen Inschrift versucht, aber nach einer mangelhaften Abschrift, die ihm zugekommen war. Da er indessen durch die Sorgfalt des Sappeurofficiers Barténeff eine vollständige und getreue Copie erhalten, sah er sich im Stande, die erste Arbeit mit mehr Hoffnung des Gelingens wieder aufzunehmen. Er gibt nun Aufschlüsse über den Emir Abulaswar, auf dessen Veranlassung das erwähnte Thor im Jahre 1063 unserer Zeitrechnung verfertigt worden ist, und ferner über die Dynastie, welcher dieser Emir angehört — eine Dynastie, welche bisher den Geschichtsschreibern unbekannt geblieben ist, und von der doch einige sehr seltene numismatische Denkmale bestehen. Schließlich versucht er zu beweisen, daß nicht Derbend es ist, von wo das genannte Thor gekommen, sondern viel wahrscheinlicher die Stadt Berdaa, welche wirklich in derselben Epoche dem angeführten Emir gehörte, und hundert Jahre darauf von König David erobert worden ist. —

Herr Charmoy hat, bevor er Rußland verlassen, der Akademie eine zweite Abhandlung über die Expedition des Tamerlan gegen Toqtamiche, den Chan der goldnen Horde, am Ende des 14ten Jahrhunderts nach Christus, übergeben. Der Mangel an historischen Nachweisungen über diesen abenteuerlichen Zug, von Seite der europäischen Schriftsteller, hat den Verfasser bestimmt, ihn zum Gegenstande einer ausführlichen Arbeit zu machen, und mit diesen die orientalischen Quellen aus mehr denn 20 Handschriften genommen und mit großer Sorgfalt übersetzt, als Belege in Verbindung zu bringen. Er hat das Ganze mit einem historischen, geographischen und philologischen Kommentar versehen, in der Absicht, um größeres Licht auf den Zug des erobernden Mongolen zu werfen, der, wie bekannt ist, mit seinen siegreichen Horden einen großen Theil von Südost Rußlands durchzogen hat.

Der Präsident der Akademie der schönen Künste, Hr. Olenine, hat eine Untersuchung eingesendet über ein arabisches Manuskript, das eine Perle des asiatischen Museums. Der Verfasser versucht darin, einige der zahlreichen Zeichnungen zu erläutern, mit welchen das genannte Manuskript geziert ist, und stützt seine Behauptungen theils auf eigene Erfahrung, theils auf die Autorität der Schriftsteller des Alterthums, und die Nachrichten orientalischer Reisenden. Nach Frähn's Zeugniß hat Herr Olenine in dieser kleinen Schrift eine große Gelehrsamkeit, und eine nicht gewöhnliche Kenntniß des technischen Theils der Kriegskunst bei den alten sowohl, als den neuen Völkern Asiens entwickelt.

Herr Schmidt hat eine Abhandlung über den Lamaismus und die Unzulänglichkeit dieser Benennung gelesen. Es ist bekannt, daß, so oft von den tibetanischen und mongolischen Völkern in Beziehung ihres religiösen Kultus die Rede, ihnen fast allgemein in Europa der Name Lamaiten, und ihrem Kultus jener des Lamaismus beigelegt wird. Ja es gibt noch heute Menschen, die sonst wohlunterrichtet sind, indessen immerfort behaupten, daß zwischen dem lamaitischen Kultus und dem des Buddha ein wesentlicher Unterschied bestehe. Der Zweck der Abhandlung des Herrn Schmidt ist, das Unhaltbare dieses vorgeblichen Unterschiedes darzuthun, und zu gleicher Zeit nachzuweisen, wodurch die Religion der Tibetaner und Mongolen eine partikuläre Erscheinung in der Geschichte des Buddhismus bildet.

Hofrath Sjögren lieferte seine zweite Abhandlung über das Leben und die Großthaten des heil. Olaus, Königs von Schweden. — Herr Staatsrath Graefe verfolgte in zwei Memoiren seine vergleichenden grammatikalischen Untersuchun-

gen zwischen der Sanscrit und den klassischen Sprachen des Alterthums und behandelte namentlich die Declinationen und die Formen des Zeitworts. — Herr Lütke übergab von Seite des Pater Veniaminoff zu Novo-Arkhangelsk einen grammatikalischen Versuch über die Sprache der Aleuten. Dieses Idiom ist freilich nur bei einem wenig zahlreichen und fast halbwilden Inselvolke im Gebrauche, das wie natürlich nie eine Literatur gehabt, und selbst die Kunst zu schreiben nicht besitzt; da indessen ein Versuch dieser Art für Jene Interesse haben kann, die sich mit der vergleichenden Etymologie der Sprachen beschäftigen, und da überdieß der Verfasser auf eine sehr genügende Weise seine Aufgabe gelöst hat, glaubte die Akademie eine so nützliche Thätigkeit unterstützen zu müssen, indem sie einerseits die Drucklegung der Grammatik auf ihre Kosten beschloß, andererseits diese zur Preisbewerbung zuließ. Veniaminoff kündigte zu gleicher Zeit ein Wörterbuch der aleutischen Sprache an, damit wenigstens, wenn selbst die Sprache, wie es nach allen Umständen wahrscheinlich ist, gänzlich aussterben sollte, sie nicht ohne Spuren ihrer Existenz zu Grabe gehe. — Zum Schlusse hat Herrmann eine fünfte Lieferung zur Vervollständigung seiner statistischen Untersuchungen über die Zahl der Todschläge und Selbstmorde in Rußland eingesendet. Diese Lieferung enthält, nach den authentischen Daten von vier auf einander folgenden Jahren, den Kalkul jener Zahlen in den baltischen Provinzen.

Nach diesen interessanten Erörterungen über die eingegangenen Arbeiten der dritten Klasse geht der Verfasser auf die Resultate über, welche von den zwei, auf Kosten der Akademie reisenden Gelehrten bisher erzielt worden sind. Herr Parot wurde nach dem See von Burtneck in Liefland geschickt, um die ausgegrabenen Knochen zu untersuchen, die an den Ufern desselben vorkommen; und Herr Sjögren nach dem Kaukasus zur näheren Erforschung der Sprachen, Sitten und Gebräuche der dortigen Völker. Von letzterem stehen bedeutende Aufschlüsse zu erwarten.

Der Schluß des Berichtes macht eine kurze Erwähnung von der eingelaufenen historischen Preisschrift über die Geschichte der Ost-Mongolen in Kiptschak, deren Würdigung nicht vollendet werden konnte, und der Vertheilung der Preise Demidoff's. Unter 13 Werken, die zum Konkurse vom Jahre 1834 zugelassen worden, erhielten drei [1] die vollen Preise von 5000 R. und zwei [2] andere die Aufmunterungspreise von 2500 R.

(Schluß folgt.)

1 Einleitung in die philosophischen Wissenschaften von Sidonsky; Geschichte der Kalmuken, von dem Mönche Hyacinth; Allgemeines Wörterbuch der slawisch-russischen Sprache von Sokoloff.

2 Beschreibung der alten russischen Münzen von Tschertkoff; Gemälde des Menschen von Galitsch.

Analecta grammatica maximam partem anecdota ediderunt Josephus ab Eichenfeld et Stephanus Endlicher. Vindobonae, Beck, 1836 — 1837. XXVI u. 572 S. 4.

(Schluß.)

X. Maximi Victorini commentarium secundum de finalibus metrorum. Die gelehrten Herausgeber nehmen diesen Titel mit Parrhasius (gramatt. vett. ed. Mediol. 1504. sign. D.) an, obgleich er im Bobbeser Codex »Incipit de finalibus metrorii« lautet. Der Commentar ist, auf 2 Blättern, im achten oder neunten Jahrhundert geschrieben, und mit sehr vielen Interlinear- und einigen Marginalglossen versehen, von denen Parrhasius viele in den Text aufgenommen hat. Der berühmte Mai gab ihn zuerst 1831 nach 3 alten Handschriften des Vaticans, und einer aus dem eilften Jahrhundert in Neapel heraus. Uebrigens hat er weder die Lesearten der vier Codices beigefügt, noch angemerkt, daß der Traktat mit Servius: »de ratione ultimarum syllabarum ad Aquilinum« beinahe ganz gleichlautend sey. Die Herausgeber besorgten daher den Wiederabdruck aus dem sehr alten Bobbeser Codex mit Hinzufügung verschiedener Lesearten aus der Wienerhandschrift Nr. 3250 des 15ten Jahrhunderts und nach den Ausgaben des Parrhasius und Putsch. Die Gründe, welche sie veranlaßten, den Traktat dem Maximus Victorinus zuzuschreiben, sind: 1. Die Autorität des Parrhasius, und der Umstand, daß der Codex, den dieser benützte, die Aufschrift hat: incipit Metrorius Maximinus, wozu Pharrhasius zur Seite bemerkte: Maximi Victorini ars metrica;« 2. weil im Bobbeser Codex der Traktat unmittelbar auf Maximini Victorini commentum de ratione metrorum, folgt, von derselben Hand geschrieben ist, was allerdings den Titel des Parrhasius: »commentarium secundum« unterstützt, und 3. weil das Wort Metrorii sehr leicht für metrorū konnte gelesen werden.

XI. Sergii in Donati artem primam commentarium. Bei Herausgabe dieses Traktates wurden außer dem Bobbeser Codex noch die Wienerhandschrift Nr. 2350 aus dem 15ten Jahrhunderte, und die von Parrhasius und Putsch besorgten Abdrücke benützt, und überall die verschiedenen Lesearten mit Sorgfalt angegeben.

XII. Servius Honoratus ad Aquilinum de finalibus. Obschon früher von mehrerwähnten Parrhasius und Putsch herausgegeben, machten doch mehrfache Ergänzungen aus dem Bobbeser Codex Nr. XVI. und die Wienerhandschrift Nr. 3250 des 15ten Jahrhunderts den Wiederabdruck wünschenswerth.

XIII. Fragmenta grammatica, zehn an der Zahl, und Alle, mit Ausnahme eines einzigen, bisher ungedruckt. Sie sind folgende: a) Incertus de syllabarum quantitate; b) De structuris seu de compositionibus pedum; c) Excerptum e Pompeii commento artis Donati; d) Excerptum

tractatus Servii in Donati librum; e) Excerptum ex incerti commentario in Donati editionem secundam; f) De nonnullis metrorum generibus; g) Incerti fragmentum artis metricae cum inscriptione: »De versibus incipit;« h) Aliud fragmentum artis metricae — cum inscriptione: »De jambico metro;« i) Versus Rufini cujusdam scholastici de pedibus quibus utuntur oratores; k) Servius de accentibus. Die Fragmente, unter c, d, e angeführt, sind aus einem sehr alten Codex der Kloster-Bibliothek zu St. Paul im Lavantthale, das zuletzt angeführte Hauptstück von Sergius befindet sich auszugsweise in dem sehr seltenen Werke von Chr. Wasius: Senarius, sive de legibus et licentia veterum poetarum, Oxonii, e theatro Scheldoniano 1687. 4. Die Herausgeber haben es nun vollständig mitgetheilt.

Nach dieser ausführlichen Inhaltsanzeige bedarf es wohl keiner weiteren Erörterung, welche große Bereicherung die Literatur der römischen Grammatik erhalten hat, und wie wahrhaft verdienstlich das Unternehmen der gelehrten Herausgeber sich herausstellt. Je seltener bei uns die Philologen des klassischen Alterthums sind, desto dankbarer müssen wir auf Bestrebungen und Leistungen hinweisen, die dem Vaterlande zur Ehre gereichen. Wir sagen nichts von dem unermüdeten Fleiße und den ausgebreiteten, gründlichen Kenntnissen, welche die geschätzten Herausgeber durchgehends entwickelt haben; aber wir freuen uns des trefflichen Werkes, weil es von Oesterreich ausgegangen, und weil wir der allgemeinen Anerkennung gewiß sind. Wenn solche Leistungen anderswo durch — Anstalten gefördert werden, die wir entbehren; hat wohl bei uns der Privatfleiß doppelten Anspruch auf — herzliche Würdigung! — Nicht minder verdient die Verlagshandlung, die fast durchgehends Werke von größerem Umfange zu Tage fördert und dabei, wie sich keineswegs übersehen läßt, immer einer höheren Idee als der blos spekulativen folgt, unsere innigste Anerkennung. Die Auflage ist splendid — unläugbar schon in dieser Beziehung ein schönes Denkmal vaterländischer Bestrebungen.

## Notizen.

Dr. Streit's »Geographie des preussischen Staats« (Berlin, 1836. 120 S. 8.) ist ein besonderer Abdruck des die Geographie des preuss. Staates abhandelnden Theiles aus dem von demselben Verfasser und W. Fischer herausgegebenen Werke, welches den Titel führt: »Historischer und geographischer Atlas von Europa« (Berl. 1836.) Es ist durchaus nicht zu billigen, daß der Verfasser dieses verschweigt; denn dem Publikum kann es nicht gleichgültig seyn, ob es ein anderswo schon eingeschaltetes oder ein selbstständiges Werk erhält.

Nach der letzten Zählung hat der Kanton Solothurn auf 14 $^3/_{10}$ Q. M. 59,123 Einwohner, welche mit Ausnahme der circa 6000 evangelisch-reformirten Bucheggberger und 120 ebenfalls reformirten Ansassen der Stadt Solothurn, sich zur katholischen Religion bekennen. Die Anzahl der Geistlichen beläuft sich auf 222. Außer den zwei Städten Solothurn und Olten gibt es im Kanton 2 Marktflecken, 67 Pfarrdörfer, 17 Weiler, und viele einzelne Höfe und Sennhütten; 2 Chorherrnstifte, 5 Mönchsklöster, 3 Nonnenklöster.

Die Engländer scheinen ihren unduldsamen Protestantismus auch nach Indien hinüber genommen zu haben; in Madras hat die katholische Geistlichkeit verlangt, daß die Kinder von verstorbenen Soldaten, deren Mütter Katholiken sind, in der katholischen Religion erzogen würden. Das Military female asylum hat dieselben an sich genommen und protestantisch erzogen, und als man die Auslieferung derselben von ihnen verlangte, erwiederten die Vorsteher, die Vorstände könnten unmöglich in ihrem Gewissen zugeben, daß Kinder, die unter ihrer Obhut in dem protestantischen Glauben unterrichtet werden seyen, als Papisten erzogen würden. (Ausland.)

Doctor Schulz zu Holm hat der russischen Akademie der Wissenschaften die Abbildung eines fossilen Rhinoceroskopfes zugesendet, der im Gouvernement Smolensk aufgefunden wurde. Er gehörte der in Rußland sehr verbreiteten Art an, welche Cuvier Rhinoceros tichorinus nennt.

Aus der allgemeinen Uebersicht des Handels von Frankreich mit seinen Colonien im Jahre 1835 geht hervor, daß die Einfuhr auf 760,726,969 Franken gestiegen war, während sie im Jahre 1834 nur 720,104,556 Franken betragen hatte. Die Ausfuhr dahin, welche im Jahre 1834 an französischen Waaren 509,992,577 Fr. und im Ganzen 714,705,038 Fr. betragen hatte, stieg im Jahre 1835 auf 577,415,633 Fr. an französischen Waaren, und im Ganzen auf 834,422,218 Franken.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

62. Sonnabend, den 5. August 1837.

## Ueber Klieber's Basrelief in cararrischem Marmor zu Hofer's Monument in der Franziskaner Hofkirche zu Innsbruk.

In den Tagen, in welchen an der Griechen- und Römertugend noch kein Wurm nagte, und Liebe zum Vaterlande der einzige Impuls war, der zu den größten Thaten anspornte, wand sich das Verdienst zum Lohne einen Kranz von Gras oder Eichenlaub um das Haupt. Der Glanz solcher Glorie leuchtete dann in die Herzen aller Mitbürger hinein, und der, von dessen Haupte er strahlte, wurde zum Gegenstande der Bewunderung, wie der Verehrung bis auf die spätesten Generationen hinab. Das Höchste aber, was selbst einem Miltiades, dem Retter seines Vaterlandes, zu Theil werden konnte, war, daß man ihm ein Standbild setzte, oder seine Thaten in einem Gemälde verherrlichte. Der erhabene Sinn Seiner Majestät weil. Kaiser Franz I. gestattete gleiche Auszeichnung Hofers Selbstaufopferung für seinen erlauchten angestammten Monarchen und für das geliebte Vaterland. Ueber die Stätte, wo Hofers Asche ruht, erhebt sich dessen Standbild zum Andenken und zur Verewigung seines Wirkens. Zugleich war es der Wille Seiner Majestät, daß auch das Verdienst von Hofers Genossen nicht unbelohnt übergangen werde. Ein Basrelief sollte verfertigt werden, diese Idee zu verwirklichen. Alle Künstler wurden aufgefordert, Plane zu einem solchen zu entwerfen, und des Malers Schärmer Composition hatte das Glück, die allerhöchste Genehmigung zum Theile zu erhalten. Was daran zu ändern war, wurde dem genialen Geiste des Direktors Klieber, neu zu entwerfen, sammt der Ausführung des Ganzen in der Umgestaltung, von der Huld des nun verklärten hohen Regenten anvertraut [1]. Ohne Schärmer's Verdienst in Hinsicht der Erfindung nahe treten zu wollen, müssen wir vor allem jedoch auf folgenden Umstand aufmerksam machen. Das ist einmal gewiß, daß ein Vitruv oder Palladio einen genialen kühnen Entwurf zu einem Bauwerke selbst zu entwerfen im Stande gewesen, wie sie nicht minder geeignet waren, das Schwerste nach einem vorgelegten fremden Plane meisterlich, ohne allen Tadel, auch auszuführen. Allein der umgekehrte Fall ist schon mehr zu bezweifeln. Ob jeder andere Architekt nach dem Baurisse eines Vitruv oder Palladio vermöge, ein Gebäude ganz im Geiste dieser Baukünstler herzustellen, das zu entscheiden überlassen wir jedem, der nur des Beispiels halber die kühnen Wölbungen der Peterskirche in Rom gesehen, und im gleichen Maße solche zu spannen unternehmen wollte. Dieß wohl beherziget, können wir daher, von dem zu besprechenden Basrelief, wie es jetzt dem Beschauer vorliegt, als von Kliebers hohem Meisterwerke, ausschließlich mit vollem Rechte reden.

Jedes Monument, stummes oder sprechendes, hat den Doppelzweck, die Helden, deren Andenken es erhalten soll, zu preisen, und dabei den Beschauer oder Hörer zur Bewunderung hinzureißen und zu gleichen Thaten durch das Beispiel anzufeuern. Es ist also die Haupttendenz solcher Werke, vorzüglich auf das Gemüth zu wirken. Allein die Mittel, diesen Effekt hervorzubringen, sind gar verschiedener Natur. Der Dichter, Barde, wie der Geschichtner, haben dabei den schmiegsamsten Stoff, das Wort, das Organ der Stimme, und die einschmeichelnden Töne der Musikbegleitung. Mehr Aufwand zu machen, größere Schwierigkeiten zu überwinden, andere Emolumente in Wirksamkeit zu setzen, hat schon der plastische Künstler. Doch kommt dem Maler zu Hülfe, daß er durch Colorit, Abwechslung von Licht und Schatten, die Sinne bestechen kann. Dem Bildhauer dagegen steht nichts zu Gebothe, als der einfache einfärbige spröde Stoff. Vorzüglich er vermag nur durch die Titanengewalt, die in ihm liegt, mit dem Prometheusfunken die Gestalten zu beseelen, und imponiren kann er nur durch die Großartigkeit der Idee, und das Kolossale der gerundeten Formen. Zwischen Malerei und Sculptur mitten inne liegt das Basrelief, welches die Cursivschrift der Bildnerei zu nennen ich nicht ungeneigt wäre.

---

[1] Worin diese Abänderungen bestanden, davon wird ausführlich gesprochen, in der bald zu erscheinenden Biographie von Klieber.

Nichts von dem, was Malerei und Sculptur in großen Massen für sich hat, kommt dem Basrelief zu Gute. Bei dem letzteren kommt es darauf an, in kleinem Raume, und mit beschränkten Hülfsmitteln unter hundert, fast nicht auszuweichenden Gefahren, mit einem Schlage alles zu zerstören, — Großes zu leisten. Nur von dem Gesichtspunkte aus kann Direktor Kliebers Leistung ganz gewürdigt werden. Nur auf die Weise kann man sich vorstellen, was es heißen will, die an und für sich für die Darstellung nicht leichte Aufgabe zu lösen, die Eidesleistung eines ganzen begeisterten Volkes, in unerschütterlicher Treue für Laren und Penaten bis auf den letzten Mann zu kämpfen, in einem Basrelief in Marmor auszuführen.

Ich habe mich schon einmal in dem vorliegenden Aufsatze dahin ausgesprochen, daß ich weit davon entfernt bin, Schärmer's Originalzeichnung nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dagegen ist auch von der andern Seite nicht in Abrede zu stellen, daß sie nur ein schöner Körper ohne Seele geblieben wäre, hätte Director Klieber nicht unternommen, die Mittelgruppe ganz neu zu componiren. Diese Gruppe ist die Geisterformel, welche den Golem — die todte Figur aus Lehm — beseelt, daß er sich erhebe, spreche, wandle und das bewerkstellige, zu welchem Endzwecke sein Herr und Meister ihn ins Daseyn gerufen. Ferner findet sich eine rabbinistische Sage, welche berichtet, daß sich Jehova mit Vorbedacht auf den Berg Sinai herabgelassen, welcher der niedrigste von allen Bergen der Wüste war, um Mosen die Gesetztafeln zu überliefern. Denn die Stätte, auf welcher die Herrlichkeit Gottes ruhete, wurde dadurch geheiliget und erhoben, und seit der Zeit nimmt der früher unscheinlichste Berg den ersten Rang unter seinen Brüdern ein, die nicht mehr wie vor und ehedem mit Verachtung auf ihn herabblicken. So weilt des Beschauers Blick nur auf dem kleinen Hügel, auf welche die Phantasie des Künstlers die Hauptpersonen des feierlichen Aktes postirte, und die stolz sich erhebenden mächtigen Tiroleralpen treten vor ihm in weiter Perspektive zurück, im ersten Momente nicht beachtet. Unter den Schwörenden ragt Andreas Hofers Gestalt hervor, wie der hohe Mast, an welchem die Segel angebracht sind, auf dem Schiffe, ohne welchen das Fahrzeug sich vergebens abmühen würde, seinem Ziele zuzusteuern. Es ist vom Direktor Klieber wundersam durchdacht, daß er Hofer keine Waffen in die Hand gibt, sondern ihn die unbewehrte Rechte zum Schwure aufheben, und ihn den Blick zu den Wolken richten läßt. Dadurch sagt Hofers in Begeisterung flammendes Auge, daß er nicht auf eigene Kraft vertraue, sondern auf dessen Hülfe baue, der da droben über den Wolken thront, und der auch in dem Schwachen mächtig ist. Zu ihm schaute er bei seinem Vorhaben vertrauungsvoll auf. Zu ihm, durch dessen allgewaltigen Beistand Gideon mit einem geringen Häuflein dem brausenden Andrange der mächtigen Feinde seines Vaterlandes siegreichen Widerstand leistete. Vor seiner Majestät, vor der jede Macht in Staub sinkt, senkt auch er in Demuth das Banner mit dem Königsadler, der mit ausgebreiteten Fittichen im eilenden Schwunge Oesterreichs Heeren vorausfliegt. Denn so geziemt es sich nach seiner Ansicht, soll die Fahne zum Altar werden, auf welchem die herzudrängenden Gerichte Tirols den heiligsten Eid abzulegen sich anschicken.

Was die übrigen Gestalten in den Nebengruppen betrifft, so hätten diese leicht unter einem andern Meißel zu bloßen figurirenden Statisten in dem erhabenen Schauspiele herabsinken mögen. Aber Kliebers Genie verstand in jedes Gesicht den sprechenden Ausdruck zu legen, der es zu hoher Bedeutung erhebt. Mit edlem Trotze drängt sich der kräftige Mann hervor, nicht der Letzte in der Reihe der Schwörenden zu bleiben. Auf seinem Antlitze ist der feste Entschluß zu lesen, nicht mehr das zu dulden, was er bis jetzt gesehen. Ihm schmiegt sich die Gefährtin seines Lebens an, mit dem unschuldigen Kindlein auf dem Arme. Wird der Theuere wiederkehren aus dem Kampfe, in den zu ziehen er sich bald aus ihren Armen losreißen wird? Und wer wird die hülflose Waise schützen, wenn der Vater auf der Wahlstatt bleibt? Doch das sind keine Besorgnisse, welche in dem Augenblicke ihr Herz beklemmen. Gewaltig hebt der Gedanke ihren Busen, daß auch sie ein Opfer darzubringen hat für die heilige Sache des Vaterlandes, und friedlich lächelt ihr die Unschuld zu, in den Mienen des lieben, lieben Kindes. Von der Last der Jahre gedrückt, auf den Stock gestützt, schleicht ein altes Mütterchen herbei. Fast sollte man meinen, sie nehme keinen Antheil mehr an den Welthändeln. Allein die verwitterten Züge des Weibes zeigen das Gepräge der Worte der spartanischen Mutter: »Entweder mit, oder auf dem Schilde.« Im Vordergrunde sitzt ein Greis. Seine schwachen Glieder erlauben ihm nicht mehr, sich aufrecht zu halten; die Kräfte haben ihn verlassen, die Waffen zu schwingen. Doch zum Himmel kann er flehen für des Unternehmens Gedeihen. Das ehrwürdige Greisenhaupt ist entblößt, und die zitternden Hände halten mit Anstrengung die Kopfbedeckung, während er inbrünstig bethet. Das Gegenspiel von dem Alten sind die munteren Knaben, welche einen Felsen hinangeklommen sind, Embrionen künftiger kräftiger Männer, die auch ihren Antheil haben wollen an der Aktion, die vor ihnen vorgeht. Von dem Erker eines Hauses sieht ein Greis zwischen drei jugendlichen Gestalten auf die Versammlung seiner Landleute hinab. Stellung, Haltung, Geberde, alles zeigt, welchen Antheil er an der Scene nimmt, die unter seinen Augen aufgeführt wird. Wie er da steht, glaubt man, er werde sich nimmer mehr halten können, und jetzt und jetzt müsse er herabstürzen, auch sich den Reihen seiner Brüder anzuschließen, mahnend an den alten blinden König, der zwischen zwei jungen Rittern in die heiße Schlacht hineinreitet. Und daß endlich

die Gruppen Individuen aus jedem Geschlechte und Alter bilden, zeigt, daß es keine zusammengeraffter Rotten sind der losgelassenen Wuth eines Parteikampfes. Die hier Versammelten sind Repräsentanten eines einträchtigen biedern Volkes, dessen sämmtliche Herzen nur Eine Flamme durchglüht, die des Enthusiasmus, zu streiten für eine gerechte, heilige Sache.

So ist Kliebers Marmorbild kein stummes Monument mehr. Nein es spricht, spricht in jedem Zuge zu den kommenden Geschlechtern, wie die Denkschrift der Dreihundert bei Thermopylä, in wenigen aber gewaltigen, geflügelten Worten: »Wanderer gehe hin und melde, das haben Tirols Kinder gethan, in treuer Erfüllung der Pflicht gegen den rechtmäßigen Herrscher, und das Vaterland.«

J. B. Koelll.

---

**Recueil des actes de la séance publique de l'académie Impériale des sciences de Saint-Pétersbourg tenue le 29 Décembre 1835. St. Pétersbourg, 1836. XXII u. 165 S. 4.**

(Schluß.)

Die zweite Abhandlung: »Blicke auf die Entwicklung der Wissenschaft von K. E. von Baer, ordentlichem Akademiker,« zeigt uns den Verfasser als einen denkenden und tiefgebildeten Gelehrten. Abgesehen von den historischen Rück- und Seitenblicken: welche durchgreifende Wahrheiten sind in ihr niedergelegt! Wir wollen hier nur herausheben, was über Akademien im Allgemeinen gesagt wird. »Die Wirksamkeit der Akademien neuerer Zeit abzuschätzen,« heißt es im Verlaufe der Rede, »würde für jeden einzelnen Zweig des Wissens ein besonderes Studium erfordern, und ist für einen Einzelnen völlig unerreichbar. Auch hat, so viel ich weiß, noch niemand sich daran gewagt. Ein Geringes ist es gewiß nicht, was die Akademien zu dem Inbegriffe unsers Wissens beigetragen haben. Aber so viel springt gleich beim ersten Anblicke in die Augen, daß von den dichterischen Bearbeitungen der Wissenschaft, die nie fehlten und bald als neue Weltsysteme sich ankündigten, bald als Demonstrationen a priori, wo nur die Untersuchung a posteriori Wahrheit geben kann, außerordentlich wenig den Akademien anheim fällt, und daß die mystischen Formen der Wissenschaft von der Astrologie bis zur Chiromanthie in demselben Maße verschwanden, als die Akademien sich mehrten.«

»Die Akademien sind also wohl die Hierodulen der Kritik, die von ihrer gemeinschaftlichen ägyptischen Stammmutter erzeugt wurde; und wenn sie das sind, so wird man ihnen schon zugestehen müssen, daß sie einen so genannten Verfall der Wissenschaften unmöglich machen. Daß sie so geworden, liegt, wie gesagt, nicht in ihren Stiftungsurkunden, sondern in den Verhältnissen, unter denen der Akademiker lebt. Diese bändereichen Annalen, an denen er arbeitet, erinnern ihn täglich, daß er nur einen vorübergehenden Antheil an einem Werke hat, das länger besteht als er; die Vereinigung mit Männern, durch die er von allen Seiten Belehrung erhalten kann, hindert ihn mit Erfolg die Welt a priori zu construiren, denn die tägliche Erfahrung weist nach, daß die neuen Weltsysteme viel besser in kleinen Städten aufschießen, wo Niemand den Erbauer stört, wo sie aber auch ihr unschuldiges Daseyn beendigen.«

»Daß diese Ansichten die Akademien leiten, auch wo sie nicht mit Klarheit ins Bewußtseyn getreten seyn mögen, lehrt die Erfahrung, daß man bei Aufnahme eines Akademikers zuerst fragt, ob er eine gründliche, selbstständige Untersuchung gemacht, nicht, ob er Vieles in sich aufgenommen habe. Man nimmt also an, daß mit der Kritik, welche mit der Gewinnung des Metalls aus dem Erze einmal erworben wurde, der Probierstein auch für andere Arbeiten gefunden ist. Daß die wenigen Mitglieder einer Akademie allen Umfang des Wissens in sich vereinigen sollten, wäre eine gar kleinliche Vorstellung!«

Und zum Schlusse der Rede: »Wir haben die Wissenschaft anerkannt als ewig in ihrem Quell, nicht begränzt in Zeit und Raum in ihrer Wirksamkeit, unermeßlich in ihrem Umfange, endlos in ihrer Aufgabe, unerreichbar in ihrem Ziele. Was kann noch übrig bleiben, als daß wir dankbar uns erinnern, daß wir einer Zeit angehören, wo die Regierungen erkennen, daß sie die Erzieherinnen der Völker sind und deshalb deren bleibende Interessen vor allen andern beachten, — einem Staate, der schon durch die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften eine Urkunde ausgestellt hat, daß er dem Bunde der civilisirten Völker sich beigesellt.«;

Aus den zahlreichen Anmerkungen, welche der Rede beigefügt sind, dürfte der gehaltvolle Rückblick auf die Entstehung und Ausbildung der französischen Akademien für unsere Leser von Interesse seyn, und daher hier eine Stelle verdienen. »Colbert's Verdienste,« sagt der Verfasser, »um die wissenschaftliche Entwickelung Frankreichs sind sehr groß und scheinen noch nicht allgemein genug anerkannt. Wir können es uns deshalb nicht versagen, bei ihnen etwas zu verweilen. Die erste Gründung des Journal des savans kam zwar nicht von Colbert, allein schon nach vier Monaten sollte es aufhören und es wurde nur durch Colbert gehalten. Was aber seinen Antheil an der Stiftung der beiden Akademien anlangt, so zeigt die Geschichte derselben, daß sie ganz sein Werk waren. Die Académie des inscriptions (1663) war sogar seine Privat-Unternehmung. Man versammelte sich in seinem Hause. Die Mitglieder hatte Colbert selbst gewählt, zum Theil aus der schon früher gestifteten Académie Française und ihre ursprüngliche Aufgabe war, passende Inschriften zu erfinden,

wie Colbert sie brauchte. Für die Begründung der Académie des sciences konnte er freilich des Staats-Oberhauptes nicht entbehren. Allein wie wenig Antheil Ludwig XIV. damals (1666) an der Stiftung hatte, geht schon aus dem merkwürdigen Umstande hervor, daß gar keine Stiftungsurkunde ausgefertigt war: Cette académie avoit été formée à la verité par les ordres du Roy, mais sans aucun acte émané de l'autorité Royale. L'amour des sciences en faisoit presque seul toutes les loix. (Hist. de l'acad. Roy. des sciences. Année 1699. p. 1.) Uebrigens waren die Hülfsmittel der Akademie sehr beschränkt. Es war ihr zur Aufgabe gemacht worden, bei ihren Untersuchungen so sparsam als möglich zu seyn, und ihre Bibliothek wurde damit begründet, daß Colbert ihr 660 Bände schenkte. Erst bei der im Jahre 1699 vorgenommenen Erneuerung der Akademie (lange nach Colberts Tode) nahm der König an dem Institute, das unterdessen bedeutenden Ruf sich erworben hatte, lebhaftern Antheil. Ueberhaupt scheint es, daß dieser Monarch durch Colbert allmählig einsehen lernte, wie viel er für seinen Ruhm durch Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen gewinnen konnte. Der Gedanke, einer Anzahl von Gelehrten des In- und Auslandes Pensionen zu zahlen, wodurch der König als der Mäcen der ganzen Welt sich hinstellte, war (merkwürdig genug!) der Plan seines Finanz-Ministers. Colbert hatte die Listen anfertigen lassen und die Auswahl aus ihnen getroffen, und so seinem Könige und seinem Lande einen Glanz erkauft, für welchen die ausgegebene Summe mäßig genug war[1]. Allein Colbert hatte noch mehr für die geistige Ausbildung seines Volkes gethan. Er stiftete auch die Académie de peinture (1664), gründete die Gemäldesammlung im Louvre, erbaute das Observatorium (1667) und zog Cassini und Huyghens nach Frankreich. Alles deutete darauf hin, daß es ihm nicht auf den äußeren Schein, sondern auf den wahren Gewinn ankam. So glaubte er, daß die Académie Française, die nicht sein Werk war, nicht rasch genug an dem Dictionnaire arbeite. Er erschien also selbst, um von der Art und dem Fortgange der Arbeit sich zu überzeugen. Und trotz dieser Stiftungen verbesserte derselbe Minister den Finanzzustand seines Vaterlandes ungemein. Aber, möchte man hier fragen, hatte Colbert nicht Unrecht, durch solche Ausgaben für wissenschaftlichen Glanz selbst die Vortheile zu verringern, die er durch Verbesserungen im Finanzwesen gewann? Glücklicher Weise haben seine eigenen Stiftungen seine Rechtfertigung auf eine so glänzende Weise geführt, wie er wohl selbst nicht ahnen konnte, so sehr er auch glauben mochte, daß der geistige Besitz der wahrhaft wuchernde ist. — Als die Académie des sciences neu organisirt wurde (1699), gab sie in der Vorrede zum ersten Bande der neuen Memoiren eine gründliche Darstellung vom Nutzen der Wissenschaften, gleichsam als Vertheidigung gegen ein noch sehr zweifelhaftes Publikum. Bei aller Gründlichkeit konnte doch nur der Vortheil für die Schiffahrt und die Medicin recht evident gemacht werden. Bei der letzten Umgestaltung nach der Rückkehr der Bourbon's (1816) wählte Cuvier denselben Gegenstand zum Inhalt seiner Rede. Aber wie hatte der Stoff sich geändert! Cuvier konnte sich auf die ungeheuren Summen berufen, welche Frankreich durch die Folgen wissenschaftlicher Unternehmungen gewonnen hatte. Allein durch die Fortschritte, sagt er, welche die Chemie in den letzten zwanzig Jahren gemacht hat, sind für Frankreich Summen gewonnen, welche sich nur nach Hunderten von Millionen berechnen lassen. Cuvier weist nach, daß die Entbehrungen, welche die Continentalsystem seinem Vaterlande auferlegte, durch die Naturwissenschaften fast in demselben Maße ersetzt wurden. Und wer hatte die Entdeckungen gemacht, welche die Industrie so hoben, daß ohne sie die Anstrengungen der Kriegsjahre unmöglich gewesen wären? Bei weitem der größte Theil kam von den Mitgliedern der Akademie, welche Colbert gestiftet hatte und die im Augenblicke der Stiftung gewiß von Vielen als sehr überflüssig betrachtet wurde. So sehen wir an Colbert wieder, daß der unmittelbare pekuniäre Gewinn außerordentlich schnell verloren ging, allein das geistige Capital, das er gründete, unberechenbare Zinsen auch für den National-Reichthum getragen hat.«

Die dritte Mittheilung: Notice sur la comète de Halley en 1835, par M. Struve, membre de l'Académie, hat bereits, wenn wir nicht irren, anderweitig wiederholte Würdigung gefunden. Der Anhang gibt ein Verzeichniß der Bücher, welche die Bibliothek der Akademie im Verlaufe des genannten Jahres zum Geschenke erhalten hat, darunter wir auch mehrere Werke von Oesterreichern gelesen haben.

[1] Man zahlte 53000 Livres an Inländer, und 16300 an Fremde.

## Literarische Aphorisme.

Es ist eine viel zu große und leichtfertige Forderung, daß man nur immer ganze literarische Massen und Gruppen auffassen, allen Strömen folgen, alles nach Classen beurtheilen soll: mir scheint es schon eine ungeheure, Studium und Zeit erfordernde Aufgabe, — sich mit der Totalität auch nur eines einzelnen tieferen, bedeutenden Menschen zu vermählen und von Grund aus bekannt zu machen; zumal in spätern Jahren. Und wer wagt es zu richten, ehe er versteht?

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**63.** Mittwoch, den 9. August **1837.**

## Ueber
## die Freilassung der Negersklaven
### in den brittischen Kolonien,

von

Dr. Moritz von Stubenrauch.

Fleecy locks and black complexion
Cannot forfeit Nature's claim;
Skins may differ but affection
Dwells in white and black the same.
W. Cowper's poems.

Fünfzig Jahre sind es nun, daß Wilberforce, der edle Menschenfreund, im brittischen Parlamente zum ersten Male auftrat, um sich der armen Neger anzunehmen, die

Fern von der Heimath und all' ihrer Freude,
Afrika weinend den Rücken gewandt;
Fremder Gewinnsucht willkommene Beute,
Westwärts auf stürmischen Fluthen entsandt [1].

Krankheit verhinderte damals den unermüdlichen Kämpfer für die Rechte der unterdrückten Menschheit, auf seinem Sitze im Unterhause zu erscheinen, und Pitt mußte den Antrag stellen, die Verhandlung der großen Frage bis zur nächsten Parlaments-Versammlung zu verschieben.

Erst im Mai des Jahres 1789 brachte Wilberforce eine förmliche Bill vor das Haus der Gemeinen, worin die Schändlichkeit des Sklavenhandels dargestellt, das Verderbliche dieses schmachvollen Gewerbes mit kräftigen Farben geschildert, und am Ende bewiesen wurde, daß von einer Abschaffung desselben durchaus keine nachtheiligen Folgen, weder für den Reichthum der Kolonien, noch für die Macht und den Wohlstand des Mutterlandes zu befürchten wären. — Es ist nur all zu bekannt, mit welchen Hindernissen die größten Männer ihres Jahrhunderts, ein Pitt, Fox, Roscoe und andere hochherzige Freunde des Rechts und der Menschheit mehr, zu kämpfen hatten, bis es ihnen gelang, am 5. und 6. Februar des Jahres 1807 der berühmten Abolition-Act of Slavery die Annahme zu verschaffen. Eigennutz und Verblendung hatte ihr Aeußerstes aufgewendet, um die Durchsetzung jener ewig denkwürdigen Maßregel zu verhindern. Lange Zeit blieben alle Bemühungen fruchtlos, und ohne die bewunderungswürdige Ausdauer jener edlen Freunde der Menschheit wäre die heilige Sache der Neger wohl jetzt noch auf demselben Standpunkte, auf dem sie vor Jahrhunderten gewesen! — Ich kann nicht umhin, einer Stelle hier zu erwähnen, die sich in einer von Wilberforce's kraftvoll erschütternden Reden findet, und die auch heut zu Tage noch auf das tiefste beherzigt zu werden verdiente: »Es gibt da Einige,« — heißt es darin — »welche es offen gestehen, daß Religion, Gerechtigkeit und Menschlichkeit die Abschaffung des Sklavenhandels gebiethen, welche sich aber nur deßhalb dieser Maßregel widersetzen, weil sie dieselbe für unvereinbar halten mit dem Interesse der Nation. Was heißt dieß aber anders, als in dem Streite zwischen Gott und dem Mammon diesem den Vorrang zuerkennen? — was heißt es anders, als den höchsten Lenker der Welt von seinem Throne stürzen, und sich in Anbethung vor dem Götzen des Eigennutzes auf die Kniee werfen? . . . So kommt denn her, ihr Völker des Erdballs, und lernt von dem brittischen Parlamente! Wir haben unsre alten Vorurtheile abgestreift; wir sind zur Einsicht gekommen, daß Religion, Gerechtigkeit und Menschlichkeit nur leerer Schall, nur eitles Wortgepränge sind! . . . . Wenn Gott in seinem gerechten Zorne uns für die Abschwörung seiner heiligsten Lehren bestrafen wollte, wie könnte er eine schrecklichere Rache nehmen, als wenn er diesen fluchwürdigen Grundsätzen Wachsthum und Gedeihen verliehe? Bedenken Sie die Folgen, meine Herren! die daraus entstehen müßten, wenn Ihre Ansicht allgemeinen Beifall fände. Was würden wir um uns erblicken? Treubruch unter den Völkern; blutige Auflösung aller Bande des Staates; und im Kreise unsrer Familien Trug, Mißtrauen, Meineid, kurz Alles, was die Seele des Menschen entadeln, was die Freuden des häuslichen wie des geselligen Lebens zerstören und vergiften würde! In die Wüste müßten wir uns zurückziehen, und eine Welt verlassen, die des Daseyns nicht mehr werth wäre! —[1]« Sol-

---

[1] W. Cowper's Gedichte.

[1] Annual Biography and Obituary. Vol. XVIII. Lond. 1834. pag. 197, 198.

che Worte blieben lange unbeachtet von so Vielen, denen der Geiz die Ohren verschlossen, das Herz verknöchert hatte; bis endlich nach mehrjährigem Kampfe dennoch Recht und Vernunft die Oberhand behielten. Seit jener Zeit wirkte England unablässig dahin, auch die fremden Mächte zur Abschaffung des Sklavenhandels zu vermögen. Es ist bekannt, was in den neueren Zeiten hiefür geschehen, zu welchem Ziele die Wiener- und Londoner-Conferenzen in den Jahren 1815 und 1816 geführt haben, und wie die neuerdings zwischen Großbritannien und Frankreich am 30. November 1831 und am 22. März 1833 abgeschlossenen Verträge die erfreulichsten Resultate für die Zukunft erwarten lassen.

Hiermit war nun freilich ein großer Schritt gethan; aber es war doch immer nur ein Schritt zu dem schönen Ziele, und der andere, bei Weitem schwierigere blieb noch zu thun übrig. Es war nicht genug, daß man der ferneren Einfuhr der Sklaven einen unübersteiglichen Damm entgegensetzte; man mußte vielmehr darauf bedacht seyn, jenen Schandfleck, der noch immer auf dem europäischen Namen lastete, gänzlich zu tilgen; und dieses konnte durch jenes Handelsverboth allein durchaus nicht bewirkt werden; da die einmal vorhandene Slavenbevölkerung stets aus sich selbst wieder neuen Zuwachs erhielt, und so den Fluch ihres Elends von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen mußte.

Nur die völlige Freigebung der Neger konnte hierin zum Ziele führen. Man mußte sich dazu entschließen, sie gleich den Weißen für freie Unterthanen der brittischen Krone zu erklären, und ihre Kinder zu einem freien Stande der Bauern oder Lohnarbeiter heranzuziehen. Auch in diesem neuen Kampfe trat Wilberforce als Wortführer auf. In der Sitzung des Unterhauses vom 19. Juni 1816 that er den Vorschlag, »daß die Register der Sklaven-Kopfsteuer, welche die Kolonial-Versammlung von Jamaica von 1809 bis 1812 an den König eingesendet hatte, dem Hause vorgelegt würden, es möchte die Kopfsteuer wirklich erhoben worden seyn, oder nicht [1].« Bei dieser Gelegenheit äußerte er sich unter andern folgendermaßen: »Man hat den Menschen als ein sprechendes Wesen definirt, das vor sich und hinter sich sehe; allein die Peitsche verbiethet den Sklaven das Vor- und Hintersichsehen. Man spricht, daß ihnen nichts fehle, daß sie ordentlich gefüttert würden, schon dieser Ausdruck beweist, daß man sie nicht wie Nebenmenschen, daß man sie wie eine Art Hausthiere ansieht. Ihre Erziehung ist gänzlich vernachlässigt. Burke entwarf zwar einen Plan, diesem Uebel durch Schulen abzuhelfen, und Lord Melville schlug 1792 vor, alle in den Inseln gebornen Schwarzen nach einer gewissen Zeit für frei zu erklären. England würde dann das Vergnügen haben, seine Besitzungen statt von Sklaven, von einem freien Bauernstande kultivirt zu sehen. Dieß waren die Ansichten von Pitt, Fox, den Lords Howick und Landsdown u. a.; und diesen stimme auch ich vollkommen bei.« — Nicht so war es mit der großen Mehrzahl der übrigen Repräsentanten. Die angekündigte Motion fand denselben Widerstand, den schon im verflossenen Jahre die Einregistrirungs-Bill der Sklaven gefunden hatte, durch welche nach dem Plane Wilberforce's und der afrikanischen Gesellschaft [1] der Kauf und die Einfuhr neuer Sklaven möglichst verhindert, und die gänzliche Abschaffung dieses schändlichen Handels gesichert werden sollte. Die eben ausgebrochenen Sklavenaufstände in Barbados und Jamaica trugen nur dazu bei, die Hartnäckigkeit der Anti-Abolitionisten zu vermehren, anstatt ihnen als furchtbar warnendes Beispiel vor die Augen zu treten. Darum schlug Herr Palmer in eben jener Sitzung eine Adresse an den Prinz-Regenten vor, worin man ihn bitten sollte, »er möge durch die Gouverneurs der Inseln sein Mißfallen an dem Aufstande zu Barbados und die Erklärung bekannt machen lassen, daß es weder seine noch des Parlaments Gesinnung sey, die Neger zu emanzipiren.« Die H. Ponsonby, Castlereagh, Canning, selbst Brougham beschworen den unbeugsamen Wilberforce bei der Wohlfahrt und dem Leben der Pflanzer, bei der Ruhe von Westindien und bei dem Wohle von England selbst, der erwähnten Adresse beizutreten, damit den Negern aller Wahn benommen werde, wenn sie sehen, daß das Parlament bei einer so wichtigen Sache einhellig gewesen sey. Wilberforce gab denn auch, obwohl mit blutendem Herzen, dem vereinten Andringen seiner Freunde nach, und nahm seine Motion zurück, worauf die Palmersche Adresse einmüthig genehmiget wurde.

So blieb es denn der Zukunft vorbehalten, das lange schon begonnene Werk zu vollenden. Ein neuerlicher Aufstand der Neger, der im Jahre 1831 auf Jamaica ausgebrochen war, und nur mit den blutigsten Maßregeln unterdrückt werden konnte, gab hierzu die Veranlassung. Dem Grey'schen Ministerium gebührt der Ruhm, eine endliche Ausgleichung der Interessen bewirkt, und den lange bestrittenen Sieg errungen zu haben. Der Segen von mehr als einer halben Million jener unglücklichen Neger, die Bewunderung aller Zeiten und Völker, und das Bewußtseyn, ein großes Unternehmen glücklich vollführt zu haben, lohnt die Anstrengungen jener würdigen Männer. Welch freudiges Behagen muß ihre edlen Herzen erfüllen, bei dem jauchzenden Zuruf eines ganzen Geschlechtes, das ohne ihre menschenfreundliche Unterstützung,

1 Beilage zur allg. Ztg. vom 13. August 1816.

1 Reasons for establishing a Registry of Slaves in the British Colonies being a Report of a Committee of the African Institution. London 1815. 8.

sein Daseyn unter den ärgsten Qualen in Kummer und Elend vertrauert hätte! Heil und Ehre diesen rüstigen Kämpfern auf dem Felde des Rechts und der Menschlichkeit: die Bürgerkrone auf ihrem Haupte ziert sie mehr, als der blutige Lorber, unter dem Röcheln der Sterbenden auf der dampfenden Wahlstatt gepflückt!

(Fortsetzung folgt.)

---

Die Rectorats-Feierlichkeit an der Wiener k. k. Universität den 30. November 1836. Von Doctor Karl Ritter von Heintl ꝛc. Wien, 1837. 22 S. 8.

Abgesehen davon, daß vorliegendes Schriftchen dem Andenken eines nicht unwichtigen Aktes der genannten Hochschule gewidmet ist, nimmt es durch die Mittheilung der zwei Reden, welche bei dieser Gelegenheit gehalten worden sind, unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Die erste, von dem Herrn Herausgeber, als Vicedirektor der philosophischen Studien, entwickelt in einem kurzen historischen Umrisse die bedeutendsten Veränderungen und gesetzlichen Bestimmungen, welche seit ihrer Gründung die Universität betroffen haben; die zweite gibt eine gedrängte Uebersicht der Lebensverhältnisse und Verdienste des neugewählten Rektors, des Hrn. Hofraths und Ordens-Ritters Dr. von Wirer. Wir können nicht umhin, aus dieser, welche von dem Prokurator der österreichischen Nation, Medic. Dr. Joseph Pröbstl, gesprochen worden ist, das Wesentliche hervorzuheben.

Herr Doktor von Wirer ist zu Korneuburg, wo sein Vater Wundarzt war, geboren. Mit zwölf Jahren Waise, ging er nach Wien, und hörte hier 1787 eben die praktischen Collegien des berühmten Stoll, als ein Aufruf Kaiser Joseph's II. an die studierenden Aerzte zu dem Behufe erging, in den kaiserlichen Feldspitälern ärztliche Hülfe zu leisten. W. war sogleich entschlossen, als Militär-Arzt in das Spital an Siebenbürgens Gränze zu gehen. Im Jahre 1789 wurde ihm bereits die Direktion eines Spitals in der Wallachei anvertraut; im folgenden Jahre ward er bei dem Friedens-Congresse zu Systow verwendet, und 1791 allein als Arzt in der Armee gewählt, um die österreichischen Kriegsgefangenen von Konstantinopel abzuholen, und mit ihnen zu Rustschuk in der Türkei exponirt zu bleiben und Contumaz zu halten — allwo er den Pestkranken auf das thätigste durch 4 Monate ärztliche Hülfe leistete, bis dieselben geheilt und alle Gefangenen rancionirt waren.

Mit Ende des Türkenkrieges 1792 ging W. als Bataillons-Arzt mit der österreichischen Armee in den Niederländer Revolutions- und hierauf in den französischen Krieg, und machte alle Feldzüge unter den beschwerlichsten Dienstleistungen mit, bis zum Friedensschlusse von Campo-Formio 1798, wo er die drei letzten Jahre in der Festung Philippsburg am Rhein als Garnisons-Chef-Arzt den Reichs- und kaiserlichen Truppen während der Belagerung auf das menschenfreundlichste seine Hülfe weihte. Nach eingetretenem Frieden wurde ihm das Physikat von Philippsburg und die Amts-Arztesstelle in Bruchsal am Rhein angeboten; allein getreu seinem Monarchen und Vaterlande, schlug er diese Anträge aus, und kehrte nach Wien zurück. Hier setzte er mit rastlosem Eifer seine Studien fort, wurde 1799 als Doktor der Chirurgie graduirt, und erhielt im folgenden Jahre an der Universität das Diplom eines Doktors der Medicin. Hatte er sich schon bisher durch unermüdete Thätigkeit und rastlosen Eifer Verdienste und Freunde erworben, so konnte der mit Forschungsgeist und Kenntnissen ausgerüstete Mann in der Residenz nicht lange verborgen bleiben. Die damals berühmten und gelehrten Aerzte, Adam Schmidt, Peter Frank und vorzüglich Closset wurden seine Gönner und Freunde. Durch diese in der Praxis und später bei den höheren und höchsten Ständen als Arzt eingeführt, wurde er beständiger consultirender Arzt Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Palatinus, dann consultirender Leibarzt und Hofrath weiland Seiner kaiserl. Hoheit und Eminenz des Erzherzogs und Kardinals Rudolph. Täglich mehrte sich sein Ruf und die Zuziehung zu mehreren Consultationen bei den höchsten Herrschaften des kaiserl. Hofes konnte diesen nur ehrenvoll vergrößern.

Bevor Marienbad in Böhmen zu einem Curorte erhoben wurde, erhielt W. den Auftrag, in Karlsbad mit einer Regierungs-Commission als Unparteiischer an Ort und Stelle zu bestimmen, ob dieser Platz (damals eine Wildniß) zu einem Badeort erhoben werden soll? — Er gab nach vielfältiger beharrlicher Forschung seine ärztliche Stimme dahin ab, daß der Kreuzbrunnen in Marienbad allein schon verdiene, einen Curort allda anzulegen, und siehe — die Wildniß hat sich seitdem in ein Paradies verwandelt, wo Tausende von Kranken Heilung finden.

Eben so ließ W. die ersten Seebäder zu Füred in Ungarn für Ihre kaiserl. Hoheit die Frau Erzherzogin Palatinus zweckmäßig einrichten. Auch sie bewährte die Zeit, und noch immer hohlt Siechthum und Leiden dort Besserung. Auch gelang es vorzugsweise dem Forschungsgeiste des unermüdeten Mannes, die unrichtige Meinung zu bekämpfen, daß die Salzsäure ätzend und folglich schädlich auf den menschlichen Körper einwirke. Geleitet von der Idee, daß der Sohle besondere Heilkräfte inne wohnen, faßte er den Entschluß, mit sachkundiger Aufmerksamkeit die Wirkungen derselben zu beobachten. Er machte an sich selbst den Versuch, in reiner, nicht mit Wasser gemischter Sohle zu baden, und die Wirkung war so günstig und auffallend, daß die Staatsverwaltung die Errichtung von Sohlenbädern unverzüglich genehmigte.

Eben so gebührt ihm die Ehre, der Erste die muriatischen

Dampfbäder zu Ischl in den verschiedensten Krankheiten mit glänzendem Erfolge angewendet zu haben. Doch nicht bloß als Arzt wirkte er für diesen Curort, auch als Mensch, als Bürger. Seinem hohen Sinne, nur Gutes zu stiften, blieb es vorbehalten, die unbehülfliche, zerstreute Jugend armer Gebirgsbewohner im geselligen Kreise zu sammeln, nützlich zu beschäftigen, zu ernähren. — Solche Verdienste konnten nicht unbeachtet bleiben. Seine Majestät haben dieselben gewürdigt, und dem Patrioten, der beinahe ein halbes Jahrhundert seine praktische Laufbahn mit Ruhm zurückgelegt, mit dem Leopold-Ritter-Orden geziert.

F.

## Wiener-Kunstausstellung 1837.

(Schluß.)

Die Menge mittelmäßiger und schlechter Produkte der historischen Kunst, die Unzahl Genrebilder von keiner oder frivoler Bedeutung, die Vollendung der Technik bei Vernachlässigung der eigentlichen Lebenswärme in der Kunst, die Uebermacht aller untergeordneten Fächer überhaupt — dieß und viele andere Symptome führen zu der traurigen Wahrnehmung — daß die Kunst im Sinken sey. Der Rückblick in die Geschichte bestätigt es leider.

Und doch ist die Kunst ein so herrliches, so allgewaltig überredendes Bildungsmittel, wenn jeden Volkes, das unverderbt und unverschroben ist, um wie viel mehr des unsrigen, das einen solchen Fond von Gemüth und natürlicher Verständigkeit besitzt. Man besuche nur die Säle der Ausstellung zur Zeit des Gratis-Eintrittes, wo die bunteste Volksmenge durcheinander wogt, man lausche in der kaiserl. Gemäldegallerie auf die Aeußerungen der (sogenannten) ungebildeten Besucherklasse und man wird über die vorherrschende Richtigkeit des Urtheiles in der Hauptsache zu staunen Veranlassung haben. Die Wissenschaft wirkt mittelbar und hat ihr abgeschlossenes Publikum, die Kunst spricht unmittelbar an Aller Herz. Darum soll hauptsächlich verhütet werden, daß sie Falsches, Gemeines, Albernes spreche oder vielmehr daß ihre Priester Göttersprüche, ihnen unverständlich, also verdolmetschen.

Wie nun aber dem Sinken der Kunst, da es noch Zeit ist, vorzubeugen, wie sie zu heben sey, ist eine Frage, deren genügende und erschöpfende Erörterung die Gränzen jeder Zeitschrift überschritte. Anerkennung und kräftige Ermunterung des wirklichen Talentes, Belebung des echten Künstlersinns durch großartige Bestellungen einerseits, durch gediegene Geschmacksbildung der Kunstjünger anderseits, die strengste Unparteilichkeit und persönliche Rücksichtslosigkeit — diese positiven Begriffe würden die einzelnen Abtheilungen seiner solchen Erörterung bilden, des Negativen gar nicht zu gedenken.

Und somit schließe ich diese Zeilen. Unaffektirte Liebe zur Kunst, der Wunsch, seine Ansicht gebilligt oder berichtigt zu sehen, und — wenn er aufrichtig seyn darf, — die freilich schwache Hoffnung, vielleicht hie und da genützt oder doch angeregt zu haben — bewogen ihn dazu. Fehlt diesen Beweggründen die Anerkennung ernster Kunstfreunde nicht — so ist er hinlänglich belohnt.

G. Melly.

## Notizen.

Der durch seine Gefangenschaft bei Abd-el-Kader merklich bekannt gewordene Fregatten-Lieutenannt Aug. de France liefert in seinem vor einigen Wochen in 2 Bänden herausgekommenen Buche: »Les prisonniers d'Abd-el-Kader, ou cinq mois de captivité chez les Arabes,« gute Notizen über den Charakter, die politische Stellung, die Hülfsmittel und Streitkräfte dieses Häuptlings, der den Franzosen bisher so viel zu schaffen machte.

Doktor Kuhlmann's allgemeine Weltgeschichte, von welcher der erste Band erschienen ist (Hamburg 1837, VI u. 552 S. 8.), hat den Zweck, auf denjenigen Theil des Volkes zu wirken, welcher durch Standesverhältnisse oder durch den Mangel höherer Anlagen gehindert ist, aus Werken Belehrung und Unterhaltung zu gewinnen, welche eine feinere Bildung und schon manche andere Kenntnisse voraussetzen, um auch nur verstanden werden zu können. Darum will der Verfasser die Geschichte auch besonders vom sittlichen Standpunkte auffassen (S. 14) und sie soll zurückschrecken vom Bösen, vom Laster, mit Haß und Ekel gegen dasselbe erfüllen, aber mit Wohlgefallen am Guten, mit Liebe zur Tugend, zu allem Schönen und Erhabenen, und anregen uns des letzteren zu befleißigen. Im Ganzen genommen hat der Verf. diesen Zweck nicht ohne Geschick verfolgt. Die Nutzanwendungen, welche er selten zu machen versäumt, sind so, daß sie wohl einen Eindruck auf das Gemüth machen können, doch hätte Referent, eben um des sittlich-religiösen Zweckes willen, welchen der Verfasser verfolgt, Einiges noch immer anders gestellt zu sehen gewünscht; z. B. würde er das Opfer Abrahams nicht mit dem Opfer der Iphigenia (S. 102) aus leicht begreiflichen Gründen zusammengestellt haben.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

64. Sonnabend, den 12. August 1837.

## Ueber die Freilassung der Negersklaven in den brittischen Kolonien,

(Fortsetzung.)

Schon zu Anfang des Jahres 1833 war die ofterwähnte Frage zur Sprache gekommen. Petitionen für und gegen die Abschaffung der Sklaverei wurden dem Oberhause wie dem Unterhause in Menge vorgelegt. In den wenigen Tagen vom 6. bis zum 22. Februar waren 115 Bittschriften mit 33,254 Unterschriften zu Gunsten der Emancipation in das Haus der Gemeinen gelangt. Am 28. März brachte Lord Suffield eine ähnliche Bittschrift aus Edinburgh mit 21,000 und eine aus Glasgow mit 31,600 Unterschriften vor das Haus der Lords, und am 14. Mai legte Buxton mit Hülfe zweier Mitglieder eine gleiche Petition von 187,000 Frauen auf die Tafel des Unterhauses nieder. Aber auch die Feinde der Neger waren nicht müssig gewesen; die Anzahl der Petitionen gegen die angekündigte Maßregel war bis auf 4361 mit 1,131,339 Unterschriften gestiegen!! — Trauer ergreift das Gemüth jedes wahrhaft fühlenden Menschen, wenn er das Brandmahl des Geitzes und der Verblendung auf solch' eine verheerende Weise um sich greifen sieht. — Das Ministerium ließ sich aber durch diese drohenden Zeichen nicht abschrecken. Sein erster Entwurf ging dahin, den Pflanzern für ihre Sklaven 10 bis 20 Pf. St. auf den Kopf als Entschädigung zuzugestehen. Die Neger sollten dann nicht mehr Eigenthum des Pflanzers, sondern nur dem Staate zur Arbeit verpflichtet seyn. Sie sollten 4 ½ Tage für Nahrung und Kleidung arbeiten, und den Lohn für die übrigen 1 ½ Tage zu ihrer Loskaufung verwenden. Jährlich sollte 1/12 der Ablösungssumme gezahlt, und auf diese Weise die gänzliche Freilassung in 12 Jahren bewirkt werden.

Alle Kinder von sechs Jahren und darunter sollten sogleich die Freiheit erhalten und von ihren Aeltern ernährt werden. Aelternlose Waisen sollten als Knaben bis zum 24sten, als Mädchen bis zum 21sten Jahre unentgeldlich dienen. Behufs der Entschädigung der Pflanzer sollte eine Anleihe von 15 Millionen Pf. Sterling auf den Kredit der Kolonieen negozirt werden; diese Anleihe sollte 5 pCt. tragen, wovon jedoch 1 pCt. zur Bildung eines Tilgungsfondes zurückbehalten werden sollte.« Dieser Plan wurde am 10. Mai 1833 einer zahlreichen Versammlung westindischer Pflanzer in London mitgetheilt, fand aber bei ihnen allgemeinen Widerspruch, so daß man beschloß, eine Deputation an Lord Grey abzusenden, um wenigstens Aufschub (rücksichtlich der Einbringung der Emancipations-Bill) von ihm zu erlangen. Die Aufregung und der Schreck war unbeschreiblich; man befürchtete den Untergang der Kolonieen, und unermeßliche Verluste für die Krone Englands selbst [1].

Am 14. Mai darauf begann Herr Stanley (der Kolonialsekretär) die Ansichten der Regierung in langer Rede vor dem Unterhause zu entwickeln [2]. Er sagte darin unter andern: »Ich fühle die ganze Verantwortlichkeit, die auf mir lastet; ich weiß, daß 250,000 Tonnen unsers Seehandels dabei betheiligt sind, und daß über ein Einkommen von fünf Millionen entschieden werden soll; aber ich fühle auch, daß noch höhere Interessen hier betheiligt sind, daß die Wohlfahrt, ja die Existenz einer großen Bevölkerung in den westindischen Kolonieen von der Entscheidung über die Resolution abhängt, die ich dem Hause vorzuschlagen habe. Die Frage ist in einem Zustande, daß man nur noch die Wahl zwischen Schwierigkeiten hat. Zwischen zwei streitenden Parteien ist hier zu entscheiden; auf der einen Seite stehen große Geldinteressen, Schwierigkeiten der drängendsten Art; auf der andern Seite stehen Neigungen und Gefühle, die zur Ueberzeugung erwachsen sind, die keiner läugnen oder verachten kann; und diese Ueberzeugung ist um so unwiderstehlicher, da sie in religiösen Gesinnungen ihren Grund hat. Die Zeit ist vorüber, wo die Frage darauf stand, ob das Sklavensy-

---

1 S. den Auszug aus dem Courier in der allgem. Ztg.

2 Man findet diese Rede im Auszuge in der a. Beilage der allgem. Ztg. vom 26., 27. und 28. Mai 1833.

stem fortdauern solle oder nicht; wir haben nur zu untersuchen, welches der sicherste, schnellste und beste Weg zur gänzlichen Abschaffung ist?« .... Nachdem er hierauf die Grundsätze der vorzulegenden Bill im Allgemeinen auseinander gesetzt, schloß er seine Rede mit folgenden Worten: »Ich kenne die Schwierigkeiten, die fast unübersteiglichen Hindernisse eines jeden Emanzipations-Planes; ich kenne auch die besondern Nachtheile des jetzigen; aber ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß die Resolutionen, die ich dem Hause vorzulegen die Ehre habe, einen Keim enthalten, der im Laufe der Zeit durch gründliche Erwägung des Gegenstandes zur Frucht heranreifen, und daß in keiner fernen Periode, durch keine unsichern Mittel, sondern durch die Verfolgung dieses Plans, der dunkle Flecken der Sklaverei aus den Institutionen und der Politik Großbritanniens ausgetilgt werden wird. Es gibt viele Männer, welche zuerst diese gewaltige Frage angeregt, aber die Zeit nicht erlebt haben, um den Triumph zu schauen. Sie strebten zu ihrer Zeit kräftig und eifrig, um das zu erlangen, was wir der Erfüllung nahe sehen; sie freuten sich den Grund gelegt zu haben, und waren überzeugt, daß derselbe stark genug seyn würde, um das Gebäude zu tragen, an dessen Errichtung wir jetzt Hand anlegen. Ich kann indeß nicht ohne das Gefühl der innigsten und herzlichsten Theilnahme des Umstandes gedenken, daß ein Mann, der begeistertste und gewissenhafteste von allen denen, welche für diese große und ruhmvolle Sache gearbeitet haben, — daß Wilberforce noch lebt, um Zeuge des großen Triumphes zu seyn, auf den er alle Kräfte seines Lebens verwendete, und daß er nun mit dem Propheten ausrufen kann: Herr, jetzt laß deinen Diener im Frieden dahinfahren! — Ich hoffe, das Haus wird durch die gnädige Vorsehung Gottes so geleitet werden, daß England jetzt der Welt zum zweiten Male das edle und ruhmvolle Beispiel gibt, wie eine handeltreibende Nation die Handelsvortheile für leicht in der Wagschale erklärt, wenn sie gegen die Vorschriften der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, und der Religion gehalten werden.« — Nachdem Herr Stanley geendet, trat Lord Howick auf und verwarf die vorgelegten Resolutionen ganz und gar; er drang entweder auf vollkommene Sklaverei, oder auf vollkommene Freiheit, und meinte, man müßte einen bestimmten, möglichst nahen Termin der gänzlichen Freilassung festsetzen. Auf Lord Althorp's Antrag wurde hierauf die Discussion bis zum 30. Mai verschoben. An diesem Tage erhob sich Sir R. Vyvyan und sprach gegen den ministeriellen Plan, welchen er als eine unbefugte Einmischung in die Kolonial-Angelegenheiten verdammte. Hr. Stanley antwortete ihm mit siegreicher Kraft, und kündigte zugleich eine Aenderung an, welche die Regierung in ihrem Vorschlage getroffen hatte, wornach die Anleihe von 15 Millionen Pf. St. durch eine erhöhte Auflage auf den Kolonial-Zucker (von 27 statt 24 Sh.) getilgt werden sollte, so daß den Negern alles Geld, was sie durch freiwillige Arbeit gewinnen würden, in den Händen bliebe. In derselben Sitzung sprachen noch Oberst Hay, Hr. Stewart und Hr. Ward gegen die Maßregel, Buxton aber dafür. Am folgenden Tage kam man auf die Debatten zurück. Hr. Hodson schlug ein Amendement vor, das aber wenig Anklang fand. Oberst Davies und Hr. Buckingham drangen auf unmittelbare Abschaffung der Sklaverei unter gewissen Bedingungen. In der Sitzung am 3. Juni bemerkte Lord Sandon, daß die Pflanzer sich dem Plane der Regierung nicht widersetzen würden, wenn sie eine Entschädigung von 20 Millionen Pf. St. und ein auf ihr Eigenthum fundirtes Anleihen von 10 Millionen Pf. Sterl. erhielten. — Sir Robert Peel hob demnächst die Nothwendigkeit hervor, sich bei einer Maßregel von so unermeßlicher Wichtigkeit der Zustimmung der Kolonial-Legislatur zu versichern. Stanley trat dieser Ansicht bei, vorausgesetzt jedoch, daß das Parlament die Hauptgrundsätze seiner Bill bereits angenommen hätte. Die erste Resolution wurde hierauf verlesen und ging einstimmig durch, sie lautet: »Es ist die Meinung des Committee's, daß unmittelbare und wirksame Maßregeln ergriffen werden, zur völligen Abschaffung der Sklaverei in den Kolonieen, unter solchen Bestimmungen über die Lage der Neger, welche ihre Wohlfahrt mit den Interessen der Eigenthümer verbinden.« — In der Sitzung am 7. Juni kam die zweite Resolution Stanley's zur Sprache. Hume widersetzte sich heftig dem vorgelegten Plane, indem er behauptete, daß die Erfahrung gezeigt habe, wie es unmöglich sey, durch Arbeit freier Neger Zucker zu erzeugen. Dr. Lushington und H. Bering gaben ihr Erstaunen über die Opposition eines Mannes zu erkennen, der sein ganzes Leben hindurch die Sache der Schwarzen geführt hatte. Stewart drang auf eine höhere Entschädigung der Pflanzer: in diesem Falle, meinte Lord Howick, könnte man die Sklaven sogleich ganz frei lassen, und die Frage der Arbeitsbedingung beseitigen. Stanley unterstützte seine Resolution mit heftigen Ausfällen gegen Hume, und sie ging auch endlich durch. Vermöge derselben »sollten alle nach der Emanzipations-Akte erzeugten, oder bei dem Erscheinen derselben noch nicht sechs Jahre alten Kinder frei seyn, und von ihren Aeltern erhalten werden.« Am 10. Juni kam die dritte Klausel rücksichtlich der gezwungenen Arbeitsverdingung der freigelassenen Sklaven zur Erörterung. Buxton erklärte sich heftig dagegen, indem dieß nur die Sklaverei unter einem andern Namen fortsetzen hieße; dennoch wurde die Resolution mit 324 gegen 42 Stimmen angenommen. Am 11. Juni machte Stanley den Antrag, den Pflanzern 20 Millionen Pf. St. als Entschädigung zu gewähren. Sir Robinson, Oberst Evans und Baring klagten über die neue Last, welche dadurch dem Volke aufgebürdet

würde. Nachdem hierauf mehrere Amendements mit großer Mehrheit verworfen worden waren, ging Stanley's ursprünglicher Vorschlag mit 286 gegen 77 Stimmen durch. Die fünfte Klausel endlich, »wornach die Regierung ermächtiget werden sollte, Beamte in den Kolonien aufzustellen und zu bezahlen, auch die Kolonial-Legislaturen in der Sorge für die religiöse und moralische Bildung und Erziehung der Neger zu unterstützen,« wurde ohne Abstimmung angenommen. So war denn die erste Schwierigkeit überwunden. Das Unterhaus hatte wenigstens den allgemeinen Grundsatz der Neger-Emanzipation gebilligt, und die Nothwendigkeit einer Entschädigung zu Gunsten der ostindischen Pflanzer ausgesprochen; obwohl die Details der Ausführung dieser Maßregeln erst in der Folge der Berathung unterzogen werden mußten. Bereits am 25. Juni legte Graf Ripon die oberwähnten vorläufigen Resolutionen dem Oberhause vor, und vertheidigte dieselben in einer umfassenden Rede, die er aber seiner Unpäßlichkeit wegen mehrere Male unterbrechen mußte. Der Herzog von Wellington und Graf Harewood erklärten im Allgemeinen, daß sie sich dem Vorschlage nicht widersetzten, stellten aber den Antrag, die Ausführung derselben den Kolonial-Legislaturen zu überlassen, und nur einen Kommissär hinzusenden, mit der Vollmacht, die ganze Sache zu ordnen. Graf Grey erwies dagegen durch mehrere Beispiele, daß so manche Verbesserung, die man rücksichtlich des Loses der Sklaven genehmigt hatte, von jenen Kolonial-Legislaturen gar nicht ins Werk gesetzt worden waren, daß man sich also ihren Händen nicht anvertrauen dürfe. Lord Ellenborough hielt noch eine Lobrede zu Gunsten der Sklaverei, und behauptete, daß in Folge der Emanzipation, die Jugend der Neger schutzlos, ihre reifern Jahre in Lastern zugebracht, und ihr Alter hülflos seyn werde. Nachdem der Lordkanzler ihm in ziemlich heftigen Ausdrücken geantwortet hatte, wurde Wellington's Amendement verworfen, und die oft berührten Resolutionen der Reihe nach einstimmig angenommen.

Die eigentliche Bill wurde am 5. Juli im Unterhause zum ersten Male verlesen. Die zweite Verlesung geschah am 22. Juli, nachdem H. Buxton und Howick abermals gegen die Arbeitsverdingung, und vorzüglich gegen die zwölfjährige Dauer derselben gesprochen hatten. Auch in der Sitzung am 24. sprachen H. Buxton, Macauley, O'Connel und Lord Howick gegen die besagte Klausel, worauf Hr. Stanley erwiederte, daß die gezwungene Arbeitsvermiethung darauf berechnet sey, die Sklaven zur Freiheit vorzubereiten, und daß der Ertrag ihrer Arbeit einen Theil der Entschädigung der Pflanzer für den gänzlichen Verlust der Sklaven bilden sollte. Demzufolge wurde Buxton's Antrag aber nur mit einem Mehr von 7 Stimmen (158 gegen 151) verworfen. Deßhalb kündigte Stanley am 25. Juli an, daß er im Namen der Regierung den Vorschlag mache, die Dauer der Arbeit bei Feldsklaven auf 7, bei Haussklaven auf fünf Jahre herabzusetzen. So kam man denn endlich dahin überein, daß die zu erlassenden Akte am 1. Juni 1834 in Wirksamkeit treten, und daß die gezwungene Arbeitsvermiethung mit 1. Juni 1840, also nach Verlauf von sechs Jahren endigen sollte. Eben so wurde die Entschädigung der Pflanzer mit 20 Millionen Pf. St. bewilligt, nachdem ein dießfälliges Amendement, welches die gedachte Summe auf 15 Millionen Pf. St. herabsetzen wollte, in der Sitzung vom 31. Juli mit 125 Stimmen gegen 27 verworfen worden war. Gleiches Schicksal traf ein zweites Amendement des Herrn Buxton, wornach die eine Hälfte der bewilligten Entschädigung vorsichtshalber den Pflanzern erst dann hinausgezahlt werden sollte, wenn der Zweck der Bill, die Emanzipation der Neger, vollständig erreicht seyn würde. Auch dieses Amendement fiel mit 93 gegen 194 Stimmen durch. Am 6. August waren die Debatten bereits im Unterhause geschlossen, und die Bill in allen ihren wesentlichen Theilen angenommen. Hr. Stanley brachte sie schon am 7. August in das Oberhaus, wo sie sogleich zum ersten Male verlesen wurde. Am 12. erfolgte die zweite Verlesung, ohne daß vorher darüber abgestimmt worden wäre. Am 14. kam der Vorschlag in das Committee, und an diesem, wie am folgenden Tage wurden die meisten Klauseln ohne allen bedeutenden Widerspruch angenommen, so daß die Berichterstattung auf den 19. August festgesetzt werden konnte. Am 20. August erhielt endlich die Bill nach Verwerfung zweier von Wellington und Lord Wynford vorgeschlagener Klauseln, mit einigen unbedeutenden Aenderungen auch die Bestätigung des Oberhauses, und bald darauf die königliche Sanction. In der bei Prorogirung des Parlaments am 29. August abgehaltenen Thronrede kam in Bezug auf unsere Angelegenheit folgende Stelle vor: »Der Zustand des Sklavenwesens in meinen Kolonial-Besitzungen hat nothwendig einen mit der Größe und Schwierigkeit des Gegenstandes im Verhältniß stehenden Theil Ihrer Zeit und Ihrer Geschäftsthätigkeit in Anspruch genommen. Obgleich Ihre Berathungen von den überwiegenden Rücksichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit geleitet wurden, so wurden doch die Interessen der Kolonial-Eigenthümer nicht übersehen. Ich hoffe, daß das künftige Verfahren der Kolonial-Legislaturen und das Benehmen aller Klassen in meinen Kolonien der Art seyn wird, die wohlwollenden Absichten des Parlaments vollständig in Vollzug zu sehen, und die gerechten Erwartungen eines Volkes zu befriedigen.« —

So war denn der große Sieg erfochten und die Freiheit der Neger in allen brittisch-westindischen Besitzungen für immer gesichert. Seit langer Zeit war keine Frage von solcher Wichtigkeit zur Sprache gekommen. Die Unermeßlichkeit des

Digitized by Google

Gegenstandes selbst, der Umfang der dabei betheiligten Handels Interessen, die überschwenglichen Forderungen der Pflanzer auf der einen, die Unbeugsamkeit der Negerfreunde auf der andern Seite, der heftige Widerstreit endlich zwischen Vorurtheilen und Meinungen, Vernunftschlüssen und Erfahrungen hatte die Lösung jenes riesigen Problemes so schwierig gemacht, daß man auf ein glückliches Resultat kaum mehr zu hoffen wagte [1]. Aber der unerschütterliche Muth und die kraftvolle Ausdauer des Grey'schen Ministeriums räumte alle Hindernisse hinweg, und der edle Wilberforce, der am 28. Juli 1833 im 74sten Jahre seines Alters starb, hatte noch auf seinem Todtenbette die Beruhigung, seine unablässigen Bemühungen mit dem schönsten Erfolge gekrönt zu sehen. Leider konnten ihm seine Freunde ihre treue Anhänglichkeit auf keine andere Weise mehr zu erkennen geben, als daß sie die Beisetzung seiner Leiche in der Westminster-Abtei bewirkten! ——

(Fortsetzung folgt.)

## N o t i z e n.

Ueber das Zeitungswesen in Norwegen findet sich in Laing's »Journal of a residence in Norway, during the years 1834 — 1836« nachstehende Bemerkung: »Sogleich nach meiner Ankunft in Norweg schenkte ich den dortigen periodischen Blättern eine vorzügliche Aufmerksamkeit und es machte mir immer ein ungetheiltes Vergnügen, sie durchzugehen. Es gibt in Norwegen im Durchschnitte 20 Zeitschriften; doch geben einige derselben nur Avertissements und officielle Nachrichten in Betreff der Provinz oder Stadt, wo sie erscheinen; und doch sind selbst diese nicht ohne Interesse für den Ausländer. Unter allen norwegischen Zeitschriften mag sich wohl das »Morgenblatt« der weitesten Verbreitung zu erfreuen haben, das als Tageblatt in der Hauptstadt erscheint. Die Kosten eines solchen Tageblattes, wenn es durch die Post versendet wird, mögen jährlich etwa sieben Dollars betragen. In der Hauptstadt allein erscheinen sechs oder sieben Zeitungen, welche, da sie keine Besteuerung erleiden, zu den möglichst niedrigen Preisen abgelassen werden können. In Druck und Papier ist dieses norwegische »Morgenblatt« schöner ausgestattet als irgend ein anderes französisches oder deutsches Journal, und man findet darin die meisten Artikel mit großer Geschicklichkeit und vielem Geschmack geschrieben.

Der Kanton Unterwalden hat nach der Zählung von 1835 auf seinen 12 ½ Quadr. Meil. 23.600 Einwohner, von denen 13.120 auf Obwalden und 10.480 auf Niedwalden kommen. Darunter befinden sich 764 Militärs, 58 Weltgeistliche, 55 Klosterfrauen, 45 Klostergeistliche und Brüder, 43 Lehrer, 20 Aerzte, 10 Reformirte u. s. w.

---

Eine Geschichte der speculativen Gedankenbewegung, die sich in Deutschland seit Kant in einem fast beispiellos raschen Frotschritte entwickelt hat, ist nicht nur für das jüngere Geschlecht, welches sich auf dem Kampfplatze der streitenden Systeme wenigstens orientiren soll, sondern auch für diejenigen gereiften Männer, welche, wenn auch vielleicht nur als ruhige Beobachter, an philosophischen Verhandlungen einen allgemeinen menschlichen Antheil zu nehmen immer Veranlassung haben, in der That ein bis jetzt noch nicht genügend befriedigtes Bedürfniß. Dr. Heinr. M. Chalybäus suchte ihm durch die »historische Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel« (Dresden, Grimmer, 1837. VIII u. 340 S. 8.) entgegen zu kommen. Referent glaubt dem Verfasser das Zeugniß schuldig zu seyn, daß er mit möglichster Unbefangenheit, Redlichkeit und mit einem der Sache selbst zugewendeten Ernste sich der verschiedenen Systeme zu bemächtigen, in ihre Principien und ihren Zusammenhang einzudringen und von jedem derselben einen bestimmten und charakteristischen Umriß in einer fließenden und deutlichen Darstellung dargelegt habe, welche, eben so weit entfernt von der Form eines bloßen Excerptes, als von der Manier, fremde Gedanken nur durch die Brille seiner eigenen zu sehen, das Verständniß des Lesers zu fördern geeignet ist.

---

Ueber H. Leitenberger's »Gemeinfaßliche und erläuternde Darstellung der k. k. österreichischen Zoll- und Staats-Monopols-Ordnung vom Jahre 1835« (Wien 1837) äußert sich Gersdorfs Repertorium: »Was der Titel verspricht, leistet das Buch, das auch im Auslande dankbar begrüßt werden muß, da es Einrichtungen eines Staates schildert, dessen Institute seltener bisher Gegenstand einer wissenschaftlichen Darstellung wurden, und zwar gerade Einrichtungen, deren Kenntniß auch für das Ausland von mittelbarer praktischer Wichtigkeit ist. Die Darstellung ist schlicht, klar, erschöpfend, ohne weitschweifig zu werden, durch gesunde Verständigkeit ansprechend und nicht ohne den eigenthümlichen Reitz der Anspruchlosigkeit, der alles österreichische Wesen charakterisirt.«

---

[1] Vergl. The Reform-Ministry and the reformed Parliament London 1833. pag. 13 u. ff.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

65. Mittwoch, den 16. August 1837.


Vindobona. National-episches Gedicht von Dr. Sigmund Schlesinger. Erste Abtheilung. Wien 1837, bei Kupffer und Singer. 140 S. 8.

Vindobona — welch ein herrlicher Krystallisationspunkt für eine poetische Schöpfniß! Ueberströmend ist die Fülle der Ereignisse und Thaten, die sich seit der Gründung bis auf unsere Tage leuchtend und finster, mild und gewaltig entwickelt haben; unabsehbar die Reihe der Helden und Männer, die den Friedensstab, das Schwert und das Kreuz geschwungen haben zum Wohl oder Weh Vindobonas. Ein wunderbarer Farbenbilderteppich, den Jahrtausende gewebt und dessen Deutung für einen Dichter fast unmöglich, und nur dann, wenn er sich die hervorragenden Thatenberge in der großen Kette herauswählt, um ihre Häupter zu verklären mit dem Morgenrothe der Begeisterung.

Ich kann nie den Kahlenberg sehen, ohne daß mir die ganze Geschichte Wiens und Oesterreichs vorschwebte, immer ist er mir der Repräsentant alles dessen, was sich im Lande Großes und Herrliches begeben. Am Kahlenberge ruhte müde die Schwinge des römischen Adlers, das Kahlengebirge ist die Herkulessäule mit dem Non plus ultra für die verheerende Mongolenwoge. Am Fuße des Kahlenberges siedelt sich der heil. Severinus an, und entzündet die reine Flamme des Christenthums, daß sie bald einen Tag über Oesterreich verbreitete, wie kein schönerer mehr leuchten kann. Am Kahlenberge schlägt der heil. Leopold seinen Pallast auf. Der Kahlenberg sieht der entscheidenden Rudolphsschlacht zu, von seinen Höhen, ein stahlglänzender Wasserfall, stürzt Sobyeski verheerend auf den Feind der Christenheit nieder; auf der Höhe des Kahlenberges erhebt sich das erste Karthäuserkloster mit seinem tiefbedeutsamen Memento mori!

Diese Anschauung sende ich voraus, weil Hr. Dr. S. sich in einer Vision (Canzone als Einleitung und Widmung in vier und fünfzig, den Zedlitz'schen nachgeahmten Strophen) auf den Kahlenberg versetzt, wo ihm der Gedanke Wien zu besingen wird. Der Gedanke ist schön und dankeswürdig, der Erfolg ein sicherer und nach der glänzenden Aufnahme der »Rudolphsschlacht«, des »letzten Ritters,« des »Habsburgliedes« sogar zu berechnen, denn der Oesterreicher hat in diesen Gedichten den Klang seiner eigenen Gefühle, den Athem seiner Begeisterung für sein schönes Vaterland vernommen und empfunden.

Wiewohl nun die früheren Versuche des Hr. Dr. S. ein ungünstiges Vorurtheil für die glückliche Lösung der glücklichen Idee weckten; so streifte ich dasselbe doch kräftig ab, denn noch einmal wiederhole ich, die poetische Aufgabe bestach mich.

Ob Hr. S. nun dieselbe in oben angeführter Bedeutung gelöst? Die Beantwortung dieser Frage könnten wir jetzt nur theilweise leisten; indem der Verfasser nur die erste Abtheilung seines Werkes (140 S. gr. 8. Die historischen Momente bis 1246) erscheinen ließ; wohl aber liegt so viel vor, um zu erkennen, ob es ein Poet sey, der die Arbeit unternahm und ob wir die Erfüllung der welthistorischen Bedeutung des Stoffes hoffen dürfen. Somit schreiten wir zur Nacherzählung der Vision:

Es ist Abend

> Ein blauer Mantel wölbte sich der Aether
> Von allen Kanten (?) auf die Erde nieder.

Der Herr Verfasser gelangt auf den Gipfel des Kahlenberges,

> Da wo die Pfad' in mannigfacher Schlängung
> Bis dahin trieb mich meines Herzens Bängung.

Er blickt hinab.

> Da bebte er (der Blick) auf den geschmückten Wiesen
> Auf reichen Dörfern, zartgehauchten Villen und durch Zweige
> Erscholl der Tanz von lustberauschter Geige.

Den Hrn. Verf. schmerzt es, sich nicht auch der allgemeinen Lust hingeben zu können, seine Ideale sind verglüht, sie sind ihm nur leere Traumbilder, nach denen

> — — wir die wahn'gen Schritte lenken.

Die Liebe hat ihn getäuscht

> Und da zur Kohle nun ihr Strahl vermodert (!)

da entsteigt der Asche des vermoderten Strahles ein Funke, der das Gemüth des Hrn. Verf. zum ewigen Liebe entflammte, aber

Ich sah ihn nur verdammet
Der Stolzen Kreis, der ausgewählt sich prahlet,
Als hätten sie den Kranz für sich gepachtet
Sie tödteten's, roh wie der Henker schlachtet (!)
Weil ich ihr Wappen nicht darauf gemalet.

— — —

Ich riß die Flamme ab von ihrer Richtung,
Mit starker Hand die Riesige bezwingend.

Darauf erzählt der Hr. Verf., wie er sich der leidenden Menschheit zugewendet und Arzt wurde; doch die Gluth troß der abgerissenen Flamme will nicht aufhören

O daß es mir im Sange Gottbegeistert
Ein Hohes zu verklären noch beschieden!

Der Hr. Verf. schläft ein und

Die Sorgen schwanden, wie mit Angstesk euchen
Verwegne Diebe fleuchen.

Er sieht im Traume ein Frauenbild auf den blüthenschwangern Zweigen einer Föhre sitzen;

Die fromm verklärten Augen strahlen siegend
Auf zu dem Sternenplan, die sah ich neigen
Sich auf sie, daß der Kranz der Schimmertöne
Die reine Stirne kröne!

Neben diesem Frauenbilde ist ein Greis zu schauen, riesig, ernst, gewaltig

— — Auf des Nordens eisbedecktem Pole
Erfußte Säulengleich (!) die eine Sohle (!)
Indeß die andre in des Südens Räumen.

Der Hr. Verf. fragt wer der Greis sey?

Du hast mich — — widert er (!) heraufbeschworen;
Noch hat nicht ausgegoren
Der heiße Strom, der dir im Innern wallte,
Ich der Geschichte Geist, ich will ihn lenken,
In meinen Schacht soll er hinab sich senken,
Daß sich das Vage zum Krystall gestalte (!)

Der Hr. Verf. fragt nun um den Namen des großen Todten, den er besingen soll

ob auch in fernem Staube
Vermodert sind die lang entfleischten Knochen
Ob ekelhaft Gewürme ihn umkrochen.

Seltsam antwortet der Geist der Geschichte:

Kein Mensch ist würdig, daß man ihn verkläre (!)

seltsamer noch beweist der Geist sein Paradoxon und schließt endlich:

Wähle eine weltbekannte Stätte
Die ihren Ursprung in das Ur (!) getauchet.

Welche Stätte denn? der Geist widert (!):

Vergebens in die Ferne
Entsendest forschend du die blöden Wimpersterne (!)

und nun eröffnet das Frauenbild Fantasa dem Hrn. Verf. die Aussicht über weite Länder und Meere, er sieht:

Es stralt vor mir ein Spiegel glatt und eben
Und weit hinaus die riesgen Glieder (!) dehnend
Wie kindlich (!) lag er da in ruh'ger Milde
Ob auch ein Fischerkahn sich heimwärts sehnend
Die Ruder ließ in seinem Schoße beben!

So u. s. w. beschreibt der Hr. Verf. das Meer, hier das adriatische, er erblickt endlich eine Stadt:

Weit dehnte sie die blanken Marmorglieder
Durch tausend Schienen kunstreich anverbunden
Zu ihren Füßen schmiegt — —
— — treu der Löwe nieder (!)

Der Hr. Verf. besingt aber Venedig nicht, indem er in verständiger Wendung sagt, die Stadt habe bereits ihren Sänger in dem finsteren, großen Brittendichter gefunden. Fantasa zeigt nun eine andere Stadt, es ist Rom.

Doch nur der Blüthe weihst du deine Saiten
So lasse deinen Blick nach Osten gleiten.

Sie öffnet dem Träumenden nun den Blick über Byzanz. Schon will er, begeistert von ihrem Anblicke, sie besingen; da zeigt ihm Fantasa

Betrachte sie die engen dumpfen Gassen
In deren Mitte alter Kehricht modert (!)

und der Träumende läßt ab, nachdem selbst die Fantasie so fantasielos sich ausspricht. Er ruft:

Zeig mir 'ne Stadt auf ihrer Blüthe Gipfel!

— — — —

Und weiterhin ragt (!) aus dem Wellenmeere
Ein stolzes Inselweib die wald'gen Glieder (!)
Gebietend strecket sie das Scepter schwingend,
Die Riesenarme aus, und hie und wieder
Erschien sie lächelnd, wie 'ne Bajadere.

Das ist London!

Du siehst mich an ein andres Bild begehrend?

Fantasa zeigt dem Träumenden noch Paris, welche Stadt wie die frühern ohne Charakter und Poesie aufgefaßt ist und nun zeigt sie ihm Wien. Wir waren der Meinung, der Träumende habe alle Kraft der Rede, alle Begeisterung des Gefühls, wie ein schwachbrüstiger Schauspieler gespart, um uns am Schlusse zu überraschen. Folgender Weise schildert der Hr. Verf. Wien, das große, herrliche, donaudurchströmte, von allem Liebreiz der Landschaft umschlossene Wien, das Wien, wo österreichische Herzen schlagen, wo hundert Dichter frisch und freudig singen, wo Wissenschaft ihre Tempel baut:

Da schaut das Auge
Die alte Kaiserstadt im Festgepränge.
Nun ward es hell als ob mit blanken Schwänen
Der Geist mir Frieden in die Seele lenke.
Vom Stephansdom erschwebten (!) Orgelklänge
Und fromme Meßgesänge
Und froh beglückt sah ich das Volk sich regen,
Des Lebens süße Gabe harmlos schlürfend
Und Jeder hatte das, was (!) er bedürfend
Und sammelte vergnügt der Arbeit Segen.
Der Landmann hatt' ein Hühnlein auf dem Teller
Und zapfte edlen Wein aus eignem Keller.

Was sollen wir nun zu all' diesem sagen? Hr. Dr. S. ist selbst auch Recensent und wie wir hören ein Mann von

Bildung und Kenntniß — wie würde er alle die Verbrechen gegen Sinn, Grammatik, Logik betrachten, wir appelliren an ihn in diesen Punkten; was aber den betrifft, ob Hr. Dr. S. ein Poet sey, so müssen wir, wenn unter einem Poeten ein begeisterter, veredelnder, gedankenvoller Geist zu verstehen ist, der, was diese drei Eigenschaften bieten, in melodischer Form wiederzugeben vermag, so müssen wir nach unserer Ueberzeugung sagen: daß er es nicht sey, wohl aber ein Poet, wenn man unter einem solchen einen Versemacher versteht, und unter diesen wieder nur ein untergeordneter.

Nach der Vision folgen drei Abtheilungen 1. Die Stadt der Römer (J. n. Ch. G. 7—488). 2. Die Stadt der Barbaren (J. n. Ch. G. 490—950). 3. Die Stadt der Markgrafen (984 — 1142). Einzelne historische Momente wählt nun der Herr Verf. heraus und erzählt sie uns größtentheils im Metrum der Niebelungen, wir müssen aber gestehen, daß uns die schlichte Chronikerzählung weit besser gefällt, als hier die gereimte, nicht immer richtige Prosa. Da ist kein neues Bild, kein neuer Gedanke, keine neue Wendung; trocken wie durch eine blumenlose Haide arbeitet man sich vorwärts und darüber glotzt ein heißer gedankenloser Himmel. Wie in dem episch-lyrischen Eingange, so hier in dem epischen Theile zeigt sich, daß Uhland, Gottf. v. Leitner, Seidl vergebens für den Hrn. Verf. als Muster der Ballade dastehen, nur Zedlitz hat er in Erfindung der Canzone nachgemacht, aber nicht so geistvoll, wie jener Dantes Idee sich angeeignet und eigenthümlich wieder gegeben hat.

Jene im Eingange angedeutete historische Bedeutung des Stoffes scheint den Hrn. Verf. bei Lesung der Geschichte Wiens nicht angeweht zu haben; ich meine die Idee, wodurch ein Gedicht Vindobona erst die wahre Färbung bekäme, indem sie es nämlich war, welche die Stürme der einbrechenden Barbaren und des Feindes der Christenheit abhielt und sich so zur welthistorischen Bedeutung erhob.

Wir sprachen am Eingange dieser Zeilen aus, daß Hr. Dr. S. nicht leicht eine glücklichere Idee zu einem österreichisch-nationalen Gedichte finden konnte; leider müssen wir aber am Schlusse bekennen, daß sie eben so unglücklich ausgeführt ist. Hätte sie doch Hr. Dr. S. einem wahren, begeisterten Poeten überlassen!

Ein Wiener.

---

## Ueber die Freilassung der Negersklaven in den brittischen Kolonien.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir nun dem Gange der Emanzipations-Bill durch alle ihre parlamentarischen Stadien gefolgt sind, bleibt uns nur noch übrig, ihren Inhalt in Kurzem auseinander zu setzen:

Dieser Akte zu Folge hat die Sklaverei in allen brittisch-westindischen Besitzungen (mit Einschluß der Kap-Kolonie und der Insel Mauritius) am 1. Juni 1834 ihr Ende erreicht. Die Sklaven sind in den Stand der inscribirten Lehrlinge (apprenticed labourers) übergegangen; sie genießen alle Rechte und Freiheiten, wie die andern brittischen Unterthanen; sie können vor allen Civil- und Strafgerichten gegen ihre Dienstherren und gegen Andere ein gültiges Zeugniß ablegen; sie sollen als Geschworne und in der Miliz dienen, und haben volle Freiheit, zu was immer für einer Gottesverehrung sich zu bekennen.

Der Dienstmann kann von seinem Herrn nicht mehr mit einer körperlichen Züchtigung belegt werden, sondern das Recht, dieselbe zu verhängen, steht dem Magistrate zu. Der Lehrling empfängt von seinem Meister Nahrung, Kleidung, und die sonstigen Lebensbedürfnisse, dafür muß er ihm durch 45 Stunden in der Woche arbeiten; für die übrige Zeit kann er einen bestimmten Arbeitslohn verlangen; auch ist ihm gestattet, sich für diese Zeit bei einem Andern, als bei seinem Dienstherrn in Arbeit zu verdingen. Bei der Bestimmung des Lohnes, der auch als Ablösung statt der zu verabreichenden Nahrung und Kleidung geleistet werden kann, hat der Magistrat jederzeit mitzuwirken. Nach Verlauf von sechs Jahren, also mit 1. Juni 1840, hat auch die gezwungene Arbeitsvermiethung aufzuhören, und die Neger treten dann vollends in den Genuß aller bürgerlichen Rechte ein. Den Pflanzern wird eine Entschädigung von 20,000,000 Pf. St. zugestanden, welche durch ein Anlehen zusammengebracht werden sollen.

Die Vertheilung der gedachten Summe hat nach der Anzahl und dem Werthe der Sklaven zu geschehen. Die Erhebung der dießfalls nöthigen Daten, so wie die Ausführung der Maßregel überhaupt soll nicht den Pflanzern selbst, sondern einer Anzahl unbetheiligter und unparteiischer Männer übergeben werden, welche sich aus dem Mutterlande nach den Kolonieen zu verfügen haben.« — Die übrigen Hauptgrundzüge der Bill sind schon oben vorgekommen und bedürfen hier keiner weitern Wiederholung.

Was das obberührte Anlehen betrifft, so wurde es am 3. August 1835 von dem ersten Lord der Schatzkammer und dem Finanzminister H. Spring-Rice mit dem Hause Rothschild abgeschlossen, nachdem auch die H. Reid, Ward, Ricardo und der Gouverneur der englischen Bank ihre Anbothe gemacht hatten. Die Bedingungen des Vertrags gingen dahin, daß die Darleiher für je 100 Pf. St. baaren Geldes 75 Pf. St. in dreipercentigen Konsols, dann 25 Pf. in dreipercentigen reducirten Werthscheinen und 13 Sh. 7 Pence in sogenannten langen Annuitäten erhielten. Der Disconto bei prompten Zahlungen wurde auf 2 Pf. für 90 Pf. festgesetzt.

Rücksichtlich der Tilgung dieser Schuld kömmt zu bemerken, daß dieselbe nach dem Plane des Finanzministers im Jahre 1860 bereits auf 450,000 Pf. reduzirt seyn wird, so daß die Staatsschuld durch diese neue Anleihe keinen permanenten Zuwachs erhält, und die Nation sobald als möglich wieder von der so edelmüthig übernommenen Last befreit wird. Auf dem Finanzbudget von 1836 erscheint eine Post von 1,111,863 Pf. St. als Zinsen und Kosten der westindischen Anleihe. Wir wollen nun vorerst untersuchen, auf welchem Standpunkte sich die brittisch-westindischen Besitzungen vor Erlassung der Emanzipations-Akte befunden: wobei uns insbesondere die schon erwähnte Aufnahme der Zahl der Sklaven und die Abschätzung ihres Werthes Behufs der Vertheilung der bewilligten Entschädigungssumme höchst interessante Daten darbietet; und dann II. näher erörtern, welche Folgen die Freilassung der Neger nach sich gezogen, ob die Befürchtungen der Pflanzer eingetroffen sind, oder ob vielmehr die Hoffnungen der Abolitionisten sich verwirklichet haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

Seit 1814 stieg in Danzig die Zahl der Einwohner von 32.000 bis auf 51.000. Das Klima ist sehr gesund, denn es stirbt nur der 35ste daselbst, und auf 28 Einwohner fällt eine Geburt. Die Kämmerei bezieht über 280.000 Thlr. Einkünfte, welche aber fast gänzlich aufgehen, und sehr groß ist die Schuldenlast, über 5 Mill. Thlr., so daß die Stadtobligationen nur 33 1/3 stehen.

Mundt's neuestes Werk »Die Kunst der deutschen Prosa. Ästhetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich« (Berlin, 1837) hat sich wenigstens eine im hohen Grade interessante Aufgabe gestellt, die deutsche Prosa nach ihrem ästhetischen Werthe, ihrer literargeschichtlichen Entwicklung und ihrer gesellschaftlichen Bedeutung allseitig zu betrachten. Der erste Theil bezieht sich theils im Allgemeinen auf das Wesen der Sprache, der Prosa und der Poesie, die Bedingungen ihrer Schönheit, die Möglichkeit einer Aufhebung der Schranken zwischen beiden u. s. w. theils auf den Charakter der deutschen Prosa, wie er bei dem Mangel gesellschaftlicher Bildungsmomente durch die Nachahmung der Lateiner (namentlich des Cicero und Tacitus) mehr unter ungünstigen, als günstigen Einflüssen sich entwickelt hat. Interessant und lehrreich ist hier vorzüglich der 5te Abschnitt: »Die Geschichte der deutschen Conversation«, indem es sehr ergötzlich ist, zu sehen, welche Gewichte und Ketten die deutsche Höflichkeit, der Respect vor Standesunterschieden, die Titelsucht u. s. w. der freien Beweglichkeit der deutschen Sprache auf- und angelegt haben. — Der zweite Theil gibt eine „Geschichte der deutschen Prosa“ (S. 145—352) von der Zeit Karls des Großen bis auf das 18te Jahrhundert — wenn auch nicht mit gründlicher Forschung, doch immer mit treffenden Bemerkungen u. s. w. Der dritte Theil (S. 355—415) hat die Ueberschrift: „Die literarischen Gattungen der Prosa“ und faßt sie in 3 Abschnitten nach ihrer Bedeutung für Leben und Gesinnung, nach ihrem Verhältnisse zur Weltbildung, und den gesellschaftlichen Bedürfnissen, nach ihrem Verhältnisse zur Wissenschaft auf. — Ob die eigene Prosa des Verfassers immer den Forderungen entspreche, welche er selbst aufstellt, kann hier nicht erörtert werden; wohl aber kann die Frage erlaubt seyn, warum in einem Werke über die deutsche Prosa der ihm vorgesetzte Ueberblick des Inhaltes als ein »Tableau des Inhaltes« an der Spitze steht?

Des Karl Freih. v. Novalis »Germanisches Turnbuch« (Augsburg 1837) ist — kein Turnbuch; denn eine bloße Elegie über den Untergang des Ritterthumes, der als Vehikel für die Junkerschaft, sich zum heutigen adelichen Ritter zu bilden, unzulängliche Anweisungen zum Reiten, Jagen und Fechten beigegeben sind, sollte sich nicht erdreisten, auf den ehrenvollen Titel eines deutschen Turnbuches Anspruch zu machen.

»Balladen und Romanzen von Max von Oër. (Erfurt, Müller 1837.) Vorwort: »Die Lieder bringen bunte Sagen aus alten längst vergessenen Tagen von Schwerterklang und Schlachtenruf, dazwischen süße Liebesklagen und Becherschall und Zechgelagen (?) und Minnensang und Lanzenspiel — das Alles sah ich in mir tagen, da mußt' ich kühn die Saiten schlagen.« Einige Töne dieser geschlagenen Saiten klingen nun, wenn auch nicht neu und eigenthümlich, doch ganz ritterlich; Anderes nähert sich dem Knappenhaften, z. B. folgender Eingang: »Zu Rom, der Stadt am Tiberstrand, da ragen hoch gewalt'ge Trümmer, noch aus der Heidenzeiten Schimmer (!) die werden Kolysäum genannt. Da stand ein Pfalzgraf von dem Rhein und thät (sic) mit Staunen und mit Grauen die eingefallene Pracht beschauen; sein Herze (!) mocht wohl traurig seyn.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

66. Sonnabend, den 19. August 1837.

# Die ältesten Trinklieder der Franzosen.

Vor Kurzem erschien eine kleine Ausgabe der Trinklieder, Vaux-de-Vire genannt, von den beiden Dichtern der Normandie, Olivier Basselin und Jean Le Houx — Grund genug, um hier Einiges über die beiden Verfasser und ihre Werke mitzutheilen.

Olivier Basselin lebte in Vire zur Zeit der englischen Invasionen, welche durch die traurige Geisteszerrüttung Karls VI. herbeigeführt wurden; er war ein Tuchwalker und hatte seine Werkstätte in der Gegend, die Vaux-de-Vire hieß, welcher Nahme auch auf seine Poesien überging. Es scheint, daß Basselin einige Studien gemacht habe; die Tradition und einige Verse aus gleichzeitigen Liedern lassen ihn von den Engländern erschießen. Dieses muß bei der Belagerung von Vire, welche im Jahre 1417 begann, oder bald nach Einnahme der Stadt geschehen seyn: denn er besang die Annäherung dieses Ereignisses, und man kennt weiter nichts von ihm, was einer späteren Epoche angehörte. In einem anderen Trinkliede, wahrscheinlich aus derselben Zeit, nennt er sich einen »grauen Greis« und einen »guten alten Mann;« was wohl mit Recht annehmen läßt, daß er ein Sechziger gewesen und um das Jahr 1358 geboren worden sey.

Der Charakter Basselins ist klar genug ausgesprochen; er war weder ein seufzender Troubadur des Mittelalters, noch ein Zusammenklauber alter Reimlein nach Art Froissard's, seines Zeitgenossen, noch ein Verseschmid voll klassischer und italienischer Affektation, dergleichen bald hierauf das Jahrhundert der Wiedergeburt erzeugen mußte; er ging allein, hatte seinen ganz abgesonderten Weg, d. h. er war ganz einfach ein freier Trinker, begabt mit dem Gesangstalente, den schon der Anblick eines Aushängschildes in freudige Bewegung brachte und dessen Begeisterung nur in der Tiefe eines wohlgefüllten Humpen Erregung fand.

Basselin wird für den Ersten gehalten, der die Trinklieder in Frankreich eingeführt hat; und Alles läßt glauben, daß diese Gattung in der That bis auf ihn dort unbekannt gewesen ist. Obschon früher die Sitte, bei Tafeln zu singen, in Frankreich und zunächst in der Normandie fast allgemein gewesen, scheint es doch, daß die Liebeslieder ausschließend bei diesen fröhlichen Zusammenkünften geherrscht haben, und daß bis auf Basselin kein Mensch daran gedacht habe, dafür das Lob des Weines zu setzen, und diesen wie einen Gegenstand der Leidenschaft zu behandeln.

Verdient aber auch diese Erfindung die Wichtigkeit, die man ihr beizumessen scheint? Wir sind wenig geneigt es zu glauben. Die Bachusbegeisterung ist allerdings ein Zustand, eben so lebendig, beseelt und der Wärme und Bewegung fähig, wie jede andere Art Begeisterung; allein dieser Zustand, den keineswegs die ganze Welt theilt, und dessen rein individueller Ausdruck im Allgemeinen wenig Sympathie erregt, scheint nur sehr untergeordnete Wirkungen hervorzubringen, ausgenommen der Dichter versteht es, damit ein anderes Gefühl in Verbindung zu bringen, das seinem materiellen Gegenstande jenes Interesse oder jene Würde gibt, die ihm vollkommen mangeln; daran aber hat Basselin in keiner Beziehung gedacht.

Anakreon hatte sichs ebenfalls zur Aufgabe gemacht, den Wein zu besingen; allein geschah dieses, um uns das Vergnügen zu schildern, das er beim Schlürfen desselben fühlte? Nichts weniger, als dieses; man findet in dessen Liedern nicht Einen Vers, der diese Idee enthielte. Anakreon trank vor Allem, um sich mit seinen Freunden die Zeit angenehm zu vertreiben; er trank, um in den Illusionen einer leichten Betäubung den Gedanken an die Plagen des Lebens zu verscheuchen; der Wein ist für ihn weniger ein geschmackvolles Getränke, als eine süße Würze des Vergnügens, ein beglückender Born der Sorglosigkeit, der ihm Macht, Ansehen, Reichthum u. s. w. vergessen läßt; die Lust, die er ihm verschafft, beherrscht ihn nie dermassen, daß er nicht noch öfter die herrlichen Objekte der Natur, und andere Empfindungen feiert, wie z. B. den Frühling, die Liebe, seine Geliebte, die Rose u. s. w. Der Vogel der Venus schläft auf seiner Leier,

er schlürft mit ihm den Wein aus seiner Schale; doch was sage ich aus seiner Schale? Es scheint, daß nach der Idee eines geistreichen Malers (Sicardi) Amor allein ihm diese gefüllt reichen muß, und daß er sie aus keiner andern Hand nimmt.

Auch Horaz hat das Lob des Weines zum Gegenstande einiger Oden genommen, und gleicher Weise gefühlt, daß er seinen Gegenstand durch Hinzufügung einer verwandten Empfindung veredeln müsse. Weniger wollüstig, weniger sorglos, als Anakreon, hat er nach einem Ideale ganz anderer Art gestrebt, allein dessen Wirkung ist nicht minder glücklich, nicht minder kräftig. Selten zeigt er sich ergriffen von der Idee des Weines, und geneigt, die alte Flasche voll Falerner auszutrinken, außer veranlaßt durch einen interessanten und würdigen Umstand, wie z. B. die Ankunft eines Freundes, die Freude über ein glückliches Ereigniß, die Wiederkehr eines festlichen Tages u. s. w.

Basselin bietet durchgehends nichts Analoges; er bewohnt ein mahlerisches Land, durchschnitten von waldigen Höhen, ländlichen Felsen und grünen Wiesen, durch die sich ein Bach mit klaren Wellen schlängelt; aber es kommt ihm nie der Gedanke, seine Aufmerksamkeit auf einen dieser Gegenstände zu lenken. Der Vogel des nahen Gebüsches, der Schmetterling, der mit seinen azurnen Schwingen über die Rosen des Thales schwebt — sie erregen bei ihm nicht die fernste Theilnahme; und wenn er von dem blühenden Apfelbaume spricht, unter welchem er seine Tafel aufschlägt, so geschieht es nicht, um die Mischung des reinen Weiß mit dem zarten Roth zu schildern, sondern nur anzuzeigen, daß im nächsten Jahre die wackern Kameraden das Vergnügen haben werden, sich wohlfeil mit Apfelwein zu berauschen; und die wackern Kameraden — sie sind es für ihn nur, weil sie in dieselbe Taverne kommen, an seiner Seite sitzen und, wie er, zechen.

Das ist in der That die Weise Basselin's: man kann von ihm allgemeinhin sagen: er trinkt nur um zu trinken, so wie er nur berauscht vom Wein zu reden weiß. Der Werth, den er dem Zechgelage zuschreibt, bezieht sich ausschließend nur auf das angenehme Gefühl der physischen Wärme, die sich gefällig seinem Magen mittheilt.

Es ist begreiflich, daß Basselin, indem er die Dinge von dieser Seite nimmt, oft Ideen und Bildern von sehr niedriger Natur begegnet. Es sind wohl die wahren Farben des Gegenstandes, zurückgeführt auf seinen rein materiellen Standpunkt, die er ihm geben muß, und die Basselin auch ohne Rücksicht aufnimmt, ohne selbst die niedrigsten Beziehungen zu übergehen. »Er will sich die Gurgel waschen; der gute Wein erwärmet seinen Magen; er wird schlafen gehen, wenn er betrunken seyn wird; er will trinken, bis sein Gesicht karmoisin und die Nase röther als die Kirsche.« Diese Redensarten und ähnliche in Menge, füllen die Lieder Basselin's; es liegt in ihnen ohne Zweifel Wahrheit, aber eine Wahrheit der gemeinsten Art, ganz verschieden von jener, welche Anakreon und Horaz suchten, und die man die verschönerte Natur nennt.

Das, was uns in der Art und Weise Basselin's stört und unangenehm auffällt, soll uns übrigens in keiner Beziehung gegen ihn ungerecht machen, oder gar übersehen lassen, was in seinen Schöpfungen wirklich Lobenswerthes liegt. Basselin hat Laune, Lebendigkeit und Leichtigkeit; es fehlt ihm durchaus nicht jener Grad von Energie und Wärme, den der Gegenstand fordert; jedes seiner Lieder bildet ein kleines Gemälde, das originell, gut gezeichnet und eben so ohne Weitschweifigkeit, ohne Anmahnung an Gleiches und Entlehntes, ohne Fehler, wie ohne Wirkung und ohne Kunst ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ueber die Freilassung der Negersklaven in den brittischen Kolonien.

(Fortsetzung.)

Wir geben hier eine Uebersicht der sämmtlichen brittischen Kolonien, in welchen die Sklaverei eingeführt war, und die daher unter dem gemeinschaftlichen Namen von Sklaven-Kolonieen (Slave Colonies) begriffen wurden. Die nachstehende Tabelle enthält 1. das Jahr der Besitznahme, 2. den Flächeninhalt, 3. die Bevölkerung, 4. die Regierungsform und 5. den Handelsverkehr jeder einzelnen Kolonie. Die authentischen Daten sind dem Return . . . printed by the House of Commons, under Date 23. Sept. 1831, dann der großen Encyclopaedia Brittanica von Napier, und den bekannten Schriften von Colquhoun, Mac-Culloch und M'Queen, vorzüglich aber Martin Montgomery's klassischem Werke entnommen.

| Name der Kolonie. | Jahr der Besitznahme. | Flächeninhalt in Acres. | Bevölkerung nach der Zählung von 1829. | | | Regierungsform. | Einfuhr | Ausfuhr | Im Jahre. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | Sklaven. | Freie. | Zusammen. | | im Werthe von Pf. St. | im Werthe von Pf. St. | |
| **Besitzungen in Westindien.** | | | | | | | | | |
| Jamaica | 1655 | 4000000 | 322421 | 59820 | 382241 | Ein k. Gouverneur mit einem Rathe und einer allgemein. Versammlung zur Seite. | 3000000 | 4000000 | 1831 |
| Trinidad | 1797 | 1536000 | 21502 | 20373 | 41675 [1] | Unbeschränkt monarchisch. | 300567 | 244392 | 1831 |
| Tabago | 1763 | 28160 | 12723 | 1613 | 14336 | Wie bei Jamaica. | 15252 | 15344 | 1831 |
| Grenada | 1783 | 80000 | 23471 | 4968 | 28439 [2] | detto | 81835 | 118761 | 1831 |
| St. Vincent | 1783 | 84286 | 22997 | 4125 | 27122 [3] | detto | 254875 | 287211 | 1831 |
| Barbados | 1625 | 106470 | 81086 | 20105 | 102191 | detto | 369120 | 776691 | 1830 |
| St. Lucia | 1803 | 37500 | 13348 | 9395 | 22743 [2] | Ohne gesetzgebende Versammlung. | 83003 | 64878 | 1831 |
| Dominica | 1783 | 186436 | 14232 | 3658 | 17890 [3] | Wie bei Jamaica. | 82000 | 120000 | 1831 |
| Montserrat | 1632 | 30000 | 6247 | 1133 | 7380 | detto | 17781 | 29729 | 1830 |
| Antigua | 1632 | 69277 | 29537 | 6046 | 35583 | detto | 150000 | 300000 | 1831 |
| St. Christoph | 1623 | 43600 | 19885 | 3606 | 23491 [4] | detto | 59518 | 149551 | 1831 |
| Nevis | 1628 | 12800 | 9142 | 500 | 9642 [3] | detto | 29000 | 80000 | 1831 |
| Die Jungfern-Inseln | 1666 | . . . | 5399 | 1773 | 7172 | detto | 30000 | 10000 | 1831 |
| Die Bahama-Inseln | 1629 | 2842000 | 9279 | 6943 | 16222 | detto | 91561 | 74658 | 1831 |
| Die Bermudas-Inseln | 1611 | 12161 | 3827 | 4643 | 8467 [3] | detto | 79953 | 27428 | 1831 |
| **Die übrigen Besitzungen in Amerika.** | | | | | | | | | |
| Honduras | 1650 | 40160000 | 2127 | 2516 | 4643 | Ein königl. Superintendent und 7 gewählte Magistrate leiten die Verwaltung. | 234379 | 316151 | 1830 |
| Das brittische Guyana | | | | | | | | | |
| a) Berbice | 1803 | 64000000 (a und b zusammen) | 20478 | 2224 | 22702 | Noch besteht hier keine legislative Versammlung. | 161177 | 323837 | 1831 |
| b) Demerary und Essequibo | 1803 | | 69368 | 9366 | 78734 | | 734528 | 2570229 | 1831 |
| **Die Besitzungen in Afrika.** | | | | | | | | | |
| Das Kapland | 1806 | 55200000 | 34133 | 92715 | 126848 [3] | Ein Gouverneur mit einer legislativen Versammlung zur Seite wie im Kaplande. | 345051 | 213125 | 1831 |
| Mauritius | 1810 | 250000 | 63793 | 26560 | 90353 [2] | | 705583 | 606684 | 1831 |

Von hohem Interesse ist es, den Schwankungen der Sklavenbevölkerung in den einzelnen Kolonien nachzuforschen. In Jamaica hatten die Spanier frühzeitig angefangen, Negersklaven einzuführen.

Man zählte deren im Jahre 1658 erst 1400, 1768 schon 176914, 1777 250000, 1800 300000, 1817 346150, 1829 322421, 1833 302632.

Vom Jahre 1702 bis 1774 waren allein über 500000 Sklaven eingeführt worden, von denen jedoch 130000 wieder nach andern Inseln versendet worden.

In Trinidad belief sich die Anzahl der Sklaven im Jahre 1783 auf 310, 1797 10000, 1806 21761, 1816 25871, 1831 21302.

Tabago zählte im Jahre 1776 10752, 1787 10539, 1805 14883, 1819 15470, 1824 13656, 1829 12723, 1832 12091 Sklaven.

Die Sklaveneinfuhr betrug im Durchschnitte jährlich 14000.

In Grenada gab es im Jahre 1700 525, 1817 28029, 1827 24437, 1831 23604 Sklaven.

Auf St. Vincent beschäftigten sich mit dem Anbaue der Stapelprodukte im Jahre 1801 17342, 1810 20620, 1820 20582, 1829 19603, 1831 22997 Sklaven.

Ueber die Sklavenbevölkerung auf Barbados hat man folgende Berichte: 1753 69870, 1786 62953, 1817 77493 1826 80551, 1832 81500.

St. Lucia zählte im Jahre 1777 10752 Sklaven.

Dominika hatte im Jahre 1778 14967, 1817 17959, 1823 15714, 1826 15392, 1831 14232 Sklaven.

---

1 Nach der Zählung von 1831.
2 Nach der Zählung vom 31. December 1832.
3 Im Jahre 1831.
4 Nach Berichten vom Jahre 1826.

Auf Antigua[1] zählte man im Jahre 1741 27416 Neger, 1774 37808 Neger, 1815 36000 Sklaven, 1821 31064 Sklaven, 1831 29537 Sklaven.

Die Sklavenbevölkerung in Nevis belief sich im Jahre 1817 auf 9602, 1825 9286, 1831 9142.

Auf den Jungferninseln verminderte sich dieselbe von 6899 im Jahre 1818 auf 5398 im Jahre 1828.

Die Berichte über die Bahama-Inseln gaben folgende Resultate: 1822 10808, 1828 9268, 1831 9705 Sklaven.

Jene über die Bermudas-Inseln, folgende, 1822 2620 männl. und 2622 weibl. Sklaven, 1828 1825 männl. und 2002 weibl., 1831 1825 männl. und 2090 weibl. Sklaven.

Honduras zählte im Jahre 1823 1654 männl. und 814 weibl. Sklaven, 1826 1606 männl. und 804 weibl., 1829 1329 männl. und 798 weibl, 1830 1347 männl. und 680 weibliche Sklaven.

In den Kapkolonien soll es im Jahre 1797 11891 Sklaven gegeben haben. Für das Jahr 1812 rechnete Colquhoun deren 100000. Eben derselbe gibt die Zahl der Neger auf St. Mauritius etwa zu 70000 an.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Notizen.

Mit innigem Vergnügen haben wir die »Gedichte von Jos. Freiherrn von Eichendorff« (Berlin, Duncker, 1837. XII und 482 S. 8.) gelesen, welche ihrem Verfasser einen Platz unter den besten jetzt lebenden Dichtern sichern. Sie sind die Erzeugnisse eines echt dichterischen Gemüths, welches von der Zukunft hofft, was ihm die Gegenwart versagt und jenseits des Grabes Erfüllung der auf der Erde unbefriedigten Wünsche erwartet. Die Mehrzahl der Gedichte sprechen Gefühle der Wehmuth aus, doch fehlt es nicht an solchen, welche Ausbrüche der Lust oder selbst eines neckenden Humors sind; aber mit geringen Ausnahmen zeichnen sich alle durch Neuheit und Frische der Gedanken aus. Die Sprache ist edel, die Verse sind leicht und fließend.

---

»Wineta, oder: die Seekönige der Jomsburg, Gedicht von W. Dönniges« (Berlin 1837), ist ein Cyclus von Balladen, worin eine nordische Sage, die den Untergang von Wineta in sich begreift, behandelt ist. Der Dichter entschuldigt sich, daß er mit derselben Veränderungen vorgenommen und verweist auf die von Giesebrecht in den Neuen Pomm. Prov. Blättern I, 1, S. 90 mitgetheilte Jamsvikingasaga. Ref. hat keine Gelegenheit, dieselbe zu vergleichen, darf aber versichern, daß einzelne Partien des hier vorliegenden Gedichts sehr schön sind und von hohem dichterischen Schwunge zeugen. Nur haben nicht alle Theile gleichen Werth. Nicht unbemerkt darf man lassen, daß in der hier behandelten Sage auch die Geschichte von dem Apfelschusse vorkommt, welche bekanntlich nach der Schweiz übertragen worden ist und deßhalb die Erfindung von Tell's berühmtem Schusse veranlaßt haben soll.

---

Auf der Universität zu Kasan wurde neuerdings ein Lehrstuhl für die chinesische Sprache errichtet und diese Professur dem Archimandriten eines Klosters zu Moskau, Daniil, der die Sprache in Peking selbst gelernt hat, verliehen.

---

Die poetischen Mittheilungen in vier Büchern von C. W. Winterling (Nürnberg, Campe, 1837) zerfallen in vier Abtheilungen mit folgenden Ueberschriften: Sängerliebe, Lebensbilder in Glossen und andern Formen; vermischte Gedichte; endlich Gnomen und Epigramme. Letztere Abtheilung ist in elegischem Versmaße; die erste in Sonetten, die übrigen in verschiedenen Versarten abgefaßt. Ref. hat sich durch diese Poesien theilweise sehr befriedigt gefunden, obgleich viele derselben auch sehr matt sind. Die Versification ist ziemlich fließend, nur die Distichen schreiten bisweilen in sehr holperndem Gange vorwärts.

---

[1] Die Legislatur von Antigua hat — nach Martin Montgomery a. a. O. S. 303 und 304 — zuerst das Beispiel einer Verbesserung der peinlichen Gesetze hinsichtlich der Negersklaven gegeben, indem sie den Angeklagten die Wohlthat des Verhörs mittelst Geschwornengerichten gestattete und im Falle von Capitalstrafen zuließ, daß 4 Tage zwischen der Zeit, wo das Urtheil gefällt wurde, und der Vollziehung desselben verfließen sollen. — Merkwürdig ist auch das Gesetz, welches am 13. Februar 1834 von der »assembly« dieser Insel angenommen und am 15. darauf vom »concil« ratificirt wurde. In demselben ist die Emancipation eines jeden Sklaven, der zufolge oft erwähnter Parlamentsakte in Bezug auf die Lehrzeit als unqualifizirt zu betrachten ist, vom 1. August 1834 ausgesprochen. Die Bill sichert den Aufenthalt allen Sklaven, die auf Zuckerplantagen sich befinden, auf ein Jahr, so wie auch ihren Wohnort in den Kirchspielen, wo sie gegenwärtig leben, auf denselben Zeitraum. Im Falle der Insubordination oder eines ungeeigneten Benehmens sollen zwei Magistrate das Recht haben, dieselben zu entfernen. Nahrung und Kleidung sollen den Alten, Kränklichen und Jungen auf Kosten ihrer Herren auf ein Jahr zugetheilt, und allen geschickten, fleißigen Arbeitern ein entsprechender Taglohn gegeben werden. Die Gesetze der Insel in Beziehung auf die Sklaven sollen abgeschafft seyn, und das statute law von England an deren Stelle treten. (S. M. Montgomery a. a. O. in Dr. P. Frisch's trefflicher Bearbeitung. Leipz. 1836, 8.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

67. Mittwoch, den 23. August 1837.

## Die ältesten Trinklieder der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Das merkwürdigste Gedicht Basselin's ist unstreitig jenes, welches die Belagerung von Vire durch die Engländer zum Gegenstande hat; es ist das einzige der authentischen Sammlung seiner Werke, das sich bestimmt auf ein Ereigniß von politischem Interesse bezieht.

Die Feinde sind Herren des Landes; sie schicken sich an die Stadt zu belagern; allgemeine große Bestürzung! Worin besteht nun bei dieser Lage der Dinge die Gefahr, die am meisten Basselin ergreift, und was glaubt er thun zu müssen, um dem Uebel zuvorzukommen? Wir wollen ihn selbst hören; hier das Lied:

Tout à l'entour de nos remparts
Les ennemis sont en furie;
Sauvez nos tonneaux, je vous prie!
Prenez plustot de nous, souldars,
Tout ce dont vous aurez envie:
Sauvez nos tonneaux, je vous prie!

Nous pourrons après, en beuvant,
Chasser nostre mérencolie:
Sauvez nos tonneaux, je vous prie!
L' ennemi, qui est cy-devant,
Ne nous veult faire courtoizie:
Vuidons nos tonneaux, je vous prie!

Au moins s'il prend nostre cité,
Qu'il n'y treuve plus que la lie:
Vuidons nos tonneaux, je vous prie!
Deusions-nous marcher de costé,
Ce bon sildre n'espaignons mie:
Vuidons nos tonneaux, je vous prie!

Die Idee dieses kleinen Gedichtes ist, wie man sieht, ganz originell, und wenn man auf die Lage der Umstände Rücksicht nimmt, muß man staunen, darin den Ausdruck eines beachtenswerthen Muthes zu finden, der unter dem Scheine eines flüchtigen Zechgedankens verborgen liegt. Gegen die Erfindung läßt sich durchaus nichts einwenden; die Ausführung indessen ist nicht eben so gelungen; der Uebergang von der Idee, die Fässer zu erhalten, zu jener, sie auszutrinken, ist nicht klar genug ausgedrückt; in dieser Beziehung wäre bei der zweiten Strophe Einiges abzuändern gewesen. Im Allgemeinen aber stehen die Details mit dem Ganzen im schönen Einklang; der Anfang der letzten Strophe zunächst ist — vollkommen.

Nach diesem Liede dürfte jenes auf den Tod eines Geizigen ganz besonders ansprechen; wir wollen hier nur die letzte Strophe ausheben:

Vrayement tu es bien où tu es:
Tes héritiers, comme je pense,
De ton bon vin faizans gros nez,
Laveront byen leur conscience.

Uebrigens haben wir schon oben Stellen angedeutet, welche die Tendenz unsers Dichters näher bezeichnen; dieß überhebt uns hier der Mühe, noch einige wörtlich anzuführen; und wir können sonach auf die Geschichte der Lieder übergehen. Diese haben sich lange Zeit nur in dem Munde des Volkes erhalten; einer der Landsleute Basselin's, Jean Le Houx, faßte zuerst den Gedanken, sie zu veröffentlichen, und veranstaltete gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, beiläufig also 100 Jahre nach dem Tode des Verfassers, eine oder mehrere Auflagen davon. Er gab sie, wie er sie vorfand; vielleicht bemühte er sich den Styl zu verbessern. Gewiß ist es, daß in der Form, in der wir sie kennen, sie nicht als Sprachdenkmal der Zeit gelten können, in welcher sie entstanden sind, wodurch sie jedenfalls auch weniger wichtig werden.

Diese Veröffentlichung blieb nicht ohne Widerspruch: die Lieder wurden zu allgemein aufgefaßt, und man verrief sie, als ob sie Rausch und Unmäßigkeit predigten; das Werk verlor sich nach und nach aus der Circulation, und mit großer Mühe wird man heut zu Tage Exemplare der letzten Ausgabe finden, die, wie es scheint, gegen 1664 oder 1670 veranstaltet worden ist.

Die fröhlichen Lieder Basselins geriethen in völlige Vergessenheit, bis endlich der Unterpräfekt von Vire, Asselin, in Verbindung mit andern Freunden der Literatur und des Landes, sie im Jahre 1811 wieder aufleben ließ, doch nur für

einen sehr beschränkten Kreis, indem nicht mehr als 148 Exemplare gedruckt wurden, welche, an den Verein vertheilt, nie in den Handel kamen. Werthvoll durch die Seltenheit, ist es diese Ausgabe auch durch innern Gehalt; sie enthält nämlich eine Vorrede von sehr großem Interesse und existiert in zwei Formaten, in 8. und 4.

Zehn Jahre später (1821) vollendete Louis Dubois, ein gelehrter und emsiger Alterthumsforscher, gegenwärtig Unterpräfekt von Vitré, das Werk der wirklichen Veröffentlichung, indem er den Abdruck von 500 Exemplaren in 8. für Jedermann besorgte. Die Ordnung der Materien ist verschieden von der, welche Asselin befolgte; man entlehnte von Le Houx, und der Herausgeber fügte höchst wichtige Bemerkungen hinzu. Diese Auflage hatte den verdienten Erfolg; sie ist seit langer Zeit vergriffen.

Wir würden hier unsere Untersuchung über Basselin schließen, wenn wir uns nicht mit einigen Ansichten beschäftigen müßten, die sich auf die Geschichte und den Werth seiner Werke beziehen, und von zu guter Quelle kommen, um sie mit Stillschweigen übergehen zu können. Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir bei der kostbaren Ausgabe von 1811 des wichtigen Vorwortes erwähnt haben, das Herrn Asselin zum Verfasser hat. In diesem Vorworte nun stellte Asselin, etwas zu sehr von dem Verdienste seines Autors eingenommen, diesen als den Vater des Vaudeville auf, mit dem Bemerken, daß dieses Wort gleichlautend mit Vau-de-Vire, und nur etwas weniges in seiner Aussprache und Orthographie verschieden. Er fügt im Verlaufe seiner Entwicklung hinzu: »daß die Vaux-de-Vire des Basselin das erste Beispiel von Couplets mit Zügen der Lust und Zärtlichkeit durchwebt bieten; daß man vor ihm nur zwei Arten Lieder gekannt habe: die Narren- und Minnelieder, von denen die ersteren rein satyrisch, die letzteren voll Liebe und Ergebung (hier werden die Cantaten ausgeschieden); jene durchgehends rhapsodisch, voll grober Schmähungen und Lascivitäten, diese in Gesprächsform, ohne poetische Färbung und ohne Bilder, überladen von ermüdenden Wiederholungen u. s. w.; daß Basselin diese ganze alte Routine weit hinter sich zurückließ, und daß mit ihm eine Gattung begonnen, die seitdem ununterbrochen bekannt gewesen, und von der er als Schöpfer anzusehen.«

In dieser Reihe kritischer Behauptungen dürfte es eine gute Anzahl Punkte zu erörtern geben; wir übergehen indessen die etymologische Frage, die uns von einer geringen Folgerung scheint; denn ob das Wort Vaudeville von Vaux-de-Vire stamme oder nicht, was liegt im Grunde daran? Das wahre Vaudeville, d. i. das pikante und satyrische Lied, unter welchem Namen es auch immer bekannt gewesen seyn mag, bestand unstreitig schon vor Basselin. Selbst was Asselin von den Narrenliedern sagt, wird genügen, um den Beweis herzustellen; in den handschriftlichen Sammlungen der großen Bibliotheken Frankreichs bestehen Denkmale davon: es gab deren wider Könige, Prinzen, Geistliche u. s. w. — Ihr Ursprung steigt in das hohe Alterthum hinauf; der Chevalier Luc de la Barre hatte im Jahre 1124 eines gegen den König von England, Heinrich I., verfaßt, und zur Zeit des ersten Kreuzzuges (1099) sangen die Kreuzfahrer der Normandie in Jerusalem das Lied von dem Priester Arnould Mal-Couronne, dem Almosenvater ihres Herzogs; ja gelehrte Literaturhistoriker glauben bereits im 9ten Jahrhundert ähnliche Compositionen zu finden. Daß zur Zeit Basselin's, ob etwas früher, oder etwas später, das satyrische Lied nach dessen Erzeugnissen das Wort Vaudeville angenommen oder erhalten habe, oder auch, wie Andere vermuthen aus den Worten voix-de ville entstanden sey, bleibt ohne Zweifel eine zufällige und jedenfalls ganz gleichgültige Sache; gewiß ist es, daß Basselin kein Vaudeville verfaßt hat, und daß seine Vaux-de-Vire nicht einen Zug enthalten, der eigentlich zu jener Gattung gezählt werden könnte. Alles, was man in denselben davon zu finden glaubt, beschränkt sich wahrlich auf einige wenige epigrammatische Witze, die er im Vorbeigehen, und immer nur als Trinker losläßt »wider verdrießliche Weiber, welche ihre Männer im Gasthaus stören; wider Geizige, die nicht trinken, oder zu trinken geben wollen; wider Wucherer, welche den Cider zu übertriebenem Preise feilschen; und vor Allem wider die gewissenlosen Wirthe, die den Wein zu verfälschen wagen.« Er erklärt selbst, daß man mit seinen Freunden an der Tafel nur vom Trinken reden müsse, und lobt insbesondere den armen Betrunkenen, weil er Niemand beschimpfe. — Das sind aber weder die Keime, noch die Maximen des Vaudeville, ja es läßt sich nicht übersehen, daß ein innerer Widerspruch zwischen beiden besteht, daß die versteckte Bosheit der Vaudevillisten, und der harmlose Enthusiasmus der Trinker ganz verschiedene Dispositionen sind, die sich natürlicher Weise eher abstoßen, als sich auseinander erzeugen. Ohne die Idee einer möglichen Vermengung der Ausdrücke geraden Wegs verwerfen zu wollen, glauben wir doch, daß der Gedanke der Abstammung, zunächst was das Wesentliche der beiden Gattungen betrifft, reine Einbildung sey.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ueber
## die Freilassung der Negersklaven
### in den brittischen Kolonien.

(Fortsetzung.)

Aus den mitgetheilten Angaben entnehmen wir, daß die Sklavenbevölkerung der brittischen Kolonieen im Laufe des

vorigen Jahrhunderts reißend **zugenommen** hat; daß sich aber ungefähr seit dem letztverflossenen Jahrhunderte die Anzahl der Neger fast überall **verminderte**, was wohl der strengeren Handhabung der Gesetze gegen den Sklavenhandel, den hier und da ausgebrochenen Sklavenaufständen und schließlich auch **dem** Umstande zuzuschreiben ist, daß die Frage der gänzlichen Aufhebung der Sklaverei im Parlamente öfter zur Sprache gekommen war, und daß man daher einer endlichen Entscheidung derselben immer gewärtig seyn mußte. Die **Register**, welche Behufs der zu vertheilenden Entschädigung verfaßt und nach England eingesendet wurden, lieferten über die Anzahl der Sklaven, über die Vermehrung und Verminderung derselben, über ihren Werth, und über die auf jede einzelne Kolonie entfallende Quote folgendes Resultat; welches wir dem M. **Queenschen** Werke entlehnen:

| Name der Kolonie. | Anzahl der 1. J. 1834 einregistrirten Sklaven, für welche die Entschädigung gezahlt wird. | Abnahme der Sklavenbevölkerung in 5 Jahren. | Zunahme der Sklavenbevölkerung in 8 Jahren | Abnahme in pCt. | Zunahme in pCt. | Gesammtwerth der Sklaven nach dem Durchschnitte der Marktpreise von 1822 bis 1830. | | | Betrag der auf jede einzelne Kolonie von der Entschädigungs-Summe pr. 20.000.000 Pf. Sterl. entfallenden Dividende. | | | Durchschnittswerth Eines Sklaven, aus den Preisen von 1822 bis 1830 berechnet. | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | Pf. Sterl. | Sh | P. | Pf. Sterl. | Sh. | P. | Pf. St | Sh | P. |
| Jamaika . . . . | 311692 | 19427 | 6 | 6 | . . | 13951139 | 2 | 3 | 6161927 | 5 | 10 ¾ | 44 | 15 | 2 ¼ |
| Trinidad . . . . | 22359 | 2093 | . . . | 8 ½ | . . | 2352654 | 18 | 0 ¾ | 1039119 | 1 | 3 ½ | 105 | 4 | 5 ¼ |
| Tabago . . . . | 11621 | 1102 | . . . | 8 ⅔ | . . | 529941 | 16 | 2 ½ | 234064 | 4 | 11 ¾ | 45 | 18 | 0 ½ |
| Grenada . . . . | 23536 | 806 | . . . | 3 ¾ | . . | 1395684 | 16 | 0 | 616444 | 17 | 7 | 59 | 6 | 0 |
| St. Vincent . . . | 22997 | 592 | . . . | 2 ½ | . . | 1341491 | 13 | 4 | 592508 | 18 | 0 ½ | 58 | 6 | 8 |
| Barbados . . . . | 82807 | . . | 905 | . . | 1 | 3897276 | 19 | 0 ½ | 1721345 | 19 | 7 | 47 | 1 | 3 ½ |
| St. Lucia . . . . | 13348 | 315 | . . . | 2 ⅓ | . . | 759890 | 10 | 4 | 335627 | 16 | 11 ¾ | 56 | 18 | 7 |
| Dominica . . . . | 14384 | 1008 | . . . | 6 ½ | . . | 624715 | 0 | 0 | 275923 | 12 | 8 ½ | 43 | 8 | 7 ½ |
| Montserrat . . . . | 6355 | . . | 93 | . . | 1 ½ | 231466 | 3 | 0 ½ | 103558 | 18 | 5 | 36 | 17 | 10 ¾ |
| Antigua . . . . | 29537 | 302 | . . . | 1 | . . | 964198 | 8 | 10 ½ | 425866 | 0 | 7 ¼ | 32 | 12 | 10 ½ |
| St. Christoph . . . | 20660 | . . | 1350 | . . | 7 | 750840 | 7 | 1 | 331630 | 10 | 7 ¼ | 36 | 6 | 10 ¼ |
| Nevis . . . . . | 8722 | 557 | . . . | 5 ⅔ | . . | 341893 | 6 | 3 ½ | 151007 | 2 | 11 ¾ | 39 | 3 | 11 ¾ |
| Die Jungfern-Inseln | 5192 | 234 | 4 | 4 ¼ | . . | 165143 | 9 | 2 | 72940 | 8 | 5 ½ | 31 | 16 | 1 ¾ |
| Die Bahamas-Inseln | 9705 | 1136 | 1 | 10 ½ | . . | 290573 | 15 | 5 ¾ | 128340 | 7 | 5 | 29 | 18 | 9 ¾ |
| Die Bermudas-Inseln | 4203 | 405 | 9 | 9 | . . | 114527 | 7 | 5 ½ | 50584 | 7 | 0 ½ | 27 | 4 | 11 ¼ |
| Honduras . . . . | 1920 | 80 | 4 | 4 | . . | 230844 | 0 | 0 | 101958 | 19 | 7 ½ | 120 | 4 | 7 ½ |
| Die brittische Guiana | 84915 | 5871 | . . . | 6 ¼ | . . | 9720047 | 13 | 5 ¼ | 4297117 | 10 | 0 ½ | 114 | 11 | 5 ¾ |
| Das Kapland . . . | 38427 | . . | 2908 | . . | 8 | 2824224 | 7 | 9 | 1247401 | 0 | 7 ¾ | 73 | 9 | 11 |
| Mauritius . . . . | 68613 | 10161 | . . . | 13 | . . | 4783103 | 15 | 3 | 2112632 | 10 | 11 ¾ | 69 | 14 | 8 |
| | 780993 | 44067 | 5256 | . . | . . | 45281738 | 15 | 10 ¼ | 20000000 | 0 | 0 | . . | . . | . . |
| | | 5256 | hiervon abgezogen, bleibt | | | | | | | | | | | |
| | | 38811 | als Abnahme der sämmtlichen Sklavenbevölkerung. | | | | | | | | | | | |

Dieß sind die Daten, welche Behufs der Vertheilung der Entschädigungssumme erhoben, und nach England eingeschickt wurden, worauf das **Entschädigungsverfahren** selbst seinen Anfang nahm, wofern die auf den Grundstücken der Pflanzer vorgemerkten Pfandgläubiger keinen Einspruch dagegen erhoben. In dieser Beziehung machte schon **Martin Montgomery** aufmerksam, daß man bedacht seyn müsse, einen **Theil** der Entschädigungssumme dem Pflanzer zu sichern, und nicht **Alles** den Gläubigern zuzuwenden, indem der Erstere sonst außer Stand gesetzt wäre, die Cultur seiner Ländereien ferner zu betreiben.

Wir wollen jetzt zu einer näheren Analyse der vorstehenden **Tabelle** und des ganzen **Entschädigungsverfahrens** übergehen.

Die Zahl der einregistrirten Sklaven ist hier auf 780993 angegeben.

Nach **Colquhoun** zählte man im Jahre 1812 in den damaligen brittisch-westindischen Kolonieen: 634096

| | |
|---|---|
| in Tabago . . . . . . . . | 17000 |
| in St. Lucia . . . . . . . | 24000 |
| in Berbice . . . . . . . | 25000 |
| in Demerare und Essequibo . . | 70000 |
| im Kaplande . . . . . . | 100000 |
| und auf St. Mauritius . . . . | 70000 |

zusammen 940096 Negerarbeiter.

Diesen Angaben zufolge hätte die Sklavenbevölkerung in 22 Jahren, nämlich bis zum Jahre 1834, nur um 159000 Köpfe abgenommen; was sich wohl daraus erklären läßt, daß in den frühern Jahren die Gesetze gegen das **Einschmuggeln** der Neger noch nicht so strenge gehandhabt wurden; wie in der spätern Periode.

Ueber das **Verhältniß der schwarzen zur weißen Bevölkerung** können wir Folgendes anführen: Es kamen

nach Colquhoun im Jahre 1812 940000 Sklaven auf 148000 Freie. Das Verhältniß war also wie ungefähr 6 1/3 : 1, dagegen zählte man nach Mac-Culloch im Jahre 1834: 780993 Sklaven und 228844 Freie oder 3 2/3 Sklaven auf 1 freien Bewohner.

Das Verhältniß hatte sich also wohl zu Gunsten der freien Bevölkerung etwas geändert: dennoch, wenn man das furchtbare Uebergewicht der schwarzen Bevölkerung näher in's Auge faßt, stellt sich die Schändlichkeit und zugleich auch die Gefährlichkeit der Sklavenwirthschaft um so auffallender dar. Unbegreiflich ist es, daß die Plantagenbesitzer nach so manchem vorausgegangenen Beispiele das endliche Gelingen einer Neger-Empörung für ganz unmöglich halten, und daß sie ihr Eigenthum wie ihr Leben lieber der augenscheinlichsten Gefahr aussetzen wollten, als dem Rufe der Menschlichkeit und selbst dem Rathe der Klugheit Gehör zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

»Myrthenblüthen. Ein Cyklus von Liebesnovellen, von Fr. W. v. Schönfeld.« (Magdeburg, Bühlen, 1837. 256 S. gr. 12.) Erzählungen, deren Sujets höchst alltäglich sind, und die auch weder durch Eleganz des Ausdruckes, noch durch Reichthum der Ideen, noch durch irgend eine geistige Eigenthümlichkeit locken können, sondern durch ihre Undeutlichkeit und abstruse Schreibart vielmehr abstoßen.

---

Die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen ist ermächtigt, folgende Preisaufgabe bekannt zu machen: Das im vorigen Decennium aus einer Handschrift der königl. Bibliothek zu Hannover bekannt gewordene »Chronicon Corbejense« ist von bewährten Historikern als ein schätzbares Hülfsmittel für Aufklärung der Geschichte des 9., 10. und 11. Jahrhunderts anerkannt, und in ihren Forschungen zum Grunde gelegt worden. War es auch ihrer Prüfung nicht entgangen, daß einige Ausstellungen gemacht werden konnten, indem der Text weder vollständig zusammenhängend, noch fehlerfrei ist, daß Zweifel gegen die Originalität gegründet sind, weil man Phrasen und Wendungen antrifft, die augenscheinlich aus dem Julius Cäsar entlehnt worden u. s. w., so wurden sie dennoch durch die Bestimmtheit der Angaben, durch die Genauigkeit und entsprechende Wahrheit der Erzählungen so befriedigt, daß über die Echtheit im Ganzen, und über die Verfassung der Berichte durch Zeitgenossen ihnen kein Zweifel verblieb. — Dawider sind nun scharfsinnige Gegner aufgetreten. Sie haben aus mancherlei Momenten, aus Irrthümern, aus vermißten Bestätigungen, aus Vergleichungen mit früheren und späteren Quellen die Muthmaßung zu begründen gesucht, daß jenes Chronicon untergeschoben oder verfälscht sey. — Die Frage ist unentschieden, aber sie ist von so großer Wichtigkeit, daß es dringender Wunsch aller Geschichtskundigen seyn muß, sie wo möglich entschieden zu wissen. — Diese Erwägung war es, welche Veranlassung gegeben hat, daß der Betrag von »Einhundert Thalern Courant« zur Disposition der königl. Societät gestellt worden ist, unter dem Ersuchen, selbige zu folgender Aufgabe zu verwenden: »Kritische Prüfung der Echtheit und des historischen Werthes des Chronicon Corbejense und der Fragmenta Corbejensia« (abgedruckt in J. C. Wedekind's histor. Noten. Bd. I. S. 374—399. Bd. III. S. 263—292 und 325). — Die Arbeiten werden in deutscher Sprache erwartet, doch soll die lateinische nicht ausgeschlossen seyn. — Die concurrirenden Schriften müssen spätestens am am 1. Julius 1838 unter der Adresse: »An die historisch-philologische Classe der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen,« der die Entscheidung überlassen ist, postfrei eintreffen. Sie wird am 17. September 1838, als dem Jahrestage des Jubiläums, bekannt gemacht werden. — Die Preisarbeiten bleiben Eigenthum des Vfs. Die Societät erwartet jedoch, daß die gekrönte Preisschrift möglichst bald gedruckt, und 30 Exemplare ihr zugestellt werden.

---

Die königl. geographische Gesellschaft zu London erwählte bei ihrer 7. Jahresfeier am 16. May für das nächste Jahr zum Präsidenten W. R. Hamilton, Esq., zu Vicepräsidenten Sir John Barrow und G. B. Greenough Esq., zu Mitgliedern des Vorstandes den Admiral Sir G. Cockburn, Geo. Elliot, Sir J. T. Rodd, Capt. Fitz-Roy, Capt. T. B. Jervis. Die Gesellschaft zählt 545 ordentl. Mitglieder und hat außerdem eine bedeutende Anzahl auswärtiger Ehren- und correspondirender Mitglieder. Den jährlichen Preis erhielt für 1836 der Capt. der engl. Marine Rob. Fitz-Roy in Anerkennung seiner verdienstvollen Untersuchungen über die Küsten Südamerika's, nahmentlich von Patagonien, Chile und Peru, so wie der naheliegenden Inseln.

---

Von Wilhelm Otto ist ein Heldengedicht »Columbus« erschienen, das jedenfalls besser ungedruckt geblieben wäre. Dem Verf. fehlt es durchgehend an jedem poetischen Geschmacke.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

68. Sonnabend, den 26. August 1837.

**Griseldis.** Dramatisches Gedicht von Friedrich Halm. Wien bei Karl Gerold, 1837. 8.

(Aus Tirol eingesendet[1].)

Ludwig Tieck that in seinen dramatischen Blättern den Ausspruch, daß es schwer, ja fast unmöglich sey, den Stoff der Griseldis des Boccaz dramatisch zu behandeln. Vielleicht war es gerade diese Bemerkung unsers großen Kritikers, welche H. reitzte, seine Kräfte daran zu messen, und die erste Veranlassung zum vorliegenden Drama gab. Oder entspann sich darüber wohl gar eine Wette, so wie sein Percival alle die harten Prüfungen der Griseldis zum Spiele einer Wette macht? Sey dem, wie ihm wolle, wir wollen sehen, ob der König unsrer Dramaturgen sein voreiliges Wort Halm auch abbitten muß, wie Ginevra der Griseldis, und ob der Stoff des unsterblichen Dichters unter Halms Behandlung vielleicht selbst an neuen Schönheiten gewonnen hat?

Das Sujet des Drama bleibt zwar hauptsächlich dasselbe, wie das der Novelle, nämlich die treue Hingebung eines liebenden Weibes, welches die Feuerprobe jeder Prüfung aushält; nur darin ist Baccazio's Griseldis ganz von der Halm's verschieden, daß diese nur um den Preis der Gegenliebe liebt, jene aber ihrem einstigen Gemahl selbst dann noch mit der gleichen Innigkeit ergeben ist, wenn sie bei der Hochzeittafel seiner neuen Braut dienen muß. Boccaz hat sein Ideal so hoch gesteigert, daß es jede weibliche Schwäche, jeden Schmutz eifersüchtiger Selbstsucht mit Füßen tritt; engelgleicher kann die Liebe auf Erden nicht wandeln, sie ist sich selber nichts, und lebt nur im Glücke ihres Geliebten, der Undank kann sie nicht mindern, die Verschmähung nicht tödten. — H. fand sie in dieser Gestalt unbrauchbar, der Culminationspunkt der Liebe seiner Griseldis hat um einige Grade minder Wärme, sie ist durch Percivals Liebe bedingt, und weil sie dessen Liebe mit dem Spiele so harter Proben nicht vereinigen kann, schlägt sie um, und steht mit einem Male unter Null. Aber konnte Griseldis diesem Percival gegenüber auch wohl anders? Freilich nicht; ja es ist nicht einmal begreiflich, daß sie sich in dieß Bärenfell so sehr vernarrte, wie uns H. glauben machen will. Das Gemälde zarter Liebe hat durch diese Aenderung in den Charakteren seinen höchsten Zauber verloren. Vielleicht entschädigt uns aber H. durch andere glücklichere Abweichungen von der Boccazischen Novelle. Wir wollen den Begebenheiten Schritt für Schritt folgen.

Griseldis Gemahl ist bei Boccaz ein Hagestolz und nicht mehr jung, er kann sich aus Furcht, in der Verbindung mit einem Weibe unglücklich zu werden, zu keiner Heirath entschließen, nimmt am Ende auf Zureden seiner Untergebenen in einem Anfluge von Laune ein ganz armes Mädchen zur Frau, das er nur einmal im Vorbeireiten gesehen, und Griseldis gibt ohne Bedenken gleich bei der ersten Anfrage ihr Jawort. Ganz natürlich mußten ihm, wenn er diesem eilfertigen Schritte reifer nachdachte, gerechte Zweifel darüber aufsteigen, ob der Zufall wohl seine Wahl begünstiget, und ob seine nunmehrige Gattin ihn über Alles liebe? Halm haben diese Motive nicht genügt, seine Griseldis so harte Proben bestehen zu lassen. Sein Percival ist ein Riesentödter, ein rauher Mann in Büffelwamms und Bärenfell, und vergleicht sich selbst, wenn gleich in sehr artigen und zierlichen Redensarten, mit einem Wildbache. Er ist von der Liebe und zarten Duldung seiner Griseldis vollkommen überzeugt, er hat schon frühere Proben dafür, nur sein verletzter Stolz, der den Hohn des Hofes der Königinn Ginevra über seine Vermählung mit einem Köhlermädchen nicht vertragen kann, gibt die Veranlassung zur verhängnißvollen Wette, der zu Folge Ginevra vor dem Köhlerkinde, wenn er Griseldis ihren Knaben abfordert, sie arm und hülflos verläßt, diese aber in solchem Leide nur wärmer an ihm hangt; wenn sie aber diese Proben nicht besteht, umgekehrt Percival vor der Königin knieen muß. Es empört schon von vornehinein, daß Griseldis das Opfer eines so kindischen Hochmuthes werden soll, daß ihr Mann mit ihren Thränen muthwillig und zwecklos Scherz treibt, und ihre tiefsten Seelenschmerzen zu einem Fastnachtsspiel für ein höchst albern ge-

[1] Wir haben in diesen Blättern bald nach der ersten Darstellung der Griseldis den Ausspruch inniger Anerkennung von einer der achtbarsten Federn gegeben; um so weniger mag es nun befremden, wenn wir bei Gelegenheit der Drucklegung unsere Spalten auch einer Stimme aus der Ferne öffnen, die — anderer Ansicht ist. R.

zeichnetes Hofgesinde macht. Boccaz weiß unser Interesse bei jeder Probe zu steigern; erst soll sie beweisen, daß ihr Gemahl ihr mehr als ihre Kinder gelte, dann, daß er ihr werther sey, als alles Wohlleben, Reichthum, Glück, ihre eigene Person, endlich — und was kann man von einem weiblichen Wesen Schwereres verlangen? — daß sie ihn selbst noch in den Armen einer Andern liebe. H. spannt uns nicht sehr auf den Erfolg. Percival verstieß ihren Vater aus seinem Hause, und sie schwieg; ihre Mutter wünschte, ehe ihr Auge brach, sie zu segnen, sie geht nicht, den Segen der sterbenden Mutter zu empfangen, weil ihr Gemahl zur selben Zeit an Wunden krank ist; wird sie dem König nun die Auslieferung ihres Kindes verweigern, da doch er es will, ihr hoher Herr? Boccaz hat diese Scene nebenbei auch milder behandelt, denn bei ihm gibt sie die Kinder in des Vaters, nicht in eines Fremden Gewalt. H. verschmäht die rührende Hochzeitscene des Boccaz, und legt seiner Griseldis anstatt derselben die Probe auf, daß die Verstoßene für den verbannten und bei ihr Schutz flehenden Percival ihr Leben wagen soll. Abgesehen davon, daß jener Gedanke eben so neu als lebensfrisch ist, dieser aber schon öfter auf ähnliche Weise benützt wurde, können wir für das Mißlingen dieses Meisterwurfs gar nicht fürchten, denn sie sagt ja:

»Der Liebe Stern ist nicht hinabgegangen,
Sie rissen Hand aus Hand, nicht Herz von Herzen.
Der Thräne, die auf meiner Wange glüht,
Glüh'n Schwestern in der Perlenfluth der seinen.«

Ihr Leben, das sie selbst ein »armes« nennt, gilt ihr nach dem Verluste ihres Gemahles nichts mehr, und endlich sieht man nicht ab, wozu dieß nutzlose Opfer soll, da die ganze Gegend vom Gefolge der Königin umstellt, der angegebene Ausweg aber nicht wahrscheinlich ist; wir können uns also höchstens nur ärgern, daß dieß peinliche Gaukelspiel, dessen Ausgang nun nicht mehr zweifelhaft, noch so lang getrieben wird.

Die neu hinzugedichtete Impietät der Griseldis gegen ihre Aeltern wirft außer dem eben berührten Nachtheile auch einen mißfälligen Schatten auf ihren Charakter. Warum diesen unnöthigen Fleck, welcher mit der so gerühmten Zartheit ihrer Gefühle im Widerspruche steht? Auch die Zuthat der Rohheit bei Percival hat das Verletzende der ohnehin unserm Herzen hart zusetzenden Proben nur gesteigert. Wie einfach kündigt Griseldis Gemahl im Boccaz ihr die Verstoßung an! Percival thut pomphaft und mischt dabei sogar ein Wort des Spottes ein, indem er der Ablieferung des Kindes gedenkt und sagt:

»Daß nicht die Würd' und Herrschaft meines Stamms
Vom stolzen Aar auf Sperlingsbrut vererbe.«

Percivals Monolog am Anfange des dritten Aktes, in welchem er noch einen Zweifel an Griseldis unbedingte Liebe zeigt, würde das Grausame der Proben mildern, wenn er nicht schon im Voraus ganz fest versichert hätte:

»Griseldis wird den schweren Kampf bestehen,
Ich weiß es so gewiß, als wär's geschehen!« —

ja, wenn er nicht selbst bekennen würde:

»Fürwahr es ist ein Unding, was mich quält!«

So können wir ihm seine Zweifel, die sich sonst nirgends offenbaren, auch hier nicht glauben.

Der Hof des Königs Artus, welcher durch den unglücklichen Gedanken, die über Griseldis verhängten Proben als das Ergebniß einer im Rausche des Zornes und Hochmuths eingegangenen Wette darzustellen, in die so zarte Novelle eingeschwärzt wurde, soll nach Halms Absicht einen Contrast gegen die Echtheit der Gefühle der Griseldis bilden, aber es geschieht leider auf Kosten der historischen Wahrheit. Der soll denn dieser Sammelplatz für Kunst und Ritterthum nur der Sitz einer Pantoffelherrschaft und kleinstädtischen Klatschgesellschaft deutscher Kaffehschwestern gewesen seyn? ein solches Bild würde wohl kaum vor irgend Jemand Gnade finden, der sich auch nur obenhin auf die großen Sagen der tapferen Tafelrunde entsinnt. Und nun vollends König Artus, der weltberühmte Schlachtenheld! Hat sein Schattenriß auf dem Theater wohl auch nur einen Zug von ihm, wenn er versichert:

»Nur das entweihte Königthum heischt Sühnung,
Und die verletzten Rechte dieser Burg;
Doch — — — — —
Wir wollen gern vergessen und verzeben:«

oder wenn er am Ende, als Ginevra vor Griseldis knieen soll, bedauert:

»Wir müssen für verdient dies Los erachten,
Nicht weil wir Dein Vergehen je getheilt —
Weil wir bethört es nicht zu hindern dachten.«

Wahrhaftig, wenn ein Automat diese Worte spräche, könnten wir vielleicht über die Persiflage seiner papiernen Krone lachen!

Der Scenen, welche in der Novelle so rührend sind, der dramatischen Form aber widerstreben, ist gar nicht einmal erzählungsweise gedacht. Sie sind vorzüglich die, wo Griseldis sich bei der Werbung entkleiden muß, und die andere, wo sie im bloßen Hemde aus dem Hause ihres Gatten verstoßen wird. Boccaz scheint bei der ersten ihren folgsamen und demuthsvollen Sinn leise andeuten zu wollen, und es kann wohl nichts Rührenderes geben als die zweite, wie sie um ein Hemd zur Bedeckung der Blöße ihres Leibes bittet, welcher die Kinder ihres Gemahls, der sie nun verstößt, geboren hat. H. setzt an die Stelle der ersten eine Menge moralischer und philoso-

phischer Betrachtungen, die kein Liebhaber anstellt, der sich wie Percival in einem Augenblicke in ein Mädchen vernarrt; er verschmähe die Erwähnung der Entkleidung gänzlich, denn er hat viel tüchtigere Proben rücksichtsloser Selbstverläugnung in Bereitschaft. Die Entwicklung auf der Bühne bei der Verstoßung wäre freilich unausführbar gewesen, nicht aber die Verurtheilung zu dieser Demüthigung, und die darauffolgende Bitte der Griseldis. Wenn sie dann im Zustande halber Blöße an die Hütte ihrer Aeltern gepocht, und von Außen vorerst um Bedeckung derselben gebethen hätte, würde diese Scene gewiß ihre Wirkung nicht verfehlt haben.

Was übrigens die dramatische Anordnung der Halmischen Griseldis betrifft, sündiget vor Allem die Exposition gegen jede Oekonomie. Die ersten zwei Scenen des ersten Aktes enthalten auch nicht die geringste Handlung, und sind nur da, um uns mit den Charakteren der Personen bekannt zu machen. Percival muß sodann seine Werbungsgeschichte wie ein Schulknabe aufsagen, und durch die ganze Exposition ist unser Interesse weder für eine Person noch für eine Handlung angesprochen, denn nach Percivals fester Versicherung wissen wir schon im Voraus, daß Griseldis alle auferlegten Proben bestehen wird. Dabei theilen sich die Personen häufig in getrennte Gruppen, welche Störung nur durch ein meisterhaftes Spiel vermittelt wird. Auch späterhin sind die Scenen häufig breit, wie z. B. gleich die erste im zweiten Akte, greifen der Spannung vor, wie der dritte Auftritt des dritten Aktes dem vierten u. s. w. Die Sprache ist selten einfach und männlich genug, prunkt mit vielen zum Theil auch nicht ganz passenden Blumen; die Gleichnisse sind weit ausgesponnen, und man sieht dem Ganzen die mühevolle Arbeit an. (?!)

Es ging H. mit Boccaz, wie den deutschen Verbesserern Shakespeares; sie wollen seine angeblichen Rohheiten bedecken, und verhüllen das lieblichste Fleisch, die reitzendste Natur!

Berengarius Ivo.

---

## Ueber die Freilassung der Negersklaven in den brittischen Kolonien.

(Fortsetzung.)

Es bedarf hier wohl keiner weitläufigen Erörterung über die Rechtsfrage der Sklaverei. Nachdem man sich einmal über die Verwerflichkeit des Neger-Handels vereinigt hatte, konnte man an der Widerrechtlichkeit des dadurch herbeigeführten Zustandes nicht mehr zweifeln. Jahrhunderte hindurch war die Menschheit mit Füßen getreten worden; endlich aber gelangte man zur Ueberzeugung, daß die schwarze Farbe dem Menschen an seiner göttlichen Abstammung nichts benehme; daß die afrikanische Sonne eben so gut über freigeborne Erdensöhne leuchte, als die der übrigen Welttheile; und daß auch noch so lang geübtes Unrecht niemals zu Recht anwachsen könne . . . . . oder vielmehr jene Ueberzeugung mochte wohl schon längst vorhanden seyn; aber Selbstsucht und Eigennutz gestatteten nicht, dieselbe auszusprechen; und erst den neuesten Zeiten gebührt der Ruhm, jenen Dämon bekämpft zu haben [1].

Auf diese Weise konnte es wohl keinem Bedenken mehr unterliegen, daß die Staatsgewalt berechtiget, ja von dem höchsten Lenker der Welten verpflichtet sey, jenen Gräueln ein Ende zu machen, und die Freilassung der Neger auszusprechen; wobei freilich alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden mußten, um die Sicherheit und das Eigenthum der Weißen keiner unnöthigen Gefahr auszusetzen. Hiermit war aber die Aufgabe noch bei Weitem nicht gelöst: Eine viel schwierigere Frage stand noch zu beantworten, nämlich die der Entschädigung. Die Pflanzer hatten unter dem Schutze des Gesetzes das Recht auf die Arbeit ihrer Sklaven erworben: sie, oder wenigstens ihre Vorfahren, hatten für den Ankauf derselben einen Theil ihres Vermögens hingegeben: Wohnung, Nahrung und Kleidung war den Negern gereicht worden — und Alles dieses war unter den Augen der Staatsgewalt vor sich gegangen, war von derselben gut-

---

1 Ewig denkwürdig bleibt in dieser Beziehung die Erklärung, welche unterm 8. Februar 1815 von den, auf dem Wiener Congresse versammelten acht Hauptmächten erlassen wurde, und die Münch mit Recht »das schönste Blatt in der Geschichte dieses Kongresses nennt.« Wir heben daraus nur folgende Stelle hervor: »Die acht Mächte haben den Handel, welcher unter dem Namen »afrikanischer Negerhandel« bekannt und von allen gerechten und aufgeklärten Menschen jeder Zeit, als den Grundsätzen der Menschlichkeit und der allgemeinen Moral widerstreitend, betrachtet worden ist, in Erwägung gezogen. Besondere Umstände, welchen dieser Handel sein Entstehen verdankt, und die Schwierigkeit, seine Betreibung alsogleich zu unterdrücken, haben bis auf einen gewissen Punkt das Gehässige seiner Fortdauer verschleiern können; allein es hat sich zuletzt die öffentliche Stimme in allen civilisirten Ländern erhoben, um dessen schleunigst mögliche Abschaffung zu verlangen. Seitdem der Charakter und das Einzelne dieses Handels besser bekannt geworden, haben mehrere europäische Staaten wirklich den Entschluß zur Abstellung desselben gefaßt, und nach und nach waren alle in verschiedenen Theilen der Welt Kolonien besitzende Staaten von der Verpflichtung und der Nothwendigkeit jener Abstellung überzeugt worden.«

»Die auf dem Kongresse versammelten Bevollmächtigten können ihre Sendung nicht besser ehren, ihre Pflicht nicht getreuer erfüllen, und die Grundsätze, welche ihre erhabenen Souveräne beseelten, nicht besser an den Tag legen, als wenn sie an der Verwirklichung jener Obliegenheit arbeiten, und im Namen ihrer Monarchen den Wunsch ausdrücken, daß der Geißel ein Ende gemacht werde, welche schon seit so langer Zeit Afrika entvölkert, Europa herabgewürdigt und die Menschheit betrübt hat.«

geheißen und gebilligt worden; und hatte sich durch Jahrhunderte ihres Beifalls erfreut. Wie oft hatte der schützende Arm der Gerechtigkeit den Pflanzern Beistand geleistet, um ihre anscheinend rechtlich begründeten Ansprüche durchzusetzen; — wie oft war die bewaffnete Macht Britanniens eingeschritten, um die Sklaverei aufrecht zu erhalten, und den sich regenden Unmuth der Schwarzen darnieder zu drücken! — Im festen Vertrauen auf die Fortdauer dieses Zustandes war die ganze Wirthschaft in den Kolonien eingerichtet worden; der Landbau, die Industrie und der Handel beruhten auf demselben Systeme, und der Personal- wie der Hypothekar-Credit stützte sich wesentlich auf jene öffentlich anerkannte Grundlage. —

Dieß Alles sollte nun mit einem Male ganz geändert werden: eine völlige Umwandlung aller bestehenden Verhältnisse stellte sich als unvermeidlich dar; hätte man, den Principien des strengen Vernunftrechts folgend, ohne alle Nebenrücksicht die Unzulässigkeit der Sklaverei ausgesprochen, und wie einst der französische Nationalkonvent die gesammte Negerbevölkerung für frei erklärt; . . . was für Folgen würden daraus entstanden seyn? — Der Ruin der Pflanzer wäre unabwendbar gewesen; mit einem Schlage hätten sie sich des größten Theiles ihres Vermögens beraubt gesehen, und eine endlose Verwirrung wäre über die Kolonieen hereingebrochen! — Gerecht und billig dünkt es uns also, daß man sogleich auf eine angemessene Entschädigung für die in ihrem Eigenthume (!!) gekränkten Sklavenbesitzer gehörigen Bedacht nahm, und auf diese Weise (so wie durch die gezwungene Arbeitsverdingung, auf die wir später zurückkommen werden) jene Nachtheile wieder gut zu machen suchte, die sich von der großen Maßregel der Befreiung leider als unzertrennlich darstellten. Wer sich an die fürchterlichen Folgen erinnert, zu denen das bekannte Dekret der französischen Nationalversammlung vom 15. Mai 1791 und die Erklärung des Konvents vom 4. Februar 1794 auf St. Domingo geführt hatten, der wird — abgesehen von dem Rechtspunkte — dem Zugeständnisse einer billigen Entschädigung seine volle Anerkennung nicht versagen.

Von diesem Gedanken ausgehend, schritt man zur Bewilligung jener oft erwähnten zwanzig Millionen Pf. St., die nicht etwa von den Sklaven als Preis ihrer Freilassung zurückbezahlt, nicht auf den Credit der betheiligten Kolonieen hinübergewälzt, sondern mit großmüthiger Freigebigkeit von der ganzen brittischen Nation als ein integrirender Bestandtheil der, ohnehin schon drückenden Staatsschuld übernommen wurden! — Die vollste Bewunderung verdient ein Volk, das ohne Murren der Gerechtigkeit und Menschlichkeit solche Opfer zu bringen im Stande ist![1] — Dennoch hat man sich nicht entblödet, auch ferner noch den Einflüsterungen des Geizes und der Habsucht ein williges Ohr zu leihen; jene Maßregeln als eine schreiende Ungerechtigkeit darzustellen, die Absicht des Mutterlandes zu verunglimpfen, und vor Allem die zugestandene Entschädigung als viel zu unbedeutend und geringfügig zu verlästern. — Doch — zur Ehre der Menschheit sey es gesagt — die Anzahl dieser Mißgünstigen ist nicht so groß, als man vielleicht glaubt, — und die überwiegende Mehrheit der Plantagenbesitzer scheint nach den Berichten, die bisher von Westindien eingelaufen sind, mit den Verfügungen des Mutterlandes zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Literarische Aphorismen.

Als der Wilhelm Meister geschrieben wurde, da war es nöthig und zweckmäßig, den jungen Mann, der nach Ausbildung strebte, von den Angelegenheiten des Gefühles und der Phantasie zu denen des praktischen Verstandes zu rufen, der einseitigen Richtung nach Innen die nach Außen zu substituiren. Nun wird, wie mich dünkt, das Gegentheil Bedürfniß: die Interessen des Tages, der Welt, des Aeußern, drohen alles innere Leben zu verschlingen. Die ganze Welt scheint zu einem Paris zu werden; zu einem gouffre, qui engloutit tout.

Auch ich bin von der Unendlichkeit des geistigen Fortschreitens überzeugt, und weit entfernt, Goethe für das Ende der Literatur zu halten. Aber wer mich glauben machen will, daß er über den Kreis dieses Geistes hinaus ist, muß mir erst zeigen, daß er ihn auch ausgemessen hat; wer weiter gekommen seyn will, muß zuerst eben so weit gekommen seyn. Davon erwarte ich etwas zu bemerken, ehe ich der jüngsten Literatur zuklatsche.

---

1 Die Entschädigungssumme beträgt, wie schon oft erwähnt: 20000000 Pf. St. = 200000000 fl. C. M. = 140000000 Thl. = 500000000 Frcs. (in runden Zahlen.) Um die Größe dieser Summe nur einiger Maßen anschaulich zu machen, erlauben wir uns vergleichungsweise anzuführen, daß z. B. die Gesammt-Ausgabe des russischen Reiches nach Schubert jährlich nicht mehr beträgt, als 122091518 Thlr.; daß die jährliche Ein- und Ausfuhr in diesem Reiche nur 131337685 Thlr. erreicht; daß das Steuerkapital sämmtlicher Häuser im Großherzogthume Baden nach Heunisch auf 153582000 fl. angeschlagen wird; daß die Staatsschuld von Baiern, Sachsen, Würtemberg, Hannover, Baden und Darmstadt zusammengenommen nach Schnabel sich kaum über 203000000 fl. belaufen; daß das Anlagekapital sämmtlicher auf Actien erbauten Kanäle in Großbritannien nur um 1/3 mehr, d. i. 20000000 Pf. St. beträgt, u. s. w.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

69. Mittwoch, den 30. August 1837.

## Franz Raffelsperger's typographische General-Post-Straßen-Karte vom Kaiserthume Oesterreich.

Unter den großen und nachhaltigen Erfindungen unsers Jahrhunderts nimmt das von Franz Raffelsperger enthüllte, schon so lange gesuchte Geheimniß: auf eine ganz eigene einfache Art durch bewegliche Typen — durch die Buchdruckerkunst allein, ohne Hülfe eines Kupfer-, Stein- oder Holzstiches, geographische Karten zu erzeugen, einen ganz vorzüglichen Platz ein.

Bekanntlich wurde zuerst die Buchdruckerkunst erfunden, und viel später, nämlich in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts entstand nach ihr und aus deren Mysterien die Kupferstecherkunst, welche die Buchdruckerkunst wenigstens mit der Zeit gewaltig zu drücken drohte. Wilhelm Haas, der berühmte Schriftschneider und Schriftgießer in Basel — der in den Jahren 1741 bis 1800 lebte, und der überhaupt der Presse in so Manchem einen bedeutenden Aufschwung gab, bemühte sich das Gebiet der Buchdruckerkunst immer mehr und mehr zu erweitern, und sie über die Kupferstecherkunst zu erheben. Deßhalb versuchte er zuerst derselben das Feld der Notenstecherei abzugewinnen, welches ihm auch glücklich gelang. Hiermit noch nicht zufrieden, wollte er die Buchdruckerkunst noch weiter ausdehnen, und verlegte sich darauf, selbst Landkarten mit beweglichen Typen zu drucken. Den ersten Gedanken daran hatte im Jahre 1775 der Hofdiakon Preuschen in Carlsruhe, ein Liebhaber geographischer Beschäftigungen, welcher diese seine Idee dem Wilhelm Haas, den er zwar nur dem Namen nach als geschickten Schriftkünstler kannte, mittheilte. Dieses Unternehmen war aber weit mühsamer, mit noch weit mehr Schwierigkeiten, und einer noch genaueren Ausrechnung als bei dem Notendruck verbunden, weil hiezu eine ganz andere eigene Art, die Gestalt und Form aller dazu erforderlichen beweglichen Typen mathematisch zu berechnen und zu gießen — damit sie bei all ihrer Menge und Verschiedenheit der Größe und Form dennoch verhältnißmäßig richtig zu einander passen — und eine ganz besondere Geschicklichkeit, sie zu setzen, erforderlich war; denn bekannter Massen ist der Mechanismus der gewöhnlichen Druckerei fortlaufend und beständig gradlinig; hier ist er aber ganz willkührlich, indem er einen bald horizontal, bald perpendikulär, bald diagonal, bald sinkenden, bald steigend fortlaufenden Faden durch eine gleichwohl bloß horizontal parallel gehende Zusammensetzung der Figuren bildet, wie manchmal die Zeichnungen der Flüsse, Wege und Gränzen auf den Landkarten sind. Eben so schwer ist es, den Setzer anzuweisen, wie er eine Zeichnung von der Art, wie die Landkarte ist, absetzen, und jeden Typen gerade auf den Punkt bringen soll, auf welchem er im Original steht, indem der Setzer gewohnt ist, daß die Zeile von sich selbst entsteht, wenn er einen Buchstaben neben den andern hinstellt, und es auch gar nicht nöthig ist, daß in eben der Zeile das Wort stehe, in welcher es sich im Manuscripte befindet. Noch ein großes, fast unüberwindliches Hinderniß: der Setzer ist gewohnt, jedem Stücke seiner Typen einen Namen zu geben, die Buchstaben haben den ihren schon aus der Schule, die übrigen Typen haben ihn bei der Kunst erhalten und sie sind nöthig, um sie auseinander zu finden und in ihre gehörigen Fächer zu bringen. Wie wird man Merkmale und Namen genug auffinden können, um so viel Stückchen und einander so ähnliche Typen, als bei den Flüssen, Wegen und Gränzen vorkommen, und die demnach alle in der Richtung ihrer Figur von einander abweichen, zu unterscheiden, daß keine Verwirrung unter ihnen entstehe, welche den Setzer in seiner Arbeit hindern und unwillig machen könnte. Schon bei den Noten-Typen hat es viele Mühe gekostet, Namen zu erfinden, die Typen zu unterscheiden, welche doch lange nicht, und in solcher Menge einander so ähnlich sind, als diese. Dieß sind ungefähr die Schwierigkeiten, welche sich beim Versuche, geographische Karten durch die Presse zu erzeugen, ergaben.

Haas außerordentliche technische Kenntnisse und dessen eiserner rastloser Eifer brach dennoch auch hierin die Bahn; und es erschien im Jahre 1776 das erste Probestückchen, das indessen bloß in einigen Flußlinien und in einem Stückchen Waldung bestand. Der zweite Versuch enthielt schon mehrere Berge, Straßen und die Andeutung größerer und kleinerer Ortschaften. Diese Probe wurde der kaiserl. Akademie zu Petersburg und dem berühmten Geographen Büsching zu Ber-

lin zugesendet, und mit großem Beifall aufgenommen. Kaum hatte J. G. J. Breitkopf, der berühmteste Schriftgießer und Buchdrucker Deutschlands im 18ten Jahrhundert, durch Büsching's »Wöchentliche Mittheilungen« von dieser Erfindung Kenntniß erhalten, als er sogleich öffentlich erklärte: der von Haas gemachte Versuch bestätige neuerdings die Möglichkeit, daß zu gleicher Zeit und an verschiedenen Orten bei zwei Personen die nämlichen Gedanken und Ideen entstehen können, indem er schon vor 20 Jahren eben dieselben wie Haas gehabt, und seit zwölf Jahren im Stillen mit deren Ausführung sich beschäftigt habe.

Es erschienen nun bald von Haas drei Karten hinter einander mit beigefügter Erläuterung:

1. Ueber den Druck der geographischen Karten nebst einer beigefügten Probe einer durch die Buchdruckerkunst gesetzten und gedruckten Karte. Leipzig 1777.

2. Beschreibung des Reichs der Liebe mit beigefügter Landkarte. Ein zweiter Versuch im Satz und Druck geographischer Karten. Leipzig 1777.

3. Der Quell der Wünsche nebst einer Landkarte; Leipzig 1779.

Bei dem Umstande aber, daß diese Art und Weise, Karten darzustellen und zu drucken, mit bedeutend mehr, als den gewöhnlichen Druckkosten verbunden war, so daß mancher Buchdrucker eine ganze Buchdruckerei für die Kosten sich hätte anschaffen können, da die Typen, die besonders hiezu eingerichtet und gegossen werden mußten, zu keinem anderen als zu diesem Gebrauche verwendet werden konnten, glaubte selbst Haas nicht, daß sich diese seine Erfindung halten, und zu einem ordentlichen bestehenden Gebrauche in der Druckerei aufgenommen werden könne, um so viel mehr, da damals noch überdieß die gedruckten den gestochenen an äußerer Gefälligkeit und Schönheit weit nachstehen mußten. Er machte nun den Vorschlag, einen kleinen Schulatlas auf Subskription unter Büschings Aufsicht herauszugeben, die Sache kam aber nicht zu Stande, und er war zufrieden, Deutschland den Ruhm dieser Erfindung, ehe noch ein Ausländer denselben erlangt hatte, errungen zu haben. Es hatte zwar gleich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst Konrad Schweinheim den Anfang gemacht, die Karten zu dem geographischen Werke des Ptolemäus zu drucken, allein nicht mit beweglichen Typen, sondern mit Platten, auf denen die Schrift mit Punzen eingeschlagen, und die anderen Figuren eingegraben waren; dessen Nachfolger fingen an, sie in Holz schneiden zu lassen, da aber die Schrift das non plus ultra eines Holzschneiders ist, wenn sie schön und gut seyn soll, so wurden nur die Figuren auf Holz geschnitten, und in die Stellen, wo Schrift zu stehen kommen sollte, wurden Löcher gemacht, in welche dann die Rahmen mit gewöhnlichen Buchstaben der Buchdruckerei gesteckt wurden, wodurch die Karten zwar leserlich erschienen, aber ein höchst seltsames Ansehen bekamen. Alles dieses findet man in der früher erwähnten Schrift über den Druck der geographischen Karten weitläufiger auseinandergesetzt. Diese sämmtlichen Leistungen waren jedoch ohne eigentlichen Erfolg und weiterer Verbesserungen unfähig; besonders wegen der neu entstandenen Lithographie, mit deren gelieferten Arbeiten die typographischen Landkarten des Haas in Basel nicht concurriren konnten.

Im Jahre 1830 ertheilte die Société d'encouragement in Paris unter den Aufgaben für Verbesserungen der Lithographie abermals auch die: »Welches die geeignetste Art sey, die Buchdruckerkunst mit dem Steindrucke zu verbinden?« Die Versuche, — heißt es in dem Bulletin der Societät, December 1831 — welche bisher gemacht wurden, um Landkarten zu verfertigen, an denen die Zeichnungen lithographirt, die Schrift hingegen mit Buchdruckerlettern gesetzt wurde, zeigten die großen Vortheile, die sich aus der Verbindung dieser beiden Künste ziehen ließen. Dessen ungeachtet, und obwohl die Gesellschaft schon früher durch Preise eine Lösung dieser Aufgabe herbeizuführen bemüht war, trat doch erst im Jahre 1830 ein Preiswerber auf, welcher die Aufgabe der Societät so vollkommen lösete, daß er nicht nur den Preis von 2000 Franks, sondern auch die goldene Medaille erster Classe erhielt. Wegen der vielen, aber stets ungünstig ausgefallenen Versuche des Franz Ambros. Didot in Paris, »geographische Karten durch die Buchdruckerpresse allein« zu erzeugen, traute sich die Ermunterungsgesellschaft in Paris gar nicht, auch diesen Gegenstand zur Preisaufgabe zu machen.

Aus dem Ganzen sehen wir, wie selbst die in diesem Fache ausgezeichnetsten Männer auf die Erfindung, geographische Karten durch die Buchdruckerkunst allein zu erzeugen, jahrelang hingearbeitet und viele Summen verwendet haben, und können daraus entnehmen, wie viel ihnen an der Erreichung dieser Entdeckung gelegen, und welch großen Nutzen und Vortheil sie sich dadurch versprochen haben. Dennoch konnten sie bei all ihrer Sachkenntniß, ihrer Mühe, und den darauf verwendeten vielen Kosten nicht ganz gehörig durchdringen, die dießfalls geleisteten Arbeiten waren alle bloß Proben, und blieben es auch, sie konnten sie nicht über die Mittelmäßigkeit, nicht zu dem gewissen, zur allgemeinen Brauchbarkeit nöthigen Grade der Vollkommenheit bringen, und somit wurden alle ferneren Versuche, und mit denselben die ganze Idee aufgegeben. Was aber der früheren Zeit zu enthüllen nicht gegönnt war, haben unsere — jetzigen — Tage bewerkstelligt. Unserm, als Geographen rühmlichst bekannten Franz Raffelsperger ist es geglückt, dieses so allgemein, und so lange gesuchte Geheimniß, geographische Karten durch die Buchdruckerpresse allein zu verfertigen, zu entdecken; er hat bereits nach seinem Systeme durch die Buchdruckerkunst allein, ohne Hülfe eines Kupfer-, Stein- oder Holzstiches eine große

das Oesterreichische Kaiserthum darstellende Karte, welche er in 4 Blättern in allen Sprachen herausgeben wird, verfertiget. Das erste dieser Blätter ist bereits bei Bermann und Sohn, am Graben Nr. 619, und zwar in deutscher, italienischer, französischer und ungarischer Sprache erschienen. Dieses Blatt zeugt deutlich, daß Raffelsperger's Arbeit nun schon keine bloße Probe mehr sey, sondern daß sie die größt möglichste Vollkommenheit erreicht habe; sie erfüllt alle, selbst die strengsten Anforderungen der besten und ausgezeichnetsten Karten, und zeichnet sich vorzüglich durch Reinheit, Correktheit und Deutlichkeit aus. Alle die übrigen Vortheile dieser Erfindung aufzuzählen, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht; wir wollen daher ganz kurz auf den einzigen Umstand aufmerksam machen, daß nun in der Folge — durch diese Erfindung — nicht nur verschiedene Linienbilder vorzüglich aber die geographischen Karten für den gewöhnlichen Schul- und Geschäftsgebrauch

1. mit geringerem Kosten- und Zeitaufwande,
2. mit unbedeutenden Vorkehrungen auch in jeder beliebigen Sprache, welche mit lateinischen Lettern geschrieben wird, ja sogar in jeder andern Sprache der Erde, und
3. in unbeschränkter Zahl geliefert werden können.

Die so lange gesuchte Bahn ist nun gefunden, von uns wird es abhängen, auf derselben vorwärts zu streben, oder stehen zu bleiben. Karl.

---

# Ueber die Freilassung der Negersklaven in den brittischen Kolonien.

(Fortsetzung.)

Wir können nicht umhin, dem Leser hier das Wichtigste von dem mitzutheilen, was M' Queen, einer der Wortführer der Gegenpartei, in seiner neuesten Statistik des brittischen Reiches, wider die in Frage stehende Maßregel vorzubringen für gut fand.

Dieser Schriftsteller berechnet den Werth der westindischen Kolonien, mit Einschluß des Kaplandes und der Insel St. Mauritius nach der Skala des Jahres 1792 folgender Maßen:

| | |
|---|---|
| 781000 Sklaven zu 50 Pf. St. | 39050000 Pf. |
| Häuser in Städten | 5500000 » |
| Unbebaute Ländereien | 5000000 » |
| Alles übrige Eigenthum, zweimal so viel als der Werth der Sklaven | 78100000 » |
| | 127650000 Pf. |

Im Jahre 1812 machte Colquhoun nachstehende Berechnung:

In dem damaligen brittischen Westindien nebst Honduras:

| | |
|---|---|
| Staatseigenthum in Forts, Barracken, Arsenalen, Artillerie, Werften und öffentlichen Gebäuden | 3193000 Pf. |
| Privateigenthum: Ländereien, bebaute | 24357520 » |
| Unbebaute | 3644198 » |
| Negerarbeiter | 34875180 » |
| Gebäude und Geräthe auf den Gütern | 18559090 » |
| Vorrath auf den Gütern | 7630740 » |
| Häuser, Vorräthe, Waaren und Geräthe in Städten | 7054500 » |
| Kolonialschifffahrt | 240036 » |
| Umlaufende Gold- und Silbermünzen | 460500 » |
| Gesammtbetrag | 100014864 Pf. |
| Dazu noch für Tabago | 2682920 Pf. |
| Für St. Lucia | 2529000 » |
| Für Berbice | 7415160 » |
| Für Demerare und Essequibo | 18410480 » |
| Für das Kapland | 4100000 » |
| Für St. Mauritius | 10212340 » |
| zusammen | 145364764 Pf. |

Für das Jahr 1834 machte man (mit Ausschluß des Schätzungswerthes der Kolonial-Schifffahrt) folgenden Anschlag:

| | |
|---|---|
| 780993 Sklaven (s. obg. Tabelle) | 45281738 Pf. St. |
| Häuser in Städten | 5000000 » » |
| Alles übrige Vermögen | 90563476 » » |
| | 140845214 Pf. St. |

Was insbesondere die Schätzung der Sklaven anbelangt, so kömmt nach obiger Berechnung im Durchschnitt auf den Kopf:

| | |
|---|---|
| im Jahre 1792 | 50 Pf. Sterling. |
| » » 1812 | 55 » » |
| » » 1834 | 58 » » |

Dagegen entfallen von den 20 Millionen auf den Kopf nur 25 Pf. 12 Sh.

Die Pflanzer verlieren daher mehr als die Hälfte des Werthes der Sklaven, da überdies noch der Aufwand der Kommissäre, die Kosten der Rechtsführung bei Geltendmachung der verschiedenen Ansprüche, die Auslagen bei Einkassirung der Entschädigungen, die Druckkosten u. d. gl. mehr als 1 Million Pf. verschlingen dürften. Ueberdem scheint Herr Queen den Schätzungswerth der Sklaven viel zu gering angenommen zu haben, da er aus den Marktpreisen der Jahre 1822 bis 1830 berechnet wurde, wo man schon angefangen hatte, den rechtlichen Bestand der Sklaverei zu bestreiten und wo daher der Werth der Neger bedeutend herabgesunken war.

Wir bemerken hierüber, daß Raynal im Jahre 1775 und Frossard im Jahre 1789 den Werth eines Sklaven zu 1000 Fr., d. i. etwa 40 Pf. St., berechneten, und daß nach ei-

ner neuerlichen Angabe in der französischen Deputirtenkammer in sämmtlichen Kolonien Frankreichs sich 271551 Sklaven befinden, deren Freilassung 271000000 Franks erheischen würde; wornach auch jetzt noch der Preis eines Sklaven zu 1000 Frs. angeschlagen erscheint. In Havannah, auf Cuba, wird ein Sklave im Durchschnitt zu 300 Piaster verkauft, was (den Piaster zu 2 fl. 5 kr. C. M. angenommen) ungefähr 625 fl. oder 1629 Frs. ausmacht.

Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß der Herr seine Sklaven mit allen nöthigen Lebensbedürfnissen versehen muß, was natürlich den Schätzungswerth derselben herabstimmt. Mr. Innes[1] berechnet den jährlichen Aufwand zu ungefähr 6 Pf. St. für den Kopf. — Nimmt man also den Einkaufspreis eines Negers auf 60 Pf. St. an, so kostet seine Erhaltung in 10 Jahren schon eben so viel als seine Anschaffung gekostet hat, worauf nothwendig Rücksicht genommen werden muß.

Doch gehen wir zu den weitern Vorwürfen Queen's und seiner Anhänger über.

Nicht nur die absolute Höhe der Entschädigung, auch die Art ihrer Vertheilung hat man angegriffen: so führt Queen nur als Beispiel an, daß Honduras unter allen Kolonien am besten bedacht wurde, da der Werth eines Sklaven dort auf 120 Pf. St. (siehe d. betrff. Tabelle) angegeben erscheint; und doch wird eine große Anzahl der daselbst befindlichen Negerarbeiter nicht von den Plantagenbesitzern angekauft, sondern wegen schwererer Verbrechen aus Jamaica und den andern Inseln dahin verbannt. — Es ist nun wohl nicht zu läugnen, daß bei dem ganzen Verfahren auch hierauf hätte Rücksicht genommen werden sollen; daß eine genauere Untersuchung über den Erwerbstitel der in jeder Kolonie vorhandenen Sklaven nothwendig gewesen wäre. Ist dieses nicht geschehen, so ist es allerdings ein Fehler, aber es beweist nichts gegen das Princip der Vertheilung. Offenbar scheint uns, daß die Entschädigung so viel als möglich dem Schaden, dem erlittenen Verluste angemessen seyn müsse: dieser besteht nun in dem Werthe der, durch die Freilassung den Pflanzern entzogenen Sklavenarbeit. Was ist aber natürlicher, als daß man zu Ermittelung dieses Werthes den Einkaufspreis der Sklaven selbst wählte? denn bei einem einsichtsvollen Kaufmanne läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß er für die Anschaffung seiner Arbeiter denjenigen Preis bezahlen wird, welcher mit ihrer Arbeitsleistung im möglichst richtigen Ebenmaße steht. — Unsers Bedünkens kann daher gegen den sehr oft erwähnten Maßstab der Vertheilung nichts eingewendet werden.

1 Letter to Lord Glenelg. London 1835.

Wir kommen demnächst auf einen andern Einwurf, den man dem Emanzipationsvorschlage von jeher entgegengesetzt hatte. Man befürchtete nämlich, daß durch diese Maßregel die persönliche Sicherheit, das Leben und Eigenthum der Pflanzer den höchsten Gefahren ausgesetzt werden würde: daß die freigelassenen Sklaven ihren Haß und ihre Rachsucht in dem Blute ihrer früheren Unterdrücker kühlen, oder daß sie zum mindesten in dem ungewohnten Genusse der Unabhängigkeit sich berauschen, und in ihrem Freiheitstaumel so manche Gräuel verüben würden. Man sagt voraus, daß die neuen Lehrlinge, da sie die Peitsche nicht mehr über ihrem Rücken sähen, in Trägheit versinken und daß sie sich deßhalb genöthigt finden würden, ihren dringenden Bedürfnissen durch Angriffe auf das Eigenthum der Pflanzer, durch Diebstähle und Räubereien abzuhelfen.

Authentische Berichte, die seither über den Zustand der Kolonien eingelaufen, setzen uns in den Stand, die Wahrheit oder Falschheit dieser Prophezeihung näher zu erforschen.

Der Marquis von Sligo berichtet an den Grafen von Aberdeen aus St. Jago de la Vega unterm 27. März 1835[1] Folgendes: »Ich kann Euer Lordschaft versichern, daß der Zustand der Insel vollkommen befriedigend genannt zu werden verdient. — Die Lehrlinge arbeiten im Allgemeinen äußerst fleißig. Wo sie nach der Menge des erzeugten Zuckers bezahlt werden, bleiben sie oft *die fünf ersten* Tage in der Woche ununterbrochen in ihren Werkstätten, obwohl sie nach der Uebereinkunft mit ihren Meistern täglich nicht mehr als 18 Stunden daselbst zuzubringen hätten. Mancher Orten verwenden sie ihre freie Zeit auch zu andern Arbeiten, weil die Plantagenbesitzer ihnen keinen Lohn bezahlen können, oder weil die Bebauung der Felder nicht mehr als die gesetzlich vorgeschriebene Zeit in Anspruch nimmt; nur hier und da haben sie sich geweigert, überhaupt als Lohnarbeiter einzutreten; dennoch verrichten sie die gezwungene Arbeit mit vielem Fleiße und ohne allen Widerspruch; und auch diese höchst seltenen Fälle scheinen nur in den Einflüsterungen einer gewissen Partei ihren Grund zu haben. . . . .«

Aehnlich lauten die Berichte des Gouverneurs von Guiana vom 4. März 1835.

». . . Es gereicht mir zum höchsten Vergnügen, daß ich Euer Lordschaft noch fortwährend die günstigsten Berichte über den Zustand der vollkommenen Ruhe, dessen eine ganze Provinz sich zu erfreuen so glücklich ist, einzusenden im Stande bin. Der Fleiß und die Willfährigkeit, womit die Lehrlinge ihr Tagwerk verrichten, hat sogar die Anerkennung der Pflanzer für sich gewonnen. Ich glaube, daß in diesem Augenblicke kein Landgut in ganz Guiana zu finden ist, dessen Eigenthümer sich darüber beklagen könnte, daß er in den 7 ½ Stunden Arbeitzeit nicht hinlänglich zufrieden gestellt werde.«

(Fortsetzung folgt.)

1 Anti - Slavery Reporter. Juli 1835.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben

# Blätter
## für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**70.** Sonnabend, den 2. September **1837.**


## Die ältesten Trinklieder der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Was die vor Basselin schon bekannten Dichtungsarten betrifft, glauben wir, ohne über Definition und Charakteristik streiten zu wollen, doch annehmen zu dürfen, daß von den ersten Zeiten der französischen Sprache und Literatur, d. i. 300 Jahre vor Basselin, die Poesie derselben außer den Narren- und Minneliedern bereits andere gekannt und hervorgebracht habe, als das Kriegslied, die Posse, die Elegie, das Hirtengedicht u. s. w.; dazu kamen im vierzehnten Jahrhunderte das Heldengedicht, die Ballade, das Rondel, und das niedliche Triolet. Der Streit über den Vorzug der Lieder Basselins vor jenen seiner Vorgänger läßt sich nicht so leicht beilegen, da er eine Frage des Geschmacks betrifft; er könnte nur durch die vergleichende Prüfung einer großen Anzahl von einzelnen Stücken beleuchtet werden. Wir sind nicht im Stande, hier in dieses Detail einzugehen; allein wir verweisen auf die Lieder des Kastellans von Coucy, aus dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, und insbesondere auf das 22ste als Ausdruck der tiefen Wehmuth bei seinem Abgange zum heiligen Kriege[1]; auf das Lied der Lerche aus dem Romane: Paradis d'amours[2]; auf die Liebeslieder des Königs von Navarra, welche in die erste Jugendzeit des heiligen Ludwig fallen; auf sämmtliche Virelais und Rondels von Froissart, wie sie im 10ten Bande der Nationalchroniken des Buchon abgedruckt sind u. s. w. Man vergleiche diese mit den Vaux-de-Vire des Basselin, und suche aus diesen nur 3 oder 4 hervorzuheben, die, unter welcher Beziehung es auch sey, das Verdienst der angeführten Dichtungen übertreffen oder erreichen. Wir zweifeln sehr, daß dieß so leicht seyn dürfte; um aber unsern Lesern selbst die Gelegenheit zu verschaffen, wenigstens einen Vergleich anstellen zu können, wollen wir das schöne Volkslied aus der Zeit des Krieges in der Bretagne (1375) hier mittheilen. Der anonyme Verfasser legt sein Lied in den Mund der Knaben und jungen Mädchen der Provinz, welche erzürnt sind, ihr Land durch die Hülfstruppen verwüstet zu sehen, die England ihrem Herzog wider den König geschickt hat. Die Geschichte nimmt an, daß dieses Lied die Edelsten des Landes bestimmt habe, sich zu vereinigen und den englischen Befehlshaber, Jean d'Evreux, aus der Verschanzung zu jagen, welche er nahe bei Quimperlé bezogen hatte. Hier nun die Strophen mit den nöthigen Bemerkungen ihres Herausgebers:

Gardez-vous du nouviau fort,
Vous qui allez ces allues[1],
Car laïens prend son déport[2]
Messire Jehan Devrües.

Il a gens trop bien d'accord,
Car bon leur est vies et nues[3]
N'épargnent faible ne fort;
Tantôt aront plein leurs crues[4]
De la Motte, Marciot[5]
D'autre avoir que de vies ües[6],
Et puis men'ront à bon port
Leur pillage et leur conqües[7].

Gardez-vous etc.

Clichon, Rohem, Rodhefort,
Biaumanoir, Laval, entrues[8]
Qu' li dus à St. Brieux dort,
Chevauches les frans allues[9];
Fleur de Bretagne, outre bort
Estre renommée sues[10],

---

[1] Delaborde, Essai sur la musique, T. II. p. 300.
[2] Roquefort, Poesie française aux 12. et 13. siècles, p. 213.

---

[1] Qui parcourez ces routes? ou ces domaines? — [2] Là se tient et s'amuse. — [3] Vieux et neuf. — [4] Peut-être creux, dans le sens de nid ou repaire; les glossaires ne donnent que le diminutif cruet. — [5] Gens de la Motte, et de la Marche, au vocatif? — Ou bien peut-être noms propres d'agents subalternes du chef étranger, nominatifs du verbe avont? — [6] D'autres effets que d'oeufs gâtés. — [7] Leur butin. [8] Tandis que. — [9] Chevauchez sur les grands chemins? ou peut-être sur les terres libres? — [10] Apparemment; Connue ou

Et maintenant oute mort [11]
Dont c'est pitiés et grands dues [12].

Gardez - vous etc.

Remonstre là ton effort,
Se conquerre tu le pues [13],
Tu renderas maint succort [14]
A nos méres, se tu vues [15];
En ce pays ont a tort
Pris moutons et crasse bues [16];
Leur escot payeront-ils or,
A ce cop se tu t'esmues.

Gardez - vouz, etc.

Eine wahrhaft nationelle Satyre, ein Vandeville durch und durch; gut entworfen und gut ausgeführt, ein Vandeville, gemacht vor Basselin, oder wenigstens, als Basselin nicht älter war, wie 15 bis 18 Jahre; ein Vandeville, von dessen Ausführung Basselin keine Idee hatte, ein Vorbild für Alle, welche in der ganzen Folgezeit diese Gattung der Poesie pflegten! Und Basselin sollte der Vater des Vandeville seyn! Auf diesen Titel hat er wahrlich keinen Anspruch.

Es läßt sich nicht übersehen, daß die Sprache des eben mitgetheilten Volksliedes, dessen Entstehung fast unmittelbar in die Zeit Basselins fällt, von der heutigen vollkommen verschieden; dieß ist ein Beweis mehr für unsere bereits ausgesprochene Ansicht über die Veränderungen, welche die Poesie Basselins durch die mündliche Fortpflanzung, und auch unter der Hand ihres ersten Herausgebers, Le Houx, erlitten haben. Dieser sagt es übrigens ganz bestimmt, daß er sie gebe: »corrigées et écrites suivant le langage de son temps.« So sind wir denn bei Le Houx angekommen, von dem wir noch einiges Wenige sagen müssen.

(Schluß folgt.)

---

# Ueber
# die Freilassung der Negersklaven
## in den brittischen Kolonien.
### (Fortsetzung.)

Eben so scheint es mir bemerkenswerth, daß seit 1. August 1834 keine einzige Klage wegen schlechter Behandlung von Seite eines Negers eingelaufen; daß nicht ein Gebäude, nicht eine Zuckerplantage seither in Brand gesteckt worden ist. Solche Thatsachen sprechen laut zu Gunsten der Arbeiter. Jüngst zerriß ein Damm auf la Hague an einem Sonntage Morgens. Die Neger liefen alsogleich, ohne daß man sie dazu aufgefordert hatte, mit ihren Werkzeugen versehen, an das Ufer, stellten den Damm wieder her, und verhütheten so die gänzliche Zerstörung der Pflanzung für viele Jahre. Der Eigenthümer versicherte mich, daß die guten Leute für jenen ungemein wichtigen Dienst, den sie ihm geleistet hatten, nicht die geringste Belohnung verlangten oder erwarteten. Auf einer andern Pflanzung, la bonne Intention, brach in einem der Gebäude von Ungefähr Feuer aus: die Neger löschten es binnen Kurzem. Der Besitzer sah sich genöthigt, sie durch Bitten und Befehle zurück zu halten, daß sie sich nicht der augenscheinlichsten Gefahr aussetzten, um seine Habe zu retten. Ich zweifle nicht im mindesten, daß mit Geduld, Festigkeit und vor Allem mit Güte von Seite der Magistratspersonen sowohl als von Seite der Pflanzer die Bereitwilligkeit und das gute Einvernehmen der Lehrlinge sich auch ferner wird aufrecht erhalten lassen, und daß durch ihren Fleiß eine weit größere Menge von Gütern erzeugt werden wird, als man früher durch die gezwungene Arbeit der Sklaven hervorzubringen im Stande war. . . . . «

In einer weiteren Denkschrift des Marquis von Sligo über Jamaica heißt es:

1. Die Qualität des erzeugten Zuckers dießmahl (1835) ist viel besser als in irgend einem der vorhergehenden Jahre; auch

2. und 3. die Abnahme der schwarzen Bevölkerung zeigt sich geringer denn sonst; überhaupt befinden sich die Neger in einem viel besseren Zustande als ehedem. Nach der letzten Ernte waren mehrere Sklaven durch die Arbeit so erschöpft gewesen, daß sie an den Folgen der Ermattung starben: dieß war gegenwärtig nicht der Fall, obwohl an manchen Orten die Ernte von Arbeitern einer weit geringern Anzahl eingebracht wurde als sonst. —

4. Die Lehrlinge werden mit dem Systeme immer mehr befreundet; sie verrichten ihre Lohnarbeiten fleißig und wohlgemuth, bei Tag und bei Nacht; und ihr Zustand verbessert sich augenscheinlich.

5. Man kann mit Zuversicht erwarten, daß Erziehung und Religion den wohlthätigsten Einfluß auf diese Menschenklasse ausüben, und daß jene Hinterlist aus ihrem Charakter bald verschwinden werde, die nur eine Folge des Druckes ist, unter dem sie als Sklaven schmachteten und welchem sie sich auf alle mögliche Weise zu entziehen suchten.

6. Im nächsten Jahre (1836) wird die Ernte allenthalben hinter der dießjährigen wenigstens nicht zurückstehen, und an manchen Orten vielleicht noch ergiebiger seyn u. s. w.

Eben so günstig lauteten die Berichte der Specialma-

---

loin par ta renommée. — 11 Ce mot oute fait difficulté dans le vers. — Les glossaires traduiraient reputée ou tenue pour (audita, vel habita)? sens douteux, qui pourtant ne doit pas être éloigné du véritable; il se peut que le passage soit altéré. — 12 Pitié et grand deuil. — 13 Si tu peux le battre. — 14 Service ou appui. — 15 Si tu veux. — 16 Vaches grasses.

gistrate auf den verschiedenen Inseln. Sie waren meistens in folgenden Ausdrücken abgefaßt: »Das Besserungshaus, das unter dem vorigen Systeme meistens über 50 Inwohner zählte, beherbergt gegenwärtig deren nur 10.« — »Die Anzahl der Verbrechen verminderte sich auf überraschende Weise.« — »Beschwerden wegen Ungehorsam und Störrigkeit sind nicht eingelaufen; eben so wenig ereignet sich irgend eine Gewaltthätigkeit gegen die Behörden.« — »Verbrechen ernsterer Art kommen immer seltener vor.« — »Die Klagen verminderten sich auffallend seit vorigem Jahre.« — »Von 18 der wichtigsten Plantagen ist nicht eine einzige Beschwerde eingelaufen.« — »Die Verbrechen nehmen unter der Negerbevölkerung täglich ab.« — »Ich bin der Meinung, daß nicht bald eine Gemeinde so wenig Uebertretungen aufzuweisen im Stande seyn wird.« — u. dgl. m.

Noch genauere Angaben enthält der Wächter (ein in Jamaika erscheinendes Zeitungsblatt) vom 9. Jänner 1836. Wir können nicht umhin, dieselben dem Leser ihrer ganze Ausdehnung nach mitzutheilen, da sich die wichtigsten Folgerungen daran knüpfen lassen.

Während der Zeit vom 1. August 1834 bis zur Eröffnung der letzten Assisen wurden 81 Lehrlinge und 53 freie Inwohner von den drei Gerichtshöfen der Insel Jamaica verurtheilt, und zwar:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Wegen Verstümmlung | 1 | Freier | 0 | Lehrling. |
| » Todtschlag | 7 | Freie | 2 | Lehrlinge. |
| » kleiner Diebstähle | 5 | » | 35 | » |
| » Gewaltthätigkeit | 20 | » | 8 | » |
| » Aufruhr | 0 | Freier | 1 | Lehrling. |
| » Verrath | 2 | Freie | 0 | » |
| » Diebshehlerei | 3 | » | 1 | » |
| » Widerstand gegen die Obrigkeit | 2 | » | 0 | » |
| » Mord | 2 | » | 1 | » |
| » Einbruch | 0 | Freier | 7 | Lehrlinge. |
| » Pferde- und Kuhdiebstahl | 8 | Freie | 20 | » |
| » Schaf- und Ziegendiebstahl | 0 | Freier | 5 | » |
| » Straßenräuberei | 1 | » | 0 | Lehrling. |
| » Veruntreuung | 0 | Freier | 1 | » |
| » Fälschung | 1 | » | 0 | » |
| » Nothzucht | 1 | » | 0 | » |
| | 53 | Freie | 81 | Lehrlinge. |

Wir entnehmen hieraus, daß die Neger, ungeachtet sie fast keine Erziehung genossen und keinen Religionsunterricht erhalten haben, dennoch in Bezug auf die schweren Verbrechen des Mordes, des Todschlags, der Gewaltthätigkeit u. d. gl. weit hinter den Freien zurückstehen.

Nimmt man die freie Bevölkerung der Insel auf 19000 Seelen an, so kömmt ein Verbrecher auf etwa 358 Einwohner. Die Zahl der Lehrlinge möchte sich, nach Abzug der gänzlich Freigelassenen, auf 308000 belaufen haben: das Verhältniß der Verbrecher stellt sich also wie 1 : 3802; welch ein Unterschied! Unter der freien Bevölkerung wurden verhältnißmäßig mehr als zehnmal so viel Verbrechen begangen. Es ist somit augenscheinlich, daß die Pflanzer sich über die Aufführung ihrer schwarzen Brüder nicht beklagen können, und daß jene schreckerregenden Prophezeihungen, welche von der Rachsucht und dem Blutdurste der Neger die Ausrottung der weißen Einwohner befürchten ließen, nichts weniger als in Erfüllung gegangen sind. Man kann im Gegentheile mit voller Zuversicht erwarten, daß die endliche Anerkennung der so lange vorenthaltenen Menschenrechte den wohlthätigsten Einfluß auf jene unglücklichen Opfer des Geitzes und der Habsucht ausüben werde, da die Sklaverei nur dazu beitrug, ihre Sitten zu verwildern, und ihre Gemüther zu verhärten. Wir führen hier nur noch ein Beispiel aus Lord Stanley's Berichten an:

In Demerare zählte man im Jahre 1829 bei einer Bevölkerung von 60500 Sklaven: 17359 Straffälle. Im Jahre 1830 war die Anzahl der Sklaven auf 59547 herabgesunken: die Zahl der Strafen war aber bis auf 18324 gestiegen. Im Jahre 1831 zählte man 58404 Sklaven, und dennoch stieg die Anzahl der Straffälle fortwährend auf 21656. Dagegen im Jahre 1835 nur mehr 8152 Bestrafungen vorgefallen waren.

Die Erfahrung hat also auf siegreiche Weise alle die gehässigen Vorhersagungen der Antiabolitionisten widerlegt, und auf das unwidersprechlichste dargethan, daß die Schwarzen bei Weitem jene Fehler nicht besitzen, welche man ihnen von jeher anzudichten pflegte. Wir brauchen hier nur auf das Gedeihen der freien Neger-Kolonien auf Cuba, Trinidad und vorzüglich auf Liberia zu verweisen! Uebrigens scheint es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß es den Gegnern der Sklaven-Emancipation mit allen jenen Befürchtungen gar nicht einmal Ernst war, sondern daß sie dieselben größtentheils nur als Deckmantel gebrauchten, um ihre niedrige Habsucht darunter zu verbergen. Die Geldinteressen sind es, die ihnen — (und vielleicht mit Recht) — die meiste Besorgniß einflößten, eine Besorgniß, die noch nicht ganz gehoben ist und allerdings eine reiflichere Erwägung verdient. Am Ende löst sich das Ganze in die einfache Frage auf: Wird man im Stande seyn, mit freien Arbeitern eben so viel und eben so wohlfeil Zucker zu erzeugen, als dieses bisher durch die Sklavenarbeit geschehen ist? Die Beantwortung dieser Frage führt unläugbar zu den größten Schwierigkeiten, und die bisher gemachten Erfahrungen können nicht als genügend angesehen werden, um sie mit voller Gewißheit zu entscheiden. Dennoch wollen wir es versuchen, in eine nähere Untersuchung derselben einzugehen.

Schon Froßard[1] bemühte sich darzuthun, daß die Kolonialprodukte eben sowohl von freien Arbeitern, als von Sklavenhänden erzeugt werden könnten. Er berief sich zu diesem Ende auf den Wein- und Gartenbau, der bei Weitem beschwerlicher (?) ist als der Anbau des Zuckerrohrs und Kaffeeh's. Er führte eine Stelle aus Poivre's Reisen an, welcher berichtet, daß Cochinchina jährlich 800000000 Pf. Zucker ausführt, ohne daß man sich jemals der Sklavenarbeit zu dessen Erzeugung bedient hätte; er bewies ferner, daß in Westindien der Zentner Zucker mit 30 Livres bezahlt wird, während er in Faisa 10 Liv., in Cochinchina 7 Liv. 12 Sous und in Ostindien gar nur 3 Liv. kostete. »Ein schlecht genährter, von Anstrengung ermatteter, täglich mißhandelter Sklave« — also fährt unser Autor fort — »der keine wie immer geartete Aufmunterung findet und an dem Erfolge seiner Arbeit keinen Antheil nimmt, den nichts an seinen Herrn fesselt und der seine Lage verflucht und verabscheut, arbeitet nur wenig und schlecht; dagegen der freie Mann für seinen und seiner Familie Unterhalt sich bemüht; er läßt nichts außer Acht, um die Zufriedenheit seines Dienstherrn zu gewinnen und fernere Beschäftigung bei ihm zu finden; der Sklave, ohne Hoffnung, das Joch seiner Knechtschaft jemals von sich abwälzen oder die Last desselben erleichtern zu können, entbehrt alles Spornes zur Thätigkeit. Er ist träge, nicht von Natur aus, sondern in Folge seines elenden Zustandes. Er arbeitet nicht mehr, als er gerade arbeiten muß, um der Züchtigung zu entrinnen, und weit entfernt, den Wünschen seines Herrn entgegen zu kommen, sucht er ihn vielmehr auf alle mögliche Weise zu betrügen. Der freie Mann dagegen, überzeugt, daß er seinen Dienst verliert, wenn man mit seinen Leistungen nicht zufrieden ist, findet in der Hoffnung, sein Los zu verbessern, den mächtigsten Stachel zum Fleiße, es bedarf nicht der Zuchtruthe des Aufsehers, um ihn zur Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten. . . . . Man kann daher annehmen, daß ein freier Arbeiter zweimal so viel leistet als ein Sklave. . . . .«

»Ein Neger kostet ungefähr 60 Louisd'or, da man seine Lebensdauer nicht höher als auf 8 bis 10 Jahre annehmen kann; so belaufen sich die Zinsen von dem angegebenen Kapitale (zu 15 pCt.) jährlich auf 216 Livres; Nahrung, Kleidung, Arzneimittel, Abgaben zu 72 Liv. angeschlagen, gibt einen jährlichen Aufwand von 288 Liv. Nimmt man den Taglohn eines freien Arbeiters zu 30 Sous an, und rechnet man im Jahre 260 Arbeitstage, so macht dieß eine jährliche Auslage von 390 Liv. Dieß ist freilich um 102 Liv. mehr, als die Ausgabe für einen Sklaven; dafür leistet aber der freie Arbeiter um 144 Liv. mehr als der Sklave. Außerdem erheischt der Ankauf der Sklaven ein bedeutendes Kapital, das der Pflanzer oft nicht im Stande ist, aus eigenen Mitteln aufzubringen, und das durch Mißjahre, oder wenn eine Seuche über die Neger hereinbricht, den größten Gefahren ausgesetzt ist, der Fälle nicht zu gedenken, wo die Sklaven durch heimliche Flucht oder Empörung sich dem Besitze ihres Herrn entziehen: oder wo sie zur Strafe wegen begangener Verbrechen, nach einer fernen Insel verbannt werden . . . . Es läßt sich also mit Zuversicht behaupten, daß man mit freien Arbeitern verhältnißmäßig wohlfeiler producirt als mit Sklaven.«

Dieselbe Ansicht stellt schon Smith, der große Lehrer im Fache der National-Oekonomie, auf. Er sagt unter andern: »Die Unkosten bei den Sklaven sind viel größer, als bei den freien Dienstbothen. Das zur Unterhaltung oder zum Ersatz eines Sklaven bestimmte Kapital wird von einem fahrlässigen Herrn oder einem sorglosen Haushälter verwaltet, die zu derselben Absicht bei dem freien Arbeiter bestimmten Fonds werden diesem freien Manne selbst zur Verwaltung anvertraut. In jene Verwaltung schleichen sich gemeiniglich alle die Unordnungen ein, die in der Oekonomie der Reichen überhaupt herrschen: in dieser wird diejenige genaue Sparsamkeit und aufmerksame Sorgfalt beobachtet, die der Haushaltung des Armen eigen zu seyn pflegt. . . . Dem zu Folge zeigt es sich auch, wie ich glaube, in der Erfahrung aller Völker und Zeiten, daß freier Leute Arbeit weit wohlfeiler zu stehen kömmt, als Sklavenarbeit. Dieß findet selbst in Boston, in Neuyork und Philadelphia Statt, wo doch der Arbeitslohn ausnehmend hoch ist[1].«

(Fortsetzung folgt.)

[1] In seinem verdienstvollen Werke: La Cause des Esclaves Négres et des Habitans de la Guinée, portée au Tribunal de la Justice, de la Religion, de la Politique. Lyon, 1789. 8. T. II. pag. 165 et ss.

[1] A. Smith, An Inquiry into the Nature and Caules of the Wealth of Nations. London. 1776. 4. Vol. I. pag. 99. Book III. Capt. II.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C.M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

71. Mittwoch, den 6. September 1837.


## Die ältesten Trinklieder der Franzosen.

(Schluß.)

Jean Le Houx war Bürger von Vire, wo er um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geboren wurde, und auch im Jahre 1616 starb. Er war Advokat und Mahler; und überdieß noch Dichter und Trinker, wie Basselin, den er nach einem Zwischenraume von zwei Jahrhunderten, wie es scheint, in seiner Person wieder aufleben lassen wollte; sein größter Anspruch auf Ruhm besteht darin, daß er der Herausgeber der Werke Basselins ist.

Le Houx hat selbst Vaux-de-Vire verfaßt, und sich dabei streng an das Modell seines Meisters gehalten, wenn man nicht etwa anführen muß, daß bei ihm etwas mehr historische und mythologische Anspielungen vorkommen. Uebrigens bieten seine Lieder bei derselben Richtung der Ideen und demselben Charakter der Sprache eine leichte Schattirung von mehr Prätension und geringerer Naivität.

Bisher kannte man nur ein Dutzend Vaux-de-Vire von Le Houx; die im Eingang genannte Ausgabe enthält noch 41 andere. Das interessanteste unter Allen, und wohl auch das am längsten gekannte ist das folgende, in welchem der Verfasser, als seltne Ausnahme dieser Gattung, mit den bachischen Ideen den Ausdruck eines rührenden Gefühles verbindet, nämlich den Schmerz über die Zerstörung der Mühlen dieses schönen, poetischen Thales, heilig durch so viele Erinnerungen, die ebenfalls die Zeit schon zu verwischen droht.

Voyant en ces vallons Virois,
Des moulins fouleurs la ruine
Où nos chants prirent origine,
Regrettant leur temps, je disois:
»Où sont ces moulins, ô vallons,
Source de nos chants biberons?«

Le traficq de nos pères vieux
Estait jadis en draperie:
Le bon Basselin, lors en vie,
Se réjouissait avec eux.
Où sont ces moulins, ô vallons,
Source de nos chants biberons?

Aux moulins qui foulaient leurs draps
Sur cette rivière jolie,
Beuvaient d'autaut, par drolerie,
Sidre qui valait hypocras;
Où sont ces moulins, ô vallons,
Source de nos chants biberons?

Basselin faisait les chansons
Qui delà sont dits Vaux-de-Vire,
Et leur apprenait à les dire
En mille gentilles façons:
Où sont ces moulins, ô vallons,
Source de nos chants biberons?

Or bien le bon temps est passé.
De toutes choses une pause!
Va dans mon corps, et l'y repose,
Benoist soit'il qui t'a versé!
Bon vin, si nous ne t'avalions,
Se perdroient nos chants biberons.

Man kann hiermit das 13. der (neuen) Vaux-de-Vire verbinden, in welchem er eben so glücklich den Ausdruck der Freude über die Rückkehr des Friedens und die Entfernung der Spanier, welche die Ligue unterstützten, angebracht hat, oder das 15. als dankbare Erhebung zu Gott, dem Schöpfer aller Güter, oder auch das 10., an die melodienreiche Nachtigall gerichtet, mit welcher sich der Verfasser in Vergleich stellt. Sie sind jedenfalls mit Glück versuchte Ausfälle in das Gebiet verwandter Ideen, deren Nachhülfe die Bachusschule von Vire allzugewöhnlich verschmäht hat.

Wir haben übrigens bereits angeführt, daß die, durch Le Houx bewerkstelligte Veröffentlichung der Trinklieder Basselin's in Vire einige Sensation erzeugt hat; seine eigenen Vaux-de-Vire konnten diese Aufregung nur vergrößern. Wider ihn mußte der Sturm losbrechen, und es scheint in der That, daß man ihm einige unangenehme Verlegenheiten bereitet habe. Wenigstens versuchte er für die Gattung sowohl, als für sich zu sprechen: er bot sich zur Genugthuung an, und unternahm eine Wallfahrt nach Rom, zur Sühnung seines Vergehens. In den letzten seiner Trinklieder nimmt er bestimmt

alle jene zurück, die dem Gewissenhaften Anstoß geben könnten, und erklärt, daß er darüber Abscheu und Reue fühle.

Die neue Ausgabe der Vaux-de-Vire, von welcher wir im Eingange gesprochen haben, war, wie man sieht, ein wahres Bedürfniß; der Herausgeber Julien Travers hat es erkannt, und mit Glück beseitigt; das kleine Bändchen, sehr schön gedruckt, enthält viele Dinge, die nirgends sonst zu treffen sind. Der Herausgeber hat es mit der interessanten Abhandlung Asselin's, einer wohlgetroffenen Auswahl gelehrter Anmerkungen, die besonders jenen des Louis Dubois entnommen sind, und einem kurzen aber genügenden Glossarium versehen; 41 ungedruckte Vaux-de-Vire, von Le Houx, werden hier zum ersten Male mitgetheilt. Man kann dagegen durchaus nichts einwenden, als daß die chronologische Ordnung verkehrt worden, indem die bisher ungedruckten Trinklieder des Le Houx vor jenen seines Meisters und Lehrers, Basselin's, erscheinen.

Nach den Trinkliedern Basselin's kommt ein Anhang mit drei Piecen, die mehr politischen als bacchischen Inhalts sind, und daher in dem Kreise der gewöhnlichen Ideen des Vaux-de-Vire ziemlich fremd dastehen. Wir glauben indessen doch, über sie Einiges sagen zu müssen.

Das zweite Lied, bei dem wir anfangen wollen, hat die Aufgabe, das unglückliche Los der Normandie, durch die Engländer herbeigeführt, zu beweinen, und den Wunsch auszudrücken, Gott wolle sobald als möglich diesem Uebel ein Ende machen. Dieses Lied ist höchst gelungen, und soll und kann auch von Basselin seyn; jedenfalls gehörte es nach unserer Ansicht zu seinen besten.

Das erste ist an Basselin gerichtet, und das Ereigniß seines Todes zunächst der Stoff desselben; darin kommen nachstehende drei merkwürdige Verse vor:

Hélas, Olivier Basselin;
N'orrons-nous plus de vos nouvelles?
Vous ont les Anglais mis à fin, etc.

Das dritte ist in mehrfacher Beziehung das bedeutendste: es ist ein rein lyrischer Erguß, in welchem der Verfasser die Vertreibung der Engländer feiert, offenbar nach der Schlacht von Formigny (1450). Die Bewegung ist lebendig, natürlich und rasch, viel mehr, als man es sonst in Erzeugnissen dieses Jahrhunderts zu finden gewohnt ist. Dieses Verdienst in der Composition machte uns sogar die Autenticität sehr zweifelhaft; und anderer Seits glauben wir auch darin eine Nachahmung der alten Sprachweise zu erkennen, welche etwas zu weit getrieben ist. Jedenfalls aber kann das Lied nicht von Basselin seyn, der um diese Zeit augenscheinlich nicht mehr am Leben war; Travers, der es als bisher ungedruckt mittheilt, gibt weder an, wo es gefunden worden, noch wie es in seine Hände gekommen ist.

---

# Ueber die Freilassung der Negersklaven in den brittischen Kolonien.

(Fortsetzung.)

Ganilh in seinem bekannten Werke[1] sagt: »... Welchen Einfluß auch die Geißel des Aufsehers auf die Betriebsamkeit der Sklaven haben mag, so wird sie doch nicht mehr, als der Sporn bewirken, den der freie Arbeiter in dem Vergnügen, der Eitelkeit und dem Ehrgeitze hat, die ihn bei der Schöpfung seines Werkes beseelen ... Die Furcht vermehrt keineswegs die Kräfte des Arbeiters, sie vermindert sie vielmehr, hält ihren Schwung auf, und lähmt ihre Thätigkeit: sie ist mehr geeignet, Faulheit, Trägheit, Einfalt, als Fleiß, Gewandtheit und Einsicht zu schaffen... Das Gefühl der Furcht wird nie von größerem Einflusse, als das Gefühl für Wohlsein und Behaglichkeit sich zeigen, und das von der Uebermacht auferlegte Joch wird nicht weniger, als das vom eigenen Interesse gebildete drücken ...... es scheint also keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Arbeit des Freien vortheilhafter ist, als die des Sklaven.«

Ingleichen äußert sich Simonde de Sismondi zu Gunsten der freien Arbeit[2]: »Man hält es für ein großes Ersparniß, wenn man seine Arbeiter nicht zu bezahlen braucht; aber man muß sie doch erhalten; und so sehr auch der Geiz der Sklavenbesitzer sich abquälen mag, diesen Unterhalt auf das Nothwendigste zu beschränken; er wird doch ungefähr einen gleichen Aufwand erheischen, wie der Arbeitslohn eines freien Menschen. Versagt man dem Sklaven die Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse, so wird er, weit entfernt, seinem Herrn etwas zu ersparen, vielmehr jederzeit darauf bedacht seyn, ihn zu betrügen.

Ueberdieß muß der Sklave gekauft werden, und die Zinsen dieses Ankaufskapitals müssen nicht mit dem Lohne des Arbeiters, sondern mit dem verglichen werden, was er von seinem Lohne hätte zurücklegen können. Die Physiologen haben bemerkt, daß die Fröhlichkeit des Arbeiters seine Kräfte vermehrt, und ihm die Anstrengung minder fühlbar macht. Dieser Umstand allein gibt, auch bei gleichen Kräften, der Arbeit des freien Menschen vor der Sklavenarbeit den Vorzug.«—

Wir könnten die Anzahl dieser Autoritäten vielleicht noch um ein Beträchtliches vermehren; doch es dürfte Zeit seyn, auch zu den Ansichten der Gegner überzugehen. Wir

1 Charles Ganilh, Untersuchungen über die Systeme der politischen Oekonomie. Aus dem Franz. Wien 1814. 8. Bd. I. S. 127 u. ff. II. Buch. V. Cap.

2 J. C. L. Simonde de Sismondi, Nouveaux principes d'économie politique, ou de la richesse dans ses rapports avec la population. Paris 1819. 8. Liv. III. chap. IV, Tom. I, pag. 179.

setzen voraus, daß die Einwürfe Say's[1] allzubekannt sind, als daß wir nöthig hätten, sie hier zu wiederhohlen. Ueberdieß sind seine Berechnungen gegenwärtig schon etwas veraltet; wir wenden uns daher zu einem neueren, nähmlich zu dem oft erwähnten M' Queen'schen Werke; darin findet sich (S. 103—106) in Bezug auf unsere vorliegende Frage nachstehende höchstinteressante Betrachtung:

Im Jahre 1834 zählte man:
in sämmtlichen Sklaven-Kolonien . . . 780993
Neger. Hiervon abgezogen:

| | | |
|---|---|---|
| Für das Kapland . . . . . | 38427 | |
| » die Sehellen . . . . . | 5443 | |
| » Bahamas . . . . . . | 9705 | |
| » Bermudas . . . . . | 4203 | |
| » die Schlangeninseln . . . . | 2375 | |
| » Honduras . . . . . | 1920 | |
| » die Cayenen-Inseln . . . . | 985 | |
| | | 63058 |

bleiben in den übrigen Kolonien, die sich vorzüglich mit der Urproduction beschäftigen . . . 717935

Nimmt man an, daß sich darunter 1/7 Haus-Sklaven befunden . . . . . . . 102562

so bleiben mit dem Anbau der Kolonial-Produkte beschäftigt . . . . . . 615373

Hiervon abgezogen 1/5, die unter 7 und über 60 Jahre alt sind . . . . . . . . . 123074

So bleiben zu Anfang des Jahres 1840 . 492299

Lehrlinge, die als Lohnarbeiter unterhalten werden müssen.

Rechnet man nun, daß Jeder 9 D. Taglohn erhält, und daß 312 Tage im Jahre gearbeitet wird, so beträgt der Arbeitslohn in einem Jahre . 5759887 Pf. St.

Hierzu alle übrigen Lasten und Auslagen auf Bestellung des Bodens . . 3800000 » »

und für die auf den Pflanzungen selbst consumirten Erzeugnisse . . . 300000 » »

so ergibt sich als Gesammtsumme für Arbeitslohn und Erzeugnisse 9859887 Pf. St.

Das Gesammtkapital in Sklaven, Ländereien, Vorräthen, Häusern u. s. f. kann man zu 112000000 Pf. St. annehmen; zieht man hiervon den Werth der 615373 Sklaven zu 37500000 Pf. St. ab, so bleibt ein Kapital von 74500000 Pf. Nimmt man nur 64000000 Pf. an, so betragen die 5pctgn. Zinsen davon jährlich . . 3200000 » »

Die Erzeugungskosten stellen sich demnach auf . . . . . 13059887 Pf. St.

Andererseits werden jährlich ausgeführt: 4600000 Ctr. Zucker; der Ctr. zu 40 Sch. . . 9200000 Pf. St.

Ruhm, Syrup, Kaffeh, Baumwolle, Cacao u. d. gl. im Werthe von . . . 3860000 » »

Der Werth der Ausfuhr-Artikel, die in den Kolonien selbst consumirt werden, mag sich auf . . . . . 1000000 » »

belaufen; es stellt sich mithin der Rohertrag auf . . . . . . . 14060000 Pf. St.

Nach Abzug der Fracht- und anderweitiger Kosten mit . . . . . . 2835000 » »

bleibt als Reinertrag . . . 11225000 Pf. St.

Dazu die 5pctgn. Interessen der auf die in Frage stehenden Kolonien entfallenen Entschädigung von 15770000 Pf. St. . 788500 » »

Miethe für 246150 Acres Gartenland (1/4 Acre auf jeden Arbeiter zu 40 Sch. Miethe gerechnet) . . . . . 492000 » »

Miethe für Wohnungen (153880 Hütten für je 4 Personen zu 20 Sch. Miethe gerechnet) . . . . . . . 153000 » »

12659608 Pf. St.

Die Erzeugungskosten übersteigen also den Ertrag um . . . 400279 Pf. St. wobei der Taglohn zu 9 D. und die Zinsen zu 5 pCt. berechnet sind.

Nach dieser Durchschnitts-Berechnung kann Demerare und Trinidad nebst einigen andern bessern Kolonien nicht mehr als 1 Sch. 2 D. Taglohn bezahlen: Jamaica, Grenada, St. Vincent, Tabago und Mauritius können 9 D.; Barbados, St. Lucia, Dominica, Antigua Nevis, St. Cristoph und andere nicht mehr als 6 D. täglich entrichten. Steigt der Arbeitslohn über diesen Betrag, oder sinkt der Zuckerpreis unter 40 Sch. pr. Ctr. herab, so muß jederzeit ein verhältnißmäßiger Capitalswerth zu Grunde gehen; eine Erhöhung des Arbeitslohnes von 1/2 D. für den Tag, steigert die Productionskosten um 320000 Pf.

M' Queen liefert eine ähnliche Berechnung für Demerare und Berbica, welche ebenfalls zu dem Resultate führt, daß die Erzeugungskosten das Einkommen um 64341 Pf. übersteigen, sobald man den Taglohn zu 1 Sh. 2 D. und die Interessen zu 5 pCt. annimmt.

Am Schlusse liefert unser Verfasser noch eine Vergleichung zwischen der Sklavenarbeit und der Arbeit freier Lehrlinge.

Da die Erhaltung eines Sklaven jährlich 6 Pf. St. kostet, so erheischen 615373 Sklaven eine jährliche Ausgabe von . . . . . . . 3691238 Pf. St.

Die Zinsen von dem Ankaufska-

1 J. B. Say, Traité d'économie politique. Paris 1803. 8. Liv. I. Chap. XXVIII.

| | | |
|---|---|---|
| | Uebertrag | 3691238 Pf. St. |
| pitale eines Sklaven jährlich zu 3 Pf. 10 Sch. angenommen, geben eine Summe von | | 2154805 » » |
| | Zusammen | 5846043 Pf. St. |
| Der Arbeitslohn für 492299 Arbeiter zu 9 D. täglich beträgt | | 5789887 » » |
| eine Summe, die sich von obiger nur um | | 56156 Pf. St. |

unterscheidet, woraus ebenfalls auf das Deutlichste erhellet, daß die Kolonien, ohne einen beträchtlichen Verlust zu erleiden, nicht mehr als 9 D. Taglohn bezahlen können.

Wollte man diese Rechnung auch als vollkommen richtig annehmen, so beweiset sie doch im Grunde nichts gegen unsre Maßregel; es wäre denn, daß man nicht hoffen könnte, um 9 D. Taglohn hinreichende Arbeiter zu finden, was aber nicht zu erwarten steht; denn die Erhaltung eines Sklaven kostet jährlich 6 Pf. — der Taglohn von 9 D. beträgt aber des Jahres (dieses zu 312 Arbeitstagen gerechnet) 11 Pf. 14 Sch., also beinahe doppelt so viel, als der (freilich nur höchst nöthige) Unterhalt eines Sklaven.

Es ist nun aber eine längst anerkannte Wahrheit, daß der Stand des Arbeitslohnes immer um den natürlichen Kostenpreis der Arbeit gravitirt, und daß letzterer ein solcher ist, bei welchem der Arbeiter im Stande ist, sich und seine Familie zu erhalten; bei der mindesten Classe der Lohnarbeiten wird es hier immer nur (abgesehen von besonderen Verhältnissen) auf die Befriedigung der nöthigsten Lebensbedürfnisse ankommen: da es jederzeit gar Viele geben wird, die sich mit einem solchen Lohne zufrieden stellen, und durch ihr Angeboth den etwa im Steigen begriffenen Marktpreis der Arbeit herabdrücken. Wenn also der Arbeiter im Stande ist, mit einem Taglohne von 9 D. sein Leben zu fristen, so wird man stets hoffen können, um diesen Preis auch Arbeiter zu finden; und diese Voraussetzung dürfte — wie wir schon oben bemerkt haben — doch wohl eintreten, da der Unterhalt eines Sklaven nur zu 6 Pf. des Jahres angeschlagen wird, der hier angenommene Taglohn aber ein beinahe doppelt so großes jährliches Einkommen abwirft.

(Schluß folgt.)

## Notizen.

Die Zahl der Studierenden auf der königl. Rheinischen Friedrich-Wilhelm's-Universität zu Bonn beträgt in diesem Sommerhalbjahre 657. Außerdem studieren hier noch die Rechte: Se. k. Hoheit der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, Se. Durchlaucht der Erbprinz von Sachsen-Coburg-Gotha und dessen Bruder, der Herzog Albrecht Franz Durchlaucht. Von jenen 657 Studierenden gehören 71 (46 Inländer und 25 Ausländer) der evangelisch-theologischen Fakultät, 108 (105 Inländer und 3 Ausländer) der kathol. theologischen Fakultät 217 (196 Inländer und 21 Ausländer) der juristischen Fakultät, 169 (146 Inländer und 13 Ausländer) der medicinischen Fakultät und 102 (78 Inländer und 24 Ausländer) der philosophischen Fakultät an. Uebrigens sind noch 41 nicht immatrikulirte Studierende zum Hören der Vorlesungen berechtiget, so daß die Gesammtzahl sich auf 698 stellt.

---

London, Kings-College. Unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury fand am 29. April die jährliche Hauptversammlung Statt. Nach dem bei dieser Gelegenheit gegebenen Berichte war die Zahl der Studierenden auf 725 gestiegen, worunter 173 Mediciner. Die Stelle eines Rektors (Principals) verwaltet dermalen in Gemäßheit der auf ihn gefallenen Wahl Rev. Hugh James Rose, Bacc. theol. In der medicinischen Section sind in Folge mehrerer neuerer Ernennungen folgende Professoren thätig: R. Partridge, esq., Prof. der Anatomie, Dr. T. Watson, esq., Prof. der prakt. Medicin, R. B. Todd, esq., Prof. der Physiologie und patholog. Anatomie, J. M. Arnott, esq., Prof. der Chirurgie, T. R. Jones, esq., Prof. der vergleichenden Anatomie, T. Bell, esq., Prof. der Zoologie, Dr. F. Royle, esq., Prof. der Arzneimittellehre, Dr. J. R. Fergus, esq., Prof. der gerichtlichen Medicin.

London University. Die Zahl der Studierenden betrug am 6. Mai d. J., dem Tage der jährlichen Preisvertheilung, 446. Unter dem Vorsitze des Grafen Fitzwilliam wurden eine nicht unbedeutende Anzahl goldener und silberner Medaillen und mehrere Belobungsschreiben vertheilt.

Das Kollegium der Wundärzte zu London ertheilte binnen Jahresfrist vom 1. September 1835 bis dahin 1836, 463 Diplome; der Apothekerverein vom 3. October 1835 bis 29. September 1836, 450 Certifikate. Bei dem letzteren hatten sich im Ganzen 560 Kandidaten zum Examen gemeldet, allein 110 wurden abgewiesen, und unter diesen 36 wegen Mangel an ausreichender Kenntniß der lateinischen Sprache.

---

Die »Academie des sciences morales et politiques« zu Paris hat neuerdings einen Preis von 3000 Fr. für die beste Abhandlung über die Freiheit des Handels bestimmt, welche bis Anfang des Jahres 1838 einzureichen ist.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

72. Sonnabend, den 9. September 1837.


Geschichte des regulirten Chorherrnstiftes St. Florian. Ein Beitrag zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns. Von Jodock Stülz, regulirtem Chorherrn zu St. Florian. Linz, Haslinger, 1835. VIII und 334 S. 8.

Die historische Literatur der Klöster Oesterreichs hat in der neuesten Zeit einen bedeutenden Zuwachs gewonnen, theils durch selbstständige Werke, theils durch Fortsetzungen der verdienstvollen kirchlichen Topographie. Unter diesen erscheinen Klosterneuburg, Kremsmünster, das Chorherrnstift zu Wiener-Neustadt u. s. w., von jenen müssen wir vorzugsweise die Arbeiten über Michaelbeuern, Heiligenkreuz und die vorliegende über St. Florian nennen. Die Leistung des Professors Michael Filz[1] gehört ohne Widerrede zu den gediegensten und erfolgreichsten ihrer Art; welche Summe von neuen und hochwichtigen Aufschlüssen, zunächst zur Genealogie und Geschichte der ältesten Geschlechter Salzburgs, Baierns und Oesterreichs, der Grafen von Peilstein und Möring, von Plain und Hardeck! — Koll's Verdienst wurde erst neulich wieder, wie billig, hervorgehoben; es ist nun unsere Aufgabe, die vorliegende Geschichte als die jüngste Erscheinung auf ihrem Gebiete einer näheren Würdigung zu unterziehen. Wir gestehen, daß wir damit etwas spät kommen, allein glauben, immer noch früh genug, um das Vortreffliche anzuerkennen. In wenigen historischen Werken dürfte die Persönlichkeit des Verfasser so bestimmt hervortreten, wie im vorliegenden, und sie ist durchgehends eine im hohen Grade achtbare. Ohne die Fahne auszuhängen, zeigt sich der Verfasser überall als einen strengen Freund des Rechts und der Wahrheit; abgeschlossen in seinen Ansichten, beirren ihn weder kirchliche noch politische Rücksichten — in der offnen Darlegung und Würdigung erwiesener Thatsachen, und da kann es denn eben nicht befremden, wenn zunächst die innige Ueberzeugung des Katholiken dort und da auf Reactionen stoßen sollte. Es läßt sich keineswegs übersehen, daß einzelne Erscheinungen des Lutherthums mit — Schärfe beurtheilt werden; allein nie auf Kosten der Wahrheit, und häufig nur im edlen Unwillen über langjährige Verdrehung und absichtliche Untreue. Von diesem Unwillen aber wird Jeder mehr oder minder ergriffen werden, dem es darum zu thun ist, in die damaligen Verhältnisse und Zustände etwas tiefer einzugehen. Und spricht der würdige Verfasser nicht auch mit derselben Offenheit wider die Mißgriffe, die von den Anhängern seiner Kirche begangen worden sind? Wir könnten eine Menge Stellen anführen, die unabweisbar dafür zeugen; doch wir werden später darauf zurückkommen, und dann unsere Ansicht mit den nöthigen Belegen unterstützen.

Eine weitere sehr wohlthuende Erscheinung, die wohl nicht allzuviele ebenbürtige haben dürfte, ist die innige Liebe des Verfassers zu seinem — Stifte. Sie tritt aus jeder Zeile hervor; sie spricht sich gleichmäßig im Lob und Tadel aus, und wirkt, wie natürlich, eben so ergreifend, als überzeugend. Welche Wärme in jenen Schilderungen, die sich mit dem Leben und Wirken der Vorsteher befassen, denen das Wohl des Stiftes wahrhaft am Herzen lag; und wie bitter dagegen wird der Fahrlässigkeit, der Verschwendung, der Gleichgültigkeit für moralische sowohl, als intellektuelle Interessen Anderer gedacht! — Auf gleiche Weise stellt sich der Standpunkt heraus, den der geehrte Herr Verfasser, dem Vaterlande, der jeweiligen Regierung gegenüber, einnimmt. Mit heiliger Scheu urtheilend, hält er dennoch streng fest an dem Geiste der Unbefangenheit, und nie und nirgends wird dem Schritte der Willkühr das Wort gesprochen. Die Principien des historischen Rechtes sind die Leitsterne; nach ihnen werden die wichtigsten Thatsachen erörtert und festgestellt. Wir verweisen hier insbesondere auf die Darstellung der landständischen Verhältnisse, wie sie sich seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges entwickelt und zunächst unter Maria Theresia gestaltet haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

1. Geschichte des salzburgischen Benediktiner-Stiftes Michaelbeuern. Salzburg, Duyle. 1833. XVI und 874 S. 8.

# Ueber die Freilassung der Negersklaven in den brittischen Kolonien.

(Schluß.)

Wir erlauben uns hier zur Vergleichung einige Angaben über den Stand des Arbeitslohnes in verschiedenen Gegenden der alten und neuen Welt zusammen zu stellen, woraus sich die Lösung unserer Frage mit größerer Leichtigkeit dürfte annehmen lassen.

Es beträgt der Taglohn eines gemeinen Arbeiters[1]:

| Nach den Angaben in: | in | Die Summe von Sch. | D. | Frc. | Cnt. | fl. | kr. | Anmerkungen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Dupin des forces productives de la France. T. I. pag. 165 etc. | Nordfrankreich | .. | .. | 2 | 26 | .. | 52 | Arbeitslohn eines erwachsenen Mannes. |
| | Südfrankreich | .. | .. | 1 | 89 | .. | 43½ | |
| De Morogues de la misère des Ouvriers pag. 49 etc. | Frankreich | .. | .. | 1 | 75 | .. | 40½ | Arbeitslohn eines vollauf beschäftigten Wollarbeiters. |
| Rau, Lehrbuch der polit. Oekonomie Th. I. S. 194. | Frankreich | .. | .. | .. | .. | .. | 35–42 | |
| | England | .. | .. | .. | .. | .. | 48–60 | |
| | Ostpreußen | .. | .. | .. | .. | .. | 14 | |
| Reports of Committees on Handloom-Weawers Wages. 1835. p. 12. | Aberdeen | .. | 7–11 | .. | .. | .. | 15½ 25¼ | netto. |
| | Bolton | .. | 8¼ | .. | .. | .. | 18¼ | netto. |
| | Dundee | .. | 12–14 | .. | .. | .. | 26¾ 31¼ | netto. |
| | Glasgow | .. | 8–16 | .. | .. | .. | 17¼ 35½ | brutto. |
| | Manchester | .. | 10–15 | .. | .. | .. | 22½ 33¾ | netto. |
| | Spitalfields | .. | 15–16 | .. | .. | .. | 33½ 35¾ | brutto. |
| | Preston | .. | 9½–13 | .. | .. | .. | 21–29 | brutto. |
| | Stockport | .. | 18 | .. | .. | .. | 40 | brutto. |
| | Belfast | .. | 7–13 | .. | .. | .. | 15½ 29 | brutto. |
| | | | | | | | | die Woche zu 6 Arbeitstagen gerechnet. |
| M' Queen, General Statistics pg. 28 | Großbritannien | .. | 22 | .. | .. | .. | .. | Taglohn eines Landarbeiters. |
| Senior. Statement of the provision of the poor. 1835. pag. 207 a. | Massachusets | .. | .. | .. | .. | .. | 57¼ | Landbauer. |
| | Neu-York | 3 4 | 6 6 | .. | .. | 1 2 | 34 ¾ | Landbauer. |
| | Mexiko | 1 1 | — 4 | .. | .. | .. | 26¾ 35¾ | — — |
| | Karthagena | 1 1 | — 6 | .. | .. | .. | 26¾ 40½ | — — |
| | Venezuela | 1 | 6 | .. | .. | .. | 40¼ | mit den gewöhnlichen Lebensmitteln. |
| | Maranhao | .. | 8 | .. | .. | .. | 17¾ | nebst dem Unterhalte (bei vermietheten Sklaven). |
| | Urugay | .. | .. | .. | .. | .. | 41¼ | Hirten und Sklaven. |
| | Hayti | .. | 7 | .. | .. | .. | 15¾ | |

u. s. w.

Man ersieht hieraus, daß der Stand des Arbeitslohnes in England und Irland die Summe von 9 D. für den Tag im Allgemeinen nur wenig übersteigt. Höher zeigt sich der Arbeitslohn in Amerika, dieß ist aber die natürliche Folge des dort herrschenden Mangels an freien Arbeitern. Senior bemerkt, daß der Arbeiter daselbst von seinem Verdienste sehr gut leben kann; daß er sich mit Fleisch, Geflügel oder Fischen nährt, gelegentlich wohl auch Thee und Kaffeh trinkt u. s. w. Der nothwendige Unterhalt scheint also keineswegs ein so hohes Einkommen zu verlangen. Um mit Gewißheit hierüber zu entscheiden, wäre es freilich nothwendig, den Durchschnittspreis der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse in jenen Ländern zu ermitteln, und daraus die nöthigen Unterhaltskosten zu berechnen, wozu uns aber leider hinlängliche Daten fehlen. Im Ganzen

[1] Der Franc ist hier nach Littrow zu 23.11 kr., der Penny (D.) zu 2.25 kr., und der Dollar zu 2 fl. 4.08 kr. gerechnet.

Digitized by Google

läßt sich jedoch aus den eben angeführten Bemerkungen Seniors, wie auch den schon oft erwähnten Berechnungen Queen's entnehmen, daß ein freier Arbeiter bei 9 D. Taglohn allerdings bestehen kann. Da nun mit dem Aufhören der gezwungenen Arbeitsverdingung in der ganzen Negerbevölkerung ein großes Angeboth von freien Arbeitern sich zeigen wird," so dürfte kaum zu zweifeln seyn, daß der Arbeitslohn binnen Kurzem auf jenen Standpunkt werde herabsinken müssen, bei welchem der Arbeiter seinen Unterhalt zu bestreiten, und der Dienstherr ebenfalls — (selbst nach der Voraussetzung der Gegner) — sein Auskommen zu finden im Stande ist.

Dem Gesagten zu Folge scheinen uns die eben ausgesprochenen Vermuthungen nichts weniger als ungegründet zu seyn, und sie haben auch wirklich die Authorität so mancher von den größten brittischen Staatsmännern für sich: dennoch glauben wir es der Wichtigkeit unserer Frage schuldig zu seyn, daß wir zum Schlusse noch eine nicht unbedeutende Stimme darüber vernehmen.

Der ungenannte Verfasser eines geistvollen Aufsatzes über den auswärtigen Sklavenhandel im Quarterly Review [1] stellt unter andern folgende Bemerkung auf, die mit den oben angeführten Mittheilungen Queens in manchen wesentlichen Punkten zusammenstimmt:

»Der jährliche Unterhalt eines Negersklaven kostete im Durchschnitte ungefähr 6 Pf. St.; so daß eine Pflanzung von 300 Negern, die etwa 3300 Centner Zucker erzeugt, bei der Bearbeitung durch Sklaven eine jährliche Auslage von 1800 Pf. Sterling erheischte, was ungefähr 11 Sch. auf den Ctr. beträgt. Nimmt man nun den Taglohn eines freien Arbeiters zu 9 D. an, so vermehrt dieß die Erzeugungskosten jährlich um 5 Pf. St. auf den Kopf oder um 1500 Pf. St. für die ganze Quantität des erzeugten Zuckers, so daß der Preis eines Centners von 11 Sch. auf 1 Pf. St. erhöht wird [2].

»Da nun in Großbritannien ungefähr 200000 Tonnen oder 4000000 Centner westindischen Zuckers verbraucht werden, so würde jene Preiserhöhung (von 9 Sch. pr. Centner) eine jährliche Mehrausgabe von 2000000 Pf. St. zur Folge haben; die von den inländischen Konsumenten getragen werden müßte.«

Der Verfasser meint nun, daß sich dieselben eine solche neue Last nicht würden aufbürden lassen, sondern daß sie vielmehr trachten würden, sich anderswoher mit wohlfeilerem Zucker zu versehen; was ihnen auf Cuba, Porto-Rico und in Brasilien allerdings gelingen dürfte, da in diesen Gegenden der Landbau fortwährend mit Sklaven betrieben wird, mit welchen die freien Arbeiter in den westindischen Kolonien eine fernere Concurrenz nicht auszuhalten im Stande wären.

Dennoch glaubt der Verfasser, daß den dortigen Pflanzungen auf eine andere Weise geholfen werden könnte; und dieß scheint uns eigentlich das Interessanteste an seiner ganzen Untersuchung zu seyn. Die brittischen Besitzungen in Westindien sind nämlich einer großen Anzahl von Handelsbeschränkungen unterworfen, welche den nachtheiligsten Einfluß auf ihren Wohlstand ausüben.

Aus den Papieren des Board of Trade vom Jahre 1830 läßt sich in dieser Beziehung Folgendes entnehmen:

Der jährliche Verbrauch von Stockfischen, einem der vorzüglichsten Nahrungsmittel der Neger, beträgt an 348449 Ctr. Das Gesetz verbindet nun die Kolonien, diesen Bedarf aus Neufundland einzuführen, da sie denselben doch weit wohlfeiler in Neu-York und andern Märkten einkaufen könnten.

Der Verlust, der hieraus den Pflanzern erwächst, beläuft sich jährlich auf . . . . . . 53312 Pf. St.
und an Fracht auf . . . . . . 22232 » »

Von Häringen und andern Fischgattungen werden jährlich 137337 Fässer verzehrt, auch diese müssen aus England geholt werden, da man sie doch anderwärts um 10 Schilling das Faß wohlfeiler bekommen könnte, hieraus entspringt ein fernerer Schade von . . . . . . 68568 » »

Der Verlust an Stab-, Bau- und Kunsthölzern, an Reifen und Schindeln, die sämmtlich in den brittischen Besitzungen in Nordamerika eingekauft werden müssen, da man sie doch billiger aus den nordamerikanischen Freistaaten beziehen könnte, erreicht die Summe von . . 86677 » »
und an Fracht . . . . . . . 94801 » »

Bei den Erzeugnissen des Kunstfleißes sind die Kolonien ebenfalls lediglich an das Mutterland angewiesen, so wie sie auch ihre Naturprodukte nur dort absetzen dürfen, da sie doch in der einen wie in der andern Hinsicht an mehreren Orten, vorzüglich in den nordamerikanischen Freistaaten weit günstigere Marktverhältnisse antreffen würden. Der Ausfall beträgt also, am Preise . . . . 372575 » »
an der Fracht . . . . . . 513824 » »
und bei andern vermischten Artikeln . 187576 » »

Zusammen 1399665 Pf. St.

[1] CIX. Art. IX. The foreign Slave-Trade.

[2] Wir glauben hier bemerken zu müssen, daß der Verfasser einen wesentlichen Fehler begeht, indem er nur den Unterhalt der Sklaven in den Erzeugungskosten des Zuckers einrechnet, die Zinsen von dem Ankaufs-Kapitale derselben aber gänzlich außer Acht läßt.

| | |
|---|---|
| Zieht man hievon . . . . | 7312 Pf. St. |
| ab, welche einzelne Kolonien als Beitrag von dem Mutterlande erhalten, so bleiben Jene doch noch immer in einem Verluste von . . . . | 1392353 Pf. St. |
| davon entfallen . . . . . | 291353 » » |
| auf den Rhum, Kaffeh, Baumwolle u. s. w. und den ganzen Rest von | 1101000 Pf. St. |

trägt der Zucker allein. Da nun im Jahre 1830 aus Westindien 198619 Tonnen ausgeführt wurden, so kömmt auf jeden Centner ein Verlust von 5 Sch. 6 3/4 D.

Würde man nun alle diese ungerechten Hemmnisse hinwegräumen, so würde der Kostenpreis des Zuckers dadurch um die gedachte Summe von 5 Sch. 6 3/4 D. vermindert werden, und mithin in Folge der Sklavenemancipation nur eine geringe Preissteigerung von etwa 3 Sch. eintreten. Bei so bewandten Umständen könnte dann allerdings die Einfuhr fremden Zuckers untersagt, und die brittische Consumtion gleich auf das westindische Erzeugniß angewiesen werden [1]; die dortigen Pflanzer würden also wenig oder gar nichts an ihrem Absatze verlieren, und auf diese Weise der Gefahr entgehen, welche ihnen den Untergang drohte.« —

Obwohl wir diese Besorgnisse des Verfassers nicht theilen, so würden wir doch gestehen, daß die Beseitigung jener Handelsbeschränkungen für Westindien auf jeden Fall — (wenn auch nicht absolut nothwendig, doch) — von den ersprießlichsten Folgen seyn dürfte; eine Wahrheit, die schon Martin Montgomery der brittischen Legislatur mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit, unterstützt von den treffendsten Beweisgründen, an das Herz gelegt hat, und die bei der Tendenz des gegenwärtigen Zeitalters, sich immer mehr und mehr der gänzlichen Entfesselung des Handels und der Industrie zu nähern, endlich doch die gebührende Berücksichtigung finden wird.

So glauben wir denn mit voller Zuversicht die Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß die große Maßregel der Freilassung jene nachtheiligen Folgen nicht hervorbringen werde, welche die Gegner der Abolitions-Partei von derselben befürchteten. Der Zukunft bleibt es freilich überlassen, die Wahrheit oder Falschheit dieser Vermuthungen ins Klare zu setzen; indessen läßt sich schon aus dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ein günstiges Prognostikon stellen. Die Zeit der gezwungenen Arbeitsvermiethung bildet nach unserer Meinung einen höchst zweckmäßigen Uebergang zur gänzlichen Freiheit; eine Vorsicht, die bei jeder so tief eingreifenden Maßregel beobachtet werden sollte, um eine allzugewaltige Schwankung zu vermeiden. Die Neger werden dadurch allmählig an die freie Arbeit gewöhnt; ihr Unterhalt ist noch auf einige Jahre gesichert, und sie lernen indeß aus Eigenem dafür sorgen; sie werden mit dem Zustande der Unabhängigkeit gleichsam nach und nach vertraut gemacht, und es läßt sich deßhalb um so sicherer erwarten, daß sie in Zukunft die lang entbehrte Freiheit nicht mißbrauchen, sondern zu ihrem und zu der Pflanzer Vortheil anwenden werden.

Weinen müßte die Menschheit, wenn das Heil der schwarzen Bevölkerung nur mit dem Untergange der Weißen erkauft werden könnte; wenn die Tilgung jener großen Schuld, die mit blutigen Buchstaben in den Annalen Amerika's aufgezeichnet steht, den Verfall der Kolonien nach sich ziehen müßte; wenn die endliche Geltendmachung jenes lang versagten Rechtes von dem Umsturze aller bestehenden Verhältnisse, von der Zerstörung des erworbenen Eigenthums, von der Gefährdung so vieler Menschenleben unzertrennbar wäre! — Der Fluch fiele freilich immer auf die ersten Unterdrücker der Neger, auf die Verächter des Natur-Gesetzes, auf die Schänder des christlichen Glaubens zurück; — aber dennoch müßten so viele, zum Theile unschuldige Opfer das Mitleid jedes fühlenden Menschenherzes für sich in Anspruch nehmen; ein Mitleid, das den unglücklichen Kindern Afrika's nur all zu lange versagt wurde, weil — der Himmel sie von andrer Farbe geschaffen. —

Doch nein! die unerforschlichen Wege der Vorsehung werden auch hierin zum Besten leiten; und ein neues, schönes Los wird jenen Inseln erblühen. Der Lohn für ein so edles Unternehmen kann nicht ausbleiben. Heil und Segen rufen wir nochmals über die Schöpfer eines solchen Werkes; unsre volle Bewunderung jenen hochherzigen Männern, deren Geist die Idee der Freilassung zuerst erfaßt, deren muthige Beharrlichkeit sie nach manchem fruchtlosen Kampfe verwirklicht hat; — unsre volle Bewunderung auch dem Volke, das sich für einen solchen Vorschlag empfänglich zeigte, und freiwillig die damit verbundenen Lasten auf sich nahm. Ewig wird dieser edle Zug einen Glanzpunkt in der Weltgeschichte bilden, und den Namen der brittischen Nation mit unauslöschbarem Ruhme verklären. —

Möchte doch dieses große Beispiel allgemeine Nachahmung finden!

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

[1] Die Einfuhr aus Ostindien ist ohnehin nicht bedeutend; während aus Westindien und Mauritius 231026 Tonnen eingeführt wurden, betrug die Einfuhr aus Ostindien nicht mehr als 15000 Tonnen. (Remarks on the Sugar-Trade. London 1834. pag. 3.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

73. Mittwoch, den 13. September 1837.

Lieder in obderenns'scher Volksmundart. Von Franz Stelzhamer. Wien, Rohrmann, 1837. XVI u. 183 S. 12.

Pater Maurus Lindermaier, in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts Conventual des Benediktinerstiftes Lambach, gehört zu den wenigen deutschen Dichtern, welche im Dialekte ihres Volkes Ausgezeichnetes geleistet haben. Seine Poesien gingen von Mund zu Mund, oder erhielten sich in sorgfältigen Abschriften; vor mehreren Jahren erschien zu Linz eine Ausgabe derselben, die aber weder auf — Vollständigkeit noch auf Korrektheit einen Anspruch machen kann. Gewiß ist, daß sie — außer Oesterreich ob der Enns — viel zu wenig bekannt geworden sind; was wohl zum großen Theile in der Art und Weise ihrer Veröffentlichung seinen Grund hat. Die Lieder sind charakteristisch; der Oberösterreicher wie er leibt und lebt: offen, wahr und tiefgemüthlich. Ganz besonderen Werth aber haben die dramatischen Festspiele; sie entsprechen in Anordnung und Gliederung den strengsten Forderungen der Kunst. Referent bedauert, hier nicht in eine nähere Würdigung derselben eingehen zu können; um so mehr aber freut es ihn, mit einer neuen Erscheinung bekannt geworden zu seyn, die — in jeder Beziehung seine innigste Theilnahme erregte.

Der Verfasser der vorliegenden Lieder ist ein ebenbürtigen Nachfolger Lindermaier's; ja viele seiner Anschauungen sind poetisch schöner, lebendiger und tiefer. Dazu hat er, wie dieser, die Sprache, die Denk- und Ausdrucksweise des Volkes in seiner vollen Gewalt; wir fühlen uns durch ihn festgebannt in dem Lebenskreise, aus dessen Mittelpunkte er selbst hervorgegangen zu seyn scheint. Das sind die Gesinnungen, die Gewohnheiten, die Ansichten des echten Oberösterreichers; so sieht er, so denkt er, so fühlt er! Wer hat je in einer Schenke Bauern mit Karten spielen gesehen, und findet nicht in dem höchst gelungenen Liede: »dá Spiellump« das stehende Original in allen seinen Nüancen wieder?

'S Spieln is á Lástá,
  Häi z'estás schan g'hert
Han's g'hert und i glaubs;
  Awá freu'n thuts mi dert.

Mit dieser Philosophie beginnt er, spielt wieder, verliert Alles und endigt:

Han das dunárisch Gspiel
  Ahnedem schan vorödt,
Ja, leicht hunertmal klögt nöt;
  Und krad'n kán is nöt!

Awá döömol is 's woh,
  Und i hold, wos i sag,
Müet ná seyn — daß i g'wingát
  Heut über acht Tag.

Wie wahr und innig ist nicht gleich im ersten Liede: »'s Gottsnama« die religiöse Richtung angedeutet! Referent kann nicht umhin, einige Strophen aus der Mitte hervorzuheben. Die Mutter hat dem Sohne das Bethen an's Herz gelegt:

Awá wannst go nöt Zeit hast
  Und geht dár eng zsamm,
Mach á Kreuß und án Seufzár
  Und sprich: In Gottsnam.

* * *

A sodl had d' Muedá gsait
  I han márs g'mörkt,
Und Niem glaubát, wie gro
  Am das Gottsnam störkt.

Wann mi d' Arácht [1] vodroißt
  Wann i faullenzen will;
Wann má d' Menscher im Kopf lög'n
  Und 's Dráhbrödlspiel [2];

Wann i Freider und Samster
  A Fleisch össen mecht;
Wann má's Beichten um Aostern
  Nöt gleng is und recht;

Wann i bös bin und fluech
  Und schlüeg Olls gern z'sam:

---

1 Arácht, Arbeit, sammt dem Verb. (Inf. en) arbeiten.

2 Dráhbrödlspiel, ein im Innkreise übliches Spiel auf einem förmlichen Uhrblatte mit einem beweglichen Zeiger, den jeder Spieler in Bewegung setzt.

Da sollt má áf ainmol
Ein: — In Gott'snam!

In Gott'snam!
Und má Muedá steht da,
Thuet án Deuter und ruest;
Gib'm Besen nöt nah!

Aft beicht i und arácht
Und schlag nixö zsam;
Laß 's Drahbröd und d' Menscher
Und 's Fleisch — in Gott'snam!

Referent könnte noch eine gute Anzahl Lieder citiren, die eben so treue als ergreifende Lebensbilder, wie die angeführten, sind; in ihm haben sie Erinnerungen an die früheste Jugend geweckt, und er muß gestehen, daß er fast Alle wiederholt und immer mit steigendem Interesse gelesen hat. Dieser Zauber aber liegt nicht allein in der Wahrheit der Auffassung und Durchführung, sondern viel mehr noch in der seltenen lyrischen Potenz, welche dem Verfasser innewohnt, und überall mit siegender Wirksamkeit hervortritt. Die meisten Nummern der Sammlung darf man vollendet nennen, und dieß sowohl in ihrer Anlage, als durch die Zartheit der Empfindung und die tiefe Gemüthlichkeit, die sie beseelt. Vorzugsweise gehören hierher: »Dá Daubá,« »d' Stern,« 's Müederl,« 'n Prahlhans« u. s. w. Referent kann sich das Vergnügen nicht versagen, zum Belege seiner Ansicht noch eines der kleineren Lieder hier einzurücken.

Dö Blüeml.

Dö Blüemel, i sag enks',
Sán dnettá wie d' Leut
Und sö bußeln sö d' Wängerl
A z' estás voll Freud.

Weil s'awá kain Aermel
Kain Händerl nöt ham;
So boigt jehn dá Zugwind
Dö Köpferl oft zsam.

Drumm Schatzerl, so gib má —
Los', herst nöt án Wind?
Jeht bußeln sö d' Blüemel —
A Bußerl gschwind, gschwind!

Wie sinnig; wie wahrhaft schön! Der Verfasser meint in der Vorrede, daß seine Lieder nur Landsleute lesen sollen; Referent glaubt aber: sie werden auch anderswo den so sehr verdienten, herzlichen Empfang finden! —

Zum Schlusse, was der Verfasser über seinen Volksdialekt bemerkt: »Unser Volksdialekt,« heißt es unter Anderm im Vorworte, »hat noch häufig den altgermanischen Urklang in den Vokalausgängen, z. B. Vodá, Muedá rc. rc.; eine fast Ueberweichheit, indem er die harten Consonanten eigentlich gar nicht kennt; und eine bewunderungswürdige Euphonie, die er durch Wegnahme und Einstreuung von Liquiden bewirkt, z. B. Vo die, bon enk (Vo—bei) won i oder wor i (wo ich) u. d. gl.; jedoch Alles übertrifft dessen Kürze, die er theils durch den einfachen Mechanismus der Contraction, z. B. daß d' (daß du), weil s' 'n (weil sie ihn), hauptsächlich aber durch die Bündigkeit des Wortes selbst hervorbringt; und endlich das Metaphorische vorzüglich in seinen Verben und Adjectiven, die nur schlicht hingeschrieben werden dürfen, um Blumen — wenn auch nur Wiesen- und Feld-Blumen! — zu bilden.«

Daß er zu Blumen voll Farbenspiel und Duft geeignet, hat der Verfasser auf eine glänzende Weise dargethan, und Referent muß es wiederholt aussprechen, wie sehr er durch sie erfreut und erquickt worden.

---

Geschichte des regulirten Chorherrnstiftes St. Florian. Ein Beitrag zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns. Von Jodock Stülz, regulirtem Chorherrn zu St. Florian. Linz, Haslinger, 1835. VIII und 334 S. 8.

(Fortsetzung.)

Mit den Elementen, die wir angedeutet haben, und welche wohl mehr als hinlänglich sind, um den innern Werth des Historikers auf eine bedeutende Stufe zu stellen, müssen wir auch das Verdienst einer nicht gewöhnlichen Forschung anerkennen. Dem geachteten Herrn Verfasser ward die Ordnung des Stiftsarchives übertragen, und er hat bei dieser mühevollen und glücklich vollendeten Arbeit so manche Ausbeute von großer und erfolgreicher Wichtigkeit gemacht. Schon im Verlaufe der historischen Darstellung tritt dieß auf eine Weise hervor, welche eben so sehr von Fleiß, als glücklicher Verwendung zeugt; die diplomatisch genauen Mittheilungen des Anhanges sind eine wahre Fundgrube für Genealogie, Topographie und Landesgeschichte. Sie umfassen den Zeitraum von 892, bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und sind an der Zahl 78. Nummer I. gibt den Auszug aus einem Nekrologe, dessen ältester Bestandtheil dem Anfange des 12ten Jahrhunderts angehört; II. Abdruck von zwei Blättern eines verloren gegangenen Codex traditionum aus derselben Zeit; III. eine einzelne Tradition, welche in einem alten Manuskripte auf dem letzten Blatte sich erhalten hat. Die Urkunden selbst, fast durchgehends den Originalen entnommen, sind ihrem ganzen Inhalte nach eingerückt — ein Umstand, der um so mehr erwähnt zu werden verdient, als es nicht selten geschieht, daß man statt der Zeugen die leidigen rc. rc. zu Gesichte bekommt, wodurch der genealogischen Forschung ein reiches Feld verschlossen bleibt.

Ueber den Zweck und die Gränzen seiner Monographie spricht sich der Verfasser im Vorworte selbst aus: »Meine Ab-

sicht,« heißt es darin, »war, eine Geschichte des Stiftes St. Florian aus einheimischen Quellen zu liefern — als Beitrag zur Landesgeschichte. Daher vermied ich sorgfältig alles, was bloß allein Mitglieder des Stiftes hätte interessiren, oder was nur ihnen nicht langweilig hätte seyn können; suchte hingegen dasjenige hervorzuheben, was meines Dafürhaltens auch einem anderweitigen Leser bemerkenswerth erscheinen muß.«

»Mit gleicher Sorgfalt bestrebte ich mich aber auch, einen anderen Abweg zu vermeiden: statt der Stiftsgeschichte die der Provinz zu behandeln, worin St. Florians nur gelegenheitlich erwähnt würde. In dem einzigen Falle glaube ich eine Ausnahme machen zu müssen, wenn entweder die Geschichte des Stiftes mit der des Landes sehr enge verwebt ist, oder wo das Stiftsarchiv Gelegenheit an die Hand gab, noch wenig beleuchtete oder bekannte Vorgänge in ein helleres Licht zu stellen.«

Gegen diese Erklärung läßt sich nichts einwenden, zumal wenn man das Allgemeingültige derselben ins Auge faßt. Beide bezeichnete Abirrungen sind thatsächlich; insbesondere hat letztere in einem neueren, ähnlichen Geschichtswerke uns immer mit wahrem Unwillen erfüllt. Wer wird auch, als Historiker einer Anstalt, eines Klosters, die französischen Invasionen nach ihrer ganzen Ausdehnung zum Gegenstande seiner Darstellung machen?! Indessen bleibt es jedenfalls schwer, hier die rechte Bahn zu treffen; und nur zu leicht geschieht es, daß man aus allzugroßer Aengstlichkeit — Wesentliches übergeht. Auch ist die Feststellung, was dem Mitgliede allein, und was dem Auswärtigen interessant seyn dürfte, eben nicht leicht, ja man könnte selbst noch fragen, ob denn darin wirklich das Kriterium liege, wornach man sich bestimmen lassen soll. Wir möchten lieber sagen, daß Alles und nur jenes aufgenommen werden muß, was zur vollkommenen Darlegung des innern und äußern Lebens gehört, so wie dieses zu verstehen und nach seinen fernsten und nächsten Beziehungen zu erkennen, der eigentliche Knoten, welcher zu lösen ist. Ohne Widerrede hat der Verfasser ein kräftiges, lebendiges Bild seines Stiftes vor uns aufgerollt, wenn auch nicht alle Partien gleich vollkommen, und andere vielleicht — mit Vorsatz oder nicht — übergangen seyn sollen. Namentlich scheint uns der Einfluß, den St. Florian durch seine Pfarreien genommen, nicht hinlänglich genug hervorgehoben; vor allem aber die literarische Thätigkeit desselben etwas zu stiefmütterlich behandelt. Oder sollte die Darstellung der letztern nur für die Stiftsglieder interessant seyn? Die Leistungen des Nestors der vaterländischen Geschichtsschreiber, des ehrwürdigen Franz Kurz, bilden nicht nur eine unvergängliche Phase in dem Leben St. Florians, sondern eine Epoche in der österreichischen Historiographie, und nicht minder haben die Bemühungen des wackeren Pomologen Schmidberger das Weichbild überschritten, und die erfreulichsten Wirkungen auf Nah und Fern geäußert. Das und Anderes durfte, mußte gesagt werden! Die Klöster sind und waren zu allen Zeiten mehr oder minder auf literarische Wirksamkeit angewiesen; es wäre daher sehr zu wünschen, daß die historischen Darstellungen derselben immer darauf Rücksicht nähmen, und in selbstständigen Abschnitten die Fort- und Rückschritte mit ihren Ursachen und Wirkungen entwickelten. Dadurch würde eine wesentliche Lücke in der vaterländischen Geschichte ausgefüllt werden, denn das Schul- und Erziehungswesen, die intellektuellen Richtungen des Mittelalters können nur auf diesem Wege Verständniß und Würdigung finden.

Man hat in einem auswärtigen Journale dem Verfasser vorgeworfen, daß er die ersten Schicksale seines Stiftes zu kurz behandelt; der verehrliche Referent desselben scheint die Vorrede nicht gelesen zu haben, deren Schlußworte ihm jedenfalls die nöthige Aufklärung gegeben hätten. Sie lauten: »Die Geschichte bis zur Wiederherstellung des Stiftes durch Bischof Altmann ist sehr kurz gefaßt. Ich erachtete größere Weitläufigkeit um so unnöthiger, als schon Herr Kurz im dritten Theile seiner Beiträge zur Geschichte des Landes ob der Enns diesen Zeitraum mit erschöpfender Genauigkeit behandelt hat.« Cuique suum!

Wie natürlich dreht sich die älteste Geschichte eines Klosters fast ausschließend um äußere Erwerbungen, deren Belege sorgfältiger aufbewahrt wurden, als anderweitige Aufzeichnungen. Dieß ist nun großentheils auch der Fall bei der vorliegenden in den ersten Zeiten nach Bischof Altmann's Reformation. Von diesem ausgezeichneten Kirchenhirten sagt der Verfasser mit Recht: »Ausgerüstet mit einer Kraft und Standhaftigkeit, welche keine Gewalt und kein Widerstand zu erschüttern oder zu brechen vermochte, erfüllt mit jener glühenden, uneigennützigen und rücksichtslosen Begeisterung für die Kirche Gottes, für Reinheit der Lehre und des Wandels der christlichen Lehrer und des christlichen Volkes, welcher der Erfolg nie fehlen kann, fing er das Reformationswerk des Klerus in seiner Diöcese an, und führte es, so wie in einem großen Theile derselben, auch in St. Florian glücklich durch.«

Das Stift verehrt in ihm auch seinen Wiederhersteller. »Die vom Bischof Engelbert eingeführten Kleriker entsprachen nicht den Erwartungen; sie wurden also entfernt. Dann brachte er das Gebäude unter Dach, stellte die halb zerfallenen Mauern wieder her, weihte die Kirche mit 5 Altären zum Gottesdienste ein, und bemühte sich, die vom Kloster früher besessenen, im Verlaufe der Zeit abhanden gekommenen Güter wieder herzuzubringen, insbesondere die Meierhöfe zu Pfaffenhofen, Lilgenhofen, Gerlating, Gemmering, Walling, fast sämmtlich innerhalb der Gränzen der Pfarre St. Florian gelegen. Nachdem er auch noch den vom Kloster schon zweimal eingetauschten Pfarrzehent, welchen einige benachbarte Edeln an sich gerissen hatten, zurückgestellt, und die Dotation selbst durch einige Schenkungen bereichert hatte — übergab er die

erneute Stiftung einer Colonie regulirter Chorherrn des heiligen Augustin, und setzte ihr als ersten Probst einen frommen und klugen Mann vor, dessen Name Hartmann war. Dieß geschah im Jahre 1071. Im Anfange des folgenden Jahres 1072 machte Altmann auf einem bayerischen Landtage zu Regensburg in Gegenwart des Kaisers und des Herzoges Welf von Bayern die von ihm bewirkte Wiederherstellung dieses Klosters bekannt, dem er auch, damit es desto fröhlicher gedeihen und sich selbstständiger bewegen möge, das Recht einer freien Probst- und Vogtwahl verlieh.«

Reichliche Schenkungen von Landesedlen und zunächst von den folgenden Bischöfen Passau's füllen die nächsten Blätter; bemerkenswerth ist das durch die Urkunden 45 — 49 erläuterte Verhältniß der Klöster zu ihren Vögten im zwölften Jahrhundert. Verpflichtet, für das Wohl der Klöster zu sorgen, sie gegen jeden gewaltthätigen Eingriff zu schützen, den Holden und Hintersassen Recht zu sprechen, wurden diese die ärgsten Dränger derselben und die willkührlichsten Quäler der Unterthanen. Bald sahen sie das ihrem Schutze Anvertraute als Eigenthum und sich als die unumschränkten Herren desselben an, nur bemüht, an sich zu reißen, so viel ihnen möglich. Herzog Leopold VII., vielfach gepriesen, und das mit allem Rechte im Liede und in der Geschichte, beschloß Abhülfe, und ruhte nicht, bis er seinen Entschluß durchgesetzt hatte.

Aus der kurzen Erzählung (S. 37 — 39) von dem Leben der Jungfrau und Nonne Wilburgis, welche 1289 starb, geht hervor, daß neben dem Mannskloster auch ein Frauenkloster bestanden, wie dieß gewöhnlich der Fall war. Wann es begonnen, ob gleichzeitig mit Einführung der regulirten Chorherrn, oder erst später, kann aus Mangel an Nachrichten nicht angegeben werden. Propst Heinrich II. verwandelte es zwischen 1314 und 1321 in ein Hospital. Die Anzahl der Chorherren, welche gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts im Stifte lebten, war: 24 Priester, 3 Diaconen, mehrere Laienbrüder, mehrere Nonnen, und einige Jünglinge, welche für den geistlichen Stand herangebildet wurden. Sie standen alle im Rufe eines frommen Wandels (pia conversationis celebris opinio), nach dem Zeugnisse des Bischofs Bernhard von Passau, vom 6. Juni 1290.

So vielfaches Unglück auch St. Florian zur Zeit des Interregnums, und unter Ottokars Regierung traf, sind doch die Spuren wissenschaftlicher Bestrebungen inmitten dieser trüben Verhältnisse eine sehr erfreuliche Erscheinung. Abgesehen von der im Stifte bestehenden Schule, haben wir aus dieser Zeit eine Lebensgeschichte des heiligen Berthold, Abtes zu Garsten, von einem Chorherren von St. Florian beschrieben; die Geschichte der Marter des heil. Florian von einem andern Chorherrn, Namens Altmann, und unter jenen, welchen Bischof Otto von Passau aus seiner Bibliothek Bücher geliehen, trifft man mehrere Florianer: als Meister Walchun, Eberger, Magister Chunrad.

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

Die Zahl der Studierenden an der Hochschule zu Würzburg hat sich in diesem Sommerhalbjahr abermals vermehrt. Ihre Gesammtzahl beträgt nämlich nach dem ausgegebenen offiziellen Verzeichnisse 421, worunter 333 Inländer und 88 Ausländer.

---

Braun von Braunthals »Oesterreichischer Musenalmanach,« der so eben erschienen, enthält Beiträge von 67 vaterländischen Dichtern, — eine Anzahl, die eben so beachtenswerth als der Gedanke des Herausgebers glücklich und der allgemeinen Anerkennung würdig ist. Wir werden in einem der nächsten Blätter eine ausführliche Beurtheilung liefern.

---

Die »Briefe eines Deutschen aus Nord-Amerika an seine Freunde und Verwandte in Deutschland — herausgegeben von E. E. Kutscher« (Saaz 1837) — sind Allen zu empfehlen, die nach Nordamerika zu gehen Lust haben. Der Verfasser hatte sich schon 1830 durch einen vorausgegangenen Jugendfreund für 2000 Thaler bei Cincinnati eine Besitzung ankaufen und urbar machen lassen, wohin er 1836 im Frühjahre abging und sie glücklich erreichte, ohne aber dort etwa größeres Glück zu finden, als daß er hoffen darf, nach 5 bis 6 Jahren wohlhabender nach Deutschland zurückzukommen, als er hingegangen ist, und die Ueberzeugung erlangt zu haben, wie die Unvollkommenheiten dort: Eigennutz, Mangel an Arbeitern, Theuerung aller Fabrikate, unbeschreiblich schlechter Zustand der Vicinalwege, Mangel an Umgang u. s. w. eben so groß sind als andere im Vaterlande. Er schildert Alles schlicht von der Seereise an bis zur Ankunft, das Angenehme und das Unangenehme, und gibt hundert kleine Winke für Jeden, der hin zu gehen Lust hat.

---

Die Provinz Pommern, welche 912000 Einwohner zählt, hat sechs Gymnasien, zu Cöslin, Greifswald, Neustettin, Stargard, Stettin und Stralsund; die Provinz Posen mit 1036000 Einwohnern, aber nur drei zu Posen, Bromberg und Lissa.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

74. Sonnabend, den 16. September 1837.

Grundzüge der Historik von G. G. *Gervinus*. Leipz. Verl. von W. Engelmann. 1837. 95 S. 8.

Ein geübter und anerkannter Historiker unternimmt es, sich und der Welt von den Gesetzen, nach welchen die Geschichtsschreibung verfahren soll, Rechenschaft zu geben. Dagegen ist nun gar nichts einzuwenden, so lange dieses esoterische Thema diskursiv unter den Priestern der Klio verhandelt wird; wenn nur nicht jedes lebendige Denken, das ein Strom erquickenden Wassers seyn soll, dem Deutschen sofort zu dem Eise einer besondern Wissenschaft erstarrte, — das, in die Wüste, die man Literatur nennt, hinausgeworfen, nur den Eremiten zur unfruchtbaren Beschauung dient, während es die Pilger am Fortschreiten hemmt!

Die Kunst des Historikers ist, wie jede andere, eben eine Kunst, und keine Wissenschaft, wozu die Deutschen sogar die Kritik machen wollen. Sie hat Gesetze, wie Alles Gesetze hat; aber Gesetze, deren Bedingungen erst durch den speciellen Stoff und den Gehalt, der im Geiste des Schriftstellers liegt, diesem klar werden; Gesetze, die sich durch keine Ein- und Untereintheilung, durch kein Schema auflauern und fangen lassen; die im Allgemeinen mit wenigen Worten ausgedrückt sind, im Besondern, wie jeder praktische Handgriff, sich kaum je aussprechen lassen, wenigstens nur wieder für Zunftgenossen. Ob es *diese* Gesetze sind, welche G. entwickelt, wollen wir dann sehen. Vorerst hielt ich's für zeit- und vaterland-gemäß, dies Generelle vorauszuschicken; denn wenn diese Wege nicht verlassen werden, so erleben wir zunächst auch eine Geographik, Physiologik, Natur-Historik, Philosophik und Statistikik. Dieser Gegenstand scheint unbedeutend und das Büchlein, worüber ich spreche, ist klein; aber der Verfasser ist bedeutend, und wo er irrt, irrt ganz Deutschland — ich will gerecht seyn und sagen: Norddeutschland — mit ihm; und so laßt mich denn in der Kritik so österreichisch naiv seyn, wirklich zu lesen und zu prüfen, was ein geistreicher Schriftsteller öffentlich zu sagen der Mühe werth findet!

Zuerst frägt er S. 9 u. f. warum sich denn nur die Poetik der Existenz anmaße, und Historik nicht gebildet werden solle? Hier liegt nun die Antwort so nahe, daß ihr selbst G. (S. 12) nicht ausweichen kann; hätte er sie muthiger, entschiedener und ganzer ausgesprochen, so hätte er sich und uns viel unnützes Reden erspart. In der Dichtkunst ist eben die Form Alles: die poetische Behandlung irgend eines Stoffes, — das ist die Poesie; im Dichter liegt sie, und wenn er sie dem Objekte nicht verleiht, so ist sie nicht vorhanden. Wie er nun dabei zu Werke geht, das möchte sich, wenn auch nicht dociren, doch beobachten lassen. Nicht so mit der Geschichte. Was geschehen ist, ist geschehen; es soll nicht behandelt, sondern aufgefaßt werden; nicht im Historiker liegt der Gehalt, sondern in der Sache; und mag man immerhin sagen, auch der Geschichtsschreiber müsse seinen Stoff beherrschen, wie der Poet, so widerspreche ich, und rühme mir Jenen, den sein Stoff beherrscht, — über den der Geist jener Zeit, jenes Mannes gekommen ist, welche er schildert. Darum ist der Poet ein *Poet* (Einer der *schafft*), der Historiker ein *Historiker* (Einer der *erkennt*). Doch genug davon.

G. sucht seiner Aufgabe dadurch näher zu rücken, daß er die Geschichte der Geschichte in's Auge faßt. Gewiß, der rechte Weg zum Ziele. Genealogie, das Aufbewahren wichtiger Namen, ist der Ursprung der Historie; Chronik ihre erste Gestalt, der sinnlichen Stufe der Menschheit gemäß, wo die Gegenwart das Regiment führt. Auf der nächsten Stufe wird die Vergangenheit verständig untersucht, und die subjektive Betrachtungsweise erschafft das Memoir. Aus diesem entwickelt sich durch wachsende Einsicht in die Causalitätsverhältnisse der Theile die pragmatische Geschichtsschreibung, welche zum Begriff eines Ganzen in der Menschheit gelangt, und in diesem höchsten Begriffe alles Einzelne zu begreifen strebt. Bis hierher nun folge ich dem Verfasser mit wahrer Lust an seiner klaren und bündigen Deduktion; hier aber geselle ich mich zu Jenen, die er zum Glücke nicht mit verächtlichen Titeln belehnt (S. 44), — und bleibe stehn. Was über diesen dritten Grad ist, mögen sich die Ikare loben, denen das Wachs ihrer Flügel am Verstande zu trocken bleibt, und die es lieber an der Sonne der Poesie und soi-disante Philosophie schmelzen sähen! G. fliegt mit: wir wollen ihm zusehen.

Zuvörderst scheint er zur Geschichtsschreibung (S. 53) ein

poetisches und ein philosophisches Element zu postuliren. Wir, seit Lessing gewohnt, jeden Kreis der Thätigkeit streng von jedem andern zu sondern, sind mit dem historischen Elemente, für den Historiker, zufrieden; ja wir erkennen hier nur wiederum jenes verworrene Uebersich-hinausgreifen, in welchem wir das Unheil der neuern deutschen Kulturschulen sehen. Den Philosophen wurde vorgeworfen, daß sie bloß die Vernunft walten ließen, — als hätte bei der Philosophie noch was anders mitzusprechen; als verlangte man vom Arithmetiker, daß er die Regel de-Tri mit Thränen der Rührung vortrage; und nun soll die Geschichte mit Gewalt poetisch, — versteht sich nebenbei die Dichtkunst historisch, — seyn. Was wollt ihr damit? »Einheit bezwecken« — antwortet G. (S. 53.) Ich aber sage: Einheit soll, wo sie nicht wäre, wohl vom Dichter, nicht aber vom Wahrheitsforscher (und das soll der Historiker seyn) bezweckt werden. Begnüge sich dieser, zu sehen und darzustellen, was ist! Und müßte er verzweifelnd eingestehen, daß keine Einheit sey, — so gestehe er es ein! Das ist seine Aufgabe. Eine aus den Lüften, d. i. aus der Poesie oder Metaphysik geholte, und in die Historie eingesenkte, sogenannte Idee ist für den Ehrlich-suchenden — nichts. Aber sorgt nicht! die Einheit ist da, und braucht nicht phantasirt zu werden; sie hat sich längst den von G. halb-verachteten, pragmatischen Geschichtsschreibern offenbart: in dem Gange der Vorsehung mit der Bildung der Völker, — in der Erziehung des menschlichen Geschlechtes. Wenn G. (S. 63) sagt: »Wenn noch Männer wie Herder und Kant in der Geschichte immer ein Ziel, einen idealen Höhepunkt, vollkommene Vereinigung in der Menschengattung, vollkommenen Zustand der Gesellschaft u. d. gl. (!) suchen, so kann man sagen, daß sie das Alphabet und Einmaleins aller Geschichtslehre nicht inne gehabt haben.« — Wenn G. das sagt, muß man da nicht fragen, wer vom A B C der Geschichte nichts weiß: Kant und Herder — oder G.? Er, der den schönsten Triumph des geistigen Heldenmuths deutscher Denker für Wahn erklärt; der den schwer errungenen Lorbeer vor den Augen des Vaterlandes, das sich alles gefallen läßt, ihnen vor die Füße wirft? Und das größte Resultat, das uns ihr Bestreben gebracht, — wäre eitler Dunst? Genug, genug, wenn wir kritischen Gleichmuth behalten sollen!

Erfreuen wir uns lieber an dem vielen Vortrefflichen, was G. nun über die Auffassung der verschiedenen Epochen sagt, in welchen eine Idee in der Welt wirksam geworden ist: der Eintritt des Christenthums, das Mittelalter u. s. f.; wobei wir doch immer nicht vergessen dürfen, daß eben im Ereignisse sich die Idee manifestirt, und daß es der Historiker mit der Manifestation bis in ihr kleinstes Detail zu thun hat. Blicken wir nicht zu vornehm auf die Historiker der Nationalitäten, wie Hammer-Purgstall, herab; denn eben sie legen die Ecksteine des Baues! Nennen wir keine Epoche der Geschichte »dienend« (S. 78), und wählen wir uns nicht den historischen Stoff (S. 76); alles ist dem echten Geschichtsforscher, der ein Naturforscher ist, gleich wichtig und nothwendig.

Nachdem nun G. nach seinen Maximen Schlosser (S. 82) die Palme deutscher Geschichtsschreibung zuspricht, und zu unserer Befremdung die wichtigen neuen Heroen dieser Kunst, ja selbst einen Leo, mit Stillschweigen übergeht, schließt er mit dem Bilde des echten, auserwählten Historikers, des Historikers, wie er seyn soll. Er malt dieses Bild vortrefflich aus, und wir empfehlen die geist- und lebenvolle Schilderung mit genialen Nebenzügen (von S. 80 bis zu Ende) jedem Leser; nur, daß gewiß Keiner, der sie zu Herzen nimmt, je wird Geschichte schreiben wollen. Denn die Forderungen, welche der Verfasser an den Historiker macht, gleichen so ziemlich denen, die man in medicinischen Propedeutiken an den Arzt macht; er fordert nicht mehr und nicht weniger als Alles.

Wenn man nun mit dem regsten Wunsche, sich zu belehren, das Ganze, theils mit Uebereinstimmung, theils mit Widerspruch, gelesen hat, — sollte man nicht versucht seyn, zu denken wie Schiller, der nach jahrelangem Spintisiren alle Prinzipien und Theorien für Einen praktischen Kunstgriff feil bot?

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

---

Beurtheilung und Beleuchtung der interessantesten und gemeinnützigsten öffentlichen Anstalten in Oesterreich und in auswärtigen Staaten mit dem Hinblicke auf ihren Einfluß; dann einiger Erfindungen der neuesten Zeit, nebst einer Abhandlung über Literatur und Kunst. Von Joseph Schulz. Wien, Tendler, 1838 IV u. 148 S. 8.

Die Gewohnheit, sich im Vorworte über Tendenz und Zweck seiner Schrift zu verbreiten, ist eine sehr löbliche; denn bei vielen Werken stellt sich diese Erklärung als der wahre Nothanker für die Kritik heraus. Wir wollen daher den Verfasser der vorliegenden Schrift selbst hören. »Die öffentlichen Anstalten,« sagt er; »sind die beredten Zeugen des geistigen Aufschwungs in einem Staate, sie sind die Herolde wahrer Fürstengröße, die Telegraphe des vorgeschrittenen Zeitgeistes, die ehernen Denkmäler für die kommenden Geschlechter, der Spiegel der Bedürfnisse für die Gegenwart.«

»Mit sicherem Blicke kann der scharfsichtige Staatsmann daraus die Zeitverhältnisse ermessen, sie sind ihm ein untrüglicher Kompaß für seine Combinationen. Wir wollen daher die interassantesten derselben nicht nur unserem, sondern auch dem fremden Urtheile unterziehen und entnehmen: in wiefern man den Zeitbedürfnissen damit nahe gerückt ist, oder was noch Noth thut. Die Abhandlung über Literatur und Kunst,

hoffen wir (der Verfasser), wird nicht minder von Interesse seyn, und den Denker befriedigen.«

Als Motto steht auf der Kehrseite des Titelblattes: »Die Wahrheit ist mein Object, von dem ich nicht lasse. Der Verfasser.« — und somit wissen wir denn, was, und wie dieses erreicht werden soll. Das ganze Werk zerfällt in 20 Abschnitte, und jeder von diesen gibt eine kurze Beschreibung bekannter, größtentheils österreichischer Humanitätsanstalten, mit einer wohlgemeinten Einleitung, die uns indessen nirgends von Bedeutsamkeit, oder der ausgesprochenen Tendenz entsprechend erschienen ist. Besonders wollte es uns vorkommen, als hätte der Verfasser überall nur Vollkommenes gesehen, und die meisten der Reflexionen erheben sich in der That nicht über das Alltägliche, in dessen Bezirk auch übrigens die Darstellung gehört. So heißt es bei den Klein-Kinder-Bewahr-Anstalten: »Der arme, so vielfältig oft verlassene unbehülfliche kleine menschliche Wurm, welchen vielfachen Gefahren von Verstümmlung und Zertretung seines ganzen Wesens ist er nicht ausgesetzt, wenn die Aeltern nicht in der Lage sind, ihm die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken und für seine, gerade da am nothwendigsten bedingte physische und moralische Unterstützung Sorge zu tragen? Welche moralische Verletzungen und physische Unglücksfälle, besonders in volkreichen Städten lauern nicht auf die so häufig sich selbst überlassenen in der Morgendämmerung ihrer Entwicklung begriffenen kindlichen Pflanzen?«

Bedarf es mehr? Wir legen das Buch nicht ohne Bewegung aus der Hand; denn der gute Wille hat auch seine Ansprüche, und die Pflicht der Nächstenliebe fordert Theilnahme. S — g.

---

Balladen und Romanzen von Johann N. Vogl. Neue Folge. Wien, Wallishausser, 1837. 172 S. 8.

Die achtbarsten Stimmen des In- und Auslandes haben, als die erste Sammlung erschien, den seltenen Beruf unsers Dichters anerkannt und gewürdigt. Wir stehen nicht an, ihn unter die besten epischen Dichter zu zählen, welche Deutschland gegenwärtig besitzt. Eben so glücklich in der Wahl des Stoffes, wie in der Auffassung und Durchführung, weiß er seinen Balladen und Romanzen fast durchgehends eine ergreifende Wirksamkeit zu verleihen, und die eigenthümliche Klarheit des Vortrags übt einen wahrhaft ungewöhnlichen Reiz aus. Gleicher Maßen fehlt es den Meisten nicht an der belebenden Grundidee, die entweder schon im Sujet ausgesprochen liegt, oder durch geschickte Wendungen des Dichters zur Erkenntniß gebracht wird — ein Umstand, der jedenfalls mehr Beachtung verdient, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Wenn wir indessen die vorliegende »Neue Folge« mit der ersten Sammlung vergleichen sollten, müßten wir dieser den Vorzug geben, und zwar, weil sie sorgfältiger gesichtet, kaum eine Dichtung enthält, die der übrigen unwürdig wäre, was bei der gegenwärtigen nicht so durchgehends der Fall ist. Wir wenigstens konnten z. B. nicht begreifen, wie »Der Zecher Heimgang« dem Dichter nur von einiger Bedeutsamkeit erscheinen konnte; die Pointe ist selbst als gewöhnlicher Spaß ohne Gewinn! Flüchtig entworfen und ausgeführt erscheint: »Der Mönch von Pisa;« schon die beiden ersten Strophen sind Belege:

Zu Pisa in dem Klostergarten geht
Ein finsterer Mönch, wo Blum' an Blume steht,

Sein Antlitz ist gebleicht von langem Gram,
Man weiß (!) nicht, wer er war, woher er kam.

Man weiß es allerdings, denn als er nicht mehr lauschte den Sängern in den Höhn, da war dafür ein neues Grab zu seh'n;

Ein schlichter Stein in grauer Klosterwand,
Auf dem: »Johannes Paricida« stand.

Dadurch wollen wir inzwischen keineswegs gesagt haben, als ob in der vorliegenden zweiten Sammlung des Vortrefflichen, des Gediegenen nur wenig vorhanden wäre; wir müssen vielmehr gestehen, daß wir durch den größten Theil derselben recht innig erfreut und in unserer Ansicht über das eminente Talent des Dichters bestätigt worden sind. Als Probe möge hier eine der zartesten und schönsten Dichtungen stehen, die wir seit langer Zeit gelesen haben.

Der Wolke Wanderung.

Halb ein Kind der Meereswelle,
Halb ein Kind der heit'ren Luft,
Steigt die Wolke, morgenhelle,
Auf aus ihrer nassen Gruft.

Und sie sieht die Erde prangen,
Und sie schaut des Meeres Pracht,
Und in Freude und Verlangen
Zieht sie fort mit Sturmesmacht.

Und sie kann nicht satt sich schauen
An der Erde Herrlichkeit,
An den Fluren, Bergen, Auen,
Und dem Wunderbau der Zeit.

Doch da schaut mit Einemmale
Sie der Menschen Thun und Kampf,
Sieht im wilden Wogenschwalle
Blut und Trümmer, Blitz und Dampf.

Sieht auf Flächen Kriegesheere
Würgen sich in grimmer Wut,
Sieht des Landmanns Kummerzähre,
Stadt und Dorf in rother Glut.

Sieht im Frohn der Sklaven Rücken
Bluten unterm Geißelschlag,
Und den Schwelger im Entzücken
Jubelnd bei dem Zechgelag.

Sieht den Stolz in Gold sich blähen,
Und für Noth und Armuth taub,
Sieht die Unschuld untergehen
Und die Kunst der Rohheit Raub.

Sieht, wie Zucht und Tugend fliehen,
Wie sich Bahn das Laster bricht,
Und nicht weiter mag sie ziehen,
Und es trübt sich ihr Gesicht.

Und dem Himmelszelt, dem reinen,
Klagt sie, was sie schaun gemußt,
Klagt's und wirft sich dann mit Weinen
An der Erde Mutterbrust. W.

## Notizen.

Die 22 souverainen Kantone der Schweiz zählen bei einer Ausdehnung von 847 9/10 Quadr. Meil. nach den letzten ämtlichen Angaben vom Jahre 1837 zusammen 2184096 Einwohner.

Gedrängte Darstellung, dennoch aber durch viele die Zeit und Hauptpersonen charakterisirende kleine Züge belebt, klare faßliche Eintheilung machen Neuhof's »Geschichte des sächsischen Volkes« (Grimma, 1837) für Schüler brauchbar. Hier und da haben sich freilich einige irrige Angaben eingeschlichen. So ist S. 125 das von Andern längst widerlegte Märchen aufgenommen, daß Tilly beim Todtengräber in Leipzig das Hauptquartier genommen habe, und vor den Todtengebeinen hier erschrocken sey!!

Die von A. v. Treskow herausgegebenen und angeblich nach englischen Quellen bearbeiteten »Biographischen Notizen über Nathan Meyer Rothschild« (Quedlinburg, 1837) sind fast weiter nichts, als was die öffentlichen Blätter mitgetheilt haben. Der Vater des Nathan Rothschild hatte zuerst sollen Priester (?) werden, und bildete sich zu einem der gelehrtesten Archäologen (? Münzkenner!) aus.

Von Heinr. Ernst Pöschl ist ein komisches Gedicht in fünf Gesängen: »Geranopygmalomachia oder Kampf der Kraniche mit den Pygmäenu erschienen. (Pesth, 1837, 134 S. 8.) »Die Damen lad' ich alle ein, auch jung' und alte Herren; vor Allen aber lad' ich ein zum Lachen und zum Weinen, zu nie gehörten Spielerein die zartgeschaffnen Kleinen: — sie sollen mir nach Rechten die Lorberkrone flechten.« — Ein sehr harmloser Spaß im Blumauers Manier, zunächst darauf berechnet, jugendlichen Gemüthern zur Unterhaltung, oder dazu zu dienen, um sich auf ein Stündchen in jene glücklichen Jahre zurückzuträumen.

Herm. Achenbach's »Skizzen aus Norden, oder Erinnerungen eines Ausruhenden.« (Düsseldorf, 1836) zerfallen in zwei Theile, die Schilderungen einer Reise nach Rußland im Jahre 1832, und einer Reise nach Dänemark und Schweden im Sommer 1835. Beide lesen sich gut; die Darstellung ist lebendig, der Styl könnte etwas edler seyn. Neue oder tiefe Beobachtungen darf man nicht erwarten; der Verfasser sieht mit gesunden Augen die Sachen an, und die Färbung seines Berichtes ist durchgehends natürlich. Zu höheren Ansichten erhebt er sich sehr selten, und so sehr er jede Einzelnheit, sogar seine mehrmaligen Geldverlegenheiten, dem Leser kund gibt, findet man doch nirgends eine Anmerkung über seinen Stand und Beruf. Bei diesem rein objectiven Charakter erscheint uns die Erzählung der Reise nach Schweden und Dänemark interessanter als die andere, welche sich fast nur mit Petersburg beschäftigt.

Eine gewisse Art der neuern Poesie hatte viel Aehnlichkeit mit einem präparirten Froschschenkel unter der galvanischen Kette. Es war die Poesie der Zerrissenen oder die anatomische Poesie. Sie schnitt sich die Brusthöhle auf und langte das Herz hervor, um zu zeigen, daß es nichts sey, als ein Muskel, und die Zustände desselben, die von der deutschen Vettermichelpoesie so rühred sentimental besungen worden, wären nichts weiter als galvanische Zuckungen. Dabei wars von ihr gewiß recht gut gemeint, daß sie nur an sich selbst herumexperimentirte; dennoch ist es dem Schreiber dieses immer vorgekommen, als ob die zerrissene Poesie auch die zerreißende wäre. Ueberdieß schien dieser Diabolismus etwas Ansteckendes zu haben, denn es war Geist κατ' ἐξοχὴν dabei, in welchen unser Zeitalter nun einmal verliebt ist. Daher hingen flugs eine Menge Verslexe die Firma der Zerrissenheit aus, und lamentirten der Welt von dem Riß vor, der mitten durch die Welt und durch ihr Herz gehe. Hat man jedoch einem Grimassenschneider und Torturkünstler eine Zeit lang zugesehen, und blickt dann wieder in ein gesundes, frisches Menschenantlitz, so löst sich das Seelenasthma.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

75. Mittwoch, den 20. September 1837.


## Ein Blick auf die europäische Völker- und Sprachenkunde.

(Aus dem illirischen Morgenstern.)

Nach Dr. L. Gay von L. Fernandovic.

Europas Einwohner zerfallen in Urvölker und Eingewanderte. Die ersteren nehmen auch noch heutigen Tages den größten Theil Europas ein; die Ankömmlinge, d. h. jene Völker, welche zu einer historisch bekannten Zeit aus Asien oder Afrika eingewandert, sind sowohl im numerischen als in jedem andern Verhältnisse im Vergleiche zur Zahl und Wichtigkeit der europäischen Ureinwohner gering und werthlos. Die bedeutendsten asiatischen Ansiedler sind nun im alten slawisch-griechischen Kaiserreiche die Türken, im slawisch-ugrischen Reiche die Magyaren, und im slawisch-russischen Kaiserthume die Finnen mit ihren Stammverwandten, den Lappen u. a.; die Armenier, die Skypetaren und noch kleinere Völker, als die allenthalben in Europa zerstreuten Zigeuner, verdienen im Verfolg unsers Zweckes eine nur sehr geringe Würdigung. Die älteren asiatischen Einwanderer aber als die Hunnen, Awaren, Bulgaren, Tscherkessen, Araber und Tataren sind größten Theils von unserem Welttheile verschwunden, da sie sich entweder mit ihren später aus den Wüsten einwandernden Brüdern vermischt und vereint, als wie die Hunnen und Tataren mit den Magyaren, oder sich nach den Erfordernissen der europäischen Bedürfnisse und Umstände ganz mit Blut und Sprache in Ureinwohner umgewandelt haben, gleichwie aus den Tscherkessen Russen, aus den Bulgaren Illirier, aus den Arabern zum Theil Spanier geworden. Alle aber noch jetzt gegen den europäischen Strom fluthenden Völker von fremder Quelle, geben zu den Ureinwohnern nur eine unwägbare Summe.

Das europäische Urvolk löst sich jetzt in vier Hauptstämme, den slawischen, deutschen, lateinischen und griechischen, auf. In der grauesten Vorzeit der europäischen Geschichte waren diese vier jetzt in so viele Völker aufgelöste Stämme nur Ein Stamm, nur Ein Volk; — eine Ueberzeugung, welche man sehr leicht aus der Sprache dieser Stämme entnehmen kann, aus der Sprache sage ich, die ein unverwesbarer Denkstein der Urgeschichte, ein ewig lebendes Zeugniß, und unumstößliche Bürgschaft gibt dem tiefer denkenden Geschichtsforscher, der da wohl weiß, wie die schriftlichen Denkmähler erst mit Hülfe der Sprachkunde ihre wahre Enträthselung finden, und ohne diese gegen ihre Tendenz falsch und verkehrt ausgelegt werden.

Die besondere Verwandtschaft der slawischen Sprache mit der hellenischen, welche schon viele Schriftsteller angedeutet und nachgewiesen, hat unter andern am meisten ins Licht gesetzt der Professor Dankowsky in seiner Abhandlung: »Die Griechen als Stamm- und Sprachverwandte der Slawen. Preßburg 1828.« Dann im Buche: »Homerus Slavicis dialectis cognata lingua scripsit. Ex ipsius Homeri carmine ostendit Greg. Dankowsky literarum graecarum in r. Academia Posoniensi Professor. — Slavice et graece idem sonans et significans, adjecta nova versione latina et commentario graeco-slavico. Vindobonae et Posonii 1829.« Endlich in seinem neuesten Werke »Matris slavicae filia erudita vulgo lingva graeca, seu Grammatica cunctarum slavicarum et graecarum dialectorum in suis primitivis elementis et inde conflatis organicis formis exhibita, gallicae, italicae et latinae linguae ratione habita.«

Ueber die Verwandtschaft der slawischen Sprache mit der lateinischen und ihren Töchtern schrieb sehr einsichtsvoll Levesque, indem er in dem Werke: »Essai sur les rapports de la langue des Slaves avec celle des anciens habitans de Latium« die lateinischen Wörter aus slawischen Wurzeln herleitet; er trat jedoch später zu jenen, welche die slawische, lateinische, griechische und deutsche Sprache aus Einem alteuropäischen Volke ableiten.

Viel umfassender beschäftigte sich damit Paul Solaric, und gab seine Resultate in Wörterbuche »Rimljani slavenstvovavsi (die slavisirenden Römer)« heraus. Hierher gehört das von Hater zu Mailand 1817 erschienene Werk: »Ueber die augenscheinliche Aehnlichkeit zwischen der russischen (slawischen) und römischen Sprache.«

Die deutsche Sprache haben uns außer Andern Temler, Sorgo, Soltau, Ihre, Frisch, Adelung, W. Whiter (Etymologicon universale, Cambridge 1811, 2 Vol. 4.)

Berndl (Verwandtschaft der germ. und slaw. Sprachen. Bonn 1822. 8.) als verschwistert vorgestellt.

Die Ebenbürtigkeit oder den gleichen Ursprung der slawischen, deutschen, lateinischen und griechischen Sprache haben mittelbar oder offen die berühmtesten Philologen dargethan, als: Gelenius in seinem »Lexicon symphonum,« dann Knapski, Martinus (Etym. Wörterb. der lat. Sprache) und der Abbé Dobrowsky (Entwurf zu e. allg. slaw. Etymologicon. Prag 1812. 8. Ferner: Institutiones linguae slavicae P. I. dann »Slowanka« 1 Th. S. 27 — 64), Schlötzer, Linde, Schischkow, Rakowiecki (Prawda ruska II Thl.) N. Freret (Oeuvres ed 1796 T. 1. und Mém. de l'Acad. d'inscrip. T XXI) Dolci: »De illyric. ling. vetust. 1754;« F. M. Appendini: »De praest. et vet. ling. illyr. Ragusae 1806;« Graf Grubisic: »Disqu. in orig. et hist. alph. Slavo - Glagol. Ven. 1766;« der Engländer A. Murray in der: »History of the europ. langu. Ed. 1828.« F. Gräf (Com. qua ling. graeca et latina cum slav. dialectis in re gram. comparatur, Petropoli 1827.), Herberstein, Brerevod, Frenzel, Bernard, Erbin, Kirchmayer, Gujabov, Kohl, Orbini, le Clerc, Bardetti, Pelloutier, Gottlob und Kreglianovic (Memorie per la storia della Dalmazia, Zara 1809 II.), auch einige Philologen in dem vollwichtigen Werke: »Tripartitum s. Analog. Lingv. Viennae 1820;« in neuerer Zeit Rask, und in der neuesten Klapproth, Bopp, Grimm und Pott, vor Allen aber der berühmte Dr. Schafarik.

In der Urzeit der europäischen Geschichte wohnte da ein Stamm, den man als den Mutterstamm aller europäischen Völker betrachten muß, man kann ihn füglich den Urstamm nennen. Nachdem man mühsam den verwirrten Knäul der ältesten Berichte aufgelöst, erkennt man mit überzeugenden Gründen, daß der Urstamm in Celten und Thraken, die Celten in Celtogallen und Celtogermanen, die Thraken in Thrakohellenen und Thrakoillirier zerfallen.

Im Stamme der Celtogallen waren die bekannteren Völker unterschieden in Gallier, Tuscier, Hetruscier, Liguren, Rhätier, Skordisker, Helveter, Armoriker, Aquitanier, Senonen, Belgen, Britten, Kaledonier, Pikten, Umbrer, Siluren, Hiberiner, Schotten, Iberier, Celtiberen, Turdetaner, Basken, Lusitanier.

Im celto - germanischen: Germanier, Teutonen, Friesen, Cimbrier, Dänen, Normänner, Katten, Cherusker, Hermunduren, Bojer, Nemeten, Angler, Rugier, Herulen, Gothen, Longobarden, Thüringer, Burgunder, Wandalen, Quaden, Markmänner, Bastarner, Franken, Schwaben u. a.

Im thrakohellenischen bemerkt man die Hellener, Pelasger, Danaër, Argiven, Achäer, Thessalier, Jonier, Dorier, Aeolier u. a.

Im thrako - illirischen die Illirier, Sikuler, Venonen, Taulanten, Oheriaten, Latovier, Varcianer, Likaten, Medoacier, Stulpiner, Salassier, Dalmatier, Liburnier, Istrianer, Karinthier, Tauricken, Noriker, Windelicier, Veneten und Pannonier mit ihren transdanubischen Zweigen, den Budinern, Gelonen, Alanen, Roxolanen, Metachlonier, Essedonier, u. a.

Der celtogallische Stamm hat im Verlaufe der Ereignisse mannigfache Schicksale bestanden. Zu den Ureinwohnern Italiens, einem Volke celtogallischen Ursprungs (Namens Tuscier, Hetrurier, Iberier, Rhätier u. s. w.) kamen schon 1364 vor Christus zuerst die Sikuler, ein thrako-illirischer, alsdann die Pelasger, ein thrako-hellenischer Stamm, und aus diesen Elementen ging, die von Latium, wo um 753 vor Christus das gewaltige Rom entstand, benannte lateinische Sprache hervor. Diese Sprache, in welcher das celtische Urelement vor der thrakischen Pfropfung hervorsticht, theilte sich in die Schrift- und Vulgarsprache; erstere hieß von der Stadt Rom die römische, letztere von dem Lande die italische. Als die Römer sich später alle celtogallischen Völker unterjochten, vermischte sich abermals die celtische reine Sprache mit Elementen ihrer unlauteren Schwester, und so entstanden die Dialekte der wällischen oder lateinischen Völker; als da: der italienische, rhätische, spanische, portugiesische, französische, in welchen der lateinische; der englische Dialekt, in welchem der celtische und größtentheils der germanische Typus vorherrscht; aus der Vermischung der Latier mit Illiriern entstanden die Romanier, Walachen, deren Sprache das römische und illirische Gepräge nicht verläugnen kann; — da von der celtischen Sprache jetzt nur mehr wenige Spuren im Westen Europas vorfindig, kann man den celtogallischen Stamm füglich den lateinischen nennen.

Der celtogermanische Stamm hat sich in vielen jetzt blühenden Völkern verjüngt unter dem Namen der deutschen Völker; obschon viel celtogallisches Blut in celtogermanischen Adern fließt.

Der trakohellenische Stamm lebt fort in den heutigen Griechen im Süden der thrakischen Halbinsel.

Der thrakoillirische Stamm, der sich im 6ten Jahrhundert in der europäischen Geschichte als slawisches Volk verjüngt hat, nimmt noch heutigen Tages, gleichwie vor unserer Zeitrechnung, halb Europa zwischen dem adriatischen, baltischen und schwarzen Meere ein, ohne die nördliche Gränze, und zählt in seinen vier Hauptzweigen (den Polen, Illiriern, Czechen und Russen) bei 80 Millionen Köpfe, obschon er noch in der Vorzeit wohl ein Paar Millionen an die Celtogallen und Celtogermanen abgegeben. Die Preußen und ein großer Theil der heutigen Sachsen und Baiern (Vindelicia) sind germanisirte Slawen; gleichwie an der Meerenge von Calais und in der heutigen Vendée französirte Wenden, d. i. Slawen, wohnen. Wenn man bedenkt, daß der vielzählige thrakoillirische Stamm in Allem der alteuropäischen Mutter am ähnlichsten, oder dem gemeinsamen Ursprung aller europäischen Völker am nächsten, und in Allem der reinste geblieben ist, und daß er nach der Spaltung des Urbaumes in mehrere Zweige jedem derselben viel von seinem Mark und Blut geliehen hat, wird man leicht begreifen, wie man sich in der

Sprachforschung verirren, und bald die Griechen, wie Dankowsky, bald die Lateiner, wie Levesque, oder bald alle übrigen europäischen Völker, wie Kreglsanowic zur Wiege des slawischen Volkes machen konnte. Wir aber wissen nur, daß unser Volk und unsre Sprache unter ihren Schwestern die treueste und gesundeste sey und der Schlüssel, ohne welchen die Thore zur europäischen Sprachenkunde und Geschichte nicht eröffnet werden können. (?!)

---

Geschichte des regulirten Chorherrnstiftes St. Florian. Ein Beitrag zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns. Von Jodock Stülz, regulirtem Chorherrn zu St. Florian. Linz, Haslinger, 1835. VIII und 334 S. 8.

(Fortsetzung.)

Die Epoche von K. Albrecht I. bis Friedrich IV. bietet wenig Erhebliches; wohl aber finden sich in den Verhältnissen des Klosters unter des Letztern Regierung, nicht unwichtige Erläuterungen und Aufschlüsse zur Landesgeschichte. Mit Recht bemerkt der geachtete Verfasser: »Die Jahre von dem Absterben Albrechts bis zum Regierungsantritte K. Maximilians — 1440 bis 1493 — gehören wohl unter die trübsten und unheilvollsten, welche je über Oesterreich hinzogen. Räuber, nach Art ordentlicher Kriegsheere geführt und zusammengesetzt; blutige Zwietracht der Edeln unter sich; offener Aufruhr; gegenseitiger Haß der Landesfürsten selbst; Einfälle verheerender Feinde; verdächtige Hülfe zweideutiger Freunde; Rechtlosigkeit und Verwirrung von einem Ende bis zum andern — das ist das treue und traurige Bild, welches uns die Geschichte von dem Zustande unseres Vaterlandes während Kaiser Friedrichs 53jähriger Regierung entgegenhält.«

Doch bestand das größte Unglück, welches diese Kriege gebracht hatten, nicht in dem Verderben der Länder, nicht in den angerichteten Verheerungen — das Land erholte sich bald wieder, der Wohlstand war in wenigen Jahren wieder zurückgekehrt — sondern in der geistigen Verwilderung des gemeinen Volkes. Noch im Jahre 1514 standen im Lande unter der Enns 40 Pfarrkirchen leer, oder lagen im Schutte ohne Lehrer, ohne Hirten. Dieser Moment darf zu richtiger Würdigung der Ereignisse des folgenden Jahrhunderts durchaus nicht übersehen werden. (S. 70.)

Wie schon gesagt, hat der Verfasser die Reformationszeit mit vieler und sehr dankenswerther Ausführlichkeit behandelt, und dadurch höchst wichtige Beiträge zu einer künftigen Geschichte der Reformation in Oesterreich geliefert. Diese ist ohne Widerrede immerfort noch ein großes Bedürfniß, denn Raupach und Waldau haben durch ihre Einseitigkeit bisher nachtheilig genug gewirkt. Es wäre sehr zu wünschen, daß Herr Stülz der Aufgabe sich unterziehen möchte; seine Forschungen sowohl, als auch der Geist der Unbefangenheit, der ihn beseelt, berechtigten zu der wahrhaft erfreulichen Erwartung, daß eine der fühlbarsten Lücken in der vaterländischen Geschichte ausgefüllt, und der Same des Uebels, den die genannten beiden Autoren verbreitet, erstickt würde. Ein solches Ziel ist wohl des Schweißes der Edlen werth! —

Wir können hier nicht umhin, auf einige allgemeine Behauptungen des Verfassers als Aussprüche seiner vollen Ueberzeugung hinzuweisen. Sie sind durchgehends mit unabweisbaren Thatsachen belegt und könnten jedenfalls auch anderweitig noch unterstützt werden. So heißt es S. 79: »Wir maßen uns nicht an, ein Urtheil zu fällen, aus welchen Gründen man anderwärts die neue Lehre begünstigte oder beförderte; aber wir können nach den vorliegenden Akten nicht umgehen, unsere Meinung dahin auszusprechen, daß es hier zu Lande nicht allein und nicht immer das Seelenheil galt, wie man so gerne vorgab, sondern oft genug nur Geld und Gut. St. Florian wenigstens hat diese Erfahrung fast bei allen seinen vielen Patronatspfarren gemacht. Vielfältig zogen die Herrschaften die Gefälle und Rechte der Pfarrer an sich, oder versuchten es wenigstens aus allen Kräften, machten letztere von sich abhängig, und sahen sie als ihre Diener an. Bei Todfällen der Pfarrer setzten sich die sogenannten Vogtherren ohne weiters in den Besitz der Hinterlassenschaft. Die Generalien des K. Ferdinand gegen derlei Ungerechtigkeiten halfen wenig, da man ihrer nicht achtete. Am deutlichsten verrieth die eigentliche Absicht dieser Reformatoren ihr Bestreben, die Pfarrschriften und die Urbare in ihre Hände zu bekommen, wodurch unmöglich gemacht wurde, den rechtmäßigen Besitzern das entzogene Gut zu vindiciren. Auch hiervon weiß St. Florian viele Beispiele anzuführen, z. B. von Vöcklabruck, Feldkirchen, Laßberg ꝛc.«

Seite 80: »Läugnen läßt sich aber auch freilich nicht, daß in der damaligen Geistlichkeit große Gebrechen vorherrschten; daß sie vielfach ihres Berufes uneingedenk, und lüstern nach Besitz und Genuß, ihre wahre Bestimmung — durch Wissenschaft und untadeliges Leben dem hereinbrechenden Strome entgegen zu wirken — vernachlässigte. Für ruhige Zeiten würde sie ausgereicht haben, aber die Feuerprobe vermochten viele ihrer Glieder nicht zu bestehen; sie würde sich wieder gehoben haben durch jene Mittel, welche in der Kirche selbst liegen, wie dieses in früherer und späterer Zeit der Fall gewesen; in dieser Gefahr aber ging sie unter, und es mußte ein ganz neuer Grund gelegt werden.«

Seite 77: »Ferdinand war nie ein Freund der Neuerung; dem Katholicismus mit der innigsten Ueberzeugung ergeben, hatte er sich gleich anfangs bestimmt und entschieden als Beschützer des alten Glaubens ausgesprochen. Dieses hinderte einen großen Theil des Adels in Oesterreich nicht, der Lehre und den Grundsätzen Luthers sich zuzuwenden. Indessen nö-

thigte ihn seine Stellung, dem Landesfürsten gegenüber behutsam aufzutreten, und seine wahre Gesinnung zu verbergen. Unvermerkt setzten sich die Männer, welche der Verbote ungeachtet zu Wittenberg und in der Folge zu Rostock, Leipzig und Jena ihre Bildung erhalten hatten, in den Besitz aller einflußreichen Stellen am Hofe und in den Ländern, und als die Rathgeber des arglosen Königs wußten sie auf kluge und wohl berechnete Weise ihren Meinungen Freunde und Anhänger zu gewinnen.«

Seite 89: »Im Landtage zu Linz im Jahre 1568, welchem Kaiser Maximilian persönlich beiwohnte, baten die drei weltlichen Stände um freie Religionsübung. Es geschah dieses nicht, weil die Protestanten in der Uebung ihres Bekenntnisses wirklich gehindert wurden, was aus dem Vorhergehenden zur Genüge erhellt; sondern um die Freiheit rechtlich zu begründen, und für alle Zukunft sicher zu stellen. Der Kaiser gewährte sie dem Herren- und Ritterstande am 7. Dezember in einer Audienz, den landesfürstlichen Städten am 18. d. M. In der Folge rühmten sich die Stände wiederholt und öffentlich, daß sie dem Kaiser diese Freistellung um hohes Geld abgekauft haben. Damit verhält es sich nun wie folgt: Maximilian proponirte den gesammten Ständen (den protestantischen und katholischen), eine Million Schulden und 200000 fl. Interesse zu übernehmen, wogegen er dem Herren- und Ritterstande 3/4 an der Lehensgnade nachließ, allen Ständen das doppelte Zapfenmaß, den Wochenpfennig oder die Leibsteuer, den Ochsenaufschlag, den Silber- und Seidenwaaren-Anschlag, und von 10 Pfund Gülten einen Gulden Ansatzzustehung einzuheben bewilligte — Einkünfte, durch welche sie, und insbesondere der Adel allerdings gedeckt waren. Das ist der Hergang der Sache, und es geht aus ihrer Darstellung klar genug hervor, daß, wenn man anders in Rücksicht einer zu erwartenden Freigebung der Religion die Summe übernahm, die Katholiken, und vorzüglich die Prälaten auf gleiche Weise, und noch stärker — da sie an dem Privilegium wegen der Lehensgnade keinen Antheil haben konnten — ins Mitleid gezogen wurden, und zwar für eine ihnen verderbliche Sache.«

Wie eingreifend diese Bemerkungen, läßt sich nicht übersehen; es fällt uns schwer, nicht eine größere Anzahl anführen zu können, um mit ihnen überzeugend darzuthun, daß eine unbefangene Forschung zu ganz andern Resultaten führt, als die bisher geltenden Ansichten waren. Wir müssen auf das Buch selbst verweisen, und im Interesse der Wahrheit ihm recht viele Leser wünschen; hier möge nur noch Einiges über die so oft verkannten Ursachen jener Bewegungen stehen, welche sich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts unter den Bauern Oesterreichs zeigten. »Es ist darüber viel geschrieben und geurtheilt worden, und, wie natürlich, größtentheils ganz schief, weil man, ohne die Akten zu kennen, und ohne sich um gründliche Aufklärung zu bekümmern, nur Andern auf Treue und Glauben nachsprach, um gewissen Zeitmeinungen eine Begründung zu verschaffen, welche sie nach ihrem authentischen Hergange nicht gewähren konnten. Glücklicher Weise sind im Stiftsarchive zu St. Florian der Akten genug, und zwar großentheils im Originale, welche einen richtigen Ueberblick der Ereignisse möglich machen. Indem sich der Verfasser vorbehält, bei einer andern Gelegenheit diese Akten den Freunden der vaterländischen Geschichte vor Augen zu legen, zur Fassung eines richtigen Urtheils, begnügt er sich einige Andeutungen zu geben. Daß nicht, wie man gewöhnlich zu antworten pflegt, der einzige, oder auch nur der Hauptgrund der Rebellion der Druck der Herrschaften, noch auch die Reformation in der Religion gewesen sey, geht schon aus dem Verlaufe der früher erzählten Ereignisse hervor. Daß aber, wer den einseitigen Klagen der Bauern allein Glauben beimißt und hierauf sein Urtheil gründet, wie dieses sehr oft geschehen, weit irre geht, lehren unwidersprechlich die Untersuchungsprotokolle von 1598, lehren die Verhandlungen mit den Unterthanen des Stiftes Spital, lehrt ein Beispiel der Unterthanen der Herrschaft Lambach, das als sehr bezeichnend angeführt zu werden verdient. Im Jahre 1582 hatten 50 Unterthanen dieses Klosters den Abt verklagt wegen unerträglicher Steigerung in Robot und Freigeld, in Taxen, in Pupillensachen ꝛc. Bei einer sehr umständlichen Untersuchung, nach dem Verhöre beider Parteien, fand das landeshauptmannische Gericht — ein nicht zu übersehender Umstand — die Beschuldigung unwahr, den Abt der Klage ledig, und erkannte den Klägern ihrer ehrenrührigen Schmähungen wegen einen derben Verweis zu.«

»Das Beispiel des Ungehorsams der politischen Stände, ihr Aufhetzen gegen die Pfaffen, der Schutz [1], welchen die Rebellen bei ihnen und im Schoße der Regierung selbst fanden, die unbändige Schmähsucht gewissenloser Prädikanten einerseits — die schweren Zeiten, die Ohnmacht und die Unsicherheit der Regierung, die Straflosigkeit der wildesten Excesse andererseits — das sind die wahren und die hauptsächlichsten Gründe dessen, was sich ereignete.«

(Schluß folgt.)

[1] Noch 1595 schickte Joachim Stangl von Waldenfels, ein angesehenes Mitglied des Ritterstandes, einen gewissen Falkinger ins Mühlviertel, um den Bauern seinen Beistand zusichern zu lassen, wenn ihre Absichten gegen die Pfaffen gerichtet seyen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

76. Sonnabend, den 23. September 1837.


Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. I. Band. I. Mohammed, II. Ebubekr, III. Osmar, IV. Osman, V. Ali. Mit einer Titelvignette. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1837. XVI und 349 S. 8.

Bei der Ankündigung, der gelehrte Verfasser der Geschichte des osmanischen Reiches, der schönen Redekünste Persien's u. s. w. habe aus dem reichen Schachte seines Wissens wieder ein Werk zu Tage gefördert, darf man wohl auch schon mit Zuversicht die Ueberzeugung aussprechen, daß die Literatur und Geschichte einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Jede seiner Arbeiten ist ein unvergängliches Denkmal lebendiger Forschung und geistiger Mächtigkeit, eine neue Leuchte zum Verständniß des Orients, goldhaltiges Erz aus den Fundgruben arabischer, persischer, oder türkischer Ueberlieferungen, das die Hand des Meisters gepocht, geschmolzen und kritisch gereinigt hat. Dieß gilt im hohen Grade von der vorliegenden. »Wären dem Verfasser,« heißt es im Vorworte, »blos die aus Uebersetzungen schon bekannten Quellen zu Gebote gestanden, so hätte er diese Arbeit eben so wenig als seine frühern unternommen, weil dieselben ein Anderer besser zu machen im Stande, und ihm leicht den Vorsprung abgewinnen konnte; da er sich aber für diese Arbeit, so wie für seine Geschichte des osmanischen Reiches (von welcher diese die Vorläuferin in den der Begründung des osmanischen Reiches vorhergegangenen sieben Jahrhunderten der Hidschret) des Vortheils des Besitzes wichtiger und theils gar nicht, theils nur theilweise benützter Quellen erfreut, so unterzog er sich dieser Arbeit mit dem Pflichtgefühle des Bergmannes, dem die Ausbeute neuer Adern obliegt, und der Lust und Liebe, welche die Bearbeitung neuen Stoffes einflößt. Zur Lebensgeschichte Mohammeds standen ihm die drei großen Werke offen, welche in dem in den Jahrbüchern der Literatur über hundert und zwanzig Werke der Prophetenbiographie erstatteten Berichte, als die ausführlichsten und gründlichsten geschildert worden [1]. Zur Geschichte der Chalifen hat er, nebst der arabischen Geschichte der Chalifen von Sojuti, und der türkischen zu Konstantinopel gedruckten Nasmisade's, die große, bisher in Europa gar nicht gekannte Universalgeschichte Ibnol-Kesir's [1] benützt, welcher, ein späterer als Ibnol-Esir und Abulfeda, reichhaltiger, als dieselben, ihre Lücken oft ergänzt. Diese sechs Quellen nebst Condé sind für die erste Hälfte des Werkes, nämlich für die Geschichte der Herrscher aus arabischen Dynastien benützt worden; für die der persischen und türkischen Dynastien nebst Mirchuand und Chuandemir die drei bisher in Europa noch sonst nirgends in Vorschein gekommenen, geschriebenen Universalgeschichten des Astronomen [2], Dschenabi's [3] und Lari's [4], Chuandemir's bisher ganz unbekannte Geschichte der Wesire, die in Europa außer Konstantinopel nur in der Sammlung des Verfassers befindlichen Universalgeschichten Hamdollah Mestufi's [5], Binaketis und Ghaffari's, Mohammed Efendi's Ausbund [6] der Geschichten, endlich für die Geschichte Ssalaheddin's und der Mamlukischen Sultane nebst der von Schultens übersetzten Lebensbeschreibung und den Auszügen Reinaud's, die beiden Grundwerke der Geschichte Egyptens im Mittelalter, nämlich Makrisi und Sojuti. Aus diesen zwanzig Quellen, deren Hälfte bisher in Europa noch gar nicht gekannt und benützt, ist die Lebensfluth dieser lebenbeschreibenden Gemälde moslimischer Herr-

1 Schifa, Newahib, Chamis, der Garten Abdollah's, und die zu Kairo gedruckte Biographie Ibrahim's von Haleb. Der Islam und Mohammed im 68. und 69. Bande der Jahrbücher; im letzten S. 26 heißt es: »Dasselbe (das Chamis) mit der persischen Lebensgeschichte Abdollah's und der türkischen Ibrahim's von Haleb, kann einem künftigen europäischen Biographen Mohammed's welcher die Lebensgeschichte des Propheten aus den besten arabischen, persischen und türkischen Quellen zu schöpfen wünscht, genügen.

1 El-bedaiet wen-nehaietfit-tarich, in zehn Foliobänden; Jahrbücher der Literatur; Band LXIX. S. 7.

2 Auf der k. Hofbibliothek, die ausführliche Inhaltsanzeige im IX. B. der osman. Gesch. S. 257 — 275.

3 S. Gesch. des osm. R. I. N. 22

4 Miretol-edwar we mirkatol-achbar, d. i. der Spiegel der Aienen und die Leiter der Kunden in der Geschichte.

5 Tarichi Güside; S. Inhaltsanzeige in den Jahrbüchern der Lit.

6 Nochbet-tewarich; S. Gesch. d. osm. R. Bd. I. S. 5. in der Sammlung des Verfassers.

scher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret geschöpft. Den Sohn Nureddin's ausgenommen, welchen aber doch Wilken als einen trefflichen Herrscher bezeichnet, ist nicht Einer, welcher nicht den großen und mächtigen Herrschern beigezählt zu werden verdiente. Der Lebensbeschreibung des Sohnes Nureddin's mußte aber eine besondere Stelle gegönnt werden, weil sie so enge mit der Sshalaheddin's verflochten. Der Vorwurf, daß dem Reigen großer und mächtiger Herrscher solche, welche ihnen an historischer Größe unebenbürtig, eingemischet worden, hat der Verfasser weniger zu befürchten als den, daß er aus dem Zeitraume der ersten siebenhundert Jahre d. H. die großen mongolischen Herrscher Tschengis-Chan und unter seinen Nachkommen die großen Herrscher der Mongolen in Kiptschak: Batu, Berke und Usbeg, dann die Ilchane in Persien Pulaku, Ghasan und Chodabende nicht mit aufgenommen, besonders da die beiden letzten jener und dieser Dynastie Moslimen. Hierauf ist zu entgegnen, daß der Verfasser die Geschichte der ersten, in der an die russische kais. Akademie als Beantwortung ihrer Preisfrage eingeschickten Geschichte der Mongolen in Kiptschak bereits geschrieben, die der letzten aus den Quellen in einer zusammenhängenden Geschichte als ein geschlossenes Ganzes noch, so Gott will! herauszugeben gedenkt. Aus derselben Ursache erscheint auch unter diesen Lebensgemälden das Hasan Ssabbah's, des Stifters der Assassinen, nicht, weil derselbe schon in der Geschichte derselben gegeben worden, welche hier durch einige in der Lebensbeschreibung der Seldschucken vorkommende neue Züge ergänzt wird.«

Aus dieser Erklärung des gelehrten Verfassers läßt sich wohl von selbst entnehmen, welche Menge neuer Aufschlüsse dem Freunde morgenländischer Geschichte durch das gegenwärtige Werk geboten wird; die Zahl der benützten, bisher unbekannten Quellen ist in der That außerordentlich.

(Schluß folgt.)

---

Geschichte des regulirten Chorherrnstiftes St. Florian. Ein Beitrag zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns. Von Jodock Stülz, regulirtem Chorherrn zu St. Florian. Linz, Haslinger, 1835. VIII und 334 S. 8.

(Schluß.)

Wir übergehen die folgenden Zeiten, die Tage des dreißigjährigen Krieges und der ersten Anfänge desselben in Oesterreich ob der Enns, zu deren Geschichte der Verfasser insbesondere viele wichtige Beiträge liefert — und begnügen uns hier zu bemerken, daß, je ausgebreiteter nun der Einfluß der Pröbste auf die Verhältnisse des Landes wird, auch die Erörterungen des Verfassers um so eingreifender und interessanter für den Geschichtsfreund im Allgemeinen werden. Ganz vorzüglich hat uns die Partie von dem Leben und Wirken des Propstes Johann Georg, welcher von 1732 bis 1755 die Angelegenheiten des Stiftes leitete, angezogen und festgehalten. Sie ist in jeder Rücksicht von besonderer Bedeutsamkeit; wir können nicht umhin, wenigstens eine Seite der Wirksamkeit des trefflichen Vorstehers hier näher zu betrachten.

»Im Frieden zu Achen rettete Maria Theresia fast alle ihre Provinzen. Sie wendete nun sogleich nach Herstellung der äußeren Ruhe, ihre ganze Aufmerksamkeit dem Innern zu. Die Kaiserin hatte in den ersten Regierungsjahren viele und große Gebrechen wahrgenommen und suchte ihnen nun abzuhelfen. Vorzüglich hatte sie das dringende Bedürfniß einer immer bereit stehenden Kriegsmacht zur Abwehr ehrgeitziger Feinde fühlen gelernt. Der Graf Haugwitz legte ihr ein Projekt vor, auf welche Art beständig eine beträchtliche Armee könnte auf den Beinen erhalten werden. Um sich die hierzu nöthigen Gelder zu versichern, sollte mit allen Erbländern auf zehn Jahre ein Vergleich über die jährlich zu reichenden Summen geschlossen werden. Auch das Land ob der Enns, welches statt der bisherigen 400000 fl. nun über eine Million hinausgesteigert wurde, schickte Deputirte zur endlichen Abschließung nach Wien, deren einer Propst Johann Georg war. Sie schlossen einen Receß ab, unter dem Namen des »Decennalrecesses« so wohl bekannt.

In Folge dieses Recesses wurde die sogenannte Steuerrectification vorgenommen, an deren Zustandebringung auch Propst Johann Georg vielfältigen Antheil nahm, zunächst zur Ausmittelung der Art und Weise, nach welcher das Geschäft betrieben werden soll, und dann zur Anwendung der festgestellten Grundsätze auf die einzelnen Fälle.

»Die Kaiserin ordnete durch ein Handbillet aus Schönbrunn dd. 1749 am 1. Mai an, eine völlige Lostrennung der Justiz von den Politicis und Publicis; für jene soll eine oberste Justizstelle, für diese aber in den Provinzen eine Instanz unter der Benennung: »königliche Repräsentation und Kammer« errichtet werden. In Folge dieser Einrichtung wurde im Lande ob der Enns die Landeshauptmannschaft im alten Sinne aufgehoben, und dem Landeshauptmann nur der Charakter eines Präsidenten des provinziellen Justizcollegiums belassen. Als Präsident der Repräsentation und Kammer kam ein Ausländer, was bisher noch nie gewesen, ein gewisser Graf Reinhold von Andlern und Witten in's Land, ein zwar rechtschaffener, aber ganz der modernen Staatsweisheitslehre ergebener Mann. Sogleich trat nun eine große Beschränkung des Wirkungskreises der Landstände ein, welche einer völligen Entsetzung beinahe gleich kam. Nicht mehr unmittelbar an den Hof durften sie ihre Vorstellungen, Beschwerden rc. bringen, sondern es war ihnen nur durch die Repräsentation und Kammer zu correspondiren gestattet; die Besoldungen aller ständi-

schen Beamten wurden sehr herabgesetzt; die ständische Akademie in Linz aufgehoben erklärt; die sogenannten Exercitienmeister, als Fecht- und Sprachmeister, entlassen. Es sey nur beiläufig bemerkt, daß diese letztern Institute aus dem Stiftungskapitale unterhalten wurden, welches Georg und Wolfgang von Perkheim, Georg Kirchheimer, der Chirurg Hostauer zu Ottersheim ꝛc. den Ständen zum Zwecke des Unterrichtes schon vor vielen Jahren übergeben hatten.«

Endlich erfolgte eine Hofentschließung vom 1. September und 17. Dezember 1749, welche den Ständen die freie Manipulation mit ihrer Casse abnahm, und eine Cassaadministration unter dem Präsidium des Grafen Andlern anordnete. Zu einem der Beisitzer und Räthe bei dieser Administration wurde auch Propst Johann Georg bestellt.«

»Was die Stände in ihrer sehr lesenswerthen Vorstellung gegen diese Maßregeln vorhergesagt hatten, ging sehr bald in Erfüllung. Bisher und insbesondere seit Einführung der mit Gundacker Thomas von Starhemberg verabredeten Maßregeln war der Credit der Stände so hoch gestiegen, daß sie mit den größten Anleihen von 4 Procent reichlich auskamen; ja es war 1739 schon ein Plan der Ausführung nahe, zur Herabsetzung der Interessen aller, durch den unglücklichen Türkenkrieg zu höhern Procenten contrahirten Schulden auf 4 Percent durch die Stände ob der Enns eine Anleihe aufzubringen, was auch ohne Schwierigkeit würde bewerkstelligt worden seyn, wenn nicht der Tod des Kaisers dazwischen gekommen wäre.«

»Die neue Controlleinführung aber erregte schnell und insbesondere im Auslande großes Mißtrauen; viele und große Kapitalien wurden aufgekündet, indessen man zu 5 Procent kaum Anleihen fand. Wäre nicht der Prälat von Kremsmünster mit einer sehr bedeutenden Summe ins Mittel getreten, so würde man schon beim ersten Zahlungstermine in die größte Verlegenheit gerathen seyn. Der Freiherr von Bartenstein äußert sich in einem Werke, welches zum Unterrichte des Erzherzogs und nachherigen Kaisers Joseph bestimmt war, und manuskriptlich im Archive zu St. Florian aufbewahrt wird, über diese Vorgänge in folgender Weise: »»In verschiedenen Stücken hatte man Recht, in andern aber nicht,«« und indem er diesen Satz weiter ausführt, fügt er die Bemerkung bei: »»Endlichen aber hat man sich gegen die Herren Stände des Landes ob der Enns in Einschränkung ihrer Domestikalausgaben nicht nur nicht so weich, wie gegen die hiesigen (unter der Enns) erfinden lassen, sondern man ist im Gegentheile gegen sie so streng verfahren, daß fast zu zweifeln ist, ob nicht hierinfalls das Maß überschritten worden. Und obwohlen die Gebrechen bei dortigem Einnehmeramte geringer, als die oben angezeigten (in Oesterreich unter der Enns) waren, so ist jedoch denen oberennsischen Ständen die Verwaltung deren landschäftlichen Einkünften fast gänzlichen benommen, und anmit deren benöthigten Gelderreinbringung unter den ehemaligen geringen Interessen ein großer Stoß gegeben worden; wo doch nach meiner schwachen Einsicht eben nicht unmöglich gewesen seyn würde, in andere Wege die eingeschlichenen Mißbräuche verläßlich zu verhüten, ohne der Welt in die Augen fallen zu machen, daß man denen Ständen . . . allen Gewalt benehme.««

»Die große Kaiserin stellte in der Folge die Landeshauptmannschaft wieder her, und gab den Ständen die entzogenen Rechte zurück. So schnell der Credit gefallen war, so schnell hob er sich wieder. Kaum mehr zu 4, öfter nur zu 3 ½ Procent nahm die ständische Casse Gelder an.«

»Unläugbar gab es in der damaligen ständischen Verfassung viele Gebrechen, Uebelstände und Mißbräuche, welche jene Männer, von denen die Rede war, sehr gut kannten. Der Baron Hoheneck hatte sie in einem Memoriale an die Stände im Jahre 1732 scharf hervorgehoben, so zwar daß die Kaiserin Maria Theresia, welcher die Schrift 1747 zu Gesichte kam, sich bewogen fand, in einem eigenhändigen Schreiben mit Beifügung eines kostbaren Ringes ihm ihren Beifall zu erkennen zu geben.«

»Propst Johann Georg war unter diesen Ereignissen alt geworden, der Kummer über den Verfall der vaterländischen Institutionen hatte ihn tief gebeugt. Vom Schlage berührt, von der Wassersucht ergriffen, suchte er Linderung an der Heilquelle zu Gastein im Juni 1755, welches ihm aber sehr übel bekam. Kaum ins Stift zurückgekehrt, starb er am 9. Juli.« —

Diese Proben mögen genügen, um unsere im Eingang ausgesprochene Ansicht über den Verfasser zu belegen; wir haben nur noch den Wunsch übrig, daß auch die übrigen Klöster Oesterreichs Bearbeitungen finden mögen, die der vorliegenden in Forschung und Gesinnung gleich kommen. Auf diesem Wege allein kann der herrschenden Einseitigkeit, dem wuchernden Unkraute, das aufgeschossen aus dem Samen der Parteisucht, verkehrter Richtung, oder böswilliger Verdrehung, entgegengewirkt, und der Geschichte jener Standpunkt errungen werden, auf dem sie allein nur die volle Kraft und Würde erhält.

---

Ferienübungen und Privatbeschäftigungen für Studierende. Wörtlich nach den Classikern des goldenen und silbernen Zeitalters zum Wiederübersetzen in die Ursprache ꝛc. Von Isidor Täuber. Vier Hefte. Wien, Tendler, 1835 — 38. 8.

Der Grad der größern oder geringern Brauchbarkeit bestimmt den Werth von Arbeiten, wie vorliegende ist. Die vier Hefte sind für die Schüler der ersten 4 Grammatikalklassen bestimmt, und zwar, um nach jedem zurückgelegten Jahr-

gange aus dem betreffenden Hefte das Erlernte zu wiederholen, oder in demselben sich zu befestigen. Der Verfasser hat seine Aufgabe erkannt und mit Umsicht gelöst. Die Beispiele sind freilich etwas trockener Natur; allein um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, durfte nicht so sehr die Unterhaltung, als vielmehr die Auswahl jener Stellen berücksichtiget werden, welche geeignet, die erlernten Regeln zur Anwendung zu bringen. Daß der Gedanke des Verfassers, die Uebungen wörtlich nach Classikern einzurichten, ein eben so glücklicher als von wahrhaft guten Folgen, bedarf wohl keiner besondern Nachweisung; auch der am Schlusse beigefügte Urtext ist von unbestreitbarem Nutzen, zumal er den Schülern dienen soll, ihre Uebersetzung mit dem Originaltexte des Römers zu vergleichen. M.

## N o t i z e n.

Wo irgend etwas Bedeutendes für die geographischen Wissenschaften jetzt unter uns hervortritt, da muß auch der Name Ritter genannt oder doch gedacht werden. Man fragt unwillkürlich darnach, in welchem Verhältniß ein neues geographisches Werk zu diesem Choragen der Wissenschaft stehe, da Niemand einer ernsteren Beschäftigung mit der Geographie sich hingeben kann, ohne unter seinem entscheidenden Einflusse zu stehen. C. E. Meinicke's: »Das Festland Australien, eine geographische Monographie«, von welcher so eben der erste Band erschienen (Prenzlau 1837), ist ganz nach Ritter's Vorbild und in dessen Geiste unternommen und ausgeführt. Es war eine fühlbare Lücke in unserer deutschen Literatur, welche der Verfasser auszufüllen bemüht ist; denn wir haben nie ein Werk von Bedeutung über Australien gehabt, und die verhältnißmäßig bedeutenderen unter den darüber erschienenen Büchern konnten die neuen Bereicherungen der geographischen Wissenschaft im Allgemeinen und die Aufschlüsse der neueren Zeit über die Australwelt im Besonderen noch nicht benutzen. Der vorliegende erste Band ist in drei Abschnitte getheilt. Der erste handelt von der Natur Australiens im Allgemeinen, nachdem in der Einleitung die Geschichte der Entdeckung dieses Erdtheiles vorausgeschickt worden ist; der zweite von den australischen Meeren, Küsten und Inseln, und der dritte von Ostaustralien. Die Entdeckungsgeschichte zerfällt in 3 Perioden (der Verfasser nennt sie unrichtig Epochen), in die der älteren Entdeckungen bis auf Tasman, in die des Stillstandes und in die der neueren Erforschungen seit Cook. — Die erste Entdeckung ist in den Februar oder März des Jahres 1606 zu setzen, und das erste Schiff, welches die Küste Australiens sah, war ein holländisches (Duifhen). Es war im November 1606 von Amboina abgesandt worden, befuhr die Südwestküste von Neuguinea, kam an die Torresstraße, erreichte die Ostküste des Carpentariagolfes, fuhr an ihr bis 13° 45′ s. B. entlang und kehrte beim Cap Keermeer aus Mangel an Lebensmitteln wieder um.

---

Anfangs Juli starb zu Paris Nik. And. Monsiau, Maler, Mitglied der ehemaligen Akademie der Malerei, Zeitgenosse von David und Valenciennes, als Künstler durch sehr tüchtige Leistungen (»la peste de Marseille,« »le Lion de Florence,« »la Lecture du Tartufe chez Ninon« etc.) bekannt, 83 Jahre alt.

---

Außer der Universität hat Zürich noch eine Kantonschule mit 20, zwei Industrialschulen mit 16, eine Thierarzneischule mit 4 und ein Schullehrer-Seminar mit 7 Lehrern.

---

Doktor Lichtenstädt in Petersburg stellt, auf gründliche statistische Untersuchungen gestützt, als Naturgesetz den Satz auf, daß die Sterblichkeit des ersten Lebensjahres überall und immer bedeutend sey und weit über das Maß der späteren Lebensjahre, mit Ausnahme des hohen Greisenalters hinausgehe; betrachtet aber auch gleichzeitig als erwiesen, daß selbst die bis jetzt wahrgenommenen günstigsten Sterblichkeitsverhältnisse des ersten Lebensjahres weit günstiger werden können. Für Rußland schlägt er zu diesem Zwecke vor, Vereine zu bilden, die sich der hülfsbedürftigen Kinder dieses Alters anzunehmen hätten, dem Mangel an Aerzten und Krankenanstalten abzuhelfen und unentgeldlich, oder zu einem gewissen Preise Schriften zu verbreiten, welche zur zweckmäßigen Behandlung der kleinen Kinder Anleitung geben.

---

Das wahre Dichten ist ein Schaffen, Poesie ein dynamischer Prozeß. Gegenüber steht das Machen, als mechanischer Prozeß, eine Zusammenfügung des Einzelnen ohne intensives Leben. So sind Gedichte entweder dynamische oder mechanische; das ist der große Unterschied derselben. Das echte Gedicht ist ein Mikrokosmus, das unechte eine technische Maschine; jenes freie Kunst, dieses Nachahmung oder Pfuschwerk. Daher lagert sich das echte Gedicht an die warme Seele, die das entgegenquellende Leben aufnimmt und miterfährt, also mit dichtet, während das unechte, wie ein künstlicher Blumenstrauß aus der Hand der Putzmacherin, weder blühet noch duftet.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

77. Mittwoch, den 27. September 1837.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. I. Band. I. Mohammed, II. Ebubekr, III. Osmar, IV. Osman, V. Ali. Mit einer Titelvignette. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1837. XVI und 349 S. 8.

(Schluß.)

Noch muß Referent eines weitern Vorwurfes erwähnen, den der gelehrte Herr Verfasser für möglich hält, und mit einer Entgegnung zurückweist, die ihrer allgemeinen Gültigkeit wegen hier jedenfalls Beachtung fordert. »Manche könnten fragen, warum denn der Verfasser nicht lieber Biographien ausgezeichneter Männer überhaupt, wie Ibn-Challikian, und mit denen der großen Herrscher nicht auch die großer Weisen und Gelehrten aufgenommen? Hierauf zur Antwort: daß die Vermischung verschiedenartiger Lebensbeschreibungen dem vorgesetzten Zwecke, in diesem Werke zugleich eine chronologisch fortlaufende Uebersicht der wichtigsten Epochen und gewichtigsten Revolutionen der vorderasiatischen Staatsgeschichte in den ersten sieben Jahrhunderten der Hidschret zu geben, geschadet haben würde. Man wird sehen, daß in der ersten Hälfte des Werkes die Geschichte Mohammed's und des Chalifenthumes in Asien, Spanien und Aegypten ineinandergreift, wie in der zweiten Hälfte die Geschichte der persischen Dynastien, der Seldschuken, der Atabege in die Sshalaheddin's und diese in die der Chuaresinschahe und Mamluken am Nile. Wo große Wesire unter großen Herrschern regierten (ein höchst seltener Fall, weil Selbstherrscher dergleichen entweder nicht annehmen, oder sich derselben alsbald entledigen, wie Harun Reschid der Bermegiden, wie Melekschah des großen Wesir's Nisamolmülk) ist ihres Wirkens ausführlich gedacht; eben so der großen Dichter und Gelehrten, welche die Regierung großer Herrscher verherrlicht haben. Für die Biographien von Wesiren hätte selbst die beste und reichhaltigste Quelle, nämlich die Geschichte der Wesire von Chuandemir, wohl Stoff zu Artikeln für ein biographisches Wörterbuch, aber nicht zu ausführlichen Biographien gegeben. Wenige Ausnahmen abgerechnet, verdienen die Namen der Wesire von der Geschichte nicht mehr hervorgezogen zu werden, als bei Völkerschlachten die Namen der Offiziere. Ein Anderes ist's mit den Namen großer Männer der Wissenschaft, welche, Wohlthäter der Menschheit, die Bildung gefördert, und deren Strahlenkranz nicht vom Throne, sondern von ihnen selbst ausgeht; ihre Thaten sind in ihren Werken, und ihre Biographien gehören der Literatur- und Gelehrten-Geschichte an. Die Beispiele, daß Könige und Staatsmänner auch Gelehrte und Schriftsteller, ist in der morgenländischen Geschichte noch weit seltener, als in der abendländischen, und die Zeit, wo in der Geschichte die Erzählungen der Entdeckungen und Erfindungen einen größeren Raum einnehmen wird, als die der Schlachten und Eroberungen, ist noch nicht gekommen; doch kann dieselbe nicht weilen.

Die Biographie Mahommed's bietet, wie schon gesagt, nicht wenige neue Aufschlüsse und dieß über mehrere der bedeutendsten Begebenheiten seines Lebens, wie z. B. die Mordsendungen und seine innige Verbindung mit dem Juden Naufil, dem ersten arabischen Uebersetzer der Bibel. Ganz besonders interessant aber sind die hier zum ersten Male mitgetheilten und aus den Quellen geschöpften Züge über die Sitte und Lebensweise des Propheten. Ich begnüge mich einige derselben auszuheben, um damit die Anzeige eines Werkes zu schließen, das, wie alle übrigen des gelehrten Verfassers, hinlänglich genug für sich selbst spricht.

In seiner Kleidung war Mohammed nicht sehr wählerisch und legte das nächste beste Hemd, Beinkleid, Unterkleid oder Oberkleid an. Er trug meistens baumwollene, aber auch wollene, eingewirkte Stoffe und gestreifte jemenische. Die liebste Farbe war ihm die weiße, doch liebte er auch die grüne, haßte aber die Kleider, die ganz roth oder gelb waren, und duldete diese Farben nur in Streifen. Er legte neue Kleider meistens am Freitage an und gab dann das alte den Armen. Er trug einen weißen Kopfbund, dessen Ende zwischen den Schultern niederhing. Manchmal trug er ein Häubchen allein. — — Seine Fußbekleidung war schwarz und einfach, Pantoffeln oder Sandalen aus Ochsenleder. Manchmal ging er aber auch barfuß.

Die Gestalt seines Fußes und seiner Sandalen spielt im Islam eine fast eben so große Rolle, als die Fußtapfen des Buddha bei den Bekennern von dessen Lehre.

Mohammed aß niemals, ohne vorher im Namen Gottes zu sagen, was seitdem Gesetz für alle Moslimen geblieben. Er griff mit drei oder vier, aber nie mit zwei Fingern in die Schüssel, und saß dabei auf seinen Knieen, manchmal aber auch auf dem rechten oder linken untergeschlagenen Fuße. Nach dem Essen betete er ein Dankgebet und wusch sich. Er ließ seine Tischgenossen die Schüssel auslecken, und die Finger abschlecken, weil auch in dem kleinsten Theile der Gottesspeise Segen. Er aß (Schweinsfleisch ausgenommen) von allerlei Gattungen Fleisch und Gemüse, vorzüglich aber gern Zwiebel- und Milchgerichte, den Knoblauch hassend. Nur von Eidechsen, die damals auch gewöhnliche Araberkost, rührte er nichts an, weil, wie er sagte, dieselben ursprünglich Menschen gewesen. Von den verschiedenen Arten Brotes war ihm das Gerstenbrot das liebste; von den verschiedenen Arten des Fleisches das Lämmerne. — — Er verbot, das Fleisch mit dem Messer zu zerschneiden, weil dieß persische Sitte, und befahl hierzu nur die Finger und die Hände zu gebrauchen u. s. w.

Seine Reisen pflegte er gewöhnlich am Montag, manchmal auch am Sonntage oder Mittwoche anzutreten. — Den Weibern verbot er das Reisen durchaus, ausgenommen mit ihren Männern. Er verbot, auf der Reise sich der Glocken zu bedienen, die er für Psalterien des Teufels, so wie die Reise überhaupt für ein Stück von der Hölle erklärte.

Er liebte die Gedichte, und ließ sich solche vorlesen, las aber selbst keine vor, wiewohl er Mehreres im Sylbenmaße Redschef sprach. Der einzige arabische Vers, den er öfter im Munde führte, ist der berühmte des Gedichtes Lebid's: »Ist nicht Alles, was außer Gott eitel?« Aische (die erste seiner Frauen) versichert in der Ueberlieferung, daß er nichts mehr haßte, als Verse, und auch keinen derselben regelmäßig hersagte. Einmal erinnerte er sich doch des bekannten Verses eines arabischen Dichters:

Die Tage bringen dir, was du nicht weißt,
Und Kunden bringt, wer nicht versteht den Geist.

Mohammed sagte: »die Tage bringen dir, was du nicht weißt, und Kunden bringt, wer ihren Geist nicht versteht. — »Prophet Gottes,« sagte Ebubekr, »der Vers ist nicht so.« — »Ich bin kein Poet,« antwortete Mohamed. Er liebte aber die Erzählungen von Mährchen, in Kreise seiner Genossen und Frauen. — — Aische versichert, sie habe den Propheten nie vollkommen lachen, sondern nur höchstens lächeln gesehen. Er schwieg und lächelte wenig.

Mohammed nahm gerne gute Vorbedeutungen aus Worten und Reden, verbot aber, jemals böse Vorbedeutungen daraus zu schöpfen. — Er verbot Juden und Christen zuerst zu grüßen (aber nicht ihren Gruß zu erwiedern). Er sprach: »Der Niesende sage: »Lob sey Gott!« und die Hörenden sollen antworten: »Gott erbarme sich deiner.« Dieß ist seitdem Sitte des Islams geblieben; doch nach dreimaligem Niesen, welches Schnupfen vorbedeutet, sagte er nichts.

Mohammed's Toilette: Er kämmte sich täglich die Haare und den Bart, salbte sich dieselben mit Oel und stutzte sich den Schnurbart. Er sagte: »Stutzt den Knebelbart, und laßt den Bart wachsen im Gegensatze der Magier.« Alle Freitage, ehe er in die Moschee ging, stutzte er sich den Lippenbart, und schnitt sich die Nägel ab. Allen Unrath des Leibes schaffte er mit der linken Hand fort; die Augen schminkte er mit Augenschminke von Isfahan, die er dreimal dem rechten und dreimal dem linken, manchmal dem letzten nur zweimal einstrich. Auf seinen Reisen nahm er immer Spiegel, Kamm, Zahnstocher, Scheere, ein Gefäß mit Augenschminke, eines mit Wohlduft und eines mit Oehl mit. Dieses ist die Sieben der Prophetentoilette, welcher die Sieben in Sieben[1] der Toilette morgenländischer Frauen nachgeahmt zu seyn scheint. Als er starb, hatte er nur wenig graue Haare im Barte und auf der Scheitel des Kopfes. Eine große Anzahl von Imamen haben darüber disputirt, ob er das Hanna wirklich zum Haarfärben, oder nicht vielmehr als Mittel wider Kopfweh gebrauchte. So disputirten sie auch darüber, ob er sich je aus anderer Absicht gebadet, als um die in gewissen Fällen vorgeschriebene gesetzliche Waschung des ganzen Körpers zu vollziehen. — Mohammed war sehr roth im Gesichte und dabei sehr blond; sein Haar, dessen Farbe als bräunlich angegeben wird, scheint, da er dasselbe mit Hanna oder Saffran färbte, wenn nicht roth gewesen zu seyn, wenigstens ins Röthliche gespielt zu haben. Sein Kopf war dick, seine Augen groß, seine Haare dicht, sein Bart wohlgenährt, sein Schweiß duftete süßer als Moschus (für die Gläubigen). Anfangs ließ Mohamed sein Haar ohne Theilung von allen Seiten des Kopfes, und zwar bis an die Ellenbogen herunterhängen, später scheitelte er dasselbe. Diese ursprüngliche Haartracht des Propheten beobachten noch mehrere Orden der Derwische, welche ihr Haar ungescheitelt und auch ungekämmt herunterhängen lassen. Doch bei der Wallfahrt des Abschiedes schor er sich vorgeschriebener Maßen den Kopf.

* * *.

---

1 Heft der Heft, nämlich siebenerlei Schminke und siebenerlei Schmuck für sieben Glieder des Leibes: 1. Augenschminke, 2. Augenbraunensalbe, 3. Haarsalbe, 4. rother Anstrich, 5. weißer Anstrich für die Wangen, 6. das Henna für die Nägel, 7. Haarausrottungspulver; die sieben Ringe: 1. das Diadem, 2. die Ohrringe, 3. die Knöchelringe, 4. die Armbänder, 5. das Halsband, 6. der Ring am Finger, 7. der Gürtel, die sieben Sphären, in welchen sich die kosmetische Welt der Morgenländer bewegt.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Johann Gottfr. Sommer. Für 1837. Fünfzehnter Jahrgang. Mit 7 Stahltafeln. Prag, Calve. 1837. CLIX und 289 S. gr. 12.

Das vorliegende Taschenbuch, für dessen Brauchbarkeit die lange Existenz bereits hinlänglich spricht, nimmt mit jedem Jahre an innerem Gehalt und äußerer Eleganz zu. Ganz besondere Erwähnung verdient in ersterer Beziehung die allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen, welche dem eigentlichen Inhalt vorausgeschickt ist und dieses Mal 159 Seiten einnimmt. Für ihre Verläßlichkeit bürgt der Name des Herausgebers, und somit mag sie so manchem Freunde der Geographie das Lesen weit ausgesponnener Berichte ersparen. Die große Masse von Reisebeschreibungen und die zahlreichen Artikel in den verschiedenen Zeitschriften — wer auch kann sie übersehen und studieren? Hier ist das Wesentliche mit Fleiß und Umsicht zusammengestellt, und so das Fortschreiten mit der Wissenschaft für Jedermann möglich gemacht — ein Verdienst, dem allgemeine Anerkennung und dankbare Würdigung nie fehlen können.

Außer dieser Uebersicht haben Ref. vorzugsweise die Mittheilungen über die Reise des Kapitain Back nach den nordamerikanischen Küsten des Eismeeres angesprochen; aber auch die übrigen Nummern sind von vielseitigem Interesse. Sie bestehen ebenfalls in Uebersetzungen und enthalten: Streifzüge durch einige Länder am indischen Ocean aus dem Reiseberichte eines englischen Geistlichen in »Oriental annual for 1836,« Altes und Neues in Andalusien (nach Kook u. A.), die Inseln Tristan da Cunha aus dem »Nouvelles annales des voyages« von 1835, eine kurze Beschreibung einer Reise von Moskau nach Bussière, Ritchie und Erman; Etwas über die Künste und Gewerbe der Chinesen nach Davis (the Chinese. Lond. 1836) und endlich Einiges über Haiti nach Hanna »notes of a visit to some parts of Haiti,« 1835.)

Die sieben schönen Stahlstiche stellen vor: die Domkirche von Sevilla, den Eingang des Hafens von Maskat, den Eingang des Gesandtschaftssaales im Alcazar zu Sevilla, das St. Nikolaus-Thor in Moskau, eine chinesische Wasserpumpe, die chinesische Bewässerungsart, und endlich eine chinesische Reismühle.

Auch die übrige typographische Ausstattung macht der Verlagshandlung Ehre: Papier und Druck sind trefflich.

Fischer.

---

Der dänische Bildhauer Bertel Thorvaldsen. Nebst einem Verzeichnisse seiner bis jetzt ausgeführten Kunstarbeiten. Von J. M. Thiele. Mit des Verfassers Genehmigung aus dem Dänischen übersetzt von G. F. von Jenssen. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1837. 40 S. 8.

Das vorliegende Schriftchen dürfte weder als Darstellung der äußern Lebensverhältnisse, noch als Hinweisung auf den artistischen Entwicklungsgang genügen; demungeachtet hat es Referent mit Interesse gelesen, wie denn immer selbst die kleinste Notiz über einen außerordentlichen Mann nie ohne Wirkung bleibt. Es ist möglich, daß sich das dänische Original besser liest; die Uebersetzung hat viele Stellen, über die kaum hinwegzukommen. Für die Richtigkeit der Angaben bürgt übrigens die Stellung des Verfassers, der Professor, Sekretär und Bibliothekar der königl. Akademie der schönen Künste zu Kopenhagen ist.

Thorvaldsen wurde am 19. November 1770 in genannter Stadt geboren. Der Vater, ein Isländer von Geburt, mit Namen Gotskalk Thorvaldsen, war Bildschnitzer auf dem Holm [1]; die Mutter Tochter eines Predigers und hieß Karen Grönlund. Auf die Erziehung des Kindes konnte nicht viel verwendet werden, da das väterliche wie das mütterliche Erbe in Armuth bestand. Das Erste, wozu der Knabe Anlagen verrieth, war Zeichnen, weßhalb ihn seine Aeltern in die Schule der Kunst-Akademie sandten, weil er dort unentgeldlich aufgenommen werden konnte.

Hier machte der junge Thorvaldsen schnelle Fortschritte, so daß der Vater eine rechte Freude an dem Sohne hatte, in der Hoffnung, er werde einst an ihm einen tüchtigen Gehülfen bei seiner Profession haben. Aber dieser übertraf bald den Vater, und er war noch ein junger Knabe, als er sich schon oft, wenn er dem Alten das Mittagessen nach dem Holm gebracht hatte, heimlich an die Arbeit des Vaters schlich, um dieß oder jenes daran zu bessern.

Thorvaldsen hatte die Schule der Akademie schon 6 Jahre besucht, als man zuerst auf ihn aufmerksam wurde. Er erhielt im Jahre 1787 die kleine silberne Medaille als Ehrenpreis, und sein Name stand in den öffentlichen Blättern unter den Eleven, die sich ausgezeichnet hatten. Zwei Jahre später erwarb er sich die große silberne Ehrenmedaille, und von nun an übernahm es Einer der Professoren der Akademie, der Historienmaler Abildgaard, ihn mit allem Fleiße für die Kunst zu erziehen, während der Vater, der wie gesagt an dem Sohne einen Gehülfen zu bekommen wünschte, der Mei-

1 Der neue und alte Holm sind die Schiffswerfte, auf welchen die Kriegsschiffe gebaut werden. Im Allgemeinen versteht man unter der Benennung »Holm,« immer den neuen Holm.

nung war, er habe nun genug gelernt, und könne wohl aus der Schule kommen. Zum Glück verstand es der Sohn so einzurichten, daß er seine Zeit zwischen der Kunst und der dem Vater schuldigen Hülfe theilte, und es sind noch Arbeiten vorhanden, welche er in diesen Jahren gemeinschaftlich mit dem Vater vollführt hat.

Unter solchen getheilten Bestrebungen verflossen fast drei Jahre. Er hatte nun das zwanzigste Jahr erreicht, und es stand ihm einen Versuch zu wagen bevor, die kleine goldene Medaille der Akademie zu erwerben, und zwar in dem Kunstfache, dem er sich besonders widmete, nämlich in der Bildhauerei. Seine Freunde, welche seine Tüchtigkeit besser erkannten, als er selbst, trieben ihn nun an, die eitle Furcht zu verscheuchen, welche ihn abhielt, sich zur Einlieferung einer Probearbeit zu stellen. Es gelang ihm auch damit, doch war er nahe daran, die ganze Sache selbst zu vereiteln. Denn als ihm am 1. Juli 1791 schon die Bibelstelle mitgetheilt war, welche die Aufgabe enthielt, die er skizziren sollte (Macc. II. 3, 25 — 26), und er zu dem Ende in eine kleine Kammer eingeschlossen wurde, die er nicht verlassen durfte, ehe der Entwurf vollendet war, überfiel ihn eine so große Furcht, der Aufgabe nicht gewachsen zu seyn, daß er heimlich auf der Hoftreppe davon schlich. Zu gutem Glücke für die Kunst stieß er bei seiner Flucht auf einen der Professoren, der ihn durch Ermahnungen und freundliches Zureden bewog, zu seiner Aufgabe zurückzukehren. Als er das Bild vollendet hatte — es war der aus dem Tempel verjagte Heliodor — wurde ihm dafür die Medaille zuerkannt, wodurch er zugleich einen mächtigen Beschützer an dem edlen Staatsminister, Grafen Reventlow gewann, der sich seiner in den folgenden Jahren annahm, und ihm Arbeiten und Uebung verschaffte.

Nach abermaligen 2 Jahren mußte er sich zur Probe für die große goldene Ehrenmedaille der Kunst-Akademie einstellen, und dieses Mal ging er ohne Zagen an die Arbeit. Er entwarf ein Basrelief, welches Petrus darstellt, wie er an der Thür des Tempels einen Lahmen heilt (Apostelg. 3, 6 — 7). Er erwarb sich dafür die Medaille und zugleich den Anspruch auf dreijährige Reisestipendien. Da man es indessen vortheilhafter für ihn hielt, die Reise noch einige Jahre auszusetzen, um in dieser Zwischenzeit das, durch einen schlechten Schulbesuch Versäumte nachzuholen, so bewilligte man ihm einstweilen eine jährliche Geldunterstützung. Diese Gelegenheit benützte unser Künstler in jeder Beziehung auf eine vollkommen entsprechende Weise. Er wußte nicht nur den Umgang mit seinen Freunden fruchtbringend zu machen, sondern auch Zeit zu gewinnen, um seine Arbeiten fortzusetzen. Der Graf Reventlow trug ihm die Ausführung mehrerer Musterarbeiten auf, und der Professor Abildgaard benützte des jungen Künstlers Anlagen und Fleiß bei der Reparation und Verzierung des dem Erbprinzen Friedrich gehörenden Palais auf Amalienburg. Von diesen Arbeiten zeugen noch die Treppengeländer und einige Säle dieses Palastes.

Endlich kam die Stunde, mit welcher Thorvaldsen seine Reise nach Italien antreten sollte. Krankheit verhinderte ihn zu Lande zu gehen, wozu er auch nach der Meinung seiner Freunde und Beschützer, noch zu unerfahren und zu wenig vertraut mit fremden Sprachen war. Als daher eben um diese Zeit ein Kriegsschiff ausgerüstet wurde, das nach dem mittelländischen Meere segeln sollte, so hielt man diese Gelegenheit für sehr willkommen, Thorvaldsen nach seinem Bestimmungsorte abgehen zu lassen. Die Erlaubniß dazu war leicht ausgewirkt; aber es stand dem Sohne nun der schwere Schritt bevor, die armen Aeltern zu verlassen. Doch sah er sich bei der Abfahrt im Stande, ihnen eine kleine Schachtel mit einigen ersparten Dukaten zu hinterlassen.

Es war am 20. Mai 1796, als Thorvaldsen sein Vaterland verließ; aber erst am 8. März 1797 traf er in Rom ein, von wo aus sich der Ruhm seines Namens bald über ganz Europa verbreiten sollte.

(Schluß folgt.)

---

## N o t i z e n.

Es gehört fürwahr die Ausdauer geduldiger Freunde oder die Pflicht eines gewissenhaften Kritikers dazu, um Gedichte wie P. Fr. Bouché's »Blumen für meine Freunde« (Berlin 1837) bis ans Ende zu lesen. Je mehr es indessen Herr B. an aller wahren Poesie fehlen ließ, desto freigebiger entschädigt er den Leser durch einen Ueberfluß an moralischen Lehren, und mehrere Gedichte bedürfen nur des Wortes: Amen! um für schlechte Predigten gehalten zu werden. Zum Beweise der großen Trivialität der Gedanken diene hier statt vielen nur die Stelle S. 81: »Ist die Thür des Glücks einst offen, nun so gehen wir hinein!«

---

Schlesien preußischen Antheils zählt bei ungefähr 2500000 Einwohnern 20 Gymnasien, 4 zu Breßlau (das Fridericianum, das zu St. Elisabeth, das zu Maria Magdalena und das Katholische), 2 zu Liegnitz (Ritterakademie und Gymnasium), 1 in Brieg, Glogau, Großglogau, Hirschberg, Oels, Ratibor, Schweidnitz, Glatz, Gleinwitz, Leobschütz, Neisse, Oppeln, 2 in der Oberlausitz zu Görlitz und Lauban.

---

Die Einnahme der königl. asiatischen Gesellschaft zu London hat im Jahre 1836 betragen 1820 Pf. 15 Sh. 4 dl.; die Ausgabe 1310 Pf. 11 Sh. 8 dl.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**78.** Sonnabend, den 30. September **1837.**


## Ueber die Veränderung des l und n in u in der Volkssprache des äußern Bregenzerwaldes in Vorarlberg, und des k. baierischen Alpendorfes Balderschwang, verglichen mit dem Französischen, Italienischen und Holländischen.

Von Joseph Bergmann.

Schon vor zehn Jahren schrieb ich eine kleine Abhandlung über die Volkssprache im äußern oder vordern Bregenzerwalde[1], welche das Pariser Bulletin universel, VIIIème section Juillet 1829, seiner Beachtung würdigte, um auf jenen durch seine Naturschönheiten und seine kräftigen, verständigen und rührigen Bewohner so interessanten Bergstrich aufmerksam zu machen. Das Volk hat noch seine eigenthümliche allemannische, mit etwas Schwäbischem gefärbte Mundart und die dortigen Weiber eine eben so eigenthümliche, sie ungemein wohl und züchtig kleidende Tracht (von ihnen ehrbares Häß genannt, dessen Hauptstück die ehedem weiße, nun schwarze leinene Juppe macht), welche vor etwa drittehalb Jahrhunderten die Jesuiten als Missionäre eingeführt haben sollen.

Bald wird auch der Bregenzerwald durch eine gute Straße, welche die den Straßenbau so großartig fördernde österreichische Regierung im Vereine mit den dortigen Bewohnern in diesem Jahre von Schwarzach aus (zwischen Bregenz und Dornbirn) längs der Schwarzach bis nach Alberschwende, dem ersten Orte mit wälderischem Charakter, begonnen hat, auch für Wagen leichter zugänglich seyn.

Ein vollständigeres, begründeteres Idiotikon als jene Mittheilung im Jahre 1827 dürfte im Laufe dieses Winters ausgearbeitet werden.

[1] In der Zeitschrift für Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1827, Bd. III. S. 268 — 312.

Hier will ich nur von der im äußern (nicht im innern) Bregenzerwalde so charakteristischen Veränderung der beiden Liquida l und n in u ausführlich reden, sie in einige mit Beispielen belegte Regeln zusammenfassen, und eine gleiche Erweichung dieser beiden Halbvocale im Französischen den Freunden der vergleichenden Sprachkunde nachweisen.

Vorerst will ich mit Benennung der Dorfschaften den geographischen Raum bestimmen, auf welchem diese Erweichung noch bis auf den heutigen Tag fortlebt.

Zum äußern Bregenzerwalde, der einen Theil des zu Bezau im innern (aus zehn Pfarren bestehenden) Walde befindlichen k. k. Landgerichtes bildet, gehören die fünf Pfarren Lingenau, Hüttesau[1], die volkreichste des ganzen Thales, mit dem bis 1826 zum Landgerichte Bregenz, nun nach Bezau gehörigen, aber stets nach Hüttesau eingepfarrten Bolgenach und Reute und das im Gebirge gelegene Sibratsg'fäll, welche zusammen das alte Gericht oder den dermaligen Standesbezirk Lingenau bilden, dann Langenegg und Krumbach — mit einer Gesammtbevölkerung von 5250 Menschen in 950 Häusern; — wie auch das ganze Balderschwanger-Thal, welches die Thalleute von Hüttesau und Lingenau seiner vortrefflichen Weiden wegen urbar machten, dort Hütten und Häuser bauten, und dann selbst mit ihrem Vieh überwinterten, weßhalb Sprache, Sitte und Kleidung durchaus dieselben der Vorderwälder sind.

Der Alpenstrich des Balderschwanger-Thales östlich vom Toser und dem Lappenbäche, einst nur wildes Jagdgebieth, ward vom Grafen Ulrich von Montfort-Bregenz am 21. März 1567 an seinen Schwager Johann Jakob Freiherrn Königseck mit der Herrschaft Rothenfels verkauft, kam im Preßburger-Frieden an die Krone Baiern und gehört zum k. Landgerichte in Immenstadt. Die kleine Bergpfarre zu

[1] Viele schreiben jetzt Hittesau wie Bizau im Innerwalde statt Büzau; da aber der Name von der Alpenhütte, welche die Egger zuerst in der Großenbünd am Fuße des Berges (nun Hüttesberg) in einer weidereichen Au bauten, herkömmt, so glaube ich meinen Geburtsort Hüttesau schreiben zu müssen.

Balderschwang, die sich einer sehr guten Schule erfreut, wurde 1796 durch den unermüdet thätigen Hüttesauer Pfarrer Michael Feuerstein (+ 1815) gestiftet.

Daß Fremde, welche den äußern B. W. besuchen, ja selbst Nachbarn, die Mundart dieser allemannischen Sei Communi so schwer verstehen und die Laute eben so schwer aussprechen, beruht wohl hauptsächlich darin, daß sie sich von der Sonderbarkeit des Dialektes keine Rechenschaft geben können.

Wir wollen hier dem Besuchenden den Zauber des schweren Verständnisses einiger Maßen lösen, damit er in unsere gastlichen, reinlichen, wohl auch schönen Häuser gerne eintrete, und sich des traulichen und lebensregen Gespräches erfreue.

## I. Uebergang des einfachen l in u.

Das aus- oder endlautende l wird im äußern B. W. nie in u erweicht, wie wir es im Französischen in seiner Bildung aus dem Italienischen oder Lateinischen sehen werden.

Wir wollen mit dem Artikel den Anfang machen, und mehr Beispiele anführen, als zur Erklärung der gegebenen Regel gerade nöthig sind, um besonders Studierenden zu zeigen, welche historisch begründete Kenntniß der französischen Sprache und welche fruchtbaren Resultate auf die einfachste Art durch vergleichendes Sprachstudium gewonnen werden können.

Im Altfranzösischen hieß der Artikel im Genit. und Abl. Sing. wie im Italienischen del aus de il [1], z. B. prist le sacrement del corps e del sanc del Sanior (S. Grégoire), und Raynouard bemerkt: »del a produit d'abord deu — — et ensuite ce deu s'est contracté en du [2], und citirt ein Beispiel, in welchem sich del noch neben du findet: »del deport du viel caitif (captif), woraus dann für den Genitiv und Ablativ du wurde.

Aus dem italienischen und altfranzösischen Dativ al (aus a oder ad il) z. B. hier al soir, al vespre, und im Plur. als z. B. als autres lics, d. i. lieux ward später au und aus oder aux.

So aus dem endlautenden l im Mask. als: col, cou, fol, fou, mol, mou, viel, vieux, sol, sou, Plur. sols (von soldo, solidus sc. numus), val, vau, so à val und à vau, vergl. Vaucluse aus Vallis clausa.

Diese Auflösung des l in u am Ende der Wörter bietet sich nicht nur im Plural der Schriftsprache mit angehängtem x, z. B. animal, animaux, cheval, chevaux etc. etc. sondern auch in südfranzösischen Dialekten im Singular in animau, fiu (filum), lensou lignou (fr. linceul, ligneul), mau (malum), tau (talis) noch immer dar.

Im Windischen wird dieses auslautende l im Sprechen gleichfalls in u verwandelt (und im Serbischen in o), z. B. orel (Adler), oru, kotel (Kessel), kotu; so auch der gemeine Mann in Polen.

Das inlautende, d. i. (um mit den neuesten Sprachlehrern zu reden) das im Innern des Wortes lautende, einfache l wird nach den Vokalen, a, ä, e, i, und o — nie aber nach u, da sonst uu zusammenkäme — in u erweicht, wenn d, t und z folgen, als:

a) ald wird aud: z. B. bald, baud, Stand, Staud, Halde (clivus), Haude, daher abhäudig auch abhäidig [1] und anhäudig, statt abhäldig (declivis) und anhäldig (acclivis), Wald, Waud, engl. wood; Balderschwang, Bauderschwang, Balthasar, Bauthas rc. rc.

Im Französischen eben so: Aus Arnaldus, Arnaud, Baldericus, Balderich, Baudri, Balduinus, Baudouin, Theobald (bald, bold, kühn), Thibaud, baltens, barbar. baldrillus, baudrier, caldo (calidus), chaud, calamus, chaume.

b) Alt wird aut und ält, äut z. B. alt, aut oder out holl. oud; Aeltern, Aeutern oder Ältern [2], Altar, Autar, holl. outaar, franz. autel aus altare, kalt, kaut, Falte, Faute, so einfältig, uifäutig, halten, haute, holl. hy houdt, im Vorderwalde: er haut oder hout, er hält, so Statthauter, holländ. Stadhouder, Spalt, Spaut, spalten, spaute rc. rc.

Im Französischen findet sich diese Erweichung des alt in aut besonders häufig, z. B. aus alter, autre, salto, saut, saltare, sauter, sauterelle, assaut etc., al tanto, autant, altus, haut mit vortretendem Hauche.

Aus valet (nach dem im Romanischen so gern am Ende verschlungenen e, valt), vaut, daher le vautrien oder vaurien; aus salit, saut und sault und j'assaux, fallit, faut, la faute aus faillir, tolt (aus dem veralteten tollire), tout; so fauteuil aus faldistola, faudesteuil, ein Falten-Lehnstuhl, den man zusammenlegen kann, Gautier aus Walter, Gualterus rc. rc.

---

1 Beide Völker haben sich für den Artikel in das lateinische il-le getheilt; im Femin. brauchen beide la, und der Italiener sagt vor s impura lo aus dem Ablativ il-lo.

2 S. Conrad v. Orell's altfranzösische Grammatik, Zürich 1830, S. 4, welches treffliche Buch jedem Freunde der französischen Sprache und Literatur zu empfehlen ist.

1 Das inlautende und umlautende äud und äut lautet oft wie äid und äit, daher schrieb ich auch abbäidig. Im Italienischen wird ls häufig oft das auf ch, f oder p folgende l in i erweicht z. B. charus, chiaro, flos, fiore, flamma, fiamma, plenus, pieno, planctus, pianto etc., so Wörter aus dem Deutschen, als: Flasche, fiasco, Platz, piazza, Platte, piatta etc. etc.

2 Da in der Sprache des Volkes bei den Haupt- und Zeitwörtern das n wegbleibt, so lasse ich es auch hier im Drucke weg, z. B. Soldate statt Soldaten, nenne statt nennen.

c) Alz wird auz, als: Salz, Sauz, holl. zout, Schmalz, schmalzen, Schmauz, schmauze.

Anmerkung. Als z. B. Hals bleibt unverändert, nicht so im französischen z. B. als (Dat. plur.), aux, salsus, salsare, sauce, saucer, saucisse etc. holl. saus, falsus, faux, fausse, calx, chaux, balsamus altfr. basme, und baulme, dann baume.

d) Eld wird eud, als: Feld, Féud, Geld, Géud ꝛc.; doch Held bleibt unverändert.

e) Elt wird eut, als: Welt, Wéut, Gelt (nicht wahr!) géut, Zelte (der), Lebzelten, Zéute, schelten, schéute, selten, séute, seltsam, seutsa (wunderlich, launenhaft).

f) Elz wird euz oder mehr eiz in der Aussprache: Pelz, Péiz, Stelze, Stéize, Bachstelze, Wasserstéize.

g) Ilt wird iut: gilt, giut, schilt, schiut ꝛc.; hingegen ielt in schielt bleibt unverändert, so auch ild z. B. Bild, mild, Schild.

h) Old wird oud, als: Gold, golden, Góud, góude und göude (gölden), holländ. goud, Hollunder, Houder (aus Holder österr. Holler), Wachholder, Wachhouder. Im ältern französischen soudard und soudart und soudoyer statt soldat.

i) Olt wird out, als: Golter das lat. culcita (Bettdecke, im Nibel. Vers, 7333. Cholter), Góuter, poltern, Gepolter, póutere, Hepóuter, gescholten, g'schóute im französischen aus coltello, couteau.

k) Olz in Ouz, als: Holz, hölzern, Hóuz, höuze, holl. hout. Stolz wird nie stouz, weil dieß Wort gemeiniglich nicht gebraucht wird, sondern wäh, altholl. wâhi. Im Französischen aus oltra, outre, outrage etc. molto, mout (veraltet).

Ll und das einfache l vor den Gaumen- (g und k) und Lippenlauten (b, p, m) bleiben in dieser Mundart durchaus unverändert, z. B. fallt, schallt, Balg, Bolg (Untiefe, vergl. bolgo, bolgia, eine Grube, Dante nennt die verschiedenen Thäler und Grufsten der Hölle bölge), daher Bolgenach, Galge, Kalk; dann halb, Kalb, Salbe, schelb (schief), daher Schelbe, Name einer Alpe, Alpe; Schwalm, Schwalbe.

Dagegen ist die Erweichung des l in lc, lg, lp, lph, lv, ll, lm, ln, im französischen häufig, als: aus

lc: alcuno (aliquo uno), wird aucun, calceus, chausse, calzare, chausser, dolce, doux, douce, vgl. Valdolce d. i. Vaduz, Hauptort im souverainen Fürstenthum Liechtenstein, so Bonaduz.

Falce, fauche, falcula, faucille, falco, faucon.

lg: Bulgaria oder Bolgaria, Bougrie, Bulgarus, Bougre, dann bougre, Bulgar, und Todtschläger, Schurke, aus den Kreuzzügen her, in denen so viele Franken in Bulgarien und im griechischen Kaiserthume erschlagen wurden.

lb: Alba, aube (weißes Chorhemd, und Morgenröthe), so alba spina, aubépine, aubette, aubin (das Weiße im Ey), Albinus, Aubin, Albericus, Aubri, albergo (unser: Herberge) auberge, albanus, albenus, statt alienus, aubain.

lp: Talpa, taupe.

lph: delphinus, dauphin, Arnolphus, Arnou und Arnoud, sulphur, solfo, soufre.

lv: Alvernia, Auvergne, calvus, chauve, salvus, salvare, sauf, sauve, sauver etc., selvaggio (silvaticus), sauvage, alveus, auge.

ll: spalla, epaule.

lm: eleemosyna, altfr. aulmosne (Almosen), Aumône, aumônier etc., palma, paume, psalmus, pseaume, pseautier, pulmo, polmone, poumon, salmo, saumon und saumoneau neben salmerin.

ln: Aus sal und salina nach ausgefallenem i — saunière, so sauner, saunier, saumure, saugrenée etc. alnus, f. aune, m. Erle, ulna, aune, f. Elle. Aus salix, saule, saulx.

lr: Nimmt (wie ρε z. B. αν-δ-ρα) ein d in seine Mitte z. B. moudre in der ältern Sprache molre aus molere, mouture, molitura, soudre, resoudre, solvere, poudre, altfr. polre aus pulvere, und besonders im Futur. und Conditionnel in erai und erois oder nach Verschlingung des e, rai und rois, z. B. aus valoir (valere), je valrai, valrois wird je vaudrai, vaudrois; vouloir (volere) je volrai, volrois, je voudrai etc., so aus falloir, il faudra, faudroit, das veraltete, dem lateinischen tollere nachgebildete tollire, und retollir bildete das Fut. je toldrai, toudrai, tourai, torrai (ital. toglierò, torrò, torrai), z. B. Et tot retolt et retoldra, totes les foiz qu'ele voldra, im Roman de la Rose und in einem Fabliau: il le souspendra et li toudra son benefice; assaillir hatte assandra neben assaillira.

(Schluß folgt.)

---

Der dänische Bildhauer Bertel Thorvaldsen. Nebst einem Verzeichnisse seiner bis jetzt ausgeführten Kunstarbeiten. Von J. M. Thiele. Mit des Verfassers Genehmigung aus dem Dänischen übersetzt von H. F. von Jenssen. Hamburg, Perthes = Besser und Mauke. 1837. 40 S. 8.

(Fortsetzung.)

Thorvaldsen war aus Kopenhagen einem gelehrten Dänen Zoëga mit Namen empfohlen, welcher damals in Rom lebte,

und dem er Anfangs alle seine Arbeiten zur Beurtheilung vorzeigte. Da dieser Mann aber ein gar zu strenger Kunstrichter, und schwer zu befriedigen war, so stellte Thorvaldsen sich eine Zeitlang, als ob er sich ohne Etwas zu thun herumtriebe; heimlich aber arbeitete er Tag und Nacht. Und auf diese Weise fühlte er sich bald in seinem eigentlichen Elemente, und war nun so anhaltend fleißig, daß es fast unbegreiflich ist, wie er so Vieles von der Hand schaffen konnte. Drei Jahre sind indessen keine lange Zeit, wenn viel darin gelernt werden soll. Thorvaldsen war erst recht in Thätigkeit gekommen, als er mit Schrecken bei dem Gedanken erwachte, daß die Stipendienzeit bald zu Ende gehe, obgleich er noch kein Werk vollführt hatte, das ein Zeugniß seines Fleißes in der Heimat abzugeben, ihm würdig schien. In Dänemark dagegen war man sehr wohl mit den Proben zufrieden, die er nach Kopenhagen schickte; obgleich diese Proben nur einen geringen Theil von dem betrugen, was er in Rom vollendet hatte; denn er war nie selbst recht mit seinen Arbeiten zufrieden, und pflegte den Bildsäulen, wenn er sie eben beendigt hatte, wieder den Kopf abzuschlagen und die Trümmer in einen Winkel zu werfen. Wenn man aber von den wenigen Arbeiten, welche diesem Schicksal entgingen, auf den Werth der zerstörten schließen darf, so hätte Thorvaldsen sich ihrer zu schämen nicht nöthig gehabt.

Durch diesen Kampf mit sich selbst und seinen Werken verrieth er deutlich genug — obwohl ohne es zu ahnen — wie das Ziel, das er endlich erreichen sollte, ferner lag, als es gewöhnlich der Fall ist. In dieser Stimmung faßte er jetzt den Vorsatz, sich an eine Arbeit zu machen, die sein Fürsprecher in Dänemark seyn könnte, und dazu wählte er aus der griechischen Geschichte die Darstellung des Helden Jason, wie derselbe, nach vielen überwundenen Gefahren, das goldene Vließ erobert. Im April 1801 stand die aus Thon geformte Gestalt fertig da. Es gehört indessen nicht bloß Geschicklichkeit, sondern auch Glück dazu, sich unter so vielen Künstlern, die in Rom leben, auszuzeichnen. Daher geschah es, daß dieses Meisterwerk unsers jungen Künstlers eben keine Aufmerksamkeit erregte; und als er es selbst eines Tages recht betrachtet hatte, schlug er auch dem armen Jason den Kopf herunter, — und dachte mißmuthig an die zum nächsten Herbst bevorstehende Rückreise. Zoëga wollte nun ebenfalls Italien wieder verlassen, weshalb denn beide übereinkamen, die Reise gemeinschaftlich zu machen, doch sie bis zum nächsten Frühjahr zu verschieben.

In dieser Zeit war unser Künstler einer Frau nicht ungleich, die sich in Kindesnöthen befindet: das Bild, das seiner Seele vorschwebte, sollte zur Welt gebracht werden, und ließ ihm keine Ruhe. Als demnach der Januar herangekommen war, stand in Thorvaldsens Werkstatt abermals ein Jason da; doch dieses Mal war der Held — gleichsam um sich mehr geltend zu machen — zur übernatürlichen Größe herangewachsen. Sobald dieß bekannt wurde, kamen Viele, um das Modell zu sehen, und Alle bewunderten es als ein Werk, das mehr als irgend ein anderes, das seit dem Christenthume ausgeführt worden, an die ganz eigene Art der Vollendung erinnerte, welche die Griechen ihren Bildhauerarbeiten zu geben wußten. Es blieb indessen nur bei Belobungen, und es fehlte nicht viel, so hätte auch dieser Jason das Schicksal seines Vorgängers getheilt. Thorvaldsen ließ einen Gypsabdruck von dem guten Jason nehmen; und nun könne, meinte er, das Bild stehen bleiben, bis sich einmal eine Gelegenheit fände, es nach Dänemark zu senden. Er machte sich also ans Einpacken, und sagte seinem Jason Lebewohl; am folgenden Morgen sollte die Reise angetreten werden. Schon hielt der Wagen vor der Thür, der Reisekoffer war aufgeschnallt, und man erwartete nur noch den deutschen Künstler, der mitreisen sollte, um einzusteigen. Endlich erschien der Reisende, jedoch nur um Thorvaldsen anzuzeigen, daß er nicht mitreisen könne, weil seine Pässe noch nicht visirt seyen. Die Abreise ward auf den nächsten Morgen verschoben. Nun aber sollte es sich gerade so treffen, daß ein reicher Engländer, der Kaufmann Thomas Hope, an diesem Tage von seinem Lohndiener auch in Thorvaldsens kleine Werkstätte geführt wurde, damit er den Jason sehe, von dem in letzter Zeit sehr viel gesprochen worden. Thorvaldsen war gerade gegenwärtig, und zeigte dem brittischen Herren seine Arbeit. Dieser fand großes Gefallen daran, und fragte im Verlaufe der Unterredung, wie hoch die Ausführung dieses Modells in Marmor wohl kommen könnte. »600 Zechinen« versetzte der bescheidene Künstler. »Das ist zu wenig,« erwiederte ihm der edle Kunstfreund, »ich will Ihnen 800 Zechinen geben, und sie sogleich in den Stand setzen, an die Arbeit gehen zu können.«

So sollte Thorvaldsen für die Kunst gerettet werden! Durch diese Fügung des Schicksals erreichte er nicht nur, daß er noch ferner in Rom bleiben konnte, sondern auch, was vielleicht unwesentlich erscheinen mag, es aber keineswegs war, daß er einen Ruf erlangte. Weit und breit wurde nun von ihm gesprochen; mit jedem Jahre mehrte sich für ihn die Gelegenheit, sich durch seine Kunst auszuzeichnen.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenback. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**79.** Mittwoch, den 4. Oktober **1837.**

## Ueber die Veränderung des l und n in u in der Volkssprache des äußern Bregenzerwaldes in Vorarlberg, und des k. baierischen Alpendorfes Balderschwang, verglichen mit dem Französischen, Italienischen und Holländischen.

(Schluß.)

### II. Uebergang des einfachen n in u.

a) Am Ende des Wortes, auslautend, in: gau, lau, stau statt gân, lân, stân (d. i. gehen, lassen, stehen), und ihren Zusammensetzungen, wie im nahen Allgau. In andern Wörtern wird dieses endlautende n im Reden, wie in der Umgegend, stets ausgelassen, so z. B. in den Haupt- und Zeitwörtern: die Arme, nenne statt Armen, nennen, so in den einsilbigen Stammwörtern z. B. Ma, statt Mann, So statt Sohn.

b) And wird aud (wie oben ald), z. B. g'stande, g'staude, andere, audere, ändern, äudere oder äidere, Hand, Haud, so beidhändig, beidhäudig, handeln, haudle, Land, Laud, Lander (gesägtes Bret, Latte, um ein Land, Grundstück zu umzäunen, daher Ge-länder), Lauder, Pfand, pfänden, Pfaud, pfäude, Sand, Saud, Wand, Waud, und lautet ganz so wie oben Waud aus Wald.

c) Ant wird aut: Antwort, Autwort, Mantel, Mautel, Aente, Aeute u. dgl.

d) Anz, auz: ganz, gauz, agäuze, d. i. angänzen, vom Ganzen etwas wegnehmen, z. B. einen Laib Brot ꝛc.; Kranz, Krauz, Tanz, Tauz, tanzen, tauze ꝛc.

e) end wird eud und in der Aussprache auch eid: End, Eid (wobei e wohl gehört wird), so enden, eide, Elend, Eléid, vereléide, verelenden mit dem Elend Erbarmen, Mitleiden haben, ist stärker als bemitleiden, so schwenden (d. i. ausreuten, ausroden, urbar machen), schweide, daher die Ortsnamen Alberschweide (aus Albero's Schwende) und Gehrersg'schweid st. Alberschwende und Gehrersg'schwend.

f) Ent wird immer eut im Verbalausgang des Präsens Plur. Activ, was wir näher erörtern müssen. Der allemannische Dialekt liebt, wie schon den Lesern Hebels bekannt ist, ganz besonders die Wurzelsilben der Zeitwörter in mancherlei Schattirungen, z. B. ge, go (im äußern B. W. gau) statt gân, gehen, ge, gēa und gie statt geben, ha, he, hie statt haben, ko statt kommen, lo, lau statt lân, lassen, ne, neu, nie st. nehmen, ste, sto, stau st. stân, stehen ꝛc., und hängt für alle drei Personen plur. praes. act. was auch für den Plural des Imperativs gilt, — nt [1] oder in weicherer Aussprache — nd [2] an, z. B. bei den so eben genannten Verben; wir, ihr, sie, gant, gēnt, gont; gent, geant, gient, (geben); hant, hent, hient; kont, (kommen); lant, lent, lont; nēnt, nēant, nient; stant, stēnt, stont ꝛc., wie man es in alten Urkunden und Druckwerken der Schweiz und des südwestlichen Deutschlands (z. B. in Tschudi, Sebastian Münster) genugsam lesen kann.

Dieses — nt erweicht sich nun in den genannten Sei Communi ganz regelrecht in ut. und da man mehr d als t vorlauten hört, so will ich überall — ud setzen, z. B. wir ihr, sie gaud, gäud und gäid st. wir gehen, ihr gehet, sie gehen, giud, st. geben, haud, häud, häid und hiéud (haben), koud, köud und kéid st. kommen, laud, läud, löud st. lassen, nieud, st. nehmen, staud, stäid, st. stehen; so müeud st. müent, d. i. müssen, so wéid (und meid) st. went, wellent, d. i. wollen, z. B. wéid (oder meïd) ihr it mo zu mer ur [3] ko, wollt ihr nicht Morgen zu mir herauf kommen, und laud mi über's féud in Wäud gau, laßt mich über's Feld in den Wald gehen.

g) ind und int werden iud und iut, z. B. binden,

---

1 Schon im Gothischen endete sich die dritte Person Plur. Praes. act. in — and, ond, im Althochdeutschen gleichfalls in — ant, ont, im Mittelhochdeutschen — ent, und in der jetzigen Schriftsprache nach Weglassung des — t die erste und dritte Person Plur. in — en.

2 So in Riefensberg, das am Schönenbühel an die Pfarre Hüttenau gränzt, stets: wir ꝛc. gand, hand, land, lend ꝛc. ꝛc.

3 Ur = herauf, vgl. Ur—sache, Ur—sprung ꝛc.

binde, blind, blind, hinten, hinde, Geschwisterkind, G'schwisterkind (statt Kind, sagt man gewöhnlich Gobe, eine Gabe Gottes?), Linde, Linde, Lindau, Linda, alth. Lindahu, minder, minder, minderen, mindere, altfr. mieldre (minor) und würde man das l in u erweichen, so hieße es auch mieudre, sind, sind.

h) Ont, önt in out, öut s. f. Aus dem Italienischen montone (von montare, bespringen) wird mouton, constare, couter, monasterium, moûtier, z. B. Moûtiers en Argonne, en Tarantaise.

i) Ins und inz bleiben unverändert, als: Zins, zinse, blinzle.

k) Ng bleibt gleichfalls unverändert, z. B. lang, G'sang, singe, springe, Empfang, hange, z. B. Hangeresfluh, d. i. die hangende Fluh, Bauderschwang, s. oben in ld. Hingegen, sonderbar genug, sagt man heuke oder heike, Heiker st. henken, Henker, indem nk uk wird, z. B. Bank, Bauk, krank, krauk, Rank (der), d. i. Rank = Krümmung und Windung des Weges, räuke oder räike (ränken), um einen solchen Rank fahren, daher trop. Ränke; lenken, léuke oder léike, Lauk (Lank im Innerwald) Stammsilbe zu He—lenk, besonders figürlich »er heat kun Lauk,« = »er ist ungelenk, unbehülflich, träge,« und »er heat kun Zick und kun Lauk« = er hat weder Salz noch Schmalz, er ist weder gesotten noch gebraten; denken, déuke oder délke, i hie mirs déikt = ich habe mir's gedacht.

• • •

Nach diesen weitläufigen Regeln und Beispielen wird nun jeder die Worte im folgenden Kinderspiele »das Vorzähle,« leicht verstehen, bei welchem man die Augen zuhält und auf die Seite geht mit dem Spruche:

»Uis (eins), zwoi Wagesoil,
Steck e Messer in 'ne Schoid,
Hinder Linde
Will di finde,
Hinder Buche
Will (ich) di suche,
Hinder Tanne
Will dir d'Ohre spanne,
Wer sie it (nicht) versteckt heat,
Soll in e Mousloh schlönse (schlüpfen)!«

Während dieser Worte haben sich die übrigen Mitspielenden zu verstecken, und der erste Gefundene muß die andern suchen helfen, und dann von neuem unter obigem Spruche die Andern suchen.

III.

Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Mundart ist das Weglassen des c vor h im heutigen ch, z. B. Ahsel (Achsel) = so im Niebelungenliede V. 1802 (in v. der Hagen's Ausgabe, Breslau, 1816), althochd. ahsla, auch sagt man noch Uohs, Plur. Uohse (Höhlung unter der Achsel, ala) z. B. unter d' Uohs nie, östr. unter d'Jexn nehmen, althochd. uohsa, mittel hochd. uohse und uehse; ahte (achten), vergl. Nibel. V. 2197 und 4020; Kneht, (Knecht) Nibel. Chneht V. 133 und 6043, engl. knight, ming Knehtle! (mein Knechtlein) wird kosend, besonders von Müttern zu ihren Knaben gesagt, mi filiole!; Liht (Licht) Nibel. 2522 und 746, althochd. lioht und tagesliehte, vergl. das althochdeutsche »zeliehte sia brahta« mit dem Vorderwälderschen »sie hiend a's Liht broht« (sie haben an's Licht gebracht) im Perfect, da daselbst stets das schleppende Perfect statt des Imperfects gebraucht wird; leiht (mit vorlautendem i, Nibel. 1915 lihte) = leicht, althochd. lihti, dann leihter und leihtest, lihtor, lihtista, engl. light; Reht und reht (Recht und recht), z. B. vo Rehtswege, Nibel. 447 von rehte, »sie tind ganz reht = sie thun ganz recht; nonses (d. i. nis was) rehts = etwas rechts; G'siht (Gesicht); Naht (Nacht), Nibel. 269, hienaht = heute Nachts, ingnahte = einnachten, Nacht werden; G'schläht, das, (mit klarem ä) = Geschlecht, aus slahte (Nib. 220 272) Art, Weise, dann Schlag (z. B. Schlag von Menschen, nach altem Schlag, von gutem Schlag, Mittelschlag, Baumschlag — nicht aber Schlagbaum), das althochd. slahta ist weiblich und die Vorsilbe Ge— macht es sächlich. Neben dem bekanten ungeschlacht lebt im B. W. noch g'schlacht, z. B. e reht g'schlachte Ma; im Italienischen wird nach dem Uebergange des l in i »schiatta,« Geschlecht, Stamm, Gattung, Art z. B. von Früchten; pfähte, Verb. = Maß und Gewicht gesetzlich bestimmen, von altem Pfaht (Pfacht) = Gesetz, östr. eichen, und so ließen sich noch zahlreiche Beispiele anführen.

---

Aus der noch herrschenden Mundart läßt sich mit ziemlicher Gewißheit die Zeit der, wenigstens zahlreichsten Einwanderung und Urbarmachung, wenn auch nicht der allerersten Bewohnung des B. W. festsetzen.

Das Gefasel Mehrerer, daß Spuren von Römerthürmen an der alten Kirche zu Riefensberg seyen, ist durchaus nichtig; denn es gibt im ganzen Walde weder derlei Thürme, Schlösser und Ruinen, noch Festungswerke, Edelsitze und Wallfahrtsörter.

Der Bergstrich war bis ins eilfte Jahrhundert noch eine Wildniß, und erhielt seine Bewohner theils durch die Landleute, welche die grasreichen Auen (denn noch enden sich die Namen von neun Pfarrdörfern in — au) mit ihren Herden beweideten und das reiche Wild jagten (so hieß selbst der Ort, wo die Grafen von Montfort ihren Aufenthalt in ihrem innern Walde während der Jagden nehmen, Jagdhausen jetzt Au), theils durch Flüchtlinge aus der Umgegend des Bo-

[illegible] Redacteur: J. J. Kaltenb[illegible] — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

denseeś. Als nämlich im Jahre 1079 Ulrich III. Abt von St. Gallen, als Anhänger des Kaiser Heinrichs IV., den Grafen Marquart von Bregenz, der auf der Partei des Gegenkönigs Rudolph von Rheinfelden stand, in Bregenz belagerte, die Stadt sammt dem Schlosse und der Umgegend eroberte und einäscherte, suchten scharenweise die Bewohner ihre Rettung im nahen Gebirge.

Von dem Benediktinerkloster Mehrerau (Augia major Brigantina), welches Graf Ulrich von Bregenz und seine Gemahlin Bertha[1] jenes Afterkönigs, Rudolphs, Tochter (daher die Theilnahme dieses Geschlechtes für ihn), um das Jahr 1097 gründeten, verbreiteten sich nach und nach die Segnungen der göttlichen Lehre und milderer Sitte neben der Urbarmachung und Beweidung der Auen und Höhen im Gebirge. Deren Sohn Rudolph gab auf Zureden Merbods oder Marbods, angeblich Sprößlings desselben Stammes und Priesters dieses neuen Klosters, demselben Alberschwende mit allen Gütern und Rechten[2]. Bald darauf ward Merbod, der gegen die Laster und Rohheiten des Volkes zu Alberschwende losdonnerte (detonabat), mit einem Knittel am 23. März 1120 an der Stelle erschlagen, wo jetzt des Seligen Kapelle steht.

Bald erschienen auch die Mehrerauer im (noch so genannten) Hofe zu Lingenau (liegende Au? indem sie die tiefste von allen ist), wo mündlicher Ueberlieferung zufolge eine Galthütte gewesen seyn soll, um die sich nach und nach mehrere Häuser erhoben. Da aber die Bearbeitung und Bewirthschaftung der an fünf Stunden vom Kloster entlegenen Güter zu schwer und zu kostspielig, und für den Propst, der mit dem Oekonomen alles besorgen mußte, mit vielem Zeitverluste verbunden war, verkaufte Abt Johann IV. alle noch dortigen Hofgüter an neun Bauern für 1500 Pfund Pfennige.

Wie diese Bregenzerlande nach dem Tode jenes Rudolphs († 1127) durch seine Schwester Elisabeth an die Grafen von Pfullendorf und später an die Grafen von Montfort kamen, verweise ich auf des Ritters v. Lang Baierns alte Grafschaften S. 398 — 406. Im Jahre 1409 ward die Herrschaft Bregenz zwischen Wilhelm und Hugo von Montfort bleibend getheilt. Schon Wilhelms Erbtochter Elisabeth, Gemahlin Wilhelms, Markgrafen von Baden-Hochberg, verkaufte ihre Hälfte der Stadt, und der Landschaft, wozu die Gerichte Alberschwende und Lingenau rc. gehörten, an den Herzog Sigmund von Oesterreich im Jahre 1451 am 12. Juli um 35592 Gulden, und Graf Haug die andere Hälfte am 5. September 1523 an den Erzherzog Ferdinand I. um 50000 Gulden; somit gab es durch 72 Jahre ein österreichisches und ein montfortisches Bregenz.

Als Sprachprobe will ich eine höchst einfache Erzählung mittheilen, die ich selbst irgendwo unter dem Volke hörte. Ihr Inhalt charakterisirt die schlichte Menschennatur, die eine tief eingegrabene Ehrfurcht und Liebe für das Alte und Alterthümliche hat.

»Vor eme Dorf ischt e[1] großes Crucifix am Weg g'stande, wo d' Lüt im Vorbeigau e Paar Vater unser béatet haud (oder händ und hieud); noh und noh heat es aber der Reage ganz ausg'wäsche, und d' Sunne lutter Sprüng und Spaute d'ring[2] g'machet. Der Pfarrer loot[3] für's aute us eme Stuck Houz e neüs[4] und e schöneres mache, die Boure sind aber iht[5] me[6] so stau bliebe, um ihr Vater unser z'béate. Der Herr frogt e mol nen: Worum sie nit me wie vorher dönt[7] him neüe schöne Herget béatet? Der Bour will lang it 'rous, kraßt sie hinterm Ohr und séit[8] eidli; »»Jo! wir händ de neue noh as Bierebom g'kännt.««

---

Der dänische Bildhauer Bertel Thorvaldsen. Nebst einem Verzeichnisse seiner bis jetzt ausgeführten Kunstarbeiten. Von J. M. Thiele. Mit des Verfassers Genehmigung aus dem Dänischen übersetzt von G. F. von Jenssen. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke 1837. 40 S. 8.

(Schluß.)

Referent kann in die Entstehungsgeschichte der unsterblichen Kunstwerke, welche sich nun rasch folgten, nicht eingehen; hier mag es genügen anzuführen, daß Thorvaldsen bis 1819 ununterbrochen in Rom blieb, und bei all seiner Sehnsucht nach der Heimat, erst im genannten Jahre eine Reise dahin unternahm. Er verließ Rom am 14. Juli, und überall auf seiner Reise, in italienischen und deutschen Städten, wurde er von Hohen und Niedrigen mit so ausgezeichneter Ehre empfangen, wie sie vielleicht noch nie einem Künstler zu Theil geworden. Gegen Ende September betrat er die dänische Grenze, und nachdem er in Altona, Schleswig und Flensburg

---

1) Bruschii chronologia Monasteriorum pag. 11.

2) Id. l. cit. »dedit monasterio Alberschwendam parochiam (?) nemoris Brigantini cum omnibus ad eam pertinentibus juribus praediis ac bonis.«

1 e = ein, da die Aussprache zwischen e und a schwankt, sehe ich e; 2 d'ring = darin, das g wird am Ende dem n öfter angehängt, z. B. ming, aus min = mein, so ding, sing, Wing statt dein, sein, Wein; besonders zur Vorsilbe un, wenn sie verstärkende Bedeutung hat, z. B. ungreich, unggroß rc. d. i. ungemein reich, groß, vergl. das intensive un in: Untiefe, Ungewitter, Ungestüm, Unkosten rc.; 3 loot = lat d. i. läßt; 4 neüs = das u wird stärker, das e sehr schwach gehört; 5 iht = nihe, nicht (wie rien d. i. rem) s. Iwein S. 108; 6 me = mehr Nibel. 379. 2220; 7 dönt = dort; 8 séit st. sagt, wenn das g in i übergegangen, so wird aus dem vorgehenden a ein e, also ag wird ei, Particip Perf. z. B. gesagt, g'seit (Nibel. B. ...) tragt und getragen, treit und g'treit, jagt und gejagt, jeit und g'jeit, legt und gelegt, leit und g'leit (Nib. 6291. 6285) rc., daraus läßt sich das Schweizerische Meidle st. Mägdlein erklären.

estlich empfangen und bewirthet worden, ruhte er theils auf Brahetrolleborg, theils auf Sanderumgaard in Fühnen aus. Am 3. Oktober sah er seinen Geburtsort wieder, wo die herzlichsten Feste ihn erwarteten; alte und neue Freunde wetteiferten, dem Herrlichen zu zeigen, wie das Vaterland stolz auf seinen Besitz. Doch bald sehnte er sich nach der Arbeit, und als man für ihn eine Werkstatt eingerichtet hatte, war es sein Erstes, dem Vaterlande die Brustbilder seines geliebten Herrscherpaars zu schenken. Die Regierung übertrug ihm darauf die Ausführung einer großen Anzahl von Arbeiten, welche für die neuerbaute Frauenkirche bestimmt waren, nämlich die Bildsäulen Christi und der 12 Apostel, nebst einer Darstellung Johannes des Täufers, wie er in der Wüste predigt. Doch diese Arbeiten waren von zu großem Umfange, als daß Thorvaldsen sie in Kopenhagen hätte ausführen können; nachdem er wieder nach Rom zurückgekehrt war, machten sie mehrere Jahre lang seine Hauptbeschäftigung aus. Dagegen begann er sogleich einige kleinere Kunstarbeiten für jene Kirche: nämlich die Taufe Jesu und das heil. Abendmahl.

Als er fast ein Jahr in Kopenhagen zugebracht, reiste er wieder ab, und ging über Berlin, Dresden nach Warschau und Krakau, wo bedeutende Bestellungen und Auszeichnungen seiner warteten. In Troppau, wo eben der Monarchen-Congreß gehalten wurde, empfing ihn der österreichische Kaiser Franz bei sich, und Fürst Metternich übertrug ihm in Auftrag des Kaisers die Verfertigung eines Monumentes für den Fürsten von Schwarzenberg. Auf diesem seinem Triumphzuge aber kaum in Wien angelangt, überbrachte ihm ein Eilbothe aus Rom die Nachricht, daß in einer seiner Werkstätten der Fußboden eingestürzt wäre, wodurch alle dort aufgestellten Kunstarbeiten mehr oder weniger beschädigt worden. Er eilte daher Tag und Nacht, um Rom zu erreichen, fand aber, dort angekommen, daß der Schaden doch nicht so groß, als er sich vorgestellt hatte.

Nachdem er wieder zur Ruhe gekommen, ging er sogleich zur Ausarbeitung der während seiner Reise erhaltenen Bestellungen, und was seinen Schülern und Freunden Aufgabe fürs ganze Leben schien, vollendete er in dem kurzen Zeitraume [illegible] Jahren. Das Jahr 1830 bot ihm Gelegenheit [illegible] Ausflug nach München zu machen. Die [illegible] unsterblichen Meisters würdig; Fest folgte auf [illegible] den ihm zu Ehren veranstalteten Hofball eröffne[illegible]aise, die er mit der Königin tanzte.

In R[illegible] angekommen, warteten seiner noch viele [illegible], und ihre Anzahl häufte sich durch neue [illegible]eren gehörte ein Denkmal Lord Byron's, [illegible]es für den letzten Sprößling der Hohenstaufen, Konradin, das der Kronprinz von Baiern bestellt hatte und in Neapel errichtet werden sollte. — Die Stadt Mainz begehrte ein Monument zu Ehren Guttenbergs, und die Stadt Stuttgart ein zweites zur Verherrlichung Schiller's.

Seitdem scheint es, als ob er ernstlich darauf bedacht gewesen, seine Künstlerbahn, noch in ungeschwächter Kraft, zu beschließen, oder doch wenigstens keine neuen Arbeiten mehr zu übernehmen.

Thorvaldsen ist Direktor der Akademie der schönen Künste in Kopenhagen, königlich dänischer Etatsrath und Bildhauer, Commandeur vom Dannebrog und Dannebrogsmann; Commandeur des Ordens der würtembergischen Krone, des sächsischen Civil-Verdienstordens und des Ordens der baierischen Krone, Ritter der Ehrenlegion, der eisernen Krone und des rothen Adler-Ordens dritter Klasse. Die Zahl der ihm zugeschickten Ehrendiplome ist wie natürlich sehr groß.

---

## Notizen.

Ostpreußen mit 2025000 Einwohnern hat 14 Gymnasien, 4 zu Königsberg und die übrigen 10 in Braunsberg, Conitz, Danzig, Elbing, Gumbinnen, Lyk, Marienwerder, Rössel, Thorn und Tilsit.

---

Die Provinz Brandenburg zählt 1580000 Einwohner und 18 Gymnasien, nämlich 6 zu Berlin mit Einschluß des französischen und Realgymnasiums, 2 zu Brandenburg (Ritterakademie und Gymnasium), 1 zu Potsdam, Prenzlau, Frankfurt a. d. O., Züllichau, Neuruppin, Königsberg in der Neumark, und in den lausitzer Städten Cottbus, Guben, Lukau und Sorau.

---

Unter den akademischen Schriften, welche zu Königsberg im vorigen Jahre erschienen sind, verdient besonders erwähnt zu werden: Historiae Anabaptistarum et Sacramentariorum in Prussia e documentis adhuc incognitis adumbratae initia P. II. Regiom. Hartung. 14 S. gr. 4. Der erste Theil wurde zum Pfingstfeste 1834 ausgegeben.

---

## Berichtigung.

S. 311 Zeile 26 l. Gepôuter statt Hepôuter; dann Z. 30 althochd. wähl st. altholl.; auf der zweiten Spalte, Z. 12 von unten: assaudra st. assandra.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

80. Sonnabend, den 7. Oktober 1837.

Die Politik des Civil-Staatsdienstes. Vom Regierungsrath Dr. Wehnert rc. Potsdam, 1836. Verlag von Ferd. Riegel. 8.

Der Herr Verfasser, schon durch mehrere mit Beifall aufgenommene Abhandlungen über Vorlagen aus dem Gebiete praktischer Forschungen bekannt, hat allen wohlgesinnten Staats-Regierungen und Bürgerschaften in der vorangekündigten Schrift ein recht werthvolles Geschenk gemacht, indem er darin jenen die Rücksichten darzustellen bemüht gewesen, welche sie bei der Auswahl und Haltung der Staatsdiener, von den obersten bis zu den untersten, zu beobachten haben; diese aber zu überzeugen versucht hat, wie wichtig und unentbehrlich für das Gemeinwohl eine gut organisirte Staatsdienerschaft ist, um ohne Mißgunst und Gleichgültigkeit durch ihre mit vielseitigen Aufopferungen verbundenen Bestrebungen für das Bestehen und die Behaglichkeit des Ganzen einen gewissermaßen bevorzugten Standpunkt im Staate einnehmen zu dürfen.

Er hat dadurch den Werth der übrigen Staatsbürger in keiner Beziehung zurückgestellt oder gar angetastet, vielmehr unter denselben durch die Staatsdienerschaft eine wohlthätige, ja nothwendige Vermittelung nachgewiesen, die in der That auch nach seinen ausgesprochenen, empfehlungswerthen Grundsätzen nicht verfehlt werden kann, wenn sich diese bei den Staats-Regierungen und Staatsbürgern, wie bei allen Staatsdienern immer mehr geltend machen.

Eine kurze Anzeige des Inhalts der Schrift in der gewählten Entwicklung ihres Gegenstandes wird dies näher darthun.

Der Herr Verfasser geht in der ersten Abtheilung von der Entstehung und dem Zwecke der Staatsdienerschaft aus und hievon auf den bestimmungsgemäßen Standpunkt über, welchen sie in der Staatsbürgerschaft und im Verhältnisse zu den übrigen Mitgliedern der letztern einnehmen soll. Er legt ihr in der Wichtigkeit für den Staat mit Recht einen Vorzug vor den Volksvertretern bei und führt dieß weiter aus in Beziehung auf das Gemeinwohl durch die vorerwähnte, für dieses unentbehrliche Vermittelung der obern und untern Volksklassen und durch den Einfluß auf die politische Entwicklung des Mittelstandes, als des eigentlichen Staatskörpers. In diesem Gesichtspunkte erscheint ihm der Staatsdienst überhaupt als Mittel zur Erreichung des Staatszweckes und hierdurch für die höchsten Zwecke der Menschheit, indem er denselben als den Wächter für die Sitten, für das Recht und für die Beförderung der Thätigkeit in der Beschaffung der Bedürfnisse eines edleren Lebens und als den Stammhalter der hiezu erforderlichen Intelligenz ansieht.

Deshalb fordert er für den Staatsdienst von Oben nach Unten neben der Geschäftskunde und Berufstreue auch Geistesfrische, Ideenbildung und einen von Vorurtheilen freien Bürgersinn, als die höchste Aufgabe des Staates zur Förderung seines Gemeinwohls aber die Heranziehung, Bildung und Erhaltung einer so ausgestatteten Staatsdienerschaft, welche er mit den Volksgliedern in inniger Verwandtschaft sieht, aus diesen verjüngen und ergänzen läßt, und zu welcher er daher auch jeden Befähigten zulassen will.

Er geht genauer ein auf die Einwirkung der Staatsbeamten, auf den Geist des Volkes und dessen Erkenntniß der Bestrebungen der Regierung, welcher er deshalb die Pflicht besonders auflegt, die Staatsdienerschaft mit Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu behandeln, weil diese Tugenden in die Amtshandlungen und von hier aus in die Handlungsweise der übrigen Glieder des Staates hinüberpulsen.

Zu gleichem Zwecke und mit gleicher Wirkung fordert er aber auch Liberalität im Staatsdienste als die würdige Gesinnung, mit welcher die Individualität und der Ideengang Anderer verstanden und behandelt wird, und findet hierin das wirksamste Beförderungsmittel für Pünktlichkeit und Ordnung in der Geschäftsführung, weil dadurch die Willenskraft für alles Nützliche gehoben und erhalten wird. Aber auch Vertrauen, welches Vorsichtsmaßregeln nicht ausschließt und eine angemessene Aufsicht sehr wohl gestattet, nimmt er in Anspruch, als die Quelle eines belebenden Entgegenkommens.

Zu dem letzteren verpflichtet er dagegen die Staatsdienerschaft in den Planen und der Wirksamkeit der Staats-Regierung, weil diese sonst durch schroffe Gegensätze, welche der politische Parteigeist bildet, in den wohlthätigsten Anordnun-

gen und Unternehmungen gehemmt würde. Er hält es deßhalb nicht für zuträglich, wenn die Staatsdienerschaft an constitutionellen Kämpfen Theil nimmt, weil sie sich dadurch der Versuchung preis gibt, ihren unentbehrlichen Grund-Charakter der Freimüthigkeit für Recht und Pflicht in einer politischen Heuchelei zu vernichten. Darum will er aber, daß der Staat eine solche Freimüthigkeit ehre, weil sie dem Talente für eine solche fruchttragende Thätigkeit die Bahn eröffnet, und der Fähigkeit und dem Eifer einen Spielraum gestattet, vorzügliche Kräfte des Geistes und Gemüths im Antriebe der Vaterliebe geltend zu machen. In der Staatsdienerschaft erkennt er das zuverlässigste Organ der Staatsregierung, das Interesse und Bedürfniß des Landes zu erfahren, weil jener in ihrer vorbezeichneten Stellung zunächst jede mit der Zeit wechselnde Forderung sich ausspricht und erkennbar wird. Sonach verwirft er mit einigen interessanten Autoritäten eine solche Unterordnung, welche jede Gegenvorstellung verbietet, besonders deßhalb, weil durch rücksichtslose Zurückweisung der letztern Verstocktheit und Heuchelei und gegenseitig ein der Staatsklugheit verwerfliches und ein sogar gefährliches Mißtrauen erwachen würde.

Vertrauen und Selbstständigkeit, so äußert sich der Herr Verf., heben Treue und Muth, lassen den Staatsdiener mit reinem Herzen den Kreis seines Wirkens überblicken und zu der Würde des öffentlichen Berufes sich erheben, die er bei Schlaffheit und Servilität nicht bewahren kann.

Hiernach empfiehlt er Gestattung einer freien Bewegung fern von einer mechanischen Beschränkung und Unterwürfigkeit besonders für die geistigen oder für solche Amtsbeschäftigungen, welche nicht maschinenartig verrichtet werden, weil sonst die Entwicklung höherer Fähigkeiten unterdrückt und für Schwäche und Nachlässigkeit jede Ausflucht geschaffen wird.

Er vermißt im constitutionellen Regierungssysteme beiläufig die Möglichkeit einer zutrauungsvollen Behandlung des Beamtenstandes, weil das ständische Princip bei den in diesem getheilten Interessen der Einheit der Regierungsgewalt entgegentritt, diese eine mehr zusammengehaltene und feste Gewalt über den Beamtenstand bilden muß, der ihr in Denkungsweise und Handlung unterworfen bleibt, indem den Parlamenten gegenüber die Verantwortlichkeit des Verwaltungs-Chefs sich nur in dessen unbeschränkten Befugnissen über die Agenten der Verwaltung im Gleichgewichte erhalten kann. Er deutet dieß in einigen Beziehungen durch Vergleichung der Verwaltung constitutioneller und monarchischer Regierungsformen an. Wir würden jedoch den aufgestellten Satz als ein offenes Thor für den Eingang vieler drückender Mißbräuche ansehen müssen, wenn nicht die vorangeschickten und folgenden Grundsätze als eine Schutzwache dagegen aufgestellt wären, welcher zunächst obliegen soll, darauf zu sehen, daß der Einfluß der Hochgestellten im Staatsdienste nicht zu hoch angeschlagen werde.

Er will nämlich in der Staatsverwaltung keine todte Maschine, sondern eine lebendige Organisation erkannt wissen, und diese daher durch den Geist wirksam sehen, welcher sich durch alle Theile oder einzelne Organe thätig zeigt, weil er es sonst für unmöglich hält, daß der große Gang und das wundervolle Spiel des öffentlichen Lebens im Lichte gereifter Ideen aufgefaßt und behandelt oder die Zuversicht der Verwaltung in sich selbst aufrecht, und mit der öffentlichen Meinung im Einklange erhalten werde, die er bei richtigem Verhältniß und Grund als eine allen Gesellschaftsgliedern gebietende Macht anerkennt. Er theilt jedoch das Geschäft der Staatsdienerschaft in das Wesentliche, als solches, bei welchem Vertrauen, Kenntniß und Scharfsinn, und in das Untergeordnete, bei welchem bloß Fertigkeit, Pünktlichkeit und Reinheit erfordert wird. Bei diesem gestattet er eher das System eines abgemessenen Zwanges und der Dienstbarkeit für bestimmte Arbeitsstunden; bei jenem betrachtet er eine solche strenge Abhängigkeit als ein Todesurtheil für den über die Früchte der eigenen Thätigkeit sich freuenden Geist und für die starke Kraft und den mächtigen Willen zum Wirken und zur Pflicht. Er behauptet unläugbar, daß der Kleinigkeitssinn positiver Handhabung und das über alle Einzelnheiten ausgedehnte Kontrolliren der individuellen Thätigkeit zur Beschränktheit des geistigen Gesichtskreises führt und das innere Wissen und Gewissen mit der äußern Unbefangenheit des Staatsdieners verdrängt, auch selten von dem beabsichtigten Erfolge begleitet wird. Er verbannt für den großartigen Charakter des Staatslebens Vielschreiberei und überängstliche Kontrolle, ein fortgesetztes Mißtrauen und Bevormunden auf der einen und peinliches Bekümmerniß der Selbsterhaltung auf der andern Seite, und verbürgt dem Staate nur ein dauerndes Heil, wo wahre Intelligenz das Grundbedingniß seiner Kraft und das Hauptstreben für geistige Gleichgestellung im Staatsdienste ist.

Er will hierdurch nicht die Bei- und Unter-Ordnung auflösen, sondern nur eine gesetzmäßige freie Bewegung gewähren, für welche sich mit der Höhe der Stufe, mit der größeren Verantwortlichkeit und dem Umfange der Pflichten die Selbstständigkeit des Dienstes erweitern soll, weil sich die Gränzen der Subordination am sichersten durch das klar erkannte Verhältniß der Mittel zum Zwecke feststellen und derjenige, welcher im Staatsdienste zu einer selbstständigen Wirksamkeit berufen ist, auch berechtigt seyn muß, die von ihm für rechtlich und anwendbar anerkannten Mittel anzuwenden. Nur in einem aus der innersten Ueberzeugung hervorgehenden Wirken, das nicht in dem todten Buchstaben das Leben zu ergreifen wähnt, läßt er den Staatsdiener seine Bestimmung erfüllen, und von einem Grundsatze, daß die

Staats-Verwaltung blos in der Anwendung der vorhandenen Gesetze bestehe, besorgt er in der Praxis die verderblichste Sterilität. Nur für die Rechtspflege findet er die Festhaltung bestimmter Regeln für nöthig und im Allgemeinen setzt er voraus, daß jeder tüchtige Beamte niemals zweifelhaft seyn werde, was er solle oder dürfe, weil er einen untrüglichen Wegweiser finde in der Heilighaltung des Rechts, in der großen Einheit des öffentlichen Wohls und in seinem gewissenhaften Urtheile. Eine entscheidende Maßregel, die der Augenblick fordert, durch ängstliche Vorfragen aufhalten zu wollen, hält der Herr Verfasser für weit nachtheiliger, als je einmal eine unbedeutende Gewalt-Ueberschreitung, zumal dabei die Ansichten zwischen den Vorgesetzten und Untergebenen verschieden seyn können, ohne daß sich entscheiden lasse, auf wessen Seite der Irrthum sich geäußert habe, indem die ausgebreitetsten Kenntnisse und Einsichten des Höherstehenden nicht den Mangel der Lokal- und Personal-Kenntniß des Bezirks-Beamten ersetzen. Er verlangt moralische und geistige Freiheit für den Beamten und hierin den selbstthätigen Vollzug seiner Berufspflichten ohne Befürchtung, daß sich dadurch die Staats-Verwaltung zu einem in getrennte Organe zerstückelten Wesen gestalte; er meint, der Buchstabe der Gesetze sey für Alle gleich, aber der Geist der Gesetze könne verschieden verstanden werden und die individuelle Auffassung dieses Geistes müsse moralische Ueberzeugung des Beamten seyn, welcher er wie einem Ausspruche seines Gewissens folgen dürfe. Nur darin finde der Patriotismus des Beamten seine wahre Grundlage, verschwinde der starre Dienstmechanismus, welcher die Gleichförmigkeit mit Einförmigkeit verwechsele, und erhebe sich ein kräftiger, sich selbst bewußter Dienstgeist.

Er besorgt die Verkennung des letztern bei den höhern Gehülfen der Staatsgewalt nicht, weil jener in der Darlegung von Bedenklichkeiten kein Prüfungsrecht und keinen Widerspruch geltend mache, auch sich nicht der sofortigen Vollziehung in Fällen, wo kein willkührlicher Verzug eintreten dürfe, überhoben sehe, und jeder, welcher zuletzt die Verantwortlichkeit des Befohlenen zu übernehmen habe, auch nur an keine andere Ansicht gebunden sey, als nach welcher er selbst den Staatszweck erklären, auslegen und geltend machen wolle.

Aber gerade darin findet der Herr Verfasser auch die Erfahrung bestätigt, daß die unabhändige Denkart des Beamtenstandes nur so weit eine Stütze des gemeinen Wohls sey, als sie zugleich das Gefühl für das nothwendige Band der Stufenordnung, für die Unterwerfung unter rechtliche Herrschaft in sich trägt. Er glaubt ausgeführt zu haben, daß sich ein geregeltes System von innerer Einheit der Staats-Verwaltung mit freier Bewegung der Geisteskräfte, mit einem angemessenen Spielraum des selbstständigen Handelns auf verschiedenen Staatsdienststufen zum nützlichen Wirken verträgt (wie möchten sagen, nothwendig macht), und daß Theorie und Praxis mit gleich berechtigten Stimmen diesen Lehrsatz vertheidigen lassen.

In der zweiten Abtheilung bekämpft der Herr Verfasser die von vielen Seiten laut gewordene Klage über ein Uebermaß des Aufwandes für die Staatsdienerschaft durch den Grundsatz, daß dieser Aufwand nirgends das Werk der Willkühr, sondern überall das Ergebniß der Bedürfnisse und der Bildungsstufe des Volkes sey und daß derselbe lediglich nach den Mitteln abgemessen werden müsse, welche die öffentlichen Zwecke erheischen, diesen alle finanziellen Rücksichten unterzuordnen wären und in dem gegebenen Gesichtspunkte Ersparen und daß erspart werden solle, durchaus kein leitendes Princip für den Staatshaushalt bilden könne, für den die Unterhaltung der Staatsdienerschaft aus der Natur des Staatszwecks folge, welcher ohne jene nicht zu erreichen sey und daher jeden Aufwand nach dem zeitgemäßen Bedürfnisse unerläßlich mache.

Nach dem Standpunkte der Staatsdiener mißt er solches auch für diese ab und fordert dafür von einem edleren Gemeingeist eine billige Berücksichtigung der nach dem Maße der Beschäftigung erforderlichen Zahl der Beamten, der bedungenen mechanischen oder geistigen Thätigkeit, der für die letztere unentbehrlichen Mühen der Vorbereitung und fortgesetzten Ausbildung, der das Leistungsvermögen erhaltenden Erholungen und der Ansprüche der Beamten auf einen ermunternden Lebensgenuß, welcher durch eine erheiternde Behaglichkeit die Regsamkeit für den Beruf in dem oben dargestellten Geiste lebendig erhält.

Er findet in einer solchen Gegenleistung nur die Möglichkeit und Wirklichkeit der unparteiischen Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten und darin die Herausforderung einer ehrenvollen Beeiferung, welche fern von der Sonderung nach äußern Klassen und Ständen die aufgeklärtesten Meinungen und die gescheutesten Männer in die Kreise des höhern Staatslebens führt, wodurch sich eine Vereinigung und Vertretung aller Interessen der Staatsbürger erleichtert.

Der Hr. Verf. warnt deßhalb vor Ersparnissen, wodurch die Zahl und Eigenschaft der Staatsdiener unter den Bedarf herabgesetzt wird; zumal hierdurch im Aufgeben höherer Zwecke oder in unvollkommenen Dienstverrichtungen ein zehnfacher Verlust gegen die beabsichtigte einfache Ersparung zu erwarten sey.

Er widerlegt den Vorwurf des Tages über das Zuvielregieren, da diesem mit der höhern allgemeinen Bildung durch die neuern Organisationen immer mehr entsagt worden, welche er durch die Einrichtung einzelner oberster, nach Hauptverwaltungszweigen abgeschiedener Behörden für den ganzen Umfang des Staats auf eine regsame Vereinfachung der Geschäfte und dadurch auf wesentliche Arbeits- und Kosten-Ersparung

gerichtet findet und erkennt nur in einer Verminderung zu vieler und zu großer Forderungen, womit die Staats-Einwohner ihre Regierungen drängen; in dem Ausspruche der letzteren, daß ihnen das Handeln mehr als das Schreiben, die Sachen mehr als Nummern gelten; in der Ueberweisung von Einzelnheiten und Kleinigkeiten an die nachgestellten Instanzen; in der Befreiung des höheren Staatsdienstes von solchen Geschäften und in der Beschränkung desselben auf die großartigen Gegenstände des Staatslebens; besonders aber in Aussonderung veralteter Gesetze und in einer Sammlung und Ordnung aller noch anwendbaren Gesetzes-Vorschriften die allein zulässigen und wirksamen Mittel, die Beschäftigungen des Staatsdienstes und dadurch mit der Zahl der Beamten den Kosten-Aufwand für denselben zu verringern.

Er weiset durch mehrere königliche Anordnungen nach, wie sehr im preußischen Staate nach dem Ziele gestrebt sey und gestrebt werde, die Staatsdienerschaft in einer angemessenen Thätigkeit für das Gemeinwohl nicht durch Geschäftsmassen zu ermüden und zu unterdrücken, vielmehr rüstig und aufgelegt zu erhalten, wohl einsehend, daß (mit welcher Bemerkung der Hr. Verf. die erste Abtheilung seiner Schrift schließt) der Charakter eines Staats aus dem in der Staatsdienerschaft herrschenden Geiste erkannt werde und diesen zu veredeln, zu heben und zu kräftigen, durch glückliche Wahl und würdige Behandlung der Staatsdiener eine hohe Aufgabe der praktischen Staatskunst sey.

Wir dürfen nach dem obigen Auszuge zur Empfehlung der Schrift, die wir der vor einigen Jahren über den verwandten Gegenstand, nämlich über den Geist der preußischen Staatsorganisation und Staatsdienerschaft, von dem Hrn. Verf. herausgegebenen Abhandlung in Fülle und Gediegenheit der Darstellung vorziehen, nichts weiter hinzufügen, als den Wunsch einer recht weiten Verbreitung und Beherzigung der vielen Wahrheiten, die überall Eingang finden sollten, um, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, die Brot- und Pfründen-Philosophie aus dem Staatsdienste zu verbannen und einen edleren Beruf darin geltend zu machen, der in den gerechten Ansprüchen der Staatsbürger nicht Plagen des Tages und unwillkommene Störung der Bequemlichkeit und des Vergnügens zurückweiset, in den Untergebenen nicht den willenlosen Sklaven mit gebieterischem Eigensinn und Dünkel quält und in dem Vorgesetzten nur den Gebieter, nicht den wohlwollenden Führer ehrt.

Gegen solche Abweichung der Staatsdiener von ihrer wahren Bestimmung richtet der Hr. Verf. in schonenden Andeutungen der Nachtheile seinen warmen Eifer und in den Anforderungen an den Staat und die übrigen Staatsbürger findet die Staatsdienerschaft einen freimüthigen und tüchtigen Vertheidiger, der fern von theoretischer Plansüchtelei und verlauter Kunstrichterei seinen Gegenstand von allen Seiten aus dem richtigen Gesichtspunkte der Erfahrung beleuchtet. Seine Sprache ist kräftig und überzeugend und um so mehr läßt sich erwarten, daß sie keine Stimme aus der Wüste hat laut werden lassen, sondern daß sie auf Fehler und Mängel nicht ohne Erfolg aufmerksam machen und Irrthümer berichtigen wird, welche zu den Bewegungen der heutigen Zeit beitragen und ohne Grund den böswilligen oder erfahrenen Wortführern derselben einen willkommenen aber täuschenden Vorschub leihen, der innigen Befreundung der Staatsbürger mit den Staatsdienern eine entgegengesetzte Stimmung zu geben. Es war daher ein rechtzeitiges Unternehmen, dieser Richtung mit dem Uebergewichte der Wahrheit entgegen zu treten und diese durch die große Zahl der Gebildeten in das noch größere Publikum zu verbreiten, aus welchem Anlaß wir auch den Inhalt der Schrift genauer angezeigt haben.

Aus seinem Begriffe vom Staate möchten wir das sächliche Vermögen ausschließen, weil solches nach der eignen spätern und vollkommen richtigen Behauptung des Hrn. Verf. als todtes Eigenthum (Objekt) der mechanischen und nicht der organischen Vereinigung angehört und aus gleichem Grunde würden wir den Monarchen nicht den Eigenthümer, sondern den Vertreter der höchsten Staatsgewalt genannt haben, weil diese eine lebendige, mit geistiger Thätigkeit wirkende Kraft bezeichnet, über welche, wie über eine todte Sache kein Recht des Eigenthums oder des Besitzes geltend gemacht werden kann, wo sie selbst das Subjekt eines erhabenen Inbegriffs von Rechten ist.

Sonst ist uns nichts aufgestoßen, was uns einer Erinnerung werth geschienen und womit nicht Jeder sich für einverstanden anerkennen wird, der mit Sachkunde für das Gute gestimmt ist und deßhalb mit Vergnügen den im Vorworte versprochenen Abhandlungen des Herrn Verfassers entgegensieht.

Auch der Verleger hat die Schrift einladend ausgestattet.

---

## N o t i z.

Mit Recht borgt sich Madame Dudevant den Namen eines Mannes, Georg Sand, da man die Schilderungen von Verführung und Ehebruch, in denen sich die Verfasserin gefällt, einem Manne weit eher als einem Weibe verzeiht; ein Umstand, der bei der Berechnung der Gunst des Publikums gewiß in Anschlag zu bringen ist.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**81.** Mittwoch, den 11. Oktober **1837.**


## Hamlet.

Jede stille Seele sieht gern in diesen ruhigen See, in dem sich ein Weltall des Firmaments, der Menschheit, der Zeit und Ewigkeit spiegelt. Das einzige Stück vielleicht, das der reine sensus humanitatis geschrieben hat. Herder.

Es war eine schöne Zeit, da unsere deutschen Väter, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, sich plötzlich aus den steifen Blumenparterren der königlich französischen Hofmuse in die romantische Wildniß der Shakespear'schen Poesie versetzt fanden. — Das neue Land blieb ihnen nicht lange fremd; denn durch einen nah verwandten Zug fühlten sich die deutschen Herzen gar bald wie heimisch in der Nacht dieser geheimnißvollen Schatten und bei dem Glühroth dieser fernher winkenden Bergspitzen. Auf den frischen Rasen der zauberischen Wüstenei gelagert, pflückten sie sich die hervordringenden Frühlingsblumen zu phantastischen Kränzen für ihre glühenden Stirnen; und zu den Melodien der niederrauschenden Bergströme erschallten nun aus deutschen Kehlen begeisterte Lieder, denen auch der Sänger von Stratford mit Entzücken lauschen würde.

Wir waren glückliche Schüler, aber der herrliche Meister ward darüber nicht vergessen. Es gibt nichts Rührenderes für mich, als die religiöse Verehrung, mit welcher gerade die besten deutschen Dichter die Schönheiten des großen Britten heraus zu fühlen, und ihren Landsleuten zugänglich zu machen suchten; die Hingebung, mit welcher sie, das Bewußtseyn eigener Productivität zeitweise verläugnend, die dunklen Offenbarungen des höheren Genius zu erklären bemüht waren. Ich würde meine Landsleute lieben, wenn ich auch nichts von ihnen kennte, als ihre Commentare zum Shakespeare.

Die gebildete Gesellschaft Deutschlands, vor fünfzig Jahren den poetischen Interessen viel näher angehörend, als es heut zu Tag der Fall ist, bemächtigte sich bald eines so reichhaltigen Gegenstandes für ihre ernstere Unterhaltung, und kein Mann von Geist verschmäht es in Shakespeare's Charakteren seine psychologischen Studien zu machen. — Große Schauspieler, seit lange her den steifen Stelzengang des Alexandriners mit Widerwillen fühlend, schwelgten nun in dem freien Rythmus echtmenschlicher Empfindungen, und ihres wahren Ausdruckes. Lear und Hamlet wurden die höchste Aufgabe ihres Lebens.

Das ging nun so lange es ging. Allein der Gegenstand, welchen eine gewisse Zeit mit durchgreifender Vorliebe erfaßt und energisch durchgearbeitet hat, pflegt von der darauffolgenden als abgeschlossen betrachtet, und mit einer gewissen Vornehmheit bei Seite gestellt zu werden. Ein Thema, welches ein ganzes Menschenalter zu durchdringen sich abgerungen hat, das meint die darauf folgende Generation als sicheres Gemeingut in reifem Verständnisse zu besitzen.

So, dünkt mich, ist es auch mit Shakespeare gegangen. Man glaubt mit dem großen Manne nachgerade fertig zu seyn; und da doch hie und da etwas Neues über ihn angebracht werden will, so beginnt in die zeitweise gebotenen Beurtheilungen seiner Werke eine gewisse Wähligkeit und Preziosität einzuschleichen, welche es nicht verschmäht, mitunter die absurdesten Künsteleien für die Ergebnisse tiefer Kunstanschauungen zu bieten. Ist es doch einem sonst trefflichen Kenner unlängst begegnet: die Lady Makbeth eine liebenswürdige Gattin zu schelten, und den „geflickten Lumpenkönig" im Hamlet interessanter als den Prinzen selbst zu finden.

Da wir also auf dem Wege sind, in dem Verständniß Shakespeare's eher zurück als vorwärts zu schreiten, so möchte ich hier gerade am wenigsten nach Neuem haschen, wo sich bereits die witzigsten und tiefsten, kältesten und innigsten Menschen zweier Jahrhunderte in geist- und gemüthvollen Bemerkungen erschöpft haben. — Liegen denn nicht schon nach allen Richtungen hin breitgetretene Heerwege der Geister? Und selbst dort, wo der ehrgeitzige Forscher jungfräuliche Pfade für seinen Ruhm aufgefunden zu haben meint, entdeckt der ruhige Blick des Kenners gar bald nur eingestürzte römische Straßen, oder verschüttete Kreuzwege des Mittelalters, überwachsen vom schnell wuchernden Rasen der Vergessenheit, heute mit Sang und Klang aufs neue betreten, um morgen wieder verödet zu werden. Den Leser auf ein solch neu aufgespürtes Seitenweglein zu schleppen, meinen Helden in dem Spiegelzimmer der neuesten Philosophie vervielfacht zu zeigen, oder ihn durch das

Zwielicht irgend einer politischen Zeittendenz pikant zu beleuchten, wäre kein kostspieliges Unternehmen. Aber, welchen ernsteren Geist ekelte nicht dieses allgemeine Hindrängen zu jener mühsam-liederlichen Originalität; dieser übereilte unerquickliche Fortschritt unserer Dampfwagen- und Eisenbahnzeit an? Wer bliebe nicht manchmal auf einem angenehmen Hügel hinter dem vorwärts trabenden Trosse zurück, und blickte mit verschränkten Armen in eine frömmere Vergangenheit hinab, wo der noch unverblendete Sinn bei den wahrhaft Großen und Schönen mit Andacht verweilte »wo,« wie der Dichter sagt, »der Genuß noch froh war zu genießen, das Aug' bereit, im Anschau'n zu zerfließen?« — Und so schreibe ich denn auch diese Zeilen über einen Gegenstand, der meine Väter mehr interessirte als meine Zeitgenossen, in voraus versichert, von Wenigen gelesen zu werden, aber auch vollkommen zufrieden, wenn es mir gelingt, für diese Wenigen etwas zum Verständniß eines unvergleichlichen Meisterwerkes beizutragen.

Saxo Grammaticus, dessen in Belleforest's Novellensammlung aufgenommene Erzählung ohne Zweifel den Stoff zu Shakespeare's Hamlet geliefert hat, berichtet ganz einfach die meuchlerische Ermordung des alten Gorwendill und Gertrudens Verständniß und Vermählung mit dem Mörder. »Amleth« — so erzählt er weiter, »Amleth wußte darum. Um aber nicht durch ein kluges Benehmen dem Oheim gefährlich zu erscheinen, stellte er sich wahnsinnig[1], und verbarg durch diese List nicht nur seine Absichten, sondern setzte auch so sein Leben in Sicherheit.« Und nun fährt der dänische Geschichtsschreiber fort, seine Leser mit den zahlreichen Tollheiten seines Helden zu unterhalten. — Aus diesem Amleth der Geschichte, der durch seine, mit widerlicher Consequenz durchgeführte Verstellung alle Anschläge seiner Gegner zu nichte macht; der dem König von Britannien seine Tochter ablistet, und endlich, nachdem es ihm gelungen ist, an seinen Feinden eine exemplarische Strafe zu vollziehen, zum König ausgerufen wird, und Land und Leute in aller Behaglichkeit regieret; — aus diesem kalten Klotz der Geschichte ist unter dem Zauberstabe des Dichters eine romantische Figur entstanden, welche in dem Kreise der Dichtung ewig ihres Gleichen suchen wird, ein Charakter, dessen Tiefen die Geister zweier Jahrhunderte auszumessen nicht vermochten.

Man weiß, mit welcher Gewissenhaftigkeit Shakespeare bei den meisten seiner Arbeiten den Novellen folgte, welche ihm den Stoff dargeboten hatten, und aus denen er oft die unbedeutendsten Nebenumstände, bis auf Reden der handelnden Personen beibehielt, so daß es zu den interessantesten und belehrendsten Unterhaltungen gehört, den oft unscheinbaren Mitteln nachzuspüren, durch welche er der unbedeutendsten Anekdote die höchste Anmuth und Bedeutsamkeit der Poesie zu geben verstand. Bei Hamlet wurde nun zwar freilich nicht mit dieser Treue zu Werke gegangen; dennoch dürfte es keine fruchtlose Mühe seyn, hie und da auf jene alte Erzählung zurückzublicken, von welcher der Dichter zunächst ausging.

Hamlet — so heißt es dort — stellte sich wahnsinnig. Dieser Zug ist allerdings von Shakespeare benützt worden. Etwas sehr Aehnliches kömmt in seinem Stücke vor; aber die Sache ist bei weitem nicht so klar gehalten, als in dem Berichte des Saxo Grammaticus; denn, wenn man auch zugeben muß, daß Shakespeare's Hamlet bei mehreren Gelegenheiten absichtlich irre rede, so fühlt man sich doch manchmal wieder versucht, den Prinzen in allem Ernste für wahnsinnig zu halten. Ich habe zufällig mehrere Beurtheilungen des Hamlet von sehr schätzbaren Kennern vor mir, deren Ansichten schon über diesen Punkt nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gehen. Denn während der Eine Hamlets wunderliches Wesen als baare Comödie betrachtet wissen will, und ihm die zweideutige Ehre zugesteht, daß er die Rolle des Wahnsinnes mit unvergleichlicher Ueberlegenheit spiele: nimmt es der Zweite für wirkliche Tollheit, und versichert uns, daß Hamlet keineswegs die Absicht habe, unter erheucheltem Wahnsinn seine Pläne und sein ferneres Handeln zu verbergen. Der Dritte endlich scheint einen Mittelweg einschlagen zu wollen, indem er den Plan, sich wahnsinnig zu stellen, für eine Sünde erklärt, die gewissermaßen schon von Wahnsinn oder Halbwahnsinn zeugt. — Bei so auffallenden Meinungs-Differenzen dürfte es wohl am gerathensten seyn, selber zuzusehen, zumal es sich hier um eine Vorfrage handelt, vor deren Lösung wohl schwerlich in der Hauptsache mit irgend einer Sicherheit entschieden werden dürfte.

Schon das Paradoxe in Hamlets Rede und Handlungsweise überhaupt, scheint auf eine von dem Gewöhnlichen abweichende Verfassung seines Geistes hinzudeuten. Der schwindelnde Standpunkt, von welchem aus er die menschlichen Verhältnisse betrachtet, gibt ihm beinahe immer den Anschein eines Träumers; und durch die überraschende Veränderlichkeit, womit er von dem überschwänglichen Ausdrucke des Schmerzes bald in widerliche Stumpfheit, bald in die ausgelassenste Laune überschlägt, gleicht er jenen Unseligen, welche den umschränkenden Gesetzen des menschlichen Gemüths entnommen, in furchtbarer Freiheit schwärmen. Dann aber müssen wir wieder die Tiefe seines Geistes, die Schärfe seines Witzes bewundern, und selbst aus dem scheinbaren Unsinn seines Irreredens, blitzen uns oft überraschende Beziehungen eines überlegenen und freien Geistes entgegen;

---

1 Stolidítatis simulationem amplexus extremum mentis vitium finxit; so heißt es wörtlich. — aber das weitere Benehmen Amleths würden wir nach unserer Ausdrucksweise nicht Blödigkeit oder Dummheit, sondern vielmehr Wahnsinn oder Narrheit nennen.

»sein Wahnsinn hat« — mit Polonius zu reden — »Methode« und er selbst sagt, er sey »nur toll bei Nordnordwest — nur toll aus List.« Dennoch kann man jenes durchbrechende Bewußtseyn eben so wenig als diese eingestandene List für einen glaubwürdigen Gesundheitspaß gelten lassen; indem die ersten Stadien einer wirklichen Geisteszerrüttung das Bewußtseyn, ja sogar die Affektation dieses Zustandes nicht nothwendig ausschließen. »Das klang zwar ehemals parodox, aber nun bestätigt es die Zeit.« Wir wissen endlich, daß es betrogene Betrüger, daß es heuchlerische Schwärmer u. dgl. gibt; die Geschichte der Irrenhäuser, wie die Annalen des Fanatismus geben von dieser Doppelseitigkeit des Gemüthlebens traurigen Bescheid, und in mancher verschlossenen Brust klopft wohl ein geheimnißvolles Zeugniß für die Wahrheit dieser psychologischen Erfahrung. Der menschliche Geist hat wunderliche Falten, in denen das scheinbar Widersprechende in fabelhafter Eintracht wohnt.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Einige Bruchstücke
## aus
# der neuesten Zahlenstatistik von Frankreich.

Schon zu Ende des Jahres 1833 hatte der Minister Thiers den Plan entworfen, eine offizielle Statistik von Frankreich herauszugeben. In Folge dessen erschien auch wirklich unter der Leitung des Ministers Duchatel im Jahre 1835 ein Band »Versuche«. Herrn Martin du Nord aber war die Ehre vorbehalten, etwas Vollständiges zu Stande zu bringen, nämlich die Statistique de la France, publiée par le ministre des travaux publics, de l'agriculture et du commerce. Paris, 1837, imprimerie royale; erster und zweiter Band; ein Werk, ausgezeichnet durch Reichthum des Inhalts, Zuverlässigkeit der Daten, Zweckmäßigkeit der Zusammenstellung, und durch eine gefällige typographische Ausstattung.

Wir schmeicheln uns, den Lesern dieser Blätter keinen unwillkommenen Dienst zu erweisen, indem wir einige Bruchstücke aus diesem Werke mittheilen, welche in dem Probehefte einer neuen Monatschrift, der »Revue universelle« (Paris 1837, 31. August) abgedruckt sind. Der erste Band umfaßt das Land und die Leute.

Die Darstellung der »Territorial-Verhältnisse« theilt sich in vier Abschnitte, deren jeder wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfällt.

I. Der erste Abschnitt: »physische Beschaffenheit des Landes« enthält deren sechs.

1. Die erste Abtheilung liefert eine Uebersicht der geographischen Länge, Breite und der Seehöhe von 363 Hauptorten der Arrondissements und 165 Bergspitzen, welche die Höhe von 1000 Metres übersteigen. Die Angaben sind nach den Messungen der HH. Beautemps-Beaupré, Puissant, Cassini und der Ingenieurs, die mit der Triangulirung von Frankreich beauftragt sind.

Die weiteren Abtheilungen sind der Darstellung der Verbindungswege gewidmet und umfassen

2. die schiffbaren Ströme und Flüsse;
3. die Schiffahrts-Kanäle;
4. die königlichen und die Departemental-Straßen;
5. die Vicinalwege und
6. die Eisenbahnen und Brücken.

Zu Anfang des Jahres 1837 besaß Frankreich:

| | Kil. | M. | Kil. | M. |
|---|---|---|---|---|
| an königlichen Straßen . | 34511 | 876 | | |
| » Departemental-Straßen | 36378 | 563 | 842549 | 229 |
| » Vicinal-Wegen . . | 771458 | 790 | | |
| » schiffbaren Flüssen . . | 8964 | 408 | 12664 | 339 |
| » Schiffahrts-Kanälen . | 3699 | 931 | | |
| | | | 855213 | 568 |
| oder in Meilen | | | 219393 | 921 |

Die Anzahl der königl. Straßen beläuft sich auf 630, davon sind

| | M. |
|---|---|
| im vollkommenen Zustande, gepflastert . | 3134343 |
| angeschottert . | 21582813 |
| der Ausbesserung bedürftig, gepflastert . | 746661 |
| angeschottert . | 5105617 |
| noch unvollendet, gepflastert . . . | 175136 |
| angeschottert . . | 3767306 |
| | 34511876 |

Die Erhaltungskosten betragen jährlich 13632625 Fr.
Die Ausbesserung würde . . . 65640710 »
und die Vollendung der fehlenden Strecken 79124701 »
in Anspruch nehmen.

Departemental-Straßen sind 1381 und Vicinalwege 468527 an der Zahl.

Von den Departemental-Straßen sind:

| | |
|---|---|
| Vollkommen hergestellt . . . | 22228007 M. |
| Der Ausbesserung bedürftig . . | 5214306 » |
| Noch unvollendet . . . . . | 9136250 » |
| | 36578563 M. |
| Die Vicinal-Wege betragen . . | 771458790 » |

Der zweite Abschnitt ist der älteren und neueren politischen Eintheilung des Staatsgebietes gewidmet.

III. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der physikalischen Eintheilung des Landes.

Nach der geographischen Lage unterscheidet man 22 Küstendepartements mit einem Flächeninhalt von . . . . . 7448095 Quad. Lieues.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 14 Gränz-Departements | 9322086 Quad. Lieues. | | |
| 50 Departements im Innern des Landes | 16343450 | » | » |

Nach der physikalischen Beschaffenheit des Bodens liefert das 21. Tableau folgende Klassification:

| | Hectaren oder | Quad. Lieues. |
|---|---|---|
| Gebirgsland | 4268750,05 | 2161064 |
| Heidegrund und Steppen | 5676088,94 | 2873533 |
| Düngererde | 7276568,58 | 3683678 |
| Kalk- oder kreidehältiger Boden | 9788197,00 | 4955296 |
| Kieshältiger Boden | 3417893,05 | 1730316 |
| Steiniger Boden | 6612348,41 | 3347516 |
| Sandboden | 5921377,53 | 2997710 |
| Thonhältiger Boden | 2232885,00 | 1130403 |
| Sümpfe und Moräste | 284454,00 | 144005 |
| Verschiedenes Erdreich | 7290237,91 | 3690699 |
| | 52768000,47 | 26714221 |

In Bezug auf die landwirthschaftliche Kultur ergibt sich folgendes Resultat:

I. Steuerpflichtige Gründe:

| | Hectar. | Ar. | Cent. |
|---|---|---|---|
| Ackerland | 25559151 | 75 | 24 |
| Wiesen | 4834621 | 01 | 42 |
| Weingärten | 2134822 | 37 | 08 |
| Waldungen | 7422314 | 28 | 25 |
| Obst-, Baum- und Lustgärten | 643699 | 13 | 31 |
| Erlen- und Weidenpflanzungen | 64490 | 13 | 12 |
| Teiche, Viehtränken und Bewässerungs-Canäle | 209431 | 61 | 16 |
| Steppen, Hutweiden, Heiden | 7799672 | 49 | 00 |
| Schifffahrts-Kanäle | 1631 | 41 | 00 |
| Verschiedene Kulturen | 951934 | 25 | 64 |
| Flächenraum der Gebäude | 241841 | 92 | 29 |
| | 49863610 | 37 | 51 |

II. Steuerfreie Gründe:

| | Hectar. | Ar. | Cent. |
|---|---|---|---|
| Straßen, Vicinalwege u. dgl. | 1225014 | 01 | 47 |
| Bäche, Flüsse, Ströme | 458165 | 51 | 84 |
| Forste und Staatsgüter, die keine Früchte abwerfen | 1203980 | 32 | 51 |
| Kirchen, Kirchhöfe und öffentliche Gebäude | 17847 | 75 | 39 |
| | 2905008 | 51 | 21 |
| Dazu obige | 49863610 | 37 | 51 |
| Hauptsumme | 58768610 | 88 | 72 |
| Davon sind bereits katastrirt | 38037425 | 70 | 10 |
| und die muthmaßliche Oberfläche der noch nicht katastrirten Gründe beläuft sich auf | 14731193 | 58 | 63 |

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

Von Koberstein's »Grundriß der Geschichte der deutschen National-Literatur« ist die dritte Auflage erschienen. (Leipzig, Vogel 1837 XVI und 535 S. gr. 8.) Die Umgestaltung, welche zunächst die erste Abtheilung (bis Ende des sechzehnten Jahrhunderts) erfahren hat, ist so durchgreifend, die Erweiterungen sind so zahlreich, daß das Werk hierin als ein ganz neues gegen die früheren Ausgaben erscheint, wie denn die Zahl der Seiten, auf denen jener Zeitraum in der gegenwärtigen Ausgabe behandelt ist, die der früheren Ausgaben weit um das Doppelte übersteigt. Es ist nicht bloß der Geschichte der eigentlichen Literatur eine weit reichere und vollständigere, ausgeführtere und mehr zusammenhängende Darstellung zu Theil geworden, auch ganz neue Abschnitte sind hinzugefügt, in denen, so weit es für eine Literaturgeschichte passend erschien, der Entwickelungsgang der deutschen Sprache und Verskunst dargelegt wird. Wir überlassen es andern Blättern, die Leistungen des Verfassers im Einzelnen zu würdigen, das Lob, das er bescheiden allein ansprechen möchte, »dasjenige, was von Anderen und vornehmlich von den Meistern in der Wissenschaft ermittelt und veröffentlicht worden, in möglichster Vollständigkeit und gewissenhaft benutzt und in seinen Haupt-Resultaten zu einem übersichtlichen Ganzen zusammengestellt zu haben,« wird ihm nicht verkümmert werden können.

Doktor Wasserschleben leitet in seiner Schrift: »De quaestionum per tormenta apud Romanos historica commentatio« (Berolini, 1837) die Entstehung der Tortur aus der mangelhaften Beweisführung der Alten her, und bestreitet Reitermeier's Ansicht, daß sie aus dem natürlichen Streben des Menschen hervorgehe, hartnäckig Schweigende durch Gewalt zum Gestehen zu bringen. Läßt sich auch nicht läugnen, daß die letztere die Anwendung der Tortur bei Zeugen nicht genügend darthut, so steht doch der Ansicht des Vfs. wohl die von ihm selbst bestätigte Bemerkung entgegen, daß die Tortur, anfänglich nur auf Sklaven beschränkt, unter den Kaisern erst weiter ausgedehnt wurde, während man doch in der Kunst des Beweises unmöglich in solcher Art rückwärts schreiten konnte. Die Untersuchung ist ganz quellenmäßig geführt, vielleicht mit zu weniger Rücksicht auf vorhergehende, wenn gleich sehr mangelhafte, wissenschaftliche Behandlungen desselben Gegenstandes.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

82. Sonnabend, den 14. Oktober 1837.

## Hamlet.

(Fortsetzung.)

Die Frage, ob sich in Hamlet's Erscheinung nicht etwa wirklicher und verstellter Wahnsinn zusammen finde, liegt also nicht so ferne. Wir sehen ihn zwar in der Regel nur dort den Narren spielen, wo er es seinen wunderlichen Absichten entsprechend finden mag; wo er von gefährlichen Spähern oder von listigen Aushorchern beobachtet ist, allein bei zwei Gelegenheiten scheint er dieses befremdliche Spiel fortzutreiben, ohne daß er vernünftigen Grund zu einer so lästigen Verstellung hätte. Ich meine die Szene unmittelbar nach der Eröffnung des Geistes und jene mit Ophelien.

Daß übrigens Hamlet in der ungeheuren Aufregung jenes nächtlichen Auftrittes nicht wohl so reden könne, wie man gewöhnlich redet, dürfte leicht begreiflich seyn. Die Ueberschwenglichkeit seiner Gedanken und seines Ausdrucks, ist begreiflich angeregt durch eben so ungeheure Empfindungen, ist erklärbar eingeschlossen in der eigenthümlichen Natur gerade dieses Individuums, und wenn er sich nun angetrieben fühlt, den hinzukommenden Freunden mitzutheilen, was ihre liebreiche Neugier zu erfahren begehrt, während die Verwirrung und Aengstlichkeit seiner Lage Geheimniß zu fordern scheint, so werden seine Reden durch diesen Zwiespalt doppelt wunderlich. Seine Freunde finden das nun freilich nur »wirblichte und irre Worte;« aber der Zeuge der vorausgegangenen Szene weiß gar wohl, was er hiervon zu denken hat.

Was die erwähnte Unterredung mit Ophelien betrifft, welche der König und Polonius hinter der Tapete belauschen, so werde ich später Gelegenheit finden, ausführlich darauf zurückzukommen. Die nähere Beleuchtung des Verhältnisses, in welchem der Prinz zu dem Mädchen steht, wird auch dieser Szene viel an ihrer Sonderbarkeit benehmen, und der Umstand, daß Hamlet höchst wahrscheinlich den Fallstrick merkte, verbietet dieselbe als ein harmloses Gespräch mit einem ergebenen Mädchen anzusehen.

Kurz, was man für Hamlets wirklichen Wahnsinn aus dem Stücke selbst anführen möchte, reicht zu diesem Zwecke keinerdings aus.

»Und also,« höre ich fragen, »wäre dieser wunderliche Geist gesund?« — Ich könnte diese schnelle Frage mit gleicher Münze bezahlen; ich könnte eben so fragen: »was nennt ihr gesund?« und die Antwort dürfte so schnell nicht folgen.

Die Gesundheit an sich zwar lebt, ich weiß nicht wo, in ewig gleicher, in ewig kalter Fixirung fort. Aber die Gesundheit, welche uns beschränkten Wesen als die Bedingung jeder Glückseligkeit gegeben oder genommen ist — sie ist kein so absolutes Ding, sondern nicht viel mehr, als ein streitiger Gränznachbar der Krankheit. So wie im menschlichen Körper der Tod mit dem Leben unablässig ringt, so auch in der Seele der Wahnsinn mit der gesunden Vernunft. Durch größere und kleinere Verirrungen, durch Leidenschaften und Gefühle aller Art, durch Steckenpferdchen und Einbildungen wird das Gemüth zu oft aus seinen ursprünglichen Kreisen verrückt, als daß man es irgend mit Zuversicht gesund nennen könnte. In diesem großen Lazareth, welches wir so prunkend menschliche Gesellschaft heißen, ist es nur durch eine Sitte der Höflichkeit zum Gesetze geworden, daß man jeden für einen vernünftigen Mann gelten läßt, der sich ungefähr mit so viel Besonnenheit und Umsicht benimmt, als wir uns selbst in seiner Lage zutrauen würden; daß man denjenigen für geistesgesund erklärt, welcher in der Regel einen freien Gebrauch seiner geistigen Kräfte zu haben scheint. Petimusque damusque vicissim.

Es ist unter uns gesagt, eine Lancaster'sche Irrenanstalt, wo die Aerzte selber Narren sind.

Ohne mich aber durch diese, vielleicht zu hart scheinende Bemerkung der Frage gänzlich zu entziehen, kann ich vorläufig so viel zugeben, daß Hamlets habituelle Melancholie so ziemlich von allen Aerzten für einen krankhaften Zustand erklärt werden dürfte. Wir wollen den Kranken selber reden hören.

»Ich habe seit Kurzem, — ich weiß nicht wodurch — alle meine Munterkeit eingebüßt, meine gewohnten Uebungen aufgegeben, und es steht in der That so übel um meine Gemüthslage, daß die Erde, dieser treffliche Bau, mir nur ein

kahles Vorgebirge scheint. Seht ihr, dieser herrliche Baldachin, die Luft dieß wackere umwölbende Firmament, dieß majestätische Dach mit goldenem Feuer ausgelegt, kömmt mir doch nicht anders vor, als ein fauler, verpesteter Haufe von Dünsten. — Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! wie edel durch Vernunft! wie unbegränzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewegung, wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt! das Vorbild der Lebendigen! und doch, was ist mir diese Quintessenz vom Staube? Ich habe keine Lust am Manne, — und am Weibe auch nicht.« —

Wer ist der Elende, Gebeugte, Hoffnungslose, der uns seinen kläglichen Zustand so rührend in diesen unsterblichen Worten schildert? — es ist ein Königssohn, ein angebetheter Prinz, der Erbe eines großen Thrones, und mehr als das, ein edler und verständiger Mann, dessen Geist geschmückt ist durch den Glanz bewundernswerther Fähigkeiten, bereichert durch die Fülle der Wissenschaft. In seinem Herzen aber ruht ein Schatz von Liebe und Großheit. »Des Hofmanns Auge, des Kriegers Arm, die Zunge des Gelehrten, die Erwartung, die Rose eines blühenden Staats.« Was habt ihr ihm gethan, daß jetzt diese »hochgebiethende Vernunft mißtönend worden, wie verstimmte Glocken, — dieß hohe Bild durch Schwärmerei zerrüttet?

Bevor wir in den äußern Verhältnissen Hamlets die unfreundliche Hand zu entdecken suchen, welche über die ganze blühende Frühlingswelt dieses Jünglings das ungeheure Leichentuch zu breiten vermochte, dürfte es gerathen seyn, daß wir vorerst, wie kluge Aerzte zu thun pflegen, die eigenthümliche Natur des Kranken eines aufmerksamen Blickes würdigen, um seine leicht verwundbaren Stellen zu entdecken, und so durch die inneren Bedingungen zur Auffindung der äußern Veranlassungen sicherer und schneller geleitet zu werden. Ich bin also genöthigt etwas weiter auszuholen.

Man hat sehr richtig bemerkt, daß Hamlets Charakter recht eigentlich kontemplativ sey; daß er mehr denkt als handelt, und noch mehr empfindet als er denkt. — Das Practische in ihm reicht höchstens zu raschen Entschließungen, und geht kaum irgend über diese hinaus. Denn indem ihn eine an Schwärmerei gränzende Phantasie, und eine eigenthümliche Erregbarkeit in immer neue und heftige Empfindungen reißt, indem sein geschäftiger, zur grübelnden Abstraktion hinneigender Verstand sich in übertriebener Ausspinnung der Mittel und Wege, in der metaphysischen Untersuchung der weitschichtigsten Verhältnisse verliert, sieht man die leidenschaftlich gefaßten Entschlüsse wie Strohfeuer erfolglos verrauchen. In ungeheuere Gedanken, in überschwänglichen Gefühlen, in abgedrungenen Vorsätzen erschöpft sich seine ganze Kraft, und für die Ausführung bleibt nichts zurück.

Der Prinz selber fühlt dieses Mißverhältniß lebhaft genug, und spricht sich wiederholt sehr hart darüber aus. Einmal, als er den Schauspieler in der Rolle des Aeneas die Unglücksfälle Trojas hatte beschreiben hören, und dann, als ihm der geringfügige Anlaß zum Heerzuge des jungen Fortimbras berichtet wird.

Die ergreifende Rührung des Komödianten über das Schicksal einer Hekuba, das ihm doch so ferne liegt, der Eifer, aus welchem die Norweg'schen Helden ein Fleckchen Land erobern gehen, nicht groß genug, die Erschlagenen zu begraben; beides klagt ihn hart der Stumpfheit an, ihn, den seines Vaters Mord, der Mutter Schande, Antriebe der Vernunft und des Geblüts, den nichts erweckt. Beides veranlaßt ihn, sich selbst Strafpredigten, und zwar in den ausschweifendsten Ausdrücken des Unwillens zu halten. Allein sogar die Heftigkeit dieser wunderlichen Selbstzüchtigungen zeigt dem Kenner gar wohl, wie sehr Hamlet seiner eigenen Thatkraft mißtraut. Denn indem er in jene Aeußerungen der Unzufriedenheit mit sich selbst, die Vorstellungen seines Unglücks bis zum Ungeheuern ausmalt, und dagegen den Tadel über seine eigene Schwäche beinahe ins Pöbelhafte ausarten läßt, scheint er sich auf beiden Seiten durch ein Aeußerstes zum Handeln gleichsam zwingen zu wollen, obschon, wie vorauszusehen, ohne allen Erfolg; denn er ist noch wie vor seiner Natur getreu: grübelnd, unthätig, zögernd — »wie Hanns der Träumer« — seine Unthätigkeit bald durch Zweifel über das Gewisse, bald durch unnöthige Rücksichten der Klugheit oder des Herzens beschönigend.

Dieser empfindliche Mangel an Thatkraft ist durch das Lehrhafte in Hamlets Wesen unübertrefflich charakterisirt, und man hat auch darum eine glückliche Beziehung darin gefunden, daß der Prinz von Wittenberg zurückkommt; als wenn ihm dort der Hang zur Metaphysik unter deutschem Himmel und Einfluß so unselig vermehrt worden wäre. Denn wahrlich gleicht er mehr einem deutschen Akademiker als einem dänischen Königssohne. In dem Augenblicke, da Hamlet das Gespenst seines Vaters zu sehen erwartet, nimmt er von dem herüberschallenden Lärm eines Gelages Anlaß, sich über den Hang der Dänen zum Trunke zu verbreiten — und die Spannung, mit welcher er dem Ausgang jenes Schauspiels entgegensieht, wodurch dem Könige die Heuchlermaske abgerissen werden soll, hindert ihn nicht, eine sehr besonnene und ausführliche Belehrung über die Schauspielkunst zu geben. Er zeigt sich in diesen beiden Gelegenheiten als ein Mensch, der seine Stärke in der Doktrine fühlt, und sich deßhalb nicht ungern reden hört; aber er scheint zugleich in der ängstlichen Erwartung des Kommenden sein Gemüth absichtlich auf weitabliegende Gegenstände zu richten, wie wohl auch sonst jeder Furchtsame ein heiteres Liedchen zu pfeifen

oder zu singen pflegt, um sich der bangen Gedanken zu entschlagen, oder doch seine Furcht vor sich und andern zu maskiren.

Wenn uns nun gleich dieses lehrhafte und etwas pedantische Wesen unsres Helden hie und da ein Lächeln abgewinnen möchte, so finden wir es doch bald durch die Tiefe seiner Meditation bedeutsam, und durch die Innigkeit seines moralischen Gefühls geadelt. Hamlet ist kein eitler Schwätzer. Er nennt das Große groß, das Kleine klein. Die Idee ist ihm das Höchste, und wie ein Held ringt er sich ab, die Welt mit den Gedanken auszugleichen. Er hat über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen mit einer Unbefangenheit nachgedacht, deren sich ein unter Höflingen herangewachsener Prinz gewiß nur selten wird rühmen können. — Seine Grundsätze sind nicht durch Gewohnheit und Beispiel angenommene Maximen eines Großen, sondern die durch Nachdenken und Sympathie selbst erworbenen Einsichten eines Weltbürgers. Er fühlt lebhaft den Druck, den der Niedrige von dem Mächtigen leidet, obgleich er ihn selbst nie erfahren hat; er kennt die Pflichten jedes Geschlechtes, jedes Standes und Alters, er kennt die Gefahren, welchen die Tugend in den verschiedenen Umständen des Lebens ausgesetzt ist.

Aber die philosophische Ausbeute, der er überall nachjagt, scheint ihm mehr ein Bedürfniß des Herzens, als des Kopfes zu seyn. Sein Geist schwebt über den dunkeln kalthauchenden Abgründen der Erkenntniß, aber das Herz ist noch mächtig angeglüht von der niederfallenden Sonne des Lebens, und zuckt warm und schmerzlich in ihren scheidenden Strahlen. An dem Rande der mächtigen Tiefe, in welche er uns blicken heißt, sprießen die lockenden Frühlingsblumen des innigsten Gemüthes. Das moralische Gefühl ist in ihm auf eine gleichsam geniale Weise herausgebildet; nur daß es sich bei dem Mangel einer wirksamen Reaktion nach Außen, in einem ungeheueren aber auch unfruchtbaren Schmerz, über die Schattenseite der menschlichen Natur verliert [1].

Wenn in dieser Charakteristik unser Hamlet als ein Mann dargestellt wurde, in dessen Geist der Gedanke und das Gefühl einseitig und auf Kosten der Thatkraft entwickelt ist, so haben wir — vorausgesetzt die Richtigkeit dieser Schilderung — zwei sichere Anhaltspunkte für unsere Untersuchung gewonnen, indem ein Gemüth, dessen ursprüngliche Anlagen so unverhältnißmäßig ausgebildet sind, von vorne herein als krankhaft angesehen werden muß, und den Keim der Zerrüttung in sich trägt; während anderseits eben der Mangel der freudigen Thatkraft, dieser höchsten aller Realitäten, das wahre Glück von selbst ausschließt, und dem Schmerz Thür und Thore öffnet.

(Fortsetzung folgt.)

1) Es fällt hierbei die Bemerkung auf, wie so ganz das Gegentheil von dem Hamlet Shakespeares der des Saxo Grammatikus ist. Dieser nämlich erscheint durchgehends bloß als Mann des Lebens. Nur auf seine eigene Sicherheit und auf die Durchsetzung seiner Absichten bedacht, spielt er die widerliche Rolle zum glücklichen Ende fort.

Atque — so schließt der dänische Geschichtsschreiber — et se solerter tutatus et parentem strenue ultus, fortior an sapientior existimari debeat incertum reliquit; ein Lobspruch, welcher auf unsern Helden angewendet, wie die bitterste Ironie klingen würde.

---

## Einige Bruchstücke
### aus
## der neuesten Zahlenstatistik von Frankreich.

(Fortsetzung.)

IV. Der vierte Abschnitt handelt von den Territorial-Verhältnissen in Bezug auf die Immobiliensteuer.

Die ganze steuerbare Oberfläche des Landes zerfiel
im Jahre 1815 in 10083751 Grundparcellen.
» » 1826 » 10296693 » »
» » 1835 » 10893528 » »

Die Zahl der Kontribuenten, welche die Personal- und Mobilien-Steuer entrichteten, betrug

| | |
|---|---|
| im Jahre 1830 . . . | 5259785 |
| » » 1831 . . . | 6528825 |
| » » 1832 . . . | 6039017 |
| » » 1833 . . . | 6011451 |
| » » 1834 . . . | 6011034 |
| » » 1835 . . . | 6009420 |

Der Bestand der National-Güter im Jahre 1836 war folgender:

| | Zahl der Staatsgüter. | Aproximativer Schätzungwerth. |
|---|---|---|
| Zur Verfügung der Kammern . . . | 8 | 14798393 Fr. |
| Des Ministeriums der Justiz . . . | 7 | 8458800 » |
| » » der ausw. Angelegenheiten . . . . | 3 | 2951492 » |
| » » des öffentl. Unterrichts . . . . | 11 | 28625343 » |
| » » des Innern . . . | 432 | 49318366 » |
| » » der öffentl. Arbeiten | 61 | 23151082 » |
| » » des Kriegs . . . | 6260 | 205451840 » |
| » » der Marine . . . | 384 | 127374554 » |
| » » der Finanzen . . | 1079 | 38439160 » |
| Zu keinem öffentl. Dienste verwendet | 808 | 8685570 » |
| für den Kultus verwendet . . . . | 246 | 43047573 » |
| Staatsforsten . . . . . . . . . . | 1473 | 726993456 » |
| | 10771 | 1277235629 Fr. |

Ueber das Gemeinde-Vermögen liefert die 29te Tabelle folgende Uebersicht:

| | Bevölkerung im Jahre 1833 | Einkünfte aus unbeweglichen Gütern |
|---|---|---|
| 86 Hauptorte der Departements . . . . . | 2773272 | 6706064 Fr. 90 C. |
| 435 Städte von mehr als 3000 Einwohnern . . | 2906813 | 2270849 » 75 » |
| 36666 Landgemeinden | 26889108 | 17853903 » 02 » |
| | 32569223 | 25830817 Fr. 67 C. |

Die Anzahl der Gebäude stellt folgende Tabelle dar:

Steuerpflichtige Gebäude zu Ende des Jahres 1834.

| | |
|---|---|
| Wohngebäude . . . . . . . . . . . . . . | 6649550 |
| Wind- und Wassermühlen . . . . . . . . . . | 82946 |
| Schmieden und Backhäuser . . . . . . . . | 4425 |
| Fabriks-Gebäude und Werkstätten . . . . . . . | 38304 |
| | 6775225 |

Steuerfreye Gebäude im Jahre 1836.

| | |
|---|---|
| Gebäude, die Staats-Eigenthum sind . . . . . . . | 9298 |
| Präfecturen und Unterpräfecturen . . . . . . . . | 265 |
| Tribunale . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 374 |
| Gefängnisse . . . . . . . . . . . . . . . . | 934 |
| Kollegien, Bibliotheken, Akademien, Museen | 435 |
| Spitäler und Siechenhäuser . . . . . . . . . | 1554 |
| Gemeinde-Häuser . . . . . . . . . . . . . | 9383 |
| Schulgebäude . . . . . . . . . . . . . . . | 7578 |
| Kirchen und Kapellen . . . . . . . . . . . . | 41132 |
| Priester-Häuser . . . . . . . . . . . . . . | 23733 |
| Residenzen der Erzbischöfe, Bischöfe und Seminarien | 123 |
| Münzstätten und Tabakfabriken . . . . . . . . | 7 |
| Börsen, Schauspielhäuser u. dgl. . . . . . . . | 47 |
| Forts, Kasernen u. dgl. . . . . . . . . . . . | 1207 |
| Lazarethe . . . . . . . . . . . . . . . . . | 3 |
| Telegraphen, Observatorien, Glockenthürme, Alterthümer | 64 |
| Stallungen, Kohlen-Magazine u. dgl. . . . . . . . | 285 |
| Armenhäuser und Arbeitshäuser . . . . . . . . | 3 |
| Protestantische Kirchen . . . . . . . . . . . | 56 |
| Minister-Hotels, und königliche Schlösser . . . . . | 882 |
| Zollhäuser u. dgl. . . . . . . . . . . . . . . | 825 |
| | 98188 |
| Steuerpflichtige Gebäude im Jahre 1836 . . . . | 6805402 |
| Zusammen . . | 6903590 |

Da die Gebäudesumme sich nach der Zahl der Thüren und Fenster richtet, so ergibt sich folgende Klassification der Gebäude für das Jahr 1832.

| Städte und Gemeinden von | Anzahl der Häuser mit 1 Oeffg. | 2 Oeffg. | 3 Oeffg. | 4 Oeffg. | 5 Oeffg. | 6 Oeffg. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| mehr als 100000 Einwohnern . . | 195 | 183 | 357 | 59[illegible] | 607 | 41451 |
| 50000 bis 100000 Einwohnern . . | 880 | 1799 | 3050 | 5929 | 2627 | 33320 |
| 25000 bis 50000 Einwohnern . . | 995 | 2706 | 4130 | 4614 | 4555 | 54773 |
| 10000 bis 25000 Einwohnern . . | 2540 | 11829 | 16063 | 14181 | 11044 | 105[illegible] |
| 5000 bis 10000 Einwohnern . . | 4625 | 24023 | 27927 | 23867 | 18396 | 142532 |
| weniger als 5000 Einwohnern . . | 337395 | 1776788 | 1269410 | 835370 | 545797 | [illegible] |
| | 346401 | 1817328 | 1320937 | 884561 | 583025 | [illegible] |

Diese 6798651 Häuser hatten 36980278 Fenster und Thüren. Im Jahre 1835 zählte man 6805402 Häuser mit 3725[illegible] Fenstern und Thüren.

(Schluß folgt.)

## Notizen.

Unter dem Titel: »Die Handelszüge der Araber unter den Abbassiden« (Berlin, Dunker, 1836) hat Friedrich Stüwe ein wahrhaft verdienstvolles Werk geliefert; Heeren's anerkennendes Urtheil darüber ist gewichtig genug, um die von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift jedem Freunde der Literatur anempfehlen zu können. Der Verfasser handelt zuerst vom Landhandel, wo er erst Afrika, dann Asien, und zuletzt Osteuropa in Betrachtung zieht; dann vom Seehandel, wo zuerst der Ostweg, dann der Südweg erläutert wird.

---

August Zeune hat in einem Aufsatze: »Erdkundliche Polarisirung der Weltgeschichte oder Strömung und Gegenströmung der Völker« 9 Zeiträume aufgestellt:

I. Alte Welt:
1) von der frühesten Zeit bis auf Kores 555 v. Chr.
2) von da bis auf Alexander 333 v. Chr.
3) von da bis Cäsar 50 v. Chr.
4) von da bis Alarich 400 n. Chr.

II. Mittelalter:
5) von da bis Harun al Raschid 800 n. Ch.
6) von da bis Gottfried v. Bouillon 1100.
7) von da bis Colombo 1500.

III. Neue Geschichte:
8) von da bis Washington 1780.
9) von da bis jetzt 1837.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C.M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

83. Mittwoch, den 18. Oktober 1837.

## Hamlet.

(Fortsetzung.)

Wir haben die ersten Bedingungen zu Hamlets Unglück in ihm selbst gefunden, und schauen nun mit größerer Zuversicht auf die äußeren Verhältnisse, um zu bestimmen, was und wie viel sie etwa hinzu thun mochten, um ihm den Becher bis an den Rand zu füllen, so daß er uns schon bei seinem ersten Austritt auf der äußersten Gränze der Schwermuth, mit Gedanken an Selbstmord beschäftigt entgegen tritt.

Dänemark hat einen edlen König, Hamlet einen geliebten und hochverehrten Vater verloren. Er allein scheint diesen Verlust ganz zu fühlen, und drückt seinen Schmerz mit rührender Wahrheit aus. — Aber bis zu dem Wunsche der Vernichtung? — Dem ewig gleichen Sterbezug der Natur, welcher die Aeltern vor den Kindern in die Grube zieht, fallen nur sanfte Thränen aus den Augen der zärtlichsten Kinder nach, und wohl noch nie hat sich ein Sohn aus Gram über den Tod seines Vaters selbst zu entleiben versucht gefühlt.

Hamlet ist durch seinen ungeliebten Oheim von den nächsten Ansprüchen auf den angestammten Thron ausgeschlossen. Man darf voraussetzen, daß ihm auch dieser Schlag nicht ganz gleichgültig sey; und wenn ich nicht irre, so ist seine Empfindlichkeit darüber an mehreren Stellen ziemlich unzweideutig ausgesprochen. Aber was müßten wir von dem Helden denken, welchen der Unmuth über die gehemmte Aussicht auf beglückte Herrschermacht so gänzlich außer Fassung zu setzen, und wohl gar zum Selbstmord zu verleiten möchte? Wahrlich für einen solchen herrschsüchtigen Schwächling wollte und konnte uns Shakespeare nicht interessiren.

Der Gram hat tieferen Grund in Hamlets Seele. Wenn er wünscht, daß »der Ewige sein Gebot nicht gegen Selbstmord gerichtet hätte,« wenn er »pfui über das ganze Treiben dieser Welt« ruft, die ihm »ein wüster mit Unkraut überwachsener Garten« scheint (I. Act 2. Szene); so ist das nicht die faselnde Laune geckenhafter Melancholie: es ist der Ausbruch eines edlen und ungeheuren Schmerzes. Und wie, frage ich, hat man je die Wahrheit und Naturgemäßheit dieses Schmerzes übersehen oder verkennen mögen?

»Laßt mich's nicht denken!« fährt Hamlet eben daselbst fort, »Laßt mich's nicht denken!«

— — — — »Schwachheit dein Nam ist Weib!
Ein kurzer Mond, bevor die Schuh' verbraucht,
Womit sie meines Vaters Leiche folgte,
Wie Niobe ganz Thränen — sie, ja sie;
O Himmel! würd' ein Thier, das nicht Vernunft hat
Doch länger trauern! — Meinem Ohm vermählt,
Dem Bruder meines Vaters, doch ihm ähnlich
Wie ich dem Herkules, — in einem Mond!
Bevor das Salz höchst frevelhafter Thränen
Der wunden Augen Röthe noch verließ,
War sie vermählt! O schnöde Hast, so rasch
Zu ein blutschänderisches Bett zu stürzen!
Es ist nicht, und es wird auch nimmer gut.

Die Leichtfertigkeit, mit welcher seine Mutter von der Leiche eines vortrefflichen Gatten in die Arme des unwürdigen Bruders eilt, und sich nicht entblödet, in der Zeit der Trauer eine Ehe zu schließen, welche überdieß nach der gemeinen Meinung ihrer Zeit für blutschänderisch gehalten wurde, schon diese Entartung mußte einen solchen Sohn um so tiefer verletzen, je höher er die Gesunkene bisher in seiner Liebe und Achtung gehalten hatte. Wenn man noch die Bemerkung hinzufügt, daß Hamlet schon damahls eine schlimme Ahnung von dem geschehenen Königsmord mochte gehabt haben, wo dann die Idee von einer Mitwissenschaft der Königin ganz nahe lag, so begreife ich wahrlich nicht, wie in seiner Zerrüttung, ja sogar in seinem Lebensüberdruß etwas so Verwunderliches gefunden werden könnte. Mir wenigstens kömmt Beides ganz natürlich vor.

Hier wird man nun freilich von Uebertreibung sprechen. »Hamlet,« wird man einwenden, »hat allerdings eine traurige

*) Incistum paricidio adjecit; — sagt »Saxo Gramaticus — nec dubitavit Fengo; — so heißt nähmlich bei ihm Amleths Oheim — parricidales manus flagitiosis inferre complexibus.

Erfahrung gemacht; aber muß er deshalb gleich Alles von sich werfen? — Wie kann ein vernünftiger Mann mit der Schwachheit *eines* Weibes das ganze Geschlecht verdammen? — Wie mag die Sünde *eines* Weibes seine gepriesene Philosophie so ganz und gar aus den Angeln heben? —

So höre ich jene klugen Leute fragen, welche die Kälte ihrer Empfindungen für Weisheit halten. Menschen, welche kraft ihrer angebornen Unerregbarkeit sehr gescheut zu raisonniren bestimmt wären, wenn sie nicht eben deshalb an Innigkeit der Auffassung entbehrten, was sich durch keine Ruhe des Urtheils ersetzen läßt. — Jenes Weib ist Hamlets *Mutter*; und eine geliebte Mutter, welche selbst in ihrer Entartung von dem Erzürnten mit möglichster Schonung, mit außerordentlicher Theilnahme behandelt wird. Er kann der Gefallenen nicht eine flüchtige Thräne weinen, und in die Arme seiner gepriesenen Philosophie zurückfliehen, denn seine *Philosophie* selbst ist nicht mehr, sie hat mit seinem *Glauben* zu seyn aufgehört, ist zu Grunde gegangen an einer einzigen *Enttäuschung*.

Der Gefühlsmensch umbaut sich, der stillen Raupe gleich, mit den Fäden, welche er aus seinem innersten Leben abspinnt; sich also durch gröbere und feinere Täuschungen umschließend. Durch die kleinen Risse des leichten Gewebes kommen nun gebrochene Strahlen von äußeren Gegenständen in das heilige Bereich dieser kleinen Welt; und wo es blutig hereinglänzt, wo es schaurig durchnachtet, da schließt sich die Aussicht schnell mit neugesponnenen Lebensfäden des friedlich geschäftigen Bewohners. — Ach, aber dieser umschützende Bau gleicht allzu sehr jenen künstlichen Geweben, deren Theile so innig mit einander verbunden sind, daß die Durchschneidung eines einzigen Knötchens das ganze Werk in seine haltlosen Bestandtheile zerreißt. Die Hülle fällt, — und das unbewahrte Herz steht bloß und zitternd unter den Schauern und Stürmen einer fremden Welt. — Und *das* eben ist das Schicksal unsers Hamlets. Ein einziges Knötchen seines Ideenlebens wird zerrissen — weiter nichts; zerrissen von lieber Hand zwar, aber darum doppelt schlimm. Denn der Glaube, der als Begeisterung der Liebe und Poesie, der Freundschaft und Religiosität den Gipfel und Kranz des höheren Lebens ausmacht, ist auch die Wurzel desselben. Die sorglose Ruhe, mit welcher der Säugling an der nährenden Brust seiner Mutter schlummert, ist der Keim jener unnennbaren Gefühle, mit welchen der Jüngling zu den Füßen der Geliebten, in die Arme des Freundes stürzt, mit welchen er sich für Freiheit, Recht und Tugend erhebt, und sein Blut für die Sache des Vaterlandes rücksichtslos verschüttet. — Wir treten mit Schauder vor dem Sohne zurück, dem eine liebreiche Mutter gegeben war, und der dennoch nie mit kindlichem Vertrauen an ihrem Herzen hing. Wer aber eine Mutter geliebt und geehrt, an sie geglaubt hat, wie Martyrer glauben, und muß sie nun so tief gesunken sehen, daß er sie zu verachten sich kaum entbrechen kann, wie sollen wir den, wie unsern Hamlet genug beklagen? Er, der Held des Gedankens und des Gefühles, der geborne Ritter menschlicher Hoheit mit dem ungeheuren Drang, das Räthsel der großen Sphinx zu lösen, und eine Welt der Schönheit zu finden und zu erhellen, wie soll er die herbeste aller Enttäuschungen ertragen? Und er ist enttäuscht. Der Boden, in dem dieses innige, hochstrebende Gemüth gepflanzt war, von da es Kraft und Leben gesogen, ist nun versumpft und verdorben; die erste, wahrste, heiligste Liebe eines edlen Jünglings, das Herz einer geliebten und verehrten Mutter, das Muster seines Thuns, das Heiligenbild jugendlich abgöttischer Verehrung ist besudelt und geschändet durch häßliche Schwachheit, durch verächtliche Heuchelei. Hamlet hat mit dem Glauben an dieses eine Herz, den Glauben an menschliche Hoheit verloren, und Alles geht unter in dem Gefühle dieses einen ungeheuren, unersetzbaren Verlustes. — Der einmal angeregte Zweifel gewinnt ringsum neuen Raum, und zieht selbst das Heiligste in sein trauriges Bereich. Der erhabene Geist streift hier an die Region des Thoren. Das Leben gilt nichts mehr, da es seinen Himmelsglanz verloren, und hinter den Pforten des Todes sieht das zweifelnde Gemüth undurchdringliche Nacht. Nichts kann den Unseligen mehr erlaben. »*Es ist nicht, und wird auch nimmer gut.*« Vergebens spornen ihn überirrdische Mächte zu einer frommen Rache an; der Verlust der angestammten Krone vermag ihn nicht, sie frevlerischen Handen zu entreißen; umsonst bietet ihm die Liebe ihre himmlischen Kränze: »*es ist nicht, und wird auch nimmer gut.*«

Diese gänzliche Hingebung nur an *einen*, wenn gleich edlen *Schmerz* muß der Philosoph verdammen, der Christ wird ihn mit liebreichem Bedauern abweisen, nur der reine Mensch allein kann ihn ganz verstehen, ihn mitempfindend theilen. In diesem Sinne durfte Herder von dieser Tragödie vorzugsweise sagen, daß sie der reine sensus humanitatis geschrieben habe, und so füge ich ungescheut hinzu, daß sie auch nur der reine sensus humanitatis aufzunehmen vermag. Denn wenn sie gleich durch mannigfaltig ansprechendes Außenwerk, und durch einen Mißgriff der Schauspieler und der Theater-Directionen gewisser Maßen zu einem Volksschauspiel geworden ist, so wird sie doch immer nur von Auserwählten verstanden seyn, von jenen seltenen Menschen, in deren Gemüth sich die Blüthen des rein Menschlichen alle, mit ihrem Dufte und ihrem Gifthauch in einen vollen sinnreichen Kranz zusammen drängen, wo Moose und Dornen, Veilchen und Nessel, Rose und Ringelblume sich wunderbar ironisch vermischen.

(Fortsetzung folgt.)

# Einige Bruchstücke aus der neuesten Zahlenstatistik von Frankreich.

(Schluß.)

Ueber die im J. 1835 Statt gefundenen Eigenthumsveränderungen erfahren wir Folgendes:

Schätzungswerth der beweglichen und unbeweglichen Güter, die durch Erbschaft ihre Besitzer veränderten:

| | |
|---|---|
| in der geraden Linie | 1077488584 Fr. 00 C. |
| zwischen Ehegatten | 140458231 » 99 » |
| in der Seitenlinie | 279085927 » 27 » |
| zwischen Nichtverwandten | 43293062 » 12 » |
| zu Gunsten öffentlicher Institute | 9200468 » 88 » |
| | 1549526274 Fr. 26 C. |

Schätzungswerth der Güter, die unter Lebenden aus einem unentgeldlichen Titel übergegangen:

| | |
|---|---|
| in gerader Linie | 484493569 Fr. 25 C. |
| zwischen Ehegatten | 2642762 » 21 » |
| in der Seitenlinie | 21210250 » 47 » |
| zwischen Nichtverwandten | 10742470 » 22 » |
| | 519089052 Fr. 15 C. |

Schätzungswerth der Güter, die aus einem entgeltlichen Titel übergegangen:

| | |
|---|---|
| Bewegliche Güter | 407159762 Fr. 70 C. |
| Unbewegliche Güter | 1248889910 » 49 » |
| | 1656049673 Fr. 19 C. |

Die Summe aller Eigenthumsveränderungen betrug demnach ein Kapital von 3724664999 Fr. 60 C. und der Staat bezog hiervon eine Percentual-Gebühr von 119870807 Fr. 03 C.

Die Bevölkerungs-Verhältnisse umfassen 75 Tabellen. Die Zunahme der Bevölkerung stellt sich in folgender Uebersicht dar:

| Im Jahre | Volksmenge. | Auf 1 Quadr. Lieue. | Zunahme in pr. Cent. |
|---|---|---|---|
| 1700 nach der Zählung der Intendanten | 19669320 | 740 | |
| 1762 nach Zählungen und nach der Berechnung aus der Zahl der Feuerstellen | 21769163 | 819 | 12.03 |
| 1784 nach einer Berechnung aus der Anzahl der Geburten | 24800000 | 936 | 14.28 |
| 1801 nach der Zählung in Folge Ministerialcirculars vom 16. May 1800 | 27349003 | 1024 | 9.29 |
| 1806 detto detto vom 3. November 1805 | 29107425 | 1090 | 6.48 |
| 1821 detto detto vom 26. Juni 1820 | 30461875 | 1140 | 4.66 |
| 1826 detto detto vom 26. Juni 1826 | 31858937 | 1193 | 4.65 |
| 1831 detto detto vom 25. März 1831 | 32569223 | 1219 | 2.29 |
| 1836 detto detto vom 10. April 1836 | 33540910 | 1256 | 3.03 |

| Im Jahre 1836 zählte man | Männer. | Weiber. | Zusammen. |
|---|---|---|---|
| Kinder und Unverehelichte | 9507285 | 9267411 | 18774696 |
| Verehelichte | 6213247 | 6195097 | 12408344 |
| Verwitwete | 740169 | 1617701 | 2357870 |
| | 16460701 | 17080259 | 33540910 |

Ueber die Bewegung der Bevölkerung gibt nachstehende Tabelle Aufschluß:

| Im Jahre | Volksmenge. | Geburten. | Sterbefälle. | Ehen. | Verhältniß zur Gesammtbevölkerung. 1 Geburt auf | 1 Sterbfall auf | 1 Ehe auf |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1784 | 19669320 | 965648 | 887155 | 229827 | 20.37 | 22.16 | 86.45 |
| 1801 | 27349005 | 918703 | 772058 | 202911 | 29.77 | 35.42 | 134.78 |
| 1806 | 29107473 | 916179 | 781627 | 209854 | 31.77 | 37.23 | 138.75 |
| 1821 | 30461826 | 965364 | 741302 | 222694 | 31.55 | 41.09 | 136.79 |
| 1826 | 31858937 | 992266 | 837610 | 247435 | 32.11 | 38.04 | 128.76 |
| 1831 | 32569223 | 986843 | 800130 | 245651 | 33.00 | 40.69 | 132.58 |
| 1835 | 33540910 | 993883 | 816413 | 275508 | 33.75 | 41.08 | 121.74 |

Was insbesondere die Sterblichkeit anbelangt, so glauben wir folgende interessante Notizen nicht außer Acht lassen zu dürfen:

Im Jahre 1833 kamen auf 812472 Sterbefälle überhaupt: 46683 in den Spitälern. Im Jahre 1834 auf 918088 Sterbefälle 45468 in den Spitälern. Das Verhältniß ist also wie 17.40 : 1 und 20.19 : 1.

Es kamen aber im Jahre 1833 auf 526.576 Kranke: 46683 Sterbefälle, und im Jahre 1834 auf 501129 Kranke: 45468 Sterbfälle in den Spitälern, d. h. unter 1127 und unter 1102 Kranken starb immer Einer.

Das Verhältniß der Sterblichkeit zur Bevölkerung war

| | |
|---|---|
| in den Gefängnissen | wie 6 : 100 |
| in den Bagno's | » 58 : 100 |
| bei den Findlingen | » 13.5 : 100 |

Ueber die außerordentlichen Sterbefälle erhalten wir folgende Mittheilung:

| | durch Unglücksfälle | Selbstmord | Executionen. |
|---|---|---|---|
| Im Jahre 1827 | 4744 | 1542 | 80 |
| » 1828 | 4855 | 1754 | 79 |
| » 1829 | 5048 | 1904 | 60 |
| » 1830 | 4478 | 1756 | 38 |
| » 1831 | 5045 | 2084 | 25 |
| » 1832 | 4762 | 2156 | 41 |
| » 1833 | 5615 | 1994 | 34 |
| » 1834 | 5882 | 2099 | 15 |
| » 1835 | 5859 | 2235 | 41 |

Leider schließt hiermit der Auszug aus diesem interessanten Werke. Wir behalten uns jedoch vor, sobald uns etwas Weiteres darüber zu Händen kommen sollte, es den Lesern dieser Blätter mitzutheilen.

Dr. Moritz von Stubenrauch.

Bibliothek der Geschichte, Geographie und deren Hülfswissenschaften neuester Zeit, oder Verzeichniß aller Schriften über Geschichte, Geographie, Statistik, politische und historische Erd-, Länder- und Städtebeschreibung, Biographie, Chronologie, Alterthumskunde, Mythologie, Numismatik, Heraldik, Geologie rc., welche seit Anfang des Jahres 1836 in Deutschland erschienen oder neu aufgelegt worden sind. — Herausgegeben von J. C. Theile. Erstes Heft: die Literatur von 1836. Leipzig, Polet. 1837, 78 S. 8.

Bibliothek der Rechts-, Staats- und Kameralwissenschaften neuester Zeit, oder Verzeichniß rc. rc. Herausgegeben von J. C. Theile. Erstes Heft: Die Literatur von 1836. Ebend. 1837. 48 S. 8.

Die wissenschaftliche Zusammenstellung hat ihren Vorzug vor Hinrich's Katalog; wenigstens wird es dadurch jedem Einzelnen leichter gemacht, sich über die jüngsten literarischen Erscheinungen in seinem Fache die möglich schnellste Uebersicht zu verschaffen. Wir müssen daher den Gedanken des Verfassers als einen glücklichen, und nach dem Vorliegenden die Leistung als genügend bezeichnen. Das Inhaltsverzeichniß in Hinrichs Katalog überhebt wohl zum Theile den Historiker, Juristen, Theologen u. s. w., durch den ganzen ziemlich dicken Band sich durchzuarbeiten; allein das weitere Nachschlagen erfordert demungeachtet eben so viele Zeit, als das Durchlesen selbst. Es ist sonach zu wünschen, daß bald auch die übrigen Zweige der Literatur ins Leben treten; an der Theilnahme des Publikums wird es nicht fehlen. W.

---

Thaliens Spenden von Herzenskron. Auch unter dem Titel: Dramatische Kleinigkeiten von Herzenskron. Fünfter Band. Das Geschenk des Fürsten. Seraphine. Der Hufschmied. Wien, 1838. VI u. 198 S. 8.

Die zwei ersten Stücke sind nach dem Französischen, und zwar das Geschenk des Fürsten, Lustspiel in drei Aufzügen, nach »Le présent du Prince,« und Seraphine, ebenfalls Lustspiel in drei Aufzügen, nach Mazères — frei bearbeitet. Herr Herzenskron ist als gewandter Uebersetzer bekannt, und hat diese eben nicht gewöhnliche Eigenschaft auch hier wieder auf eine sehr erfreuliche Weise bethätigt. Gegen die Tendenz der beiden fremden Lustspiele ließe sich allerdings Manches einwenden, doch kann dieß dem deutschen Bearbeiter nicht zur Last fallen.

Die dritte Spende: »der Hufschmied,« Schauspiel in einem Aufzuge, ist nach einer wahren Begebenheit und in Anlage und Durchführung gleich gelungen. Friedrich Schulz, der Hufschmied, ist in Therese, die Tochter des Professors der Malerei, Liedmann, verliebt; doch dieser weist die Bewerbung des wackern Handwerksmanns zurück, weil seine Tochter nur die Gemahlin eines Künstlers und zunächst nur die desjenigen werden soll, welcher den ausgeschriebenen Preis erringt. Dem Gemälde: »Susanna von Amor an einen Felsen geschmiedet« wird der Preis zuerkannt; Liedmann ist darüber entzückt und brennt vor Begierde, den Namen des Meisters kennen zu lernen. Da gibt sich der eben anwesende Hufschmied, welcher die Nächte verwendet, um in der Mahlerkunst, dem einzigen Mittel, Therese zu erhalten, sich auszubilden, als denselben kund, und nun macht, wie natürlich, der Professor keine Schwierigkeit mehr, ihm seine Tochter zu geben.

Der Dialog ist fließend und mackellos; die dort und da eingestreuten Reflexionen sind treffend; und das Ganze durchweht eine eben so warme Gemüthlichkeit, als die Grundidee: »Undank ist schwarz — gegen Dinge, wie gegen Menschen, und wehe dem Künstler, dessen Herz nicht so mackellos ist, wie seine Werke es sind,« lebendig genug hervortritt. W.

---

## Notizen.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hatte auf Veranlassung des vom Baron Fel. de Beaujour gestifteten Preises vor einiger Zeit die Frage zur Beantwortung gestellt: »Déterminer en quoi consiste et par quels signes se manifeste la misère en divers pays; rechercher les causes qui la produisent?« allein es konnte nach dem an die Akademie von der deßhalb niedergesetzten Commission erstatteten Berichte keine der 5 Beantwortungen des Preises würdig befunden werden. Die Akademie hat daher einen anderweitigen Termin bis zum 30. Dezember 1839 bestimmt, bis zu welchem Tage die koncurrirenden Schriften unter den allgemein geltenden Bestimmungen franko an das Sekretariat des Instituts von Frankreich eingesendet werden müssen. — Die Akademie der Wissenschaften hat in ihrer Sitzung vom 3. Juli den großen Monthyon'schen Preis von 8000 Fr. dem Oberstlieutenant Paulin, Commandeur der Pariser Pompiers, für die von ihm erfundene feuerfeste Bekleidung zuerkannt.

---

An der Universität zu Utrecht erschien von A. J. de Ruever Groneman als akademische Schrift: »Diatribe in Joannis Wicliffi reformationis prodromi vitam, ingenium scripta. Traj. ad Rh. 1837. XVI u. 283 S. gr. 8.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

84. Sonnabend, den 21. Oktober 1837.

## Hamlet.

(Fortsetzung.)

Hamlet will ganz anders gefaßt seyn, als es mit den übrigen Tragödien unsers Dichters der Fall ist.

Wenn wir Romeo und Julie auf der kurzen Bahn ihres Glückes und Elendes begleitet haben, und nun an dem Sarge der früh vereinigten ihr schönes Loos demnach beweinen müssen, so schleicht sich durch die Thränen unseres Mitleidens ein milderndes Lächeln über das unschuldig-thörichte Treiben der guten Kinder. Die Ironie der Dichtung schlägt ihre unsichtbaren Schwingen leise auseinander, und hebt uns unbewußt über dieses Grab und dieses Schicksal.

Makbeths Verbrechen und Gewissensangst; Othellos Raserei; Lears namenloses Elend scheinen das Maß des Entsetzens zu füllen, die Stränge der Empfindung zerreißen zu wollen; aber hinter ihren niedergeworfenen Leichen steigt ein ernster Geist empor, und weist mit drohender Geberde auf die dunklen Stellen der gefällten Herzen, die schwarzen Flecken, an denen der Rost des Schicksals sich ansetzt und wuchert; denn ihre Verirrungen waren ihr Elend. Sie selber forderten feindliche Mächte heraus; sie selber warfen die schützenden Waffen verblendet von sich, und boten die Brust den Dolchen, an denen sie verbluten sollen. — Wir fürchten und hoffen mit ihnen, wir schaudern und weinen über sie, aber ihr Schmerz ist nicht unser Schmerz und ihr Loos liegt fern ab von dem unsern. Vom sichern Hafen schauen wir die königlichen Schiffe an Klippen scheitern, über denen fortan der Geist des Dichters warnend schwebt und waltet.

Ganz anders ist es mit Hamlet. Schuldlos tritt er vor uns hin, von Anbeginn elend. Sein Schmerz ist kein besonderer Schmerz, denn die Fesseln der Gemeinheit, die er wüthend schüttelt, sind unser Aller Erbtheil, und wenn wir den königlichen Gefangenen in edler Unduldsamkeit, wundgedrückt verschmachten sehen in den Banden, welche wir Andre, aus gröberen Stoffen geformt, in stumpfer Trägheit nach uns schleppen, dann überfällt uns eine plötzliche Besinnung. Wie aus einem dumpfen Schlafe gerüttelt, reißen wir die verträumten Ketten empor, und fühlen es knirschend, — daß wir Sklaven sind, und denken nun erst wieder an Erlösung und Freiheit.

Shakespeare hat in seinen andern Werken beinahe alle Ströme menschlicher Leidenschaft bis zu ihren geheimnißvollen Quellen mit immer siegreichen Segeln beschifft. Hier treibt er einmal auf der offnen See der Empfindung, und aus den Tiefen dieses Meeres holt er das Kleinod unseres Geschlechtes: den unendlichen Schmerz der Menschheit und seine heilige Thräne, — die unvergängliche Perle, welche in der Krone Gottes glänzen wird, wenn kein Schmerz mehr ist. —

Wie der Zergliederer für seinen Zweck mit kluger Wahl aus tausend Exemplaren dasjenige heraussucht, in dessen Organismus die Wege des Lebens und Todes in der prägnantesten Form hervorspringen, so wählte Shakespeare seinen Helden, in welchem die innerliche Zerwürfniß des ganzen Geschlechtes, der Widerspruch der Idee und der Wirklichkeit mit unabweislicher Eindringlichkeit repräsentirt ist. Hamlet hat durch den plötzlichen und geheimnißvollen Tod des Königs, durch die vorschnelle Heirath seiner Mutter mehr erfahren, als er zu ertragen vermag. Indem wir ihn kennen lernen, ist er schon von Schwermuth übermannt, mit Gedanken an Selbstmord beschäftiget. — Und nun ein neuer Schlag: die Erscheinung des Geistes, seine jammervolle Offenbarung, und seine Aufforderung zur Rache. »Die Welt ist aus den Fugen« — und Hamlet hat die Sendung sie wieder einzurichten: er mit dem niederdrückenden Gefühl der Unfähigkeit in seiner Brust. Gleich wilden Pferden reißen die aufgestachelten Gedanken des verwundeten Riesengeistes auseinander; die Zügel entsinken der müden Hand des Lenkers, und jetzt schon aufgegeben hängt er am Abgrunde, in dessen Wirbel ihn ein leises Vorneigen, ein Hauch stürzen zu sollen scheint. Er aber ist sich der gefährlichen Neigung bewußt, die ihn in die Tiefen des Wahnsinns lockt. Die Gesundheit seines Geistes scheint von einer einzigen Kraftäußerung des Lebenstriebes abzuhängen. Nur Thaten können ihn emporreißen; Gedanken müssen ihn hinunterziehen. Was wird er thun? Wird er handeln? — oder wird er, seinem unseligen Hange folgend, sich dem Schwindel der abwärts strebenden Gedanken preisgeben? — Er thut keines von beiden ganz; er denkt künftige Thaten und begnügt sich mit den

Plänen einer fernliegenden Rache. In dem Augenblicke, wo sein unerhörtes Schicksal noch in der vollen Blüthe überraschender Neuheit vor ihm steht; in einer Lage, welche jeden rüstigen thatkräftigen Mann angetrieben hätte, seine Freunde zu versammeln, sein Volk aufzurufen zur Bestrafung eines ungeheuren Frevels: sinnt Hamlets scheues Gemüth auf Geheimniß und krumme Wege. Er läßt die Gefährten seines nächtlichen Abentheuers unverbrüchliche Verschwiegenheit geloben, sie sollen schwören: *nie zu verrathen, daß sie von ihm was wissen, wie fremd und seltsam er sich auch benehmen möchte. Da mirs vielleicht in Zukunft dienlich scheint*, fügt er hinzu, *Ein wunderliches Wesen anzulegen* u. s. w.

Schon dort also denkt Hamlet den Wahnsinnigen zu spielen, eine Rolle, für deren glückliche Ausführung er die traurige Anlage in sich spürt! Wie, wenn es gerade dieses Selbstbewußtseyn, diese innerliche Mahnung an Wahnsinn wäre, was ihn in der furchtbaren Bewegung jener nächtlichen Szene auf einen für jeden Andern so weit abliegenden Plan zu führen vermochte? Die Gesundheit des Geistes ist ein unschätzbares Gut, und der Verlust derselben dünkt uns ein so ungeheures Unglück, daß wir nicht umhin können, *verstellte* Thorheit als einen Frevel zu bezeichnen, den wir keinem gut gearteten Menschen zumuthen dürfen. Die Durchführung einer ähnlichen Verstellung aber erfordert den äußersten Grad der niedrigsten Heuchelei, deren sich unser Held nicht schuldig machen dürfte, ohne allen Anspruch auf Achtung und Theilnahme zu verlieren.

Ganz anders ist es, wenn Hamlet im ängstlichen Gefühle seiner Ohnmacht jene Verwirrung, welche über ihn gekommen ist, jenes *wunderliche Wesen*, das ihm von selbst den Anschein eines zerrütteten Menschen gibt, als einen willkommenen Schild gegen die gefährlichen Zumuthungen seiner Feinde gebraucht; und wir mögen es gerne entschuldigen, wenn er dem falschen König oder dessen Spähern, um sie in ihrer gelegenen Meinung über seinen Zustand zu bestärken, hie und da unter dem Freibriefe der Narrheit eine bittere Wahrheit in die Zähne wirft, oder einer Laune die Zügel schießen läßt, welche sie wohl auch für mehr als bloße Laune halten mögen. Und gerade so, glaube ich, wollte es Shakespeare mit Hamlets Wahnsinn verstanden wissen. Das Ganze weiset deutlich genug auf diese Absicht des Dichters, welche sich bei der genauesten Prüfung jeder Einzelnheit bewährt. Aber es würde die Gränzen dieses Aufsatzes bei weitem überschreiten, wenn ich es versuchen wollte, die Momente im Einzelnen bemerklich zu machen, wo Shakespeare mit unerreichbarer Kunst die Affektation der Tollheit mit den wahren Ausbrüchen natürlicher Schwärmerei so wunderbar in einander spielen läßt, daß sie beinahe eins und dasselbe zu seyn scheinen, oder wenn ich auch nur im Allgemeinen die Mischungen anzugeben versuchte, nach welchen das Eine oder das Andere — Absicht oder wahre Empfindung — in den verschiedenen Verhältnissen der Zeit und der Umgebung bald vorschlägt, bald zurücktritt, und ich beschränke mich daher ein Mehreres über jene Unterredung des Prinzen mit Ophelien zu erwähnen (III. Akt, 1. Szene), welche so vielen Anstoß gegeben hat, und mitunter wohl auch als baarer Unsinn betrachtet worden ist. Ich wähle diese Szene um so lieber, weil sie mir erwünschten Anlaß gibt, ein Wort über Opheliens oft mißverstandenen Charakter zu sprechen.

Wenn man Shakespeare als den größten aller Charakterzeichner anerkennt, so fällt die Bemerkung auf, daß dennoch gerade wo es sich um specifische Bestimmung einzelner Individualitäten handelt, kein anderer dramatischer Dichter dem Urtheile und der Phantasie des Zusehers so viel zu überlassen wagte, als es bei ihm nicht selten der Fall ist. Allein eben diese theilweise Unbestimmtheit steht mit jener gerühmten Vollkommenheit der Charakterzeichnung so wenig in Widerspruch, daß sie vielmehr unter gewissen Bedingungen wesentlich zu derselben zu gehören scheint. Denn je umfassender die Persönlichkeiten in ihrer ganzen Complicität aufgefaßt werden, desto weniger lassen sich alle Triebfedern ihres Innern in dem engen Raum einer künstlerischen Darstellung entwickeln, und wenn sich nun noch überdieß größere Massen vielartiger und bedeutsamer Charaktere zusammen drängen, dann wird bei der Ausführung ein eigenes Gesetz der Sparsamkeit nothwendig, an welches freilich eben die ärmsten Komponisten am wenigsten gebunden sind. Mir sind von jeher jene vulgären Beurtheiler dramatischer Stücke sehr komisch gewesen, welche in die übelste Laune gerathen, wenn sie nicht jeder Person des Dramas auf den ersten Blick ansehen, wer und woher sie ist, warum und auf welche Art sie handelt. Auch fehlt es nicht an nahmhaften Producten, bei denen sich dergleichen Liebhaber nach ihrer Art sattsam erlaben mögen, wenn Held und Liebhaber, Minister und Gauner, zärtliche Mutter und Kokette gleich beim Eintritt, Paß, Creditiv und Conduitliste zur allgemeinen Einsicht und Beruhigung mit gleicher Redlichkeit vorweisen. Dergleichen Werke mögen alle erdenklichen Vorzüge besitzen: — Eines fehlt ihnen gewiß — Natur. Shakespeare's Werke haben ihre Räthsel, wie die Natur, deren getreuer Spiegel sie sind. Jeder Stümper hätte Opheliens Charakter mit wenigen Worten über allen Zweifel erheben können; der Meister schweigt, den Finger auf den Mund, und läßt uns sinnend stehen. Und also sinnend bin ich wohl auch schon im Leben vor dem Freunde meines Herzens gestanden; — warum nicht vor Ophelien?

Wir erfahren zuerst durch die Warnungen, welche Laertes und Polonius dem Mädchen geben, daß sie von dem Prinzen ausgezeichnet werde, und die plumpen Aeußerungen jener Lebemänner dürften uns bestimmen, diese Neigung nur für einen flüchtigen Reitz der Sinne zu nehmen, für ein Veilchen in der Jugend der Natur wie Laertes sagt »*Frühzeitig*, — *nicht*

beständig; süß. — nicht dauernd« oder wohl gar Hamlets Schwüre mit Polonius als »Sprenkel für die Drosseln« anzusehen, als Fürsprecher sündlicher Gesuche, »wenn uns nicht schon von vorne her der nachhaltige Ernst seines ganzen Wesens geneigt gemacht hätte, auch hier eine ernstere Angelegenheit des Herzens vorauszusetzen. Man muß ein so oberflächlicher Beurtheiler wie jene tölpischen Warner seyn, um des Prinzen Neigung gleich einer liederlichen Galanterie nach dem gemeinen Maßstabe obscöner Liebeshändel zu messen; aber es gehört auch nur die thörichte Eitelkeit eines Polonius und dessen altersschwache Menschenkenntniß dazu, um, wie es diesem nach der Hand auf dem entgegengesetzten Abwege begegnet, allen Ernstes zu glauben, daß ein Wesen, wie Ophelie, für Hamlet der Gegenstand einer ins Unendliche gehenden Leidenschaft seyn könne. Man hat wohl öfter sehr richtig bemerkt, daß es zu dem Schicksale dieses außerordentlichen Menschen zu gehören scheint, zunächst und ausschließlich von lauter gewöhnlichen, höchst unbedeutenden Menschen umgeben zu seyn.

Der treffliche Horatio zwar, dem Hamlet selbst das Zeugniß gibt, daß er gerad ein so wackerer Mann sey, als je sein Umgang einen sich verbrüdert; den er sich auserkohren, seit seine Seele Herrin war von ihrer Wahl, und Menschen unterschied; — den er in seines Herzens Herzen hegt (III. Act, 2. Scene); Horatio ist eine treue gute Seele. Allein die nähere Bekanntschaft mit ihm überzeugt uns bald, daß er an Geist zu weit unter seinem königlichen Freunde stehe, um auch seinerseits ihm ein Freund seyn zu können. Die Art, auf welche Hamlet den Schulfreund nach längerer Trennung empfängt, deutet eben auf kein vertrauliches Verhältniß (1. Akt) und in dem übrigens achtungsvollen Benehmen des Ersteren weht eine gewisse Vornehmheit, die bei einem Freunde im schöneren Sinne des Wortes gewiß sehr schlecht angebracht wäre. Erst später wird das Verhältniß beider Jünglinge durch Bedürfniß auf der einen, durch Ergebenheit auf der andern Seite inniger geknüpft. Aber auch dann, wenn Horatio als des Prinzen Vertrauter erscheint, sieht man ihn nirgends weder mit Wort noch mit That selbstständig einschreiten, sondern nur theilnehmend danebenstehen und anhören. Man vergleiche die Szene unmittelbar nach dem Schauspiele, den Auftritt auf dem Kirchhofe, und vor dem Zweikampf. »Ja mein Prinz« — Gerade so — Sehr gewiß — Ist's möglich? — Welch ein König!« Dieses Echo eines treuen Herzens ist Alles, was der Gute einem Freunde bieten kann, bei dem er mit unverbrüchlicher Treue bis in den Tod ausharrt, und dessen Fall er wie ein edler Römer nicht überleben will.

Was Rosenkranz und Güldenstern betrifft, so liegt ihre Nichtigkeit am Tage. Dennoch werden diese beiden als Hamlets Liebste und Vertrauteste herbeigeholt, um ihn zu zerstreuen und — auszuforschen. Es klingt wie Ironie, wenn die Königin die »lieben Herren« versichert: er habe sie oft genannt und es gäbe nicht andere zwei, an denen er so hinge; aber auch Hamlet empfängt sie wie liebe Freunde, er beschwört sie ganz ernstlich bei den Rechten ihrer Schulfreundschaft, bei der Eintracht ihrer Jugend, bei der Verbindlichkeit ihrer stets bewährten Liebe, aufrichtig zu seyn (II. Akt, 2. Szene.) Wie elend mußte der Kreis gewesen seyn, aus welchem ein Jüngling von so tiefer Empfindung und solch durchgreifendem Geiste diese Beiden, als die Besseren, zu seinem vertrauten Umgange herausheben mochte!

(Fortsetzung folgt.)

---

Noch ein Wort über Stelzhamer's Lieder in ob der ennsischer Mundart. Wien. Rohrmann, 1837.

»Bin i lang schan davan
Kumm' i schwerli mehr her:
Awer iezt nim i's an
Wer mer anthuet an Ehr.« (Schluß.)

In Nr. 73 des laufenden Jahrganges dieser Blätter waren Fr. Stelzhamer's »Lieder in ob der ennsischer Mundart« besprochen. Gewiß danken Viele, wie ich, dieser Anzeige die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten und liebenswürdigen Talents; und ihnen wird es vielleicht nicht unangenehm seyn, einige Betrachtungen mitzumachen, zu welchen uns die freundliche Erscheinung veranlaßt.

Es ist eine eigene Sache mit Gedichten dieser Art. Sie kommen nicht aus dem Volke, denn ein Gebildeter hat sie mit Bewußtseyn hervorgebracht; man kann nicht sagen, daß sie für das Volk sind, denn sie gewähren nur dem Gebildeten das rechte Behagen und Verständniß, dem das Leben des Volkes, das sie repräsentiren, gegenständlich geworden ist. Sie stellen eben dar, wie das Drama darstellt; in so ferne sie aber der Lyrik, d. i. der subjektiven Seite der Poesie, angehören, kann es nicht fehlen, daß Gesinnung und Gemüth des Dichters selbst sich in ihnen abspiegle, wenn sie nicht bloße Tändelei bleiben sollen. Es scheint sich also hier, mehr als in irgend einer andern Gattung, das Subjektive mit dem Objektiven poetisch verbinden zu müssen: eine Aufgabe, der wohl nur das entschiedene Talent gewachsen seyn möchte; eine Aufgabe, die wir in dem Bändchen, das uns so viele Freude macht, auf's lieblichste gelöst finden. Hebel, der Vater oder doch Heros der Dialekt-Poesie, steht völlig auf der subjectiven Seite; man sieht deutlich, daß er zur Absicht hat, das Volk zu bilden, zu belehren, wozu ihm der Dialekt nur das Vehikel ist. Der Gehalt seiner Dichtungen ist völlig sein Eigenthum; und man scheint das mehr und minder klar gefühlt zu haben, da man es hie und da versuchte, den Geist dieser

Gedichte durch Rück-Uebersetzung in reines Deutsch rein darzustellen; was denn auch bei manchen derselben gelingt, — ja bei den ernsthaftesten, z. B. der Wächter in der Mitternacht, auf einem Grabe v. d. gl., in dem Grade gelingt, daß man wohl einsieht, der Werth dieser Gedichte liege gar nicht im Volksthümlichen. Grübel, der Nürnberger, steht mehr auf der objektiven Seite: es ist das Philister- und Gesellenleben, dessen leibhaftiges Conterfei uns aus seinen Reimen anspricht: er, der Dichter, entwischt uns dabei gänzlich. Um nicht sieben Recensionen in Einer zu schreiben, wollen wir nur gleich auf Lindermeyer, den eigentlichen Vorgänger Stelzhamers übergehen. Es bemerkt sich bald, daß auch dieser, in seiner Art außerordentliche Volkspoet in dem Sinne wie Grübel verfährt. Nur daß bei ihm kaum die Liebe, mit welcher dieser sichtlich seine Welt auszuschmücken bestrebt ist, wahrnehmbar wird. Lindermeyer gibt seinen Mann, wie er ihn findet: findet er ihn gemein, ja schmutzig, so wird, an solchen Stellen, sein Gedicht wie Satyre erscheinen, und an das Zeitalter Blumauers erinnern, in welchem es geboren ward. Wie verhält sich nun zu diesen Allen unser Dichter?

Er gestaltet sich in der Persönlichkeit des »Franz von Piesenham« (sein Geburtsort) ein Individuum, bestimmt und lebendig, aus Dichtung und Wahrheit mit poetischem Verstande aufgebaut, welches das Ganze dieser Dichtung trägt und vereinigt. Es erscheint nämlich dieser Franz in einem charakteristischen, auch im Volksdialekte geschriebenen »Vorword« zugleich als der Dichter selbst und als die von ihm geschilderte, das Volk repräsentirende Person, und diesem Standpunkte bleibt das ganze Büchlein treu. Es gelingt ihm so, uns bald durch die echten Empfindungen seines Herzens, bald durch die dazwischenlaufenden nationellen Züge, zu gewinnen und zu ergötzen, zugleich subjektiv und objektiv zu seyn, und die oben ausgesprochene Aufgabe mit liebenswürdiger Virtuosität zu lösen. Von dem Ganzen dieses originellen und echt poetischen Charakters einen Begriff zu geben, fällt schwer. Das ist eben das Geschäft und der eigentliche Gehalt des Buches. Beiläufig denke man sich, im besten Sinne, ein Muttersöhnchen, die liebe Welt mit hellen freundlichen Bauern-Augen anschauend, gutmüthig, kindlich bis zum Kindischen, etwas täppisch, ungeschickt, im Charakter der Flegeljahre und in dem einer poetischen Natur, fröhlich bis zum Leichtsinnigen, das Rechte, wie es ihm anerzogen ward, in den Gefühlen der Religiosität und Ehrlichkeit festhaltend, warmer, schöner Empfindungen fähig, ja gewohnt, die sich mit sinnlicher Naivität ohne sentimentale Lüge aussprechen, gesunden, klaren Verstand, der wohl auf das Thun und Treiben der Leute merkt, und in der Form des Mutterwitzes, oft hinter der schelmischen Maske von Blödigkeit, das kluge Auge merken läßt, ein recht eigentlich dichterisches Naturell, wechselnd wie der Augenblick und die Natur, brav, treu, innig, keck, schlau und übermüthig, zur heitern Selbst-Ironie geneigt, — das Alles denke man sich organisch verbunden, — und man hat — nein! man hat nicht, was man durchaus aus den Liedern selbst herauslesen, herausfühlen muß.

(Schluß folgt.)

---

## Notizen.

In Athen hat man eine alterthumforschende Gesellschaft zu Anfang dieses Jahres unter königlichem Schutze gegründet. Der Zweck derselben ist nicht allein auf Förderung der griechischen Alterthumskunde, sondern auf die der wissenschaftlichen Fortbildung in Griechenland überhaupt gerichtet, und wenn sie zunächst die archäologischen Studien allgemeiner zu verbreiten sucht, um die von der königlichen Regierung zur Erhaltung der Denkmale altgriechischer Kunst getroffenen Maßregeln zu unterstützen, so verfolgt sie, mit Aufnahme allgemeiner wissenschaftlicher Zwecke in ihren Studienkreis, die Spur der früher vor der Revolution bestandenen Gesellschaft der Wissenschaften (ἡ φιλόμουσος ἑταιρία). Am 10. Mai hielt sie ihre erste Zusammenkunft in der Akropolis zu Athen; 24 Mitglieder waren zugegen, und Rankabes eröffnete die Versammlung mit einer entsprechenden Rede.

---

Von der historischen Tragödie: »Brutus und die Tarquinier,« welche unter den Buchstaben A. H. . . . in Pesth (Heckenast 1837. 110 S. 8.) erschienen ist, bleibt hauptsächlich anzuführen, daß sie wirklich historisch; es wird nämlich Brutus vorzugsweise als Narr dargestellt; obwohl die Reden der andern Personen nicht sehr von den seinigen abstechen; Collatinus als betrogener Freund; Sextus als Ehebrecher; Lucretia als die Keusche und Tarquin als Tyrann; was denn auch zu dem bekannten Ausgange der Dinge führt. Freilich ist die Geschichte tragisch; aber wenn sie in sehr ungezwungenen, d. h. allen Gesetzen der Metrik Trotz bietenden Jamben und oft sehr aberwitzigen Phrasen dialogisirt wird, so gibt das noch keine Tragödie.

---

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

85. Mittwoch, den 25. Oktober 1837.


## Hamlet.

(Fortsetzung.)

Ich komme auf Hamlets Liebe — auf Ophelien zurück. Es ist ein gewaltiger Mißgriff, dieses Mädchen als eine Heldin der Liebe betrachten zu wollen, denn auch sie ist unbedeutend, wie Alles in Hamlets Umgebung, und nur der Schmerz hebt sie einen Augenblick über sich selbst empor. Schon die Art, auf welche sie Laertes unzarte Warnungen aufnimmt und die tölpische Zurechtweisung des Vaters sich gefallen läßt (I. Akt, dritte Scene) zeigt nur zu deutlich den untergeordneten Standpunkt an, auf welchen wir sie zu stellen haben. Denn sie erscheint uns zwar als Liebende, aber ihre Sprache ist nicht die der echten Liebe. Diese dünkt mich würde des Bruders Lehre nicht bewahren wollen, als Wächter ihrer Brust; sie würde den Sinn so guter Lehre entweder gar nicht verstehen, oder doch mit edlem Unwillen zurückweisen. Der Prinz hat Ophelien seine Zuneigung erklärt, — er hat mit seiner Liebe in sie gedrungen, und hat sein Wort beglaubigt, beinahe durch jeden heiligen Schwur des Himmels, so sagt sie selbst; sie hat, wie wir später erfuhren, Briefe und — Geschenke empfangen; und auf des Vaters Vorwurf, daß sie mit ihrem Zutritt sehr bereit und frei gewesen, sagt sie nicht nein. — Dennoch als Polonius nun fragt, ob sie jenen Anträgen denn auch Glauben schenke, folgt statt der Betheuerungen einer jungen, glaubensfrischen Liebe, welche wir erwarteten, nur zweifelhafte Antwort: Ich weiß nicht, Vater, was ich denken soll. Und wenn er sie sohin anweist, den Schwüren Hamlets zu mißtrauen, und sich wie eine kluge, auf ihre Ehre eifersüchtige Dame zu benehmen, verspricht sie und leistet sie statt aller Erwiederung unbedingten Gehorsam.

Ein Mädchen, welches in dem Umgange eines solchen Liebenden, wie Hamlet, nicht die Erhebung gewinnen konnte, um über so frivole Zumuthungen ihrer Angehörigen hinwegzukommen, ist — ich gestehe es — zum allerwenigsten höchst unbedeutend, und man möchte beinahe befürchten, daß Ophelia von der flachen und gemeinen Denkweise ihrer Familie nicht ganz unberührt geblieben sey. Wenn man endlich zugeben muß, daß jene leichtfertigen Liedchen, in denen sich später ihr Wahnsinn gefällt, die Verräther einer gewissen Lüsternheit sind, welche selbst der ernste Hamlet, nachdem er zu lieben aufgehört hat, mit bitterer Ironie herausfordert (III. Akt, 2. Szene) — dann drängt sich wohl ein ganz anderes Bild zur Anschauung, als man sich sonst von der reitzenden Ophelia zu machen gewohnt ist. Und ist sie nun nichts weiter, als ein gewöhnliches, gutmüthiges, in den engherzigen Maximen einer gemeinweltlichen Erziehung zu naiver Sinnlichkeit erblühendes Mädchen, kurz des Laertes bessere Schwester, dann wird in dem Betragen Hamlets Manches klar, was man bisher nicht selten als unerklärliche Sonderlichkeit, als zurückstoßende Härte, oder wohl gar als baren Wahnsinn anzusehen geneigt war.

Man denke sich den tiefernsten Jüngling mit dem ganzen Liebesbedürfniß seines jugendlich schwärmenden Gemüthes zum erstenmale an ein holdseliges Frauenbild gezogen. Von der hohen Schule zurückgekehrt, sieht er als Jungfrau, die er als Kind wohl kaum beachtet hatte. Die Wehmuth über des Königs Tod, der Ernst der Leichenfeier mögen den ersten Werbungen seiner Liebe eine etwas düstere Färbung gegeben haben; aber das von Schmerz aufgerissene Erdreich des Herzens nimmt jedes neue Samenkorn der Liebe doppelt willig auf. Welche Hoffnungen wird er nicht auf diese Mädchenseele gelegt, welch reichen Ersatz von jenen Schätzen des Gemüthes erwartet haben, mit welchen seine phantastische Liebe sie zu schmücken gewiß geschäftig war, zu einer Zeit, da er durch den Verlust eines andern Herzens völlig zu verarmen befürchten mußte. Denn eben damals, als der Mutter unseliges, entwürdigendes Verständniß mit dem verhaßten Oheim, von leisen Andeutungen zu immer kühnerer Vertraulichkeit fortschreitend, unliebe Ahnungen erregt haben mochte, bevor es sich, aller Scheu entledigt, dem Lichte des Tages völlig preis gab; in jener Zeit, wo dem Sohne an der Muttertugend nur noch zu zweifeln gegönnt war: flüchtete er zu einem Kinderherzen, von welchem der Zauberschild unbefleckter Schönheit jeden Anhauch der Gemeinheit zu bannen, jede Blüthe und Labung des Gemüthes zu verheißen schien. — Er fand auch hier kein Herz, das seiner würdig gewesen wäre. Wohl mag er sich eine Weile abgemüht haben, die Perlen selbst hineinzulegen, die ihn als Finder beglücken sollten, und durch die Flamme seiner

Verehrung den Heiligenschein zu ersetzen, welcher der Vergötterten fehlte; und die Geliebte ward so zum bloßen Wiederschein seiner Liebe, ein wesenloses Phantom, unfähig die große Seele des Geliebten zu umfassen oder seine Leiden mitempfindend zu theilen, in deren schmerzliches Geheimniß einzudringen sie weder würdig noch vermögend war. — Und als sich nun mit dem offenkundigen Abfall der Mutter in Hamlets Seele ein ungeheurer Schmerz erhob, und seine Riesenschatten über das ganze reichblühende Leben des Jünglings warf, da welkten auch die lichtberaubten Treibhausblumen dieser Liebe; wie in dem alten Mährchen schwand das hingezauberte Eden mit dem Zauberglauben des Beschwörers; und der entsetzte Boden schmachtete wieder in seiner alten Oede.

Wenn ein Meister wie Shakespeare irgend einen Theil seines Gemähldes unausgeführt zu lassen, oder durch den Duft der Ferne zu decken für gut findet, dann wird es zwar allerdings geschehen, daß von Berufenen und Unberufenen die verschiedenartigsten Ergänzungsversuche angestellt werden, aber man darf auch überzeugt seyn, daß die eine und einzig wahre Ergänzung schon ohne weitere Vorbereitung dem reinen und unbefangenen Sinne nur aus dem Werke selbst entgegenquillt, und während sie den geweihten Hörer entzückt und fördert, dem Pöbel bis auf den Namen ein Geheimniß bleibt. Diese Keuschheit des Dichters, das Allerheiligste zu verhüllen, geht nicht nur Hand in Hand mit der Natur; sie erspart uns auch das Mißvergnügen, die Mysterien der Poesie und des Herzens der allgemeinen Beschauung preis gegeben, und von gemeinen Lippen entweiht zu sehen, wie wir wohl sonst an manchem Vortrefflichem unsers Schiller mit Widerwillen haben erfahren müssen.

In diesem Sinne nun scheint mir Opheliens Schwäche, Hamlets Vergötterung und Enttäuschung, die Entstehungsgeschichte und der Tod dieser Liebe hinreichend angedeutet, um aus dem Werke selbst herausempfunden zu werden, ohne daß es hiezu einer lästigen Hypothesenkrämerei bedurfte. — Mit dem eröffneten Verständniß dieses Verhältnisses aber ist uns auch der Schlüssel zu manchem Räthsel des Stückes gegeben, das uns sonst unlösbar dünkte.

Wie innigwahr erscheint nun Hamlets stummer Abschied von Ophelien (II. Act, 1. Szene); wie tief empfunden dieses Losreißen des Herzens von einem schönen Wahne, welchen es länger zu unterhalten nicht im Stande ist; wie bedeutungsvoll die letzte, schmerzlich süße Betrachtung eines lange geliebten Gegenstandes, der nicht mehr geliebt werden kann.

Nachdem aber einmahl der herbe Bruch geschehen, der Zauber gelöst, die beinahe willkührlich unterhaltene Täuschung zerstoben ist, wie natürlich, daß sich nun dem tiefverletzten moralischen Gefühle Hamlets die Gebrechen der sonst Geliebten um so eindringlicher vor Augen stellen, je ängstlicher er sie wohl sonst vor sich selbst zu verbergen, oder zu entschuldigen versucht haben mochte. Und wenn er in dieser bitteren Stimmung die ganze Schmählichkeit und sinnliche Leichtfertigkeit der Weiber, welche in dem Abfalle der Mutter so schwer betroffen hat, auch in Ophelien gefunden zu haben meint, so darf es nicht der läpischen Berufung auf den Conversationston der Shakespeare'schen Zeit, um sich die oft gerügte Unanständigkeit von Hamlets Scherzreden während des Schauspiels zu erklären. Ich dürfte wohl schwer zu überreden seyn, daß es jemahls in der Macht der Mode gestanden haben sollte, das unverbrüchliche Gesetz wechselseitiger Achtung zwischen wirklich hochgestellten Personen so völlig aufzuheben, wie es in jener Szene geschieht, und unser Dichter hat sich meines Erinnerns eines ähnlichen Verstoßes nirgend schuldig gemacht. Wenn aber der Unfug dieser angeblichen Sitte der Zeit das Ohr Juliens, Mirando's Perditus nicht vergiften durfte, wie käme gerade der ernste, auf einer so hohen Stufe der Bildung stehende Hamlet zu dieser ungewöhnlichen Freiheit? Die Antwort gibt sich von selbst, und die gefällige Art, auf welche das Fräulein des Prinzen mehr als zweideutige Scherze aufgreift, läßt es doppelt empfindlich fühlen, daß er in seiner überreitzten Stimmung nur Gelegenheit nimmt, sich mit bitterer Ironie an den Schwächen des einst geliebten Gegenstandes zu rächen, welche wir ihn in ruhigerer Zeit zurecht zu weisen, oder zu verzeihen bereit finden.

(Schluß folgt.)

---

### Noch ein Wort über Stelzhamer's Lieder in ob der ennsischer Mundart. Wien. Rohrmann, 1837.

(Schluß.)

Daß es eben Lieder sind, ist ein zweiter, diese Sammlung vor mancher andern bezeichnender Charakter. Lindermeyer arbeitet durchaus Gedichte aus, und eben darin besteht seine Stärke, zumal in kleinen dramatischen Compositionen, mit dem spröden Mittel eines uncultivirten Dialektes dem Zwecke gebildeter Kunstgesetze zu genügen. Unser Dichter, nie den Standpunct eines aus dem Volke heraussingenden »Liadl=Dichtas« vergessend, bringt singbare Lieder; ja meistens nach Melodien singbar, welche in jenem herrlichen Ländchen wirklich gang und gebe sind, geliebt und gesungen werden. Daraus bewährt sich denn auch als völlig angemessen, was man etwa ungerechterweise an den Gedichten rügen möchte: daß nämlich einige wenige Formen des Metrums für das Ganze hinreichen, und der Dichter sich nicht in künstlich abwechselnden Versuchen rythmisch producirt hat. An Lindermeyers Produkten wird sich der Kenner erfreuen, und der Städter wird manchen Anlaß daraus nehmen, den Landmann zu belächeln, ja zu belachen; diese Lieder dürfen hoffen, den Kenner zu befriedigen, und in Mund und Herzen des Volkes selbst wiederzuklingen, dessen Inneres sie mit rührender Wahrheit der Welt offenbaren.

Den Dialekt selbst, der an und für sich breit, etwas roh,

und mehr zum Ausdrucke eines derben, gemüthlichen Humors, als ernsterer Gefühle tauglich scheint, behandelt St. mit Meisterschaft. Das kindische »sodl, Dadl u. dgl. ist immer höchst wirksam rechten Orts verwendet; und sehr glücklich spielt er mit erfundenen oder wirklich üblichen Onomatopöen, wobei man oft aufhören möchte zu lesen, und lieber gleich fortsingen.

»'s Blomaiserl pfigazt
Und's Raothmandl stigazt
In da Leithen so schen;
Und da huiten in Häuserl
Da wispelt mein Zeiserl
Sein Zilzilziljen. (S. 24.)

Sö häd'n nix z'thain
Und sö kinnen a nix:
Als was Mäusfollna macha
Und asten—wix wix. (S. 105.)

(Das Lied, worin die letztern Verse vorkommen, »'s Lümperla ist eins der vortrefflichsten, und eben so charakteristisch wie die folgende Strophe:)

»Bin a gschmeidiga Bue,
Kann mi windn und boig'n,
I kann brav sein, nix nuz sein,
Kann bethen und loig'n.« (S. 127.)

Liebe zu Gott, zur Natur, zur Heimath, zur Mutter, zum Liebchen, zum Landesherrn, zum Tanz, Sang, Spiel, zu lustiger Genossenschaft, vor allem zu sich, — das ist so der Lebenskreis unseres Franz; es ist auch der Lebenskreis seines Völkchens, von welchem kaum ein Element abgehn wird, im Guten oder Schlimmen. Daß manches Lied weniger Bedeutung hat, daß sich manches wiederholt, daß durch Ueberreflexion manchmahl (wie in dem letzten »Gsetzl« des trefflichen Gedichts »'n Aehnl seine Lehrn«) die Illusion leidet, sind etwaige Notizen zu künftiger Vervollkommnung. Die naiv-komischen »drei Brüeda«, das edle, kindlich-humane Gedicht »d' Sterna«, das charaktervolle »da Spiellump«, der gründlich-frohe Gesang »beim Dengeln« — und wie viele dieser Lieder noch, sind einzig in ihrer Art, und geben uns neuerdings Gelegenheit, uns mit dankbarer Erinnerung dem lieben Oesterreich ob der Enns zuzuwenden, das uns, nach so vielen dichterischen Gaben, nun auch noch in Stelzhamers Liedern die eigentliche Blüthe seiner Nationalität entgegenreicht!

Dr. Ernst Freyherr v. Feuchtersleben.

**Della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani Milano, dalla tipografia Rivolta. 1836. 8. (Parte I. 140 und P. II. 269 S.)**

Mit Vergnügen ergreife ich die Feder, um auf die Leistungen eines Mannes aufmerksam zu machen, der mit seltener Bescheidenheit ein verdienstvolles Werk in die Welt treten ließ, das sich vor so manchen Erzeugnissen der Tagsliteratur auf eine ungemein vortheilhafte Weise auszeichnet, und dem Namen des Verfassers, den er uns leider verschwiegen, gewiß nur die ruhmvollste Anerkennung verschafft haben würde. Unabsehbar ist schon die Zahl der Handbücher und Compendien, die seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts über diesen oder jenen Zweig der Geschichte, besonders über die so interessante Periode der römischen Weltherrschaft erschienen sind; aber die wenigsten tragen den Stämpel tieferen Geistes an sich, und sie verrathen meistens nur ein mehr oder minder glückliches Talent, aus fremden Forschungen Nutzen zu ziehen, und die mühsam gewonnenen Resultate fremden Fleißes in einem etwas veränderten Gewande wieder zu geben. Das Quellenstudium ist es, das der Mehrzahl unserer Historiker mangelt, und das doch nach meiner unmaßgeblichen Meinung, um eine gediegene Arbeit zu liefern, ganz unerläßlich ist. Dergleichen Untersuchungen mögen wohl manches Abschreckende an sich haben, und oft mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden seyn, — aber Clio macht es nun einmal ihren Schülern nicht so leicht, und wer Großes fördern will, muß auch die Mühe nicht scheuen. Gibt es doch keinen schöneren Beruf, als den des Geschichtschreibers, der mit forschendem Blicke in das Dunkel der Vergangenheit dringt, und das Wirken und Streben vermoderter Geschlechter uns wieder vor die Augen führt, damit die Prüfungen, die sie erduldet, und die Siege, die sie errungen; für die Nachwelt nicht verloren seyen, sondern dem Menschen als Muster und Vorbild dienen, auf daß er sich darin erspiegle, und durch die Stürme des Lebens nach einem festen Ziele hinsteuern lerne! Mit Recht sagt Rotteck: Selbst die Nation ist verherrlicht, die einen Thucydides, einen Tacitus, einen Gibbon, einen Johannes von Müller zeugte. Solche Männer werden nun freilich in Jahrhunderten nur einmal geboren, aber beseligend und erhebend bleibt es immer, auch nur einen Theil ihres Verdienstes, einen Theil ihres Ruhmes zu erwerben. Wer das Maß seiner Kräfte nicht überschätzend, wenn auch einen kleineren Kreis sich vorgezeichnet hat, in diesem aber das Vollkommene zu leisten strebt, dem soll und muß die gebührende Anerkennung zu Theil werden. »Dieses Verdienst hat sich der Verfasser des vorliegenden Werkes in vollem Maße errungen. Um dasselbe richtig zu beurtheilen, muß man meines Erachtens die Aufgabe, die der Autor sich selbst gesetzt hat, und seine Absicht näher in's Auge fassen. Man hat ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er nicht wenigstens eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse jener Periode voranschickte, die er sich zum Gegenstande seiner Abhandlung gewählt hat; — ich theile diese Meinung nicht. Der Verfasser wollte keine Geschichte der damaligen Zeit liefern; er konnte dieselbe als hinlänglich bekannt voraussetzen, besonders da Gibbon und Sismondi (anderer verdienst-

voller Schriftsteller nicht zu gedenken), eben für jenen Zeitraum so Ausgezeichnetes geleistet hatten; seine Absicht ging bloß dahin, den Zustand Italiens unter den ersten römischen Kaisern anschaulich darzustellen, ein Gegenstand, der vielleicht seiner Schwierigkeit wegen nur selten behandelt worden ist. Treffliche Andeutungen finden sich zwar schon in den beiden obgenannten Historikern. Da es aber außer ihrem Plane lag, ein vollständiges Gemälde in dieser Beziehung zu entwerfen, so muß das vorliegende Werk dennoch als neu und originell in seiner Art angesehen werden. Stimmt man auch nicht überall mit den Meinungen des Verfassers überein, so kann man ihm doch die gebührende Anerkennung nicht versagen. Er hat fleißig gesammelt, und das erbeutete Materiale mit vielem Scharfsinne zu benützen gewußt. Seine Vermuthungen, seine Folgerungen basiren größtentheils auf hinlänglich festem Grunde, und dürften sich bei näherer Aufklärung meistens als richtig bewähren. Eine genauere Kenntniß mit den Schriftstellern der damaligen Zeit leuchtet überall hervor. Was mir insbesondere lobenswerth erscheint, ist die häufige Benützung des Codex Theodosianus und Justinianeus; in denen sich ein leider noch allzu wenig beachteter Schatz von historischen Daten befindet. Mit Bedauern vermißt man nur in der Arbeit des Verfassers, ein durchgreifendes System der Aufeinanderfolge der verschiedenen Materien, dessen Mangel zu manchen Wiederhohlungen Anlaß gab, und hier und da die gewonnenen Resultate nicht in dem rechten Lichte erscheinen ließ. In der zweiten Abtheilung wird es auch auffallend, daß der Verf. sich zu wenig mit dem eigentlichen Gegenstande seiner Untersuchung, mit Italien, beschäftigt, und mehr über das ganze Reich sich ausdehnt, so daß er dem Plane, den er sich selbst vorgezeichnet, und den er in der ersten Abtheilung auch wirklich eingehalten hat, beinahe untreu wird. — Nur als Nebensache bemerke ich, daß die Citate oft etwas ausführlicher, und zur Bequemlichkeit des Lesers besser unter dem Texte, als am Ende des Buches hätten angebracht werden können. Was die Schreibart anbelangt, so ist dieselbe prunklos, klar und würdig, entbehrt aber manchmal der nöthigen Kraft und Kürze, die z. B. unsern Johannes von Müller so sehr auszeichnet. (Fortsetzung folgt.)

F. Sorcier, der schnelle Franzose oder leichtfaßliche Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache ohne Lehrer in zwanzig Lectionen. Wien, Tendler, 1837. 44 S. Zweites Heft, 1838. 46 S. 8.

Etwas Anderes ist es, eine Sprache gründlich und vollkommen nach allen grammatikalischen Regeln erlernen, und etwas Anderes, sich die Fertigkeit erwerben, in möglichst kurzer Zeit Andere zu verstehen, und sich ihnen verständlich zu machen. Das Erstere fordert ein anhaltendes, jahrelanges fleißiges Studium, zu dem letzteren gehört nur einiges Gedächtniß und eine gute Anleitung, und man erlangt dadurch in einem Monat mehr, als Andere in Jahren.

Der Verfasser der vorliegenden Hefte hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, den Anfänger so schnell als möglich zum ersehnten Ziele zu führen; und Referent muß gestehen, daß die Leistung sowohl Kenntniß des gewählten Terrains als auch jenen Takt beurkundet, der zum glücklichen Gelingen nothwendig ist.

W.

## Notizen.

So schwierig es auch seyn mag, bei der Höhe, auf welcher die poetische Literatur Deutschlands steht, etwas der allgemeinen Beachtung Werthes zu liefern, so sehr übertrifft der Buchdrucker Niclas Müller mit seinen Liedern (Stuttgart, Cotta, 1837) die Ansprüche, die man gerechter Weise auch an ihn, wie an jeden andern Dichter unserer Zeit machen muß. Wenn es auch weniger die Kühnheit der Gedanken, die Neuheit des Stoffes und die Großartigkeit der Bilder ist, die wir an ihm bewundern könnten, so stößt doch die Originalität der Behandlung, die Zartheit, Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, der Wohllaut und die Reinheit der Sprache, und die Mannigfaltigkeit und Gewandtheit der Form hohe Achtung vor dem Streben, vor dem Talente des Dichters ein, der die meisten Mittel zu seiner Bildung aus sich selbst schöpfen mußte und mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die von tausend Andern mit Leichtigkeit beseitigt wurden.

Die »Bilder der Nacht im lyrischen Rahmen von Ernst Ortlepp« (Leipzig, 1837. 272 S. 8.) tragen im Allgemeinen den Charakter der Mittelmäßigkeit, Flüchtigkeit und Nachahmung in starker Ausprägung an sich und verbreiten denselben auch ins Einzelne. Die 6 Erzählungen, welche den Kern der Sammlung bilden, bewegen sich wenigstens in so ausgebeuteten Elementen, daß ihnen sogar der Hauch des Unheimlichen und Tragischen, der sie durchweht, kein tieferes Interesse zu geben vermag. »Hans Dallinge« erinnert an Hauff's »kaltes Herz«, »der gespenstische Organist« copirt den Hoffmann'schen Rath Krispel, »die Virtuosinn« enthält Reminiscenzen aus Lyser's Kunstnovellen, »Dorn und Röschen«, »die Gespenster« und »das geisterhafte Mädchen« sind zu skizzenhaft und fragmentarisch. Dasselbe gilt mit wenigen Ausnahmen auch von den Gedichten. Sie sind matter, weniger originell, als die früheren desselben Verfassers. Nur in einigen derselben lodert dichterisches Feuer als schöne erquickliche Flamme empor, so in der »Lampe«, in den »Skeletten« u. s. w.

Aber wie konnte der Verfasser mit diesen wahrhaft poetischen Produktionen Worte in Verbindung bringen, wie die S. 260 befindlichen? »Gold ist Dreck, die Menschheit ein Cloack. Ein Publicum ist ein Ochse« u. s. w.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

86. Sonnabend, den 28. Oktober 1837.

## Hamlet.

(Schluß.)

So wird denn endlich auch jene oft mißverstandene Unterredung mit Ophelien (III. Akt, 1. Szene) nicht mehr so wunderlich erscheinen. Die Unglückliche wird abgeschickt, den Geliebten in traulicher Unterredung auszuforschen. Die Fügsamkeit, womit sie diese gerade für sie doppelt verletzende Rolle übernimmt, würde unser Zartgefühl noch mehr beleidigen, wenn uns der Dichter nicht eben hier für das Rührende ihres durchbrechenden Schmerzes zu interessiren wüßte. Man findet es nöthig, ihr ein Andachtsbuch in die Hand zu geben, damit, wie Polonius sagt, »solcher Uebung Schein die Einsamkeit bemäntle; aber trotz dieser gebrauchten Vorsicht scheint der gesetzte Prinz den Fallstrick zu ahnen. Denn in jenes berühmte Selbstgespräch (Seyn oder Nichtseyn) vertieft, welches seinen Geist an die fernsten Gränzen des menschlichen Seyns verlockte, ganz furchtbarer Ernst, bemerkt er die Bethende erst spät. Plötzlich aber begrüßt er sie in jenem wunderlichen läppischen Tone, welchen er sonst nur gegen Verdächtige anzuwenden pflegt, und der spätere Ausfall auf den lauschenden Polonius: — »Laßt die Thüren hinter ihm abschließen, damit er den Narren nirgends anders spiele, als in seinem eignen Hause« — ist ganz in der Manier, wie Hamlet auch sonst diesen Ueberlästigen für seine unberufene Einmengung abstraft. Es dürfte nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß beim Saxo Gramaticus etwas Aehnliches vorkomme. Denn auch dort wird Amleth mit einem Mädchen zusammen gebracht, damit er sich im vertraulichen Verkehr mit demselben verrathe. Ein Milchbruder (aus welchem Shakespeares Horatio entstanden seyn mag) unterrichtet ihn aber von der Absicht seiner Feinde, und von der Gefahr, in welcher er schwebe; quod cum, sagt der Erzähler, ultima passurum non dubitaret; quod ipsi quoque Amletho obscurum non fuit, und diese Uebereinstimmung des Originals bestärkt uns nicht wenig in der Vermuthung, daß Hamlet auch hier einen Hinterhalt besorge; dann aber muß der Umstand, daß er Ophelien als ein von seinen Feinden gegen ihn gebrauchtes Werkzeug zu betrachten genöthigt ist, die [illegible]erkeit seiner Stimmung gar sehr entschuldigen.

Denn wenn er nun die Liebespfänder, welche sie zurückzustellen begehrt, wie befremdet zurückweist, und mit ungläubigem Lächeln nach ihrer Tugend frägt, wenn seine harte Rede ihr die sinnliche Leichtfertigkeit der Weiber vorhält; so ist dieß nur der Ausbruch eines wahren, tief greifenden und lang verschlossenen Schmerzes — keineswegs aber eine absichtliche Kränkung des armen Mädchens.

Er schont sich ja selber nicht, und bekennt sich zu zahllosen Vergehungen, er schilt die Tugend selbst nur eine Kupplerin der Schönheit, ein schlecht geimpftes Reis auf dem alten Stamm der Sündhaftigkeit, denn seine Seele ist tief krank, am gewaltsam aufgedrungenen Zweifel über Welt und Menschenwerth. Nie ist ein nächtlicheres Gemählde der äußersten Melancholie entworfen worden. Es ist nur von einem einzigen Blitze wehmüthig süßer Erinnerung durchzuckt: »Ich liebte auch einst.« Ein reiches, weites, dämmerndes Jugendland ist plötzlich vor uns aufgehellt — um in dem nächsten Augenblick in die alte Finsterniß zurück zu sinken, welche nun durch das Schneidende des Gegensatzes doppelt erschütternd wirkt. — »Ich liebte auch einst.«

Unaussprechlich rührend sind diese Worte in dem Munde eines Menschen, der das Unglück, nicht mehr ganz, nicht mehr mit Begeisterung lieben zu können, in seinem ganzen Umfange empfindet. Die Fäden aber, mit denen sich sein inniges, tiefheimliches Gemüth an jenes Wesen angesponnen, sind noch nicht alle zerrissen. Würde er wohl sonst dem armen Kinde so sorgsam rathen von der Heerstraße der Gemeinheit seitab einzukehren, in eine Freistatt des Friedens, sicher vor der Verführung und Verläumdung einer Welt, die ihm wohl schlimmer, als diese Unglückliche erscheint. Und wenn die Bitterkeit des gegenwärtigen Gefühls auch in die nachempfundene Lust jener schönen Zeit der Liebe und des Vertrauens greift, so daß er sagen kann: »Ich liebte euch nicht — ihr hättet mir nicht glauben sollen; — so sehen wir ihn dieses harte Wort am Grabe der Geliebten feierlich zurücknehmen.

»Ich liebt' Ophelien, vierzigtausend Brüder
»Mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten
»Nicht meine Summe erreicht.«

Wenn es wahr ist, woran ich nicht zweifle, daß der Zweck des Trauerspieles sey, durch Schreck und Mitleid die

Leidenschaften der Hörer zu reinigen, so hat Shakespeare auch hier seine Aufgabe vollkommen gelöst. Ich habe keine Thräne für den rasenden Lear auf der Heide, die nicht auch dem stillen Hamlet gebührte, wenn er Ophelien sagt: ich liebte euch einst — und dann: ich liebte euch nicht. Daß aber seine Seelenleiden das allgemeine Mitgefühl nie so ergreifen werden, als der tobende Schmerz des gekränkten Vaters, versteht sich von selbst. Den derben Faustschlag fühlt jedermann — der Stachel einer herben Rede ist nur dem Zarten empfindlich — aber welches von beiden tiefer schmerzt, — das ist die Frage.

Dieses Aeußerste der echt menschlichen Empfindung, welches im Hamlet so wundervoll entwickelt ist, daß Herder um dessen Willen dieses Stück das einzige nannte, das der reine sensus humanitatis geschrieben (wir müssen hinzusehen, daß damals Goethes Faust nicht existirte) — dieses Aeußerste der echt menschlichen Empfindung nach verschiedenen Richtungen hin mit Eindringlichkeit bemerklich zu machen, war der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes, in dessen enge Gränzen sich wohl schwerlich eine allseitige Beurtheilung der größten aller Tragödien einschließen lassen möchte, und der schon jetzt weiter ausgedehnt wurde, als es anfänglich in der Absicht war. Obgleich also noch manches auf meiner Seele lastet, was sich aber mit zwei Worten nicht abthun läßt; obgleich ich gar manches insbesondere gegen jene deutschen Beurtheiler Shakespeares auf dem Herzen habe — welche unsern Hamlet ein Gedanken-Trauerspiel — oder die Tragödie der Reflexions-Nichtigkeit zu nennen belieben; — oder welche was immer für eine philosophische Idee auf Kosten des inneren Gemüthslebens aufzuputzen und heraus zu stellen sich abmühen; — oder welche sich's zum Geschäfte machen, Kleinigkeiten zu bewundern und in der Erklärung des Außenwerks ihren Geschmack und ihre Gelehrsamkeit zu erschöpfen, während ihnen die Hauptsache unter den Händen entschlüpft; — so will ich dennoch meiner Feder früher Rast gebiethen, bevor ich den freundlichen Leser ermüdet zu haben befürchten muß, und erlaube mir schließlich nur noch Eines zu bemerken.

Es kommen nämlich in Hamlets Benehmen mehrere Züge vor, welche mit dem Bilde, welches wir hier von ihm entworfen haben, nicht wohl übereinzustimmen scheinen. Die Gleichgültigkeit bei der Tödtung des Polonius — die Absicht, den König nur eben, wenn er sündiget, zu ermorden; die Ausfertigung der Uriasbriefe, womit er seine Schulfreunde dem sichern Verderben überliefert, Alles dieses ist wenig geeignet, das günstige Urtheil, welches wir über Hamlets moralische Anlagen fällten, zu bestätigen. — Allein abgesehen von den mannigfaltigen Entschuldigungs- und Milderungsgründen, welche ich für unsern Freund aufzubringen im Stande wäre, ist dieses Eine wohl zu merken: daß wir an Hamlet nur außerordentliche und ausgebildete Gaben des Verstandes und Gefühls bei Schwäche des Willens rühmten; — und daß eben der Mangel jener freudigeren Thatkraft, welche allein ein schönes und hohes Leben abschließen und krönen mag, — der beklagenswerthe Grund von Hamlets Fehlern wie von Hamlets Unglück ist. — So hat es auch Shakespeare gemeint, und in diesem Sinne ist die ganze Tragödie gehalten.

Dieser Mangel des Charakters — im schroffen Gegensatze zu der Höhe contemplativen Lebens; diese Willensschwäche, durch natürliche Anlage veranlaßt, durch Erziehung gehegt, in der Freiheit vollendet, ist das Schicksal seines Helden. Das äußerlich Hinzukommende ist überall nur umschränkend, hemmend, veranlassend, entscheidend nicht. Nur diesem Charakter ward gerade dieses Schicksal, einem anderen hätte es ganz anders getagt.

Deßhalb ist auch die Handlung, auf welcher das dramatische Interesse dieser Tragödie beruht, beinahe durchgehends innerlich und die großartige Einleitung, wie die erhabene Katastrophe dienen dem Ganzen nur zur prächtigen Einfassung.

Ein ungeheurer Frevel reißt den Verbrecher mit dem Schuldlosen in einen Abgrund. Ein blühendes Herrschergeschlecht hört wie mit einem Zauberschlage auf; und die schöne Krone, welche Hamlet, trotz seines guten Rechtes zu berühren gescheut hätte, setzt der kühne Fremdling mit leichter Geberde sich auf das jugendlich frische Haupt. — Die Schauer der Weltgeschichte rollen den Vorhang herab. R—y.

---

**Della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani. Milano, dalla tipografia Rivolta. 1836, 8. (Parte I. 140 und P. II. 269 S.)**

(Fortsetzung.)

Ich erlaube mir, die Leser dieser Blätter wenigstens mit den Umrissen der vorliegenden Bände bekannt zu machen, damit sie selbst von der Reichhaltigkeit und dem Interesse derselben sich überzeugen können.

Der Verfasser beginnt mit einer Stelle aus Plinius des Aelteren Beschreibung von Italien, welche auch heutzutage noch auf das von den Göttern so reich gesegnete Land ihre vollste Anwendung findet, und die Reitze dieses irdischen Paradieses mit wenigen aber treffenden Worten schildert. So gerne wir mit ihm in das Lob seines Vaterlandes und in die Würdigung des römischen Volks-Charakters einstimmen, so scheint ihn doch die Vorliebe für seinen Gegenstand zu weit zu führen, wenn er (c. 5) behauptet, daß die Schriftsteller dieser Nation vor den Griechen den Vorzug verdienten, weil sie nicht wie diese zu müssiger Speculation und eitlem Wissensprunke sich hinneigten, sondern ihre ganze Anstrengung auf das praktische Leben verwendeten. Uns scheint die griechische Literatur an Kraft und Originalität, an Wärme und Vollen-

dung der Form bei Weitem höher zu stehen, als die römische, die so manches aus fremder Quelle schöpfte, oder wenigstens fremden Mustern nachbildete; dagegen allerdings die körperliche Stärke, der Muth, die Tapferkeit und die Ausdauer in Ertragung jeglicher Beschwerde an diesem kriegerischen Volke immer merkwürdig bleiben wird; obwohl auch diese Tugenden zur Zeit der Kaiserherrschaft schon bedeutend abgenommen hatten, und nur in seltenen Beispielen noch an die alte Größe erinnerten. Selbst die Bevölkerung war in Folge der mehr als hundertjährigen Kriege und inneren Unruhen zusehends geschwunden, wozu noch außerdem die Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen weniger Großen und die zahlreichen Auswanderungen das Ihrige beitrugen. (c. 6.) Man hätte zwar glauben sollen, daß die schon von Cäsar, Augustus und den nachfolgenden Imperatoren häufig errichteten Militär-Kolonien diesem Uebel einigermaßen abgeholfen hätten; es fand aber hievon gerade das Gegentheil Statt; denn es wurden von jenen Gewalthabern nicht die Güter der auswärtigen Feinde unter die Soldaten vertheilt, sondern man nahm in Folge der bürgerlichen Unruhen den schuldlosen Bewohnern Italiens selbst nach Feindesbrauch und Räubersitte ihre Ländereien, ihre Häuser, Begräbnißplätze und Tempel ab, und führte die siegestrunkenen Haufen noch unter den Fahnen, wie im Heere eingetheilt, in die Besitzungen der Vertriebenen ein, die ihres Eigenthums beraubt nur auf einige günstige Gelegenheit lauerten, das Ihrige wieder zu erlangen. Ein solches Verfahren konnte nur Unheil hervorbringen, was denn auch in vollem Maße hereinbrach, als die endlosen Streitigkeiten um die Thronfolge ihren Anfang nahmen und später die Horden der Barbaren das schöne Land überschwemmten. Damals schon fehlte es häufig an Menschenhänden zur Bebauung des so ungemein fruchtbaren Bodens; an ein Aufblühen der Industrie und des Handels war nicht zu denken, und die Kraft der Regierung hatte dermaßen abgenommen, daß sie nicht mehr im Stande war, ihre Unterthanen vor den Verheerungen der Räuber, und vor den Erpressungen ihrer eigenen Steuereinnehmer zu sichern. (c. 11 und 12.) Treffend schildert der Verfasser (c. 13) den wirthschaftlichen Zustand der Römer, der sich von dem unsrigen ganz und gar dadurch unterscheidet, daß die Ausübung der meisten Künste und Handwerke fast einzig und allein den Sklaven überlassen war, während der freie Bürger sich höchstens mit dem Anbau seiner Felder beschäftigte, und (wenigstens in späteren Zeiten) auch diesen oft vernachlässigte. Erst als die Zahl der Sklaven sich nach und nach verminderte, und ihr Preis in gleichem Maße stieg, sah man sich gezwungen, zur Verpachtung der Grundstücke seine Zuflucht zu nehmen. Mit vielem Fleiße finden wir in den folgenden Absätzen (c. 15—18) die Viehzucht, den Ackerbau, den Weinbau und die Oelgewinnung behandelt. Der Verfasser hat die Werke des Varro, Plinius und Columella trefflich benützt, und eine genaue Kenntniß derselben an den Tag gelegt. Auch Virgil, Martial und Juvenal werden — nur leider nicht oft genug — als Zeugen aufgeführt. Letzterer Schriftsteller scheint uns bei seiner allumfassenden Satyrik vor Vielen geeignet, auf das gesellige Leben seines Zeitalters ein besonderes Licht zu werfen. — Was den Handel anbelangt, so war er bei den Römern bekanntlich in einem Zustande der Erniedrigung; nach der Lex Claudia sollte kein Senator sich mit diesem Erwerbszweige beschäftigen, und selbst die Kaiser Honorius und Theodosius untersagten ihn allen Adeligen, Würdenträgern und wohlhabenderen Personen. (c. 19.) Ihre Gesetze waren eher geeignet, den Verkehr zu hemmen, als ihn zu befördern; von jeher wurden die Zölle als eine reiche Finanzquelle angesehen, die aber auf dem Volke um so drückender lastete, als diese Art des öffentlichen Einkommens durchwegs verpachtet wurde, was zu den ungerechtesten Erpressungen und Plackereien Anlaß gab.

Der Verf. glaubt schon bei den Römern vier Arten von indirekten Auflagen nachweisen zu können, nämlich die Ein-, Aus-, Durchfuhrszölle und die Verzehrungssteuer und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Abgaben schon bei dem Uebergange aus Einer Provinz in die andere entrichtet werden mußten. Ihr Betrag mag zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten bald höher, bald geringer gewesen seyn. Es geschieht einer Octava, einer Vigesimaquinta, Quadragesima, Quinquagesima, Centesima und Ducentesima Erwähnung. Viele Andeutungen hierüber finden sich in Dig. l. XXXIX. tit. 4 und im Cod. Just. l. IV. Lit. 60 u. 61. — Von wichtigem Einfluße auf den Gang des Handels und der Industrie war auch das Institut der Collegien oder Zünfte, die schon unter Numa eingesetzt wurden. (c. 21.) Nach Dig. IV. 3. fr. 1. hatten sie das Recht Güter zu erwerben, eine gemeinschaftliche Kasse zu gründen und sich einen Syndikus oder Vertreter zu erwählen. Unter den Kaisern wurde die Errichtung neuer Zünfte zuweilen gänzlich untersagt; dennoch gab es eine hinreichende Menge solcher Corporationen, um jedem höheren Aufschwung des Handels und der Industrie ein Hinderniß in den Weg zu setzen; wozu noch die Einführung der Accise (c. 22.) das Ihrige beitrug. Auch die Aerarial-Fabriken verschlimmerten das Uebel durch den monopolistischen Standpunkt, den man ihnen anzuweisen für gut fand (c. 23), obwohl darin nicht nur Waffen und Kriegsbedürfniß, sondern auch verschiedene Luxusartikel verfertiget wurden. Der Bergbau bildete ebenfalls eine nicht unbedeutende Finanzquelle, da derselbe dem Staate vorbehalten war, und von ihm entweder auf eigene Rechnung betrieben, oder gegen Entrichtung eines gewissen Zinses u. d. gl. an Private überlassen wurde.

Bei allen diesen Einrichtungen konnte es (nach der Mei-

nung des Verfassers (c. 24) nicht anders konnten, als daß die Industrie und der Handel in dem großen Reiche darniederlag, ungeachtet dasselbe so manche günstige Bedingungen für das Aufblühen dieser Erwerbszweige in sich vereinigte. Die zahlreichen Provinzen waren eben so verschieden an Boden, Klima und Lebensart der Bewohner, als an rohen Producten und Manufacturen; Eine konnte der Andern ihren Ueberfluß zusenden, und sich wieder von dort her mit dem Nöthigen versehen. Eine Menge der besten Häfen fanden sich an der ungeheuren Küste zerstreut, und die vortrefflichsten Heerstraßen verbanden das Innere mit der See. Die Einfuhr, besonders aus dem Orient blieb auch immer noch von Bedeutung, da die kostbarsten Produkte der fernsten Zonen für die schwelgerische Hauptstadt herbeigeschafft werden mußten. Diese hatte dagegen nichts, was sie in jenen Ländern mit Vortheil absetzen konnte, und so blieb der Handel größtentheils passiv. Nur Aegypten war ausgezeichnet durch sein Glas und seine Leinenzeuge. Diese abgerechnet mußten aber die meisten ausländischen Waaren mit barem Gelde bezahlt worden. Der Verfasser meint nun, daß hierdurch das Reich immer ärmer wurde, und seinem Untergange entgegeneilte. Diese Ansicht ist nur zu häufig schon widerlegt worden; nicht durch Kaufen verliert man, denn man erhält in der Waare ein Aequivalent des dafür entrichteten Preises zurück; ob dieser in Metallstücken oder in andern Erzeugnissen bezahlt wird, ist so ziemlich gleichgültig. Die Verminderung des Reichthums ist vielmehr eine Folge des Verzehrens, und darin müßte nach unserer Meinung die Quelle der nachmaligen Verarmung zu finden seyn. Die Consumtion war auf einen unerhörten Grad gesteigert worden, und man kann sich von der Ueppigkeit und Schwelgerei der Römer kaum einen Begriff machen. Noch zur Zeit der Republik lesen wir von Lucullus, diesem Meister in der Kunst der Verschwendung, daß er auf seiner Villa Berge durchgraben und die Meeresgewässer ins Land hinein leiten ließ, um einen See zu haben[1]: daß er bei einer einzigen Mahlzeit das Einkommen von Tausenden durch die Gurgel jagte; . . . wie mag es erst zur Zeit eines Tiberius, eines Commodus gewesen seyn!! — Kein Wunder, daß bei solchem Aufwande die Kräfte sich nach und nach erschöpften, und Mangel an die Stelle des Ueberflusses trat, so daß selbst die Erpressungen des Fiscus nichts mehr fruchteten. Der Verfasser liefert hier (c. 26—36) eine höchst schätzbare Abhandlung über die verschiedenen Steuern, welche an die Staatskasse entrichtet werden mußten; namentlich über die Gebühren bei Freilassungen, über die Steuer der Hagestolzen und über die von den Verlassenschaften zu entrichtenden Percente, allerdings eine schwierige Materie, deren Aufklärung ihm zwar noch nicht vollkommen gelungen ist, die er aber mit manchem schätzbaren Beitrage bereichert hat.

[1] Vellejus II. 33.

Wie in vielem andern zeigte sich der Verfall der römischen Größe um diese Zeit auch schon in den aufgeführten Bauwerken; welche bei Weitem nicht mehr den imposanten Ausdruck der Kraft an sich tragen. Noch in den Resten dieser Denkmäler und öffentlichen Bauten sieht man die Abnahme des Geschmacks und jener hohen Einfachheit, welche die älteren Prachtwerke so sehr auszeichnet: später gerieth man auf den unseligen Gedanken, die alten Kunstwerke zu zerstören, um mit dem gewonnenen Materiale neue Gebäude aufzuführen; ein Hang, dem die strengen Verordnungen der Kaiser um so weniger Einhalt zu thun vermochten, als in der Folge sich auch der religiöse Fanatismus dazu gesellte. (c. 34.) Der Verfasser schaltet hier manche schätzbare Bemerkungen über die Standbilder der Kaiser und anderer berühmter Männer ein, die zwar nicht ganz zu dem Gemälde passen, aber dennoch alle Aufmerksamkeit und Anerkennung verdienen. Eben so fleißig sind (in c. 37.) vielfältige Beweise zusammengestellt, daß die Kaiser (wenigstens die der besseren Periode) noch manche Vorliebe für Rom und Italien zeigten, und durch seltene Freigebigkeit, besonders durch Unterstützung der Armen und Waisen, dasselbe zu belohnen suchten. Unter Marentius schienen aber alle diese Vergünstigungen wieder aufgehört zu haben, und das Aussetzen der Kinder nahm mehr als jemals überhand.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Notizen.

Der Paragraph des allgemeinen Statuts der russischen Universitäten, welcher dem Minister des öffentlichen Unterrichts gestattet, unabhängig von der Wahl der Universität nach seinem besondern Ermessen vakante Professuren mit Personen zu besetzen, die durch Kenntniß und Gaben des Vortrags ausgezeichnet, die dazu erforderlichen gelehrten Würden besitzen, ist auf die Universität zu Dorpat ausgedehnt worden.

---

Professor Dr. Georg Beseler hat beim Antritte seiner juridischen Vorlesungen zu Basel im Jahre 1836 ein beachtenswerthes Schriftchen herausgegeben. Es führt den Titel: „Ueber die Stellung des römischen Rechts zu dem nationalen Recht der germanischen Völker.“ (Basel, Schweighäuser. 18 S. 8.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

87. Mittwoch, den 1. November 1837.


Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserstaate. Geographisch dargestellt von Franz Tschischka. Wien, Beck. VI und 450 S. 8.

Wenn wir über das vorliegende Werk später, als es wohl in der Ordnung ist, unsere Ansicht aussprechen, so liegt aufrichtig gesagt der Grund davon in einem fast unabweisbaren Widerstreben, das sich mit der Unlust einstellte, welche uns beim Durchlesen ergriffen hat. Diese aber entsprang zunächst aus der Bemerkung, daß abermals eine gute Idee mit leichter Mühe zu Grabe getragen worden. Der Gedanke, eine Kunstgeographie des österreichischen Kaiserstaates zu schreiben, hat unstreitig — obwohl er nichts weniger als originell ist — etwas sehr Verdienstliches, und er konnte auch ohne bedeutende selbstständige Studien, blos nach den vorhandenen Materialien zur Genüge durchgeführt werden. Indessen — auch Compilationen setzen Fleiß und Umsicht voraus, und ohne einige geistige Mächtigkeit wird es der Compilator nie weiter bringen, als etwa der nächste beste mechanische Abschreiber.

Herr Tschischka hat sich unstreitig die Arbeit so leicht als möglich gemacht; wir begegnen nirgends einer ihm gehörigen Ansicht oder Darstellung; ja diese leidige Beobachtung dringt sich sogar bei Wien, dem Aufenthaltsorte des Verfassers, auf eine höchst befremdende Weise auf. Aber auch in der Auswahl und Benützung der vorhandenen Hülfsmittel herrscht eine kaum verzeihliche Flüchtigkeit; während mit vornehmer Miene manche gute, heimische Quelle zurückgewiesen wird, erhält eine unlautere oder fremde — Stimmenrecht. So finden wir häufig Nagel's Künstlerlexicon citirt, und dieß bei Artikeln, welche fast durchgehends aus der österr. Nationalencyklopädie mit dankbarer Nennung in jenes aufgenommen worden sind! Die kirchliche Topographie, welche eine große Anzahl hieher gehöriger, richtiger Angaben enthält, blieb unbenützt — doch wir wollen kein Verzeichniß der mit Vorsatz oder aus Unkenntniß übergangenen Quellen liefern, sondern nur im Allgemeinen bemerken, daß, wo die benützten haltbar, auch die Daten des Herrn Verfassers erträglich, im entgegengesetzten Falle aber diese oft das Unbegreifliche erreichen. Es fehlt durchgehends an der nöthigen Vergleichung, und der Abgang der ersten kritischen Elemente springt allenthalben in die Augen. So wird bei Traunkirchen in allem Ernste der Thurm eines alten (??) Jesuitenklosters als noch bestehende Merkwürdigkeit angeführt; dieser ist jedoch schon vor ein paar Jahrzehnten abgetragen worden, weil man eine kleine Neigung wahrzunehmen glaubte, und den Einsturz befürchtete. Der Ausdruck: »eines alten Jesuitenklosters« beweist jedenfalls, wie wenig der Verfasser mit der Geschichte des Ordens vertraut ist.

Mit solchen Angaben belehrt man weder Unwissende, noch viel weniger Irregeleitete! (S. Vorwort.)

Bevor wir durch ein theilweises, näheres Eingehen — wer möchte das Ganze übernehmen — unsere bisher ausgesprochenen Ansichten zu bethätigen suchen werden, wollen wir noch ein Paar Proben anführen, die von der Weihe des Verfassers zeugen mögen. S. 4 heißt es vom Theseus im Volksgarten: »Das Werk ist im carrarischen Marmor ausgeführt, und Theseus in dem Momente dargestellt, wo er den Centauren zu Boden geschleudert hat, und nun die Keule schwingt, ihn vollends zu tödten, während die linke Hand schon die Kehle des Ungeheuers zusammenpreßt. Von ergreifender Wahrheit ist der Ausdruck des Zornes, welcher die nackte mit Macht und Kraft überreich ausgerüstete Heroengestalt in allen Theilen harmonisch beseelt. Und nun vollends der Contrast in dem Centaur! Niedergedrückt auf dem thierischen Theile seines Körpers, rafft er alle Kraft zusammen, sich empor zu richten gegen die Macht des Ueberwinders. Vergebens! der kräftige Arm des Heros überliefert ihn schon dem Tode! Krampfhaft wühlt die eine Hand im Boden, während die andere sich in den Arm des Theseus klammert. Der letzte Schrei des Schmerzes entschwebt seinen Lippen« u. s. w.

S. 9 wird unter den Merkwürdigkeiten der St. Stephanskirche angeführt: »am Speisealtar: eine Madonna auf Goldgrund gemalt, aus der Zeit vor Albrecht Dürer.« Dieses Bild aber ist von J. Spielberger, einem sehr berühmten Maler um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Der Verfasser führt von demselben wohl das Altarbild zu St. Peter in Brünn an; allein in den »Geschichtlichen Notizen über österreichische Künstler,« welche am Schlusse des Werkes eine besondere Abtheilung bilden, und im Vorbeigehen

gesagt eben so voll Unrichtigkeiten als mangelhaft sind, sucht man nach dessen Namen vergebens. Spielberger war aus einem edlen Geschlechte Ungarns entsprossen. Er studierte zuerst die Kunst in Deutschland, ging hierauf zur weiteren Ausbildung nach Italien, und hielt sich zunächst in Venedig längere Zeit auf. Nach Deutschland wieder zurückgekehrt, ließ er sich in Wien nieder, floh aber 1679 mit Weib und Kindern vor der Pest, welche damals diese Stadt mit ihren Schrecken heimsuchte. In Oesterreich ob der Enns mußte er sich der Contumaz unterwerfen, verlor darin sein Weib, erkrankte darüber selbst vor Schmerz und starb im selben Jahre in einem noch blühenden Alter. Außer den bereits angeführten beiden größeren Gemälden kennen wir noch von ihm: das Hinscheiden des heil. Benedikt in der Kirche zu St. Emeran in Regensburg, und den heil. Petrus in der Augustinerkirche zum heil. Kreuz in Augsburg. Außerdem hat er noch eine große Anzahl kleiner Bilder gemalt, wozu ihm insbesondere Ovid's Verwandlungen Vorwurf waren.

Seite 19 behauptet der Verfasser, daß die zwei freistehenden Säulen dorischer Ordnung vor der Karlskirche auf der Wieden 41 Fuß in der Höhe und 13 Fuß im Durchschnitte messen. Welches Verhältniß! Wir wissen recht wohl, daß diese Höhenangabe auch bei Hebenstreit und A. vorkommt; wer wird aber das Sinnlose derselben nicht mit dem ersten Blicke erkennen? Ueberhaupt ist die Beschreibung der prächtigen Karlskirche ein schlagender Beweis, wie sorglos der Verfasser die zusammengeschriebenen Daten der Oeffentlichkeit übergab. Karl VI. legte den Grundstein dazu nicht im Jahre 1736, sondern am 4. Februar 1716; und außer den angeführten Altarbildern ist auch der römische Hauptmann von Daniel Gran, und die Heilung der Gichtbrüchigen von Pellegrini. Ganz unerwähnt blieb das wahrhaft kostbare Kreuzbild aus Elfenbein, das gewöhnlich auf dem Hochaltare steht, und von Kaiser Joseph II. aus der kaiserlichen Schatzkammer dahin gespendet worden ist.

Diese Belege mögen genügen, um über den Beruf des Verfassers die nöthige Andeutung zu geben; nun wollen wir durch die nähere Beleuchtung einer Abtheilung des Buches darthun, wie sehr unsere im Eingange ausgesprochene Beschuldigung der Fahrlässigkeit und Flüchtigkeit begründet sey.

(Schluß folgt.)

---

Kurze Geschichte und Beschreibung der k. k. Pfarrkirche zum heiligen Karl Borromäus in Wien in der Vorstadt Wieden, nebst einigen Zügen aus dem Leben des heiligen Karl Borromäus. Wien, Mausberger 1837. 32 S. 8.

Die schönsten Gebäude der neueren Baukunst, welche Wien besitzt, sind unter K. Karl VI. entstanden. Dahin gehört denn auch die genannte Kirche; sie verdankt ihre Entstehung einem Gelübde des Kaisers, das er am 22. Oktober 1713, bei einem feierlichen Bittzuge zur Abwendung der eben herrschenden Pest im Dome von St. Stephan gemacht hatte. Als mit dem Ende des Jahres die Seuche erlosch, welche gegen 9000 Menschen hinweggerafft, beschäftigte sich auch die gewissenhafte Treue des Monarchen sogleich mit der Erfüllung des Gelübdes. Eine freie, mäßige Anhöhe vor dem Kärnthnerthore am Anfange des Rennweges wurde zum Platze erwählt. Der berühmte kaiserliche Architekt, Johann Fischer von Erlach, verfertigte den Bauplan, den unter seiner Leitung und Aufsicht der Baumeister Philipp Martinelli ausführte. Die ausgezeichnetsten Künstler wurden zur Ausschmückung des schönen Tempels berufen. Nach den gehörigen Vorbereitungen begannen rasch die Arbeiten, so daß Seine Majestät selbst schon am 4. Februar 1716 den Grundstein legten. Der Neutraer Bischof, Ladislaus Graf von Erdödy, weihte ihn. Eine Abschrift des kaiserlichen Gelübdes, goldene und silberne Denkmünzen und geweihte Bilder wurden in denselben gelegt. Zuletzt wurde er durch eine kupferne Platte geschlossen, in welche umständlich alles, die Grundlegung und Erbauung der Kirche Betreffende eingegraben war. Schnell stiegen die Mauern empor, bis im Jahre 1722 mit den Arbeiten ausgesetzt wurde, welche jedoch in den nächstfolgenden Jahren eifrig fortgeführt, die Vollendung des ganzen Gebäudes mit Ausnahme einiger innern Einrichtungen, im Jahre 1737 erreichten. Nach den Baurechnungen betrug die Summe sämmtlicher Ausgaben 304045 fl. 22 1/4 kr.

Am 28. Oktober 1737 fand die feierliche Einweihung durch den Cardinal und Erzbischof Sigmund Grafen von Kollonitsch Statt. Schon während der Bauführung ward durch kaiserliches Dekret vom 17. November 1733 die geistliche Besorgung dieses prachtvollen Gotteshauses dem ritterlichen Kreuzherrenorden mit dem rothen Sterne anvertraut. Mit 1. Mai 1738 begann der stille Gottesdienst, und am zwölften Sonntage nach Pfingsten, den 24. August desselben Jahres, wurde der erste feierliche Gottesdienst verrichtet. Der Kaiser erschien dabei in glänzender Auffahrt, in Begleitung des Hofes und vieler Gesandten und Großen des Reichs zur Danksagung und Gedächtnißfeier der Einweihung. Das Hochamt hielt der damalige General-Großmeister des Kreuzherrenordens mit dem rothen Sterne, Matthäus Böhmb, und die erste Predigt in dieser Kirche Friedrich Thoma, Priester desselben Ordens. Seit dieser Zeit wurde der Gottesdienst fortan von den Mitgliedern dieses Ordens besorgt, doch hatte die Kirche mit ihren Geistlichen Anfangs keine festen Einkünfte. Da vollendete die große Tochter des frommen Gründers das begonnene Werk. Maria Theresia verlieh durch Dotations- und Stiftungsbriefe vom 4. Jänner 1776 der Kirche und ihren Priestern ein bleibendes und hinreichendes Einkommen; Joseph II. erhob jene 1783 zu einer Pfarrkirche. Unter den Reparaturen, die sich mit der Zeit als nothwendig herausstellten, ist jene von 1771 bemerkenswerth; sie kostete die Summe von 23000 Gulden.

Indem Referent bis hieher den Angaben des lesenswerthen Büchleins folgte, verweist er diejenigen, welche eine Beschreibung der herrlichen Kirche selbst wünschen, auf jene der vorliegenden Gedächtnißschrift mit der Versicherung, daß sie genau, verläßlich und gut durchgeführt ist. Auch das Leben des heiligen Karl Borromäus ist bündig erzählt und dem Zwecke vollkommen angemessen; so wie die Nachricht von der bevorstehenden Säkularfeier, welche am 4. November beginnen und 9 Tage dauern wird, für jene dienen mag, welche an dem erhebenden und bedeutungsvollen Jubelfeste Theil nehmen wollen.

W.

---

Della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani. Milano, dalla tipografia Rivolta 1836. 8. (Parte I[a] 140 und P. II[a] 269 S.)

(Fortsetzung.)

Im C. 39—41 handelt der Verfasser von den öffentlichen Spielen, welche zur damaligen Zeit in Italien gebräuchlich waren. So lange das Christenthum seinen wohlthätigen Einfluß noch nicht ausgeübt hatte, blieben die alten Fechterspiele eine Hauptbelustigung der Römer; und die kleinen Städte wetteiferten hierin, es der Weltstadt nachzuthun. Nicht nur die Kaiser, auch untergeordnete Magistratspersonen suchten auf diese Weise die Gunst des Pöbels zu gewinnen, und selbst Privaten gingen hierin so weit, daß ein besonderes Gesetz Jedem untersagte, Gladiator-Kämpfe zu veranstalten, wenn er nicht ein Vermögen von 400000 Sesterzien auszuweisen vermochte, und seinen Circus vorher von Bauverständigen hatte untersuchen lassen.

Der erste Band schließt mit der Darstellung des Verwaltungs-Systemes unter den ersten Kaisern. Nachdem die Einwohner Italiens sich das römische Bürgerrecht erkämpft hatten, verschwand allmählig jeder Unterschied in dem Verwaltungssysteme der verschiedenen Bestandtheile dieses Landes: und unter der Kaiserregierung war beinahe schon völlige Gleichförmigkeit eingetreten. (c. 43.) Charakteristisch für alle Municipien, von den ältesten bis auf die späteren Zeiten ist die Zerspaltung des Volkes in den Plebs und in die Optimaten, von denen die letzteren, — nicht immer ohne Theilnahme des Pöbels, — die Zügel der Regierung in den Händen hatten. In den einzelnen Städten saßen die angeseheneren Familien in dem Collegium der Decurionen, welches die inneren Angelegenheiten der Gemeinde ordnete. Alle diese Magistrate befanden sich aber doch in seiner gewissen Abhängigkeit von Rom, die sich unter der willkührlichen Herrschaft der Imperatoren immer vermehrte. Schon Augustus erhöhte die Zahl der Prätoren bis auf 16, und ernannte sie nach Gefallen. Die Verwaltung der Justiz befand sich noch in den Händen der Consuln; doch übte auch hierin das Oberhaupt des Staates einen mächtigen Einfluß aus. Hadrian setzte an die Spitze von Italien 4 Consulares, welche später nicht nur die Gerechtigkeitspflege, sondern auch die eigentliche Verwaltung auf sich nehmen mußten, bis sie endlich zu willenlosen Werkzeugen in den Händen der Kaiser herabsanken. Erst Diocletian und Constantin hoben auch die früher noch beibehaltenen alten Formen auf, und stellten Italien den übrigen Provinzen völlig gleich.

Nachdem der Verfasser im §. 1. des zweiten Bandes, — man weiß nicht recht aus welcher Absicht — einige Notizen über die Bevölkerung des römischen Weltreiches vorangeschickt, geht er (in §. 2) auf die Darstellung der Provinzial-Verwaltung über, welche unter Augustus manche wichtige Veränderung erlitt. Seit jener Zeit unterschied man nämlich die dem Senate und Volke überlassenen Provinzen, an deren Spitze noch immer Proconsuln standen, welche aber bloß die bürgerliche Verwaltung über sich hatten, und weder mit dem Kommando der Armee, noch mit der Erhebung der Einkünfte beauftragt waren, und die Provinzen des Kaisers, die von eigenen Legaten befehliget wurden. Unter den späteren Kaisern nahm die einmahl begonnene Umgestaltung der alten republikanischen Verwaltungsformen einen immer rascheren Gang. Der Verfasser bemüht sich (§. 4) darzuthun, daß so manche Einrichtungen, die man gewöhnlich erst in die Zeiten Diocletian's und Constantin's versetzt, schon aus einer früheren Periode herstammen. So liest man schon bei Herodian (L. 1. c. 12), daß ein gewisser Cleander von Commodus zu so hohen Ehrenstellen und Macht befördert wurde, daß er ihm die Bewachung seiner Person und die Aufsicht über die kaiserlichen Gemächer anvertraute, eine Würde, die unter Constantin dem Praepositus sacri cubiculi übertragen wurde. Schon Heliogabalus ließ sich nach Art der persischen Könige anbethen; schon die Verfasser der histor. August. und die Rechtsgelehrten der damaligen Zeit erwähnen der scrinia, als der verschiedenen Sectionen des Staatsministeriums u. s. w. Auch die Trennung der Civil- und Militär-Verwaltung ist offenbar schon früheren Ursprungs. Wahr aber ist es, daß Diocletian sich zuerst die volle monarchische Gewalt aneignete, und auch den Schein der Senats- oder Volksherrschaft entfernte[1]. Zugleich verminderte er die dem Kaiser selbst gefährlich gewordene Macht des Praefectus praetorio, indem er ihm drei Collegen an die Seite setzte, und zwischen diesen und den Statthaltern der Provinzen die Vicarien einschob. So bereitete er seinem Nachfolger Constantin den Weg zu einer völligen Umgestaltung des Reiches, die dieser auch alsbald vornahm. Sein erstes war, dem Praefectis praetorio alles militärische Commando abzunehmen, und sie vom Hofe zu entfernen, indem

---

1 Eutrop. L. IX. c. 26.

er ihnen die Statthalterschaft der vier großen Präfekturen des Reiches anvertraute, und sie seinem Consistorium, so wie dem Collegium der Minister unterordnete. Letzteres bestand aus vier Hofbeamten: dem Magister officiorum, der die inneren Angelegenheiten besorgte, dem Comes sacrarum largitionum und dem Comes rei privatae, welche die öffentlichen und Privateinkünfte des Kaisers besorgten, und dem Quästor, der das Justizwesen und die Geschäfte eines Staats-Kanzlers über sich hatte. In Bezug auf das Commando der Truppen sonderte Constantin die Infanterie von der Cavallerie, und richtete es so ein, daß die Praefecti Praetorio das Heer mit Lebensmitteln versehen, und den Soldaten ihre Löhnung bezahlen mußten, am Militär-Commando aber keinen Antheil nahmen, während die eigentlichen Kriegsoberisten wieder rücksichtlich der Verpflegung und Besoldung der Truppen ganz von den Civil-Beamten abhingen.

Dem gesammten Hofstaate (militia palatina) stand der Praepositus sacri cubiculi vor, der zu Zeiten auf die Regierung einen wichtigen Einfluß nahm. Ihm untergeordnet waren: der zweite Kämmerling, dann der Comes castrensis, der die kaiserliche Tafel zu besorgen hatte, der Comes sacrae vestis, der Comes palatii imperialis, die Cartularii, die die geheime Correspondenz besorgten, die Silentiarii, die für Ruhe und Ordnung im Pallaste zu wachen hatten u. s. w. (§. 8.)

Die unmittelbare Verwaltung der Provinzen war den Rectoren übertragen, die aber an Rang und Titel verschieden waren, obwohl sie dieselben Obliegenheiten auf sich hatten. Ihre Unterbeamten hießen die Assessoren, Apparitoren u. s. w. Diese Rectoren vereinigten in sich das Amt eines Statthalters und eines Richters; sie wachten über der gleichmäßigen Vertheilung und Einhebung der Steuern; sie schützten ihre Untergebenen vor der Eigenmächtigkeit der Exactoren, Hofagenten und Spione, die das Volk auf alle mögliche Weise belästigten u. s. w. (§ 9.)

Nicht minder interessant ist die Darstellung der Municipalverwaltung, zu der der Verf. im §. 10 übergeht. Sie wurde von den Decurionen oder Curialen besorgt, die aus den reichsten und angesehensten Familien herstammten, und in späteren Zeiten häufig von den Kaisern ernannt wurden. (§ 11.) Zu ihren Obliegenheiten gehörte außer der eigentlichen Gemeindeverwaltung, die Herbeischaffung des nöthigen Proviants, die Einhebung der Steuern, die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude, die Vornahme der Recrutirung u. s. w.

Die Handhabung der Civil- und Strafjustiz war meistens einer besondern Behörde anvertraut. (§. 13.) Die Aedilen hatten gleichsam das Polizeywesen und die Curatoren das oft sehr ansehnliche Gemeindevermögen unter sich. Den Schlußstein dieser Verfassung bildeten die Defensoren, welche (nach Cod. Just. l. I. tit. 55. const. 4.) die Unterthanen gegen die Bedrückungen der Curia und gegen die Anmaßungen der Beamten und Steuereinnehmer in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen hatten. Alle diese Aemter waren unbesoldet; ja im Gegentheile, es mußte derjenige, der zu einer solchen Würde gelangte, für jeden Schaden, der aus seiner Verwaltung hätte entspringen können, Bürgschaft leisten. Aber auch das Volk nahm zu allen Zeiten einen großen Einfluß auf die Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten, wie der Verf. in §. 17 sich darzuthun bemüht. Von den Behörden geht der Verf. zu den Unterthanen und ihren verschiedenen Classen über. Die freien Bewohner theilten sich in römische Bürger, Bundesgenossen (Latini) und Provinzialisten (Peregrini). Später aber dehnte Caracalla das römische Bürgerrecht immer mehr aus, und es verlor sich nach und nach jene scharfe Unterscheidung. An die Stelle der Senatoren und Ritter, der Prätoren und Consularmänner traten die Günstlinge des Hofes, die in fünffacher Abstufung (als Illustres, Spectabiles, Clarissimi, Perfectissimi und Egregii) sich um die Person des Monarchen schaarten, und manche wichtige Privilegien genossen. Constantin schuf eine neue Würde, das Patriciat, welches nach Cod. Just. l. XII. tit. 3 const. 3 u. 5 als die höchste aller Ehrenstellen angesehen wurde. Dennoch geschah es häufig, daß Männer, die vorher niemahls in dem kaiserl. Pallaste waren gesehen worden, noch je ein öffentliches Amt bekleidet hatten, zu derlei Auszeichnungen gelangten, wenn sie — in den späteren Zeiten des Verfalles — im Stande waren, sie mit Gold zu erkaufen! (§ 19.)

Die nächste Stufe nach den Optimaten nahmen die Decurionen ein, von denen zum Theile schon früher Erwähnung geschehen. Diese Würde verlor immer mehr an Gewalt und Ansehen, als die Municipalitäten größtentheils ihres Vermögens beraubt wurden, und die von den Kaisern auf vielfache Weise darnieder gedrückten Curien sich auf der andern Seite an ihren Untergebenen schadlos zu halten suchten. (§ 20 — 27.)

Diese konnten in der Erwählung von Patronen ihren einzigen Schutz finden. (§. 28.)

Es ist aber hiervon, so wie von den Collegien der Handwerker u. d. gl. (§. 29) schon im ersten Bande die Rede gewesen, und der Verf. fällt hier in häufige Wiederhohlungen, welche aus dem schon früher gerügten Mangel eines festen Systemes entspringen. Ihrer besondern Wichtigkeit wegen sind die Collegien der Schiffs-Rheder, der Bäcker und Fleischer (§. 30.) anzuführen. (Fortsetzung folgt.)

---

### Notiz.

Der am 27. Juni d. J. zu Neubrandenburg verstorbene Hofrath Dr. C. Fr. Schultz hat seine gesammten und sehr ansehnlichen Herbarien der Landesuniversität vermacht, und außerdem noch angeordnet, daß dieselben kostenfrei nach Rostock geliefert werden sollen.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

88. Sonnabend, den 4. November 1837.

Clotilde von Vallon-Chalys, Dichterin des fünfzehnten Jahrhunderts. Auswahl in freier Bearbeitung von Franz Freiherrn von Gaudy. Berlin, Enslin, 1837. VI u. 154 S. 8.

Clotildens Dichtungen nehmen eine ganz eigenthümliche Stellung in der französischen Literatur ein. Adel und Wohllaut der Sprache, Gewandtheit in Handhabung des Versbaus, Leben und Frische erheben sie weit über ihre Vorgänger und Zeitgenossen. Die Dichterin ist die erste, welche sich von metaphysischem Wortkram frei erhielt, von Sophismen und Subtilitäten, in welchen die Troubadours seit Errichtung der Liebeshöfe untergingen, indem sie die Liebe zum Gegenstand witzelnder Frag- und Antwortspiele herabzogen; sie ist die erste, welche in ihren Werken ein echt weibliches leidenschaftlich empfindendes, und bei aller Leidenschaft jederzeit wahres Herz offenbarte. Durch Empfänglichkeit für Naturschönheiten, welchen ihre Vorgänger nur geringe Theilnahme zollen, durch scharfe Beobachtungsgabe und treue Schilderung des Erschauten ragt Clotilde gleichfalls über alle Dichter des Mittelalters. Sie unternimmt es nicht die Natur zu idealisiren oder besitzt nicht das erforderliche Geschick dazu, und vergreift sich daher häufig in der Wahl ihrer Motive, besonders wo sie nicht von klassischen Vorbildern, und namentlich von Virgil, dessen Eklogen ihr häufig vorschwebten, geleitet wird; aber sie gibt doch jedesmahl richtige anschauliche Gemälde, wenn auch manches an ihrer Komposition auszusetzen bleibt und sie wohl nur mehr Kopien ihrer jedesmahligen Umgebung sind. Hierbey darf auch nicht übersehen werden, daß die Dichterin manche der Bilder, welche, seitdem die Poesie sich zur Natur zurückwandte, tausende von male benützt und wiederhohlt wurden, und jetzt durch die allzuhäufige Repetition ihren Reitz einbüßten, vielleicht zum ersten Male auffaßte und darstellte. Jedes Gedicht ist ein Spiegel der ländlichen Abgeschiedenheit, in welcher die Dichterin ihr langes, durch so mannigfache Verluste verdüstertes Leben verbrachte.

Clotilde zeichnet sich aber auch eben so vortheilhaft vor den Dichtern der spätern Jahrhunderte durch reines, edles Fühlen, durch Naivität des Ausdruckes, durch ungekünstelte Liebenswürdigkeit aus. Ihre Poesie ist nie eine gemachte, jederzeit eine voll aus den Tiefen des Herzens hervorquellende, sie zeugt häufig von erhabener Begeisterung, und verfällt nur höchst selten aus Schwäche in bombastischen Wortschwall. Noch kannte ihre Muse nicht jene spätere Kunst, mit flüchtigem Fuß über das glatte Parkett der Gemeinplätze zu gleiten, und im leichten Vorüberschweben das Auge durch den Glanz des Flitterprunks zu blenden; noch sind ihre Verse nicht jene durch Politur und Gleichförmigkeit bestechenden, an seidener Schnur aufgerichteten Zahlperlen, welche ihre Entstehung der Kunst verdanken: oft formlos unscheinbar sind die ihrigen doch jederzeit echte. Die französische Literatur hat kein Gedicht aufzuweisen, welches an Innigkeit des Gefühls die verselets à mon premier né an Gluth der Empfindung, in jener idealisirenden Verehrung des geliebten Gegenstandes die Heroide übertreffe; sie kann sich nur weniger so plastischer Schilderungen wie jener des verfallenen Schlosses in dem Epistel-Fragmente rühmen.

Trotz allen diesen Vorzügen würde eine vollständige wortgetreue Uebersetzung der Gedichte Clotildens in unsere Sprache nur schwachen Anklang finden: ihr Werth ist ein relativer. Der Schatz, welcher in den Augen des Franzosen von unermeßlichem Werthe ist, würde von seinem bevorzugten Nachbar schwerlich mit gleicher Verehrung angestaunt werden. Die ungewöhnliche Ausbildung der Sprache und des Versbaues sind nur in Rücksicht auf die Zeit hoch zu schätzen. Jene Lehren der Verskunst, welche den Inhalt der épitre à Rocca, des Dialogs Apollon et Clotilde, so wie des dritten Brieffragments bilden, mögen vom höchsten Interesse für die Literaturgeschichte Frankreichs seyn, für den Deutschen hingegen haben sie keines. Der Uebersetzer durfte daher nur diejenigen Gedichte auswählen, von denen er voraussetzen konnte, daß sie allgemeines Interesse haben möchten, Gedichte in denen das Herz zum Herzen spricht, Ergüsse einer reinen Liebe, der Gatten-Zärtlichkeit, des Mutterglücks, der Gefühle, welche allen Völkern, allen Zeitaltern gemein sind, und die in jeder Brust Anklang finden.

Wir wollen hier unsern Lesern eine Probe mittheilen, welche zugleich dienen mag, um das Verdienst des Uebersetzers oder freien Bearbeiters zur Anschauung zu bringen.

Liebessang im Frühling.[1])

Einklang süßer Liebeslaute zittert durch der Haine Schweigen;
Wundersame Gluthen zittern durch die Furchen, in den Zweigen,
Laub und Halme mild befruchtend; selbst um trägen Mooses Saum
Spinnet seine Farbenkränze feenhaft ein Farben-Traum.

Ja, es regt, belebt sich Alles, und erwacht zum Daseyn wieder.
Hebet euer Haupt ihr Bäumchen, die der Sturmwind beugte nieder,
Hebt das Silberperlen-schwere! drängt euch um des Teppichs Sammt,
Den mit Blüthenschmelz durchwebten, wo der Thron des Frühlings flammt.

Holder Spiegel unsrer Jugend, du des jungen Jahres Morgen,
Deine Blicke wecken Knospen, Blüthen, die der Keim geborgen.
Du des Tändelns und des Kosens, du des Mannesglückes Zeit,
Trösterin für die Verarmten, die um Liebe tragen Leid.

Doch wenn du der stumpfen Greise Dämmerstunden mild verklärest,
Ist's nur Härmen, sind's nur Sorgen, die der Jugend du gewährest;
Furchen streichst du von den Stirnen, die zur Erde matt gebückt,
Schlingst die Liebesbind' um unsre, die der Jugend Zauber schmückt.

Und wir zürnen nicht. Es nahen allzuzeitig nur die Stunden,
Wo zum höchsten Preis wir freudig wieder kauften jene Wunden,
Wo der Nachtigallen Klagen in der Zweige Nacht wir nie
Hören, ohne zu beseufzen, daß wir seufzen nicht wie sie.

Stillt der Glanz des Saphirwagens denn Aurorens glüh'ndes Sehnen,
Wenn des greisen Gatten denkend sie den Halm bethaut mit Thränen,
Schaut sie junger Rosen Kelche, welche zögernd, Blatt für Blatt
Sich erschließen, wenn sie Zephirs Schmeichelkuß umfäuselt hat.
Nicht vertausch' ich all' mein Trauern mit der Göttin Loos. Versunken
Ist ihr Glück, und keine Sehnsucht weckt aus todter Asche Funken.
In der Parze Händen ruhet unser, der Beglückteren, Loos,
Und ob früh, ob später — Alle birgt zuletzt der Erde Schooß.

Doch nichts treibt zur Eil. Des Lebens Becher ist so süß zu schlürfen;
Reich mit Blumen ihn bekränzen laßt ihn uns, so lang wir dürfen.
Ach, nur zu viel Muße bleibt uns zu versöhnen uns den Neid,
Und den Cato nachzuäffen — jetzt, jetzt lacht uns noch die Zeit.

Was sie beut, genießt es freudig — hastig nie. Nur Thoren nagen
An des Brotes trockner Rinde, wenn Fasanen aufgetragen.
Doch der Weisheit hehren Namen zoll ich einer Tugend nicht,
Wenn die Kraft sich ihr versaget, ihr zum Fehlen Macht gebricht.

Folgt der Liebe Schmeichellockung. Mooses Kissen üppig blähend
Sind ihr Thron. Wohl hegt sie Leiden. Doch wer tauschte, sie verschmähend,
Gern die Minne für Vergessen, Ruhe für solch wonnig Weh,
Wenn der Sehnsucht Gluth verkühlet und erlosch in Alters Schnee.

Liebe, wie so freudig will ich deine holden Fesseln tragen,
Können doch zu tiefe Wunden deine Waffen nimmer schlagen.
Nicht zu weicher Schonung stimme dich mein Auge thränenvoll,
Denn die Zähr' ist nicht des Leides, nur der sel'gen Wonne Zoll.

Ringeltauben, Nachtigallen, ihr die Zeugen meiner Qualen,
Seit den Spiegelschild des Eises März gesprengt mit Flammenstrahlen,
Mischet eure Liebesseufzer, eurer Klagen Melodien
Mit dem Murmeln klarer Bäche, die durch weiche Matten fliehn.

Tausendfarb'ge Vögel flattern ringsum Blüthentrauben naschend
Von des Weißdorns Zweig, im Fluge goldne Schmetterlinge haschend,
Die der Blüthen Dold' umflattern, sprossend an dem Wiesenrain —
Bienen schlürften ihres Kelches Honigthau schon früher ein.

Seine grünen Fächerschwingen, kaum durchbohrt von Lichtes Pfeilen
Beut euch in des Waldes Dämm'rung Frühling. Dorthin will ich eilen
Wenn der Veilchen Purpur blasset, wenn der Wiesen Halm verdorrt —
Eurer träumerischen Töne leises Echo sey mein Wort.

Dennoch Liebling meines Herzens, wenn dereinst im glüh'nden Kusse,
Wo die Seelen sich verschmelzen, im süßschmachtenden Ergusse,
Deines Mundes Druck erstickte meines Sanges Melodie,
Dies Verstummen, Lipp' an Lippe, o, wie süße Harmonie!

Nach dieser Probe sey es uns vergönnt, noch eine kurze biographische Schilderung der Dichterin zu geben. Wir entlehnen sie der Einleitung des Uebersetzers, der dazu die Angaben Ch. Vanderbourg's benützte, welcher Clotildens Gedichte 1804 zu Paris herausgab.

(Schluß folgt.)

---

1) Ung chant d'amour doibt paindre aux sens moinz que parler à l'ame . . . .

Cellay du printemps, fix ung matin 8 jour de mars 1421. Mémoires de Clotilde liv. 5 et 7 des Ch. d'amour 10.

Freie Bearbeitung. — Das Versmaß des Originals, welches in den Liebesfängen für die 4 Jahrszeiten gleich ist, besteht aus fünfversigen Strophen, jeder Vers zu zehn Silben, abwechselnd zu drei weiblichen und zwei männlichen und zu drei männlichen und zwei weiblichen Reimen; doch schließt der Satz nicht immer mit der Strophe, die ersten sechs Silben kehren als Refrain am Schluß der Gesänge, deren jeder 75 Verse zählt, wieder.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani. Milano, dalla tipografia Rivolta 1836. 8. (Parte Iª. 140 und P. IIª. 269.)

(Fortsetzung.)

Auch von dem Zustande des Landbaues und von der Abnahme desselben in Folge der eingetretenen Entvölkerung wurde schon früher gesprochen. Interessant ist die Abhandlung über das römische Kolonen-Wesen, worin der Verf. unsern trefflichen Savigny zum Vorbild genommen. Der Kolone war weder ein ganz freier Mann, noch auch ein Sklave, von denen er in den Gesetzen sorgfältig unterschieden wird; er konnte eine gültige Ehe schließen und unter manchen Beschränkungen auch Eigenthum erwerben; dagegen durfte er (wenige Ausnahmen abgerechnet) mit keiner Klage gegen seinen Herrn auftreten; dieser hatte das Recht ihn zu züchtigen, und den Entlaufenen mit der Vindicationsklage zurückzufordern. Der Kolone durfte sich von seinem Grundstücke nicht entfernen, selbst der Herr konnte ihn davon nicht trennen. Für den Genuß des Bodens wurde ein unsteigerlicher Kanon oft in Feldfrüchten entrichtet.

Die §. 37 — 39 enthalten manche treffliche Mittheilung über den Zustand der Sklaven, die wir aber hier als bekannt voraussetzen dürfen. Den Beschluß dieses Abschnittes macht der Verf. in §. 40 mit den Freigelassenen, welche nach Just. l. I. tit. 5. §. 3 entweder die vollkommene Freiheit und sogar das Bürgerrecht (Civitas) erlangten, oder nach der lex Jamia Narbona den Latinis gleichgestellt wurden, oder endlich nach der lex Aelia Sentia zu einer eingeschränkten Freiheit gelangten und Deditilii genannt wurden.

Wir kommen nun zu einem der interessantesten Abschnitte, zum Kriegswesen der Römer, worin diese große Nation allen Völkern des Erdballs ewig als Muster und Vorbild dienen wird. Seit dem Untergange der Republik, ja schon seit Marius und den Bürgerkriegen war auch hierin manche wichtige Veränderung eingetreten, welche den Verfall der Zeiten deutlich wahrnehmen ließ. Die Armee war nicht mehr das Aufgeboth von freien Bürgern, welche die Pflugschaar verließen, um das Vaterland zu vertheidigen, oder die Macht desselben bis an die fernsten Grenzen unserer Hemisphäre zu verbreiten; — — — sie hatte sich in einen Trupp von Söldnern verwandelt, welche dem Staate oft gefährlicher wurden, als die eindringenden Horden der Barbaren, und nicht mehr allein dazu dienten, die Grenzen des Reiches zu schützen, sondern eben so häufig den Ansprüchen eines oder des andern Kronprätendenten gegen die Eingriffe seiner Nebenbuhler Kraft und Nachdruck verleihen mußten. Zu höchster Bedeutsamkeit im Staate gelangte nachmahls die prätorianische Leibwache, die sich aber immer mehr und mehr der Herrschaft anmaßte, bis Constantin sie mit einem kühnen Streiche zernichtete. Das übrige Kriegsheer war noch wie einst in Legionen abgetheilt, deren äußere Form auch ferner beibehalten wurde; da aber jede Legion ihrer ursprünglichen Einrichtung nach gleichsam ein abgeschlossenes Kriegsheer bildete, so hielt man es für zweckmäßig, die Zahl dieser Corps zu vermehren, ihre innere Stärke dagegen zu vermindern, und ihnen so ihre furchtbar gewordene Selbstständigkeit zu entziehen. Auch die Aushebung der Truppen war auf eine ganz verschiedene Grundlage zurückgeführt worden. Man vertheilte die Zahl der zu stellenden Recruten auf die einzelnen Provinzen nach Maßgabe ihres Census, und begnügte sich oft, eine Geldreluition dafür zu beziehen, um damit aus einer andern Gegend Mannschaft anwerben zu können. Immer größer wurde aber die Abneigung gegen den einst so hochgeachteten Krieger- (nunmehr Soldaten-) Stand, und die Kaiser sahen sich am Ende gezwungen, zu den härtesten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, wenn sie ihre Reihen vollzählig erhalten wollten. Bekanntlich fand man später ein Auskunftsmittel darin, daß man Barbaren in Sold nahm, — eine Maßregel, die ohne allen Zweifel den Umsturz des römischen Weltreichs vielleicht um ein Jahrhundert beschleunigte!

Was den Sold der Truppen anbelangt, so war er Anfangs nur gering: der Soldat entschädigte sich aber durch häufiges Plündern, und durch die bedeutenden Geschenke, welche er von seinen triumphirenden Feldherren erhielt. Aber Cäsar verdoppelte den Sold der Legionen und unter Tiberius betrug die Löhnung eines Mannes schon täglich 10 As. Außerdem mußten sich die Kaiser durch reichliche Spenden die Gunst des Lagers zu erwerben suchen, und mehr als einmahl wurden die Quellen des Staatseinkommens fast erschöpft, um den Preis für den erkauften Thron zu bezahlen. Die Offiziere bekamen zwar einen verhältnißmäßig nicht sehr ansehnlichen Gehalt, aber desto mehr an Lebensmitteln und Feldequipage. Von der Ansiedlung der Veteranen und den Folgen dieser Maßregel ist schon an einem andern Orte die Rede gewesen und der Verf. hat diesen Gegenstand hier nur etwas weitläufiger und umständlicher zum zweitenmahle behandelt.

§. 49 geht unser Autor auf das Finanzwesen des römischen Weltreiches über, und beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht der Staats-Einnahmen und Ausgaben zur Zeit der Kaiser.

Nach Suetonius belief sich der jährliche Aufwand unter Vespasian auf 40000 Millionen Sesterzien oder ungefähr 8000 Millionen Francs. Der Verf. theilt denselben in die Ausgaben für die Hauptstadt, für den Hof und für die eigentliche Staatsverwaltung. (§. 49.)

Was die ersteren anbelangt, so nimmt die unentgeldliche Vertheilung von Getreide oder Brot den vornehmsten Platz dabei ein; unter Septimius Severus hatten über 400000 Menschen Antheil daran, und Honorius vertheilte täglich 14000 Metzen Korn. Erst Constantin wandte

seine Freigebigkeit zum Theil der neuen Hauptstadt zu, indem er ihr die Getreidelieferungen aus Aegypten zuwies. Auf ähnliche Weise wurde auch Fleisch und Oehl an die ärmere Classe verabreicht, und Wein oft um ein Viertheil des gewöhnlichen Marktpreises verkauft. Selbst Geldgeschenke kommen häufig vor, und dieß nicht bei der Thronbesteigung allein, sondern auch bei andern Gelegenheiten, vier-, fünf-, ja sogar neunmahl während einer und derselben Regierung.

Noch größer waren die Summen, welche auf Spiele und Volksbelustigungen verschwendet wurden. Diese dauerten manchmahl 50 bis 100 Tage, ja oft sogar 4 Monate. Tausende von Schauspielern, Tänzern und Fechtern erschienen dabei: und man liest in den alten Schriftstellern, daß einmahl 600 Löwen, 100 Löwinnen, 1000 Strauße und eine Unzahl von Hirschen, Bären, Ebern, Krokodilen und Flußpferden in der Arena mit einander kämpften!! — Außerdem dienten die Basiliken, Portiken, und vor Allem die Bäder zur Erholung des Volkes. Die ungeheure Pracht und Ausdehnung der Thermen unter Caracalla und Diocletian sind allzu bekannt, als daß sie hier einer besonderen Erwähnung bedürften; und es läßt sich aus diesem Beispiele allein entnehmen welch' überschwengliche Summen auf solche Art verwendet wurden! (§. 56.)

Eben so groß war der Aufwand für den kaiserlichen Hof, der an orientalischer Pracht zu ersetzen suchte, was ihm an innerer Kraft und Würde abging. Eilf fürstliche Paläste zu Rom, Constantinopel, Nicomedien, Antiochia, Alexandria, Thessalonichi, Sirmien, Ravenna, Mailand, Arles und Trier, und eine noch bei Weitem größere Anzahl von Landhäusern und Villen traten an die Stelle der einstigen Residenz zu Rom, und eine zahllose Schaar von Höflingen saugte an dem Mark der Provinzen. (§. 51.)

(Schluß folgt.)

---

## N o t i z e n.

Das Motto aus »Eckermanns Gesprächen mit Goethe«, worin letzterer vor großen Arbeiten warnt, über denen man Kleines, auch Fruchtbares ungenützt sich entgehen lasse, scheint Herrmann Markgraff's Darstellungen, welche unter dem Titel: »Bücher und Menschen« (Bunzlau 1837) erschienen sind, zur Rechtfertigung dienen zu sollen, die allerdings über das Kleine, Genreartige, die flüchtige Skizze nicht hinauskommen. Der Titel kündigt theils zu viel, theils zu wenig an, und wenn sich unter den Bemerkungen so manche finden, welche ihr Verdienstliches haben, so tritt doch im Ganzen wenig Originelles hervor.

---

Unsere Kenntniß der schönwissenschaftlichen Literatur Rußlands ist noch so gering, daß wir jede Gabe, durch welche dieselbe bereichert wird, mit Dank annehmen müssen. Dieß gilt dann auch von dem Romane: »Die schwarze Frau«, welchen Dr. C. J. Schultz aus dem Russischen des N. Gretsch, übersetzt und vor Kurzem dem Deutschen Publicum übergeben hat. (Leipzig, Kollmann 1837. 4 Bände.) Den Faden des Ganzen bildet die Geschichte des Fürsten Kamsky, dem von zarter Jugend an bei jedem für ihn wichtigen Lebensereignisse eine grauenhafte Gestalt, »die schwarze Frau« erscheint, und ihm die Zukunft enthüllt, bis zu seinem Tode. Hieran reihen sich mehrere Erzählungen von unerklärlichen Erscheinungen, Weissagungen, Ahnungen, Träumen u. s. w. mit gewissenhafter Angabe der Quellen, aus denen sie geschöpft sind. Mehrere derselben sind zwar schon bekannt, viele aber sind neu und gewähren interessante Beiträge zu diesem Nachtgebiete der Natur.

---

Mit wahrhaft vielem Vergnügen hat Referent das Mährchen »Die Fahrten und Abentheuer des kleinen Jacob Fingerlang von Gotthold Kurz (Nürnberg 1837) gelesen. Es erzählt die merkwürdigen Schicksale eines hier in einen Prinzen aus dem Hause Sulipore veränderten Liliputaners. Nur bleibt zu wünschen, daß der Verfasser den harmlos naiven Ton der Erzählung gleich im Anfange so gut getroffen haben möchte, wie dieß gegen das Ende hin ihm glückt.

---

Der »Grammatischen Vorschule zu Homer — von Fr. A. Chr. Grauff« (Bern, 1837) fehlt es eben so wie seinem Somnium Lucian an Takt, Urtheil und Geschmack. Ueber die allerbekanntesten Formen werden Dutzende von Grammatiken, und zwar nicht bloß aus der griechischen und lateinischen, sondern fast aus allen älteren und neueren Sprachen citirt, ohne Plan und Zweck. Der Gedanke, daß die stete Vergleichung der indogermanischen Sprachen »zu einem tiefern Eindringen in die griechische Sprache veranlassen möchte,« hat nun besonders dem Herausgeber den Kopf verrückt, und dessen Citirwuth auf diesem Felde bis zum Wahnsinn, oder wie man sonst die Krankheit nennen will, gesteigert. — Daß übrigens Hr. G. nicht einmahl einen Satz richtig deutsch zu schreiben versteht, ersieht man aus der Schlußbemerkung S. 491, wo er »für schönen Druck und Papier öffentlich dankt. Den schönen Druck und das schöne Papier loben wir ebenfalls, als das Einzige, was zu loben ist.

---

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

89. Mittwoch, den 8. November 1837.


Clotilde van Vallon-Chalys, Dichterin des fünfzehnten Jahrhunderts. Auswal in freier Bearbeitung von Franz Freiherrn Gaudy. Berlin, Enslin, 1837, VI und 154 S. 8.

(Schluß.)

Margaretha Eleonora Clotilde von Vallon-Chalys wurde um das Jahr 1405 unweit Vallon, einem auf dem linken Ufer der Ardeche in Languedoc gelegenen Schlosse, geboren. Ihre Aeltern waren Ludwig Alphons Ferdinand von Vallon und die schöne Pulcheria von Fay-Collan. Frühzeitig entwickelten sich die Talente Clotildens. Kaum eilfjährig lieferte sie eine metrische Uebersetzung einer Ode des Petrarca, welche die durch ihre Gelehrsamkeit bekannte Christine de Pisan noch auf dem Sterbebette zu dem Ausspruche veranlaßte: »Welche Lieblichkeit! welche Naivität in dieser Dichtung! Diese jugendliche Muse wird ihr Vorbild verdunkeln! Auf sie übertrage ich alle meine Ansprüche auf Dichterruhm.« — Clotilde schien jedoch den Werth dieser Erbschaft nicht allzuhoch anzuschlagen; gewiß ist, daß sie von jener Zeit an jede Nachbildung des Petrarca ängstlich vermied, und sich ausschließlich an die Muster des Alterthums hielt.

In der unglücklichen Epoche, welche auf die Regierung des blödsinnigen Carl VI. folgte, flüchteten viele adelige Familien aus allen Provinzen der verheerten Monarchie nach den Ufern der Loire und Rhone, den einzigen Gegenden, welche dem jungen Dauphin noch anhingen. Dieser Zufluchtsort näherte Clotilden einigen liebenswürdigen geistvollen Jungfrauen; gleiches Alter, gleiche Schicksale, vor allem aber eine gemeinsame Liebe zur Dichtkunst verflocht die jugendlichen Herzen mit den zartesten Banden, und der günstige Einfluß ihrer Freundinen, wurde in den raschen Fortschritten der jungen Dichterin unverkennbar. Die vereinten Bestrebungen dieser weiblichen Akademie hatten die Ausbildung der höheren poetischen Sprache, welche den Franzosen bisher fremd geblieben war, zum Zwecke.

In diesen Lebensabschnitt fällt ein großer Theil der vermischten Gedichte Clotildens, wie sie denn auch gleichfalls in dieser Zeit den Plan zur Pélopéide, einem gänzlich untergegangenen Gedichte, entwarf.

Im Jahre 1421 lernte Clotilde Berengar von Surville, einen damals zwei und zwanzigjährigen, durch körperliche und geistige Vorzüge ausgezeichneten Edelmann, kennen. Die innige Liebe, welche sie für ihn empfand, wurde durch die im nämlichen Jahre vollzogene Ehe nur gesteigert, und diese reine Flamme war es, welche seitdem aus dem Herzen der Dichterin in jene reizenden, ungekünstelten, naturwahren Dichtungen überströmte, in jene Verse, welche den Reichthum eines liebenden Herzens und der poetischen Kraft in gleichem Maße bekunden, und durch die Heroide an ihren Gatten, welcher sich unmittelbar nach der Vermählung dem damals in Puy en Velay verweilenden Dauphin anschloß, eröffnet wurden.

Vereinzelt wie das Meisterwerk in seinem Jahrhundert dasteht, war es nicht befremdlich, daß sein Werth von den Zeitgenossen verkannt wurde. Herr von Surville, der Urenkel der Dichterin, derselbe, welcher ihre Poesien zuerst der Vergessenheit entriß und deren Veröffentlichung vorbereitete, bemerkt in seinem Vorworte, welches dem späteren Herausgeber Vanderbourg als Leitfaden diente, daß jene Heroide sogar in dem Lager Carls VII. kalt und geringschätzig aufgenommen wurde: eine Erscheinung, die um so leichter zu erklären ist, wenn man erwägt, daß die gereinigte, fast künstlich gebildete Sprache, welche vielfache Anklänge an die lateinische und italienische Sprache enthielt, den eben so tapfern als unwissenden Rittern des Dauphin völlig unverständlich bleiben mußte.

Während der sieben Jahre ihrer Verbindung mit Berengar von Surville verschmolz Clotilde ihr großes Gedicht, welches sie unter dem Titel »Lygdamir« begonnen, mit dem weitläufigen Plan der Pélopéide. Zu gleicher Zeit begann sie auch einen heroischen Schäfer-Roman unter dem Titel Chatel d'amour, welchem die in dieser Ausgabe übersetzten Stanzen und Triolette entlehnt sind.

Der herbste Verlust, welcher die Dichterin traf, war der ihres Gatten, der auf einer gefahrvollen Unternehmung während der Belagerung von Orleans ein Opfer seiner Kühnheit wurde. Er hinterließ Clotilden nur einen Sohn in zartem Kindesalter. Zu gleicher Zeit hatte das Schicksal alle Freundinen vom Herzen der jungen Witwe gerissen. Niedergebeugt

von so mannigfachen Verlusten und einsam in dem Vivarais lebend, begann Clotilde wahrscheinlich um diese Zeit die Abfassung ihrer Memoiren, deren erste Bücher die Geschichte der alt französischen Schule enthielten. Zu gleicher Zeit beschäftigte sie sich mit der sorgfältigsten Durchsicht ihrer früheren Arbeiten und unterwarf sie wieder und immer wieder der schärfsten Prüfung — ein Streben nach Vervollkommnung, welches in der langen Dauer ihres Lebens nicht ermattete, und es allein erklärlich machte, wie es ihr habe möglich werden können, jene in ihrem Jahrhunderte einzige Correctheit zu erlangen. Nächst diesen Arbeiten widmete sie ihre Muße der Erziehung und Ausbildung ihrer Schülerinen.

Die Rückkehr Karls von Orleans aus der Gefangenschaft war Veranlassung, daß endlich Clotildens Dichtungen bis an den Hof drangen und sich einer allgemeinen Verbreitung zu erfreuen hatten. In diesen Zeitabschnitt fiel auch die Vermählung ihres einzigen Sohnes mit der eben so schönen als geistreichen Heloise de Goyon de Vergy, welche sich bald auf das innigste den Zöglingen ihrer Schwiegermutter anschloß. Mochte nun aber in den Augen der alternden Clotilde der dichterische Ruhm seinen Nimbus eingebüßt haben, fühlte sich ihr Herz nach so vielen Todesfällen geliebter Angehörigen nicht mehr stark genug, um ein neues Leben des Glanzes und Schimmers zu beginnen, oder widerten sie die Intriguen und das Geräusch des Hofes an, — ihr Entschluß in der Einsamkeit zu verharren, stand fest, und weder die schmeichelhaften Aufforderungen Margarethens und des Herzogs von Orleans, noch die inständigen Bitten ihrer jungen Freundinen vermochten ihn zu erschüttern.

Die Nachrichten über das fernere Leben der Dichterin werden durch den Verlust ihrer Memoiren höchst mangelhaft und unvollständig. Sie erlebte das Unglück, ihre geliebte Schwiegertochter Heloise de Vergy durch den Tod zu verlieren. Ihre Enkelin Camilla, welche aus Liebe zu ihrer Großmutter der Ehe entsagte, blieb nunmehr deren einzige Gesellschafterin; doch auch sie starb im 45sten Jahre, und die mehr als 80jährige Clotilde stand wiederum völlig allein. Noch einmal sehnte sie sich den Ort ihrer Geburt wieder zu sehen, und reiste mit ihrem Urenkel nach Vallon, dem Aufenthalte ihrer Nichte Louise d'Agoult. Dort war es, wo sie die Nachricht von dem Siege von Fornova erhielt und in einem Alter von mehr als neunzig Jahren das Königslied (le chant royal) zu Ehren Carls VIII. dichtete. Seit dieser Zeit scheint sie nichts mehr geschrieben und sich nur mit dem Feilen ihrer Werke, vorzüglich aber des verloren gegangenen Gedichtes auf die Natur beschäftigt zu haben. Das Jahr ihres Todes ist unbekannt, und man weiß nur, daß sie zu Vessaux starb, und in der Gruft, welche die Asche ihres Sohnes, Heloisens und Camillens vereinigte, beerdigt wurde.

Ueber die Wiederauffindung der lang vergessenen Gedichte Clotildens durch Joseph Stephan von Surville (1781), so wie über die Darlegung ihrer Echtheit verweisen wir auf die Einleitung des Bearbeiters, welche im Ganzen 64 Seiten einnimmt, und die betreffenden Fragen mit Umsicht durchführt.

Fr.

---

**Della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani. Milano, dalla tipografia Rivolta 1836. 8. (Parte I^a 140 und P. II^a 269 S.)**

(Schluß)

Ueber den eigentlichen Staatshaushalt findet sich in den alten Schriften wenig, oder nichts vor. Nur Lactantius bemerkt, »daß der Bezahlten mehr waren als der Zahlenden.« Mit vielem Scharfsinne sucht unser Verfasser, gestützt auf einige Angaben im Codex Justin., zu einem, wenn auch nur schwankenden Ueberschlage zu gelangen. Nach jener Stelle in L. I. t. 27 const. 1. §. 3 und 8 erhielt der Präfect von Afrika jährlich »auri libras centum«. — Unter diesem standen die 7 Vorsteher der 7 Provinzen mit einem jährlichen Gehalte von 20 Libr. auri. Das untergeordnete Personal belief sich auf 396 Beamte, und jeder Präses der Provinzen hatte wieder 50 Subalterne zugetheilt, deren Besoldungen alle in der oben angeführten Stelle spezifizirt sind. Hieraus zieht nun unser Verfasser einen Schluß auf alle übrigen Bestandtheile des großen Reiches, und berechnet so, daß die 4 Präfecten zusammen genommen in ihren 117 Provinzen 7656 Vicarien und Rectoren und 21286 Subalterne unter sich hatten, welche gewiß eine höchstbedeutende Summe an Besoldung beziehen mußten! —

Der Militäraufwand theilte sich in den für die Löhnung der Truppen, für die Herbeischaffung der Lebensmittel, für die Bewaffnung und für die Geschenke, die den Veteranen verabreicht wurden.

Von dem Solde der Truppen ist schon früher die Rede gewesen. Außer demselben erhielten sie auch noch einen Naturalbeitrag an Brot oder Korn; dagegen mußten sie sich wenigstens einige Theile ihrer Bewaffnung selbst anschaffen; es blieb aber noch immer genug übrig, was dem öffentlichen Schatze zur Last fiel. Oft war man auch genöthiget, manchen außerordentlichen Aufwand, bei Rekrutirungen u. dgl. zu bestreiten, und in späteren Zeiten erschöpfte sich die Staats-Casse immer mehr, als man von feindlichen Barbaren-Stämmen mit schwerem Golde den Frieden erkaufen mußte [1].

§. 54 wendet sich der Verfasser zu den Einkünften des Reiches, bei welchen er ebenfalls drei verschiedene Quellen unterscheidet:

Die erste floß aus dem eigentlichen Staats-Vermögen, d. i. den Staatsländereien, Bergwerken, ärarischen Fabriken und gewissen vorbehaltenen Rechten der Landesfürsten.

---

1 Ammian. Marcell. l. XXIV. c. 3.

Die Staatsgüter vermehrten sich durch verschiedene Arten von Heimfällen, die S. 200 und 201 nach den gesetzlichen Quellen mit vieler Umsicht und Kenntniß auseinandergesetzt sind. Auch die Confiscationen bildeten in späteren Zeiten eine leider nur all zu reichlich benützte Einnahmsquelle, die oft auf das schändlichste mißbraucht wurde, wovon sich im Suetonius und Tacitus auf jedem Blatte der Geschichte die schauderhaftesten Beispiele vorfinden! (§. 55.)

Die zweite Einnahmsquelle, die Annona, hatte einige Aehnlichkeit mit unserer heutigen Grund- oder Vermögensteuer. Schon Servius Tullius hatte nach Liv. l. I. c. 42. die Schätzung nach dem Verhältnisse des Vermögensstandes eingeführt, der durch den Census alle fünf Jahre erhoben wurde. Dieß dauerte bis zum J. 167 v. Chr. G., bis nach der Eroberung von Macedonien so viele Schätze nach Rom kamen, daß jede Schätzung aufgehoben werden konnte. Anders war natürlich der Zustand in den eroberten Provinzen selbst, die als Feindesland betrachtet wurden. — Zur Zeit der Kaiser bestanden jene Abgaben theils im Gelde, theils in Naturallieferungen, und trugen theils die Natur einer Kopfsteuer, theils einer Vermögensauflage an sich. (§. 56.) Nachdem der Verfasser im §. 57 noch einiger andrer Leistungen Erwähnung gethan, die unter dem Namen der functiones sordidae oder viles und Cursus publicus vorkommen, schließt er seine Abhandlung über diesen ungemein wichtigen Gegenstand, der allerdings mehr Aufmerksamkeit, als er bisher noch gefunden, verdient hat.

Ueber den Charakter der damaligen Zeiten im Allgemeinen spricht er S. 246 folgende Schlußworte aus: »Unermeßlich war das Reich, unermeßlich sein Aufwand, unermeßlich seine Einkünfte. Rom, die Beherrscherin der Welten, verschlang alle Schätze des Erdballs, um sich zu verschönern, zu vergrößern, und einen trägen verderbten Pöbel zu mästen und zu belustigen. Das Haus des Imperators, in bescheidener Einfachheit ganz auf militärischen Fuß eingerichtet, verwandelte sich in einen weichlichen, üppigen Hof, zu einer Zeit, als das Reich schon seinem Verfalle entgegen ging, die Nation war verarmt und dennoch wollte man ein neues Rom gründen und ausstatten, und für die Hofhaltung des Monarchen nicht weniger verwenden, als für den Unterhalt der Armee. Die Kaiser hatten nicht den Muth, ihren Aufwand zu beschränken und steigerten daher die Auflagen bis zu einem solchen Grade, daß die Völker darunter erlagen. Die Noth machte den Fiscus von Tag zu Tag habsüchtiger und diese Habsucht erzeugte Grausamkeit und Geitz in den Gesetzen. Sie zog dem Volke die Geißel der Spione, dem Staatsschatze die Last der Steuernachlässe zu. Die Annona und der Tribut, die schon ihrer Natur nach drückend waren, lasteten deßhalb noch schwerer auf dem Nacken des Volkes, weil sie zu einer unerschwinglichen Höhe hinaufgesteigert worden waren, und weil die Contribuenten außerdem noch allen Plackereien unterlagen, die das verderbliche System der Finanzpachtungen mit sich führte. Die Unterthanen wurden nicht mehr als Bürger angesehen, die auf gleiche Weise zur öffentlichen Wohlfahrt und zur Erreichung des Staatszweckes mitzuwirken haben, sondern als Sklaven, die für ihren Herrn zu arbeiten verdammt sind.« —

Es ist nicht zu läugnen, daß der Verf. hier mit grellen, aber doch treuen Farben die Lage seines Vaterlandes unter dem Scepter der römischen Cäsaren schildert.

Wir sprechen am Schlusse unsres Referates den aufrichtigsten Wunsch aus, daß wir bald aus der Feder eines so kenntnißreichen und umsichtigen Mannes jene weiteren Beiträge zur römischen Zeit- und Sittengeschichte erhalten mögen, die er auch in der Vorrede des zweiten Bandes verspricht. Seine Leistungen verdienen auch auf unsrem Boden heimisch zu werden, und es sollte uns ungemein freuen, wenn wir durch diese wenigen Zeilen irgend etwas zu deren Verbreitung in Deutschland beitragen sollten. Möge der Verf. auf seinem Wege muthig vorwärts schreiten, und der Vollkommenheit, die denn doch bei keinem Menschenwerke zu finden ist, auf das eifrigste nachstreben. Möge er uns dann aber auch seinen Nahmen nennen, damit ihn die ehrende Anerkennung der Mitwelt zu den vielen gehaltvollen Namen reihe, die sein Vaterland auch noch in neueren Zeiten aufzuweisen im Stande ist.

Dr. Moritz von Stubenrauch.

## Die Verläumdung [1].

*Obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur.*

Von den Handlungen eines Anderen eher das Schlechte als das Gute zu glauben, scheint der menschlichen Natur eigenthümlich zu seyn; denn gewiß darf man überzeugt seyn, daß die Meisten an übler Nachrede Behagen finden, mag nun das Ausschließungs-System der Eigenliebe und Neid, mag Böswilligkeit oder sonst ein unstatthaftes Gefühl die Schuld davon tragen. Diese Willfährigkeit zu glauben, vermehrt die Zahl der Ehrabschneider: Haß, Mißgunst, Schadenlust spornen den Böswilligen an, sich der Verläumdung und des Verkleinerns als meuchlerischer Waffen von der tödtlichsten Wirkung zu bedienen; leider verfehlen sie fast niemals ihren Zweck. — „Calumniare! Calumniare! semper aliquid remanet!“ dieß ist der Grundsatz für die Politik des Schurken; doch gibt es auch Leute, welche bloß aus Gedankenlosigkeit und aus einer leidigen Angewöhnung, Alles zu verlästern, fast ohne es gewahr zu werden, durch schlimme Nachrede schaden: sie sprechen Böses von ihrem Nächsten und wissen vielleicht des anderen

[1] Nach dem Italienischen.

Morgens nichts mehr davon; das hingeworfene Wörtchen aber wächst fort und wirkt nachtheilig und richtet nicht selten einen Dritten an Ehre und Gut, an Leib und Leben zu Grunde. „Die Verläumdung ist ein Lüftchen," so ungefähr schildert Basilio im Barbier von Sevilla, „ein Lüftchen, welches anfänglich leise flüstert und um die Ohren schmeichelnd säuselt; aber mehr und mehr erkräftigt es sich und wächst zum Sturme, dessen Wüthen durch Nichts mehr in Schranken gehalten werden kann. —" Die Lüge schreitet auf ihrem Wege um so sicherer, weil das bestochene Gemüth der Wahrheit keinen Raum mehr gönnt.

Die Natur hat den Menschen mit zwei Ohren ausgerüstet, damit er nicht bloß mit dem Einen höre, sondern alle beide gebrauchen möge, um die Wahrheit zu erkennen. Alexander der Große pflegte zu sagen, daß er, wenn Streitangelegenheiten seiner Unterthanen in seiner Gegenwart erörtert wurden, mit dem Einen Ohre die Eine Partey anhöre, während das andere, um die Rechtsgründe nicht zu vermengen, dem Gegenpart vorbehalten bleibe. Es ist zu bezweifeln, daß die Alten im Puncte der Verläumdung viel gewissenhafter gewesen seyen als wir; doch scheint Alexander's Verfahren jederzeit wenig Nachahmer gefunden zu haben, und zumal in unseren Tagen sehr wenig zu finden. Man sage Böses von einem Andern und es wird auf's Wort geglaubt werden; wollte man ihm Gutes nachrühmen; so werden zuverlässig Zweifel erhoben oder doch Beweise verlangt werden: Lästert, und fast jeder Mund wird Euch zulächeln, lobt, und hundert „Aber" werden von euren kopfschüttelnden Hörern ertönen. Die Zunge des Verläumders ist wie eine verzehrende Flamme, welche überall, wo sie sich ausbreitet, Spuren der Zerstörung und des Jammers zurückläßt, die in schmutzige Asche verwandelt, was einen Augenblick vorher glänzend und kostbar schien, und Jenes, was sie nicht zu vernichten im Stande ist, wenigstens mit eklem Rauche schwärzt. Die Verläumdung schont Niemanden, nicht einmal die harmlose Unschuld; arm oder reich, mächtig oder schwach, berühmt oder obscur — Alles muß die Schärfe ihres Zahnes verspüren; im Verhältnisse der Größe ihres Opfers entwickelt sie ihre Kräfte und kann sich selbst zum Riesen erhöhen, wenn es den Kampf gegen einen Gewaltigen gilt. „Die Verläumdung," sagt Diderot sehr schön, „schwindet mit dem Tode eines Unbedeutenden; aber aufrecht steht sie neben der Urne eines großen Mannes und strebt noch nach Jahrhunderten, seine Asche mit einem Dolche umzuwühlen." (Schluß folgt.)

---

## N o t i z e n.

Carl Friedrich Merleker hat sich durch sein neuestes Werk: »Achaicorum libri tres« (Darmstadii, Leske, 1837.) wohlbegründete Ansprüche auf den Dank der gelehrten Welt erworben, und dieß um so mehr, als die bisher über denselben Gegenstand erschienenen Werke, Bayer's fasti Achaici in den comm. acad. Petrop. T. V., von Breitenbauch's Geschichte der Achäer und ihres Bundes. Frankf. 1782, und Helwing's Geschichte des achäischen Bundes. Lemgo 1829, theils veraltete, theils nicht mit der nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft erforderlichen Kritik abgefaßt waren, wobei aber W. Schorn's Geschichte von Griechenland u. s. w. Bonn, 1833, ehrenvolle Erwähnung verdient und erhalten hat.

---

Der Mythus des Palamedes hat, wie bekannt, im Verlaufe der Zeit mannigfaltige Abänderungen und Zusätze erfahren. Otto Jahn hatte es sich in einer besondern Abhandlung: Palamedes. Dissertatio philologica.« (Hamburgi, Perthes, 1836 X und 60 S. 8.) zur Aufgabe gemacht, die zerstreuten Nachrichten über diesen im Alterthume so oft erwähnten und gepriesenen Mann, so wie die Meinungen der Neueren sorgfältig zusammenzustellen, und auf diesem Wege eine möglichst getreue Auseinandersetzung des Mythus selbst zu geben. Im Ganzen muß man den Fleiß und die grosse Belesenheit des Verfassers loben, obwohl wir ein selbstständiges Urtheil im Einzelnen und eine schärfere Untersuchung über den äußeren und inneren Zusammenhang des Mythus selbst vermissen.

---

Die »Beiträge zur Kritik und Erklärung der griechischen Dramatiker von August Sander« (I. Heft. Hildesheim 1837) haben einen rein conservativen Charakter, was wir dem gegenwärtigen Stande der Dinge nach nur billigen können, selbst wenn, was bei der Schwierigkeit, die Grenze zu bestimmen, fast unvermeidlich ist, auch in dieser Richtung etwas zu weit gegangen seyn sollte. Der Verf. vertheidigt fast durchgängig die Lesart der Handschriften mit Hülfe der Interpretation und der Erklärung, wobei er seine, namentlich von Hermann und Wunder häufig abweichende Meinung mit Bescheidenheit vorträgt.

---

Renatus Freiherr von Senkenberg, hessen-darmst. Regierungsrath, vermachte seine 12000 Bände starke Bibliothek der Universität zu Giessen, und wies überdieß noch ein Kapital von 10000 fl. an, damit von dessen Zinsen die Bibliothek vermehrt und der Bibliothekar (der jedesmalige jüngste Professor in der juridischen Facultät) besoldet werden soll.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

90. Sonnabend, den 11. November 1837.

Wiens Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreis, von Adolf Schmidl. Zweiten Bandes erste und zweite Abtheilung. Wien bei Gerold 1837. 128 und 236 S. 8.

In der ersten Abtheilung dieses Bandes führt uns der Herr Verfasser zuerst in die von der Donau umschlossene Insel, welche die Leopoldstadt, Jägerzeile, den Prater, Augarten und die Brigittenau begreift. Sehr gelungen sind insbesondere die topographischen Schilderungen des Augartens und Praters. Sofort wird »die Au zwischen den Brücken« mit ihren Schiffmühlen, Tavernen, Brücken und — Staube beschrieben (sehr passend des treuherzigen Schmelzels Beschreibung der »Taborbrücken«) und in Jedlersee die große Brauerei besehen. Ein anderer Ausflug führt nach Simmering. Sehr dankenswerth sind die Excerpte aus dem St. Marxer Friedhofe, dem Ruheplatz Hartmanns, Maximilian Stadler's, Host's, Birkenstocks u. A. Simmering verdankt seine Frequenz dem Artillerie-Manöver und den Wettrennen. Hier fällt das Mißverhältniß störend auf, in welchem der 39 Seiten lange Katalog der Pferde tc., welche seit 1826 in den Wettrennen erschienen sind, zu dem Umfange des ohnehin schmalen Büchleins steht. Derlei Verzeichnisse mögen Leuten von Fach recht interessant seyn, aber non quilibet gaudet equis canibusque; viel zweckmäßiger und für die Verlagshandlung vortheilhafter würde ein besonderer Abdruck des Verzeichnisses gewesen seyn. Mit der Beschreibung des Kanals, die so wie jene Oberdorfs interessante Daten enthält, und mit der Besteigung des Hasenbergs endet die erste Abtheilung, oder die Ausflüge für einen halben Tag.

Die zweite Abtheilung enthält Ausflüge für einen ganzen Tag in derselben Richtung. Laxenburg ist das Ziel des ersten Ausfluges. Die Schilderungen des herrlichen Parks, der Franzensburg mit ihren noch so wenig gewürdigten mittelalterlichen Kunstschätzen sind genügend, die S. 171 geführte Vertheidigung der Behandlungsweise mancher »sich nicht freiwillig in ihre Umgebung fügenden Stücken — wollen wir schweigend übergehen.

Der zweite Ausflug schildert Maria-Lanzendorf mit seinen Sagen und Himberg mit alterthümlichen und technischen Denkwürdigkeiten, der dritte Schwechat und Kletterling, in dessen Nähe der Neustädterkanal in einem hohen gemauerten, durch gewaltige Bogen unterstützten Beete fließt, um der Liesing, welche unten quer durchläuft, auszuweichen.

Das Ziel des vierten Ausfluges ist das Marchfeld mit den lorberreichen Wahlstätten von 1809 (denn das Schlachtfeld Rudolfs und Ottokars liegt weiter südlich), der fünfte Ausflug führt am Bisamberg mit seinen weinreichen Geländen und einer herrlichen Aussicht, der sechste endlich nach der alterthümlichen Stadt Korneuburg. Der alte Stadtthurm, die schöne altdeutsche Kirche (welche mit der dem Verfasser ganz eigenthümlichen Unbestimmtheit beschrieben ist), das Rattenbild im Pfarrgäßchen, manche schöne altdeutsche Verzierung an Thoren und Erkern. Die alten Siegel der Stadt endlich werden dem Archäologen erfreuliche Ausbeute gewähren, so wie ein Abstecher nach der historisch denkwürdigen Ruine Kreuzensteins, welches unter seine Besitzer den Helden Grafen Niclas Salm und den unglücklichen Grafen Ferdinand von Hardek zählte, der übrigens keineswegs hier, sondern in der Ahnengruft seines Geschlechtes zu Hardegg (V. O. M. B.) bestattet wurde.

Dieß ist der Inhalt der zwei Abtheilungen des zweiten Bandes, die Ausführung ist gelungener als die des ersten von mir in diesen Blättern besprochenen Bandes, weil der Herr Verf. mit weniger historischen und archäologischen Gegenständen zu kämpfen hatte. Mit der Flüchtigkeit des Stiles darf man es bei einem solchen Buche nicht so genau nehmen, wenn sie nur nicht, wie hier einmahl geschieht, ans Lächerliche streift. Der Verf. schildert die Jagd, welche den, 1814 versammelten Monarchen im Prater gegeben wurde und schließt so: »da geschah es, daß ein Rehbock in seiner Todesangst in den Stand des Kaisers Alexander setzte, aber von dem menschenfreundlichen Monarchen begnadigt wurde.« Das Publicum verdiente doch die leichte Mühe einer aufmerksamen Revision. Ein Gesammturtheil ist erst am Schlusse des 3ten Bandes (dessen 1. und 2. Abtheilung erschienen ist, und über welchen in den nächsten Nummern berichtet werden soll) möglich.

E. Melly.

Kunst und Alterthum in dem Oesterreichischen Kaiserstaate. Geographisch dargestellt von Franz Tschischka. Wien, Beck. VI und 450 S. 8.

(Schluß.)

Es wäre eben keine Schwierigkeit, zur Belegung unserer Ansicht mehr als die nöthigen Beispiele aus den Angaben über Wien und die nächsten Umgebungen zu schöpfen; wir wollen indessen den Traunkreis von Oesterreich ob der Enns (S. 120 — 127) herausheben, in der Ueberzeugung, daß er genügen wird, um jeden weiteren Schluß zu rechtfertigen. Wir folgen der alphabetischen Ordnung des Verfassers.

Altmünster. „Der hier gefundene symbolische Römer-Leichenstein ist nun im Garten des Joseph Solterer zu Mühlwang zu sehen.« Es ist schwer, sich mit dieser Angabe zurecht zu finden. Wir haben vor ein Paar Jahren einen römischen Leichenstein an der Außenseite der Kirche gesehen, der aber nichts weniger als symbolisch war. Vergl. darüber die kirchliche Topographie XIV. B. S. 54, wo auch noch andere Merkwürdigkeiten angeführt werden, die jedenfalls einen Platz verdient hätten. Oder ist etwa das schöne Grabmal des berühmten Adam Grafen von Herbersdorf mit dessen Bildnisse in Lebensgröße und voller Rüstung nicht nennenswerth? Außerdem befinden sich hier noch mehr als achtzig Denksteine von mehr oder minder bekannten Landesedlen; ein schönes Hochaltarblatt, die Beerdigung des h. Benedicts vorstellend, von J. Sandrart; mehrere Schnitzwerke am nähmlichen Altar von J. G. Schwandaller im Jahre 1796 verfertigt, und in der hintern Seitenkapelle, 1519 gestiftet, ein 15 Schuh hoher, 5 Schuh breiter Altar mit 36 Figuren, der gewiß jeden Freund altdeutscher Kunst angenehm überraschen wird. Der Brennbüchel erhebt sich fünf Minuten ober Altmünster; daß an demselben eine alte römische Verbindungsstraße ging, die auf der Peutingerischen Tafel nicht angezeigt ist, hätte der Verf. bei Muchar Röm. Norik. I, 290 erfahren können.

Enns, Stadt. »Sie wird von Vielen für das alte Laureacum gehalten; auch soll hier die zweite Legion ihren Standort gehabt haben.« Wir enthalten uns jeder Bemerkung über diese Stelle, welche wohl in dem nächsten besten Schulbuche ihre gehörige Erläuterung findet. Hat denn der Verfasser gar nie etwas von den Aufschlüssen gehört, die wir den unermüdeten Forschungen des ehrwürdigen Chorherrn Franz Kurz verdanken?

Garsten. Der Verfasser ist wohl nie hier gewesen, denn sonst würde er die schöne Kapelle kennen, in welcher sich die herrlichen Grabmäler der Losensteine befinden, aus denen wir jene des Berthold und Gundacker von Losenstein von 1355 und 1394 als ehrwürdige Reste des Mittelalters zunächst hervorheben, und die gewiß merkwürdiger sind, als das aus Holz geschnitzte Bettelmännchen!]

Daß in Gleink schon seit einigen Jahren wieder ein Convent für Klosterfrauen besteht, ist kein Geheimniß mehr.

Gmunden. Schon Denis hat gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts begründete Zweifel erhoben, ob denn Johannes de Gamundia wirklich hier geboren. Der neuern Forschung ist es geglückt, die Frage zu lösen, und die Antwort ist verneinend ausgefallen. Das Alles aber kümmert den Verfasser nicht: er bleibt seiner Quelle treu und schreibt mit Zuversicht hin: »Geburtsort des berühmten Magister Johann de Gamundia, Verfassers des ersten und ältesten Kalenders vom Jahr 1430.« Es ließe sich jedenfalls auch gegen den Nachsatz manche Einwendung machen; wir begnügen uns jedoch mit der Bemerkung, daß die literarische Bedeutsamkeit des Johannes von Gmunden mehr wohl in dem unbestrittenen Umstande liegt, daß er der Wiederhersteller der mathematischen und astronomischen Studien, daß Georg von Peuerbach dessen Schüler, und der große Regiomontanus dem Unterrichte Peuerbachs den spätern europäischen Ruf verdankt. So ging von Wien der Lichtstrahl aus — eine Thatsache, deren wir nicht ohne Grund bei jeder Gelegenheit erwähnen.

Hallstadt. Der Verfasser sagt fast immer statt „Schnitzwerke aus Holz« — Holzschnitte, was nicht selten zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Auch hier heißt es bei der Beschreibung des Hochaltars, daß die Seitenflügel mit vergoldeten Holzschnitten geschmückt sind. Ob übrigens die Glasmalereien in der St. Michaelskapelle (nicht Kirche) »wacker« sind, lassen wir dahin gestellt seyn.

Kremsmünster. Hier heißt es: »Das Stift hat einen gewaltigen Umfang, drei Höfe und eben so viel Thore. Die meisten Gebäude desselben entstammen dem 18. Jahrhundert; der Sommerspeisesaal und die Sternwarte wurden jedoch erst später erbauet.« Diese Zeilen enthalten fast eben so viele Unrichtigkeiten als Worte. Die Stiftsgebäude zu Kremsmünster zerfallen in die äußeren und inneren; jene bilden drei größere und einen kleineren Hof; diese schließen zwei größere und drei kleinere Höfe ein. Der Flächenraum, welchen sie einnehmen, beträgt beinahe 10000 Quadratklafter, mit Inbegriff sämmtlicher damit zusammenhängenden und mit Mauern umfangenen Gärten aber 65,208 Quadratklafter. Statt dem 18. Jahrhundert soll es wohl das 17. Jahrhundert heißen, denn der Abteitract entstand 1605, das sogenannte Convent 1683 — 87, der Convictstract 1652 u. s. w. Der Sommerspeisesaal wurde 1685 erbaut, und 1709 in die gegenwärtige Gestalt versetzt; die Ausführung der Sternwarte aber erfolgte in den Jahren 1748 — 58.

Nicht viel besser ist, was der Verfasser von den Altarbildern der Stiftskirche sagt; außer den von ihm genannten Künstlern sind noch anzuführen: Michael Sniders, Carl Rempp, Franz de Neve — Namen, die wohl für die Vor-

trefflichkeit ihrer Werke stehen. Nach zuverlässigen Angaben enthält die Stiftsbibliothek nicht über 50000, sondern nur über 30000 Bände, worunter 1700 zum Theil sehr schätzbare Handschriften und mehr als 1900 Incunabeln. Auch ist der Saal derselben nicht 33, sondern nur 15 Fuß hoch. Eben so unbestimmt wird die Höhe der Sternwarte angegeben. Sie besteht aus einem mittlern 8 Stockwerke hohen Thurmgebäude, mit zwei 5 Stockwerke hohen Seitenflügeln, welche sich gleich jenem zu oberst in eine Plattforme enden.

Laufen. Hier war jedenfalls die Statue der Mutter Gottes auf dem Hochaltar der Marktskirche schon ihres Alters wegen anzuführen. Wahrscheinlich gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts gegossen, besteht sie aus Gyps mit Zusätzen, die unbekannt sind. Solche Gegenstände dürfen denn doch in einem Buche nicht übergangen werden, das »Kunst und Alterthum« auf der Stirne trägt!

Da es übrigens nicht unsere Aufgabe seyn kann, das Mangelnde zu ersetzen — weßwegen wir selbst viele wichtige Orte, die dem Verf. gänzlich unbekannt geblieben sind, durchaus unberührt liessen — wollen wir auch die Angaben über Schlierbach, Spital am Pyhrn und Steyer dahin gestellt seyn lassen und uns die nöthigen Zusätze auf eine andere Gelegenheit versparen. Wir wollten und konnten nur berichtigend folgen, und glauben durch den Inhalt von 2 bis 3 Seiten hinlänglich unsere Ansicht begründet zu haben. Indessen ist noch ein Artikel übrig, der einiger Nachhilfe bedarf.

St. Wolfgang. Der hiesige Hochaltar, ein Meisterwerk von Skulptur und Malerei, wurde 1479 vollendet; nur die Gemälde in den beiden Seitenflügeln fallen in das Jahr 1481. Wenn wir nicht irren, stellt die eine Statue desselben den heil. Benedict vor; übrigens befindet sich eine gelungene Beschreibung dieses herrlichen Denkmals in Hormayrs Archiv 1822. S. 476. Warum der Verfasser der schönen Seitenaltäre nicht erwähnt, läßt sich schwer begreifen. Wir nennen den Benedictus- und St. Sebastiansaltar, beide mit trefflichen Marmorarbeiten und Bildern von Zanussi; den Doppel- oder St. Wolfgangsaltar, mit Schnitzwerken und reichvergoldeter Fassung von Guppenbichler aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. —

## Die Verläumdung.

(Schluß.)

Hat Jemand das Unglück, einmal in den Ruf eines zweideutigen Charakters gekommen zu seyn; so gibt es keine Nichtswürdigkeit, keine Ruchlosigkeit, welche ihm nicht die Verläumdung mit unträglichem Erfolg anmuthen dürfte: bisweilen gibt selbst Schaden, welcher sich durch Zufall oder Unvorsichtigkeit ereignete, dem Ehrabschneider Anlaß, Andere zu verdächtigen, den Parteihaß, den Sectengeist, den Neid, diesen schwärzesten Dämon der Gesellschaft, rege zu machen und einen Scheingrund für unerbittliche Verfolgungen auszuklügeln. So erging es den Christen mit der Beschuldigung der Brandlegung Rom's im J. 64 des Heils, so mit jener der Feuersbrunst, welche 1666 an 13400 Häuser London's einäscherte; vielleicht nicht besser motiviert ist die Anklage, welche Nero des ersten dieser Ereignisse bezüchtigt, denn bekanntlich führen die Historiker unter den vielen Gräuelthaten dieses Kaisers auch Rom's Verbrennung an: Suetonius und Dio Cassius stellten diese Behauptung zuerst auf und alle späteren Geschichtschreiber beriefen sich ohne weiters auf deren Angabe: es sind aber, bei ruhiger Ueberlegung, Gründe genug vorhanden, nicht nur jenes außerordentliche Unglück dem bloßen Zufalle zuzuschreiben, und Nero von dem schmählichen Flecken ganz rein zu waschen, sondern sogar, um den Kaiser wegen seiner Verfügungen aus obigem Anlasse im hohen Grade zu preisen! — Das Feuer brach in jenem Theile der Hauptstadt aus, wo sich der Circus maximus befand, ganz überdeckt mit den Kaufläden der Oehlhändler und mit Vorräthen anderer brennbarer Stoffe; der Wind blies eben dazumal, wie man weiß, sehr ungestüm, und mußte natürlich die Flamme über die Ebene und die Hügel mit einer so reißenden Schnelligkeit verbreiten, daß menschliche Hülfe unzulänglich erschien, um ihr Einhalt zu thun: weder der kaiserliche Pallast, noch die Gärten des Mäcenas wurden gerettet! — Nero befand sich zu Antium, als er die Nachricht von dem schrecklichen Unglücksfalle erhielt; alsogleich brach er auf, um Hülfe zu leisten, ließ das Marsfeld, den Leichenhof Agrippa's und seine eigenen Gärten zur Unterbringung der obdachlosen Menge eröffnen, und decretirte gleichzeitig die Aufrichtung vieler hölzernen Baraken. Er beschloß, die verheerte Stadt in geregelterer Ordnung als früher wieder herzustellen, breite, geradlinige Straßen eröffnend und den Häusern, zu mehrerer Bequemlichkeit des Publikums, Säulengänge (portici) beifügend: er bestimmte aus seinem Privatvermögen Prämien für Jene, welche in der kürzesten Zeit ein Haus oder einen Pallast hergestellt haben würden; ließ den Wasserbedarf aus den öffentlichen Leitungen in dem billigsten Verhältnisse austheilen und setzte Orte fest, wo man im Falle künftiger Feuersbrünste das Wasser am bequemsten beziehen könnte: endlich ließ er auch Baumaterialien von Ostia und anderen Orten herbeiführen und setzte die Körnerpreise zu Gunsten der Brandbeschädigten herab. — Trotz all' dieser löblichen Verfügungen konnte Nero dennoch keiner Anerkennung froh werden, und verfiel sogar den Schmähungen der Verläumdung, was wohl am meisten dem Hasse der Großen zuzuschreiben seyn dürfte, deren Macht der Kaiser durch mannigfaltige gute Anordnungen zu

Gunsten des Volkes schmälerte. Denn Nero war es, welcher den Wirkungskreis der Prätoren, Aedilen und der Tribunen beschränkte, den Statthaltern in den Provinzen die Abhaltung von Gladiatoren-Spielen, Thierhetzen und anderen Belustigungen untersagte, durch welche sie die Unterthanen brandschatzten; er endlich war es, der die Habsucht der Publikane oder Steuerpächter kräftig niederhielt. Nero besaß allerdings große Fehler; doch mögen es unvorgreiflich mehr die Fehler eines Privatmannes gewesen seyn, als dem Staate selbst zum Schaden gereicht haben.

Wenn es nun hiernach selbst Gründe gibt, um einen Nero gegen die Verläumdung in Schutz zu nehmen, ja einem so anrüchigen Individuum selbst seine gute Seite abzulauschen, um wie viel mehr sollte man auf seiner Huth seyn, dem üblen Leumunde das Ohr zu leihen, wenn er rechtliche oder doch wenigstens nicht verrufene Personen angeifert! Leider aber ist die Welt immer die nähmliche: die unverfänglichsten Handlungen vermögen uns vor der Lästerung nicht zu bergen; Jeder muß ihr seinen Tribut entrichten, und die einzigen sicheren Verwahrungsmittel gegen ihre Angriffe werden immer in redlichen Thaten und im Vermeiden selbst des Scheines von Zweideutigkeit bestehen: ein empfehlenswerthes Präservativ ist auch die Fernhaltung des Neides. Als z. B. Fabius auf das Consulat Verzicht leistete, bemerkte er: „Nun wird der Neid wohl von der Familie der Fabier ablassen;« und Sallustius Crispus heuchelte um so größere Fahrlässigkeit und Untüchtigkeit, je mehr er sich den bedeutendsten Leistungen gewachsen und zu solchen geneigt fühlte. — Es müßte die Gemüthsverfassung des Menschengeschlechtes völlig umgewandelt werden, wenn es keine Verläumdung, keine Verläumdeten und keine Verläumder geben sollte: unsere Leidenschaften sind zu mächtig und zu vorherrschend, als daß Civilisation und Erziehung allein ausreichen sollte, um jenen Zweck zu erreichen. Wo es sich darum handelt, Uebles von einem Nebenmenschen zu glauben, dürfte Piron's Philosophie die verläßlichste seyn: glaubet das, was Ihr mit Händen greift. Dies ist ein System, welches Keinem zu hoch liegt: zu glauben, wenn uns der Glaube in die Hand kömmt, scheint gleich vorsichtig für die Unwissenheit als rühmlich für die Wahrheit und Allen ersprießlich, nur nicht den Verläumdern, welche sich stets mit dem Scheine zu behelfen pflegen und daher jedem — Betasten sorgfältig aus dem Wege bleiben müssen.

C. Straube.

## Notizen.

Die preußische Provinz Herzogthum Sachsen zählt 1450000 Einwohner und 22 Gymnasien, 2 zu Halle, 2 zu Magdeburg, 1 zu Ascherleben, 1 gemeinschaftliches zu Schleusingen, zu Erfurt, 1 zu Halberstadt, Heiligenstadt, Mühlhausen, Nordhausen, Quedlinburg, Salzwedel, Stendal, ferner 1 zu Pforta, Eisleben, Merseburg, Naumburg, Zeitz, Roßleben, Torgau und Wittenberg.

Die Provinz Westphalen zählt 1262000 Einwohner und 11 Gymnasien, zu Arnsberg, Bielefeld, Cösfeld, Dortmund, Hamm, Herford, Minden, Münster, Paderborn, Recklinghausen und Soest.

Die kritischen Antiken von Dr. G. Merkel, welche so eben in Riga erschienen sind, klingen fast wie eine Stimme aus dem Grabe. Der Verf. derselben ist Garlieb Merkel, seiner Zeit ein rüstiger Kritiker, der schon lange von seinen kritischen Feldzügen ausruht, und hier nur seine alten Sachen wieder abdrucken läßt. Die Vorrede schließt mit den Worten: »Der Gegenwart sind diese Schriften fremd und mehrere Geschichten der deutschen Literatur erwähnen ihrer nicht. Was sollen sie jetzt? — Anfragen, ob jene Geschichten keine Lücken haben.« — Dabei entsteht ganz einfach die Gegenfrage, ob diese Lücken aus den Recensionen und sonstigen Werken des Verf. werden ergänzt werden können?

Am 15. Juli d. J. starb zu Palermo Domenico Scina, königl. Historiograph und Professor der Physik, Verfasser der Schriften: Memorie sulla vita e filosofia di Empedocle (2 Voll. Palermo 1813. 8.); Prospetto della storia letter. di Sicilia«; »Introduzione alla fisica sperimentale«; »Topographia di Palermo, e suoi contorni«; »Elementi di fisica generale e particolare« (4 Vol. Palermo, 1828. 8. und Milano 1833. 12.) u. a. m.

»Die russischen Novellen und Skizzen« — übertragen durch Albin von Seebach (Leipzig 1837. 291 S. 8.) geben abermals den Beweis, daß die russische Literatur in der Art, wie sie sich jetzt zu entwickeln anfängt, eine reichhaltige Quelle für die bessere Unterhaltungsliteratur auch in Deutschland werden kann; schon deßhalb, weil sie sich auf einem fremden Grund und Boden entwickelt hat, und eine Natur, Sitte und Nationalität zur Anschauung bringt, deren dichterische Auffassung den Leser durch das volle Interesse der Eigenthümlichkeit fesselt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**91.** Mittwoch, den 15. November **1837.**

Mozarts Gedächtnißfeier. Gedicht von Heinrich Stieglitz. (Zum Vortheil des Mozart-Denkmales in Salzburg.) München, Franz, 1837. 23 S. 8.

Am 15. August wurde auf dem königlichen Theater zu München eine Vorstellung zum Vortheile des Mozart-Denkmals in Salzburg gegeben. Den Anfang machte der erste Act des Don Juan, zum Behuf dieser Festfeier von Neuem in die Scene gesetzt. Hierauf folgte ein Gedicht, gesprochen von Herrn Dahn, unterbrochen von Einzelscenen in lebenden Bildern aus den hauptsächlichsten Opern Mozarts nebst der entsprechenden Musik, denen sich als Schlußpunct ein Chor aus dem Requiem anschließen sollte. Dieses Gedicht, welches den Meister deutscher Tonkunst in seinen entschiedensten Richtungen vorführet, erscheint hier zu demselben Zwecke, wie die oben erwähnte Vorstellung, und zwar unverkürzt, wie der Dichter es zuerst entworfen.

Unbestochen von der ehrenden Bestimmung, welche der Dichter seinem Producte auch noch nachträglich zugewiesen hat, muß Referent gestehen, daß er von der Introduction sowohl, als den fünf Bildern wahrhaft ergriffen worden ist. Der Dichter ist durchdrungen von seiner Aufgabe: er hat die ewige Macht erkannt, welche in Mozart's Werken herrscht, die unwiderstehliche Gewalt, das menschliche Gemüth in seinen tiefsten Tiefen zu ergreifen, und die bewunderungswürdige Universalität des unerreichbaren Geistes.

Und was nur selten Sterbliche errungen,
Errangest Du — die ew'ge Harmonie,
Dem tiefen Born der eignen Brust entsprungen,
Ward deine Himmelfahrt; Er, den Du früh
Im Klang geahnt, Er, welchen alle Zungen
Lobpreisen tausendfält'ger Melodie,
Gab liebend der Unsterblichkeit Bewährung
Dir Mozart in der eigenen Verklärung.
(Erste Strophe des fünften Bildes.)

Zum Schlusse mögen hier noch zwei Strophen folgen, die wir der Schilderung Don Juan's entnehmen.

Die Hölle faßt ihn. Glaubt Ihr's nicht den Worten,
Den mächt'gen Tönen glaubt ihr es gewiß;
Schon steht er schaudernd vor den grausen Pforten;
Der gluthdurchzuckten Tiefe Finsterniß
Herüber leckt sie gähnend schon von dorten,
Das letzte Band durchschwelgter Wollust riß,
Und in den Tönen zaubert uns der Meister
Vor Geist und Herz des finstern Abgrunds Geister.

Ein halb Jahrhundert schreitet dieses kühne
Gigant'sche Meisterwerk, dieß Weltgericht
In Tönen, dieß Gebild tiefernster Sühne,
Dieß unergründlich heilige Gedicht,
Ein Weltenspiegel durch die Erdenbühne,
Und gleich Natur, der ew'gen, altert's nicht.
Wie's unsrer Väter Seele mit Entzücken
Durchströmt, wirds späte Enkel noch beglücken.

W.

---

Nelsons Leben. Ein biographisches Gemälde von Rob. Southey. Aus dem Englischen. Stuttgard, Neff, 1837. VIII und 294 S. 8.

Das kleine Werkchen war der Uebertragung in die deutsche Sprache vollkommen würdig. Die Uebersetzung selbst ist wohl gelungen und Referent hat durchaus nichts Tadelnswerthes selbst bei den im Originale sehr häufig vorkommenden seemännischen Ausdrücken bemerkt; nirgends wird auf eine unangenehme Weise der Leser daran erinnert, daß es eine Uebersetzung ist, welche er vor sich hat. In dem Werke selbst ist dem Referenten nur der Mangel aufgefallen, daß Nelsons Familienverhältnisse, namentlich sein unseliges zur bekannten Lady Hamilton, als habe es dem Britten Leid gethan, des großen Landsmannes Ruhm beflecken zu müssen, zu wenig besprochen ist. Im Uebrigen aber ist das Werkchen höchst unterhaltend und belehrend. Der Verfasser verfolgt seinen Charakter bis in den einzelnen Zug, und höchst angenehm lesen sich die zahlreichen Belege von Nelsons beinahe kleinlicher Schwäche: wie er bald klagt, daß die Stadt London in den Dankadressen an ihn einen glänzenden Sieg entweder mit Stillschweigen übergangen oder denselben nicht genugsam hervorgehoben habe, wie er bald bitter aus ähnlichen Veranlassungen an das Ministerium schreibt. Das Buch aber ist nicht allein wichtig als Biographie des brittischen Helden, sondern auch als ein Beitrag für den Theil der neuesten Zeitgeschichte, in welcher Nelson, als brittischer Nauarch eine

so bedeutende Rolle spielte; Nelson, der keine Versöhnung mit den Franzosen kannte, sie immer in den tiefsten Abgrund der Hölle verwünscht. Am anziehendsten sind die Beschreibungen der Nilschlacht und der darauf zwischen Nelson und dem neapolitanischen Hofe eintretenden Verhältnisse, welche zugleich die ganze tiefe, auch von Nelson gefühlte Erbärmlichkeit des damaligen Menschengeschlechts in dem untern Italien an den Tag legen. Nächstdem wird noch mit dem größten Interesse die Geschichte des Angriffs der Britten auf die dänischen Vertheidigungslinien von Kopenhagen im Jahre 1801, wie das Ende der Heldenlaufbahn, die Schlacht bey Trafalgar, gelesen werden. Das stolze Gefühl der Ueberlegenheit der brittischen Macht spricht der Verfasser als Britte in jedem einzelnen Zuge aus. R.

---

Ueber die Zustände der Verarmung in Deutschland, ihre Ursachen und die Mittel ihnen abzuhelfen. Von Dr. Friedrich Schmidt. Zittau und Leipzig. Verlag von D. M. Nauwerck. 1837. (304 S. 8.)

Herr Dr. Schmidt hat unsere publicistische Literatur mit einem neuen Beitrage bereichert. Wir haben schon einmal Gelegenheit gehabt, der ausgezeichneten Verdienste dieses Mannes zu erwähnen, als wir bei Beurtheilung seines früheren Werkes über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus die Aufmerksamkeit unserer Leser für ihn in Anspruch nahmen [1]. Auch die vorliegende Schrift möchte nicht minder geeignet seyn, allgemeines Interesse zu erregen, zumal der Hr. Verfasser sich eben auf diesem Felde schon als tüchtigen Forscher bewährt hat.

Nur nach so weitumfassenden Vorarbeiten konnte es gelingen, etwas Gediegenes zu Tage zu fördern, und wirklich sehen wir uns in dieser Erwartung keineswegs getäuscht. Theilt man auch nicht immer die Ansichten des Verfassers, so darf man ihnen doch die gebührende Anerkennung nicht versagen. Er hat die Zeichen unserer Zeit mit tiefem Blicke erkannt und richtig aufgefaßt; er hat den verborgenen Ursachen des Uebels nachgeforscht, und manche längst verkannte, oft geläugnete Wahrheit an's Licht gezogen; er hat endlich die Mittel reiflich erwogen, wodurch dem einreißenden Verderbnisse ein Damm entgegengesetzt werden könnte, und wenn sie auch nicht überall ausführbar sind, so enthalten sie doch des Guten gar viel.

Die Wichtigkeit, ja die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung läßt sich gegenwärtig durchaus nicht mehr verkennen. Die Klagen über Nahrungslosigkeit und Verarmung erheben sich zu laut von allen Seiten, als daß man sich über den wahren Grund derselben täuschen könnte, und es ist daher zur Pflicht geworden, schon jetzt auf zeitige Abhülfe bedacht zu seyn.

[1] Vergl. Nr. 13 und 14 dieser Blätter.

Ob und auf welchem Wege dieselbe zu erwarten sey, werden wir im Verlaufe unserer Beurtheilung näher untersuchen. Wir glauben hier nur noch bemerken zu müssen, daß Hr. Dr. Schmidt in seinen Untersuchungen auf Oesterreich fast gar keine Rücksicht genommen hat; er mochte wohl mit unsern Zuständen nicht hinlänglich vertraut seyn, und dann war es allerdings von ihm wohl gethan, daß er sich nicht mit einigen oberflächlichen Notizen begnügte, um darüber abzusprechen.

Wir sind übrigens von der Wichtigkeit des vorliegenden Werkes zu sehr überzeugt, als daß wir es nicht versuchen sollten, unsere Leser etwas näher damit bekannt zu machen.

I. Der Verfasser beginnt seine Abhandlung mit der Erörterung der Frage, ob denn die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland wirklich gegründet sey? — Unter Nahrungslosigkeit versteht er aber jenen Zustand eines Landes, bei welchem arbeitsfähige und arbeitslustige Bewohner desselben entweder gar keine oder keine ausreichende Arbeit finden können, weil keine Gelegenheit dazu vorhanden ist. (S. 13.) Obwohl es nun in Deutschland an umfassenden statistischen Notizen über den Zustand des Armenwesens (wie über so manches Andre leider!) gänzlich fehlt, so glaubt Hr. Dr. Schmidt dennoch behaupten zu können, daß auch in unserem Vaterlande vorzüglich die Städte es sind, welche an dem in Frage stehenden Uebel leiden; er trennt daher seine Untersuchung in zwei Theile, wovon der eine sich mit den Städten, der andere mit dem flachen Lande beschäftigt. (S. 16.) In flüchtigen, aber zum Theile sehr treffenden Umrissen zeigt er hier den Einfluß, welchen die französische Staatsumwälzung und die nachfolgenden Kriege auf Handel, Gewerbe und Ackerbau und auf die gesellschaftlichen Zustände in Deutschland geäußert haben. Um den Leser mit der Darstellungsweise und dem Tone unseres Verfassers einigermaßen bekannt zu machen, heben wir nun folgende Stelle heraus:

»Das frühere häusliche und Familienleben in den mittleren und niederen Ständen war, besonders in den Städten, durch die vorherrschende Sucht nach äußerlicher Ausgleichung des früheren Unterschiedes der Stände gänzlich zerstört worden.«

»Der Kaufmann, der Beamte, der Fabrikbesitzer wollte es an Glanz und Aufwand den höheren Ständen, der kleinere Handelsmann, der Handwerker diesen, und der Arbeiter und Dienstbothe seinem Meister und Dienstherrn gleich thun.«

»Daraus ging in den Städten nach und nach ein Luxus hervor, welcher namentlich auf die arbeitenden Klassen höchst nachtheilig wirkte.«

»Aus dem Meister, der seine Werkstatt früher nicht vor geendetem Tagwerke verließ, und den Abend dann im Familienkreise zubrachte, höchstens aber Sonn- und Feiertags sich in Begleitung seiner Familie eine Erholung verstattete, ist

ein Herr geworden, der tagtäglich in Erholungen, Ressourcen, Casino's, oder an öffentlichen Orten seine Unterhaltung sucht, und die Gesellen daheim sich selbst überläßt. Die Meistersfrau, welche früher das Hauswesen ohne Beistand allein besorgte, hält sich Dienstbothen, und ist nur bedacht, wie sie in Gesellschaften, Thée dansants, Bällen und Maskenbällen anständig erscheinen, und sich dieser oder jener renomirten Mode-Dame aus höheren Ständen gleich kleiden will.«

»Die Gesellen und Arbeiter bringen ihre Abende in geringeren Schenken oder im Branntweinhause zu, einen guten Theil ihres täglichen Verdienstes, ohne an die Zukunft zu denken, allda verbrauchend u. s. w.«

(Fortsetzung folgt.)

---

Die fünf Münsterschen Gaue und die sieben See-Lande Frieslands. Ein Beitrag zur Geschichte des Mittelalters von Leopold von Ledebur. Nebst einem urkundlichen Anhange und einer Karte. Berlin, Gropius 1836. IV und 132 S. 8.

Da es durchaus erforderlich ist, daß, bevor in einem Werke über die Geographie Deutschlands im Mittelalter etwas Tüchtiges und Zuverlässiges geliefert werden kann, die einzelnen Landestheile und ihre geographischen Verhältnisse gründlich erforscht werden, so muß jedenfalls eine derartige Schrift von dem so verdienten Verf. eine sehr willkommene Erscheinung für den Freund des Studiums der Geographie in früherer Zeit seyn. Möchten bald so manche andere Gegenden, für deren Geographie noch nichts gethan ist, ihren Ledebur finden. Freilich ist dabei aber auch zu wünschen, daß derartige Bearbeiter in der Auffindung wichtiger Urkunden, die man jedoch nur selten ohne die Mühe des Suchens erlangt, so glücklich seyn mögen, als unser Verfasser, der selbst bekennt: »Die Auffindung eines der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehörigen registri curarum terrae Frisiae monosteriensis dioecesis setzt mich in den Stand, einem bisher unaufgeklärten Theile der kirchlichen und damit in Verbindung stehenden politischen Geographie neues Licht zu geben.« Dieß hat der Verf. treulich geleistet; doch enthält die Schrift außerdem für Geschichte und Rechtsverfassung nichts Bedeutendes.

R.

---

Die Stellung der Studierenden auf der Universität. Eine Rede, gehalten an der k. k. Universität zu Prag, vor der Immatrikulation, den 20. December 1834, von Dr. Franz S. Exner, öffentl. ord. Professor der Philosophie ꝛc. Prag 1837. 23 S. 8.

Nachdem der Verfasser im Allgemeinen die Nothwendigkeit höherer Kenntnisse dargethan, geht er auf die Organe zur Verbreitung derselben über, und sagt: Was die vernünftige Einsicht in der Seele des Einzelnen, das sind sie in der Gemeinschaft: sie sind die Vernunft des Volkes.« »Aber wie von den jetzt Lebenden nur ein kleiner Theil jener höheren Bildung theilhaftig ist, so wird es auch in der nächsten Zukunft seyn! Nur eine kleine Zahl der Nachwachsenden ist darauf angewiesen, die höhere Bildung der Gegenwart zu übernehmen und fortzupflanzen. Diese kleine Zahl bilden — die Studierenden; dieß ist ihre Stellung auf der Universität, und nun entwickelt sich von selbst, welche Gesinnung und Handlungsweise ihr gemäß sey. Ein reines Herz, in dem die Furcht Gottes wohnt, hohe Achtung vor der Bestimmung, die Gott der Menschheit angewiesen, und vor dem, was die Studierenden nach seinem Willen als Gebildete einst dafür leisten sollen, das thut vor allem Noth, soll die Stellung würdig behauptet werden. Damit muß sich jedoch wie natürlich noch Anderes verbinden, und zwar vorerst Muth und Vertrauen zur Kraft des menschlichen Geistes, zur menschlichen Vernunft. Doch soll dieses nicht zur Anmaßung werden, sondern der Gedanke stets lebendig seyn, daß alles, was wir sind und haben, und unser Wissen nicht minder als jedes andere Besitzthum wir Gott verdanken, und so hoch auch unsere Vernunft sich erheben mag, immer noch eine Region bleibt, wohin sie nicht reichen wird, wohin uns nur der Glaube tragen kann.

Ein weiteres Erforderniß ist Vertrauen zur Lehranstalt; denn wie die wärmende Sonne den Pflanzenkeim erschließen muß, wenn er wachsen, blühen und Frucht tragen soll; so muß Liebe und Vertrauen die Herzen der Menschen eröffnen, soll geistiges Wirken irgend gedeihn. Und zu diesen Anforderungen tritt denn die letzte, inhaltsschwer und vielverzweigt: sie heißt Fleiß, strenge und gewissenhafte Benützung der Zeit. Die Zeit, die vor dem Jünglinge schleicht, läuft vor dem Manne; ihm scheint jeder neue Tag kürzer, und jedes kommende Jahr trägt ein Flügelpaar mehr für ihn. Bald ist die freundliche Zeit der Jugend vorüber und jeder wird erfahren und mit beweglichem Herzen fühlen, was ein Dichter Italiens singt: „Im Flug' enteilt die schöne Zeit des Daseyns, und auf dem Gipfel angelangt, stürzt häuptlings das Leben hinab zum Grunde.« Weil aber die Wissenschaften Fleiß und Zeit in Anspruch nehmen, so fordern sie auch Bescheidenheit; denn nur wer frei von selbstgefälligem Dünkel und bescheiden ist, lernt gern von Andern. — Es ist eine eigenthümliche, gefährliche Krankheit unserer Zeit, daß die Jünglinge nicht selten klüger seyn wollen, als die Männer und Greise; daß sie lehren wollen, statt zu lernen, befehlen, statt zu gehorchen, ja Staaten regieren und reformiren, bevor sie sich selbst zu bemeistern verstehn. Das ist eine Verkehrung der heiligen Ordnung der Natur. Sie rächt sich, wo sie Einfluß gewinnt, durch Verwirrung der geselligen Verhältnisse, überall aber dadurch, daß sie den Jünglingen die Zeit, die Lust und die Ruhe nimmt, ohne welche eine gründ-

liche Geistesbildung nicht zu erlangen ist. So geschieht es, daß sie häufig, nachdem sie handeln gewollt, da sie lernen sollten, wenn endlich die Zeit des Handelns für sie kommt, wenn sie ihre Kraft im Dienste der Menschheit nicht nur gebrauchen dürfen, sondern auch sollen, unvermögend sind, was Tüchtiges zu schaffen, weil sie nichts Tüchtiges gelernt.«

Nachdem Referent den Gang der Rede, mit dem Vorgehenden, den eigenen Worten des Verfassers, angedeutet, glaubt er sich jedes weiteren Urtheils überhoben, und er hat nur den Wunsch beizufügen, daß die treffliche Rede wiederhohlt von jenen gelesen und beherzigt werden möge, an die sie zunächst gerichtet ist. G. H.

---

**Guide des Etrangers à Vienne. Description de cette Capitale de l'empire d'Autriche et de ses environs. Vienne, Mörschner et Jasper. 1838. XVI** und 302 S. 8.

Ist eigentlich die sechste Ausgabe von J. Pezzl's »Description de Vienne et de ses environs«; was auch das Vorwort, wie es sich geziemt, bekennt, und unstreitig dem Buche zur besten Anempfehlung dient. Uebrigens muß man gestehen, daß die gegenwärtige Bearbeitung dem Bedürfnisse der Zeit in jeder Beziehung entgegen gekommen ist. Die Anordnung ist besser als früher; der neuen Artikel sind nicht wenige, und auch mehrere der älteren haben eine entsprechende Umgestaltung erhalten. Die Sorgfalt des neuen Bearbeiters ist unverkennbar; der alte treue Führer hat sich verjüngt und der Wanderer mag sich dessen mit vollem Vertrauen bedienen. Daß er dort und da noch irrt, kann Niemand befremden; mit der »toute la perfection désiderable« hat es sein eigenes Bewandtniß. So wird S. 38 noch von einem Convent der Augustiner nächst der Burg gesprochen, der indessen eingegangen ist; die Höhe der dorischen Säulen vor der Carlskirche wird hier mit 45 Fuß angegeben, und die Universität gründet noch immer 1237 Kaiser Friedrich II. Daß die gegenwärtige Universitätsbibliothek nicht aus dem sechzehnten Jahrhundert stamme, sondern die Sammlung der aufgehobenen Jesuiten zur Grundlage habe, ist in diesen Blättern mehrmals erwähnt worden. Ganz veraltet und unrichtig sind die Angaben über das k. k. Münz- und Antikenkabinet: Die Gesammtzahl der Medaillen und Münzen ist um mehr als 40000 zu gering angesetzt! Doch es kann hier nicht unsere Aufgabe seyn, eine vollständige Aufzählung der noch vorfindigen Unrichtigkeiten zu liefern; die vorstehenden Beyspiele mögen genügen, um bei einer wiederhohlten Auflage die Nothwendigkeit einer noch pünktlicheren Durchsicht darzulegen. Druck und Papier sind schön. W.

**Wiens Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreis, von Adolf Schmidl. Dritten Bandes erste Abtheilung. Wien bei Gerold 1837. 236 S. 8.**

Diese Abtheilung enthält Ausflüge in die südwestlichen Umgebungen der Hauptstadt für einen halben Tag, also Gaudenzdorf, Fünf- und Sechshaus, Reindorf, Rustendorf, Braunhirschengrund, Meidling, Tivoli, Schönbrunn, Penzing, Hitzing, Hetzendorf, St. Veit, Hacking, Lainz, Speising, der kais. Thiergarten, Mauer, Atzgersdorf, Altmannsdorf, Erlaa, die Spinnerin und Steinhof.

Darunter ist die Schilderung von Schönbrunn und der Spinnerin am Kreuz (nach Schlagers im Wiener Stadtarchiv aufgefundenen Daten) sehr gelungen, allgemein interessant die Beschreibung des bisher wenig bekannten Thiergartens.

Von dem Stile gilt dasselbe, wie bei dem vorhergehenden Bande.

---

## N o t i z e n.

Am 25. August starb zu Aix Abbé Charles Castellan, Senior der dasigen theol. Fakultät, durch mehrere historische und antiquarische Forschungen (»Dissert. sur la religion des anciens Provençaux; Notices sur Tourres, *l'ancienne Turris* des Romains« etc.) rühmlich bekannt, Verfasser einer noch ungedruckten »Histoire littéraire de la Provence«, geb. zu Tourres in der Provence um 1760.

---

Viele, so scheint es, halten das historische und geographische Feld für eines, auf dem sich immer noch mit der meisten Leichtigkeit produciren lasse. Haben sie ein Paar Jahre docirt, einige allgemeine Werke, einige Monographien durchgelesen, vielleicht gar einen oder den andern Quellenschriftsteller kennen gelernt, so entsteht jene angenehme Selbsttäuschung, daß man sich im vollsten Besitze alles Nöthigen befindet, und nicht lange darauf ist das neue Buch fertig.

---

In der großen Reihe italienischer Lesebücher, Chrestomathien und Anthologien, gebührt der »Antologia italiana« von G. B. Ghezzi (Leipzig 1837, 634 S. 8.) ein Platz unter den besonders empfehlenswerthen. Denn sie ist nicht — wie die meisten — zusammengewürfelt, sondern zusammengedacht, d. h. sie ist ein Werk des Studiums und des Fleißes, so wie einer richtigen Einsicht in das Wesen des Unterrichts.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

92. Sonnabend, den 18. November 1837.

Ueber die Zustände der Verarmung in Deutschland, ihre Ursachen und die Mittel ihnen abzuhelfen. Von Dr. Friedrich Schmidt. Zittau und Leipzig. Verlag von D. M. Nauwerck. 1837. (304 S. 8.)

(Fortsetzung.)

Wir stimmen der Ansicht des Verfassers vollkommen bei, wenn er in diesem Schwindelgeiste unsrer Zeit die Quelle so manchen Verderbnisses findet, das immer verheerender um sich zu greifen droht. So lange nicht eine gänzliche Umgestaltung aller unserer gesellschaftlichen Verhältnisse eingetreten ist, läßt sich der allerdings gleiche Anspruch der Menschen auf äußeres Glück und Wohlseyn in der Wirklichkeit durchaus nicht realisiren, und ein ungezügeltes Streben nach materieller Gleichstellung, wie es sich eben seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts nur allzuhäufig gezeigt hat, muß ohne Zweifel die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen. Möchte doch jeder das große Wort Johannes von Müller's beherzigen: »Erfülle trefflich die von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß; dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeern; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit.« Wie Wenige aber wissen diese Lehre zu befolgen! Fast Jedem dünkt sein Wirkungskreis zu klein, zu unbedeutend; er hält sich für etwas Besseres geboren, schreitet hinaus über die Grenzen, die das Schicksal und seine eigene Fähigkeit ihm vorgezeichnet haben, und bringt so sein Daseyn in nutzloser Halbheit hin, während er in einer beschränkteren Sphäre des Guten gar viel hätte wirken können. Doch diese traurige Wahrheit wird noch weiter unten, wo von den Gründen der Verarmung die Rede ist, ihre Würdigung finden. Hier handelt es sich vorerst noch um die Beantwortung der Eingangs aufgestellten Frage, ob die Klagen über zunehmende Armuth in Deutschland begründet sind; und unser Verf. glaubt dieselbe lediglich bejahen zu müssen (S. 51), obgleich der Pauperismus im engeren und eigentlichen Sinn, oder die Massendürftigkeit hier noch nicht so, wie in England, Belgien, Holland und einigen Fabrikdistrikten Frankreichs überhand genommen hat. Zur Vermeidung von Mißverständnissen glauben wir noch die wohlgegründete Bemerkung des Verf. beifügen zu müssen, daß Armuth überall nur ein relativer Begriff ist, der im Entbehren gewisser, zum Leben unbedingt nothwendiger, oder auch nur für nothwendig erachteter Güter bestehet und in den verschiedenen Ländern, nach der verschiedenen Lebensart, nach Sitte und Gewohnheit, verschieden bemessen wird (S. 51).

II. Was die Ursachen der eingerissenen Verarmung anbelangt, so theilt sie der Verf. in objective und subjective, je nachdem sie aus den gegebenen Verhältnissen entspringen, oder in der Denk- und Handlungsweise der arbeitenden Klassen ihren Grund haben. Am Schlusse werden noch insbesondere jene hervorgehoben, welche in der besonderen Lage der Städte und in ihren örtlichen Einrichtungen zu suchen sind. (S. 65.) Wir wollen es nun versuchen, die von dem Verf. angegebenen Ursachen jede einzeln etwas näher ins Auge zu fassen.

a) Die Nachwehen der in Deutschland geführten Kriege mögen allerdings auch jetzt noch fühlbar seyn: doch will es uns fast bedünken, als legte ihnen der Verf. zu viel Gewicht bei. Es sind nun schon bald fünf und zwanzig Friedensjahre vorüber geflossen, und man sollte meinen, daß in so langer Zeit auch die blutigsten Wunden hätten vernarben können.

Von größerer Bedeutung scheint uns:

b) die nach jedem Kriege regelmäßig eintretende Stockung in den Gewerben, die eine Folge der vielen Consumtionen und großen Zerstörungen ist, welche er in seinem Gefolge führt. Keinem Zweifel unterliegt es, daß der Krieg meistens in gewisse Zweige der Industrie ein außerordentlich reges, aber eben nur künstliches und deßhalb auch schnell vorübergehendes Leben bringt. Mit eingetretener Ruhe hört das Bedürfniß nach einer Menge von Erzeugnissen wieder auf; die Kapitale sind verschwunden, das Einkommen hat sich verringert; dazu kommt noch, daß gewöhnlich die Armeen mehr oder weniger reducirt werden, wodurch eine Menge junger kräftiger Menschen ebenfalls auf ihrer Hände Arbeit angewiesen werden, um sich damit ihren Unterhalt zu verdienen. Das Angeboth von Arbeitern vermehrt sich gerade zu einer Zeit,

wo die Nachfrage nach denselben sich vermindert, was auf jeden Fall die Folge nach sich zieht, daß ein Theil der Bevölkerung in Dürftigkeit herabsinkt, weil zu allen Zeiten ein Theil der arbeitenden Klassen auf solcher Stufe steht, daß der geringste Ausfall in seinem Einkommen ihn in die Klasse der Dürftigen versetzt. (S. 65 bis 68.)

c) Entscheidend dünkt dem Verf. auch der Umstand, daß seit den letzten Decennien die *Bevölkerung* sich auffallend *vermehrt* hat, ohne daß das National-Einkommen und der zur Bezahlung menschlicher Arbeit bestimmte Fonds in gleichem Verhältnisse gewachsen ist. Diese Behauptung scheint uns etwas gewagt zu seyn; auf jedem Fall hätte es sich der Mühe gelohnt, sie durch triftige Beweise, durch Anführung unwidersprechlicher Thatsachen zu unterstützen. Freilich muß man gestehen, daß auch hierin der Mangel an statistischen Unterlagen die Untersuchung ungemein erschwert, und daß Werke, wie die eines Colquhoun, Mac Culloch, M' Queen u. s. w. in Deutschland noch lange vergebens erwartet werden dürften! —

d) Als eine vierte Ursache ist das *Steigen des Preises der edlen Metalle*, und das dem zu Folge eingetretene Sinken des Preises aller übrigen Produkte aufgeführt. Höchst interessante Nachweisungen sind zur Constatirung dieser Thatsachen beigefügt, die denn aber doch nicht über allen Zweifel erhaben sind.

Gesetzt jedoch, man wollte die Richtigkeit jener Behauptung zugeben, so sollte man doch glauben, daß sich die Sachen von selbst *ausglichen*, und daß daraus für den Producenten kein Nachtheil entstehen könne, weil, wenn er auch der Summe nach weniger Geld für seine Waare erhält als früher, er doch, da der Preis der edlen Metalle und somit auch der Werth der aus denselben geprägten Münzen gestiegen ist, für den geringeren Geldpreis doch noch die nämliche Summe von Gütern kaufen könne, wie früher.« Zur Beseitigung dieses Einwurfes fügt der Verf. bei, »daß Jedermann in der Regel mehr oder weniger fortlaufende Verbindlichkeiten, in denen sich nichts ändert, in baarem Gelde zu erfüllen habe, wie z. B. Zölle, Steuern, Staats- und Communalabgaben, Zinsen von Capitalien u. d. gl.; bei diesen Zahlungen muß er, trotz des gestiegenen Preises der edlen Metalle, dennoch dieselbe Summe wie früher zahlen, ohne sich in etwas erhohlen zu können.« Wir erlauben uns hiergegen einzuwenden, daß solche Verbindlichkeiten doch nicht so *unabänderlich* sind, als der Verf. voraus setzt, wie sich schon aus dem allmähligen Sinken des *Zinsfußes* ergibt, und daß gerade die *arbeitenden Klassen*, auf die es doch hier zunächst abgesehen ist, mit ähnlichen Leistungen *am wenigsten* behaftet sind. Was übrigens die Steuern und Abgaben anbelangt, so ist unter f. hiervon ohnedieß noch weiter die Rede, und es hätte also zur Vermeidung unnützer Weitläufigkeit auf diese Stelle verwiesen werden können.

e) Mit vielem Scharfsinne hat der Verfasser die mancherlei Bedrückungen entwickelt, welche für die arbeitenden Klassen in Deutschland aus der *Verschiedenheit des Münzfußes* und des inneren Gehaltes der Münzen hervorgehen. Vielleicht dürfte aber in dieser Beziehung eine endliche Abhilfe nicht ferne seyn, welche die Arbeiten des Münzkongresses wenigstens erwarten lassen! —

f) Keinem Zweifel unterliegt es, daß die großen finanziellen Anstrengungen, welche der vorhergegangene lange Kriegszustand veranlaßt hat, auch gegenwärtig noch einen gewaltigen Einfluß äußern; indem sie die meisten Regierungen außer Stand setzen, eine merkliche Erleichterung an *Steuern* und *Abgaben* eintreten zu lassen, wie sie doch die Lage der arbeitenden Klassen allerdings zu erheischen scheint.

Nach unserem Dafürhalten hätte der Verfasser hier *vorzüglich* auf die *Art* der Abgaben und ihre *Vertheilung* aufmerksam machen sollen, die gewiß in vielen Staaten noch manche Verbesserung zuließe, und von bei Weitem wichtigerem Einfluße ist, als die absolute *Höhe* der Steuern. Daß eine Masse von Auflagen auf die ersten *Lebensbedürfnisse* (Fleisch, Bier, Salz, Butter, Holz u. d. gl.) gelegt ist, während manche Luxusartikel wenig oder gar keine Abgabe zahlen, daß die ungeheueren Summen, die in dem Verkehre mit Staatspapieren ihre Beschäftigung finden, meistens von aller Steuer enthoben sind, während das *Kapital des Grundbesitzers* und des Gewerbsmannes oft zwei- bis dreifach getroffen wird, — daß unerschwingliche *Ausfuhrzölle* den inländischen Producenten hindern, auf fremden Märkten seine Erzeugnisse zu verwerthen, während auf der andern Seite so manche nothwendig gewordenen Einfuhrartikel für den inländischen Consumenten eben wieder durch die Zölle vertheuert werden — *darin* und in ähnlichen Uebelständen möchte das Drückende so mancher Abgaben weit eher zu suchen seyn, als in der *absoluten* Höhe derselben, die nun einmal zur Bestreitung des Staatshaushaltes unerläßlich ist; obwohl sich hier wieder eine andere Frage herausstellt, die aber zu dem III. Abschnitte gehört, wo von dem *Abhilfsmittel* gegen die eingerissene Nahrungslosigkeit die Rede seyn wird.

g) Gewiß ist es endlich, daß auch die vielen *Mauthlinien*, die sich seit dem Frieden theils in Deutschland selbst, theils im Auslande gegen die Einfuhr deutscher Produkte gebildet haben, das Ihrige beitragen, um den deutschen Gewerbsfleiß zu drücken.

Hiermit glaubt H. Dr. *Schmidt* die *objektiven* Ursachen der Verarmung erschöpft zu haben, und er geht nun auf die *subjektiven* über, die er

h) in dem *Mangel an Vorsicht, Enthaltsamkeit* und *Sparsamkeit* unter den arbeitenden Klassen,

i) in dem immer mehr sich ausbreitenden *Genuße des Branntweins* und

k) in dem überhandnehmenden Luxus der mittleren und niederen Stände zu finden meint.

Zu diesen allgemeinen Ursachen der Verarmung gesellen sich noch einige besondere, welche bloß in den Städten wirken. Hierunter rechnet der Verf. vorzüglich

l) den hohen Betrag der Kommunalabgaben, welche sich in den Städten Deutschlands fast ohne Ausnahme zu Tage stellt, und durch ein Zusammentreffen von mancherlei Umständen veranlaßt wird. Diese hohen Abgaben sind für die Bewohner der Städte besonders um deswillen höchst drückend, weil sie auf dem Lande wegfallen, und somit den Lebensunterhalt der städtischen Gewerbtreibenden gegen den Lebensunterhalt auf dem Lande vertheuern.

m) Als letzte Ursache der vorzugsweise in den Städten so sehr überhand nehmenden Verarmung führt der Verf. die großen und pomphaften Anstalten an, die darin zur Unterstützung der Armen gemacht werden. Diese gehen meistens von dem Grundsatze aus, wer dürftig ist, der hat ein Recht auf Unterstützung, der muß also aus den öffentlichen Fonds Unterstützung erhalten. Sie fragen wenig oder nichts nach der Ursache der Verarmung, sie machen zwischen verschuldeter oder unverschuldeter Dürftigkeit keinen Unterschied, und dehnen ihre Hilfe auch auf die kräftigen und gesunden Leute aus: Wenn man auch das gewöhnlich alljährlich steigende Bedürfniß des Armenfonds durch das Steigen der Zahl der Armen, wodurch jährlich größere Summen zu ihrer Unterstützung erfordert würden, erklärt, und das Steigen der Anzahl der Armen als die Ursache der vermehrten Bedürfnisse des Armenfondes angibt, so scheint es dem Verf. doch, »daß sich die Sache umgekehrt verhalte, und daß der Umstand, daß der Armenfonds nach den oft ungegründeten Anforderungen, welche an denselben gemacht, Zuflüsse erhält, die Hauptquelle der fortwährenden Vermehrung der Armen sey, und daß aus Hülfebegehrenden in der Länge der Zeit, in Folge der erhaltenen Unterstützung Hülfsbedürftige werden, oder daß man sie wenigstens, eben weil sie öffentliche Unterstützung erhalten, dafür hält.« (S. 123.)

III. Wir kommen zu dem bei Weitem wichtigsten Abschnitte unseres vorliegenden Werkes, nämlich zur Erörterung der Frage: welche Mittel geeignet seyn dürften, der eingetretenen Verarmung so viel als möglich Einhalt zu thun?

1. Zuförderst kömmt in dieser Beziehung die Anlegung von Armenkolonien zur Sprache, mit denen man in Holland und Belgien bereits mehrere Versuche angestellt hat. Der Verfasser liefert eine kurze Geschichte dieser Anstalten, er beschreibt ihre innere Einrichtung, und untersucht dann, zu welchen Resultaten sie geführt haben. Unbefangene Beurtheiler, wie der Graf Arrivabene und Kapitän Brandrecht, weissagten schon längere Zeit hindurch nicht viel Gutes von denselben, und aller pomphaften Berichte ungeachtet, welche seither in offiziellen Blättern darüber kund gemacht worden, scheint es doch, als ob jene Männer richtig gesehen

Am 1. Juli 1832 war nach Ducpetiaux, dem Generalinspector der Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten Belgiens, die Gesellschaft, welche sich daselbst mit der Anlegung von Armenkolonien beschäftigt hatte, 776,021 Gulden schuldig, während ihr Eigenthum nur auf 536,250 Gulden geschätzt wurde, so daß sich ein Deficit von 239,771 Gulden herausstellte, daher man noch in diesem Jahre die Sache ganz aufgab.

Nicht viel besser scheint es in Holland zu stehen, wenigstens das ist gewiß, daß sich seit Errichtung der dortigen Kolonien die Zahl der außerdem zu unterstützenden Armen nicht nur nicht vermindert, sondern im Gegentheile von 1822 bis 1831 um 72,607 Personen vermehrt hat!!

Der Verfasser ist überhaupt der Ansicht, daß jeder solcher Versuch im Großen nothwendig mißlingen müsse, weil er auf einer, wenn auch menschenfreundlichen, so doch unrichtigen Ansicht der natürlichen Lage der Sachen beruhe, und somit, wegen der der Erreichung des Zweckes entgegenstehenden Verhältnisse unausführbar ist.]

(Fortsetzung folgt.)

---

Irland. Geschildert von Leitch Ritchie, Verfasser der »Reise nach St. Petersburg und Moskau«, rc. Aus dem Englischen von A. v. Treskow. Mit 4 lithographischen Abbildungen. Quedlinburg und Leipzig, Basse 1837. 238 S. 8.]

Seit O'Connell den Prozeß seines Vaterlandes gegen England begonnen hat, sind die Blicke von ganz Europa auf Irland gerichtet; ein Werk aus der geübten Feder Leith Ritchie's, welches sich mit diesem Lande beschäftigt, wird daher der Lesewelt gewiß nicht unwillkommen seyn. In England hat dasselbe bereits die größte Anerkennung gefunden, denn bald nach seinem Erscheinen war die erste starke Auflage vergriffen, und man mußte zu einer neuen schreiten; Frankreich besitzt längst eine Uebersetzung davon — Deutschland durfte wohl nicht nachstehen.

Nach dem Glück, welches dieses Buch in England und Frankreich gemacht hat, möchte vielleicht Mancher demselben eine rein politische Tendenz oder mindestens eine starke politische Teinture zumuthen; aber dieß ist durchaus nicht der Fall. Der Verfasser erklärt schon auf dem ersten Blatte, kein Politiker zu seyn, d. h. keiner politischen Partei anzugehören, und daher sind alle politischen Controversen aus seinem Buche verbannt. Er schildert die schönen Gegenden Irlands, und erzählt die reitzenden Legenden, die mit ihnen verknüpft sind; und so oft ihm das herzzerreißende Elend der Bewohner dieses grünen Insellandes vor Augen tritt, verlangt er für sie keinen »Sitz im Parlamente«, sondern — Brot! Er deckt die

Ursachen des Mangels auf; er schlägt Mittel vor, ihm abzuhelfen, er rechtfertigt den National-Charakter der Irländer, der von vielen Seiten angeschwärzt wurde, und beurtheilt alle Zustände des Landes und Volkes menschlich und leidenschaftslos.

Doch nur einen sehr kleinen Theil von Irland hat er in den vorliegenden Blättern beschrieben, nämlich nur das Stück, welches von einer Linie eingeschlossen wird, in der die Städte Dublin, Werford, Waterford, Cork — alle an der Küste südlich von der Hauptstadt — Clonmel, Kilkenny und Carlow liegen.

Hat dieses kleine Stück dem Verfasser schon Gelegenheit gegeben, die Materialien zu diesem höchst anmuthigen Werke zu sammeln, so kann man von dem nächsten Bande, welcher die Beschreibung des übrigen Theils von Irland enthalten wird, wohl auch nur Gediegenes erwarten.

Die Uebersetzung ist, so weit sich ohne Vergleichung mit dem Originale der Werth bestimmen läßt, gelungen; wenigstens mahnt sie nirgends an die gewöhnlichen Diffikultäten, mit welchen eine ungeübte Feder zu kämpfen hat.

W.

---

Das Leben des Dr. Heinrich Rubenow und des Dr. Johann Bugenhagen, Pommer. Biographische Skizzen von Jul. Heinr. Biesner. Nebst den Bildnissen Rubenow's und Bugenhagen's. Greifswald 1837. VIII u. 85 S. 8.

Durch die zweite Biographie haben wir nichts erfahren, was wir nicht schon besser und vollständiger in früheren Schriften und zunächst in der trefflichen Abhandlung von Zietz: »Johannes Bugenhagen« (Leipzig 1829 u. 1834) gelesen. Um so dankbarer müssen wir die Arbeit über Rubenow anerkennen, und wir glauben, daß jeder Freund der Literargeschichte mit uns übereinstimmen wird, wenn wir sie als eine wirkliche Bereicherung bezeichnen. »Heinrich Rubenow, gegen das Ende des 14ten oder um den Anfang des 15ten Jahrhunderts in Greifswald geboren, trat nach vollendeten Rechtsstudien ungefähr um das Jahr 1439 als Kanzler in die Dienste des Herzogs Erich von Pommern, ward späterhin Herzog Wratislaw's geheimer Rath, trat zugleich in den Magistrat von Greifswald und ward 1449 Bürgermeister daselbst. Als solcher schuf sein reger Geist die zweckmäßigsten Verbesserungen; besonders betrieb er mit dem größten Eifer die Gründung einer Landesuniversität. Papst Calixt III. bestätigte durch Bulle vom 29. Mai 1456 die Universität Greifswald; am 17. October desselben Jahres erfolgte die feierliche Einweihung derselben, und am Tage darauf ward Rubenow als erster Rektor derselben eingeführt. Obgleich er nicht müde ward, mit seinem eigenen großen Vermögen die neue Pflanzschule der Wissenschaften auszustatten und Alles an ihr Gedeihen zu setzen, so hatte er doch so sehr mit feindlichem Widerstreben zu kämpfen, daß er sogar 1457 Greifswald zu verlassen genöthigt ward. Zwar kehrte er bald wieder dahin zurück; allein seine Feinde ruheten nicht, und auf ihr Anstiften ward er am letzten Tage des Jahres 1462 durch einen Höcker, Klaus Hüremann, in der Rathsschreiberei erschlagen.«

Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, der Verfasser möchte noch größere Forschungen auf diesen Gegenstand verwenden, um statt der vorliegenden Skizze eine vollständige Lebensgeschichte des gewiß merkwürdigen Mannes liefern zu können. Nicht bloß im fünfzehnten Jahrhundert, sondern zu allen Zeiten sind Bestrebungen, dergleichen Rubenow's Kraft zugewendet war, eben keine Alletagserscheinungen.

K.

---

## Notizen.

Der für die wissenschaftliche Bearbeitung des Forstfaches unermüdliche und rühmlichst bekannte Dr. G. L. Hartig hilft durch seine »Kurze Belehrung über die Behandlung und Kultur des Waldes« (Berlin, 1837. XII und 161 S. 8.) von neuem einem längst gefühlten Bedürfnisse auf eine Weise ab, die eben so genügend als erfreulich zu nennen ist. Kaum dürften diejenigen, für welche das Büchlein hauptsächlich bestimmt ist, vergeblich nach einer Belehrung über eine *wesentliche* Frage suchen, wie sie in der kleineren Forstwirthschaft vorzukommen pflegen.

---

Die kleine, aber interessante Schrift: »Dr. Chr. Wilh. Hufeland's, Leben und Wirken für Wissenschaft, Staat und Menschheit; dargestellt von Dr. Fr. L. Augustin« (Potsdam 1837. XVI und 92 S. 8.) war dem wesentlichen Inhalte nach bereits in der medicin. Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen abgedruckt, wurde indessen hier mit vielen Zusätzen vermehrt mit einem Portrait Hufeland's geziert, und eine Vorrede, worin der Verf. auf die Aehnlichkeit Hufeland's mit H. Boerhave, Fr. Hoffmann und Albr. v. Haller aufmerksam macht. Während aber diese Biographie hauptsächlich den Standpunct, den H. als Arzt und Gelehrter einnahm, ins Auge faßt, ist das Werkchen: »C. W. Hufeland. Esquisse de sa vie et sa mort chrétiennes par A. de Stourdza« (Berlin, 1837. 43 S. 8.) mehr bemüht, solche Züge mitzutheilen, die H. als Staatsbürger, Familienvater und Menschen charakterisiren und gibt uns über dessen ärztliche und wissenschaftliche Wirksamkeit nur einen sehr summarischen Bericht. Beide Schriften sind also sehr geeignet, einander gegenseitig zu vervollständigen und zu ergänzen, und es ist nur zu bedauern, daß wir in 2 Schriften zersplittert nun das besitzen, was am zweckmäßigsten zur Herstellung eines Bildes in ein ganzes vereinigt worden wäre.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

93. Mittwoch, den 22. November 1837.


Ueber die Zustände der Verarmung in Deutschland, ihre Ursachen und die Mittel ihnen abzuhelfen. Von Dr. Friedrich Schmidt. Zittau und Leipzig. Verlag von D. M. Nauwerck. 1837. (304 S. 8.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Verfasser sucht dieß ungefähr durch folgende Schlüsse zu beweisen:

Die Fonds zur Bezahlung menschlicher Arbeit sind etwas Beschränktes, und können durch kein menschliches Machtgeboth über ihre Gränzen hinaus ausgedehnt werden. Sie werden im Ganzen von den Producenten vorgeschossen, und es werden den Letzteren diese Vorschüsse aus dem reinen Einkommen der Konsumenten wieder ersetzt; daraus folgt, daß die Quantität menschlicher Arbeit, welche bezahlt werden kann, sich nach dem reinen Einkommen der Nation richten muß, welches durchaus nicht willkührlich vergrößert werden kann. Gibt es also in einem Volke arbeitsfähige Menschen, welche dennoch keine Arbeit haben, so liegt dieß entweder in ihrem eigenen Willen, und die auf sie kommende Arbeit wird mittelst größerer Anstrengung von Andern freiwillig verrichtet, oder es ist wirklich keine Arbeit für sie vorhanden. In dem einen, wie in dem anderen Falle absorbiren die in Thätigkeit begriffenen Arbeiter den zur Bezahlung menschlicher Arbeit bestimmten Fonds gänzlich. Da es nun unmöglich ist, diesen Fonds willkührlich zu vergrößern, so könnte die Anlegung von Armenkolonien u. d. gl. keinen andern Erfolg haben, als daß ein Theil jenes Fonds eine von der zeitherigen verschiedene Richtung nähme. Es würde also dadurch, daß man zeitherigen arbeitslosen Personen Arbeit verschafft, eine Anzahl zeither beschäftigter Arbeiter fernerhin nicht mehr aus jenen Fonds bezahlt werden können, d. h. sie würden ihre zeitherige Arbeit verlieren, und somit ihrerseits verarmen. —

Gegen dieses Raisonnement ließen sich, wie es scheint, doch so manche nicht ungegründete Einwendungen erheben; denn für's Erste ließe sich allerdings ein Zustand denken, wo der Arbeitslohn so hoch stände, daß ein (geringer) Ausfall an demselben durchaus noch keine Verarmung der Arbeiter nach sich zöge. Würde in solch einem Falle der Arbeitsfähige, dem es aber nur an dem nöthigen Willen fehlte, zur Thätigkeit gezwungen, so würde das hierdurch vermehrte Angeboth von Arbeitern allerdings ein Sinken des zeitherigen Arbeitslohnes herbeiführen; dieser würde aber unter obiger Voraussetzung immer noch hinreichen, eine Familie zu ernähren. Man muß freilich gestehen, daß ein so hoher Stand des Arbeitslohnes, (wie er in Amerika wohl häufig anzutreffen war) in unserem so reich bevölkerten Deutschland durchaus nicht erwartet, noch vorausgesetzt werden kann; allein der Verfasser hat seine Behauptung im Allgemeinen ausgesprochen, und es muß uns daher auch gestattet seyn, im Allgemeinen darauf zu erwiedern.

Für's Zweite mag es wohl richtig seyn, daß, wenn eine größere Anzahl von arbeitsfähigen und arbeitslustigen Menschen dennoch ohne Beschäftigung ist, dieser Umstand eben darauf hinweise, daß der zur Bezahlung menschlicher Arbeit bestimmte Fonds der Zahl der vorhandenen Arbeiter nicht gewachsen ist, und nicht hinreicht, um alle menschliche Arbeit, die nach der Menge der disponiblen Hände verrichtet werden könnte, angemessen zu vergüten. — Dieß scheint aber noch nicht genügend, um den Armenkolonien u. dgl. gänzlich den Stab zu brechen. Man erwartet ja von diesen keineswegs, daß sie das Uebel wie mit einem Zauberschlage vernichten.

Arme wird es immer in der Welt geben — wenn man nicht etwa zu St. Simonistischer oder alt-lakedämonischer Gütergemeinschaft seine Zuflucht nehmen will — es handelt sich nur darum, auf welche Weise dieselben am zweckmäßigsten unterstützt werden können, und in dieser Beziehung fällt es auf, daß jene Art der Beihilfe die beste sey, bei welcher doch wieder ein Theil der aufgewendeten Kosten hereingebracht wird. Dieß sollte aber bei ordentlich eingerichteten Armenkolonien (oder Arbeitshäusern) denn doch zu erreichen seyn, der Arme wird darin zur Arbeit angehalten, und da diese bei gehöriger Vorsorge doch immer productiv seyn muß, so vermehrt die in solchen Anstalten erzeugte Gütermasse nothwendig das Einkommen der Nation, und mit diesem auch den Fonds, der zur Bezahlung menschlicher Arbeit verwendet werden kann.

Nach unserem unmaßgeblichen Dafürhalten möchten also

derlei directe Mittel zur Abstellung der Armuth nicht ganz verwerflich seyn, obgleich wir gerne zugestehen, daß von den später zu erörternden indirekten Mitteln, wodurch dem Entstehen des Uebels begegnet wird, bei Weitem mehr zu erwarten ist.

2) Ein anderes oft vorgeschlagenes Mittel, um die Zahl der Armen zu vermindern, ist die Aussendung von Kolonien, etwa nach Nordamerika. Wir theilen in dieser Beziehung ganz die Ansicht des Verf., daß von dieser Maßregel nichts Gedeihliches zu erwarten sey, und bemerken nur noch, daß dieses Ausschaffen von Menschen den Knoten zerhauen und nicht ihn lösen heiße.

3) In jeder Hinsicht zweckmäßig erscheint dagegen Unterricht und Belehrung der arbeitenden Klassen, vorzüglich über ihren natürlichen Standpunct in der Gesellschaft, und über die Art und Weise ihn durch Mäßigung, Besonnenheit, Ruhe, Sparsamkeit und Vorsicht ehrenvoll zu behaupten. Der Verf. bedauert in dieser Hinsicht mit vollem Rechte, daß in den meisten Schulen zwar nicht zu viel, aber zu vielerlei gelehrt, und daher im Leben nur gar zu schnell wieder vergessen werde. Er spricht sich zwar zu Gunsten der Kleinkinderbewahranstalt aus, warnt aber vor einer allzugroßen Ausdehnung derselben, indem sie einerseits das Band der Liebe zwischen Aeltern und Kindern durch eine gänzliche Absonderung derselben auflockern, und anderseits die Vorsicht und Enthaltsamkeit der arbeitenden Klassen noch vermindern. Er schlägt vor, zur sittlichen Kräftigung der kommenden Geschlechter auf Wiedererweckung des religiösen Gefühls und Erhebung des öffentlichen Gottesdienstes hinzuwirken, den Religions-Unterricht wenigstens an Sonntagen bis in das 19te oder 20ste Jahr fortzusetzen und damit eine zweckmäßige Belehrung über die künftige bürgerliche Stellung der Menschen, über ihre Pflichten u. dgl. zu verbinden.

4) Damit aber diese guten Lehren und Warnungen nicht verloren gehen, wird es nach der Meinung des Verf. unerläßlich, die Gelegenheiten, welche das Ausarten und die Hinneigung zu einer unordentlichen Lebensart befördern, und solche Genüsse, welche anerkannt und ganz in der Regel verderblich werden, möglichst zu beschränken. Es müßte daher a) der Genuß des Branntweins, b) die Zahl der Schenken und öffentlichen Vergnügungsörter beschränkt, und besonders c) strenge darauf gesehen werden, daß die polizeilichen Vorschriften in Bezug auf die Zahl und die Zeit der öffentlichen Vergnügungen nicht überschritten werden.

Das Wahre dieser Ansicht ist nicht zu verkennen: besonders scheint uns der übermäßige Genuß des Branntweins eine reiche Quelle des Uebels zu seyn, welche auf alle mögliche Weise verstopft werden sollte: und hierzu gibt Schmidt manches heilsame Mittel an die Hand.

Eine gleiche Berücksichtigung wie die geistigen und sittlichen Interessen verdient auch die materielle Lage der arbeitenden Klassen. In dieser Beziehung stellt der Verf., der sich überall als einen Feind des ängstlichen Bevormundungssystems beurkundet, den Grundsatz auf, daß die Regierung vor Allem

5) darauf bedacht seyn müsse, jedes Hinderniß, welches der freien und ungehinderten Wirksamkeit der Kapitale entgegensteht, nach Möglichkeit zu beseitigen.

6) Eine zweite nicht minder wichtige und nothwendige Bedingung ist die freie und ungehinderte Wirksamkeit der Arbeitskräfte. Alle Hindernisse müssen also zuvörderst hinweggeräumt werden, ohne jedoch das Patent- oder Concessionswesen an ihre Stelle zu setzen.

7) Es müssen Anstalten getroffen werden, daß die Arbeiter zu Ersparnissen aufgemuntert werden, welches am besten durch Errichtung von Sparkassen erzielt wird, worin die Arbeiter auch die kleinsten Summen einlegen, verzinst erhalten und zu jeder Zeit wieder erlangen können. Der Verfasser liefert hier interessante Uebersichten über die Sparkassen zu Düsseldorf, Elberfeld, Soest und Magdeburg.

8) Nicht völlig können wir ihm hier beistimmen, wenn er sich (S. 222) gegen die Errichtung von öffentlichen Leihanstalten ausspricht, wodurch der in augenblickliche Noth oder Verlegenheit kommende Arme vor wucherlichen Zinsen gesichert wird. Er meint, daß eben diese Zinsen und die *levis notae macula*, die solchen Wuchergeschäften anklebt, noch manche vom Erborgen abhalte . . ; und hierin scheint er sich zu irren. Man borgt nicht, weil man zu leihen bekömmt, sondern weil man von der Noth dazu getrieben wird. Der Bedrängte fragt dann nicht, ob er in der Folge etwas mehr oder weniger an Zinsen zu bezahlen habe, wenn ihm nur für den Augenblick geholfen. In seinem Leichtsinne denkt er nicht an die Zukunft, und eilt um so schneller seinem Verderben entgegen, je listiger der Wucherer seine Verlegenheit zu benützen weiß. Gar häufig könnte so Manchem bei plötzlich eintretenden Stockungen, durch ein kleines Darleihen gegen billige Bedingungen geholfen werden, während die Erpressungen unbarmherziger Pfänderleiher nur dazu dienen, ihn vollends zu Grunde zu richten. Nach unserm Dafürhalten möchte also die Errichtung von öffentlichen Leihanstalten durchaus nicht so verwerflich seyn, als der Verf. voraussetzt.

9) Wünschenswerth scheint uns dagegen ebenfalls die Abschaffung der Lotterien, deren schädlicher Einfluß S. 224 u. f. treffend auseinandergesetzt wird.

10) Hiernächst könnte es zur bessern Stellung der arbeitenden Klassen mächtig beitragen, wenn die Zerlegung der Grundstücke, wenigstens in Fabrikgegenden, freigegeben würde. Es ist über diese Frage schon viel gestritten worden; der Verf. erwähnt der vorzüglichsten Einwürfe, welche man gegen die Zulässigkeit der Dismembration vorzubrin-

gen pflegt, und führt zu ihrer Widerlegung an: »daß mit jeder Parzelle, wenn sie auch keinen Ueberschuß gewährt, eine Familie zeitheriger Konsumenten aus der Mitbewerbung um die zeitherige Quantität des Ueberschusses an Getreide austritt, weil sie sich von dem Augenblicke an, wo sie eine solche Parzelle erwirkt, aus der Reihe der bloßen Konsumenten des Getreides ausscheidet. Sollte sich daher auch der Ueberfluß an Getreide um den Bedarf dieser Familie, die den entsprechenden Theil Feld an sich gebracht hat und keinen Ueberschuß liefert, vermindern, so vermindert sich dennoch auf der andern Seite auch die Nachfrage nach dem zeitherigen Ueberschusse an Getreide um den Bedarf dieser nämlichen Familie, die sich denselben fortan selbst erzeugt. Es vermindert sich demnach die Quantität des Ueberschusses in ganz gleichem Maße mit der Quantität der Nachfrage, woraus sich von selbst ergibt, daß sich alles ausgleichen muß, und nicht die geringste Veränderung der frühern Verhältnisse eintreten kann.

Endlich dringt unser Autor noch darauf, daß in den öffentlichen Ausgaben ernstlich an Ersparniß gedacht werde, und daß man sich vor allen Dingen von der gänzlichen Unzulässigkeit des zeither in der Praxis überall geltenden Grundsatzes, »daß die Einnahmen sich nach den Ausgaben richten müßten« überzeugen möchte.

Wir könnten uns mit dieser Ansicht, so schroff hingestellt, durchaus nicht befreunden; der Verf. weicht aber im Verlaufe seiner Erörterung selbst davon ab, und gesteht zu, daß die nothwendigen Ausgaben jederzeit getragen werden müssen; er fordert aber anderseits, daß man bei den nützlichen immer auch auf die Quellen des Einkommens sehe und überlege, ob nicht der Vortheil, der durch die Auslage bezweckt wird, von dem Nachtheile aufgewogen werde, den eine allzugroße Erschöpfung jener Quellen nach sich zieht; . . . und hierin stimmen wir ihm gerne bei. Unter den Mitteln zur Erzielung angemessener Ersparnisse im Staatshaushalte führt Schmidt auch eine bessere kammeralistische Bildung der Staatsbeamten, und eine fleißigere Bearbeitung der Statistik an, durch welche die Regierung in den Stand gesetzt wird, sowohl ihre Bedürfnisse, als auch die Beitragsfähigkeit ihrer Unterthanen genauer zu erkennen.

Den Beschluß des vorliegenden Werkes macht endlich die Erörterung der Frage, auf welche Weise die eigentliche Unterstützung der Armen am zweckmäßigsten einzurichten sey?

Der Verf. stellt hierüber folgende Grundsätze auf: Vor Allem wird es nothwendig, nicht mehr von dem Prinzipe auszugehen, daß jeder Arme ohne Unterschied ein Recht auf Unterstützung habe; diese ist vielmehr auf solche Individuen zu beschränken, welche durch Krankheit oder Gebrechlichkeit arbeitsunfähig werden, und auf Waisen, die kein Vermögen und keine nahen Verwandten haben, welche sie unterstützen können. Die Versorgung von Hochbetagten und von Kindern, die noch Aeltern haben, führt eine Menge Nachtheile und Mißbräuche in ihrem Gefolge. Namentlich wirken die Findelhäuser wie Prämien auf Ausschweifung und Vernachlässigung der Aelternpflicht — (!! Befremdend ist es, von dem sonst so besonnenen und für das wahre Interesse der Menschheit glühenden Verf. eine solche Meinung ausgesprochen zu hören.) — Unterstützung von gesunden Arbeitern kann nur ausnahmsweise bei Epidemien, Theuerung u. s. w. als rathsam erscheinen, und muß mit vieler Vorsicht angewendet werden.

Die Armenpflege wird übrigens am zweckmäßigsten den Communen überlassen, weil diese die beste Einsicht in die betreffenden Verhältnisse haben und die Sache am wohlfeilsten einrichten werden. Sie sollen ihre Beihilfe niemals in barem Gelde, sondern in gestämpelten Kleidern, Wäsche und in Lebensmitteln verabreichen. — Was der Verf. über die Einrichtung der Armenhäuser und über die Versorgung der Waisen vorschlägt, verdient nach unserer Meinung die größte Aufmerksamkeit und billigende Anerkennung. Ueberhaupt enthält dieser letzte Abschnitt so viel Schätzbares, daß es unmöglich ist, dasselbe in einem gedrängten Auszuge, wie ihn der Raum dieser Blätter nothwendig macht, wieder zu geben, daher wir unsere Leser auf das Werk selbst zu verweisen gezwungen sind, welches sie gewiß nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen werden.

Wir schließen diesen Bericht nur noch mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die vielen wohlmeinenden Rathschläge des Verf. auch in der Wirklichkeit ihre Anwendung finden möchten, um Deutschland vor den Uebeln zu bewahren, unter denen so manche seiner Nachbarstaaten wenigstens zum Theile darniederliegen!

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

---

## Rosamunde von Friedrich Uechtritz
und
## Alboin von A. Panasch.

Es dürfte billig Verwunderung erregen, wie dieses Thema in kurzer Zeit so viele Bearbeiter gefunden hat. Mag Alboin immerhin für einen wackern Helden gelten, die rohe Art, wie er selbst seinen Tod unmittelbar veranlaßt, diese scheußliche Geschichte mit dem Schädelbecher des erschlagenen Vaters seiner Gattin, der ruchlose Charakter Rosamundens selbst, ihre niedrige Buhlschaft mit dem Waffenträger des Königs, die schamlose Verführung des Peredeus, die durch eine neue Buhlschaft herbeigeführte Ermordung des Helmichis, so wie ihr unfreiwilliges, gewaltsames Ende scheinen kein Sujet für die Bühne zu seyn und alles tragischen Prinzips zu ermangeln. Zu unsern Zeiten ist es zwar Mode geworden, mit dem Gräßlichen zu koquettiren, und wer weiß, ob nicht irgend ein neuer Ro-

mantiker in der Sage vom Schädelbecher nur eine Tonleiter zu noch wildern Gräueln, oder in Rosamundens Charakter eine pikante Originalität findet? In der That eine gefährliche Klippe, denn obgleich dieser Spuck bei uns noch nicht einheimisch geworden, ist er doch als Gast häufig willkommen. Unsre beiden Dichter (denn es würde zu weit führen, auch Fouque's Alboin in die Parallele zu ziehen, oder selbst noch die Rosmunda Alfieri's, der vom Stoffe, einem eigenen Gelüste folgend, abwich, zu berücksichtigen) fanden die streng historische Rosamunde für ihren Zweck unbrauchbar, sie schufen ihre Gestalten auf eigene Faust und, wie uns dünkt, mit ungleichem Glücke.

Uechtritz hat uns, wie Tieck in der »Vogelscheuche« bemerkt, ein hochtragisches Gemählde gegeben. Rosamunde liebt und ehelicht Alboin, der ihren Vater im Kampfe getödtet. Sie bereut diesen unkindlichen Fehl, wie sehr sich auch ihre Leidenschaft entschuldigen möchte, sie habe ihn nur um ihres Volkes Noth zu dämmen begangen, sie stößt sein Flehen um Liebe und Zärtlichkeit zurück, so warm ihr Herz für ihn schlägt; sie verdammt den sündigen Trieb, der in ihr für den Mörder ihres Vaters spricht. Sie war Heidin, die finstern Götter ihres alten, mit der Muttermilch eingesogenen Glaubens mahnen sie zur Rache und schleudern auf sie den Vaterfluch, während sie der Gott des neuen, die Religion der Liebe und Versöhnung an die Pflicht der Gattin mahnt.

„— Weh', was rauscht und krächzt wie Raben
Mir um das Haupt her? Mich durchschaudert's. Wodan
War ja von jeher unsrem Hause hold.
Die Sage geht, er selbst, der Finstre, sey
In unsrer Ahnen Zahl. Er kommt; er mahnt;
Der Freund! der Helfer! — Wodan? wohin irrt
Mein Sinn? Ich bin ja Christin.

Schone mich!
O Gnade, Gott, Christ, Wodan, wie du auch
Dich nennen magst! sieh' mild auf meine Schuld,
Auf meine Seelenangst! Ich habe ja
Das Aergste tief in mir verhüllt, mir selbst
Es kaum gestanden — und das Todesringen,
Das mich das kostet, wahrlich ist schon halb
Buß' und Entfühnung.“

Das heidnische und christliche Prinzip treten personifizirt in den Personen des alten Gundibert und der frommen schwesterlichen Algardis auf, wie Wodan und ein Engel. Algardis beredet ihre Schwester, sich der Liebe, der Pflicht hinzugeben, Rosamunde ist aber nur überredet, nicht überführt, bestochen, nicht bekehrt, sie

»will die Blum'
Im Abgrund pflücken, die so lieblich lockt,
In ihrem Dufte schwelgen bis zum Wahnsinn,
Will träumen, taumeln, selig seyn! —«

Sie hat in ihrem Herzen der finstern Lehre der Rache nicht abgeschworen, und der alte Dämon lauert nur auf einen Anstoß, sie von neuem zum Spielzeug seiner höllischen Tücke zu machen. Alboin kommt, er fühlt:

— — — sie ist mein!
Ist endlich mein! — Dies Beben deiner Hand
In meiner sagt mir — Deine Lippen — Ja,
Sie ringen, wollen — — Sprich es aus!«

Jetzt will das Wort der Liebe über ihre Lippen beben und den dunklen Bann lösen — da tritt der alte Longobard mit der Nachricht von der Besiegung der aufrührerischen Gepiden ein. Rosamunde hatte über den anfänglichen Sieg ihres Volkes gejubelt, Alboin, erboßt über die höhnische Schadenfreude, spricht über die Gepiden ein furchtbares Strafgericht aus. Der schlaue Dämon hat sie überrascht, und nun auch ihr Flehen nichts wirkt, verstrickt sie sich immer mehr in seine Ketten: jede Stimme der Liebe erstickt in ihr.

Du bist der Herr, ich bin die Sklavin: — so
Brech' ich das Siegel und enttäusche dich!
Sklavin; — der Nam' ist meine Würd'; er ist
Die einz'ge Freistatt meiner Seelenangst.
Vor Gott und meinen Ahnen ruf' ich's aus: —
Der Ring, den du mir bräutlich angesteckt,
Und deine gold'ne Kron' in meinem Haar
Sind nichts, nichts als die Ketten deiner Macht!«

Dieser Wendepunkt der Tragödie ist trefflich gedacht. — Rosamunde erscheint gezwungen bei dem königlichen Siegesschmause in Trauerkleidern, im Zorn über diese Verhöhnung läßt Alboin den Schädel ihres Vaters herbeihohlen und befiehlt ihr aus diesem „Todesbecher unsres Bundes“ zu trinken. Rosamunde athmet nur Rache mehr.

— — — Tödtlich tiefer Haß
Und Abscheu gegen ihn, das ist's, wonach
Mein Herz so lang gedürstet und gelechzt!
Ich bin bereit. Es soll mich stärken, stählen,
Furchtbar! — Und eine Buße will ich's achten
Dafür, daß ich — ja, Wütherich, daß ich dich
Geliebt! ja jetzt will ich's gesteh'n! Ich fühl's,
Es ist der schärfste Dolch womit ich dich
Durchstoßen kann. Ich habe dich geliebt,
So treu, so heiß! Ich darfs gestehn, denn jetzt
Ist es vorbei, — ganz, ganz! Ich hasse dich!
Geh Radbod, hole den Becher!
Der Wille meines Herren soll geschehn!«

In dem Augenblicke als sie zur gräßlichen Tafel abgeht, fällt der Vorhang.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**94.** Sonnabend, den 25. November **1837.**


Wiens Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise, von Adolf Schmidl. Dritten Bandes zweite Abtheilung, bearbeitet von Joseph Feil. Wien, bei Gerold 1837. 524 S. und 2 Beilagen.

Diese Abtheilung enthält Ausflüge für einen Tag in einem weitern Umkreis jener Richtung, welche bereits bei Besprechung der ersten Abtheilung dieses Bandes angegeben wurde. Ihre Bearbeitung übernahm Hr. Jos. Feil, dessen Fleiß und topographische Kenntnisse den Freunden der Vaterlandskunde auf das Vortheilhafteste bekannt sind, und in der That trägt dieser Band größtentheils das Gepräge jener Vorzüge. Besser und überzeugender als ein allgemeines Urtheil wird die folgende Skizze das mehr oder minder Verdienstliche dieser Abtheilung zeigen.

Im ersten Ausfluge führt uns der Verfasser auf den Troppberg hinter Purkersdorf. Die Wege dahin werden mit nachahmungswürdiger Genauigkeit und Deutlichkeit beschrieben; man kann nicht irre gehen: Vom Gipfel des Berges genießt man eine wunderherrliche Fernsicht, welche der Hr. Verfasser jener vom Tulbingerkogel aus vorzieht. Bis Göttweih, und zu den waldigen Höhen des Jauerlings trägt das Auge. Das Ziel des zweiten Ausfluges ist das idyllische Dorf Preßbaum, im dritten gelangen wir durch Waldesschatten und üppig grüne Fluren nach der Hochstraße mit einer herrlichen Fernsicht, ein ähnliches Panorama, nur beschränkter, bietet sich am Roppersberg, den uns nächst dem Thale Wolfsgraben und der Pfalzau der Verfasser im vierten Ausfluge kennen lehrt. Das freundliche Kalksburg schildert der Verfasser besonders gelungen im 5ten Ausfluge. Die kurze, aber sehr gut erzählte Biographie des unvergeßlichen Mack wird jedermann anziehen, so wie den Kunstfreund die schöne Kirche mit Gemälden von Maurer, Spreng, Keller und einer ausgezeichneten Sculptur Käsmanns. Aus dem Park sind die Denkmale, die Mack dem Andenken seiner Kaiserin und ihrer Familie setzen ließ, weggenommen worden, ohne daß uns der Verfasser ihren Standort angibt. Die Mack'sche Familiengruft am Kirchhofe wird wohl Niemand unbesucht lassen. Auf der Himmelswiese eine weite Fernsicht; auf einem gegenüberliegenden Hügel die Spuren der schon im 12ten Jahrhunderte genannten Kalksburg. Der 6te Ausflug führt nach Rodaun. Im Schloß das Portrait der Gemalin Carls IX. von Frankreich, Tochter Max II.; das Badhaus mit seiner kalten schwefel- und eisenhaltigen Quelle gewinnt von Jahr zu Jahr an Frequenz. Im nächsten Ausfluge geleitet uns der Verfasser nach Berchtoldsdorf, dem Naturfreund anziehend durch seine pittoreske Lage, dem Alterthümler durch herrliche Denkmale des Mittelalters, dem Geschichtsfreunde durch schöne und ernste Erinnerungen. Die Darstellung der Geschichte dieses altehrwürdigen Marktes ist ein (besonders Herrn A. Schmidl nicht genug zu empfehlendes) Muster eines präcisen abgeschlossenen Artikels, wie er zu einem Wanderbuche im richtigen Verhältnisse steht. Möchte doch Hr. Feil eine ausführliche Geschichte des Marktes, die gewiß zur Aufhellung mancher dunklen Partien der Vaterlandsgeschichte beitragen, jedenfalls aber die interessantesten Daten zur Sittengeschichte des Mittelalters bieten würde, verfassen. An Materiale und noch meist ungebrauchtem, fehlt es ihm gewiß nicht, und unsere Literatur ist leider nur zu arm an derlei Monographien. — Ueberhaupt dürfte dieser Ausflug, was Darstellung betrifft, unter dem vielen Guten, welches das Buch enthält, das Beste seyn. — Nr. 8 beschreibt Laab und den rothen Stadel, Nr. 9 den Ausflug nach Breitenfurt, der jeden Naturfreund im reichen Maße befriedigen wird, so wie der im nächsten Nummer besprochene Abstecher nach Hochrothherd mit einer schönen Fernsicht. Der folgende (11te) Ausflug führt in das herrliche Thal von Kaltenleutgeben. »Neben üppig frischen Laubwäldern, starre Steinhügel — »hier auf einem hohen Waldberge die Reste eines, seit einem »halben Jahrtausende in Trümmer versunkenen Schlosses, und »jenseits — ein loses Spiel der nächsten Zukunft — neue Tempel, künstliche Ruinen; tief unten im Thale an den grünen »Ufern des Baches freundliche, Wohlstand verkündende Gehöfte, in steter Regsamkeit klappernde Mühlen, dort wieder »hellglühende Kalköfen mit Gruppen geschäftiger Arbeiter — »welch ein Bild« so charakterisirt der Verfasser treffend diesen reitzenden Thalgrund. Weiterhin gelangt man Nr. 12 nach dem alten traulichen Sulz, schon im 12. Jahrhunderte genannt. Der dreizehnte Ausflug beschreitet die Geisberge hinter Berchtoldsdorf mit schönen Fernsichten, und der Ruine Kammerstein. Die Beschreibung dieser bisher von allen Topographen sehr ver-

nachlässigten Partie verdient allen Dank. Der folgende Ausflug führt nach dem rebenreichen Brunn am Gebirge; dem Hrn. Verfasser wird nicht unlieb seyn, zu erfahren, daß sich unter den Erben Adelheids von Pachmannsdorf, Witwe Heinrichs von Brunn — den Hr. Feil anführt, auch ein Heinrich von Brunn in einer Heiligenkreuzer Urkunde 1268 nennt, und unter den, diesen Brief bekräftigenden Zeugen ein dns Richerus miles Dni de Prunne vorkommt, so wie, daß das alte Ortssiegel in der neuesten Zeit keineswegs als Pfarrsiegel benützt wird, sondern daß zu diesem Gebrauch ein, jenem ähnliches modernes dient. Die Gemeinde siegelt übrigens mit einem ziemlich alten Siegel. Von Brunn gelangt man in das unmittelbar anstoßende Enzersdorf (Nr. 15) mit seiner bekannten Wallfahrtskirche, dem Franziskaner-Kloster, und den Ruhestätten des Astronomen Hell, und des als Dichter eben so, wie als Mensch höchst interessanten L. Z. Werner.

(Fortsetzung folgt.)

Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur. Herausgegeben von Dr. Heinrich Hoffmann. 2. Thl. (Auch unter dem Titel:) Iter Austriacum. Altdeutsche Gedichte, größtentheils aus österreichischen Bibliotheken. Breslau, Aderholz, 1837. 339 S. 8.

In Beziehung auf die großen Schätze, welche noch in österreichischen Bibliotheken anzutreffen, und die Art und Weise ihrer Bekanntmachung, hat Referent bei einer andern Gelegenheit seine Meinung ausgesprochen. Er verweist daher auf die Anzeige des 4ten Heftes der Altdeutschen Blätter, und fügt hier nur den Wunsch hinzu, daß man auch bei uns jenes dringende Bedürfniß bald einsehen möchte, das an andern Orten selbstständige Lehrkanzeln für altdeutsche Sprachforschung ins Leben gerufen hat. Wenn wir in jeder andern Beziehung mit Zuversicht hintreten und Anerkennung fordern können; so bleibt es jedenfalls eine auffallende Erscheinung, daß wir für das Studium der Muttersprache kaum einige wenige Rekruten zu stellen im Stande sind. Ja, beschäftigt sich auch dort und da Einer mit der Herausgabe und Bearbeitung eines alten vaterländischen Dichters, so kündigt er an, daß er einen »diplomatisch getreuen Abdruck« besorgen werde, unbekümmert, ob die vor ihm liegende Handschrift dazu geeignet oder nicht! Wir nehmen z. B. an, der Dichter sey aus dem 13. Jahrhundert, die Handschrift aber unverkennbar eine schlechte Copie aus dem Ende des sechzehnten — wer sieht hier nicht ein, daß es mit dem diplomatisch getreuen Abdruck eine sehr mißliche Sache? freilich hat dieser kaum eine Schwierigkeit zu überwinden, zumindest setzt er keine Bekanntschaft mit Grimm's Grammatik voraus u. s. w.

Nach dieser kurzen Einleitung wollen wir auf den Inhalt des vorliegenden Bandes übergehen[1]. Auf den Seiten 1—8 erhalten wir ein Bruchstück einer in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts gedichteten Weltbeschreibung, von dem Herausgeber in Prag entdeckt, und unter dem Nahmen Merigarto (d. i. die Welt) daselbst in wenigen Exemplaren bekannt gemacht; auch für die deutsche Geschichte durch eine Notiz über Reginbert, Bischof von Wagrien, merkwürdig. — S. 9—101 Poetische Bearbeitung der Genesis und der 7 ersten Kapitel des Exodus, jedenfalls vor 1122 abgefaßt, aus der Wiener Handschrift 2721 (theol. 653). Graff's Diutiska (3. 40 ff.) enthält diese für die Sprachgeschichte höchst wichtige Bearbeitung nicht vollständig und mit manchen Lesefehlern, überdieß ohne Interpunction und Versabtheilung. Hier ist der Rest, fast dritthalbtausend Verse, hinzugefügt und das Ganze für bequemen Gebrauch eingerichtet, mit solcher Raumersparniß, daß, trotz hinzugekommener Interpunction und Versabtheilung, Graff's mit kleineren Lettern gedruckte 41 Seiten, hier nur 60 Seiten füllen. Nicht um Graff's unbestreitbarem Verdienste irgend zu nahe zu treten, sondern weil es uns nöthig scheint, bemerken wir hier, daß seinen Lesarten nirgends weniger zu trauen ist, als wo er durch Cursivlettern ihre Richtigkeit betheuert. — S. 102 — 134 Entechrist (Antichrist), geistliches Gedicht des 12. Jahrhunderts, aus einer Handschrift der Lyceums-Bibliothek zu Linz. — S. 135 — 138. Vom jüngsten Gericht, Bruchstück aus dem 12. Jahrhundert in der Hamburger Bibliothek; genauer abgedruckt, als im Auffessischen Anzeiger 1834. — S. 139 — 141. Johannes Baptista, Bruchstück aus dem 12. Jahrhundert, aus Linz; bei Graff 3, 277 ff. fehlerhaft abgedruckt. — S. 142 — 144. Loblied auf die Jungfrau Maria, aus einer dem 12. Jahrhunderte angehörigen Handschrift des Klosters Melk, zuerst im Pezischen Thesaurus, dann mehrmals abgedruckt; hier sorgfältiger. — S. 144 — 212 Wernhers Maria, aus dem 12. Jahrhundert, von Oetter mit vielen Fehlern herausgegeben, hier nach genauer Vergleichung der mit den Naglerschen Sammlungen in die königl. Bibliothek zu Berlin gekommenen Handschrift. — S. 213 f. das von Docen herausgegebene Münchner Bruchstück des älteren Textes. — S. 215 — 237. Heinrichs Litanei, geistliches Gedicht aus einer Grätzer Handschrift des 12. Jahrhunderts. — S. 237 f. Beschwörungsformel, aus derselben Handschrift. — Von S. 239 an folgen nach einer lehrreichen Einleitung über die Geschichte des deutschen Schauspiels vier alte Mysterien: S. 245 — 258. Christi Leiden, aus einer Münchner Handschrift des 13. Jahrhunderts, von Docen im 7. Bande von Aretin's Beiträgen mitgetheilt, größtentheils lateinisch. — S. 259—279 Marien Klage, aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts in der Trierer Bibliothek, aber weit älter; weßhalb der Herausgeber die Schreibart zu regeln kein Bedenken getragen hat. —

1) Vgl. Gersdorf's Repertorium.

S. 280 — 283. Marien Klage, Bruchstück einer anderen Handschrift, nach Docen's Mittheilung im N. lit. Anzeiger 1806. — S. 284 — 295. H. Dorothea, aus einer in der Abtei Kremsmünster befindlichen schlechten Handschrift des 14. Jahrhunderts; auch hier hat der Herausgeber die Schreibart berichtigt. Wer jemals durch die Verwilderung später im Südosten Deutschlands geschriebener Codices sich durchgearbeitet hat, wird es ihm Dank wissen (!). — S. 296 — 336. Osterspiel, aus einer Wiener Handschrift des 15. Jahrhunderts, in vereinfachter Ortographie. Ein Stück daraus hat Wackernagel nach des Herausgebers Mittheilung in sein altdeutsches Lesebuch aufgenommen.

---

## Rosamunde von Friedrich Uechtritz
und
## Alboin von A. Panasch.
(Schluß.)

Rosamunde ist noch in ihrem Falle groß. Die Noth drängt sie ihre Hand zum Preise für den Gatten- und Königsmord zu machen, aber kaum ist der Rache das furchtbare Opfer geschlachtet, durchwühlt sie die bitterste Reue.

»— — — — Ich wollte
Jahrtausend', eine Ewigkeit hindurch,
In ärgster Folter der Verdammten liegen,
Wenn ich den theuren Todten wecken könnte!
Weh', weh', es gibt ja keine ärg're Qual,
Als die mein Herz durchwühlt, doch all' die Qual
Wird ihn nicht wecken; — oh!«

Sie stirbt freiwillig, ihre Schuld sühnend, und die Liebe erhellt die letzten Augenblicke ihres Lebens.

»Mein Alboin, — o warum mußten wir
Aus solch' verfeindet wilden Stämmen sprießen?
Wir hätten so gar glücklich, o so selig,
Am abendsonn'gen Hügel, — Auge tief
In Auge, — still von Reben überrankt, —
Mein Alboin — !«

Wenn Uechtritz auf diese Weise den von der Geschichte erzählten Thatsachen untreu geworden, hat er uns doch, wie jedes echte Kunstwerk, ein historisches Gemälde voll innerer Wahrheit gegeben, den großen Kampf zwischen den hohen Prinzipien, aus dem die neue Gestaltung der Welt hervorging, den Streit zwischen Wodan und Christus, roher Naturkraft und Liebe; in dieser Zusammenstellung liegt auch unseres Erachtens das hohe tragische Interesse des Stückes und das größte Verdienst des Künstlers. Nur Eines hat uns nicht vollends befriedigt, daß die beiden Motive mehr betrachtend als handelnd, mehr in der Rede als in der That auftreten, wodurch das Fortschreiten des Ganzen eine Weile gelähmt wird.

Unter den Charakteren, wenn gleich alle mit vieler Liebe ausgearbeitet sind, ragt außer Rosamunden vorzüglich Alboin hervor. Dieser wilde Heros ist von der Macht der Liebe bezaubert, ein Löwe in Rosenketten, sein siegreiches Volk, seine wackern Kampfsgenossen werden von den Besiegten, seinen Sclaven, im Aufruhr meuchelmörderisch erschlagen, ja, seine Einzige jubelt darüber, das stachelt ihn aus seinem Schlummer auf und er ist ganz wieder Löwe. Treffend ist die Ruhe im letzten Monolog, nachdem seine Leidenschaft ausgetobt, — ein Morgenfrost, wenn sich Nachts die schwüle Luft in Blitzen entladen. Ein kräftiger, deutscher Charakter ist der des alten Longobarden Helmichis; eine Mischung griechischer Entartung und altgermanischer Rachlust und Wildheit; Algardis und Gundibert haben wir oben berührt.

Mit vieler Kunst ist die Exposition behandelt. Die Rede des alten Longobarden spannt unser Interesse und das Spiel der Leidenschaften beginnt fast zugleich mit der stufenweisen Entwicklung des ganzen Standes der Sachen. Eben so geschickt ist die Erzählung vom Schädelbecher eingeflochten, bei deren Ende der König erscheint, und der Grund des traurigen Zerwürfnisses ergreifend ins Leben tritt. Wie weise und den Schrecken durch die Fantasie steigernd ist uns das Todtenmal selbst entrückt! — Die Kraft und Würde der Sprache beweisen schon die obigen Proben; manches Gefühl läßt sich kaum wahrer und ergreifender ausdrücken.

Panasch hat sich die Aufgabe gleich von vorneherein leichter, obschon nicht kunstfertiger gestellt; sein Alboin sollte ein tüchtiger Bühnenheld werden und in den letzten Zeilen des Stückes:

»Des Guten viel verbarg ein rauhes Kleid
Und seine Schuld — entschuldigt seine Zeit,«

scheint die ganze Tendenz zu liegen. Der Untergang eines Helden, der, um uns der Ausdrücke des Vorworts zu bedienen, „halb noch als Heide lebte und sich eben durch diese Halbheit, durch dieses Festhalten an barbarischen Kriegsgebräuchen seinen frühen Tod zuzog,« wird uns nicht sehr ansprechen, noch unser Mitgefühl erregen. Panasch erhebt sich nach diesem selbst ausgesprochenen Streben nicht über das Terrain der Geschichte, er hat uns weder eine höhere Lebensansicht, noch ein bewegtes Spiel der Leidenschaften vorgeführt; der Gedanke, daß gute geistige Anlagen unter dem Schutt barbarischer Gebräuche zu Grunde gehen, ist, wenn er auch wahr wäre, gemein und drückend, und außer der Schlußscene des dritten Actes geräth er nicht einmal in ein pathetisches Feuer. Wozu ein Drama, wozu Verse, wenn den Personen der himmlische Funke des Prometheus fehlt? wenn es nur die Alltagsprose ist, die sich mit Harnischen maskirt hat? Gebt uns unsern Gibbon, da haben wir's kürzer und — besser.

Aber bleiben wir auf dem Niveau, das sich Panasch gewählt hat. Alboin hat Thurismod, den Sohn Kunemunds, des Königs der Gepiden, erschlagen und kommt in des letztern La-

ger, um sich von ihm bewirthen zu lassen und die Waffen des erschlagenen Sohnes zu erbitten, weil es lombardische Sitte ist, daß ein Königssohn nicht eher, als bis er an der Seite des Königs eines andern Volkes gesessen und dieser ihn mit eigenen Waffen umgürtet, mit seines Vaters-Helden tafeln darf. Kunemund sagt ihm zwar:

»— — — Vom Feind begehrst
Du viel — noch mehr vom Vater Thurismods,«

der rauhe Alboin unterscheidet aber mit skolastischem Witze:

»Zum König der Gepiden kam ich nur.«

Kunemund legt ihm, durch diese seine Schmeichelei gehuldigt, sogleich die Rüstung seines Sohnes an, die wie ein Popanz vor der Tafel »zum Körper gestaltet« aufgestellt ist; da tritt Rosamunde ein, und Alboin, der sie früher aus den Händen der Barbaren gerettet und in sie verliebt ist, läßt das Helmgitter herunter und spielt mit ihr Versteckens, bis ihr der Vater bedeutet, hinter der Rüstung sey nicht ihr Bruder, sondern der Mann, der ihn erschlagen habe, verborgen. Kunemund heischt seiner Tochter einen Eid ab, sich nie mit Alboin, der um ihre Hand warb, zu vermählen, liefert die Schlacht und stirbt unter Verwünschungen gegen ihn. Alboin wird nun vollends der verliebte, geckenhafte Intriguant eines Lustspiels, läßt die ohnmächtige Rosamunde in ein purpurnes Zelt, das sonderbar genug in einem Saale seiner Königsburg aufgeschlagen ist, bringen, und verkleidet sich in schlechte Reiterstracht, um sie durch die Pracht und den Wahn, sie gestehe ihre Liebe dem einstigen Erretter, zu bestimmen, ihm ihre Hand zu bieten. Peredeo enttäuscht sie und Rosamunde zieht aus Achtung vor dem Willen ihres Vaters, eingedenk der Kindespflicht, ihr Wort zurück. Der König fängt darüber dergestalt zu rasen an, daß man zweifelhaft ist, ob ihm wirklich das Hirn angebrannt, oder ob es nur auf eine neue Intrigue abgesehen sey, Rosamundens Herz zu gewinnen. Fast knabenartig lauten die Worte:

»Ich will nicht lieben! Nein! Ich will nur hassen!
Bin ich nicht König?« u. s. w.

Wie ganz anders hat Uechtritz dieselbe Stimmung durch den Jubel und Hohn Rosamundens motivirt. —

Sofort wird die Geschichte vom Pferdesturz beim Einzug in Ticinum benützt und des Königs Racheschwur durch eine geschickte Wendung Rosamundens in Verzeihung verwandelt. Alboin will sich mit seinem leitenden Engel vermählen, da bekömmt er mit einem Male Gift, das ihm Peredeo gemischt hat, um sein Volk aus der Knechtschaft zu befreien. Wenn Alboin gleich in Folge dieses Giftes, das er im Wahne, er versöhne sie, den Gefallenen, aus Kunemunds Schädelbecher trinkt, dahin stirbt, so fiel er doch eigentlich durch den Haß seines Feindes, der nur das Zufällige eines alten Gebrauches zu seinem Meuchelmord benützte. Den Tod hat der rohe Gebrauch wohl auch nicht verdient; es geschah ja in so versöhnlicher Absicht, daß man eher glauben möchte, Alboin wolle, wie Lord Byron, ein bon mot auf diesen merkwürdigen Schädel sprechen, der noch überdieß Künste produciren soll. Lustig ist's, daß der König sich vor seinem ganzen Hofstaat feierlich einen Korb geben läßt, und durch den ominösen Trunk auf einmal Hand und Herz gewinnen will. Genug, er stirbt, und Rosamunde, die seine Hand wacker ausschlug, wird Königin. Wir glauben mit dieser kurzen Skizze gezeigt zu haben, daß das Stück zum mindesten keine Tragödie, und eben darum keiner Vergleichung mit Uechtritz fähig sey; während dieser uns eine Weltepoche in großartigen Umrissen gab, fand Panasch nur vereinzelnte Züge einer rohen Zeit auf, die er modernisirend niederschrieb; beide stehen hier nur wegen desselben Stoffes, den sie gewählt, »hart an einander gereiht.« Die eine wie die andere Behandlung bleibt jedoch immer für den Dramatiker lehrreich. Auch der Ausdruck ist bei Panasch nicht immer gewählt, z. B.

Hyperides.

(Auf eine Bildsäule zeigend, welche Theseus mit dem Centaurus ringend vorstellt.)

So, König, stell' ich mir Achilleus und
Den Attila, vereint (?) im Kampfe vor.

Ein schönes Kompliment für seinen Helden! Manchmal wird dieser sogar mit seinem Schönheitsgefühle großsprecherisch:

»Von wilden Rossen lass' ich den zerreißen,
Der sich des Raubes schuldig macht! und der
Ihn trank den süßen Wein, den Weinstock aber
Aus seinem Boden reißt, den lass' ich gleich
Zur Stell lebendig — — in die Erde scharren!«

So ein Eisenmann ist euch im Stande, im Schoße der Natur zu weinen und für ganze Städte das Todeszeichen zu geben.

Doch genug, und schon zu viel um eine Ansicht zu begründen, die auf nichts mehr Anspruch macht, als die Meinung eines Einzelnen zu seyn.

Berengarius Ivo.

---

## Notiz.

Fr. Karl Matthison, Professor zu Brieg, findet in dem Studium des Altdeutschen ein Bedürfniß der Gymnasialbildung, welches eine Uebersicht des geistigen Nationallebens gäbe, und vor Fehlgriffen bei Sprachneuerungen und sprachwidrigen Bildungen schützte, wünscht aber, daß die Befriedigung dieses Bedürfnisses nicht auf Unkosten des Neudeutschen geschehe.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

// Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

95. Mittwoch, den 29. November 1837.

Wiens Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise, von Adolf Schmidl. Dritten Bandes zweite Abtheilung, bearbeitet von Joseph Feil. Wien, bei Gerold 1837. 524 S. und 2 Beilagen.

(Fortsetzung.)

Markt und Burg Medling sind nebst der Klause Ziel des 16ten Ausfluges. Die Geschichte Medlings ist befriedigend. Unter den Kunstdenkmalen ist des zu früh heimgegangenen Scheffers Votivbild in der Grabkapelle »der guten Gräfin« am Kirchhof zuvörderst zu bemerken. Das Alter der Steinsäule in der Wienergasse möchte ich nicht »mindestens auf das 14te Jahrhundert« setzen; die zierlich gearbeiteten Engel mit ihren Haarwülsten, eckigen Drapperien, die Leidenswerkzeuge in der Hand, deuten, so wie der Säulenschmuck mit Sicherheit — meiner Meinung nach — auf das 15te Jahrhundert. Interessant wäre es, zu wissen, welches Wappen durch jenen roth und weißgeschachten Schild am Herzoghof bezeichnet werden soll.

Das alte, aber renovirte Bild an der Sonnenuhr des Rathhauses wäre erwähnenswerth gewesen. Die Spitalkirche mit ihren schlanken Bauformen wird kein Freund des Alterthums unbesucht lassen. Die Darstellung der Othmarskirche ist musterhaft, sehr dankenswerth die Entzifferung des Grabsteins Herz. Wenzels von Troppau, der zugleich Domherr in Olmütz und Wien, und Pfarrer in Medling war. Neben der Kirche die alte Pantaleons-Kapelle, mit dem wahrscheinlich ältesten Skulpturwerk Oesterreichs; das neuere Frescogemälde an der Außenseite hätte erwähnt werden sollen. Durch die romantische Klause gelangt man zu der, auf dem Gipfel eines dunklen Waldberges thronenden Herzogsburg »Medling.« Was roher Vandalismus begann, um die Ruine zu zerstören, ist so wie der verkehrte Restaurationseifer neuester Zeit mit Recht gerügt. Sehr ungern vermißt man übrigens eine genaue Beschreibung der, wenn auch spärlichen Ueberreste z. B. der gewaltigen, aus Steinblöcken zusammengesetzten Mauern an der, dem Thale zugekehrten Seite der Burg; auch dürfte wohl noch anderes Mauerwerk als das Polygon — Produkt unseliger Restaurationsversuche seyn. Die Geschicke dieser Burg sind trefflich erzählt. Die Darstellung der folgenden Partie »Lichtenstein« muß ebenfalls trefflich genannt werden. Ganz aus der Seele eines Jeden, der Ehrfurcht für die Denkmale des Alterthums hat, spricht der Verf. über die Ruinensucht, die auch die Reste der herrlichen Veste Lichtenstein verdarb, und über die Ergänzungs-Tentamina von Medling und Lichtenstein.

Einzelne unwichtige Kleinigkeiten (so ist z. B. das S. 311 angeführte Bild von R. Theer noch lange nicht fertig, und kann auch nicht am Hochaltar aufgestellt werden) sind unbedeutend. Nur möge es mir der Verf. nicht verübeln, wenn ich seiner Ansicht »die Kirche sey in einem edlen einfachen Style aufgeführt« nicht beipflichte; — ohne mich in eine Deduction einlassen zu dürfen, kann ich hier getrost an das Publikum appelliren.

(Fortsetzung folgt.)

---

Das Herzogthum Salzburg, topographisch-statistisch-historisch bearbeitet von F. J. Schweickhardt, Historiographen (?) und Verfasser mehrerer literarischen Werke. Geschichte. — I. Band. I. Heft. Wien, Wallishausser 1837. 80 S. 8.

Da es schwer ist, über ein erstes Heft, das überdieß noch den Schluß des letzten Satzes im nächsten Hefte erwarten läßt, ein genügendes Urtheil abzugeben, wir aber wiederhohlt ersucht worden sind, darüber zu referiren; so wollen wir den Verf. selbst reden lassen, in der Ueberzeugung, auch dadurch unserer Stellung, dem Publikum gegenüber, einiger Maßen zu entsprechen. So heißt es im Vorworte:

»Durch unsere immer in regsamer Ausgabe begriffenen großen (bändereichen) vaterländischen Werke: »»Der Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich,«« des »»Oesterreichischen Museums,«« und »»der Oesterreichischen Perspectiv-Karte,«« in der literarischen Welt bereits bekannt, unternehmen wir es nun, ein für sich bestehendes ganzes Werk vom Herzogthume Salzburg dem Freunde der Oesterreichischen Geschichte und der naturhistorischen Wissenschaft (!) hier-

mit zu liefern, mit der Versicherung: die kurzgefaßte Geschichte aus den besten Quellen geschöpft zu haben, so wie auch die Lage des ganzen Landes überhaupt, dann die Schilderung aller im Herzogthume befindlichen Ortschaften nach den bestehenden k. k. Pfleggerichten, mit der nach der Natur getreu aufgenommen (sic!) Schilderung zu liefern.«

»Wir lassen Salzburg, das merkwürdige Juvavum, zuerst als uralte Celtenstadt erscheinen (!), und werden sie als eine römische Colonie unter dem Namen: Colonia Aelia Hadriana kennen lernen, bis sie durch den Hunnenkönig Attila, und Walamir, dem (sic!) blutdürstigen Feldherrn Odoacers, zerstört wurde. Als Juvavia nicht mehr war, wurde Salzburg die aufgehende Sonne des Christenthums der heutigen österreichischen Staaten durch den heiligen Apostel und königlich merowingischen Sprossen Rupert, der hier das Zeichen des Kreuzes glorreich aufpflanzte und erster Erzbischof (!) und Abt war. Höchst wichtig ist demnach die Geschichte von Salzburg, da die Erzbischöfe in die Reihe der vornehmsten Fürsten des römischen Reichs gehörten, Legaten des apostolischen Stuhles, Primaten von Deutschland, Directoren des Kreises mit Baiern, und des Fürstenrathes mit Oesterreich waren, auch acht Bischöfe, wovon sie vier selbst zu wählen das Recht hatten, als ihre Suffraganen nennen durften. Auch in Ansehung ihrer weltlichen Macht standen sie andern Fürsten nicht nach, unterhielten deshalb Rangstreite mit ihnen, und galten für Herren eines Landes, welches an Größe, Volkszahl und Einkünften seiner hohen Hierarchen würdig war.«

»Auf diese historische Schilderung folgt die umständliche Darstellung des Landes im Allgemeinen und jene der Hauptstadt Salzburg, dann die der Orte. — Um so anziehender und interessanter wird die Beschreibung des Herzogthums Salzburg erscheinen, da es durch seine Hochgebirge einen reichen Schatz der mannigfachsten Naturgaben besitzt, und mit Recht unter die gesegnetsten Provinzen Deutschlands gezählt werden kann. Von der allgütigen Natur mütterlich bedacht, erfreut sich der Salzburger des Feldbaues reichsten Segens; üppige Wiesengründe schmücken seine romantischen, wunderlieblichen Thäler; kräftiges Zugvieh wird in Menge gezogen; zahllose Heerden des schönsten Hornviehs decken seine himmelanstrebenden Alpen; in seinen smaragdfarbigen Seen, Flüssen und Bächen wimmeln die edelsten und trefflichsten Fische; in den unergründlichen Tiefen seiner Berge findet er der nützlichen und kostbaren Metalle reiche Erzlager (!) und des unentbehrlichen Salzes mehr als tausendjährigen für die Zukunft unerschöpflichen Reichthum; und seiner Schwarzwälder reicher Wachsthum erhält das große Getriebe vielseitiger und wichtiger Industrie.«

W.

---

Neuestes Gemälde von Wien in topographischer, statistischer, kommerzieller, industriöser und artificieller Beziehung. Nach eigenen Forschungen und den bewährtesten Quellen ganz neu bearbeitet von Carl August Schimmer. Wien, Sollinger. 1837. XIV und 268 S. 8. Mit 1 Plane.

Sowohl durch seine Eintheilung und Anordnung, als auch durch die fleißige und umsichtige Durchführung reiht sich vorliegendes Werk dem Besten an, was wir in diesem Zweige der Literatur besitzen; ja in mancher Beziehung dürfte es die meisten Leistungen ähnlicher Art weit hinter sich lassen. Unstreitig gilt dieses, wenn von dem Grade der Brauchbarkeit und der Zuverlässigkeit der Angaben die Rede — und das begründet wohl zunächst den Anspruch auf Anerkennung. Schon die Eintheilung, welche der Verfasser getroffen hat, spricht für die praktische Tüchtigkeit. Das Buch zerfällt in sieben Abtheilungen: I. »Topographie und Statistik;« II. »Der Hof und die Hofstellen, Hoffeierlichkeiten, Normatage rc. Dicasterien, Bildungs- und Humanitätsanstalten« rc. mit einem Anhange a) Alphabetisches Verzeichniß aller Doctoren der Arznei- und Wundarzneikunde rc., welche der medicinischen Fakultät einverleibt sind, aller Wund- und Zahnärzte, dann aller k. k. Hofagenten, Hof- und Gerichtsadvocaten rc. b) Verzeichniß aller am k. k. Hofe accreditirten Bothschafter, Gesandten und Geschäftsträger. III. »Sammlungen: wissenschaftliche, artistische, technische, antiquarische« rc. IV. »Industrie und Handel: Manufaktur-, Fabriks-, Gewerbs- und Mercantilwesen.« V. »Geselliges Leben in Wien.« VI. »Wien's Umgebungen nebst Andeutungen zu einigen weiteren Ausflügen.« VII. »Post- und Stämpelwesen, Jahrmärkte in Oesterreich unter der Enns, Entfernung der vorzüglichsten Städte des In- und Auslandes von Wien« rc. Zum Schluß folgt noch ein wohlgeordnetes alphabetisches Sach- und Namen-Register.

Indem wir diese kurze Uebersicht des Inhalts gegeben, glauben wir, die Brauchbarkeit hinlänglich angedeutet zu haben, zumal wir mit Beruhigung hinzufügen können, daß die Angaben fast durchgehends zuverlässig. Freilich gibt es noch immer dort und da Kleinigkeiten, die einer Verbesserung bedürfen, und wenn wir uns auch mit der von dem Verfasser citirten Stelle Hebenstreits keineswegs begnügen wollen, so mögen wir jene gerade auch nicht als unheilbringend bezeichnen. Von übersehenen Kleinigkeiten sind allerdings weder Leib und Leben, noch Gut und Ehre abhängig; allein sie wuchern oft fort, und wirken durch Mißbrauch, Unverstand u. s. w. schädlicher, als man beim ersten Anblicke zu glauben geneigt seyn dürfte. Von diesem Erfahrungssatze ausgehend, und in der Ueberzeugung, daß der Verfasser bei einer zweiten Auflage, die nicht so lang ausbleiben kann, selbst die Kleinigkeiten entfernt wissen will, wollen wir hier auf einige derselben hinweisen. Wir geben sie in der Ordnung, wie sie uns bei wieder-

holter Benützung des Buches aufgestoßen sind, ohne damit sagen zu wollen, daß nicht auch noch andre sich dort und da eingeschlichen haben mögen.

Interessant wäre es, wenn der Verf. darthun würde, daß wirklich im Jahre 1583 die Beleuchtung der Stadt eingeführt (S. 24) und die Karlskirche von 1736 — 1737 erbaut worden. Daß an der Universität das canonische Recht nicht in deutscher Sprache vorgetragen wird (?), ist uns neu; daß indessen die Wahl des Rektor Magnifikus nur alle 3 Jahre Statt finde, ist wohl einmal — aber nur kurze Zeit wahr gewesen. Auch der Verf. erzählt, wie so viele Andere, daß die Universitätsbibliothek im 15ten Jahrhundert gegründet worden; wir haben diesen Gegenstand bereits öfter besprochen; so wie wir auch schon wiederhohlt erwähnt, daß es keine Bibliothek der Augustiner mehr gibt. Sie wurde vor mehreren Jahren versteigert; und die zum Gebrauch der höheren Bildungsanstalt für Weltgeistliche zurückbehaltenen Bände mögen etwas über 1000 zählen. Die numerären Angaben über das k. k. Münzkabinet bedürfen einer genauen Rektifikation; einige der angeführten numismatischen Privatsammlungen bestehen nicht mehr, und daß die k. k. Gemäldegallerie gerade von K. Maximilian I. gegründet worden, ließe sich wohl schwer erweisen. Diese Bemerkungen mögen darthun, wie bei einer zweiten Auflage dort und da noch nachzuhelfen; es steht übrigens von dem Fleiße des Verfassers zu erwarten, daß nicht nur diese, sondern auch noch andere Kleinigkeiten mit Sorgfalt beachtet und vermieden werden. W.

---

## Nooman,

### sein Wesir und der Thajide.

Die alten arabischen Geschichtschreiber [1] geben eine Erzählung, in welcher man die besonders durch Schiller's Ballade Jedermann bekannte Geschichte der treuen Freunde Damon und Pythias wieder zu vernehmen glaubt. Aus diesem Anlasse erlaube ich mir, dieselbe hier mitzutheilen.

Nooman Benül Münser, der ein und zwanzigste König von Hira, eines kleinen damals von Persien abhängigen Reiches im Norden von Arabien, welcher nach 22jähriger Regierung kurz vor dem Auftritte Mohammed's als Prophet von dem persischen Könige Chosrew Parwis getödtet wurde, hatte zwei Tage, einen Unglück und einen Glück bringenden, festgesetzt. Die Ursache davon war, daß er einmal bei einem Gelage in einem Exceß von Trunkenheit zwei seiner besten Freunde und Trinkgesellen, ebenfalls von Wein betäubt, lebendig hatte begraben lassen. Nachdem er aber von seiner Berauschung zu sich gekommen und das Schreckliche seiner That eingesehen, ließ er ihnen ein Grabmal errichten und bestimmte zu ihrem Andenken zwei Tage; den einen nannte er Jewm ül Aebus, d. i. den Tag des Unglücks; wer ihm an diesem Tage auf dem Wege begegnete, den ließ er hinrichten und mit desselben Blute das Grabmal seiner beiden Freunde begießen; den andern nannte er Jewm ün-Näim, d. i. den Tag des Glücks, und wer ihm an diesem Tage begegnete, den entließ er mit Geschenken überhäuft.

Nun geschah es einmal, daß Nooman an einem solchen unglückbringenden Tage auf einen Araber aus dem Stamme Thai stieß, der ihn einst, als er sich auf einer Jagd von seinen Begleitern verloren, verirrt und bereits erschöpft hatte, gastfreundlich aufgenommen. Der König glaubte, obwohl ungern, ihn zum Tode verurtheilen zu müssen; es war ihm daher erwünscht, als der Thajide bat: »Er habe eine unmündige Tochter, die er noch Niemanden empfohlen, man möchte ihm hierzu die Erlaubniß geben, unter der Bedingung, zur bestimmten Zeit wieder zurückzukehren.« Da ihm dieses eine günstige Gelegenheit schien, gegen den, der ihm einst Gastfreundschaft erwiesen, nicht undankbar und grausam verfahren zu dürfen und doch ein Opfer für das Grab seiner Freunde zu finden, so fragte er: »Wer wird aber Bürge für dich seyn?« Als Alle schwiegen, erbot sich des Königs Wesir: »Ich will Bürge seyn,« unerschüttert durch die Versicherung des Königs, daß er ihn, wenn der Araber nicht zurückkehrte, an dessen Statt werde hinrichten lassen. Hierauf wurde dem Araber bewilliget, nach Hause zu gehen. — Der zu seiner Rückkehr festgesetzte Tag war bereits angebrochen und der König beeilte sich, die Hinrichtung seines Wesirs anzuordnen und so seinen Wohlthäter zu befreien; da riefen seine Freunde entgegen, der Tag sey noch nicht verflossen, man müsse noch warten. Ihre Erwartung wurde nicht getäuscht, der Thajide kehrte zurück. Erstaunt rief Nooman aus: »Nie sah ich Edlere als Euch, und ich weiß nicht, welcher von Euch Beiden der Edelmüthigere ist!« dann zum Wesir gewendet, fragte er: »Warum war es nöthig, daß du für diesen Bürge wurdest?« und zum Araber: »Warum aber war es nöthig, daß du zurückkehrtest?« Da erwiederte zuerst der Wesir: »Man sagt, von den Wesiren sey der Edelmuth gewichen,« hierauf der Thajide: »Man sagt, von den Menschen sey die Treue gewichen.« Ueberwältigt von der Macht seiner Gefühle, fiel Nooman ein: »Nun so möchte ich auch nicht der Dritte seyn, daß man sagen sollte, die Großmuth sey von den Königen gewichen,« schenkte Beiden das Leben und hob den unglücklichen Tag auf, und, da er erfuhr, daß es nur die Grundsätze der christlichen Religion, zu der sich der Araber bekannte, waren, welche denselben sein Wort zu halten und sein eigenes Leben, um das seines Nebenmenschen zu retten, gering

---

1) Ebul Abas Ahmed Ben Jusuf, genannt Dimischki, und Ebul Fadl Ahmed Ben Mohammed, genannt El Meidani. Kiatib Tschelebi, genannt Hadschi Chalfa, gibt nach denselben in seinem Dschihan Numa, d. i. Weltschau, Seite 473 im Türkischen eine kleine Erzählung, woraus das Folgende größtentheils genommen. Siehe auch Eduardi Pocockii Specimen historiae Arabum. Oxoniae 1650. 4. p. 72.

zu schätzen lehrten, wollte er auch in dieselbe aufgenommen werden [1]. A. K.

---

## Notizen.

Das Drama in fünf Aufzügen: »Eginhard und Emma« von Heinrich Seidel (Bunzlau. 1837. 150 S. 8.) behandelt das allbekannte Liebesverhältniß zwischen der Tochter Karl des Großen und dessen Geheimschreiber auf eine eben so zarte und einfache, als sinnvolle, Geist und Gemüth ansprechende Weise. Es spricht gewiß nicht unwesentlich zu Gunsten einer Dichtung, wenn der Leser gestehen muß, daß die Behandlung des Gegenstandes ihm ein immer regeres Interesse und eine immer gesteigertere Theilnahme eingeflößt habe, auch wenn sich derselbe die Gründe noch nicht klar vorgelegt hat, auf denen jener innige Antheil beruhte. Diese liegen wohl vorzüglich in der innigen Verbindung, dem strengen Zusammenhange und der gleichmäßigen Harmonie, womit Lichter und Schatten des Gemäldes überall vertheilt, und nirgends zu grell aufgetragen sind, so wie in der zwar etwas modernen, aber dabei doch consequent durchgeführten und edlen Haltung der Charaktere. Außerdem trug aber auch die sinnige, kraft- und gedankenvolle Sprache wesentlich zu dem Genusse bei, dem wir dem Dichter dieses Drama verdanken.

---

»Lehrbuch der griechischen Sprache von C. A. F. Mahn. Nach des Verfassers System, Sprachen auf eine leichtere, schnellere und gründlichere Art zu erlernen. 1. Heft. Berlin, Plahn. 1836. 64 S. 8.« Der Verf. gehört zu denjenigen superklugen Köpfen der neuesten Zeit, welche meinen, daß eine Sprache durch ein zu frühes oder ausschließendes Studium der Grammatik weder leicht noch schnell, noch ausreichend erlernt werden könne. Er stellte daher, um diesem alten Schlendrian entgegen zu treten, schon im Jahre 1829 ein neues System auf, das jedoch wenig Anklang gefunden zu haben scheint. Dasselbe ist aber nichts Anderes, als die schon früher von Hamilton in England und Jacotot in Frankreich empfohlene Methode, die alten Sprachen zu erlernen, die bekanntlich darin besteht, daß man sogleich mit der Uebersetzung eines leichten Schriftstellers den Unterricht beginnen, die grammatischen Regeln aber beiläufig mit einflechten solle. Herr Mahn weicht von jener nur darin ab, daß er die Uebersetzung nicht ganz wortgetreu gibt, weil dann meist gar kein Sinn herauskommen würde. Da Herr M. auf diese geringe Abänderung durch die Art d'apprendre les langues von Weiß aufmerksam gemacht würde, so kommt ihm die Ehre, den Stein der Weisen gefunden zu haben, auf keinen Fall zu, und er hat nur das Verdienst, daß er aus dem 1. Buche der Hellenica des Xenophon die Cap. 1—7 mit einer wort- und sinnverwirrenden Uebersetzung hat abdrucken lassen. Auf diese folgt auf Einem Blatte (S. 63 und 64) eine grammatische und etymologische Analyse zum 1. Cap., wie sie ungefähr ein Grammatikalschüler der 4. Classe liefern würde, wenn man den Ueberguß von etwas Sanskrit und Altdeutsch wegnimmt. Dieß der Inhalt des Lehrbuches, dieß das vornehm angekündigte System. Denn die besonders paginirten angehängten 2 Prospektus (42 Seiten), worin allerlei über Spracherlernung geschwatzt wird, und einige erbauliche Pröbchen von Uebersetzungen alter und neuer Sprachen, die als Zugabe folgen, gehören nicht zum Buche selbst.

---

Ueber den »Grundriß der technischen Chemie« von R. von Specz (Wien, Gerold, 1837) äußert sich Gersdorf's Repertorium: »Ein Buch, welches den auf dem Titel angegebenen Zweck vollkommen erfüllt. Eigenthümliches wird man darin nicht suchen. Daß es nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft bearbeitet sey, ist wahr. Als tadelnswerth erscheint uns jedoch, daß das Buch die neueren Forschungen in der organischen Chemie über die Benzoeverbindungen, Benzoe und dergleichen mehr, zwar sehr gut, aber auf eine viel zu ausführliche Weise für technische Chemie behandelt. Der Fehler des zu viel Gebens ist indessen bei solchen Büchern sehr gewöhnlich. Uebrigens aber verdient das Buch durch gehörige Berücksichtigung der technischen Verhältnisse seinen Namen, und hält den ihm durch die Natur der Zuhörer, für welche es zunächst bestimmt ist, angewiesenen Standpunkt glücklich fest.

---

Professor C. Cleska zu Neuburg hat als Programm für das Schuljahr 18³⁵/₃₆ herausgegeben: »Attila nach einem Gesandtschaftsberichte von Priscus, mit kritischen Bemerkungen.«

---

Eine höchst geistvolle Schilderung der Einrichtung und des jetzigen Zustandes der Universität zu Lund befindet sich in Marmier's Bericht an den französischen Minister des öffentlichen Unterrichtes, Herrn de Salvandy. S. Magaz. f. d. Liter. des Auslandes 1837. Nr. 111. 112.

---

1) Nach Abulfeda war das Christenthum schon unter Nooman's Großvater Münser Ben Amel ül Kaiß, der selbst Christ und Erbauer christlicher Kirchen, in Hira eingeführt; aber unter den folgenden 4 Königen zwischen diesem und Nooman scheint es wieder von dem Heidenthume verdrängt worden zu seyn, denn obige Geschichte spricht, glaube ich, hinlänglich dafür, daß Letzterer kein Christ gewesen.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

96. Sonnabend, den 2. December 1837.


## Zur Geschichte und Literatur der semitischen Dialekte.

I.

Zu keiner Zeit ist die Alterthumskunde, in allen ihren Theilen und Richtungen, mit so vieler Energie und Beharrlichkeit betrieben worden, wie in den letzten drei Dezennien. Besondere Aufmerksamkeit aber ist in diesem Zeitraume dem Oriente zugewendet worden. Dieser Welttheil, die Wiege der Weltgeschichte und der größten Erscheinungen, bietet vor allen andern dem Forschungsgeiste reichen Stoff zum Nachdenken dar.

Auch die, seit langem vernachlässigte Geschichte und Literatur der semitischen Dialekte fand in neuester Zeit eifrige Bearbeiter, worunter wir nur die Namen eines Rosenmüller, Gesenius, Luzzatto, Delitzsch, Geiger, L. Jeiteles, Letteris und Zunz zu nennen brauchen, um die glänzenden Resultate in diesem fremdartigen, vom Dunkel der Vorzeit umnachteten Gebiete ermessen zu können.

Wir wollen hier, in andeutenden Notizen, einen Ueberblick der bedeutendsten Erscheinungen in diesem Fache der Literatur angeben, aus welchem leicht der Standpunkt zu entnehmen wäre, den sowohl die Wissenschaft im Allgemeinen, als wie die verschiedenen Literaturen zu einander, eingenommen. —

In der orientalischen Buchdruckerei des, alles Gute und Edle kräftig fördernden Hrn. Anton Edlen von Schmid in Preßburg erschienen vor Kurzem folgende großartige Werke, welche sämmtlich zum ersten Mal nach höchst kostbaren italienischen Manuskripten, das Licht der Welt erblickten. I. More Hamore, Illustrationen zum weltberühmten »Doctor Perplexorum« von Maimonides, nach den philosophischen Systemen der griechischen und arabischen Schule. — II. Sephat Fether, eine polemisch-ethymologische Schrift des berühmten Spaniers Aben-Esdra, zur Ehrenrettung Sadias (dessen arabische Paraphrase der Bibel in der Pariser Polyglotte aufgenommen wurde), gegen einen gewissen Adonim Helewy. — III. Jikawu Hamaim, ein methaphisisches Werk, nach Prinzipien der Aristoteleschen Schule. — IV. Ein wichtiges Werk des großen Gorondi (Ramban) auf den Traktat Sabath. — Die Handschriften der genannten Werke, so wie noch 40 andere Manuskripte, von unschätzbarem Werthe, poetischen, philosophischen und literargeschichtlichen Inhalts, haben ihre Auferstehung aus dem Grabe der Vergessenheit, Hrn. M. Bislches, einem Kaufmanne aus Brody, zu verdanken, der mit anhaltendem, mehrjährigem Eifer, und mit Aufopferung eines bedeutenden Vermögens mühsam zu ihrem Besitze gelangte. In Dr. Geigers Zeitschrift (zweiten Bandes zweitem Theil) ist irrthümlich der bekannte Gelehrte S. Rapaport als deren Besitzer angegeben, welchen Irrthum wir hiermit berichtigen. — Unter der Presse der oben erwähnten Buchdruckerei befinden sich so eben die Aktenstücke zur Geschichte der Verketzerungspolemik des bekannten Ben-Adereth (Raschba) ebenfalls zum ersten Mal aus einer Handschrift (d. H. Bislches) abgedruckt. Alle diese Werke sind mit besonderer Sorgfalt und typographischer Schönheit ausgestattet, so daß sie als Muster gelten können. —

— Bei Sünzel (Leipzig 1838) ist ein Drama erschienen in vier Abtheilungen, betitelt Timas-Tescharim, in Neuhebräischer Sprache von M. Vita Luzzatto, mit Commentarien von Professor S. D. Luzzatto in Padua und M. Letteris in Wien, und mit einer gelehrten lateinischen Vorrede von Dr. Delitzsch in Leipzig. Kompetente Literaturblätter erklären einstimmig diese Dichtung als eines der vorzüglichsten Kunstwerke seit Abschluß der heiligen Bücher des A. T.

— Von dem eben erwähnten Dr. Delitzsch erwartet die gelehrte Welt ein höchst wichtiges Buch, betitelt: Wissenschaft, Kunst und Judenthum, welches bald die Presse verlassen wird.

In London erschien unlängst bei Cox et sons, great queen street, 1837: The origin of the egyptian Language etc. von dem Mitgliede der asiatischen Gesellschaft in Paris Dr. Löwe, welche Schrift, die interessante Ansichten enthält, nächstens auch deutsch erscheinen wird. Der Verf. dieses Versuchs bereist gegenwärtig Egypten.

II.

Welchen Einfluß das Studium der indogermanischen Sprachen auf die semitischen Dialekte übt, zeigt Hr. Doct. Julius Fürst (Joseph Alfari) in der neuen Ausgabe der Burdorf'schen hebräischen und aramäischen Konkordanz, die gegenwärtig bei Tauchnitz in Leipzig, in heftweisen Lieferungen, erscheint. Schon früher hat J. Fürst mit vielem Glücke diese Bahn eingeschlagen, nämlich in seinem »Lehrgebäude der aramäischen Idiome

mit Bezug auf die indogermanischen Sprachen,« (Leipzig 1835) und in seinen »Perlenschnüren aramäischer Gnomen und Lieder, oder aramäische Chrestomathie, mit Erläuterungen und Glossar. (Leipzig 1836.) Auf diese Weise ist der Grundstein zu einer neuen linguistischen Schule gelegt, welche durch eine geschichtlich begründete Analyse den Sanskritismus und Semitismus in eine vorher nie geahnte Beziehung bringt.

Die vorzüglichsten drei Epopeen, welche die neuere und neueste hebräische Literatur aufzuweisen hat, sind: 1. Ajeleth Ahabim von dem Niederländer Salomo di Aulivare, ein idyllisches Epos, welches die biblische Geschichte Abraham und Hagar, in gebundener Form, nach Art der arabischen Dichter, behandelt: 2. Schire Tiphereth (die Mosaide) von Hartwig Wessely (ein Freund Moses Mendelssohns, der auch großen Antheil an dessen Commentar des Pentateuch hatte). Dieses Heldengedicht in 24 Gesängen, haben wir der Anregung Herders des »hebräisch-griechisch-kosmopolitischen Epos« (wie ihn Jean Paul genial-kräftig charakterisirt) zu verdanken. Es besitzt fast alle Vorzüge und Mängel der Klopstock'schen Epopee. Die Mosaide erschien im Jahre 1790 in Berlin mit Kupfern, dann in Prag 1802. Die letzten 4 Gesänge erschienen erst 1819 in Prag, zum ersten Mal aus dem handschriftlichen Nachlasse des W. abgedruckt. — 3. Nir David, die Davidide von S. J. Cohen (Wien 1835), eine liebliche Dichtung in 20 Gesängen, die aber nicht immer die epischen Formen beachtet, und sehr oft didaktisch wird.

— Ungefähr ums J. 1300 schrieb Mose di Rieti (in Spoleto) seine erhabene Divina Commedia: Sepher ha-Hekal in 16 großen Gesängen, welche gegen 4000 dreizeilige Strophen umfassen. In Form und Inhalt ist diese Dichtung ganz der Dante Alighieri'schen zu vergleichen; sie befindet sich im Manuskript in der Bibliothek Prof. Luzzato's zu Padua, und in der Manuskriptensammlung des bereits erwähnten verdienten Hrn. Bisleches. J. S. Reggio, Prof. in Görz, war der erste, der in der Zeitschrift Bikure ha-itim (im 9. Jahrgang) Wien 1829 das gelehrte Publikum vom Daseyn dieses Gedichtes in Kenntniß setzte. Eine ausführliche Inhaltsangabe gibt Dr. Franz Delitzsch in seinem interessanten Buche: Formenlehre der hebr. Poesie (Leipzig 1836). S.

---

Baden in Oesterreich, seine reichlichen Quellen und deren heilende Kräfte, seine vorzüglichen Merkwürdigkeiten und malerischen Umgebungen. Von Carl Rollet, Doctor der Medicin ꝛc. Mit einer Karte. Wien, Gerold, 1838. XII. und 254 S. 8.

So wenig die Zusammenstellung der bisherigen Schriften über Baden von Fortschritt zeugt, weil sie, wie in diesen Blättern schon nachgewiesen worden, von angeerbten Unrichtigkeiten wimmelt, so wenig mag dem Freunde vaterländischer Geschichte der historische Theil genügen, weil er eben wieder nur alte Angaben, und nichts viel mehr, brachte. »Durch in der Nähe unserer warmen Quelle,« heißt es im Eingange, »bei Gelegenheit von Bauten und anderweitigen Veränderungen aufgefundene Münzen eines Kaisers Octavianus Augustus, Tiberius, Nerva Trajanus, Hadrianus, M. Aur. Antoninus ꝛc. ꝛc., dann durch die, bei der am Fuße des Kalvarienberges entspringenden Quelle entdeckten Mauerwerke, deren Ziegel mit den Buchstaben LEGXGPF (legio decima gemina pia fidelis) und LEGXIIIIGMV (legio decima quarta gemina martia victrix) bezeichnet waren, und deren man auch in der neuesten Zeit bei dem Graben eines Kellers ꝛc. im freiherrlich von Kilmannseggischen Grunde neben dem Parke fand, ist es hinlänglich erhellet, daß Badens heilbringende Wässer schon den Römern zu Anfange der christlichen Zeitrechnung bekannt waren, und daß es diese Heilquellen sind, welche die Römer die pannonischen Wässer (aquae pannoniae) nannten. Wahrscheinlich ist es ferner, daß, bevor noch Roms siegreiche Adler in dieß ehemalige Pannonien eingedrungen sind, unsere Quellen längst schon wegen bestanden haben, und vielleicht hatte Cetia, unsere gütige Nymphe, schon bevor die Römer sie kannten, einen Ocean gefüllt; doch das stolze Rom ist vergangen, aber ihre heilenden Wässer sprudeln noch immer mit derselben Fülle zum Segen der Kranken.«

»Obschon eben angegebene römische Ueberreste zwar nur einiges Licht über Badens Alterthum und seine Geschichte verbreiten, so verliert sich leider diese wieder in ein dichtes Dunkel; denn barbarische Völker, welche die Römer aus diesen ihren Besitzungen verdrängten, und ihre Denkmäler verwüsteten, zerstörten und verödeten auch diesen Theil von Pannonien, wo sich unsere heilenden Quellen befinden, und damit verschwindet unserer guten Stadt Geschichte bis zur Zeit des Mittelalters, wo es in einer auf Kinder und Enkel ererbten Sage heißt, daß die mit Aussatz behafteten Hunde eines in der Nachbarschaft von Badens Quellen hausenden Ritters sich täglich in dem, diese Gegenden dicht bewachsenen Forste verloren haben, und stets gesünder wiedergekehrt seyn sollen. Hierdurch aufmerksam gemacht, verfolgten die Knappen auf des Herrn Befehl der Hunde Spur, und fanden sie, zu ihrem größten Erstaunen, in den warmen Quellen instinctmäßig badend. Bald war dieses bekannt und auch der kranke Mensch hoffte Linderung und Genesung von der heilenden Quelle. Deßhalb lichtete man den dichten Forst, bebaute mit Hütten die durch Gottes weise Vorsehung geheiligte Gegend, und so entstanden die ersten Keime zur künftigen Stadt.«

So viel zugleich als Stylprobe! Besser, als der historische Theil, und wohl auch dem Bedürfnisse ganz entsprechend, ist der topographische. Baden hat 464 gutgebaute Häuser; die Zahl der beständigen Einwohner beläuft sich nach der

letzten Zählung auf 3511, dazu kommen noch als nächste Umgebungen die Herrschaften: Gutenbrunn mit 380, Weikersdorf mit 1664 und Leesdorf mit 791 Einwohnern. Interessant ist die Beschreibung der einzelnen Bäder, obschon sie nicht viel Neues enthält. Immerhin hätte sich das Geschichtliche dort und da verbessern und vermehren lassen. So hat die Oesterreichische Zeitschrift in ihrem ersten Jahrgange, 1835, S. 183 ein Memoriale über K. Ferdinand I. Schenkung des Herzogbades und der Pflege zu Baden an Johann von der Aa (24. März 1548) und über einige spätere Bewilligungen mitgetheilt, wornach die Behauptung des Verfassers, daß von den früheren Besitzern desselben nichts bekannt, von selbst wegfällt.

Von Seite 91 — 125 theilt der Verfasser mehrere Bade-Ordnungen mit, deren älteste vom Jahre 1613 ist. Der eigentlich medicinische Theil nimmt nur 25 Seiten ein; die Bemerkungen sind auf Erfahrung gegründet, daher von Werth. Hierauf folgt eine nähere Beschreibung Baden's und ihrer nächsten Umgebung: der oben genannten Herrschaften, der Anlagen (S. 166 — 177), der Berge um Baden, der Flüsse und Quellen, der öffentlichen Gärten, der Gasthäuser und Restaurationen u. s. w. Der Zweck ist Brauchbarkeit für Fremde, und es läßt sich nicht verkennen, daß der Verfasser hierin seine Aufgabe vollkommen erkannt und gelöst hat. Badeörter erleiden vielfache Veränderungen; daher sind neue Wegweiser immerfort Bedürfniß, und in dieser Beziehung mag auch das vorliegende Werkchen als ein willkommenes bezeichnet werden. Für künftige Ausgaben aber glauben wir den Wunsch aussprechen zu müssen, daß der jugendliche Verfasser sich das Historische seiner Vaterstadt mehr angelegen seyn lassen möge, als seine Vorgänger seit einem halben Jahrhundert! Es ist in der That auffallend, daß man in der ganzen Reihe von Werken, welche seit 1792 über Baden erschienen sind, immer dieselben Fehler findet, die in Schenk's erstem Versuche vorkommen.

W.

---

Wien wie es ist. Die Kaiserstadt und ihre nächsten Umgebungen nach authentischen Quellen, mit besonderer Berücksichtigung wissenschaftlicher Anstalten und Sammlungen, und einem Anhange: acht Tage in Wien, als Anleitung, die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten im kürzesten Zeitraume zu besuchen, dargestellt von A. Schmidl. Zweite durchaus vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Plane der Stadt und Vorstädte. Wien, Gerold. 1837. XII und 392 S. 8.

»Ich habe das Bewußtseyn,« sagt der Verfasser im Vorworte, »daß ich keine Mühe scheute, mein Werk so vollkommen zu machen, als mir nur immer möglich war, und eben deßhalb weiß ich auch recht gut, wie viel ihm noch fehlt; aber ich glaube, im Gebiete der Vaterlandskunde ist jeder Versuch ehrenwerth, der von Lust und Liebe für die Sache zeugt. Ob diese aber irgend ein hämischer Kritiker in meiner Arbeit anerkennen mag oder nicht, gilt mir gleich, und wenn mir nur gelang, zur gerechten Würdigung der reichen Schätze der Kaiserstadt auch ein Scherflein beigetragen zu haben, so hat diese Skizze eines Bildes von Wien wie es ist ihren bescheidenen anspruchlosen Zweck erreicht.«

Referent bestätigt mit Vergnügen, daß jede Seite des Buches von dem achtbaren Streben des Verfassers, seiner Arbeit die größtmöglichste Vollendung und Brauchbarkeit zu geben, Beweise liefert; um so entschiedener muß er die Nebenbemerkung zurückweisen, die »hämischen Kritikern« entgegengestellt wird. Wozu solche Wasserstreiche? Das Bewußtseyn, Rechtes zu wollen, und das Mögliche geleistet zu haben, kann von böswilligen Angriffen weder erschüttert noch getrübt werden, und noch viel weniger sind diese dem Publikum gegenüber zu fürchten. Sie zerfallen in ihr Nichts; während das wahrhaft Gute gesucht und mit Liebe festgehalten wird. Indessen — geschieht es denn doch auch nicht selten, daß die Herren Autoren über gegründete Urtheile sich erboßen, und das Wort des Tadels anderweitigen Absichten zuschreiben — daher bleibt es immer gerathener, Ausbrüche, wie den bezeichneten, wegzulassen, um jedenfalls den Schein zu vermeiden, als wären sie in einer Art Aufregung niedergeschrieben worden.

Eine ganz vorzügliche Beachtung verdient die Sorgfalt, welche der Verfasser den öffentlichen Instituten schenkte, ja die Mittheilungen über das deutsche Schulwesen, die höheren Studienanstalten u. s. w. dürfen kühn in die Schranken treten, wenn es sich um die Frage handelt, in welchem Buche die verläßlichsten Aufschlüsse über die genannten Gegenstände zu finden! Der Verfasser hat sich an die Quellen selbst gewendet und er durfte in dieser Beziehung mit voller Zuversicht den Ausspruch thun: »Ich war bemüht — in dieser zweiten Auflage das Buch so vollkommen zu machen, als in meinen Kräften stand. Wer sich die Mühe nehmen will, dessen gegenwärtige Gestalt mit der früheren zu vergleichen, wird, abgesehen von der bedeutenden Vermehrung, wohl keine Seite finden, welche ohne wesentliche Verbesserung blieb: vieles wurde ganz umgearbeitet.«

Nach dieser allgemeinen Anerkennung mag es dem Referenten erlaubt seyn, auf einige Stellen hinzuweisen, die ihm einer Verbesserung zu bedürfen scheinen. S. 48 läßt der Verfasser die zwei freistehenden Säulen vor der Karlskirche ebenfalls, wie viele Andere, nur 41′ hoch seyn; und S. 69 wird zwar die so oft nachgeschriebene Behauptung, daß Kaiser Friedrich II. die Universität zu Wien gegründet, nicht aufgestellt, dagegen aber erzählt, daß er eine lateinische Schule »für Philosophie und schöne Wissenschaften« gestiftet. Referent möchte

aus guten Gründen für *gestiftet* lieber *bestätigt* setzen; worauf aber der Verfasser die nähere Bestimmung »für Philosophie und schöne Wissenschaften« stützt, wäre wohl einer näheren Erörterung werth. Die Angabe, daß die k. k. höhere Bildungsanstalt für Weltpriester eine Bibliothek von *einigen* 1000 Bänden besitze, läßt mehr vermuthen als vorhanden ist; es soll wohl heißen etwas über 1000 Bände! Es ist durchaus nicht schwer, zu beweisen, daß die k. k. Hofbibliothek schon unter ihrem hochherzigen Gründer, K. Maximilian I., gelehrter Benützung zugänglich gewesen, wir besitzen mehrere Ausgaben lateinischer Classiker, die nach Handschriften derselben unternommen worden. Uebrigens hat gegenwärtig die kaiserliche Bibliothek außer den angeführten 4 Custoden und 4 Skriptoren noch 1 Amanuensis. Der Verfasser schreibt immer Celtes statt *Celtis*, welche allein richtige Schreibweise er jedenfalls bei dem angeführten Werke des Herrn Hofraths von *Mosel* hätte ersehen können. Bei dieser Gelegenheit kann Referent die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es ihm aufgefallen, Balbi's Werk über die Bibliotheken Wiens nicht citirt gefunden zu haben. — In der Vorrede versichert Herr *Schmidl*, alle polemischen Bemerkungen ausgelassen zu haben; man muß dieß billigen: S. 148 scheint es übrigens nicht *so*. Abermals ein Ausfall auf die Kritik; wozu diese Bitterkeit, und noch dazu in einem Buche, das zunächst für Fremde bestimmt ist?

Das Werk die »Schmetterlinge der Wienergegend,« ist nicht von *Denis* allein, wie S. 159 steht, sondern zugleich mit *Schiffermüller* ausgearbeitet worden. So sagt es Denis selbst in seiner Vorrede zu den Merkwürdigkeiten der Garrelischen Bibliothek, indem er nach dem Titel bemerkt: von Schiffermüller und Denis. Durch des erstern Beförderung zum Directorate des sogenannten nordischen Collegiums in Linz ist die Fortsetzung dieses Werkes wenigstens auf einige Jahre gehemmet worden.

Die numerären Angaben über das k. k. Münzkabinet S. 203 bedürfen einer genauen Rectification. Die Gesammtzahl ist beinahe um 39,000 zu gering angegeben; was, wie natürlich, auch die Feststellung einzelner Abtheilungen als schwankend bezeichnet. So ist die Zahl der römischen Münzen nicht 31,000, sondern 56,000 u. s. w.

Referent schließt hier seine Bemerkungen, indem er wiederholt, daß der rühmliche Fleiß des Verfassers und das Streben nach Vervollkommnung nirgends zu verkennen. Ganz besonders mit Dank muß die genaue und reichliche Literatur hervorgehoben werden, die fast bei jeder Abtheilung erscheint, und jedenfalls auch beweist, daß der Verfasser seine Aufgabe nicht so leicht genommen. Einzelnes, das hierin dort und da noch fehlt, wird eine dritte Auflage ersetzen.

## Notizen.

Die Zahl der öffentlichen reinwissenschaftlichen Lehranstalten *Baierns* beläuft sich auf 122, nämlich 3 Universitäten, 8 Lyceen, 25 Gymnasien, 34 vollständige und 52 unvollständige lateinische Schulen. Mit jedem Gymnasium ist eine vollständige lateinische Schule verbunden und der Rektor des erstern ist in der Regel auch Vorstand der letztern. Dem Studienwesen unmittelbar in der durch das Regierungsblatt 1832, Nr. 9 vorgeschriebenen Wirksamkeit ist der k. Ober-Kirchen- und Schulrath zu München vorgesetzt; als Mittelbehörde besteht nächst dem für jeden der 8 Kreise Baierns ein Kreisscholarchat von je 4 Mitgliedern und 2 Ersatzmännern.

Der Versuch Wilhelm *Böttcher's*, durch die Schrift: »Historiae antiquae epitome« zu veranlassen, daß auf Gymnasien oder sonst wo die Geschichte wieder lateinisch vorgetragen werde, kann Referent durchaus nicht gut heißen. Zu lange nur ist die echte durchgreifende, das Gemüth erhebende, Herz und Gesinnung läuternde Bildung der Jugend dadurch verhindert worden, daß man zu ihnen lateinisch von Dingen redete, die Deutsch gesagt werden müssen, wenn sie ergreifen, wenn ein Gefühl durch sie erregt, und wenn dieses Gefühl einen Einfluß gewinnen soll auf Leben und auf Gedanken.

Wohl kein Dorf darf sich rühmen, daß eine so ausführliche und voluminöse Beschreibung von ihm existirt, wie eben *Groß und Neu-Schönau* erhalten hat, dessen Name beiläufig gesagt, nicht etwa schöne Au bedeutet, sondern vom slawischen »cżina« d. h. Schilf, den Namen haben mag. Die Beschreibung führt den Titel: »Geschichtlich-statistische Darstellung der Damastmanufakturorte Groß- und Neu-Schönau in der k. sächs. Oberlausitz von Friedr. Theod. *Richter*« und besteht aus 440 S. in gr. 8. Interessant ist die statistische Uebersicht des Damastwebens, welche von 1729 bis 1834 geht, jedoch mit dem großen Sprunge von 1729 bis 1768.

Der Religionslehrer am Gymnasium des heil. Proculus zu Venedig, Priester Franz *Nardi*, erhielt am 13. Mai d. J. auf der Universität zu Padua den Doctorgrad der Theologie. Seine Inaugural-Dissertation handelt: »De ecclesiae Aquilejensis origine« (Venet. Tasso. 40 S. gr. 8.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
## für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**97.** Mittwoch, den 6. December **1837.**

Wiens Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise, von Adolf Schmidl. Dritten Bandes zweite Abtheilung, bearbeitet von Joseph Feil. Wien, bei Gerold 1837. 524 S. und 2 Beilagen.

(Fortsetzung.)

Der 19te Ausflug führt nach dem lieblichen Johannstein, und ist recht gut dargestellt. Zur Notiz des Verf. diene, daß der Gemahl der erwähnten Mechtild von Schnepfenstein Leopold hieß, der noch 1279 erscheint; sie lebte übrigens nicht zu Anfang des 13ten Jahrhundertes, wie es, wahrscheinlich durch einen Druckfehler, heißt; sondern im Beginn des 14ten. — Im Jahre 1311 nennt sie sich »Mechtild von Schnepfenstein, gesessen ze Sparbersbach.« — Das Ziel des nächsten Ausfluges ist Gaden in einer ungemein schönen waldigen Gegend. Die Geschichte dieses alten Ortes ist interessant, aber kein Denkmal erinnert an sie. Die Kirche wird von ferne dem Alterthümler durch die Farbe und alle Merkmale der Verwitterung anziehen, allein das ist Schminke! Sie ist kaum über 250 Jahre alt [1]. Von hier führen nach Brühl, nach Baden und nach Heiligenkreuz herrliche Wege, um derentwillen eigentlich der Ausflug sich lohnt, da Gaden, außer einem sehr gut bestellten Gasthause, nichts Anlockendes bieten kann. Desto interessanter ist Wildegg, wohin der folgende Ausflug (Nr. 21) führt. Schon Sittendorf, das man am Weg berührt, ist durch seine schöne Lage, durch sein Alter, seine Geschicke, durch die Gruft der Neudegger eines besondern Ausfluges werth. In einer Viertelstunde von da ist man in Wildegg. Das Schloß, auf einem Marmorfels kühn erbaut, enthält in seinen zahlreichen, bewohnbaren Gemächern eine Menge, mitunter recht interessanter Portraits und Prospekte, und für den Freund alter Bau- und Befestigungsweise ist dieses wohlerhaltene Schloß eine Fundgrube von Studien. Interessant ist auch die Geschichte dieser Burg, trotz einiger genealogischen Dunkelheiten, die durch die Herausgabe der Heiligenkreuzer-Urkunden verschwinden werden. Seit 1685 ist Heiligenkreuz im Besitze des Schlosses und der Herrschaft Wildegg. Von Gaden folgen wir dem Verfasser auf einem herrlichen Waldweg nach Heiligenkreuz. Dem Kalvarienberg gegenüber gelangt man zum Haupteingange der Abtei. Hier erzählt der Vf. passend die Geschichte dieses alten von Leopold dem Heiligen im Jahre 1134 gegründeten Conventes und schließt mit Schultes Worten: »Schade, daß dieses Stift, das im Mittelpunkte des V. U. W. W. liegt und unter die ältesten Stifter Oesterreichs gehört, noch keinen Hanthaler, Hueber, Schramb, Petz, Link, Duellius hervorgebracht hat,« denen er noch die Bemerkung beifügt, daß jene Sentenz selbst durch des Hrn. Koll Monographie keineswegs widerlegt ist.

Diese Wendung, deren stilistische Schönheit ich keineswegs verkenne, ist unbillig. Vorerst, wie konnte der Verf. Kolls Buch mit den Werken jener Männer zusammenstellen, deren Zweck darin bestand, die Urkunden und Chroniken ihrer Stifte, mehr oder weniger kritisch behandelt, dem vaterländischen Historiker als Materiale darzubieten, während Koll eine kurze Topographie und Geschichte der Abtei für die sich zunächst dafür Interessirenden niederschreiben wollte. Ist es aber nicht unbillig, eine Hausgeschichte mit Quellensammlungen in Paralelle zu stellen? Und hat Koll seinen Zweck minder zu erreichen gestrebt, als jene Geschichtforscher den ihrigen? denn dieß ist das einzig zuläßige medium comparationis. — Der weitere Vorwurf der Unbilligkeit trifft die ganz und gar unpassende Stelle, an welcher jener Tadel ausgesprochen ist; was hat er in einem Wanderbuche durch die Umgebungen Wiens zu thun? Ist er für's größere Publikum da? Nein, denn diesem bleibt die Sache gleichgültig; — oder für Leute vom Fach? Ebenfalls nein; denn diese wissen auch ohne den Hrn. Verf. eben so wohl, daß die Urkundenschätze des Heiligenkreuzer-Archivs noch unedirt sind, als daß der rastlose H. Koll (dessen aufrichtigen Eifer für die Sache solche Frühlingsblitze von seinem schönen Streben nicht abwendig machen werden) unermüdet an einem diplomatarium San-Crucense arbeitet, das die wichtigsten, folgereichsten Aufschlüsse über österreichische Regenten- und Sittengeschichte, Genealogie und Topographie geben wird [1]. Ref.

---

1 Erbaut vom Abte Udalrich († 1584).

1 Ich kann mich nicht enthalten, einige Details über dieses preiswürdige Werk auszuplaudern: Es wird nach dem Muster Hanthalers herausgegeben, mit sehr genauen Siegel- und Monumenten-Abbildungen geschmückt. Eine aus mehr als anderthalb Tausend Abdrücken bestehende Collection mittelalterlicher Siegel wird bald die Kunstsammlungen der Abtei vermehren und diese den Ruhm haben, zuerst

ist überzeugt, der Hr. Verfasser hätte seinen Tadel unterdrückt, wenn er von diesem schönen Unternehmen unterrichtet gewesen wäre; — daß er es aber nicht war — an wem liegt die Schuld? —

Nachdem wir uns so mit dem Verf. zu verständigen versucht haben, folgen wir ihm durch das Thor mit dem Orgelwerke in den großen Hof der Abtei. Die ehrwürdige Kirche fesselt hier zunächst den Blick des Beschauers; ihre Stirnseite zeigt durchgehends den Rundbogenstil (Ref. hält diesen Ausdruck für unverfänglicher als den vom Verf. gewählten). Die beiden Zeichen der linken Spitzbogenfüllung werden hier nach Primisser als Alpha und Omega gedeutet, während man es früher als die Initialen von dem Spruche des Abtes Konrad: Mihi vindictam etc. betrachtete. Nicht zu läugnen ist, daß der Buchstabe A auf alten Inschriften öfter in derselben Form erscheint wie in Heiligenkreuz (s. Traité dipl. I.) und der Buchstabe Omega unzähligemale die Form ω hat, wie ich nur durch wenige Beispiele, die mir eben vorliegen, beglaubigen will. So erscheint die Form ω auf Münzen von Athen (Ekhel D. N. II. 214 — 16), Aegea (ibid. I. p. 201), Antiochia (Magn. Miscell. I. 5. 9), Aphrodisia (Rasche Lex. rei numm. I. 925.), Elea (ibid. II. 596), Cnidos (Patin. Impp. 336), Corcyra (Neumann pop. numm. I. 182), Sicyon (Rasche IV. 911 — 12), auf vielen egyptisch-griechischen Münzen (s. Zoega num. Aegyp. 320), auf Byzantinern, z. B. von Alexius I. und II. (Banduri II. 754 — 60); auf Inschriften, z. B. im Traité dip. 636 und 642; auf geschnittenen Steinen, wo ich nur den byzantinischen Steinschnitt in der Schatzkammer von Heiligenkreuz anführe, in dessen (später erwähnten) Umschrift das Omega nicht weniger als dreimal unter der Form ω vorkommt.

Daß hingegen der erste Buchstabe der Steinschrift auch M heißen könnte, wird bei einer flüchtigen Durchsicht des Traité, Walters, Heineccius etc. klar werden, so wie ω manchmal, obwohl selten, für W gilt; Beispiele im Traité I. 331.

Daraus, glaube ich, ergibt sich, daß die Entzifferung noch immer — Hypothese bleibt, daß, wenn auch die Annahme Hrn. Feils die plausiblere scheinen mag, sie eben, weil sie Annahme ist und nicht positiv erwiesen werden kann, zurückhaltender hätte vorgetragen werden sollen. — Die beiden für I gehaltenen Zeichen dürften schwerlich Buchstaben seyn, eher Leisten oder Bänder, die jenes A und ω mit den wellenförmigen Kreuzbalken verbinden. Noch ist zu bemerken, daß die zu beiden Seiten angebrachten Embleme von Mond und Sternen auf den meisten mittelalterl. Siegeln der Heiligenkreuzer-Aebte wiederkehren.

Das Innere der Kirche gehört zwei Bauperioden an. Dem Schiffe aus dem 12 Jahrhunderte schließt sich der zu Ende des 13ten Jahrhundertes hinzugebaute Chor an, mit seinen herrlich gemalten Fenstern und der Sonderbarkeit einer flachen Schlußwand. Das schöne Hochaltarblatt und zwei andere Bilder sind von Rottmeyer, die übrigen meist von Altomonte. Die von Fuchsmagen hieher gestiftete Tapete wird getreu beschrieben. Sie ist nächst den burgundischen Meßtalaren in der kaiserlichen Schatzkammer das Herrlichste, was von der Webekunst jener Zeit auf uns gekommen. — Wir werden sofort auf die Grabsteine der Kirche aufmerksam gemacht, worunter das doppelseitige Denkmal des Bischofes Konrad von Konstanz und des gleichnamigen Abtes von Heiligenkreuz auffällt. Ersterer starb aus Ekel vor einer Spinne, welche während der Messe in den Kelch fiel, den er leeren mußte. Der Verf. meint, es sey aus übelverstandener Pietät geschehen, allein es war nach dem Geiste jener schlicht-frommen Zeit Pflicht und Nothwendigkeit. Warum die Ideen und Begriffe des Mittelalters durch modern gefärbte Gläser betrachten? Was haben dann erst wir von unseren Nachkommen zu gewarten? An der Außenwand der Kirche ist der Grabstein des Ritters Chalhok von Bruk interessant. — Der Kreuzgang ist es, der unsere Aufmerksamkeit zunächst anspricht. Er ist älter, als jener von Zwettl und Lilienfeld; seine Fenster enthalten Grau in Grau gemalte Tafeln mit den sinnigsten, lebhaft an maurische Ornamente erinnernden Ranken und Schlingungen. Für die *Umschriften der Glasbilder*, die hier zum Erstenmale (selbst Hergott hat sie unrichtig) getreu mitgetheilt werden; so wie für jene der Grabsteine wird jeder Geschichtsfreund dem Hrn. Verf. danken. Das ist wahrer Gewinn! Das Helmzimir, welches sich am Grabsteine Wülfings von Harsendorf befindet, kommt auch auf alten Siegeln vor (z. B. auf dem Siegel Dietrichs von Pergau 1324 und Ulrichs von Pergau 1341).

Wir betreten nun das Kapitelhaus, die Grabstätte der Babenberger. Mit scheuer Ehrfurcht wandelt der Beschauer auf dem Marmor, unter dem so viele große stolze Herzen ruhn; vor Allen jener überkühne Friedrich, seines Hauses letzter Sprosse, dessen Steinbild — eine der wichtigsten Reliquien der Bildnerei des 13ten Jahrhundertes — wohl Niemand ohne ernste Rührung betrachten wird. Durch einen Druckfehler (denn S. 367 ist die Angabe über denselben Gegenstand richtig) ist Raiza als Gemalin Heinrich des Jüngeren genannt, der ihr Sohn war, so wie ihr Todesjahr nicht 1187, sondern 1182 ist.

An der Todtenkapelle der Conventualen vorüber führt uns hierauf der Verf. in das Sommerrefectorium mit der vom dreiundachtzigjährigen Altomonte in jugendlicher Fülle der Fantasie gemahlten Speisung der Fünftausend. Nach Besichtigung der beiden alten Dormitorien besuchen wir die Sammlungen der Abtei, die Schatzkammer zuerst. Wenn der Kreuzpartikel durch den Inhalt und die Pracht der Fassung (20,000 fl. im Werthe), eben dadurch die prächtige Monstranze (30,000 fl.

ein wissenschaftlich nur zu sehr vernachläßigtes Fach, das so glänzende Resultate für Kunst-, Regenten- und Sittengeschichte, für Genealogie, Heraldik, Sprach- und Kostumkunde verspricht, erkannt und gewürdigt zu haben. Cuique suum.

und die 107 Mark schweren Silberleuchter in Staunen setzen, so befriedigen den Freund mittelalterlicher Kunst zwei andere Gegenstände. Erstlich ein Brustbild der Madonna die Handflächen auswärts gekehrt, halb erhoben aus der Mitte einer über 6 Zoll großen Serpentinplatte geschnitten. Am Rande folgende Legende: † Θ · · · · Ι ΘΕΙ ΝΙΚΗΦΟΡΩ ΦΙΛΟΧΡΙϹΤΩ ΔΕϹΠΟΤΗΩ. ΒΟΤΑΝΕΙΑΤΗ. Zur Linken Mariens ΜΡ (μητης) ΘΥ (Θεου). In Bezug auf den in der Legende genannten Nicephorus findet sich auf der Rückseite folgende auf Papier von neuerer Hand geschriebene interessante Notiz: »Hic Nicephorus. Imp. Constant. III. nomine dictus Botoniates prius dux militiae in Asia, fuit proclamatus Caesar usque ad annum 1081 ubi depositus, Monachum induit. Despotis autem titulus proximo post Caesarem Principi tribuebatur, similiter filiis, generis, et etiam Patriarchis.«

Ein so großer byzantinischer Steinschnitt dürfte unter die Seltenheiten gehören, und Hr. Feil hätte ihn wohl etwas näher betrachten und beschreiben sollen, besonders da die Gefälligkeit der Herren Conventualen [1] jede nähere Untersuchung so sehr erleichtert. Das andere alte Kunstwerk ist ein ungemein zierlicher Elfenbeinschnitt, das der Verf. ebenfalls sehr kurz abfertigt. Es verdient aber alle Beachtung: In der Halle eines Gebäudes mit Arkaden und Thürmen (im Rundbogenstil) sitzt ein Mann in einem langen Gewande und schreibt beim Schein einer herabhangenden Lampe auf die Blätter eines Buches, das vor ihm auf einem äußerst zierlichen Pulte liegt. Eine Taube sitzt auf seiner Schulter und hält den Schnabel dicht an sein Ohr. In dem untersten Raume des Gebäudes sitzen drei Männer in einfache Gewänder gekleidet. Der Eine hält auf seinen übergeschlagenen Knieen eine Tafel, auf welcher er mit der Rechten schreibt, während die Linke ein hornartiges Tintenfaß mit einer Spitze unten zum Einbohren, hält; — der Zweite scheint über das Aufzuschreibende nachzusinnen, er hält in der aufgehobenen Rechten eine Feder, in der Linken die Schreibtafel. Der Dritte ist im Schreiben begriffen. Ein Rahmen von übergeschlagenen Akanthusblättern umgibt das Ganze.

Hr. Feil sagt freilich, daß er bei der strengen Verwahrung der Schatzkammergegenstände jene byzantinische Inschrift nicht kopiren konnte, und wahrscheinlich ist aus demselben Grund der herrliche Elfenbeinschnitt nur flüchtig erwähnt, allein hätte sich Herr Feil, wie es Pflicht war, an irgend einen der Herrn Conventualen, oder noch besser an den humanen Vorsteher der Abtei gewendet, so würde ihm ohne allen Anstand die Besichtigung und Copirung dieser Kunstschätze freundlichst gestattet worden seyn. Die Münzsammlung [1] scheint der Hr. Verf. weniger oder gar keiner Aufmerksamkeit werth gehalten zu haben. Abgesehen, daß die Zahl der Münzen nicht unbedeutend ist, enthält sie eine der größten Münzseltenheiten, die Medaille des Abtes Udalrich von 1581. Vorderseite: Brustbild des Abtes, das bärtige Haupt mit dem Biret, den Hals mit einer reichen Krause bedeckt. Umschrift: VDALRICUS. ABBAS MONASTERII. SA. CRVCIS. A. (etatis) S. (uae) LV. 1581 X Das vereinigte Abtei- und Abtwappen. Umschrift: GLORIATIO. NOSTRA. — IN. CRUCE CHRI — Unten: RR. — Thalergröße. AR. Gegossen. —

(Schluß folgt.)

---

Reise- und Lebens-Skizzen nebst dramaturgischen Blättern von Friedr. Heinse. 1. Theil: Böhmen. Leipzig Redam, 1837. 310 S. 8.

Kaum läßt sich über das vorliegende Werk etwas Besseres sagen, als die Bemerkungen sind, mit welchen das Repertorium der gesammten Deutschen Literatur die Anzeige desselben begleitet hat. »Referent,« heißt es dort, »ist in der That bei der Anzeige dieses Buches in Verlegenheit. Er fand sehr viel Treffliches darin, das ihm aber hier theils nicht an rechter Stelle scheint, theils zum größten Theil aus fremder Feder kam. Geistreiche Bemerkungen über Herrnhut machen den Anfang und bieten ähnlichen über Groß-Hennersdorf, einer Lebensskizze des Grafen von Hohenthal († 1794) und seines Sohnes († 1825), so wie einer Schilderung von Zittau, die Hand, wo sich sogleich eine kleine Kritik über die Arbeiten des hier gebornen H. Marschner anschließt. So weit ist es gut; aber jetzt werden wir nach Liebwerda versetzt, und erhalten von S. 31 — 124 eine Kritik über die Gastdarstellungen des Herrn und der Mad. Wolff auf der Leipziger Bühne 1818, nicht vom Verf., sondern wie sie damals A. Wendt und W. Gerhard gaben. So geistreich diese Ansichten sind, so müssen sie doch hier als fremde Arbeit um so mehr auffallen, da sie eben so gut in eine Reise nach Konstantinopel, wie nach Böhmen gehören. Eine Lebensskizze der Sängerin Funk folgt unmittelbar darnach. Wir kommen nach Reichersberg und Prag, nach Teplitz, den Umgebungen desselben, wo der Verf. in Dux (S. 148) das bekannte Bassin dort fälschlich, gleich Andern, aus schwedischen Kanonen gegossen seyn läßt, die Wallenstein dem Könige Gustav Adolph bei Nürnberg abgenommen haben soll, obschon das Bassin 1630 gegossen und der Kampf bei Nürnberg erst 1632 bestanden worden ist! Jetzt beginnen wieder musikalische Discorsi, 1) über Morlachis Tebaldo ed Isolina, 2) über die Leistungen der italienischen Operngesellschaft

---

[1] Ich wenigstens kann die ausgezeichnete Gefälligkeit des mich bei meiner Anwesenheit in Heiligenkreuz begleitenden Hrn. Professors Gregor nicht genug preisen.

[1] Welche unter der Obhut des gelehrten und für sein Fach mit der thätigsten Vorliebe unermüdeten Capitularen P. Joh. Nep. Weis steht.

zu Leipzig 1830, vom Verf. selbst (S. 153 — 216), worauf sich 3) dann von A. Wendt Gedanken über die neuere Tonkunst und Beethovens Musik, namentlich dessen Fidelio, anschließen, welche dieser gediegene und geschmackvolle Kenner 1816 und 1818 geschrieben hat, die den ganzen übrigen Theil des Buches füllen. Was dieses enthält, weiß jetzt der Leser; wie es gerade mit »Böhmen,« in Verbindung steht, wenn wir etwa das über den in Prag geschriebenen Don Giovanni Mozarts ausnehmen, mag uns der Verf. später vielleicht aufklären, denn ein Vorwort, welches seinen Plan darlegte, ist nicht beigegeben. Daß der allergrößte Theil des Buches fremdes Gut sey, scheint mir am wenigsten gerechtfertigt werden zu können. — W.

---

Kurze Uebersicht der sprachlichen und literarischen Denkmäler des deutschen Volkes nach ihrer geschichtlichen Entwickelungsfolge mit Sprachproben von Ulfila bis Gottsched, sammt Erklärung derselben. Zunächst für die oberen Klassen der baier. Gymnasien berechnet von Dr. Joh. Georg Beilhack, Prof. am kön. Gymnasium zu Landshut. München, Lindauer, 1837. VIII und 233 S. 8.

Wir haben schon einmal Gelegenheit gehabt, von der zweckmäßigen Einrichtung zu sprechen, nach welcher in den zwei oberen Klassen der baier. Gymnasien der Vortrag über altdeutsche Sprache und Literatur als öffentlicher Lehrgegenstand aufgenommen worden ist. In dem vorliegenden Werke tritt uns nun ein zweiter Versuch entgegen, welcher die Erfordernisse eines Lehr- und Handbuchs der Literatur vereinigend dem Gymnasialunterrichte in den erwähnten Gegenständen zum Grunde gelegt werden könnte. Es läßt sich nicht übersehen, daß der Verfasser die vorhandenen Hülfsmittel mit Umsicht benützt hat, und allenthalben gute Kenntnisse entwickelt; allein wenn man uns die Frage stellen würde, ob er auch seinen Zweck vollkommen erreicht, könnten wir nicht unbedingt ja sagen. Nach einer grammatischen Einleitung in Bezug auf gothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Conjugation und Declination in 44 Abschnitten, folgt eine gedrängte Uebersicht unserer Nationalliteratur von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten herab, wobei die allmälige Entwicklung der deutschen Sprache durch eingelegte Beispiele anschaulich gemacht wird. In einem Anhange von S. 221 — 233 findet sich der Text des Hildebrandsliedes und des Gedichtes vom Weltuntergange (Muspilli) mit wörtlicher Uebersetzung. Diese Eintheilung erscheint allerdings als zweckmäßig, allein es fehlt bei den einzelnen Sprachdenkmalen in der Regel die literarische Nachweisung, wofür das (S. 215 — 220) nachträgliche und dürftige Verzeichniß von Ausgaben einiger der wichtigsten Werke keinen vollen Ersatz bietet; es fehlen ferner bei den Schriftstellern hinreichende biographische Notizen. Indessen diese Mängel lassen sich durch den mündlichen Vortrag ersetzen, obgleich dadurch viele Zeit verloren geht. Wichtiger erscheint der Uebelstand, der aus der Uebersetzung der älteren Sprachproben entspringt. Dadurch wird einerseits der Lehrer außer Stand gesetzt, diese für den Unterricht zu benützen, andererseits aber ist dem Schüler die Gelegenheit genommen, die erworbenen Kenntnisse an gegebenen Beispielen zu prüfen und durch Anstrengung der eigenen Kräfte sie zu vermehren. W.

---

## Notizen.

Die Gesammtzahl der Zöglinge und Studirenden zu Tirnau betrug im letzten Sommercurse 239, von welchen 97 Theologie und 142 Philosophie studirten. Die Bibliothek der Anstalt zählt 10.000 Bände; das Naturaliencabinet, besonders in den Conchylien gut ausgestattet, enthält unter andern über 8000 Stücke, im Fache der Mineralogie, eine ornithologische Sammlung, ein Herbarium u. s. w. Auch ist neuerdings ein botanischer Garten angelegt worden.

---

Gedichte, wie die »Neuen Lieder von F. Brunold« (Prenzlau, 1837) sind schon zu Tausenden gedichtet worden, ohne daß sich dadurch ihre Verfasser die Unsterblichkeit ersungen haben. Wer sollte auch nicht gleichgültig werden gegen solche Erzeugnisse der Lyrik, in denen dieselben Gegenstände mit denselben Empfindungen, Bildern und Wendungen besungen und gepriesen werden? Ueber Schmerz und Glück der Liebe, über Schönheit, Grausamkeit oder Gefälligkeit der Geliebten läßt sich unendlich viel, folglich auch unendlich viel Einförmiges und Unbedeutendes sagen.

---

So wenig der Titel: »Schickungen« Novelle von Theobald im Osten (Bunzlau, 1837) etwas Bestimmtes andeutet, sondern sich unter einem so viel umfassenden Namen darstellt, daß man an alles, was es auch sey, denken kann, so wenig Befriedigung gewährt auch die Erzählung selbst, indem sie eine Menge sonderbarer und unnatürlicher Thatsachen zusammenstellt, denen es zuletzt an einer gewissen Einheit und dem ansprechenden Gepräge fehlt, welches der Betrachtung verworrener Schickungen unseres Geschlechtes erst Werth und Reitz gewährt.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

98. Sonnabend den 9. December 1837.

Wiens Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise, von Adolf Schmidl. Dritten Bandes zweite Abtheilung, bearbeitet von Joseph Feil. Wien, bei Gerold 1837. 524 S. und 2 Beilagen.

(Schluß.)

Was über das Archiv gesagt ist, kommt zuletzt auf nichts heraus; das Archiv ist übrigens, sowohl an Menge als Wichtigkeit der Urkunden eines der ersten geistlichen Archive im Lande. Welches hätte ihm eine gleiche Zahl Babenberger Urkunden (Dreißig) entgegenzustellen? oder eine goldene Bulle vom Hohenstauffen Friedrich ꝛc.?

Lobenswerther ist die Darstellung der Bibliothek, mit genauer Angabe der wichtigeren Manuskripte. Hier befindet sich auch (und zwar für den Beschauer der Manuskripte recht augenfällig) der Suttinger'sche Plan von Wien, den der Verf. p. 376 für verschwunden und unerkundbar angibt. In der Gemäldesammlung findet der Kunstfreund außer dem vom Verf. erwähnten, noch manches Werthvolle, z. B. Strudel's sehr schönes Bild: einen h. Sebastian nach Guido aus seiner Schule; einen trefflichen Johanneskopf eines unbekannten italienischen Meisters. Irrig ist übrigens, daß die altdeutschen Bilder als Werke »Albrecht Dürers« bezeichnet sind. —

Das Naturalien- und Schaukabinet hat der Verf. ebenfalls sehr geringschätzig abgefertigt. Er nennt ersteres »das sogenannte Naturalienkabinet, und wirft es mit dem zweiten zusammen.

Wir wollen das Hauptsächlichste von Beiden kurz anführen, und dem Leser die Entscheidung überlassen, ob der Verf. billig war.

Das Naturalienkabinet besteht:

1. Aus einer Anzahl besonders gut ausgestopfter Quadrupeden und Vögel des Vaterlandes.

2. Aus einer Sammlung in Weingeist aufbewahrter Reptilien und Amphibien, und einer an schönen Exemplaren reichen Conchilienkollektion.

3. Aus einem trefflich eingerichteten Herbarium und einer höchst instructiven forstbotanischen Sammlung.

4. Aus einem nach Mohs geordneten Mineralienkabinete mit vielen ausgezeichneten Exemplaren.

5. Aus einer Sammlung jährlicher Wollproben, welche eben so die von Jahr zu Jahr steigende Veredlung der Wolle auf eine, dem Vaterlandsfreunde erfreuliche Weise zeigt, als auch der Abtei zur sichersten Controlle ihrer bedeutenden Schäfereien dient. Diese Sammlung wurde von dem jetzigen Herrn Prälaten selbst angelegt. — Im Schaukabinete verdienen erwähnt zu werden: Zwei antike Schlangen von Bronze, ein schön gearbeitetes altes Pulverhorn, ebenfalls Bronze; ein Schrank voll zierlich ausgelegter Jagdgewehre mit Lunten-, Rad- und Feuerschlössern; einige zierliche Elfenbein-Arbeiten, chinesische Fabrikate ꝛc. Ferner in Hinsicht auf Kunst: Giulianis Modelle und 2 Bronzefiguren, Adam und Eva. Hier befindet sich auch die unglückselige Bretze, zur Zeit des Stephansthurmbaus gebacken, deren Anblick dem Verf. so widerlich war, daß er an ihre Vernichtung zwei gewaltige Ausrufungszeichen als eben so viele Hau- und Stoßzähne verschwendete. Aber im Ernste, warum hing sich denn der Verf. an die Bretze, um der guten Abtei ein Paar Ausrufungszeichen zu versetzen? Ich fürchte dieselbe unerklärliche Befangenheit, die in dem ganzen Artikel Heiligenkreuz unverkennbar durchschimmert, bewog ihn auch diese minutias seines Belächelns zu würdigen, nur Schade, daß wir die Notiz hinzufügen müssen, daß das Alter jener Gries-Bretze wirklich bis zu dem Jahre nachgewiesen werden kann, in welchem der Grundstein zu dem unausgebauten Thurme von St. Stephan durch den Abt Johann von Heiligenkreuz geweiht wurde [1]. Und nun genug von dieser.

Indem ich den ganzen Abschnitt (Nr. 22) über Heiligenkreuz durchgehe, wird es mir fast von Zeile zu Zeile unglaublicher, daß der Verf. so gründlicher, genauer, trefflicher Aufsätze, wie die Darstellungen Bertholdsdorfs, des Gaisberges, Badens ꝛc. einen solchen jenen Vorzügen diametral-entgegengesetzten Aufsatz niederschreiben konnte. Fern sey es von mir, dem Herrn Verf. Animosität zuzumuthen, aber eben so wenig kann ich die, keineswegs objektive Befangenheit desselben gut heißen oder ignoriren, die ihn verleitete, gegen eine würdige Corpora-

1 Nach der Angabe des Hochw. Herrn Koll.

tion, voll Sinn für wissenschaftliches Streben, Pfeile abzudrücken, die rückprallend nur den Schützen selber treffen können. Wollte er bei seinem ersten literarischen Austreten Effect machen, so hätte er Tadel, Kritik und Achselzucken dort anbringen sollen, wo dieß ungezwungen, gerecht und billig geschehen konnte, betrachtete er aber diese Invektiven als einen Vorzug seines Buches, so hätte er besser gethan, sie wegzulassen, und es dem Fleiß, der Umsicht, Rundung und Gründlichkeit, die in den übrigen Nummern herrschen, ruhig überlassen, können, seinen literarischen Ruf zu gründen.

Möge diese etwas länger, als ich selber wollte, gerathene Erörterung eine gute Statt bei dem Verf. finden, dessen Streben Ref. viel zu sehr achtet, als daß er nicht wünschen sollte, ihn vor jener, unter den sogenannten »Literaten« arg grassirenden »Schimpfwuth« für immer behüthet zu sehen. Und nun weiter im Inhalt des Buches.

Die Nummern 23—27 beschreiben die Strecke von Neudorf bis in das Helenenthal. In Neudorf ist die in einem einfachen edlen Style erbaute Kirche mit Bildern von Ign. Unterberger und H. Maurer sehenswerth. Schade, daß das Innere so bunt und bäuerisch übertüncht wurde. Talling mit der größten Steinpresse Oesterreichs, und Gumpoldskirchen werden in Nr. 24 beschrieben. Im letzteren Markt ein ungeheurer Steinsarkophag mit einer Inschrift die ich so lesen zu müssen glaube: M. ANTONI*S ‘IRPEV. (Der 4te Buchstabe ist oben ausgebrochen und war ein T, an der Stelle wo ich ein * setze, stand ein V, so daß das erste Wort Antonius heißt. Ueber die ganze Inschrift werde ich meine bescheidene Meinung nächstens dem antiquarischen Publikum vorlegen.) Das zierliche Siegel, welches am Rathhause aufbewahrt wird, gehört nicht dem fünfzehnten Jahrhundert an, wie schon die Buchstaben der Umschrift zeigen; zudem kommt es an einer Urkunde von Heiligenkreuz d. anno 1378 im rothen Wachse (damals noch eine seltene Auszeichnung) abgedruckt vor, auch ist Gumpoldskirchen also geschrieben in der Umschrift: GVMPOLCZKIRCHEN. In Inschriften-Copiren kann man nie diplomatisch-kleinlich genug seyn.

Der 26ste Ausflug schildert Baden mit seinen unvergleichlich reitzenden Umgebungen. Diese Schilderung nun ist in naturhistorischer, historischer, antiquarischer und topographischer Hinsicht gleich ausgezeichnet durch Rundung, Genauigkeit, glückliche Auffassung, und meist besonnene Mäßigung, wenn auch der Gegenstand noch so anlockend zu ausführlicheren aber hier unpassenden Diskussionen gewesen wäre. Besonders der Alterthümler wird Hrn Feil sehr dankbar seyn für die sehr genaue und deutliche Beschreibung des Grabdeckels der Stifter des Augustiner-Klosters aus dem 13. Jahrhundert, weniger wird der Kunstfreund mit der Meinung des Verf. über Peters Altar als übereinstimmen können. Ein Auszug dieser Partie ist überhaupt nicht leicht möglich, da die einzelnen Theile zu sehr in einandergreifen und die Form, obwohl inhaltvoll, doch sehr kompakt gehalten ist.

Hinsichtlich des Styls ist großentheils Lobenswürdiges zu sagen. Wenn der Hr. Verf. sich vor einigen überschwenglichen Ausdrücken (z. B. dem oft wiederkehrenden gemüthlichen Wirthshaus, gemüthlichen Speiseplatz rc.), unnöthigen Fremdwörtern (z. B. Elevazion, grandesk, situirt, Arena rc.) in Acht nehmen, wenn er mehr Konsequenz der Schreibart (eine dagegen sündigende Stelle S. 344, Zeile 3 — 14 von oben), die eben so wie Glätte derselben nur durch öfteres Feilen erlangt wird, eigen machen will, so wird er auch in dieser Beziehung Ausgezeichnetes leisten können.

Diese Kleinigkeiten mögen dem Herrn Verf. beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit wir sein liebes Buch lasen. Wir wünschen ihm Glück, daß er sich ein Fach zum Kreise seines literarischen Wirkens erwählt hat, zu dem er so ganz und gar befähigt ist, und uns, daß nach langem Zwischenraum endlich die österreichische Topographie einen würdigen Repräsentanten wird aufzuweisen haben, ein Fach, schwieriger als beim ersten Anblick erscheint, da es einestheils unendliche Geduld und Ausdauer zur Ausmerzung einer Unzahl Irrthümer voraussetzt, anderntheils aber viel wissenschaftlichen Fonds, Scharfsinn und Darstellungstalent erfordert, Eigenschaften, *die bei dem Hrn.* Verf. meist in großem Masse anzutreffen *sind.* Möchte er recht bald eine selbstständige Arbeit unternehmen, er bedarf keiner, nur auf der Oberfläche glänzenden Folie, wie das Werk, dessen einen Theil sein Buch ausmacht.

Der beigegebene Plan ist von K. Stein gelungen ausgeführt; mit vielem Fleiße und einer außerordentlichen Genauigkeit hat Hr. Jos. Häusler, wie im 1sten Band das Panorama der hohen Wand, so hier jenes vom eisernen Thore aus gezeichnet. Druck und Papier sind gut, die Correktur hingegen wenig sorgfältig.

Beim Schlusse dieses Referats, dessen Beendigung nicht so bald erfolgen dürfte, sey es mir erlaubt, auf eine Aeußerung, die in dem Buche: „Kunst und Alterthum im österr. Kaiserstaate," enthalten ist, zu antworten. Am Schluß des Anhanges, womit Herr Pf. Kaltlinger das Buch schmückte, kommt bei Gelegenheit der Melker Grabsteine recht auffallend mit durchschossenen Lettern die Stelle vor: »Mella, Schmidl verbessernd, irrt selbst.« Jeder, der diese Rüge, nicht aber Schmidls Buch liest, muß glauben, Schmidl habe den rechten Namen, und ich in dünkelhafter Verbesserungswuth einen falschen. Dem ist aber nicht also. Ich tadelte Hrn. Schmidl über die Kürze und Gleichgültigkeit, mit der er beide Oehlberge in gleichen Ausdrücken abfertigt, als wären beide von einerlei Kunstwerth. Indem ich nun den schönen, mit lebensgroßen tüchtig gearbeiteten Figuren beschrieb, verwechselte ich den Namen des Errichters

mit dem des nahe dabei befindlichen zweiten Oehlberges. Ich irrte also keineswegs auf gleiche Weise als Hr. Schmidl, wie doch jene Stelle ausdrückt. Ich bin übrigens für die Berichtigung meines Irrthums Hrn. Prof. Kaiblinger herzlich verbunden und setze die derbe Form derselben keineswegs auf seine Rechnung; da es mir bekannt ist, daß jene Berichtigung in einem Privatbriefe an Hrn. Tschischka enthalten, und dazu bestimmt war, demselben als Leitfaden zu dienen, nicht aber, um wörtlich und durchschossen abgedruckt zu werden. Ueber diese Böswilligkeit, deren Quelle mir nur zu sehr bekannt ist, hätte ich getrost schweigen können, wenn sie sich als von Hrn. Tsch. ausgegangen dargestellt hätte, da aber dieser sich hinter den blanken, durch keinen literarischen Mackel angerosteten Schild einer so anerkannten Autorität, als der Name Kaiblingers ist, verbarg, so glaubte ich es mir und dem (glücklicherweise wenig zahlreichen) Lesepublikum der Tschischka'schen Compilation schuldig zu seyn, die Sache zu erörtern. — Ueber den Zank, daß jenes altdeutsche Melkerbild nicht wie ich angab »Madonna das Christuskind nach Art des bekannten Gemäldes von Correggio anbetend,« sondern »Christi Geburt« (!) darstellt, berufe ich mich auf alle, die dieses Gemälde sahen. — Daß die mangelhafte Lapicz'sche Grabschrift, das Hieronymusmonogramm, der Name Winterberger statt Wintperger, die Angabe, daß das Göttweiher byzantinische Schnitzwerk 8 Fuß breit ist (statt 8 Zoll), die fehlerhafte Randschrift des Grabsteins, dessen Vorstellung von mir und wohl von Jedem, der die Sculptur betrachtet, für eine Aebtissin gehalten wurde und andere derlei Kleinigkeiten, die der kundige Leser ohnehin verbessert, bloße Druckfehler waren, wird mir die verehrliche Redaktion gern bestätigen [1].

Nochmals wiederholen wir den aufrichtigen Wunsch für das wachsende Fortblühen und kräftige Gedeihen eines so ausgezeichneten topographischen Talents, als das des Herrn Feil.

Eduard Melly.

## Kunstzustände in Berlin.

### I.

Schon längst ging ich damit um, ein Kunstpanorama von Berlin zu entwerfen und Ihnen für Ihre Zeitschrift zur Mittheilung zu übersenden. Zuvörderst würde ich Ihnen ein anschauliches Bild von der äußern Physiognomie unsrer Hauptstadt zu geben suchen; Sie müßten mir durch die Straßen und über die Märkte folgen und die Gebäude in Augenschein nehmen, die den Charakter der einzelnen Stadttheile bedingen. Erhabene Münster fehlen uns, aber wir sind nicht ganz arm an Denkmalen gothischer Baukunst, und selbst zu dem ältesten märkischen Feldsteinbaue liefert die untere Thurmfronte der hiesigen St. Nicolai-Kirche einen interessanten Beitrag. Von den verschiedensten, im Verlaufe der Jahrhunderte herrschend gewordenen Bauweisen und Modewandlungen des Baugeschmacks haben wir mindestens Proben aufzuweisen, und in den neuesten Zeiten hat Schinkel den alteinheimischen Ziegelbau, der keine Uebertünchung duldet, in der Werder'schen Kirche und dem Bau-Akademiegebäude wieder in Anwendung gebracht, während an den neuen Wohnhäusern der Bürger, die aller Orten so schnell wie die Pilze aus der Erde wachsen, farbiges Schmuckwerk im pompejanischen Geschmack immer häufiger zum Vorscheine kommt. Man hat hier eine förmliche Wuth, neue Häuser zu bauen oder die älteren wenigstens abzuputzen und mit Oehlfarbe in dem bezeichneten Geschmacke zu bemalen. Die neuen Gebäude sind freilich elegant, freundlich, auch bequem, wiewohl man auch in dieser Hinsicht manches vermißt, was bei den Neubauten in München nie fehlt, aber sie sind leicht sehr leicht, für das Bedürfniß des Augenblicks gebaut, und manche stürzen ein und bekommen Risse, noch ehe sie bewohnt werden. Für größere, öffentliche Bauten wird man beinahe genug gethan haben. Das Prinz Wilhelm'sche Palais, das neue Thor und eine große Kaserne in der Friedrich-Wilhelms-Stadt sind die letzten, zu Ende gebrachten Bauten dieser Art. Der Ausbau der Universität ist im raschen Fortschritte begriffen und wird, nach seiner Vollendung, wahrscheinlich dem Ausbaue des äußerst schadhaften Bibliothekgebäudes Platz machen. Ich würde Sie dann auch auf unsere gartenähnlichen Friedhöfe, die manches fast vergessene Bildwerk ziert, und in den Thiergarten führen, dessen Verschönerungen ziemlich rasch vorwärts schreiten. Hier lichten sich allmählich die unzugänglichsten Pfade, und es gewährt in der That einen erfreulichen Anblick, wenn man sieht, mit welcher Behaglichkeit, besonders an Sonn- und Festtagen, die wogende Menge sich jetzt da, wo man früher kaum festen Fuß fassen konnte, in breiten, von laubreichen Bäumen beschatteten Gängen lustwandelnd ergeht. Manche Partie hat freilich ihre romantische Wildheit verloren und muß sich jetzt mit kleinlichem Schmucke begnügen, den man hier, wie im Lustgarten vor dem Museum, besonders in Blumenanlagen liebt. Aber der Schmerz über die Zerstörung manches alten Lieblingsplatzes macht allmählich der Freude an der Schönheit und Zugänglichkeit der neueren Anlagen Platz. Der Mangel an fließendem Wasser, das unter anderen auch dem englischen Garten in München einen so lebendigen und bleibenden Reitz verleiht, wird hier jedoch stets fühlbar bleiben. Ich würde Sie dann auch in das Innere unserer Kirchen, Paläste und Museen geleiten und selbst in den hiesigen Kunst-Privatsammlungen der Grafen Raczynsky, Rödern und Blankenburg, so wie der Herren Reimer, Wagner und Thiermann bekannt machen; ich begnüge mich aber diesmal damit, Sie noch auf manches andere hinzuweisen, was zur Charakterisirung unserer gegenwärtigen Kunstzustände beitragen kann.

---

[1] Ja!

Auf unsere Sculptur und unsere Leistungen in mehreren Zweigen der Kunstindustrie habe ich immer große Stücke gehalten, und was die Architektur betrifft, so dürfte sich München nicht rühmen, in Leo von Klenze einen Baukünstler zu besitzen, wie wir in Schinkel. Klenze hat wohl Sinn für schöne Formen und Fertigkeit im Entwerfen, aber keinen durchgebildeten Geschmack, keinen Schwung der Fantasie, keine Erfindungsgabe! Alle seine Gebäude sitzen in der Erde. Die Glyptothek lag früher noch viel tiefer und gedrückter; da ließ er rundherum mehrere Fuß tief Erde ausgraben. Da bilden sich denn, wenn es stark regnet, große Seen vor derselben, die man in München nach seinem Namen benennt. Auch der Römersaal in der Glyptothek hat erst durch Ausgraben des Erdreichs seine jetzigen schönen Verhältnisse bekommen. Als Thorwaldsen das von ihm entworfene und von Klenze architektonisch angeordnete und in der Michaelskirche in München aufgerichtete Denkmal Leuchtenberg's sah, rief er aus: »Aber, wie tief! wie tief!« und gleich war der Baumeister bei der Hand und meinte, dem Uebelstande könne durch Ausgraben abgeholfen werden. So viel ist gewiß, daß auch das nach seinem Entwurf errichtete Gebäude des Kriegsministeriums, ebenfalls so tief im Boden liegt, daß der Regen vor dem Eingange stets sich ansammelt. Eben so kann man die eilf Glaskuppeln, welche das Dach der Pinakothek entstellen, keineswegs schön nennen. Wie man hier sagt, soll jetzt besonders Herr von Gärtner und Ziebland hoch in der Gunst des Königs Ludwig stehen. Schinkel hätte nach München zu Cornelius, Heß und Schnorr, oder diese drei hätten nach Berlin zu Schinkel gepaßt; nur müßte alsdann freilich der historischen Kunst der Malerei hier in Berlin derselbe Vorschub geleistet worden seyn, wie in München.

Bei uns geht die Malerei zumeist nur nach Brot! Eben so wenig Hervorstechendes und Erquickliches hier, wie auf den Gebieten der Wissenschaft. Wir vegetiren träumend wie die Pflanze und meinen der Kunst zu dienen, während wir doch nur den Zwecken unseres selbstsüchtigen, materiellen Bedürfnisses oder zweideutigen Ruhmes nachgehen. Unser hauptstädtisches Leben mit seiner ermüdenden Zerstreutheit, seiner zerrissenen Geselligkeit und seiner ständigen Hitze, die zwischen den Häusern liegt und bis in das Innerste der Gesellschaftszimmer dringt, sagt dem künstlerischen Schaffen, das in gleichmäßig bewegter, geräuschloser Stille wie in der ungekünstelten Behaglichkeit der Verhältnisse am Besten gedeiht, nicht recht zu. Die Kunstjünger haben keine Ruhe, keine Rast im Atelier; sie verlassen gern ihre Staffelei, um anderwärts Unterhaltung zu suchen. Die Meister klagen, können aber mit Gewalt dem Uebel nicht abhelfen. Diese großstädtische Zerstreutheit ist es jedoch nicht ausschließlich, woran unser geselliges Leben und mit ihm unsere Kunst siecht. Es fehlt an einem geistig belebenden Mittelpunkte für unsere geselligen, wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen. Großartige Staatsinstitutionen gehören dazu, um die Wissenschaft in's Leben einzuführen, und die besten künstlerischen Kräfte müssen endlich verkümmern und an sich selbst irre werden, wenn sie nicht auch für höhere, öffentliche Zwecke benutzt, wenn sie nur von der Laune und Eitelkeit eines Publikums abhängig gemacht werden, das man bei weitem eher kunsteigensinnig als kunstsinnig nennen dürfte. Wir zehren und leben von dem Weihrauche, den wir uns selbst gegenseitig streuen, und während bei uns schon das Mittelmäßige seine Lobredner findet, wird anderwärts das augenfällig Gute und Treffliche kaum genannt.

Befangen in dieser Selbstsucht, haben wir keinen freien Blick für das Außerordentliche, was anderwärts geschieht; und es klingt fast lächerlich, wenn ein hiesiger Kunstreferent bei Gelegenheit der Ausstellung der Hunnenschlacht von Kaulbach, welche man freilich mit dem verdienten Beifall aufnahm, davon spricht, daß die Münchener Schule unserer norddeutschen ergänzend gegenüberstehe, als wenn nicht vielmehr das Verhältniß beider Schulen gerade umgekehrt wäre. Man sieht, und ich weiß es, daß dieser Kunstkritiker die Großartigkeit und epochemachende Bedeutsamkeit der Münchener Kunstbestrebungen nur aus einzelnen, ihm zufällig zu Gesicht gekommenen Bruchstücken, nicht aus der vollen Anschauung der Wirklichkeit kennt, wozu sich die Kunst in der baierischen Hauptstadt so schön entfaltet hat.

Diese Liebedienerei wird innerhalb der bestehenden Kunst- und Gelehrtenvereine am weitesten getrieben; an ihr scheitert die Rüge der öffentlichen Kritik, die bei allen ihren Mängeln immer noch besser wirkt, als das geheim gespendete freundschaftliche Lob. Hier liegen zum großen Theil die Keime unseres Verderbens in Literatur und Kunst. Wenn einerseits die hiesige Kunstkritik nur nach den Eigenthümlichkeiten der Düsseldorfer Schule die Höhe und die Bedeutung der heutigen Kunstentwicklung beurtheilt, und anderseits die Schriftkritik sich erdreistet, die nach ihrem eigenen Gesetz und ihrer eigenen Form frei und umfassend waltende Kraft des schöpferischen Geistes mit dem eben so einseitigen Maßstab ihres philosophischen Systems zu messen, so ist man in einem Irrthume befangen, der sich nur durch die engen Lebenskreise, in welchen sie sich bewegen, wie durch ihre eigene Engherzigkeit entschuldigen läßt. Die Zeit allein wird ihn zerstören, und während sie noch von der Gewalt der Prinzipien träumen und von ihnen das Heil der Welt erwarten, wird das Leben selbst und mit ihm Literatur und Kunst, ehe sie es vermuthen und ohne ihr Zuthun, eine andere Gestalt angenommen haben.

Zerstörender, auflösender wirkt im Bereiche der Literatur und Kunst nichts, als der mangelnde Einfluß höherer, allgemeiner Begünstigung, welche die vorhandenen geistigen und künstlerischen Kräfte zu öffentlichen, nationellen Zwecken zu verwenden geneigt wäre. Der Einzelne ist auf sich selbst angewiesen, und die Kunst, wie die Literatur, auf diese Weise zum Gewerbe herabgesunken.

Die Beschuldigung ist hart, trifft aber diejenigen nicht, die in der Stille ernstere Bestrebungen verfolgen oder unter dem Schutze der Oeffentlichkeit im Stande sind, ihren Kräften eine höhere Entwickelung angedeihen zu lassen. Fast scheint es, als beruhe die Bedingniß und der Hebel unserer materiellen rein geistigen Existenz heut zu Tage nur in der Schnelligkeit. Man liebt bei uns kleine, flüchtige Werke zu schaffen, die dem herrschenden Modegeschmacke huldigen und Hoffnung auf leichteren Absatz gewähren. Es ist gewagt, aus eigenem Antriebe sich umfangreichere und bedeutsamere Aufgaben zu stellen. Einzelne reiche, kunstliebende Privatleute vermögen eben so wenig, wie die bestehenden Kunstvereine einen großartigen Aufschwung in diesem Gebiete zu veranlassen. Jener sind zu wenige, und diese durch ihre Mittel, wie durch ihre inneren Verhältnisse gebunden. Es ist nicht mehr wie früher, wo die reichen Kaufleute und ganze Gemeinden eine Ehre darin suchten, Gebäude und Bildwerke zu stiften, welche würdig wären, ihren Ruhm auf die Nachwelt zu bringen. Es muß dahin kommen, und der Anfang ist bereits geschehen, daß Stadtgemeinden oder ganze Landesbezirke unter sich, wie mit ihren Regierungen in dem vereinigten Streben zusammentreten, die vorhandenen künstlerischen Kräfte zu höheren allgemeinsamen Zwecken der Gesellschaft zu verwenden. Aber noch immer wird die Kunst zu kleinlichen Dingen, oft sogar schnöde gemißbraucht.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**99.** Mittwoch den 13. December **1837.**


## Alois Primisser, und sein literarisches Wirken.

Alois Primisser, am 4. März 1796 zu Innsbruck geboren, kam mit seinem Vater, dem verdienstvollen k. k. Schloßhauptmanne von Ambras, Johann Baptist Primisser, im Jahre 1806 nach Wien, als in Folge des Preßburger Friedens der dem durchlauchtigsten Erzhause gehörige Ambraser Schatz hierher gebracht wurde. Er studierte am hiesigen akademischen Gymnasium mit Auszeichnung, wie es unter der Leitung seines mit der alten Literatur innig vertrauten Vaters zu erwarten war. Während der reichbegabte Jüngling den dritten Jahrescurs der philosophischen Studien machte, ernannte weiland Se. Majestät der Kaiser Franz am 24. Juli 1814 ihn zum Praktikanten bei der k. k. Ambraser-Sammlung, und nach seines Vaters Tode (8. Febr. 1815) den 14. April zum Custos derselben, wie auch am k. k. Münz- und Antikenkabinete.

Hier erhielt er die Section der mittelalterlichen und modernen Münzen und Medaillen; indem diese mit der Ambraser-Sammlung, deren Denkmäler nnd Schätze er in historischer, artistischer und antiquarischer Beziehung unter der allerbesten Leitung, wie Niemand, von Jugend auf kennen und lieben gelernt hatte, im nächsten Zusammenhange steht. Wegen seines Alters von neunzehn Jahren und seiner Anstellung bei dem k. k. Münz- und Antikenkabinete wurde er mit der ihm anvertrauten Ambraser-Sammlung dem hochbejahrten, würdigen Abbé Neumann, dem damaligen Director des Münz- und Antikenkabinets, unterstellt, seit welcher Zeit beide Institute unter derselben Direktion vereint sind. Im Jahre 1817 ging Primisser im allerhöchsten Auftrage nach Tyrol, um das Beste von den im Jahre 1806 noch zurückgelassenen Ambraser Alterthümern und Kunstsachen auszuwählen und nach Wien zu schaffen. Im Studienjahre 18$^{17}/_{18}$ hielt er statt des nach Italien verreiseten Herrn Direktors und Professors von Steinbüchel, wöchentlich zwei Mal Vorlesungen über Numismatik und Alterthumskunde. Unvergeßlich bleibt dem Referenten, der dessen gehaltvolle Vorträge hörte, der Eindruck von P's. naiver und gemüthlicher Entschuldigung über seine Jugend und die Schwierigkeit der Aufgabe, die er wie ein alter Meister lösete. Nebenbei vollendete er die von seinem Vater begonnene systematische Aufstellung der Ambraser-Sammlung in ihrem dermaligen Lokale, dem untern k. k. Belvedere, und im Jahre 1823 das vollständige Inventarium derselben.

Am 2. September 1822 verehelichte er sich mit der ausgezeichneten Malerin Julie Mihes aus Breslau, der Tochter des k. preußischen Bergwerks-Kanzleidirektors Melchior Mihes, welche im Jahre 1820 nach Wien gekommen war, um in der k. k. Gemäldegallerie Titians Maria mit dem Kinde und Palma Vecchio's Geliebte für mehrere Breslauer Kunstfreunde zu kopiren. (S. des Freyherrn von Hormayr Archiv 1821. S. 160.)

Nur wenige Jahre dauerte das häusliche Glück. Primisser kränkelte, und starb am 25. Juli 1827 im 32sten Jahre seines edlen und thätigen Lebens an der Luftröhrenschwindsucht, der letzte dieser tyrolischen Familie, welche dem Vaterlande vier ausgezeichnete Gelehrte schenkte [1].

Die trostlose Witwe trat nach dem am 11. October desselben Jahres erfolgten Tode ihres Vaters (der hier

---

1 Ueber Cassian Primisser, der als Cisterzienser im Kloster Stams 1771 im 3'sten Jahre starb, und seinen jüngern Bruder, den k. k. Rath und Schloßhauptmann von Ambras, Johann Baptist, s. Baron von Hormayr's Archiv, 1817 Nr. 94 und 95, und noch ausführlicher in dem über Tyrol inhaltreichen (aber leider mit dem Jahre 1827 geschlossenen) National-Kalender für Tyrol und Vorarlberg auf das Jahr 1826. S. 85 — 94; dann im Auszuge in der österreichischen National-Encyklopädie, wo auch über Alois und seinen Vetter Gottfried, Adjuncten des k. Reichsarchivs zu München († 1818 im 27sten Lebensjahre), das Wesentlichste mitgetheilt ist.

in Pension lebend den 18. November 1824 das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt hatte), mit ihrer Schwester, der jetzigen Oberinn, in das hiesige Kloster der Salesianerinnen am Rennwege, wo sie den Kostfräulein in der deutschen Sprache und im Zeichnen, worin sie eine wahre Meisterschaft erlangte, Unterricht ertheilt.

Seine noch lebende Schwester Therese verehelichte sich 1829 mit Martin Unterkircher, dermaligem k. k. Landrichter zu Lana in Tyrol.

Alois Primisser war bei seinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntnissen, bei seiner Fertigkeit im Zeichnen, im Modelliren in Wachs und Thon, und selbst im Klavierspielen, einfach, bescheiden und anspruchlos, wie ein wahrer Gelehrter; sein Styl sagt das Treffende edel und kurz, in Allem herrscht ein gesundes und schönes Ebenmaß; fern von aller Ziererei war er der beste Sohn, Bruder, Gatte und Freund, der gewissenhafteste und thätigste Beamte, ein Mann voll christlicher Frömmigkeit und Nächstenliebe. Mit Recht bedauert dessen allzufrühes Hinscheiden das Vaterland und die deutsche Literatur, die seinen Eifer und seine Verdienste um die Herausgabe einiger Sprachdenkmäler bleibend anerkennen wird.

Seine literarische Thätigkeit, Gewandtheit und Gelehrsamkeit beurkundet er nach unserm Wissen durch nachstehende Werke, Aufsätze und Abhandlungen:

A. Die k. k. Ambraser-Sammlung und derselben Sprach- und Kunstdenkmäler betreffend.

1. Die Beschreibung der k. k. Ambraser-Sammlung, mit zwei Steindruckblättern. Wien, 1819. 8. — Vom In- und Auslande als museographisches Meisterwerk anerkannt; leider sind noch viele, wenn auch sekundaire Gegenstände der k. k. Sammlung nicht in dieselbe aufgenommen.

2. Uebersicht der k. k. Ambraser-Sammlung. Mit einem Anhange über die ethnographischen Sammlungen der Kleider und Geräthschaften der Südsee-Inseln und aus Grönland. Zwei Auflagen.

Dieser Katalog ist ein kurzer Auszug aus jener Beschreibung für die gewöhnlichen Besucher des am Dinstag und Freytag geöffneten Institutes.

3. Der Stammbaum des durchlauchtigsten Hauses Habsburg-Oesterreich. In einer Reihe von Bildnissen habsburgischer Fürsten und Fürstinen von Rudolph I. bis Philipp dem Schönen, nach dem in der k. k. Ambraser-Sammlung befindlichen, auf Befehl des Kaisers Maximilian I. (um 1498) verfertigten Originalgemälde, zum ersten Male herausgegeben durch das lithographische Institut und mit kurzen historischen und Kunstnachrichten begleitet von Alois Primisser, mit fünfzehn nicht numerirten Blättern Text, wovon aber nur das letzte auch auf der Rückseite gedruckt ist, mit 56 (vom Tyroler Lanzedelly) lithographirten Tafeln in Imperialfolio, ohne Jahrzahl.

Ueber diesen Stammbaum und die Sammlung der Portraite — über 1150 Stücke — in der A. S. sehe man des Freyherrn v. Hormayr Archiv 1822. Nr. 122 und 134.

4. Nachricht von der Ambraser Handschrift der Nibelungen und des Heldenbuches; in Büschings wöchentlichen Nachrichten. Breslau, 1816, Bd. I. S. 385 und II. 342.

5. Nachricht von Ereck und Enit. 1816. Bd. II. S. 155.

6. Probe aus dem Heldengedichte Chaudrun (S. 140 — 166 des Ambraser-Heldenbuches) s. Archiv 1817. Nr. 31 und 32.

7. Inhalt des Gedichtes Pitrolf und Dietlaib, und Inhalt des altdeutschen Gedichtes Chaudrun, in denselben wöchentlichen Nachrichten, Bd. III. S. 26 und 174.

8. Das Heldenbuch, in der Ursprache herausgegeben von Friedrich Heinrich van der Hagen und Anton (sic) Primisser. Von ihm im zweiten Theile: Gudrun, Biterolf und Dietlieb, in: Deutsche Gedichte des Mittelalters herausgegeben von v. der Hagen und Johann Gustav Büsching. Berlin, 1820. 4.

9. Ueber Freidalls (d. i. Maximilians I.) Turnierbuch in der k. k. A. S. In des Freyherrn von Hormayr Taschenbuche für vaterländische Geschichte, 1820. S. 279.

10. Ueber K. Maximilians I. Sammlung altdeutscher Gedichte in einer Pergament-Handschrift derselben Sammlung; in demselben Taschenbuche 1821, S. 401 ff. und 1822, S. 349 ff.

11. Desselben Kaisers Gedenkbücher ebendaselbst; in den Jahrgängen 1823 und 1824.

12. Nachricht von einer unentdeckten Handschrift mit deutschen Gedichten aus dem XIV. Jahrhunderte, verfaßt von Peter Suchenwirt, aus Oesterreich. S. Wiener Jahrbücher der Liter. Bd. XIV. Anzeigeblatt. S. 10 — 51.

13. Der Wiener Dichter, Peter Suchenwirt, von fünf Fürsten, von dem von Maylan, von Marchgraf Sigmund, von Carlus, von Herzog Wilhelm von Oester-

reich, und von Herzog Leopold von Oesterreich. Archiv 1822. S. 188 ff. und S. 218 ff.

14. Peter Suchenwirts Werke aus dem XIV. Jahrhunderte, in der Ursprache aus Handschriften, mit einer Einleitung, historischen Bemerkungen und einem Wörterbuche. Wien 1827. 8. Primissers letztes Werk.

15. Ueber den seltsamen silbernen Trinkbecher der Margaretha Maultasche, eine Wachstafel mit wirthschaftlichen Aufzeichnungen rc., die Primisser im Jahre 1817 vom Schlosse Tyrol, dem Sitze der Herzogin Margaretha, mitbrachte. Archiv 1821. S. 90.

16. Beschreibung eines alten messingenen (Tauf?) Beckens von erhobener, getriebener Arbeit (das er später für die k. k. A. S. ankaufte). S. Büschings wöchentliche Nachrichten für Kunst rc. Bd. IV. S. 65.

17. Dietrichs von Bern und Attilas Streitwagen, in Büschings wöchentlichen Nachrichten, Bd. IV. S. 225.

18. Ueber eine neu aufgefundene Pergamentrolle mit den Bildnissen der Ahnen K. Maximilians I. S. Archiv 1821, Seite 356 mit der Chiffre C—s. (Custos?); ist nach S. 310 desselben Archivs vom Jahre 1826 und nach den Wiener Jahrbüchern Bd. XXI. S. 81. von Alois Primisser.

B. Numismatik.

a) Gedruckt:

19. Das älteste österreichische und Wiener Münzwesen bis in die Zeiten Ferdinands I. mit zwei Münztafeln. S. Baron von Hormayr's Geschichte v. Wien, Bd. III. S. 203 ff.

20. Berichtigung eines numismatischen Irrthums im Hesperus. Archiv 1821. S. 364.

b) Ungedruckt im k. k. Münz- und Antikenkabinete in handschriftlichen Katalogen:

21. Numi recentiores Musei Caes. Reg. Vindobonensis in VII Foliobänden vom sogenannten Ducaten- und Groschenkabinet in lateinischer Sprache, worin aber nur die Vorderseite des Blattes beschrieben, und die Rückseite für künftige Erwerbungen leer gelassen ist. Dieses Werk ist um so verdienstlicher, da es ohne vorläufiges Muster im k. k. Institute (denn Eckhel unsterblichen Andenkens beschäftigte sich ausschließlich nur mit der antiken Numismatik) begonnen und so weit gediehen ist; zudem ist es durch historische Notizen, Citate und viele der Beschreibung beigefügte treffliche Handzeichnungen merkwürdiger und seltener Stücke und Zeichen von hohem Werthe.

22. Beschreibung der Sammlung der modernen Bronce-Medaillen desselben k. k. Kabinets in einem großen Foliobande in deutscher Sprache.

c) Ueber Künstler und Kunstnachrichten.

23. Ueber die Steinschneider Pichler; dann die zahlreichen in Innsbruck und der k. k. Ambraser-Sammlung befindlichen Bilder der beiden Kranach. Archiv 1821. S. 68 ff.

24. Ein Wort über Alexander Colin, Bildhauer aus Mecheln, im XVI. Jahrhunderte. Wiener Jahrbücher Bd. XXI, Anzeigeblatt 10 ff.

25. Ueber die zehn von Hanns Vermeyen gemalten Kartone, darstellend Karls V. siegreichen Heereszug gegen Tunis (im k. k. obern Belvedere aufbewahrt) Archiv 1821. Nr. 5 und 8.

26. Die Verehrung der heil. Dreieinigkeit nach dem Originalbilde von Albrecht Dürer (in der k. k. Bildergallerie), in Umrissen auf Stein gezeichnet von Julie Mihes, fünfzehn Blätter in Großfolio, Wien, im Verlage des lithographischen Institutes (1821); wie auch die Anzeige dieses Werkes im Archiv 1821. S. 47 f.

27. Ueber die alte, kunstreiche Kirche von Maria-Stiegen, eines der wichtigsten Baudenkmale Wiens aus dem Mittelalter. Archiv 1821. S. 44 ff.

28. Ueber die altdeutschen Kunstdenkmale Wiens mit einem Blicke auf die Kirchenbaukunst des Mittelalters überhaupt und einige ihrer Denkmale in Oesterreich. S. Baron von Hormayrs Geschichte Wiens, Jahrgang II. Bd. I. S. 3 — 134.

29. Reisenachrichten über Denkmale der Kunst und des Alterthums in den österreichischen Abteyen und in einigen andern Kirchen Oesterreichs und Kärnthens, mit drei von ihm selbst gezeichneten Bildertafeln. Im oft genannten Archive 1821 Nr. 97 und 98, S. 391 fff und 1822 Nr. 20; auch in einigen sehr selten gewordenen eigenen Abdrücken in 44 S. in 4. Vgl. dasselbe Archiv 1826. S. 310 und 311, und diese Jahrbücher Bd. XXI. S. 81, wo eine summarische Uebersicht dieser Reisenachrichten mitgetheilt ist.

30. Ueber die alten Gemälde auf dem Schlosse Karlstein bei Prag. S. diese Jahrbücher Bd. XXVII. Anzeigeblatt S. 33 — 52.

31. Ueber drei Portale der Schloßkapelle

zu Tyrol und zu Zenoberg bei Meran mit drei Kupf. (außer den Bemerkungen des Podesta in Trient, Benedikt Grafen v. Giovanelli, und des k. k. Hofrathes von Hammer) S. Beiträge zur Geschichte, Statistik rc. von Tirol und Vorarlberg. 1828, Bd. IV. S. 166.

32. Die systematisch geordnete und ausführliche Angabe der Leistungen des Archivs in siebzehn Jahrgängen (1810 — 1826) scheint nach der Chiffre P*** im Jahrgange 1826. S. 311 wenigst theilweise von Primisser zu seyn.

Bergmann.

## Kunstzustände in Berlin.

### II.

Berlin ist der Vereinigungspunkt des Kunstverkehrs der preußischen Landestheile, an welchem das Ausland mehr oder weniger Antheil nimmt. Es hat herrliche Bildungsanstalten für die Kunst; künstlerische wie wissenschaftliche Talente werden auf das Freigebigste unterstützt, und es fehlt an Bestellungen nicht, welche die Kräfte der Künstler oft schon für mehrere Jahre hinaus in Anspruch nehmen. Aber ein großartiges Kunstleben und Kunststreben suche man bei uns nicht. Der Berliner ist für Gegenstände der Kunst ungemein empfänglich, und wie rasch er auch sonst mit seinem Urtheile bei der Hand seyn mag, auf diesem Gebiete wagt er sich dann erst daran, wenn er die Stimme der öffentlichen Kritik in den Zeitungen, die nie ausbleibt, gelesen hat; dann ist er aber in Lob und Tadel überschwenglich und trägt seine Ansicht gern zur Schau. Diese empfängliche Theilnahme thut jedoch Künstlern und Kritikern wohl, und ließe sich leicht für die höchsten Interessen der Kunst gewinnen. Wer München kennt, wird sie in gleichem Maße dort nicht gefunden haben. Aber man durchwandere die Ateliers unserer Maler! Wie äußerst selten tritt uns hier ein Werk von höherer Kunstbedeutung entgegen! Wie spärlich kommen Aufträge zu umfangreicheren für öffentliche, allgemeinere Zwecke bestimmten Arbeiten, die zugleich einen Maßstab für den gegenwärtigen Standpunkt der Kunst und eine Grundlage für ihre künftige Weiterentfaltung abgeben könnten. Wir glauben zur Förderung der Kunst beigetragen zu haben, wenn wir uns in Oehl porträtiren lassen, oder dem aufstrebenden jungen Künstler eine schlechte Landschaft oder ein schlechteres Genrebild abkaufen, um damit unsere Zimmer auszuschmücken. Ein Theil unserer älteren Meister verschwendet seine Kräfte im Dienste der Bildnißmalerei und findet dabei meist sein glänzendes Auskommen. Sie sind für die Kunst als verloren zu betrachten. Gern eifern ihnen die jüngeren Künstler nach, die sich genöthigt sehen, für ihr tägliches Bedürfniß zu arbeiten. Wir fühlen keine Neigung zu größeren Compositionen. Andre, welche die Schwierigkeiten malerischer Studien scheuen, betreiben die Lithographie im Dienste der Kunsthändler und lithographischen Anstalten. Manches Genie mag in seiner Vereinzelung durch Selbstvernachlässigung, oder sein böses Geschick untergehen, und nur wenige gibt es, die, wie Gewelli in München lieber darben und ihre künstlerischen Anschauungen in ungesuchten aber meisterhaften Zeichnungen niederlegen, als der Kunst auf solche Weise untreu zu werden. Ungeschick, Trägheit und Sinnlichkeit darben, aber nicht Alle, welche darben, thun dieß aus eigener Schuld. Es ist leicht gesagt, daß das Genie sich seine eigenen Bahnen selbst breche, und daß es dem echten Talente nicht an ermunternder Anerkennung fehlen werde.

## Notizen.

Am 22. September starb zu Paris Jean Ant. Franç. Massabiau, Conservateur der Bibliothek Saint-Geneviève, Mitglied des Instituts, Ritter der Ehrenlegion u. s. w. Verfasser der Schriften: »De l'ésprit des institutions politiques,« 2 Volt. Par. 1821; »Du Rapport des *diverses formes du gouvernement* avec les progrès de la civilisation,« Paris, 1805, und mehrerer anderer politischer und historischer Abhandlungen zahlreicher Aufsätze im »Moniteur« 1821 — 26 u. s. w., geboren zu Figeac (Lot) am 21. October 1765.

Am 1. August d. J. ertheilte die Universität zu Edinburgh 105 Studierenden der Medicin, die zuvor ihre Thesen vertheidigt hatten, das Doctordiplom. Die Thesen waren mit Ausnahme einer lateinischen, sämmtlich englisch, jedoch besser als in den letzteren Jahren. Für die besten praktischen Arbeiten sind goldene Medaillen ausgesetzt, und sie werden gedruckt. Den ersten Preis erhielt dießmal Dr. W. H. Madden für seine Abhandlung über die Hautabsorbtion.

Referent muß gestehen, daß er sich durch die »ernsten und und heiteren Stunden gefeiert in den neuesten Gedichten von F. W. Krampitz«, nicht sehr angefeuert fühlte, sondern bei diesen Idyllen, Epigrammen und andern Gedichten in Hexametern und Distichen ziemlich kalt geblieben ist.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter
für
# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**100.** Sonnabend den 16. December **1837.**

Noch ein Wort über: Wiens Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise, von Adolf Schmidl. Dritten Bandes zweyte Abtheilung, bearbeitet von Joseph Feil. Eingesendet von P. Malachias Koll, Archivar und Kapitular-Priester des Stiftes Heiligenkreuz.

Obwohl die Erscheinung dieses Werkes für jeden Freund der Vaterlandskunde erwünscht und erfreulich seyn muß, besonders da der Verfasser Lust und Liebe für die Sache zeigt, so ist doch nicht zu läugnen, daß Manches vorkommt, was offenbar unrichtig und unwahr ist, und eine sehr oberflächliche Kenntniß verräth. Dieses gilt hauptsächlich von den Berichten über das Stift Heiligenkreuz; Referent hält es daher für seine Pflicht, zur Ehre seines Stiftes, diese Unrichtigkeiten zu erläutern, und das Betreffende mehr der Wahrheit gemäß darzustellen. So sagt z. B. der Verfasser Seite 339: »Gertrud schenkte dem Stifte 1250 den Ort Alland, und die dortige Kirche gab K. Ottokar 1255 dem Stifte.« Nach dem Zeugnisse der im Stifts-Archive vorhandenen Urkunde (Rub. 22, Fasc. 1 n. 1.) schenkte Gertrud nicht den Ort, sondern die Pfarre Alcht diesem Stifte, und zwar im Jahre 1253; der König Ottokar bestätigte diese Schenkung im Jahre 1254. — Ferner äußert sich der Verfasser S. 339, Zeile 21—23: »Damahls herrschte, wiewohl nach Ostern, eine solche Kälte, daß Viele ihre Neugierde mit dem Leben büßten.« Aber aus Urkunden und alten Handschriften des Stiftes ist gewiß, daß die Einweihung der Kirche am Neujahrstage geschah; daher sich auch die damalige große Kälte besser erklären läßt; zum Andenken wurde auch lange Zeit jährlich am Neujahrstage die große Spende, oder Austheilung von Almosen an Geld, Wein, Fleisch und Brot, im Stifte gefeiert. (Kirchliche Topograph. 4ter Bd.) Ferner: nicht bloß Rudolph von Habsburg, Friedrich der Schöne, Albrecht der II. und IV. bestätigten die Besitzungen und Vorrechte dieses Stiftes, wie der Verfasser sagt; sondern dasselbe hat in dieser Hinsicht von den Landesfürsten aus dem Hause Babenberg allein bei dreißig Original-Urkunden aufzuweisen! Eben so besitzt es drei merkwürdige Urkunden von Kaiser Friedrich dem II., darunter dessen goldene Bulle vom Jahre 1236; mehrere Urkunden von Rudolph dem I., II., III. und IV., von Albrecht dem I., II., III. und IV.; von Friedrich dem III. und IV. und allen nachfolgenden Landesfürsten Oesterreichs; ferner bei 20 Urkunden vom Könige Ottokar, viele von den ungarischen Königen Emerik, Andreas II., Bela dem II., III. und IV.; Ludwig, Karl, Sigismund, Ladislaus, Mathias und allen nachfolgenden Königen; eben so von mehreren Herzogen von Baiern, von Ulrich und Bernhard, Herzogen von Kärnthen, Mainrad von Görz und Tyrol, Hermann von Baden. Dazu noch viele päbstliche Bullen seit der Gründung aus jedem Jahrhunderte, dann vom Concilium zu Basel, viele Urkunden von den Erzbischöfen zu Salzburg, von den Bischöfen zu Passau und Raab, und eine sehr große Anzahl von Geistlichen und Adeligen, besonders aus dem 13ten und 14ten Jahrhunderte; so, daß das Archiv des Stiftes Heiligenkreuz mit Recht eines der reichhaltigsten genannt zu werden verdient, und besonders in Hinsicht auf Genealogie und Topographie noch manche interessante Aufschlüsse geben dürfte. Zu diesem Ende wird eben jetzt von dem Stiftshofmeister und Archivar eine bedeutende Sammlung von Siegel-Abdrücken aus dem Stiftsarchive veranstaltet, deren Besichtigung künftig dem Geschichtsforscher den Besuch des Stiftes desto angenehmer und interessanter machen soll. Eben derselbe arbeitet auch an der Herausgabe der Annalen seines Stiftes, mit einem diplomatarium und Cryptarium; welches Werk, vieler Schwierigkeiten ungeachtet, vielleicht bald im Drucke erscheinen dürfte. — Mit Unrecht erlaubt sich Herr Feil S. 342 die beleidigenden Ausdrücke: »daß dieses Stift bisher in seinem Wirken nach Außen hinter den meisten Stiften Oesterreichs zurückgeblieben seye; und daß (nach den Worten Schultes) dieses Stift, welches im Mittelpunkte des Viertels Unter Wienerwald liegt, und unter die ältesten Stifte gehört, noch keinen Hanthaler, Link, Hueber, Schramb, Petz, Duellius hervorgebracht hat, welches selbst durch des Herrn Koll Monographie keineswegs widerlegt ist.« — Allerdings sollte die letzten, bei Gelegenheit der Sekularfeier des Stiftes im Jahre 1834 im Drucke erschienene geschichtlich topographische Darstellung nur ein kurzes Handbuch seyn, wie auch in der Vorrede ausdrücklich gesagt wird; dem Mangel eines gedruckten, größern, mit Urkunden versehenen geschichtlichen Werkes über

Heiligenkreuz abzuhelfen, muß noch von der Zukunft, wie gesagt, erwartet werden. Daß die schon früher von fleißigen, gelehrten Stiftsgliedern ausgearbeiteten Werke, als: des Abt Klemens Schäffer Notitia Sancrucensis Universalis; des Georg Strobel Abbatia Sanctae Crucis Austriaca; des Hieronymus Reßler Annales Sanctae Crucis, deren Handschriften in der Stiftsbibliothek aufbewahret werden, nicht durch den Druck bekannt gemacht worden, daran sind bloß ungünstige Zeitumstände Schuld; und dieß gibt wohl keinen Grund zur Folgerung, als ob dieses Stift in seinem gelehrten Wirken zurückgeblieben wäre! Uebrigens sind die gedruckten geschichtlichen Werke mehrerer Stiftsglieder, als: eines Theophilus Hinub, Hieronymus Reßler, Alois Szekür, Joseph Dvezl der gelehrten Welt zur Genüge bekannt, und sie schützen hinreichend gegen ähnliche Vorwürfe! — Der Verf. sagt weiter, S. 373: »Das Archiv ist natürlich schon seiner Bestimmung nach kein Gegenstand der allgemeinen Besichtigung; und mit Recht ist die Erlaubniß zum Eintritte an noch mehrere Förmlichkeiten gebunden, als dieses bei der Bibliothek der Fall ist.« Kurz vorher heißt es noch: »Die Bibliothek und das Archiv stehen unter der besondern Vorsorge eines bestimmten Stiftsgeistlichen, an welchen man sich mit der Absicht des Besuches zu wenden hat.« — Zum bessern Verständniß dieses letztern ist hier ein Irrthum zu berichtigen, und zu bemerken, daß im Stifte zwar ein Stiftsgeistlicher als Bibliothekar, aber kein eigener Archivar angestellt ist; denn, da der größeren Sicherheit wegen schon seit vielen Jahren der Stiftshof in Wien als locus credibilis gewählt wurde, und daher die alten Original-Urkunden des Stiftes in diesem Hofe sorgfältig aufbewahret werden; so ist der jeweilige Stiftshofmeister immer auch zugleich Archivar des Stiftes. Uebrigens befindet sich im Stifte in der Wohnung des Hochw. Herrn Abten selbst das Zentral-Archiv, welches die Rechnungen, Korrespondenzen, neuern Verordnungen u. s. w. enthält, und unmittelbar vom Hochw. Herrn Abte selbst besorgt wird; dann das Kanzley-Archiv, oder die Registratur, mit den Waisen-, Grundbüchern, und andern Kanzlei-Schriften, deren Platz neben der herrschaftlichen Kanzlei ist, und worüber der jeweilige Kanzlei-Direktor oder Ober-Beamte die Aufsicht führt. Es versteht sich von selbst, daß bloß Neugierigen oder Unbefugten der Zutritt dazu nicht gestattet wird. — Seite 341 scheinen sich Druckfehler eingeschlichen zu haben; denn statt: »1733 erwarb Abt Norbertus rc. soll es heißen: 1734 erwarb Abt Robert rc. Ferner sagt der Verf. Seite 347: »Merkwürdig ist an der Außenwand der Kirche, eine in Spitzbogen endende Nische, dem ganzen Typus nach zu urtheilen der Urperiode des Baues der Hauptfronte angehörend. In der Spitzbogenfüllung erblickt man ein doppeltes Kreuz, dessen unterer Balken wellenförmig läuft, darunter nach dem bekannten Spruche des Erlösers: Ich bin das Alpha und das Omega, in sehr alten Formen die Buchstaben A und Ω und über jedem derselben ein, etwa den Namen Jesus andeutendes J.« rc. Der Verf. setzt noch die jedenfalls anmaßenden Worte hinzu: »Nur ein gänzlicher Laie im Gebiete der Archäologie kann diese Chiffre für M und W lesen; sonderbar genug und mit auffallender Hartnäckigkeit hat man zur Erklärung dieser Buchstaben bis auf die neueste Zeit (Kolls Heiligenkreuz nicht ausgenommen) lieber die widersprechendsten Hypothesen aufgestellt, als der von Primisser in Hormayrs Archiv 1821 ausgesprochenen Ansicht beigepflichtet, die sich jedem aufmerksamen Beobachter, und mit der Vorzeit nur einigermaßen vertrauten Beschauer von selbst aufdringen muß.« —

Auf diese Behauptung kann man nur erwiedern, daß Hrn. Primissers Meinung vom Alpha und Omega eben so eine bloße unerweisliche Hypothese sey, als jene von den Buchstaben M und W; denn urkundliche Gewißheit läßt sich hierüber schwerlich erlangen; es steht daher jedem frey, einer Meinung zu folgen, welche ihm die wahrscheinlichste scheint; denn die Figur der genannten Buchstaben ist einem Alpha und Omega, so wie einem M und W, beinahe gleich ähnlich. Uebrigens kann man mit Recht voraussetzen, daß Stiftsglieder und Einheimische mit den Lokalverhältnissen bekannter seyn müssen, als es bloß Durchreisende bei kurzem Aufenthalte und oberflächlicher Besichtigung werden können; es scheint daher die Hypothese der Stiftsglieder Theodor Kraft und Malachias Koll von M und W, und deren Bedeutung von: Mihi Vindicta, den Vorzug zu verdienen; denn es ist gewiß, daß die Worte: Mihi Vindicta der Wahlspruch des Abtes Konrad 3. waren, dessen Anfangsbuchstaben folglich jene seyn können, wodurch hier bezeichnet würde, daß Abt Konrad 3. die früher hier befindliche Thür zumauern ließ, wobei die dadurch entstandene Nische mit diesen Zierrathen und einem großen Kruzifixe ausgefüllt wurde. Ein aufmerksamer Beobachter wird hier dreierlei Auffallendes bemerken. Erstens diese zwei Buchstaben, die wir als M und W, und Zeichen des Abtes Konrad 3. erklären. Zweitens: In den Zwischenräumen die Zeichen von Sonne, Mond und Sterne, welche Zeichen auch in den ältern Siegeln des Konventes vorkommen; sie dürften also auch hier ein Zeichen des Konventes seyn. Endlich drittens scheint der untere wellenförmig geschweifte Querbalken des Kreuzes gar nicht zum Kreuze zu gehören, sondern das Zeichen eines Hammers auf jeder Seite zu seyn, und nur des geringen Raumes wegen an das Kreuz anzustoßen; daher auch jene links und rechts von demselben mitten herabgehenden Streifen nicht den Buchstaben J bezeichnen können, sondern wahrscheinlich nur den Stiel des Hammers vorstellen, daher auch der linke unten einen großen Punkt, gleichsam zum Festhalten, angeschlossen hat. Dieß scheint also das Wahr- oder Bauzeichen des Baumeisters zu seyn; und vielleicht kann noch aufgefunden werden, daß die obigen Buchstaben die Anfangsbuchstaben seines Namens geben. — Doch auch diese Hypothesen müssen dem diskreten

Urtheile überlassen werden, weil Gewißheit mangelt! — Ferner sagt der Verf. Seite 350: »Die übrigen Fenster sind nur mehr in den untern Abtheilungen mit gemahlten Scheiben gefüllt.« — Fast möchte man hier glauben, der Verf. habe sie gar nicht gesehen, denn sonst müßte er, der Wahrheit gemäß, sagen: die auf der linken Seite sind nur in den obern Abtheilungen ꝛc., denn der untere Theil hat runde und eckige Scheiben von weißem durchsichtigem Glase; so wie die Fenster auf der rechten Seite, des bessern Lichtes wegen, gar keine gemahlten Gläser haben. Der Verf. hält die Worte des stiftlichen Manuskriptes Vitra in ecclesia posuit« für keinen hinreichenden Grund, daß diese Fenster schon unter dem Abte Sieghard († 1289) seyen verfertiget worden; es kann aber auch das Gegentheil nicht bewiesen werden. Das Stift Klosterneuburg besitzt eine Urkunde vom Jahre 1291, in welcher von einem gewissen Eberhard Meldung geschieht, welcher für die dasige Kapelle farbige Gläser künstlich einsetzte; vielleicht hat eben dieser auch die hiesigen Fenster verfertigt, die mit jenen im Kreuzgange und beim bleiernen Brunnen gleichzeitig sind; der Abt Sieghard hat aber den vordern Theil der Kirche vollendet, und auch das Gebäude, worin sich der bleierne Brunnen befindet, aufgeführt. Daß ein späterer Abt dieses gethan habe, wird nirgends berichtet; daß aber die Zisterzienser lange Zeit wider die Glasschildereien als eine sinnliche andachtstörende Augenlust sollen geeifert haben, muß erst noch bewiesen werden. Nach den ursprünglichen Ordens-Statuten wird wohl die Einfachheit des Gottesdienstes und der Gotteshäuser angepriesen; aber wer wird daraus einen Schluß auf gemahlte Fenster machen? — Zudem widerspricht sich der Verf. zum Theil selbst, indem er bald darauf sagt: »daß der Umstand, daß die einzelnen kleinen Glasstücke mit Einfassungsblei künstlich an einander gekittet seyen, immerhin auf ein höheres Alter deutet! — Seite 376 berichtet der Verf.: »Hier, (im Erdgeschoße des Konventgebäudes) befand sich der schöne Suttingersche Plan von Wien dem zerstörenden Muthwillen ausgesetzt; nun ist er verschwunden, ohne daß man Nachricht erhalten konnte, wohin er gekommen sey.« — Abermahls eine Unwahrheit, die zum Beweise dient, wie wenig sich der Verf. gründliche Forschung angelegen seyn ließ; denn dieser Plan hing niemals im Erdgeschoße, sondern nur kurze Zeit im Konventgange neben der Wohnung des P. Priors, und befindet sich gegenwärtig im ältern Bibliotheksaale an einem Orte, wo er sogleich beim Eintritte in die Augen fallen muß. Ferner sagt er: »In der Bilder-Gallerie sind die Bilder mit Aufschriften versehen; es gehört aber wenig Kunsterfahrung dazu, um deren völligen Unwerth zu erkennen.« Mit Recht darf man hier fragen: ist denn der Herr Verf. wirklich selbst ein so erfahrner Kunstkenner, daß er sich nicht scheut, ein so absprechendes Urtheil zu fällen, und sogar zu sagen, »daß die dem Albrecht Dürer zugeschriebenen Bilder über hundert Jahre auseinander seyen?! — Er mag hiermit wissen, daß mehrere Männer vom Fache, und wirkliche beeidete Kunstschätzmeister von Wien diese herrliche Sammlung genau geprüft, geordnet und davon einen Katalog verfasset haben, der zur Einsicht im Bildersaale stets vorhanden ist. Unstreitig ist diese Sammlung, die in diesem Lokale ganz eine Schöpfung des gegenwärtigen verdienstvollen Herrn Abten Franz Xaver ist, eine eben so sehenswerthe Zierde des Stiftes, als es die in der Wohnung desselben befindlichen Gemälde sind.

(Schluß folgt.)

---

Die Eisenbahn von Venedig nach Mailand. Wien, Gerold, 1837. IV und 50 S. 4. Mit 1 Karte.

Im Vorworte wird der Nutzen der Eisenbahnen, sowohl für das Interesse der Kapitalisten, welche die Ausführung derselben übernehmen, als auch zur Beförderung der Industrie und des Handels der Ländergebiete, durch welche sie laufen, als abgethan hingestellt. »Die überraschenden Erfolge der ersten in England angelegten Eisenbahnen,« heißt es weiter, »zogen mit vollem Rechte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die vereinigten Staaten, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Belgien und Rußland wollten Theil daran nehmen, und erlangten die befriedigendsten Resultate davon.

Ermuthigt von diesen Beispielen, vereinigten sich einige der vorzüglichsten Handelsleute Venedigs und Mailands zur Gründung einer Gesellschaft für den Bau einer Eisenbahn von Venedig nach Mailand und Seine k. k. Majestät Ferdinand I. haben mit allerhöchstem Rescript vom 25. Februar l. J. allergnädigst geruhet, die Bildung derselben zu genehmigen.

Der Nutzen und die Wichtigkeit dieser großen Unternehmung springt Jedem leicht in die Augen, der einen Blick auf die Karte des lombardisch-venetianischen Königreichs wirft. Diese schöne Straße, in einer Länge von ungefähr 166 italienischen (41 ½ deutschen) Meilen, kann, wenn sie zum Ziele gebracht ist, ihres gleichen in ganz Europa nicht haben, weil die Topographie des Grundes und Bodens kein wichtiges Hinderniß, keine Schwierigkeit darbietet, während diese Bahn andererseits bestimmt ist, die sieben reichsten und bevölkertsten Städte des Königreiches mit einander zu verbinden, deren mit ihr zusammenhängende Gebiete, obwohl auf einer so kleinen Ausdehnung des Flächenraumes, eine wohlhabende und betriebsame Bevölkerung, überdieß dritthalb Millionen Einwohner zählen [1].

---

[1] Bevölkerung des lombardisch-venetianischen Königreichs . . 4,400,000
Bevölkerung des im Wirkungskreise der Bahn begriffenen Gebietes . . . . . . . . . . . . . . . . 2,510,000

| | | | |
|---|---|---|---|
| Bevölkerung der durch die Eisenbahn verbundenen Städte | Venedig . . | 110000 | 466,000 |
| | Padua . . . | 44000 | |
| | Vicenza . | 30000 | |
| | Verona . . | 46000 | |
| | Mantua . . | 34000 | |
| | Brescia . . | 42000 | |
| | Mailand . . | 160000 | |

Die vorläufigen Berechnungen in Betreff der Kosten und des Erträgnisses, auf statistische und von der Staatsverwaltung mitgetheilte Angaben, so wie auf genaue Untersuchung der Lokalität und auf die Vergleichungen mit den Kosten und mit dem Erträgniß anderer, entweder schon gebauter oder in Arbeit begriffener Straßen dieser Art gegründet, versprechen der Unternehmung die gedeihlichste Zukunft.

Und nun um diese gedeihliche Zukunft sicher zu stellen, hat die lombardisch-venetianische Gründungsgesellschaft die Abfassung des detaillirten Planes und die successive Leitung der Arbeit dem ausgezeichneten Ingenieur, Herrn Johann Milani, anvertraut, welcher seit vielen Jahren in dieser Hinsicht Eisenbahnen zum speziellen Gegenstande seines Studiums machte, und der mit Recht die Achtung aller Kunstverständigen und das Vertrauen des Publikums genießt.

Das festgesetzte Gesellschafts-Kapital beläuft sich auf 50,000,000 österreichische Lire (16,666,666 ⅔ fl. C. M.) auf 50000 Actien, jede zu 1000 Lire, vertheilt, welche schon seit langer Zeit mittelst Concurrenz der angesehensten Handelsleute und Kapitalisten angebracht sind.

Am verflossenen 21. August wurde in Venedig die Generalversammlung der Eigenthümer von Interimsscheinen auf Aktien der besagten Unternehmung gehalten, und in dieser Versammlung hat sich die Gesellschaft konstituirt.

Die im vorliegenden Hefte abgedruckten Urkunden beziehen sich auf diese Versammlung. Wir begnügen uns, sie hier ihrer Folge nach anzuführen. 1) Vortrag des Präsidenten (Reali) in der den 21. August 1837 zu Venedig abgehaltenen ersten General-Versammlung der Aktionäre der Eisenbahn von Venedig nach Mailand. 2) Sitzungs-Protokoll der General-Versammlung der Aktionäre ꝛc. Gegenwärtig waren laut Verzeichniß 141 Mitglieder, und abgegeben wurden 394 Stimmen. 3) Gesuche um die Verleihung des Privilegiums. 4) Allerhöchstes Rescript vom 25. Februar 1837. 5) Organisches Statut, welches sobald es die Genehmigung der Behörden, denen es von der Gründungs-Committee zur Prüfung vorgelegt wurde, erhalten hat, den Gesellschaftsvertrag der lombardisch-venetianischen Gesellschaft zur Errichtung einer Eisenbahn von Venedig nach Mailand, bilden wird. 6) Gutachten über die vorzuziehende Linie der allgemeinen Eisenbahn-Trace von Venedig nach Mailand. 7) Recapitulation des Kosten-Ueberschlages, Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben der Administration und Vergleich des Ertrages mit dem der Eisenbahn von Liverpool. Die Bilanz stellt sich folgender Maßen heraus:

| | |
|---|---|
| Einnahme | L. 7,297,500 |
| Ausgabe | L. 2,912,890 |
| Ueberschuß | L. 4,384,610 |

Dagegen war der Brutto-Ertrag der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester in den drei Jahren vom 1. Juli 1831 bis 30. Juni 1834 . . . . . . . . . . . L. 5,056,170

| | |
|---|---|
| Ausgaben . | L. 2,671,512 |
| Reiner Ertrag | L. 2,384,658 |

## Notizen.

Von M. Th. Contzen ist so eben eine interessante Schrift erschienen. Sie führt den Titel: »Die Geschichtsschreiber der Sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften« (Regensburg 1837) und geht von dem richtigen Gedanken aus, daß das Urtheil über die Werke eines Schriftstellers, so wie dessen Werth selbst, zum guten Theil von den Verhältnissen, unter denen der Mann lebte, bedingt sey. Daher widmete der Herr Verfasser der Schilderung dieser Lebensverhältnisse eine besondere Aufmerksamkeit. Gewöhnlich, jedoch nicht immer, spricht er der Reihe nach von den vorhandenen Codicibus, den Ausgaben, den kritischen Bestrebungen der Gelehrten, endlich von dem Leben des Verf. und von dem Werthe seiner Schriften. Einzelne Punkte aus diesen Lebensverhältnissen werden oft zwar nur kurz, aber mit Schärfe und Genauigkeit erörtert, wie z. B. (S. 51, 52) das Todesjahr Thietmars. Mit derselben Genauigkeit, welche allenthalben bemerkbar ist, spricht der Verf. auch über die Quellen, aus denen seine Schriftsteller geschöpft haben, und gibt die Bücher und Stellen an, wo sie aus solchen geschöpft und welche sie gewesen, und die anderen, in denen sie als Zeitgenossen oder Augen- und Ohrenzeugen selbstständig aufgetreten sind. In der ersten Hälfte des Werkes wird von den allgemeinen Geschichtswerken, in der zweiten von den Biographien gehandelt; zuletzt spricht der Verf. von den Schriftstellern, die erst nach der sächsischen Zeit lebten und noch von derselben reden.

Eine zwar nicht sehr umfangreiche, aber gewiß einem großen Theile des Publikums willkommene Gabe ist die eben (Breslau, Adlerholz) erschienene neue Sammlung der Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Zu ihrer Charakteristik bedarf es bloß der Hinweisung auf die größere Sammlung desselben Dichters. Auch hier finden wir dasselbe lebendige Gefühl für die Natur, dieselbe Anmuth der Empfindungen, denselben Humor, dieselbe Leichtigkeit in der Form. Es sind Trinklieder, Gesänge der Liebe, der Ausdruck von Empfindungen über Erlebtes und Genossenes, zum Theil auch Erzeugnisse eines fröhlichen Humors, die hier vorliegen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

101. Mittwoch den 20. December 1837.


Noch ein Wort über: Wiens Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise, von Adolf Schmidl. Dritten Bandes zweyte Abtheilung, bearbeitet von Joseph Feil. Eingesendet von P. Malachias Koll, Archivar und Kapitular-Priester des Stiftes Heiligenkreuz.

(Schluß.)

Das Naturalienkabinet, gleichfalls im gegenwärtigen Lokale eine neue Schöpfung des jetzigen Herrn Stiftsabten, nennt der Verf. sonderbar genug, »ein sogenanntes Naturalienkabinet, mehr ein Schaukabinet mit verschiedenen Raritäten, Modellen, Mumien, und einigen Spielereien,« zu welchen letztern er auch das hier aufbewahrte, von der Zeit des St. Stephanthurmbaues herrührende, damals einen Pfennig kostende große Bretzenbrot rechnet. Wäre Herr Feil nicht offenbar nur ein oberflächlicher Beobachter gewesen, so würde er sich haben belehren lassen, daß dieses Bretzenbrot eine erwiesen historische Merkwürdigkeit des Stiftes, und keine bloß lächerliche Spielerei; denn es ist urkundlich aus alten Schriftstellern und Handschriften dargethan, daß nebst dem Propste von Klosterneuburg auch der Abt Johann von Heiligenkreuz bei der Einweihung des Grundsteines zum zweiten unausgebauten großen Thurme der St. Stephanskirche in Wien im Jahre 1450 zugegen war, und dabei das Hochamt hielt. Zum Andenken an diese Feierlichkeit brachte er, nach dem Zeugnisse von stiftlichen Handschriften, dieses große Bretzenbrot, welches damals einen Pfennig (nach unserm Gelde beiläufig einen Groschen) kostete, mit sich in das Stift zurück, und ließ es so, wie es noch jetzt vorgezeigt wird, einbalsamiren, damit es leichter und länger der Fäulniß widerstehen und aufbewahrt werden könne; und wirklich verblieb es bei allen, auch den ungünstigsten Zeitverhältnissen dem Stifte als eine ehrwürdige Reliquie, selbst dann, als im Jahre 1799 aus der Raritätenkammer alle Merkwürdigkeiten, die Mumie und dieses Bretzenbrot ausgenommen, in das neue Ritterschloß nach Laxenburg abgeführt wurden. Neben diesem Bretzenbrote sind noch zwei kleine runde Brote aufbewahret, deren eines in den theuren Jahren 1816 und 1817 einen Groschen kostete. Wer weiß, ob nicht nach Jahrhunderten noch eben diese kleinen Brote ein eben so merkwürdiger historisch faktischer Beweis von jener großen Noth und Theuerung, die zu unserer Zeit herrschte, seyn werden, als uns jetzt noch jenes große Bretzenbrot zum augenscheinlichen Beweis der großen Wohlfeilheit jener Zeit dient? — Der Herr Verf. hätte sich daher füglich jene doppelten Ausrufungszeichen (!!) ersparen können, durch die er seinen Unglauben an jene Thatsache zu erkennen gibt. Auch die Mumie, die hier vorgezeigt wird, ist merkwürdig, weil sie ein Andenken an die im Jahre 1719 von dem nachmaligen Stiftsabte Robert Leeb nach Jerusalem unternommene Reise ist, woher er diese Mumie in das Stift brachte. Ueberhaupt ist wohl zu bemerken, und verdient die rühmlichste Anerkennung, daß alles in diesem Kabinete Vorfindige den gegenwärtigen Herrn Stiftsabten zum Gründer hat, indem er selbst dieses passende Lokale zu diesen Sammlungen anwies, und die Einrichtung persönlich leitete und als Kenner anordnete.

Gleich beim Eintritte in den ersten Saal wird man überrascht durch die beiderseits in großen Glaskästen aufgestellten zahlreichen ausgestopften Vögel, die zwar nicht systematisch nach Klassen geordnet, aber doch für das Auge angenehm da stehen, und größtentheils alle jene Gattungen enthalten, die in dieser Gegend einheimisch sind. Zwischen den Fenstern an der Wand sind in Glasschränken sehr viele Meermuscheln und Seethiere, und einige Kunstgegenstände zu sehen. In den in der Mitte des Saales befindlichen Kästen ist eine bedeutende, nach Mohs geordnete Mineralien-Sammlung sehenswerth. Im zweiten Saale sind mehrere Kunstgegenstände zu bemerken, z. B. das Modell eines Schiffes, die Modelle aus Thon des Bildhauers Guilliani, der im Stifte wohnte, dann die aus Brot und Stroh verfertigten Bilder, die Sammlung von getrockneten Blumen und Kräutern, besonders jene der Seepflanzen aus dem adriatischen Meere; ferner die Sammlung von Schmetterlingen und Käfern rc., von verschiedenen Samen und Hölzern, besonders aber von Wollmustern, die vom Hochw. Herrn Stiftsabte persönlich gesammelt und geordnet sind. In einem Nebenzimmer ist eine große Elektrisir-Maschine nebst mehreren physikalischen und mathematischen Instrumenten; da-

hinzist auch die neue Sammlung von Antiken und Siegel-Abdrücken bestimmt, die das Stift eben so zieren sollen, als die nicht unbedeutende numismatische Sammlung, welche sich, unter Aufsicht des, sich diesem Fache mit Vorliebe und Kenntniß widmenden Stiftspriesters Joh. Nepomuk Weis, in der Schatzkammer befindet, und durch die Vorsorge des Hochw. Herrn Stiftsabten jährlich vermehrt wird. Der Herr Verfasser sagt endlich auch: »daß sich zu ebener Erde unter andern auch das Konvikt der Sängerknaben befinde, ein älteres, in neuerer Zeit mannigfach modificirtes Institut.« Hier verdient bemerkt zu werden, daß zwar im Stifte immer Sängerknaben zum Behufe der Chor-Musik ernähret wurden; aber ihre Anzahl war klein, und belief sich höchstens auf 10. Da nun durch eine höchste Verordnung vom Jahre 1802 den Stiftern erlaubt wurde, ihre Sängerknaben auch in den Grammatikal-Klassen zu unterrichten; so fand sich der gegenwärtige Herr Stiftsabt bewogen, die Zahl dieser Stiftsknaben bis auf 30 zu vermehren, welche unentgeldlich im Stifte Kost, Kleidung, Wohnung und Unterricht erhalten; sie werden nämlich unter Aufsicht eines Stiftsgeistlichen, der zugleich Präfect und geprüfter Professor ist, dann von noch 2 Stiftsgeistlichen und einem weltlichen Lehrer in den Grammatikal-Klassen und der Musik unterrichtet, und viele derselben, die Kinder von Beamten oder armen Unterthanen sind, wenn sie sich durch Fleiß und Sittsamkeit ausgezeichnet haben, werden auch noch nach ihrem Austritte durch die Gnade und Wohlthat des Hochw. Herrn Stiftsabten, zu ihrem weiteren Fortkommen unterstützt. — Schließlich ist noch die Bemerkung beizufügen, daß der Herr Verfasser von dem im hiesigen Nebengebäude schon seit dem Jahre 1802 ununterbrochen befindlichen theologischen Institute gar keine Erwähnung macht, und doch gehört auch dieses unter die vorzüglichen Merkwürdigkeiten des Stiftes und zwar schon darum, weil seit 35 Jahren alle Ordenszöglinge, und unter diesen auch die gegenwärtigen Aebte und Vorsteher der 4 Unter-Ensischen Zisterzienser Stifte, nämlich: Heiligenkreuz, W. Neustadt, Lilienfeld und Zwettl, mit den meisten jetzt lebenden Mitgliedern derselben, durch mehrere Jahre hier ihre theologische Ausbildung erhielten! —

Nach allen diesen Berichtigungen wünscht Referent dem Herrn Verfasser zu seinem nützlichen, lobenswerthen Unternehmen nur eine immer möglichst genaue vorurtheilsfreie Untersuchung der zu schildernden Gegenstände, und es wird demselben bei seiner gewandten Darstellungsgabe an verdientem Lobe und Beifall gewiß nicht fehlen.

Malachias Koll.

## Das Ergebniß der Strafrechtspflege in Frankreich im Jahre 1835.

(Mitgetheilt von Doct. Moriz v. Stubenrauch.)

I. Ein Bericht des Großsiegelbewahrers und Justiz-Ministers Barthe vom 25. October 1837 liefert folgende höchst interessante Uebersicht, über das Resultat der Strafrechtspflege in Frankreich im Jahre 1835 (zum Theil in Vergleichung mit den früheren Jahren).

| | Im Jahre 1834 | Im Jahre 1835 |
|---|---|---|
| Die Zahl der Anklagefälle, über welche nach Vernehmung des Beklagten von den Assisen abgeurtheilt wurde, belief sich auf . | 5125 | 5228 |
| Es zeigt sich also eine Zunahme von 103 Anklagefällen; diese kommt lediglich auf Rechnung der Verbrechen gegen die Sicherheit der Person, denn unter jener Hauptsumme befanden sich Anklagen wegen Verbrechen gegen die Sicherheit der Person . . . . . . . . . . . . . | 1557 | 1771 |
| Anklagen wegen Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums . . . . . . . . . . | 3568 | 3457 |
| Zusammen obige . | 5125 | 5228 |
| Das Verhältniß der Verbrechen der ersteren Art zur Gesammtzahl aller Verbrechen stieg also von . . . . . . . . . . . | 30:100 | auf 34:100 |

| | |
|---|---|
| Aus der Gesammtzahl jener Anklagen wurde . | 2190 |
| in der Art, wie sie angebracht worden, Statt gegeben. | |
| Dagegen stellte sich die Thathandlung bei . . | 443 |
| als ein Verbrechen anderer Art, und bei . | 923 |
| als ein bloßes Vergehen dar. | |
| Gänzlich zurückgewiesen wurden . . . . | 1670 |
| Zusammen obige . | 5228 |
| Es wurden also unter 100 Anklagen . . . . | 42 |
| als vollkommen richtig befunden; | |
| eine Aenderung in dem Klagegrunde trat bei | 26 |
| ein, und zurückgewiesen wurden . . . . | 32 |
| | 100 |

| | Im Jahre 1834 | Im Jahre 1835 |
|---|---|---|
| Die Gesammtzahl der Angeklagten belief sich auf . . . . . . . . . . . . . . . . | 6952 | 7223 |
| und ihr Verhältniß zur Bevölkerung des Reiches war, wie . . . . . . . . . . . . . | 1:4684 | 1:4644 |

Diese Durchschnittszahl wurde natürlich in einigen Departements überschritten, in andern gar nicht erreicht.

Am ungünstigsten war das Verhältniß

| | | |
|---|---|---|
| in dem Dep. der Seine, wie . . | 1 : | 1373 |
| » » » Corsica » . . . | 1 : | 1464 |
| » » » des Oberrheins wie . | 1 : | 2089 |

Am günstigsten dagegen

in den Dep. la Creuse wie . . . . 1 : 13134

» » » la Drome wie . . . . 1 : 10541

» » » der Nieder-Pyrenäen wie 1 : 10145

» » » Gers wie . . . . 1 : 1093

| | |
|---|---|
| Aus der Gesammtzahl der Angeklagten wurden | 4760 |
| wegen Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums; und . . . . . . . . . . . . . | 2463 |
| wegen Verbrechen gegen die Sicherheit der Person gerichtlich verfolgt | |
| | 7223 |

Das Verhältniß der Verbrechen der letzteren Art zur Gesammtzahl der Angeklagten war demnach wie . . . . . . . . . . . . . . . 34 : 100

Da oft mehrere Individuen eines und desselben Verbrechens beinzüchtiget werden, so ist die Zahl der Angeklagten immer größer als die Zahl der Anklagen selbst, der Unterschied zwischen Verbrechen gegen die Sicherheit der Person und gegen die Sicherheit des Eigenthums ist hier von geringem Belange.

Bei jenen verhält sich die Zahl der Anklagen zur Zahl der Angeklagten wie . . . . . . . . . . 1 : 1.39

bei diesen wie . . . . . . . . . . . . . . . 1 : 1.38

In Rücksicht auf das Verhältniß der Geschlechter zählt man unter den 7223 Angeklagten 1192 weibliche, oder 17 unter 100. Es ist erwiesen, daß beinahe ein Drittheil dieser Personen bereits uneheliche Kinder zur Welt gebracht oder im Concubinate gelebt haben.

| | |
|---|---|
| Unter 100 Verbrechern weiblichen Geschlechts wurden nur . . . . . . . . . . . . . | 27 |
| wegen Verbrechen gegen die Sicherheit der Person, und . . . . . . . . . . . . . | 73 |
| wegen Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums verfolgt . . . . . . . . . . . | 100 |

Bei den männlichen Verbrechern waren diese Verhältnisse wie . . . . . . . . . . . . 36 } : 100
und 64 }

Einen gleichen Einfluß auf die Natur des Verbrechens äußerte das Alter.

| | |
|---|---|
| Bei einem Alter von weniger als 21 Jahren kamen auf 100 Verbrecher . . . . . . . . . | 26 |
| die gegen die Sicherheit der Person, und . . . | 74 |
| die gegen die Sicherheit des Eigenthums gefrevelt. | |
| | 100 |

Bei den Verbrechern in einem vorgerückteren Alter war dieses Verhältniß, wie . . . . . . 36 } : 100
und 64 }

Unter der Gesammtzahl der Angeklagten waren

| | | |
|---|---|---|
| jünger als 16 Jahre . . . . . . . . . . . . . | | 94 |
| zwischen 16 und 25 Jahren . . . | | 2297 |
| » 25 » 35 » . . . | | 2359 |
| » 35 » 70 » . . . | | 2416 |
| » 70 » 80 » . . . | | 51 |
| über 80 Jahren . . . . . | | 6 |
| Zusammen obige . | | 7223 |

| | |
|---|---|
| Man zählte demnach unter 100 Angeklagten jünger als 25 Jahre . . . . . . . . . . . . . | 33 |
| zwischen 25 und 35 Jahren . . | 33 |
| und über 35 Jahre . . . . | 34 |
| | 100 |

| | |
|---|---|
| Was den Stand der Verbrecher anbelangt, so waren davon: ledig . . . . . . . . . . . . . | 4239 |
| verheirathetet . . . . . . . . . . | 2688 |
| verwitwet . . . . . . . . . . . | 294 |
| und nur bei . . . . . . . . . . . | 2 |
| konnte der Stand nicht ausgemittelt werden . . | 7223 |

Unter der Gesammtzahl der Verheiratheten und Verwitweten waren nur 586 kinderlos.

Das Verhältniß der Verbrecher ledigen Standes zur Gesammtzahl aller Verbrecher war

| | | | |
|---|---|---|---|
| im Jahre | 1829 | wie | 57 : 100 |
| » » | 1830 | » | 56 : 100 |
| » » | 1831 | » | 56 : 100 |
| » » | 1832 | » | 55 : 100 |
| » » | 1833 | » | 55 : 100 |
| » » | 1834 | » | 60 : 100 |
| endlich » » | 1835 | » | 59 : 100 |

Unter den Angeklagten waren 249 Ausländer, davon wurden 44 in den beiden Departements, die unter dem königl. Gerichtshofe von Colmar stehen, und 53 zu Paris verurtheilt. Die übrigen kommen auf jene Departements, in welchen sich die bedeutendsten Gewerbs- und Handels-Etablissements befinden.

Von 9 konnte der Geburts- und Wohnort nicht ausgemittelt werden.

142 hatten keinen bestimmten Wohnsitz.

407 waren aus dem Departement, in welchem sie zur Untersuchung gezogen wurden, weder gebürtig noch daselbst ansässig.

Die Uebrigen wurden vor die Assisen ihres Geburtsortes oder Wohnsitzes gebracht.

Aus der Gesammtzahl jener Angeklagten, deren Wohnsitz ausgemittelt werden konnte, waren

| | |
|---|---|
| Landbewohner . | 4165 |
| und Städtebewohner | 2305 |

| | |
|---|---|
| Das Verhältniß der Ersteren zu den Letzteren stellt sich demnach wie . . . . . . | 60 : 100 |
| dasselbe Verhältniß war im Jahre 1834 wie . | 61 : 100 |
| » » 1833 » . . | 60 : 100 |
| » » 1832 » . . | 59 : 100 |

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

»Der letzte Stern Marienburgs, oder der edle Bürgermeister. Historisch-dramatisches Gemälde in 5 Akten von Ferd. v. Rekowski. Danzig, 1837.« Dieses Gemälde ist mit sehr trüben Farben gemalt: es werden sich wohl schwerlich Liebhaber von solcher Malerei finden. Weder in der Anlage, noch in der Ausführung des Stückes ist Poesie zu entdecken, in der Sprache herrscht nichts als der gewöhnliche Unterhaltungston, wobei an Weitschweifigkeit und Geschmacklosigkeit kein Mangel ist. Zum Belege sollen die Worte angeführt werden, die im Feuer der Begeisterung der Geliebte zu seiner Geliebten, »einem Wesen seltener Art,« spricht (S. 38):

Ich laß dich nicht, nein, Gela, dießmal nicht!
Denn endlich muß ich wissen, ob es mir
Gelungen ist, in deinem reinen Herzen,
In einem Herzen, welches wahrhaft nicht
Gefühllos, kalt und abgestumpft, nein, welches
Vielmehr erfüllt von rechter Wärme ist,
Ersehnte Gegenliebe zu erwecken.
Ja, Gela, diesen mir so wicht'gen Aufschluß,
Nach welchem ich schon seit dem Augenblick u. s. w.

Läßt der Verf. keine anderen Sterne, als diesen, an seinem poetischen Horizonte leuchten, so kann von »Sternen seiner Muse« nur abusive die Rede seyn.

---

Die Gedichte des Theodor Baron von Palochay (Pesth, 1837) sind zunächst von einem Freunde desselben zur Veröffentlichung bestimmt worden, um das Andenken des zu früh verstorbenen Verfassers zu ehren. Es würde daher unbillig seyn, wenn man an ihnen tadeln wollte, daß sie nicht — ausgezeichnet sind; denn ihrem Zwecke entsprechen sie auf sehr schöne Weise. Zum größeren Theile sind sie der Ausdruck schwermüthiger Gefühle, die durch äußere Veranlassungen immer von neuem wieder geweckt werden: der vom Schusse des Jägers getroffene Adler erinnert den Dichter an sein eigenes Schicksal. Die Blumen fragen ihn, warum er weine; wie Ruinen von Epheu fühlt sich sein Herz von der Poesie umzogen u. s. w. Seltener spiegelt sich eine heitere Empfindung in einem Gedichte ab. Zeugniß für die dichterische Empfindungsweise des Verf. möchte wohl mit wenigen Ausnahmen jedes derselben abgeben, wenn sich auch, wie bereits gesagt, die Sammlung im Ganzen nicht als eine ausgezeichnete Erscheinung der poetischen Literatur bezeichnen läßt.

---

Der Band »Theater von Ludw. Deuringer« (Augsburg 1837) enthält zwei Trauerspiele, beide in vier Akten und in Prosa geschrieben: »Elisabeth, Königin von England, oder Liebe und Verschmähung,« und »Ludwig XVI. König von Frankreich,« wobei der Verf. ausdrücklich bemerkt, daß jenes der englischen, dieses der französischen Geschichte entlehnt sey. Der Hauptgegenstand des ersteren ist die Hinrichtung des Grafen Essex; aber die dichterische Auffassung dieses schon mehrfach behandelten Stoffes ist in jeder Hinsicht verfehlt. Die Scenen sind ohne alle künstlerische Verknüpfung an einander gefügt, die Zeichnung der Charaktere ohne gehörige Motivirung und innere Wahrheit, und das Ganze sieht einer Verrenkung der Schiller'schen Maria Stuart ziemlich ähnlich. Ueberhaupt, daß der Verf. seinen Schiller und Goethe gelesen und gut behalten habe, ist begreiflich; daß aber den Personen des Stückes Schiller'sche und Goethe'sche Sentenzen ganz bekannt und geläufig sind, erregt natürlich Staunen. Der wörtlichen Beispiele könnten, wenn es der Raum gestattete, gegen zehn angeführt werden. — Vom zweiten Stücke gilt im Allgemeinen das über das erste Gesagte; es gleicht, wie jenes, mehr einem historischen Conglomerate, als einem organischen Kunstwerke, und erinnert lebhaft an die leidlich dialogisirten Ritterromane seligen Andenkens. Schiller'sche und Goethe'sche Sentenzen kommen hier zwar weniger vor, allein dafür entschädigt uns der in diesem wie in jenem Trauerspiele einer von der dramatis personis in den Mund gelegte Goethe'sche Ausspruch: »Die Menschen sind nicht bloß zusammen, wenn sie beisammen sind« u. s. w.

---

Am 16. Oktober starb zu Paris Mathieu Graf Dumas, königl. französischer General-Lieutenant, Pair von Frankreich u. s. w., als Deputirter seit 1789, als Redner und Soldat, so wie Schriftsteller durch das umfangreiche Werk: »Précis d'événements militaires, ou essai hist. sur les campagnes de 1799 à 1814« 19 Voll. 8. und 8 Atlas Fol. Paris 1816 — 26 und and. rühmlichst bekannt, geb. zu Montpellier am 23. December 1753.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

**102.** Sonnabend den 23. December **1837.**

Ehrensäulen und Denksteine zu einem künftigen Pantheon hebräischer Dichter und Dichtungen von Leopold Dukes. Ein Versuch mit hebräischen Beylagen und Uebersetzungen. Wien, Strauß, 1837. VI und 109 S. 8.

Treu der Anforderung, welche sich der Verfasser in dem Vorworte stellt: „Dieses Denkmal soll nicht im panegyrischen Lapidarstyl ausgeschmückt werden, wo die Wahrheit schamroth würde über der Menschen Eitelkeit, sondern Wahrheit leite unsere Hand, beim Eingraben der Worte des Gedächtnisses," weiß er bei der Behandlung seines Gegenstandes sich eben so sehr von übertriebenem Lobe frei zu halten, welches man so gerne über seine Helden ausschüttet, als von der Verkennung der Schönheiten und gewandten Benützung des vorliegenden Sprachstoffes, durch welche die Dichter, denen er hier insbesondere seine Aufmerksamkeit zuwendet, Gabirol und Charisi, sich auszeichnen. Ueber den allgemeinen Werth der neuhebräischen Poesie als einer selbstständigen spricht sich Herr Dukes zwar nicht aus, jedoch weist ein gelegentlich ausgesprochenes Wort über die Mischnah (S. 2) auf die wichtige Erkenntniß hin. »Man kann sogar behaupten,« heißt es von ihr, »daß dieses Werk zur Bereicherung der Sprache einiger Maßen beitrug, wenn irgend eine todte Sprache noch bereichert werden kann.« Bei dieser Ansicht kann natürlich von einer Fortentwickelung der Sprache nicht die Rede seyn. — An der ganzen Darstellung merkt man, daß der Verf. nicht von Außen an diese neuhebräischen Richtungsversuche hinzugelangen sucht, sondern daß er in seinem Gegenstande steht und mit prüfendem Blicke sein Gebiet betrachtet. Sein Bestreben war, wie er sich selbst (Vorw. S. V) darüber ausspricht, »nicht umherzufliegen, um die an den Pfählen angeschriebene Nomenclatur neugierig zu lesen," sondern „die Idee zu gewinnen und den innersten Kern herbeizuschaffen.« Ein wichtiger ästhetischer Sinn, verbunden mit klarer Anschauung der Verhältnisse, unter welchen die Dichter schrieben, läßt ihn deren Werth gerecht erkennen; dabei aber versäumt er es nicht, durch gelehrte Nachweisungen und Veröffentlichung bisher handschriftlich verborgener Dichtwerke das Gebiet zu erweitern. — Die vorliegende Schrift, als eine Probe für ein größeres, die ganze neuhebräische Poesie umfassendes Werk, beschäftigt sich zunächst mit den beiden ausgezeichneten und fruchtbaren Dichtern: Salomo ben Jehudah Gabirol (um die Mitte des eilften Jahrhunderts) und Jehudah ben Salomo Elcharisi (am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts). Um auf ihre dichterischen Werke überzugehen und diese zu charakterisiren, werden ihre übrigen Leistungen nur kurz besprochen. In Gabirol erkennt der Verf. den eigentlichen Anfangspunkt und das später oft nachgeahmte Muster der jüdisch-spanischen liturgischen Poesie. »Wenn Kalir's Muse,« sagt er S. 15, »Körbe voll Agadah dem Leser präsentirt, auf ihren Inhalt hindeutet, so taucht ben Gabirol's Muse in das Honigmeer biblischer Bilder, ihre Flügel nur sparsam mit dem Blumenstaube thalmudischer Ideen benetzend und den Leser damit besprengend. Ben Gabirol erscheint uns als ein Mann, kräftig von Geist, zur Schwärmerei geneigt, von nationellen Gefühlen ganz durchdrungen, und belebt vom mosaischen Glauben, mehr ernst als sanft, und streng die poetische Form beachtend.« Treffend und mit Humor ist Charisi geschildert. »Unser Autor,« heißt es S. 26, »gehört zu den Zugvögeln, welche immer auf Reisen, viele Gelegenheit haben, Personen und Sachen kennen zu lernen. Aus seinen Schriften erhellt genugsam, daß seine Vermögensumstände gerade nicht die besten waren, und auf seinen Zügen setzte er die Börse seiner bemittelten Glaubensgenossen oft in Contribution, deren Gaben der Maßstab seines ihnen gespendeten Lobes oder seines beißenden Tadels war. . . Man sieht es allen seinen Bemerkungen an, daß er nicht nur auf Geist und Herz, sondern auf die Hände starke Rücksicht nahm, wenigstens ist nie vergessen, wann er einen vornehmen Mann besuchte, anzuzeigen, ob er freigebig oder geitzig ist. Gehen wir (S. 33) zur Betrachtung seiner stylistischen Eigenschaften über, so finden wir, daß er, trotz seiner starken Kenntniß der hebräischen Sprache, sich dennoch, bei seiner ausgebreiteten Kenntniß des Arabischen, von seinen Formen hinreißen ließ, manche Eigenthümlichkeit des Hebräischen zu opfern. In keinem Werke vor ihm fanden wir Persiflage verbreitet; Elcha-

risi nahm sich ordentlich Zeit dazu und widmet ganze Kapitel diesen Ergüssen seines überall unbefriedigten Gemüthes. Der Thalmud ist für ihn eine reiche Fundgrube, wo er zuweilen auf eine ergötzliche Weise anstreift. — Uebrigens war er selbst sehr religiös und ehrte den Thalmud sehr, auf die Befolgung der ceremoniellen Gesetze großen Werth legend. So z. B. überlieferte er den Namen eines Arztes in Egypten der Nachwelt mit frommer Erbitterung, weil er Sabbath und Feiertage nicht beobachtete. Auch läßt er einen Karaiten mit einem Traditionsgläubigen polemisiren und den letztern den Sieg davon tragen. — Die Art Bibelverse in Gedichte und Prosa aufzunehmen, war zwar schon vor ihm im Schwunge; er aber dehnte dieß sehr weit aus, besonders durch die neunte Machbereth, wo ein Wettkampf zwischen 30 Dichtern ist, von denen Jedem ein Endreim aufgegeben wird und zwar immer eine Bibelstelle, welches als eine Sanctionirung dieser Ausdrucksweise zu betrachten ist. Sowohl die seltensten Combinationen von Bibelversen erlaubte er sich, als auch das Unterschieben anderer Bedeutungen; sogar den Eigennamen von Menschen und Städten, deren Wurzel eine bekannte Bedeutung haben, knüpfte er die zweite Bedeutung an und erhob die Namen so zu Begriffen." Doch wir brechen hier ab, und führen von den übrigen treffenden Bemerkungen nur noch das allgemeine Urtheil über Charisi's dichterische Befähigung an (S. 35): »Viele seiner Bilder sind aus dem tiefsten Organismus der hebräischen Sprache entnommen und verrathen große Genialität und Sinn für anschauliche Darstellung. Mit Verstand begabte ihn die Natur reichlich, Witz spendete sie ihm in Menge, jedoch — obwohl sie ihm bis zu einem gewissen Grade Phantasie verlieh — vermißt man eine gewisse ideelle Sehnsucht, weßhalb seine Gebethe auch kalt sind und gar weit hinter den Gebethen des Jehudah Hallewi zurückstehen. Sein Werk ist eine poetische Encyklopädie, lebendige Repräsentantin aller damaligen dichterischen Bestrebungen. Alle Gattungen der Poesie, welche man damals kannte, sind darin enthalten" u. s. w.

Wir können hier in keine weitere und nähere Erörterung über den Inhalt der vorliegenden Schrift eingehen, glauben aber zum Schlusse anführen zu müssen, daß wir in der Probe, welche uns Hr. Dukes vorgelegt, einen sehr schönen, geschmackvollen und gelehrten Beitrag zur innern Geschichte der neuhebräischen Poesie erkennen. Wir finden in ihm eben sowohl die ausgebreitete Kenntniß dieser Literatur, von der so Vieles noch handschriftlich verborgen ist und ihm zugänglich geworden, als den richtigen Takt, sich in diese eigenthümliche poetische Anschauung und Rhythmik mit ihrem arabischen Anfluge hineinzufühlen, so daß wir schon in diesem Schriftchen ein geeignetes Mittel finden, die Begriffe über dieselbe zu berichtigen und ein Bild davon vor Augen zu stellen, in der größeren Arbeit jedoch eine wesentliche Bereicherung für diesen Zweig der Literatur zu erhalten hoffen dürfen [1].

G.

---

Zur Geschichte der jüdischen Poesie, vom Abschluß der heiligen Schriften alten Bundes bis auf die neueste Zeit, von Franz Delitzsch. Leipzig, Tauchnitz, 1836. XXIV und 224 S. 8.

Bei so manchen Mängeln, welche vorliegende Schrift auch haben mag, worunter vorzugsweise die ausgesprochene Hoffnung auf ein neues Erblühen einer eigenthümlichen jüdischen Poesie gehört, ist sie dennoch eine sehr erfreuliche Erscheinung, und ein gültiges Zeugniß für die tüchtigen Studien des christlichen Verfassers. Wir begnügen uns hier mit der Angabe ihres Inhaltes, und der allgemeinen Hinweisung auf die schönen Erwartungen, zu welchen sie für die Zukunft berechtigt. Das erste Kapitel gibt in zwei Paragraphen eine »Geschichte der Formenlehre der jüdischen Poesien,« worin zuerst die jüdischen, dann die christlichen Bearbeitungen aufgezählt werden. Das zweite Kapitel, das umfangreichste und wichtigste der Schrift, enthält eine »Geschichte der jüdischen Poesie im Umrisse,« und zwar A nach ihrem inhaltlichen Charakter, wo freilich manches nicht hieher Gehörige in die Darstellung mit hineingezogen wird; jedoch liegt dieß *in dem einartigen* Charakter der jüdischen Literatur, welche *in allen ihren* Erscheinungen religiöse Zwecke vor Augen hat, so daß ihre verschiedenen Arten in einander eingreifend erscheinen und daher zu Abschweifungen verlocken. Unter B behandelt der Verfasser die »Geschichte der Formen der jüdischen Poesie,« welche sich jedenfalls mit den Worten geben läßt: »Die Juden nahmen die Dichtungsformen der Völker, unter welchen sie lebten, in so weit auf, als denselben die hebräische Sprache nicht durchaus unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte; die Hauptschönheit aber fanden sie darin, ganze Stellen aus der Bibel in ihre Dichtungen zu verweben — ein Verfahren, welches der Verf. den »Musivstyl« nennt und in einem besondern §. 32 geschichtlich erläutert — aus dem einfachen Grunde, weil sie sich an den Buchstaben der Schrift halten mußten, indem sie über die Sprache selbst nicht frei gebieten konnten. Das dritte Kapitel beginnt die Lehre der Formen und zwar die des »soferischen Zeitalters,« d. h. die zur Zeit des Thalmuds bestehenden, und zwar unter A die in Palästina geltenden für die hebräischen Dichtungen, und unter B die außerpalästinischen, mit Berücksichtigung der matten griechischen Ueberreste von alexandrinischen Juden und mit besonderer Benützung der gehalt-

---

[1] Vgl. Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie. Stuttgart 1837. Dritten Bandes drittes Heft. S. 394.

vollen Schrift des Doktor Philippson über die alexandrinischen Dramatiker Ezechiel und Philo.

Zu einem künftigen Hefte, das wohl zu erwarten steht, bleibt dem Verfasser noch die Erörterung über die Formen der hebräischen Dichtungen von der geonäischen Periode an zur Ausgabe seiner literarischen Untersuchungen, und wir sprechen die Hoffnung aus, daß wir ihm noch öfter auf diesem Gebiete begegnen werden.

---

## Das Ergebniß der Strafrechtspflege in Frankreich im Jahre 1835.

(Mitgetheilt von Doct. Moritz v. Stubenrauch.)

(Fortsetzung.)

| | |
|---|---|
| Weder lesen noch schreiben konnten . . . | 4079 |
| nur mittelmäßig lesen und schreiben . . . . | 2253 |
| Fertigkeit im Lesen und Schreiben besaßen . | 584 |
| einen höheren Unterricht hatten . . . . . | 307 |
| erhalten. | 7223 |

| | | |
|---|---|---|
| Das Verhältniß derjenigen, welche gar keinen Unterricht erhalten hatten, zur Gesammtzahl der Angeklagten war demnach, im Jahre 1835 wie | | 56 : 100 |
| » » 1834 » | } | 59 : 100 |
| » » 1833 » | } | |
| » » 1832 » | } | 60 : 100 |
| » » 1831 » | } | |
| » » 1830 » | } | 61 : 100 |
| » » 1829 » | } | |

Unter den weiblichen Verbrechern hatten 76 pr. Ct. gar keinen Unterricht erhalten.

Das gedachte Verhältniß wechselte aber auch nach Verschiedenheit der Departements und nach Verschiedenheit des Alters der Angeklagten. So waren z. B. in 10 Departements mehr als 4/5 der Angeklagten, die weder lesen noch schreiben konnten.

Dagegen bildeten in 19 Departements die Unterrichteten die Mehrzahl.

Von den Verbrechern unter 21 Jahren konnten 61 unter 100 weder lesen noch schreiben; von denen zwischen 21 und 40 Jahren 57 unter 100 und von denen über 40 Jahren 52 unter 100.

| | |
|---|---|
| In Rücksicht auf ihre Beschäftigung waren ohne Erwerb . . . . . . . . . . . | 1178 |
| auf eigene Rechnung arbeiteten . . . . . . . | 2357 |
| und für fremde Rechnung . . . . . . . . . | 3688 |
| | 7223 |

Am zahlreichsten waren die Verbrecher in der Klasse derjenigen, die im Landbau und in der Verarbeitung der rohen Produkte ihren Unterhalt finden; am mindesten zahlreich dagegen unter den Fleischern, Bäckern und andern Gewerbsleuten, die sich mit der Herbeischaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse beschäftigen. Beinahe 6/10 aller Angeklagten gehörten zur erstgenannten Klasse.

Bemerkenswerth ist es, daß unter denjenigen, die keinen bestimmten Erwerb angeben konnten, wie die Schmuggler, Freudenmädchen u. dgl., am wenigsten Verbrechen gegen die Sicherheit der Person vorkamen: nämlich

| | | |
|---|---|---|
| unter . . . . . . . . . . . . . . . . | 100 | nur 11 |
| dagegen bei den Ackerbauern unter . . . . . | 100 | 45 |
| und bei denjenigen, die eine freie Kunst ausüben, oder von ihren Einkünften lebten, unter | 100 | 44. |

| | | |
|---|---|---|
| Aus der Gesammtzahl der Angeklagten wurden freigesprochen . . . . . . . . . . . | | 2816 |
| und verurtheilt . . . . . . . . . . . | | 4407 |
| und zwar: zum Tode . . . . . . . . . | 54 | |
| zu lebenslänglicher Zwangsarbeit . . . . . | 151 | |
| zur Zwangsarbeit auf bestimmte Zeit . . . | 777 | |
| zur Gefängnißstrafe . . . . . . . . . . | 796 | |
| zum Arreste . . . . . . . . . . . . . | 1 | |
| zu Correktionsstrafen . . . . . . . . . | 2599 | |
| unter Polizei-Aufsicht gesetzt . . . . . . . | 9 | |
| Verbrecher unter 16 Jahren in Besserungshäusern untergebracht . . . . . . . . . . | 20 | |
| | 4407 | |
| | | 7223 |

| | |
|---|---|
| Das Verhältniß der Strafurtheile, welche bloß auf eine Correktionsstrafe lauten, zur Gesammtzahl aller ergangenen Straferkenntnisse, ist in stätem Steigen begriffen; als wie in den Jahren 1826 bis 1831 wie . . . . . . . . . | 38 : 100 |
| im Jahre 1832 » . . . . . . . . . . | 53 : 100 |
| » » 1833 » . . . . . . . . . . | 58 : 100 |
| » » 1834 » } . . . . . . . . . | 59 : 100 |
| » » 1835 » } | |

Diese Erscheinung ist eine Folge des Gesetzes vom 28. April 1832, welches den 341. Artikel des Code d'instruction criminelle dahin modificirte, daß die Geschwornen nunmehr sich auch über das Vorhandenseyn von mildernden Umständen aussprechen, und auf eine Herabsetzung der Strafe um einen oder zwei Grade antragen können.

Digitized by Google

So wurde das Vorhandenseyn von mildernden Umstände bei . . . . . . . . . . 2049
ausgesprochen.

Der Assisenhof war mit der von den Geschwornen angetragenen Strafmilderung bei . . . 724
vollkommen einverstanden; nur um einen Grad wurde aber die Strafe gemildert bei . . . . 1325

2049

Von den 55 zum Tode Verurtheilten wurden 39 hingerichtet, darunter waren 32 Mörder, 2 Giftmischer, 4 Vatermörder und 1 Kindesmörder. Bei den übrigen wurde die Todesstrafe, und zwar bei 14 in lebenslängliche Zwangsarbeit, und bei 1 in lebenslängliches Gefängniß verwandelt.

Unter 100 Angeklagten wurden zu Criminalstrafen verurtheilt . . . . . . . . . . 25
zu Correktionsstrafen . . . . . . . . 36
freigesprochen . . . . . . . . . . . 39

100

Die Durchschnittszahl der Freigesprochenen wurde in 39 Departements überstiegen; in 13 bildeten die Freisprechungen sogar die Mehrzahl, dagegen blieb sie in 5 Departements unter 1/5 zurück.

Bei den Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums kamen 34 Freigesprochene auf 100 Angeklagte, und bei den Verbrechen gegen die Sicherheit der Person 47 Freigesprochene auf 100 Angeklagte.

Unter 100 männlichen Verbrechern wurden . . 38
» 100 weiblichen » » . . . 43
freigesprochen.

Unter 100, die weder lesen noch schreiben konnten, wurden freigesprochen . . . . . . 36
» 100, die nur schlecht lasen und schrieben . . 41
» 100, die gut lasen und schrieben . . . . 45
» 100, die eine höhere Bildung genossen . . . 53

Von 1724 Verbrechern, die zur Zwangsarbeit und zum Gefängnisse verurtheilt wurden, mußten sich . . . . . . . . . . . . . . . . 986
der öffentlichen Ausstellung unterziehen.
Wegen ihres Alters wurden davon losgezählt . . 34
und aus andern Gründen . . . . . . . . . . 704

1724

Die Zahl der Contumaz-Fälle belief sich auf 484 und die Zahl der Angeklagten auf 562; weniger als 2 pr. 100 wurden darunter freigesprochen. Dagegen wurden im Laufe des Jahres 1835: 233 Personen angeklagt, die schon früher in contumaciam verurtheilt worden waren; bei 127 war das Contumaz-Urtheil schon vor mehr als einem Jahr erflossen. Von diesen Angeklagten wurden 57 unter 100 losgesprochen, ein Beweis, wie schwer es wird, nach Verlauf eines gewissen Zeitraumes den Verbrecher seiner Schuld zu überführen.

Eben so ist es von besonderem Interesse über die Art und Menge der Statt gefundenen Rückfälle Ausschluß zu erhalten. Man findet hierin Stoff zu den mannigfaltigsten Betrachtungen.

1486 Angeklagten waren schon früher eines Verbrechens wegen in Strafe verfallen; darunter zählte man nicht mehr als 134 Frauenspersonen, was ungefähr 9 pr. 100 ausmacht.

Rücksichtlich des Alters finden hier dieselben Proportionen Statt, die schon oben angegeben wurden. In Bezug auf den genossenen Unterricht ist aber das Verhältniß derjenigen, die weder lesen noch schreiben konnten, um 3 pr. 100 stärker als im Allgemeinen.

Bei denen, welche neuerdings zur Kerkerstrafe verurtheilt wurden, stellte es sich wie . . . . . . . . . . . 49 : 100
bei den zur Zwangsarbeit verurtheilten wie . . . 54 : 100
und bei jenen, die nur mit einer Correktionsstrafe belegt wurden . . . . . . . . . . . . . 61 : 100

Von der Gesammtzahl dieser Angeklagten wurden freigesprochen nur . . . . . . . 278
zu einer korrektionellen Strafe verurtheilt 499
zu einer Criminal Strafe, und zwar: . . . 13
zum Tode
zu lebenslänglicher Zwangsarbeit . . . . . . 59
zu zeitlicher Zwangsarbeit . . . . . . . . 383
zur Gefängnißstrafe . . . . . . . . . . 274

1486

Es wurden also von 100 nur 19 freigesprochen, 33 zu bloßen Besserungsstrafen und 48 zu eigentlichen Criminalstrafen verurtheilt.

Die meisten Rückfälle fanden in Rücksicht der Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums, und namentlich in Rücksicht der Diebstähle Statt; unter 100 Verbrechern dieser Gattung zählte man 72 Diebe, während im Allgemeinen auf 100 Verbrecher (die früher noch keine Strafe erlitten hatten) nur 53 Diebe kamen. Bemerkenswerth ist es auch, daß unter den 1075 Individuen, die auf einem Rückfalle ergriffen und eines Diebstahls schuldig erkannt worden sind, nur 266 früher einer anderen Uebertretung wegen bestraft worden waren.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter

für

# Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

103. Mittwoch den 27. December 1837.


Verzeichniß der chinesischen und japanischen Münzen des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetes in Wien. Nebst einer Uebersicht der chinesischen und japanischen Bücher der k. k. Hofbibliothek, von Stephan Endlicher. Wien, Beck. 1837. VI und 140 S. 4.

Wir müssen uns bei der Anzeige des vorliegenden Werkes, das von neuem ein schöner Beleg für die Vielseitigkeit und Tüchtigkeit der Kenntnisse des Verfassers ist, darauf beschränken, über Zweck und Anordnung die Vorrede zu hören, und ein näheres Eingehen Berufenen zu überlassen. Diese werden, wie wir mit Zuversicht hoffen, das Verdienst anerkennen und würdigen, und es gewährt uns ein inniges Vergnügen, bemerken zu können, daß es bereits mehrere auf eine höchst ehrende Weise gethan haben. — »Als der Verfasser,« heißt es in der Vorrede, »aufgefordert wurde, eine kleine Anzahl chinesischer Münzen der kaiserlichen Sammlung zu verzeichnen, konnte es nicht seine Absicht seyn, so beschränktes Material zum Gegenstande einer besonderen Arbeit zu machen. Als aber, während er damit beschäftigt war, sich durch das Studium der beiden Hauptwerke über die chinesische Numismatik, der Abtheilung Tchin-pao des San-thsai-thouhoei, und der neuen Bearbeitung des Thsian-tchi, einen allgemeinen Überblick der chinesischen Münzgeschichte zu verschaffen, eine bedeutende Sammlung chinesischer und japanischer Münzen durch die unermüdete Fürsorge Seiner Excellenz des Herrn Grafen Moritz von Dietrichstein, und durch die Gefälligkeit des Herrn Dr. von Siebold für das k. k. Münz- und Antiken-Kabinet erworben wurde, als sich zugleich seine literarischen Hülfsmittel über diesen Zweig vermehrten, und ihm die zufällige Anwesenheit des Freiherrn von Schilling-Canstadt in Wien Gelegenheit gab, nicht nur eine zweite sehr ansehnliche Sammlung zu vergleichen, sondern auch der freigebigsten mündlichen Belehrung zu genießen; da erwuchsen seine Vorarbeiten bald zu einer Ausdehnung, welche das Unternehmen einer besondern Abhandlung rechtfertigen ließ, und es mußte zweckmäßig erscheinen, der Aufzählung der einzelnen, in der kaiserlichen Sammlung befindlichen Stücke, eine allgemeine Einleitung in die chinesische Numismatik und einige Andeutungen über japanische Münzgeschichte vorauszuschicken; jedoch glaubte sich der Verfasser in Bezug auf letztere auf das Nöthige beschränken zu müssen, da er in dieser Beziehung seinem mit den reichsten Hülfsmitteln ausgerüsteten Freunde von Siebold vorgreifen weder konnte noch durfte.«

»Das ebenfalls von dem Herrn Grafen von Dietrichstein beliebte Verzeichniß der chinesischen und japanischen Bücher der k. k. Hofbibliothek, welche gleichzeitig mit dem Münz- und Antiken-Kabinete durch eine ebenfalls von Herrn von Siebold hierher überlassene Sammlung japanischer Werke, und durch das Geschenk einer gewählten chinesischen Büchersammlung von anderer Hand einen ansehnlichen Zuwachs erhielt, mußte so summarisch als möglich verfaßt werden, indem eine weitere Ausführung desselben hier nicht am Orte gewesen wäre, und es vorzüglich nur dazu dienen soll, um aufmerksam zu machen; daß man in Oesterreich, welches mit Recht darauf stolz ist, seit jeher die ausgezeichnetsten Kenner vorderasiatischer Sprachen und Literatur sein nennen zu können, gegenwärtig auch die Hülfsmittel besitzt, wenigstens einen Theil der ostasiatischen Sprachen mit in den Kreis der Studien aufzunehmen.«

»Der Aufzählung der japanischen Karten und Bücher ist ein von Herrn von Siebold mitgetheiltes Verzeichniß zum Grunde gelegt.«

Dieser Erörterung des Herrn Verfassers wollen wir nun eine nähere Angabe des Inhalts folgen lassen. Das Werk eröffnet eine allgemeine »Einleitung in die chinesische und japanische Münzgeschichte;« deren Untersuchungen sich folgender Maßen vertheilen: Aelteste chinesische Münzen. Pou, älteste Form der Münze. Thou thsian. Schwertförmige Münzen. Youan thsian. Runde Münzen. a) Von der Vorderseite. b) Von der Rückseite. c) Vom Fleische der Münzen. d) Von der Mittelöffnung e) Vom Rande und von der Randeinfassung. f) Von der Inschrift. I. Inschrift der Vorderseite. a) Alte Münzen. b) Chronologische Münzen. II. Inschrift der Rückseite. III. Von den andern Verzierungen der Rückseite.

Fremde Münzen. a) Japanische; b) Koreanische Münzen; c) Annanitische oder cochinchinesische Münzen.

Hierauf folgt das Verzeichniß der chinesischen, japanischen, koreanischen und chochinchinesischen Münzen und Medaillen des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets. Dasselbe gibt folgende statistische Uebersicht:

| | |
|---|---|
| Chinesische Münzen. | |
| 1. Münzen mit alter Inschrift . . . . . . | 6 |
| 2. Chronologische Münzen . . . . . . . . | 83 |
| 3. Münzen der jetzt regierenden Dynastie . | 35 |
| 4. Münzen, deren Zeitalter unbekannt ist . | 14 |
| Koreanische Münzen . . . . . . . . | 3 |
| Japanische Münzen. | |
| 1. chronologische Kupfer- und Eisenmünzen | 26 |
| 2. Große Medaillen . . . . . . . . . | 4 |
| 3. Silber- und Gold-Münzen . . . . . . | 15 |
| Cochinchinesische Münzen . . . . . . . | 5 |
| Zusammen | 191 |

In drei Beilagen erhalten wir 1 Verzeichniß der in den chinesischen Münzinschriften vorkommenden Tchouan-Charaktere. 2) Stammtafel der Dynastie Thai-Thsing. 3) Verzeichniß der Kaiser aus der mongolischen Dynastie Youan; von Tschinggis-Chaghan bis zur Vertreibung derselben aus China (1189—1368 n. Chr.)

Die Uebersicht der chinesischen, mandschouischen, japanischen und koreanischen Bücher der k. k. Hofbibliothek zählt:

| | |
|---|---|
| I. Chinesische und mandschouische Bücher . | 125 |
| II. Japanische und koreanische Bücher . . | 64 |
| Zusammen | 189 |

---

Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Meklenburgs und die norddeutschen Grabalterthümer aus der vorchristlichen Zeit überhaupt, von G. C. F. Lisch, großh. meklenb. Archivar u. s. w. Rostock, 1837. 29 S. 8.

Die vorliegende kleine Schrift gibt zunächst Auskunft über die großherzogliche Sammlung germanischer und slawischer Alterthümer in Ludwigslust, deren Grund der Herzog Christian Ludwig legte. Ihren jetzigen Reichthum verdankt sie vorzugsweise den unter der Regierung des Großh. Friedrich Franz, und unter der speciellen Leitung des Hofmarschalls v. Oertzen und des Hauptmanns Zink gemachten Ausgrabungen. Die wissenschaftliche Bearbeitung wurde vom verstorbenen Großherzoge dem Prof. Schröter, dann dem Prof. Grautoff übertragen, und da auch diesen der Tod übereilte, hat der Verf. die Vollendung übernommen. Das Resultat dieser wissenschaftlichen Bearbeitung enthält die 2te Hälfte dieser Schrift (S. 12 ff) »eine klare Scheidung der germanischen und slavischen Alterthümer in Meklenburg« — hervorgegangen aus einer Vergleichung des Baues der verschiedenen Arten von Gräbern und der aus ihnen erweislich ans Tageslicht geförderten Alterthümer.« — Hiernach classificirt der Verfasser I. Germanengräber — runde (oval gewordene) Hügel in Kegelform, von 2—30 Fuß senkrechter Höhe, daher Kegelgräber genannt. Sie sind nie durch Steine geschützt und haben im Innern Gewölbe von rohen Feldsteinen oder Steinkisten. Die Leichen sind theils verbrannt, theils in Särgen von Eichenholz begraben; bisweilen finden sich beide Bestattungsarten in einem Hügel. Die Urnen sind roh und mit Kies vermengt, oder von einer feinen schwarzen Masse. Die Geräthschaften sind von Bronze, der Schmuck öfter von Gold. Eisen und Silber findet sich nicht. II. Slavengräber. Wendenkirchhöfe, langgestreckte, oft unscheinbare Gesammterhebungen auf Ebenen u. s. w., ohne bestimmte Form. Hier stehen die Urnen in unglaublicher Menge zwischen kleinen Steinen verpackt; sie enthalten Asche und Knochen. Von Leichenbestattung findet sich keine Spur. Die Urnen sind oben meist weit und unten sehr spitz. (S. 20.) Die Geräthschaften, größtentheils aus Eisen, unterscheiden sich wesentlich von denen der Kegelgräber. Silber ist häufig. Bunte Glasflüsse, Bernstein, Arbeiten aus Knochen u. dgl. finden sich oft. III. Ur- oder Hunengräber. Sie sind mit großen und zahlreichen Steinpfeilern umgeben und im östlichen Ende mit 4 Steinen bedeckt; dazwischen ist der muldenförmige Hügel oft bis 160 Fuß lang. Den Inhalt bildet eine große Steinkiste, worin Scherben von Urnen, Messer u. s. w. von Feuerstein und and., nie aber Metall sich vorfindet. Alle übrigen Grabarten sind diesen 3 Hauptklassen unterzuordnen. — Ob diese Klassification richtig sey, werden weitere Untersuchungen lehren.

---

## Das Ergebniß der Strafrechtspflege in Frankreich im Jahre 1835.

(Mitgetheilt von Doct. Moritz v. Stubenrauch.)

(Schluß.)

### II. Preßvergehen und politische Vergehen.

Außer den Verbrechen gelangten vor die Assisenhöfe im Laufe des Jahres 1835 noch über 117 Preßvergehen und politische Vergehen, welche mittelst der Ordonnanz vom 8. Oktober 1830 ihrer Beurtheilung zugewiesen worden waren. Die Zahl dieser Uebertretungen hat sich seit einigen Jahren bedeutend vermindert; sie war

| | | | |
|---|---|---|---|
| im Jahre | 1831 | . | 671 |
| » » | 1832 | . | 602 |
| » » | 1833 | . | 356 |
| » » | 1834 | . | 219 |
| und » » | 1835 | . | 117 |

Darunter zählte man 101 Preßvergehen
und 76 politische Vergehen.

In die ersteren fanden sich 135, in die letzteren 164 Personen verwickelt.

Davon wurden freigesprochen, und zwar:

| | |
|---|---|
| bei den Preßvergehen: 85 oder . . . . . . | 63 unter 100 |
| bei den politischen Vergehen 123 oder . . . . | 80 » 100 |

Unter den 101 Preßvergehen kamen 83 auf Rechnung der periodischen Preße und nur 18 auf Veröffentlichungen anderer Art.

41 Anklagefälle wurden allein vor dem Assisenhofe des Seine-Departements verhandelt.

## III. Andere Vergehen.

Im Laufe des Jahres 1835 wurde über 118,225 Vergehen abgeurtheilt.

Die Zahl der Angeklagten belief sich auf 164,886.

Darunter befanden sich 32.042 Frauenspersonen, d. i. ungefähr 19 unter 100.

| | | |
|---|---|---|
| Freigesprochen wurden . . . . . . . . . . | | 24495 |
| Verurtheilt dagegen, und zwar | | |
| zur Arreststrafe . . . . . . | 34634 | |
| zu Geldstrafen . . . . . . | 105672 | |
| zu polizeilicher Aufsicht . . . | 47 | |
| zur Niederreißung von Bauten, welche zu nahe am Rayon der k. Forsten aufgeführt worden waren . | 38 | |
| | | 140391 |
| Zusammen obige | | 164886 |

Die Dauer des Arrestes wurde bemessen: auf

| | |
|---|---|
| weniger als 6 Tage bei . . . . . . . . . . | 5161 |
| zwischen 6 Tagen und 1 Monate bei . . . . . | 9976 |
| » 1 Monate und 6 Monaten bei . . . . . | 11020 |
| » 6 Monaten und 1 Jahr bei . . . . | 2767 |
| auf 1 Jahr bei . . . . . . . . . . . . | 1394 |
| zwischen 1 Jahr und 5 Jahren bei . . . . . . | 3535 |
| auf 5 Jahre bei. . . . . . . . . . . . | 595 |
| zwischen 5 Jahren und 10 Jahren bei . . . . . | 151 |
| auf 10 Jahre bei . . . . . . . . . . . | 35 |
| | 34634 |

| | | |
|---|---|---|
| Appellirt wurde in . . . . . . . | | 6697 Fällen |
| Das Urtheil wurde bestätigt in . . . . | 3721 | » |
| Ganz oder zum Theile reformirt in . . . | 2976 | » |
| | 6697 | » |

Die Zahl derjenigen Individuen, die schon früher eines Vergehens wegen bestraft worden waren, und sich nun eines Rückfalles schuldig gemacht hatten, belief sich auf 7741. Am häufigsten waren die Rückfälle beim Diebstahle, bei Verwundungen und Schlägereien, bei paßlosem Herumschweifen, bei der Bettelei, und bei der Entziehung aus der polizeilichen Aufsicht.

## IV. Polizei-Uebertretungen.

Die Anzahl der Fälle dieser Art, welche im Laufe des Jahres 1835 von den Tribunalen entschieden wurden, belief sich auf 113137, von denen 105649 auf Antrag des Ministeriums und 7488 auf Anlangen der betreffenden Parteien zur Verhandlung kamen.

| | |
|---|---|
| Die Zahl der Angeklagten betrug . . . . . . | 150460 |
| Die Gerichte wurden als incompetent erklärt bei . . . . . . . . . . | 896 |
| freigesprochen wurden . . . . . . . . | 23004 |
| verurtheilt zu Geldstrafen . . . . . . | 120324 |
| zum Polizei-Arreste . . . . . . . . | 6236 |
| | 150460 |

## V. Selbstmorde.

Im Jahre 1835 hatten 2305 Selbstmorde Statt gefunden.

Zwei Drittheile der Selbstmörder, nämlich 850, waren in einem Alter zwischen 30 und 60 Jahren, 19 hatten noch das 16te Jahr nicht zurückgelegt und 31 waren über 80 Jahre alt. Man zählte unter ihnen 521 Frauenspersonen.

Die meisten Selbstentleibungen fanden im Monate Juli Statt, nämlich 294; die wenigsten dagegen im December (nur 105). In der Zeit vom März bis zum September zählt man im Durchschnitte jeden Monat 200 Fälle.

Die Selbstmörder gehörten den verschiedensten Klassen der Bewohner an.

Die häufigste Todesart war das Ertränken und das Erhängen; minder gewöhnlich das Erschießen, das Ersticken mit Kohlendampf, das Erstechen und Vergiften.

Ueber die Beweggründe, welche einen solchen Schritt veranlaßten, konnte man in den meisten Fällen zu keinem sichern Aufschluß gelangen.

## VI. Aufführung der entlassenen Sträflinge.

Schließlich dürfte es nicht ohne Interesse seyn, einige Daten über die Aufführung der entlassenen Sträflinge zusammen zu stellen.

| | |
|---|---|
| Während der Periode von 1831 bis einschließig 1835 wurden aus den Bagnos von Brest, Rochefort und Toulon . . . . . . . . . | 3702 |
| und aus den 19 Central - Gefangenhäusern des Reiches . . . . . . . . . | 26010 |
| Sträflinge entlassen, die zu Zwangsarbeit oder zur Gefängnißstrafe von wenigstens einem Jahre verurtheilt worden waren. | |
| Von diesen entlassenen Sträflingen wurden binnen eben derselben Periode Sträflinge der ersten Art . . . . . . . . . . . | 621 |
| und Sträflinge der zweiten Art . . . . . . . | 4841 |

Digitized by Google

neuerdings vor Gericht gebracht, was für jene ein Verhältniß von 17 : 100, für diese von 19 : 100 gibt.

Unter den aus den Bagnos entlassenen 3702 Sträflingen konnten 1196 oder 39 von 100 wenigstens lesen. Von diesen machten sich 229 oder 45 von 100 eines Rückfalls schuldig.

Unter den aus den Central-Gefangenhäusern Entlassenen konnten 33 von 100 wenigstens lesen und 36 von 100 wurden rückfällig.

Hieraus ergibt sich, daß die Rückfälle bei denen häufiger sind, die wenigstens einigen Unterricht genossen, als bei jenen, welche ganz in der Rohheit aufgewachsen.

Wenn bei den Sträflingen der Bagno's seltner Rückfälle Statt finden, als bei denen der Gefangenhäuser, so sind doch bei den ersteren die Rückfälle von schwererer Art. So machten sich unter 100 entlassenen Sträflingen

| | aus den Bagnos | aus d. Cent. Gefgh. |
|---|---|---|
| eines neuerlichen Verbrechens | 39 | 23 |
| einfachen Diebstahlsvergehen | 27 | 47 |
| der Bettelei und des Herumschweifens | 3 | 9 |
| der Vereitlung der polizeil. Aufsicht | 24 | 13 |
| und anderer minderer Vergehen | 7 | 8 |
| schuldig | 100 | 100 |

Deßhalb wurden auch von jenen 31 unter 100, von diesem aber nur 23 unter 100 zu schweren Criminalstrafen verurtheilt.

Die Entziehung aus der polizeilichen Aufsicht findet bei den aus den Bagno's Entlassenen häufig Statt, was aber natürlich daher rühret, daß diese Sträflinge schon vermöge des Gesetzes jederzeit unter polizeilicher Aufsicht bleiben, während bei den andern Sträflingen eine besondere Verfügung hierzu erforderlich ist.

Im ersten und zweiten Jahre nach der Entlassung treten immer die häufigsten Rückfälle ein; und sie beginnen meistens mit der Entziehung aus der polizeilichen Aufsicht.

Der Bericht des Justizministers enthält noch einige andere Zusammenstellungen und Nachweisungen, welche aber von geringerem Interesse sind; daher wir unsern Auszug hiermit beschließen.

---

## Notizen.

Abbé Sionnet, Mitglied der asiatischen Gesellschaft zu Paris, hat vor Kurzem ein interessantes Schriftchen herausgegeben: »Essai sur les Juifs de la Chine, et sur l'influence, qu'ils ont eue sur la littérature de cet vaste empire, avant l'ère chrétienne.«

---

Im Jänner d. J. starb zu Vepery in der Präsidentschaft Madras Dr. Rottler, Missionär im Dienste der englischen Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums seit 1817, vorher im Auftrage der dänischen Mission zu Tranquebar seit 1776, in diesem Berufe hochverdient als Gelehrter und Sprachforscher durch eine Revision der Uebersetzung des A. Test. von Fabricius ein tamilisch-englisches Lexicon und andere Werke, so wie als Botaniker durch tüchtige Kenntnisse (er wurde 1795 von der Universität zu Wien honoris causa promovirt) und viele Verbindungen mit bedeutenden Naturforschern Europas rühmlichst bekannt, geb. zu Straßburg im Juni 1749.

---

Dr. Vollmer ist ein wahrer literarischer Proteus, indem er für seine verschiedenenartigen Produkte auch verschiedene Vaternamen sich beigelegt hat. Wahrscheinlich hat er dadurch der Verwunderung des Publikums vorbeugen wollen, welches sonst billig gefragt hätte, wie eine und dieselbe Person fast zu gleicher Zeit ein vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen, eine Beschreibung des österreichischen Staates, des Meeres, seiner Bewohner und seiner Wunder, Erzählungen und Phantasiestücke und die Räuber in den Karpathen oder Ungarn vor 150 Jahren, ja vielleicht noch sonst etwas habe abfassen können. Hr. Dr. Vollmer, denn dieß ist der wahre Name, hat es also passend gefunden, sich bald Dr. M. Zimmermann, bald W. F. A. Zimmermann, bald Dr. Morvet zu nennen. Wir wollen ihm das Recht nicht streitig machen, auf diese Weise das Publikum zu mystificiren, er darf es eben so wenig diesem verargen, wenn es Interesse daran findet, in die Coulissen seines Theaters zu blicken und von dem Kleiderwechsel einige Notiz zu nehmen. Denn obgleich ein Buch gut oder schlecht bleibt, man mag den wirklichen berühmten oder unberühmten Verfasser kennen oder nicht, so liegt doch klar am Tage, daß diese Kenntniß nicht gleichgültig seyn kann. Eines Theils läßt die Beschaffenheit eines Buches sich doch nur aus des Verf. Persönlichkeit erklären, andern Theils will der für ein gutes Buch dankbare Leser wissen, wem er zu danken hat. Es ist leider dahin gekommen, daß das Büchermachen auf förmlich fabrikmäßige Weise betrieben wird. Da wird nun bei weitem mehr in die Breite, als in die Tiefe gearbeitet. Nicht was wirklich dem Publikum frommt, sondern was von ihm goutirt wird, was Modeartikel geworden ist, bringt man auf den Markt. Es ist beklagenswerth, daß an sich gute Kräfte nicht selten auf diese Weise zersplittert werden.

---

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

104 Sonnabend den 30. December 1837.

Das Oppaland, oder der Troppauer Kreis nach seinen geschichtlichen, naturgeschichtlichen, bürgerlichen und örtlichen Eigenthümlichkeiten beschrieben von Faustin Ens, Professor und Museums-Custos am Gymnasium zu Troppau ꝛc. Vier Bände. Wien Gerold 1836—37.

Wir bedauern, mit vorliegendem Werke in seiner Vollendung so spät bekannt geworden zu seyn, weil wir nun nicht mehr im Stande sind, dasselbe in allen seinen verdienstlichen Richtungen zu verfolgen, und unser Urtheil mit den nöthigen Belegen zu unterstützen. Jedenfalls aber dürfen wir im Allgemeinen mit Zuversicht aussprechen, daß es zu dem Besten gehört, was wir in ähnlicher Beziehung besitzen. Innige Bekanntschaft mit der Aufgabe, lichtvolle Anordnung, und unermüdeter Fleiß auf dem Wege der Forschung und Sammlung sind Vorzüge, die dem Verfasser gewiß Niemand in Abrede stellen wird; dazu kommt noch, daß er mehr als die meisten seiner Vorgänger verstanden hat, die Entwicklung des Volkslebens in Sitten und Gebräuchen, in politischer und kirchlicher Beziehung klar und anschaulich hinzustellen. Dadurch gewinnt das historische Element erst jenen Standpunkt, von dem aus es wahrhaft in's Leben eingreifend wirkt! Ueber die Gabe der Darstellung mögen die Auszüge sprechen, welche das heutige Hauptblatt eröffnen, und die wir zu diesem Zwecke dem zweiten Bande entnommen haben. Um indessen unsern Lesern wenigstens eine Uebersicht der ganzen Leistung zu geben, wollen wir den Inhalt der vier Bände, von denen jeder ohnedieß einen selbstständigen Titel hat, hier kurz verzeichnen.

Erster Band. »Geschichte des Herzogthums Troppau, zum ersten Male bearbeitet.« Ganz treffend bezeichnet der Verfasser seinen Standpunkt in der Vorrede mit folgenden Worten: »Man erwarte hier nicht die Volksgeschichte eines Landes; nicht ein schönes seelenerhebendes Bild unserer Voráltern, von welchen wir nicht einmal mit Gewißheit wissen, wer sie waren; nicht eine pragmatische Erzählung von Begebenheiten, in der manche Mittelglieder aus der Einbildungskraft genommen sind, weil sie in den Urkunden fehlen — denn ich will nur Wahrheit schreiben —; doch fürchte man sich auch nicht vor einer Compilation trockner, unzusammenhängender, unfruchtbarer Erzählungen und fader Träumereien, womit unsere alten Chronikenschreiber ihre dickleibigen Bände angefüllt, und spätere Forscher willkürlich gedeutelt haben. Mein Vorsatz ist: das allmählige Gestalten des geistigen, sittlichen und bürgerlichen Lebens in diesem Fürstenthume zum Hauptfaden meiner Erzählungen zu wählen, denselben durch das Gewirre der mannigfaltigsten Regentenhäuser, Regierungsarten und der Einwirkungen fremder Völker stätig fortzuspinnen, die daneben hinspielenden Ergebnisse, wenn sie mit dem Hauptfaden verwandt sind, hinein zu flechten, und so den wie abgerissen dastehenden Erscheinungen eine harmonische Beziehung und Einheit zu geben.

Zweiter Band. »Geschichte der Stadt Troppau. Mit einem Anhange: die Entstehung und den gegenwärtigen Bestand des vaterländischen Museums enthaltend.« Als vorzugsweise interessant bezeichnen wir hier die einzelnen Abschnitte über Handel (S. 6—12), Münzwesen (S. 12—15), Gewerbe (S. 15—18), Entwickelung der gemeinheitlichen Verfassung (S. 18—22), Vertheidigungswesen (S. 29—30), Sittlichen Zustand (S. 30—36), u. s. w.

Dritter Band. »Beschreibung des Oppalandes und seiner Bewohner im Allgemeinen und die Ortsbeschreibung des Fürstenthums Troppau im Besondern.« Wie sehr es der Verfasser verstanden, ein lebendiges Bild seines Gegenstandes zu entwerfen, bezeugen die Mittheilungen über Sprache, Charakter, Tracht, Nationalfeste, Erziehung und Geisteskultur. Unter der letzten Rubrik haben uns die von S. 73—101 abgedruckten Oberschlesischen Volkslieder im hohen Grade angesprochen, und wir können nicht umhin, eines von den kürzern hier einzurücken.

### Der Adler und die Eule.

Ane Eule of dam Zaimla soß,
Se soß wull gonz allane,
Do quom der Oar, dar schöne Vogel.
A. »Wos machst du do allane?
E. »Wos ich do hier allane moch,
Dos well ech dir bald sen:

Mei Vater is ain Krieg gezehe,
Die Muitta g'sturba draf vor Laed.«

A. »Sätz dech off meine Flügela,
Wer welln mit einander fliehn;
Flieh ich furt, do fliehst iner a noch
Do fliehn der aus ne Lande.«

Wie se a Steck ain Wald nei kömmt,
Wors Odlä sai Genäst,
Stieß ar se hin, stieß ar se har,
Ar broch dar Eul' a Baen.

E. »O Odla! Odla! schüner Vogel!
War ech geblien allaene,«
Ar stieß se hin, ar stieß se har,
Ar broch dar Eul' a Reppa;

E. „O Odla! Odla! schüner Vogel!
Wie grouß seyn deine Recka.«

Hald' Eu, hald Eu, ihr Maedla jöng,
Und lod Euch ni verführa,
Dann, dar dis besta Wertla get,
Das is dar grüste Verführer.

Vierter Band. »Ortsbeschreibung der Fürstenthümer Jägerndorf und Neisse österreichischen Antheils und der Mährischen Enclaven im Troppauer Kreise.“ Den einzelnen Abtheilungen geht immer eine gedrängte historische Darstellung voraus, welche zunächst bei Jägerndorf erhöhtes Interesse gewinnt, da mittlerweile neue Urkunden dem Verfasser zugänglich geworden, welche zur Ergänzung der Geschichte des Oppalandes überhaupt dienen. — Wir hoffen, durch diese Uebersicht die Reichhaltigkeit und Tüchtigkeit der vorliegenden Arbeit zumindest angedeutet zu haben, und wiederholen unser Bedauern, nicht ausführlicher darüber berichten zu können. Um so freudiger aber sprechen wir die Ueberzeugung aus, daß sie Niemand ohne Belehrung und Gewinn aus der Hand legen wird! Papier und Druck sind gut. W.

---

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner, Conrector am Gymn. zu Schweidnitz. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1837. X u. 421 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Diese Schrift bezeichnet der Vf. bescheiden genug als einen Versuch, die Begebenheiten zu erörtern, welche die Gründung der makedonischen Hegemonie in Griechenland bis zur Schlacht bei Chaeronea herbeiführten; ihre Entstehung verdankt sie der Lectüre der attischen Redner, namentlich des Aeschines und Demosthenes, und die ganze Einrichtung und Färbung beweist dieß. Zusammenstellen ließe sich dieses Buch etwa mit des verdienstvollen Winiewski bekannten Commentaren zur Demosthenischen Rede über die Krone; denn in manchen Partieen ist es mehr ein etwas ausführlicher Commentar zu den sogenannten philippischen Reden des Demosthenes, und dann tritt die philologische Behandlung vor der historischen hervor. Dieß kann jedoch auf keine Weise dem Vf. zum Vorwurfe gereichen, sondern wird den Freunden des großen Redners gerade erwünscht seyn. Dieß ist aber auch ein Hauptunterschied zwischen dieser Behandlung des Stoffes und dem Theile der Makedonischen Geschichte von Flathe, worin die Zeit des Philipp besprochen wird. Beide Bücher stehen neben einander und Ref. möchte das vorliegende auch nach jener ausführlichen Geschichte nicht entbehren. Der Stil ist in diesem nicht so blühend und belebt wie in jenem, aber auch nicht trocken und abstoßend, nur ruhig und so zu sagen leidenschaftlos betrachtend, bisweilen mit dem Gepräge der streng wissenschaftlichen Untersuchung. Nur das Eine hebt Rf. hervor als etwas, was ihm der größeren Beschränkung bedürftig erscheint: die zu ausführliche Darstellung des Inhaltes der hier besprochenen Reden des Demosthenes von S. 127 an. Der Inhalt ist folgender: Nach der Einleitung, in welcher die griechischen Staaten jener Zeit in aller Kürze geschildert und die Quellen der Geschichte des makedonischen Königs bezeichnet werden, ist das ganze in folgende Abschnitte zertheilt: I. Zustand Makedoniens vor Philippus; erste Regierungsjahre desselben. II. Der Bundesgenossen-Krieg. III. Wiedererwerbung des thracischen Chersones durch die Athener. IV. Amphipolis. V. Krieg des Philippus mit den Illiriern und Thraciern. VI. Der phokische Krieg VII. Der olintische Krieg. VIII. Krieg in Euböa bis Ol. 108. IX. Philippus und die Thessalier. X. Zustand der Athener; Demosthenes (scheint dem Ref. vorzüglich gelungen). XI. Friede des Philokrates; Ende des phokischen Krieges. XII. Folgen des phokischen Krieges; Demosthenes zweite Philippika. XIII. Philipps Vergrößerungsversuche in den drei ersten Jahren nach dem phokischen Kriege. XIV. Philippus in Thracien; Demosthenes von den Angelegenheiten des Chersones; dritte Philippika. XV. Belagerung von Perinthus und Byzanz; Erneuerung des Krieges zwischen Philipp und den Athenern. XVI. Philipps Zug gegen die Skythen; Amphiktionenkrieg gegen die Lokrer vom Amphissa; Philipp in Mittelgriechenland; Schlacht bei Chaeronea. XVII. Befestigungen der makedonischen Hegemonie von der Schlacht bei Chaeronea bis zum Tode Philipps; Charakter desselben (bei der Schilderung des letzteren ist es interessant, die Urtheile des Demosthenes, Aeschines, Theopompus u. s. w. unter sich zu vergleichen und mit dem vom Vf. aufgestellten Resultate zusammenzuhalten). Endlich noch 5 Anhänge, von denen No. 2. 3. und 5. reichen Stoff zur Discussion enthalten, die aber hier im allgemeinen nur bezeichnet werden können, und worüber Ref. die philologischen Leser auf des Prof. Westermann Recension in der darmst. Zeitschrift für die Alterthumsw. No. 36 ff. verweist: I. Ueber Plan und Inhalt der philippischen Geschichte des Theopompus. II. Ueber das Geburtsjahr des Demosthenes (nach Hrn. Br. Ol. 99, 3, ohne daß er jedoch eine rechte chronologische Basis dafür hat).

III. Ueber das Verhältniß der olynthischen Reden zur Zeitgeschichte (sie sind nicht abhängig von den drei Hülfsleistungen Athens für Olynth, die Philochoros erwähnt. Voreilige Verdächtigung der ersten Rede S. 315. Anm. 4). IV. Ueber die vierte Rede gegen Philippus (gute Bemerkungen über die Wahrscheinlichkeit der Entstehung dieser dem Demosthenes fälschlich zugeschriebenen Rede). V. Ueber die Glaubwürdigkeit der öffentlichen Urkunden in der Rede vom Kranze (der Vf. scheint geneigt, sie für unecht zu halten, deutet jedoch mehr an als er es beweist). — Die Ausstattung des Buches befriedigt, ein Druckfehlerverzeichniß ist angehängt, doch darin nicht bemerkt, daß es S. 364 am Schlusse des Textes heißen müsse: allen denjenigen.

---

Biographische Notiz über Rolland de Lattre, bekannt unter dem Namen: Orland de Lassus. Aus dem Franz. übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von S. W. Dehn. Mit 2 Abbildungen. Berlin, Cranz, 1837. IV. u. 139 S. 8.

Es ist diese biographische Notiz ein besonderer für sich bestehender Abschnitt eines von dem 1836 als Bibliothekar zu Mons verstorbenen Hrn. Delmotte größtentheils in Handschrift hinterlassenen größeren Werkes, einer Biographie aller in Mons gebornen berühmten Männer. Außer der eigentlichen Lebensbeschreibung des Lassus enthält das Werk noch Nachrichten über die nächsten Nachkommen desselben, meist Tonkünstler, ein chronologisches Verzeichniß aller gedruckten und handschriftlichen Werke mit Angabe der Bibliotheken, in denen sie sich vorfinden, und einer genauen Beschreibung des Prachtexemplares der 7 Bußpsalmen in der königl. Bibliothek zu München, ferner 4 auf einzelne Lebensmomente des Lassus bezügliche Urkunden, das Bildniß desselben in ganzer Figur aus dem erwähnten prachtvollen Manuscripte der Münchner Bibliothek, und eine Zeichnung seines Grabmals auf dem Kirchhofe der Franziskaner in München. — »So wie diese biographische Notiz hier vorliegt«, sagt der Uebersetzer, »kann sie nur als die erste Skizze und der Grund zu einem umfassendern Werke über Lassus, mit dem die niederländisch-okenheimsche Periode der Tonkunst so ruhmvoll beschlossen wurde, in Hinsicht seiner künstlerischen Leistungen dienen, und es ist zu hoffen, daß er nun wie Palestrina an Baini, Joh. Gabrieli an Winterfeld, Mozart an Nissen u. s. w., bei dem jetzigen ernsthaften Streben und Wirken in der Wissenschaft und Geschichte der Musik, einen seiner würdigen Biographen finden wird; sobald nur erst das nöthige Material — seine künstlerischen Leistungen — zur Einsicht und Benutzung eines mit der Kunst innigst vertrauten Musikliteraten gelangt.« In demselben Sinne spricht sich der Vf. selbst am Schlusse des Werkes aus, indem er eine Würdigung des Lassus als Künstler und eine Erörterung des Einflusses desselben auf den Stand der Musik im 16. Jahrhundert bescheiden ablehnt, zugleich aber den Mann bezeichnet, der am würdigsten diese Aufgabe zu lösen im Stande seyn möchte. »Ein einziger Mann«, sagt er, »ein Landsmann des Lassus und wie dieser in Mons geboren und Musiker, der mit allen Epochen der Geschichte der Musik innigst vertraut ist, meine Leser werden es schon errathen haben, Herr Fetis.« — Der Verfasser schließt mit dem Wunsche, daß dem Lassus von seinen Landsleuten eine Statue möge errichtet werden, wozu die Regierung um so williger die Hand bieten werde, da in Folge einer Entscheidung von 1835 die Statuen berühmter Männer Belgiens von belgischen Künstlern ausgeführt werden sollen. — Wenn nun die Arbeit des Verfassers, ungeachtet sie eine wesentliche Lücke läßt und überhaupt nur als eine schätzenswerthe Materialiensammlung zu einem umfassenderen Werke über Lassus zu betrachten ist, dennoch volle Anerkennung verdient, da es zwar an emphatischen Lobeserhebungen dieses „Fürsten der Musik“ nicht fehlte, bis jetzt aber weder sein Geburts- und Todesjahr, noch sein Vaterland und selbst sein Name außer Zweifel gesetzt war, so verdient gleiche dankbare Anerkennung der Uebersetzer, da der Verlagsartikel einer französischen Provinzialstadt — das Original ist zu Valenciennes erschienen — nur höchst schwierig zur allgemeinen Kenntniß gelangt.

---

Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. Zweiten Bandes erstes Heft. Leipzig, Brockhaus 120 S. 8.

Das vorliegende Heft enthält 11 Mittheilungen, von Wilhelm Grimm, Th. G. von Karajan, Heinr. Hoffmann, William J. Thoms, und Thomas Wright, und sie sind mehr oder minder durchwegs interessant. Der größte Theil derselben ist abermals aus österreichischen Bibliotheken, wie »Cato« (S. 18—32) aus der Melker Hs. N. 18, S. 271—293, No. 48; »Predigtbruchstücke« (S. 32—40) I. Pergamentblatt in Quart, die Seite zu 24 Zeilen, aus dem 13. Jahrhundert in der Wiener Hofbibliothek II. Vier Pergamentblätter in Quart, zu 32 Zeilen, in Klosterneuburg. »Handschrift der Clara Hätzlerin«, (S. 57 — 74) vom Jahre 1471. 353 gez. Blätter in Fol. No. 235 im Böhmischen Museum zu Prag. „Aus Bruder Bertholds Predigten“, (S. 120) Klosterneuburger Handschrift, Bl. 13. — Die Nachricht (S. 82 — 97) über »Altdeutsche Handschriften« von Hoffmann zählt nicht minder mehrere auf, die sich in Oesterreich befinden. Wir wollen sie hier ausheben:

I. »Die vier Evangelien und das Leben der Jungfrau Maria.« Pp. Hs. vom Jahre 1351, 108 Blätter, 8., in der Benedictinerabtei Admont.

II. »Die vier Evangelien.« Pg. Hs., XIV. Jahrhundert 110 Blätter 4. in der Benedictinerabtei St. Paul im La-

IV. »Die Minnerede.« Pg. Hs. vom J. 1373, 13 Seiten 8., in der Benedictinerabtei Göttweig, sign. B. 25.

V. »Leben der Heiligen.« Pp. Hs. XV. Jahrhundert, 262 Blätter Fol., auf jeder Seite zwei Spalten, in der Bibliothek der Augustiner-Chorherrn zu Klosterneuburg.

VI. »Marias Tagzeiten.« Pg. Hs., XIV. Jhrh. 12., zu Klosterneuburg.

VII. »Mariens fünf Nöthe und sieben Freuden.« Pp. Hs. XVI. G. 19. der Prager Universitätsbibliothek.

IX. »Der heilige Antonius.« Pg. Blatt, XIII. Jhrh. Fol. Bruchstücke von 176 Versen, in der Göttweiger Hs. L. 5.

X. »Die heilige Catharina.« Pg. Hs., XII. Jahrh., 6 Blätter, in der Bibliothek zu Göttweig, gez. II. 17.

XI. »Der heilige Christophorus.« Pp. Hs., XIV. Jhrh. 35 Blätter, in der Bibliothek der Augustiner-Chorherren zu St. Florian.

XII. »Die unschuldige Königin von Frankreich.« in der Wiener Pp. Hs. No. 2800 (früher Recens 3054), XIV. Jhrh. Fol. Bl. 143b,—147b gedruckt in Graffs Diutiska III. B. S. 378—397.

Noch erübrigt uns von dem Aufsatze über Seifried Helbling (S. 2—17) als zunächst auf österreichischem Gebiete fußend, Einiges zu sagen. Der Verfasser, Herr Theodor von Karajan, »beschäftiget sich seit geraumer Zeit mit einer historischen Untersuchung von Helblings Gedichten im Interesse der österreichischen Geschichte und will der seiner Zeit erscheinenden Abhandlung einen diplomatisch getreuen Abdruck der seines Wissens nur in der Hs. der k. k. Bibliothek zu Wien erhaltenen Gedichte Helblings beigeben.« — Wir sind nicht im Stande, nach der vorliegenden Probe ein gutes oder schlechtes Prognostikon zu stellen; daher wir auch einige, uns nahe liegende Bemerkungen bis zur Erscheinung des Werkes selbst verschieben wollen; indessen zwei Behauptungen des Verfassers können wir im Interesse der österreichischen Geschichte nicht mit Stillschweigen übergehen. Wenn Herr Karajan sagt: »Erst in neuerer Zeit hat man den historischen Werth von Helblings Dichtungen zu ahnen begonnen,« so erinnern wir ihn an die von ihm benützte Handschrift Reichard Strein's, welche doch in der That nichts anderes enthält, als Verwendungen einzelner Stellen zu historischen Erläuterungen. Wir werden bei einer andern Gelegenheit das Verdienst Strein's, der bekannter Maßen 1600 starb, in dieser Beziehung ausführlicher besprechen! — Die zweite Behauptung betrifft den Piaristen Rauch, den Herausgeber der Scriptores rerum Austriacarum und Fortsetzer von Schrötter's Oesterreichischer Geschichte; doch wir wollen die ganze Stelle hier ansetzen: »Der fleißige obwohl etwas ungenaue, wenigstens im Lesen alter Handschriften unglückliche Piarist A. Rauch wäre beinahe zu einer Ausgabe geschritten, wenn ihn nicht unbekannte Gründe zum Glück (!?) davon abgehalten hätten.« Es ist schwer, für dieses Urtheil einen passenden Ausdruck zu finden — wir bemerken dagegen nur, daß die Handschrift, nach welcher Herr Karajan einen diplomatisch getreuen Abdruck besorgen will, gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben ist, Rauch aber viele ältere Manuskripte, selbst nach dem Zeugnisse des Johannes von Müller mit Glück und Erfolg zum Drucke befördert hat. Cuique suum! Uebrigens läßt sich, bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Sprachkritik, der obige Ausspruch über Rauch wohl schwer mit dem Vorsatze, einen blos diplomatisch getreuen Abdruck zu geben, vereinigen; wir wollen erwarten, daß Herr von Karajan seine Befähigung zu solchen absprechenden Urtheilen auf eine, jetzt allein nur genügende Weise bethätigen werde.

## Notizen.

Der achte Band von Wachsmann's Erzählungen und Novellen (Leipzig 1837) enthält 3 Erzählungen und 3 Heirathen mit hinreichender Ausstattung und Versorgung des Pärchens; indessen sprechen wir den Erzählungen durchaus nicht das Unterhaltende ab; vielleicht ist es eben das Heirathswesen, was sie so manchem unverheiratheten Leser oder Leserinn besonders anziehend macht.

Die romantischen Erzählungen von Eduard Wehrmann (Frankfurt 1837) zeichnen sich durch Einfachheit, Naivität und gutmüthigen Humor aus, worüber man wohl einzelne Mängel übersehen kann.

Nachricht. Mit dieser Nummer hört die österreichische Zeitschrift in dieser Gestalt auf; über eine etwaige bändeweise Fortsetzung wird die betreffende Ankündigung zu seiner Zeit das Nöthige sagen. Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß werden bis zum 15ten des folgenden Monaths ausgegeben.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

# Inhalt.

## I. Abhandlungen.


Seite

Balbi, Dorf der Verrückten . . . . . . . . . 208
Bergmann, Volkssprache des Bregenzerwaldes . . 309
—— Alois Primisser . . . . . . . . . . 393
Briefe von Reinhold, Niebuhr u. s. w. . . . . . . . 1
Document einer besondern Schriftart der Alten . . 11
Feuchtersleben, ein Brief Meyers . . . . . . 153
Gay, Blick auf die europ. Völker- und Sprachenkunde 297
Geographische Skizzen aus dem Osten Europas.
1) Montenegro . . . . . . . . . . 23
2) Servien . . . . . . . . . . . . 31
3) Moldau und Wallachei . . . . . . 41
Zur Geschichte und Literatur der semitischen Dialekte 381
Hamlet . . . . . . . . . . . . . . . . 321
Hegewisch, Brief von . . . . . . . . . . . 198
Hohler, die Schriften der Alten über Landwirthschaftskunde . . . . . . . . . . . . . . 74
Karte, die topographische, des lombard. venet. Königreichs 115
Koelli, Zur Charakteristik Torquato Tasso's . . . 225
— über Klieber's Basrelief zu Hofer's Monument 245
Kolar, über die liter. Einigung der slaw. Völker . . . 209
Kunstgegenstände in Berlin . . . . . . . . 391
Lozinski, Einführung des poln. Alphabets in die ruthen. Sprache . . . . . . . . . . . . . . . 139
Medaille auf Jos. Eckhel . . . . . . . . . 121
Noeman sein Wesir und der Tajide . . . . . . 379
Pichler Karoline, das Unglück der Dichter . . . . 157
Schumacher, neuere spanische Poesie . . . . . . 57
Straube, Eine Stegreif-Dichterin . . . . . . . 156
—— die Verläumdung . . . . . . . . . . . 355
Stubenrauch, über die Besteigung des Montblanc 45
—— über die Freilassung der Negersclaven in den britt. Kolonien . . . . . . . 249
—— Dietrich von d. Werder . . . . . 137
—— Uhland. Eine Stimme des Auslandes 199
—— aus der neuesten Zahlenstatistik von Frankreich . . . . . . . . . . 325
—— Strafrechtspflege in Frankreich . . . 402
Tschabuschnigg, Kritik über Kritiker . . . . . . 149
Ueber die in Padua entdeckten Fresko-Gemälde . . . 221
Ueber die ältesten Trinklieder der Franzosen . . . . 261
Wiener-Kunstausstellung . . . . . . . . . . . 183


## II. Recensionen.


Balbi, Studium der engl. Sprache . . . . . . . . 169
Beilhack, Denkmähler des deutschen Volks . . . . 388
Bisner, Rubanow und Bugenhagen . . . . . . . 368
Böttiger, Carl August. Biographie . . . . . . 3
Brückner, König Philipp von Macedonien . . . . 414
Bucholtz, Geschichte der Reg Ferdinand's I. . . . . 161
Castelli, Erbhuldigung in Oesterreich u. d. E. . . . 127
Condizione, della, d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani . . . . . . . . . . . . 339
Dehn, Notiz über Rolland de Lattre . . . . . . . 415
Delitzsch, Geschichte der jüdischen Poesie . . . . . 405
Dieterici, Universitäten in Preußen . . . . . . . 29
Dümge, Regesta Badensia . . . . . . . . . . 55
Dukes, Ehrensäulen . . . . . . . . . . . . 405
Eichenfeld und Endlicher, Analecta grammatica 235
Eisenbahn, die, von Venedig nach Mailand . . . 392
Emil, Romantisch-historische Skizzen . . . . . . 222
Endlicher, Verzeichniß der chines. u. japan. Münzen 409
Ens, das Oppaland . . . . . . . . . . . . . 413
Exner, die Stellung d. Studirenden auf d. Universitäten 365
Feil, Wien's Umgebungen . . . . . . . . 373 u. 397
Feuchtersleben Gedichte . . . . . . . . . . . 97
—— Beiträge zur Literatur &c. . . . . . 193
Fouqué, Ondina, racconto . . . . . . . . . . 179
Freese, deutsche Prosodie . . . . . . . . . . 186
Gaudy, Clotilde v. Ballon-Chalys . . . . . . . 349
Gebel, die tiefe Verschuld. der schles. Rittergüter . . 123
Gervinus, Grundzüge der Historik . . . . . . . 293
Guide des Etrangers à Vienne . . . . . . . . 264
Halm, der Adept . . . . . . . . . . . . . [illegible]
— Griseldis . . . . . . . . . . . . . . [illegible]
Hammer-Purgstall, osman. Dichtkunst . . . . . 125
—— Gemäldesaal . . . . . . . . 301
Haupt u. Hoffmann Altdeutsche Blätter . . 42 u. 415
Heinse, Böhmen . . . . . . . . . . . . . . 387


Digitized by Google

Seite

Heintl, Rektorats-Feierlichkeit . . . 251
Heirath, Eine, in der großen Welt . . . 103
Herzenskron, Thalien's Spenden . . . 352
Hock, Pabst Sylvester . . . 163
Hölty, Zoroaster u. sein Zeitalter . . . 231
Hoffmann, deutsche Volksschulverfassung . . . 159
— v. Falersleben, deutsche Philologie . . . 113
— — Iter austriacum . . . 374
Hügel, enumeratio plantarum . . . 171
Jäger, Darstellung der Seelenkunde . . . 70
Julius, die amerikanischen Besserungs-Systeme . . . 210
Kleinschrod, Großbritanniens Gesetzgebung . . . 77
Kletke, Gedichte . . . 118
Kuffner, Minutenspiele . . . 178
— Reise des letzten Menschen . . . 178
Ledebur, die fünf Münster-Gaue . . . 363
Legis, Darst. der böhm. Krönung . . . 5
Lisch, Grabalterthümer Meklenburgs . . . 410
Lüben, Unterricht in der Thierkunde . . . 238
Mauthner, Heilkräfte d. kalten Wasserstrahls . . . 110
Mekarsky, das Eisenbahnwesen . . . 171
Mendham memoirs of the council of Trent . . . 6
M'Queen, statistics of the British Empire . . . 37
Neudecker, Urkunden aus der Reformationszeit . . . 9
Otto, Lesebuch der ruff. Literatur . . . 19
Panasch, Alboin . . . 371
Raffelsberger typogr. Karte . . . 273
Recueil des actes de l'académie Imp. de S. Petersbourg . . . 241
Reinpeck, Reise-Plaudereien . . . 41
Rettich, poet. Beschr. d. österr. Monarchie . . . 154
Rollet, Baden in Oesterreich . . . 382
Scheiger, Burgen in Oesterreich u. d. E. . . . 143
Schels, Kaiser Leopold II. . . . 227
Schlesinger, Vindobona . . . 257
Schmidl, Wien's Umgebungen . . . 357
— Wien wie es ist . . . 383
Schmidt, Unters. über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus . . . 49
— über Eisenbahnen und Banken . . . 122
— Verarmung in Deutschland . . . 362
Schulz, Anstalten in Oesterreich . . . 294
Schweickhart, Salzburg . . . 377
Seidlitz, Poesie und Poeten in Oesterreich . . . 109 u. 117
Sommer geogr. Taschenbuch . . . 307
Sorcier, der schnelle Franzose . . . 340
Southey, Nelsons Leben . . . 361
Stelzhammer, Lieder . . . 289 u. 335
Stieglitz, Dyonysosfest . . . 135
— Mozarts Gedächtnißfeyer . . . 361
Storch, Jakobsstern . . . 183
Straube, vaterl. Sagen . . . 222
Stülz, Geschichte von St. Florian . . . 285
Täuber, Ferienübungen . . . 303
Theile, Bibliothek d. Geschichte . . . 332
— Bibliothek d. Rechtswissenschaft . . . 332
Thiele, Torvaldsen . . . 307
Treskow, Irland . . . 367
Tschischka, Kunst und Alterthum . . . 315
Uechtritz, Rosamunde . . . 371
Uschold, Geschichte des trojan. Krieges . . . 15
Vischer, die oligarchische Partei . . . 4
Vogl, Volksmärchen . . . 240
— Balladen und Romanzen . . . 295
Wartinger, Privilegien von Graz . . . 118
— — von Bruck . . . 118
Wehnert, die Politik des Civil-Staats-Dienstes . . . 317
Yrem, über Goethe's Herrmann und Dorothea . . . 120
Zeiß, Appians römische Geschichte . . . 207
Zimmermann, das Kaiserthum Oesterreich . . . 89 u. 185
Zugschwert, das Recht des Schadenersatzes . . . 70

Notizen. Anzeigen. Erörterungen.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Indiana Univ
4/7/48

Digitized by Google

Digitized by Google